Catilina.

Drama in fünf Aufzügen

von

Ferdinand Kürnberger.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1855.

2 4 3

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Catilina.

Drama in fünf Aufzügen.

Perſonen.

M. T. Cicero, } Conſuln des Jahres.
C. Antonius, }

L. Sergius Catilina, ein Patrizier.

Cor. Lentulus Sura, erſter Prätor, vorm. Conſul.

C. Cethegus, Senator.

Servilius Nullus, Volkstribun.

Gabinius, } Volkstribunen.
Statilius, }

Attius Labienus, Volkstribun.

Sext. Attilius Serranus, Quäſtor.

C. Manlius, vorm. unter Sulla ein Offizier des Catilina.

Glaukus, } vornehme Griechen aus Heraclea.
Zeno, }

Umbrenus, Haupt der Geſandtſchaft der galliſchen Allobroger.

Göparius aus Terracina.

M. Porcius Lecca, Senator.

Calpurnius Beſtia, erwählter Volkstribun des nächſten Jahres.

Autronius, Senator.

Fulvius, eines Senators Sohn.

L. Vargunteius, Senator.

C. Cornelius, Ritter.

L. C. Longinus, Senator.

P. Vatinius, erwählter Volkstribun des nächſten Jahres.

Metellus Nepos, desgleichen.

C. Julius.

Septimius.

} Mitverſchworne des Catilina.

D. Silanus, erwählter Conſul des nächſten Jahres.
M. Por. Cato,*) L. Catulus, L. Paulus, Tiberius Nero, Rabirius,**) } Senateren.
C. Julius Cäſar, Pontifex Maximus.
Licinius Craſſus, Ritter.
L. Valerius Flaccus, C. Pomtinus, } Prätoren.
Marcius Rex, ein Feldherr.
Cervus, ein Sclave Cicero's.
Gyges, Harpalus, Amyntas, Myron, Midas, Vultur, Kleon, } Sclaven in Capua.
Ein Herold des Antonius.
Erſter Soldat, Zweiter Soldat } im Lager Catilina's.
Tertilla, vormals Veſtalin.
Cornelia, Tochter des Antonius.
Die Abgeordneten der Allobroger — Männer aus Hetrurien — Männer aus Heraclea — Lictoren — Bewaffnete — Senſenſchmiede — Soldaten — Sclaven. —
Ort der Handlung: Rom, Hetrurien, Capua.
Zeit: Um das Jahr 688 nach Erbauung Roms, 63 vor Ch. G.

*) Ein kräftiger Greis, einen Krückenſtock führend.
**) Ein gebrechlicher Greis von achtzig Jahren, auf zwei Krücken gehend.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Nacht. Ein beleuchteter Saal im Hauſe Catilina's.
Catilina. Tertilla.

Catilina.

Tertilla, geh in dein Gemach; laß mich
Allein.

Tertilla.

Schon wieder? Die Zuſammenkünfte
Beſchäftigen jetzt häufig deine Nächte.

Catilina.

Zuerſt im Einzelnen; heut Abend kommen
Sie alle. Rom und die Provinzen ſchicken
Mir die Parteigenoſſen; alte Freunde
Verſammeln ſich und neue werd' ich ſehn.
Ich hoffe — gute Nacht, Tertilla, geh!

Tertilla.

Ich ging bisher; soll ich es immer? Reif
Ist dein Geheimniß jetzt; wohlan! mein Wunsch
Ist reif auch, es zu theilen; — laß mich bleiben.

Catilina.

Du sollst nichts wünschen, was ich weigern muß.

Tertilla.

Nichts weigern sollst du, was ich wünschen darf.

Catilina.

Im Rathe sitzt nur, wer zur That berufen.
Laß dir die Gränze des Geschlechts genügen.
Du bist für solchen Inhalt kein Gefäß,
Er sprengte dir das Herz, und stöß' ins Weite.

Tertilla.

O an die Frauenzunge mich zu mahnen —
Erröthe, Catilina!

Catilina.

An die Zunge
Und jede Schwäche des Geschlechtes — ja!
Warum willst du auf einen Theil verzichten
Weiblicher Schönheit: auf des Weibes Mängel?

Tertilla.

Das Weib, das eine Göttin dir geopfert,
Vertrauen iſt es werth, nicht ſchöne Worte!

Catilina.

Ich traue dir das Große zu, Tertilla,
Doch nicht das Kleine, das Alltägliche.
Die höchſten Kränze greift das Weib herab
Vom Scheitel der Unſterblichen, und jede
Glanzvolle That iſt ſeinem Herzen möglich.
Mit Helden kann es in die Schranken treten,
Mit Krämern nicht. Wirf in die Weltgeſchichte
Die Wunder deiner Leidenſchaft und laß
Den Genius dich alles Edle lehren;
Eins lehret er dich nicht: die fühllos-todte,
Begeiſt'rungsloſe Kunſt des Schweigens nicht!

Tertilla.

So ſchütze dich dein Stern, o Catilina,
Vor Weibern in der Toga!

Catilina.

Leider! hier
Iſt kein Entrinnen. Dem Karakter bin
Ich ſtumm, und platter Schwäche muß ich reden!
Wie ſelten iſt der Mann des Preiſes werth,
Den vor dem Weibe ſchon durch das Geſchlecht

Ihm die Natur gereicht hat, unverdient!
O daß ich das Verdorbene der Zeit
Mit dem Verdorbenen bekämpfen muß!

Tertilla.

Weh dir! die Waffe zückst du und erkennst
Wie schlecht sie ist?

Catilina.

Noch schlechter sind die Andern!
Sie festigen mir das Vertrauen, wenn
Die eigene Partei den Zweifel weckt.

Tertilla.

Mir graut vor dieser Zuversicht! Was du
Verdorben nennst zum Angriff, tüchtig wird es
Zur Abwehr sein, und ungleich ist der Kampf.
O Catilina, die Geschichte Roms
Erzählt von Bürgern, die mit einem Anhang
Voll Kraft und Tugend schimpflich unterlagen.
Und hoffst du Gutes, wenn du schon zuvor
Den Werth der Deinen ohne Täuschung kennst?

Catilina.

Weil ich ihn kenne, darf ich Gutes hoffen.
Die Andern haben sich mit ihren Träumen
Verschworen, nicht mit Menschen. Tugend! Weisheit!
Sie sind geschickt zum Leiden; doch was handelt,

Das ſind die ſchlechten Triebe, die gemeinen.
Ich werde Jedem zeigen, was er wünſcht,
Den Eigennutz, die Wolluſt lock' ich an,
Und Durſt und Hunger führ' ich auf die Weide.
Nicht Opfer fordre ich für die Idee,
Nein, ſcheinen ſoll's, daß ſie ſich ihnen opfert.
Deßungeachtet leucht' ich Allen vor
Mit dem Gedanken, der mein eigner iſt;
Nur mach' ich ihnen nicht, wie Schwärmer thun,
Zum oberſten Beweggrund den Gedanken.
Er ſoll der Purpur ſein, der ihre Blöße
Mit Glanz bedeckt, der Einen vor den Augen
Des Andern adelt, der dem Schlechteſten
Die Ehre rettet, kurz, der allgemeine Titel
Der Menſchheit, unter dem es Jeder wagt —
Er ſelbſt zu ſein. Vor allem aber handle
Ich raſch, raſch wie der Blitz! Weh jeder reifen
Verſchwörung, ſie fällt ab, wie reife Früchte.
Eh mich das ſchleichende Gerücht verräth,
Laut ſchalle das Commando des Rebellen;
Und beſſer iſt's, mit hundert Streitern ſchlagen,
Als zaudern mit zehntauſend Mitverſchwornen.
So hoff' ich — doch ich höre kommen. Geh.

(Tertilla ab).

Catilina (allein).

Die Schaar der Jünglinge ſtürmt raſch voran.
Cethegus, zähme deine Donnerſtimme!

Wie lärmt mir Fulvius, der luſt'ge Sohn
Des mürriſchen Senators! Leiſe Vorſicht
Verſteht ihr freies Weſen ſchlecht. Geduld!
Bald tummelt ſich das friſche Blut im Lager.

Zweite Scene.

Catilina. Cethegus. Fulvius mit mehreren jungen Freunden. Zwei Brüder Servius. C. Cornelius. L. Varguntejus. L. Statilius. L. Gabinius treten auf.

Fulvius mit ſeinen Freunden.

Heil Catilina! Gruß dem Feldherrn! Heil!

Catilina.

Willkommen, Freunde! Früh ſeid ihr erſchienen.
Der Lenz von Rom kennt ſeinen beſten Freund
Und hängt ihm an.

Fulvius.

Das thun wir, Catilina!

Catilina.

Wie geht es deiner roſenrothen Jugend,
Verliebter, kleiner Fulvius? — Der Arme!

Glycerion, das ſchöne Griechenkind,
Hat ihm ſein Herz entwandt, wie manchem Andern!
Es geht ihm nah, heirathen will er ſie.
Das Köpfchen trauert?

Fulvius.

Leider! Unbeugſam
Verſagt mein Vater mir den Wunſch.

Catilina.

Der Graubart!
Was hat er gegen Venus' Töchterlein?

Fulvius.

Ihr Ruf gefällt ihm nicht; er nennt ſie unkeuſch!

Catilina.

Sie iſt ſo unkeuſch, wie der Nachtgedanke
Der keuſcheſten Veſtalin! — Willſt du ſie
Entführen? Geld und Freunde biet' ich dir.

Fulvius.

Dank, edles Herz! Vergeſſen will ich ſie!
Drum folg' ich dir und deinen Schlachten jetzt.

Catilina.

Entſagen? Nimmermehr! in Catilina's
Partei wird nicht entſagt. Du mußt ſie haben!

Die Springkraft des Genuſſes und der Freude,
Nicht die Verzweiflung will ich ſchlagen laſſen
In meinem Krieg. Wie lieb' ich ſie, die Jugend,
Weil ſie noch nicht Ruinen trägt im Herzen!
Glycerion, mein ſüßer Freund, ſoll keine
Ruine ſein in deiner jungen Bruſt!
Genug; ich thu's nicht anders! ſchweig und nimm!

Fulvius.

O theurer Sergius, ich opfre dir,
Wie einem Gott! Und ſieh, zum Danke bring' ich
Die beſten meiner Freunde dir ins Haus.

Catilina.

Da haſt du dich ja ſchon zuvor um mich
Verdient gemacht! — Ich grüß Euch, Söhne Roms!
Wo fehlt's? Wo ſtockt's? Was führt Euch her zu mir?
Doch Euer edles, freies Weſen ſagt's:
Die Tugend, die Gerechtigkeit, die Menſchheit!
Und — daß wir uns nicht beſſer geben, als
Wir ſind — das eigne Glück, wie das der Welt.
Denn was iſt zwiſchen uns and unſern Vätern
Der Unterſchied? Sie ſchmelgen, wie die Diebe
Geheimer Sünden voll, in ihren Wänden,
Wir wollen offne Tafel halten, laden
Zum Mitgenuß der Menſchheit ganze Gattung
Und ziehen mit erweiterten Gedanken
Den Kreis des Selbſtgefühls um alles Leben!

Drum heißen wir Verſchwörer, wir, das Herz;
Denn guter Bürger iſt allein der Magen!

Cöparius. L. Caſſius Longinus. M. Porcius Lecca treten auf.

Catilina.

Seid mir gegrüßt! Longinus, bringſt du nicht
Den weiſen Medon mit, den edlen Sclaven?

Longinus.

Calpurnius verſprach mir, der Tribun,
Ihn abzuholen. Mühe braucht's, vom Hauſe
Des Herrn —

Catilina.

Des Herrn! des Herrn! Er ſollte längſt
Sein eigner Herr ſein. Trug ich nicht dem Quäſtor
Serranus auf, ihn loszukaufen? Kann
Die eigne Hand mich allerorts bedienen?
Ich reiſte damals juſt nach Afrika
Zu unſerm Sittius —

P. Vatinius. S. Attilius Serranus treten auf.

Catilina.

Serranus, dachteſt
Du wegen Medon meines Auftrags ſchon?

Serranus.

Wie ſollte, was das Haupt befiehlt, der Arm
Vergeſſen? Doch verzeih, zu viel gehäuft

Hat deines Auftrags ſich in jüngſter Zeit.
Ich fürchte bald den öffentlichen Schatz
Zu ſchwächen über's Maß.

Catilina.

Das fürchte nicht.
Eh' dein Verwaltungsjahr zu Ende geht,
Muß zwiſchen uns und Rom der Würfel fallen.

Serranus.

So hab' ich kürzlich erſt die wackern Männer
Von Heraclea losgekauft, —

Catilina.

Ganz recht!
Und fahre fort, ich bitte dich, Serranus.
Die Mitverſchwornen aus dem Sclavenſtande
Sie müſſen freier ſich bewegen können,
Je häufiger wir tagen, und das Werk
Dem Ziele näher rückt. Da kommt Metellus.

Metellus tritt auf.

Catilina.

Was giebt es Neues auf dem Forum? Denn
Der Stadt lebend'ge Kronik iſt Metellus.

Metellus.

Der Cenſor Piſo hat den liederlichen
Salluſt aus dem Senat geſtoßen.

Gabinius.

Endlich!

Statilius.

Der Fall iſt rar in unſerm Sumpf geworden.
Ich wette, der verpeſtete Salluſt,
Hat wie halb Rom den Cenſor ſelbſt gekrönt.

Metellus.

Was Ähnliches gewiß; denn frech genug
Hohnlachte der Verſtoßene zum Abſchied:
Er wolle künftig nicht mehr ſich an Weiber
Der Senatoren wenden, ſondern an
Geringe Claſſen des Geſchlechts.

Catilina.

Das Scheuſal!
Doch vollzufüllen alles Ekels Maß,
Hat ſich der kahle, würdeloſe Sünder
Seit Kurzem eine tugendhafte Feder
Geſpitzt, und drechſelt Sittenſprüche, trotz
Thucydides, dem alten, frommen Griechen.
Geſchichte ſchreibt er, ſucht im wüſten Treiben
Der Welt die wüſteſten Gebiete, ſchwärzt

Das Schwarze noch — „Jugurtha's Krieg" beginnt
Er eben; Cäsar theilte des Fragmentes Abschrift
Mir mit; hier ist es; hört den prächt'gen Eingang:
„Mit Unrecht klagt das menschliche Geschlecht,
„Daß eitel Ohnmacht sein Karakter sei,
„Und Zufall herrsche, statt Vernunft und Freiheit.
„Bedenk' es recht! Nichts Größres kannst Du finden,
„Nichts Trefflichers, als Menschen-Art und -Bildung.
„Nur ernster Wille fehlt, nicht Fähigkeit
„Zum Guten. Denn des Lebens Stern und Steuer
„Es ist der Geist, der Geist" — et caetera!
So declamirt der Heuchler, macht den Stoff
Um so viel dunkler, als er Lichteffecte
Für seine Phrasen braucht, und sonnet sich —
Gott schütze Jeden, der da lebt und handelt,
Vor Jedern, die sallustisch zeichnen! Doch
Wo fände sich im ganzen Rom der Mann,
Der sein Gewissen prägt auf Wort und That?
Die Wahrheit wohnt nur noch in Freudenhäusern!

Cor. Lentulus Sura. Servilius Rullus. Septimius und C. Julius treten auf.

Catilina.

Mein würd'ger Lentulus, sei mir gegrüßt
Und du, der kühnste der Tribunen, Rullus!
Ihr Seelen meines Unternehmens, harret
Noch einen Augenblick, noch ist der Leib
Mit allen seinen Gliedern nicht versammelt.

Lentulus (leiſe).

Ich wundre mich, o Catilina, Männern
Hier zu begegnen, wie Cöparius.
Wir gähren ſchon, der Hefe braucht es nicht!

Catilina.

Gönn' ihm die Ehre, Lentulus, du weißt ja,
Man richtet ohne Leute dieſes Schlags
Nichts aus; der Mann gilt viel bei ſeiner Claſſe,
Er hat des Volks beliebteſte Manieren.

Cöparius (leiſe).

Mit Pfauenſchwänzen hältſt du's, Catilina?
Was ſoll uns Lentulus? Das ſtolze Pack
Das wirft nur Koth auf unſ're heil'ge Sache.
Mit Keulen ſchlag' ich dieſe Racker todt!

Catilina.

Gemach, mein Freund! Wir haben klugen Grund
Das Anſehn und den Namen dieſer Großen
Heranzuziehn beim Anfang ſolcher Werke.
Die Macht ſteht hinter ihnen und wird theils
Gewonnen, theils gelähmt durch dieſe Sippſchaft —
Iſt 's Gold geſchmolzen, wirft man ſie zur Schlacke.

Umbrenus mit den Geſandten der Allobroger, Manlius mit den Abgeordneten aus Hetrurien, Glaukus und Zeno mit den Männern aus Heraclea treten auf.

Catilina.

Da kommen die Provinzen! und voran
Der Allobroger krieg'riſche Geſtalten.
Seht dieſen Volksſchlag, Römer! Ja, das ſind
Die alten Helden noch aus Brenus' Zeit,
Wovon mit eckig-ſteifer Kunſt die Väter
Schreckhafte Bilder malten, auf den rauch-
Gebräunten Dielen zum Entſetzen ihrer
Verweichlichten Geburten aufgehängt!
Einſt kam dies Volk mit eiſernem Geraſſel
Herangebraust, in Einer Hand das Schwert,
Das Feuer in der andern; Rom verbrannt' es,
Belagerte das Capitol, erſtieg es,
Und wickelte der Senatoren Bart
Mit Siegerſcherz ſich um die kecken Finger.
Heut ziehen ſie als Bittende heran,
Das Knie umfaſſend jedes feuchten Knaben,
Der Herr der Welt iſt, weil die Mutter ihn
An Einem Orte mit der Wölfin ſäugte.
Schaut nicht ſo grimmig, Männer! wie gefällt Euch
Das Land? was meint Ihr zu Italien?
Durchzogen habt Ihr ſeine ganze Länge —
Ei, ſagt uns doch was Schönes, wenn Ihr könnt. —
Ja, dies Italien, vor Römer-Zeit
So menſchenreich, daß wir den großen Ziffern

Der Kronik heute kaum noch trauen wollen,
So dichtbeſä't mit ländlichen Gemeinden,
Von fleißigen Samnitern, lehr- und kunſt-
Erfahrnen Tuſkern lachend angebaut
Bis an den ſteilſten Grat der Apenninen:
Heut iſt es eine Wüſte! Meilen habt Ihr
Durchmeſſen, wo kein Kornfeld wallte, Meilen,
Wo Euch kein Menſchenfuß begegnete!
Der ſchlaue Landmann läuft nach Rom herein,
Vorzieht er's, ſeine Stimme zu verhandeln,
Als eines Halmes Reife zu erwarten.
Von Weid' und Acker läuft der Sclave weg,
Geſellt ſich zu der weggelaufnen Rotte,
Und ſchwärmt als Räuber plündernd durch das Land.
Das iſt ein Tauſch von Vortheil! ich verſichr' Euch,
Die Herren in der Stadt, ſie dulden's gern,
Und theilen ſelbſt den Raub mit ihren Sclaven.
Wo des Sabiners fromme Hand vor alters
Ein rauhes Bergland für die Saat gewann,
Da bildet des Senators Töchterlein
Heute ſich ein, das Fiſchnetz auszuwerfen!
Der Vater ſagt's ihr zum Geburtstag zu,
Der Berg verſchwindet und der See iſt da.
Ja glaubt mir, alles Land, das Ihr durchzogen,
Erzeugt das Brod nicht mehr für eine Straße
In unſerm Rom, und wenn einmal der Sturm
Die Zufuhr aus Sicilien verſchlägt,
So heult die ganze Weltherrſchaft vor Hunger! —

Hier ſtellt ſich uns das edle Griechenblut
Von Heraclea vor. Ich grüß' Euch, Freunde!
Ihr könnt in Eurer feinen Zunge wohl
Noch Schwereres vom Römerjoch erzählen?

Glaukus.

Beim Herkules! Ich ſchwör' bei einem Gott
Gewohnheitshalber; denn was wir erduldet
Das hat uns längſt den frommen Wahn verleidet,
Daß Götter walten über Menſchenloos!
Das ganze Götter-Daſein, mein' ich, haben
In Rom die Senatoren und die Ritter
Gepachtet; denn ſie pachten Alles! unſre
Weggelder, Zölle, Straßen, Brücken, Dämme,
Den Sonnenſchein, der unſre Saaten reift,
Die Zeugungskraft, die unſre Heerden mehrt,
Ja ſelbſt das Waſſer, das wir trinken, iſt
Gepachtet, und ſie ſperren uns die Leitung,
Die Roms, nicht unſer iſt, wenn wir verſchuldet.
Ich ſag' Euch, Herr —

Cäparius.

In Rom gibt's keine Herrn.
Wir ſind hier Bürger, alle gleich und frei.

Glaukus.

O geht mit Euerm Poſſenſpiel von Freiheit!
Mir jagt der ſiedend-heiße Zorn das Blut

Aus allen Adern ſchwellend nach der Stirn,
Wenn ich das Treiben dieſer Gleißner ſchaue!
Dies Rom, ich weiß es wohl, es rühmt ſich groß,
Verfechterin zu ſein der Völkerfreiheit;
Das ſieht nach Wahrheit aus in Euren Straßen —
Geht doch in die Provinzen! ſeht Euch um!
Ich will Euch ſagen, wie man beides kann,
Frei ſein und Sclav nach römiſchem Geſetz.
Wir Griechen haben eine Republik
In Aſien, die uns ein Nachbarkönig
Barbariſch anfällt; Rom miſcht ſich darein,
Schickt ſeine Legionen, uns zu ſchützen.
Der König wird beſiegt, und zahlt die Koſten,
Die Republik bezahlt den Schutz; ſo gleich
Sind nicht zwei Tropfen Waſſers, als die Summen,
Die Feind und Freund bezahlen. Römiſches
Geſetz verbietet uns zu unterjochen,
Nicht uns zu ſchinden. Kann der Feldherr anders?
Will er den Pöbel Roms bei Laune halten,
Das edle, freie Volk! ſo muß er ſpenden
Thierhetzen, Fechterſpiele, Korn und Oel,
Und Thürme Goldes braucht er, ſag' ich Euch!
So zahlen wir, — das heißt, wir zahlen nicht,
Denn keine Mandel blieb' am Baum uns übrig,
Erlegten wir die Schatzung prompt und baar.
Da kommen Eure Ritter wie die Geier,
Sie borgen Geld zu räuberiſchen Zinſen,
Und nehmen Zins von Zins — o hielt er noch

Der Adler Zeus' den Blitzstrahl in der Klaue,
Er fegte mit der Feuerruthe —

Terranus.

Freund,
Bezwing' dein asiatisch Blut, bezähme
Die Leidenschaft des leicht erregten Griechen.
Wir Alle theilen deines Grimms Gefühl —

Glaukus.

Ihr kennt die Pest der röm'schen Schuldgesetze.
Doch wirbelt mir das Hirn daran zu denken!
Die von Amisus haben ihre Götter
Verkauft und ihre schönsten Heldenbilder;
Mir ward die eigne Tochter abgesprochen
Von römischen Gerichten, sag' ich Euch!
Mein Kind, mein Blut, mein süßes Kind verlangte
An Zahlungsstatt der Ritter und erhielt es!
(Er sinkt einem Nebenstehenden leidenschaftlich in die Arme.)

Jens (mit einem lahmen Beine vortretend.)

Ich konnte nicht mit einem Mädchen zahlen,
Dem Wunder Asiens, wie seine Tochter!
Der Adel ihres Leibes übertraf
Den Götterreiz der schaumgebornen Venus!
Doch half mir's wenig, daß ich, meiner Stadt
Vornehmster Bürger, hoch in Ehren stand,
Und wie ein Fürst in Heraclea war.

Sie ſpannten auf die Folter meinen Leib,
Aus meinem Angſtſchweiß ihren Zins zu preſſen;
Seht her, noch hab' ich es am linken Fuße,
Der Knöchel iſt geſprengt, ich hinke ſchmerzlich.

Glaukus (ſich aufraffend).
Fluch über Rom!

Jens (mit den Uebrigen aus Heraclea).
Fluch über Rom!

Manlius (mit denen aus Hetrurien).
Fluch über Rom!

Catilina.
Ihr Allobroger, das ſind Roms Provinzen!

Glaukus.
Ihr ſeid gekommen Euer Recht zu ſuchen?
Wie ſchwer iſt Euer Seckel? Geld iſt Recht!
So kann das Lamm vom Wolf, die Taube ſich
Vom Geier Recht verſchaffen. Sitzt denn nicht
Der Wuchrer ſelbſt als Richter auf dem Stuhle?
Ich möchte lieber Stränge drehn aus Sand
Als um Erpreſſung klagbar ſein in Rom.

Jens.
Und wird Euch Recht, ſo iſt's ein Gerſtenkorn
Für einen Hungrigen, nicht mehr. Lucullus,

Als er mit Schaudern unſre Leiden ſah,
Verlangte Gränzen für das Gränzenloſe
Und that dem Fraß des gift'gen Wuchers Einhalt.
's war wenig, was er half, doch ſchrie der Stand
Der Ritter, die Verfaſſung ſei verletzt,
Die Ordnung und das Recht der Republik
Von frevelhafter Neuerung gefährdet.
Der Mißbrauch ſiegte, höher ſtieg der Zins,
Die Ritter wütheten in Heraclea
Wie raſendes Gethier, und Tag und Nacht
Saß auf dem Markte das Gericht beiſammen,
Die Schuldner zu verſteigern und zu ſchätzen.
Als Sclaven ſahn wir uns nach Rom geſchleppt,
Und dienten hart, bis Catilina uns,
Der große Mann, durch ſeinen Freund befreite.

Glaukus.

Wollt Ihr Gerechtigkeit, Ihr findet ſie
Nur dieſes Ortes! Was die Redlichſten
Vermögen, wie Lucullus oder Andre,
Es iſt nur Flickwerk, Ohnmacht und Fragment.
Hier ſeht den Mann, den einzig-kräftigen,
Der nicht erſchrickt der Dinge Grund zu beſſern;
Drum ſtehn wir ihm mit ew'ger Treu' zur Seite.
Mit Briefen unabläſſig haben wir
Die Brüder in der Heimath ihm gewonnen
Und alles Griechenblut ſteht auf für ihn,

Wenn er die Stunde ausruft der Befreiung.
Ich rath' Euch, Allobroger, thut desgleichen!
Ihr habt nicht Gold genug, den Schlund zu füllen,
Der hier in Rom der Völker Mark verpraßt, —
Das Eisen Eurer Berge müßt Ihr brauchen!

Manlius.

Die armen Asiaten! Doch sie sind
Ja nur Provinzen! Wäret Ihr gleich uns
Italiener, Bundgenossen Roms,
Dann solltet Ihr Fortuna loben! Wahrlich
Nichts Glücklichers, als so ein Bundgenosse;
Gesegnet ist er mit den schönsten Rechten.
Wollt Ihr sie hören? Wohl! Zuerst und Allem
Voran besitzen wir das Recht, Soldaten
Zu stellen, viel Soldaten, Alles, was
Wir Männliches erzeugen, und das Maß hat,
Das wandert in den röm'schen Dienst. Wir haben
Den Hannibal geschlagen, wir die Welt
Erobert, doch der Ruhm davon ist römisch.
Gebt Acht, auf allen Monumenten sind's
Im ew'gen Kreis nur drei bis vier derselben
Stadtlegionen, die den Sieg erfochten.
Ganz andern Dank gewinnt der Bundgenosse:
Das Weinrohr herrscht für ihn allein im Heere;
Kein römisch' Kind schmeckt dessen Frucht, nur wir.
Zu Hause ferner haben wir das Recht,
Auflagen auszuschreiben, Zins und Steuer

Zu zahlen, und die Fluth der Millionen
Den Herrn der Welt in ihren Schatz zu leiten,
So oft ſie wie die Krebſe bei der Ebbe
Am Strande ſitzen in der Trockenheit.
Sodann genießen wir das Recht — was weiter?
Genug, wir ſind die röm'ſche Vorrathskammer,
Und was ſie brauchen, holen ſie von uns.
Wir ſind ihr Schafſtall, der die Wolle liefert,
Wovon ſie ihre Purpurmäntel weben;
Ihr Schafſtall ſind wir, ja; doch heißen wir
Mit ſüßem Heuchlerworte Bundgenoſſen.
Vor zwanzig Jahren wollten wir zum Namen
Die That und Wahrheit auch, und machten Krieg.
Wir ließen damals dreimalhunderttauſend
Streitbare Männer für die Freiheit ſchlachten;
Und wie erhielten wir ſie? römiſch! römiſch!
Mit Argliſt und Verrath. Sie theilten ſchnell,
Den Mund von goldnem Lohne voll, den Aufſtand,
Und lockten Stadt für Stadt zu ſich hinüber.
Was übrig blieb, das war ein Feſt des Mordes
Und Seelenbeute für den Sclavenmarkt.

Lentulus.

Biſt du nicht Manlius der Veteran
Aus Sullas Kriegen? Kaum erkenn' ich heute
Den warmen Anwalt der Hetrurier
Als Mavors' blut'gen Waffenbruder wieder.

Manlius.

Glaub's, Conſular. Ein Kriegsmann taſtet ſich
Nur mit dem Spieße, wie mit einem Fühlhorn
Durch Welt und Leben; wenig offen iſt
Sein Auge; wo er anſtößt, kracht's, und wo
Er hintritt, blutet's. Sulla ſetzte mich
Als Hauptmann einer Colonie zum Preis
Der langen Dienſte nach Hetrurien.
So eine Colonie iſt auch ein Kuß
Der Rabenmutter Rom an ihre Kinder.
Sein Stückchen Land erwirbt man nicht zu Hauſe;
Umkommen die Tribunen, ihre Acker-
Geſetze ſind für Hochverrath geachtet.
Doch wer mit Tapferkeit dem Staat gedient,
Mit ſeinem Blut die Republik geſäugt,
Dem nehmen ſie ſein römiſch Bürgerrecht,
Sie ſpei'n ihn aus in eine Colonie,
Verſtoßen ihn wie ein enterbtes Stiefkind;
Für ein Stück Brod muß er der Weltherrſchaft,
Muß er dem römiſchen Begriff entſagen,
Und alles das noch wie ein Glück hinnehmen.
Genug, erſt in Hetrurien erkannt' ich
Mich ſelbſt, den eignen Zuſtand und den fremden
Und lernte denken, wie es Menſchen ziemt.
Ich ſah des Volkes ungerechten Druck,
Begriff der Dinge Falſchheit und den Ruf
Geſunder Seelen, mit der That zu helfen.
Hetruriſch ward ich ganz in Fleiſch und Blut.

So traute mir das Volk die Sendung an,
Es kräftig hier im Worte zu vertreten,
Noch beſſer werd' ich's können mit der Fauſt.
Du ſiehſt den Kern des Landes mir zur Seite;
Sind auch Sullaner drunter, die gleich mir
Bei deiner Fahne dienten, Catilina.
Das alte Herz ſchlägt dir von Neuem zu,
Wir folgen dir, wie in den Tagen Sulla's!

Catilina.

Die Tage Sulla's! Wackre Cameraden,
Die Zeit geht ſchnell! wie viel hat ſie verändert!
Die Staatsbewegung unter Sulla's Macht
Das war ein Kampf des Adels und der Bürger;
Ganz anders ſtehen heute die Geſtirne.
Wer fragt nach bürgerlich und adelig?
Das ſind ſo abgegriffene Begriffe,
Wie Rück- und Vorderbild auf einer Münze;
's iſt einerlei, ob das Gepräg verwiſcht,
Was heute gilt, das iſt die Münze ſelbſt.
Ein neuer Kampf beginnet jetzt, Sullaner!
Es iſt ein Kampf der Armen und der Reichen,
Der Schuldner und der Gläubiger, der Räuber
Und der Beraubten.

Manlius.

Ja, wir ſpüren's, Feldherr,
Es iſt die Wahrheit, die dein Mund geſprochen!

Die Republik gibt jetzt den Dienst zurück:
Einst wurde von der Wölfin sie gesäugt,
Und Wölfe selber säugt und nährt sie heute.

Catilina.

Den Stempel seiner Zukunft trägt an sich
Der Ursprung und der Anfang jedes Dings.
Rom ist nichts Eignes! Die den Räuberhort
Begründeten an diesen sieben Hügeln,
Sie konnten ohne Gränzverletzung nicht
Die Arme dehnen, und die Beine strecken.
Was sag' ich? was die Hauswirthschaft des Thieres
In Höhl' und Kluft zu einem Ganzen macht,
Ging ihnen ab; sie hatten nicht einmal
Die eigne Gattung menschlich fortzupflanzen,
Sie raubten Weiber, wie sie Alles raubten.
So ist der erste Trieb des röm'schen Daseins
Krieg gegen fremdes Eigenthum! So fraß
Ihr Mörderschwert die frommen Völkerschaften
Italiens hinweg, sie zu beerben;
So lehrte sie der angestammte Raubsinn
Die Wege finden über Meer und Alpen:
Das tapfre Gallien, das heldenkühne
Carthago mit den Schätzen Spaniens,
Das kampfberühmte Macedonien,
Das schöne Griechenland, der Künste Heimath,
Das üpp'ge Syrien, der reiche Pontus,

Jehova's Tempel zu Jeruſalem
Und bald Aegyptens graue Heiligthümer:
Sie alle hat die Brut des Romulus
Wie fremde Kiſten aufgeſprengt, und gierig
Bis an die Schulter wühlt ihr Arm im Raube.
Wohin ein Römer kommt, dort plündert er,
Der ganzen Welt kein anders Ende kennt er,
Als mit dem Schwert und Schuldbuch in der Hand,
Des Blutes Quell ihr grauſam abzupreſſen. —
Was ſchafft ein Römer? nichts! was Andre ſchaffen
Sich anzumaßen iſt ſein Staatsprincip.
Von aller Welt entlegnen Enden ſchleppt er
Als Beute heim die reife, fremde Saat,
Als Sclaven ſchleppt er mit nach Haus die Völker,
Die dieſe Saat gebaut, als Freund' und Brüder
Zuletzt die Götter ſelbſt, die dieſe Völker
Auf heimathlichem Hausaltar verehrt. —
Und das iſt die Parteiung unſrer Zeit:
Hier die Gemeinde Rom, und dort der Erdkreis,
Hier Räuber, alles Uebrige der Raub.
Der Römer geht in die Provinz und raubt,
Nach Rom geht der Beraubte, kriecht empor
Und raubet ſelbſt; ſo wirbt die Gier des Räubers
Und die Verzweiflung des Beraubten wechſelnd
Im ſchauderhaften Wettkampf um den Preis
Der Beute; Hundert reißen Tauſend fort
Und Tauſend Millionen; ſtündlich wächſt
Der Kreis des Wirbels, der die Welt verſchlingt:

Es lagert ſich kein Großer Roms zur Tafel,
Daß hungernd nicht ein Volk der Erde weinte!

Calpurnius Veſtia tritt auf mit verhülltem Haupte.

Catilina.

Calpurnius, du trauerſt?

Calpurnius.

Trauert Alle!

Catilina.

Was iſt uns Böſes widerfahren? Wo
Iſt Medon? Sprich!

Calpurnius.

Sein Geiſt iſt bei den Göttern!
Sein ſterblich Theil war hier auf Erden Sclave
Und hat des Sclaven tiefſtes Loos erfahren.

Catilina.

Verhängnißvolle Worte ſprichſt du!

Mehrere (die den Calpurnius erſchreckt umdrängen).

Sag',
Was iſt's mit Medon?

Calpurnius.

Hört die neue Kunde!

Gaſt war ſein Herr, der böſe Lälius,
Jüngſt bei Lucullus; unter Flötenſchall
Und üpp'ger Tanz- und Sangbegleitung trug
Lucullus ihm ein Mahl auf, das der Erde
Geſammte Zungenfreuden ausgeſucht
Vereinigte. Der Praſſer Lälius,
Gewälzt in Himmeln, preiſt des Tiſches Wolluſt
Und kunſtgelehrt mit feinſtem Kennergaumen
Erhebt er jedes Biſſens neue Reize.
Lucull's berühmte Fiſche kamen endlich.
Mit aufmerkſamer Nerve prüft der Gaſt, —
Sinkt hin und weint vor Wonne! Solche Weisheit
Stammt nicht von Menſchen, ſchwört er; Götter haben
In feierlicher Stunde ſeinem Koch
Enthüllt das weltbeglückende Geheimniß.
Lucull gibt zu, Europa kenne nicht
Des Gleichen; doch in Aſien und all
Den Landen Mithridats ſei jedem Kinde
Die Zucht der Fiſche köſtlicher bekannt.
Der Schlemmer horcht mit offnem Ohr. Lucull
Erzählt, es werfen die Barbaren Menſchen
Zur Atzung ihren Fiſchen vor, das mache
So zart ihr Fleiſch und köſtlich den Geſchmack.
Vor Luſt erbebt der alte Praſſer! Seine
Triefaugen gluhen, ſeines faulen Blutes
Verſiegte Lymphe jagt das letzte Roth
In die verwelkten Wangen. Welch ein Glück!
Sein ausgekohltes Herz lernt einen neuen

Genuß; ſein Name wird mit ſeinem Fiſchteich
Unſterblich ganz Italien durchklingen!
Nach Hauſe ſtürzt er, und bereichert ſchrecklich
Die Laſter Roms mit Aſiens Verthierung!
Soll ich Euch ſagen, welchen Sclaven er
Zuerſt den Fiſchen vorwarf? Lange war
Des edlen Medon's griechiſch-ſchöner Geiſt
Dem tückiſchen Barbaren ein verhaßter —

Catilina.

Wer nimmt den Lälius auf ſeinen Dolch?

Alle (zücken mit wüthenden Geberden ihre Dolche):

Ich! Tod dem Lälius!

Catilina.

Cethegus! Rullus!
Er darf den zweiten Morgen nicht mehr ſchaun!

Cethegus.

Dank, Feldherr!

Rullus.

Höchſte Gunſt iſt mir dein Auftrag!

Serranus.

Weh mir! weh mir! Unſeliges Verſäumniß!
Fluch meinem Athem in der Luft der Erde!

Fluch meinem Schatten in der Unterwelt!
Ich bin's, der ihn gemordet hat!

Catilina.

Cethegus,
Wir sind nicht reich genug, die Sclaven alle
Zu kaufen, die dem Medon folgen werden!
Rom läßt's bei keinem Anfang; das Verbrechen
Des Lälius wird bald den Staat regieren,
Denn jedes Laster findet hier die Heimath.
Papierene Gesetze läßt der Censor
Vielleicht ergehen, doch die Republik
Ist längst ertränkt in Tinte, die nichts heilt.
Mein blutiges Gesetz will ich der Welt
Dictiren, schlachten will ich dieses Rom
In Hekatomben, und mit Feuerfraß
Vertilgen die verfluchte Wurzel seiner
Geschichte, bis hinein in's Mark der Erde!
Denn aus dem Ursprung fließt das Uebel; Rom
Arbeitet nicht, es raubt; der Erdkreis ist
Dem Magen dieser einz'gen Stadt geliefert
Zum Fraß, und laßt dem Räuber seine Beute,
Vergebens flickt Ihr seine Handlungen
Mit einem Schwall moralischer Gesetze.
Wir tödten Lälius, ihm folgen Andre,
Wenn wir den Schein und nicht den Grund zerstören.
Dich jagen Gläubiger, wie den Oreſt
Die Furien; wie sollen wir dich retten,

Wenn wir das Schuldbuch nicht der ganzen Welt
Zerreißen? Deiner Liebe Stern verdunkelt
Ein Nebelfleck, erzeugt aus dieſem Pfuhle;
Wie ſollen wir der Sünde Meiſter werden,
Wenn Ungleichheit, der Sünden Arme, herrſcht?
Ihr Alle mit dem Fluch der Zeit Beladne,
Was ſeid Ihr hergekommen in dies Haus,
Beglückendes zu ſuchen und zu finden?
Was kann ich armer Mann Euch nützen? was
Erwartet Ihr von Catilina's Freundſchaft?
Stellt nicht dies Rom die Mittel einer Welt
Im Kampf auf gegen jeden Einzelnen?
Wie wollt Ihr ſchlagen ſolchen Feind? Wohlan!
Laßt uns das Sclavenband zerreißen, das
Den Erdkreis feſſelt an das Capitol!
Rom ſei, was es geweſen, eine Landſtadt
In Latium! Sein Blühen iſt das Siechthum
Der Erde, ſeine Ohnmacht ihre Kraft.
Hinweg mit dieſer röm'ſchen Republik!
Die Republik der Welt ſei unſer Ziel,
Freiheit für Alle, das iſt die Verſchwörung!

Der Chor aller Anweſenden.

Die Republik der Welt iſt unſer Ziel!
Freiheit für Alle, das iſt unſer Bund!

Antronius mit Haſt und Beſtürzung tritt auf

Antronius.

Geht auseinander! Alles ist verrathen!

Stimmen.

Verrathen? — Wer? — Wie?

Antronius.

Cicero weiß Alles!
Verbergt Euch; gebt es auf für jetzt.

Stimmen.

Ihr Götter!

Lentulus.

Wer, sagst du? Cicero?

Catilina.

Und woher dieser?

Antronius.

Die schöne Fulvia, des Quintus Freundin,
Die Meisterin der Herzen und der Taschen,
Die immer keusch wird, wenn ihr Schäfer arm —

Cethegus.

Sei kurz!

Antonius.

Sie weigerte die Gunſt dem Freunde,
Seit ſeine Börſe —

Lentulus.

Weiter!

Antonius.

Er verſpricht,
Betheuert, ſchwört, verſpricht ſo unvorſichtig,
Daß die Hetäre, forſchend und errathend,
Bald die Verſchwörung —

Cethegus.

Ich ermorde ſie!

Catilina.

Ein Weib ermorden!

Cethegus.

Auch ein Kind, wenn's ſchadet,

Antonius.

Denkt nicht an Fulvia; denkt Euch zu retten.
Mit voller Rüſtung waffnet Cicero
Sich gegen die Verſchwörung —

Catilina.

Kennt er ſie?
Das iſt die erſte Frage! Seid beſonnen.
Was hat das Mädchen zu verrathen? Was
Vermochte Quintus Curius zu entdecken?
Ich muß es wiſſen, ich allein, wie weit ich
Mit jedem Einzelnen von Euch gegangen.
Es iſt das Erſtemal, daß ich den Bund
Vollzählig heut verſammle, daß zum Ganzen
Die Räder ich verbinde, die getrennt
Den Gang und Endzweck der Maſchine nicht
Verrathen.

Lentulus.

Eine Täuſchung! Cicero
Miniret wie ein Maulwurf; gib dem Späher
Ein Nadelöhr, er höhlt es aus zu Klüften
Des Kaukaſus.

Cethegus.

Die ihn verſchlingen! Ich
Ermord' ihn ſelbſt; das iſt der beſte Rath!

Antronius.

Zu ſpät auch das! Macht fort aus Rom, zerſtreut Euch,
Der Rath allein bleibt übrig. Cicero
Scheint lange ſchon im Stillen Eurer Fährte

Gefolgt zu ſein. Es ſoll ſelbſt ein geheimer
Senatsbeſchluß —

Lentulus.

Die Republik kennt nichts
Geheimes.

Catilina.

Schatten und Geſpenſter!

Antonius.

Nein!
Beim Herkules! Nein, ſag' ich Euch; bedenkt es!
Wie dürft' er's wagen, heute den Senat
Zum offnen Kampfe gegen Euch zu treiben!
Ihr wißt nicht, daß er heute, heute, ſag' ich,
Die fürchterliche Formel vom Senat
Begehren will: „Der Staat iſt in Gefahr!"
Reif muß ſein Plan ſein, ſtark und zuverläſſig
Die Hilfe der Partei, die ihm vertraut.
Setzt er die Formel durch, und glaubt, er wird es,
Dann ſtockt das Recht, es herrſcht die Willkür, und
Wir Alle ſind verloren! Seht, ſchon dämmert
Der Tag, der dieſen Sturm in Rom entfeſſelt.
Kaum eine Stunde bleibt Euch, nutzt die Friſt!

Lecca.

An welchem Abgrund haben wir gebaut!

Metellus.

Roms erſte Namen angeklagt von Dirnen!

Lentulus.

Der Meuchler! denkt er uns zu überraſchen,
Ein Blitz aus Himmelsbläue, dann gilt's ſchnellen
Entſchluß! Ich hab' ein Haus in Rom, bereit
Für ſolchen Fall; es birgt dich, Catilina.

Cäparius.

In Rom? Mit nichten! Hier iſt er nicht ſicher.
Geh nach Apulien mit mir, den Aufſtand
Des Landes zu erregen.

Manlius.

Uns Sullanern
O Catilina, folge, Fäſulä
Empfängt mit offnen Armen ſeinen Feldherrn.

Umbrenus.

Das Land der Gallier empfehl' ich dir.

Cethegus.

Noch beſſer Spanien, wo Piſo ſteht
Mit ſeinem Heer, das uns ergeben iſt;
Sertorius focht lange ſiegreich dort,
Verrath nur ſchlug ihn, nicht der Adler Roms.

Glaukus.

Die Letzten wahrlich sind die Griechen nicht;
Sie brennen längst, den Mann zu sehen —

Lecca.

Zu

Entlegen ist das Land der Griechen, Freund.
Sich selbst bestimmen lasset unsern Führer.

Lentulus.

Entschließe dich!

Manlius.

Eins wähle.

Cethegus.

Wohin gehst du?

Catilina.

Ich geh' in den Senat.

Alle mit einem Ausruf bestürzter Ueberraschung.

In den Senat?

Antronius.

Beim Himmel, sie zerreißen dich!

Calpurnius.

Er scherzet.

Catilina einem Sclaven zurufend.

Bring' einen Frühtrunk, Battius; ich gehe.
Vom Campus Martius rollt ſchon Aurora
In ſchwerem Knäu'l die Nebel vor ſich her;
Der rauhen Herbſtnacht folgt ein heller Tag.

Lecca.

Ich glaube, dir iſt's Ernſt um dieſen Einfall?
Welch eine Laune!

Metellus.

Catilina, träumſt du?

Catilina.

Auf Dächern wandelt er mit offnem Auge!
Jetzt den Senat betreten!

Bullus.

Mich entſetzt
Das Blutbad nicht, dem wir entgegengingen;
Doch unſer Anhang iſt noch nicht gerüſtet,
Und Cicero's Partei iſt's ganz gewiß.

Autronius.

Wie wagt' er ſonſt den Angriff!

Lentulus.

Raſerei,
Nicht Heldengröße nenn' ich ſolches Wagen!

Catilina.

Recht; definire du, indeß ich gehe.

Alle mit verworrenem Aufruhr unter einander.

Du bleibſt; — du wirſt das lockende Gelüſten
Nicht ſtillen; — unſer Recht an dich gebeut es.

Catilina.

Ich kenne meine Pflichten; thut desgleichen.
Iſt Euer Platz nicht ſelbſt in dem Senat?
Cethegus, Servius, Longinus, Lecca,
Seid Ihr nicht Senatoren? Lentulus,
Roms erſter Prätor, Ihr Tribunen, Ihr
Quäſtoren, Ritter Ihr, habt Ihr nicht Sitz
Und Amt im Rathe der erlauchten Väter?
Die Edlen, mich verlangt es, ſie zu grüßen!

Serranus.

Der Schatten Medon's ruft ihn, 's iſt ein Unglück!

Fulvius mit ſeinen jungen Freunden leidenſchaftlich Catilina's Knie umfaſſend.

Bleib, Catilina! Geh nicht hin, du wirſt
Umkommen! Der Senat iſt wie ein Zwinger
Voll wilder Thiere gegen dich; mein Vater
Erglüht in Wuth, und all die Senatoren,
Die unſer Haus beſuchen, ſchleudern Flüche
Mit deinem Namen aus dem Mund, und wälzen
Mordluſtig die ergrimmte Fantaſie

Im Blute Catilina's. Schaudernd hör' ich
Dies Volk von Henkern oft —

(Zwei Sclaven brachten inzwiſchen ein großes Henkelgefäß und Schalen, welche ſie voll ſchöpften.)

Catilina.

Trink, Fulvius!
Ihr Freunde, trinkt! ſchöpft Alle voll die Schalen
Des braven Tranks! wir ſind ihn werth! Wir haben
Gewacht für eine gute Sache; laßt
Das Licht uns auf den Bergen froh begrüßen!

Alle füllen ihre Schalen und gruppiren ſich um Catilina.

Catilina.

Lyäus, heitrer Gott der Reben, Vater
Der fröhlichen Geſittung, Sorgenlöſer,
Befreier von der düſteren Beſchränkung!
Mach' uns die Geiſter hell, die Herzen menſchlich,
Mittheilend Glück dem allverwandten Leben!
Auf, Freunde! Bene mihi, bene vobis!
Der ſchönſte Römerſpruch, uns ſei er That!

Alle gegenſeitig anſtoßend.

Heil mir! Heil Euch! — Heil mir! Heil Euch!

Catilina ſeine Schale leerend.

Und jetzt
Will ich dem Cicero mein Antlitz zeigen!

(Der Vorhang fällt.)

Ende des erſten Aufzuges.

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Die Verſammlung des Senats.

Cicero präſidirt; der erſte in der Reihe der Senatoren ſitzt Silanus; bemerkbare Plätze nehmen ferner ein: von Cicero's Partei L. Val. Flaccus, C. Pomtinus, M. Por. Cato; von der Oppoſition Jul. Cäſar, Attius Labienus, Licinius Craſſus. — Senatoren, Ritter.

Cicero.

Das war am zehnten. Tags darauf beſchied er
Den Ausſchuß in das Haus des Marcus Lecca,
Und eh die zweite Sonne niederging
War er ſchon thätig, einen andern Theil
Der Mitverſchwornen wieder zu verſammeln
Im Hauſe der Sempronia. Mit Augen
Des Argus folgt' ich allen dieſen Schritten;
Nichts täuſchte mich, nichts konnte mir entgehen;
Kein Sandkorn rieſelte durch's Stundenglas,
Daß ich die Fährte meines edlen Wildes

Verloren hätte. Gegenwärtig war ich,
Sein unsichtbarer Schatten, allerorts.
Der Eifer für das Heil der Republik
Ließ mich der Menschheit Mangel und Bedürfniß
Gleich Göttern überwinden! Nächte hatte
Die Hauptstadt, nicht der Consul; Euch ging unter
Der mühbeladne Tagesstern, mir nicht;
Euch goß der Schlummer süßen Balsams Schalen
Auf Aug' und Stirn: mir stob und brannte flimmernd
Des geist- und leiblichen Gesichtes Nerv
Vom angespannten Wachen. Doch was zähl' ich
Die Müh'n und Leiden meiner Treue her,
Wenn nur die Republik gerettet wird!
Und welchen Dank verlang' ich? Müh' zur Mühe!
Die Vollmacht, meines Werkes größern Theil
Zum Beifall und zum Heil der Welt zu enden,
Wie ich's vereinzelt, still und schwach begonnen.
Denn länger reicht mein Fleiß allein nicht aus,
Des Staates ganzes Rüstzeug braucht mein Arm.

Fabiennus.

O Dank den Göttern, die uns solchen Consul,
Den Welt und Nachwelt preisen wird, verliehen!
Ihm aber laßt uns besser danken, Väter,
Als er es selber fordert. Müh' zur Mühe?
O nicht doch, du Bescheidener, du Edler!
Welch Unglück! wüßten wir so wenig Maß
Zu halten im Bewilligen, als du

In Opfern und Verdienſten. Sollen wir
Dich tödten, Cicero? Mir greift's an's Herz,
Des edlen Gangs hinſchwindendes Erlahmen,
Der tiefgehöhlten Augen blaue Faſſung,
Und all die Zeichen des Verfalls zu ſehn,
Der Männern eigen, welche mit dem Hauſe
Der Fulvia ſo eng wie du verkehren.

Tumultuariſche Ruſe.

Still, Labienus! Schändlich! Ehrlos! Still!

Labienus.

Wer will dem heiligen Tribun des Volks
Zu reden wehren? Das Geſetz erlaubt
Bis Sonnenuntergang das Wort dem Sprecher;
Wenn mir's beliebt, bedien' ich mich des Rechts!

Cato.

So ſprich, Tribun, daß du anweſend ſcheinſt
Im römiſchen Senat und nicht in einer
Comödie des Plautus. Deiner Worte
Zweideut'ges Spiel wird nichts im Rathe fördern.

Labienus.

So frag' ich Euch eindeutig, kahl und trocken,
Wie nur das alte Rom es lieben mag,
Das ſtumpfen Witz für Männerwürde hält,
Was will der Conſul? Seine Nachtgemälde

Von Catilina's Treiben haben wir
Auf Treu und Glauben lange hingenommen;
Was er von Briefen vorgelegt, ſo weit
Und allgemein der Sinn, wir haben es
Gedeutet ihm nach Wunſch, und Catilina
Zum bitterſten Verderben. Ein Beſchluß
Ward hier gefaßt, und wider Roms Geſetze
Beſchworen ſein Geheimniß, — er geht weiter,
Als römiſche Gewiſſen billigen.
Doch iſt er da, und lauert im Archive.
Was nun? Iſt Catilina ſchuldig, wird er
Mit jedem Tage ſchuldiger, wie uns
Der Conſul nicht ermüdet zu betheuern.
Warum bedieneſt du dich, Cicero
Nicht des Decretes? Iſt der Eine Mann
Dir nicht genug? Willſt du den ganzen Staat
Dir überliefern laſſen? Soll dein Amtsjahr
Ein Blutbad von Proſcriptionen werden?

Stimmen.

Wer ſpricht da von Proſcriptionen? Still!

Cicero.

Proſcriptionen! Hindern will ich ſie!
Abwenden des gezückten Schwertes Spitze
Von Euren Kehlen; tödten die Geburt
Des Funkens, der, geſchleudert von der Fackel
Verzweifelter, gottloſer Böſewichte,

Bald Eure Häuſer, Bäder, Hallen, Tempel,
Kunſtſchätze, Sammlungen und jeden Werth
Des menſchlichen Beſitzes mit dem Schwall
Der untilgbaren, allgemeinen Flamme
Entſetzlich überwogen wird! — Schon malt
Des nahen Untergangs erſtarrender
Gedanke rings im Kreiſe Todesbläſſe
Auf jedes Antlitz! Sieh um dich, Tribun,
Wer nicht den Müſſigang und Bettel hier
Vertritt —

Stimmen der Oppoſition.

Hört! Hört! er iſt ein Volksverächter!

Cicero.

Wer Haus und Feld dem Schutz des heil'gen Gränz-
Behüters Terminus befiehlt; ich ſage,
Wer zu verlieren hat in dieſer hoch-
Gebietenden, ruhmwürdigen Verſammlung:
Dem war mein Wort — du haſt es ſehen können —
Der Schall, der Hauch, das in die Luft gemalte
Lebloſe Bild des Elends, das Euch droht,
Schon wie der grauſe Anblick der Meduſe,
Ein marksverſteinerndes, blutloſes Schrecken!
Willſt du's erleben, daß die Wahrheit ſelbſt —

Craſſus.

Ich, Craſſus, heiße, wie Ihr Alle wißt,
Der reichſte Mann der Römerwelt; zur Stunde

Laß ich in Rom zwei neue Straßen bauen,
Und Alles wohl summiret, stehet mir
Mehr auf dem Spiel, als den gesammten Vätern.
Wer hat, wie ich, den Zehnten seiner Habe
Den Göttern dargebracht? Wer hat, wie ich,
Das ganze Rom zu seinem Tisch geladen,
Und allem Volk drei Monden lang Getreide
Umsonst vertheilt? Wer ist mir nicht verschuldet?
Beliebt' es mir, an Einem Tage plötzlich
Die Posten einzufordern, die halb Rom
In meinem Buche stehen hat, ich könnte
Den Staat in größere Verwirrung stürzen,
Als Catilina und sein ganzer Bund.
Doch wundern sollt' es mich, wär' ich erblaßt,
Als Cicero's berühmter Rednermund
Auf meine Dächer Feuer regnen ließ.
Gelenk sind meine Glieder noch, seht her!
Nichts hat mir die Meduse dran versteinert.

Mehrere von der senatorischen Partei springen auf, als wollten sie zugleich reden; das Wort ergreift vor den Anderen

Silanus.

Was Crassus, der gewandte, schlaue Geldfürst
Von Catilina's Umsturz hofft, das wissen
Wir Alle! Seinen Mammon schreibt er her
Aus Sulla's Zeiten. Damals kaufte Crassus
Die Proscribirten, ihre Köpf' und Güter
In Bausch und Bogen auf, und wucherte

Mit dem Ruin des Staats; es war ein fettes
Geſchäft! ein unvergeßliches Geſchäft!
Freund Catilina ſoll es ihm erneuern.
Proſcriptionen ſind's, die Craſſus wünſcht.

Fabienus.

Wer ſpricht da von Proſcriptionen? Still!

Cicero.

Wohlan, wenn Römer Intereſſe hegen
Für Roms Ruin, ſo ſetz' ich meinen Wunſch
Dem allgemeinen Schlimmſten gerne nach.

Senatoren und Ritter.

Nein! Rede, Cicero! Sprich, Conſul! Rede!

Cicero.

Hab' ich bis hieher mich der Mäßigung
Bedienet gegen Roms verſchworne Feinde,
So ſoll getroſt die Unthat weiter reifen!

Senatoren und Ritter ungeſtümer.

Sprich, Conſul! Stelle deinen Antrag; ſprich!

Cicero.

Ihr edlen Väter, ſeid verſöhnlicher!
Wenn heute Nacht die Stadt in Flammen aufgeht,
Uns bleibt der Troſt: wir haben's nicht verſchuldet.

Senatoren und Ritter tobend.

Weh über uns! Sprich, Conſul! Rette Rom!

Cicero.

So hört mich! Stünde Hannibal vor Rom,
Beſtürmte Gallien das Capitol,
Umſchwärmten uns die cimbriſchen Barbaren:
Nur Eine Stimme ſpräche der Senat,
Der Staat iſt in Gefahr! Doch ſag' ich Euch,
Er wär' es nimmer, wie zu dieſer Stunde!
Das iſt Gefahr, wenn in dem Schooß des Friedens
Ein unnennbares, ungreifbares Uebel
Die Stadt durchſchleicht, von Haus zu Haus ſich fortpflanzt,
Im Stillen wächſt, und wie ein feines Gift
Den Körper der Geſellſchaft nagend auflöſt,
Daß er in allen Gliedern den Verderb
Zerſetzten Blutes matt und ſeufzend fühlt,
Und doch nicht weiß, wo ſeiner Krankheit Sitz.
Ich weiß es, ich allein! Warum verſchon'
Ich Catilina? Weil ich nichts gethan,
Wenn ich das Haupt der Einen Schlange trete.
Warum verhüll' ich in ein Dunkel, das,
Ich ſchwör' es Euch, mir ſelbſt zum Grame wird,
Die Namen der Verſchwörung? Weil die beſten,
Die edelſten der Republik darunter;
Weil keine Würde Roms ſo heilig iſt,
Die nicht in Catilina's Haus vertreten;
Weil, mit zerrißner Seele ſag' ich es!

Weil der Senat, der höchſte Rath der Welt,
Der Sitz der Tugend, und der Weisheit Quell,
Weil Euer eigner Kreis, o Väter, birgt
Die Freunde Catilina's! Wollt' ich ſprechen,
Ich ſcheuchte Treu' und Glauben aus der Welt,
Zerrüttete der Menſchen Meinung und
Begriff von ſich und andern, mordete
Die Sicherheit und Sitte der Geſellſchaft.
Dem Richter traute nicht der Kläger, nicht
Dem Arzt der Kranke, nicht der Gaſt dem Gaſte,
Ja ſelbſt der Tempel heil'ge Troſtesſtätten
Entvölkerte die Furcht, ob ſeinen Dolch
Ein mitverſchworner Prieſter nicht hervor
Vom Bild des Gottes zuckt auf's Herz des Beters!

(Tiefer Eindruck in der Verſammlung.)

Noch will ich's ohne Kriegsheer richten; noch
Bedarf es des Dictators nicht, den Rom
Zu wählen pflegt in Zeiten der Gefahr
Und einſetzt in des Kriegs und Friedens Aemter.
Sprecht aus das Wort: Der Staat iſt in Gefahr.
Vertraut den Conſuln freie Macht zu handeln,
Und ich beſeitige vielleicht die Noth,
Die, wenn Ihr zaudert, bald den Kreis der Welt
Mit Waffenlärm, die Stadt mit Blut, den Himmel
Mit Feuerzeichen rings erfüllen wird. —
Wohlan, ſo ſchreitet denn zum Spruch! Zuerſt
Um ſeine Meinung frag' ich Vater Cato.

Labienus.

Kraft meiner tribuziniſchen Gewalt
Geb' ich das Wort dem Cajus Julius Cäſar.

Cäſar.

Bevor ich weiter ſpreche, dünkt mir's gut,
Die Väter zu erinnern, daß wir Römer
In einem Freiſtaat, nicht in Aſiens
Rechtloſen Monarchien leben. Viel
Verträgt, an Stoß und Gegenſtoß gewohnt,
Des Freiſtaats feſter Bau von ſeiner Bürger
Entfeſſelter Bewegung, was den Argwohn
Despotiſcher Gewalten weckte, was
Die Throne der Tyrannen unterwühlte.
Wenn ſich in Catilina's Haus ein Häuflein
Von Mißvergnügten unterredet über
Der Zeiten Mängel und des Staates Fehl,
So wanken noch die ſieben Hügel nicht.
Viel eher möcht' ich unſerm edlen Conſul
Empfehlen, Mißvergnügte nicht zu ſchaffen,
Statt ſie zu drängen mit verhaßtem Zwang.
Des Staatsguts viel beſitzen Senatoren
Und Ritter im verjährten Mißbrauch; Rullus,
Der treffliche Tribun, verlangte Theilung
Der Länderei'n für Roms verarmte Bürger:
Die ſchärfſten Pfeile ſeiner Zunge warf
Der Redner Cicero dem Volk in's Lager;

Der Antrag fiel; die Maſſe ſollte lieber
Den Schuldgeſetzen überliefert bleiben,
Als Land beſitzen, das ihr Blut erobert.
Vielleicht, daß jetzt die Armen Catilina's
Partei vermehren. Ein gerechter Vorſchlag
Trug ferner an, der Väter Erb' und Gut
Den Kindern der Verfolgten zu erſtatten,
Die Sulla's Acht getroffen; Cicero,
Der am Beſitze nie zu rütteln wagt,
Anbetend, was beſteht, vereitelte
Die Wohlthat den Geächteten; vielleicht
Daß jetzt die Obdachloſen Obdach ſuchen
In Catilina's Lager. Soll ich Euch
Erinnern an den Rechtsfall des Senators
Rabirius? Ganz Rom iſt überzeugt,
Er hat den Volkstribun Saturnius
Erſchlagen; Aller Billigung gewann ich,
Als ich, des oberſten Gerichtes Mitglied,
Sein Urtheil ſprach; doch Cicero entriß
Das graue Haupt des Schuldigen der Themis.
Vielleicht, daß Mörder jetzt die Dolche wetzen
Im Hauſe Catilina's, weil ſie ſtraflos
Zu bleiben hoffen, wie Rabirius.
Wohlan, Ihr ſehet leicht, von welchem Quell
Unordnung, Unrecht, Angriff und Gefahr
Hereinbricht in den Frieden der Geſellſchaft.
Es hat ſich Cicero, dem Volk entgegen,
In allem Wort und Werk für die Partei

Entſchieden des Senates. Wohl in Acht
Nehm' ich der Zeiten; ſeine Wahl iſt heute
Noch glüdlich; kommen wird die Zeit,
Da ſie es nicht mehr iſt; doch heute ſiegt er:
Kein Widerſpruch kann das Geſtirn verrücken.
Deßungeachtet widerſprech' ich; Pflicht
Gebeut mir und Gewiſſen, es zu thun.
Mein Antrag iſt: Des Conſuls Wachſamkeit
Mit Dank erkennend, ſeine Ford'rung zu
Verweigern, Catilina vorzuladen,
Ihn und der Seinen Rath und Wunſch zu hören,
Und aus der Fülle römiſchen Vermögens —
Denn über eine Welt verfügen wir —
Den Bürgern friedliche Gerechtigkeit
Zu ſpenden, ſtatt zum Aufruhr ſie zu treiben.

Cicero.

Nun, Vater Cato, ſprich, was rathſt du?

Labienus.

Wir wollen über Cäſar's Antrag gleich
Entſcheiden. Stehet auf, die Ihr ihn billigt.

(Eine kleine Minderheit erhebt ſich.)

Cato.

Der Antrag fiel, der uns gerathen hat,
Des ehrenwerthen Conſuls Forderung

Hintanzuſetzen, aber dem Gelüſten
Der Meuterer mit ſanfter Hand zu ſchmeicheln.
Kann derohalben meines Wortes ſparen;
Entſchieden iſt die Frage dieſes Tags. —
O Vater Jupiter, der Größte, Beſte,
Der ſich vor allem Volk erkoren hat
Den Saamen Romulus zu ſeinem Liebling;
Minerva du, von deren Weisheit kommt
Heilſamer Rath der Einfalt unſrer Herzen;
Und du, Roms Genius, verhüllter Gott,
Deß heil'gen Namen keine Lippe nennt:
Ich hoffe treu zu Euch, Ihr laſſet uns
Das beſte Loos der Republik ergreifen,
Und Eure Meinung iſt's, die wir verkünden.
Wohlan, erhebet Euch, die Ihr mit mir
Beiſtimmet dem Begehren unſers Conſuls!

(Eine große Mehrheit ſteht auf.)

Es iſt Beſchluß, Silanus, ſag' die Formel.

Silanus.

Videant Consules ne quid respublica detrementi capiat!

Eine Minderheit verläßt die Plätze mit dem Ausruf:

Fluch über Euch! Die Freiheit iſt verrathen!
Hoch, Catilina! Auf, zu Catilina!

(Sie gehen ab, gefolgt von dem)

Ausruf der Mehrheit.

Geht hin! In Ketten holen wir Euch wieder!

Silanus.

Ihr Väter! Mäßigung! Der Ruhe schonet!

Cato.

Nicht hehlen kann sich's ein gerechter Mann,
Bei so bewandtem Stande hat noch nie
Die Republik sich in Gefahr erklärt.
Gefahr erklären wir, und sehn sie nicht.
Wir thäten übel, dürften minder wir
Dem Mann vertraun, der unser Consul ist.
Doch Cicero, deß sind wir überzeugt,
Und diese Meinung tragen wir im Herzen,
Er wird sich der Gewalt nicht übernehmen;
Er wird gewogen haben treu und ächt
Die Schwere seines Schrittes im Gewissen,
Er wird gedenken, daß die Rechenschaft,
Die wir einst fordern, um so strenger ist,
Als seltener dies Beispiel von Vertraun.
Die Freiheit, mein' ich, ist in guter Hand!

Cicero.

Sie ist es, Väter! Strebt' ich nach Gewalt,

Umgreifen ließ' ich klüglich die Verſchwörung,
Das weite Reich im Stillen ſie durchwandern,
Bis ſie zuletzt der halben Republik
Leben und Gut mir in die Hand geliefert.
Doch weit mehr Vorſicht denk' ich, als Gewalt
Hier zu gebrauchen. Nagend an dem Band
Das ſie zuſammenhält, will ich im Stillen
Bewirken den Zerfall der ganzen Einheit;
Ergreifend dieſes Haupt und jenes, will ich
Unſichres Schrecken über alle breiten,
Daß Keiner ahnt, wie weit mein Auge reicht,
Und Jeden ſchlägt das eigene Gewiſſen.
Ja, hoffen darf ich, daß die Unheilvollen
Schon der Beſchluß: Der Staat iſt in Gefahr!
Hinwegſcheucht aus dem Schooß der ſtrengen Mutter.
Wo bleiben ſie? Warum ſeh' ich ſchon längſt
Kein Haupt der Schuldigen in dieſer Mitte?
Des Laſters Hehlerin, die Nacht verbirgt ſie,
Lichtloſe Gaſſen ſuchen ſie am Tage!
Was heute hier geſchehn, laßt's ihm vernehmen,
Dem Frevler Catilina, und die Furcht
Wird wie das Chor der Furien ihn jagen!
Wo biſt du, Catilina? Sagt, wer ſah,
Das letztemal den Argen auf dem Forum?
Wer in den Hallen des Gerichtes? Wer
Gedenket je in dieſem Hauſe ſelbſt
Stirn gegen Stirn ihm wieder zu begegnen?
Die Heiligkeit des Ortes ſcheucht ihn fort,

Und das verpeſtete Bewußtſein; ja
Bei allen Göttern! der Senat wird wohl
Das Auge des Verräthers nie mehr ſchauen!

Zweite Scene.

Catilina tritt auf mit raſchem Gange; ihm folgen: Cethegus, Lentulus, Gabinius, Statilius, Aulus, Varguntejus, Metellus, M. Lecca. — Die Vorigen.

Cicero

ſchrickt bei Catilina's Erſcheinen heftig zuſammen und taumelt wie in einer Anwandlung von Ohnmacht zurück; dann rafft er ſich auf und bricht mit einer Art convulſiviſcher Heftigkeit in folgende Rede aus, deren Stücke, mindeſtens am Anfange, wie das Ueberträuben eigener Schwäche ſich darſtellen kann, und die erſt nach und nach eine feſtere Haltung gewinnt. Der Senat zeigt aufgeregte Spannung.

Wie lange noch mißbrauchſt du unſre Nachſicht,
Ruchloſer Frevler! Denkſt du ewig uns
Mit deiner Ränke Windungen zu täuſchen?
Gibt's keine Gränze, wo dein Wahnſinn aufhört?
Was willſt du hier? In bodenloſem Trug
Dich reinigen und alle Heuchlerkünſte
Von Neuem in Bewegung ſetzen? Merk',
Merk' endlich, daß es aus iſt! Daß wir Alle

Die Schliche der Verſchwörung aufgedeckt!
Was du beginnſt, und auch nur denkſt; wo du
Des Tages und der Nacht zu jeder Stunde
Mit deiner Rotte Mordgedanken ſpinnſt;
Wem unter uns iſt's ein Geheimniß, meinſt du?
O welch' Verderb der Zeiten und der Sitten!
Die Väter kennen ihn, der Conſul hat
Ihn längſt durchſchaut, und dennoch lebt das Scheuſal!
Er lebt! Noch mehr! Er kommt in den Senat,
Nimmt Theil an öffentlicher Rathsverſammlung,
Bezeichnet und verräth mit Blick und Wink,
Auf unſern eignen Bänken Mann für Mann
Uns ſeinen Mordgeſellen! Dich, dich ſelbſt
Hätt' ich ſchon längſt dem Henker überliefert,
Wenn — Milde nicht das Schwert der Themis lähmte.
Es hängt ein ſchrecklicher Senatsbeſchluß
Ob deinem Haupte! ja, die Schrift iſt da,
Doch im Archive liegt ſie; wir, die Conſuln,
Ich ſag's mit Scham! wir fehlen der Vollſtreckung.
Einſt war es nicht ſo! Gracchus fand die Hand,
Die ihn erſchlug, und war doch nur dein Schatten.
Der Neuerer Melius kam blutig um,
Und mancher fiel, von ſchnellem Arm gefördert!
Nur Catilina lebt! und was die Seele
Des Redlichſten empört, er lebt in Rom!
Er hat die Scham nicht, unſern Blick zu meiden!
Geh! ſag' ich dir; verlaß uns! flieh! mach' fort!
Das Thor ſteht offen; wohler wird mir ſein,

Wenn zwiſchen dir und mir die Mauer liegt.
Was hält dich hier? Kann dieſes Himmels Licht,
Kann dieſer Lüfte Würze dich erfreuen,
Wo du entlarvt, gehaßt, verabſcheut biſt?
An deiner Stelle ging ich längſt; weh dir
Wenn du den Augenblick verſäumſt! ich halte
Das Beil gezückt, und fallen ließ' ich es,
Könnt' ich in dir auch deine Gattung tödten.
Ich werd' es thun, wenn deines Gleichen nicht mehr
Gefunden wird; wenn mich kein Frevler ſchilt,
Wenn alle Guten eins ſind, mich zu loben. —
Bis dahin, geh! ich bitte dich darum!
Befreie mich von dieſer Angſt und Pein,
Von dieſen Martern ruheloſer Nächte,
Von dieſen Sorgen, die mein Leben kürzen,
Indem ſie Roms geliebtes Leben retten!
Geh, Catilina, ich befehl' es dir!
Und fragſt du, ob ich in's Exil dich ſchicke?
Das ſag' ich nicht; doch jubeln wird der Staat,
Wenn du nur gehſt, gleichviel wohin und wie.
Erwarteſt du in alles Rechtens Form
Die Achtserklärung des Senates hier?
Sieh dieſer Väter heil'gen Ernſt; es thront
Der Götter Majeſtät auf ihrem Antlitz!
Sieh dieſen Ritterſtand, die Blüthe Roms,
Den Stolz der Republik und ihre Säulen!
Ihr Schweigen redet, ihre Ruhe handelt,
Beſchluß iſt's, was ich fordre, denn ſie dulden's.

O Jupiter, du Vater dieſer Stadt,
Die du durch Romulus gegründet haſt,
Scheuch' ihn hinweg aus deinem Heiligthume,
Und aus der Nähe deiner frommen Bürger!
Laß ihn und Alle, die uns Uebels wollen,
Der Räuber und der Vaterlands-Verräther
Ruchloſen Bund die ew'ge Strafe leiden,
Jetzt, allezeit, im Leben und im Tode!

Catilina.

Ihr Götter horchet! Lauſchet athemlos
Ihr Menſchen! Eine ſolche Rede kann
Der Erdkreis nicht zum zweitenmale hören!
Was iſt das Herrlichſte auf Erden? Rom;
Was iſt in Rom das Herrlichſte? Der Conſul;
Das Haupt der Republik nennt er ſich ſelbſt!
Und dieſes Haupt ſeht Ihr ſo weit erniedrigt,
Mich, die verworfenſte der Creaturen,
Die ganz entlarvt, und wie er ſagt, durchſchaut iſt,
Mich alſo, den notoriſchen Verbrecher,
Auf's kläglichſte zur Stadt hinaus zu — bitten!
Er bittet, fleht, befiehlt, beſchwört mich, droht,
Verändert wie ein Fechter ſeine Geſten,
Weiß ſelbſt nicht, was er will! Erſt hat er einen
Senatsbeſchluß, der mich am Leben ſtraft,
Dann will er ſich mit bloßem Bann begnügen,
Zuletzt entgeht mir ſelber die Verbannung.

Die edlen Herren auf den Bänken hier
Sind ſtumm, und dieſe Stummheit nennt der Conſul
Abſtimmung; mag ein Fiſchteich ſo votiren!
Ein Baſilisk muß ich in Wahrheit ſein!
Der Conſul, ſcheint es, wankt in ſeinen Sinnen
Bei meinem Anblick. Doch ich mag mich hüten!
Hinrichten wird er mich; und wißt Ihr wann?
Wenn ich allein bin; wenn kein Menſch von meiner
Partei mehr übrig blieb; wenn ſeine Handlung
Den Tadel keiner einz'gen Seele wagt.
O tapfrer, heldenmüth'ger Cicero!
Du großes Licht der ſtarken Republik!

Senatoren und Ritter.

Hinweg! fort! nichts mehr! fort! hinaus!

Catilina.

Geduld!
Bis hieher, armer ſchwacher Mann, verdienteſt
Du meinen Spott. Jetzt fordr' ich Rechenſchaft
Im Namen deiner würd'gen Republik,
Daß du in öffentlicher Rathsverſammlung
Den Meuchelmord gepredigt und geprieſen!
Wie Gracchus umkam, und wie Melius fiel,
Erſchlagen in des Amtes heil'ger Würde
Auf offnem Markt, — das alſo wäre dir
Ein Ideal politiſcher Juſtiz?
O nehmt der Götter Themis Schwert und Wage!

Gebt ihr ein Bankbrett und ein Tiſchgeſtell,
Das Werkzeug Cicero's und ſeiner ſtarken
Regierung! — Schamlos! unausſprechlich ſchamlos!
Läßt ſo der erſte Conſul Roms ſich hören
Vor dem Senat, dem erſten Rath der Welt?
Banditen predigen den Mord in einer
Banditen-Republik! Doch Cicero,
Das rühm' ich, kennt ſein Auditorium!
Ihr Senatoren, mit dem heil'gen Ernſt
Und mit der Götter Majeſtät im Antlitz —
Ihr Schlemmer, Schlotterbäuche, Podagriſten,
Ihr Könige der Fiſchbehälter! — das
Iſt Euers Conſuls Wort; ſein Wort iſt's auch:
Seeräuber halten ihre Treue beſſer,
Als Roms Senat; — Ihr wagt es, mich zu ächten?
Und Ihr auch, edle Ritter, Stolz und Blume
Der Republik, und Säulen ihres Ruhms?
Ihr Wechsler, Pächter, Lieferanten, Krämer,
Ihr Wuchrer, Beutelſchneider und Vampyre,
Geldhamſter, Pfändungsſchinder, Marktttyrannen,
Zinswölfe und Procentejäger, Ihr!
Ihr fetten Mäuſe, freſſt ihn auf, des Staates
Kornboden, und Geſetze wimmert wider
Die Katze, die Euch aufſrißt!

Tumultuariſcher Lärm.

Raſender!
Hinweg! — ruft die Lictoren! — ſchlagt ihn todt!

Ein Majeſtätsverbrecher an dem Volk!
Zerreißt ihn! — zu den Waffen!

Silanus.

Bürger! Römer!
Bedenkt die Heiligkeit des Orts! Dich aber
Ermahn' ich, Catilina, mäßige
Die Heftigkeit der ſträflich-kühnen Rede!

Cato.

So muß es kommen! Wir erleben's endlich,
Daß Staatsverbrecher unſre Sitten ſtrafen!
Ich alter Mann ſeh' mich in Euerm Kreis
Mit Lächeln oft und Gähnen angehört,
Wenn ich der Tugend ernſte Fürſprach rede,
Nehmt denn die Zucht aus dieſem Munde hin!
Und hat er Unrecht? Zeiht ihn doch der Lüge!
Iſt Rom was anders, als ein großes Pfand-
Und Freudenhaus? Verpeſtet Wucher, Habgier
Und Völlerei nicht durch und durch den Staat?
Kann eine Republik beſtehen, die
Ein Fiſchlein theurer zahlet, als ein Rind? —
Doch achten ſollteſt du, o Catilina,
Die Mutter Republik im Falle noch!
Nenn' mir ein Menſchenwerk, ſo weit Geſchicht'
Und Denkmal auf der Fläche dieſer Erde
Die Spuren der Lebendigen verfolgt,
Das dieſem Bau der röm'ſchen Väter gleicht?

Der Tugend von Jahrhunderten bedurft' es,
Das Pflanzbeet Rom ſo einzig zu beſtellen,
Daß Alles drauf mit größtem Maß gedeiht,
Was Menſchen ſä'n im Guten, wie im Schlimmen.
Und wie die Zeit entartet ſei, — dies Erbe
Der beſten Männer, ſo die Welt gezeugt,
Iſt viel zu gut, als daß mit einem Handſtreich
Freibeuter drein ſich heute theilen dürften.
Vielmehr, o Catilina, laß zurück
Uns kehren, aufwärts zu dem reinen Quell
Der Väterſitten, der da keuſch und friſch
Hervorſpringt aus der Menſchheit Jugendalter.
Da findeſt du zu Hauſe: Mäßigkeit
Und Zucht; im Rathe Weisheit und Gemeinſinn;
Ausdauer, Kraft, Gehorſam, Muth im Felde;
Beſcheidenheit im Glück, im Unglück Faſſung,
Und Furcht der Götter, Heiligkeit des Schwurs
Gewiſſen, Treue und Recht in allem Handeln.
Sothane Tugenden, die Rom gegründet,
Sie ſollen es erneuern auch, und nicht
Ausſchweifender Verräther Gift und Dolch.

Catilina.

Ich hätte gerne höher dich geachtet,
O Cato, denn du meinſt es gut; doch wehe
Dem Staate, wo der Mehrzahl Redlichkeit,
Den Redlichen Verſtand und Einſicht fehlt!
Wir ſollen leben, wie die Väter lebten?

Du mühſt dich mit beſchränkter Einfalt ab,
Das Kind zum Mutterſchooß, den Strom zur Quelle
Zurückzudrängen. Perlen und Demanten
Stehn da zu Haufen! Ueberred' uns doch
Es wären Pfennige, wir müßten gleich
Den Vätern Pfennigswerth dafür erſtehen.
Pompejus weidet ganze Nationen,
Die ſich dem Schutz des Mächtigen befehlen,
Mit ſeinem Feldherrnſtabe: geh' und rath' ihm,
Er ſoll wie Curius ſich Rüben kochen.
Mit Königstiteln handelt Clodius,
Und nimmt an Tagen ein, was Rom in Jahren
An Brod verzehret: red' ihm zu, er ſoll
Wie Cincinnatus mit dem Stiere pflügen.
Dies Rom erſtickt im Haufen ſeines Raubes,
Und Cato ſteht dabei und hilft mit Schelten.
Ich greif' zum Rechen! breit' ihn aus den Haufen,
Das ganze Feld entlang, daß jeder Halm
Sich nährt und nicht an überladner Stelle
Das geile Fett in's üpp'ge Unkraut ſchießt!

Stimmen.

Hört ihn, den Räuber!

Catilina.

Solches ſei die Antwort,
Wenn du vermeinſt, als könnten Sitten und

Gewiſſen die Jahrhunderte ſich borgen,
Wie Nachbarinnen ihren Schmuck; jetzt laß
Den Schmuck uns ſelbſt in's Auge faſſen, Cato!
Und ſiehe zu, daß faules Holz dir nicht
Ein Schatz erſcheint im Dämmer der Geſchichte.
Was iſt gemeiner, als Roms Tapferkeit
Zum Himmel zu erheben — und in welchem
Jahrhunderte ſeh' ich nicht Rom beſiegt,
An's Schwert geliefert eines Ueberwinders?
Was iſt gemeiner, als das Ammenlied
Altröm'ſcher Treue, und von welchem Falle
Hat Rom ſich anders aufgerafft, als treulos,
Durch Meineid, Meuchelmord, Verrath und Lug?
Dies Rom war galliſch, nicht mehr römiſch, als
Den letzten Lappen Exiſtenz der Sieger
Mit Geld ihm abzukaufen uns erlaubte.
Die Väter lockten Brenus in die Burg,
Und mordeten vom Rücken her den Feind,
Vor deſſen Antlitz ſie den Kaufpreis wogen.
Den Porſena betrog das römiſche
Gewiſſen um die Geiſel, die wir ihm
Des Tags geliefert, und des Nachts entführten.
Noch ärger trieb's mit den Samnitern Rom.
Poſthumius, der Römer-Feldherr, war
Gefangen mit der ganzen Kriegsmacht; heil
Entließen ihn die redlichen Samniter,
Denn ew'gen Frieden ſchwur er mit dem Feinde,
Nach heiligem Gebrauch des Völkerrechts.

Roms Gottesfurcht verhöhnte den Vertrag.
Posthumius ward ausgeliefert: er
Sei den Samnitern, nicht sein Staat verpflichtet,
Erfrechten Römer sich, ihr Recht zu deuten;
Und den Samnitern, wollend oder nicht,
Gewaltsam soll der neue Landsmann gelten.
Da stößt mit seinem Knie Posthumius
Den röm'schen Priester; Rom erklärt den Krieg,
Denn ein Samniter habe Rom beleidigt!
Das ist ein Gaukelstück mit Eid und Schwur,
Aus Roms gottseligster Verschimmelung.
Den gleichen Meineid wiederholte Rom
In Spanien: Numantia vertraute
Dem Friedensschwure des besiegten Feldherrn,
Rom brach ihn und verrieth der Götter Zeugniß.
Pompejus fälscht Tractate, die er schließt,
Mit Wort uud Handschlag gegen seinen Feind,
Mit Schrift und Siegel gegen den Senat;
Sie stimmen nicht, und Feind und Freund betrügt er.
Viriathus war ein Soldat, der oft
Das unbesiegte Rom mit Schimpf geschlagen;
Verzweifelnd miethet unser Cäpio
Ein Meuchlerpaar, und läßt den Helden morden.
Dasselbe Mittelchen schlug nochmals an,
Als unsrer Tapferkeit Sertorius
Zu tapfer war; wir ließen ihn besiegen
Mit einem Dolch; denn Rom ist immer siegreich,
Mag's biegen oder brechen; —

Cato.

Nicht verträgt
In allem Ding die Politik —

Catilina.

Ganz recht;
Wenn nur die häusliche Gerechtigkeit
Des Herzens Adel desto reiner zeigt.
Da steht dein eigner Ahnherr leuchtend da
Vor allen Andern; er, der Censor Cato,
Der alten Zucht gepriesener Vertreter!
Großvaters Ideal, der fromme Landbau,
War auch das seine; Cato schrieb ein Buch,
Ein schönes Buch, der Landwirthschaft zu Ehren.
Er selbst, der Würdige, ließ seinen Pflug
Verrosten, trieb des Wucherers Gewerbe,
Doch wohlgemerkt, den Tugendruf zu schonen,
Auf fremden Namen! Filziger Tyrann
Der Sclaven, peinigt er mit Durst und Hunger
Den Leib der Armen, wehret ihnen hart
Der Ehe frommen Bund, doch läßt er gern
In seinem Hause männlich sich und weiblich
Für Geld vergnügen, das er lachend einstreicht.
Das war der große Sittenrichter Roms,
Der beste Mann der besten Römerzeit!
Da habt Ihr Euern Ahnenspiegel, Römer,
Verderbte Zweige des verderbten Stamms!

Nichts von den Vätern! Schurken waren sie,
Nur nach so großer Eile nicht, wie Ihr!

Tumult und Geschrei bricht furchtbar los.
Was hält uns —

Cicero.
Bei den Göttern!

Geschrei.
Stoßt ihn nieder!

Silanus.
O Jupiter!

Geschrei.
Holt Waffen!

Cicero.
Ich beschwör' Euch!

Geschrei.
Die Bänke brecht!

Cicero.
Ihr seid entlassen.

Geschrei.
Nieder
Mit Catilina!

Das Geleite Catilina's.

Catilina hoch!

(Die Senatspartei zertrümmert eine Bank; Catilina's Gefährten ſchwingen ihre Dolche und ſtellen ſich im Halbkreis um ihn her.)

Catilina zu den Gegnern.

Bemüht Euch nicht; hier Orts iſt's mir zu enge.
Geht heim, ſagt Euren Weibern an: ſie mögen
Indeß bedacht ſein auf Erſatz; Ihr werdet
Im Felde bald mir ſtellen Euern Mann.

(Catilina mit ſeinen Gefährten ab. Ein Theil der Senatspartei will nachſtürmen. Cicero ſtellt ſich ihnen entgegen.)

Cicero.

Bleibt, Freunde! Bleibt! Silanus! Cato! Helft!

Stimmen.

Sein Blut —

Andere.

Er ſoll uns nicht —

Cicero.

Der Conſul will es!
Mein iſt er! Bleibt! Zurück! Die Republik —

Stimmen.

Der Frevler! Der Verräther!

Cicero.

Laßt ihn! laßt ihn!
Er iſt jetzt da, wo ich ihn längſt gewünſcht.
Daß er die Stadt verläßt, iſt ſchon ein Sieg.
Im Felde ſchreckt uns keine Macht der Welt;
Rom iſt nur ſterblich in den eignen Mauern.

Stimmen.

So ſchaff' uns Rache, Conſul!

Cicero.

Zählt auf mich!
Die Republik bin ich! Mit Blut und Leben
Steh' oder fall' ich römiſch heute!

(Beſteigt wieder ſeinen curuliſchen Stuhl.)

Doch
Das Uebel wächſt im Weilen. Der Senat —
Wenn's Euch beliebt, Ihr Väter — iſt entlaſſen.

(Die Senatoren und Ritter brechen auf. Indem ihre Reihe an ihm vorübergeht, ſpricht zu Einzelnen und Mehreren)

Cicero.

Zerſtreuet Euch, ich bitt' Euch, Väter, heute
Ja nicht auf's Land! Bleibt in der Stadt! Seid nahe!
Bewahret Eure Häuſer — wachet, ſorget
Im Einzelnen, wie ich für das Gemeine. —
Patrone, laſſet die Clienten ſich
Bewaffnen, — doch geräuſchlos, ganz im Stillen!

Nur in der Stadt kein Ausbruch! Um das Heil
Der Republik beſchwör' ich Euch darum!
Geht mit den Göttern! Lebet wohl, Ihr Väter!
Kein Aufſehn; Ruhe! Ruhe! Wahret Euch —
Prätoren! —

(Flaccus und Pomtinus auf Cicero's Wink kehren zurück.)

wahret Euch den Gleichmuth — bleibt
Prätoren, — und die Weisheit! Ruhe, Väter!

(Die Senatoren und Ritter ab.)

Dritte Scene.

Cicero. L. Val. Flaccus. C. Pomtinus.

Cicero.

O Flaccus! Traurigkeit befängt mein Herz.
In Schwermuth löſcht mein Athem aus, Pomtinus!

Flaccus.

Ermanne Dich!

Cicero.

Werd' ich's vollbringen? Wird
Der unvergängliche Triumph — die Götter
Verleihen alles Große!

Flaccus.

Nur nicht uns!
Rom lieben sie; du wirst mit ihrem Beistand
Die Republik befreien.

Cicero.

Kennet Ihr
Nun die Verschwörung? Habt Ihr sie gesehn,
Die Freunde Catilina's? einen Theil!
Cethegus, der Senator! Nullus, der
Tribun! Was sag' ich? Lentulus! Auch er!
Roms erster Prätor, Euer eigner Vorstand,
Der Mann aus fürstlichem Geschlecht — auch er!

Flaccus.

Es ist verrucht!

Cicero.

Entsetzlich ist's!

Pomtinus.

Vielleicht,
Daß er den Abgrund selbst —

Cicero.

Mein Blut gerinnet!
Das sind die Feinde Roms! Streck' ich die Hand
Nach solchen Häuptern aus — Gewaltthat heißt's,

Nicht Wohlthat; meinen Namen wird das Volk
Fluchwürdigſten Tyrannen beigeſellen;
Den Landmann aus Arpinum, wird es ſagen,
Trieb Neid und Eiferſucht, der Republik
Erlauchteſte Geſchlechter zu verderben!

Pomtinus.

Noch leben Männer, die das Heil des Staats,
Als keine Sache der Partei betrachten!
Noch lebt ein Cato —

Cicero.

Ja, ein Cato! Habt
Ihr ihn gehört, den Cato? Wie bedingt,
Wie mäßig er mich unterſtützt, wie zähe!
Daß ich Euch ſage, dieſes Freundes Hilfe
Hat mir den Nerv des Handelns mehr gelähmt,
Als aller Feinde wuthentbrannte Drohung.

Flaccus.

Was willſt du thun?

Cicero.

Prätoren, höret mich!
Die Häupter der Verſchwörung wollen klug
Ergriffen ſein; bedenklich iſt es, Römer,
Verehrte Namen anzutaſten, Götzen
Des blinden Volks; mein letztes Mittel ſei's,

Mein erstes nicht. Doch Fremde, wie ich weiß,
Die Abgeordneten der Allobroger,
Betheiligen an der Verschwörung sich, —
Die laßt uns fangen! Was verschlägt's? Barbaren
Aus den Provinzen!

Flaccus.

Doch, wie meinst du, Consul?

Cicero.

Zu Hause sind sie schuldlos; seid gewiß.
Doch wenn sie heimwärts ziehen, — und ich ahne
Sie werden's bald; — dann führen sie mit sich —
Deß bin ich überzeugt, — Ausfertigungen,
Sendschreiben an die Heimath, Briefe, Zeichen,
Botschaften, so die Fäden der Verschwörung
Nach Gallien hinüberspinnen — kurz
Einladungen zum Aufruhr, wenn Ihr wollt.

Pomtinus.

Du schließest kühn!

Cicero.

Was hätten sie so eng
Mit Catilina's Freunden zu verkehren?
Sie sitzen an der Quelle; — glaube mir,
Wir angeln das Geheimniß.

Pomtinus.

Aber wie?

Cicero.

Wir geben Acht, wenn ſie die Stadt verlaſſen.
Dann legen wir in einen Hinterhalt
Bewaffnete von unſerer Partei,
Die ſperren, weislich aufgeſtellt, die Straße
Den Reiſigen. Die Allobroger greifen
Vielleicht zum Schwert. In dieſem Augenblicke,
Gefolgt von den Lictoren, tretet ihr
Prätoren vor, und Euer Amt verleiht
Dem Ueberfall die Weihe des Geſetzes.
Mit Ehrfurcht wird der Allobroger Arm
Die Waffe ſenken vor den Richtern Roms;
So hindern wir Tumult und Blutvergießen.
Die Beut' iſt unſer. Ihr verhaftet dann
Und unterſucht —

Pomtinus.

Verhaften? unterſuchen?

Cicero.

Der Staat iſt in Gefahr!

Pomtinus.

Roms freier Boden,
Der ſelbſt des Hochverraths Beklagtem noch
Die Freiheit gönnt, darf dieſe That nicht ſchauen.

Cicero.

Der Staat ist in Gefahr!

Pomtinus.

Gedenke, Consul,
Wenn du des Amtes dich begibst, der Folgen!
Beschwören mußt du, daß du nichts verfügt
Zuwider den Gesetzen der Verfassung.

Cicero.

Beschwören werd' ich, daß ich Rom gerettet;
Das oberste Gesetz ist Selbsterhaltung!

Pomtinus.

Was meinst du, Flaccus?

Flaccus.

Cicero vertritt es!

Pomtinus.

Ein Ueberfall im Namen des Gesetzes!

Cicero.

Mordbrenner auf den Richterstühlen Roms!
Das Mittel ist nicht neuer als das Uebel.

Pomtinus.

Doch dieses Mittel selbst; — wozu?

Cicero.

Beweiſe!

Beweiſe, Prätor! Nächtlich auf dem Pfühle
Fleh ich die Götter an: Gebt mir Beweiſe!

Pomtinus.

Sein eigner Mund hat ja den Krieg erklärt!

Cicero.

Des frechen Mundes Ueberſchäumen gilt
Den Neidern meines Ruhmes, den Verläumdern,
Des Volkes launiſchen Parteien nicht
Gefährlich; greifen müſſen ſie und ſchauen.

Pomtinus.

Empören wird er ſich, du glaubſt es ſelbſt.

Cicero.

Die Stadt in Flammen, ja das ſind Beweiſe!
Seht doch den argen Doppelſinn der Lage:
Es flucht der Pöbel meines trägen Arms,
Laß ich dem Uebel Lauf, der Pöbel flucht
Des grauſam-ſchnellen, komm' ich ihm zuvor.
Drum brauch' ich Documente, friedliche,
Die überzeugen, ſchrecken, doch nicht ſchaden.
Prätoren, zaudert nicht; die Stadt erwartet
Den Zuſtand der Vertheidigung von mir.
Das Vaterland will wiſſen, ob die Hand

Des Catilina ſchneller zum Verderben,
Als Eure zu der Pflicht der Rettung iſt?

Flaccus.

Hier meine Hand.

Pomtinus.

Und meine hier; es ſei.

Cicero.

Die Götter haben Euch erleuchtet! Kommt.

(Cicero, Flaccus, Pomtinus ab.)

Vierte Scene.

Im Hauſe Catilina's.

Catilina. Tertilla.

Tertilla.

Ich tadle deine Mäßigung, mein Freund!
Nicht ohne dich zu fühlen durfte dich
Senat und Conſul heute ſehen.

Catilina.

Ja,
Tertilla, wenn es galt, um flüchtigen

Erfolg im Hader der Parteien raſch
Zu würfeln, — einen Antrag durchzuſetzen,
Ein Urtheil, eine Wahl; denn was iſt leichter
Emporgewirbelt, als ein Stadttumult,
Ein wechſelnder in halber Tageslänge,
Wie Ebb' und Fluth?

Curtilla.

Ich weiß es wohl; zu groß
Liegt dein Gedanke, Freund, in deinem Haupte.
Im Auf- und Niedergang der Sonne ſteckſt
Du ihm die Gränzen ab; du willſt die Welt
Mit ſeinem Ruhm erfüllen, eine Wiege
Dem Götterſohn bereiten über Meer
Und Land. Doch, theurer Sergius, gedenke,
Die Mittel, die das kleine Ziel erreichen,
Sie ſind es auch, die oft das große Werk
Mit ungeahnten Wirkungen erzielen.

Catilina.

Matronenlogik, kleine Staatsgelehrte!
Ich ſoll vom Zufall mich beſchenken laſſen?
Die blinde That dem Ungefähr vertrauen?

Curtilla.

Mein Held! mein Held! Geduld iſt's, die mir fehlt.
Wie glänzt der Sieg, wie ſehn' ich mich, daß bald
Der Lorbeer deine ſchöne Stirne ziere!

Catilina.

Das ſind die Lockungen, die früher Schmach
Langwuchernde Gedanken überliefern!
Im raſchen Wallen des Gemüthes eine
Bewegung losgebunden, übereilt,
Verfrüht, verwirrt, der eigenen Partei
Zur Ueberraſchung, wie der feindlichen, —
Verloren iſt ſie rettungslos; du heileſt
Mit Neſtors Weisheit und mit Hektors Kraft
Des blinden Anfangs Erb-Gebrechen nicht.

Tertilla.

Ich ſchweige ja; ich unterwerfe mich!
Sei mir nur hold! Wie lieb' ich dich, mein Freund!
Ein Abglanz muthiger Entzückung ſpielt
Auf deinem Antlitz, wie ein Lichtgewebe.
Mein Jupiter!

Catilina.

Veſtalin, opferſt du?

Tertilla.

So ſahen dich die Feinde?

Catilina.

Cicero,
Im Uebermaß des Schreckens war ein Held.

Er hat, mein Kind, mit einer ſchönen Rede
Sich eingeſtellt!

Tertilla.

Ach, hätt' ich ſie gehört!

Catilina.

Geh', ſag' ich dir, verlaß uns, flieh, mach fort! —
Es iſt, das mußt du wiſſen, meine Liebe,
Die' beſte Weisheit Cicero's, ſtatt Eines
Vier Worte zu gebrauchen. Wie ein Pfeil
Umkleidet er die Puppe des Gedankens
Ein Dutzendmal mit neuen, bunten Lappen.
Die alten Frauen im Senat ſind ſehr
Erbaut davon; ein Wunder dünkt es ihnen.
Doch wir vertändeln Augenblicke, ſagen,
Ich weiß nicht, ſchon wie oft, uns Lebewohl,
Indeß der Werth der Stunden wächſt; es gilt
Zu ſcheiden.

Tertilla.

Nenn' es ſo nicht, Catilina.
Ich folge dir in's Lager — hörſt du, — bald!
Sobald du es erlaubſt.

Catilina.

Gewiß, Geliebte.
Bis dahin weile mit Sempronia,
Geſchützt im Hauſe der Getreuen, ſicher.

Tertilla.

Und weiter nichts? Wo alles, was dir nah,
Die Splitter deines Geiſtes, für dich handelt,
Haſt du für mich allein nicht Amt und Auftrag?

Catilina.

Den Frauen zu gebieten iſt nicht weiſe.
Der Gott des Augenblicks regiert allein
Im Wunderreiche weiblicher Empfindung,
Und braucht die Kraft, indem er ſie entdeckt.
Nicht Theile trag' ich dir des Werkes auf;
Doch wo dein Herz von Licht und Glut entbrennt,
Des Sonnenpferdes Lenkung zu ergreifen,
Das zügellos die blinden Horen ſchleift,
Durchkreuzend meinen Rath — dort wirſt du handeln,
Wie Catilina's Selbſt. Leb wohl!

Tertilla.

Leb wohl!

(Tertilla ab. Man hört von außen Lärmen und Getöſe, dazwiſchen die Rufe:)

Hoch Catilina! — Nieder Catilina!

Catilina.

Was iſt das? Ein Begegniß der Parteien?
Sie kämpfen! — Näher kommt's. Es ſind die Meinen.

Fünfte Scene.

Catilina. — Cethegus, Lentulus, Gabinius, Statilius, Nullus, M. Por. Lecca, Vargunteius, Septimius, Cöparius, Manlius, Glaukus und Zeno, Umbrenus und die Allobroger treten auf, größtentheils mit gezogenen Degen.

Catilina.

Was gab's?

Cethegus.

Die Reatiner Jugendschaar
Bewaffnet sich für Cicero; ein Theil
Der goldnen Bürschchen kam uns in den Weg, —
Ein schöngefiedertes Gevögel!

Catilina.

Wie,
Er rüstet schon, der tapfre Cicero?

Lentulus.

Noch mehr; er setzt auf die Verschwörung Preise.
So eben ward ein Herold umgebracht,
Der auf dem Fischmarkt sein Edict verlas:
Wer Einen der Verschwornen denuncirt,
Erhält, ist er ein Sclav, den Lohn von hundert
Sesterzien und das Geschenk der Freiheit;
Zweihundert zahlt der Consul einem Bürger.

Catilina.

Marktſchreier! Furcht erzwingt er mit Gewalt,
Sein Zwergverdienſt zum Rieſen auszurecken;
Elendes Kunſtſtück! Und der Herold, ſagt Ihr?

Cethegus.

Die Fiſcher haben ihn erſchlagen, ja!

Catilina.

Merk' dir den Anfang, Retter Cicero!

Cethegus.

Wir geben ihm den Streich zurück!

Gabinius.

Ihn ächten?

Varguntejus.

Wozu den Umſchweif? Wir ermorden ihn.

Cethegus.

So mein' ich's eben.

Lentulus.

Förderlich wär's immer.

Catilina.

Ihr wiederholt mir das Gelüſten ſtets.
Der Mann ſteckt Euch mit ſeiner Kleinheit an.
Ihm zieme wohl das Mittel, doch nicht uns.

Lentulus.

Nicht zu verachten iſt ein guter Stoß!
Warum ſoll Rom nicht fallen durch das Mittel,
Das es erhob? Wie oft in Roms Geſchichte
Griff an der Spitze ſeiner Legionen
Der Feldherr zu dem Dolch? Viriathus
Genas an einem Stahle, gleicher Art
Sertorius —

Catilina.

Laßt doch den Wurm ſich krümmen!
Mag er an ſeinem Nichts verenden, am
Gelächter, an der Phraſe! — Weg davon!
Was iſt's mit Cäſar, Rullus; ſagt er zu?

Rullus.

Sieh dir das Räthſel ſelber an; mir dünkt
Es ſchwer zu löſen.

Catilina.

Ungern miß' ich ihn.
Der Rückhalt ſeines wahren Weſens währt
Zu lange ſchon, er muß Partei ergreifen. —
An's Werk! Der Führer keiner, ſeh ich, fehlt.

Rullus.

Eh' wir beginnen, höret mich! Ich ſchlage
Dem Bunde vor, wir ſetzen feierlich

Drei oberſte Beſchlüſſe an die Spitze
Des Unternehmens.

Lentulus.

Nenne ſie, Tribun!

Rullus.

Zuerſt erklären wir: die Republik
Sie iſt bei uns: die Republik des Rechts!
Ihr Gegenſatz, er wird verneint, bekämpft:
Die Republik der That und des Beſtandes.

Cethegus.

Gut iſt ſein Antrag; Römer, wir erklären:
Die Republik des Rechtes iſt bei uns.

Alle.

Die Republik des Rechtes iſt bei uns.

Rullus.

Wir ſehen uns bedroht, bedrängt, verfolgt
Von einer Anzahl Männer, ſo den Zufall
Beerbt in der Gewalt und in den Mitteln,
Die zu beſitzen der Vernunft gebührt.
Sie greifen uns mit Feindeswaffen an,
Geführt von Cicero; — erklärt den zweiten
Beſchluß: Die Republik iſt in Gefahr!

Stimmen.

Die Republik —

Lentulus.

Nicht weiter! Haltet ein!
Ich proteſtire gegen die Gefahr!
Wo iſt Gefahr? Sind dieſe morſchen Seelen
Im römiſchen Senat Gefahr? Wenn ihre
Fiſchgräten tödteten! Sind die rhetoriſchen
Bandwürmer Cicero's, der Schwätzerzunge
Gefahr? Sind ſeine Pfennige Gefahr,
Die ihm zum Hohn das eigne Werkzeug ächten?
Die Hänflinge der Reatiner-Brut,
Sind ſie Gefahr, die Motten? Oder iſt
Antonius Gefahr, der zweite Conſul,
Des höchſten Angebotes feiler Knecht?
Was ſteht der todten Wölfin zur Verfügung,
Dem Aaſe Roms, als Würmer und Geſchmeiß?
Doch uns betrachtet! Sittius gehorcht
Mit ſeinem Heer in Mauritanien
Den Häuptern der Verſchwörung; Spanien
Iſt uns gewonnen durch den guten Geiſt
Der Truppen Piſo's; Gallien entflammt
Der Allobroger tapfrer Arm zum Aufſtand;
Hetrurien entbietet, überfließend
Vom alten Grimm der Bundsgenoſſen uns
Die ſtets bereite Hand durch Manlius;
Campanien, Apulien, und all

Des Südens heißen Römerhaß entfeſſelt
Der erſte Wink, der zur Befreiung ruft;
Klein-Aſiens verſchworne Griechen endlich
Sind längſt mit Leib und Leben uns verbürgt.
Der Erdkreis fällt uns zu, wohin wir blicken;
Nichts von Gefahr! dein zweiter Antrag ſei
Verworfen, Nullus; — Catilina, ſprich!

Catilina.

Des Werkes ganze, muthige Geſundheit
Erglänzt in deinem Munde, Lentulus,
Ein freudig' Abbild ſeines wahren Selbſts.
Nicht ziemt es mir, das eigne Haus dem Gaſte,
Der ſorgend ſeine Decke prüft, zu preiſen,
Den Zweifel ſtrafend, und erzwingend blindes
Vertraun. Doch ſagt, wer darf, wie wir, der Welt
Das neue Schauſpiel zeigen — zeigen eine
Verſchwörung, die, entdeckt, verrathen, kundig,
Mit ungehemmtem Gange weiter ſchreitet,
Wie ein Geſetz der waltenden Natur?
Ja, Cicero hat, wie ein Augur, Blitz
Und Donner obſervirt am Himmel Roms;
Laßt ſehn, ob Blitz und Donner nicht zu hoch
Der Hand obſchwebet, die den Himmel haſcht!

Nullus.

Nicht aufwärts darf er greifen, niederfällt's
Von ſelbſt; der Blitz und Donner ſchleudern ſoll,

Der Adler Jupiters ist noch nicht flügge.
Gelungen ist's dem Consul, vor der Zeit
Ihn seinem Horte zu entlocken; stürzt er,
Ein Kind ergreift ihn!

Cethegus.

Allerdings, das Werk
Hat seines Wachsthums Maß noch nicht erreicht,
Doch was der Zeit gebricht, ersetzt der Geist,
Und seines Elementes freut sich erst
Der beste Kern des Bundes, all die raschen
Und feurigen Gemüther unter uns,
Wenn Wagniß, Weisheit und Gebot der Noth,
Nicht übermüthiges Gelüsten heißt.
Und wie in Monarchien vor der Zeit
Des Erben Hand das Steuer oft ergreift,
Weil größer, als der jugendlichen Leitung,
Des Zwischenreiches Wirrniß und Gefahr:
So stürze die Verschwörung in die Bahn
Der That, und was Berechnung nicht geebnet,
Der Sprung besiegt's, der Jugend rascher Muth!

Lentulus.

Ich glaube deines zweiten Antrags Ziel,
O Nullus, zu erkennen; soll er nicht
Die Pforte sein zum dritten? Dictatur
Einsetzen willst du.

Nullus.

Ja, die Zeit gebietet's.

Lentulus.

Des Handelns Einheit fordert unsre Lage,
Es ist gewiß; ich stimme selbst dafür.
Nicht der Gefahr, der Einheit wegen wählt,
Ihr Römer, wenn's Euch gut dünkt, den Dictator.

Umbrenus.

Wir werden nicht im Felde mangeln, doch
Die Wahl erlasset uns; wir Allobroger
Sind fremd in Rom.

Nullus.

Wer soll Dictator sein?
Wählt den Dictator!

Die Mehrzahl.

Catilina sei
Dictator.

Die Minderzahl.

Lentulus.

Nullus.

Parteien, tretet
Abstimmend auseinander.

(Die Mehrzahl ſtellt ſich auf Catilina's, die Minderzahl auf Lentulus' Seite.)

Catilina,
Die Republik erwählt dich zum Dictator.
Geſetze wirſt du geben und vollziehn!
Gebiete, wir geloben den Gehorſam.

Catilina.

Das Haupt zu heißen eines ſolchen Leibes —
Der höchſte Ruhm iſt's, den zu dieſer Stunde
Die Welt zu ſpenden hat; wir führen aus
Den Mauern Roms die Freiheit an die Ufer
Der Oceane! Väter werden wir
Und Stammherrn einer höhern Menſchheit, als
Saturn, Prometheus und Pygmalion!
Wohlan, beginnt den Krieg mit einer Stadt,
Und ſchlingt den Oelzweig um den Ball der Erde!
Und ſoll ich in der Zukunft Euch gebieten,
Da das Commando nur zu Gliedern ſpricht,
So laßt mich heute rathen noch mit Euch,
Wort und Gedanken wechſeln mit dem Haupte.

Lentulus.

Wir harren deines Vortrags, Catilina!

Catilina.

So höret mich. Zwei Wege kennt der Bund,
Das Machtgebiet der Römer anzugreifen:

Der erſte theilt den Aufſtand; die Partei
Bekämpft in jeglicher Provinz das Joch
Der eignen Herrſchaft; Rom gilt dieſem Plane
Ein Glied des Werthes all der andern Glieder,
Ein Stadttumult begräbt es im Ruin.

Lecca.

Gefährlich ſcheint der Anſchlag mir!

Lentulus.

Mir nicht.
Ausſtrömend ihre Kraft in hundert Adern,
Geſchwächt, verwirrt, geſpalten, — leicht verfällt
Die Stadt im Aufruhr einer kleinen Auswahl:
Des Bundes, die entſchloſſene Gemüther
Mit edler Namen Klang und Anſehn paart.

Cöparius (leiſe zu Nullus.)

Er meint ſich ſelbſt; Oligarchie dictirt er!

Nullus.

Laß auch den zweiten Antrag uns vernehmen.

Catilina.

Er iſt des erſten Gegenſatz; er achtet
Der Römermacht in den Provinzen nicht,
Die Stadt iſt ihm das Herz und Haupt der Welt.
Ihm folgend, wälzen wir die ganze Kraft

Des Bundes einzig gegen Rom heran.
Vom Norden her in erſter Linie
Hetrurien, in zweiter Gallien,
In dritter Piſo mit den Spaniern.
Vom Süden Capua, Campanien,
Apulien, und all der Fechter Kraft,
Der Sclaven Leidenſchaften hell im Kampfe.
Die Griechen Aſiens, und Sittius
In Afrika gebrauchten wir zu Hauſe.
Sie hinderten auf ihren fetten Küſten
Des Brotes Ausfuhr nach der Tiberſtadt.

Lecca.

Vortrefflich!

Cöparius.

Weiſer rathet uns kein Gott!

Lentulus.

Gut iſt der Plan, wenn Alles geht, wie's ſoll,
Der Feind nicht einzeln ſiegreich wird, mit Liſt
Uns theilt, ein Freund zur rechten Stunde ſäumt.

Manlius.

So ging's den Bundgenoſſen, Lentulus
Entwirft das Bild; mich reizt der erſte Plan.

Lecca.

Der zweite mich.

Varguntejus.

Stimmt ab.

Catilina.

Hört noch ein Letztes.
Nicht einen dritten Antrag will ich's nennen,
Denn Schmelz und Paarung ist er jener Beiden.
Ich habe mit Antonius verkehrt,
Dem zweiten Consul, der das Heer befehligt:
Der Mann ist unser.

Stimmen.

Hoch Antonius!

Catilina.

Mit Maß, Ihr Freunde! Zwar bedenken wir,
Wir Alle, der Gesammtheit treu, uns selbst,
Denn Jeder ist des Ganzen Theil; doch Grade
Des Selbstsinns gibt es, und Antonius —
Genug, gleich gilt es uns, um welchen Preis,
Doch daß er unser, das kommt hier in Anschlag.

Lecca.

Und welche Bürgschaft gibt Antonius?

Catilina.

Cornelia, sein einzig Kind; zur Stunde
Empfing Sempronia sie schon als Geisel;
Ziehn wir in's Lager, nehm' ich sie mit uns.

Lentulus.

Hat er zur offnen That ſich uns verpflichtet?

Catilina.

Was nennſt du ſo? Daß er die Fahnen fliegend
Zu uns herüberführt, erwarte nicht.
Doch falſche Stellung, ſchlechte Märſche, Flucht,
Wo Angriff gut, und Kampf, wo Rückzug weiſe —
Kurz, lahme Feindſchaft nützet mehr, des Gegners,
Als offne Freundſchaft.

Rullus.

Unſern höchſten Dank
Haſt du erworben! Nenne deinen Plan.

Catilina.

Wir nehmen eine Stellung in den Päſſen
Hetruriens, — vielleicht bei Fäſulä
Errichten wir das Lager, Manlius; —
Vertheidigung iſt ſie zugleich und Angriff.
Des Landes Mitte haltend, ſperret ſie
Die Straße zwiſchen Gallien und Rom,
Bedrohet ſie die nahe Stadt im Süden,
Und deckt im Norden unſre Freunde, daß
Den Allobrogern Zeit gewonnen wird,
In Gallien den Aufſtand zu verbreiten.

Auch ſichern wir — denn Schiffe fehlen uns —
Zugleich den Landweg, der vom Oſten her
Im Bogen um die Adria die Griechen
Uns zuführt, Piſo mit den Spaniern
Vom Weſten durch die Pyrenä'n und Alpen.
Inzwiſchen wirbt Antonius in Rom,
Und lichtet, wider mich ein Heer verſammelnd,
Den Anhang Cicero's daheim. Ihr ſeht
Des Vortheils Doppelwerth; indem ich ſiege
Bei Fäſulä, ſiegt Ihr in Rom; mir ſteht
Ein mitverſchworner Feind entgegen, Euch
Mit ſchwacher Menge das getheilte Rom.
Ja ſelbſt des Unglücks menſchlichen Tribut
Mag dieſer Plan, mich dünkt, gefahrlos zollen.
Stört Euch den Angriff auf die Stadt ein Unſtern,
So triumphir' ich in Hetrurien,
Mißgönnet mir das böſe Glück den Lorbeer,
Wehn Eure Fahnen auf dem Capitol.
Rom ſiegreich, wird beſiegt; der Bund geſchlagen,
Iſt Herr der Welt.

Cethegus.

Nicht ſchnell genug, Genoſſen,
Kann dieſer Rath den Leib der That gewinnen.
Verdammt ſei jedes eitle Wort darüber!
Die Zunge ſchweigt, der Arm bewaffnet ſich.

Lentulus.

Vollkommen iſt der Plan, er mißt die Gränzen
Der Menſchenweisheit aus; die Möglichkeit
Des Glückes in Gewißheit zu verwandeln, —
Das allgemeine Ziel, — trifft er zunächſt.

Alle in einer Art von Halbchören.

Der Bund genehmigt Catilina's Plan! —
Er ſteht mit Gut und Blut ihm zu Gebote. —

Catilina.

Wohlan, ſo folge ſchnell auch der Vollzug!
Das ſind die Rollen, und Ihr theilt ſie ſo:
Vor Tagesanbruch ziehen morgen heim
Die Allobroger; Euer Amt wird's ſein,
Mit Botſchaft ſie und Briefen auszurüſten,
Gabinius. Statilius, Cethegus,
Die Blut- und Gaſtverwandtſchaft längſt verknüpft
Mit Galliens Geſchlechtern; deins vor Allen,
O Lentulus, denn ſchützend in den Alpen
Herrſcht der Cornelier verehrter Name.
Die Rüſtungen der Reiterei, die Schwäche
Der Römer und der Allobroger Macht
Empfehl' ich dir mit Nachdruck. Doch du kennſt
Das Ganze wie das Einzelne genau
Des galliſchen Gebahrens; ich vertraue —

Lentulus.

Sei überzeugt, zum Frommen wird's beſorgt.

Catilina.

Glaukus und Zeno! lange habt Ihr treu
Fruchtbare Saat in Briefen ausgeſtreut,
Vom Grund auf durchgepflügt das Land der Griechen.
Geht heim und ärntet; nichts bedarf es mehr,
Als daß Ihr aufſteht unter Euerm Volk,
Den Sturm entfeſſelt; Vollmacht ſeid Ihr ſelbſt,
Mit Eurem Schiffe landet Catilina.
Septimius, du bringſt in Spanien
Dem Piſo, Lecca, du dem Sittius
In Mauritanien das Aufgebot
Des Bundes; hier das Zeichen, ſo das Amt
Beglaubiget, das Euch der Bund vertraut.
Cöparius, du gehſt nach Capua
Die Sclaven und die Fechter aufzuregen.
Euch bleibt die Stadt befohlen, Lentulus,
Gabinius, Statilius, Cethegus.
Den Feind im eignen Herzen anzugreifen,
Iſt Euer auserwähltes Theil; die Gunſt
Des Augenblicks vermerket klug; was heute
Geſetzverletzendes in dem Senat
Geſchehen, vor die Volksverſammlung bringt es
Kraft ſeiner tribuziniſchen Gewalt
Freund Rullus hier; die ungeſtüme Sitzung

In flammenden Parteikampf zu verwandeln
Sei Euer Werk. Und nun der Looſe letztes.
Hetrurien, die nächſte Feuerſtätte,
Auf der wir Blitz und Donner ſchmieden, — Freund
Und Bruder alter Waffenthat, — das Land
Der Tuſker, die von ihren Bergen drohend
Herabſchaun auf die Wölfin an der Tiber,
Das iſt der Poſten — Manlius — für uns.
Nach Fäſulä bringt uns in nächſter Stunde
Des ſchnellen Roſſes heißgeſpornte Flanke.

Manlius.

In's Feld! in's Feld! Den Schlachtruf hör' ich wieder,
Der Feuerzunder warf in's wilde Herz
Des jüngern Mannes! Heute ſteh' ich ragend
Auf einer Höhe meines Lebens; fort
Des Alters Froſt, der Jahre Laſt und Bürde!
Ich ſtampfe dich mit Jugend-Sprung und -Kraft,
Der Erde Rieſenheimath! Heute weiß ich
Was du mir ſollſt, und was ich dir; mein Haupt
Umleuchtet die Erkenntniß! Heute fühl' ich
Beruf und Recht des Kampfes unter Menſchen!

(Er holt ein römiſches Feldzeichen, das in einer Ecke des Saales lehnt.)

Breit' aus dein ſilbernes Gefieder, Adler,
Und leuchte! Hat dein Zeichen mich geführt
Mit blinder Wolluſt in die tiefe Schlacht,
Da all des Eiſens Wucht und Wuſt nicht Ziel

Noch Ausgang zeigte dem beſchränkten Auge, —
So ſchwör' ich jetzt, o Feldherr, deinem Adler
Von Neuem zu! Einſt ſind wir ihm gefolgt,
Heut folgt er uns, denn deine Krieger alle
Führt Wahl und menſchliches Bewußtſein. Auf,
Verbündete, bei dieſem Zeichen ſchwöret
Dem Feldherrn Eure Treue zu, und Treue
Euch ſelbſt; denn Catilina's großes Herz
Verſammelt Euer Aller beſtes Theil!

Alle.

Wir ſchwören dir, wir ſchwören dir, Dictator!

Catilina.

Bei welchem all der Götter ſchwör' ich Euch?
Das Künftige hat keinen Gott! Wir ſtehn
Allein. Die Götter halten's mit dem Sieger,
Und heilig iſt nur das Vergangene.
Wohlan, ſo ſei's! Die Freiheit von den Göttern
Iſt unſer Gott! Wir ſind uns ſelber heilig,
Die eigne Kraft, die den Erfolg erringt,
Dem Götter ſich und Menſchen unterwerfen!
Und alſo ſchwör' ich Euch nicht bei den Göttern,
Die Feigheit und betrogner Aberglaube
Weit hinter ſich zurücklegt in die Mythe,
Weil Menſchenwerth ſein eigenes Geſpenſt:
Ich ſchwör' Euch bei der Kraft, die dieſen Adler

Beſitzergreifend in die Erde ſchlägt,
Ich ſchwör' Euch bei dem ganzen vollen Inhalt
Des Lebens und der Gegenwart, bei Allem,
Was Mann und Menſch heißt, denkt und wirkt in mir:
Ich ſchwör' Euch Treue, Bruderpflicht und Einheit
Des innern Seins in allem äußern Wechſel!
Dich bet' ich an, erhabnes Werk! Laßt ſehen,
Ob eines Volks Geſchichte, die Geburt
Des blinden Triebes und der harten Noth,
Erlöſend eine Nachwelt überwindet,
Im Geiſte frei und Herr der äußern Mächte.
Laßt ſehn, ob ich wie Hercules, vertilgend
Der Vorwelt ungeheuerliche Brut,
Und ird'ſchen Wohnſitz einem feineren
Geſchlechte von Lebendigen bereitend,
Des Stärkern Recht, Gewaltthat, Zwang und Trug,
Den Urſprung jedes Staates, kann bekämpfen,
Umformen der Geſellſchaft feindliche,
Vom Thierestrieb ererbte Gegenſätze
In friedlichen Vergleich, Vernunft und Sitte,
Und löſen darf der Menſchheit Schönheitsgürtel.
Es iſt ein Ziel, in meiner Seelen Tiefen
Mir eingeboren, wie ſein Gang dem Sterne,
Und jedem Stoff das wirkende Geſetz.
Ihm ſtreb' ich nach, ſo lang in dieſem Haupte
Ein Nerv gedankenwebend ſpielt, ſo lang
Ein Muskel zuckt in dieſem Arm, ſo lange
Noch nicht die letzte Linie des Todes

Mich ausgleicht mit dem Höchſten und Gemeinſten!
Das iſt mein Schwur!

Alle.

Es lebe Catilina!

(Der Vorhang fällt.)

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

An der Milviſchen Brücke. Morgendämmerung.

Cicero mit ſechs Sclaven. Flaccus und Pomtinus mit Lictoren, welche ihnen die Fascen vortragen; — Bewaffnete.

Cicero.

Sie kommen. Theilet Euch. Du, Flaccus, nimm
Die Hälfte der Bewaffneten mit dir,
Und lagre jenſeits dich der Brücke. Du,
Pomtinus, bleib' dieſſeits an der Spitze
Der zweiten Hälfte. Geht und achtet wohl.
So wie der Zug der Reiſigen die Mitte
Der Brücke hält, umſchließet Ihr die Schaar
Vom Rücken und vom Angeſichte her,
Indeß die Flanken das Geländer einengt.
Iſt es geſchehn, ſo tret' ich vor. Ich harre

Des Ausgangs in dem öden Tempel dort
Der Pudicitia. Das Glück mit Euch!

(Cicero mit den Sclaven ab.)

Flaccus.

Pomtinus, zage nicht; vereitelt iſt
Das ganze Werk, wenn minder deine Kraft
Des Widerſtandes dieſſeits, als der Muth,
Der jenſeits angreift. Laß uns einig handeln.
Gleich gilt's, nach welcher Seite wir entkommen,
Und ganz iſt der Verluſt, wenn er nur halb.

Pomtinus.

Wenn Lentulus, das Haupt des richterlichen
Collegiums mit im Geleite wäre
Der Allobroger, — wiſſen möcht' ich, traun,
Wem röther ſich die Scham im Antlitz malte:
Ihm, daß er ſeinen Staat verrathen will,
Mir, daß ich ihn mit ſolchen Mitteln ſchütze.

Flaccus.

Du denkſt wie ein Privatmann; häusliche
Begriffe ziemen nicht der Obrigkeit;
Regierungen bedürfen nicht der Scham.

(Flaccus und Pomtinus mit den Lictoren und den beiden getheilten Halften der Bewaffneten zu zwei verſchiedenen Seiten ab.)

Umbrenus hinter der Scene.

Hier iſt die Brücke. Sitzet ab, Gefährten!
Der Steig iſt ſchmal und niedrig das Geländer,
Und ſchwere Nebel laſten über'm Fluß.
Ein einziger verfehlter Hufſchlag hier
Gefährdete den ganzen Zug. Wir gehen
Zu Fuß hinüber und die Knechte mögen
Nachführen uns den Troß mit ſachter Vorſicht. —

(Iſt während der letzten Verſe aufgetreten; die Allobroger folgen vereinzelt.)

Das iſt das alterthümliche Gerümpel,
Die Brücke, ſo die Milviſche genannt iſt,
Ein Schandfleck Roms! Es führt kein andrer Weg
Dem ganzen Norden zu; Hetrurien,
Illiricum, die beiden Gallien,
Die Hälfte Roms und ſeiner Weltherrſchaft
Geht über dieſe morſchen Pfähle hin.

Erſter Allobroger.

Als ich im Hergehn dieſe Brücke ſah,
Da war mein Wundern mächtig; drinnen freilich
Fand ich's ſchon prächtiger.

Umbrenus.

Ein wunderlich
Gemiſch von neuer Pracht iſt dieſes Rom,
Und alter Rohheit widerlichen Reſten.
Ich muß dabei an Catilina denken.

So prahlt ein Räuber, würd' er ſagen, ſtolz
Und lächerlich zugleich im Flitterglanz
Und Purpur der geſtohlnen Kleiderpracht,
Indeß des alten Aufzugs Vogelſcheuche,
Den Leib umflatternd, an zerriſſenen
Bindfäden durch die fremde Hülle guckt,
Verrathend Stand und Handwerk des Banditen.
Hinüber!

(Betritt mit den Allobrogern die Brücke.)

Bewaffnete von der einen Seite vortretend.
Halt!

Die Allobroger.
Was iſt das?

Bewaffnete von der andern Seite.
Halt!

Die Allobroger.
Verrath!

Umbrenus.
Banditen ſind's! Zieht, Allobroger! Durch!

(Gefecht.)

Ihr rückwärts — laßt den Troß nicht aus dem Auge!

Flaccus mit den Lictoren von der einen Seite.
Im Namen des Geſetzes! Streckt die Waffen!

Pomtinus von der andern Seite.

Ihr ſeid Gefangene der Republik!

Die Allobroger.

Ihr Götter!

Flaccus.

Ungeſäumt die Waffen her!
Gehorſam ſeid den römiſchen Gerichten!

Erſter Allobroger.

Gerichte? Was für römiſche Gerichte?
Sind die Gerichte Roms bei Nacht und Nebel
In ihrem Amte hinter Strauch und Buſch?

Umbrenus.

Sie dürfen in den Häuſern nicht verhaften;
Beſcheiden ſprich und mäßig; Richter ſind's
In Wahrheit.

Pomtinus.

Streckt die Waffen, Allobroger.

Die Allobroger.

Was iſt zu thun?

Umbrenus.

Ein Mißverſtändniß waltet,
Seid überzeugt. Wir werden unſre Wehr
Zurückerhalten; liefert ſie in Güte.

(leiſe.)

Faßt Euch ein Herz! Freimüthig ſeid und willig,
Sonſt weden wir Verdacht.

Erſter Allobroger (ebenſo.)

Die Briefe fort!

Wirf ſie in's Waſſer.

(In demſelben Augenblicke bemächtigen ſich die Bewaffneten der Perſon des Umbrenus; gleichzeitig werden die Allobroger entwaffnet.)

Flaccus zu ſeinen Lictoren.

Meldet es dem Conſul.

(Einige Lictoren ab.)

Die Allobroger leiſe unter einander.

Dem Conſul! — Hörſt du? — Schlimmſtes ahnet mir!

Umbrenus.

Prätoren, laſſet mit Geleit zurück
Zu unſerm Wirth uns kehren, bis es Tag.
Wie möget Ihr in ſolcher Zeiten Angſt
Aufregen ohne Noth den Schlaf der Stadt,
In grauer Dämmerung den Conſul weden?

Flaccus.

Die Noth iſt nah, und näher noch der Conſul.

Umbrenus zu den Seinigen.

Verwundert Euch des Freiheitsbruches nicht
Auf römiſchem Gebiete. Wachſam iſt

Die Stadt ob der Verſchwörung; — denk' mir's wohl!
's wird Catilina's wegen ſein; wir hörten
Beim Wirthe ja, er ſei heut Nacht hinweg
Mit ſeinen Leuten; — möglich, daß ſie uns
Verwechſeln mit dem Troß, auf den ſie fahnden.

(Die abgegangenen Liktoren mit Cicero und den ſechs Sclaven kommen zurück.)

Cicero.

Iſt ihnen alle Briefſchaft abgenommen?

Flaccus.

Die Waffen ſtrecken ließ ich ſie zuerſt.

Cicero.

Her mit den Briefen! Alles ausgefolgt!
Wer unter Euch Geſchriebenes verbirgt,
In meine Hand es nicht zur Stelle liefert,
An Leib und Leben ſtraf' ich den Verräther.

Erſter Allobroger.

Wir ſind verloren!

Umbrenus (leiſe.)

's ſind Empfehlungsbriefe,
Wir wiſſen nichts vom Inhalt; hört Ihr?

Allobroger.

Weh!

Umbrenus (Briefe abgebend.)

Hier, Conſul, nimm! Es ſind Empfehlungsbriefe,
Von Lentulus und anderen Patronen,
Dir viel vermögen bei den römiſchen
Behörden unſrer Heimath.

Pomtinus zu Cicero.

Spricht der Mann
Die Wahrheit, unaustilgbar iſt die Schmach.

Cicero zu einem Sclaven.

Begib dich flugs zu Lentulus, Naſika,
Dem Conſular und erſten Prätor Roms.
Ich bitt' ihn zum vertraulichen Geſpräch.

(Der Sclave ab; Cicero muſtert die Briefe.)

Das Siegel des Cethegus? Capito,
Cethegus, den Senator, lade mir
Zum freundlichen Beſcheid auf einen Frühtrunk.

(Der Sclave ab)

Pomtinus.

Ich ſtaune, Conſul! Was beginneſt du?

Cicero ohne irre zu werden zu Flaccus.

Kennſt du das Siegel?

Flaccus.

Dieſe Gemme? Nein!

Cicero zu den Allobrogern.

Von wem ſind dieſe Briefe?

Umbrenus.

Dieſe, Conſul?
Wahrhaftig, nimmer unterſcheid' ich ſie.
Sie ſehn ſich gleich. Was kümmert es auch uns,
Wenn ſie an rechter Stelle nur vertreten
Den rechten Mann.

Cicero.

Was iſt die rechte Stelle?
Die Aufſchrift fehlt; — warum?

Umbrenus.

Sie alle ſind
Dem Proconſul beſtimmt von Gallien.

Cicero.

Dem Proconſul? Wir wollen ſehen!

Pomtinus.

Klar
Und unerſchrocken gibt er Antwort; Conſul,
Wenn du dich täuſcheſt!

Cicero.

Was die Schale nicht
Verräth, wird wohl der Kern verrathen. Löſe
Das Siegel, Perſa!

Pomtinus.

Halt, ich wehr' es, Sclav!
Vor des Prätoren Auge wird kein Brief
Erbrochen. Cicero!

Cicero.

Kennſt du dies Siegel?

Pomtinus.

Das iſt Gabinius; — das hier — Geduld!
Schwach iſt der Abdruck, ſparſam noch das Licht
Des Tages. Keine Fackel da? Mir däucht —
Nimm's für Statilius, du wirſt nicht fehlen.

Cicero.

Auf, Perſa, den Tribun Statilius
Entbiete mir; ich wolle ſeinen Rath
Vernehmen; laß ihn eilen.

(Ein Sclave ab.)

Calvus, du,
Empfiehl mich dem Tribun Gabinius.
Was melden wir ihm doch? Ganz recht; ich wünſche
Den Ausſchuß des Senates zu verſammeln,

Er ſoll die tribuziniſche Gewalt
Vertreten.

(Sclave im Abgehen begriffen.)

Pomtinus.

Halt; es fällt mir bei, das Siegel
Gleicht auch der Gemme des Cöparius.
Noch einmal laß mich's prüfen, Cicero;
Der Ausſchnitt rechts —

Cicero.

Wir haben Eile, Prätor.
Cöparius — Ein Weg iſt's, ruf ihn auch.
In Sachen ſeiner Heimath mög' er kommen.
Doch du, Afranus, nimm Lictoren mit,
Und bitte mir die Häupter des Senates
Zuſammen; eilt auf Flügeln durch die Stadt,
Und nöthigt aus den Betten Alles, was
Der Republik den Vorzug gibt vor einem
Wollüſt'gen Morgenſchlummer.

Flaccus.

Sollteſt du,
Hier rath' ich ſelbſt, o Conſul, den Entſchluß
Des raſchen Eifers nicht bedächt'ger wägen?
Senat zu halten in ſolch früher Stunde —
Wie Todesangſt wird es die Stadt durchſchütteln,
Und lohnte der Erfolg des Schreckens nicht,
Wir wären ſchwer gekränkt an Ehr' und Anſehn.

Cicero.

Sie mögen aufſtehn! Eine Weltherrſchaft
Gilt dieſer Schlaf. Iſt's mir vielleicht vergnüglich
Im kalten Morgen Rheuma oder Gicht
Am Fluſſe hier zu holen? Haben gleich
Die Götter mir ein göttlich Amt vertraut,
So bin ich ſterblich doch wie Romulus
Und Hercules. Thut, was ich Euch geheißen. —
Prätoren, führet die Gefangenen
Im Schutze dieſer wackern Bürger hier
Nach meinem Haus. — Ich eile raſch voran.

(Cicero mit einem Sclaven ab.)

Pomtinus.

Laß uns des Zuges Ordnung theilen, Flaccus,
Und zweier Straßen Richtungen verfolgen;
Der Conſul ſcheut das Aufſehn dieſer Handlung.

Flaccus.

Hat es geſcheut; jetzt, bin ich überzeugt,
Geſchieht es ihm zu Dank, wenn die Gefahr
Mit einem ihres Schreckens würdigen
Geleite pomphaft durch die Straßen zieht,
Ein Schaugepränge der beſtürzten Stadt,
Daß alle Brüſte das Entſetzen ſchlägt.

(Der Zug ordnet ſich: Flaccus mit ſeinen Lictoren voran; die Bewaffneten mit den Allobrogern in der Mitte; Pomtinus mit ſeinen Lictoren zum Schluß. Alle ab.)

Zweite Scene.

In. Hauſe Cicero's.

Cicero mit Corvus tritt auf; Letzterer einen Bruſtharniſch tragend.

Cicero.

An dieſem Haken häng' ihn auf; erſt prüfe
Den Nagel. Sitzt er feſt?

Corvus.

Er thut es, Herr.

Cicero.

Daß er nicht wackelt! Führe mit dem Dolch
Jetzt einen Stoß dagegen.

(Corvus thut es.)

Stärker, Burſch!

(Corvus wiederholt es.)

Du biſt kein Mörder — kein Cethegus biſt du.
Zuſammenraffe deine ganze Kraft
Und ſtoß mit Wuth, wie man den Todfeind anfällt.

(Der Sclave gehorcht.)

Recht ſo; das war ein Stoß vom Herzen! Zeige
Den Harniſch.

(Corvus langt ihn von der Wand.)

Keine Biegung; hart und ſtark.
Das Zeug iſt gut, ich denk', es läßt ſich brauchen.
Bediene mich.

(Corvus hilft Cicero die Toga abnehmen und legt ihm den Bruſtharniſch um.)

Die Riemen ſchnalle ſo,
Daß feſt die Wehre ſitzt und doch gelenk
Sich tragen läßt, die Bruſt nicht einengt; — hier
Zieh ſtraffer an; — laß nach dort. Gut. Mach fertig.

(Corvus legt ihm die Toga wieder um.)

Wen hör' ich draußen? Iſt das nicht Cethegus?
Der barſche Fuß durchpoltert mir das Haus —
Er iſt's. Ich kann ihn jetzt nicht ſprechen, hörſt du?
Geh, Corvus; — jetzt noch nicht. Laß ihn verweilen
In dieſem Raume; — bitt' ihn, daß er warte.

(Cicero und Corvus zu verſchiedenen Seiten ab. Pauſe. —)

Dritte Scene.

Corvus kommt zurück mit Cethegus.

Cethegus.

Ich — hier — den Cicero erwarten? Was
Für eine Form iſt das? Wenn man die Leute
Zu ſich bemüht, und ſie ſo freundlich ſind

Zu kommen, ſo empfängt ſie die Perſon
Des Hausherrn ſelbſt —

Corvus.

Ich bitte, Herr, gedulde —

Cethegus.

Weiß das dein Bauer aus Arpinum nicht?
Hat Cicero nicht Zeit mich jetzt zu ſprechen,
So hab' ich auch nicht Zeit zu warten.

Corvus.

Bleib,
Es iſt ſehr dringend, Herr!

Cethegus.

Das will ich hoffen!
Man wird den ſchönſten Morgenſchlaf mir nicht
Umſonſt vereiteln. Geh! Er mache hurtig!

(Corvus ab.)

Cethegus allein.

Dem Cicero wird ſchwül in ſeiner Haut
Vermuth' ich, er wird unterhandeln wollen.
Ob er ſchon weiß, daß Catilina geſtern
In's Lager ging? Sehr dringend allerdings;
Dann brennet ihm das Feuer an der Sohle.

(Lentulus tritt auf.)

Cethegus.

Was seh' ich — Lentulus?

Lentulus.

Und du, Cethegus?

Cethegus.

Hat er dich auch geladen?

Lentulus.

Und auch dich?

Cethegus.

Es war ein schlechter Tausch — mich reut es schon —
Von Orestilla's Seite weg dem Sclaven,
Der Affenfratze Capito's zu folgen.
Doch Cicero, der den Cethegus ladet —
Die Neugier trieb mich und der Spaß!

Lentulus.

Ich hatte
Die ganze Nacht mit Schreiben hingebracht,
Und Brief-verschicken: in den Kleidern fand
Der Morgen mich, sonst mocht' er lange warten.

(Cöparius tritt auf.)

Cöparius.

Bei allen Fröschen der Latona, welch
Begegniß! Während Catilina rüstet,

Gedenket Ihr mit Cicero doch nicht
Im Frieden zu tractiren?

Lentulus (ſtolz.)

Keiner Antwort
Iſt dieſe Frage werth.

Cöparius.

Mit Gunſt, du Edler!
Juſt weil ich dich hier finde, den bekannten
Ariſtokraten, frag' ich ſo.

Lentulus wendet ſich von ihm ab zu Cethegus.

Noch geſtern
Hat Nullus die Berufung an das Volk
In Sachen unſrer Aechtung angekündet.
Ich mag es denken, daß der Conſul heute
Den Weg der Güte ſucht.

Cethegus.

Nicht zugetraut
Hat er der Volkspartei das kühne Vorgehn.
Jetzt, da es Ernſt wird, zagt er; Cicero
Hat wohl den Advocatenmuth, zu drohen,
Doch durchzuführen eine That, erlahmt er.

Cöparius.

Cethegus, meinſt du das?

Cethegus.

Ich laſſe dir
Dein eignes Urtheil, wenn du anders denkſt.

Cöparius.

Ich möchte meinen Feind nicht ſo gering
Taxiren; ſeht Euch vor! 's iſt gut und weiſe.

Cethegus.

Willſt du dich vorſehn, thuſt du's ſchon zu ſpät.
Dann durfteſt du die Schwelle nicht betreten
Im Hauſe Cicero's.

Cöparius.

Was mich betrifft,
Ich bin ein Mann, der nur allein für's Volk,
Nicht für den Schein und für den Ehrgeiz handelt;
Im Dunklen laß ich meine Schritte gern,
Und vor dem Siege fürcht' ich lieber ſelbſt,
Als daß ich mich gefürchtet mache, bloß
Durch des Gerüchtes luftzermalmende
Poſaune. Cicero, ich bin's gewiß,
Kennt meine wahren Zwecke nicht in Rom.
Er läßt mich rufen wegen Terracina,
Mein heimathliches Municipium,
Das ich mit weitausſehenden Proceſſen
Zum Scheine hier vertrete; ja, und ſorgt' ich,

So wär' es juſt, weil ich zugleich geladen
Mit Euch.

Cethegus.

Uns kennt er allerdings; und bald
Soll er noch gründlicher uns kennen lernen.

(Gabinius und Statilius treten auf)

Gabinius.

Ihr ſeid noch ſo allein?

Lentulus.

Erwarteſt du
Noch mehr?

Gabinius.

Er will den Ausſchuß des Senates
Verſammeln; — war's nicht ſo?

Statilius.

Mich bat er bloß
Um einen guten Rath.

Cethegus.

Mich auf ein Frühſtück.

Lentulus.

Und mich auf ein vertrauliches Geſpräch.

Statilius.

Seltſame Winkelzüge! Jeden anders?

(Ein zuſammengerolltes Blatt fliegt durch ein offnes Fenſter.).

Gabinius.

Was iſt das? Seht, ein Stückchen Pergament.

(Alle umdrängen ihn; er lieſt:)

„Ich ſehe Truppen von zwei Straßen kommen;
Sie nehmen ihre Richtung nach dem Hauſe;
Es achte drauf, wem es zu wiſſen frommt."

Lentulus.

Wer unterſchrieb ſich?

Cethegus.

Keine Chiffre?

Gabinius.

Nichts.

Cöparius (das Fenſter muſternd.)

Iſt das ein Weg herein, und nicht auch einer
Zurück hinaus? Es geht!

Cethegus.

Was machſt du da?

Cöparius.

Ich geh' nach Hauſe, meine Schuhe wechſeln;
Sie drücken mich.

Cethegus.

Du wirſt doch —

Cöparius.

Guten Morgen!

(ſchwingt ſich aus dem Fenſter.)

Lentulus.

Das iſt der Mann des Volkes, der Plebejer!
Ihn zum Genoſſen gab uns Catilina,
Gemeines nicht veredelnd, Edles ärgernd.
Ich hab' es ſtets bekämpft, daß er mit Sclaven
Und Fechtern unſre Reihen miſcht; man ſoll
Das Volk erheben, doch aus eigner Kraft,
Der Fäuſte nicht, der rohen, ſich bedienen.

Gabinius.

Ich bitte dich, denk' nicht an deinen Groll,
Denk' an die Zeilen jetzt, die wir da leſen.
Der wohlgemeinte Wink verdient Beachtung.

Lentulus.

Der wohlgemeinte Wink! Ich ſage dir,
Er kommt von Cicero. Entadeln erſt

Will er die Häupter, deren Glanz er fürchtet,
Weil ihn das Volk verehrt; wir ſollen uns
Bloßſtellen, wie Cöparius gethan.

Statilius.

Muthwill'ger Laune Kind ſcheint dieſe Deutung.

Gabinius.

Und laſſet immer uns berathen, Freunde,
Wenn's anders käme, wie wir ſicher gingen.

Lentulus.

Ich narre ſie mit ihrem Aberglauben.

Cethegus.

Von ihrer Angſt laß ich mir Männchen machen.

Gabinius.

Wie meint Ihr?

Cethegus.

Kein Brettſpiel da? Kein Weinkrug?
Der Donner in das Haus! Wo bleibt die Schnecke?

Statilius.

Wenn wir verrathen wären, Freund?

Lentulus.

Verrathen!
Wir ſind's; wir ſind verrathen! Freilich ſind wir's.
Wir ſind's durch Fulvia. Das iſt ſie ja,
Die lächerliche Lage Cicero's.
Nicht wiſſen darf er, was er weiß; nicht wiſſen
Darf er's aus ſolchem Munde. Darum ſetzt
Der arme Mann ſein gutes Geld daran,
Ob ſonſt noch Einer uns verrathen mag,
Deß Zeugniß reinlicher, als Fulvia's.
Iſt das erlebt in der Geſchichte — ſagt?
Es zahlt ein Mann, um das Entdeckte zu
Entdecken! Und die Schelme des Senates
Ironiſch mit dem beſten Römerwitz
Erklären die Gefahr der Republik.
Jetzt ſteht er erſt am Pranger! Die Geſpenſter
Die er geſehn, ſoll er auch Andern zeigen,
Das Wild, das er gewittert, ſoll er fangen
Bei Strafe des Gelächters; retten ſoll er,
Und viel zu kurz iſt ſeine Hand dazu.
Kann einer Dirne Mund beweiſen, ſchwören,
Entgegenſtellen ſich dem Adel Roms?
Wo ſind Beweiſe? Sagt, wo ſind Beweiſe?
Das beſte Zeugniß und das einz'ge birgt
Der Allobroger wohlverwahrte Taſche.
Doch dieſen iſt, indeß wir ſprechen, ſchon
Das Duftbild Roms am Horizont verſchwunden.

Vierte Scene.

Die Thüren rechts und links öffnen ſich. Von der einen Seite treten auf: Umbrenus mit den Allobrogern, Pomtinus und Flaccus mit Victoren und Bewaffneten; von der andern Seite: Cicero, Cato, Silanus, Rabirius, L. Paulus, O. Catulus, Tiberius Nero, Jul. Cäſar, nebſt vielen Senatoren und Rittern.

Die Vorigen.

Gabinius.

Ha ſeht!

Statilius.

Was iſt das?

Gabinius.

Schwärzeſter Verrath!

Lentulus.

Doch weſſen?

Statilius.

Unſre Briefe!

Gabinius.

Tödtlich iſt

Der Streich!

Cethegus.

Die Allobroger!

Lentulus.

Der Senat!

Gabinius.

Wir ſind verloren!

Cethegus.

Was auch komme — feſt!

Cicero.

Ich dank' Euch, Väter, daß Ihr gütig ſeid
Gefolgt dem Rufe, der Euch bittlich lud.
Das iſt der Grund der frühen Morgenſitzung:
Ein jeglich Weſen, das Natur erzeugt,
Iſt ausgeſchmückt mit einer Trefflichkeit,
Mit einer Tugend, einer Sinneskraft,
Die einzig ihm allein und eigen zukommt,
Und ſeinen Werth beſtimmt im Univerſum.
Durch eine glückliche Vereinigung
Der beſten Kräfte, ſo der menſchlichen
Natur, wie Götterfunken innewohnen,
Iſt unſer Rom gewachſen und gediehn
Vor allem Großen, das die Sonne ſchaut.
Der Eine hat durch Tapferkeit im Felde,
Der Andre durch Beſonnenheit im Rathe,
Den Namen Roms gemehret und erhöht;
Ja ſelbſt der Liebesſchmelz Coriolan's,
Und des Cunctators träge Greiſesruhe —

Sie wurden glorreich rettende Gewalten
In dieſer Stadt, dem Schooßkind alles Glücks.
Heut hat es den Unſterblichen gefallen,
An Rom ein neues Wunder zu bewähren:
Die Wachſamkeit, die glanzlos ſtille Tugend
Des Friedens, die dem Menſchen ſtreitig macht
Des Haushahns Trieb und des getreuen Hundes, —
Quiriten, betet an! ſie iſt die Mutter
Der Republik geworden! Ja, vernehmt es:
Was hundert Feldherrn ruhmvoll Euch erobert
Von Kolchis' goldenen Geſtaden bis
An Spaniens entlegne Silberküſte,
Vom Fuß der Alpen bis an's Bett des Nils —
Das Alles lag geopfert heute früh
Auf meinem Ruhekiſſen; — unterging's
Im Traum und Schlummer einer Morgenſtunde!
Ich aber ſchlummerte und träumte — nicht!
Ich wachte, wachte! und Ihr ſeid gerettet.
Mein Ohr vernahm in tiefer Nacht den Tritt
Der lautlos Schleichenden, mein Auge ſah
Das ſtillbereitete Verderben hinter
Dem Vorhang dichtgewebter Winternebel,
Da ſtand ich auf, dem Erdkreis auserkoren,
Zum einz'gen Hüter — und er iſt behütet!
Wo iſt ein Fußbreit dieſes röm'ſchen Bodens,
Da Cicero nicht gegenwärtig war,
Seit er die wühlende Gefahr belauſcht,
Die Eures Daſeins Feſten unterhöhlt?

Ein Zeugniß iſt geworden mir die Brücke
Des Milvius; dort legt' ich dem Verrath,
Mit dieſer Treuen wohlbewährter Hilfe
Das ſchlaue Netz, des Falles ſichre Schlinge.
(Die Briefe vorzeigend.)
Iſt Täuſchung möglich? Kann der Götter Wink
Des Geiſtes Ahnung falſche Ziele zeigen?
Nein, Väter, gläubig hab' ich ihn vernommen
Den ſtillen Ruf, der warnend mir erſcholl:
Dort ziehn ſie hin die tückiſchen Geſtalten,
Nach Gallien iſt ihr Geſchoß gerichtet,
Verrucht in die Achillesferſe Roms,
Die giftgetränkten Todespfeile ſendend. —
Ich bin ein Menſch, und dicht zu Füßen liegt
Der Irrthum auf den auserwählten Pfaden
Der Weisheit und des Rathes; doch, Ihr Väter
Iſt's Euch genehm, ſo öffn' ich dieſe Briefe —

Lentulus.

Ich proteſtire, daß ein römiſch Siegel
Gebrochen wird von einer andern Hand,
Als der es zukommt.

Cato.

Nimmer wehren wirſt du's.

Lentulus.

Ich werd' es wehren, ja! In Kraft des Amtes,
Deß volle Majeſtät mir zuſteht, wehr' ich's.

Wann ward ich angeklagt und wo verurtheilt?
Wer hat mein Richteramt mir abgenommen?
Roms erſter Prätor ſteht vor Euch, Empörer!
Verehrung meinem Siegel! weg die Hand!

Silanus.

Der Staat iſt in Gefahr! Geſetz iſt nur
Der Conſul. Er vertritt, was er verfügt
Im beſten Einſehn zu des Staates Heil.

Cicero.

Er hat ſein Siegel mindeſtens bekannt;
Ein giltig Wort iſt's all der eitlen Worte.

(Er iſt im Begriffe, das Siegel zu löſen. In dieſem Augenblicke tritt Flaccus vor, dem kurz zuvor ein ankommender Lictor leiſe etwas in's Ohr geflüſtert hat.)

Flaccus.

Die Nachricht ſei dem Conſul angeſagt.
Als wir des Wegs die Allobroger führten,
Belauſcht' ich Einen, dem ein Wort entfiel,
Als lägen Waffen heimlich aufgehäuft
Im Hauſe des Cethegus. Zwei Lictoren
Hieß ich ſofort, des Augenblicks gewärtig,
Da jener es verließ, das Haus durchſuchen.
Sie fanden Schwerter hell und blank und Dolche
Die Unzahl aufgeſchichtet, gut in Ordnung
Und friſchen Schliffs, bereitet zum Gebrauche.
Des Fundes Meldung iſt mir juſt geſchehn.

Cicero.

Gib Rechenſchaft, Cethegus, des Gehörten.

Cethegus.

's ſind alte, ſchöne Waffenſtücke, ja!
Ich bin ein Freund von ſolchen raren Sachen.

Cicero.

Welch eine Antwort!

Silanus.

Das iſt keine Antwort!
Oeffne die Briefe, Conſul; fanden ſich
Die Waffen, findet ſich wohl auch ihr Zweck.

Cicero öffnet Lentulus' Brief.

Nichts Neues find' ich! So ſtand es geſchrieben
(ſeine Stirn faſſend)
Im Innern dieſer Wände gräßlich-klar,
Seit einer Reihe ſorgenkranker Monde.
(Er gibt den Brief an die Senatoren, bei denen er mit dem entſprechenden Ausdruck von Beſtürzung von Hand zu Hand geht. — Ein zweites Schreiben vornehmend:)
Cethegus, dieſes Siegel — iſt es deines?

Cethegus.

Kein rechtlicher Republikaner ſteht
Banditen Red' und Antwort.

Pomtinus.

Ja, ſo ſei es!
Verſtumme! Beßre reden — wir! Es iſt
Sein Siegel; wir erklären es!

Cethegus.

Mit ſolcher
Partei läßt Alles ſich beginnen und
Vollbringen!

Stimmen.

Oeffne, Conſul, zaudre nicht.

Cicero öffnet den Brief.

Nein, das iſt mehr! Hier endet mein Verdienſt!
Den Abgrund dieſer Gräuel ahnt' ich nicht!
Mein Denken war ein Bach, — hier ſpritzt zum Himmel
Ein Ocean! Mein Glaube war ein Lamm —
Und hier! und hier! Ein Knäuel toller Hunde
Verbiß ſich in dem Buſen des Cethegus!
O Väter, wahret Eure Mannheit; ſchaut
Vom Gipfel Eures Heils in dieſe Tiefe
Bluttrunkner Raſerei, und ſchwindelt nicht!

Gabinius.

Was haſt du da geſchrieben?

Cethegus.

Kinderei!
Die alte Frau iſt nervenſchwach!
(Der Brief geht in die Hände der Senatoren; Handlung wie oben.)

Rabirius.

O Conſul,
Sag's frei heraus, Merkur iſt deinen Nächten
Erſchienen! Umgang pfleget Cicero
Mit den Unſterblichen. Belehre mich:
Wie ſieht ein Gott an Form und Bildung aus?
O Mann der Gnade! Die Bewegung... ach!

Cicero.

Glückſeliger Rabirius! Erfüllt
Haſt du das Maß der Jahre nicht vergebens.
Dein Auge ſchaute noch die Rettung Roms.

Rabirius.

Die Rettung — ja! Du biſt der guten Götter
Fürnehmſter Liebeling; dir zeigten ſie
Den Weg der Rettung, mir nur die Gefahr.
Ich träumte heut — laßt Euch den Traum erzählen!

Pomtinus.

Ehrwürd'ger Vater! zur gelegnen Zeit.
Die letzten Briefe theile mit, o Conſul;
Des Werkes freu' ich mich, deß Theil ich bin.

Cicero.

Gabinius, erkennest du dein Siegel?
Und läugne deines nicht, Statilius.
Beugt Euch der Wahrheit.

Lentulus.

Eurer Würde denkt.

Gabinius.

Was Lentulus für sich in Anspruch nahm,
Noch zweifelloser kommt es uns zu: heilig
Und unverletzlich sind des Volks Tribunen.

Cicero.

Bleibt bei der Frage; sind es Eure Siegel?

Pomtinus.

Ihr Siegel ist der schreckensbleiche Mund,
Die angstverstörte Miene; lies die Briefe.

Cicero zur Versammlung.

Ist's Eure Meinung?

Viele Stimmen.

Lies die Briefe, Consul!

Cicero

(öffnet rasch nach einander die beiden Briefe; Handlung wie oben.)

Nicht Meister sind sie, doch der Schule machen
Sie Ehre! schlimmer nicht und auch nicht besser,

Iſt ihre Schuld getheilt mit den Genoſſen. —
Was für ein Lärm berührt mein Ohr? Sieh zu,
Ich bitte dich, was es bedeutet, Prätor.

(Flaccus ab.)

Cicero zu Umbrenus.

Das alſo waren die Empfehlungsbriefe,
Dem Proconſul von Gallien beſtimmt?
Argliſtige Barbaren, roh und falſch!

Ein Ruf von vielen Stimmen hinter der Bühne.

Der Conſul hoch! Es lebe Cicero!

Flaccus (zurückkommend.)

Das Volk bedeckt am frühen Tage ſchon
Die Straßen Roms. Die Kunde deiner That
Hat Fama ſchnell in's Innerſte der Häuſer
Den Schläfern zugetragen, und beglückt
Wälzt dankend ſich das Vaterland heran —

Cicero.

Das Volk! ach ja! ich will das Volk begrüßen!
Sie ſollen ſehn das Antlitz, das allein
In dieſer Zeiten Peſt die Republik
Vertrauend anblickt.

Cato.

Bleibe, Cicero.
Hier gilt anjetzo Zeit und Stunde höher,
Als eitler Volksdienſt.

Cicero.

Meldet meinen Gruß,
Prätoren; ſagt, ich werde heute noch
An's Volk der Römer eine Rede halten.

(Flaccus mit Pomtinus, der ſich Jenem eifrig anſchließt, ab. Sie kommen bald darauf wieder zurück; man hörte inzwiſchen hinter der Scene mit Anſtrengung und in kurz-pauſirten Abſätzen, obwohl unvernehmlich, ihre Stimmen, wie über große Volksmaſſen hinſprechen, dazwiſchen den)

Ruf.

Heil unſerm Retter! Hoch der Conſul, hoch!

Cethegus.

Die Reatiner ſind's, die Gold... Capaune
Des Cicero.

Lentulus.

So hat der Narr ſich endlich
Die Jubelmeute glücklich abgerichtet,
Im Schweiße ſeiner zappelnden Bemühung.

Silanus.

Die Unterſuchung, Conſul, wenn's beliebt,
Sei fortgeſetzt.

Cicero.

Sie iſt zu Ende, Väter!
Der ſchwarze Plan des gräßlichen Verrathes,

Am Licht der Sonne liegt er offen da.
Der Brief des Lentulus belehrt das Volk
Der Gallier, sie dürften nicht allein
Die Last des ganzen Unternehmens tragen;
Anspielungen, die hier noch klarer sind,
Als an den Alpen, deuten auf die Hilfe,
Worauf der Bund in allen Regionen
Der Römerwelt zu zählen Bürgschaft hat.
Cethegus' Brief, von Furien dictirt,
Umarmt die Scheußlichkeit der Schreckensherrschaft,
Wie eine Braut. Ruchlos im Bilde spricht er:
Der Feinde Blut ist das pontinische
Sumpfwasser im Hesperien der Zukunft;
Austrocknen woll' er diese gift'ge Lache
Bis auf den letzten Tropfen!

Cato.

Aeußerst schwülstig!

Cicero.

Das Schreiben des Gabinius enthält
Mit einem Anschluß des Statilius
Auf gleicher Wage gleicher Schuld Gewicht
Mit jenen andern. Sinn und Inhalt ist,
Wie Ihr gesehn, auch hier Verrath an Rom;
Der Umsturz Zweck, und Mittel die Gewalt.
Die That ist festgestellt; Ihr sehet sie,
Ihr fühlet sie, Ihr glaubet Euren Sinnen,

Nicht meinen Worten mehr — ein Augenblick,
Wie oft ich ihn erfleht, die Götter wissen's!
Und da uns Consuln Vollgewalt bestellt,
Vom Drange der Gefahr den Staat zu retten,
So weiß ich wohl, wie hier ein tapfrer Arm
Mit männlichem Entschluß sein Amt bediente!
Ich aber lieb' es, gütiger zu sein,
Als streng und schreckend. Also will ich auch
Das Ungeheure, sonder Maß Verruchte,
Behandeln nach gebräuchlichem Verlauf
Jedweden Rechtsfalls, und Vertheidigung
Zulassen dem, was zu vertheidigen
Wie Lästerung erscheint, was ungehört
In tiefsten Orkus Gott und Mensch verdammt.
So sage mir denn, Lentulus, du Geist
Des tollsten Frevels, du entartetster
Aus Romulus Geschlecht, der römischen
Staatsobrigkeiten ew'ger Schimpf und Makel —
Rechtfert'ge dich und sage, was es könnte?

Lentulus.

Die römische Religion! Ihr schrecket
Entsetzt zurück? Das widerfahr' Euch nicht,
Daß über Euern eignen Glauben Ihr
Verzweifelt! Ja, sie selbst, ich wiederhol' es.
Denn wisset, Väter, in den Schicksalsbüchern
Der heiligen Sybilla steht geschrieben:
Drei Männer sind zur Herrschaft auserwählt,

Aus dem Geſchlechte der Cornelier.
Schon haben zwei erfüllet der Prophetin
Erhabne Vorſchau: Cinna war der erſte,
Der andre Sulla. Ich, Cornelius
Lentulus Sura fühle mich berufen,
Der dritte meines Stammes, mich zu reihn
An meiner Ahnen höchſte Herrſcherehre;
Die Herrſchaft ſucht' ich gläubig frommen Sinns,
Der göttlichen Verkündigung gehorchend.

(Lebhafter Eindruck in einem Theile der Verſammlung. Pauſe. —)

Silanus.

Gib Sprache, Conſul, unſerm wüſten Staunen!
Leg' aus und deut' uns dieſes Mannes Wort!
Denn ſieh, in vielen Brüſten irrt der Gott,
Und ob wir Gutes, ob wir Läſterung
Vernommen, tief erſchüttert uns der Zweifel.

Cicero.

Vollſtrecker bin ich, ſoll ich auch noch richten?
Fragt einen andern! Hier ſteht Vater Cato,
Ein frommer Mann und alles Heiligen
Ehrwürd'ger Pfleger, — ſeinen Rath empfehl' ich.

Cato.

Das muthe mir kein Mann mit Schmeicheln an,
Daß gut' Gewiſſen und ein ſchlicht' Gebet
Den Schwindel mir erweckt, als dürft' ich ſchauen,

Was Götterweisheit in Geheimniß hüllt.
Nie werd' ich solcher That mich unterstehen.
Anwesend ist der erste Pontifex
Julius Cäsar; ihm gebührt das Votum.

Cäsar.

Mir nicht allein! Der Fall ist wichtig; an's
Collegium der Priester bring' ich ihn,
Aus ihrem Rathe schöpf' ich die Entscheidung.

Pomtinus.

Kein Aufschub! Höchst verderblich ist der Aufschub!
Sag deine Meinung, Cicero! Du bist
Gelehrt in griechischer Philosophie
Vor allen Römern. Sprich, was frommet uns
Auf stillem Landhaus grübelnder Verderb
Der Zeit, wenn nicht das Spiel des Denkens glanzvoll
Im Rath hervortritt, fruchtbar, hilfreich, thätig?

Cicero.

Verrath der Wissenschaft — ich darf ihn nicht
Verschulden! Meinen Geist hab' ich geschmückt
Mit fremder Lehre nur dem Vaterlande
Zum Heil, zur Herrlichkeit! So höret mich:
In Zweifel und Geheimniß, denk' ich, hüllen
Die Götter ihren Rath, auf daß Verdienst
Und Schuld sich an die Wahl des Sterblichen

Noch unvermindert knüpfe, und die Würde
Gerettet ſei dem freien Menſchenwillen.

Silanus.

Ein männlich-weiſer Spruch!

Cicero.

Hat Lentulus
Den ſchlimmen Theil erwählt, — ſein böſes Herz
Hat ihn geleitet, nicht der Götter Wink.
Und ſagt, erfüllte das Orakel nicht
Im beſſern Geiſte ſich ſchon längſt an ihm?
War Lentulus nicht vor acht Jahren Conſul?
Iſt nicht der höchſte Thron der Erde Rom,
Und Roms erhabenſte Gewalt der Conſul?
Die Herrſchaft — ja, ſie ward ihm ſchon, die Herrſchaft.

Eine kleine Minderheit.

Nicht Herrſchaft iſt das Conſulat!

Cicero.

Es iſt's,
Es iſt's in des Geſetzes heil'ger Gränze.

Eine große Mehrheit.

Die Deutung gilt; gerecht iſt ſie und weiſe.
Kein Widerſpruch! ein beſtes iſt ſein Urtheil.

Cicero.

Du hörſt es, Lentulus; die Rechenſchaft, —
Sie iſt verworfen! Keiner Milde Grund
Steht zwiſchen deiner That und dem Gerichte. —
Doch hört, es wächſt der Lärm! Kaum möglich bleibt's
Der Sitzung zu obliegen. Flaccus, geh
Und ſänftige die Wogen des Tumultes. —

(Flaccus mit Lictoren ab.)

Und nun, Cethegus, grauſenhafter du!
Der Senatoren jüngſter und der Henker
Erfahrenſter! Blutſchlemmer! Menſchenmetzer!
Lehrmeiſter aller Mörder —

Cethegus.

Und ſo weiter.
Sei kurz; dein Athem, Cicero, iſt länger,
Als meine willige Geduld.

Cicero.

Verruchter!
Verworfenſter der ungebeſſerten
Verbrecher! Sprich, — mit Ekel wird das Ohr
Dich hören; — ſprich, was ſoll dein Richter dir,
Den Schuld erdrückt, barmherzig gelten laſſen,
Als wär's Vertheidigung?

Cethegus.

Ein Theil der Gründe,
Die mich vertheidigen, iſt ſchon bekannt.

Die Schwerter, mein' ich, und die Dolche blank,
Die Ihr in meinen Kellern glücklich auf-
Geſtöbert. Sei's drum! Andre Vorrathshäuſer
Enthalten andre Gründe; heute Nacht
Wird Alles klar und logiſch; rechnet drauf!

Cicero nicht ohne Zeichen wirklichen Schreckens.

Wir werden uns zu ſchützen wiſſen, Prahler!

Cethegus.

Das iſt die Frage. — Cicero, wo bleibt
Das Frühſtück? Komm, laß Wein und Auſtern bringen,
Dann wollen wir ein traulich Wörtlein wechſeln.
Ich heiß' ein Polterer; nicht alſo! Sieh,
Gelaſſen wie dem Freunde red' ich dir. —
Als du mich ludeſt, glaubt' ich, eingekehrt
Sei in dein eitles Herz Vernunft, und friedlich
Begehrteſt du des Bundes Schonung. Doch
Mit Blindheit ſchlägt ein Gott, wer dem Verderben
Geweiht iſt; deine Phraſen, ſeh' ich, ſind
Ein Gift, dich ſelbſt betäubend, wie den Staat.
Du haſt gehandelt, vorgeſehn, gewacht,
Biſt Aug' und Ohr, weißt Alles, — läſſeſt dich
Dein eignes Herz belügen! — Ei, ſo ſprich,
Was denkſt du Großes auszurichten, daß
Wir tückiſch in dein Haus gelockt, daß wir
In deine Hand als Geißel ſind gegeben?
Iſt dir kein Mann bekannt, o Cicero,

Deß feines Töchterchen zu dieſer Friſt
In unſerer Gewalt? Und ſag, wo blieb,
Du Argus, deine Wachſamkeit, als wir
Von Freundeshand in deinem eignen Hauſe
Dies Blatt empfingen? Lies es, leſet Alle!
Haſt du, gleich uns, nicht einen Mann geladen,
Cöparius aus Terracina? Sieh,
Durch dieſes Fenſter hat er ſich empfohlen!
Vielleicht nicht feig, nur pünktlich: er hat auswärts
Aufträge vom Dictator Catilina.
Wenn nächſter Tage halb Italien
Von ſeiner Fackel lodert, — Cicero,
Er wird beſcheiden auf den Dank verzichten.
Fünf Männer fangen wollteſt du und heute?
Wie wird ſich Rom verwundern, wenn es Nachts
An allen Ecken brennt, und aus dem Boden
Die Mörder ſteigen, zahllos, wie die Saat
Des Cadmus! Fragen wird der Sterbende
Gewälzt im Blute ſich: hat Cicero
Mich nicht gerettet heute früh, wie kommt's,
Daß Abends meine Todeswunde klafft
Vom Dolche des gefangenen Cethegus?
Ich will dir's ſagen, Conſul; daher kommt's,
Weil Alles fertig, weil wir heute juſt
Den Raſttag feiern; frage deinen Sclaven:
Gebettet fand er mich — wie neidenswerth!
Doch Alles deſſen haſt du weder Kunde
Noch Ahnung, brauchſt Gewalt in letzter Friſt,

Erkenneſt Rettung in gehäuftem Mißgriff —
Und blindlings eilſt du dem Verderben zu!

Die Senatoren

beſtürzt und angſtvoll; Einige verhüllen ſich die Häupter.

Nach Hauſe! Schütze Jeder ſich das Seine!
Weh uns! Eilt nach den Tempeln! Eilt nach Hauſe!

Cicero.

Quiriten! Freunde! Senatoren! bleibt!
Wir ſind nicht hilflos, ſind nicht unvertheidigt!
Die Reatiner waffnen ſich, die Braven!
Die Freigelaßnen, die Clienten, bleibt!

Stimmen.

Hinweg mit ihnen! Fort in's Staatsgefängniß!

Cato.

Die zwei Tribunen ſind noch zu vernehmen,
Und auch Umbrenus mit den Allobrogern.

Stimmen.

Nichts weiter! Schuldig ſind ſie! Alle ſchuldig!
Wozu die Form? Wir brauchen Zeit zur That!
In's Staatsgefängniß! Fort in's Staatsgefängniß!

Lentulus.

Ich proteſtire! Schweigt, Verräther! Alles
Geht wider Recht hier und Geſetz! An's Volk

Bringt Euer Urtheil, — null und nichtig, ohne
Des Volks Bestätigung ist Euer Urtheil.

Silanus.

Der Staat ist in Gefahr!

Cicero.

Vernimmst du nicht
Der Straßen Lärm, Geschrei, Tumult und Aufruhr —
Des Volkes Urtheil?! Zeige dich, und dank' es
Der Wache, wenn das Volk dich nicht zerreißt!

Lentulus.

Du hast sie aufgewiegelt, Meuterer!

Stimmen.

In's Staatsgefängniß!

Lentulus.

Freunde, greift zum Dolch!

Stimmen.

In's Staatsgefängniß! Hilfe! Mörder! Hilfe!

Cethegus.

Ein Stündchen Haft — laßt's Euch gefallen, Freunde!

Tiberius.

Es ſoll nicht länger währen, ſei gewiß!

(Die Verſchworenen werden von den Bewaffneten in die Mitte genommen.)

Die Verſchworenen.

Hoch der Dictator! Catilina hoch!

Mehrere Stimmen.

Der Henker folgt Euch auf dem Fuße! geht.

(Lentulus, Cethegus, Sabinius, Statilius, Umbrenus, die Allobroger, Flaccus, Pomtinus mit den Lictoren und Bewaffneten ab.)

Silanus.

Iſt's möglich! Dieſe Peſt hat Rom geboren!

Tiberius Cicero ſich faſt zu Füßen werfend.

Von welchem Abgrund haſt du uns gerettet!

Catulus ihn nachahmend.

Der größte Römer — nein, ein Gott biſt du!

Cato.

Der Mann, deß Töchterlein in ihrer Macht —
Wen meint er, Cicero? kannſt du es ſagen?

Cicero.

Ich ſchaffe Licht! Ich ſorge vor! Vertrauet!

Tiberius.

Schnell, Cicero, Gericht auf ihre Häupter!
Dem Blitze Jovis gleich, erglänze jetzt
Das Henkerbeil in deiner mächt'gen Hand —
Hau' ein in ihre Nacken! und so sind wir
Mit Einem Streich gerettet!

Paulus.

Bei den Göttern,
Jetzt kein Gericht! Nach Hause laßt uns eilen,
Das Weib beschützen, das geliebte Kind!
Denn wisset, angelangt ist heute Rom
Am Ziel der Dinge; seiner Tage letzten
Hat es gesehn!

Rabirius.

Er spricht die Wahrheit, — ja!
Ich hatt' ein Traumbild —

Paulus.

Seit zwei Nächten ist
Anna Perenna meiner Frau erschienen;
Zum Abschied kam sie, und sie sprach betrübt,
Sie müsse wandern in die Welt hinaus,
Weit fort vom Lande der geliebten Römer.
Das that sie dreimal! Zweifelt nicht, wir sind
Verloren! Glück und Friede wird uns fehlen,

Und der Familien geheimer Segen
Entflieht mit Roms hausmütterlichem Schutzgeist.

Catulus.

Ich ſah ein Feuerzeichen heute früh,
Gethürmt wie eine Garbe hoch im Weſten;
Das drohte ſchauerlich herab auf Rom
Und ſprühte Glut, wie ein Vulkan, inmitten
Der naſſen Winternebel!

Tiberius.

Als ich, folgend
Dem Boten, den du mir geſchickt, das Haus
Verließ, da kam ein Mann und eine Frau
Mir eilends in den Weg, — auf öder Straße
Die erſten Menſchen. Durch den Morgennebel
Rief mir das Paar im Flug die Worte zu:
Ja Senatoren, ſtehet auf zu Nacht,
Und neue Satzungen votirt zum Heil
Der kranken Republik! Und als ich wundernd
Vermerke dieſes Wort, erzählen ſie:
Zugleich den Beiden habe warnend ſich
Ein göttliches Geſicht gezeigt im Traume;
Geſtürzt ſei auf dem Capitol das Bild
Des Romulus, der an der Wölfin ſaugt,
Und kollernd im verhängnißvollen Fall,
Zerſchmettert' es die zwölf Geſetzestafeln!

Cäſar

wendet ſich von der ganzen Scene mit Verachtung ab.

Tiberius.

Tod den Verſchwörern!

Paulus.

Rettet Euer Haus!
Mein Töchterlein — Ihr Götter, ſchützt die Unſchuld!

Catulus.

Zwei Knaben hab' ich, ſchön wie Ganymed;
Für Catilina rauben wird man ſie.

Ein Senator.

Mein Weib — die ſchönſte Griechin — kurz vermählt —

Paulus.

Wir ſtehn hier nicht an unſerm Platze, Väter!
Greift zu den Waffen! Eilt nach Hauſe! Fort!

Cicero.

Bleibt, Väter, ich beſchwör' Euch! Bleibt zur Stelle!
Sorgt für den Staat, das Haus iſt Euch beſorgt.
Stadtwachen aus der Reatiner-Schaar
Beſtellt' ich Euch zum Schutze — ſie bedecken
Mit ihren Waffen Rom. Zwei Feldherrn ſtehn
Vor unſern Thoren, des Triumphes harrend:
Metellus und der tapfre Marcius.

Bricht die Empörung los, ich laſſe ſie
Einrücken mit den Truppen. Vater Varro,
Sag' ihnen dieſe Vollmacht an, ich bitte!
Die Noth erlaubt das äußerſte der Mittel.

(Der aufgeforderte Senator ab.)

(Flaccus und Pomtinus mit ihren Lictoren kommen zurück.)

Cicero.

Da ſeid Ihr ja! Ging Alles gut, Prätoren?
Sind ſie geborgen?

Pomtinus.

Alles iſt gethan.

Flaccus.

Des Volkes Wuth war in den erſten Straßen
Ein Furien-Geleite den Verbrechern.
Verwünſchungen verfolgten ihren Gang,
Gemiſcht mit Segnungen, die Cicero's
Geprieſ'nen Namen an die Sterne trugen.
Doch ſtiller ward's, je ferner deinem Hauſe;
Und als am Tempel der Proſerpina
Der Zug vorbeikam, rief es unſichtbar:
Verzaget nicht; wir kommen! Augenblicks
Entſendet' ich Lictoren in die Halle;
Da hinter allen Säulen ſtob ein Haufe
Verſteckter Meutrer fliehend aus einander,
Und fliehend riefen ſie: Hoch Catilina!

Pomtinus.

Sprich davon nicht; es war Gelichter!

Paulus.

Nein,
Juſt das erzähle! Sagten ſie nichts weiter?
Wo wird gezündet?

Catulus.

Wo zuerſt geplündert?

Tiberius.

Wen morden ſie vor Allem? Fiel kein Name?

Pomtinus.

Nichts weiter; und in Ketten liegt Cethegus.

Tiberius.

Was Ketten? Sprengen wird er ſie! Sie kommen!
Habt Ihr's gehört?

Senator.

Mein Weib! Ihr Götter, ſchützet
Die Keuſchheit der Matronen!

Catulus.

Meine Knaben!

Senator.

Nach Hauſe gehend, hört' ich jüngſt im Dunklen,
Wie ein Verdächtiger die Worte ſprach,
Mein eignes Ohr verhöhnend: Will kein Dolch
Des armen Weibchens menſchlich ſich erbarmen,
Der ſie befreit vom alten Bettgenoſſen?
Und als ich —

Paulus.

Borge mir von deinen Sclaven,
Tiberius; Mein Haus liegt einſam — ach,
Und meine Tochter — nächſten Mond — du weißt,
Soll ſie Veſtalin werden; — ehre Veſta!

Tiberius.

Zehn Sclaven hab' ich jüngſt verkauft; — o glaub,
Es waren Unterhändler Catilina's,
Die mir den Schutz mit Argliſt abgemäkelt.
Geächtet bin ich! auf der Liſte ſteht
Zuerſt mein Name!

Alle in verſchiedenen Abtheilungen.

Weh uns! weh! Sie morden
Die Männer — thun Gewalt den Frauen — zünden
Die Häuſer an, — die Tempel plündern ſie —

(einſtimmig:)

Nach Hauſe! Rettet! Schützt! Nach Hauſe! Fort!

Cicero.

Prätoren, wehrt den Ausgang!

(Die Prätoren beſetzen mit ihren Lictoren die Thüren.)

Iſt kein Römer
In dieſem Hauſe mehr? Steh' ich allein?
Kein Fuß verläßt die Schwelle mir, ich habe
Zuvor denn Euer Votum! Tauſend Worte
Verlieret Ihr und Eines nur bedarf ich.
Sprecht Leben oder Tod, nur ſprecht und ſtimmt!

Tiberius.

Wir müſſen ſchrecken!

Partei des Tiberius.

Tod!

Tiberius.

Nur Tod der Häupter
Schlägt augenblicks den Aufſtand nieder.

Partei des Tiberius.

Tod!

Paulus.

Wollt Ihr das Wetter mit Gewalt herabziehn,
Das donnernd Eure Häupter überwölbt?
Für Schonung ſtimm' ich; die Verwegenen
Sind nicht zu ſchrecken, nur zu reizen.

Flaccus.

Fast
Ein Gleiches dünkt mir.

Paulus mit ſeiner Partei.

Schonung!

Tiberius mit ſeiner Partei.

Tod!

Cicero.

Geſchrei
Kann mir nicht frommen; ſtimmet ab in Ordnung.

Paulus.

Berathung! Höre mich!

Tiberius.

Mich höre!

Paulus mit ſeiner Partei.

Schonung!
Wir ſchonen uns! — Sie werden —

Tiberius mit ſeiner Partei.

Tod!

Paulus.

Sie werden —

Tiberius.

Sie werden uns ermorden, ja! Sie werden
Mit unſerm Blut den Strom der Tiber ſchwellen,
Mit unſern Leibern ihre Hunde füttern;
Sie werden, — wenn wir jetzt in dem Senat
Den Schlaf der Gnade ſchlafen, — Nachts uns wecken,
Mit Stoß auf Stoß an unſer brechend' Haus;
Sie werden, — wenn uns jetzt die Blindheit ſchlägt, —
Auf unſern Dächern uns ein Licht anzünden;
Sie werden, — wenn wir ſtille ſtehen jetzt —
Im Waffentanz uns durch die Straßen jagen,
Und hier wird der lebend'ge Feind, und dort
Der Leichenhaufe der erſchlagnen Freunde
Die Flucht verſperren und das Heil, — und kurz,
Sie werden Alles, wenn wir ſie nicht hindern.

Paulus.

Das Alles werden ſie, Tiberius,
Wenn ſie herausgefordert und gereizt ſind.
Die Zeit verrinnet; — Schonung, Conſul!

Tiberius mit ſeiner Partei.

Tod!

Cicero.

Soll der Tumult von Neuem uns verwirren,
Abſtimmung und Berathung überwuchernd,
Mit thraziſchem Geſchrei? Tod, Schonung — Schonung
Und Tod — wohlan, die zwei Sentenzen endlich,
Gebiert das Chaos! Will kein Mann von Ruhe
Das Wort ergreifen, Für und Wider ſchlichtend?

Cäſar.

Sind wir ſo weit! — Gib mir das Wort.

Cicero mit etwas ungeneigtem Zögern.

Du haſt es.

Cäſar.

Wenn Richter einen zweifelhaften Fall
In Ueberlegung ziehn, ſo ziemt es ihnen,
Von Haß und Liebe, Zorn und Mitleid frei
Zu ſein. Kein unbeſcholtnes Urtheil ſpricht
Der Mann, dem Leidenſchaft das Herz bezwingt.
Man hat zuvor des Frevels ganze Wucht
Mit wohlberedter Zunge ſich verſinnlicht:
Der Jungfraun und der Knaben Raub, der Mütter
Verletzte Keuſchheit und der Väter Mord,
Des Hauſes Plünderung, des Tempels Schändung,
Gebrüll und Waffenlärm in grauſer Nacht,
In allen Straßen Feuer, Blut und Leichen; —
Das ward in grellen Bildern aufgezählt.

Doch bei den Göttern! ſagt, was ſoll der Schwall
Erhitzter Worte? Die Verſchwörung uns
Zum Schreckbild machen? Meinethalben, thut's!
Doch dieſes Schreckbild zum Juſtizmord nützen?
Nein, ſag' ich, nein! Hier iſt der Feigheit Gränze!
Wohl ziemen mag es dem gemeinen Mann,
Daß er ſein Haus und ſeine kleine Habe
Mit allen Waffen der Verzweiflung ſchützt,
Und in des Herzens großer Noth und Angſt
Sich wilder noch vertheidigt, als der Angriff; —
Wer ſpricht von ihm? heut lebt er, morgen ſtirbt er!
Doch Ihr ſteht auf dem Gipfel alles Daſeins;
Das volle Licht der Weltgeſchichte fällt
Auf Euch; den ganzen Erdkreis füllt der Name
Des römiſchen Senats! Wollt Ihr ein Urtheil
Aufraffen aus dem Schlamm der Leidenſchaft,
Und mit dem Siegel Eurer Hoheit ſtempeln
Die blaſſe Schwachheit eines Augenblicks?
Ihr Römer, wollt Ihr das? Wohlan, ſo mordet!
Thut Eurer Angſt genug! Verdienet Euch
Den Dank der Weiber, die in allen Tempeln
Mit cimbriſchem Geheul das Ohr der Götter
Beleidigen; — ja rettet Euch für heute,
Und für die Ewigkeit entehret Euch! —
Nein, Väter, nein! Kein Bürger Roms darf bluten
Nach unſerm Recht, und laſſet es die Welt
Nicht ſagen, daß wir das Geſetz erſchüttert,
Den feſten Grundbau dieſer Republik,

Weil ein Paar Schwärmer Hirngeſpinnſte träumen.
Kein delphiſches Orakel könnte hier
Mich überzeugen, daß Gelegenheit
Zum Rechtsbruch ſei, und Willkür Weisheit heiße.
Drum trag' ich an, und ſtimme: Das Vermögen
Der Ueberführten ſei verfallen, ihre
Perſonen werden abgeführt von Rom
Und fern verbannt den ſchutzverwandten Städten
Zur ewigen Verwahrung übergeben.

Silanus.

Ein Stern im Finſtern! Endlich wird es Licht!
Er hat geſprochen wie ein Römer. Bringt
Die Urnen.

Cicero in die Scene rufend:

Sclaven, ſchafft herbei die Urnen.

(Zwei Sclaven kommen und ſtellen eine Urne nach vorn in die Mitte der Bühne; eine andere, mit Stimmkugeln gefüllt, reichen ſie der Reihe nach herum; Jeder der Anweſenden nimmt daraus eine ſchwarze und eine weiße Kugel. — Während dieſer Handlung — zu Flaccus und Pomtinus:)

Cicero.

Was dünket Euch Prätoren? Cäſar, mein' ich,
Hat ſehr gefährlich für den Staat geſprochen.
Sein Vortrag iſt um ſo verderblicher,
Als er durch Mäßigung und Würde glänzt. —
Ein Catilina mit der Waffe des

Geſetzes, — ſiegend durch Beredſamkeit!
Wollt Ihr dagegen ſprechen? Thut's, ich bitt' Euch!

Flaccus.

Berufen hat er ſich auf Römerehre
Und auf das Recht.

Pomtinus.

Es läßt ſich nicht bekämpfen.

(Silanus hat inzwiſchen eine weiße Kugel in die Urne geworfen. Zwei oder drei ſind bereits ſeinem Beiſpiele gefolgt.)

Cicero zu Cato:

Sie ſtimmen weiß; wir ſind verloren, Cato!
Die Tugend weint, und das Verbrechen lacht.
Thu' ſchleunig Einhalt, oder ſagen wir
Der Republik auf ewig Lebewohl.

Cato vortretend:

Gemach, Ihr Väter; laßt den alten Cato
Auch ſeiner Meinung ſchlichten Vortrag thun!
Verſchenket nicht die Republik an Räuber,
Weil eine Rede, voll vom Modeglanz
Der heut'gen Griechen Euer Ohr gekitzelt,
Wie ich, der alte, ungelehrte Mann,
Sie freilich nicht ſo ſchön zu ſtellen wüßte.
Doch hört mich an! Ich ſpreche heute nicht
Als läſt'ger Sittenrichter, der die Pracht

Und Ueppigkeit der neuen Zeit verdammt,
Der Eure Gärten, Teiche, Stadt- und Land-
Paläſte, Bildergallerien, Vaſen
Und griechiſchen Gefäße ſchilt, o nein
Das Gegentheil! Es iſt die Frage heut,
Ob Ihr das Alles miſſen ſollet, oder
Behalten. Catilina — merkt! — iſt keine
Partei im Staat, er ſelber iſt der Staat.
Es handelt ſich darum, ob Ihr, ob er
Den Erdkreis ſoll beſitzen und behaupten.
Das iſt das hohe Strebniß der Verſchwörung,
Das iſt die ganze Größe der Gefahr! —
Und Hirngeſpinnſte nennt man das? Ich dächte!

(Auf die Briefe weiſend:)

Sind Galliens Allobroger Hirngeſpinnſte
Und all der Alpen kriegeriſche Völker?
Sind Hirngeſpinnſte die verwegnen Sclaven
Apuliens, und die mißvergnügten Bundes-
Genoſſen in Hetrurien, oder im
Piceniſchen Gebiet? Iſt Sittius
Mit ſeinem Heer in Mauritanien auch
Ein Hirngeſpinnſt? Iſt Piſo, welcher Truppen
Im Spaniſchen befehligt, wiederum
Ein Hirngeſpinnſt? Ei nun, ſo dächt' ich eben
Das Hirn, das alſo ſpinnt, das wollten wir
Zuſammt dem Haupte von dem Rumpfe trennen!
Sie nach den ſchutzverwandten Städten ſchicken!
Ja freilich, denn die Schurkerei iſt nur

In Rom zu Hauſe, — draußen ſind ſie Götter! —
Und will man Euch ſolch eitles, halbes Thun
Als römiſche Großherzigkeit empfehlen?
Gebt Acht! gebt Acht! was Euch ein feiner Mund
Für Römertugend aus der Väter Zeit
Verkauft, das iſt die mißverſtandne Großmuth
Der windigen Athener! Leichtſinn iſt's,
Womit die Griechen ihre Republik
Verjunkert, Leichtſinn, den die Modeſtadt
Herüberſchickt, die Sitten Roms zu fälſchen.
Doch immerzu! Dieweil der alte Cato
Im ungefügen Dialekt der Väter
Noch ſeine Zunge braucht, ſoll hier die Saat
Der neuen Bildung keinen Boden finden.
Ihm gilt das Heil des Vaterlandes höher,
Als eine ſchöne Rede, und der Ruhm
Der weichlichen Humanitas! — Drum höret:
Ich ſtimme für den Tod der Mitverſchwornen,
Und wer ein Römer iſt, der wird den Staat
Mit einem andern Votum nicht verrathen!

Silanus.

Wir haben Licht empfangen von dem Monde,
Hier iſt die Sonne ſelbſt — auf, hin zu ihr!
Irren iſt menſchlich, doch den Irrthum zu
Bekennen, ſchändet keinen weiſen Mann.
Zurück nehm' ich mein Votum —

Cäſar.

Unerhört!

Silanus.

Vernunft, Gerechtigkeit, Heil, Rath und Würde
Iſt nur bei Cato. Auf, mit Cato ſtimmet!

Groſſe Mehrheit.

Mit Cato ſtimmen wir! Es lebe Rom!

Cicero zu Cäſar:

Es ſchmerzet mich, o Cäſar, daß dein Wort,
Der Götterſtimme ſanfter Muſen gleich,
Im Sturme dieſer Leidenſchaft verhallt.
Auch mir iſt Milde werth, und wenn dies Blut
Den Haß erweckt, du wirſt es mir bezeugen,
Wie ganz parteilos ich den Rath gelenkt.

Cäſar.

Ich werde nichts vergeſſen, Cicero.

Cicero zum Senat:

Den Vätern dünkt es heilſam, ſchwarz zu ſtimmen;
Doch ſchlag' ich vor, das Urtheil gelte nur
Des Uebels nächſten Quellen: Lentulus,
Gabinius, Statilius, Cethegus.
Umbrenus und die Gallier erwarte
Gericht und Spruch nach ihres Antheils Maß.

Stimmen.

Es ſei!

Cicero zu Cäſar:

Ich rette, was zu retten iſt.

Cäſar.

Das Selbſtbewußtſein iſt ſein eigner Lohn.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Marcius.

Marcius

tritt mit Ungeſtüm auf und ruft in die Scene zurück:

Beſetzt den Eingang! Sperrt die Straße! Wehrt
Dem Drang des Volkes. — Heil dem Conſul! Heil
Der Republik!

Cicero.

Wie, Marcius, ſo ſchnell
Ward dein Erſcheinen noth? Gibt's einen Aufruhr?

Marcius.

Es gab.

in die Scene:

Legat, führ' die Gefangenen
In beſſrer Ordnung durch das Thor! — Iſt mir
Noch nicht vorausgeeilt der Ruf —

Cato.

Bewaffnet
Betritt kein Römer den Senat; dein Thun
Iſt ſträflich, Marcius!

Marcius.

Eh Catilina
Beſtraft iſt, was iſt ſträflich?

Cäſar für ſich.

Brav, Soldat!
Regiert das Schwert? ich ſchwör's, es ſoll regieren!

Marcius.

Sie kommen; Raum, Ihr Väter, wenn's beliebt.

(Bewaffnete führen einen Trupp Gefangene herein, unter ihnen Tertilla in Männerkleidern.)

Marcius.

Die Männer aus den Senſenſchmieden ſind's,
Die ich als überwundene Rebellen,
Ihr Väter, hier Euch zum Gerichte ſtelle.
In ihren Feuerſtätten aufgewiegelt,

Und angeführt zum Sturm auf's Staatsgefängniß
Hat ſie der Knabe hier, der junge Wicht,
Der frühverlorne Sohn der Republik.
Schon war der Schutz der Stadt, dein Aufgebot
Der Reatiner Präfektur geſchlagen.

Cicero.

Iſts möglich! Und der Kämpfer keiner brachte
Die unheilvolle Botſchaft dem Senat?

Marcius.

Unrühmlich kämpften ſie, es ſei geſagt,
Und hüteten ſich wohl des Rückens Wunde,
Das Aushängſchild der Feigheit viel zu zeigen.
Ihr Flug ging deſto haſtiger vor's Thor,
Und Boten überholten ſich auf Boten,
Die Hilfe meines Heeres aufzurufen.
Rechtzeitig kam ich noch, den blut'gen Zaum
Anlegend dem verzweifelten Verbrechen,
Denn ſiegreich drang die Meute vor, und ſchon
Entbot der tolle Bube da den Aufſtand
Jenſeits der Tiber; ſeine Sendlinge —

Cicero.

Das Küchlein? Dieſer grüne Halm? Komm her,
Du ſüßes Früchtlein Roms, du ſchmucker Apfel
Aus Catilina's wohlbekanntem Garten! —
Was ſeh' ich! Väter, ſeh' ich recht? Ihr Götter!

Rom wanke nicht! Zu viel des Frevels ſchaut
Mein Auge! — Claudia, die Prieſterin
Der Veſta!

Stimmen.

Die Veſtalin Claudia?!

Cicero.

O Catilina, welche Strafe ſinnt
Der Höllenrichter deinem Schatten aus!
Nicht Menſchenmord genüget deiner Wuth,
Den Himmel ſelbſt befehdeſt du, und lehrſt
Den Prieſter ſeinen eignen Gott mißhandeln.

Tertilla.

Nicht alſo, Conſul! Jegliches Verdienſt
Gebühret nicht dem Manne deiner Furcht.
Rabirius, warum verbirgſt du dich?
Iſt dir mein Antlitz minder lieb, als einſt?
Seht dieſen Greis! Dies Märchen eines Daſeins!
Dies ausgelöſchte Bild! Dies karge Lämpchen!
Da ſteht er wie ſein eigner Aſchenkrug,
Geſtützt auf Krücken die zerfallende
Behauſung einer Seele, die ſich nie
Der beſſern Wohnung werth gemacht; — tritt vor!
Erhebe deinen Anſpruch auf ein Werk,
Das dir ein fremder Name rauben ſoll.
Warſt du es nicht, der das geweihte Kind

Mit lockender Beredſamkeit beſchlich,
Den Schlaf des Geiſtes, der die Unſchuld hieß,
Muthwilligem Erwachen zu gewinnen? —
Ein Mädchen war ich, heiligen Gebrauchs
Mit frommer Leere der Gedanken pflegend,
Anbetend, was ich angebetet ſah,
Was Vater, Mutter, Volk und Land verehrte.
Da kam ein ſchwacher Greis, Rabirius,
Des Tempels eifriger Beſuch, das Ohr
Der jungen Prieſterin mit gieriger
Bemühung feſſelnd an ſein Wort. Er lehrte
Die Gottheit mich mit Menſchenauge ſchaun,
Die heil'gen Sagen mich natürlich deuten,
Des Himmels thronende Geſtalten mich
Verwandeln in Empfindungen und Triebe
Des erſten, rohen Lebens auf der Erde,
Mich meinen Dienſt begreifen als der Staatskunſt
Argliſtige Maſchine des Betrugs.
Sein iſt das Werk, Ihr Römer, ſein, — des Mannes,
Der Eure Ordnung ſtützt, nicht ſie bekämpft.
Ihm dank' ich es, mein erſtes Licht. Wohl hat
Der Greis die willige Vernunft gewonnen,
Doch Catilina nur gewinnt die Herzen!

Cato.

Rabirius, was ſagſt du?

Rabirius.

Sie iſt toll.

Sertilla.

Die Tochter aus patriziſchem Geſchlechte
Verweiſet dir die Schmähung, alter Mann.

Cicero.

Ja Prieſterin, in dein Gericht ſollſt du
Eingehen ungekränkt; nur das Geſetz,
Nicht Menſchen taſten an, was Gottes war.
Pontifex Maximus, Julius Cäſar,
Du biſt ihr Richter. Sag' uns an, was ſchreibt
Des Tempels heilige Verfaſſung vor,
Wenn frevelnd eine Prieſterin der Veſta,
Herabbeſchwörend auf das Vaterland
Den Fluch der Götter, ſich mit ſchwerem Fehl
Verſündigt an dem heiligen Gelübde?

Cäſar.

Nicht Menſchen taſten an, was Gottes war,
Du ſageſt recht; denn ſo ſpricht das Geſetz:
Die Prieſterin wird in ein Grabgewölbe
Geführt, und beigeſetzt mit einem Brote,
Mit einem Waſſerkrug, und einer Sterbelampe.
Vollſtrecker ihres Todesurtheils iſt
Der Hunger, — die verzehrende Naturkraft!

Cicero.

Thu deines Amtes, Cäſar, führe ſie
In ihre Gruft.

Cäſar.

Ein andrer iſt mein Rath.
Vernehmet ihn, Ihr Väter. Hört das Volk
Die ſchwere Kunde des verhängten Fluchs,
Verzweifeln wird es, ob de Götter Zorn,
Thatloſen Schreckens voll in ſeiner Noth
Den Staat verlaſſen, muth- und hoffnungslos!
Vielleicht, daß ſelbſt der Irrwahn ſich erzeugt,
Geſegnet ſei das Werk und gottgefällig,
Das der Veſtalin Arm bewaffnet hat, —
Dann mehret ſelbſt das Beiſpiel unſern Feind;
So wächſt, weil wir es ſühnen, das Verderben.
Ich warne drum vor des Gerichts Vollzug.
Ich rathe, das Geſchehne ſei verhehlt
Und rings von uns beſchworen das Geheimniß.

Pomtinus.

Verzweifeln wird das Volk, wenn es vernimmt,
Daß ungeheurer Frevel ſtraflos blieb;
Denn wer vermöcht' ihn zu verhehlen! Wüthend
Sein Opfer fordern wird es, wird den Feind
Der Republik im Heiligthum der Tempel,
Wird den Verrath im Prieſterkleide ſuchen.
Verehrter Obrigkeiten Nam' und Anſehn
Verwünſchend durch die Straßen ſchleift es, ſtürzt
Des Himmels und der Erde zügelnde
Gewalten, und hereinbricht der Ruin.
Nein, Römer, alles Trugs, den wir gehört,

Gefährlichſte Vollendung ſcheint der Rath.
Ich ſtimme für den Tod.

Cicero.

Für Leben Cäſar.
Abſtimmend, Väter, tretet aus einander.

(Die größere Mehrheit tritt auf die Seite des Pominus; Rabirius hinkt auf ſeinen Krücken mühſelig hinüber.)

Tertilla.

Rabirius, auch du?! — gib Acht, daß du
Nicht ſelbſt verendeſt unterwegs. — Ihr Götter!
Welch ein Gericht! Iſt's möglich, daß ein Staat
So feſt von Anſehn, ſo an Bildung reich
Durchwegs gebaut iſt auf den Grund der Lüge?
Daß Alle thun, was Alle nicht mehr glauben?
Ich ſeh' zum erſtenmal regieren; Männer
Geſetzten Ernſtes und gewicht'gen Rufs,
Erröthet Ihr nicht, mir, dem Mädchen, mir,
Dem ſchwachen Weibe ſchamlos zu verrathen
Der ſchwachen Staatskunſt blut'ges Poſſenſpiel?
O Ihr ſeid reif! Aus ſolcher Fäulniß mußte
Ein Catilina rettend auferſtehn,
Wie aus der Aſche der verjüngte Phönix!

(zu den Gefangenen:)

Lebt wohl, Ihr Braven! traget ſtolz das Haupt,
Ihr ſeid die Macht. Die Staaten wanken alle,
Die nicht auf Euch den Punkt des Daſeins ſtützen.

(zu Cäſar.)

Thu Deines Amtes, Prieſter, führe mich
In meine Gruft, — ich will nichts weiter ſehen!
Dein letztes Opfer ſei, du falſches Rom,
Mein junger Leib. Hörſt du dein Strafgericht
Mit Donnerrollen nahen aus den Bergen
Hetruriens? Erſcheine, Held, erſcheine!
Geh thränenlos an meiner Gruft vorbei,
Es iſt ein Blumenhaus! Die Seligkeit
Durchwürzte mir's, das Glück — für dich zu ſterben.
Doch dieſe hier zermalme! Brich die Häuſer,
Sprenge die Tempel, den Gerichtsſaal — Raum
Des Himmels freiem Odem! lüfte, lüfte
Die Republik! hier wittert die Verweſung.

(Geht mit Cäſar ab unter dem Vortritt einiger Lictoren.)

Cicero.

Das ſind die Weiber Catilina's! Rom,
Was für ein Schickſal drohten dir die Männer!
Prätoren, auf! beordert gleich den Henker,
Das Urtheil den Verſchwornen zu vollziehn —
Er ſoll ſie würgen! und noch dieſe Nacht
Schleif' er die todten Leiber nach der Tiber.

(Der Vorhang fällt.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Eine dunkle, unterirdiſche Zelle mit einem Ruhebette und einem Tiſche verſehen, auf welchem ein Reſt Brotes, ein Waſſerkrug und eine ſchwachbrennende Lampe geſehen wird.

Tertilla allein.

Tertilla ſchlummernd.

Io triumphe! Heil Dir, Catilina!
Io triumphe! Heil dem Sieger, Heil!

(ſie erwacht:)

Verrath! Was iſt das? Ha das alte Rom!
Ich eingeſargt, und Catilina fern!
O Hölle des erwachenden Bewußtſeins!
O Fluch des Lebens, dem das Schönſte — Traum,
Das Häßlichſte — herzloſe Wahrheit iſt!

Die Farben ſind dahin, das Glück, die Wärme,
Und kalt ummauert mich die Nacht, der Tod! — —
So ſtirbſt du doch nicht, Freund! Dein letztes Loos,
Dein äußerſtes, ehrt noch den Mann in dir.
Auf ſonnigem Gefild ein Pfeil ins Herz
Raſch, leicht und frei, da jede Nerve noch
In funkelnder Begeiſterung erglüht,
Ein warmer Druck der treuen Freundeshand,
Der Lüfte ſcheidendes Geflatter kühl
Um Stirn und Bruſt die letzte Labung webend: —
So ſinkſt du hin und ſcheinſt erſt zu geſunden. —
Das Loos der Frauen iſt das ſchlimmere
Zu jeder Zeit. Schaut dieſem Tod ins Auge!
Er dränget nicht das heiße Kraftgefühl,
Die volle Leidenſchaft des Lebens nicht
Auf Einen Punkt gewaltig mir zuſammen
Im eignen Blicke. Kalt und nüchtern ſeh' ich
Die martervollen Stunden an mir ſaugen,
Das ſpannungsloſe Augenlid verſchleppt
Die letzte Sehkraft zwiſchen Traum und Wachen,
Des Lebens und des Todes Linien
Sie ſchieben im verſiegenden Bewußtſein
Sich langſam, langſam folternd hin und her —
So ſterb' ich; untergehend, ausgelöſcht,
Wie Einer, der am ſumpfigen Geſtade
Verunglückt in dem uferloſen Chaos.
Er ſchwimmet nicht, er fußet nicht, ihm gönnet
Kein feſtbegrenztes Element den Kampf,

Der bis zum Tod den Preis des Lebens zeigte,
Und ziellos ringend ſinkt er in ſein Grab. —

Was hör' ich? Horch! die Oberwelt durchtobt
Ein Sturm! Es ſind gewaltſam-rauhe Laute,
Die ich vernehme, heftige, — verſtörte.
Die Römer zürnen; — wär's ein Kampf! O Herz,
Beſeele ganz mein Ohr! Was rufen ſie?
Ein tauber Lärm. Jetzt kommt es näher; — iſt's
Muſik des Aufruhrs? Grober Nerv! Ich muß,
Ich muß ja hören! — Wieder näher; — jetzt
Geht über meinem Haupt die Woge hin
Der ſtürmiſchen Bewegung, — „Fluch dem Conſul"?
So war es; — ja! — „Verflucht ſei Cicero!"?
Ganz recht! — Was ſchreit die tiefe Stimme da,
Die einzelne? „Verrath" — „der Freiheit Mord" —
O nichts mehr! Ich weiß Alles, Alles! Ja
Er iſt's, er kam zurück, ſein Odem hat
Die Hauptſtadt angefacht! Triumph! Rom ſchlägt ſich.
O horch! die Treppe ſchallt von Tritten, — Licht
Durchſpiegelt dieſe Ritze — Wonne! Wonne! —
Ein Schlüſſel klirrt — er kommt —

(dem Pförtchen zueilend:)

O Catilina!

Zweite Scene.

Julius Cäſar tritt auf, eine Fackel tragend. Tertilla.

Tertilla.

Du biſt es, Cäſar?

Cäſar.

Bringer deiner Rettung,
Und doch willkommen?

Tertilla.

Was bedeutete
Der wilde Lärm, der über mir hinwegging,
Als du hereintrat'ſt?

Cäſar.

Hymnen auf die Wohlfahrt
Des Staates! — Cicero hat ſie gemordet,
Die du vergebens wagteſt zu befrein.

Tertilla.

Was ſagſt du? Hingerichtet wurden Bürger
Der Republik?

Cäſar.

Vor einer Stunde ſchleifte
Der Henker ihre Leichen in die Tiber.

Tertilla.

In Rom geſchah das? Und das Volk?

Cäſar.

Du haſt es
Gehört. Es murrt, — es zürnt, —

Tertilla.

Und ſchlägt nicht? Sag!
Es ſchlägt nicht?

Cäſar.

Trüge Cäſar denn die Fackel,
Wenn Rom das Schwert gebrauchte? Schrecken lähmt
Die Hauptſtadt, und ihr Zorn iſt wie die Scheu
Des mordbedrohten Stieres, deſſen Zorn
Unſicher nur mit matten Stößen troßt,
Die blutgetränkte Schlachtbank zu betreten:
Vertheidigung und auch nicht Duldung lehrt
Ihr aufgegebnes Opfer die Natur —
Ohnmächtig brüllend wittert es den Tod.

Tertilla.

Dann fehlt's an euch! dann fehlt ein Haupt, ein Mann!

Cäſar.

Hat ſich des Volkes dieſe Stimmung erſt
Bemeiſtert, dann fehlt Alles, Alles! Ja
Ein ſteter Zündſtoff iſt das Volk und Funken
Leichtfertig ſchlagen kann die Hand des Weibes;
Heut iſt er feucht vom Blute jener Edlen,
Und nun vermag's kein Cäſar und kein Gott!

Tertilla.

Dein Vorwurf, ſcheint es, fällt auf meine That?

Cäſar.

Du haſt die köſtlich-unſchätzbare Frucht
Der Volksbegeiſterung — ich leugn' es nicht —
Zu früh, zu umſichtslos gebrochen.

Tertilla.

Cäſar,
Des Augenblickes klügelnde Berechnung
Verſteh' ich nicht; mein Leitſtern war nur Er!
Nicht Theile trag' ich dir des Werkes auf;
Doch wo dein Herz von Licht und Glut entbrennt
Des Sonnenpferdes Lenkung zu ergreifen,
Das zügellos die blinden Horen ſchleift,
Durchkreuzend meinen Rath, — dort wirſt du handeln
Wie Catilina's Selbſt: das war ſein Wort.

Cäſar.

Ich weiß es, Catilina hat noch Götter,
Die er nicht ganz entließ.

Tertilla.

Haſt du ſie alle
Entlaſſen?

Cäſar.

Alle.

Tertilla.

Schnell iſt deine Antwort!
Auch die Begeiſterung?

Cäſar.

Auch ſie.

Tertilla.

Und lebſt noch,
Und wirkeſt noch? womit denn?

Cäſar.

Allerdings
Mit der Begeiſterung; doch nicht mit meiner!
Mit der der Andern, die mir dienſtbar wird
Durch — kaltes Waſſer!

Tertilla.

Ich verſteh' dich nicht.

Cäſar.

Begeiſterung iſt Feuer, Himmelsflamme;
Prometheus ſtieg hinauf und holte ſie,
Ein höchſtes Gut dem Künſtler; — ſchlimm erging's ihm!
Sein Bruder Epimetheus war ein Schmied,
Der gängelte die Götterkraft mit Waſſer:
Den Tropfen ſprengt er bald und facht die Glut,
Bald gießt er aus und löſcht; er engt es ein,

Er zieht es groß das Himmels-Element,
Er nützt es überlegen, meisterlich, —
Und schmiedet sich die Waffe, sich das Glück!

Tertilla.

Ist Rom verloren, ganz verloren, Cäsar?

Cäsar.

Das Volk, die einzige Gewalt, die wahre,
Ist nie verloren! Doch das Selbstvertraun
Und das Bewußtsein, — steigen kann's und fallen.
Heut ist's gefallen; tief, wie nie zuvor!
Die Volksversammlung selbst, die Rullus hielt,
Blieb nach dem Sturm auf's Staatsgefängniß öde.
Gesenkter Köpfe kam die dünne Menge
Auf's Forum, ein zerhageltes Gefild,
Unfähig jeder Ernte. — Rullus brach
Sofort in's Lager auf nach Fäsulä,
Und seinem Beispiel folgt, wer männlich blieb.
Der Muthige trägt seinen Arm aus Rom
Zu Catilina nach Hetrurien. —
Dieselbe Straße wählen wirst auch du,
Ich sah's voraus, — und des beschwornen Bundes
Der besten Männer zwei bestellt' ich dir,
Vertraute Freunde, kundiges Geleite.
Komm, folge mir. Verlassen wir, dies Bild
Vergessend, das uns widerlich umgibt,
Die Mördergrube der Religion,

Des Aberglaubens leichenhungrigen
Hyänenmagen!

Tertilla.

Prieſterliche Worte!
Und du fährſt fort, des Aberglaubens Knecht,
Die gräßliche Hyäne zu bedienen?

Cäſar.

Zunächſt.

Tertilla.

O komm mit mir; auch du! Wie wird
Mich Catilina freudiger begrüßen,
Wenn ich den hochverehrten Mann ihm bringe,
Den letzten, den ihm Rom noch ſchuldig iſt.
Komm, Cäſar, leg' es ab, dies falſche Rom,
Das dich nicht kleidet; zieh die Wahrheit an,
Die neue Welt in Catilina's Lager!

Cäſar.

Sein Liebchen hat er neidenswerth erſpäht!
Im Leben kämpft es mit dem Schwert für ihn,
Im Grabe noch wirbt es ihm Mitverſchworne! —
Entbiete Catilina meinen Gruß
Und meinen Glückwunſch, Claudia.

Tertilla.

O fort
Mit dieſem Namen! nenne mich Tertilla.

Ich bin die dritte Tochter meines Hauſes,
Und Catilina hielt den Namen lieb. —
Den Glückwunſch bring' ich nicht; erröthen würd' ich,
Daß für erhabne Dinge Cäſar nichts
Als — Wünſche hat!

Cäſar.

Der Artigkeit den Dank.
Muß ich denn Alles ſagen? Ob ich auch
Im Felde nicht die Lanze für ihn werfe,
Zu Hauſe bleib' ich ihm ein wacher Freund.
Und zweifle nicht, es wird ihm wichtig ſein
Der Freund in Rom, ſeit jenes Blut gefloſſen. —
Des Craſſus Geld gewann ich jüngſt dem Bunde;
Verkünd' ihm ſelbſt der erſten Sendung Nähe.
Aufmerkſam bin ich ſonſt, geheim zu nützen,
Und jedes Vortheils nehm' ich wahr für ihn.

Tertilla.

Du ſcheineſt mir ein großer Herr, der vernehm
Auf's Land geht, ſich in Muße zu vergnügen.
Sehr gütig greift er bei der Arbeit zu,
Dem Schaffner helfend hier und dort; doch iſt's
Ein Zeitvertreib, und eine gute Laune.
Des Werkes Ernſt und Plage theilt er nicht,
Er bleibt ein Gaſt, der kommt und geht, nichts weiter. —
O lächle nur, du fühleſt ſelbſt die Wahrheit!
Seit Rullus fort und Lentulus verblutet,

Iſt machtlos die Parteikunſt in der Stadt,
Und nur im Schwerte liegt das letzte Heil!

Cäſar.

Sein Gaſt nur kann ich ſein, du ſageſt recht.
Die Wege Catilina's ſind nicht meine.

Tertilla.

Belehre mich des Unterſchiedes, Cäſar.

Cäſar.

Wohl ſprechen könnt' ich, denn hier iſt das Grab!
Doch da ich aus dem Grabe dich zurück
In's Leben führe — ſchweig' ich.

Tertilla.

Catilina
Geht jetzt den Weg des Aufruhrs; tadelſt du's?
Sind die Tribunen — Gracchus, Rullus, iſt
Metellus, iſt Lucullus, Sulla ſelbſt,
Und jeder Treffliche, der beſſern wollte,
Vergebens nicht die Wege des Geſetzes —

Cäſar.

Doch! doch! Ich lobe das Geſetz und jedes
Rechtsmittel der Verfaſſung; friedlich ſoll
Dem neuen Schöpfer Roms die Staatsmaſchine
Das Schwert verleihn, das feindlich er gebraucht.

Sieh den Pompejus an, der Flitternarr,
Der ſich der Groſse heißt! Wär' er der Mann,
Er könnte das, was Catilina will,
Denn an die Spitze der Gewalt geſtellt
Hat das bethörte Rom den Imperator.

Tertilla.

Senat und Volk, wenn ich dich recht verſtehe,
Sie müßten ſelbſt die Mittel der Empörung,
Die Legionen, dem Empörer liefern.
Doch dieſe Legionen, Cäſar, ſind
Ein blindes Werkzeug dann und Catilina
Bedient ſich nicht der Menſchheit, er bedient ſie.
Er will des Mannes Wahl und eigne Meinung,
Der ſeiner Meinung folgen ſoll, er will —

Cäſar.

Er will, ich weiß es wohl, die Freiheit Roms
Verbreiten auf den unterworfnen Erdkreis.
Ich ſeh das Heil im Gegentheile: Rom
Sei unterworfen wie die Welt es iſt!
Denn angelangt dünkt mir die Menſchheit dort,
Wo Herrſchaft Wohlthat wird. Die Republik
Iſt heil'ger Drang nach dem Begriff der Gattung;
Heut herrſcht die Sucht, zu ſondern die Perſon.
Die Republik iſt ein Gemeingut Aller,
Genährt aus jedem einzelnen Vermögen;
Heut herrſcht die Gier, den Einſatz von dem Staate

Zurückzufordern, jede Pflicht zu künden,
Wie ein verfallnes Capital, ja, ſei's
Nur möglich, aus dem Bruch des Ganzen Mann
Für Mann ein Mehr zu nehmen, als gegeben.
Das Haus verſchlingt den Staat, das Glied den Körper!
Im eignen Fleiſche, wie im todten Erdreich
Nach Schätzen gräbt Partei und Stand und Claſſe;
Aufſchreit in ihren Schmerzen die Geſellſchaft.
Doch beſſern wir Vorhandnes nicht zurück;
Sei denn die Noth in engſtes Maß gefaßt;
Das ausgegoßne Gift der Selbſtſucht heilend
Zu ſammeln in ein einziges Gefäß,
Den Herrſcher hinzuſtellen in der Lüge
Republikaniſchen Geberdenſpiels
Als eine Wahrheit — das dünkt mir das Heil!

Tertilla.

O laß dich nichts von Catilina trennen!
Der Schein entſcheidet nichts; was gute Männer
Vernünftig wollen iſt im Höchſten Eins,
Und nicht entzweien ſoll ſie Form und Name.

Cäſar.

Ich wollte, Catilina hätte ſich
Rechtzeitig mir genaht.

Tertilla.

Es ſtörte dies,
Wie manches, Cicero. Doch immer währet,

Daß Männer ſich verſtehn, die rechte Zeit.
Sprich ihn im Lager, Cäſar!

Cäſar.

Er iſt fertig.
Gezogen iſt ſein Schwert, — er ſtehet jenſeits
Der Wahl und jedes Wortes. Komm, Tertilla.

Tertilla.

Ich ſchwöre dir, du ſollſt mich nimmer führen
Aus dieſer Gruft, theilſt du nicht meinen Weg.
Nicht aufgegeben will ich Catilina
Von Cäſar ſehn; — ich duld' es nicht!

Cäſar.

Tertilla,
Du achteſt Catilina ſo gering,
Daß du mit Eines Mannes Arm das Heil
Des Helden zu ergänzen wageſt?

Tertilla.

Schlange!
Du biſt wie alle Römer.

Cäſar.

Und wie ſind ſie?

Tertilla.

Sie wiſſen fein und würdevoll zu ſagen
Das Schlimmſte wie das Beſte; jedes Arg
Vergolden ſie, und Tugend iſt — die Wendung!

Cäſar.

Du kennſt die Kunſt; die Frauen jagen Herzen
Damit, die Männer — andre Dinge. Komm!

(Beide ab.)

Dritte Scene.

Marktplatz in Capua. — Morgen.

Sclaven gehen ab und zu, den Einkauf von Victualien beſorgend. Es treten nach und nach in die Scene ein: Gyges, Harpalus, Myron, Midas, Amyntas, Kleon mit zwei Knaben. Vultur. — Cöparius.

Cöparius

tritt auf, ein Körbchen in der Hand.

Maulbeeren! Maulbeeren! Süße Maulbeeren! Her zu mir! Geb's umſonſt!

Gyges.

Was ruft der Tropf? Maulbeeren verſchenkt er? Heda, Bruder Graumantel, gib mir welche.

Cöparius.

Da!

(gibt ihm einen Backenstreich.)

Gyges.

Sind das Maulbeeren, du Galgenstrick?

Cöparius.

Maulschellen hab' ich gesagt; merk' auf, Langohr!

Gyges.

Den kitzelt der Haber. Wart, Gesell.

(stellt dem Cöparius ein Bein.)

Cöparius.

Ich bin ein römischer Bürger!

(Gyges steht ehrfurchtsvoll da.)

Aha! Respect meinem Obste! — Nun sage mir, Kerl, was für ein Geschmack sitzt in deiner sclavischen Backe, daß ihr ein bloßes Wort die Schläge würzt, als wären's Liebkosungen?

(gibt ihm noch einen Streich.)

Wie thut das? Kostest du den Römer darin, oder schmeckst du den Bürger heraus? Zwischen dieser Maulschelle und jener — was für ein Unterschied ist da? Ich will dir's sagen, Balg. Einzig deine Feigheit, deine nichtsnutzige Einbildungskraft, dein Hundesinn!

Gyges.

Was ſoll mir das, Herr?

Cöparius.

Einen Herrn ſoll es dir, Knecht! Schlagen ſollſt du, wer dich ſchlägt, und einen römiſchen Bürger juſt doppelt. Dem Cameraden magſt du einen groben Scherz nachſehen, wenn aber ſo ein römiſcher Groſthans deine Wange für einen Ort anſieht, wo man Grobheiten ablagert, ſo zeige, daß du ein Kerl biſt, der ſein menſchlich Geſicht verdient, und gib dem Patron ſeine ungeſchliffne Arbeit mit beſtem Schliff wieder zurück.

(Es ſammeln ſich nach und nach mehrere Sclaven auf der Scene.)

Gyges.

Aber mein Herr zieht mich zur Strafe, wenn ich alſo handle.

Cöparius.

Wie viele Herren haſt du denn?

Gyges.

Du fragſt ungehörig, Herr. Ein Sclave hat nicht mehrere Herren, wohl aber ein Herr mehrere Sclaven.

Cöparius.

Deſto beſſer. Wie viele Sclaven hat alſo dein Herr?

Gyges.

Wir ſind unſer Fünfzig.

Cöparius.

Was! Ihrer Fünfzig laſſen ſich von Einem prügeln? Was fehlt einer Heerde Ochſen, die ſich treiben, ſchlachten und auffreſſen läßt, daß ſie die Stirne umkehrt und dem Fleiſcher die Rechnung verdirbt? Hirn fehlt ihr in der Stirn! Habt Ihr Hirn in Euren verſtandeshohlen Knochen-Trommeln? Wohlan, ſo ſchieſt Euern Witz zuſammen. Fünfzig gegen Einen! Nichts iſt leichter —

Gyges.

Geſagt, Herr; aber gethan! Unter den Fünfzigen ſind Viele, denen es wohl geht. Deren Hirn ſitzt in dem Magen, und da ſieh, wie du's herauskriegſt.

Cöparius.

Wohl geht! Gebt dem Hunde das Bewußtſein, daß er ein Hund iſt, und fragt, ob es ihm wohl geht bei den fetteſten Brocken. Seid Ihr denn Menſchen? Sachen ſeid Ihr! Kann es einem Tiſche gut gehen? Kann ſich eine Ofenbank wohl befinden? Man verbrennt das Geräth.

Gyges.

Hörſt du's, Harpalus? Er iſt unſer Bäcker und verlangt nichts Beſſeres.

Cöparius.

Bruder Harpalus, du ſtehſt vielleicht in der Gunſt deines Herrn; aber um Einen Preis wirſt du ihm doch feil ſein. Wie nun, wenn ich dich kaufe? Dann häng' ich dich an Gewichte, und laß dich peitſchen vom Morgen bis zum Abend. Und wenn du mir Nachts das Haus durchwimmerſt, mit Blut und Wunden an dein Schmerzenslager geleimt, dann will ich dich fragen: Wie geht's dir, Sclave Harpalus? Siehſt du denn nicht ein, Harpalus, daß ein Menſch nicht ſagen kann, es geht ihm gut, ſo lange er — kein Menſch iſt? Die erſte Bedingung zum Wohlſein iſt — ſein eigner Herr ſein.

Gyges in die Scene rufend.

H'! Amyntas, Olynth, Myron! Laßt Euren Kram! Hört zu

(Sclaven kommen heran. — **Amyntas** mit einem Tragbrette auf dem Kopf.)

Cöparius.

Du da, du tonnenbäuchige Garküchenſpinne, wohin mit den Sardellen?

Amyntas.

Nach Hauſe, Herr.

Cöparius.

Gott bewahre, wer wird die Sachen ſo verſchleppen! Komm, Geſell, ſetze dein Legbrett nieder; — muß ich

dir helfen? So! — Niedliche Schwimmer, seid mir willkommen, — zierliche Kinder des Nereus! Wie kleine Liebespfeile durchschießt ihr silberblinkend die bläuliche Fluth; die göttliche Thetis hat ihre Freude an euch und Cöparius nicht minder. Ihr sollt uns schmecken.

Amyntas.

Wo soll das hinaus, Herr?

Cöparius.

Hinein soll's, mein dicker Freund. Wir wollen ein Frühstück halten. Setzt Euch, Kinder, setzt Euch.

Amyntas.

Was fängst du an? Meine Sardellen!

Gyges.

Laß ihn, laß ihn! Der Mann versteht noch mehr, als Sardellen essen.

Cöparius.

Wer holt uns ein Paar Flaschen Wein dazu? Zeus Eurybatos wird bezahlen.

Gyges.

Der hat viel auf dem Kerbholz.

Cöparius.

Die ganze Welt.

Vultur.

Ich bringe Wein, den Götterſaft, der die Herren zittern macht, wenn die Sclaven ihn trinken. —

(ab.)

Cöparius.

Der Mann, ſcheint's, trägt eine Muskel für die Weltgeſchichte in ſeinem Leibe. Habt Ihr ſolcher Leute viele unter Euch? — Wer bringt uns Brötchen? He, du, mit der Palette auf dem Kopf —

Midas.

Ich verſtehe mich nicht auf dein Geköch.

Cöparius.

So lern' es. Mich dünkt, dein Schädel wäre präpärirt für den Anbau. Der Wald iſt abgeholzt.

Gyges.

Laß ihn; 's iſt ein Phrygier. Der Schlag iſt gebornes Vieh.

Cöparius.

Sag das nicht. Zwiſchen dem pfiffigſten Kopf und dem einfältigſten iſt der Unterſchied nicht ſo groß, wie die Gemeinſchaft.

(Vultur kommt mit Wein zurück; Cöparius mit dem Mahle beſchäftigt.)

Komm her, Phrygier, ich will dir eine Fabel erzählen. Als der Eſel in der Löwenhaut auf die Jagd

ging, da hatte er im Grunde, ſein Glück zu machen, ſo wenig Hoffnung, wie du. Denn die Haut verlieh ihm weder das Herz, noch die Stärke des Löwen. Aber was geſchah? Beim Anblick des verkappten kamen die wirklichen Löwen nach dem Geſelligkeitstriebe herbeigelaufen; die jagten und wütheten in das Gethier des Waldes hinein, machten große Beute und der Eſel hatte den Vortheil davon, wie ein Löwe. Was iſt die Lehre dieſer Fabel? Stelle dich nur einen Augenblick wild und grimmig, und du lockeſt Die heran, die es wirklich ſind. Iſt's im Gange, dann trittſt du zurück und Andre füllen deinen Platz. Deßungeachtet heißt's bei der Preisvertheilung: Der tapfre Midas! Der prächtige Midas! Gebt ihm einen Löwenantheil. Und der wird dir mit Recht. Denn nicht die Wagehälſe ſind's, die zum Anfang nützen; aber wenn die friedlichen Leute mit Schwert und Fackel durch die Straßen laufen, das wirſt zehnfaches Schrecken in die Paläſte, und die Schlacht wird gewonnen im Gelächter einer Comödie.

Gyges.

Fein! fein! Der Mann hat mich ganz.

Cäparius.

Siehe da, der bringt ſchon Brote. Doch nicht gekauft?

Myron.

Pfui!

Cöparius.

Brav; der Freiheit erſter Sohn biſt du! — Butter wäre auch wünſchenswerth. — Greift zu, Kinder.

Midas.

Deine Meinung iſt alſo, es würde uns ſo leicht?

Cöparius.

Nichts iſt leichter, als das Heldenthum. Denn du mußt wiſſen, Freund, der Held iſt ſehr geneigt, vor dir davon zu laufen; weil aber du zuerſt läufſt, bleibt er ſtehen und — wird ein Held!

Gyges.

Aber wie fangen wir's an?

Cöparius.

Wie Ihr's anfangt? Bei allen Fröſchen der Latona! Das iſt einfach. Ihr geht eben nicht nach Hauſe.

(Es kommen immer mehr Sclaven.)

Myron.

Wir gehen nicht nach Hauſe? Was weiter?

Cöparius.

Ei, wer nicht nach Hauſe geht, der geht geradeswegs ſpazieren. Iſt der Morgen nicht prächtig? Kann die Sonne lachender ſcheinen? Oder ſoll ich Euch demonſtriren, wie man ſpazieren geht?

(Er ſteht auf.)

Ihr legt die Hände auf den Rücken, werft den Kopf in die Höhe, und bringt die Naſe in eine Parallellinie mit dem Polarſtern. Gute Freunde wandeln Arm in Arm mit einander durch die Hallen und muſtern die Genüſſe Capua's. Dort iſt ein Auſternverkauf und daneben eine Weinhandlung. Hier gibt's Seefiſche, Krabben, Meerſpinnen, Krebsbutter, ein Haus weiter habt Ihr Pfauen, Faſanen, Rebhühner, Krammetsvögel, Nachtigallen und ambriciſche Backen. Seid Ihr Freunde von derberer Koſt? Wie glänzt dieſer köſtlich-braune Schinken im Sonnenſchein! Das iſt ein Anblick über den Schild des Achilles. Wollt Ihr Obſt? Hier ſind Feigen, Oliven, Weintrauben, Piſtacien, Datteln, puniſche Granatäpfel, und die neuen Perſeräpfel aus Aſien in ihrem ſammtenen Edelkleide.

Harpalus.

Halt ein! halt ein!

Cöparius.

Narr, es iſt ja Euer! Ihr habt Geld zum Einkauf bei Euch und wählet heute das Beſte für Euch ſelbſt. Laßt Euch alſo den Spaziergang immer behagen. Dort, in den Sonnenſchein hingeſtreckt, liegt eine Schaar Landsleute auf den Marmortreppen; ſie denken an die ſchöne Zeit zurück, da ſie in Griechenland noch freie Leute waren, und ſingen Loblieder auf Catilina, der ſie wieder dazu gemacht hat.

Myron.

Catilina, — wer mag der ſein?

Gyges.

Gib nur Acht, es hört ſich mit Luſt zu.

Cäparius.

Kurz, das glückliche Leben hat angefangen. Inzwiſchen kommt ein hungeriger Herr, der ſeinen Aufwärter ſucht. — Heda, Tromes, du fauler Schlingel, wo ſteckſt du? — Ihr ſeht Euch nicht um. — Er ruft ſtärker. — Ihr blickt ein wenig über die Achſel zurück, geht aber ſogleich weiter. Er kommt mit Fluch- und Scheltwort herangelaufen. Jetzt wendet Ihr Euch mit halbem Leibe nach ihm hin, aber ja nicht mehr; Ihr müßt Euch nicht zu gemein machen. — Wir haben nicht das Vergnügen, dich zu kennen; wir erinnern uns deiner Perſon nicht. — Hat der Bengel Tollkirſchen gefreſſen? — Bediene dich einer anſtändigen Sprache; du beleidigſt unſer Ohr; wir haben zu Hauſe in Griechenland feinere Sitten gelernt, als ihr, römiſche Kriegsknechte. — Das wird mir zu bunt! Ich will Euch die Sclaverei mit Pferdeſtriegeln in's Fleiſch kratzen, Ihr nichtswürdigen Gaſſenläufer. — Sclaverei? Welchen Begriff verbindeſt du mit dieſem Worte? Was will er damit ſagen, Harpalus? — Ach ja, es mag ſein, daß ſolche Verhältniſſe weiland beſtanden haben; möglich, daß derlei Zuſtände vor Alters exi-

ſtirten; vielleicht, daß die geſellſchaftliche Ordnung dieſes Uebel einſt kannte.

Vultur für ſich.

Das iſt nichts. Dreinſchlagen muß er.

Cöparius.

Jetzt reißt Euerm Herrn die Geduld; er faßt Euch am Ohr. Ihr tretet entrüſtet zurück, und zieht den Dolch. Ihr werdet ſagen: wir haben keine. Hier ſind welche.

(Er vertheilt Dolche.)

Einer von Euch donnert ihn an, — z. B. ich ſelbſt. Denn ſeht, der römiſche Bürger ſitzt nur wie eine Hautkrankheit an mir; inwendig ſeh ich aus, wie der Euren Einer.

(Er wirft ſeinen Reiſehabit ab, und ſteht im Sclaven-Anzuge da.)

Myron.

Wahrhaftig, er hat unſer Kleid.

Oyges.

Und unſer Herz!

Cöparius

(den Mantel wieder umnehmend.)

So bin ich bald Bürger, bald Sclave, je nachdem der Ort und der Satz der Bewegung es räthlich macht. Ich trete alſo vor, und donnere Euren Herrn an: Hier

iſt mein Dolch und dort die Landſtraße — wählt! Eine Stunde iſt Euch gegönnt, Weib und Kind mitzunehmen, denn die Republik der Sclaven iſt gütig und großmüthig. Bis Mittag muß Capua geräumt ſein.

Gyges.

Triumph!

Myron.

Es wird deutlicher.

Cäparius.

Meint Ihr denn, wir ſind Pflugſtiere, oder Maulesel, und es geht ſo fort, wie Ihr's eingeſpannt habt? Bürſtet Euch ſelber den Rücken, wenn ihr im Bade dunſtet, und ſchabt Euch die Nägel. Wir haben aufgehört, Leute zu ſein, die ſich geißeln laſſen, wenn der gnädigen Frau eine einzige Locke ſchief ſitzt.

Gyges.

Die man in den Stock legt, wenn ſie dem Lieblingshund auf die Pfote treten.

Myron.

Ja wohl, die in die Halsgabel müſſen, wenn ſie den Namen eines Gaſtfreundes falſch ausſprechen.

Harpalus.

Allerdings, die gepeitſcht werden, wenn's um eine Prieſe Salz gefehlt iſt im Gebäck.

Cöparius.

Kurz, wir haben aufgehört, Eure Nachtlampen zu ſein, die Ihr mit ranziger Koſt am Leben friſtet, Euch zum Zwecke, nicht uns. Trinket Bruderſchaft mit den Packknechten; bewerbet Euch um die Gunſt derer, die Kleien verſchütten; öffnet Eure Augen für die Schätze der Straßenrinnen; — Ihr werdet unſre Hausthiere ſein. Toga weg! Schürze vor! Der Herr iſt Sclav', und der Sclave Herr; — die ewigen Saturnalien haben angefangen.

Gyges.

Die ewigen Saturnalien!

Cöparius.

Alſo red' ich zu Euren Herrn. Da ſammelt ſich der Markt von Sclaven, die nach Einkäufen aus ſind; — ſeht, ſie kommen ſchon jetzt heran; — der Schwarm umdränget uns, gaffet, horcht. In demſelben Augenblicke ſtoß' ich dieſe Statue von ihrem Piedeſtal, ſpring' hinauf und verleſe die Proclamation des großen Catilina zu Rom: Nieder mit der Knechtſchaft! Freiheit den Sclaven! Freiheit den Provinzen! Freiheit der ganzen Welt!

Gyges und Myron umarmen ſich.

Freiheit, Bruder, Freiheit!

Amyntas.

Komm, Harpalus, es wird gefährlich am Platze.

Harpalus.

Zuhören läßt ſich immer.

Cäparius.

Du, o glorreiche Sonne, ruf' ich, haſt Capua's lebenswertheſten Tag geſehen. Auf, Genoſſen, die Freiheit iſt kein Gut, das hinter Berge und Meere die Götter gelegt haben, das wie die Schätze ferner Länder mit Noth und Gefahr der Kaufmann hinter der Scylla und Charybdis und hinter den Säulen des Hercules aufſucht. So wie Ihr die Hand darnach ausſtreckt, habt Ihr ſie. Denn die Freiheit iſt wie ein Baum voll reifer Früchte. Hier und da wird Einer frei gelaſſen, hier und da peinigt ſich Einer jahrelang ſein Löſegeld zuſammen: das ſind die Früchte, die einzeln abfallen, wenn Ihr's dem Ungefähr überlaßt; die Mehrzahl indeß bleibt hängen und verfault. Kommt aber die Hand, die den Baum ſchüttelt, dann ſtrömt mit Einemmale der goldene Segen herab. Wohlan! ich bin die Hand, ich ſchüttle Capua, fallet mir zu, eſſet die Früchte der Freiheit, und laſſet die kahlen Zweige der Herrſchaft!

Harpalus.

Midas, Midas, der Mann hat Witz!

Amyntas.

Wahre dein Ohr; komm.

Harpalus.

Noch ein wenig.

Cöparius.

So will ich reden, und ſagt, es müßte mit dem Fluch einer theſſaliſchen Hexe zugehen, wenn ich für's Erſte nicht eine Schaar zuſammenbrächte, womit ich die Fechterſchulen ſprenge, und den römiſchen Präfekten verhafte. Das gethan, iſt's Rad im Gang, weiter läuft's von ſelbſt. Was meint Ihr, wäret Ihr Männer dazu?

Vultur.

Ich bin ein cimbriſcher Fürſt und wurde gefangen bei Aquä Sextiä. Mich frage nicht; ſtell' mich für Hundert an einen Platz.

Cöparius.

Das thu' ich; und für Hundert ſoll dein Lohn ſein. Aber mich dünkt, noch mehr deiner germaniſchen Landsleute wären hier am Platze.

Vultur.

In der Stadt nicht. Man hat ſie auf's Land geſchickt, die gefürchteten Männer, und mit dem Fußeiſen hinter den Pflug geſtellt. Sind unſer Fünfhundert in der Umgegend. Mich hat die Frau meines Herrn für den Stadtdienſt ausgebeten — die Hexe!

Cäparius.

Catilina, der Dictator, ernennt dich durch meine Vollmacht zu ſeinem Feldhauptmann, und ſtellt dich über die Fünfhundert. Nimm dieſe Inſignien und dieſes Geld zur Ausrüſtung. Geh' hinaus auf's Land und befreie die Männer nach Umſtänden mit Gewalt oder Liſt. — Wer folgt dem Beiſpiele dieſes Helden?

Gyges und Myron.

Wir ſind dabei.

Cäparius.

Ihr Andern, was iſt's mit Euch? Fünfzig Seſterzien Handgeld!

Harpalus.

Wie geſchieht mir denn? Wird's Ehren hier oder Prügel ſetzen?

Midas.

Seht, wer kommt da?

Cäparius.

Ein Pädagog mit ſeinen Bangen.

Amyntas.

Achtung vor dem! 's iſt Kleon, der gelehrte Sclave des Flaminius.

Midas.

Ein Athener, den wollen wir fragen.

Harpalus.

Ja, das wollen wir. Bringſt du den auf deine Seite, dann folgen wir Alle. Mach dich an ihn.

Cöparius für ſich.

Ihr Götter, ſeid keine Eſel, und helft mir; ſo eine verholzte Schulmeiſterſeele bringt weder Thau noch Sonne zum Blühen.

Kleon mit zwei Knaben tritt auf.

Cöparius.

Heda, Kleon, komm her zu mir. Sage mir, was lehren dich deine Jungen?

Kleon.

Das iſt eine verkehrte Frage.

Cöparius.

Es iſt eine Frage, wie ein Fliegenwedel, du Narr; ſie klappt auf beiden Seiten. — Und ich frage dich noch einmal: was lehren dich deine Jungen?

Kleon.

Du biſt ein Menſch, dem es an Verſtande gebricht.

(will vorübergehn.)

Cöparius.

Ich bin ein römiſcher Bürger, Burſche.

(Kleon mit den Knaben bleibt ſtehen.)

So ein römiſcher Bürger iſt eine einzige Erfindung! — Alſo Antwort, Sclav!

Kleon.

Verzeihe, Herr, ich vermag nichts deſto weniger den Sinn deiner Frageſtellung nicht zu errathen.

Cöparius.

Du Strohwiſch der Gelehrſamkeit; biſt ſo lange betteln gegangen bei der Logik, und kennſt ihre Pfennige nicht auf der Rückſeite. Du magſt mir auch das Hirn in den Ferſen tragen, du blinde Nachteule, du lampenölrüchiger Compendienbrüter. Was dich deine Jungens lehren? Ich will dir's ſagen, Sclav! Sie lehren dich, mit Einem Ohr an fünf Thüren horchen und mit Einem Aug' in zehn Schüſſeln gucken. Sie lehren dich, die faulen Aepfel deines Tiſch-Deputats für etwas überreif erklären, und die unzeitigen Oliven für etwas friſch ausgeben. Sie lehren dich die Griechen ſchimpfen, wenn ſie mit römiſchen Kindern ſpielen, und die Römer hintanſetzen, wenn ſie in griechiſche Moden vernarrt ſind. Sie lehren dich ihre Fortſchritte im Geſichterſchneiden der gnädigen Frau als mimiſche Ausbildung preiſen, und ihre Fertigkeit im Thierquälen dem geſtrengen Herrn als männliche Gemüthsſtärke rühmen. Sie lehren dich, daß

Karthago am Po liegt, und daß der Helleſpont ein Vorgebirg von Spanien iſt. Kurz, ſie lehren dich ſchmarotzen, kriechen, katzbuckeln, den Mantel nach dem Winde hängen, und die Niederträchtigkeit als ein ſyſtematiſches Gewerbe betreiben. Sie laſſen dich nach dem Gnadenbrod deiner alten Tage Narrenſprünge machen, wie einen abgerichteten Pudel, und das einzige Wort: wir verkaufen dich, wenn wir groß ſind, — beunruhigt dich mehr, als ein Bett voll Wanzen. Eh' du ſie halb erzogen haſt, haben ſie dich ſchon ganz verzogen, und deinen aufrechten Leib zum krummen Schneckenhaus einer ſpeichelleckeriſchen Seele traveſtirt.

Alcon.

Du ſchilderſt mit der Figura Hyperbole einen Zuſtand, in dem wohl mancher meiner Collegen ſich befinden mag. Indeß gibt es noch beſſre Mittel ſich die Achtung ſeiner Gebieter zu ſichern.

Cöparius.

Dreſchflegel und Ochſenziemer! Meinſt deine Bildung, du alexandriniſche Quantitätenelle, du ariſtarchiſcher Rauchfangkehrer, du polybiſteriſcher Variantenriecher. Ich aber ſage dir, der Gewaltherr verehrt nur die Gewalt. Unter freien Leuten folgt der Bildung die Ehre: unter unfreien iſt ſie wie ein Strohmann; das dümmſte Spatzengehirn kommt endlich hinter ſeine Ohnmacht, da er nie dreinſchlägt mit lebendigen Gliedern.

Kleon.

Du ſcheinſt einer wilden Theorie der Dynamik zu huldigen.

Cöparius.

Göttlicher Priapus, wilde Theorie der Dynamik! Ich rede dieſem entmannten Hammel von Abſchüttlung des Sclavenjochs, und er blökt von wilder Theorie der Dynamik. Ei! ei! es war eine wilde Theorie der Dynamik, du pergamentfreſſende Mottenſeele, als deine glorreichen Vorfahren bei Marathon und Salamis die Perſer zuſammendroſchen; es war eine wilde Theorie der Dynamik, du bimsſteingeglättetes Silbenfutteral, als die Römer den Pyrrhus und Hannibal ſchlugen, dieſes Raubgeſindels einzig gerechte Kriege, womit es den eigenen Grund und Boden vertheidigte. Wenn ein Volk mit dem andern um ſeine Freiheit ringt, das iſt der Denkmäler und Lobgedichte werth; wenn aber eine Claſſe gegen die andere ihre Berechtigung erſtrebt, das iſt eine wilde Theorie der Dynamik, du Holzwurm der Bibliotheken, du Staarmatz der Muſeen, du Grashüpfer der Academien, du Zaunkönig der Gymnaſien.

Kleon.

Stark iſt im Schimpfe deine Demagogie, o Herr; wenn du mich aber überzeugen willſt, ſo gib mir Ideen.

Cöparius.

Ideen! Ich glaube, du begehrſt von dieſer Sonne

die Idee des Lichts, und ſcheint dir doch geradeswegs — Haſt du darum dein Ohr an die alexandriniſchen Schulmeiſter verpachtet, daß du dein eigenes Herz im Leibe nicht mehr ſchlagen hörſt? Was Anacephaleoſis iſt, weißt du noch im Delirium; was Onomatopoie heißt, darum haſt du dir ſechs Paar Schuhſohlen abgelaufen, aber Recht und Freiheit kannſt du dir nicht definiren. Geh' doch auf's Feld hinaus und frage den Fuchs, wer für ihn arbeitet, und den Biber, wer ſein Sclave iſt? Sie werden dir Ideen geben.

Kleon.

Ich bitte dich, nichts vom Naturrecht, Herr; zu gemein iſt dieſe Logik. Eben ſo gut könnt' ich auch Gras eſſen, und in Höhlen wohnen.

Cöparius.

Ich ſehe, der Speck deines Wohlbefindens, du gelehrtes Maſtſchwein, liegt zu dick um deine Rippen; man kann wie eine Feldmaus lang in dich hineinnagen, und kommt doch an's Leben nicht. Hätt' ich doch nie gedacht, daß der Alaun des herben Römerthums das feine Ohr eines Griechen ſo zu Elephanten-Leder gerben könnte.

Kleon.

Ja, es iſt eine große hiſtoriſche Reflexion, zu betrachten, wie der Grieche wohler im Römerſtaate wohnt

als in der eigenen Heimath. Mein Vaterland iſt untergegangen in Parteiung und Spaltung; dieſes Rom aber ſteht da wie ein kyklopiſcher Mauernbau; mit höchſter Ehrfurcht erfüllt der Anblick ſeiner bewunderungswürdigen Staatseinheit jedes denkende Weſen.

Cäparius.

Jeden gedankenloſen Papagei, ſag'. Was die Griechen zuſammenhielt, das war der freie Antrieb der Tugend, — die Vaterlandsliebe, die Begeiſterung für die Größe und Schönheit des helleniſchen Daſeins. Dieſe Einheit konnte freilich zerfallen wie ein jugendlicher Leib: denn die Vollkommenheit hat nur Einen Moment. Aber Roms Staatszweck iſt die allgemeine Weltausplünderung. Selbſtſucht und Eigennutz kittet ſeine Bürger zuſammen: dieſes Harz bindet allerdings feſter und quillt reicher aus der menſchlichen Seele, als jeder edlere Ausfluß.

Aleon.

Beim Hercules, das iſt eine Idee!

Cäparius.

Siehe, wie jedes Volk in ſeinen Sagen ſich ſelbſt ſpiegelt. Aus der Bruſt der zottigen Wölfin ſchreibt Rom ſeinen Lebensquell her. Und wahrlich, Wolfsblut fließt in den Adern dieſer Räuber, mit Wolfsgeſchmack johlen ſie röchelnden Beſtien und blutenden Fechtern mehr Beifall zu, als den Göttergeſtalten des Sophokles. —

Ihr aber habt eine Sage, wie der herrliche Jugendgott Bacchos bis an Indiens Gränzen die Welt mit Freude, Weisheit und Glück erfüllt. Was ist er anders, als Euer königlicher Alexander, der im Triumphzug griechische Freiheit und griechischen Lebensgenuß über Asiens barbarische Wüsten goß?

Aleon.

Wie Ganymed trägt's mich empor!

Cäparius.

Der Römer erobert für den Wucher: darum hält er seine Beute fest; der Grieche wirbt für die Kultur: darum entläßt er sie. So hat dein Volk von Massilia bis Cyrene und Antiochien mit hunderten von Republiken die Welt besä't. Die freie Mutterstadt zeugte freie Töchter, und diese schickten freie Enkelinen aus. Wie aber der Römer! Fremde Völker schleppt er als Sclaven nach Haus, seine eigenen Kolonien sind seine Knechte, von Soldaten bevölkert, regiert sie das Commando. Engherziger Selbstsinn ist die römische Einheit; Eure Spaltung war die Freiheit, und der Ueberfluß Eurer reichen Natur: die jonische, dorische und korinthische Säule, die attische Schreibart und der homerische Vers.

Aleon.

Bei welchem Auctor hast du das gelesen?!

Cöparius.

Ich trage meinen eignen Schädel auf meinem Halswirbel.

Aleon.

Auf die Knie vor ihm! Er iſt ein Gott! er iſt Hermes!

Cöparius.

Ich bin ein Feldoberſter Catilina's und führ' Euch zur Freiheit. Auf, zu den Fechterſchulen!

Sclaven.

Sclaven heraus! Freiheit! Freiheit!

(Sie heben Cöparius auf ihren Schultern empor.)

Aleon zu den Knaben.

Fort, Baſtarde! — Ich bin das Geſchöpf deines Hauches!

Sclaven.

Freiheit! Freiheit!

(Der Vorhang fällt.)

Ende des vierten Aufzuges.

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

Im Lager Catilina's.

Zwei Soldaten, wie in der Verfolgung eines Menſchen begriffen.

Erſter Soldat.

Hier!

Zweiter Soldat.

Dort hinaus!

Erſter Soldat.

Nein, hier! paß auf.

Zweiter Soldat.

Wahrhaftig,

Er hat das Thor erreicht.

Erſter Soldat.

He, Wache, ſchnell
Den Wurfſpieß nachgeworfen!

Zweiter Soldat.

Sieh, der Gauner
Setzt über'n Wall.

Erſter Soldat.

Die Palliſade ſpießt ihn!

Zweiter Soldat.

Er bricht den Hals im Graben!

Erſter Soldat.

Schurken hilft
Die Hölle ſelbſt — das Feld hat er gewonnen.

Zweiter Soldat.

Schnell deinen Köcher! glaub', ich ſpieß' ihn noch,
Zweihundert Schritte ſind's.

Erſter Soldat.

Er läuft für zehne!

Catilina und Mantius treten auf.

Catilina.

Was gibt's da?

Erſter Soldat.

Gaunerſtreiche, Feldherr! — ſchieß!
Ich möcht' ihn zappeln ſehen; — ein Bandit,
Als Marketenderin verkleidet, ſchlich
In's Lager ſich; er machte ſich zu ſchaffen
Im Zelte jener Jungfrau, die ſo ſtreng
Uns dein Gebot bewachen heißt, — und kurz
Sie rauben wollt' er; ſchon gelang es ihm —

Catilina.

Aus meinem Lager ſie entführen? — ha! —
Iſt er getroffen?

Zweiter Soldat.

Leider heil entkam er.
Aus jenem Dickicht warfen zwei Soldaten,
Eh' ich mein Ziel nahm, einen Schild ihm zu —

Catilina.

Soldaten des Antonius — dort drüben —
Ich weiß genug; geht, wachet ſtets ſo gut.
(Die zwei Soldaten ab.)

Manlius.

Was ſinnſt du, Feldherr?

Catilina.

Bube! Dieb! Verräther!

Manlius.

Des Zornes Bläſſe deckt dein Angeſicht —
Du bebſt in Wuth —

Catilina.

Beſchreibe mich mir ſelbſt!
Weißt du, was jener Raubverſuch bedeutet?
Du ſchweigſt, — du blickſt zur Erde, — ſpielen wir?
Warum verhehlen, was wir Beide denken?
Zum Schurken iſt Antonius geworden!

Manlius.

Die Unſern halten deſto treuer Wort,
Die Städte rüſten und das Land ſteht auf,
Die Marſer ſind im Anmarſch, die Peligner —

Catilina.

Und er befeſtigt und beſetzt die Straße,
Die uns den Zuzug bringen ſoll, die einzig
Die Ader zwiſchen uns iſt und dem Lande!
Was haben wir auf dieſem Ritt geſehn?
Der Plan der Stellung und der Truppen Zahl,
Die Auswahl und der Kern der Legionen —
Es deutet Alles, daß er ernſtlich droht,
Mit Macht und Nachdruck ſteht er feindlich da.

Manlius.

Wir haben ſeine Tochter.

Catilina.

Ja, beim Zeus!
Der Zaum regiert uns die gemeine Seele.
Gelang der Raub, — er preßte Gold uns ab
In hellen Bergen, oder stürzte treulos
Die Massen seiner Schlacht auf unser Häuflein —
Und triumphirend zog er ein in Rom,
Weil er — mit Glück gestohlen; — pfui! 's ist römisch!

(Man hört ein Trompetensignal hinter der Scene.)

Ein Herold tritt auf, begleitet von zwei Offizieren Catilina's.

Catilina.

Ein Herold des Antonius! — Was bringst du?

Herold.

Den Göttern Preis und allen Guten Heil!
Antonius, der Consul und der Feldherr,
Entbietet Catilina zum Gespräch.
Es möge dir gefallen, um die Zeit
Der dritten Tageswache dich zu stellen
Vor deines Lagers rechtem Nebenthor,
Auf jenes Feld, das Acrons Bach durchschneidet.
Zweihundert Mann erlesenes Geleite,
Und ihres Standes ab von dem Gespräch
Fünfhundert Schritte gleichgemeßner Ferne,
Schlägt dir der Consul vor; und diesen Brief
Dir zu behändigen heißt mich der Consul,
Bescheid erbittend so auf Wort als Schrift.

Catilina entſiegelt und lieſt den Brief.

Ha, kommſt du anders? gut; es führt zur Klarheit! —
Dem Manne, der dich ſendet, meinen Gruß:
Gemäß in allen Punkten iſt mein Wunſch
Dem ſeinigen: geſchehn ſoll, was beſtimmt.

(Der Herold ab. Trompetenſignal hinter der Scene wie oben.)

Was dieſer Brief enthält, — erräthſt du's wohl?
Zur Stelle bringen mög' ich ſeine Tochter
Cornelia.

Manlius.

Will er die Geiſel löſen?
Und welchen Preiſes?

Catilina.

Das geſchriebne Wort
Iſt ſtumm darüber; — doch bedarf es mehr?
Wir ſehen, ihm verlangt es nach dem Kinde,
Und ſchlimm und gut verräth er ſeinen Wunſch.
Wir werden uns des Vortheils wohl bedienen.

Manlius.

O ſtarkes Seil, woran ſein Herz wir gängeln!

Catilina.

Daß uns von Rom ſo lange Botſchaft fehlt!
Sie ſteuerte die Richtung des Geſpräches.

Manlius.

Vielleicht iſt er belehrt, und hat das Schlimmſte
Aus Rom gehört; er lud dich weislich dann,
Das Heil in ſchneller Unterhandlung ſuchend.

Catilina.

Das iſt ein Schluß, nicht ohne Schein des Wahren.
Was für ein Lärm?

(Man hört hinter der Scene ein Geräuſch, wie vom Tritte vieler Menſchen, Gepäck-Hinwerfen und dergl., dazwiſchen den)

Ruf.

Willkommen, hoch! willkommen!

Calpurnius auftretend.

Dictator, eine feindliche Cohorte
Führt dir Autronius bewaffnet zu;
Aus deiner Hand das Zeichen zu empfangen,
Iſt ſeine Bitte; — doch da kommt er ſelbſt.

(Autronius tritt auf, das Feldzeichen einer Cohorte in der Hand, das er vor Catilina neigt. — Calpurnius ab.)

Catilina.

Autronius, du kommſt vom Feinde?

Autronius.

Dinge
Von Wichtigkeit ſind's, die ich bringe, Feldherr.

Catilina.

Wie fandeſt du dich zu Antonius?

Antonius.

Als Cicero in Rom den Bund geſprengt,
Fand ich die Muſe nicht mehr, wie ich wollte,
Das Landvolk meiner väterlichen Güter
Für dich zu rüſten. Deine Flotte trieb
Zu raſch in's Meer der Thaten das Verhängniß, —
Mein unbemanntes Schifflein blieb zurück.
Da nahm ich Dienſte des Antonius,
Entſchloſſen dir aus ſeinem eignen Lager
Mein Contingent zu ſtellen, pflichtgetreu.
Ich bring' es; — öffne nicht zu einem Wort
Des Dankes deinen Mund! — auch Sorge bring' ich;
Mein Dienſt erbleicht davor; lies dieſen Brief.
Seit Tagen trachtet' ich dem Blatte nach,
Ich wußte drum, doch wollt' ich's auch beſitzen.

Catilina.

„Cicero Seinem Antonius. — Zürnen könnte ich den unſterblichen Göttern, daß ſie den Ehrenkranz, den die Rettung der Republik mir erworben, zum Schluſſe des Werkes auseinanderlöſen, und die Hälfte auf deinen Scheitel, mein Amtsgenoſſe, legen. Aber gib Acht, ein ſchlauer Feind ſteht dir gegenüber, der entſchloſſen iſt, mit jeder Art des Sieges über dich zu triumphiren. Vermag er's mit dem Eiſen nicht, wird er's mit dem

Golde verſuchen. Und hat das Vaterland dieſen Fall vorgeſehen? Was hat es gethan, den Preis des Laſters mit einem größeren Lohne der Tugend zu überbieten? Laß mir den Stolz, mein Antonius, den Mangel des Gemeinweſens aus eignen Mitteln zu erſetzen. Ich biete dir einen Tauſch der Provinzen an, deren Verwaltung uns kürzlich das Loos zugetheilt. Nimm du mein reiches und üppiges Macedonien, und beſiege den Catilina, ich beſiege die Liebe zum Vortheil und nehme dein armes Gallien. Staune nicht über die Größe dieſes Opfers. Der Ruhm erſetzt mir's, daß in ſeinen Schluchten und Schlupfwinkeln der ruchloſe Catilina eben ſo meiner Seelengröße erliegen wird, als er in Rom der Stärke meiner Zunge wich. Leb wohl."

Zum erſtenmal behandelt er mich würdig.

Antronius.

Kein Wort von ſeiner Tochter! Scheint es doch
Dem feinen Spürhund iſt der Pakt entgangen.

Manlius.

O ſüßes Kind! O Schatz von einer Tochter!
Der Todespfeil — er bricht an dieſem Schilde.

Catilina.

Und keine Nachricht von dem Stand in Rom!

Manlius.

Noch ſcheint der Wolke Flammenſchooß verſchloſſen;
Doch trefflich, mein' ich, ſtehn wir in der Stadt,
Wenn man geſegnete Provinzen ſchenkt
Für unſern Hinfall in Hetrurien.

Autronius.

Das dünkt die Wahrheit mir, und klug verſchwieg,
Stehn wir im Vortheil, Cicero die Kunde.
Wohl kennt er ſeinen Mann, den Knecht des Glücks,
Den Buhlen jeder ſiegenden Partei.

Catilina.

Daß wir das Pfand gerettet vor dem Räuber,
Nichts acht' ich höher jetzt; 's iſt unſchätzbar!
Abſchüſſig-ſteil zum tiefen Abgrund ſchwenkt
Mit Einemmal dies Blatt den Stand der Dinge.
Iſt Edles von Gemeinem zu verderben:
Heut ſchwebt zu Häupten uns die ſchlimmſte Friſt,
Da ſchwach das Edle, das Gemeine ſtark.
Doch knirſchend ſäumen muß das Vaterherz,
Und Wachsthum ſchon bringt uns ein nächſter Morgen. —
Komm, Manlius; dich und Calpurnius —
Als Zeugen des Geſpräches bitt' ich Euch.
Rom ladet Fäſulä; — Heil der Entſcheidung!

(Alle ab.)

Zweite Scene.

Ein freier Platz vor dem Lager.

Serranus, Labienus und Tertilla (in Männerkleidern) treten auf.

Serranus.

Das Lager, Freunde! Muth! Das Lager! Seht
Dort reckt es Zahn für Zahn die Palliſaden
Hervor wie ein gefeſtigtes Gebiß,
Als wollt' es Felſen kauen. Luſt, Ihr Freunde,
Mein altes Auge hat's zuerſt entdeckt!

Tertilla.

Das iſt noch weit!

Serranus.

So laß uns ruhn.

Tertilla.

O nein!
Streckt' ich die Glieder jetzt zur Ruhe hin,
Mir iſt, als könnt' ich ſie nie wieder ſammeln.

Labienus.

Das Uebermenſchliche haſt du vollbracht,
Bewundernd ſei's geprieſen. Auf, Serranus,
Die Schalen fülle. — Gieß Falerner-Oel

In die erloſchne Glut und laß ſie flackern
Zum letztenmal. Dir bring' ich's, braver Knabe!

Serranus.

Was Knabe! Knabe! fort die Maske jetzt!
Wir ſind am Ziel und ſagen, was wir wiſſen.

Tertilla.

Was hör' ich?

Fabiennus.

Schwätzer! — Laß den lauten Mund
Dich nicht erſchrecken, theure Frau; die Freude
Löſt ihm die Zunge, die er lang bewacht.

Tertilla.

Ihr wußtet —

Fabiennus.

Schon in Rom, als Cäſar dich
In unſern Schutz befahl; doch bargen wir
Wohlmeinend unſre Kenntniß, dich zu ehren,
Die zarte Freiheit des Gefühls zu ſchonen.

Tertilla.

Habt Dank, Ihr Treuen! — Kommt. Auch ſtehend fühl' ich,
Wie Schlaf und Ruh den Müden ſchmeichelnd lockt.
Und bliebe die Verſuchung Euch ſo fremd?

Terranus.

Der Schuft von einem Wirth, der lungernde
Spion, der uns zu ſolcher Flucht getrieben!
Die Pferde fort — die Teppiche — der Vorrath,
Mit Häſchern uns verſperrt die offne Straße —
Wär' nicht ſo lieblich noch das ſpäte Jahr,
's ging ſchlimmer ab, als nur mit müden Gliedern.

(Alle ab. — Pauſe.)

Dritte Scene.

Catilina, Manlius, Calpurnius treten auf; etwas ſpäter Antonius.

Catilina.

Wir ſind zuerſt am Platze?

Manlius.

Hannibal
Hat auch den Zauderer ſich gegenüber.

Calpurnius.

Mit ſeiner Politik ſcheint unſer Freund
Noch nicht im Reinen.

Manlius.

Rein wird ſie auch nimmer.

Catilina.

Was ſeh' ich! Kommen Damen uns zu ſprechen?
Zieht wider mich ein Hoſpital in's Feld?

(Antonius wird in einer Sänfte auf die Bühne getragen. — Die Sänftenträger entfernen ſich.)

Antonius.

Du bringſt zwei Männer, Catilina, mit.
Das iſt nicht abgeredet; — laß ſie gehn.

Catilina.

Vertraute ſind's, du brauchſt ſie nicht zu ſcheuen.

Antonius.

Ich ſcheue nicht und wünſche nicht Vertraute.
Entferne ſie; es iſt nicht abgeredet.

Catilina.

Dann kommt, Ihr Freunde!

Antonius.

Bleib; wer ſind die Männer?

Catilina.

Calpurnius und Manlius; du kennſt ſie.
Den Einen haſt du ja beſtechen wollen
Zu deiner Conſulswahl; drum ſag' ich dir,
Vertraute ſind es und Vertrauteſte.

Antonius.

Nicht werth iſt langen Worts der kurze Zweck.
Die Weile peinigt mich. Du ſiehſt, wie's ſteht.
Mein Podagra, das böslich-unheilbare,
Hat den Commandoſtab mir abgenommen.
Ein Invalide bin ich, ein Privatmann,
In meinem eignen Lager. Den Befehl
Der Legionen übernahm Petrejus.
Ich bin ein Kranker, ſelber dem Befehl
Des Arztes beimgeſtellt.

Catilina.

Sei meines Antheils
Verſichert.

Antonius.

Alſo liegt die Sache: klar
In ihrem Daſein, klar in ihren Folgen.
Was dir Antonius gelobt, der Feldherr,
Erloſchen iſt's mit ſeinem Feldherrnamte;
Ich trage kein Commando mehr, ſo kann ich
Auch des Commandos Pflichten nicht mehr tragen.
Zerriſſen unſern Pfandbrief hat die Gicht;
Drum ſchrieb ich dir, des Pfandes Rückerſtattung
Mir zu bereiten. Iſt das Kind zur Stelle?

Catilina.

Gewiß. Bedeckt von meinem Schutzgeleite
Steht dort ihr Zelt; den Giebel kannſt du ſchauen.

Antonius.

So laß die Tochter dankend mich empfangen.

Catilina.

Ha! ha!

Antonius.

Du lacheſt? warum lacheſt du?
Entfernt von dem, was billig, ſich mein Wunſch?
Willſt du verlangen, daß ich Töchter gebe
Als Bürgſchaft für die Thaten des Petrejus?

Catilina.

Ein kluger Kaufmann bietet, ich begreif' es,
So knapp als möglich bei des Handels Anfang.
Die Klugheit auf die Spitze ſteigerſt du
Und bieteſt — Nichts. Das iſt der erſte Grad.
Nun geh zum zweiten.

Antonius.

Recht und Billigkeit
Hat keinen Grad. Ich kenne keine Grade.
Verweigerſt du die klare Forderung,
So hab' ich Macht, — das heißt Petrejus —

Catilina.

Nicht
Um Drohungen bin ich gekommen. Biete!

Antonius.

Es iſt nicht gut, der Macht das Recht verweigern.
Es iſt nicht gut. Die Schwäche ſoll nicht lachen.
Beſinne dich, du biſt in meiner Hand.

Catilina.

Antonius, wie ich von Rom auch denke —
Um eine hohe Waare feilſchen wir!
In deiner Bude wird die Republik
Verſteigert. Große Kaufherrn ſind wir, wohl
Die größten, ſo der Erdkreis je geſehn!
Nicht ziemen hier des Markts gemeine Künſte.
Ich bitte dich, verändre deinen Ton!

Antonius.

Ich ändre nicht, ich wiederhole. Du
Biſt ſchwach, und ich — das heißt Petrejus — ſtark.
Nicht drohen bloß, verhängen über dich
Kann ich den Untergang und die Vernichtung!
Gib mir die Tochter, und ich biete dir
Das Leben, — eine Form, die raſtlos-ſtrebend,
Der Tapfre ſich mit ew'gem Inhalt füllt.
Du brauchſt die Waffen nur zu ſtrecken, nur,
Dem Schein genügend, dich der Gnade Roms
Im günſtigen Parteilicht zu empfehlen:
Und für des heutigen Moments Bedrängniß
Gewonnen iſt dir alles Heil und Hoffen,
Das in der Zukunft liegt.

Catilina.

Du biſt noch immer
Nicht in der Bahn. Auf! Friſcher! Biete, biete,
Antonius, wenn dir die Tochter lieb.

Antonius.

Lieb iſt die Tochter, lieber mir und theurer
Das Vaterland, dem neu mein Herz ſich weihte.
Ich biete dir, was mein Gewiſſen tadelt.

Catilina.

Ei, laß es tadeln! Dein Gewiſſen iſt
Gewöhnt an eine Herrſchaft über ſich,
Die mehr deſpotiſch, als republikaniſch.

Antonius.

Ich kann nicht weiter gehen.

Catilina.

Was, nicht weiter
Als Waffen ſtrecken und um Gnade betteln,
Eh' ich das Schwert verſucht? Iſt das ein Vorſchlag
Für Catilina? iſt's ein Vorſchlag für
Den Mann, dem deines Kindes Blut verſchrieben?

Antonius.

Du biſt zu hitzig! Sieh dir's logiſch an.
Zwei Dinge ſind's, die du da geltend machſt:

Die Waffenehre Catilina's und —
Mein Kind. Was iſt die Waffenehre gegen
Den Vortheil? Nichts! Was iſt mein Mägdlein gegen
Das Vaterland? Ein gleiches Nichts. Die Summe
Greift ſich mit Händen! Nichts zu nichts addirt
Das iſt das Etwas deiner Fantaſie,
Worauf dein Trotz mit kühner Hoffnung pocht.

Catilina.

Erbaulich demonſtrirt! Iſt das dein Letztes —
So kommt, Ihr Freunde. Aller Tugenden
Verdächtigſte war ſtets mir die Geduld.
Auch ſei es fern von uns, den Feldherrn Roms
Der Ehre würdigen Begriff zu lehren;
Doch, wie er ſagt, das Nichts der Vaterliebe,
Das wollen wir ein wenig prüfen; — kommt.

Antonius.

Verweile! Zügeln laß mich deine Raſchheit.
Wie den gebotnen Vortheil du verkennſt,
Leichtſinnig überſiehſt, — ich muß mich wundern!
Laß deinen Anhang auseinandergehen;
Was folgt daraus? Im Stillen hältſt du dir
Den Kern bis auf den letzten Mann zuſammen;
's iſt eine Form, — nichts weiter. Liefre mir
Die Waffen ab, — 's iſt auch nur eine Form.
Ich nehme Senſen, Stangen, Hirtenſtöcke;
Das Beſte bringſt du lachend in den Kellern

Von Fäſulä bei Seite. Und fürwahr
Nicht roſten darf dir das geheime Gut.
Wie lange währt's, daß unſer Conſulat
Zu Ende geht, und fremde Namen folgen?
Dann mache, was du willſt, was kümmert's mich?
Die Götter ſchützen die gerechte Sache.

Catilina.

Du kannſt die Völker nicht wie Bogen ſpannen.
Zuſagen ſind Gemeingut; dein Gebieter
Wird die Erwartung, die du ſelbſt erweckt;
Ich bin das Eigenthum der Zeit, nicht ſie
Das meinige. — Hinweg mit dieſem Ausweg!
Anſtatt Vernichtung drohſt du mir Verflachung.

Antonius.

Deß ungeachtet bleibt das Gute gut,
Und weiſer Prüfung werth ſei dir die Wahl.

Catilina.

Wollt Ihr's verſchieben?

Manlius.

Pfui!

Calpurnius.

Um keine Stunde
Auf dies Gebot.

Catilina.

So komm, wenn dir's gefällt,
Zu Ende.

Antonius.

Längst bin ich zu Ende. Fruchtlos,
Ich seh' es wohl, such' ich ein Maß, dem Rechte
Und deinem Ehrgeiz gleich genehm. — Ich muß
In Eurer Hand die Tochter leben lassen.

Manlius.

Beim Zeus! Es kann ihr Schlimmeres begegnen!

Antonius.

Was sagt der Rabe? Schlimmeres? Was meinst du?

Manlius.

Ich meine nicht; ich handle. Siehe zu!

Antonius.

Dem wilden Ubu sein Gebeul zu legen,
Stell' ich die zugewog'ne Summe dir
Zurück; ein Gleiches thu' mit meiner Tochter.
So lösen wir, was unvereinbar bleibt.

Manlius.

Nicht so! nicht so! ich will dich anders fassen,
Du saurer, widerwärt'ger Bösewicht!
Von Gold ist hier die Rede nicht; wir sind

Nach Gold nicht ausgegangen. Seht die Katze!
Den Skorpion! den giftigen Betrüger!
Mit ſeinen Fängen hält der Roch uns feſt,
Mit ihrem Netz umſchnüret uns die Spinne,
Thut Alles wider den Vertrag, und denkt,
Wenn wir uns erſt umſtellt ſehn und gefangen,
Dann mäkeln wir um Geld. Nicht ſo, du Molch!
Die Summe nicht, wir wollen den Vertrag.
Willſt du die Summe, Catilina? Wohl,
Du haſt ſie! Die Gemeinde Fäſulä
Erlegt zur Stunde mir den vollen Preis;
Dann löſ' ich dir, ich ſelbſt, die Tochter ab:
Und ewig ſei verſchworen und verflucht,
Mein graues Haar den Mächten des Verderbens,
Wenn ich dir nicht das Mädchen niederſchlachte,
Als wie der Hirt ein peſterkranktes Thier,
Du räud'ger Schuft! du gallichter Verräther!

Antonius.

Nichts hab' ich mit dem Wüthrich zu ſchaffen,
Und nimmer ſchreckt fürwahr mich ſeine Drohung.
Bloß Neugier reizet mich, den Preis zu hören,
Den Unerſättlichkeit ſich ausbedingt.
Vernehmen laß mich deine Forderung.

Catilina.

Soll ich das Echo deines eigenen
Verſprechens ſein, im Wortlaut den Vertrag

Dir wiederholen, den du eingegangen,
Im Hause der Sempronia mit mir —
So kennst vorweg du meine Forderung;
Und weder neu, noch unersättlich ist,
Was ich schon längst bezahlt mit goldnem Preise.
Doch willig sei das Strenge dir erlassen.
Was sorgend ich im Qualm der Stadt bedacht —
Der frische Hauch der Berge spielt es weg,
Zur Nachsicht stimmt das Frohgefühl der Kraft,
Und leicht bin nehm' ich meines Schuldners Pflichten.
Gib frei die Straße, die nach Westen führt,
Schreit' vor dem achten Tage nicht zur Schlacht,
Und nachgesehn sei dir der ganze Pakt.
Mein Recht empfang' ich im verjüngten Maße,
Du sollst des reinen Preises dich erfreu'n.
Die Tochter, die du wünschest, nimm zurück.

Antonius.

Zehn Töchter laß' ich! und verstopfe wie
Ulysses solcher Forderung mein Ohr.

Manlius.

Wie war das, du Tarantel? Wiederhol' es!
Sag's noch einmal! Zehn Töchter! Nicht wahr zehne?
Du Feldmaus! du Kaninchen! So lebendig
Geht's her in deinem Bau? Zehn Töchter! — Ha,
Versucht's mit Einer! Auf! es giebt ja zehne!

Hinweg mir! — laß mich, Catilina! — laßt!
Zehn Töchter — alter Cerberus!

(er macht ſich los und ſtürmt fort)

Antonius.

Wohlan!
Dem Vaterland thu' ich Gewalt, wie er
Dem Kinde. — Scheidend biet' ich dir noch Dieſes:
Behalte deine Leute, deine Waffen.
Zieh ab nach Gallien — und gib die Tochter.

Catilina.

Narr, der du biſt! — ſchweig', eh du Narrheit ſchwatzeſt!
Nach Gallien liegt mir die Straße frei
Zu jeder Stunde. Weislich vor den Päſſen
Wählt' ich die Stellung mir, und ſie ſind *mein*!
Wohl wußte das der Dieb, der mir das Pfand
Zu ſtehlen dachte, daß ich's führen kann,
Wie mir's beliebt, den letzten meiner Wege.

Antonius.

So thu's! Ich aber blaſe, — ſtürme flugs
Dein Lager, — keine Stunde gönn' ich dir!
Und nichts Lebend'ges wird, noch eh' der Tag
Sich neigt, ich ſchwör's! gefunden an der Stätte,
Wo Catilina's Mörderbrut geniſtet!

Catilina.

Dein Kind auch lebt an dieſer Stätte; merk!

Antonius.

Kann ich's nicht ändern — ſei's! Dem Vaterlande,
Ein zweiter Agamemnon, weih' ich ſie!

Catilina

(reißt Cicero's Brief aus ſeinem Buſen.)

Dem Vaterlande? Thier! dem Vaterlande?
Iſt das dein Vaterland, du Ungeheuer?
Iſt Macedonien dein Vaterland?
Du Blutverkäufer, du entmenſchter Henker?
Gebühren, Sporteln, Zinſen und Gefälle
Nennſt du dein Vaterland, du Zollhausratte?
Sein Ohr verſtopft er wie Ulyſſes mir,
Wie Agamemnon mordet er ſein Kind; —
O große Vorwelt, deine Tugend iſt
Ein Leichnam; dies Gewürm lebt auf darin,
Und deines Stammes rühmt ſich das Geniester! —
Was haſt du mit Ulyſſes, du Cyklop,
Was ſoll dir Agamemnon, du Therſites!
Du Mißgeſchöpf, du Zerrbild eines Menſchen!

Antonius.

Wenn meinen Grund du kanntest, fällt mir auf,
Von deiner Seite Müh' und Eifer. Kinder
Schenkt die Natur, und nichts iſt ihr gemeiner.

Doch Länder ſchenkt ſie nicht; das Glück iſt ſelten.
Iſt logiſch nicht mein Thun? Was wundert's dich,
Daß ich das Selt'ne vorzieh' dem Gemeinen?

(in die Scene blickend.)

Da kommt der Wehrwolf. Sclaven, tragt mich fort.

Catilina.

Es iſt ihm Ernſt. Calpurnius, mir ſchwindelt!

Calpurnius.

Wir lernen, ſcheint es, einen Markſtein kennen,
An den zum erſtenmal die Menſchheit vordringt.
Nicht Sclaven bloß wirft man den Fiſchen vor, —
Nein, Rom verdaut auch Töchter!

(Während dieſer Scene ſind die Sänftenträger erſchienen.)

Manlius

(ſtürzt in die Scene, Cornelia nachſchleifend, auf die er den Dolch zückt.)

Luſtig, Alter!
's ſtirbt nur der zehnte Theil von deinen Töchtern;
Schau her da!

Antonius.

(indem er fortgetragen wird.)

Schicke mir den Schmuck zurück.

Manlius.

(läßt ſeinen Arm ſinken, indem er Antonius erſtarrt nachblickt.)

Sprich, Catilina, — fremd bin ich in Rom, —

Iſt's wirklich ſeine Tochter, die er uns
Als Pfand gegeben?

Calpurnius.

Die Meduſe hat ihn
Verſteinert; Eis geworden iſt ſein Auge!

Manlius.

Ein ſchönes Land das Macedonien!
Möcht's einmal ſeh'n!

Calpurnius,

O ſtille! — Catilina,
Kehre zurück zur Menſchheit! ſprich zu uns.

Catilina.

Was will ich mehr, als ſolch ein Zeugniß, wie
Gerecht mein Krieg mit Rom. — Heil dir, mein Kind,
Daß du mit dieſem Vater haſt geendet! —
Nun, Manlius, ſtell' unſer kleines Heer
Marſchfertig auf — nach Gallien! — Es wird
Die Geiſtesfrucht nicht rein gepflückt auf Erden!
Ich reiße blutend aus der Seele mir
Den göttlichen Entwurf, — auf Jahresfriſt
Vertagen ihn die Mächte des Gemeinen.

(Catilina mit Manlius und Calpurnius im Abgehen begriffen.)

Manlius.

O, daß die Marſer lämen!

Calpurnius zurückblickend.

Täuſcht mein Auge?
Es dunkelt an den Wäldern ſchon; doch ſeht,
Wer ſchreitet da ſo haſtig aus dem Dickicht,
Ein edles Bild, trotz der entſtellten Hülle!

Manlius.

Der dornzerpflückte Wandersmann iſt —

Calpurnius.

Nullus!

Catilina.

Er kommt von Rom! bleib', Manlius, vielleicht
Iſt uns der Marſch nach Gallien erlaſſen!

Vierte Scene.

Nullus tritt auf.

Nullus.

Ihr ſeid es ſelbſt! Wie ſteht's in Fäſulä?

Calpurnius.

Wie ſteht's in Rom?

Rullus.

Ich ſuche Rom bei Euch;
Rom iſt verloren.

Catilina.

Rullus!

Calpurnius und Manlius.

Rom verloren!

Catilina.

Geh, Manlius. — 's iſt Harmonie im Unglück!

(Manlius mit Cornelia ab.)

Iſt's möglich? Kann noch ſiegen die Partei,
Die nicht mehr leben kann?!

Rullus.

Der Tod der Staaten:
Iſt reicher, Freund, an Mitteln, als ihr Leben.
Denn Maß und Anſtand herrſcht bei den Geſunden,
Blind wüthen darf der Krampf des Sterbenden.

Catilina.

Berichte.

Rullus.

Mich entmannt die eigne Botſchaft! —
Du hatteſt Rom mit Manlius verlaſſen,

Ich ſchmiedete den Blitzſtrahl in der Stadt.
Wohl vorbereitet war die Volksverſammlung,
Die wider Cicero und den Senat
Ich aufbot zur vernichtenden Entſcheidung.
Getreulich halfen die Tribunen alle,
Tiefwirkend in den einzelnen Bezirken;
Mein war die letzte, große Nacht! die Führer
Berief ich ein der Stadt- und Landgemeinden,
Und Haupt für Haupt der Männer mich bemeiſternd,
Sah ich geſichert unſre Stimmenmehrheit.
So brach der Tag an. Schwerer Pläne voll,
Saß unſer Kreis noch, — da erſchien ein Bote:
Die Allobroger ſind gefangen!

Catilina.

Ha!

Nullus.

Mit Flaccus und Pomtinus, den Prätoren,
Im Hinterhalt lag Cicero und haſchte,
Geſetz und Schwert mißbrauchend, an der Brücke
Des Milvius die friedlich Reiſenden:
So ſprudelt haſtig der erblaßte Mund
Des Boten. Die Verſammlung ſtarrt und ſchweigt.
Es war ein Augenblick, der Stimmen umſtimmt,
Und gräßlich in die Herrſchaft ſetzt die Furcht!
Da ſprang ich munter unter ſie, und rief:
Triumph, Ihr Freunde, unſer iſt der Tag,
Der Conſul brach die römiſche Verfaſſung!

Calpurnius.

Recht ſo, Tribun!

Nullus.

Ein Dämon iſt das Schrecken,
Von Menſchen unbezwingbar! Feig ſchied Mancher,
Der kühn gekommen; wie die Scham auch log,
Ich ſah's mit Augen, daß ihr Herz ſich wandte.
Doch hörſt du, Catilina?

Calpurnius.

Fahre fort.

Nullus.

Nicht der Gewaltſtreich, — dieſe Wirkung ſchlug
Im Augenblick mich ſelber mit Entſetzen.
Wie handeln jetzt? — Nur kurz bedacht' ich's: vorwärts!
Die Schlacht begonnen! — Flugs erhob ich mich,
Jenſeits dem Tiber die Bezirke ſucht' ich,
Wo ſie daheim, die Schöpfer der Geſchichte,
Die niebezahlten Gläubiger der Menſchheit,
Die Armen! — Freund, in welchen Schwingungen
Kreiſt hier das Leben! Weiber holten Waffen,
Und Mädchen ſtritten ſich mit Knaben drum —
Hoch Catilina! hoch die Freiheit! ſcholl's
Und flugs begehrten ſie die Schlacht. Die Häupter
Des Bundes den Begeiſterten zu ſchicken,
Planvolle Lenker ihrer wilden Kraft,
Flog ich zurück in's Herz der Stadt, begleitet
Von allen guten Genien der Hoffnung. —

Wie fand ich Rom! So trittſt du in ein Haus
Zur Zeit des Lenzes oft: die Sonne lacht,
Die Lüfte buhlen und der Vogel ſingt;
Du kehrſt zurück: da packt dich rauh der Sturm,
Von Laſten Schnee's erdrückt iſt das Gefilde,
Das Jahr, den Himmel und die Zone hat
Plötzlich verwandelt Einer Stunde Friſt! —
O rüſte dich! Bewaffne deine Seele
Mit Götterkraft; denn Uebermenſchliches
Muß ich dir bieten! Herz und Zunge ſtarrt;
Erleben läßt ſich's handelnd; doch wer mag
Es thatlos ſagen, wer es müßig hören?

Calpurnius.

Wir kommen, Freund, von einem Henkermahle,
Das ſchauderhafter, als Thyeſt und Atreus
Ein Vater ihm bereitet hat; — erzähle!
Du ſprichſt von Menſchen, du erſchreckſt ihn nicht.

Rullus.

Wohlan, mein Mund iſt wie ein Grab voll Leichen,
Ich ſchütte Tod für Tod in Euer Ohr. —
Du ſtolzer Lentulus, dem nicht gegönnt,
Den eignen Ruhm zu paaren mit der Ahnen
Ererbter Größe, ſei denn hier der Erſte!
Cethegus, du, des Lebens Pracht und Freude,
Du wildes Roß, du Herz voll Löwenblut,
Raſch war dein Gang und führte raſch an's Ende!

Gabinius, und du, Statilius,
Ihr treuen Freunde, die mit Fleiß gethan,
Was Großes eine große Zeit Euch hieß, —
Ihr tretet würdig nach; — ſie Alle ſind,
Die ich genannt, zu dieſer Stunde — Schatten!

Calpurnius.

Gefallen ſind ſie Alle, Rullus, ſprich!

Rullus.

Gefallen unter Henkershand! Gelockt
Hat Cicero, wie in des Cacus Höhle,
Die freien Männer in ſein Haus; das Beil
Empfing ſie lauernd, die Juſtiz im Winkel!

Calpurnius.

Das Volk nur richtet über Tod und Leben!

Rullus.

„Der Staat iſt in Gefahr!“ — die Formel machte
Dem Cicero Geſetz und Volk entbehrlich. —
Doch — Jener — ſieh, ſein Haupt hat er verhüllt —
Es ſei genug.

Calpurnius.

Es ſei? es iſt es nicht?
Noch mehr des Blutes? Welche Thränenſchuld,
O Rullus, forderſt du da ein! — Vollende.

Nullus.

In Wahrheit Thränen! Denn das Schrecken ſtarrt,
Wenn Säulen ſtürzen, ſo die Welt getragen;
Doch weint die Liebe, wenn das Holde ſtirbt,
Das nur die Welt geſchmückt, das nichts vertreten,
Als ſeinen eignen Zauber. — Fulvius,
Der ſchöne Jüngling, der die Anmuth wob
In unſern Ernſt, zu dem das Auge gerne,
Wie vom Zenith zum Purpurrand des Morgens
Ausruhend wiederkehrte, — weint um ihn!
Mit einem Jugendkreiſe gleicher Freunde
Die Straße ſchlug er ein zu Catilina.
Ihn fahen und enthaupten läßt der Vater,
Dem Staat' zu Dank, der ſchon Jugurtha's Spott, —
Der frühen Römertugend ſpäter Affe! —
Doch um den Preis der ew'gen Thränen wirbt
Ein Schatten — ach, ein edelſter vor allen,
Denn raſtlos wüthete der Mord! Ein Jüngling
Entbot die Männer in den Senſenſchmieden;
Das Staatsgefängniß brechen und befreien
Des Bundes Häupter wollte der Beherzte
Mit einem kühnen Handſtreich. Er erlag.
Verrath obſiegte, Meuchler ſchleppten ihn
Vor's Blutgericht, — doch heilig war ſein Blut;
Ach, nicht ſein Leben! aller Todesloose
Grauſamſtes über ihn warf die Juſtiz.
Dem Hunger überliefert ward ſein Leib,
Lebendig beigeſetzt in nächt'ger Gruft

Mit einem Brot, mit einem Trankgefäße
Und einer Sterbelampe; — denn der Held —
An Kleid und Muth ein Jüngling — war ein Weib —
War Prieſterin der Veſta — war — Tertilla.

Manlius kommt zurück.

Es iſt geſchehn, Dictator; marſchbereit
Nach Gallien ſtehn die Truppen —

Catilina.

Manlius,
Aendre die Linie, mach Front nach Rom!

(Tiefes Schweigen der Ueberraſchung und des Entſetzens.)

Calpurnius.

Nach Rom! Weh uns! Ja, wir verſtehn das Wort.
Blut wirbt um Blut! — Doch, Catilina, wenn
Ein Strahl von oben durch die Finſterniß
Dein überhäuftes Haupt noch findet, wenn
Sich menſchlich ein Gedanke noch erzeugt,
Geſetzen folgend der Natur und Ordnung
In deiner Bruſt: ſo ſei ein Mann, und herrſche
Durch Denken, nicht durch Fühlen unterliege!
Die lange Blutſpur führen kannſt du uns
Von Fäſulä nach Rom; doch Rom erreicht,
Iſt nicht erobert; — aufgeſaugt. vom Quell
Bis an die Mündung wie ein lybiſch' Bächlein,
Verſiegt in Tropfen unſer großes Werk.

Nullus.

Nach Rom gelangt Ihr nicht; Italien
Geht hoch von Wogen wider Catilina.
Wetteifernd rüſtet Ritter und Senator
Aus eignen Mitteln ſtreifende Geſchwader, —
Und wenn Antonius uns heil entläßt:
Der kleine Landkrieg iſt's, der uns verdirbt.

Calpurnius.

Antonius läßt uns mit nichten ziehn.
Ein ſchwarzer Fluch ſteht zwiſchen uns und ihm.
Bis auf die letzte Spitze ſeiner Schwerter
Durchbrechen müſſen wir ſein Waffenlager,
Und opfern hier ſchon blind ein Unternehmen,
Das Gallien vielleicht noch retten kann.

Manlius.

Ich ſpreche nicht, doch die Geſchichte rede!
Verhängnißvoll gemahnt der Augenblick
An einen Namen, der dir ähnlich iſt.
Im blut'gen Spiegel ſeh' ich Spartacus —

Calpurnius und Nullus.

Ha, Spartacus! Er hat dein Loos genannt.

Manlius.

Auf dieſem Boden ſtand der große Held,
Italiens unſterblicher Befreier.

Nach hundert Siegen fiel das falſche Glück
Von ſeinen Fahnen ab, doch dieſe Päſſe
Sie waren ſein, und auf der letzten Stufe
Des Schickſals triumphirend, durft' er noch
Nach Gallien die freie Straße wählen.
Da ging ihm Rath und Klarheit unter in
Verfinſterten Entſchlüſſen, wie vom Neide
Der Nemeſis getrieben wandt' er plötzlich
Zurück nach Rom den unheilvollen Schritt
Und Tod und Sclaverei —

Catilina.

Hab' ich den Kriegsrath
Berufen? Find' ich Meuterei im Lager?
Der Bund iſt über mir und ſein Gericht,
Doch hier gehorchet; der Dictator herrſcht!
(raſch ab.)

Bullus.

Wie find' ich Catilina! Freunde, ſprecht!

Calpurnius.

Du fragſt und biſt die Antwort ſelbſt. Geſchickt
Haſt du zugleich ſechs Henker ſeiner Seele;
Und wahrlich ſchon zerrüttet fandeſt du
Die Harmonie des Menſchlichen in ihm,
Eh' das Verhängniß deinen Mund geöffnet.

Manlius.

Wie! kam's mit uns bis zum Schaffot in Rom?

Nullus.

Was hat ſich mit Antonius begeben?

Calpurnius.

Zurück in's Lager laßt uns gehn. Ihr füget
Im Austauſch wohl des Unglücks ganzes Bild
Aus den getheilten Hälften Euch zuſammen.

Manlius.

Was wir verkehren — leider frommt es nicht!
Ihm nach vor Allem! dort iſt unſer Platz.
Ihm nach mit jeder aufmerkſamen Sorge!
Wie er dahinſtürmt! wie ſein Feuer tobt!
Der Freunde Dienſt begleite dieſen Schritt.
Und ob auch Fluch und Scheltwort uns verfolge,
Nichts ſind wir werth, wenn nicht in ſolcher Stunde!

Calpurnius.

Nicht alſo, Manlius! Des Starken Rath
Iſt beſſer als der Freund, die Einſamkeit.
Die Spannung ſprengen wir, die ſelbſt ſich löſt,
Das Feuer fachen wir, das ſelbſt erliſcht.
Schon brach die Nacht an; fordern wird der Feind
Uns nimmer, wir noch minder ihn. So laßt

Ihn ruhn! Kann der Natur beredte Schwäche
Abschmeicheln ihm den menschlichen Tribut,
Kann ihn mit allen Qualen, allen Sorgen
Der weiche Schlaf in seine Wellen tauchen,
Das Fieber kühlend des empörten Blutes:
So ist geschehn, was Freundschaft nicht vermag.
Ein neues Leben bringt der neue Morgen,
Denn jeder Tag gebiert den Menschen. — Kommt!

(Alle ab.)

Fünfte Scene.

Im Lager Catilina's. Vor dem Feldherrnzelte. Nacht.

Serranus, Labienus und Tertilla (in Männerkleidern) treten auf.

Tertilla.

Ist das sein Zelt? So einsam steht das Haus
Des Mannes, der der Schmuck ist aller Zeiten?

Serranus.

Leer ist das Lager, ausgerückt das Heer,
Im Freien wacht es unter seinen Fahnen,
Zur Schlacht bereit, zum Marsche mindestens.

Tertilla.

Zur Schlacht? wer ſchlägt in tiefer Nacht? Zum Marſche?
Wo ſchafft der Troß? wer rührt an dem Geräthe?
Ihr ſagt nicht, was Ihr denkt. Mir banget ſehr!
O ſprecht, was iſt das Urtheil eines Mannes
Von unſrer Lage?

Serranus.

Theure Frau! —

Tertilla.

Wenn Schlacht
Und Marſch bevorſteht, durftet Ihr den Feldherrn
Im Lager ſuchen? hier im leeren Lager?
O blicket Euch nicht ſo bedenklich an!
Was ſaget Ihr?

Fabienus.

Wir haben dich mit Recht
Hierhergeführt; denn ſieh, ich merke Licht
In ſeinem Zelte — Schritte hör' ich, — Worte —
Er ſcheint im Selbſtgeſpräche.

Tertilla.

Er iſt hier?
Und keine Wache vor dem Zelte? Wehe!
So unbedient von Menſchen find' ich ihn?
Kommt laßt uns wachen! Keine Wache! Kommt!

Fabiennus.

Wir führen dich hinein.

Tertilla.

O nein, das laßt!
Nicht wagen dürfen wir's. Hier iſt nicht Rom!
Hört Ihr ſein Reden? Mächtig baut der Geiſt
An ſeinem Werk'; ich ſeh die ſchwere Wage
Des Weltgeſchicks in ſeiner Hand, ich ſeh
Den ſcharfen Blick am Zünglein prüfend haften —
Gewichte legt er ab und zu — o kommt!
Was wäre hier Tertilla? laßt uns wachen!

Serranus.

Tribun?

Fabiennus.

Beruhigt ſie's!

Tertilla.

Ich merke wohl,
Wie müd' Ihr ſeid. So ſtrecken wir uns hier
Zur Erde hin. — Nur nicht geſchlafen, Freunde!
(ſie lagern ſich.)
Kein einz'ger Mann zur Wache! Heißt die Noth
So dringend ſparen? Sind wir ſo gering?
Ihr ſchlummert wohl ſchon?!

Fabienus.

Wachen — ſind nur — Zierden.
Die Sicherheit liegt ja — im Ganzen.

Tertilla.

Wenn
Antonius ihm einen Mörder ſandte, —
Und gerne führt das tapfre Rom den Dolch, —
Wie fand er ihn! Iſt's möglich? Schlafet Ihr? —
Ihr ſeid mir Rieſen! Kaum berühren ſie
Den Erdengrund — iſt ihre Kraft dahin. —
Zwei Augen, Catilina, hüten noch —
Das Kleinod — und die Ehre — dieſer Welt; —
Zu deinen Füßen — dienend — liegt ein Herz —
(ſie entſchläft.)

Sechſte Scene.

Catilina allein.

Catilina tritt aus dem Zelte.

Wer ruft hier Spartacus? Fluch dieſer Leiche!
Verdammenswerther Schatten, der nicht abläßt,

Mein Auge wie ein falſcher Schein zu trüben!
Zum Schulgebrauch die Lehren der Geſchichte!
Ich lebe heut, und ich bin die Geſchichte!
Es ſteht mir an, daß mich Geſpenſter meiſtern! —
Ja, die Lebend'gen geben ab und zu,
Die Todten bleiben, wie die ew'gen Sterne;
Das iſt die Rangordnung, die Catilina,
Zum Unterfeldherrn macht des Spartacus!
Vergebens trotz' ich herrſchend den Genoſſen,
Umſonſt hüll' ich in Einſamkeit mein Haupt —
In meinen innern Kriegsrath drängt er ſich,
Der todte Held und ruft: geh nicht nach Rom! —
Was ſpricht für Rom? Ein Anfall, eine Wallung,
Ein Krampf der Leidenſchaft! — der Leidenſchaft?
Was iſt Vernunft? und was iſt Leidenſchaft?
Nichts oder Alles! Narr, der Namen kaut!
Sie ſind ja Eins! Des Feigen Leidenſchaft
Iſt Vorſicht, Wagniß die Vernunft des Helden! —

(Er erblickt die Schlafenden vor ſeinem Zelte.)

Soldaten? Nein, Ankömmlinge von Rom;
Noch Trümmer aus dem großen Schiffbruch, — geht
Dem neuen nicht entgegen! — Jeder Tag
Wird ſolche Splitter mir an's Ufer treiben,
Und zimmern ließe ſich ein neuer Bau —
In Gallien! — Iſt Rom auch hin, iſt auch
Hetrurien verloren, rüſtig ſtehn
Noch die Provinzen, und die Glieder folgen
Auf welchem Boden ſie das Haupt regiere.

Denn ob ich gleich verſtümmelt, leb' ich doch,
Und die Lebend'gen ſchaaren ſich um's Leben.
Aug', Hand und Fuß verliert der Feldherr oft,
Der lange noch die Fahne ſiegreich führt;
Der Tod nur iſt's, der alle Farben löſcht,
Und höchſtens müß'ge Fechterſpiele hält
An meinem Grabe die Partei, wenn thöricht
Ein Häuflein nachgelaſſner Raufer kämpft,
Das große Werk im eiteln Schauſpiel endend! —
Nach Gallien! Das nie beſiegte Land
Voll Krieger und voll Erz verſpricht Geneſung
Dem kranken Anfang, und bald führt die Zeit
Hinauf, hinab die Sterne meines Schickſals.
Die Conſuln wechſeln, — Galliens Provinz
Hat Cicero zur eignen Schlinge ſich
Bewußtlos eingetauſcht, und günſtig ſtellt
Den eitlen Redner, den verderblichen,
Vor meines Schwertes Spitze das Verhängniß;
Rom athmet wieder, — Freunde ſammeln ſich, —
Kann Cäſar ewig ſäumen? Neu erſteht
Mein Bau auf dieſer Säule, und der klug
Sich jetzt geſpart, — rechtzeitig wird er handeln. —

Doch wie, ihr Lebensgeiſter, hab' ich euch
In Wahrheit jetzt nach Gallien beordert?
Zieht's euch dahin? iſt Durſt und Trieb dabei,
So wie ich rede? Nein, ach nein! Da ſtockt
Und zweifelt Alles, was entbrennen müßte,

Zur raſchen Handlung; bleiern haſt' ich hier,
Und der Vernunftſchluß harret ſeiner Seele! —

O Glückliche, von denen das Geſchick
Nur Thaten heiſcht und nicht Entſchlüſſe! Sorglos
Bei ſeiner Fahne harret der Soldat,
Wohin ich ihn befehle, froh bereit.
Ich aber trage koſtbar in der Hand
Die Menge dieſes Blutes; meinem Geiſte
Zum Werkzeug geben Tauſende von Leibern
Sich willig hin, und fragen nicht um's Werk.
Doch all der Menſchen kommende Geſchlechter,
Die unter euch, ihr ew'gen Sterne, wandeln,
Sie fordern Rechenſchaft von dieſer Nacht,
Und ewig lebt der Richter und ſein Urtheil! —

(er ſteht vor den Schlafenden.)

Der Feind ruht; iſt es Liſt — ha, welch ein Bild!
Der Jüngling trägt die Züge von Tertilla! —
Sie iſt verhungert! Aufgerufen ward
Das Thier in ihren Eingeweiden; Speiſe
Schien ihr das Götterbild vielleicht des Menſchen,
Der, einſt geliebt, ihr letztes Stündchen theilte!
O Wolfsjuſtiz! Und ich, ein Hercules,
Der Lindwurm, Löw' und Eber will bekämpfen,
Ich ſtürz' auf dieſe römiſche Peſtie
Nicht flugs dahin? geb' ſein ihr aus dem Wege
Nach Gallien? wie Fluß und Gliederreißen,
In ihres Leibes Enden treib' ich mich

Herum? ſtoß' nicht auf's Herz? — Was Menſchheit! Menſchheit!
Biſt auch ein Römer, Catilina! nimmſt
Zu kleinem Thun von großen Worten voll
Den eitlen Mund — lernſt aus bei Cicero!
Das iſt ein Held für's Ganze, der zu matt
Im Einzelnen! Sich ſelbſt gehört die Menſchheit
Und zeugt ſich ewig die Erlöſer! Heut
Iſt mein Beruf, und dem gehör' ich an,
Was mein war, wie kein Leben auf der Erde!
Mein Pferd! Laß blaſen, Manlius! Mein Pferd!
Und werf' ich nur zehn Mann hinein nach Rom,
Ich will mich ſättigen!

(Tertilla mit ihren Gefährten erwacht.)

Fabiennus.

Was geht hier vor?

Tertilla.

Ha Catilina!

Siebente Scene.

Manlius. Die Vorigen.

Manlius.

(tritt mit Haſt auf.)

Frohe Botſchaft, Feldherr!
Die Marſer kommen!

Catilina.

Ha, Ein Tag für alle!

Manlius.

Sie drängen den Antonius im Rücken;
Doch der, ſcheint's, macht Bewegung gegen uns —

Catilina.

Das ſoll ihm ſchlimm bekommen!

Manlius.

In's Gefecht
Geriethen unſre Poſten ſchon, das Heer
Jauchzt auf nach Kampf, ein Geiſt durchblitzt die Glieder,
Der kaum zu halten iſt.

Catilina.

Wer hält ihn auch?
Hinaus! hinaus! die volle Schlacht entrollt!
O Lichtmeer des Entzückens! Laß ſie ſchlagen,
Was ſchlagen mag! Luſt unſern braven Marſern!
Wir brechen durch! und in des Feindes Mitte
Begegnet ſich die blutgeſchmückte Hand
Der Brüder! — Nun, mein Rom, zum großen Gaſtmal!
(ab mit Manlius.)

Certilla.

Sie geh'n zur Schlacht; — o flicht ihm einen Kranz,

Aufblühendes Geſproß des jungen Tages,
Aus deinen ſchönſten Roſen!

(Man hört Lärm und Trompetenſignale hinter der Scene.)

Serranus.

Schlief ich lange?
Wie kam die Windsbraut der Entſcheidungsſtunde
So ſchnell herangebrauſt! — Hört das Getümmel!

(Fabienus geht ungeduldig auf und ab.)

Tertilla.

Tribun, ich muß bei Euch, Ihr Männer, jetzt
Abbitte leiſten für mein bloßes Daſein.
Dich lockt der Kriegsdienſt, nicht der Frauendienſt.

Fabienus.

Wie, edle Frau? Ganz recht! Nicht ſo! Wie meinſt du?

(Servius tritt auf.)

Servius.

Wo iſt der Feldherr? Führet mich zum Feldherrn.

Fabienus.

Er commandirt die Schlacht.

Servius.

Empfehlt ihm Vorſicht.
Die ganze Streitmacht kehrt Antonius

Nur gegen ihn; er mög' in ſeinem Plane
Auf keine Theilung unſrer Kräfte rechnen.
Herüber komm' ich, Euer Freund, vom Feinde.
Geht, ſagt ihm das. Der Anſchlag drüben iſt
Ihn erſt zu ſchlagen, dann die Marſer. Geht.

(Antronius mit einer Schaar Gefangener tritt auf, und vernimmt die letzten Worte.)

Antronius.

Der Mann ſpricht wahr. — Wer ſeid Ihr, Leute? — Ha
Ich ſoll Euch kennen — Labienus, du?
Und du, Serranus? — o wie grüß' ich Euch,
Gerettete aus jener Mördergrube
Des Cicero!

Labienus.

Wie ſteht's da draußen? ſprich!

Antronius.

In Eins zuſammen fällt mein Augenſchein
Mit dem Berichte jenes Mannes; — ha,
Du biſt es, Servius? Du wollteſt ja
Dein Fähnlein auch zu Catilina führen.

Servius.

Ich ward bewacht; ſie hatten Argwohn.

Antonius.

(zu ſeinen Begleitern.)

Fort
Mit den Gefangenen! — Ich muß zurück;
Entbehrt wird jeder Arm. Lebt wohl, Ihr Freunde!

Tertilla.

Die Uebermacht erdrückt uns? ſprich, wie iſt's
Damit?

Antonius.

Wir fanden aufgerollt die ganze
Schlachtordnung des Antonius wider uns.
Im Rücken, ſcheint's, läßt er die Marſer ſtehn,
Entſchloſſen, uns zu ſchlagen, eh' ſie da ſind.
's wird eine Schlacht — kein Mann gedenkt desgleichen. —
Du könnteſt auch zum Schwerte greifen, Knabe.

(Antonius und Servius ab. —)

Tertilla.

Ich will's! bei Gott! Beſorgt mir Waffen — kommt.

Labienus.

Welch ein Begehren, edle Frau! Er rief
Die Ehre des Geſchlechtes auf, das nicht
Das deine. Unrecht iſt hier, doch bei ihm.

Tertilla.

Ihr kennt mich beſſer, ja, doch eben deshalb!

Serranus.

Hier iſt nicht Rom, erinn're nicht an Rom.
Allmächtig biſt du, wo Begeiſterung,
Ohnmächtig, wo Commando dich regiert.

Tertilla.

Hört den Tumult! Es bringt mich um die Sinne!
Hineingeſtürzt in die empörte Giſcht!
Weit beſſer, als hier leblos-nüchtern ſteh'n,
Zerriſſen Herz und Ohr vom müß'gen Schrecken.

(Manlius wird, mit verbundenem Kopfe, von Calpurnius und Andern in die Scene geführt.)

Manlius.

Ich kann noch fechten, ſag' ich, fort, Ihr Hunde!
Verräther! Memmen! die Ihr ſeid; mein Schwert!

Calpurnius.

's iſt Täuſchung deiner regen Lebensgeiſter.
Bald wird die Ohnmacht da ſein; ſchone dich.

Manlius.

Wo iſt Cornelia?

Calpurnius.

In ihrem Zelte.

Manlius.

Her mit der Dirne!

Calpurnius.

Schone dich, ich bitte.

Manlius.

Verflucht der Widerſpruch! Seid Ihr Soldaten?
Die Dirne her!

Calpurnius.

Was willſt du mit dem Mädchen?

Manlius.

Sie köpfen!

Calpurnius.

O welch blutiger Gedanke!

Manlius.

Sie köpfen!

Calpurnius.

Sei ein Menſch!

Manlius.

Sie köpfen!

Tertilla.

Führet

Mich weg! Ein Raſender! — Welch eine Schlacht!
Entflammt hat ſie den Graukopf zum Vulcan!

Manlius.

Du, ſteck' dein Schwert! Hier wird ſie jetzt enthauptet.
Ich will dem Alten ihren Kopf verehren,
Als Siegstrophäe; — macht Anſtalt! fort —

Calpurnius.

Halt ein!
Muß ich dir erſt ſprechen, Manlius?
Gewalt des Lebens übt nur der Dictator.
Sein iſt das Recht; gehorche.

Manlius.

Catilina?
Der muß ſchon todt ſein; halb verblutet war er,
Als er die zweite Linie vor den Feind —

Fabiennus.

Die erſte Linie ſchon geſprengt!

Tertilla.

Verblutet!

(Sie entreißt einem Soldaten das Schwert und eilt fort.)

Fabiennus.

Serranus, komm! Nicht hindern können wir's,
So wollen wir —

Serranus.

Der Tag wird Opfer koſten!

(Beide ab.)

Manlius.

Es kommt! Bringt mich in's Warme! Wohlbekannt
Sind mir die Schauer dieſes Fiebers. — Ha!
Die letzte Schlacht, ſie war mir auch die liebſte.

(Er wird in ein Zelt geführt.)

(M. V. Lecca tritt auf in Reiſekleidern.)

Calpurnius.

Was ſeh' ich, Lecca!

Lecca.

Gleich' ich wirklich noch
Mir ſelbſt? Mich wundert's. Eine Vogelſcheuche
Hat dieſe Flucht aus mir gemacht. Geächtet,
Und heiß verfolgt, durch Berg und Wald gejagt,
Durch Sumpf und Meer auf allen Vieren oft
Thierähnlich kriechend ſucht' ich meine Straße
Von Tod zu Tod durch ganz Italien.
Da bin ich nun, fand' Euch in heißer Schlacht
Und kaum gelang's, dem Lager beizukommen.

Calpurnius.

Du ſolltest ja nach Afrika hinüber,
An Sittius mit Briefen abgeſandt.

Lecca.

Des Mittelmeeres Häfen ſind beſetzt
Auf allen Punkten. Dreimal lief ich aus

In einem Fischerkahn, — umsonst! Die Wuth
Der Sicherheit hat sich der Republik
Wie eine Krebskrankheit bemeistert. Wächter
Auf Wächter pfropfet Cicero, es scheint,
Italien hat Arm und Auge nur
Für uns allein. — Und das ist meine Botschaft,
Die ich mit verzweifelnder Seele treu
Zu Euch heran durch alle Länder [illegible].
Aus ist's im Süden! Ketten und Schwert
Sie überflügelten mit Blitzesschwingen
Das Ei der keimenden Verschwörung. Neues
Entsetzliches Gerücht traf Haupt um Haupt
Im hoffnungsvollen Hause Catilina's,
Wie Niobe's hochblühendes Geschlecht
Der Mörder Gott im raschen Zorne fällte.
Die Hirtenvölker in Apulien
Erhoben stürmend Catilina's Fahne —
Metellus, der der cretische genannt ist,
Schwingt seine Geißel über sie. Die Bundes-
Genossen im picenischen Gebiet
Begannen treu die angelobte Rüstung —
Metellus Celer bricht aus Rom, zermalmt
Zu Staub des Werkes Bau im raschen Anmarsch.
Ceparius, ein Mann aus Terracina,
Blies uns das Feuer an in Capua.
Die Sclaven rufend und die Fechter — ihm
Entgegen zieht Pompejus Rufus, schlägt,
Zerstreut die Haufen, eh noch Kriegszucht waltet —

Manlius

(tritt aus dem Zelte hervor mit blutiger Scheere)

Erſticke! Hängt ihn auf den Strelch! Wir können
Am Galgen nur die Rabenbeſitzbaft brauchen.

Lecca.

Ihr Götter, Manlius!

Calpurnius

Beſonnen, Freund!
's iſt Marcus Porcius Lecca, der da ſpricht;
Und nicht verlauten ſoll die Poſt dem Heere.

Manlius

Auch dem Dictator nicht! Was Andre lähmt,
Das ſpornt ihn, — ſchon zu blutig kämpft er, — ſaut
Verwundet — o, mein Schädel! bringt mir Waſſer!

(Calpurnius führt Manlius in's Zelt zurück.)

Lecca

Der Lärm kommt näher — wie ſie wüthen! nein,
Ich bin nicht müde! Gebt mir Waffen, Knechte!
Dem Henker bin ich nur entronnen, nicht
Dem Tode will ich's ſein —

(Calpurnius kommt aus dem Zelte zurück.)

Der Unterfeldherr
Iſt ſchwer verwundet, ſcheint es —

Calpurnius.

Tödtlich!

Lecca.

Horch!

(Soldaten treten hastig auf.)

Erster Soldat.

Räumt diese Stelle!

Zweiter Soldat.

Platz dem Feldherrn!

Lecca.

Wie —

Erster Soldat.

Sie bringen seine Leiche — Platz!

Calpurnius.

Das Fatum
Begräbt im Chaos die verwaiste Welt!

Serranus mit mehreren Soldaten tritt auf.

Lecca.

Todt ist er? sprich!

Serranus.

Wen meinst du?

Lecca.

Catilina.

Serranus.

Wer hat ihn todt geſagt? Ich bitt' Euch, Freunde,
Seid Männer jetzt! Nur nichts verſtrubt! Er lebt.
Zur Seite da — ſie kommen.

Catilina wird in einer Sänfte liegend auf die Bühne getragen: die Anweſenden ſtellen eine gewiſſe Ordnung um ihn her.

Lecca.

Welch ein Anblick!

Serranus.

Das Zelt geöffnet!

Catilina.

Bleibt.

Calpurnius.

O Tag des Jammers!

Serranus.

Den Arzt ruft, daß er flüchtigen Verband
Erſetze kunſtgerecht.

Catilina.

Vergeuden darf ich
Den letzten Hauch nicht an's Unmögliche.

Spart Eure Kunſte. — Commandiren will ich. —
Die Lücken füllt — der dritten Linie!
Hinaus in's Feld — was Leben hat! — der Troß —
Die Marketender — auch die Aerzte — heilt
Mein Volk — nicht meinen Staub!

Umſtehende.

Es iſt vorbei —

Mit Beiden!

Catilina.

Servius!

Erſter Soldat.

Er ſpricht zu Todten!

Catilina.

Das hohle Viereck ändert in den Keil.
Noch ſtützen mag ſich die Vertheidigung —
Klug wechſelnd mit dem Angriff.

Serranus.

Leider, nein!

Calpurnius.

Hinaus! komm, Decca!

Serranus.

Bleibt; es iſt umſonſt.
Ich gab Befehl zum Rückzug.

Calpurnius.

Du, Serranus!

Wer commandirt?

Serranus.

Wer will!

Calpurnius.

Das iſt Verrath!

(Will fort, Labienus und Tertulla auftretend, kommen ihm in den Weg; Serranus winkt Letzteren fern zu bleiben.)

Calpurnius zu den Ankommenden.

Wie ſteht es draußen?

Labienus.

Lebt er noch?

Serranus.

Er athmet.

Catilina.

Nur einer Stunde vierter Theil genügt —
Die Wendungen des Feindes deuten's an, —
Dann ſind die Marſer da.

Labienus.

Das iſt die Wahrheit.

Catilina.

Die Hirten und die Schlechtbewaffneten —
In's erste Glied! Auf, sagt's dem Manlius!

Calpurnius.

Ach, Manlius! Er weiß nicht — oder spricht
In Fantasien —

Catilina.

Opfern müssen wir —
Das Landvolk — hält's nur die Minuten hin —
Mit seinen Leibern. — Schwerbewaffnet bildet
Zuletzt der Kern den Eberkopf, — dann sind
Die Marser da!

Labienus.

Das weiseste Commando!
Doch ach, mit seinem Fall — zu spät — 's ist aus!

Catilina

(zu einem Arzte, der sich mit ihm beschäftigt.)

Mit Puppen spielt, mit meinen Wunden nicht! —
Die sind zu tief für's Handwerk! —

Arzt (ihm eine Schale reichend.)

Labe dich!

Catilina.

Ist Siegesnachricht in dem Trankgefäße? —

Calpurnius.

Wir ſind geſchlagen — hoffnungslos und haltlos!

Serranus.

Des Tages Unglück riß verderblich ein,
Als Manlius am linken Flügel fiel.
Umzingelt auf dem rechten wurde Rullus —
Gefangen iſt er, oder todt; ich ſah's,
Wie er verzweifelnd mit den Reitern focht.

Labienus.

Ihm beizuſtehen ſchwenkte Catilina
Das Centrum und fiel wüthend aus, — da fuhr
Ein Schwert ihm in die linke Braun, die letzte
Der Wunden, die er trug, — die tödtliche!

Serranus.

Ich ſchaffte ſchnell den Anblick weg vom Heere —

Labienus.

Wir hielten noch den Kampf, — doch würgend ſchloß
Der Feind um unſer Häuflein ſeine Klammern —
Ein Wettergürtel, der den Horizont
Rings aufgerollt in Feuerbande ſchlägt,
Als wollt' er, einem Löwen gleich, den Erdball
Einſtricken in ein Jägernetz von Blitzen. —
Die Marſer waren's — ach, die Freunde ſelbſt,
Die uns verdarben! Sie zu überflügeln,

Sie zu erreichen, galt's den heißen Wettlauf,
Und Sieger blieb, wer den Vernichtungskampf
Am längsten aushielt — Sieger blieb die Ziffer!

Lecca.

Wie nun berathen wir das Ende, Freunde?

Labienus.

In's letzte Lager führt' ich sie zurück
Die letzten Trümmer des zerfleischten Heeres.
Wir lassen hinter Wall und Graben uns
Bestürmen von Antonius, — vielleicht
Entsetzen von den Marsern; doch gering
Schlag' ich die Hoffnung an. — sie fallen wohl
Wie wir, vereinzelt im ungleichen Kampfe.

Catilina.

Was ist das für ein schwarzer Fleck?

Calpurnius.

Es ist
Die Sonne, Catilina; sie geht auf.

Catilina.

Die Sonne das?! — Genug! so geht sie Keiner,
Der eine Spanne noch zu leben hat. —
O wüßt' ich —

(Viele der Umstehenden verhüllen ihre Häupter.)

Calpurnius.

Wehe, Catilina ſiegt,
Und Recht behält ein Cicero!

Catilina.

O wüßt' ich,
Wer den Gedanken pflegen wird, ich habe
Die Hülfe lieber brechen! — Hört!

Calpurnius.

Nu hören.

Catilina.

Ein Jüngling focht in meiner Nähe — lebt er? —
Er trug geliebte Züge — ſuchet ihn!

Calpurnius.

Wen meinſt du, Feldherr?

Catilina.

Fahre hin das Große!
Das Freundliche will ich noch einmal ſchauen!
O ſuchet mir den lieben Knaben!

Calpurnius.

Wen?

Catilina.

Die Züge trägt er von Tertilla

Tertilla.

Hier!

Ich bin es ſelbſt!

Catilina.

Tertilla? Du, Tertilla?

Tertilla.

O Sergius!

Catilina.

Sie haben dich begraben?

Tertilla.

Erlöſet hat mich Cäſar aus der Gruft.
Er bietet Freundſchaft uns mit That und Willen.

Catilina.

Ein heller Strahl fällt über meinen Schatten,
Auffangend Tod und Sterblichkeit! Triumph!
Ein Rächer kommt, ein Erbe folgt mir nach!
Knie, Cicero! Die Zucht erwarte, Rom!
Dein Meiſter lebt! — Es lebe Julius Cäſar!

(Der Verbana fällt.)

Ende des fünften Aufzugs.

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

Das Goldmärchen

(1853)

von

Ferdinand Kürnberger.

Pesth, Wien und Leipzig 1857.

C. A. Hartleben's Verlags-Expedition.

-Tw. 564

A. M. Geisler in Bremen

Bayerische
Staatsbibliothek
München

...ersität...
...bliothek
...chen

Vorwort.

Wer kennt jene alte orientalische Fabel nicht?

Ein Wanderer hatte sich in der Wüste verirrt und trieb sich tagelang ohne Nahrung umher. Kein Baum, kein Strauch bot in dem heißen Sandmeere Sättigung. Dem Wanderer drohte der Hungertod. Da fand er einen Sack auf dem dürren Wüstenboden, über den er mit freudigen Ahnungen herstürzte. Erbsen! rief er, indem er den Sack befühlte und sein Herz jauchzte ein brünstiges Dankeswort zu Allah empor; als er den Sack aber öffnete, taumelte er erschrocken zurück und stöhnte: Weh mir, es sind nur Perlen!

Diese Fabel, zwei- oder dreitausend Jahre älter als Bastiat, enthält das ganze Kompendium der National-Oekonomie. Zu der „Lehre von den Werthen" ist sie das sinnvollste Initial.

Unser Gold-Märchen verfolgt einen ähnlichen Gedanken.

Die Poesie betritt hier ein Feld, welches vorzugsweise für die Tenne der Prosa gilt. Weder Silber-Huse und Gold-Zäume ritterlicher Prachtrosse, noch fabelhafte Königskronen

und majeſtätswuchtige Königsſcepter, noch perlenflimmernde Schleier und Schleppe wunderbarer Prinzeſſinnen leuchten auf dieſem Felde; nichts iſt darauf zu holen, als die Wahrheit: daß der Anfang und das Ende aller Werthe das Brod iſt.

Dieſe Erinnerung ſchicken wir voraus, um vor einem nahliegenden Mißverſtändniſſe zu bewahren.

Das Goldmärchen macht alſo keinen Anſpruch im Gefolge jener Troſt- und Schlummerathmenden Märchen-Poeſie zu erſcheinen, welche bald nach den Stürmen der politiſchen Bewegungs-Jahre zum Heile der wunden Menſchheit in unſrer Literatur anbrach. Es erlöſt die gedankendurchfurchte Welt von den ſie bewegenden Ideen nicht, um in Sonnenſtäubchen, Inſektenherzen, Blumenſeelen und Staubfäden einen würdigen Ruhepunkt von der Anſtrengung des modernen Culturberufes zu bieten. Solche Zauberkraft maßt ſich das Goldmärchen nicht an. Flankirt von einer franzöſiſchen caisse mobilière und einer öſterreichiſchen Urbarial-Ablöſung erſcheint es in der deutſchen Mitte, als ein Kind ſeiner Zeit, und wählt zum Motiv ſeiner Arabesken ein Thema der Volkswiſſenſchaft. Dieſes Bekenntniß ſind wir dem Leſer und noch vielmehr der Leſerin ſchuldig, um Name und Sache unſerer Dichtung nicht dem Irrthume falſcher Erwartungen Preis zu geben.

Eben ſo wenig aber — wir glauben es verſichern zu dürfen — ſoll das Goldmärchen den Eindruck des Lehrgedichtes oder der Allegorie machen. Poeſie kann nie aufhören Selbſtzweck zu ſein. Wir haben von der Freiheit: in Geſtalten Begriffe zu verkörpern, keinen andern Gebrauch ge-

macht, als es in dem Weſen der romantiſchen Kunſt äſthetiſch begründet iſt, wenn nämlich Romantik darin beſteht, daß die Geſtalt nicht nur iſt, ſondern auch bedeutet. Bedeuten laſſen wir die Figuren des Goldmärchens, ihre Handlungen und Verhältniſſe allerdings; doch nicht auf Koſten ihrer äſthetiſchen Freiheit und Selbſtſtändigkeit, nicht wie es die Allegorie des Zopfſtyls thut, welche die Bedeutung über das Weſen ſetzt, und die Geſtalt als bloße Ziffer irgend eines lehrhaften Rechenexempels verwendet.

Was das Goldmärchen bedeutet, ſoll nirgend als Tendenz in die Dichtung hineintreten, ſondern als ein unfaßbares Fluidum, als Luft und Beleuchtung, als landſchaftliche Stimmung über dem Märchenboden freiſchwebend ſich ausbreiten.

Ueberhaupt möchten wir das Märchen den umgekehrten Traum nennen. Wie die Anſchauungen des Traumes in der Regel den Schein des Außerordentlichen und Tiefſinnigen haben, beim Erwachen aber in alltägliche, vielleicht ſelbſt abſurde Vorſtellungen ſich auflöſen: ſo ſoll entgegengeſetzt das Märchen nicht anders erſcheinen, als wie ein loſes willkürliches Spiel der Fantaſie, wie ein unbegränzter Tummelplatz der freieſten Laune und erſt im Hintergrunde der Seele die Ahnungen eines tieferen Sinns und eines bedeutſameren Zuſammenhangs mit der verſtändigen Wirklichkeit zulaſſen.

So weit möchten wir das Verhältniß dieſes Büchleins zu der Poeſie ausſprechen.

Eben daraus folgt das Verhältniß deſſelben zu dem Leſer.

Der Freund der romantiſchen Lektüre, das Erholungsliebende oder bedürftige Gemüth das in dem Garten der Poeſie die Blumen ſucht, mag eine Blume daraus finden. Ihm bietet das Goldmärchen ſeinen launenhaften Gaukelflug durch ein Reich von Träumen und was von Schlaglichtern in den Dämmer einer wechſelnden Bilderwelt durchbricht, und was von Gedanken und Echo's aus den dunklen Gewinden eines fantaſtiſchen Arabesken-Gewölbes widerhallt, iſt hoffentlich nirgends grell und laut genug, um den angenehmen Zuſtand eines leiſen Halbſchlummers unwillkommen zu ſtören.

Der Leſer von praktiſcher Geiſtesrichtung, der Mann des handelnden Lebens, der unter dem Laubwerke dichteriſchen Spieles auch Früchte zu finden liebt, ſoll unſer Märchen nach dieſer Sinnesart genießen können. Ihm mag es das Wohlgefallen bieten, daß er die Figuren des märchenhaften Blätterſchmucks als Chiffern leicht erkennbarer Wahrheiten zu enträthſeln, und das romantiſche Fabelland, das ſeine Heimath wenig iſt, als das Feld eines Adam Smith, Say, Riccardi, Baſtiat zu begrüßen vermag, das es mehr iſt. Was als ſinnliche Erſcheinung in der Poeſie zu keinem äſthetiſchen Bedürfniſſe ſpricht, das ſpricht als Einkleidung vielleicht zu einem rationellen, und das Eingekleidete zu enthüllen mag dann in dieſem Falle der Kunſtgenuß des Leſers ſein.

Diejenigen endlich, welche ein lehrhaftes Verhältniß zu der Jugend haben und ſchon von dieſem Standpunkte aus das Prinzip der Nützlichkeit in der Lektüre vertreten müſſen, begegnen dem Goldmärchen innerhalb des Kreiſes jener Litera-

tur, welche ihrem Bedürfniſſe vorzugsweiſe an die Hand geht. Sie werden durch dieſe Darbringung der jugendlichen Luſt am Phantaſtiſchen entgegenkommen, aber dem naiv genießenden Gemüthe zugleich ein Netz von Anregungen um das Haupt ſchlingen, das ihnen die ergiebigſte Gelegenheit zu belehrenden Excurſionen bietet.

So legen wir dieſes Märchen vertrauensvoll in die Hände des Publikums, nicht erwartend, daß es von den großen Dingen der Wirklichkeit einem Dichter zu Liebe den Blick abziehe, wohl aber hoffend, daß es in der Dichtung ſelbſt die idealeren Züge der Wirklichkeit wieder finde. Denn kein Menſch von geſunden Organen wünſcht der Wirklichkeit zu entfliehen, vielmehr ſucht er ſie überall und findet ſie ihrem höchſten Begriffe nach — nur im Gedicht.

Frankfurt a. M., den 30. Januar 1856.

Der Verfaſſer.

Erſte Fahrt.

In und von der Heimath.

„Großmutter, Großmutter, Chriſtoph Columbus iſt wieder zurück! Eben ſagt es ein Kauffahrer von Augsburg an. Am Freitag auf Lätare lief er in den Hafen von Palos ein. Alle Glocken läuteten, alle Kanonen donnerten. Er hat die neue Welt entdeckt! Freue Dich, Großmutter, freue Dich; der Weg ins große Mirakelland von Indien iſt gefunden!“

Aber die Großmutter freute ſich nicht; ſie wackelte mit ihrem hängenden Kopfe, wie ſie es ſeit zehn Jahren that, und ſchlief ein. Emma ſprang vom Lehnſtuhl der Ahnfrau hinweg und ſtürmte fort.

Wohin? das war jetzt die Frage. Der Papa iſt mit ſeinen Knechten beim Heerbann, die Mägde feiern in ſtumpfer Gewohnheit ihren Werkeltag ab, der Schloßcaplan ſtudirt, und die Mamma iſt ſchon erdrückt vom Ungeſtüm der feurigen Tochter. Emma ſprang vor die Burg hinaus, und ſah ſich die Welt unterm Bergesabhang an, als müßte ſie ein neues Geſicht haben, ſeit ſie wußte, daß Weſtindien entdeckt iſt.

Siehe, da weidete Freund Heldwin ſeine Heerde in der Au. Heldwin war der zweite Sohn eines reichen Kaufmanns aus der benachbarten rheiniſchen Handelsſtadt, und trieb hier

auf dem väterlichen Maierhof ein sanftes, landwirthschaftliches Leben. Alljährlich mit dem ersten Lenzwehen kam er von der Stadt auf sein Gütchen heraus und man sah dann vom trotzigen Burgwall zwischen Heerdeglocken und Büchern sein friedliches Treiben. Er war ein Schlettstätter Schüler.

„Weißt Du schon, Heldwin?"

„Gewiß. Der Kauffahrer sagt' es ja hier zuerst an. Eh' man zu Berg fährt ist man im Thal."

„Nun? nun? Und Du freust Dich nicht? Du fährst nicht aus mit feurigen Flügeln? Du bist kein neuer Mensch, kein Gott von dieser Stunde an?"

„Was geht's mich an, wenn die Spanier kürzer in's Pfefferland kommen?"

Emma war starr. „Goldland!" rief sie mit großer Stimme, „Goldland heißt's jetzt, nicht Pfefferland; das ist's, was uns der heutige Tag gebracht hat! Oder meinst Du, daß Taprobana jetzt noch das Märchenland ist, wie ehedem? Meinst Du, daß diese unvergleichliche Zauberinsel, wovon jeder Fußbreit ein Königreich werth ist, nunmehr nicht auch entdeckt wird, ja vielleicht hat er sie schon entdeckt und weiß es selbst nicht? Hast Du gehört, wie sie Gold in den Ohren trugen und nach Mittag wiesen und in leichten Fischerkähnen hinüberfahren? Ja, er hat es, er hat es! Taprobana ist da; es ist keine Lüge, es ist da auf Erden, und Christoph Columbus hat's gefunden!"

Heldwin schüttelte den Kopf. Emma ergriff mit beiden Händen die seinigen und sagte eindringlich: „Wie, sind Deine Bücher nicht voll von dem Glauben an dieses Wunderland? Kann's eine Lüge sein, was eine Menschenreihe der andern überliefert, was nie vergessen, nie ausgelöscht wird im Gedanken Aller? Nein, Taprobana ist da, ich sag' es Dir, ich

ſchwör' es Dir. Glaubt nicht ſchon Dein alter Strabo daran und ſtand Marco Polo nicht faſt an der Schwelle davon? Ewig war's da, und ewig wich es zurück, die Egypter wieſen nach Indien, die Indier nach China und die Chineſen noch weiter ins Meer hinaus; aber wenn die Erde rund iſt, ſo muß wohl Weſten das erſte ſein, was im Oſten zuletzt kommt. Hältſt Du es anders für möglich?"

„Und wenn! Werden darum unſere Kühe mehr Milch geben und unſere Wieſen beſſeren Klee tragen?"

„Laß' Deine Kühe laufen und pflanz' Roſen und Hyacinthen auf Deine Wieſen! Gold haben wir, Gold wie ein Brunnen gibt Taprobana, wir hören auf, Menſchen zu ſein, Feen ſind wir, Götter!"

„Wie Du erhitzt biſt, Emma! Ich fürchte, Du phantaſirſt Dich krank."

„Geh, Du biſt wie die Großmutter droben. Die Arme! ſie ſtirbt ab, ſie ſchaut das Wunderland nicht mehr, das uns aufgethan iſt. Siehe, wie dort die Sonne untergeht! Wie dieſe ſchiefen Strahlengarben alles in Feuer ſetzen, was ihnen Gemauertes und Gezimmertes gegenüberſteht! So funkelt und flammt nur Holz und Mörtel! Wie erſt wird's in Taprobana ausſehen! Da iſt die Erde Gold, wie bei uns Kalk und Sand, Gold liegt am Grunde der Waſſer wie hier der Schlamm, Gold rieſelt von den Wänden der Felſen, von den Rippen der Berge herab — da geht die Sonne unter — Augen zu! mich blendet's. Ha, wie's dort aufflackert gleich einer Feuersbrunſt! Siehſt Du dort auf dem Berge die Feſtungsmauern? Ganz von Gold ſind ſie, und über die Mauern ragt die Stadt des Königs — ganz von Gold. Gold ſind die Wände und Dächer der Häuſer, Gold iſt der Himmel ſelbſt vom Wiederſchein des vielen Goldes, und unter

dem Himmel fliegen goldene Pfauen und Fasanen in der Luft herum, und drunten auf Erden fahren die goldenen Wagen im goldenen Straßenstaub, goldene Schiffsschnäbel weichen sich aus auf den Flüssen und Seen, von goldenen Tellern speist man an goldenen Tischen —"

„Doch die Mädchen, hoff' ich, sind auch in Taprobana von Fleisch und Blut; sie würden sonst weit weniger schön sein als meine schöne Emma; nicht wahr?"

Aber die Artigkeit war diesmal verloren, die sonst wohl Dank gehabt hätte. Emma hörte nur die zähe Trägheit ihres Gespielen daraus und stampfte herrisch mit dem Fuße. „Heldwin, wir hören auf, gute Freunde zu sein, wenn Du meiner noch spottest. Schändlich ist's! Du bist jung und hast doch nur fürs Alte Sinn. Heute noch lacht Dir jedes gedruckte Buch ins Herz und Du sagst immer: wer hätte das vor einem Menschenalter gedacht. Geh' mit Deinem bleiernen Guttenberg, Christoph Columbus ist mein goldener Held. O wär' ich ein Mann! Hinlief' ich nach Spanien, zög' Matrosenkleider an und wäre sein unterster Schiffsjunge."

„Und wärst auch sein williges Weib, wenn er's zu seiner Erholung erbät'; ich glaube! Besinne Dich Emma. Wie Du glühst! wie Du athmest! und schreitest! Kein Mädchen soll je so aufgeregt sein. So, mein' ich, sehen die Augenblicke aus, in welchen der Böse Macht hat."

Kaum hatte Heldwin dieses Warnungswort gesprochen, da hörte man Rossegewieher, Hufegestampf, und im hellen fliegenden Hasten kam's hervor um die Ecke des Rebenhangs — eine prächtige Erscheinung. Auf köstlichen Pferden sprengte eine auserlesene Reiterschaar heran, um und über mit feuerflammendem Metallschmuck behangen, so Roß als Mann. Der Cavalcade voran aber flog ein Ritter, der war herrlicher als

die Uebrigen alle. Gleich Seraph eflügeln wehte in ſchönen ſpielenden Farben Helmbuſch, Mantel und Schärpe um ſeinen Leib, von Kopf bis zu Fuß leuchtete ſeine blanke, goldene Rüſtung, als hätt' er in einer geſchmolzenen Sonne gebadet, und wie die flimmernden Staubwirbel um ihn her wallten, ſo glich er dem Blitz in der Wolke, oder einem Cherub im Wetterleuchten. Jetzt brauſte der Zug über eine kleine Feldbrücke — ha! wie vornehm das donnerte und dröhnte! Und ehe noch Emma, die Hand vor dem geblendeten Auge, das Abenteuer ſich recht beſchaut hatte, da war es ſchon da mit allen Einzelheiten ſeiner rauſchenden, klirrenden, lichterlohen Herrlichkeit. Unwillkürlich trat das Mädchen hinter Heldwin zurück — ach, das war noch ein anderer Ritterſtaat, als den ſie bei ſich zu Hauſe ſah, wo die Ritter verkümmerten und die Bürger emporblühten. Aber der Ritter hielt ſein hochſteigendes Roß vor ihr an, warf einen Blick zu ihrer Stammburg hinauf, einen zweiten auf ſie ſelbſt und redete ſie dann an:

„Dem deutſchen Edelfräulein geliebt es vor allen andern, ihre Zierde in einfacher Häuslichkeit zu ſuchen. Aber das adelige Weſen weicht darum keinen Augenblick von ihr. Schwören will ich, mein ſittiges Kind, ihr ſeid das Burgfräulein dieſes Schloſſes hier und keineswegs dem ländlichen Blute entſproſſen, unter welchem ihr hier ein feenhaftes Verſtecken ſpielt."

Dieſe Worte gaben dem armen Mädchen ihr ganzes Standesgefühl wieder. Sie trat vor und bejahte mit Würde die Anrede des glänzenden Fremdlings.

Der Ritter erwiderte, als ein erfahrner Meiſter aller höfiſchen Künſte, ihren Gruß, und ſprach dann wie eine Galanterie die Bitte aus, ob er wohl Nachtherberge in ihrem Schloſſe finden könnte? „Zwar ließe ſich," ſagte er, „ehe

die Sonne gänzlich zur Rüſte geht, die nahe Stadt noch erreichen, aber die Pfahlbürger ſollten ſich nicht vor der Zeit freuen, daß wir die Hallen unſerer eigenen Standesgenoſſen vorbeiziehen, um ihren wollüſtigen Dachslöchern den Preis zu geben.“ Mit dieſer Feinheit ließ ſich der Ritter merken, daß er die Armuth ihres Burgweſens wohl ahne, aber indem er ſeine Worte ſo ſtellte, erſparte er dem Fräulein nicht nur jede peinliche Entſchuldigung, ſondern wußte ihr noch damit zu ſchmeicheln. Emma fühlte das lebhaft und ſie konnte nicht anders als einen hohen Begriff von dem Manne hegen, der ſchon im erſten Augenblicke mit der Pracht ſeiner äußern Erſcheinung ſo viel ſichere, Alles verſchönernde Bildung kundzugeben verſtand. Sie ſagte daher dem Fremden ſeine Bitte zu und führte ſelbſt den Zug die Schloßberglehne hinan. Da ſie zu Fuße war, ſo ſtieg auch der Ritter von ſeinem Pferde, übergab es dem Stallmeiſter, bot ihr den Arm und wandelte mit ihr voraus, indem er das Gefolge weiter zurücktreten ließ. Heldwin ſchlich in ſein Wirthſchaftshaus zurück.

Emma, noch voll von der großen Entdeckung des Columbus und bei Heldwin ohne Theilnahme geblieben, wäre überglücklich geweſen, wenn der Ritter, für den ſchon ſo Vieles ſprach, auch noch das Herz gehabt hätte, beſſer als Jener ihre kühnen, weit ausfliegenden Gedanken zu würdigen. Auch wollte ſie Angeſichts ihrer verrotteten Stammburg verrathen, daß man in dieſer Oede doch nicht außer den merkwürdigen Weltneuigkeiten ſtehe, und ſo brachte ſie das Geſpräch auf das Ereigniß des Tages.

„Ja, da hat Gott gewaltet,“ rief der Ritter aus, „dieſer Fund kam zur rechten Zeit. Zuvörderſt hoff' ich davon, er ſoll den Glanz und die Herrſchaft des verfallenden Adels wieder erneuern. Die Bürger ſind uns über den Kopf ge-

wachſen. Allerdings mir nicht, denn ich bin ein Graf aus Burgund und gebiete ſelbſt über reiche Städte; aber vom Adel red' ich, für den ich im Ganzen empfinde, wie für mich ſelbſt. Und ſo mein' ich, der Adel deutſcher Nation ſoll ſich zuſammenthun und friſchweg Land und Leute begehren im neuentdeckten Goldland. Denn der König von Caſtilien und Leon gedenke nur nicht Alles allein zu behalten. Oberſte Herren der Chriſtenheit ſind doch Kaiſer und Pabſt, und ihre Sorge wird's ſein müſſen, daß gleich getheilt wird unter den Chriſten."

Welch eine Idee! So etwas ließ ſich hören. So practiſch hatte Emma ſelbſt nicht phantaſirt. Sie ſah den burgundiſchen Grafen mit ſtrahlenden Augen an, — das war ein Mann! Beſitzergreifung in aller Form Rechtens! Sie ſchämte ſich jetzt nicht im mindeſten mehr ihrer verwitterten Ahnenburg. Das war ja nur ein abgelegtes Kleid, eine Puppe, eine Winterlarve, und jenſeits, wo die goldenen Berge, wo die goldenen Städte ſtehen, da lag ihr ſtandesmäßiges Erbe. Es war ihr, als hätt' ihr der Graf ein neues Leben geſchenkt: zu dem Gefühle der Hochachtung kam das Gefühl der Dankbarkeit — was fehlte noch für das junge Herz?

Der Tag ging nicht unter wie er aufgegangen.

Der erſte Morgen kam und auch der zweite und dritte, wer aber ſeines Abſchiedes vergaß, das war der Graf aus Burgund. „Biſt Du es, die ihn hält?" fragte Heldwin; „gleiche ihm," hatte Emma geantwortet — nichts weiter.

Und auf dem Schloſſe begann eine fürſtliche Hofhaltung. Was der Gaſt bedurfte, das fand er vor — weite, ausgebreitete Räume: er brauchte ſie nur den Eulen und Fledermäuſen abzukämpfen. Alles Uebrige kam aus ihm ſelbſt, wie der fruchtbare Regen aus dem Wolkenſchoß. Geld floß um

ihn her als eine zweite Lebensluft, er athmete nur in Gold. Da sproßten die Freuden auf unter seinem Tritte wie Maienblumen; die rostige Burg regte und rührte sich in all ihren Fugen vor dem belebenden Geist des Fremden. Hellbeleuchtet schienen ihre Fenster fast zu jeder Stunde der Nacht ins verwunderte Thal hinab, die adeligen Vetter zogen wieder von nah und fern zu Berge; Gaukler, Tänzer und Sänger strömten herbei; Turniere und Bankette, Jagdfeste und Minnespiele stürmten lustig in den Tag hinein, und die prächtigen Wogen der Musik schlugen unaufhörlich zu den alten Thürmen und Zinnen heraus.

All diese Pracht aber erschuf der Graf, wie es schien, fast ohne Absicht. Höchstens galt es ihm eine kleine Bequemlichkeit, eine kurze Zerstreuung, wie er's nannte, und gleichsam von selbst gerieth's seiner reichen Hand ins Große und Weite. Es war ihm eben ein gewohnter Tageslauf, ein gemeines Bedürfniß, was das Leben Anderer so außer aller Ordnung verschönerte und beschwingte.

Sollte sein hoher Sinn selbst wieder aufs Hohe stehen, wahrlich, dann galt's einen kühnern Flug als die spannenlangen Herrlichkeiten der alten Ritterluft. Und hier war es, wo sein Geist dem Geiste des Mädchens mit dem Wonnedrang tiefinnerſten Gleichgefühls begegnete.

Oft, wenn im Innern des Schlosses die Sarabande durch die kerzenschimmernden Säle schleifte, saß Graf Aurelius, denn so nannte er sich, mit dem Burgfräulein draußen auf dem einsamen Söller, über steilen Abgründen leicht und sicher schwebend, unterm Sternenhimmel der Mainacht. Ihr Gespräch war dann in der neuen Welt.

„Wahrlich, Fräulein, mit Schmerzen sag' ich es, aber wenn der deutsche Adel verfällt, so trägt er wohl selbst große

Schuld daran; deß überzeug' ich mich ſtündlich betrübender. Er iſt keiner großen Idee mehr fähig. Ich glaubte, meine deutſche Waffenbrüderſchaft um mich zu verſammeln als ein anderer Jaſon zur Fahrt nach dem goldenen Vließe. Umſonſt. Da tanzen ſie, da turnen ſie, und wenn ich den Sinnloſen einmal das Wörtchen hinwerfe: Der Bürger wird ſich auch dieſer neuen Ausbeutung bemächtigen! ſo meinen ſie lachend: Deſto beſſer, dann würden die Landſtraßen wieder fetter. Sie ſinnen nichts, als ihre Buſchklepperei, ſie ſtreben wie das unvernünftige Thier nicht über ihr Gehege hinaus. Keine unter all dem geiſtloſen Fleiſch, keine Seele hab' ich gefunden, die mir's gleichthut in der ruhmwürdigen Leidenſchaft nach Großthaten. Ich ſteh' allein."

„Und doch iſt heut eine Zeit, wie ſie auf und ab die Jahrhunderte nicht, kaum die Jahrtauſende bringen. Wer waren jene erſten Könige Roms, welche vom vergötterten Quirinus bis zu Tarquinius Superbus auf den ſieben Hügeln thronten? Wagende Fremdlinge waren es, Eindringlinge, kriegeriſche Kauffahrer und Freibeuter. Denn Rom war neu, und in allem Neuen wird das Glück nicht vererbt auf bevorrechtete Windeln; der Mann nimmt's mit einem Griff ſeiner Hand dahin, der der Männer männlichſter iſt. Wer waren jene Könige und Kaiſer, welche tauſend Jahre ſpäter ins alte Römerreich zogen und die Kronen vom Boden auflaſen? Halbnackte Barbaren waren ſie dieſe Alarich, Theoderich, Odoacer, deutſche Jagdmeiſter ſozuſagen, die das Capitol ausweideten, wie zu Hauſe einen Bären und Auerochſen. Und eben iſt's wieder ein Jahrtauſend, da hebt's zum dritten Male an. Das Land iſt entdeckt, das unſerer Erde beſſere Hälfte iſt, ja, hätten wir's früher gekannt, unſere Weltkugel hieße gar nicht Erde, ihr Name wäre Gold. Denn ſei's

nun die Antilla des Aristoteles, oder die verlorne Atlantis des Plato, oder die Taprobane des Strabo, oder das Zipango des Marco Polo: die fabelhaftesten Sagen und die gelehrtesten Nachrichten stimmen überein, daß es ein Land des Goldes ist, ein Reich des Glückes, ein Paradies des Genusses. Und wer hütet die Schätze dieses unvergleichlichen Zauberlandes? Etwa der feuerspeiende Greif oder der mörderische Roch, deß Fittige die Sonne verdunkeln? Nein, kleine liebliche Singvögel kamen dem Columbus entgegen, viel süßer und zärtlicher noch als die unsrigen. Wer sind die Herren jener gegenfüßlerischen Unterwelt? Etwa die Gespenster des Tartarus, Polypheme und Riesen? Mit nichten. Nackte und schwache Wilde sind es, die zu fürchten keinem Knaben einkommt, die zu schonen aber auch keinem Christen ziemt, da sie als schlechte, thierähnliche Heiden nicht einmal die erste Tugend des Menschen, das Kleid, sich eigen gemacht."

„Und wir säßen zu Hause und wärmten uns an der räucherigen Ofenplatte des Großvaters? Ja, wen kein höheres Feuer erwärmte! Auf! auf! ist der Ruf dieser Zeit an alle großmüthigen Seelen. Wieder ist ein Weltalter angebrochen, wo das Schwert des Ritters Kronen aufheben kann; wieder ist eine Epoche da, wo ein tapfrer Mann Königinnen macht, wenn er freit. Ja, Fräulein, nicht länger steh' ich an, es kundzugeben: ausziehen werde ich in das Goldland Cipango, und mir ein Königreich erwerben. Aber die Königin dazu — ich schwör' es zu diesen Sternen — soll keine jener Damen sein (er wies mit der Hand nach den erleuchteten Ballfenstern), die geringenfalls auch mit einer gesegneten Landstraße zufrieden sind; mein Glück wird mich eine edle, hochsinnige Seele finden lassen, die den Preis des Zieles werth ist, indem sie den Weg zum Ziele mit mir theilt."

So redete Graf Aurelius in einer sternigen Mainacht. Emma öffnete den Mund, aus einem tiefathmenden Herzen zu antworten, da hörte man in einer Pause der Ballmusik eine Flöte unten im Thale. Sie kannte den süßen unschuldathmenden Gang der Hirtenmelodie — es war Heldwins Flöte. Seufzend hielt sie ihre Antwort an sich, stand auf und ging mit dem Ritter ins Schloß zurück.

Des andern Tages pflückte Emma Blumen am Haag, als Heldwin, ein Buch in der Hand, seine Heerde vorbeitrieb. Sie hatten sich lange nicht mehr gesehen.

„Wie?" sagte Heldwin, „das Licht kommt ohne seinen Schatten? Entläßt Dich denn Dein Ritter auf einen Augenblick?"

„Bist Du ihm unhold?"

„Wie Adonis dem Eber."

„So bekämpfe ihn."

„Selten ist Blut werth, was für Blut zu haben ist."

„So entführe mich wenigstens. Eine Stunde nach der Abendglocke will ich Dich heute erwarten; auf der Terrasse beim Brunnen."

Halb verwundert, halb zweifelhaft sah Heldwin das Mädchen an, unwissend, ob sie Scherz oder Ernst gesprochen. Sie aber hüpfte fort, denn freilich sollte ihre Miene nicht verrathen, was sein Herz ihm sagen mußte.

Der Schloßgarten war kein bequemer Spaziergang. Er fiel von Stufe zu Stufe den Berghang hinab, man stieg fast immer Treppen darin. Deßungeachtet schöpfte Emma ihre Abendluft heute im Schloßgarten, und als die Feierglocke das Hausgesinde zur Ruhe rief, da setzte sie sich zur Ruhe hin auf der Terrasse neben dem Brunnen in das stille lauschige Winkelchen der Geißblattlaube. Noch waren die Steine der

Brunnenfaſſung warm, welche die ganze weſtliche Sommerſonne beſchienen hatte, aber ſchon dämmerte vom violettern Himmelgewölbe der erſte Stern herab und verſprach die erquickende Thaukühlung der Nacht. Drunten im Rheinthale hörte man Badende plätſchern, aber man ſah ſie nicht mehr. Die langen tiefen Bergſchatten gingen über die ganze Flußbreite hinweg.

Emma belächelte ſich faſt ſelbſt über dieſes Stelldichein. War es ihr Ernſt damit? Wenn er es dafür nimmt — ja! Und Aurelius? Ei, thut Heldwin eine entſchloſſene That, ſo wird er ja ſelbſt Aurelius. Er beſiegt ſeinen Nebenbuhler, indem er hinanreicht an ihn. Das Mädchen gab ſich immer mehr Beifall über die Probe, die ſie da angeſtiftet. Nichts kam ihr gerechter vor, als daß ſie den, der einen Anſpruch macht, ſelbſt zum Richter über dieſen Anſpruch ſetzt. Aber die Liebe ſoll ſich geben? Nein, ſie giebt nur das Recht, ſich nehmen zu laſſen. Ja, ſie giebt ſich; doch wie die Frucht auf dem Baume — komm und hole ſie! Ab fällt nur das Morſche, aller geſunde Kern koſtet und heiſcht irgend eine Gewaltthat.

Indeß rückte die Nacht vor. Immer mehr verſchwanden die Spuren der menſchlichen Bewegung aus der Landſchaft. Die Badenden plätſcherten nicht mehr, um die lärmende Linde drunten im Dorfe wurde es geſpenſtiſch ſtille, in Heldwins Maierhof erloſch das letzte ſichtbare Licht. Aber kein Schritt wurde hörbar aus dieſer Gegend.

„Schlaf wohl!“ murmelte Emma hinüber mit aller Bitterkeit eines verachtenden Gefühls. Faſt beſchämt dachte ſie jetzt, und jetzt zum erſten Male über die ganze Herzensgeſchichte mit ihrem trägen Schäfer nach. Was war es, was dieſes Band geſtiftet und gehalten? Heldwin und Emma waren zwei ſchöne, wohlgehaltene Kinder, die man faſt wahllos zuſammen-

ſtellte bei Frohnleichnamszügen und ländlichen Volksfeſten. Ihre Spiele gingen Hand in Hand, ſie tauſchten Tauben und Lämmer mit einander aus, er ſchenkte ihr Blumenſamen und edle Setzlinge für ihren verwilderten Rittergarten, und ſie ſchleppte ihm die dicken, ſchweren Bücher des Schloßcaplans zu, wonach der Schlettſtädter Schüler Verlangen trug. So waren ſie Freunde, wie ſie Nachbarn waren, und pflegten ihrer kleinen Empfindungen mit der Aufmerkſamkeit für ihre kleinen Bedürfniſſe.

Kann ein ſolches Band ernſtere Pflichten auferlegen? Oder vielmehr, kann man ihm mehr Ernſt zugeſtehen, als es Emma in dieſem Augenblicke that? Hier ſteht ſie und harret ihrer Geſchichte! Ganz Zukunftsgefühl iſt ſie, ganz Jungfrau. Aber ach — Heldwin iſt ein Kind geblieben. Er kommt nicht. Er ahnt nicht, was er ſoll, was er muß, was er — darf!

Schlaf wohl! —

Plötzlich fühlte ſich Emma umſchlungen, aufſchreckend ſah ſie zurück, es war — Graf Aurelius!

Gleichzeitig glitt eine goldene Kette um ihren Hals, und zwei goldene Armſpangen flogen um ihren Puls in feine, klingende Schlößchen — Emma ſprang auf und rief wild:

„Was machſt Du, Aurelius? Zauber iſt dieſes Gold!“

„Ein geringes Andenken iſt's,“ ſagte der Graf mit ſeltſamem Lächeln, „denn ich nehme Abſchied. Ich fahre ins Goldland Cipango.“

„O du böſer, böſer Mann!“ ſchluchzte Emma und warf ſich zitternd an ſeine Bruſt. „Andenken nennſt Du's und weißt doch, daß ich Dir folgen muß!“

„So folge mir!“ ſagte der Graf in Ton und Nachdruck wie ein Gebieter. „Siehſt Du mein Rheinſchiff drunten und

das gespannte Segel? In dieser Stunde noch fahr' ich dahin."

Emma schauderte auf. „Und soll ich hinab in die Welt, die unter uns liegt, ohne des würdigen Vaters, ohne der liebenden Mutter Geleitwort?"

„Sie werden Dir's nicht erlauben," sagte der Graf, „Du weißt es. Auch die Gefährten des Columbus schieden ohne den Willen der Ihrigen."

„Und soll der fromme Caplan uns nicht segnend die Hand auflegen?"

„Das Gold wird nicht gesegnet," sagte der Graf fest wie zuvor. „Auch die Priester zu Salamanca haben den Columbus nicht gestärkt noch geheiligt."

Emma weinte. „O, daß ich dieses Gold trage! ein Talisman ist's, der mir die Freiheit geraubt hat. Könnt' ich es abstreifen!"

„Du kannst es."

Emma versuchte es mit schwachen Versuchen. „Ich finde das Schlößchen nicht, die Springfedern nicht. Alles glatt und geschlossen. Wie fang' ich's an, daß ich nicht zerre und verwirre? Die edle Arbeit! Das herrliche, kunstreiche Venetianer Geflecht! Wie es lösen, ohne zu verletzen!"

„Mühe Dich, mühe Dich, Königin von Cipango!"

Da flog Emma mit Lust an des Ritters Hals und küßte ihn ungestüm. „Schelm, sei mein Herr!" rief sie mit lachendem Herzen.

In demselben Augenblicke fiel ein Stern vom Himmel.

Zugleich erschien ein Knabe mit einer Fackel in der Hand, und meldete, daß Alles zur Abfahrt bereit sei. Der Graf hob Emma in seine Arme und schwang sich leicht und kräftig

mit der reizenden Laſt bergab dem Rheine zu. Der Knabe leuchtete vor. Sie erreichten den Rhein.

Da lag ein prächtiges, ſchön bewimpeltes und beſegeltes Schiff in der nachtdunklen Fluth, und das Gefolge des Grafen ſtand in einer Reihe von ſtummen, ordnungsſtrengen Geſtalten harrend am Ufer. Der Graf winkte ſchweigend, ſchweigend traten ſie zuſammen und ſchritten paarweiſe ins Schiff voraus. Das letzte Paar war Graf Aurelius und Emma ſelbſt. „Alles an ſeine Stelle!“ commandirte der Graf —

„Und ich ans Steuer!“ rief ein kleines bleigraues Männchen hinter ihnen und ſprang mit einem Satze ins Schiff, als die Landungsbrücke faſt ſchon weggezogen war. Der Graf ſtand wie vernichtet. Er entfärbte ſich, ſchlug mit der Hand an die Stirne und ſah auf das Graumännchen mit dem Blicke eines Verzweifelten. Dieſer machte ihm ſein ſchönes Compliment im Vorbeiſchreiten und ſtellte ſich kunſterfahren ans Steuer.

„Der ſteuert?!“ murmelte der Graf mit blutloſen Lippen, als ob er ſein Todesurtheil ausſprächе.

„Um Gott, Aurelius, was iſt's mit dieſem Manne?“ fragte Emma entſetzt über das Entſetzen des Grafen.

Jetzt erſt kam dieſer zu ſich. Mit ſchneller, leichtfertiger Zunge antwortete er ſprudelnd: „Ach es iſt nichts, im Geringſten nichts und wie man für das bare Nichts immer die gelehrteſten Namen hat, ſo würden's die Griechen Idioſynkraſie nennen. Sein Geſicht gefällt mir nicht, das iſt Alles.“

„Aber er hat ein menſchenfreundliches, von guten Geiſtern belebtes Geſicht.“

„Geſchmackſache,“ ſagte der Graf kühl und zuckte die Achſeln.

„Und kennſt Du ihn ſonſt nicht? haſt Du ihn nicht ſelbſt gedungen?“

„Mein Marſchall that's, mein Wardein — was weiß ich. Wohl kenn' ich ihn. Er iſt der tüchtigſte Fährmann, das iſt wahr; er iſt ein Mainzer Fährmann.“

Das Graumännchen lächelte herüber: „Ja, ja, ich bin aus dem goldenen Mainz, darum lenk' ich die Fahrt ins Goldland auch.“

Es lag eigentlich kein Spott in dieſem Wortſpiel, aber der Graf ſchoß einen wüthenden Blick und ballte heimlich die Fauſt.

Alsbald befiel die Schiffsbeſatzung ein ſanfter, balſamiſcher Schlaf, wie ſie durch das nächtlich ſtille Rheinthal in der friſchen Waſſerluft hinabglitten. Aurelius und Emma blieben nicht ausgenommen von dieſer allgemeinen Regung.

Wie erſtaunt aber ſchlug Emma die Augen auf, als ſie die Sonne hoch am Himmel ſah und um ſich her nichts als das weite blaue Meer!

Wie lange waren ſie gefahren? wie lange hatte ſie geſchlafen? oder träumt ſie noch jetzt mit hellem lebensmunteren Blicke?

Denn lieblicher hat kein Traum je eine Meerfahrt geträumt, als die ihrige war.

Der Himmel lachte vom ſchönſten Blau der Kornblume, ein paar ſilberne Federwölkchen trübten ihn nicht, ſie ſchmückten ihn. Das flüſſige Element der See ſpannte ſich um ſie her, ſo rein und ruhig wie klarer Taft in ſeinem Rahmen. Die Luft trank ſich, als müßten Unſterbliche athmen darin, ſo leicht und fließend in die gehobene Bruſt. Dazu wehte es vom Morgen her friſch und munter in die thätigen Segel, ein Hauch der Andacht ging durch die ganze unendliche Weite, ein

erhabener Geiſt des Friedens und der Stille erfüllte die uferloſe Himmel- und Meerfreiheit — Emma's Herz ſchwamm in Entzücken, es waren verklärte Stunden!

Stunden aber waren es eigentlich nicht, denn mit Verwunderung bemerkte Emma, daß die Sonne gar nicht vom Himmel rückte auf dieſer Fahrt. Wie? ſegelten ſie etwa unter der Mittagslinie und ſegelten ſie zugleich ſo ſchnell als die Erde ſich bewegte? Emma glaubte bisher leidliche Begriffe aus der Kosmographie geſchöpft zu haben, jetzt ſah ſie erſt ein, daß ſie nichts wußte. Den grauen Steuermann aber zu fragen, ſcheute ſie ſich aus Zartgefühl für den Grafen. Sie ſprach wenig oder nichts mit dem Manne, der ihrem Gebieter mißfiel.

Und mit Luſt nahm ihr liebendes Herz alle jene zarteſten und ſtrengſten Pflichten dem Momente voraus, der mit einer heiligen Ceremonie erſt äußerlich dazu verbindet. Das iſt dem Liebenden ja die Wonne des Brautſtandes, daß er den Geiſt der Ehe erfüllt, wenn ihr ſelbſt noch die Weſenheit abgeht, daß er mit dem freigiebigſten Blüthenregen aller Gemüthsſpenden gleichſam die Seele entſchädigt für das, was er dem Sinne noch vorenthält. „Könnten wir auf dieſem Nachen unſer Beilager feiern!“ hatte der Graf oft geſeufzt, wenn in dem kleinen, vielbemannten Fahrzeug ein kurzer Moment ihm die Freiheit gab, anders als mit Blicken und ſtummen Zierlichkeiten der Umgangsſitte zu ſprechen. Emma bot aus der Fülle weiblichen Aufopferungsdranges ein unerſchöpftes Maß von Reizen und Liebenswürdigkeiten auf, den Geliebten mit der Grenze zu verſöhnen, in welche jungfräuliche Zucht — ach vielleicht war es die größere Wahrheit! — in welche die Bohlen eines offenen Schiffleins das Ungeſtüm liebender Sehnſucht einengten. Und begierig ſog er den Schwur von ihren Lippen, und hielt ihn wie ein zuverſichtliches Wahrzeichen feſt,

den wiederholten Schwur: daß der Bund ihrer Herzen feierlich sich bestätigen und erfüllen solle, von aller Zerstreuung abenteuerlicher Neuigkeiten unbeirrt, sobald das Land von Cipango als fester Boden unter ihren Füßen läge. Er ermüdete nicht, dieses Versprechen immer wieder von Neuem zu fordern, und Emma ermüdete nicht, es zu erneuern. Wie konnte das Gleichmaß der Fahrt auch angenehmer unterbrochen werden? Es war der süßeste Zeitvertreib für die harrenden Liebenden.

Zweite Fahrt.

Das Goldland Cipango.

„Was ist das? Ein brennendes Schiff! ein Segeltuch, das Flammen schlägt!“ so rief Emma erschrocken, als sie plötzlich am fernen Rande des Meeres einen spitzen, glühenden Schein aufleuchten sah. Aber die Gluthspitze stieg höher und höher aus dem Meere auf, und immer breiter wurde ihre Unterlage, je näher das Schiff an die Erscheinung heranschwamm. Und bald zeigte es sich, daß eine goldene Stadt aus den Wellen emportauchte, die hatte einen großen, goldenen Thurm in ihrer Mitte, welcher die feurige Spitze war, die zuerst und am weitesten erblickt wurde. „Cipango!“ rief Graf Aurelius an Brod, „Cipango,“ wiederholte das graue Männchen am Steuer. „Ich wußte mich etwas südlicher zu halten als Columbus, da haben wir denn das Goldland.“

Emma wußte nicht, wie ihr geschah. Sie hielt die Hand vor das Gesicht und weinte Wonnethränen. Der alte Fährmann hatte seine Freude an der lebhaften Rührung des Mädchens, er steuerte das Schiff im Zickzack hin und her und ließ die goldene Stadt von allen Seiten im Sonnenlichte spielen. Emma war außer sich vor Entzücken, der Alte lächelte gutmüthig und strich sich den Bart.

Das Schiff lief in den Hafen ein. Man' ſah am Landungsplatz ein ungeheures Gedränge von Menſchen zuſammenſtrömen, die ſchrien den Ankömmlingen ſchon von Weitem entgegen: „Wir haben den Dog gefangen! der Dog wird gehenkt! Freut Euch, Ihr Gäſte dieſer Inſel, der Dog iſt gefangen, der Dog kommt an den Galgen, der Dog! der Dog!“ Der Lärm wurde immer toller und wilder, Einer überſchrie den Andern, die Leute tanzten wie raſend umher und machten dazu die Geberde des Kopfabſchneidens — Alle, auch die kleinſten Kinder thaten das. Es war ein fürchterliches Schauſpiel.

Emma fragte beſtürzt, was dieſe Scene bedeuten ſollte, aber kaum hatte ſie den Fuß an's Land geſetzt, da vergingen ihr alle Sinne vor dem, was ſie ſah. In der Hauptfront des Hafenplatzes war frei und hoch ein Galgen aufgeſchlagen, ſo daß er für Land und Meer zugleich im bequemſten Proſpecte daſtand. Zu dieſem Galgen ſchleppte eine Rotte halbnackter Henkersknechte ein Scheuſal herbei, deſſen Anblick jedes Haar am Haupte emporſträubte. Man konnte nicht erkennen, ob es eine verwilderte Menſchengeſtalt, oder irgend ein fabelhaftes Raubthier war, jedenfalls aber war es ſchon bei lebendigem Leibe viel häßlicher anzuſehen als ein abgedecktes Aas in der Modergrube. Es hatte einen großen unförmlichen Schädel, an welchem die Wölbung, wo das Gehirn liegt, platt und eingedrückt war, oder vielmehr ſo tief lag, als wäre die Höhlung herausgekehrt. Sein Geſicht ſchien unnatürlich alt und verlebt, aber ein paar rothe ſchielende Augen wälzte er noch mit teufliſcher Glut in ihren blauen Rändern umher, zugleich gab ihm ein weit vorgeſtrecktes, ſtarkes Gebiß den Ausdruck einer thieriſchen Sinnenluſt. Seine Naſe war abgefault. Seine Zunge, die aus ſchaumbedecktem Munde hing, hatte eine häßliche Mißfarbe. Seine Haut, wo ſie ſichtbar wurde,

war gelb und ſchlotterig. Ein ungeheurer Bauch verzerrte alle Verhältniſſe ſeines Leibes, an Händen und Füßen trug er Klauen, ſo mächtig wie Bockshörner. Mit dieſen Klauen grub er ſich ſo kräftig in die Erde ein, daß hoch in die Luft der goldene Sand emporſtob, wenn ihn die Henker mit ihren goldenen Ketten um einen Ruck vorwärts zerrten. Dazu ſchnaubte und blies er einen Athem von ſich, der ſich wie Peſt in die Luft legte und ſie weithin verunreinigte. Auch war ein großer Raum frei in dem Zudrang um ihn, und die Ketten maßen viele Ellen, woran die Henker ihn ſchleiften. Endlich hatten ſie ihn unter den Galgen gebracht, — Emma ſchloß ihr Auge und ſank in Ohnmacht. Aber noch hörte ſie, wie krachend ſein Genick zerbrochen wurde, und wie die Menge wahnſinnig Beifall und Jubel brüllte. Der Schauder darüber raubte ihr auch das letzte Bewußtſein — als entſeelt wurde ſie hinweggetragen.

Wildblickend ſchlug Emma das Auge auf, als ſie in's Leben wieder zurückkehrte. Sie ſah ſich unter einem goldenen Zeltdach in einem Laubgange, dergleichen als Erholungsorte vor Stadtthoren, oder als Einfaſſungen von Hafenplätzen angelegt zu ſein pflegen. Auch erkannte ſie an einigen Maſtſpitzen, die in ihren Geſichtskreis hereinragten, wirklich die Nähe des Hafens. Mit einer Zuckung des Schreckens barg ſie ihr Geſicht an die Bruſt des Grafen und klammerte ſich krampfhaft an ihn. Der Graf ſchloß ſie ſeelenvoll in ſeine Arme und ſuchte ihr mit den zärtlichſten Liebkoſungen weniger das Leben ſelbſt als vielmehr die Süßigkeit und Ruhe des Lebens wieder einzuhauchen. Sein Gefolge, das theils knieend zu ihren Füßen mit ehrfurchtsvoller Aufmerkſamkeit ihren Zuſtand belauſchte, theils in zahlloſen Dienſtleiſtungen ab und zulief, wetteiferte mit Bezeugungen der wärmſten Treue; in-

deß ſchien die vornehme Denkungsart des Grafen mehr beleidigt als erbaut von den Kundgebungen untergeordneter Seelen. Unverzüglich beſtieg er mit Emma die koſtbare Sänfte, die jetzt herbeigeſchafft wurde, zog die Vorhänge zu und winkte jedes flüſternde Geſpräch der Dienerſchaar in's ſtrengſte, beſcheidenſte Schweigen.

Der Zug ging, wie Lärm und Bewegung draußen verrieth, in's Innere der Stadt hinein. Er hielt unter einer prächtigen Thorhalle, das gräfliche Paar ſtieg aus und ſtand am Fuße einer goldenen Treppe mit einem weißen Marmorgeländer. Indeß war dies nur der Aufgang für's Hausgeſinde. Der Graf ſtieg mit Emma neben der Treppe in eine Art Flugwerk von der zierlichen Form eines Muſchelwagens, und in der That belehrte er ſie, es ſei die Hälfte einer Perle, die hierzulande ſo groß würden. Er klingelte, da ſchwebte das Flugwerk ſanft in die Höhe und überhob ſie der Mühe, den Fuß auf der Goldtreſſe anzuſtrengen. „Denn," ſagte der Graf, „wie ein ländlicher Fuß das Steinpflaſter der Städte übel empfindet, ſo würde ſie anfangs das Goldpflaſter hier beläſtigen. Die zarten Glieder der Vornehmen ſchone man daher billig durch dieſe Perlenfahrten ins höhere Geſtock."

So hatte Emma die Gallerie ihrer Zimmer erreicht, der Graf öffnete vorausſtretend die Flügelthüren des erſten und fragte mit einer artigen Verbeugung ſich zur Seite wendend, ob er hoffen dürfe, daß ſie an dieſen Wohnräumen Gefallen fände? Emma blickte in eine Flucht von goldenen Zimmern. Aber wie das Gold, ſelbſt nach ihrer kurzen Erfahrung, hierlandes das gemeinſte Ding war, ſo zeichnete es ſich in dieſen Räumen durch eine kunſtreiche echt vornehme Behandlungsart aus. Die goldenen Wände der Zimmer waren alſo in Feldern, Tafeln, Pilaſtern und Cannelirungen ausgearbeitet,

hier hell polirt, dort matt geſchliffen, je nach der Wirkung des einfallenden Lichtes, an andern Stellen waren ſie mit ſchwungvollem Prunk in Haut- und Basreliefs getrieben und zeigten Thiergeſtalten, Blumen, Götterfiguren und anderes Bildwerk einer reichen, geſchmackvollen Ornamentik. Statt der Borduren der Tapeten liefen Garnituren von Edelſteinen um die Wände, deren feuriges und buntes Farbenſpiel mit einer unausſprechlichen Pracht das Auge erquickte und den Genuß eines ewig neuen Anblicks gewährte, ſowie man ſeine Wendung nur um eine Linie veränderte. In mehreren Zimmern hingen goldene Käfige mit koſtbar befiederten Vögeln; Blumen und Zierpflanzen von nie geſehener Schönheit der Formen und Farben ſtanden an paſſenden Stellen in Gartentöpfen umher; dieſe Gartentöpfe waren Perlen, die man in der Mitte geſpalten und mit Gold eingefaßt hatte; im letzten der Gemächer, das ſich in Halbkreisform ankerähnlich auslegte, rauſchte ein Springbrunnen von wohlriechendem Waſſer, und ließ ſeine Duftatome durch die ganze Reihe der Zimmer würzhaft heraufwehen. Zu den Fenſtern dieſes Wohnortes ragte ein großer Theil der Stadt mit ſeinen Dächern und Thürmen herein, welche natürlich wie alles Andere von Gold waren.

„Ich bitte Dich, was iſt's mit dieſem Dog?“ flehte Emma am Arme des Grafen, „ich komme nicht zum Genuß dieſer Wunderpracht, eh' mir das Schreckniß jenes Namens getilgt iſt.“

Aurelius runzelte die Stirne und ſah ſtatt aller Antwort das Mädchen mit einem Blicke herablaſſenden Mitleids an. Emma fühlte dieſen Blick tief. Sie merkte, daß ſein Ausdruck von Herablaſſung eigentlich Geringſchätzung bedeuten ſollte, daß ſie das vornehme Gefühl ihres Geliebten verſtimmt hatte, indem ſie das rohe Gefühl ihrer Furcht ausſprach in

einem Augenblicke, der ihr ein feines zuvorkommendes Wort zur Pflicht machte.

Mit neuriger Hingebung flehte sie: „O verzeihe meiner Schwäche, Aurelius, ich kann nicht anders. Ich fühle ja, welch' ein Wonnereich Du mir aufgethan hast; aber mein Geist ist nicht stark wie der Deinige, über die Schrecknisse darin so frei und groß wegzusehen. Noch schaudert mir die innerste Seele."

„Hast Du mir darum gelobt, im Goldlande Cipango die Meinige zu werden, unbeirrt von allen abenteuerlichen Neuigkeiten? Wo sind die schönen Schwüre unserer Meerfahrt?"

„Ha, Aurelius! Abenteuer nennst Du das? Neuigkeiten? Nichts weiter ist Dir jene Scene aus der Hölle als ein Ding so unschuldigen Namens? O dann gebe mir der Gott, der die Riesen erschaffen hat, die Kraft, Deine Gemahlin zu werden!"

„Geh, geh, launisches Kind, Du liebst mich nicht mehr, Du bist erkaltet, ich hätt' es ja wissen sollen! Ein püppisches Traumbild hat Dich groß gemacht; die verwirklichte Größe findet Dich klein und schwach."

Emma warf sich mit Ungestüm dem Grafen in die Arme und preßte ihn heftig an sich. „Ungeheuer, wie ich Dich lieben muß! Wer von uns Beiden ist kein Mensch?" Sie küßte ihn wild; Aurelius schlug seine Arme um sie und sah ihr mit einem bezwingenden Blicke in's Auge — plötzlich schüttelte sie sich heftig und rief: „O es war unauslöschlich abscheulich!"

Von diesem Augenblicke an erkannte der Graf, daß das Grausen einen nicht zu erschütternden Besitz von der Phantasie des armen Mädchens genommen hatte; aber er schlug den falschesten Weg ein, diese Verstörtheit zu beschwichtigen. Er behandelte die Ursache derselben fortwährend mit der leicht-

blütigsten Sorglosigkeit. Jedes Land habe seine Uebel, und ein so unvergleichliches Land wie Cipango dürfe auch hierin ein wenig merklicher sich auszeichnen. Sie möge der glänzenden Seite ihres neuen Aufenthaltes ihr Herz öffnen, die unschätzbaren Herrlichkeiten müßten es genug füllen, als daß ein flüchtiger Zufall eine Stätte finden sollte, sich zu verewigen darin. Dazu schloß er sie so viel als möglich von allen äußeren Umgebungen ab; zu Wagen oder in der Sänfte gingen sie nie anders als mit starkem Gefolge aus: es sei die indische Prunksitte, sagte der Graf, aber es konnte ebensowohl ein Gürtel gegen die Oeffentlichkeit sein, ja selbst ein Schutz gegen allgefürchtete Feindesnähe. Am liebsten hielt er sie zu Hause, und schien sie gewöhnen zu wollen, daß der Glanz ihrer Goldgemächer und die Aufmerksamkeiten seiner Gesellschaft die übrige Welt ihr ersetze. Aber auch die Hausbedienung, die nächste Bedienung ihrer Person wußte er in eine gewisse Ferne von ihr zu weisen. Er schien sie freilich damit nur zu ehren und zu erhöhen, gleichsam mit einer königlichen Majestät zu umkleiden, denn kein Mensch verstand sich trefflicher als Graf Aurelius darauf, all' seinem Thun den Zauberschein der artigsten Rücksichten zu verleihen. Ihre Ehrendamen hatten gewiß auch nur zufällig jede einen anderen Fehler des Sprachorganes, so daß sich Emma selbst in jenen Stunden, wo sie ohne Zeugen mit ihnen zusammen war, während der Nacht, nicht gerne des Vortheiles einer ungestörten Unterhaltung bedienen mochte. Des Tages aber ließ die Gesellschaft des Grafen ohnedies den Verkehr nach Außen nicht zu. Hatte er außer dem Hause zu thun, so bat er die Geliebte gewöhnlich, ihm den Inhalt eines Buches mitzutheilen, wenn er zurückkäme, oder einige Briefe in seinem Namen zu beantworten, oder Berechnungen seiner flüchtigen Arbeit,

wie er's nannte, nachzuprüfen; kurz, er wußte mit der beſten Art die Stunden ſeiner Abweſenheit ihr vollauf thätig zu machen.

Emma fühlte das Alles. Sie fühlte, daß ein Geheimniß zwiſchen ihr und Aurelius ſtehe, welches er nicht zu enthüllen, welches er nur mit einem Aufwand der feinſten Künſte zu verbergen entſchloſſen ſchien. Sie drang nun allerdings nicht mehr in ihn, aber ſie ſchmollte. Zwar ſchmerzte ſie's ſelbſt, daß ſie dem weiblichen Zuge der Hingebung entſagen ſtatt folgen ſollte dem Manne ihrer Liebe; aber es hieß der weiblichen Natur noch Grauſameres bieten, indem man ihr ein Geheimniß bot. So beſtand gleichſam ein verholener Blokadezuſtand in beſter Art und Form zwiſchen den Liebenden. Der Graf wartete darauf, daß Emma vor der ſchönen Unmittelbarkeit ihrer Gegenwart allmählich jedes Hindergrundes vergeſſen ſollte, dagegen gedachte Emma nur für den Preis ſeines vollſten Vertrauens den Preis ihrer vollſten Liebe hinzugeben. Die Frage war alſo, welche von beiden Parteien die andere in der Kraft der Selbſtbeherrſchung zuletzt überholen würde. Das ſchwächere Geſchlecht, welches wir ſo nennen, weil es das liebeſtärkere iſt, wäre vielleicht doch der Dauer dieſer Wette unterlegen, wenn Eva's Töchter nicht mit Nebenfaden vertraut wären, womit ſie die geradlinige Rennbahn der Männer kreuzen.

Graf Aurelius war eines Tages an den königlichen Hof der Goldſtadt gefahren und hatte Emma mit der Bitte verlaſſen, ein Buch, das ihm zu kennen nöthig, an ſeiner Statt zu leſen, um es ihm auszugsweiſe mitzutheilen. Das Fräulein aber wußte mit Büchern nunmehr umzugehen. Sie ſchlug den Anfang auf, die Mitte, das Ende, las auf verſchiedenen Seiten verſchiedene Zeilen, und war fertig. Die erſparte Zeit

sollte jetzt einer Handlung der Freiheit gelten. Sie berief den gräflichen Marschall, und trug ihm auf, ein Geleite fertig zu machen, sie wolle den belebtesten Straßen und Plätzen der Stadt einen Besuch abstatten. Der Marschall war verlegen, machte Ausflüchte und weigerte sich zuletzt. Emma fragte, ob er vom Grafen Befehl habe, einen derartigen Auftrag abzulehnen. Das verneinte der Marschall entschieden. Vielmehr sei ihnen geboten, alle Winke der Herrin beflügelt auszuführen. So möge er gehen und das Geleite in Stand setzen. Langsam und kopfschüttelnd entfernte sich der Marschall. Nach einer Weile kamen verschiedene Diener herauf und baten einer um den andern sie zu entschuldigen. Jeder klagte über irgend ein Unwohlsein. Zuletzt blieben für das Geleite nur Wenige übrig. Jetzt aber stürzte die Hauswärterin herauf, ein altes, treues Mütterchen, rang die Hände über dem Kopfe und war außer sich. Was sie doch dächte! Alle Schutzgeister zwischen Himmel und Erden möge sie preisen, daß sie sicher zu Hause sei. Ob sie den Dog nicht fürchte? Mit einer Handvoll Leuten in's Freie gehen! Eine starke Truppe reichte kaum aus, den Dog zu bekämpfen, wenn sie das Unglück hätte, ihm in die Hände zu fallen. „Den Dog!" rief Emma, „ihr habt ihn ja gerichtet." Die Alte seufzte: „Das ist schon oft geschehen, und immer ist er wieder da! wer mag sagen, ob er je zu fahen ist? ganz eitel freut sich die Welt" — u. s. w. — „Ha! wer ist dieser Dog? Endlich werd' ich's hören! Bleibt, Mutter, bleibt, erzählt mir vom Dog!" Emma rief's und ihr Herz schlug hoch vor Erwartung. All' ihre Lebensgeister waren in Aufregung. „Ob sie's auch dürfe?" fragte die Alte zaudernd. Ja, das war der Punkt! Emma fragte sich selbst so. Nicht umsonst brannten ihre Wangen so hoch und flogen ihre Pulse. Sie wußte, daß in

Tagen und Jahren dem Grafen vielleicht nichts Unlieberes begegnen konnte, als wenn ſie dieſes Geheimniß entſchleierte. Doch — er hatte es nicht ausdrücklich verboten, und das Freiheitsgefühl war heute einmal Meiſter in ihr. Mit kühner Bruſt erlaubte und befahl ſie der Frau zu ſprechen. Die Gute bat, ob ſie ihr Theekännchen heraufnehmen dürfe. Sie habe eben ihr Geſundheitsſchlückchen gethan. Emma bejahte es ungeſtüm. Jene trippelte fort, die Diener zogen ſich wieder in ihre unteren Gemächer zurück, und ſiehe da! die Kammerfrauen ſchienen ſo nervenzart, daß ſie nicht einmal hören mochten vom Dog. Sie lallten und ſtotterten um die Erlaubniß, ſich ebenfalls zu entfernen. Emma bewilligte auch das. Mit großen Schritten ging ſie ihre goldflammenden Hallen auf und ab, erſchüttert von Furcht vor dem Grafen, von Grauen vor dem Dog und von der Luſt einer nahen Befriedigung zugleich.

Die Hauswärterin kam zurück, ein ſchlichtes goldenes Theekännchen in der Hand, das nicht die geringſte Kunſt der Arbeit zeigte. Denn die Frau war arm und beſcheiden und kleidete ſich auch nur aufs Nothdürftigſte in geringes Baumwollenzeug.

„Nun, der Dog!“ rief Emma mit erſtickender Stimme.

Die Alte nippte bedächtig von ihrer Theetaſſe und ſetzte ſich zu Emma's Füßen auf den Fußſchemel von Brocat.

„O könnt' ich auch ſo fragen,“ fing ſie zu ſeufzen an, „wie glücklich wär' ich! Wüßt ich ein Land, wo die Macht und der Schrecken des Dog aufhört, ich thät einen Sprung zur Sonne hinauf. Im Entſetzen wird man geboren, und in der Verzweiflung ſtirbt man hier. Deß iſt der Dog ſchuld.“

„Der Dog iſt,“ fuhr die Wärterin fort, „ein wildes, menſchenfeindliches Geſpenſt, draußen in der Wüſte geboren, die Wüſtenbewohner ſagen aber in der Stadt wär' er's. Gold-

ſand ſoll ſeine Nahrung ſein. Andere behaupten, Menſchenfleiſch äß' er. Die Wahrheit iſt, er martert uns ebenſo gern am Leben als er unſern Tod liebt. Keinen Augenblick werden wir von der Angſt vor ihm frei. In jeder Minute ſind wir ihm preisgegeben. Indem ich rede, durchſcheucht er vielleicht einen Theil der Stadt, bläſt Krankheiten und Peſt um ſich her, ſchneidet Grimaſſen, daß Leute wahnſinnig werden davon, ſtört, hetzt, jagt, plagt den Gang der Geſchäfte, die Freuden der Seligkeit auseinander und merkt ſich die Häuſer, deren Grundfeſten er nächſtens anbohren will, daß ſie mitten in Gaſtereien oder Liebesgeflüſter zuſammenſtürzen. So treibt's der Dog, und nirgends iſt Sicherheit vor ihm. Kein Bannſpruch bannt ihn, kein Heiligthum ſcheucht ihn, keine Erfindung der Vorſicht rettet vor ihm. Nachts verwahren wir uns mit Schlöſſern und Riegeln, aber der Dog kommt als ein Alp zu uns und drückt uns das Herz zu todt. Tags gehen wir in ſtarken bewaffneten Truppen aus, aber der Dog geht als Schildträger mitten unter uns und reißt ſein Opfer aus dem dickſten Gedränge des Marktes und der Kaufläden heraus. Und doch zahlen wir ihm Jahr für Jahr einen ſtarken Tribut von Mädchen; die werden ihm an wüſte, abgelegene Orte hingeſetzt, da verzehrt er ſie. Andre ſagen, er ſchläft nur bei ihnen, daher käme die ewige Verjüngung und Fortpflanzung ſeiner ſelbſt, ſo daß, wenn man den Dog einmal habhaft wird und henkt, der Dog doch nicht vertilgt iſt. Dagegen läßt ſich die Meinung vernehmen, was Menſchen ſahen und richten, das wären nur Scheingeſtalten, es gäbe in Wahrheit nicht mehr als eine einzige Perſon des Dog; von dieſer Meinung kommt denn der thörichte Jubel, ſo oft man einen henkt, und die Hoffnung, man hätte endlich den rechten. Auch über die Natur des Dog ſind wir im Ungewiſſen. Die Einen ſagen,

er wäre ein wirklicher Geist und als solcher unsterblich. Die Andern halten dafür, er sei ein Mensch wie wir, der draußen in der Wildniß verwilderte, und von den bösen Geistern vielleicht nur einzelne Zauberkünste lernte. Diese meinen auch, er wäre sterblich und hoffen auf seinen natürlichen Tod. Da gibt es nun viel zu denken, daß der Dog unter Anderm auch die gräßliche Gewohnheit hat, junge Männer aus der Stadt zu entführen und eine Zeitlang bei sich schlafen zu lassen. Die kommen dann matt und ungesund wieder zurück, während er selbst an der Frische ihres jugendlichen Athems sich auf lange hinaus wieder erfrischt hat. Ihr seht, die Frage um seine sterbliche oder unsterbliche Natur wird dabei ziemlich unnütz."

Die Sprecherin fuhr fort: „Das ist in der Hauptsache das, was ich als eine rechtschaffene Frau über den Dog sagen kann, wie es meinem eigenen Wissen und Erfahren entspricht. Aber nicht alle Menschen wären an meiner Stelle so freimüthig. Ja, wenn Ihr mit dem hiesigen Volk Euch gemeinermachtet — ich freue mich, daß Ihr's nicht thut, — Ihr fändet selbst welche, die den Dog loben und sich als seine Vertheidiger anstellen. Diesen Menschen ist nicht zu trauen. Die haben sicher eine geheime Verbindung mit dem Dog. Denn Ihr müßt wissen, wie der Dog feindlich und verheerend zu allen Stunden und in allen Gestalten unter uns wüthet, so ist die Verzweiflung so groß geworden, daß es einige vorziehen, sich selbst ihm preiszugeben, um sich die Gewähr ihres Lebens und ihres goldenen Besitzes in der Stadt zu erbuhlen. Frauen schleichen hinaus zu ihm aus den höchsten und vornehmsten Häusern, denn je reicher sie sind, desto mehr liegt ihnen der ruhige Genuß ihres Reichthums am Herzen; — aber indem sie nichts als ganz heimlich ihre weibliche Ehre zu opfern glauben, hängt ihnen oft genug der tückische Dog ein öffentliches

Merkmal an. Er verstümmelte sie entweder an Nase und Ohren, oder drückt ihrer Stirn ein Brandzeichen ein, oder — was er am meisten liebt, weil sich das am wenigsten verbergen läßt — er verrenkt und verkrampft ihre Sprachwerkzeuge, und zwingt sie so, mit der eigenen Zunge sich zu verrathen."

Emma fuhr entsetzt auf. Ihre Ehrendamen waren ja selbst so geartet. Die Hauswärterin fuhr fort:

„Ebenso bieten sich auch Männer dem Dog freiwillig als Schlafgesellen an, wenigstens viele Häuser könnte ich nennen, aus denen die schönsten Jünglinge eines Tages verschwinden, dann kommen sie oft nach Jahren wieder zurück, bleich, abgezehrt, schlotternd, Schlaf und Verdruß in den Augen, kein Blut in den Adern, Gicht in den Knochen. Doch sieht man sie große Paläste und Gärten bauen, sorglos in künstlichen Genüssen leben und nie vom Dog beunruhigt. Das bringt sie in den Verdacht der Freiwilligkeit. Denn, wie gesagt, Bestimmtes kann Niemand erfahren. Auch ist es durchaus nicht Schick und Sitte, solche Gekennzeichnete, seien's nun Männer oder Frauen, auffällig zu betrachten, noch weniger zur Rechenschaft zu ziehen. Niemand weiß ja, ob Schwester, Tochter, Bruder Gatte nicht selbst über kurz oder lang die freiwilligen Wege des Dog wandeln werden, und so nimmt man die, welche es schon gethan, mit Achtung in der Gesellschaft auf, ja, man wirbt noch um ihre Gunst. Auch das kommt vor, daß Menschen, die sich nicht selbst dem Dog opfern, ihm irgend ein Pfand überantworten, womit sie seine Gnade zu erkaufen gedenken. Aeltern haben schon ihre Kinder ausgesetzt zu diesem Zwecke.

„Alle diese Leute sprechen dann mit einer Art Nachsicht vom Dog, oder schweigen wenigstens, wenn er verflucht wird. Hat man aber einmal, was selten geschieht, an einer öden

Stätte den Dog im Schlaf überfallen und gebunden, denn wachend wird er nie gebändigt, dann erheben Jene das ausgelaſſenſte Freudengeſchrei um ſeinen Galgen, und ſtellen ſich als ob ſie, wie hoch! das allgemeine Veſte beglückwünſchten. Wie ich ſage, das iſt eine widerwärtige Lüge. Denn leider wiſſen wir ja alle aus Erfahrung, daß wir nur einen leeren Schatten, oder im beſten Fall einen Baſtard des Dog ergriffen haben. Gleich darauf ſpukt ſeine Schreckgeſtalt wieder aus allen Wänden, beißt den Leuten die Glieder im Schlafe ab oder würgt ſie zu todt, oder läßt Gift in ihre Speiſevorräthe, und wen er nicht heute beſchädigt, den zehrt die beſtändige Angſt auf vor den Drohniſſen des Morgens. Es gibt hier Niemanden, der mit dreißig Jahren nicht ſo alt ausſähe wie mit achtzig, nicht grau oder kahlköpfig wäre."

Emma fragte: „Iſt Euch ſelbſt, Mütterchen, von dem entſetzlichen Dog auch ſchon Böſes widerfahren?"

Die Alte ließ ein paar dicke Thränen in ihr Theekännchen rollen und antwortete: „Laßt Euch ſagen, Himmelsgeſchöpfchen: Eines Tages beſuchte mich eine Verwandte, — die trug einen Hals- und Armſchmuck, ganz ſo hinreißend ſchön wie der Eurige. Ich habe Zeitlebens keine ſo unſchätzbare Goldarbeit wieder geſehen. Ach, leicht konnt' ich mir denſelben Tag merken, denn die Nacht darauf kneipte und drückte mich der Dog, daß ich vor Pein kein Auge ſchloß. Noch martervoller war jede folgende Nacht; der Dog ſtellte von da an ſeine Henkerbeſuche nicht mehr ein, ich war auf eine Schmerzensfolter geſpannt, daß ich zu ſterben meinte. Da ging mein Sohn in die Wüſte hinaus, ihn zu verſöhnen. Dreißig Jahre ſind es ſeitdem — ich habe ihn nicht wieder geſehen. Glaubt ja nicht, daß dieſes jammervolle Land irgend einen Menſchen trägt, den der Dog nicht unglücklich macht."

Emma ſchmiegte ſich zitternd in die Ecke ihrer Ottomane und ſtammelte: „Sagt Ihr das mir zum Troſte?“

In demſelben Augenblicke fuhr der Wagen des Grafen vor; die Alte raffte ihr Theekännchen auf, Emma ſchenkte ihr ein goldnes mit Edelſteinen ausgelegtes Räucherbüchschen, und entließ ſie mit einiger Eile. Gleich darauf trat der Graf ein.

Der Graf war ungewöhnlich warm und aufgeweckt. Er erzählte, daß er nunmehr vollendete Hoffnung habe, ſich die Königsherrſchaft über Cipango auf dem Wege der friedlichen Erbfolge zu ſichern. Seine Anſprüche ſeien als zweifellos anerkannt. Denn wie ſie vielleicht wiſſe, ſo ſtammen die deutſchen Völker aus Indien, und Cipango ſei ein Theil von Indien So hätte ſie ja z. B. gleich anfangs die Gleichartigkeit der Sprache bemerken können, und die wenigen Veränderungen, welche das Deutſche vor dem Indiſchen erlitten, ſeien augenblicklich ausgeglichen worden durch die ſchnelle Faſſungskraft der Bewohner, welche ſich ſofort in die deutſche Mundart des Indiſchen gefunden, und wieder darin geantwortet: — eine Faſſungskraft, die übrigens nicht zu verwundern, denn in einem Südlande von ſo raſchem Pflanzenwachsthum, gingen auch billigerweiſe die Gehirnthätigkeiten des Menſchen viel beſchleunigter vor ſich. Kurz, daß er nicht abſchweife, — der Graf ſprach raſch und glühend, — ſo hätte er in der deutſch-indiſchen Heimat auf Cipango die alten Spuren ſeines Geſchlechtes aufgefunden, und es ſei aus den Urkunden und Documenten der öffentlichen Archive klar erwieſen, daß ſein Stamm und Name vor der Auswanderung nach Deutſchland die Rechte des hieſigen Königreichs beſeſſen. Nun ſei zwar der einheimiſche Zweig ſeiner Familie längſt ausgeſtorben, aber ſchwarz auf weiß lägen die Reſervationen jener Agnaten vor, welche als Herzoge von deutſchen Auswanderungszügen zwar das

Reich verlaſſen, jedoch mit ewigem Vorbehalt der Erbfolge für all ihre Deſcendenten, welche es wieder reclamiren würden. Das habe er gethan, und ſeine wohlgeprüften Legitimationen ſeien vor den Ständen und Kronanwälten als rechtsgiltig befunden worden.

Erſt als der Graf dieſe Ausführung geſchloſſen, und Emmas hocherwartete Theilnahme ausblieb, wurde er der Gemüthsverwirrung, worin er ſie getroffen, inne. Er fragte liebreich um die Urſache derſelben, Emma warf ſich an ſeine Bruſt, und verhehlte ihm nicht, was ſie ſchaudernd bewege.

Es kann nicht geſagt werden, wie dieſes Geſtändniß den Grafen berührte. Denn als Meiſter in der Kunſt der Artigkeit wußte er gerade da am gütigſten zu ſein, wo Emma es am mindeſten erwartete, wo ſeine Liebenswürdigkeit alſo am wohlthuendſten überraſchen mußte. Und da er ſein Syſtem der Abſperrung einmal doch durchbrochen ſah, ſo war er klug genug, jetzt mit dem Anſcheine der freien Wahl in das Gegentheil überzuſpringen.

„Auf, auf!“ rief er mit kühner Stirne, „ſo wollen wir denn hinaus und mitten hinein! Komm ins Schauſpielhaus mit! Du ſollſt ſehen, wie das Volk ſich harmlos der Freude überläßt, wie es ruhig und glücklich iſt. Höchſtens macht es den Dog lächerlich auf der Bühne — das iſt alles. Angſt Noth, Schrecken, Verzweiflung — welche Märchen! Du wirſt ſie nirgends verſpüren. Armes Kind! wie haben ſie da Deine zarte Seele geängſtigt!“

Emma war entzückt und voll Dank für die Güte des Grafen, voll Hoffnung, daß von ſeinem Troſte etwas wahr ſein möge. Leichtgläubig ſchritt ſie in ihre Zimmer zur Toilette, — mit blaſſer, veränderter Miene der Graf in die ſeinigen.

Es war Abend. Ein gewitteriſcher Wirbelwind flackerte

durch die Straßen und zauste wild an den Flammen der Laternen, als das gräfliche Paar in geschlossener Sänfte den Weg zum Theater machte. In einer der Straßen hatte der Wind die Laternen ausgelöscht, es war finster und menschenleer darin. Plötzlich aber kam der Zug an eine Stelle, wo die Menschen alle in einer Gruppe versammenstanden und die Straße förmlich absperrten. Die Gruppe vereinigte sich um ein Mädchen, welches auf der Schwelle eines Hauses saß und weinte. Die Sänfte mußte unwillkürlich hier anhalten. Dadurch wurde Emma Zeuge folgender Scene: Die Leute fragten das Mädchen, warum sie weine. Das Mädchen, soviel es unter Thränen und Schluchzen hervorbringen konnte, antwortete: ihre Mutter hätte sie für den Dog ausgesetzt, der Dog solle sie heute Nacht holen. Die Leute entsetzten sich und Viele boten dem Mädchen ihren Schutz an. Namentlich thaten sich ein alter und ein junger Mann, Vater und Sohn, dabei hervor, welche sofort in lebhaften Wettstreit mit einander traten. Der Vater überbot den Sohn, der Sohn den Vater. Der Vater warf dem Sohne vor, er möge für seinen eigenen Schutz sorgen, er sei ja ein unmündiger Nestling; der Sohn betheuerte leidenschaftlich: nimmermehr werde er das Mädchen abtreten, und schalt den Vater: er wäre selbst nicht besser als der Dog. Auf dieses Wort hob der Vater den Stock und schlug nach dem Sohne, der Sohn aber zog ein Messer und stieß es dem Vater in die Kehle — mit einem lauten Schrei sank Emma zurück, der Zug that keinen Schritt vorwärts mehr, sondern hastete wild nach Hause.

Als Emma aus einer langen, fiebernden Ohnmacht wieder erwachte, war ihr erstes Begehren, die Anker zu lichten. Der Graf erschrack und beschwor sie mit Bitten und Thränen, diesen Gedanken aufzugeben. In dem Augenblicke, wo er die

erſte Königskrone der Welt ihr aufs Haupt ſetzen wolle, möge ſie königlicher empfinden als die gemeine Menſchennatur. Sie möge bleiben, Emma weigerte ſich mit heftigſter Abneigung. Der Graf drang, Emma widerſtand, es erhob ſich ein langer, unfruchtbarer Wortaustauſch. Zuletzt ſprach der Graf: „Wohlan, ich erkenne es, daß eine Entſcheidungsſtunde geſchlagen hat. Was mich betrifft, ſo mag ich das Land nicht verlaſſen, das meine Urheimat iſt. Willſt Du es — dann ſei's! Schiff und Mannſchaft ſteht Dir bereit und wird Dich bringen, wohin Du verlangſt. Erkläre Dich!"

Emma hing ſich weinend an den Hals des Grafen und ſprach: „Ich kann nicht aufhören, Dir zu folgen, Du weißt es. Aber auch anfangen kann ich nicht, Dein zu werden auf dem Boden des gräßlichen Dog. Was für Rath bleibt uns? Aurelius, ein großer, ein unſterblicher Rath! Bekriegen wir den Dog, bekämpfen, vernichten wir ihn! Reinigen wir das ſchönſte Land von der ſcheußlichſten Peſt der Erde!"

Der Graf war offenbar beſtürzt von dieſem Vorſchlage, aber er verbarg es. Vielmehr ſchien er für den Augenblick ſchon zufrieden, daß noch eine Bedingung ſchwebte, an welche ſich anknüpfen ließ. Das that er denn mit der Leichtigkeit ſeiner gewohnten Manieren. Mochte er nun hoffen, daß die Schwierigkeit der Rüſtung Emma ermüden, oder daß die längere Dauer ihr Grauſen endlich doch mildern, oder auch, daß der Dog vor dem heranziehenden Sturm freiwillig fliehen würde, genug, er verſprach den Krieg. Emma war voll Begeiſterung und wünſchte ſich tauſendfältige Reize, um den hochherzigen Sieger darin zu belohnen.

Unſäglich aber war die Aufregung, welche dieſes Project auf der Inſel hervorrief. Die ganze Bevölkerung parteiete ſich, alle Intereſſen geriethen in brennendſte Bewegung, alle

Leidenschaften erhitzten, rieben, stießen oder verbanden sich. Wer hätte es für möglich gehalten? Dasselbe Land, welches in Jubel taumelte, wenn es eine Wahngestalt seines Peinigers aufs Schaffot schleppte, zitterte jetzt vor dem Ernst des Angriffs, vor der Gewißheit seines Gerichtes. Was habe man sich zu dem fremden Thronfolger zu versehen, wenn er mit so erschütternden Neuerungen schon den Anfang mache? Und die Philanthropie der künftigen Königin — wird sie bei der Verfolgung des Dog stehen bleiben, oder wird sie von allen Uebeln erlösen — „die Gesellschaft von sich selbst erlösen" wollen, fragte ein Witzbold. Jetzt leide das Land an der Unsicherheit seiner Zustände: nur allzu sicher aber werde sein Untergang sein, wenn man den Feind reize, ohne ihn zu besiegen. Ist es staatsklug, das allgemeine Verderben herausfordern zur Rettung vor dem einzelnen und besondern? Ein großer Theil der Bevölkerung hat mit dem Dog schon Frieden gemacht; — ist es gerecht, dessen wohlerworbene Rechte von Neuem im Frage zu stellen?

Das ungefähr war die Stimmung der Insel. Der König, so sehr er unter dem Einflusse des europäischen Grafen stand, wagte dabei doch nicht, sein stehendes Heer auf diese Unternehmung einzusetzen, und nur aus Achtung vor dem künftigen Thronfolger bewilligten die Stände demselben die Anwerbung von Freiwilligen. Emma stickte selbst die Fahne für sie, und mußte als Schutzfrau der ganzen Armada täglich die Ergebenheits-Besuche von vornehmen Landesjünglingen empfangen, welche mit matten Kraftreden ihren Degen präsentirten und sich nicht undeutlich merken ließen, zu welchem Dank sie ihren schönen General zu verpflichten hofften. Emmas Begeisterung litt ziemlich stark unter dieser Begeisterung ihres Corps!

Endlich war die Rüstung vollendet. Noch aber hatte Nie-

mand an einen Feldzugsplan gedacht. Graf Aurelius ſtudirte die Plane der Inſel und ſtudirte ohne Aufhören. Ueberhaupt war die Frage jetzt, wie der Krieg gegen einen ſo räthſelhaften, geheimnißvollen Feind zu führen ſei. Die Eingebornen betheiligten ſich gar nicht an dieſer Frage. Es verſtand ſich ihnen von ſelbſt, daß die Fremden damit im Reinen wären. Höchſtens rief das Prieſtercollegium eine Art theologiſcher Bewegung hervor, indem es jetzt lebhafter die Unterſuchungen aufnahm, ob der Dog ſterblicher oder unſterblicher Natur ſei, ob man ihn für einen Geiſt, oder nur für einen Zauberer zu halten habe. Darüber verging abermals Zeit, und doch kamen die Theologen zu keinem Reſultate.

Endlich ließ ſich ein uralter Hierophant bei Emma anmelden, der gab die Erklärung ab, es ſei ihm aus ſeinen Studienjahren noch dunkel erinnerlich, daß ſich ein Buch in der Tempelbibliothek befinde, welches zur Möglichkeit einer Dogbekämpfung anweiſe. Emma hörte dieſe Nachricht mit äußerſtem Erſtaunen. Alſo Bücher gab es, und nur zu leſen brauchte man, um eines entſetzlichen Nationalübels los zu werden — und doch that man's nicht! Lieber flüchtete man in verzweiflungsvoller Genußſucht von Moment zu Moment, als daß man ſich um den vorhandenen Schatz einer Lehre kümmerte! Ihre Begeiſterung für das Heil einer ſolchen Nation ſank wieder um einen Grad tiefer.

Eine Commiſſion wurde niedergeſetzt, um die Tempel-Bibliothek von oben bis unten zu durchforſchen. Die Mühe war nicht groß, denn man fand das geſuchte Buch im Refectorium des Tempels gleich vorn in der erſten Reihe ſtehen. Es wuchs eine ungemein zierliche Moosgattung auf ſeinem Rücken, als man ſie aber hinwegräumte, zeigte ſich aus Gold und Juwelen der prachtvollſte Einband.

An demſelben Tage wurde Graf Aurelius von einem Schlage geſtreift, der ihn für die nächſte Zeit lähmte. Man mußte ſeine Geneſung abwarten. Körperlich erfolgte ſie bald, aber ſeine Heiterkeit blieb getrübt. Er ſagte, er habe zum erſten Male die Gebrechlichkeit des Lebens ahnen gelernt. Er ſah Emma oft mit ſchweren, kummervollen Blicken an und ſeufzte tief. So trat er an die Spitze des Heerzugs, Emma mit ihm.

In dem heiligen Buche war gefunden worden: hundert Meilen gegen Oſten wohne ein göttlicher Einſiedler, der komme von hundert zu hundert Jahren in die Stadt und lehre die Ueberwindung des Tod. Seine Lehre wurde ſtets verboten, ſeine Perſon ſei nicht anzutaſten. Das letzte Mal habe er geweiſſagt, er werde nun nicht mehr kommen, aber ſein Auge werde die noch ſehen, welche zu ihm kämen; die werde er dann wieder lehren. Dieſe Verkündigung des heiligen Buches war die Richtſchnur des Zuges. Er zog durch das öſtliche Stadtthor aus und gerade nach Sonnenaufgang hin, dem Aufenthalt des göttlichen Einſiedlers zu.

Anfangs bewegte ſich der Marſch fröhlich und wohlgemuth vorwärts. Die nächſte Umgebung der Goldſtadt war ein Garten von traumhafter Schönheit. Bäume, Blumen, Gras Vögel und Rieſelbäche — alles wuchs, blühte, klang und muſicirte da mit einer Kraft und Fülle, als wär' es das erſte jugendliche Aufjauchzen der Erde. Aber ſchon am zweiten Tage änderte ſich die Scene. Der Himmel umzog ſich mit grauen Regenwolken, der Weg ging in eine graue Schlammwüſte hinein und wurde je länger je troſtloſer. Bald war er nichts mehr als eine Art Traufrinne, die Pferde ſanken oft bis an die Kniee in den Moraſt, die Räder der Wagen ließen Geleiſe voll Waſſer hinter ſich zurück. So ging's endlos.

kein Baum, kein Grashalm, kein Vogel, kein lebendes Weſen. Nur von Zeit zu Zeit ſtreckten ſich aus den Schlammgruben am Wege große Regenwürmer empor, die waren ſo groß wie Menſchen. Neugierig gletzten ſie den Zug an, ſeufzten tief und ſanken in die Gruben zurück. Häufig baten ſie um eine Handvoll Mehl, um eine Kanne Wein oder Milch und redeten die vornehmſten Officiere des Zuges oft als Brüder und Vettern an. Voll Erſtaunen darüber ließ ſich Emma belehren, dieſe Regenwürmer entwickelten ſich nach und nach zu Menſchen, in einzelnen Spuren und Zügen wären ſie es ſchon. Sie kämen zu Tauſenden um in der Schlammwüſte, die aber das Ziel erreichten, würden Bewohner der Goldſtadt. Emma hörte das mit ſchauderndem Abſcheu. Der Gedanke kam ihr, daß ihre Gefährten wohl auch meiſt ſolche Schlammgeburten geweſen; es dämmerte ihr ein Begriff darüber auf, wie man das Unweſen des Oog in der Goldſtadt noch immer ertragen mochte, wenn man aus dem Thierzuſtande und aus dem Elende dieſes Aufenthaltes herauskam. Tiefer in der Wüſte wurden die Regenwürmer wilder und verwegener. Ein ganzes Geſchlinge von ihnen hielt den Zug einſt gewaltthätig an. „Ein Weib! ein Weib!“ ſchrieen ſie gierig und ſchlugen mit ihren naſſen Leibern an Emmas Wagen. Aber die Bedeckung zog nicht einmal die Waffen gegen ſie. Mit guten Worten ſuchte man ſie zu kirren. Sie möchten ihre Aufgabe in Schlamm und Koth nur zu Ende wühlen, die Tage des Wohllebens kämen auch an ſie. Alles war auch nachſichtig und menſchlich gegen das Gewürm, und ſchmeichelnd und tröſtend wurde man ſeiner zuletzt los. So fand Emma das Innere des Goldlandes. Sie hielt ſtandhaft an ſich und überwand das Grauſen dieſer Abenteuer in der Zuverſicht, den fluchwürdigen Dämon der Inſel bald obſiegend zu vernichten.

Ein Anblick wie von Gott! Ein laubreich gefächerter Palmenhain mit einem Unterholz von Oleandergebüsch stand eines Morgens am Horizonte da, als Ende der Wüste. In dem Palmenhain saß ein schneeweißer Einsiedler und las in einem großen Buche. Emma glaubte in seinen Zügen eine Aehnlichkeit zu finden, nur mit wem? besann sie sich nicht mehr. Es war ihr ganz traumhaft zumuthe. Der Einsiedler erhob sich bei Annäherung des Zuges und redete Emma an: „Das Wollen ist gut, das Vollbringen stark. Nichts geringeres als Gott ist die Kraft, von der geschrieben steht: und wie er es wollte, so geschah es. Dieses ist der Weg von Deinem Willen zu Deiner That: Du mußt gehen durch den starren Goldtod, durch den flüssigen Goldtod bis an den Silbertod. Denn dreifach ist die Abwehr des Dog. In der letzten wird er am schwächsten. Eine reine Jungfrau wird ihn erlegen mit diesem Bogen, mit diesen Pfeilen. Eine reine Jungfrau! Rein ist was selbst ist. Eva war nicht selbst, sie war Schlange, Adam war nicht selbst, er wär Eva. — Willst Du siegen, so sei selbst, und kein Sinn bleibe Dir offen für Aeußeres. Vor Allem bedenke Eines: Verloren ist, wer erhalten will, indem er vernichtet." Diese Worte sprach der Greis und kein einziges drüber. Er übergab Emma einen Bogen mit einem Köcher voll Pfeilen und wies mit der Hand die Richtung ihrer Weiterreise. Dann wurde er nicht mehr gesehen, obwohl der Zug einen ganzen Tag Rast hielt in seiner Oase. Es gab manchen Kranken unter den Reisigen, Graf Aurelius selbst sah aus wie ein Sterbender. Er that sich Gewalt an, aber der Blick der Liebe sah: Vernichtungsgefühl nagte an ihm.

Des andern Morgens ging's in der gewiesenen Richtung von dannen. Der Zug kam an ein großes, wüstes Gebirge,

aber wie ſich die Wolken theilten und ein Strahl darauf fiel, blitzte es in allen Spalten, Ritzen und Rielen von Gold. Eine einzige Thalmündung öffnete ſich als Zugang, da hinein verſenkte ſich eine kleine Heerſäule. Bald verengte ſich das Thal zu einer Schlucht, die Bergwände rückten einander näher und näher, immer ſchroffer und trotziger ſtarrten ihre Rieſenhäupter zum Himmel empor, kaum maß das ſchwindelnde Auge ihr Ende. Da ſpürte einer der Reiſigen ein kleines Goldkörnchen an ſeinen Helm ſchlagen. Einem anderen kitzelte ein gleicher Wurf die Naſenſpitze. Und ehe man ſich's verſah, begann ein Springen und Klingen von beiden Seiten der Berglehnen, die Goldkörner tänzelten in ſchönen Schwunglinien auf und über den Durchzug hin und wieder, es war als ob neckiſche Berggeiſter ein anmuthiges Carnevalsſpiel der Wälſchen ſpielten. Die jungen Kriegsleute übten ihre Geſchicklichkeit, die Körner zu haſchen; ſie vertrieben ſich theils die Zeit damit, theils wünſchten ſie die niedlichen Goldtropfen einzuſammeln: denn ſie hatten eine gar reine ſternige Kryſtallform. Nur hätten ſie nicht größer und immer größer werden ſollen. Dieſer Umſtand wurde endlich beſchwerlich. Es galt ſchon, den Goldhagel nicht mehr aufzufangen, ſondern ſich zu ſchützen vor ihm. Zuletzt wurde auch der Schutz unmöglich. Eben deutete ein Mann mit ſeiner Degenſpitze auf einen Adler, der wie ein ſchwarzer Punkt in der Höhe eines goldenen Felſengipfels horſtete, — da löſte der ganze Felſengipfel ſich los, der Adler flog auf, der Goldfels aber wälzte ſich krachend in die Tiefe, und ſprengte ſeine Splitter umher wie das dichteſte Speerwerfen. Der Zug hielt inne, um den Block vorbeirollen zu laſſen, — aber ſiehe! jetzt lockerten ſich die Felſen gerade über den Häuptern der Reiſigen ſelbſt. Rechts und links ſchüttelten die Berge ihre Rippen, das Thal klapperte wie ein

Würfelbecher und wehe, wenn die Riesenwürfel niederfielen auf das arme, eingekeilte Menschenhäuflein! Und sie thaten's. Alle Gipfel machten sich auf die Wanderung in die Tiefe, wie ein Windschauer durch einen regenschweren Baum fährt, kamen die Steinmassen fürchterlich rauschend niedergeschossen; ein Augenblick — und der ganze Zug lag verschüttet unter goldigem Erzgetrümmer. Erblaßt sah sich Alles an und maß mit Verzweiflung im Auge die Möglichkeit ab, ob vor- oder rückwärts? Aber schneller als jeder Gedanke hagelte, polterte, prasselte und brüllte es jetzt auf jede Wegesspanne zugleich herab; mit wahnsinnigem Geschrei stob die Heersäule auseinander, einige duckten sich in die Ritzen und Spalten der Thalschlucht, andere sprengten mit verhängtem Zügel thalauswärts zurück, Graf Aurelius selbst stotterte zitternd: „Hinaus aus dieser Hölle!" und wollte umwenden. Emma blickte auf ihn zurück, und siehe, hinter ihr war das Thal ebenso ruhig, wie vor ihr rasenden Lärmes voll. Da rief sie so laut sie konnte: „Vorwärts, Graf! das ist der starre Goldtod, wovon er gesagt hat — bleiben wir standhaft!" Und mitten hinein trieb sie ihr bäumendes Gespann, während ununterbrochen die Berge das Gold in bombenähnlichen Klumpen abschüttelten und jeden Schritt mit zerschmetterndem Tod übersäeten. Endlich öffnete sich das Thal in eine Ebene. Aufathmend blickte Emma zurück und rief: „Das war die erste Vertheidigungslinie des Dog!" Aber siehe da! all' diese gefährlichen Bergstürze mußten sich in den Bergen selbst noch zerschellt, in den Schluchten und Schlünden verloren haben, denn die Straße wies jetzt nur wenige Splitter auf. Von dem Zuge war Niemand verunglückt, es fehlte nur, wer sich auf den Rückweg zur Flucht gewendet. Mit schöner Siegeshitze lächelte Emma den Grafen an; der aber hielt sich kaum auf

seinem Pferde und murmelte mit bleichen Lippen aus einem römischen Dichter einen Vers über menschliche Vermessenheit.

Die Ebene, welche der Zug jetzt erreicht hatte, war von einem schmalen Bache durchflossen. Man sah aus seinem Gerieſel und aus den Steinen, welche überall das Wasser überragten, daß er eine äußerst seichte Furth habe. Und in der That reichte nicht einmal in seiner Mitte das Wasser bis an die Knie. In dem Augenblicke aber, als Emma an der Spitze ihrer Armada schon an das andere Ufer hinanzufahren meinte, wich dieses seltsamerweise zurück, während das Flußbett zugleich in eine abschüssige Tiefe neigte. Vorsichtig wurden die Pferde gelenkt, vorsichtig tasteten diese Schritt für Schritt weiter, bald stieg ihnen das Wasser bis an die Mitte des Leibes, bald bis an den Kopf, während zugleich der Wagen mit Wasser sich füllte. Noch einmal trieb Emma die Pferde gegen das Ufer, diese glaubten selbst, es erreichen zu können — ein Ruck — und Roß und Wagen verschwanden unter den Wellen. Sogleich warf sich Emma in schwimmende Lage und strebte dem nahen Uferrande zu — da verschwand das Land gänzlich aus ihrem Auge und der Strom breitete sich aus — meergleich! Er trieb große, flache Wellenringe auf seinem Spiegel und wirbelte zugleich eine solche Masse von Goldsand auf, daß die Schlammlast selbst dem Schwimmen zu wehren schien. „Zurück, wir sind verloren!“ hörte Emma den Ruf ihres Gefolges hinter sich, sie wendete sich um — und was sah sie? Das diesseitige Ufer lag noch immer dicht hinter ihr, es schien den Verunglückten fast nachzurücken, und jeder erreichte es mühelos, der sich darauf zurückrettete. Sogleich kehrte Emma von dem verlockenden Anblicke das Auge ab und strebte vorwärts. „Wohin? dort drüben ist kein Land mehr!“ rief Aurelius, ohnmächtig mit den Wellen ringend,

und ſuchte ſich Emma's zu bemächtigen. Emma antwortete: „Es iſt der flüſſige Goldtod; wir werden" — aber ſchnell verſtummte ſie, denn die goldſchweren Wellen ſtrömten ihr erſtickend in den Mund. Nur aus der Richtung, die ſie einhielt, war noch ihr Entſchluß zu erkennen, ſich tiefer in den Strom hineinzuſteuern. Sie rang, ſie kämpfte, ſie ließ ſich ohnmächtig treiben, ſie raffte ſich, dem Sinken nahe, wieder empor, legte immer kürzere und kürzere Strecken zurück: endlich war die letzte Kraft ihrer Glieder erſchöpft, des Waſſers und des Goldes Wucht drückte ſie mit reißendem Schwalle in die Tiefe hinab, ſie ſank auf den Grund und in ihr naſſes, goldenes Grab.

Doch nein! ſowie ſie den Boden berührte, war der Strom verſchwunden, ſie lag auf einem weichen, grünen Raſen und fühlte ſich erquickt, wie nach dem ſtärkendſten Bade. Freudig wieherten ſie ihre Pferde an, frohjubelnd begrüßte ſie der letzte treue Reſt ihres Gefolges, den vielleicht nur die Macht ihrer Schönheit auch durch dieſe Probe geführt; Graf Aurelius allein ſchien ſich nicht erholen zu können. Er lag am Geſtade wie ein verlorenes, aufgegebenes Weſen. Emma ſprach ihm Muth zu. „Das war der zweite Schutzwall des Dog. Auf, auf, das Gelingen iſt nahe. Zum dritten ſoll er am ſchwächſten ſein."

„Gluthſtifte ſoll's regnen in Deine Augenſterne, verwünſchtes Weib!" ſchrie plötzlich eine Stimme in ihrer Nähe. Emma blickte zurück, — da ſtand eine Geſtalt hinter ihr, in nichts Aeußerem von der menſchlichen unterſchieden; doch ſchüttelte ſie ein jäher Schrecken: ihr Geiſt ſagte ihr, daß dies der Dog ſei, der ſich in letzter ſichtbarer Verkörperung zum Kampfe ſtellen müſſe. Augenblicklich gab ſie ein Zeichen, ihr Gefolge ſprang waffenfertig auf, und Pfeil auf Pfeil fuhr es dem Ge-

ſpenſte in den Leib. Der Dämon zog lachend die Mordgeſchoſſe aus den Wunden und warf ſie wie einen Spielball den Angreifern zurück. Emma, der Waffenführung ungewohnt, hatte zuletzt ihren Pfeil zum Abdrücken gebracht, ſie traf, und ſiehe! laut auf ſchrie der Dog, und dieſe Wunde allein blutete. „Laßt ab, laßt ab!“ rief Emma, die jetzt den Sinn des Kampfes erkannte, „in meine Hand allein iſt er gegeben.“ Bei dieſen Worten ergriff der Dog die Flucht. Mit ſchnellem Entſchluſſe verfolgte ihn Emma. Der Boden dieſer Jagd lief allmälich in eine Landzunge aus, denn rechts und links ſah man den Spiegel eines Sees herangläuzen. Emma hatte nicht Zeit, im Laufe ihren Bogen zu ſpannen, aber mit Freuden ſah ſie die Geſtalt dieſes Bodens: ſie hoffte, die Landzunge werde endlich in einer Spitze endigen, dort müſſe der Feind Stand halten. Und immer angſtvoller beeilte der Dog ſeine Flucht, aber einer göttlichen Diana gleich griff Emma's Menſchenkraft aus. Und ſiehe, ihre Hoffnung hatte ſie nicht getäuſcht. Denn mit jedem Schritte enger lief die Landzunge in einen weiten, blanken See hinein, und wurde endlich ſo ſchmal wie ein Damm, der nur einer einzigen Menſchenbreite Raum gibt. Da hörte Emma die laute Warnungsſtimme des Grafen hinter ſich: „Folg' ihm nicht da hinaus, ich fürchte, das Land reißt mit Zauberkunſt ab, und Du biſt ſeine Gefangene!“ Aber in brennender Kampfesgluth achtete Emma nicht des Wortes, vielmehr trieb ſie unaufhaltſam den Dog auf die äußerſte Landſpitze. Und das Land riß nicht ab hinter ihr, und wer ſich gefangen hatte, das war der Dog ſelbſt. Der ſah jetzt nichts mehr vor ſich als den hohen, lichten Seeſpiegel. Ohne Verweilen ſprang er in den See hinab. Emma griff wieder zu Bogen und Köcher und ſendete ihm Pfeile nach. Aber ſie fehlte. Auge und Hand zitterten aufgeregt von der

Haſt der Verfolgung. Der Dog ſchien ihr zu ſpotten, er wendete ſich grinſend um und ſpritzte mit hohlen Händen die Flut gegen ſie. Die gereizte Kämpferin beſann ſich nun auch keinen Augenblick. Entſchloſſen ſprang ſie in den See nach — da warnte der Graf wieder: „Es iſt Queckſilber, das Gold aufzehrt! Wenn Dir mein Liebesgeſchenk lieb iſt — umſchließ' es feſt damit!" Er warf ihr ein paar wollene Purpurbinden vom Lande zu. Zugleich fuhr der Dog fort, anſtatt zu entfliehen, neckend und höhnend heranzugaukeln und haſtig ſchöpfend ſie mit der blanken Flut zu überſtrömen. Jetzt erſt wurde Emma aufmerkſam auf die Natur dieſer Flüſſigkeit. Sie netzte nicht wie Waſſer, ſie zerlief in perlende Kügelchen, ſie überleuchtete den Schneeglanz. Es war Queckſilber. In dieſem Stoffe, wie ſie gehört hatte, verſchwindet ein goldener Ring, der hineinfällt; unwillkürlich ſah ſie ihr köſtliches Goldgeſchmeide an, unwillkürlich haſchte ſie nach den Binden, das herrliche Kunſtwerk damit zu ſchützen. Ohne vom Dog den kampflechzenden Blick abzuwenden, legte ſie raſch Pfeil und Bogen auf den Erddamm, ſchnürte ſich mit geflügelten Handgriffen dicht und feſt die wollenen Gürtel über Hals- und Armſpangen: im Nu war's gethan. Jetzt, wie mit fertiger, vollendeter Ausrüſtung, griff ſie erneuetem Muthes nach dem Geſchoſſe, aber ſiehe! es iſt verſchwunden. Noch ſtreift es ihr Auge, wie ein kleiner Kobold blitzſchnelle aus dem See emporſchnellt, die Waffe ſtiehlt und damit untertaucht. Sand füllt die Hand, die nach dem Rüſtzeug ſich ausſtreckt.

Und jetzt erhebt ſich der Dog rieſenhoch aus dem See, ſein Haupt durchſtößt die Wolkendecke, und in der Höhe der Wolken erſchallt ſein Hohngelächter, daß es in Bergen, die hundert Meilen entfernt lagen, donnerähnlich nachhallte. — Der Kampf war zu Ende.

Der Graf eilte herbei und legte ſich Emma in die Arme, die ſinnlos von Schmerz und Zorn auf der Landzunge zu Boden getaumelt war. „Verräther, Mitverſchworner!“ ſtieß Emma aus bebenden Lippen hervor und ſchlug einen haſſenden Blick zu dem Manne auf. Es war das erſte unfreundliche Wort, das ihr Mund gegen ihn ausſprach. „Beſte, wie magſt Du mich ſo kränken!“ ſagte der Graf wehmüthig. — „O er warnte mich: Verloren iſt, wer erhalten will, indem er vernichtet! Du, Du haſt um das göttliche Orakel mich betrogen!“ — „Ungerechtes Herz, ſind wir's nicht Beide, die des Wortes vergaßen?“ — Emma weinte Thränen der Scham und Reue und ließ ſich willenlos vom Grafen ans Land zurücktragen.

Aber racheſchnaubend fuhr hier ihr Gefolge auf ſie los: Wehe! Wehe über's Land! Der beleidigte Dog wird ſeine Peſtgeißel jetzt hundertfach ſchärfen. Der Fluch und die Furie der Inſel iſt ſie — Weiberwahnwitz und Hoffahrt ſtürzt das Königreich ins Verderben; jeder Beſonnene hat dieſen Ausgang vorausgeſetzt. Dann ſchwangen ſie die Fahne, die ſie ſelbſt geſtickt, hohnlachend ihr um's Haupt, umtanzten ſie mit frechen Spottgeſängen: kurz, die Jugend des feinen hauptſtädtiſchen Adels zeigte eine bewunderungswürdige Vertrautheit mit den niederſten Sitten.

Der Graf ſtellte ſich der zügelloſen Meute gegenüber, wie ein Mann gegen Buben. Die Hand am Schwertknauf, die Augenbrauen von Blitzen voll, ſtand er da in der vollen Wirkung ſeines perſönlichen Anſehens. Die Goldſtädter fühlten den König an ihm, und plötzlich, eben ſo feig als übermüthig taumelten ſie zur Erde hin und murmelten unter ſich: „Es iſt Alles verloren, nichts bleibt uns übrig, als uns zu Tode zu grämen.“ Dann kauerten ſie ſich zuſammen und grämten

ſich. Sie änderten ihre Farbe, der Schweiß trat aus ihren Poren, ihre Leiber wurden ſchmal und dünn, und nach einigen Minuten waren ſie Regenwürmer und verkrochen ſich in die Erdlöcher.

Emma achtete kaum auf dieſe Verwandlung; es ſchien ihr natürlich, als müſſe jetzt Alles zum Schlimmſten und Aergſten kommen. Verſunken in Schmerz, ging ſie an der Seite des Grafen einher und ſchwieg dumpf in ſich hinein. „Du fährſt fort, mir zu zürnen?“ ſeufzte der Graf zärtlich. Emma hatte keine Antwort. „Wie ungerecht Du biſt! Was iſt hier anders geſchehen als die Geſchichte des Paradieſes? Der Dog ſpielte uns mit wie die Schlange; ich reichte Dir — nun ja, ich reichte Dir den Apfel, wenn Du willſt; und Du empfingſt ihn. Aber zürnte denn unſer Stammvater dem Weibe, das ihn verführt? Mit nichten, Emma! Die Urbilder der Menſchheit beharrten ſich über das Paradies hinaus treu, nnd ihren Umarmungen entblühten Kinder und Enkel, — ein neues Paradies! So ſtark war Liebe in der Jugend der Welt! — Mädchen, haſt Du die Kraft zu lieben verloren? O dann, erſt dann wirſt Du wirklich beſiegt!“ Emma empfand eine innerſte Scheu über den Sinn dieſer Worte, und doch ging ihr das Herz dabei auf. „Führe mich fort aus dieſem Goldlande,“ ſchluchzte ſie laut, „kein reines Gefühl iſt hier möglich“. Der Graf ſchärfte ſich die Lippen und ſah finſter drein. „Du ſollſt das Gold nicht verdammen,“ ſagte er ernſt, „es iſt die Angel der Welt. Aber wer opferte ein Königreich nicht, um Deines Herzens König zu ſein! Wohlan, ich laſſe die Krone von Cipango!“ Der erſte Freudenſtrahl fuhr wieder durch Emma's Seele. Dankbar drückte ſie des Grafen Hand und flüſterte: „Wenn Liebesglück Gold werth iſt, kann uns nicht jede Spanne der Welt ein Goldland ſein?“ Aber ſeltſam war es, daß der

Graf, der ſonſt wohl ſpröderen Stimmungen den Ton ſeiner Zärtlichkeit aufnöthigte, gerade dieſes Wort nicht ſo zärtlich erwiderte, vielmehr mit einer gewiſſen Genauigkeit es ängſtlich verbeſſerte. „Du redeſt ſinnbildlich," ſagte er, „wir wollen aber auch in Wahrheit einen goldenen Rahmen unſeres Lebens nicht miſſen. Königliche Gemüther erheben das Aeußere gern zum Glanz ihres Innern. Ich wäre ſo unglücklich, als hätt' ich Dein Herz ſelbſt verloren, ſäh' ich Dich einſt für Pracht und Schmuck gleichgiltig."

„Wohin führt dieſer Weg?" fragte Emma, die jetzt wieder Sinn und Gefühl für die Außenwelt bekam und Alles um ſich her fremd und verwandelt ſah. „Sag', müſſen wir wieder zurück durch die entſetzliche Wüſte bis zum Hafen der Hauptſtadt? Mich ſchaudert der Gedanke!" Der Graf antwortete: „Wie ich die Plane der Inſel ſtudirt habe, ſo erreichen wir bald das Meer der entgegengeſetzten Seite, indem wir das Land quer durchſchnitten. Dünkt es mir doch, ich wittere die Seeluft ſchon. Auch müſſen in jener Richtung die Inſeln des guten Vertrauens liegen, wohin wir jetzt unſere Fahrt nehmen wollen." Emma fragte, was für Inſeln ſo wohlklingenden Namens das wären? Der Weg an's Meer bot dem Grafen Muße genug, ſich über die Kunde der genannten Eilande zu verbreiten. Soviel er aus hieſigen Documenten geſchöpft, müßten die Inſeln jenſeits des guten Vertrauens der beſte und natürlichſte Erſatz für das Goldland Cipango ſein. Schade, daß er damals noch nicht geahnt, ſie würden ihrer Beider nächſter Aufenthalt werden, er hätte noch gründlicher geforſcht; doch ſoviel wiſſe er: die Inſeln des guten Vertrauens ſind eigentlich abgeriſſene Stücke vom Goldlande, und es wird nicht fehlen, daß ſie noch Fülle der Güter genug darauf finden, welche das Leben leicht und

angenehm machen. Gutgeartet iſt vorzüglich der Menſchenſchlag ihrer Bewohner. Kindliche Unſchuld, himmliſche Offenheit der Herzen, Gläubigkeit, Hingebung, Freundſchaft, Liebe, Treue, Bereitwilligkeit zu wechſelſeitigem Entgegenkommen, — alle Tugenden verträglicher Geſelligkeit haben daſelbſt ihre Tempel. Kurz, es wird genügen, ſich hier wie bei den meiſten Dingen an den Namen zu halten. Die Schönheit des Lebens entſpringt dort aus dem gegenſeitigen guten Vertrauen, ſowie Furcht, Angſt und Mißtrauen vor dem Dog ein Wurm, wenn ſie wolle, in der Blüthe des hieſigen war.

Emma fühlte ſich neu geſtärkt von dieſer Beſchreibung. Im Verlaufe derſelben hatte auch der wüſtengraue Geſichtskreis ihres Weges aufgehört und ein blauer, ſchmaler Saum angefangen, den Rand der Erde zu begrenzen. Der blaue Saum wurde immer breiter, die Luft veränderte ſich immer merklicher, und bald zeigte es ſich, daß die Wandernden das Ende des Landes erreicht hatten und ein Meer vor ihnen dalag. Auch fanden ſie ein Schiff in einer ſtillen Bucht vor Anker liegen, mit vollſtändiger Takelage ausgerüſtet, beſegelt und bewimpelt und wie zur Abfahrt bereit. Der Graf wurde mit dem Kauffahrer bald einig im Handel, und war erfreut, auf die Frage: ob ſein Steuermann den Seeweg nach den Inſeln des guten Vertrauens richtig zu finden wiſſe — die Antwort zu hören: ſein Steuermann ſei ein Sonntagskind und wiſſe Alles. In der That, es war ein ſchöner, geiſtvoller Jüngling, der am Steuer ſtand, wohlgefälligen Anblicks, Vertrauen erweckend, ganz gemacht zu einer Fahrt nach dem verhabenden Lande. Bald war unter ſeiner munteren Hand die Küſte aus dem Geſichte verloren und die hohe See gewonnen. Aus welchen Himmeln aber fiel jetzt der Graf! Ein polternder Schwerſchritt kam vom untern Schiffsraum herauf, und

eine kaltblütige Stimme rief: „Nun troll Dich, Jung', jetzt beginnt mein Amt.“ Der ſchöne Jüngling ging Schweine füttern, das Steuer aber übernahm — Niemand Anderer als das kleine, bleigraue Männchen aus Mainz. Der Graf zuckte auf bei dieſem Anblicke, doch wußte er ſich diesmal beſſer zu beherrſchen; er ſchwieg und biß blos die Lippen, daß ſie nach einer Stunde noch bluteten. Aber auch Emma empfing einen Stich in's Herz, ihre Seelenqual über die verfehlte That auf Cipango erneuerte ſich, denn das Graumännchen erinnerte ſie wunderbar an den göttlichen Einſiedler im Palmenhain. Nichts von alledem ſchien dem ſchlichten Alten zu ahnen. Abgewendet von dem Menſchen, rückte er im Hintertheil des Schiffes ſein Steuer und ſah mit ſtiller Heiterkeit zur Sonne hinauf.

Dritte Fahrt.

Die Inseln des guten Vertrauens.

Als das Schiff der Hauptinsel des guten Vertrauens schon so nahe gekommen, daß man das Land und die Gegenstände darauf deutlich unterscheiden konnte, trieb mit einem gelinden Luftzug eine leichte, weiße Schwanenfeder über das Verdeck hin. Emma haschte darnach, der Graf aber erblaßte bei diesem Anblick und nickte mit dem Kopfe wie Einer, dem ein erwarteter Unfall wirklich zutrifft. Emma war so glücklich, die schöne Feder zu erlangen; sie lief zu dem Grafen damit und scherzte: „Siehe, das ist schon ein Brautschmuck ins Haar!“ Denn noch liebreicher als auf ihrer ersten Fahrt hatte sie diesmal gelobt und versprochen, auf den Inseln des guten Vertrauens sein Weib zu werden. Der Graf lächelte gezwungen dazu, warf einen ängstlichen Blick auf den Steuermann und zuckte die Achseln. Das Schiff landete.

Die Häuser waren hier nun allerdings nicht von Gold, wie auf Cipango, dafür aber gab's auch Galgen, Scheusale und Henkerswuth nicht. Vielmehr sahen die Leute auf und ab fröhlich und vergnügt wie Kinder aus, oder wie Poeten, die stets in einem schönen, schmeichelnden Wahn einherdämmern. Ein Exemplar dieser Gattung schien es auch, das mit

einer Art freudiger Haſt gleich beim Landen auf Emma zuſtürzte, ſich für den Eigenthümer der aufgefangenen Schwanenfeder erklärte, und ſie inſtändig bat, ihm ſeinen Schatz wieder zurückzuſtellen. Emma lachte und warf ihm die Feder zu. Der Mann ſteckte ſie ſorgfältig vor ſeine Bruſt und ſah mit den Augen eines Glücklichen wiederholt und auf's Zärtlichſte nieder zu ihr. Gleichzeitig umringten ihn ſeine Freunde, drückten ihm die Hand und beglückwünſchten ihn. Seltſame Leute!

Die Ankömmlinge zogen übrigens alle Blicke auf ſich. Emma nahm einem Jungen, der Erfriſchungen ausbot, ein Fruchtſtück ab, der Graf warf ihm eine Goldmünze dafür zu, und ging, indeß der Junge noch eifrig herumfragte, wer ihm wechſeln könne, ganz unbekümmert von dannen. Alles ſtarrte und ſtaunte. Die Münze wanderte von Hand zu Hand, man las Cipange auf der Ueberſchrift, und mit ſteigender Aufmerkſamkeit umringte die Menge den Grafen. Als aber Emma, einige Worte mit dieſem wechſelnd, zufällig ſeinen Namen Aurelius nannte, — da war des Haltens nicht länger. „Er iſt's! er iſt's!" flog es jubelnd von Mund zu Mund. — „Sagt es der Schwanenfürſtin an!" riefen Einige, Andere ſtürzten ſich dem Grafen zu Füßen, küßten den Saum ſeiner Kleider und ſchwuren, es gäbe bis zum kleinſten Nagel herab nichts auf den Inſeln, das ihm nicht zur Verfügung ſtände. Emma begriff gar nicht, warum der Graf ſo übel gelaunt ſei bei dieſem Empfange; freundlicher konnten die Inſeln des guten Vertrauens ihren Namen doch nicht mehr rechtfertigen.

Indeß flog ein Wagen durch die Menge, Schnellläufer eilten ihm voraus und ein Herold rief aus gemeſſener Ferne: „Die Schwanenfürſtin!" Aber das leichte Blut der genannten Dame war ſchwungvoller als alle Ceremonie; mit ausgebrei-

teten Armen sprang sie aus dem Wagen, an des Grafen Hals, und begrüßte ihn mit dem Zuruf: „Gepriesen sei das Licht Deiner Augen, mein edler Gemahl!“ Emma erschrak heftig. Wie des Geistes verlustig starrte sie die fremde Gestalt an, befremdete Blicke gab diese zurück, zwischen beiden Damen aber stand Graf Aurelius und sah aus wie Einer, der gern wo anders stünde. Glücklicherweise bezeugte das Volk durch Jauchzen, Hüteschwenken und Freudegeberden aller Art so viel Entzücken über dieses Zusammentreffen, daß die dadurch gefeierten Personen verpflichtet wurden, ihre Aufmerksamkeit nach außen zu wenden. Der Augenblick ihrer ersten Bestürzung fand so seinen willkommenen Ableiter.

Graf Aurelius stieg mit Emma im Hause eines vornehmen Insulaners ab, nachdem sich die Schwanenfürstin mit Feinheit angeboten hatte, vorauszueilen, um bei sich selbst den Empfang der Nachfolgenden vorzubereiten. Als sich der Graf mit Emma allein sah, warf er sich schmerzvoll auf eine Ottomane und begann: „Ungeliebt das Leben zu vertrauern ist des Sterblichen größter Fluch — gewiß! wehe aber, wen sein Verhängniß zwingt, der Liebe Ueberfluß beklagen zu müssen. Und wie ich das Herz jenes Weibes gewonnen, wie es an mir hängt, mich verfolgt, nie für mich lebt und doch nie abläßt von mir — fast möcht' ich es beklagenswerth nennen! Es ist eine unerquickliche Geschichte. Höre sie, meine Gute!“

„Oft ist es gesehen worden, daß Mädchen und Knaben heranwachsen im erwünschten Gedeihen, fröhlichen Gespielen gleich an jeder guten Art, Blüthen unter Blüthen. Aber wie auf ein gegebenes Zeichen, wie nach dem unerbittlichen Ablauf einer Sanduhr, treten sie dann auf eine Linie des Lebens, wo die schöne Entwickelung plötzlich umschlägt in verwesendes Siechthum, und während die Jugendgenossen zu Brauttänzen

voraneilen, trägt man Jene ſtill und abſeits im engen Sarge dahin. Keine Wiſſenſchaft vermag des Verfalles Grund in ihnen ſelbſt zu ergründen; des Vaters oder der Mutter, vielleicht ſelbſt des Ahnherrn nachwirkende Uebel waren erſchienen, — denn geheimnißvolle Saaten ſäet die Natur. Ich ſpreche von mir. Meine Kindheit unterſchied nichts von dem blühenden Aufſchwung anderer Altersgenoſſen. Ich trieb und tummelte mich auf dem Schauplatze des Lebens wie ein rollendes Rad, wie Einer, dem alle Glieder herzlich geſund im Gelenke ſitzen. Das beſtand aber nicht. So wie ich an Wachsthum zunahm, ſenkte ſich Schwere in mein Gebein und ein Hang zur Ruhe in meine Seele, daß ich zwar nicht zu ſterben, aber ewig ſchlafen zu müſſen meinte. Unbeachtet blieb dieſe Krankheit im Anfang, denn vornehmes Nichtsthun war ja mein Recht, meine angeborne Standesehre. Indeß griff mein Uebel täglich und ſtündlich um ſich. Ich verſagte dem Leben meine Theilnahme, ich zog mich von den Menſchen zurück, brütete in thatloſer Einſamkeit, ruhte, ſchlief. Die Geſellſchaft, wie Du leicht denken magſt, erhob freundlich und ſcheltend, mit Schmeicheln und Ungeſtüm ihre Anſprüche an mich. Zuweilen gab ich nach, raffte mich auf und wurde, wie es dann hieß, der Schmuck und das Glück meiner Umgebungen, meines Umgangs. Man pries einen Schatz von Fähigkeiten und Eigenſchaften an mir, die, wenn ich ſie überhaupt nicht ablehnen ſoll, vielleicht das Erbe meines Geſchlechts waren; das Alles aber ſpornte mich nicht. Unüberwindlich blieb meine Neigung zur ruhigen Selbſtverſammlung; das Mark meiner Knochen, das Blut meiner Adern erſtarrte, ſtockte, lähmte all meine Triebe, zog mich wie an Ankerketten auf jedes Schlafkiſſen nieder, und ließ mir nur den Einen Wunſch übrig, den Wunſch: fern von Menſchen und Thaten über mich ſelbſt zu

brüten. Umsonst erschollen Fanfaren und Heerpauken zu rühmlichen Römerzügen, umsonst rief der Herold in menschenwimmelnde Reichsstädte zu Landtagen und Turnieren, umsonst freiten, tauften oder bestatteten die Gesippten weit und breit in der Runde — nicht leicht hob ich meine unwilligen Glieder zu einer Bewegung nach außen. Reglos stand ich auf der Zinne meines Schlosses, und wenn, ein paar Kupfermünzen in der Tasche, Landsknecht oder Dorfgeiger vielleicht auf hundert Meilen in die Welt hineinliefen, ich, der reiche große Erbgraf, sehnte mich nie dem Zuge der Heerstraßen nach. Ja, endlich wurde mir selbst meine Schloßzinne verhaßt. Die Höhe schwindelte mich, das Licht betäubte mich, dagegen ergriff mich eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Kellergewölbe. Ja, staune, Du hast Gleiches von Menschen noch nicht gehört. In die Kellergänge vergrub ich mich und schlief nach Herzenslust. Der Alarm war groß im Lande. Meine Unterthanen forderten Herrschaftspflicht von mir, Kaiser und Reich Lehenspflicht, die Bischöfe beteten, die Fakultäten rathschlagten, hohe Preise schrieb man aus, mich zu heilen, und selbst von Salamanca strömten Arzneigelehrte herbei, mich zu beleben. Ach, vergebens keuchten die Herren unter der Last ihrer Weisheit und disputirten in langen Reden über die böse Somniscenz — Alles half nichts, ich schlief, wo möglich noch gründlicher dabei als zuvor. — Das ist die Geschichte meiner Krankheit; — klang sie Dir erstaunlich, so nenne es selbst, wie viel Dir das Heil werth scheint."

„Doch ich sehe, die Aufregung Deines Herzens drängt rascher vorwärts, als der Lauf der Natur in meiner Erzählung pulsirt: wohlan, ich unterwerfe sie den Gesetzen dieser unruhigen Stunde. Ein Judenmädchen gab mir das Heilmittel. Es war ein Blatt aus jenem Korbe des Knaben

Moſis, worin er im Nil ausgeſetzt geweſen, und der ſich bei ihrem Stamme und in ihrem Hauſe erhalten. Ich ſollte mich auf das Blättchen ſtellen, es etwa im Schuhe unter der Fußſohle tragen, da würd' ich geneſen. Ich that es, und wundergleich war die Wirkung. Ich fühlte ſeit jenen Tagen mein Leben verzehnfacht, verhundertfacht; ein neuer Lebensſtrom quoll durch meine Adern, eine Begeiſterung, eine Munterkeit, es war als wären mir Flügel gewachſen. Jetzt wurd' ich die Seele aller Unternehmungen, jetzt trieb mich ein rühmliches Feuer von That zu That, jetzt regte und rührte ich ganz Burgund um mich her zu geſegnetem Fleiße an, alte Wünſche wurden erfüllt, unmögliche Plane verwirklicht, raſtlos ſann ich auf Schöpfungen des Glückes, kurz, ich lebte und webte im Feuereifer für jeden menſchlichen Nutzen, und Greiſe trockneten jetzt ihre Freudenthränen, daß ſie meine Regierung noch geſehen. Das dankt' ich dem wohlthätigen Kinde Zions. Was ihr Lohn ſein ſollte? wurde ſie gefragt. Nichts, oder der Graf ſelbſt, hatte ſie geantwortet. Mein Haus erſchrak über dieſe Vermeſſenheit, beſchenkte das Mädchen mit Gold und Juwelen und ſchickte ſie fort. Ohne ein Wort zu ſagen, warf ſie uns Gold und Juwelen in den Schloßbrunnen, verhüllte ihr Haupt und ging. Wir ſahen uns peinlich an."

„Darauf ritt ich einmal durch Luxemburg, da es Abend war und Markt und Straßen ſchon dunkel und ſtille. Ein Haufe Straßenjungen verfolgte ein Mädchen, das verſpätet dem Judenviertel zueilte, beſchimpfte ſie, ſchlug ſie und hetzte die Hunde auf ſie."

„In dieſer Scene voll Schmach und Abſcheu fand ich Elvine, meine Wohlthäterin, wieder. Sie war Magd bei einem alten Verwandten, einem Pfandleiher des Städtchens. Ich hob das Mädchen ſogleich auf meinen Sattel und dachte

ſie meinem Schloßcaplan zum chriſtlichen Unterrichte zu übergeben, damit ſie mindeſtens dem Jammer ihrer Abſtammung entriſſen würde. Ach, meine ſanfte Iſabella hätte der wildeſte Renner ſein dürfen, ſo feſt klammerte ſich die junge, morgenländiſche Flamme an mich. Doch, ich werde mich nicht ſo weit vergeſſen, Dir dieſen Ritt zu beſchreiben. All' meinen Grafenſtolz braucht' ich, um nicht als ein betbörter Mann nach Hauſe zu kommen, und doch ſchämte ich mich, ſie meinem Gefolge zu übergeben. Sie hatte ein Recht an mich, es war nicht abzuſprechen."

„Der Schloßcaplan lehrte und taufte ſie auf meiner Burg, ich aber entwöhnte ſie meines Anblickes, und mich des ihrigen. Wir lebten in dem weitläufigen Caſtell wie in einer Stadt, und ſahen uns wenig oder nie. Da verhängt' es Gott, daß ich eines Abends an ihrem Fenſter vorbeiging, in demſelben Augenblicke, da ſie Leib und Seele auf einen entſetzlichen Scheideweg geſtellt. Flammenſchein erfüllte ihr Gemach, ſie hatte ihre Kleider angezündet, ſich zu verbrennen. Erſchrocken ſtürzt' ich mich auf ſie — Elpine, was beginnſt Du! — Nichts bin ich mir werth, ohne Dich, der Aſche, die ich bin, wollt' ich nur das Bewußtſein nehmen. So ſprach das Weſen, das mir ſelbſt den Werth und die Kraft des Lebens geſchenkt. Ich frage Dich nicht, was mir zu thun zuſtand; wo bliebe da eine Frage? Elpine wurde meine Gemahlin."

Emma bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen, der Graf fuhr mit mühſamer Faſſung fort: „Du ſollteſt glauben, ein Weib, das mich ſo leidenſchaftlich begehrt, hätte nun ganz für mich gelebt; — aber das Gegentheil geſchah. Kaum war ſie Gräfin — ſei's nun, daß ſie meine Macht überſchätzte, oder daß ſie mit der Haſt jedes Emporkömmlings darin ſchwelgen wollte — ſo ergriff ſie ein wahres Fieber, alle Ecken der Welt

mit dem Glanz meines Namens auszufüllen. Es ist wahr, nur Wohlthätigkeitssinn war's, der sie nicht ruhen ließ, aber sie sollte nun einmal nicht ruhen, denn fast schwindelte mir das Auge vor ihrer blitzgleichen Lebhaftigkeit. Sogar das Meer hat Augenblicke der Ruhe, Elpine hatte sie nie. Die Thatkraft, die sie mir selbst eingehaucht, beseelte sie noch viel verzehrender und ungestümer. Ueberall wollte sie helfen, wirken, eingreifen; am liebsten hätte sie mit einer Hand einen Thurm gedeckt, und mit der andern im Schacht gearbeitet. Kein Strohdach konnte mehr abbrennen, kein Bächlein ein Bohnenbeet überschwemmen, daß sie nicht Feuer und Flamme war. Der geringste Tagelöhner schien ihrem Herzen so nahe zu stehen wie ich selbst. Der Graf mein Gemahl — flog's beständig aus ihrem Munde; nie kamen meine Cassen in's Schloß, denn ganz Burgund schöpfte daraus. Ich kann nicht sagen, daß sie mein Gut verschwendete, vielmehr bereicherte sie's, denn einen Verlust deckten immer doppelte Zinsen. Aber mein adeliger Geschmack war diese Wirthschaft immerhin nicht. Verfehlte etwa ein hanseatischer Bürgermeister meine Stunde, so hätte jede andere Hausfrau beschieden: Der Graf schläft, oder er ist auf der Jagd, oder wie sonst. Elpine mit nichten. Sie vertiefte sich sogleich selbst in seine Geschäfte, ja, es kam ihr nicht darauf an, daß sie sattelte und zäumte, in die Städte, an die Hafenplätze flog, und Alles an Ort und Stelle in eigener Person abthat. Kurz, ich war an einen Wirbelwind vermählt. Mit tiefer Verstimmung sagt' ich oft: in der Fuggerei wäre Dein Platz, nicht am Herde einer deutschen Hausfrau. Dann goß sie ein wahres Schmelzfeuer von Zärtlichkeit auf mich aus, betheuerte: mein geringstes Mißfallen wäre ihr Tod, und schwur mir Gehorsam und weibliche Hingabe bis zur irdischen Selbstvernichtung. Diese Unter-

würfigkeit aber verſtimmte mich wieder. Auch ließ der Gegenſatz davon nie warten auf ſich. Bald genug fiel ſie wieder in ihre eigentliche Natur zurück, der morgenländiſche Geiſt war eben untilgbar aus dem ſprühenden Köpfchen. Dazu ſchwärmten mir wie Heuſchrecken ihre Verwandten heran, von der Hadria, vom Mittelmeere kamen ſie, — Elpine war die Waiſe eines Genueſer Kaufmanns. Bald vernahm ich mein eigenes Wort nicht mehr, ſo brauſte mein Haus vom Babel der Sprachen. Die Vetter und Schwäher waren ſehr brauchbare Menſchen, bei Gott! Der Eifer, womit ſie ſich nützlich machten, duldete weniger Dämme als das Weltmeer. Europa wurde ihnen zu enge, von meiner Burg ſchweig' ich. Auch Naturkundige, um Alles zu ſagen, waren unter ihnen, die der Nation eines Philo nicht Schande machten. Ich begriff, woher meine Gemahlin ihre wunderbare Heilkenntniß hatte — Hoch- und Niederburgund aber begriff es mit mir. Bald war mein Schloß ein Hoſpital und ein Emporium alles irdiſchen Jammers, ich ſchämte mich faſt, daß mir ein Kiſſen noch übrig blieb für meine geſunden Knochen. Elpine erleichterte mir die Laſt und ging den Leidenden entgegen. Das heißt, ich bekam ſie Wochen und Monate lang nicht zu Geſichte, ſie war der Engel an allen Krankenbetten, ich durfte nur winken, und bei Gott! ihre Heiligſprechung erwirkt' ich. Winkt' ich aber einmal in dem Sinne, ob ſie vielleicht als Stifterin eines wohlthätigen Ordens nicht beſſer denn als eheliche Hausfrau ſich genügen möchte, dann konnt' ich wieder ſehen, wie ſehr ich geliebt war. In Flammen einer Leidenſchaft loderte ſie auf, Banden einer Anhänglichkeit ſchlug ſie um mich — abendländiſches Blut faßt es nicht! Unſere zärtlichſten Herzen fand ich noch immer bewährter in der Kunſt der Verſagung, als im Feuer der Gewährung."

Der Graf hielt inne, vielleicht um dieſe Anſpielung wirken zu laſſen, obwohl die Pauſe nur eine natürliche Wendung in ſeiner Geſchichte zu bezeichnen ſchien. Dann fuhr er fort: „So war mein eheliches Leben geſtaltet, als ich, einer der Erſten im Norden, die Kunde erhielt, die neue Welt ſei entdeckt. Ich brauche Dir nicht zu ſchildern, wie dieſe Nachricht mich ergriff. Die ſchöne Begeiſterung darüber war ja das erſte Verſtändniß unſerer Seelen. Wie unter einem göttlichen Lichte erkannt' ich auf einmal, was ich ſollte und wollte auf Erden. Eine königliche Schwertfahrt in's Gelobland — das war der Ruf an mich. In Burgund aber verlautbarte ich nichts. Geleite vollauf hätt' ich gefunden, allerdings! aber Geleite derer, von denen ich eben frei ſein wollte. So zog ich im Stillen aus der Heimath, — ohnedies braucht' ich von meiner Gemahlin nicht Abſchied zu nehmen: die Weltbeglückerin war eben wieder auf Reiſen. Ich kam nach Deutſchland, und ein ewig ſegnender Stern führte mich in Deine Nähe. Welch' neues Leben mir da anfing, wie ich über Deinen Werth dachte, empfand — Dir ſelbſt verſchwieg ich's mit männlicher Faſſung: ich war ja unfrei. Aber einen Freund hatt' ich in der Heimath — er war Canonicus, und in allen Lebensrichtungen mein jahrelanger Rath und Vertrauter — dem klagt' ich ohne Rückhalt die grauſame Doppellage meines Herzens. Der Vielerfahrene billigte meine neue Leidenſchaft und ſchrieb in Bezug auf meine Gemahlin: da ſie nach unſeren Landesgeſetzen noch unmündig geweſen, als ſie getauft wurde, ſo ließe ſich die Giltigkeit ihrer Taufe, und in natürlicher Folge davon, ihrer chriſtlichen Ehe leicht anfechten. Es ſei ihm ein Spiel, mich dieſer Bande ledig zu machen, ich wolle mich inzwiſchen nicht beengt fühlen. Der Treue mag auch bald genug ſeine Thätigkeit begonnen haben, Elpinen aber gleicht es nur zu

ſehr, daß ſie, ſtatt geduldige Fäden langwieriger Rechtshändel zu ſpinnen, meine Reiſe erkundete, über's Weltmeer mir nachflog und, alle Gewäſſer durchſuchend, mich endlich fand. Wie ſie mich verfolgt! Wie ſie Welten in Trümmer ſchlagen möchte, ohne mich, um ſie mit mir, allen Lüften und Elementen hingegeben, wieder aufzubauen! Ach, wer erträgt das!"

„Du aber, Geliebte, — kannſt Du mein Schweigen verdammen? Hatt' ich nicht Hoffnung auf ein neues Recht über mein Herz? — und wie ſüß war es, dieſes Recht Dir abzutreten! die neue Freiheit wieder zu binden mit Deinen Feſſeln! O, es iſt falſch, daß wir die Freiheit lieben! Nach Gefangenſchaft ſehnen wir uns, die Freiheit iſt uns eine Laſt."

Der Graf ließ ſich an, ſeiner Beichte eine Wendung zu geben, die nicht nur Verzeihung, ſondern, wie es ſchien, ſelbſt Fortſchritte zum Gewinn haben ſollte; denn in Ton und Geberde mit ſteigender Zärtlichkeit an Emma hingegeben, fuhr er fort:

„Ach, ein ſeliges Vergeſſen zurückgelegter Tage wohnte auf Deinem traulichen Söller! Im Anſchauen Deiner Reize, im Hauch Deiner ſchönen, ſinnigen Rede wohnte es! O! der Freund hatte Recht: ihre Taufe war ungiltig, in ſeinem wie in meinem Sinne. Das Morgenland wird doch nimmer Abendland — Du aber warſt meinen Sinnen zu vernehmen wie eine edle wendungsreiche Melodie: dem Aufſchwung folgte die Ruhe, dem Feuer die Milde, ein farbiger Schiller des Wechſels gaukelte über dem Geſetz einer tieferen Stätigkeit, die zarteſte und die ſtärkſte Saite klang rechtzeitig mit reinem Getön! O! wie menſchlich war es, Dich zu lieben, Dich und nur Dich!"

In demſelben Augenblicke flog die Thüre auf, und Elpine

ſtand vor dem Paare. Der Graf verſuchte, geſammelt auszuſehen.

„Verzeiht," rief ſie, „ich mag meine theuren Gäſte nicht ſo lange miſſen wie ſie mich. Auch nimmt die Inſel viel zu lebhaft Theil an uns, als daß wir uns allein leben dürften. Die Leute haben mich fürſtlich aufgenommen unter ſich, billig iſt's, daß wir ſie fürſtlich belohnen. Du bringſt doch Gold mit, theuerſter Graf?"

„Ich dachte nicht daran!"

„Schadet nichts, Götterherz! Wir leben auf den Inſeln des guten Vertrauens. Und immer ſteht Dir das Meer nach Cipango noch offen. Gelegentlich holſt Du wohl ein paar Schiffe voll. Bitte, mein Lenzblümchen! Gar gerne möcht' ich den Menſchen hier eine kleine Freude machen."

„Es kann geſchehen."

„Danke, mein Lebenslicht! Indeß iſt uns Frauen Muße gegeben, ruhiger, als Deine Gegenwart es zuließe, uns in's Gleichgewicht zu ſetzen. Denn ich ſehe wohl, Schweſterchen da wird meine Wagſchale leicht machen, und ich würde das Nämliche wollen. Beſſer, wir kühlen den Wetteifer unter uns. Zwar im Zelte meiner Väter baueten auch der Frauen mehrere an dem Glücke eines Mannes — ich vermöchte es wohl, mich zu beſcheiden. Aber kann es Schweſterchen wollen? Wer ſoll Frau, wer ſoll Sclavin ſein? Wer ſoll es freiwillig ſein?"

Emma biß die Lippen und ging mit empörten Schritten auf und ab.

„Nicht ſo, meine Gute, Du hörſt es ja, ich biete eine Theilherrſchaft Dir nicht an. Ich begreife, Eine von uns muß ganz herrſchen. Aber wer ſoll wählen? Wir ſelbſt? Unmöglich! Wir wünſchen Jede gewiß, einen Schritt vorwärts

zu thun, ſtatt zurück. Der Graf? Sein edles Herz kann ſo uns nicht kränken wollen. Darum höre mich, was ich Dir vorſchlage. Unſer Gebieter reiſt ab. Wir bleiben zurück als Abbilder ſeines Urbildes. Den theueren Abweſenden in uns zu verherrlichen wird unſer ſchöner Beruf. Wir leben auf den Inſeln des guten Vertrauens. Wohlan, ringen wir, wetten wir um dieſes Vertrauen. Der Graf kommt zurück, und eine Volkswahl entſcheide dann, welche von uns die Königin ſeines Herzens ſei, welche von uns die Königin der öffentlichen Meinung iſt. Was hältſt Du von dieſem Rathe? Kann ich anders handeln? Das Recht oder Verdienſt, das ſchon für mich ſpricht, geb' ich auf, — aus Achtung vor dem Manne, der Dich mir an die Seite geſtellt; aus Wohlwollen für Dich ſelbſt und Deine ſichtbare Trefflichkeit verzicht' ich auf jeden früheren Anſpruch, und eine neue Verpflichtung beginne! Biſt Du zufrieden damit?"

Emma ſchloß, ohne ein Wort zu ſprechen, die Großmüthige in ihre Arme und bot ihr einen ſchweſterlichen Kuß. Der Graf war viel zu ſehr Herr ſeiner ſelbſt, um anders zu ſcheinen als er ſollte. Sein Aeußeres zeigte nur Rührung und Gefühl.

Und ſchon Tags darauf ging er unter Segel nach dem Goldlande zurück, begleitet von dem unermeßlichen Jubel des Volkes. Man bekränzte ſein Schiff mit Roſen, man baute Triumphbögen am Hafen und zog ſich nicht eher zurück, als bis die äußerſte Spitze ſeiner Maſten am Horizont verſchwunden war. Mit einbrechender Nacht ſtrömte das Volk vom Meere ſtadteinwärts nach Elpinen's Haus und brachte ihr einen Fackelzug.

Emma war ganz betäubt von dieſem raſchen Wechſel der Dinge. Alles was ſie gehört, geſehen und erfahren in dem

Zeitraume weniger Stunden, war so neu, so fremd, so durch und durch unwillkommen, daß sie Mühe hatte, ihr Gemüth zu sammeln. Mit Thränen begrüßte sie den ersten Morgen, da ihr des Grafen Anblick fehlte.

„In das Vertrauen des Volkes sollen wir uns setzen?" fragte sie Elpinen, „wie fangen wir das an?" Die Sache kam ihr jetzt erst räthselhaft vor.

„Wie wir das anfangen?" antwortete Elpine, „alle Menschen müssen einander nützlich sein. Erweisen wir uns wohlthätig und hilfreich, soweit wir vermögen."

„Ich vermag aber nichts."

„Ei, süßes Veilchen, Du scherzest, was triebst Du denn zu Hause?"

„Ich habe Tauben und Hühner gehegt, Bäumchen veredelt, Pflanzen und Kräuter gebaut."

„Schön! Thu' das nur wieder, und bald wirst Du sehen, wie die Nachbarn Deiner bedürfen. Jeder Mensch sucht den andern, Jeder holt lieber beim Nächsten Hilfe als bei sich selbst. Du sollst Dich wundern, wie sehr Du das erfahren wirst." —

Kaum verlautete, daß Emma ein Stück Gartenland zu besitzen wünschte, so wurde ihr gleich das beste und schönste angeboten. Der Besitzer verlangte blos ein paar starke Schwanenfedern vom Flügel dafür. Emma hielt den Mann für sinnlos, selbst als Scherz kam ihr der Einfall zu kindisch vor. Die dabei waren, zuckten die Achseln und meinten, der Besitzer fordere zu hoch; übrigens sahen sie aus wie gesetzte, urtheilsfähige Leute. Emma fing an, irre zu werden, sie dachte an ihr Abenteuer mit der Feder gleich beim Anlanden an diese Insel und fragte, was für Vorstellungen man hier über Schwanenfedern habe, und warum ihre Schwester Elpine die

Schwanenfürstin heiße. Die Insulaner schienen verwundert über Emma's Unkenntniß, als verständige Menschen besannen sie sich aber bald, daß die Fragende vielleicht nur ihr Vertrauen erproben wolle. Mit tapferer Geradheit gaben sie daher ihre Antworten ab. Eines Tages sei eine Gondel, von zwei Schwänen gezogen, durch das stille Meer an ihre Insel geschwommen, deren Küste für jedes größere Fahrzeug sonst unnahbar. Eine schöne, fremde Dame sei aus der Gondel gestiegen, die habe Gastrecht auf ihrer Insel verlangt, bis sie mit ihrem erlauchten Gemahl, dem Grafen Aurelius aus Burgund, Erben des Goldlandes Cipango, wieder vereinigt wäre. Jedem, der ihr Gutes erweise, würde sie zum Zeichen davon eine Schwanenfeder geben, ihr hoher Gemahl spendete dann Fülle des Goldes gegen dieses Zeichen. Die fremde Dame habe den Männern der Insel Vertrauen eingeflößt, denn so ungemein zart und zierlich, fein und edel sei ihre Gestalt gebaut gewesen, daß sie mehr wie ein Kunstbild des menschlichen Leibes, als wie sein natürliches Selbst ausgesehen; eine geheime Göttin sei sie ihnen erschienen. Dazu habe sie einen Arm- und Halsschmuck getragen, genau von derselben Form wie in einem heiligen Liede der Insel der Krönungsschmuck einer alten Königin von Cipango beschrieben sei, denn sie müsse wissen, daß einst der lebhafteste Verkehr zwischen den Inseln des guten Vertrauens und dem Goldlande geblüht habe; Erdbeben hätten ihre Küsten aber so gründlich verwüstet, daß ohne zu stranden und zu scheitern, höchstens alle hundert Jahre ein auserwähltes Sonntagskind die Fahrt noch durchsetze. Ihr Verlangen nach den Goldschätzen des Nachbarlandes sei darum nur desto glühender. Man habe der fremden Dame mit der edlen Gestalt und dem fürstlichen Schmucke also gläubig und vertrauend gedient, und sie von ihren Geschenken die Schwanenfürstin ge-

nannt. Die Schwäne ſelbſt ſeien Gegenſtand ihrer Verehrung geworden. Ihre Erſcheinung ſei neu auf der Inſel, ihre Gattung komme nirgends bei ihnen vor. Das edle Vogelpaar hätte ſich inzwiſchen vermehrt, die Fürſtin hege ſie auf einem verſchloſſenen Gartenteiche, der ihnen ein Heiligthum dünke, und den ſie mit Liebe bewachten. Einzelne Frevler hätten ſich einſt verſchworen, gewaltſam einzubrechen, um den Schwänen von ihren Federn zu rauben; man hätte die Miſſethäter aber rechtzeitig ergriffen und an den Galgen gehängt. Andere hätten ſich unter Vorzeigung von Enten- und Gänſefedern für Günſtlinge der Fürſtin ausgegeben und ihre Mitbürger betrogen. Die Fälſcher wären aber gleichfalls gehängt worden. Sonſt ſeien Verbrechen unbekannt geweſen auf ihren Inſeln, und man hoffe, daß jene Beiſpiele der Gerechtigkeit den Stand der alten Unſchuld wieder befeſtigten. Ueberdies habe die Fürſtin gedroht, daß ihr erlauchter Gemahl jede Verletzung an ihr und ihren Vögeln einſt ahnden würde, was ſie um ſo lieber glaubten, als ſie der erhabenen Frau ſchon eigene Geheimkräfte genug zutrauten. So weile die Fürſtin als ein guter Genius unter ihnen, im Wehen ihrer Schwanenfedern athme bereits Alles die Lüfte der Goldwelt, man ſtrebe mit Fleiß, das edle Flaumgeſchenk zu verdienen, ſeit man es kenne, ſei jede Bruſt gehoben von frommer Begeiſterung, von neuen beſeligenden Hoffnungen auf ein nie gekanntes Menſchenglück. Das Alles aber habe jetzt noch Schwung und Spannung zum höchſten Lebensgefühl bekommen, ſeit man den erlauchten Grafen Aurelius von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, geprägtes Gold aus Cipango berührt und ſtaunend erfahren, daß ſein großes Fahrzeug an ihren Küſten zu landen gewußt, was ihn allein ſchon als einen Günſtling und Freund der Götter bezeichne. Die Wahrhaftigkeit der Schwanenfürſtin ſei nun-

mehr auch dem Blindeſten als ein lauteres Sonnenlicht klar, glücklich preiſe ſich Jeder, der ihr gleich anfangs vertraut, die aber damals noch an ſich gehalten, gingen jetzt beſchämt und reuig umher und wüßten ihres Eifers kein Ende, um der herrlichen Frau ſich ergeben zu zeigen.

Emma hörte dieſe Geſchichten mit ſprachloſem Erſtaunen an und hatte Mühe, zu verbergen, was in ihr vorging. Sie dankte den Inſulanern für ihre mittheilende Offenheit; für das Grundſtück, ſagte ſie, wolle ſie einſtweilen noch Gold geben, das ſie von Cipango her bei ſich habe, es ſei ihr dieſer Handel geläufiger. Der Eigenthümer nahm zwar das Gold, meinte aber doch, er würde Schwanenfedern dafür eintauſchen, da ſie leichter und bequemer zum Gebrauche wären.

Kaum waren die Männer fort, ſo warf ſich Emma in den Wagen und flog zu Elpinen. Hier ließ ſie ihrem Herzen freieſten Lauf.

„Empörende Dinge vernehm' ich! Welch' ein ruchloſes Treiben! Errötheſt Du nicht über das ſchnöde Spiel Deines Leichtſinns? Wie war es Dir möglich, die Dienſte dieſer frommen Menſchen gegen Vogelfedern in Anſpruch zu nehmen, da es Dir noch ganz dunkel und zweifelhaft ſein mußte, ob Du wirklich mit Aurelius je wieder zuſammentreffen würdeſt? Und ſelbſt jetzt! Kann der Graf nicht Unglück haben auf Cipango? Kann er nicht unglücklich ſein auf der Rückfahrt? Sein Stern möge beides verhüten! Und wenn er glücklich und goldbeladen wiederkommt — iſt's nicht denkbar, daß der ſchauderhafte Dog auf ſeine Schiffe ſich einſchleicht und mit den Schätzen Cipango's namenloſes Elend landet? Ich kenne jenen gräßlichen Erdfleck, die Lehre der Erfahrung ſpricht aus meinem Munde. Und zähle mit Gewißheit darauf, ich werde nicht ſchweigen! Auch Blut hat dieſer Unſinn

gekoſtet, wie ich höre. Menſchen ſind hingerichtet worden um Deiner Federn willen. Herrliche Segnungen! Hüte Deine Schwäne wohl, ich dreh' ihnen ſämmtlich den Hals um, wenn ich ihrer habhaft werde! Bis dahin aber will ich laut meine Stimme erheben, es iſt heilige Pflicht, daß der Wiſſende den Unwiſſenden lehre. Sie ſollen ihr Vertrauen nicht an Federn wegwerfen und ihre Hoffnungen nicht auf Gold ſetzen — Wahnſinn iſt das Eine und ein höchſt trauriges, zweifelhaftes Glück das Andere."

„Daran erkenne ich die Geliebte des Grafen!" rief Elpine in die Hände klatſchend, „ein ſchönes, feuriges Temperament! es läßt Dir ungemein wohl. Die Worte freilich will ich Dir nicht verübeln. Mich dünkt, ich höre die Bücherabſchreiber reden, als Gutenberg den Druck erfand. Alles Unerhörte iſt der Welt Ende — Blei, das ſchneller ſchreibt als die Menſchenhand, Schwanenfedern, welche künftige Güter in gegenwärtige verwandeln, — nothwendig muß das Teufelswerk ſein. Wie drollig Du biſt, ſüßes Flammenherzchen! Und ach, wie unartig! Es war mein Leichtſinn, daß ich auf den Grafen wies, eh' ich ihn noch hatte? Ei, wer ſagt Dir denn, daß mir ſeine Ankunft ſo ſchmeichelhaft war, als es Dir ſcheint? Ihr Abendländer, die Ihr Euch vom Leben nur ſo tragen und ſchieben laßt, ſeht die Ereigniſſe erſt, wenn Ihr davor ſteht: wir vorwitzige Kinder der Morgenſtrahlen ſind überall die Erſten. Unſere Kundſchaften, unſere Fühlfäden — Talismane nennt's die Welt — kurz, das iſt meine Natur — mein Geheimniß, wenn Du willſt — denn Geheimniſſe ſind ja die liebſten Schoßkinder Eures Verſtandes. Und was mach' ich mit Deinen andern Zweifeln? Wenn er Unglück hat ... wenn der Tag kommt ... wenn ... wenn ... Wenn uns ein Dachziegel erſchlägt! Wenn wir aus dem Bette fallen

und den Hals brechen! Wenn wir an einem Kirſchkern erſticken! Nein, liebe Emma, das läßt ſich nicht hören — verzeih' mir! Noch weniger aber wirſt Du Deine Drohungen zur Wahrheit machen. Was fällt Dir ein! Wetteifern ſollen wir, nicht uns entgegenhandeln und widerſprechen. Wenn Du die Leute irre machſt, Zutrauen in Mißtrauen verwandelſt, Halbheit, Unſchlüſſigkeit, Argwohn, Abgunſt und Selbſtſucht in ihre Herzen ſäeſt, dann verdirbſt Du den Charakter der Inſel viel gründlicher und brauchſt ein paar Gauner nicht zu beklagen, die der neuen Verſuchung erlegen. Doch ich hoffe, Du wirſt Dich ſchon zurechtfinden. Ich überlaſſe das ganz Deinem Herzen und Deinem Verſtande."

Emma war nicht wenig verwirrt von dieſer Zuſprache der Schwanenfürſtin. Sie wußte nicht mehr, wer von ihnen beiden Unrecht habe; ſie wußte nicht mehr, in welchem Lichte ſie die Dinge auf den Inſeln des guten Vertrauens betrachten müſſe. Sie beſchloß alſo, unter den herzlichen Freundlichkeiten der Schweſter, ſich zunächſt auf ihr Gütchen zurückzuziehen und mit ſtillem Verhalten zu verſuchen, wie ſie mitten im Neuen und Fremden die alten Gewohnheiten pflegen möge.

Indeß kannte ſie ſich ſelbſt nicht genug, wenn ſie dieſen Vorſatz für ganz rein ausführbar hielt. Sowie ſich im Umfang der Inſel das Gerücht weiter ausbreitete, daß eine fremde Dame anweſend ſei, welche das Goldland Cipango ſchon geſehen habe, da ſtrömten die Leute in Wallfahrten zu ihr, um zu hören und andächtig zu ſtaunen. Und Emma — ſie mochte wollen oder nicht — ſprach ſtets in einem feindlichen Sinne von Gold und Goldland. Der Widerſpruch — denn wer läßt ſich gerne angenehme Täuſchungen rauben — der Widerſpruch, den unkundige Phantaſie-Menſchen der Erfahrenen entgegenſetzten, riß ſie noch lebhafter dahin: immer nachdrücklicher ſprach

sie dem Golde die Fähigkeit zu beglücken ab, immer drohender ließ sie das entsetzliche Bild des Dog hereinragen, immer von Neuem erinnerte sie an die Gefahren und widrigen Möglichkeiten des bloßen Transportes, und daß der Graf, wie hoch sie ihn selbst verehre, keineswegs durch geheime Götterkräfte vor menschlichen Unfällen geschützt sei. Bald war es den Leuten natürlich, sie als die Prophetin düsterer Schicksalsräthsel zu betrachten, und eine unruhige Stimmung bemächtigte sich vieler Gemüther. Zornesmuthig fuhr eines Tags Elpine bei ihr vor. „Das ist offene Verrätherei," klagte sie bitter. „Nicht darum bot ich Dir einen Wetteifer im Guten und Edlen an, daß Du ihn auf das Feld des Schlechten und Schlimmen hinüberspielst. Ich sehe, um das Vertrauen der Bevölkerung zu werben, verstehst Du so, daß Du um Mißtrauen gegen mich wirbst, daß Du den Boden, worauf ich fuße, zertrümmerst, um den Schutt allein in Besitz zu nehmen Das ist eine traurige Auslegung meines wohlwollenden Vorschlages. Wohin käme es mit uns, wollt' ich Dir Gleiches mit Gleichem vergelten? Wahrlich, wir führten der Bevölkerung ein Schauspiel auf, das auf wenig Beifall zu rechnen hätte. Hätt' ich ahnen können, welch' eine Schlange unter Deiner schönen Hülle verborgen lag, ich hätte Dich nie dieses Vertrages gewürdigt. Wehe mir, wenn ich es bereuen muß!" So sprach Elpine, und als ein Charakter, der gewohnt und geübt zu handeln ist, beantragte sie sofort ein Decret bei dem Senate der Insel, daß diejenigen, welche die Mittheilungen ihrer vielgeliebten Schwester „mißverstehen," als öffentliche Ruhestörer aus dem Vaterlande verbannt und auf eine der weniger bewohnten und wichtigen Inseln des guten Vertrauens deportirt werden sollen. Der Senat votirte einstimmig für diesen Antrag. Die Schuldigen, d. h. diejenigen, welche zu Emma's Ansichten hinneigten, wurden von beflissenen

Spionen aufgespürt, ergriffen und durch Verbannung für ihr Vaterland unschädlich gemacht. Emma sah mit Verwunderung, daß sie auf diese Weise ihrer entstehenden Partei in bester Form Rechtens beraubt wurde, und es blieb ihr rein unbegreiflich, welche Wege zur Volksthümlichkeit ihr sonst noch erübrigten. Deßungeachtet sagte ihr ein dunkles Gefühl, daß jedes Volk den Begriff seiner selbst aufrecht erhalten und gegen Verletzungen schützen dürfe; sie konnte daher nicht einmal klagen darüber, daß hier ein Unrecht geschehe, indem die Insel des guten Vertrauens die minder Vertrauenden ausstoße. Aber noch fester als früher nahm sie sich jetzt vor, ihr anspruchloses Landleben zu treiben und die wunderliche Insel ihren Gang gehen zu lassen. Ohnedies benahm sich das Volk seit dem neuen Decrete mit einiger Zurückhaltung gegen sie.

Elpine dagegen wurde der Stern und die Heldin des Landes mit stündlich wachsendem Ansehen. Von ihren Schwanenfedern machte sie einen Gebrauch voll Großartigkeit des Umfanges und der Zwecke. Ueberall entstanden neue Schöpfungen unter dem Fächeln des allmächtigen Gefieders. Die Insel, sonst nur von dürftigen Strohhütten bedeckt, erfüllte sich bald mit einer Menge von bequemen und prächtigen Bauten. Ganze Straßen wuchsen fast über Nacht aus der Erde hervor. Ueberall verschwand Stroh und Schilf und königliche Steinmassen traten an deren Stelle. Pfützige Saumwege verwandelten sich in kostbare Landstraßen, aus dem giftigen Sumpf stand ein Park auf, prangend im augenentzückenden Smaragdgrün seiner Wälder und Wiesen; verheerende Wetterbäche, formlose Ravinen trugen wie leichte Rosenfessel der Steindämme zierlich angepaßte Fassung, die Bergwerke gebaren ihre Schätze, Schlote rauchten, Hämmer pochten, Webstühle sausten, Bettler stiegen zu Pferde, Nackte kleideten sich, es füllten sich die Scheu-

len der Philoſophen und Künſtler. Emma traute ihren Sinnen nicht bei all dieſer Herrlichkeit. „Das ſind die Segnungen der Schwanenfedern,“ ſagte ihr ein Inſulaner, „daß ſie uns das Unfaßbare verkörpern, gleichwie der Menſch das Thier genießt, welches von Stoffen lebt, die er nicht genießen könnte. Wir hatten früher wohl auch Vertrauen im Lande, wir borgten uns den Zaum und das Pferd dazu. Aber es war kein rechter Schwung in der Sache, der Mittelpunkt fehlte, der das Vertrauen der Einzelnen ins Allgemeine und Ganze erhob. Was wir einander nicht zu borgen verſtanden, das war unſere Arbeit. Höchſtens half der Eine dem Andern ſo lang bei der Ernte, als Jener ihm ſelbſt beim Fiſchfang geholfen; wir friſteten uns das Leben gleichſam ſchrittweiſe. Jetzt ſchaaren uns die Schwanenfedern in große Maſſen zuſammen und geben uns ſelbſt die Flügel, woher ſie ſtammen. Wer ein Haus bauen will, bittet die Fürſtin um ein Dutzend Federn, die trägt er an ſeinem Leibe, und nun weiß allewelt, der Mann wird binnen Kurzem Gold genug haben. Mehr als er braucht, ſtehen ihm Hände zu Dienſte. So werden Brücken geſchlagen, Dämme gezogen, Abgründe ausgefüllt, neue Städte und Dörfer angelegt, und täglich verſchönert ſich der Anblick unſeres Landes. Eine Luſt iſt's, heute zu leben und ſich zu rühren! Jeder verfügt über die Kräfte des Andern, eine Schwanenfeder geht von Hand zu Hand, und in Stunden entſteht, was ſonſt in Monaten und Jahren nicht. Es lebe die Schwanenfürſtin, es lebe der Schwanenteich!“

Dagegen ließ ſich nichts einwenden. Die Leute waren glücklich, wenn ſie ſich glücklich dünkten, denn jedes Gut beſteht ja nur in der Einbildung. Und wer es verſtand, die Menſchen mittels ihrer Einbildung in Thätigkeit zu ſetzen, der zog wie an Gewichten die Luſtſchlöſſer vom Himmel zur Erde nieder.

Das war eine unleugbare Wahrheit. Emma dachte lange darüber nach und erſann ſich nichts anderes. Selbſt wenn die Menſchen das Gold nicht bekämen, worauf ſie hofften; was ſie in dieſer Hoffnung Großes geſchaffen, das nimmt ihnen doch Niemand mehr. Das Vertrauen hat ihr Land in ein Goldland verwandelt, nur ohne den Dog deſſelben. Das Licht von Cipango iſt hier, ohne den Schatten. So meinte ſie. Am ſchmerzlichſten blieb ihr dabei, daß ſie nun, gegen alle Natur, die Zurückkunft ihres Geliebten nicht als nahe, ſondern als fern und ferner wünſchen mußte. Denn bisher hatte ſie noch gar keinen Vortheil über Elpine errungen, ſondern dieſe jeden über ſie. Und welche Ausſicht lächelte ihr, daß es je anders werden ſollte? Unter dieſer Verſtimmung litt auch ihr Gefühl für den Grafen ſelbſt: denn ſo leicht ſie ihm anfangs verziehen, weil ſie die Nebenbuhlerin nur gering angeſchlagen, ſo trug ſie ihm jetzt wachſenden Groll nach mit der wachſenden Gefährlichkeit ſeiner Erſtvermählten. Sie war recht unglücklich.

Indeß zeigte ſich bei dieſem Arbeitseifer der Inſulaner bald eine neue Erſcheinung. Emma erlebte, wie nach und nach ein Nachbar um den andern ihr ſein Landſtück zum Kaufe bot. Der Grund davon blieb ihr nicht lange verborgen. Die Landleute wollten lieber im Dienſt und Sold der Schwanenfürſtin ihr Glück machen, als Pflügen und Viehzüchten. Alles ſtrebte höher hinauf, in die Städte, zu den Paläſten, zu den Künſten der großen Verſchönerungen und Verbeſſerungen, welche Elpine mit vollen Händen belohnte. Emma ahnte Gutes von dieſem Umſtand. Sie erwarb Land, ſoviel ſie konnte, denn, dachte ſie, nähren müſſen die Menſchen ſich doch, und wenn das fortginge, ſo entſtünde eine Hungersnoth, vor der ich ſie ſchützen kann. Sie legte ſich jetzt mit doppeltem Eifer auf die Landwirthſchaft — freilich Arbeiter fehlten ihr. Ohne Bedenken arbeitete ſie

denn mit eigenen Händen und machte Jagd auf alle Bettel- und Waiſenkinder, die ſich auf der Inſel herumtrieben, und die allenfalls mit geprägter Landesmünze vorlieb nahmen. Große und vernünftige Leute waren nur noch für Schwanenfedern zu haben. Dieſe in Gebrauch zu nehmen, enthielt ſie ſich aber ſchon aus Trotz ebenſoſehr, als aus Grundſatz.

Alſo ernährte Emma die Bevölkerung, welche ihre größere Schweſter beſchäftigte und beglückte. Es war ihr eine große Freude, wenn Truppe für Truppe die tagesmüden Arbeiter an ihren Maierhöfen vorbeizogen, ſie zu bewirthen, ſie zu erquicken. Die Leute wußten ihr zwar Dank dafür, aber zuletzt gingen ſie doch immer von dannen, indem ſie ihre Schwanenfedern ſchwenkten und Loblieder auf die Fürſtin Elpine ſangen. Emma ſchien ihnen zwar ein gutmüthiges, aber im Ganzen zurückgebliebenes Weſen. „Das gute Kleefräulein" nannte man ſie halb ſpottweiſe.

Kaum hatte die Bevölkerung der Inſel angefangen, den Landbau zu vernachläſſigen, als bei den geringen Vorräthen, die vorhanden waren, die Lebensmittel im Preiſe ſtiegen. Dies bemerkend, war ſofort eine Anzahl Ackerbauer zur Feldarbeit wieder zurückgekehrt, in der Abſicht, den Ertrag derſelben mit hohem Gewinn zu verwerthen. Da nun Emma ſich ein Vergnügen daraus machte, ihre Feld- und Gartenfrüchte den Leuten zu ſchenken, ſo zog ſie ſich die Abneigung derer zu, welche verkauften. Die Aermſte ſah mit großer Betrübniß dieſe Wirkung. Sollte man nicht denken, wer ſchenkt, wie leichtſinnig man ſeine Geſchenke taxire, könne ſich mindeſtens keine Feinde damit machen? Leider erfuhr ſie das Gegentheil. Ihre Großmuth, von den Einen unterſchätzt, erwarb ihr den Haß der Andern. O wie traurig wird ſie beſtehen, wenn die Bevölkerung einſt zu wählen hat zwiſchen ihr und Elpine! O wie

gleißnerisch war die scheinbare Unparteilichkeit der Nebenbuhlerin!

Die Gute suchte sich durch verdoppelte Thätigkeit das Unglück ihrer Lage zu versüßen. Ach, es ging über ihre Kräfte. Jeder Augenblick, der nicht unmittelbar ihre äußeren Sinne beschäftigte, gehörte einer still geweinten Thräne. Die Noth ihres Herzens wuchs zu einer unerträglichen Folterqual. Der grausame Zwiespalt, die Rückkehr des Grafen zu fürchten und zu wünschen, mit blassem Erschrecken und stürmischer Sehnsucht ihrer zu gedenken, überschritt jede menschliche Fassung. Endlich entschied sich ihr Gefühl immer stärker, immer leidenschaftlicher für sein Kommen, es mochte folgen was da wollte. Tröstlicher als diese Martern der Ungewißheit war der Anblick des Geliebten, selbst des verlornen. Aber ach, ihr Gefühl mochte wohl sich entscheiden, die Ereignisse thaten's nicht. Tag auf und nieder flutete das grüne Meer in die blaue Himmelsferne hinaus, aber unsichtbar blieb das hereinragende weiße Segel — das heißersehnte! Und allein zu tragen war die Größe dieses Kummers! Im weiten Umkreis der Insel lebte ihr kein theilnehmendes Herz, dem sie sich aussprechen durfte, oder das sie unausgesprochen verstand.

Allmählich aber bekam es den Schein, als ob doch eine der ihrigen verwandte Stimmung mit leisem Geisterschritt das Land durchwandelte. Die Leute fingen an, öfter als je vom Grafen zu reden, und von dem Glücke seiner Wiederkehr. Einige berechneten nach alten Urkunden die Entfernung des Goldlandes von den Inseln des guten Vertrauens. Ganz im Stillen trieben die Gelehrten diese Beschäftigung, aber sie wurde doch ihre Lieblings-Aufgabe, und wenn Zwei zusammen kamen, so war zu wetten, daß sie von nichts Anderem redeten, als von Längengraden. Sie thaten dann, als verwunderten

ſie ſich nicht, daß ſie deren nur wenige herausgebracht hatten, und nur der Wiſſenſchaft wegen mochten die Herren Collegen ſich auffordern, ja recht tief zu ſtudiren über dieſes Thema. So war es auch ſicher nur Hang nach Originalität, als einſt ein Doctor mit der Hypotheſe dazwiſchen fuhr, Cipango ſei wohl eine Wander-Inſel und triebe vielleicht gerade jetzt am andern Ende der Welt. Zum Glücke machte der Mann Verſe und es blieb zweifelhaft, ob ſeine Aeußerung mehr doctrinär oder ſatyriſch ſei. Man beſchwor ihn alſo im Namen des Vaterlandes, keine Einfälle zu haben, ein ſchlechter Witz könne unter Umſtänden ein Staatsverbrechen ſein. Tags darauf aber ging es von Mund zu Mund: Das Goldland iſt eine ſchwimmende Inſel und treibt eben am andern Ende der Welt. Elpine forderte den Senat ſogleich auf, gegen die Verbreitung dieſes Gerüchtes einzuſchreiten; in der That decretirte der Senat Schweigen darüber und ließ in einer gelehrten Denkſchrift die feſte Lage von Cipango beweiſen: zu Hauſe aber wußten ſich die Senatoren, welche ſelbſt Inhaber vieler Schwanenfedern waren, kein wärmeres Tiſchgeſpräch, als über die Theorie der ſchwimmenden Inſeln. Wirkſamer als Decrete und Denkſchriften widerlegte zuletzt Emma das Gerücht, und der Senat verrieth die geheime Angſt, die bereits herrſchte, dadurch, daß er ihr den Dank des Vaterlandes votirte. Ein auffallender, ein unpolitiſcher Schritt!

Emma hätte alle Urſache gehabt, über dieſen erſten Hoffnungsſtrahl ihrer öffentlichen Anerkennung ſich zu freuen, wenn ihr nicht ſelbſt die Sorge um den Grafen verzehrend am Herzen nagte. Uebrigens ſah ſie ſich immer deutlicher mit neuer und ungewohnter Aufmerkſamkeit behandelt. Ihre landwirthſchaftliche Thätigkeit kam in guten Ruf, man nahm mit Dank und Freude ihre Spenden dahin, ja, ein Arbeiter war einſt

herzlich genug zu ſagen: er wüßte nicht, ob er für die Schwanenfürſtin noch arbeitete, wenn das gute Kleefräulein ihn nicht ſpeiste. Der Mann wurde zwar feſtgenommen, aber frohmüthig ſchwenkte er — nicht eine Schwanenfeder — ſondern eine Weizengarbe und meinte: es mache ihm nichts; was er geſprochen habe, daran halte er. Emma konnte den Mann nur bedauern, ohne ſich ſelbſt Glück zu wünſchen. Denn ſo wie ſie ihre Lage nur einen Augenblick bedachte, fand ſie nicht mehr Vortheil darin als zuvor. Entweder der Graf kam zurück, dann war Elpine gerechtfertigt und von neuem die Auserwählte des Volkes; oder der Graf kam nicht, dann war ſie ſelbſt zwar Siegerin, aber der Preis des Sieges war auch dahin.

Indeſſen gehen die Ereigniſſe zwiſchen den Gegenſätzen unſrer Logik gewöhnlich mitten durch und berühren entweder keinen derſelben, oder beide zugleich. Daran dachte Emma nicht.

Eines Abends brachte ein Fiſcherknabe eine Tonne vor den Senat, welche die Meeresſtrömung aus der Richtung von Cipango her in ſein Bereich getrieben. Die Tonne trug eine eingekerbte Inſchrift, die dem Unkundigen zwar räthſelhaft, aber zugleich der Grund war, warum er ſie für wichtig genug hielt, um ſie höheren Orts abzuliefern. Der Senat transportirte in einer Art feierlicher Proceſſion die Tonne ſofort nach Emma's Haus, denn an ſie lautete die Adreſſe. Hier wurde das Gefäß eröffnet und man fand zunächſt einen Kuchen von Wachs darin. Als man dieſen auseinanderlegte, gerieth man auf einen Umſchlag von Wachstuch, unter welchem ein zweiter von Pergament zum Vorſchein kam. Letzterer wiederholte noch einmal die Adreſſe an Emma. Als auch das Pergament entſiegelt und entfaltet war, lag der eigentliche briefliche Kern dieſer Seepoſtſendung vor. Es war eine kleine Pergamentrolle mit wenigen Zeilen beſchrieben. Emma überflog ſie und hatte

Mühe, ihre äußerliche Faſſung zu behaupten. Die Senatsmitglieder ſtanden noch harrend im Halbkreiſe um ſie her, ſcheinbar zur amtlichen Zeugenſchaft, daß Alles unverletzt und unberührt von ihnen geblieben, in Wahrheit aber hofften ſie, Emma werde ihre Discretion durch eine freiwillige Mittheilung belohnen. Emma ahnte ihren Wunſch, denn indem ſie den Herren für die getreue Abgabe erkenntlichſt dankte, fügte ſie hinzu, die Sprache des Briefes ſei ihr theilweiſe unverſtändlich, ſie würde die Kenntniſſe der Schwanenfürſtin zu Rathe ziehen müſſen. Die Senatoren ſtellten ſich jetzt, als hätten ſie nie eine Mittheilung erwartet, und entfernten ſich unter ceremoniöſen Verſicherungen ihrer Heilighaltung des Briefgeheimniſſes.

Als ſie fort waren, las Emma die verhängnißvollen Zeilen erſt mit Muße. Sie waren von Aurelius geſchrieben und lauteten:

„Theure Erwählte! Columbus hat eine zweite Entdeckungsreiſe nach Indien gemacht und auf einer ſeiner Karawelen iſt ein Sendbote meines Freundes, des Canonicus, angekommen, mit dem Auftrage, mich in dieſen Gewäſſern zu ſuchen — zu welchem Zwecke? rathe. Um mir die Scheidungsurkunde zu überbringen, welche die Trennung der Ehe zwiſchen mir und meiner Gemahlin Elpine ausſpricht! Wie durch ein Wunder iſt die Karawele mit dem Sendboten nach Cipango verſchlagen worden, geſcheitert, aber im Scheitern noch war es geglückt, Mannſchaft und Sachen zu retten. So günſtig waltete der Stern über eine für unſer Verhältniß entſcheidende Geſetzes-Urkunde. Du wirſt daher von dieſem Augenblicke an Elpine weder als meine Gemahlin betrachten, noch auch dem Volke gegenüber als ſolche behandeln. Die Weltwerbung, wozu ſie mit ſcheinbarer Großmuth Dich einlud, hört ſomit von ſelbſt

auf. Gerne würd' ich noch das Letzte für sie thun und das Gold schicken, das sie für ihren bisherigen Unterhalt den Insulanern versprochen, aber ich vermag über nichts! Ständebeschluß hat — bekannter Vorfälle wegen — mich aller Ansprüche und Rechte verlustig erklärt, man hält mich als Staatsgefangenen, ich bin ärmer denn der Aermsten Einer. Die ungewohnte Noth wirft mich krank dahin, mein Zustand ist Verzweiflung. Kein Trost bleibt mir, als daß diese Nachricht Dich erreichen möge und daß ich Dich auf den Inseln des guten Vertrauens weiß. Auf ihnen wirst Du vermögen, was ich nicht vermag — zu leben. Denke mein!"

Emma's Herz wurde von den widersprechendsten Empfindungen bestürmt bei diesen Nachrichten. Der große Kummer über des Grafen Noth wechselte mit ihrer weiblichen Freude über das Verschwinden der Nebenbuhlerin, dieser gedachte sie dann wieder mit natürlichem Mitleid, und noch größeren Leides voll kehrte sie zum Grafen zurück, doch nicht, ohne selbst wieder getheilt zu sein, denn mitten unter Jammer und Thränen hoffte sie noch für ihn und für sich — und welcher Zustand eines Menschen, der noch lebt, wäre so trostlos, daß er die Hoffnung ausschlösse? So konnten sich ihre Gedanken abermals vom Grafen — zu Elpine zurück wenden, um auch das Schicksal dieser Armen zu überlegen. Mittheilen mußte sie ihr den Brief, das litt keinen Zweifel — aber ach, wie traurig war diese Nothwendigkeit! Die warmblütige Schwärmerin aus der Höhe ihrer goldenen Träume herabzustürzen und Tausende von Menschen mit ihr! Welche Ueberwindung heischte der Schritt!

Aber eh sich Emma dazu noch gesammelt hatte, kam ihr Elpine schon zuvor. Ihr Blut war zu lebhaft, um abzuwarten. Kaum hatte sie das Gerücht von dem Briefe ver-

nommen, ſo ſtand ſie auch fragend und drängend in Emmas Haus. Emma fand es willkommen, daß Jene ſelbſt ſich ihr Urtheil holte, und legte ihr ſchweigend das Schriftſtück vor. Geiſterblaß und in allen Zügen verändert ſtierte Elpine hinein. „Gieb mir den Brief," ſagte ſie. Emma wurde aufmerkſam, daß dieſes ihr erſtes Wort war, und nahm das Schreiben mit einiger Haſt zurück. Tröſtend fügte ſie hinzu: „Was die Aenderung betrifft, Dich weder unter uns noch vor den Andern als ſeine Gemalin zu betrachten, ſo laß ich von Herzen gerne Alles wie zuvor. Mein Gefühl iſt ſchon befriedigt, daß Deine Schwanenwirthſchaft nicht ferner mit dem Vertrauen des Volkes ſpielen wird, denn ſie nimmt ja ein Ende jetzt, wie ſich von ſelbſt verſteht."

„Was denkſt Du, Emma! Vielmehr doppelt, zehnfach muß ich ſie pflegen, um das hier zu verbergen. Mit dieſer Nachricht vor's Volk treten? Welch' ein Augenblick! Nimmermehr! Schwunghafter als je will ich nun neues Vertrauen werben, damit ich das alte behaupte. Nur das iſt das Mittel, mich zu retten."

„Elpine! Nein, nicht Ernſt iſt Dir dieſer Gedanke. Ruchlos müßt' ich Dich nennen, wenn Du zuvor nur leichtſinnig warſt."

„Nenn's wie Du willſt, Pflicht der Selbſterhaltung nenn' ich es."

Wahrhaftig? Du verharrſt dabei? Nun dann endet meine Geduld! Wenn Dir der Betrug Pflicht iſt, dann iſt meine Pflicht die Ehrlichkeit. Dieſer Brief gehört dem Volke ſo gut wie mir, er ſei des Volkes! und ſehen will ich, ob Du die Schrift unterdrücken kannſt, wie Du mein Wort verfolgt haſt!"

„Emma, Emma! halt ein; ich vergehe! Rette mich, Göt-

terhand, ich muß, ich muß ja! Was wäre mein Loos, wenn dieſes Geheimniß laut wird? Aermer als der Aermſten Einer, ſagt er, und ich — an die Sterne trug ich ihn, allmächtig macht' ich ihn; — ich kann nicht zurück, ich kann nicht! O verdirb mich nicht ganz, Lenzkönigin, Himmelsblume, freundliches, ſüßes Taubenherz! Du biſt die Siegerin, ſei es! ſei es! Du verdienſt es ja; — ſtäub' Deinen Schuh ab mir an Bruſt und Wange, mein Mund ſoll Dein Fußſchemel ſein, mein Edelſtes Dein Gemeinſtes! Nur ſchweige, ſchweige, mein Goldfiſchchen, mein Roſenkind, mein Honigbienchen, ſchone mich, mein königliches Schweſterchen, ſei meine holde, gnädige Schutzfrau."

Und ſo ging's fort. Emma kam nicht im entfernteſten zu Sinnen unter den Thränen, Bitten, Liebkoſungen und Schmeicheleien der zärtlichen Morgenländerin. Sie erſchrak über ſo viel Erregbarkeit und verſprach alles Mögliche, nur um die Sturzwelle, unter der ſie ſtand, zu beſchwichtigen. Endlich ging Elpine mit der nothdürftigſten Faſſung von hinnen."

Und nun brachten die nächſten Tage ſchon ein Leben auf die Inſel, als wäre buchſtäblich das goldene Zeitalter angebrochen. Obwohl palaſtähnliche Häuſer bereits genug daſtanden, ſo ſagte Elpine doch mit majeſtätiſcher Hoheit zu ihren Getreuen: „Kinder, wir müſſen dem Grafen ein Haus bauen, das ſeiner würdig iſt. Denn ſeht, wie gerne er jetzt auf Cipango verweilt, ſo heimiſch ſoll ihm's auch bei uns werden. Wir müſſen wetteifern mit dem Goldlande." Und Gold beſaßen die Inſeln des guten Vertrauen allerdings auch, nur nicht im gemeinſten Ueberfluſſe, ſondern größtentheils zu Schmuck und Münzgeld verarbeitet. Von dieſem Golde alſo brachte Elpine im Umtauſch für Schwanenfedern große Maſſen

an ſich und ließ einen der ſchönſten und weitläufigſten Paläſte außen und innen ganz mit Goldblech überziehen. Die Inſel wußte ihres Staunens kein Ende bei dieſem Anblick. Elpine aber ließ ſich in einiger Entfernung um das Haus herumfahren, muſterte es von allen Seiten mit kritiſchem Blicke und ſagte unbefangen: „Es ſpielt hübſch an der Sonne. Ich will einmal meine Schweſter fragen, ob es ſich ſehen laſſen kann nach Cipange. Meint ihr, daß es dem Grafen genügen wird?“ Das Gefolge wagte keinen Laut der Antwort, es war betäubt von allen Gefühlen der Anbetung. Hierauf ließ ſie einen andern Theil des Goldes zu Staub zerreiben und ſtreute ihn auf der Straße und auf den Pfaden des Parks im Umkreis des Palaſtes aus. „Dort wandelt ſein Fuß ſtets auf Gold,“ ſagte ſie, „in unſerer Armuth wollen wir mindeſtens ein paar hundert Schritte damit bedecken.“ Gleichzeitig ſammelte ſie die ſchönſten und edelſten Knaben der Inſel, ließ ſie zu einer Ehrengarde ausrüſten und in allen zierlichen Bewegungen der Turnkunſt auf's beſte einüben. Chöre von lieblichen Mädchen ſtattete ſie koſtbar als Schäferinnen aus, oder als Elfen, Nymphen, Meerfräulein, und ſorgte dafür, daß ſie in paſſenden Charactertänzen, Geſängen und allen Künſten einer anmuthigen Erſcheinung wohl unterrichtet wurden. Ebenſo legte ſie ein Wachtſchiff in den Hafen, welches Tag und Nacht ausſpähen mußte, und demjenigen, welcher die Flagge des Grafen zuerſt erblicken würde, verſprach ſie Gold, ſo viel als ſechs Pferde ziehen können.

Alle dieſe Anſtalten verfehlten ihre Wirkungen nicht. Jedermann auf der Inſel war nun überzeugt, daß der Brief an Emma die baldige Zurückkunft des Grafen gemeldet habe. Das Volk war außer ſich. Seine Fähigkeit zu vertrauen zeigte ſich leidenſchaftlicher als in jedem Augenblicke zuvor. Wer

keine Schwanenfeder beſaß, wurde ausgepfiffen. Bei Emma's Feldarbeit mochten nicht einmal mehr die Taubſtummen und die unmündigen Kinder aushalten. Mit geheimer Seelenmarter ſah der Beſitzer ſein Haus und Feld an, und zerbrach ſich den Kopf, auf welche Weiſe er es der Fürſtin opfern, und ein Schwanenfederchen dafür erwerben könne. Mit Murren that die dienende Claſſe kaum die nöthigſten Arbeiten des Lebens, ja verſäumte ſie wohl auch ganz, um nur der Schwanenfürſtin Arm' und Bein zu vermiethen. Alte Contracte wurden gebrochen, neue geſchloſſen, feine und ſinnreiche Bedürfniſſe, die nie gekannt waren, wucherten wie Unkraut in allen Herzen, aber nie gekannte Kräfte waren auch überflüſſig rege, ſie zu befriedigen, und ſo wurde das Unkraut ein Garten. Die Inſel nahm in dieſen Tagen des höchſten Aufſchwungs auch wirklich ein Antlitz an, daß ſie mehr ein Wohnort der Seligen als der Menſchen ſchien. Bequemer, lieblicher, prächtiger ließ ſich nirgend das Leben einrichten als hier.

Emma war ſelbſt bezaubert von dieſen neuen und letzten Veränderungen. Ach, dachte ſie, warum ſich die Leute doch einbilden, daß ſie Gold haben müſſen für ihre Federn! Wenn ſie nur zufrieden wären mit den Federn — könnte das nicht ſo fortgehen? Elpine wäre dann ihre wirkliche Wohlthäterin — warum muß ſie Gauklerin ſein? Emma war ſo verwirrt von dieſem Scheine der Wahrheit, daß ſie den Ausweg nicht fand. Sie beſchloß, die Leute ſelbſt darüber zu vernehmen, und bei einer der nächſten Gaſttafeln, die ſie Elpinens Arbeitern gab, machte ſie perſönlich die Wirthin, um auf eine leichte und unverdächtige Weiſe ihre Gedanken auszuſprechen. Die guten Inſulaner waren ſelbſt nicht ganz klar und gewandt im Ausdrucke, aber Einer den Andern ergänzend, äußerten ſie

ſich ungefähr ſo: die freundliche Wirthin hätte vielleicht Recht, wenn die Schwanenfedern auf der ganzen Welt als Gold geachtet würden. Und wieder könnten ſie das, wenn ſie überall ſo ſelten wären wie hier. Stießen ſie aber in der Kette des Menſchenverkehrs endlich auf Inſeln oder Länder, wo die Heimath der Schwäne iſt, da könnte jedes Kind ſich Federn rupfen, und es wäre nicht zu ſagen, in welcher Verwirrung der angeſponnene Faden zurückliefe. Gewiß wäre auf Ciſpango das ungeprägte Gold auch werthlos, die Prägung aber ein Kunſtgeheimniß und ein Königsrecht. Emma mußte das bejahen; ſie hatte aber noch manches zu bedenken und friſtete das Geſpräch weiter. Namentlich wies ſie darauf hin, wie die ganze Inſel durch die Schwanenfedern mit Pracht und Reichthum ſich angefüllt habe, und da hätte der eingebildete Werth doch ſchon einen wirklichen erzeugt. „Was heißt Werth?“ fragte ein Arbeiter. „Iſt's ein Werth, wenn meine Mädchen als Nymphen tanzen? Nein, wenn ſie mir Wolle ſpinnen iſt's ein Werth. Tanzen laß' ich ſie, weil ich Federn dafür bekomme, und Federn nehm' ich, weil ich Gold dafür bekomme, für das Gold aber krieg' ich die Wolle, die meine Mädchen inzwiſchen nicht geſponnen. So erſetzt ſich ihr Tanzen wieder.“

„Nymphentänze ſind freilich nichts werth, aber Eure neuen köſtlichen Häuſer?“

„Sind nicht mehr werth als unſere einſtigen Hütten. Man kann doch nicht mehr als wohnen darin. Unſere Hütten bauten wir im Verhältniß zu dem, was wir ſonſt zu thun hatten; über den Häuſern aber haben wir gar viel der Nothdurft verſäumt. Nur das Gold, das wir erwarten, giebt ihnen erſt Werth, denn es wird uns das Entbehrte im Ueberfluß ankaufen laſſen von Andern.“

Emma ſchauderte leiſe. „Aber einigen Wenigen, vielleicht den Beſitzern der neuen Häuſer bliebe wenigſtens der Vortheil.“

Die Arbeiter ſahen ſich einander an. „Ja,“ ſagten ſie: „es iſt war.“

Aber ein Hausbeſitzer blickte ſchon tiefer: „Was, iſt eine Ruine ein Vortheil? Was ſoll mir ein Haus, wenn ich die Kräfte nicht mehr haben kann, es zu erhalten? Und brächten die Schwanenfedern kein Gold, ſo müßte ſich Alles den verſäumten Arbeiten zuwenden, denn wir könnten ja nichts erhandeln. Zugleich würde ein Senatsbeſchluß mich zwingen, das Volk, das ſeine Hütten niedergeriſſen hat, in mein Haus aufzunehmen, ſo weit es Raum hätte. Der Entgelt dafür wäre gering oder vielleicht gar keiner, da die höchſte Geltung der Mundbedarf hätte und alle Arbeitskräfte, Jagd- und Ackerwerkzeuge, womit er beſchafft wird. Sagt, Freunde, was Freud' und Vortheil bei meinem Hauſe bliebe mir da?“

Die Arbeiter ſahen ſich wieder an und ſagten noch einmal: es iſt wahr.

„Aber Eure Gärten, Eure Straßen, Eure Brücken, Eure . .“

Ein raſcher Jüngling, der ebenſo lebhaft dachte als aß, unterbrach Wirthin und Mahlzeit zugleich und ſagte: „Unſere Gärten müßten wir wieder in Felder verwandeln, ſo weit ſie nichts tragen, — und unſere Straßen . . . ja! unſere Brücken . . . allerdings! . .“ er ſah einen Greis neben ſich an.

Dieſer ergänzte ihn: „Straßen, Brücken, — es ſei, was es ſei — immer gilt das Nämliche: Wir haben Zeit und Dinge einem näheren Nutzen entzogen, um ſie einem ferneren zu opfern. Theils Entbehrliches, theils Nothwendiges mit entbehrlichem Aufwand haben wir viel und mannichfach hergeſtellt. Könnten wir nun unſere Opfer für Geld nicht bald durch An-

dere erſetzen — ſo wäre das Elend unermeßlich. Wir müßten all' die Herrlichkeiten verfallen laſſen, um uns ſchleunigſt vor Hunger und Tod zu ſchützen. „Denn nehmen wir an," rief der Greis die ganze Tafel hinab und ſtand auf, „nehmen wir an, unſere gute Wirthin hier ſchenkte uns nichts, oder unſere Mitbürger verkauften uns nichts für Schwanenfedern — was wären wir jetzt ſchon anders als verhungert?"

Und immer klüger und ſinniger durch das gegenſeitige Reden überholte zuletzt einer den andern mit einem plötzlichen Einfall: — „Werth hat nur, was des Lebens Nothdurft fördert — nothwendig, nützlich, angenehm iſt die rechte Stufe. — Der Ueberfluß kann nur Erſparniß der Vergangenheit und nicht Vorausnahme der Zukunft ſein. — Die Schwanenfedern ſind Zeichen unſerer Herrſchaft über fremde Kräfte; wir ſtürzen in unſere eigene Sklaverei, wenn dieſe Herrſchaft auf uns zurückfällt — u. ſ. w."

Emma wußte genug. Sie hatte Mühe, bis zum Ende der Tafel ihre Gemüthsbewegung zu verbergen. Kaum ſah ſie ſich frei, ſo flog ihr Wagen nach Elpinens Schloß. Dringend verlangte ſie die Fürſtin zu ſprechen. Ihre neuen Einſichten brannten ihr wie Flammen auf der Zunge; lauter als je wollte ſie reden. Aber der Palaſt war ſo umlagert, daß ein Durchdringen kaum möglich. Eben heute hatte Elpine ja ausrufen laſſen, daß ſie nunmehr eine Schwanenhalsfeder eine Tonne Goldes gelten laſſe, was ſonſt nur mit den Schwungfedern der Fall war. Dieſe ſollten das Fünffache gelten. Darum wogten und brandeten jetzt Tauſende von Inſulanern unter der glühenden Mittagsſonne auf dem Schloßplatze: ihre Haut war verſengt, ihre Stirnen troſen, man ſah das Blut in ihren Adern ſieden, aber heftiger als alles Elementarfeuer loderte der Zunder ihrer gierigen Blicke. Es

war das Weißglühen der Leidenſchaft. Emma fürchtete in jedem Augenblicke eine Scene gleich jener, da der Sohn dem Vater die Kehle durchſtoßen. Auch Elpine ſah erhitzt aus; ſie konnte ſich übrigens nur in der Ferne zeigen: ſie hatte vollauf im Schwanenteich zu thun. Sie vermochte nichts als einen Pagen zu ſchicken, ließ um Entſchuldigung bitten und der geliebten Schweſter ſagen, ſie würde nächſtens auf's Land zu ihr hinauskommen, ſie bedürfe ſelbſt der Erholung. Das hieß, Emma blieb für die Stadt verbeten. Der armen Verlornen paßte kein ernſtes Wort mehr in ihr überſtürztes Treiben. Seufzend wendete Emma um und ließ, ſo groß die Hitze war, die Vorhänge ihres Wagens herab: ſie konnte die prächtigen Werke der Verzweiflung nirgend mehr anſehen.

Nach einigen Tagen vernahm Emma, es würde jetzt an einer kleinen Luſtflottille gebaut, um dem Grafen Vorſtellungen von Seegefechten zu geben. Da ahnte ihr endlich, was Elpinens Gedanke ſei. Feſt um Feſt vorbereitend ſchien ſie wie zufällig auch dieſes auszuſinnen, aber es war wohl ihr Hauptzweck. Ohne Aufſehen das Meer zu beſuchen galt's, um wahrſcheinlich in günſtiger Stunde ſich von der Inſel hinwegzuretten. Arme Elpine!

Aber dieſe hatte ſeit Emmas Beſuch keine ruhige Stunde mehr: oder vielmehr ihre innerlich wühlende Herzensangſt verdoppelte ſich noch. Ach, es war ein ernſtes, warnendes Geſicht, das ihr Emma aus der Ferne gezeigt hatte! Darf ſie dieſer Miene länger vertrauen? Wie, wenn ſie in einem Anfall von Tugend hingeht, und das ganze Trugſpiel noch früher als jede Flucht möglich iſt, aufdeckt? Dieſer Gedanke marterte ſie fortwährend. Und ſtets gewohnt, eine handelnde Rolle der leidenden vorzuziehen, beſchloß ſie, gegen Emma den erſten Streich zu führen. Nichts geringeres beſchloß ſie, als Emmas Verbannung.

Zwar wagte sie keine öffentliche Anklage, aber gesprächsweise flüsterte sie um so geschickter den Senatoren ihre Verdächtigung ein. Das Gastmahl, das Emma jüngst gehalten, sei nichts als ein Aufruhrbankett gewesen, es scheine das Schlußglied in einer Kette von geheimen Umtrieben. Wer ihr Haus nicht für unverletzlich halten wollte, der würde wahrscheinlich Wunderdinge finden darin, ihre Correspondenz mit den Verbannten hätte nie aufgehört. Wer ihre Person nicht für heiliger achtete als das allgemeine Beste, der würde überhaupt ihrer Freiheit weise Schranken setzen. Sie hätte das Senatsdecret gegen das Mißtrauen keinen Augenblick respectirt, nichts sei billiger, als daß sie selbst den Weg ihrer Opfer wanderte — u. s. w. Kurz Elpine verstand es, vom leisesten bis zum entschiedensten Schritt die Senatoren den Weg zu führen, den sie wollte. Und in demselben Maaße als sie die Wagschale des Verdachtes beschwerte, erleichterte sie die der entgegenstehenden Bedenken. Alle Verantwortung gegen den Grafen würde sie selbst übernehmen, Emmas Hinwegführung von der Insel könne unter den schonendsten Formen einer Staatsgefangenschaft geschehen, ihre Briefe aber — jetzt kam Elpine auf den eigentlichsten Punkt — ihre Briefe würde man sofort und ungelesen verbrennen, man schlüge dadurch jedes weitere Umsichgreifen von Beunruhigung nieder, die Insel entspreche zugleich ihrem Charakter des guten Vertrauens damit. Die Ueberredungskünstlerin behielt zuletzt in allen Punkten Recht: der Staatsstreich gegen Emma wurde beschlossen.

Und schon in der folgenden Nacht ließ sich ein Senator mit drei Gerichtsbeamten bei Emma melden. Er entschuldigte sich in den gewähltesten Ausdrücken, daß er ihre Ruhe störe, aber sie werde [illegible]eren Staatsnothwendigkeiten dieses Opfer bringen wollen. [illegible] seien auf der benachbarten Insel

Bewegungen unter den Verbannten ausgebrochen, hervorgegangen aus mancherlei falschen Auffassungen ihrer Berichte über Cipango. Die Tumultuanten wollten eine gewaltthätige Landung auf der Hauptinsel versuchen, um genauere Belehrungen und Entscheidungen von ihr einzuholen. Der Staat habe unter diesen Umständen geglaubt, sie bitten zu dürfen, daß sie selbst hinüberkäme und der Hauptinsel aufregende Scenen erspare. So ungefähr klangen die Worte des Senators, — nie ist ein Mensch reizender arretirt worden. Gleichzeitig versprach er, ihre Bureaus unter Staatssiegel zu legen und ihre Wohnung mit einer Ehrenwache zu versehen, bis sie wieder zurückkehrte. Bis hierher hatte Alles eine leidlich gebildete Form. Kaum aber war Emma gegangen, um Toilette zu machen, da bewiesen die Magistratspersonen, daß sie doch nur Barbaren einer andern als europäischen Welt seien. Mit kindlicher Befriedigung ihrer Neugierde fielen sie über Emmas Bureau her und statt es amtsmäßig zu versiegeln, theilten sie sich brüderlich in die Lectüre der vorhandenen Schriften. Natürlich war der Brief des Grafen Aurelius das erste Augenmerk Aller. Alsbald vernahm Emma einen Nothschrei nach Essenzen, und als sie erschrocken ins Zimmer zurückflog, fand sie vier Staatsbeamte in Ohnmacht. Mit Mühe waren die Herren in ihren Wagen zu bringen und in der großen Bestimmungslosigkeit verriethen sie das wahre Schlagwort ihrer Sendung, indem sie sagten: sie hätten jetzt eine andere Person zur Haft zu bringen. Emma begriff von dem ganzen Abenteuer nichts. Erst bei näherer Aufmerksamkeit belehrte sie der Zustand ihres Schreibtisches über das Geschehene. Sie entdeckte, daß die Staatsobrigkeit mit mehr Gelüsten als Gewissen hier gewaltet, und der ergreifende Ernst dieses Augenblicks faßte jetzt auch sie. So war es denn ge-

ſcheben! Elpinens Verhängniß war da! Daß ſie ſelbſt dieſe Schlinge des Falls ſich gelegt, ahnte ihr freilich nicht.

In heftigſter Bewegung brachte Emma den übrigen Theil der Nacht zu. Sie blieb angekleidet, zündete mehr Lichter als ſonſt an, und verſammelte ihre Dienſtleute in ihre Gemächer. Gramvoll brütend ging ſie zwiſchen den ſtummen Gruppen derſelben auf und ab.

Gegen Morgen flogen Steine an ihr Fenſter, ſie hörte Axtſchläge dröhnend an ihren Bäumen, und als ſie hinaus ins Freie trat, ſah ſie Feld und Anger von tobenden Menſchenſchwärmen durchzogen, während die Ungeſtümſten dicht an ihr Haus vortraten und der Menge das Zeichen zum Sturm gaben. Sie wichen zwar bei Emmas Anblicke zurück, aber die Entfernteren ſchrieen: Nieder mit ihr! und von anderen Seiten fuhren die Drohniſſe der Beſtürmung fort. Emma erbebte bis ins innerſte Herz; ſie hatte ähnliche Volksſcenen nie geſehen. Die Bundſchuhfehden in Deutſchland ſelbſt kannte ſie nur vom Hörenſagen. Sie verſuchte zu ſprechen, aber ſie fühlte wohl, daß Frauen die Gabe der Maſſenlenkung verſagt ſei. Sie öffnete alſo ihre Scheuern und Vorrathskammern, gab ſie dem Volke preis und ſtellte ſich unter deſſen Schutz. Der Erfolg bewies, daß ſie damit das Richtigſte gethan. Sie erhielt die Parteien der Guten und der Schlimmen mindeſtens im gegenſeitigen Schwanken und friſtete ſo ihre Sicherheit. Gegen zehn Uhr endlich erſchien eine Truppenabtheilung und beſetzte das Haus. Erſt jetzt fand Emma Muße, mit ihrer gewählteren Dienerſchaft das Frühmahl einzunehmen. Der commandirende Officier folgte der Einladung dazu mit wohlwollender Ergebenheit. Haarſträubende Auftritte erzählte er aus der Stadt. In der Wende von Nacht zu Morgen habe ſich das Gerücht von Elpinens Ver-

haftung und von der gänzlichen Werthloſigkeit ihrer Schwanenfedern verbreitet. Er ſelbſt habe viel ſeiner nutzbarſten Dinge für dieſes Gefieder dahingegeben, aber er habe ſeinen Verluſt vergeſſen über den Furienlärm, der mit unbegreiflicher Schnelligkeit alsbald die Bevölkerung wachgerüttelt. Ein herzzerreißendes Heulen und Wehklagen vom dumpfſten Gebrüll bis zu den höchſten Kreiſchtönen ſei die Straßen hinauf und hinab aus allen Häuſern hervorgebrochen. Kinder mit ihren Eltern, Gatten unter ſich, Freunde, Brüder, Verlobte hätten ſich wüthend, ja todtdrohend gezankt über das Vertrauen, das ſie der Schwanenfürſtin geſchenkt. Menſchen habe er unter ſeinen Fenſtern geſehen ſich an den Haaren ſchleifen, nicht Einzelne ſondern ganze Züge oft. Aber nichts ſei erſchütternder ſelbſt für eine Kriegerbruſt geweſen, als mit welcher Rachewuth das getäuſchte Volk ſich auf Elpinens Haus geworfen und wie es blitzgleich unter dem Gewimmel, das in alle Fugen, an alle Balken ſich einhackte, vom Erdboden verſchwunden. Quadern ſeien vor Weibernägeln auseinander gegangen wie Wachskuchen; — er wundere ſich, daß das Getöſe dieſer Zerſtörung nicht heraus bis zu ihr gedrungen. Was ſie ſelbſt hier ſähe, das ſei dem Volke kein Ernſt; im Ganzen ſtünde ſie offenbar gut mit den Leuten; Niemand könne das beſſer als er nach den heutigen Frühſcenen beurtheilen. — Der Hauptmann mußte ſich oft unterbrechen, um draußen zwiſchen Truppen und Volk zu ordnen und zu ſchlichten.

Um die Mittagsſtunde kam ein Staatswagen des oberſten Gerichtshofes mit einer ſtarken Escorte und ein richterlicher Beamter übergab eine Vorladung an Emma, laut welcher ihre Anweſenheit vor den Schranken des Gerichtes gewünſcht wurde. Emma beſtieg den Wagen, und verſuchte ihre Ge-

müthskrafte zu ſammeln. Ach, es war auf dieſer Fahrt nicht möglich! Aufruhr und Verzweiflung durchtobte das Land, überall rannten ſinnloſe Menſchen umher, die einen Gegenſtand ihrer Wuth ſuchten, und im blinden Affecte auch das zerſtörten, deſſen Erhaltung jetzt doppelten Werth hatte. Als ſie in die Stadt kam, fand ſie Alles in Ruinen, was an den Glanz noch von geſtern erinnerte. Der Platz, wo Elpinens Haus geſtanden, wimmelte von Kindern, die das Kleine noch kleiner ſchlugen und hinter dem furchtbaren Ernſt ihrer Eltern eines furchtbaren Spieles Nachleſe hielten. Das goldüberzogene Haus des Grafen war mit ſtarken Wachen beſetzt, um den koſtbaren Beſchlag vor der Volksgier zu ſchützen, welche ihn ſchon an vielen Stellen in größern oder kleinern Stücken heruntergeriſſen. Eine Straße des verwüſteten Parks durchſchneidend, ſah Emma einen Menſchen, der ſich an einem Baume erhenkt hatte. Niemand dachte daran, die Leiche abzunehmen; vielmehr wie das Volk bei ſolchen Gelegenheiten die grellſte Vermiſchung des Schauders mit dem Scherze liebt, ſo hatte man um den wirklichen Todten Puppen herumgehenkt, welche Elpinen bedeuten ſollten, und ihnen Geſichter von lächerlicher Fratzenhaftigkeit gemalt. Was das Schickſal des Schwanenteichs geweſen, wurde auch kund. An vielen Stellen ſah Emma Feuer angemacht und die Menſchen brieten die armen gerupften Schwäne langſam bei lebendigem Leibe daran. Auch ein Zug von Chormädchen kam ihr entgegen, welche, in einem fernern Dorfe wohnend, zu ihren gewöhnlichen Tanzübungen nach der Stadt zogen. Man kannte auf ihrem Dorfe das Unglück des Vaterlandes noch nicht, und ſo ſtolzirten die kleinen verkleideten Schäfer, Nymphen und Elfen glücklich wie im wahren, goldenen Zeitalter ihres Weges daher. Unbeſchreiblich war der Hohn, womit das Volk dieſen Aufzug über-

ſchüttete. Würfe mit Allem was die Straße bot, Gießfluten, Verwünſchungen und Gelächter hagelte es auf die arme verſpätete Götterwelt. Die erſchreckten Kinder ſtoben auseinander wie ein aufgelöſter Blumenkranz und ihre Phantaſiegeſtalten mitten im Straßenpöbel irrlichterten traurig genug hin und her.

Endlich betrat Emma den Gerichtsſaal. Ihr nach ſtrömte die unermeßliche Menge des Volkes. Die Verhandlung begann. Elpine wurde hereingeführt. Sprachlos lagen ſich die beiden Frauen in den Armen, trotz Allem was geſchehen war. Welch' ein Wechſel der Dinge! Elpine war all ihrer Lebensgeiſter verluſtig; wie ein zerpflückter Schmetterling lag ſie am Boden.

Die Procedur war kurz und einfach. Ja, ſie wäre beides noch mehr geweſen, wenn nicht Emma ſich bemüht hätte, ſo gut ſie's verſtand, etwas juriſtiſche Caſuiſtik in die Sache zu bringen. Das Mädchen fühlte ſich hier zum erſten Male als Europäerin vor Barbaren, ihr ganzer Stolz erwachte und gab ihr eine plötzlich ermuthigte, ſichere Haltung. Die Rolle der Mitbeklagten, in die ſie ſich verſetzt ſah, vergaß ſie, vielmehr trat ſie als Vertheidigerin Elpinens auf und ging häufig genug gegen die Inſeln des guten Vertrauens ſelbſt angriffsweiſe vor. Drei Abſchnitte ſind zu unterſcheiden, — war ungefähr der Kern ihrer Ausführung — in welche der Verlauf des Verbrechens zerfällt, von dem hier die Rede iſt. Ich habe die Richter zu bitten, daß ſie dieſe Abſchnitte trennen, und nicht ſie vermiſchen, wozu ſie geneigt ſcheinen. Den erſten rechne ich von Elpinens Ankunft bis zu der Ankunft des Grafen. Elpine hatte Euch letztere verheißen und der Graf iſt gekommen. Elpine hat Wort gehalten. Sie iſt für dieſen Abſchnitt gerechtfertigt und ſchuldlos. Den zweiten rechne

...verische
...bibliot...

ich von der Abfahrt des Grafen bis zu der Landung seines Briefes. Man kann nicht sagen, daß in diesem Zeitabschnitte Elpine auf Euer Vertrauen eingewirkt, vielmehr das Gegentheil war der Fall. Ihr habt ihr das ungemessenste Vertrauen entgegengebracht, sie brauchte es nur anzunehmen. Sie war nichts als die höchste Spitze, nichts als der natürliche Ausdruck Eurer Aller. Ihr wolltet — fast mit Gewalt — der europäische Graf sollte ein Gott sein: wohlan, sie hat ihn zum Gotte gemacht. Zog ich das Mißfallen der Insel mir zu, daß ich Eure Phantasien mäßigte, so muß sie nothwendig im Stande des allgemeinen Wohlgefallens sein, daß sie denselben schmeichelte. Elpine ist daher auch für den zweiten Abschnitt nicht anders als schuldlos. Ich komme zum dritten, der zu rechnen ist von der Ankunft des Briefes bis auf heute. Erst hier tritt Elpinens Schuld ein. Aber haben ihre Schwanenfedern Euch einen Schaden gebracht, so fahre ich fort, zu behaupten, nicht der ganze Schaden ist ihr zur Last zu legen, sondern nur das letzte Drittheil desselben. Ihre Schuld erleichtert sich dadurch nicht unwesentlich. Ja, eine fernere Erleichterung ist es für sie, daß mein Schweigen sie dabei unterstützt hat: ein Antheil ihres Schicksales fällt auf mich, und gerne übernehme ich diesen Theil. Der Staatsprocurator versicherte die Sprecherin, das Urtheil würde nicht ermangeln, ihren Ansprüchen zu genügen. Uebrigens hatte Emma einen guten Eindruck erzielt, mindestens für sich selbst. Denn die Erwiderung des Procurators fand nicht den ganzen Beifall der Tribünen, vielmehr gab sich auch ein bemerkliches Murren kund.

Jetzt trat der Advocat-Anwalt auf, um seine Vertheidigungsrede zu halten, Emma bat ihn, ihren eigenen Verzicht auf jede Vertheidigung entgegen zu nehmen, und die ganze

Wohlthat seines Rednergenies Elpinen zuzuwenden. Emma hatte, ohne es zu wissen, eine Satyre gesagt, denn der Anwalt plaidirte erbärmlich. Sein bester Gedanke noch war der Antrag, daß man auch die Deputirten der übrigen Inseln in die Jury berufen möge, da in einem so hochwichtigen Falle des guten Vertrauens der ganze Cykladenstaat urtheilen müsse, und die Hauptinsel ja ihre eigene Partei sei. Aber man konnte wohl sehen, Elpinens Sache war eine verlorne. Selbst die unbedeutenden Advocatenkünste, die der Anwalt für seine Klientin aufbot, wurden von dem Zischen der Tribünen zu Grabe getragen; den angeführten Antrag warf der Gerichtshof durch die Bemerkung ab: eben weil ihre Insel allein der Gegenstand des behandelten Verbrechens in all seinen Folgen und Wirkungen sei, so gebühre ihr allein auch der Richterspruch.

Damit war die Verhandlung zu Ende; die Gefangenen wurden abgeführt, die Jury zog sich zur Berathung zurück. Von den Tribünen aber wich keine Seele, eben so wenig zerstreuten sich die Volksmassen, welche das Justizgebäude draußen umlagerten. Mit fieberhafter Leidenschaft erwartete Alles den Urtheilsspruch, und sollte der Morgen darüber anbrechen. Denn schon war die Sonne unter dem Meeresspiegel und von der entgegengesetzten Himmelshälfte fielen die Nachtschatten herein. Das Volk zündete Wachfeuer an, lärmte, schrie, tobte, sang bluttriefende Rachelieder auf Elpine, während Emmas Name mehr ein Gegenstand getheilter Gefühle war. Ließ eine Stimme sie hochleben, so rief eine andere nieder mit ihr! und äußerte sich diese Gruppe feindselig, so trat ihr jene wohlwollend gegenüber. Letztere Partei bekam das Uebergewicht, als gegen Mitternacht ein kleines Zwischenspiel sich ereignete. Jene Verbannten nämlich, welche

das Mißtrauensdecret in den Tagen von Elpinens Einfluß dem Einflusse Emmas entzogen, waren von ihren Verwandten im Triumphe zurückgeholt worden und landeten jetzt vollzählig in ihren kleinen Küstenbarken am heimathlichen Strande. Mit ihrer Ankunft war für Emmas Schicksal jede, auch die geringste Sorge verschwunden. Selbst die Wuth gegen Elpine suchten diese Zurückkömmlinge, die ja von Schaden unbetroffen waren, auf ein menschliches Maß herabzustimmen. Man sah sie allenthalben herumgehen und Vernunft und Besonnenheit predigen. An die Zukunft zu denken ermahnten sie, thätige Geistesrichtungen stumpften am besten den Sporn einer müßigen Verzweiflung ab, die sie wie ein schlechter Reiter hin und her jage. Der Senat betrachtete diese Menschen jetzt als die besten Staatsbürger. Mitglieder desselben begrüßten sie, gingen Arm in Arm unters Volk mit ihnen und unterstützten ihre Bemühungen auf jede Weise. Ja, zuletzt brachten sie ihrer Freundin Emma selbst einen Fackelzug. Es war dies dem Ausspruch der Jury zwar vorgegriffen, indeß lenkte es doch das Gesammtgefühl auf freundlichere Bahnen und war jedenfalls ein schöner Stern in dieser unglücklichsten Nacht der vaterländischen Geschichte.

So wurde es Morgen. Mit dem ersten Tageslichte öffneten sich auf dem Balcone des Gerichtshauses die Thüren, und der Staatsprocurator, umgeben von Beisitzern des Gerichtes, trat im Amtsornate heraus. Ein Herold winkte mit einem Stabe das Volk zur Ruhe, aber das Ceremoniel war nie überflüssiger. Athemlose Aufmerksamkeit folgte dem Erscheinen des richterlichen Würdenträgers, und ein Schweigen, abgrundstief, lag auf den Tausenden, als er mit hoher langsamer Stimme den Spruch der Geschwornen abzulesen begann.

Das Urtheil lautete gegen Elpine —

Daß ſie als eine Verführerin und Verderberin des menſchlichen Geſchlechtes mit dem Tode des Feuers zu beſtrafen ſei; gegen Emma —

Daß ſie in Anerkennung ihres rathenden und helfenden Verhaltens, womit ſie den öffentlichen Schaden erſt zu verhüten, dann zu mildern geſucht, von der vorhandenen Schuld einer Unterlaſſung freizuſprechen, und der rückſichtsvollen Geſinnung der Nation zu empfehlen ſei.

Das Volk bezeugte gegen beide Ausſprüche ſeine Zufriedenheit, und der Verkündigung folgte unmittelbar die Vollſtreckung.

Eine Truppenabtheilung beſetzte den Juſtizpalaſt, indem ſie in einen geſchloſſenen Kreis ſich aufſtellte; Büttel erſchienen, welche innerhalb dieſes Kreiſes einen Scheiterhaufen zurechtlegten. Aber wie auf ein gegebenes Zeichen drang das Volk von allen Seiten in den Kreis ein, beſeitigte die Scheiter, und thürmte ſeine Schwanenfedern an deren Stelle auf. Im Nu ſtand ein kleiner Berg dieſes Gefieders da. Eine weiße, glänzende Pyramide, deren Anblick für ſo furchtbarer galt, als Weiß hier die Trauer- und Todtenfarbe war! Niemand hinderte dieſe bedeutungsvolle Abänderung des Herkommens. Auf einmal ging ein beklommenes Gemurmel durch die Menge. Die beiden Frauen — die Verurtheilte und die Freigeſprochene traten unter der üblichen Bedeckung aus dem Gerichtshauſe. Elpine trug ein ſchlichtwallendes weißes Sterbekleid, aber daſſelbe Weiß bedeckte auch ihre ſtarren, blutloſen Züge. Sie ſchauderte auf, als ſie ihr Feuerbett aus den Schwanenfedern bereitet ſah, ſie fühlte tief den Sinn des Volkes. Für Emma ſtand ein Staatswagen bereit, um ſie nach ihrem Landgut zurückzubringen. Weinend warf ſich die

Lebende in die Arme der Sterbenden; Elpine erwiderte — nur matter, markloſer, wie mit Geiſtergeberden — die Zärtlichkeit der Schweſter. Sie hauchte einen Kuß auf ihre Wange und ſtammelte: „Dieſer Kuß dem Grafen Aurelius, wenn Dich je das Glück wieder vereint mit ihm. Sag' ihm" — hier verſagte ihr die Stimme. Der Kreis öffnete ſich, Elpine beſtieg den flaumigen Todespfühl. Eine dumpfe Schreckensruhe laſtete rings auf dem Meere der Zuſchauer. Jetzt zündete der Nachrichter die Federnſchicht an — ein Aufſchrei Elpinens — und alsbald verbrannte ihr feines, zärtliches Körperchen. Als eine leichte Aſchenflocke ſtieg es in die Luft, und die Funken ſpielten darin.

So endete ein Weſen, von dem ein mächtiger Graf ſelbſt geſagt hatte, daß es ihm zehnfach und hundertfach das Leben gegeben habe, und von dem noch jüngſt eine ganze Nation gerühmt, daß es ihr Flügel verliehen. Elpine konnte die Wohlthäterin der Menſchheit ſein, hätte ſie die guten Gaben ihrer Natur mit weniger Leichtſinn und ſträflichem Muthwillen gebraucht.

Kaum war dieſe Hinrichtung vollzogen, ſo ſtürzte athemlos ein Fiſcher unter das Volk. Am Horizont des Meeres, erzählte er, habe er eine Menge weißer Segel geſehen, ein ganzes Geſchwader ſei im Anzug gegen die Inſel. Alles Volk blickte mit ſtummen, ahnungsvollen Blicken einander an, und wendete ſich ſogleich von der Land- zur Seeſeite um. Wie ward den guten Inſulanern, als die Flottille, vom heiterſten Morgenwind getragen, näher und näher kam! Die Flagge von Cipango ſahen ſie wehen, und die kräftige Geſtalt, die hoch auf dem Vordercaſtell des Admiralſchiffes in flammender Goldrüſtung ragte, war Niemand anderer — als Graf Aurelius. Alles ſtürzte ſich zu Emmas Füßen und bat um ihre

Einſprache. Emma wechſelte ein fliegendes Freudenroth um das andere, und doch theilte ſie mit dem Volke das blaſſe Erſchrecken über das Geſchehene. Die Flotte legte ſich vor Anker, der Graf ſchiffte ſich aus. Die Beſtürzung, die ihm aus allen Mienen entgegenſtarrte, konnte keinen Augenblick lang ihren Grund verbergen. Der Graf hörte, und mit einem Blick auf den dampfenden Federherd ſah er auch das jüngſte Ereigniß der Inſel. Schmerzvoll griff er ſich an die Stirne und ſagte: „So finde ich denn das Eiland, wie Columbus zum zweiten Male ſeine neue Welt! Alles verändert und verſchlimmert! Das Volk des guten Vertrauens hat ein blutiges Werk des Mißtrauens gethan! Ha, vom guten Vertrauen führt Ihr Eueren Namen, und nun ſeid Ihr dem üblen ebenſo offen geweſen! Zeigt mir dieſen Brief.“ Man brachte das Document. Der Graf überlas es flüchtig und gab es mit jener hohen Ruhe zurück, die faſt für Gleichgiltigkeit halten kann, wer den vornehmen Charakter nicht kennt. „Es iſt das Schickſal der Großen, übel bedient zu werden,“ ſagte er, „ein treuloſer Diener, wie ich vermuthe, hat dieſe That ſich erlaubt.“ Dieſe Aeußerung ſetzte Alles ins höchſte Erſtaunen. Die erſte und nächſte Meinung war geweſen, der Graf habe durch einen günſtigen Umſchwung des Schickſals wieder Glück und Geſundheit erlangt; nun aber mußte man glauben, der Brief ſelbſt ſei eine Fälſchung von einer fremden, boshaften Hand. So mindeſtens ließen die Worte des Grafen ſchließen, zu fragen und näher ſich aufklären, wagte Niemand. Der Graf wendete dem Volke keinen Blick mehr zu, ſondern geleitete Emma zu ihrem Wagen, und ſagte unterwegs zu ihr: „So iſt der Wettſtreit entſchieden, den ſie ſelbſt angeboten. Die Inſel hat ausdrucksvoll zwiſchen Euch gewählt, — nur zu ausdrucksvoll. Wie dem auch ſei, Du ſtehſt als Siegerin da. Und endlich

darf ich hoffen, daß der Schatten Deines ländlichen Daches sich über mein Glück wölben wird.“ Emma erschrak heftig bei diesen Worten. Es kehrte hier ein Zug wieder zurück, der ihr schon auf Civango aufgefallen; der Graf hatte eine eigene Art, die schwersten Gemüthslagen wunderbar leicht zu nehmen. Bei einem geringeren Menschen hätte ihr Gefühl mit aller Stärke dagegen gesprochen, hier aber zweifelte sie mindestens, ob das nicht eine Geistesgröße sei, wozu ihr selbst blos das Maß fehlte. Nur schüchtern wagte sie daher die Aeußerung: es sei ihr ebensowenig als im Lande des Dog möglich, auf dieser Insel ihr Leben jetzt fortzusetzen. Ganz Herz für die neue Freude seines Besitzes könne sie nur sein, wenn er schleunigst die Anker lichtete. „Ei, Herzchen, wohin denn mit Dir?“ scherzte der Graf, als ob ihm wunderlich zu Muthe wäre, und ergriff, innehaltend im Wege, Emmas Hand. Er bemerkte die Rauhheit derselben. „Wie das geharkt und gegraben hat! Gartenarbeit freut Dich wohl? Du hast sie wohl mit dem Eifer einer lieben Gewohnheit wieder getrieben? Siehe da, ein Gedanke! Wir segeln nach der Insel der fröhlichen Ernten. Schönes Land, wonniges Land! Ja, das sei unsere Wahl! Komm Emma. Wenn Du's weder im Golde, noch im Vertrauen auf Gold wohnlich findest — dann wirst Du wohl zwischen Cyanen und Rosenrosen froh! Die goldene Ceres hat auch Goldeswerth. Komm Liebchen, wir segeln, komm!“

Die Bevölkerung hatte inzwischen eiligst kostbare Hüllen über die Feuerstätte gebreitet, und gleich Schmetterlingen einen Rest jener kindlichen Schäfer und Nymphen eingefangen, damit der Fußfall der unschuldigen Kleinen den Grafen zur Gnade stimmen möge. „Ich werde nicht Blut um Blut von Euch verlangen,“ sagte der Graf, „denn in Enerer Leichtigkeit, womit Ihr jedem Windstoße Glauben schenkt, dünkt Ihr

mir kaum zurechnungsfähig. Euere ganze Strafe soll sein, daß ich die Goldflotte, die ich mitbringe, vor Eueren Augen in den Grund bohre.“ Nach diesen Worten bestieg der Graf mit Emma die Schaluppe, die ihn ans Land gesetzt hatte, und stieß von der Insel ab. Bange verfolgten die Blicke des Volkes das kleine Fahrzeug, welches in dem muntern Wellenschlag der See bald verschwand. Aber nach einiger Zeit sah es die großen Schiffe der Goldflotte entmastet und abgetakelt gegen seine Küsten herantreiben. Schon hatte es für Kinder und selbst für unerfahrene Erwachsene den Schein, als könnten sie mit den Händen hinauslangen darnach, aber wie ein Meteor plötzlich zerplatzt, so sanken sie dann, und verschwanden Eins um das Andere unter dem Meeresspiegel. Die Insulaner zerrauften sich Haar und Bart bei diesem Anblicke; der Schmerz um diese so nahen und unerreichbaren Schätze blieb ihnen fortwährend unerträglich. Man sagt, sie sollen die ersten Taucherglocken erfunden haben. Wo im Laufe der Jahre ein Abenteurer sich und Andere für ein zerrüttetes Leben neu begeistern wollte, da sah er's auf die Goldflotte ab. Gesellschaften bildeten sich zur Hebung ihrer Schätze, und gingen wieder zu Grunde; das versunkene Gold hat noch viel Unglück gebracht, noch manches Menschenleben gekostet. Spätere Europäer, welche die Insel wieder besuchten, fanden eine Sage daselbst, daß von Zeit zu Zeit ein Schwan in diesen Gewässern erscheine, welcher durch seinen unwiderstehlichen Gesang Alles in die See hinaus, und leider auch hinablocke. Sie glaubten geschichtliche Erinnerungen in dieser Sage zu erkennen.

Vierte Fahrt.

Die Inſel der eiſernen Hände.

Der Graf aber, als er mit Emma ſein Admiralſchiff erreicht und beſtiegen hatte, wurde von ſeinen Leuten mit beſtürzten Mienen empfangen.

In dieſem Augenblick ſei der Steuermann ins Meer geſtürzt, ſagten ſie und liefen wehklagend auf und ab, der Eine nach Tauen, der Andere nach Stangen, der Dritte den Vierten zur Hilfe nöthigend, bis der Graf mit dem Rufe: 10,000 Piaſter! Alles in die Rettungsboote jagte und zur rückſichtsloſen Selbſtaufopferung anſpornte. Dem Verunglückten wurde emporgeholfen, aber — ſinnbethört ſah Alles ſich an — das war der Steuermann nicht, den ſie diesmal von Cipango mitgebracht hatten, vielmehr das kleine, graue Männchen von früher war es, und der jetzigen Schiffsmannſchaft natürlich unbekannt.

„Iſt das nicht der Mainzer Fährmann, der ſchon zweimal unſere Fahrt gelenkt?“ fragte Emma. Der Graf nickte ſtumm. Das Männchen aber ſchwenkte höflich ſeinen naſſen Hut gegen die Fragende. Dem kopfſchüttelnden Schiffsvolk blieb keine Muße zu weiteren Gloſſen, denn der Graf commandirte jetzt die Arbeiten der Goldverſenkung. Er ließ die Frachtſchiffe ent-

maſten, anbohren und Wind und Wellen preisgeben; die Bemannung davon ſammelte er in einem andern Schiffe, das er nach Cipango wieder zurückſchickte; er ſelbſt behielt nur das Admiralſchiff mit den nöthigſten Leuten übrig. Damit richtete er ſeinen Lauf nach der Inſel der fröhlichen Ernten: das heißt, ſein verwandelter Steuermann that es. Dieſen betrachtete er, als hätte es nichts Sonderliches auf ſich und die Schiffsleute ahmten dem Herrn nach, obwohl ſie im Stillen unwirſch waren, daß ein Menſch, wenn er aus dem Meerwaſſer gezogen wird, ſo verändert ausſehen ſoll.

Emma allein war erfreut und faſt getröſtet von dem Anblick des alten deutſchen Landsmannes. Ach, was hatte ſie zu vergeſſen! Weg- und hinwegzuräumen Bilder des Unglücks, Wuſt und Ruin, raſche, blutige Schickſale! Und das weite friſche Meer thats nicht! Es rauſchte ihr nur noch heller und aufregender durch Sinn und Seele. Ob der Graf jenen verhängnißvollen Brief nicht doch ſelber geſchrieben? Ob er Elpinens Tod nicht gewünſcht, ob er die früheren Bande nicht planvoll geopfert zu Gunſten der neueren? Sie erſchrak reinen Herzens über die frevelhafte Schmeichelei, die ſie ſich damit zuflüſterte, — aber der Gedanke verſtummte nicht. Er blieb der Gefährte ihrer Fahrt, die ganze Tageslänge durch. Selbſt dem Grafen gelang es nicht, ihrer Stimmung ein heiterer Meiſter zu werden. Er griff in die Harfe der Märchen mit buntem, erfindſamem Wechſelſpiel: die Roſengärten von Schiras, Oberons Zauberhorn, der Nereiden und Tritonen griechiſchen See-Olymp, Columbus zweite Entdeckungsfahrt — Wahrheit und Fabel flocht er in ſchöner, dichteriſcher Auflöſung wie ein Troubadour zu den Füßen ſeiner Königin, um die Sinne des Mädchens den Weg ſuchend, wo mit den Sinnen das Herz ſich aufſchwingt zu ſeinen Abenteuern und

durſtig zufliegt der Quelle aller Dichtung, den Lippen des Dichters. Aber Emma blieb nachdenklich und in ſich gekehrt, rückſchauend zum Lande der jüngſten Ereigniſſe. Der Graf mußte endlich — was ihm ſo ungewohnt war — dem menſchlichen Gemüthe ſein Recht laſſen und ergab ſich dem Abwarten. — So wurde es Nacht.

Gegen Mitternacht, als nur geſchloſſene Augen und Ohren das Schiff führten und jeder Geiſt auf Traumes-Irrfahrten abweſend war, dunkelte der Graf im tiefen Mantel über das Verdeck hin, und ging in ein heimlich Geſpräch mit dem Steuermann. Er redete leis aber heftig, ſeine Stimme war wie ein verſchloſſenes Feuer, das gewaltſamen Durchbruch ſucht. Da ſah er einen Matroſen über ſich im Tauwerk hangen, der wohl herangerutſcht war, um zu lauſchen. Er ſagte jetzt laut, aber gleichgiltig: „Nun Meiſter, wie iſts? Ihr ändert ja die Linie, däucht mir?" Der Steuermann antwortete: „Die Zeichen ſind auf Sturm, ich deflectire beizeiten." — „Wo iſt Sturm?" rief der Graf unwillig. „In der obern Luft iſt er", ſagte der Steuermann, „und ſowie er das Land erreicht, das ich im Süden liegen weiß, wird er rückprallend nach unten gehen." In demſelben Augenblicke wurde dem Grafen der Hut entführt, ein hohles Brauſen erfüllte die Luft, und wie eine Schlachtlinie mit fliegenden Fahnen und verhängten Zügeln kam's plötzlich heran.

Das Meer rollte in breiten Wellengürteln dahin, deren Kämme in weißen Schaum zerſpritzten. Das Schiff wurde von einem Gürtel zum andern mit ſtarker Schaukelbewegung geſchleift: Alles, was ſchlief, erwachte. Emma verſuchte aufs Verdeck zu eilen, aber die heftige Schwankung warf ſie zurück, ſie rief um Hilfe, der Graf flog ihr entgegen. Emma ſchloß ſich zitternd an ihn, die bevorſtehenden Schrecken eines See-

ſturmes drängten ſich meduſenäugig an ſie heran. Der Graf bot Alles auf, ſie zu beruhigen, aber jedem ſeiner Worte folgte augenblickliche Widerlegung. Immer ungeheuerer ſpielte der Sturm mit den grenzenloſen Waſſern und das Waſſer mit dem Schifflein — Emma war nur ein Schrei des Entſetzens. Faſt laſterhaft ſchienen ihr Wind und Wellen; ſie begriff nicht, daß der ruhigen Schöpfung ſolch raſende Unordnung erlaubt ſei. Pfeilſchnell ſchoß Woge an Woge ihrem Blick vorbei; als ob die Welt ſich ſelbſt entfliehen wollte, war Alles um ſie her im Jagen und Stürzen. Mit reißendem Anwachs ging die Bewegung aus der Breite in die Höhe, die langgeſtreckten Wellenrollen wurden immer kürzer und ſteiler, eine Woge überſprang die andere, das Schiff flog wie ein Bolzen auf die höchſte Spitze von allen; dann zerplatzte auf einmal der ganze flüſſige Schwindelbau und nun gings lothrecht hinab ins Bodenloſe — Matroſen, die erſt nebeneinander hantirt, ſtanden ſich einander zu Häupten. Emma verlor das Bewußtſein ihrer Sinne. Als entſeelt trug ſie der Graf aus dem Sturme, den ſie anfangs mit begeiſtertem Grauſen angeſtarrt, hinab in die Cajüte, da lag ſie, wie im unempfindlichen Starrkrampf, aber von Minute zu Minute fuhr ſie wild phantaſirend auf, und wenn Geheul und Getöſe um ſie her wieder in ihr waches Ohr fiel, dann meinte ſie, eine Ewigkeit gefahren zu ſein, und bat den Himmel um ſchnelle Abkürzung dieſer Schrecken. Auf einmal geſchah ein Stoß gegen das Schiff und ein allgemeiner Verzweiflungsſchrei: Geſcheitert! übertönte den Schlachtlärm der Elemente. Emma wußte nicht, was mit ihr geſchah. Sie fühlte ſich hinweggeriſſen und in eine Tiefe geſenkt, aber es war nicht die Tiefe eines naſſen Grabes.

Als ſie zum Leben wieder erwachte, war es Tag, und Himmel und Meer ruhiger. Emma ſah ſich in einem kleinen Ret

tungsboote, das ihr nach dem großen Admiralſchiffe noch kleiner vorkam: mit ihr im Boote fuhren nur der Graf und der alte Mainzer Steuermann. Von der Galeere und ihrer Mannſchaft war nichts mehr zu ſehen. Emma fragte darnach, aber die Männer antworteten blos mit ſtummen, bedeutungsvollen Blicken; es war auch eine Antwort.

Das Tageslicht dämmerte trüb genug, die Wellen der See taumelten noch ſchlaftrunken hin und her, auch der Wind flatterte noch bewegungsluſtig, aber gefahrlos wie ein Raubvogel im Käfig. Emma war ſtill, ganz ſtill; nach dem ungeheuren Aufruhr der Nacht lag eine öde Fühlloſigkeit über der Natur und ihrem Leben — ſo ſaß ſie in einer Ecke des Bootes und wartete in Geduld, bis das Land herankäme, das beſtändig vor ihren Blicken, in mäßiger Ferne wie es ſchien, auf- und niedergaukelte. Endlich ſchlief ſie ein.

Von Mittag an ſpaltete die Sonne einzelne Wolkenſchichten und goß durch die dünneren Dünſte ſoviel ihr möglich war, Licht und Wärme herab. Vielleicht war es dieſer Reiz, wovon Emma im Laufe des Nachmittags erwachte; der alte Fährmann aber, als ſie die Augen aufſchlug, fragte ſie gutmüthig, ob der Hunger ſie wecke. Emma verneinte es zwar, doch freute ſie der mitfühlende Einfall des Alten. Das Land aber lag noch immer nicht näher. Es trieb ſich in allen möglichen Ecken der Welt herum, zeigte immer andere Seiten, nur vorwärts kam es nicht. Gegen Abend endlich wendete ſich der Wind günſtig, und nun kam das kleine Segelboot in einer Stunde weiter als die ganze Tageslänge durch. Bald lief es in einer kleinen Bucht des erreichten Ufers ein.

Das Ufer ſtieg in einer kahlen Düne hinan, die keine Spur von Pflanzenwuchs oder Thierleben zeigte. Emma fragte, ob das die Inſel der fröhlichen Ernten ſei? Der Graf

zuckte kleinlaut die Achseln; der erfahrne Steuermann aber antwortete: es sei, wenn ihn nicht alles trüge, die Insel der eisernen Hände. Doch bedeutete im Grunde Eines das Andere, setzte er hinzu, denn wer recht eisern sich mühe, dem sei die Ernte fröhlich genug.

Emma sah das Land mit zweideutigen Blicken an; sie konnte, selbst nach der wildesten Wassernoth, kein Herz dazu fassen. Gebeugt gab sie den Männern die Hand, als eine gangbare Stelle gefunden war, die Düne hinanzuklimmen. Droben auf der Höhe aber zeigten sich Bewohner der Insel. Im geschlossenen Halbreis sperrten sie trotzig den Weg, und der Vorderste rief den Ankömmlingen entgegen: „Steht! Könnt ihr arbeiten?" Das war ein rauher Empfang! Der Graf gab sich die Miene, als ob ihm die indisch-germanische Mundart dieser Anrede nicht recht verständlich sei, Emma war bestürzt und nur der Steuermann antwortete: „Ja." —

„Selbst ist der Mann, heißt's bei uns," gab der Andere zurück, „unser Boden nährt Drei nicht von Einer Arbeit. Wie steht's um die Andern?"

„Können wir nichts kaufen hier?" fragte Emma.

„Was heißt kaufen?"

„Eintauschen für Gold."

„Was heißt Gold?"

Der Graf war so reichlich damit versehen, als es der Schiffbruch zuließ. Emma ließ sich einige Münzstücke geben und wies sie dem Häuptling.

„Dafür wollt Ihr Nahrungsschätze?" fragte dieser verwundert.

Ebenso verwundert antwortete Emma: „Ja."

Jener würdigte sie keines Wortes mehr, nur stumm winkte er einem Manne aus dem Kreise der Uebrigen. Dieser trat

heran, nahm Emma bei der Hand, um ihr den Puls zu fühlen, fragte wie ihre Zunge beſchaffen ſei, und fragte, ohne ſich an ihr Erröthen zu kehren, noch weiter.

Hierauf beſchied er den Andern: „Perſönlich toll ſcheint ſie mir nicht, vermuthlich kommen ſie aus einem Lande, wo tolle Begriffe allgemein ſind.“

Der Häuptling hatte die Goldſtücke in den Sand geworfen wie ein ernſthafter Mann, dem man Spielzeug gibt. Zufällig war ein Erzarbeiter in dem Häuflein anweſend — ſein Schurzfell und ſeine Hände verriethen ihn dafür — der hob Eines derſelben auf, zerbrach es mit nicht allzu großer Mühe und ſagte: „Verwünſcht weich iſt der Tand freilich, indeß, mit Kupfer legirt, geht's am Ende. Wie viel Pfund habt ihr davon?“ — Der Graf wendete alle Taſchen um und fand des Goldes immer noch einige Hände voll. Der Schmied zuckte mitleidig die Achſeln über das Häuflein und ſagte zuletzt: „Meinetwegen! ein paar Mahlzeiten ſollt ihr haben dafür.“

Emma weinte.

Die drei Geſtrandeten wurden von den Inſulanern in die Mitte genommen und abgeführt. Auf dieſem Wege bot ihnen das Innere der Inſel einen Theil ſeines Anblicks dar. Die Inſel ſchien nichts als eine hohe Felſenplatte, deren verwitterte Oberfläche von der Natur und von Menſchenhand in nährendes Land verwandelt worden. Auf einer Wieſe ſah Emma Schafe gehütet; Kinder hatten ſie eben gemolken und trugen die Milch in Gefäßen, ſo klein wie Vogelnäpfchen, mit äußerſter Vorſicht davon. Das beſtellte Gartenland ſchien von Elfen bearbeitet, denn überall war der Raum ſo knapp benützt, daß unmöglich Schritte von Erwachſenen darin walten konnten. Kinder, die in Gartenbeeten verſpätet ſchafften, erklärten das Räthſel: dieſe Arbeit war hier Sache der Jugend.

Auf einem wüſten Erdfleckchen ſah man Kinder herumkriechen, welche den Boden von Steinen und Steinchen reinigten, die ſie in Körbe zuſammenſchleppten und dann ins Meer warfen. Sie verrichteten ihr Geſchäft mit ungemeiner Emſigkeit. Die Männer, von welchen die Fremdlinge geführt wurden, bückten ſich häufig zur Erde und ſchienen Dinge aufzuleſen, wovon ein Anderer nichts ſah. Emma beobachtete ſie genauer; es war jedes Stäubchen von Guano, was die Männer ſammelten. Auch ihr nächſter Nachbar trug kein Bedenken, dieſem Gegenſtande weit größere Aufmerkſamkeit als ihr zuzuwenden. Ja, das Beiſpiel erweckte bald den weiblichen Spar- und Sammelgeiſt in ihr ſelbſt, und als ihr nächſter Schritt im Begriffe war, einen Splitter dieſes Schatzes zu zerſtören, ſo bückte ſie ſich und rettete ihn. Ihr Nachbar drückte ihr lebhaft mit freudeglänzenden Augen die Hand und ſagte es ſogleich den Andern an. Da wendeten ſich alle Blicke erheitert auf ſie zurück und der ganze Chor brachte ihr ein lautes Hoch! — Graf Aurelius erblaßte bis unter das letzte Barthärchen.

Endlich erreichte der Zug, was man Weiler, Dorf oder hier vielleicht Hauptſtadt nannte: einen Sammelplatz von Menſchenwohnungen. Es war inzwiſchen gänzlich Abend geworden, die Einwohnerſchaft hielt Feierſtunde. Der Zug-Vorderſte, oder wie er von ſeinen Landsleuten genannt wurde, der Prüfer, theilte ſtehenden Fußes das Abenteuer mit den fremden Menſchen an die verſammelte Menge mit, und daß der Schmied ſich entſchloſſen habe, ſie fürs Erſte zu ſpeiſen. Damit ſei aber freilich nichts erreicht, der Gemeinderath möge das Weitere entſcheiden. Indeſſen machte er menſchlich genug darauf aufmerkſam, daß den Fremdlingen wahrſcheinlich hungerte, man möge ſie unverzüglich ihr Abendbrot nehmen laſſen; die nöthige Verſtändigung könne auch über Tiſche ſtatthaben.

Sogleich sonderten sich aus der Menge die Personen des Gemeinderathes, alte, erprobte Männer ab, welche durch nichts als durch ihr persönliches Ansehen die Würde, welche sie bekleideten, verriethen. Es waren ihrer zwölf an der Zahl, der Schmied selbst war auch dabei. Der Prüfer trat an ihre Spitze und führte sie alle ins Gemeindehaus, wo in kürzester Frist ein ausreichendes Mahl hergestellt war. Die Bevölkerung der Insel lagerte sich neugierig vor den Fenstern und Pforten.

Die erste Frage der Räthe war auch jetzt wieder: ob die Fremdlinge arbeiten könnten. Diese Frage schien namentlich an Emma gerichtet; man belehrte sie, daß nach dem Maße seiner Kräfte Alles hier arbeiten müsse, Frauen und Kinder: ihr zärtliches Ansehen aber erwecke Besorgniß. Emma antwortete, daß Landarbeit eben ihr Element sei, und zeigte mit einem gewissen Stolz ihre Hände. Sie waren freilich neben den eisernen Händen der Insulaner die weichsten, doch war man befriedigt. Ueberdies erzählte der Prüfer den nämlichen Zug von ihr, wie sie schon im Herwege ihren Begleitern den landesüblichen Sammelfleiß abgelernt: da sahen die Räthe mit einer Art Andacht auf Emma, schüttelten ihr der Reihe nach die Hand und begrüßten sie als eine gute Bürgerin. Ja, eines der Mitglieder hielt den Fall für so wichtig, daß er vor die Pforte trat und ihn laut der Bevölkerung ausrief. Das Volk jubelte, Emmas Ansehen stand sogleich fest.

Die Gemeinderäthe erlaubten nun den Fremden auch ihrerseits zu fragen, was sie wollten, denn sie merkten wohl, daß hier ganz verschiedene Welten sich berührten. Graf Aurelius sah verbissen aus, als ob er die ganze Insel vergiften wollte, der Steuermann hingegen that bekannt wie im eigenen Hause, — die Rolle des Fragens blieb für Emma. Und da sie sehen konnte, wie schnell sie der Liebling Aller geworden, und von

den harten, eiſernen Männern nur freundliche Blicke empfing, ſo verſchwand bald nicht nur ihre Schüchternheit, ſondern auch ihre Niedergeſchlagenheit. So ließ ſie mit einem muthigen Weſen ihrem Herzen und ihrer Zunge freien Lauf und war liebenswürdig unbefangen in einer lebendigen Unterhaltung von gutgeſetzten, anſtändigen Fragen.

Wie denn die Inſel mit ihrem wahren Namen heiße, fragte ſie zuerſt, ob die Inſel der eiſernen Hände, oder der fröhlichen Ernten? — Ganz gewiß das erſtere, war die Antwort, das letztere ſei ein veralteter Name, doch pflegten ihn Brautleute noch beizubehalten. Das komme ſo: die Inſel der fröhlichen Ernten iſt ein Paradies von Naturgenuß: bei der leichteſten Arbeit lebt ſie nicht nur ſelbſt im Ueberfluſſe, ſondern ſie theilt noch weit und breit mit: ſie hätten alte Sagen und Lieder davon, aber ſie ſeien verboten, um der Jugend das Herz nicht ſchwer zu machen. Sie, die Männer der eiſernen Hände, ſind Abkömmlinge von Inſulanern der fröhlichen Ernten. In alter Zeit nämlich hat ſich ein vorwitziges Schärchen derſelben aufgemacht, denn da es ihnen wohlging zu Hauſe, wollten ſie's noch beſſer. Das Goldland Cipango wollten ſie aufſuchen, oder allerwenigſtens die Inſeln des guten Vertrauens; und obwohl ihnen die Prieſter geſagt hätten, das eine wäre eine Laſterhöhle und das andere ein Narrenneſt — Emma blickte zur Erde bei dieſer bündigen Kennzeichnung — ſo ſchifften ſie ſich doch ein mit Flötiſten und Comödianten. Am hieſigen Strande ſind ſie geſcheitert und retteten nichts als das nackte Leben. Das Land war wüſt und unfruchtbar, nur wenige Pflanzen und Thiergattungen fand der Menſch zu ſeinem Gebrauche: da galt's nun arbeiten oder umkommen. Die Meiſten kamen um, die Ueberlebenden aber wußten wohl, was ſie thaten, als ſie ihre neue Heimath

die Insel der eisernen Hände nannten. Mit Schweiß und Blut behaupteten sie auf dem unbarmherzigen Felsen ihr Dasein und brachten sie ihr Geschlecht auf die Nachwelt. Ja, sie mögen hören, wie streng hier die Noth des Lebens sei. Die kleine, dürftige Insel kann nur eine bestimmte Menschenzahl nähren. Jedes Kind, das über diese Zahl geboren wird, tödten sie. Emma schauderte auf. Der Sprecher bemerkte es und sagte: Wir haben daher schon unsere Ehen in ein beschränktes Maß gebannt. Alljährlich erlauben wir nur Einem Paare sich zu vermählen, dem arbeitsamsten und tüchtigsten nämlich. Und da die Hochzeit nur stattfindet, nachdem gut und sicher geerntet ist, so nennen die Verlobten dieses Eiland die Insel der fröhlichen Ernten, mit einer doppelten Anspielung auf unsere Urheimath und auf ihr Glück. So sei die Natur und Einrichtung dieser Insel. Nicht wundern müsse sich daher ein Mensch, wenn Verschlagene und im Schiffbruch Gescheiterte an ihrem Strande entweder gar keine Aufnahme fänden, oder nur unter der Bürgschaft, daß sie ihr Brot selbst herauszuschlagen wüßten aus irgend einem unüberwundenen Eckchen Fels oder Sand. Die Insel der eisernen Hände macht nothwendig eiserne Herzen. Ein Volk, das seine eigene Vermehrung im Zaume hält, kann nicht gastlich sein gegen Fremde. — Emma fragte, ob denn die spülende Meereswelle hier geize mit dem Gewimmel ihrer Schuppen- oder Schalthiere? Der Untergrund der Insel, gab man zur Antwort, ist ein giftiges Halbmetall, das, rings vom Meere zersetzt und zerwaschen, alles Lebendige auf weite Ferne hinwegbannt. „Ein reizendes Ländchen," murmelte Graf Aurelius. Emma wollte noch eine letzte Frage versuchen, die ihr schon lange die nächste und natürlichste schien, aber sie fürchtete die Insulaner zu beleidigen, und wartete ab, daß diese mit eigener Einsicht

die Lücke ihrer Mittheilungen fühlen würden. Sie wartete indeß gänzlich vergebens. Zuletzt blieb ihr nichts anderes übrig als offene Freimüthigkeit. Warum bei dieser Härte des Daseins die ganze Volksgemeinde nicht lieber Schiffe baute und bessere Länder aufsuchte? Der Prüfer sagte: „Schiffe bauen wir nicht, weil uns das Holz mangelt; denn die Insel hat keinen Waldwuchs und erzeugt keine stärkere Baumgattung. Gäbe es aber größere, bewohnbare Erdtheile in der Nähe, so müßten mindestens die Schiffe anderer Völker in unseren Gesichtskreis gelangen. Das geschieht aber nie. Die Nebel, welche auf der Insel der eisernen Hände herrschen, mögen freilich ein Flor davor sein. Genug, sie hätten noch keine anderen Fahrzeuge gesehen, als verschlagene und gescheiterte. Was für ein Unternehmen wäre das also, mit dem wenigen Lebensvorrath, den sie auf der Insel erübrigten, schwache Binsenkähne zu besteigen und hinaus in ein unbekanntes Meer zu gehen?" Und jetzt nahm der Prüfer eine Miene an, welche Emma gleich anfangs erwartet hatte, und fuhr fort mit belebteren Worten: „Auch wird kein wohldenkender Mensch seine Heimath verlassen, weil er arbeiten muß darin. Und unsere Kinder — würgt sie nicht andresorts Krieg und Parteiung hin, oder ein Frohn reibt sie auf, ebenso hart als der unsrige? aber wir sind frei und arbeiten für uns selbst! Wahrlich, was uns Gescheiterte von fremden Ländern erzählen, überzeugt uns: wir sind's, die des Lebens wertheſten Schatz besitzen. Und sehen wir, wie die weichlichen Säuglinge jener anderen Länger verzweifelnd sich winden an unserem Ufer, als wär' es ein Land des Fluches, und ihr gerettetes Leben verwünschen, als wär' es seelenlos ohne den Blumenstaub wohllüstigen Ueberflusses: dann packen wir die Feigen mit Lust und schleudern sie zurück ins Meer, das sie

ausſpie. Dann fühlen wir uns eine höhere Gattung der Lebendigen, dann lieben wir unſere Noth, und unſere eiſernen Hände ſind uns zum Stolz."

Graf Aurelius war bei dieſen Worten aufgeſtanden und trommelte an der Fenſterverſchallung. Emma trat zu ihm, legte ihre Hand auf ſeine Achſel und bat ihn, ſein Gefühl zu verſöhnen mit dieſem Schickſale. Es ſei vielleicht nicht ſchlimmer als das ihrer Bauern in Deutſchland, er möge denken, ſie wären nur vom Berg zu Thal geſtiegen. „Schnell findeſt Du Dich ins Gemeine!" ſagte der Graf mit hoher Haltung und ging hinaus.

Inzwiſchen war abgeſpeiſt und der vorgerückte Abend forderte die Tiſchgenoſſenſchaft auf, ſich zur Ruhe zu begeben. Emma wurde beſchieden, bis man ihr geholfen habe, eine eigene Hütte zu bauen, würde ſie mit der Tochter des Schmieds ihr Schlafgemach theilen; ihr Bruder fände das Seinige bei den Söhnen des Prüfers. Ihr Bruder — Graf Aurelius nämlich, es blieb ihr dabei zu denken überlaſſen, ob die Inſulaner ihn wirklich für ihren Bruder hielten, oder ob man ihr eben ſo fein als beſtimmt damit andeuten wollte, daß ohne die ausdrückliche Anerkennung der Inſel jedes andere Verhältniß hier ungiltig werde. Faſt mochte ſie das Letztere glauben, nach dem, was ſie vernommen hatte. Und die Verwandtſchaftskette zu ſchließen, nannte ſie nun auch den alten Steuermann ihren Vater.

Emma ſchlief wie im Arme der Götter, trotz dem Verhängniſſe, das ſeit dem geſtrigen Seeſturm ſo unſanft die Würfel über ihr Loos geſchüttelt. Als ſie aber von Halma, der Tochter des Schmieds, aufgeweckt wurde, konnte ſie nicht einſehen, mit welchem Rechte das Mädchen behauptete, daß jetzt der Tag angebrochen ſei. Es war ihr, als ob ſie in einen Aſchenkrug ſähe, als ſie zum Fenſter hinausſah. Halma

belehrte ſie, das wären die Nebel, welche über der Inſel brüteten, ſpäter würde es ſchon heller. Ja, zu Mittag kämen vielleicht ſelbſt die Umriſſe der Sonnenſcheibe zum Vorſchein. Emma machte ein beſtürztes Geſicht. Von Allem, was ſie über dieſe Inſel gehört hatte, ſchien ihr der Verluſt von Himmelsblau und Sonnenſchein am ſchmerzlichſten. Hierauf fragte ſie, ob ſie ihren Bruder ſehen könne? „Wir werden uns Alle bei der Arbeit finden," antwortete Halma.

Emma trat nach kurzem Frühmahl mit ihren Hausgenoſſen auf den Sammelplatz der Gemeinde hinaus, — einen kreisrunden Raum in der Mitte des Dorfes. Vieles Volk mit mannigfachem Handzeug verſehen, fand ſie bereits anweſend, nur die Ihrigen fehlten. Endlich kam auch der Prüfer mit dem Grafen und dem Steuermann an ſeiner Seite. „Ihr werdet zuſammen arbeiten wollen," ſagte er zu den drei Fremden, „ich will euch einen Bezirk anweiſen, wo es geſchehen kann. Folget mir." Da trat der Graf einen Schritt zurück, blieb unbeweglich ſtehen und verſchränkte die Arme. „Wovon iſt hier die Rede?" ſagte er mit kalter Ruhe, „es waltet da ein Mißverſtändniß, wie ich ſehe." — „Nicht das geringſte," antwortete der Prüfer, „ihr werdet doch arbeiten wollen?" Der Graf maß den Mann von Kopf bis zu Füßen, ſchien eine Bitterkeit ſagen zu wollen, zog ſich aber wieder in ſeine ſtolzere Haltung zurück. „Ihr ſprecht mit einer großen Einfachheit der Begriffe," ſagte er, „wohl bin ich die Seele aller Arbeit, aber ich arbeite nicht ſelbſt; berichtigt euern Irrthum darnach." Der Prüfer wurde ungeduldig: „Das iſt verwirrtes Zeug, wir verſtehen das nicht." Der Graf lächelte mit einer Miene der Herablaſſung und erklärte ſich deutlicher. „Ich bin gewohnt, die Arbeiter zu miethen, ſie an ihren Platz zu ſtellen, ſie zu belohnen, erzeugend zu wirken durch den bloßen Aufblick

zu meiner Hand, aber nicht durch ihr unmittelbares Eingreifen.“ „Das iſt eine Narrengewohnheit,“ ſchalt der rauhe Landbauer, „entäußert ihr euch denn bei ſonſtigen Erzeugungen der Unmittelbarkeit?“ Die Männer umher lachten, Emma wendete ſich ab. „Was uns betrifft, wir leben und geben Leben nach dem Geſetze: Selbſt iſt der Mann. So will es die Natur. Friſch her, hier iſt eine Hacke.“ Der Graf ſchien noch immer Heil zu erwarten, daß er ſich in ſeine vornehme Sitte wie in ein Caſtell einſchloß, obwohl er ſehen konnte, wie wenig Gefühl die Eiſernern dafür hatten. Mit einem ſorgloſen Spazierſchritt wendete er ſich aus den Reihen der Männer hinweg und ſagte, als ob Alles abgemacht wäre: „Gute Leute, verſäumt eures Tagewerks nicht, der Verluſt wäre ſonſt doppelt.“ Aber drohend ſtieg es in den Mienen des Volks auf; Emma fürchtete das Aeußerſte. Mit aufmunterndem Schmeicheln liebkoſte ſie den Grafen, drückte ihm einen Karſt in die Hand, lächelte und tändelte ihn zurück in den Kreis der Arbeiter. „Ich kann nicht, ich kann nicht; meine Natur iſt dawider,“ ſtammelte der Graf gepreßt. — „Du wirſt doch! Verſuch' es nur. Es geht. Siehe, ſo geht es.“ Emma ſuchte die Sache zum Scherz zu wenden und machte mit Grazie einige groteske Handgriffe der Landarbeit. Die älteſten Männer ſtrichen ſich wohlgefällig den Bart über dem Schauſpiel ihrer Mädchenanmuth; nur der Graf ſchien von Verzweiflung durchwühlt. Er rollte die Augen, der Angſtſchweiß trat ihm an die Stirne, all ſeine Gebärden ſträubten und wehrten ſich. Emma ließ nicht ab mit Bitten und Koſen. Jene unzerreißbaren Banden des Liebreizes flocht ſie, aus welchen Göttern und Heroen ſelbſt kein Entrinnen gewährt iſt. „Du weißt nicht, was Du willſt,“ rief der Graf mit wildem Entſchluſſe, riß heftig den Karſt an ſich, griff ſich

ans Herz, an die Stirne, zuckte und ſchauderte wie einer, der Hand an ſich ſelbſt legt. Dann führte er mit ausholendem Rieſenſchwung einen Probehieb gegen die Erde, tief fuhr das Eiſen in den unterſten Grund, — aber ein gellender Schrei zerriß ſeine Bruſthöhle, wie todt ſtürzte er nieder. Seine Augen ſchloſſen ſich, ſeine Nüſtern, ſeine Lippen flügelten krampfhaft, mit erſterbender Stimme flüſterte er: „Ich habe meinen Begriff vernichtet!“

Die Männer der Inſel hatten kein Gefühl weder für das Räthſelhafte, noch Erſchütternde dieſes Vorfalls. Sie ſahen blos einen eigenſinnigen Weichling vor ſich, der lieber umkommen als arbeiten wollte, und riefen einſtimmig: „Ins Meer mit ihm! ins Meer!“ Emma ſtellte ſich weinend und flehend zwiſchen ſie und den Grafen. „Wer ſoll den Taugenichts füttern?“ tönte es von allen Seiten. Emma und auch der Steuermann erboten ſich, von ihren eigenen Rationen entbehren zu wollen, daß es zum Unterhalte eines Dritten ausreiche. „Dann laßt ihn laufen,“ ſagte das Volk, „aber eine neue und üble Ordnung iſt's.“ Und ohne ſich um den Grafen zu bekümmern, ging Alles an ſeine Arbeit. Emma mußte mit, ſo heiß auch ihre Lebensgeiſter zu dem Unglücklichen zurückdrängten. Sie blickte ſich nach ihm um und ſah, wie er ſich aufraffte und langſam nach dem Strande ſchlich.

Während der Tagesarbeit richtete ſich Emma an dem Troſte des Steuermannes auf. Der Alterfahrne ſagte: „Sein Charakter, ſcheint's, wurde frühzeitig verdorben, er hatte wahrſcheinlich ſchon als Knabe Convulſionen, wenn man gegen ſeinen Willen ſtand. Dabei erzog man ihm übertriebene Standesbegriffe an, die mit erſtarkenden Jahren vielleicht zur fixen Idee erſtarkten. Der ausgewachſene Baum biegt ſich nun nicht, er bricht.“ Dieſe Erklärung befreite

mindeſtens von einem gewiſſen Schauderweſen, das den ſeltſamen Hergang durchrieſelte — ſie klang natürlich genug. Ja, ſie klang faſt zu natürlich. Emma fragte den Alten, ob er Alles ſage, was er denke? Seine Antwort war: „Nicht Alles, ſondern ſelbſt zu viel. Reden iſt ja überhaupt eine Krankenarznei, der Geſunde vernimmt die Welt in ihrer eigenen Sprache.“

Als der Tag zu Ende war und die Inſulaner zu ihrem Abendbrot in die Hütten zurückkehrten, verlangten Emma und der Steuermann die Erlaubniß, ihr Mahl draußen auf den Dünen mit ihrem Aurelius halten zu dürfen. Sie wurden einmal für immer ihrer vollſten Freiheit bedeutet, es gäbe nur Ein Geſetz hier: die Arbeit; nach gethaner Arbeit — keines.

Schon von weitem ſahen ſie den Grafen auf den Dünen einherwandeln. Hier und dort die Schritte beflügelnd, bot man ſich bald Gruß und Hand. „So muß ich's denn erleben, daß mein Täubchen mich füttert,“ ſcherzte der Edle, als ihm zu eſſen dargereicht wurde. Er nahm und aß mit ſeiner leichteſten Laune; dem demüthigſten aller Zuſtände gab er den Schein, als wäre er nur eine Bühnenſcene in einem Schäferſpiele. Das Ereigniß vom Morgen berührte er mit keiner Sylbe. Emma war darum auch zart genug, ihn nicht nach ſeinem Befinden zu fragen, aber er ſah etwas blaß. Als er ſich geſättigt hatte, ſchlug er ſeinen Rittermantel zurück, nahm Emma am Arme, indeß der Steuermann folgte, und luſtwandelte mit ihr auf und nieder. „Schade,“ ſagte er, „daß die herrſchenden Nebel uns hier über einer troſtloſen Erde ſelbſt den Anblick des Himmels entziehen! Zeigen würd' ich Dir ſonſt all' die unverwelklichen Blüten auf dem ſternenbeſäeten Weltbaume Yggdraſil, zeigen würd' ich Dir die alt-

griechiſche Sphäre, die uranfängliche: den Bootes, den Orion, den Sirius, den Arctur, die Plejaden, die Hyaden und die Bärin, die nie in des Okeanos Bad hinabtaucht, wie der göttliche Sänger Homeros berichtet. Dieſe Sphäre hat im Laufe der Jahrhunderte angefüllt, was Phönicier auf abſchreckenden Wogen des Fremdmeeres rettend ergriffen, was Chaldäer auf weiter, graſiger Hirtenflur in heitern Nachtwachen erſchauten. So bevölkerte ſich, wie eines Saales Rotunde mit ausreichendem Bilderſchmuck umhängt wird, die jahreslange Sonnenbahn mit des Zodiaks glänzenden Gruppen. Und o die Milchſtraße! Sie, die im erhabenſten Bogenſchwung dem ganzen Himmelsbau das iſt, was der Thierkreis unſerem kleinern Sonnenbezirk! Dürft' ich Dein Auge durch den prachtvollen Wechſel jener Sternenlandſchaft führen! Wie das Gebirge, wo die großen Formen, die ſtarken Schatten und Lichter herrſchen, ausläuft in das ſanftere Wellenland, wo jeden Charakter ein weicher Uebergang mildert, und dieſes wieder in Sumpf oder ſandiger Landzunge zu weiterer Dürftigkeit abſtuft: ſo würd' ich Dir zwiſchen dem Altar, dem Stachel des Scorpions, der Hand des Schützen und dem Fuße des Schlangenträgers zeigen, was der Himmel an Pracht, Glanz und Formenfülle zum ewigen Entzücken der Sterblichen dort ausgeſtreut hat. Dann betrachteten wir die ſtillere Sternenanmuth in den Gefilden des Adlers und des Schwanes, und ruhten zuletzt aus in den ſchauerlich-öden Bezirken des Einhorns und des Perſeus. Auch die Farben der himmliſchen Sternenwelt ließ ich Dich unterſcheiden: Wega, Deneb, Regulus und Spica zeigten uns ihr ſilbernes Weiß, weiß wie Schneekryſtalle leuchteten uns Algol der Meduſa, Beta der Leyer und Epſilon des Auriga. Dann ſäheſt Du die gelbe Capelle und den grünlichen Caſtor, einen blauen Veilchenblick

hätte die Andromeda für uns, blau lächelte uns Epſilon der Leyer und Delta der Schlange. Feuerothe Fackeln ſtellten Acturus, Aldebaran, Pollux, Alpha im Orrion und Sirius aus; Antares im Scorpion erblickten wir gleich einem Rubin, und der rötheſte von allen dräute uns grimmig der blutige Mars. Dort aber, in der Tiefe des Südpols, dort, ach! iſt ein Juwelenſchrein ausgeleert, und alle Farben funkeln im ſchönſten Schmucke dicht neben einander. Sternengarten! Himmliſches Blumenfeld! wann wird mein Auge dich wieder durchwandeln? O ich that es ſonſt jedem Seher zuvor. Epſilon und die Fünf der Leyer vermocht' ich zu trennen, ſie, die gedrängteſten Nachbarn, die kein Auge ſcheidet; ſo erreicht' ich auch am oberſten Weltende den kleinen Alcor, den die Araber ſelbſt Saidak nennen, weil er die äußerſte Sehkraft erprobt."

Nach dieſem Spaziergang hüllte ſich der Graf in ſeinen Mantel, verabſchiedete ſich von Emma und beſtieg als ſeine Schlafſtätte die Schaluppe, womit ſie gelandet. „Welch' ein Mann!" ſagte Emma im Nachhauſegehen zu dem Schiffsalten. Der Steuermann ſchwieg.

Zu Hauſe aber wurde ſie von ihrer Schlafgefährtin Halma, die ſchon zu Bette war, mit einer Antwort auf dieſen Ausruf empfangen. „Nun, lebt das Brüderchen noch? Wie ſchmeckt dem Kälbchen die Milch? Er iſt doch gnädig, ſelbſt zu verdauen und ſo weiter? Oder unterſtützeſt Du ihn ohne alle Grenze? Welch' ein Schlaraff!" Emma ſtellte ſich ſchlafend, aber ſie wachte noch einige Zeit unter Zwieſpalt und Nachdenken.

Und Spottreden dieſer Art, nur von noch weniger Mäßigung hatte Emma jetzt täglich und ſtündlich wegen Aurelius zu erdulden. Denn als es endlich bemerkt wurde, daß der

Graf dauernd das Dorf mied — ach, da war nicht Eine Seele so artig, es einem edlen Stolze zuzuschreiben. Alle sahen nur sein Gefühl der Schwäche und Scham darin, und sprachen von ihm wie von einem preisgegebenen Gegenstande der Verachtung. Abends hörte dann Emma freilich Reden voll Erhabenheit aus dem Munde des Grafen; so schön und ausgesucht hatte er nie gesprochen, — aber des Tages bei der Arbeit war sie doch verlegen, den Insulanern seinen Werth begreiflich zu machen. Die Verächter behielten das Feld.

Und immer weiter wurde das Feld. Als vollends die Kinder zu begreifen anfingen, wie die Sachen standen, da war nichts mehr zu halten. Kinder begnügen sich nicht mit Reden, sondern sie wollen handeln. Und kam der Graf nicht zu ihnen herein, so zogen sie jetzt in Schwärmen zu ihm hinaus, wie zu einer Spielpartie. Der Graf aber — mit Grausen sah Emma einst aus der Ferne zu — der Graf ließ sich von ihnen hetzen und jagen, wich ihnen aus, lief vor ihnen her, floh von Düne zu Düne, trocknete sich den Schweiß und lief und floh wieder. Abends sagte er über diesen Vorfall: „Eine tiefe Wahrheit kann der Philosoph lernen daraus. Sie glauben den Ständeunterschied zu verachten und verachten den Menschen. Wehe der Gattung, wenn sie die Art nicht mehr in Ehren hält! Ihre eigene Würde ist auch dahin."

Natürlich ging's zu, daß er unter diesen Umständen hinweg verlangte. Den nächsten Abend, als ihm sein Unterhalt geliefert wurde, sättigte er sich erst, dann aber nahm er Emma bei der Hand und sagte mit Ernst: „Ich habe gestern den Entschluß gefaßt, meine Schaluppe zu besteigen und ein Land zu verlassen, wo die Menschheit im Banne einer überrohen Natur nicht zu sich selbst gelangen kann. Theilst Du meinen

Entſchluß? Ich fordere Dich auf zu wählen!“ Emma warf einen zaghaften Blick auf das Fahrzeug. Ein viel ſtärkeres und größeres Schiff hatte der Ocean wie eine Glasperle zerknirſcht: die Schrecken jener Sturmnacht flackerten im Blitzlicht auf vor ihrer Phantaſie. Deſſenungeachtet antwortete ſie: „Was möglich iſt, unternehme ich mit Dir. Frage den Fährmann, ob es möglich iſt!“ — „Nicht daran zu denken!“ entſchied kurz und rund der alte Seekenner, und mit einem eigenen Blicke auf den Grafen ſetzte er hinzu: „Nein, Herr, das Beſte bleibt, Ihr haltet hier Strandwache; es iſt ja ohnedies Eure Neigung, Ihr thut es gerne. Wacht alſo und ſpähet in Treuen aus, bis ein taugliches Schiff kommt; es herrſchen zwar freilich verwünſchte Nebel hier, aber ein Auge, das den Aleer ſieht, dem kann's nicht fehlen. Endlich wird Euch doch eins in Sicht kommen — ſei's kurz oder lang. Man muß es eben erwarten.“

Der Graf ſchien dieſen Beſcheid mit heimlicher Erbitterung zu hören, denn weder in Blick noch Wort erwiederte er das Geringſte. Er wendete ſich allein zu Emma und ſagte, ihre Hand ergreifend: „Zäh iſt der Alte und wunderlich. Weh' uns, daß wir den friſcheſten Jugendpuls ihm gleich zu ſtimmen haben! Bin ich doch zur Geduld nicht geſchaffen! Und welcher Mann wäre es? Du aber, Emma, theures, auserwähltes Mädchen, halte treu, halte feſt an mir! Was der Tag auch bringen möge — und Unwürdigſtes hat er ſchon gebracht — ein Schild von Demant ſei Dein Herz, welcher der Ewigkeit ſelbſt bange macht, ihn aufzulöſen. Ja, ſei der Zeit ausgeſetzt wie ein Juwel den Sonnenſtrahlen: ſie verändern nicht Dich!“

Der Graf ſchien zu fühlen, wie dieſe Beſchwörung dringend war. Ueberließ er doch ſonſt die Arme, die er an ſich gefeſſelt,

ganz ihrem Schickſale. Die Inſulaner hielten die Fremden jetzt an, ihre Hütten zu bauen, da nach Landesſitte jede Familie, ja jede einzelne erwachſene Perſon mit andern unvermiſcht wohne. Sie halfen zwar ſelbſt dabei, aber die Hauptarbeit ruhte doch auf dem Steuermann und Emma. Ja, als man mit Staunen und Abſcheu wahrnahm, daß der Dritte, der Graf, auch diesmal in mäßiger Ferne ſich hielt, da erlahmte die Mitwirkung der Andern, und nicht mit Unrecht. Mehr Spott als Hilfe begleitete das Paar bei ſeinem Werke; geißelſcharf gings her über den ungerathenen Bruder und Sohn. Mit einem himmliſchen Herzen ſchonte Emma noch immer den Grafen, obwohl ſie ſelbſt erſchrak, daß ſo viel Liebloſigkeit ihm möglich. Nur mildeſte Anſpielung erlaubte ſie ſich. „Ich thu' jetzt ritterlich Hand- und Kunſtwerk," ſagte ſie Abends, als ſie ihm Mundbedarf brachte; „ein kleiner Erwin von Steinbach bin ich geworden. Haſt Du unſern Dombau geſehen?" Der Graf ſchien andere Dinge zu denken, oder mit ganzer Aufmerkſamkeit bei dem Mahle zu ſein: er überhörte die Anſprache. Emma fuhr fort: „Dabei erreicht man die erſten und letzten Geſellengrade in jeder Stunde zugleich: man muß Alles thun." Der Graf ſchwieg. Das Mädchen bekam eine Thräne ins Auge. Nicht an ſich dachte ſie, es ſchmerzte ſie um ſeinetwillen, daß ſein Gemüth ſich ſo der Schönheit entkleide. Wehmüthig bewegt ſagte ſie: „Komm, Freund, gib mir die Hand. Ich will wieder mal ſehen, ob' adelige Hände ausſehen. Die meinigen zeigen mir's längſt nicht mehr, und bin doch auch ein Edelfräulein!" — „Mach Dir's leicht," ſprach der Graf wie aus einem Traume erwachend, und reichte ihr einige Goldſtücke. „Nimm das, ich habe ſie in meinem Collet noch gefunden." — „Herzchen, Du vergiſſeſt, wo wir ſind," antwortete Emma; doch war ſie ſchon zufrieden über dieſe That ſeiner Theilnahme

und belohnte ihn mit einem lebhaften Kuß. Der Graf ſah triumphirend auf den Steuermann.

Ja eine ſeltſam-neue Bewegung ergriff in dieſen Tagen Emma's Herz. Je länger und peinlicher dieſes Land und das Leben darauf den Charakter des Grafen bloßſtellte, um ſo ſtärker regte ſich ihre Zärtlichkeit für ihn. Eine empfindſame Unruhe bemächtigte ſich ihrer, eine ſchmerzliche Spannung und Rührung, ein launiſches Wechſeln und Stürmen der kühnſten und bänglichſten Empfindungen — ſie fühlte jetzt erſt, wie liebedürftig ſie war. Kurz, der Boden ſchwankte unter ihren Füßen, und wie all die feurigſten Seelenkräfte ſich in Thätigkeit ſetzen, um ein geliebtes Herz zu erringen, ſo ergreift ſie ein gleicher Geiſt des Aufruhrs, wenn verſtandesdürr das Bewußtſein herankriecht: du liebſt nicht mehr wie ſonſt.

In dieſer aufgeregten Strebeluſt des liebedürſtenden Herzens erlaubte ſie auch jedem Momente das freie Spiel ſeiner Eingebungen. Wenn ſie ſonſt mit weiblicher Umſicht Gefälliges und Verletzendes gegen einander bedacht, und immer mit Zartſinn ihre Rede gewählt oder gemieden hatte: ſo hielt ſie jetzt keinerlei Maß. Ihre Laune, ſonſt ein wohlgehegtes Vöglein im Käfig, gängelte ſie ſo wenig mehr als der Bach ſeine Libellen. „Arbeite, arbeite, Aurelius!“ rief ſie jetzt ohne weiteres, „was haſt Du doch? Warum arbeiteſt Du nicht? Siehe, ich bin ſchon die fleißigſte auf der Inſel, wäreſt Du's auch, dann würden wir zur fröhlichen Ernte vermählt.“ Ein andermal brachte ſie ihm ſein Eſſen und neckte ihn mit freieſtem Scherze: „Kannſt Du bitten? Bitte ſchön!“ Leider ging der Graf den Scherz ein, mußte ihn eingehen, und ahnte nicht, wie entgegengeſetzt er ihn kleide. Unmuthig über die püppiſche Mignonfigur, die er ſpielte, ſtrafte ſie ihn dann: „Geh', Du biſt kein Mann, Du biſt kein Menſch!“ Der Graf that als ob er lachte,

und würgte ſchweigend an ſeiner Ernährung. — Als die Hütte fertig war, ſagte Emma: „Gott und dem lieben Askar ſei Dank! Askar, der Sohn des Prüfers, iſt doch ein freundlicher Junge, nicht wahr, Väterchen? Er hat uns geholfen, wie Keiner! Schade, daß er mit Gold hierorts nicht zu belohnen iſt. Wie meinſt Du ſoll ich ihn belohnen, Aurelius?“ So wendete Emma auch dieſes Kunſtſtückchen an, den Einen herauszufordern mit dem Andern. Alles vergebens! Was ſich nur im entfernteſten auf Arbeit und deren Früchte bezog, vermied der Graf ſo ängſtlich im Geſpräche, wie Andere das Unſittliche vermeiden. Dagegen war er ſtets reich an höheren Gedanken und Vorſtellungen, und wußte der gemeinen Wirklichkeit immer eine Ausbeugung ins Reich der Ideen zu geben. Als Emma einſt nicht umhin konnte, einen ſeiner glänzendſten Gedanken aufrichtig zu bewundern, ſagte er ſchön: „Gold hat auch der Krämer; der Edelmann gibt geiſtiges Gold aus, wo ſein klingendes nichts mehr gilt.“ — „Er iſt doch ein majeſtätiſcher Mann!“ ſagte Emma im Nachhauſegehen zum Steuermann, „was meint Ihr, Väterchen?“ — „Nichts,“ antwortete der Gefragte. Aber als Emma das nächſte Mal wieder von Halma ihres „Bruders“ wegen geneckt wurde, entſchuldigte ſie dieſen mit ſeiner ſonſtigen geiſtigen Bildung. „Erſt ſollte er arbeiten,“ ſagte Halma, „dann ſchätzten ſich ſeine übrigen Gaben von ſelbſt. Wir wären nicht blind dafür, er könnte vielleicht einſt Prüfer werden.“ Emma hinterbrachte das wieder dem Grafen. Achſelzuckend lächelte er: „Der König von Cipango könnte Prüfer werden? Ich glaube, die Leute wären im Stande und beförderten den Bürgermeiſter zum Nachtwächter.“ Emma lachte mit dem Lächelnden, aber er ſchien ihr doch weniger Recht zu haben als Halma. So ſpielten Stimmungen und Eindrücke mit Emma's Urtheil, und es wurde ihr immer weniger ſchwer,

zur Wahrheit durchzudringen, oder vielmehr, da ihr Herz das Gegentheil anſtrebte, immer ſchwerer wurde es ihr, der Wahrheit ihr Gefühl zu verſchließen. Und wenn ſie in den erſten Tagen nach der Feldarbeit rauhem Eiſengeklirr an des Grafen goldenen Reden ſich noch erfreuen konnte, wie an einer reinen Accordenfolge, ſo wurde ihr das Unharmoniſche an dieſem ſelbſt immer vernehmlicher. Seine großen Ideen, auf ſchimpfliche Muße geſtellt, erweckten ihr das Bild, als ob ſie mit einem prächtig gekleideten Manne über die Straße ginge, aber er wäre barfüßig.

Dabei fehlte es auch nicht an manch' äußerem Zwiſchenfall von peinlichſter Grellheit. Athemlos und erhitzt lief eines Tags der Graf auf die Felder der Arbeiter und rief: „Ein Schiff! ein Schiff! Geſchwind, Emma, ein Schiff!“ Emma warf hin, was ſie zu Handen hatte, und flog mit Aurelius auf die Dünen hinaus. Mäßigeren Schrittes folgte der Steuermann. Alle drei aber ſahen nichts als eine verſchwimmende Wolke, welche der Graf allein für ein Segel gehalten hatte. Die beiden Andern kehrten zur Arbeit wieder zurück und konnten nicht umhin, die Uebereilung des Grafen einzugeſtehen. Da gab's kein Anſehen auf der Inſel, welches die Schadenfreude der Kinder bemeiſtert hätte. Die Alten fühlten ſich ſelbſt beleidigt und wehrten auch nicht mit Ernſt. So brach ein kleiner Landſturm los gegen den Grafen. Das winzige Volk machte ſich einen förmlichen Feiertag heute, Alles was zappeln konnte, lief ſtrandauswärts. „Ein Schiff! ein Schiff!“ erfüllten die Schreier Inſel und Meer und hetzten ſich den Grafen einander zu, wie ſchußgerecht. Es kam auch zum ernſteren Theil der Jagd, denn ſo wie der Graf Miene machte, einen Schwarm anzugreifen, ſchickte ein anderer einen Hagel von Steinen über ihn, und wendete er ſich gegen dieſen, ſo machten jene ihren

Geſpielen Luft. Die Kinder deckten ſich gegenſeitig mit ſtrategiſchem Inſtinct: der Graf in der Mitte war in Verzweiflung. Es blieb ihm zuletzt nichts Anderes übrig, als den Frieden mit Gold zu erkaufen. Die Quälgeiſter begehrten von ſeinen ſchönen, glänzenden Sachen: er mußte Knöpfe, Hafteln, Troddeln, Borten, kurz allen Schmuck ſeines Anzugs hingeben, wie ſie's dictirten. Im Triumphe kamen dann die Sieger ins Ackerland zurück und luden ihre Kameraden zu gleicher Beutefahrt ein: der Graf wurde betrachtet wie eine Fundgrube, oder wie ein Vogelneſt, das man nur ausnehmen dürfe. Emma verbarg die Wallungen eines empörten Herzens, als ſie das Alles um ſich her ſehen und hören mußte; aber im Stillen glühte ihr Geiſt von mächtigen Reden, die ſie Abends dem Grafen halten wollte. Doch als die Stunde gekommen war, ergriff dieſer das erſte Wort und kam ihr mit heiterſter Miene entgegen: „Siehſt Du, wie der Sinn für Schmuck und Glanz auch in dieſen kleinen Barbaren lebendig wird! Wie haben ſie mich zerpflückt! Zu necken glauben ſie mich und beweiſen mir nur, daß ich der Apoſtel ihres Schönheitsſinnes bin. Gib Acht, ich mache ſie noch zu Menſchen. Wußt' ich's doch, der Boden, den ich betrete, muß ſich veredeln. Ihr geiſtiger Sieger bin ich — es kann ja nicht anders ſein. Wo ein rohes Volk ein Culturvolk unterjocht, dort kehrt ſich das Verhältniß bald um. Immer gleichmäßig wirken die ewigen Geſetze und auch im kleinſten Rahmen erfüllen ſich die großen Wahrheiten der Weltgeſchichte!" Emma war auf dieſe Ideen nicht vorbereitet und vergaß ihrer wohlgeſetzten Rede. Doch was von da an der Graf Erhabenes und Großartiges noch vorbringen mochte — ſie blickte auf ſeinen Anzug und ſchüttelte den Kopf. Wie er ſein Aeußeres beſchimpft und verſchändet jetzt zur Schau tragen mußte — ihr weiblicher Sinn

entſchlug ſich nimmer des Eindrucks, und — Kinder hatten es gethan.

Um dieſe Zeit wurde den Inſulanern vom Prüfer und von den Aelteſten angeſagt: die Inka-Wurzel, das Haupterzeugniß ihrer Felder und die Grundlage ihrer Ernährung, reife diesmal unter Anzeichen, welche nach älteſtem Gedenken ein großes Ernte-Unglück befürchten ließen. Es möge daher Jedermann mit ſeinen Lebensmitteln ſparen und ſich Vorrath anlegen, ſo viel er könne. Es geſchah. Graf Aurelius empfand bald die Wirkungen dieſes veränderten Haushaltes. „Weh mir, ſoll ich verhungern müſſen?“ jammerte er über ſeine knapperen Antheile; er zeigte ſich aufgeregt, ja in Verzweiflung, und hatte nicht das geringſte Hehl, wie übertrieben er für ſein Leben ſorgte und bangte. „O bitte, bitte für mich!“ wendete er ſich flehentlich an Emma, „auf mich iſt's gemünzt, ſie wollen mich verderben, mein vornehmer Stand iſt's, der ſie wurmt. Du aber haſt ihr Vertrauen, ihre Neigung — bitte, bitte für mich, theuerſtes Mädchen,“ und mit Poeſie ſetzte er hinzu: „Ach, der Menſch iſt nie ſchöner, als wenn er für Andere bittet!“

Emma verſorgte ihn nach wie vor und verſchwieg, mit welchen Opfern ſie's that.

Ihr Weſen wurde wie eine Panſtunde; ſie ſchwieg und verſchwieg mit einem Charakter voll unheimlicher Großheit. Tief und tiefer zehrte ihr Leben nach innen zurück: ein Bach verſiegt ſo in dem Geäder eines unterirdiſchen Labyrinthes — wer ahnt, an welcher Stelle er wieder an's Tageslicht tritt? „Iſt das nicht die gothiſche Capelle in Kidrich?“ ſtarrte ſie einſt von der Arbeit auf mitten in den Nebel hinein. Mit ſchwärmeriſchem Feuer hing ihr Auge an dem Luftbilde, bis es verſchwand. Dann zuckte ein bitteres Weh um ihren Mund,

ſie ſchwieg und arbeitete weiter. Aber die Luftbilder kamen öfter. „Blick auf, Vater!“ rief ſie ein andermal begeiſtert, „dort ſteht der Martinsdom von Mainz in der Nebelwand.“ Und nach Weſten ſich wendend, ergriff ſie den Steuermann mit beiden Händen: „Siehſt Du den Rochusberg bei Bingen? Ach die Kaiſerruinen von Ingelheim ſchwimmen uns zu Häupten! Wie ein Nachen tanzt's auf und ab. Ha, dort der Erbacher Kloſterthurm! Die Hand ſtrecken wir aus darnach! Sag' aber dem Grafen nichts; er ſchilt dieſe Nebel, weil er keine Schiffe und Sterne hindurchſehen kann. Schöne, freundliche Nebel! uns ſpiegeln ſie die wonnige Heimath vor.“

„'s ſind Gemüthsſpiegelungen,“ ſagte der Steuermann mit kopfſchüttelndem Lächeln. Aber Emma hatte von da ab eine neue Freude an der Inſel gefunden. Sie verfolgte jetzt aufmerkſamer die Bildungen der Nebel, die Luft- und Lichtſpiele darin, und mußte oft aus einer ſtarren, traumhaften Haltung in's Leben zurückgerufen werden. Dann ſah ſie die Inſulaner der eiſernen Hände ſonderbar an, lächelte in ſich gekehrt, und murmelte wohl auch: „Geht, Ihr verſtellt Euch nur!“

Der Arzt fühlte ihr in dieſen Tagen öfter den Puls und hätte vielleicht ein bedenkliches Urtheil gefällt, wenn ſie nicht fortfuhr, friſch und heiter zu arbeiten. Den Steuermann aber nahm ſie einſt beiſeite und ſagte ihm geheimnißvoll: „Vor Kindern macht man plötzlich eine Thür zum Weihnachtsbaum auf, Erwachſenen ſchiebt man Nebel- und Wolkenbänke hinweg und beſcheert ihnen Städte und Länder. Ich weiß für gewiß, Väterchen, wenn dieſe Nebel einſt gänzlich zergingen, es ſtünden rechts und links unſere Rheinufer da.“

Der Schiffsalte lehnte ſich auf ſeinen Karſt und murmelte gedankenvoll nach: „Rechts und links unſere Rheinufer da!

Hm! Wie geschieht mir denn? Däucht mir doch selbst, eine Glocke ginge mir im Ohr herum. Ja, ja: es schlägt eine Stunde!"

So unterhielten sich ein schwärmerisches Mädchen und ein schwacher Graukopf im gaukelhaften Elemente der Luft über dem harten, eisernen Elemente der Erde.

Die Erde aber tritt dem zarten Luftgeist unsere Seelen nur minutenlang ab. Dann ruft sie die entkörperten wieder zurück, schließt sie ein in die Körper und in alle Gesetze der Noth und Nothwendigkeit. Emma behielt nicht weniger ihr Haus im Auge, und die Lebensführung der übrigen Insulaner hörte nie auf, ihr Beispiel und Muster zu sein. So hatte sie, seit dem Vorsichtsedict wegen der schlechten Ernte ihren Mitbürgern gleich, mit den Nahru[illegible]ätzen, wie man's hier nannte, gespart, und begonnen, [illegible]n Vorrath davon anzusammeln. Da schien ihr's nun bald verwunderlich, daß sie keine Zunahme dieses Vorrathes merken wollte, obwohl sie nicht minder als ihre Umgebung gute Wirthin zu sein glaubte. Und doch war die Fruchtsammlung leicht zu übersehen, ja eben so leicht zu zählen. Denn die Wurzelfrüchte, wovon die Insel sich nährte, und welche größtentheils getrocknet und zu Mehl gemahlen verwendet wurden, waren in ihrer Gestalt unseren Trauben oder Maiskolben ähnlich: so hing man sie auch wie diese einzeln aneinander gereiht in der Fruchtkammer auf. — Die Fruchtkammer war, nach der hiesigen Bauart eine eigene, freistehende Hütte, welche neben der Wohnhütte in einem gewissen Abstande ihren Platz einnahm, doch so, daß sie von der Wohnung leicht im Auge behalten wurde. Auch Emma's Hausbezirk war auf diese Art angelegt worden. Sie pflegte zwar Nachts nicht überängstlich zu wachen, aber außergewöhnliches Geräusch hätte sie doch erweckt. Des Tages hingegen

war Alles in den Feldern und das Dorf ſtand faſt leer. Ueberdies lag Verletzung des Eigenthums gar nicht in den Sitten dieſer Inſel, kein Haus that für ſeine Sicherheit mehr, als Emma auch, d. h. Nichts. Und da ſonſt Alles, was ſich auf Ernährung bezog, mit einer Art heiliger Gewiſſenhaftigkeit hier geregelt war, ſo hätte gewiß der Fruchtbeſitz ſich der muſterhafteſten Schutzanſtalten erfreut, wenn das Bedürfniß je darauf hingewieſen. Deßungeachtet wollte Emma Lücken in ihrem Vorrathe entdecken, und obwohl ſie nicht vergaß, den Unterhalt des Grafen in Anſchlag zu bringen, ſo ſchien ihr Sparſchatz doch mehr als er ſollte neben anderen zurückzubleiben. Zuletzt mußte ſie leider annehmen, daß bei der herrſchenden Abneigung gegen den Grafen die Inſulaner eine Ausnahme von ihren guten Sitten machten und entweder ihren Kindern oder ſich ſelbſt Entwendungen blos darum erlaubten, um der Verſorgung deſſelben Verlegenheiten zu bereiten. Es war unmöglich, bei dieſem Gedanken nicht allen Muth zu Fleiß und Thätigkeit zu verlieren. Wenn an der Wurzel ihrer Arbeit ein ſolcher Geiſt des Verrathes nagte, dann war jede Furcht fruchtlos. Und da bei der Inſel ſelbſt nicht Hilfe dagegen zu hoffen, ſo blieb ihr nur Ein Rath übrig. Sie bat den Grafen, ob er ſich nicht entſchließen möchte, des Tags über landeinwärts zu kommen und ſeinen Aufenthalt in ihrer Hütte zu nehmen. Das Dorf ſtände ja dann ohnedies leer, auch läge ihr Gehöft am äußerſten Ende und ſeinen Dünen am nächſten, er werde hoffen dürfen, von den Inſulanern ungeſehen und ungeſtört ſeine Wache darin zu halten. Der Graf antwortete:

„Ich weiß Deiner Zärtlichkeit Dank, daß ſie in der Sorge für mich ſo weit geht. Deſſenungeachtet will ich Dich bitten, Theuerſte, ſie zu verbannen: eines ſchönen Herzens iſt Ver-

dacht immer unwürdig. Du ſcheinſt nicht zu fühlen, wie ſchwer Deine Anklage wiegt. Naturvölker führen um Lebensmittel zwar Krieg, wenn die Noth drängt, ſonſt aber ſind ſie ihnen heilig wie ein verkörperter Gott. Hat ſich das Volk Ungezogenheiten gegen mich erlaubt, ſo iſt die Achtung vor den Früchten der Erde doch Sittengeſetz in ſeiner Bruſt; — das ſtößt ſich nicht ſo leicht um. Nein, Theuerſte, ich glaube, Dein Auge hat etwas übereilt geurtheilt. Aber vergiß nicht, es wäre das größte Uebel dieſes Aufenthaltes, wenn er Dich auch ſo niedrig denken lehrte, wie er Dich arbeiten lehrt. Ich kann wohl ſehen, Du biſt ſeit Tagen aufgeregt, verworren, überflügelſt Maß und Harmonie. Aber ich beſchwöre Dich: gebiete auf dieſer Linie den neuen Einflüſſen Halt. Wie das Gemeine Dich rings auch umgeben möge — keine Stätte dafür ſei in Deinen Gedanken!"

Emma war nicht wenig beſchämt von dieſem Zuſpruch. Sie verwünſchte im Stillen eben ſo die Unbeſonnenheit, womit ſie dieſen Verdacht gefaßt als ausgeſprochen hatte, und als ſie nach Hauſe kam und ihr Fruchthüttchen durchmuſterte, überredete ſie ſich gewaltſam, daß Alles in Ordnung ſei.

An demſelben Abend kam Halma, die Tochter des Schmieds, zu Emma und bat ſie, ob ſie nicht Nachtherberge bei ihr finden könne. An ihrer eigenen Hütte war des Tags über gebeſſert worden, aber die Arbeit noch nicht zu Ende. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß Emma die Freundin bei ſich aufnahm, die früher ihr eigenes Schlafgemach mit ihr getheilt. Sie hätte es dem Mädchen ſogar verdacht, ein anderes zu ſuchen. Die Freundinnen ſchliefen zuſammen.

Des anderen Tages, als kaum noch der Morgen dämmerte, war Halma ihrer Gewohnheit nach die erſte vom Lager. Ebenſo eilte ſie der Freundin auch aus der Hütte voraus.

Aber in dem Augenblicke, als Emma ſich fertig machte, ihr zu folgen, vernahm ſie Geräuſch hinter ihrem Fruchthüttchen. Sogleich hielt ſie ſich reglos wie ein Erzbild; der Gedanke durchzuckte ſie, ob hier der Augenblick einer Entdeckung ſich entfalte. Lauſchend an ihr Fenſterchen gedrückt, ſpähte ſie durch Nebel und Morgendämmerung nach der Stelle des Geräuſches hinüber. Sie unterſchied wie hinter dem Hüttchen ein verhüllter Kopf ſich hervorſtreckte, der ſah nach der Richtung aus, welche Halma genommen. Emma erkannte daraus, daß er Jene mit ihr ſelbſt verwechsle; ſo mochte er, ſchloß ſie, bisher ſtets dieſen Augenblick gewählt haben, da ſie zum Werk des Tages ihr Haus verließ, während doch die Schatten der Nacht noch einhüllend dunkelten. Der Kopf ſchien über Halma's, d. h. Emma's vermeinte Entfernung beruhigt, denn lang und länger ſtreckte er ſich jetzt aus und ſchlüpfte durch die leichte Binſenthür in's Hüttchen. Emma's Auge war Stein. Die aufgerichtete Geſtalt war keine andere als Graf Aurelius. In ſolchen Augenblicken haben ſelbſt die Sinne Unrecht; die Seele reißt ſich mit ungeheurer Angſt vom Körper los und harrt und ſtarrt, ob nicht eine beſſere Wahrheit kommen müſſe, als die der Sinne. So dehnte und ſtreckte ſich Emma's Seele jetzt, wie über Zeit und Raum hinaus, und ſtand, eine geſpenſtiſche Wacht. Sie vernahm in der Fruchtkammer ein leiſes, heimliches Rumoren — bald darauf kam der Eindringling wieder zurück. Er barg eiligſt einige Fruchtſtücke unter ſeinem Mantel, blickte ſcheu um ſich und huſchte dann über Sand und Geſtein vorwärts den Tünen zu. Alles, alles an ihm war Graf Aurelius.

Emma ſtand noch lange in derſelben Stellung, als das Abenteuer längſt vorbei war. Dann warf ſie ſich auf ihr Lager und weinte was Menſchenaugen weinen können.

So fand ſie Halma. Das Mädchen, über Emma's Ausbleiben verwundert, war wieder zurückgekommen. Wie erſchrack ſie jetzt, als ſie die Freundin in dieſem Zuſtande fand! Was konnte in dem kurzen Zwiſchenraume begegnet ſein?! „Alte, traurige Erinnerungen," ſagte Emma und raffte ſich auf. Sie erfriſchte ſich das Antlitz an der Quelle und folgte der Freundin zur Arbeit.

Und ſiehe, juſt heute ſchien einer der ſchönſten Tage der Inſel zu werden. Schon am Morgen zerfloſſen die Nebel ſo weich und ſilberſcheinig, daß Blick und Seele ahnungsreicher als je in's Weite drangen. „Iſt's nicht ſeltſam," ſagte Emma, „wir bauen hier Wurzeln und rings herum ſtehen die Weinberge des Rheingau's."

Aber zwei oder drei Stunden mochte ſie gearbeitet haben, da fing ihr Auge zu ſchwindeln an; ſie griff ſich an die Stirne *und ſagte zum Steuermann: „Vater, es geht nicht mehr.* Bring mich nach Hauſe!" Sie ſank ihm ohnmächtig in die Arme. Die Leute um ſie her redeten: „Eine wunderliche Familie! Die hört auf, wie ihr Bruder angefangen." — „Nichts vom Bruder," hauchte Emma erſterbend und machte eine convulſiviſche Bewegung. Der Landmann-Arzt fühlte ihr den Puls und ſagte: „Ein Fieber." Die Kranke wurde nach Hauſe getragen.

Emma fieberte und phantaſirte. „Wer iſt der Regenwurm?" rief ſie wildauffahrend, als Abends Graf Aurelius ſie beſuchte. Ihre entzündete Einbildungskraft hatte jetzt erſt ein ganzes Auge für ſeine zerlumpte, herabgekommene Geſtalt. Sie verglich ihn mit jenen Regenwürmern in den Schlammwüſten des Geldlandes.

Der Reſt des Tages verging ſo und die Nacht.

Als der Morgen aufging, war das Fieber ſo weit ge-

wichen, daß Emma Bewußtſein ihres Zuſtandes und ihrer Umgebungen hatte. Sie fand den Steuermann und Askar an ihrem Lager. „Wer ließ den fremden Jüngling hieher?“ fragte ſie erſchrocken. Der Steuermann antwortete fürbittend: „Seiner Treue war nicht zu wehren. Gutgeſinnt nimmt er am Schlimmen Theil.“ — „Und der Graf?“ Eben trat er ein. Zärtlich antwortete er ſogleich: — „war der Sklave Deines Winkes wie immer. Noch Deine Fieberlaune war mir heilig — leider! ſie ſchien meine Entfernung zu wünſchen.“ — „Was ſagt' ich? ſprecht! was ſagt' ich?“ rief Emma. Sie ſah die Männer ſcharf an. Doch auf keiner Miene konnte ſie die Mitwiſſenſchaft des häßlichen Geheimniſſes leſen: — der weibliche Mund hatte es bewahrt ſelbſt in Fiebergluth.

Im Laufe des Tages ſetzte ſich Emma vor ihre Hütte und verlangte allein zu ſein. Ihre Gedanken ſtanden um ſie her als eine unſichtbare Geſellſchaft; aber das Gähren, Wogen und Drängen war um ſo größer unter ihnen. Alle Widerſprüche waren aufgeregt und verlangten Beſänftigung und Harmonie. Da trat ein zärtliches Gefühl heran — es war Mitleid mit dem Grafen! Sie bemühte ſich, ſeine That — wie tief ſie ſtand — noch als menſchlich zu begreifen. Aber ach! ſeine ſchönen erhabenen Reden! Dieſe vor Augen, trat der Verſtand auf und lehrte ſie: wer ſo veredelt denkt und ſo niedrig handelt, iſt ein verdorbener Charakter. Er nimmt die ſchönen Gedanken in den Mund, wie man ein Gewürz kaut, um üblen Geruch zu tilgen. Sein innerſter Kern iſt Tod und Verweſung, denn er iſt die Lüge! Wie alſo empfand ſie gegen den Grafen? Die Frage duldete es nicht, in Traum und Dämmer zu ſchweben; denn ſie lebte, ſie ging ja um mit ihm; — mit welcher Miene ſollte — konnte ſie es noch ferner?

Ach! ſie konnte es nicht! Verhaßter, widerwärtiger Zwieſpalt, wo für die Strenge weder das gute Herz, noch für die Nachſicht das ſittlich gerechte Herz ſich entſcheiden will!

Doch entſcheidende Würfel ſchüttelt der Gott der Freigeiſter auch, nicht der Gott des Herzens allein. Wohlthätige Aufforderung zum Handeln tritt den Menſchen an, wenn er beſtimmt nicht einmal empfinden mag. — Gegen Abend fand ſich der Graf wieder ein, auch der Steuermann kam geſellig heran, der die Hütte nie aus dem Auge verloren, ſondern um ſie herum in den nächſten Feldern heute gearbeitet hatte. In der Ferne ſah man den Jüngling Askar wandeln, — er näherte ſich bald und bald verſchwand er, wie Einer, der unſchlüſſig ſeine Wege wählt. Der Graf redete mancherlei Schönes und Anmuthendes zu Emma's Füßen, und löſte die trübe Gegenwart mit Phantaſie und Geiſteskraft in dichteriſche Farben und Bilder auf. „Du haſt Dich überarbeitet," ſagte er, „dieſer Fieberanfall verrieth, daß Du das Leben hier viel zu ernſt und gewaltig nimmſt. Ha, ich ſehe die Tage kommen, wo die Inſel Alles erkennen wird, wie ich: eine Göttin Emma wird ſie verehren und Deine Geſtalt abbilden mit ſechs, ja mit hundert Händen, der Nachwelt zum ewigen Beiſpiel Deiner übermenſchlichen Thätigkeit. Die Göttin des Erntefeſtes wirſt Du ſein und Brautpaare werden vor Deinem Altare mit heiligen Gebräuchen und Weihungen ihr Leben beginnen. Vielleicht hat dann die Inſel den Verkehr mit dem indiſchen Feſtland entdeckt und auch des Goldes Werth und Adel kennen gelernt. Dann wird ſie ſich ſagenhaft erinnern an den Gott Aurelius, der verkannt und verfolgt auf dieſem Boden wandelte. Lieder werden ſie ſingen: mit göttlicher Standhaftigkeit wollte er lieber Märtyrerthum erdulden, als ſeine goldenen Hände in eiſerne verwandeln, und die Natur

ſeiner Gottheit verleugnen. Als göttliche Gatten wird man uns dann im Bilde zuſammenſtellen und — die ewige Menſchenblindheit! — den Idolen gewähren, was den Lebendigen verſagt blieb.“ — Mit großem Aergerniß hörte Emma dieſe Reden. Soviel Hochmuth der Phantaſie und ſoviel Niedrigkeit des Herzens — es war durchaus widerwärtig. Am liebſten hätte ſie gar nichts erwiedert, doch ſann ſie darüber nach, wie ſie ihr empörtes Gefühl zu irgend einem Ausdruck brächte. Da trat Askar heran.

„Lange ſchon irre ich nachdenklich in die Nähe und Ferne,“ ſagte Askar, „und zage, ob ich eine Bitte ausſprechen oder unterdrücken ſoll. Du biſt ſo gut, liebe Freundin, ich faſſe mir das Herz, ſie auszuſprechen.“ Seine Anrede war nämlich an Emma gerichtet, und die rauhere indo-germaniſche Mundart dieſer Inſel erlaubte das Du, da in Deutſchland ſelbſt Ihr geſprochen wurde.

„Nenne Deine Bitte,“ ſagte Emma.

„Um ein Geſchenk wollte ich Dich bitten.“

„Ein Geſchenk, Askar? Du ſpotteſt wohl meiner Armuth?“

„Wer möchte auch reiche Geſchenke fordern! Ich darf alſo bitten?“

„Askar, wer ſeine Freunde um Gutes bittet, der ſagt nicht blos, daß er ſich ein Herz faßt, — er faßt ſich's auch!“

„Ah, wie freundlich Du biſt! So wiſſe, um Deine Armſpangen und Halskette wollt' ich Dich bitten.“

Leichenbleich und zitternd fuhr Graf Aurelius empor und ſchrie: „Räuber! Mörder! Verräther! Wolfsbrut! Vampire! ſaugt, laugt, zehrt und zapft Blut und Leben mit einmal hinweg! Wollt Ihr das Herz? Wollt Ihr das Mark unſerer Knochen? Blieb uns noch ein Schweißtropfen im Leibe, den Ihr nicht ausgepreßt habt?“

„Nein! nein! Alles habt Ihr, Alles! Mir macht Ihr den Krieg Eurer dummen Bosheit, und dieſe hier erliegt im Joch Eurer Sklavenarbeit. Was wollt Ihr weiter von uns? Banditen! Teufel! Vergifter!“

Askar antwortete mit ungetrübter Ruhe: „Hebe Dich hinweg, Wirbelwind. Du weißt, Du giltſt nicht als Menſch hier. Nur Luft biſt Du.“

Der Angriff des Grafen hatte ſo ſchreiend alles Maß verletzt, daß dieſe Erwiederung, ſelbſt vor den Augen ſeiner vermeinten Familie, noch ſchonend klingen konnte. Askar fuhr fort: „Als Dich geſtern in unſerer Mitte die plötzliche Ohnmacht ergriff, da ſprachen die Männer der Inſel im ſtehenden Rathe zu einander: Wer ſoll ſie verſorgen, wenn Natur das ſchönſte Vorrecht des Menſchen vor dem Thiere, die Kraft der Arbeit, ein Flor der Jahre von ihr nimmt? Ihr Bruder iſt ſchon ein müßiges Wild, aber ſie ſtand für ihn. Liegt ſie dahin — wer ſoll für Beide ſtehen? Ein Jahr des Mißwachſes droht, kaum werden wir ein Brautpaar verbinden dürfen — ſollen Fremdlinge, was Eingeborne nicht können, ernten ohne Saat? So ſprachen die Männer, am Anfange eines ſchlimmen Falls das Ende bedenkend. Mich ſchmerzte das Wort Fremdling, aber die Männer ſagten: Was iſt's mit dem thörichten Drahtgeflecht, das ſie an Hals und Händen trägt? Wurde ſie unſere Mitbürgerin durch Arbeit, warum zeigt ſie uns täglich den fremden und entfremdenden Anblick? Warum ſtellt ſie dieſes Zeichen, das eine Auszeichnung ſein ſoll, zwiſchen uns und ſich? Denkt ſie, die wunderbare Fähigkeit der menſchlichen Hand ſei ſich nicht Schmuckes genug, und die Schönheit des Nackens liege nicht im Schwung ſeiner Bewegung, ſondern im gehämmerten Starren, das man ihm anheftet, dann denkt ſie ſo unnatürlich, daß nichts uns bürgt, ſie werde

nicht ganz und gar den Verstand verlieren und der Insel eine eitle beschwerliche Last werden."

Emma sagte: „Der Schmuck soll nicht schön sein durch sich, sondern den zerstreuten Blick auf das lenken, was vor Allem schön die Natur selbst gemacht hat. Und das ist, wie Ihr mit Recht empfindet, die herrliche Gliederung der Hand und des Halses. Mit dem Schmucke bezeugen wir der Natur unsere Bewunderung und erinnern Andere, das Gleiche zu thun."

Askar bat: „Mißdeute mich nicht, beste Bürgerin. Ich spreche nicht aus mir, ich spreche von der Stimmung der Insel. Und gewiß hätte ich Dich verschont mit solcherlei Mittheilung, wenn nicht das lärmende Ding hier" — er wies auf den Grafen — „mit ungebührlichem Wuthanfall mich herausgefordert hätte. Denn ich selbst machte ja diese Bedenken meiner Mitbürger ganz bedeutungslos, indem ich auftrat und sagte: für den Einen mag immerhin der Vater sorgen, aber für Emma denkt und berathet nicht fürder. Was in schlimmen und schlimmsten Fällen kommen mag — meine Sorge allein soll sie sein, leben soll sie von meinem Leben, nicht von dem Euren. Du siehst also, Du könntest Deinen Schmuck nur ferner behalten; Du bedarfst nicht der Insel, Dich zu empfehlen, Deine Begriffe den ihrigen zu opfern. Aber ich bitte Dich, thu' es nun um meiner selbst willen. Schmuck soll uns nicht die traurige Noth abpressen, oder ein herrisches Decret; mit Bitterkeit, glaube ich, hättest Du solch' einen Fall gefühlt: darum stand ich davor. Aber aus Güte vielleicht, aus Freundlichkeit giebst Du ihn mir. Ich möchte meinen Mitbürgern nicht ein Schwächling erscheinen. Und hab' ich eine Bürgschaft übernommen, die unser Volk — Du weißt es, wie hoch anschlägt, so würde ich mit Stolz zeigen, was auch Du für mich vermagst."

Emma hörte dieſe Rede des jungen Inſulaners mit Ueberraſchung und Wohlgefallen. Sie klang ſo beſcheiden, und doch fehlte ihr ein männliches Selbſtgefühl nicht. Durchaus ſchön und ſchicklich hatte ſich Askar ausgedrückt. Wie ſtand der Graf neben dem Landmann! Das Mädchenauge konnte nicht umhin, ſo recht mit voller Empfindung zu vergleichen. Aurelius, knirſchend, ingrimmig, alle Farben der ausgegoſſenen Galle wechſelnd, in Haltung und Miene eine Hoheit ertrotzend, die der Peſt ſeines Bewußtſeins, wie der Schande ſeines Anzugs zugleich widerſprach — ein Bild dünkelhafter Verkommenheit; Askar, eine Roſe edler Geſundheit, ein Spiegel reiner Empfindungen, Wahrheit im Innern und Aeußern, aus dem Ganzen und Vollen des Lebens hingeſtellt mit einem natürlichen Adel, der es in der That wie im Worte war, — ein Weſen, woran mit Luſt und Freude der Menſch ſeine Gattung erkennen mochte.

Auch ſchien Emma ernſtlich genug zu empfinden, denn — ſie ſcherzte. „Wie fein Du biſt, Askar! Was die ganze Inſel meint, verwandelſt Du in Deine eigene Meinung und ſuchſt den Triumph für Dich allein. Da nimm Deine Trophäen! Du biſt der größte aller Egoiſten. Dein Glück, daß Du der artigſte biſt.“ Emma war im Begriffe, die Schmuckſachen abzunehmen, aber wie ein Blitz fiel ihr der Graf in beide Arme. „Halt ein! Halt ein!“ rief er angſtdurchzuckt, „das geſchieht weder jetzt noch in Ewigkeit. „Emma! Emma! biſt Du es ſelbſt? Wach' auf! beſinne Dich! Einem Bauer willſt Du dahingeben, was Könige ſchenken und nur Königinnen werth ſind? Die Staubgeburt weiß nicht was ſie fordert — aber Du! Haſt Du den Glanz Deiner Denkungsart abgenützt wie eine ſchlechte Vergoldung, und iſt gemeiner Stoff Dein Kern? Wo iſt der Geiſt, dem eine Halbkugel zu enge

war, und der dem Geiſte des Entdeckers nachflog aus modriger Lehensburg in die Goldreiche ſonnenverwandter Großmoguls? Wo iſt der Geiſt, der Völker in die Waffen rief, heilige Kriege predigte, mit Dämonen um Königreiche rang und zuletzt höher als den göttlichſten Sieg ein Arm- und Halsgeſchmeide hielt, das jetzt ein Bauer für bäueriſche Dienſte gewinnen ſoll? Wo iſt der Geiſt" —

„Der Geiſt, den Du aufrufſt, iſt hinweg und dahin," ſagte Emma mit kalter Gelaſſenheit.

Da trat auf einmal die Abendſonne aus den Nebeln. Wie ein Wunderzeichen ſtand die volle Glutſcheibe am Horizont, denn nie zuvor hatte die Inſel anders als in waſſerbleichen Umriſſen ſie geſehen. Aufſpringend breitete Emma die Arme aus, Askar beugte ſich in Andacht und küßte den rothen Wiederſchein der Erde; — er wußte nicht, daß er ſelbſt leuchtete wie eine Roſe. Der Graf ergriff den Moment ſogleich für ſich und warf ſich in's Feuer: „Auf, auf an die Dünen! Bei dieſem Lichtgeſchenk müſſen wir ein Schiff ſehen, wir müſſen! Breit' aus Deine Adlerflügel, meine Göttin, es gilt den Schwung Deiner beſten Stunden. Fort Karſt und Schaufel, fort bäuerliche Ungebühr! Königsehre behältſt und behaupteſt Du, in Gold gefaßte Königin! Was iſt der Tag ohne Sonne? Ein bleicher Pilz! Was iſt der Leib ohne Schmuck? Milchweiße Sterblichkeit! Ein offener Brief an den Tod, dem das Siegel fehlt! Gold beſiegelt die Macht, das Recht, die Urkunde des irdiſchen Erbes! Am Goldgewicht liegt das Daſein vor Anker, Gold iſt die Aufſchrift an's Leben, Gold, Gold lege Dir an zum Zeichen, daß Du biſt!"

„Welch wüſtes Gerede um Kindertand!" ſagte Emma mit Verdruß und legte eine Hand an die Spange der andern.

Der Graf fiel ihr leidenſchaftlich zu Füßen: „Mädchen, das ich mit dieſen Goldfäden bezog, wie ein Dichter ſeine Leier — wer verſtimmt Deinen Ton? warum verſagſt Du mir Deine Melodie? Laut ſchrei' ich Dir in's Herz, meine Goldbraut, ich muß, ich muß das Echo darin finden, das ſüße, klingende Goldlied vom Rheine, das unvergeßliche! O, Deine märchendurchſtrahlte Seele — wie groß war ſie damals, wie ausgeſpannt! Auf der Höhe der Zeit ſtand ſie und ergriff mit Heldenſtärke die Hand des Mannes, der die Pforten der Träume aufſprengt, und die ſchlafenden Rieſen der Wirklichkeit weckt! Wahre, wahre dieſes Goldſchmuckes, Emma, es iſt das Unterpfand Deines edelſten Selbſt! Ueberwinde die Anfechtung eines Augenblickes; königliche Kronen ſchüttelt die Zukunft in ihrem Schooße, mit königlicher Hand greife darnach. Auf, auf, in's Reich der Unternehmungen! Unausſprechliches Erdenglück liegt ja in dieſen Gewäſſern — was haſt Du anderes geſehen, als die roheſte Schale davon? Zerrbilder auf ſchlechtgeſteuerten Irrfahrten." —

„Herr!" rief der alte Fährmann mit Nachdruck, „bedenkt, daß Ihr zwar ſcheinen, aber nicht lügen dürft! Waren es Zerrbilder, die wir geſehen? Waren es Irrfahrten, die wir gemacht? Habe ich ſchlecht geſteuert? Wehrt Euch, wie Ihr wollt; aber ich werde eine Schnur ziehen wie ein Zimmermann, und Eure Rede behauen darnach. Daß kein Kinnbacken wegfliegt!"

Der Graf zitterte vor Wuth. Die Linien ſeines Geſichtes liefen durcheinander, als ob er an ſeinem eigenen Gifte ſterben müßte, knirſchend ſchlugen ſeine Zähne zuſammen, und ſeine Blicke ſchoſſen Mord. Es war ein gräßliches Bild.

Emma ſtützte ihren Kopf in beide Hände, um nichts zu

ſehen, und ſagte in ihren Schoß hinab: „Wie komme ich doch zu dieſem Augenblicke? Es bittet mich der Eine, es beſchwört mich der Andere, und zuletzt muß ich mich wundern, daß überhaupt ich es bin, an die Ihr euch wendet. Du hörſt es, Aurelius, Askar bittet nur ſcheinbar für ſich. Schmuck ſoll uns nicht traurige Noth abpreſſen, oder ein herriſches Decret, ſagt er; — kann ritterlicher Sinn mißverſtehen, was mit ritterlicher Feinheit geſprochen iſt? Die Inſel wird mich zwingen, ein Abzeichen aufzugeben, das ihren Sitten und Meinungen ein Aergerniß iſt; ſie kann es, denn ich bin abhängig von ihr. Dieſen Zwang nun verſüßet mir Askar, unter ſeinen Schutz will er mich ſtellen, und was die Inſel Gewalt hat, verwandelt er in Bitte, legt es in meine freie Wahl, in meinen guten Willen. Wie nun, Aurelius? Fühlſt Du nicht, daß Du es mit ihm allein zu thun haſt? Bitte! wende Dich an ihn und ſage ſo zu ihm: Guter Freund, ſei beſtens bedankt für Deine Großmuth, aber wir bedürfen ſie nicht. Emma wird das Gold, das ich ihr geſchenkt habe, und das ſie als mein Abzeichen trägt, weder in Trutz noch in Güte, ſondern überhaupt gar nicht ablegen. Wie Du ſie gegen die Inſel vertreten willſt, vertrete ich ſie gegen Dich ſelbſt. Ich bin's, der für ſie arbeiten wird, ſo lange ich noch eines Athemzuges mächtig bin. Bitte Aurelius! ſprich ſo zu Askar, dann will ich ſagen, daß Du ein Manneswort geſprochen, beſſer als all' die großen erhabenen Worte. Vielleicht kann ich dann manches wieder vergeſſen und — kurz, ſprich ſo zu Askar. Nicht billiger wirſt Du des Billigen ledig, Du überbieteſt ihn denn, Mann gegen Mann!"

„Bauer gegen Bauer, ſag', falſches, fühlloſes Weib!" brach der Graf ſtammelnd vor Zornesohnmacht los, und zitterte ſo ſehr, daß er ſich kaum aufrecht ſtehend zu behaupten

vermochte. „Dahin alſo iſt's gekommen! Geburt, Adel, Erziehung, Herz, Hirn, die Summe menſchlicher und ritterlicher Tugenden ſoll ich mit einem Bauer meſſen an der Länge eines Grabſcheites! Das Weib meiner Seele ſchenkt vor meinen Augen mein Brautgeſchenk weg, opfert mich in meinem Abzeichen, beſchimpft, tödtet mich, weil ihr höchſter Begriff von Manneswerth dahin geht: Sand zu ſtechen und Schutt zu graben! Gut gewählt, Graf Aurelius, gut gewählt! Freilich anders tönte das Silberglöckchen droben auf dem Rheinſchloß, und anders tönt die gemeine, irdene Scherbe! Wer vermag den Wandel eines Weibes zu ergründen! Da ſteht ſie vor mir, die Gefallene und Abgefallene, und jede Pore iſt Bäuerin! Wie ſie buhlt und äugelt mit dem Bauer ihres Herzchens! Wie ihr mein Goldgeſchenk brennt um Hand und Nacken, wie ſie es ledig ſein will, lieber um jede Terzie früher! Weit ſchließ' auf Ohr und Sinn und höre das Eine: Die Dinge *ſind*, was ſie *bedeuten*! Lege ein Kleid ab, keine Linie dicht, und die Geſittung haſt Du abgelegt. Entäußere Dich dieſes Goldſchmuckes und Deines Seelenadels."

Mit edlen Flammen im Antlitze ſprang Emma auf und ſagte beflügelt: „Herr Graf, wo blieb denn der Goldſchmuck Eurer eigenen Rittertracht? Was ich einer beſcheidenen Bitte gewähre, haben mir nicht Kinder ſchimpflich entriſſen! Meine Kleider behalt' ich am Leibe, aber dieſes Gold — fort damit."

Glühend riß ſie die Spange von ihrer linken Hand — da fiel mit ſchwerem Gepolter der linke Arm des Grafen zur Erde. Laut auf ſchrie Emma: „Schutzgeiſter aller Himmel, ein Zauber!" Der Graf heulte, fletſchte die Zähne und rollte die Augen, wie ein Affe, der gepeitſcht wird. Als gält's einem Natternbiß zuvorzukommen, riß Emma die rechte Armſpange

von ſich — da polterte der rechte Arm des Grafen aus ſeinem Gelenke. Hintaumelnd in Ohnmacht zerrte ſie ſich die Halskette vom Halſe — da rollte wie eine plumpe Metallkugel der Kopf des Grafen vom Rumpfe.

Emma ſchloß die Augen und wußte nichts mehr von ſich.

Fünfte Fahrt.

Nach und in der Heimath.

Eine silberne Mondnacht hing über dem Rheinthal. Das weichduftige Licht war über die Landschaft dahingeworfen, wie mildester Atlaß: alle Flächen lächelten Spiegelglanz, alle Falten und Krümmen grollten Schatten und Finsterniß. Und droben im Bergeslicht wehte der Elfenreigen wie eine aufquellende Thauwolke, und drunten im Thalschatten hämmerte der zwerghafte Kobold, wie ein bohrender Specht, und im Rheine flüsterten die Undinen die uralte Zauberformel des Wassers. Und die große, weite Nacht sammelte all' das zerstreute Getön der Landschaft in ihrem Schooße und belauschte mit andächtigem Schweigen ihre eigenen Stimmen. Aber ein Geräusch plätscherte im Wellenbade des Rheins, lebendige Geberden durchkreuzten das Gleichmaß des unveränderlichen Wasserzuges — lausche andächtiger, blicke gespannter, silberne Nacht! Ist es ein blendender Arm, der sich hebt? schwingt sich ein schlankkräftiger Nacken empor? siehst du ein vollgelocktes Haupt die stahlgrüne Wellenfläche überragen? O dann küsse mit deinem keuschesten Kusse den Juwel, der sich hier in deinen Schooß gelegt hat, das Edelste, was Du im weiten Weltbezirke sehen und belauschen kannst — die menschliche Gestalt! Du grün-

wogiger Rhein modelst auf und ab keine Welle, wie die schwunghafte Linie dieses Rückens, ihr Basaltriesen dies- und jenseits am Ufer, vergleichet euch nicht mit den athmenden Felsenklammern, mit der Rippenkraft dieser männlichen Brust, und all' ihr Geister der Nacht, wehende, hämmernde, flüsternde — wo geht ihr auf und nieder, wo entspringt und mündet ihr, wo ist das grenzenlose Reich eurer Unsterblichkeit, wenn nicht in dem kleinen, kostbaren Rund dieser umlockten Stirn?

Ein nächtlicher Schwimmer schwelgte in Wasserlust. Mit kräftigen Armen zerschlug er den Spiegel des Rheins, der schnell versöhnt die glatte Ebene wieder herstellte hinter ihm. Bald packte er einen aufblitzenden Wellenkamm wie ein Reiter das Roß, und schwang sich mit hochgebäumtem Körper über ihn her; bald ließ er all' seine Glieder wie in süßer Müdigkeit zerfallen, legte sein Haupt auf das flüssige Ruhekissen und trieb. Dann wieder zur That ermannt raffte er sich auf, stürzte sich kopfüber in die Tiefe, Welle und Mondlicht ging über ihn weg, ein leichter Wirbel kräuselte der verschwundenen Fußspitze nach. An weitverrückter Stelle fuhr dann das muthige Haupt wieder empor, der Athem brauste, die Locken schüttelten sich, und rüstig weiter schwimmend drückte die weiße Brust das Element an sich, wie zum innigen Danke, daß es ihr seine vollste Tiefe gewährt hat. So regte Badebegeisterung das stille Geheimniß der Nacht auf, laut und verschwiegen, verhüllt und verrathen, beleuchtet und überdunkelt, wühlend, gleitend, streifend, eine Flußseele, ein Menschenleib, — eine Saite mehr auf der hohen, mit Milben und Sternen bezogenen Weltharfe.

„Ferge ruft: Acht!" scholl es mit sangesgleichem Tonfall jetzt über die Wasserfläche her. Der Schwimmer hob das

Haupt und ſah, daß er nicht allein auf dem Strome war. Er kreuzte einem Nachen die Bahn, welcher aus finſterem Bergesſchatten wie eine leiſe, zierliche Schlange ganz nahe an ihn herangeglitten war. Er hatte keine Zeit über das plötzliche Auftauchen des Fahrzeuges ſich zu verwundern; ſchnell beugte er aus und ruderte ſelbſt aus der Säule des Mondlichts in den Rieſenſchatten einer zackigen Felſenburg. Bald erreichte er den höheren Ufergrund, ſeine liegende Geſtalt richtete ſich auf zu einer ſtehenden. Wie an blanker Marmorwand rieſelten die Quellen an ihm herab; unwillig ließ Altvater Rhein den blühenden Sohn aus ſeinen Armen; mit tropfenweiſem Zaudern entwanden die Undinen ſich dem Haargelock. Eine hohle, umbuſchte Uferſchlucht nahm den Jüngling auf, wie ein Tempelgewölbe ſein Götterbild. Da ſtand er im ſchwarzgrünen Schattengrund, aber die weiße, ſchimmernde Gliederpracht hob aus dem tiefen Dunkel nur noch heller ſich ab. Nicht die Nacht, erſt die Gewande vermochten dieſe Leuchte zu löſchen, und eins ums andere ſich anlegend, dämpfte das nächtliche Licht ſich ſelbſt.

Jetzt wurde der Nachen wieder ſichtbar. Um eine Landkrümmung bog er herum, und legte in derſelben Bucht an. Ein kleines, altes Männchen lenkte ihn, ganz in Grau angethan, und an dem finſteren Ufergehäng tappend, ſah er noch ſchattenhafter aus. Im Nachen aber lag etwas ausgeſtreckt, das trug hellere Farben, doch war es darum kaum deutlicher ſichtbar. Mit ſtaunender Ruhe betrachtete der Jüngling das ankommende Abenteuer. Der Fährmann ſprang ans Land und ſagte: „Komm, Heldwin, hilf mir das Mädchen zur Burg hinauftragen. Sie liegt in Ohnmacht, ſie ſchläft.“

Der Jüngling trat in den Kahn, aber ein Schritt von dieſem in ein anderes Leben war es. „Alle Engel und Hei-

ligen!" rief er. „Das ist Emma! die Ferne! die Verlorene! Mann, aus welchen Landen, durch welche Schicksale —"

„Junger Arm, rühre Dich. Braucht es der Zunge hier, oder der That? Auf! auf!"

Schweigend nahm jetzt der Greis und der Jüngling das Mädchen auf ihre Arme. Schweigend den steilen Bergpfad hinan trugen sie das blasse, liebliche Bild des Schlafes. Aber schon am Anfange des Schloßgartens, auch das Ende konnte er heißen, — es war auf einer der tieferen Terrassen an der Geisblattlaube beim Brunnen: da hielt der Greis inne und sagte: „Ich bin müde. Hier!" Sie legten das Mädchen in die Laube. Der volle Mond schien auf dieser Bergseite ihr ins Antlitz. Mit überströmender Seele schwebte Heldwins Auge über dem geliebten Bilde. Flehentlich dem Fährmanne zugewendet, rief er ihn an: „Mann, erinnere Dich Deiner Jugend: mich verschlingt mein Gefühl! Sprich mir, sprich mir, fremder, nächtlicher Schiffer! Wo kommst Du her? wo warst Du fort? wo ist der Graf? ist sie sein Weib? ist sie's nicht? was ist geschehen?"

Der Fährmann sagte: „Jüngling, sammle Ruhe in Deine Brust. Ich bringe das Mädchen Dir zurück, die Kommende der Scheidenden gleich. Fort ist das Schattenbild, die Sonnenfinsterniß zu Ende. Sie wandelt im Lichte."

„O dann bist Du ihr Schutzgeist!" rief Heldwin heilig ergriffen. „Bist Du es nicht? Sage, daß Du es bist!"

Der Greis schüttelte das Haupt. „Ich schütze eine Menschenseele nicht, die sich nicht selbst schützt. Solches ist nicht mein Vermögen. Fahrend von Land zu Land, rück' ich mein Steuer, und wer dem Wahne zusegelt — ein leiser Druck meiner Hand lenkt ein zur Erkenntniß."

„Du hast sie nach Westen geführt?" fragte Heldwin, „es

ging hier die Sage, die Bahn des Columbus flogen ſie aus, die Stolzen!"

„Ja, ich fuhr wie Columbus und doch anders. Columbus fuhr aus nach Erkenntniß, nicht nach Gold. Bei den ewigen Sternen, ich fahre und werde fahren in ſeinem Geiſte, aber auf meinen Bahnen."

„Dunkles, erhabenes Weſen! Wer biſt Du? Ich ververſtehe Dich nicht! und was Menſch mit Menſchen verbindet — das Wort, mit fremdem Klange tritt es zwiſchen uns."

Der Greis ſah den Jüngling an — ſein Blick war ein Offenbarungsblick, und ſeine Stimme vertrauliches Säuſeln. „Heldwin!" ſagte er, „Du lebſt über Büchern und kennſt mich nicht?"

Da fiel Heldwin auf ſein Angeſicht nieder, der Greis aber rief aus der Tiefe der Empfindung: „Grüß mir mein goldenes Mainz! Bet' an meinem Grabe für die ewige Wahrheit."

Die Erde umher wurde dunkel, Heldwin blickte auf, ein leichtes Wölkchen ging über die Mondſcheibe. Der Greis war verſchwunden.

Heldwin hing ſeinen Blick mit leidenſchaftlicher Sehnſucht an die Sternenflur, und ein Schauer ging durch ſeine Bruſt — das war Anbetung.

Dann zu Emma gewendet, ruhte ſein Auge auf ihr, getheilt zwiſchen Menſchheit und Gottheit. Süßes, irdiſches Leben; — Unterpfand der Geiſterwelt! Geſchöpf Deiner Sinne; — Schöpferin von Wundern! Den Spuren folgend leichter gaukelhafter Flitterluſt; — an Deine Sohle bannend die ernſten, ewigen Himmels-Alten! Kind meiner Gattung! In Deine Rechte fließt ein Faden von den Sternen herab, eine Linke zieht Deinen Faden aus dem Abgrund herauf; und beide

verknüpfest Du spielend, unwissend — Widerspruch aller Widersprüche, Versöhnung aller Versöhnungen — Mensch! —

Der kalte Aether der Gedankenwelt zog leis und leiser aus des Jünglings Brust, und Wärme und Liebe floß über sein Herz. Er ergriff die Hand der Schlummernden, er beugte sich über ihr Antlitz — das waren die feinen, kindlichen Mädchenzüge um Mund und Wange, die kleinen Flaumfittige der Liebesgötter! Nur da, wo die Stirn in die Augenwinkel sich sen!., wo die kühn gebogenen Brauen zusammenrücken, da war etwas entwickelt, wie stärkere Willenskraft. Da saß eine kleine Heldin, deren Herrschaft ihm neu schien. Und Flamme auf Flamme umwallte den schwülen Zauberbezirk; die Betrachtung dieser Ruhe athmete zitternde Leidenschaft. Heldwin schlang seinen Arm um die schlanke Mitte des Mädchens und entzündete mit brennenden Lippen die ihrigen. Emma erwachte.

„Heldwin, wo bliebst Du so lange?" sprach sie aufathmend, und mit reizender Beschämung setzte sie hinzu: „Was wirst Du denken? Ach, die Sommernacht war so lau — ich erlag dem Schlummer."

„Wie das, Emma?" fragte Heldwin verwundert, „Du bist es, die so lange, so lange ferne war!"

„Unartiger! meinst Du mich zu verwirren! Das lasse nur! Ein Mädchen verschläft es nicht, und schliefe sie tausend Jahre, zu welcher Minute sie ein Stelldichein eingehalten. Die Brunnenfassung war noch heiß, und der Mond — ach, jetzt ist er so hoch! — Der Mond war noch nicht aufgegangen; — nein, nein, Du hast Dich verspätet! Was träumt' ich inzwischen! Eine wahre St. Brandan's Fahrt! Von dem Augenblicke, da mir der Graf den bösen Zauberschmuck anlegte, bis dahin, wo ihn Askar — Engel des Himmels, Du bist ja selbst Askar! Welche Binde fällt mir vom Auge? Heldwin!

Askar! Ach, herrlicher Freund! Wie entzückt es mich, daß ich ohne zu wissen, doch gewußt, ohne zu kennen, doch erkannt!"

Heldwin versank in Tiefsinn. Er sah, daß Emma geträumt zu haben glaubte, und überlegte bei sich, ob er den Wahn nicht bestärken solle, um bleibend sein hehres Geheimniß heilig zu halten.

„Du bist so nachdenklich," sagte Emma mit liebevollem Weltsinn.

„Nicht doch, mein Mädchen; ich freue mich, daß Du von mir geträumt hast."

„Ja, Du hießest Askar und warst der Sohn des Prüfers, hier unten auf Langwärth, wo Du ein Gütchen hast. Langwärth hieß die Insel der eisernen Hände, und es war als läge sie in der neuen Welt; aber der Nebel verriethe wohl zuweilen daß sie im Rheingau lag."

„Siehe da! auch von der neuen Welt hast Du geträumt! Und kein Geringerer als Columbus selbst wahr wohl Dein Steuermann?"

Heldwin holte das Wort mit bedeutungsvoller Absicht herbei.

Emma stand plötzlich still und senkte sinnend das Haupt, wie in Verwunderung über sich selbst. Dann sprach sie aufblickend zu Heldwin: „Und Du sage noch, daß Du nicht lange geſäumt hast! Welch ein Traum! Bild an Bild steigt herauf, Erinnerung an Erinnerung! Nein, Columbus war unser Steuermann nicht. Es war eine Gestalt wie ein Mönch; ein stiller beschaulicher Mann, der nur einmal aufwallte, als ihn der Graf an seiner Schifferehre angriff. Der Graf versprach mir immer goldene Berge, um mich von Land zu Land zu führen, und kamen wir an, so sahs ungefähr so aus, aber doch

ganz anders. Er konnte das Reich ſeiner Herrlichkeit nie zu Ehren bringen. Er grollte darum ſtets auf den Steuermann, aber der Alte muß wohl richtig gefahren ſein, denn nie hat der Graf ihm laut widerſprochen."

Heldwin blickte mit Dankes Andacht zum Himmel empor.

Die Beiden hatten bisher einige Schritte bergaufwärts gethan. Emma hielt den Arm des Jünglings an ſich und ſagte ſchüchtern: „Da hinauf führſt Du mich? Wir wollen ja dem Grafen aus dem Wege gehen!" Dann ſchauderte ſie leiſe zuſammen und ſchmiegte ſich feſter an die Seite des Freundes.

„Von dieſem Manne hat mir das Schrecklichſte geträumt. O welch ein Ende nahm er! Haben wir nicht geleſen, daß die Zauberer des Talmuds einen Beſenſtiel in einen dienſtbaren Geiſt verwandeln, den ſie Golem nennen? Ein ſolcher Golem war Graf Aurelius. Nur daß er nicht aus Holz ſondern aus Gold gemacht war. Hu! wie man ein Erzbild zertrümmert, ſo kollerte er aus einander — gräßlich wars! Komm, komm, Heldwin, gehen wir nicht hinauf! Nie mehr kann ich ihn anſehen."

„Er iſt fort," ſagte Heldwin, ſeine ungeheuren Gedanken nur kurz unterbrechend.

Aber Emmas Rückerinnerungen ergriffen ſie immer gewaltiger. Sie ſtand ſtille und ſagte mit feierlicher Stimmung: „Heldwin, was hielten die großen Doctoren in Schlettſtadt von den Träumen?"

„Wer des Böſen iſt, dem ſchickt ſie der Böſe als ſeine Gaukelſpiele; wer Gottes iſt, dem ſchickt ſie Gott als ſeine Offenbarungen."

Emma ſann tief nach. Dann ſagte ſie entſchloſſen: „Ich will meinen Traum der heiligen Beichte vertrauen."

„Thue das," antwortete Heldwin.

Sie ſtiegen die letzten Terraſſen des Berges hinauf und Heldwin klopfte an das Einlaßpförtchen eines aufſpringenden Eckthurmes.

Der alte Thorwart war mächtig verwundert, als er das Burgfräulein wieder erblickte. Da der Luftzug ſeine zerbrochene Laterne ausgelöſcht hatte, ſo wendete er Emma mit haſtigen Händen gegen das Mondlicht, — unwillkürlich nahm ſich der Hochüberraſchte dieſe Freiheit.

„Wecke den Schloßcaplan," ſagte Heldwin, „und laß in der Capelle die Lichter anzünden."

„Pater Ottmar wacht bei den Sternen," erwiederte der Thorwart, „wollet Ihr nicht ſelbſt aufs Thürmchen zu ihm? Inzwiſchen erleuchten wir Andern die Capelle. Heilige Gelübde, ahn' ich, ſind hier zu erfüllen — ich eile, ich eile. O freudenreiche Rückkehr, o geſegnetes Wiederſehen!"

Emma blickte dem alten Manne nach und ſagte kopfſchüttelnd: „Den haben wir aus dem erſten Schlaf erweckt; er hat, ſcheint es, noch bunter geträumt als ich."

Im nächſten Augenblicke ſtand das Paar auf der Plattform des Thurmes. Pater Ottmar, der eisgraue Schloßcaplan, ſaß unter ſeinen Aſtrolaben, Quadranten und Cirkeln wie ein Magus da. Er erhob ſich als er die Ankömmlinge erblickte, — ergreifend ragte ſeine Geſtalt, vom langen, ſchwarzen Ordenskleid umfloſſen, auf der luftigen Zinne unter dem mondhellen Himmelsgewölbe.

„Was Ihr gekommen ſeid mir zu offenbaren," ſagte er, „das hat mir die ewige Sternenſchrift aufgethan. Kniet hin an den Altar und demüthigt Eure Herzen vor Gott; rein ſeid Ihr vor ſeinem unwürdigen Knecht. Empfanget den Segen von dieſer Hand aus Staub: über Euch iſt die Hand, welche

jene Mondscheibe an ihre Stelle gesetzt hat, und welche sie hinwegnehmen wird, wenn die Zeit in der Ewigkeit untergeht."

Heldwin und Emma beugten sich der segnenden Hand des Gotterfüllten.

Jetzt flogen Schritte den Thurm herauf — ein Freudenruf erscholl, Arme breiteten sich aus und Emma lag an dem Busen der Mutter.

„Böses Kind, wie hast Du mein Herz mit Kummer beschwert! So suchte sie, mit der kein Weib sich vergleichen soll, den göttlichen Sohn drei Tage lang, bis sie ihn fand unter den Schriftgelehrten des Tempels. Ach, ein Lehrer der Welt durfte so dem Schooße der Mutter entwachsen, aber meine kleine, unheilige Emma?"

„Gnädige Frau," sagte der Schloßcaplan, „wie oft habe ich Euch das Buch der Sterne gedeutet, und mich beflissen mit schwacher Zunge nachzustammeln, was ich von hohen, tröstlichen Offenbarungen auf unser Haus herableuchten sah? Dürfet Ihr zweifeln, daß dieses Kind Wege der Erkenntniß gefahren ist, wie Sanct Brandan, der heilige Mönch aus Britania? Wer verkündete Euch die Gefangenschaft unseres Burgherrn und seine Erlösung durch eine Hand, die nahe unter uns war? Gedenket, wie bald mein Wort sich erfüllt hat!"

„Wo, der Vater ist gefangen?" rief Emma erschrocken, „gefangen? erlöset? Was hör' ich! Ist es so, Mutter?"

„Es hat dem Himmel leider gefallen, uns dieses Verhängniß zu schicken," sagte die Burgfrau mit schmerzlicher Fassung und zerdrückte eine Thräne, die sich über die feine gebleichte Wange stahl. „Der Vater ritt aus, rühmliche Beute zu gewinnen und den Glanz des versinkenden Hauses wieder her-

zuſtellen. Ach, die Hand des Unheils griff in ſein Werk! Das Gegentheil hat er erreicht. Er fiel in die Gefangenſchaft der Feinde. Hohes Löſegeld forderten ſie" —

„Gott, wir haben ja keines!" rief Emma von ganzem Herzen dazwiſchen.

„So iſt es, Kind! Wir haben keines! Wie die Quellen abwärts fließen ins fruchtbare Land, ſo folgte das Gold längſt ſeiner natürlichen Schwere, und lief von den adeligen Felſenrinnen in die Thäler und Ebenen der Bürger ab. Die geben es nur heraus auf gutes Pfand, auf hohen Zins. Und ach, welches Pfand iſt ein kahler Schloßberg, dem fremde Marksteine rings an der Sohle ſitzen? Welchen Zins verbürgt ein Ritterſchwert, wenn der Arm, der es führt, vor Alter und Wunden unfruchtbar wird?"

„Gnädige Frau," ſagte Heldwin, „ich entferne mich, wenn Ihr meine Beſchämung ſo hoch ſchraubt."

„Du hörſt," fuhr die Mutter fort, „welche Hand uns errettete. Wo rings und rund keiner Hilfe zu gedenken war, dort erſchien ſie uns in nächſter Nähe. Heldwin bat um ſein Erbtheil und erhielt es. Er opferte die mächtige Summe, er war es, der uns den armen Gefangenen löſte."

„Mir bleibt noch mein Maierhof, meine Wieſen und Auen," ſagte Heldwin leichtblütig, „der Vater konnte das verroſtete Silber wohl miſſen."

Da hörte man ein Hüfthorn im Thale klingen und droben im Wartthurm antwortete der Wächter ſogleich mit derſelben Tonfigur.

„Der Vater! der Vater!" rief die Burgfrau mit fliegender Freude, „Gott, was iſt der Herr geritten! Heute noch ſagt' uns ein Vollhard an, er würd' in Alzei nächtigen oder höchſtens in Wörrſtadt."

Alles eilte sogleich die Sternwarte hinab, dem theuren Ankömmling entgegen; selbst der greise Caplan ergriff einen Krückenstock und folgte langsamer. Auf der Mitte des Berges breitete ein Ritter die eisernen Arme aus und schloß sie, erfüllt von der Liebe der Seinen.

Der Ritter sagte mit ruhiger Fassung: „Herr, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Seht, das paßt auf mich und meine leeren Hände. Nimm vorlieb damit, gute Frau, richten wir uns ein auf die Genügsamkeit des Alters. Das ist meine Emma! Glück auf! Dieweil der Feind meine Knochen zerhackte, hat Natur hier einen Tempel ausgebaut, wie sie's seit Evas Zeiten her in der Uebung hat. Und das ist Heldwin! Der schmale, schüchterne Schüler war eben von Schlettstadt zurück, da stand er am Wege, als ich ausritt und rief mir nach: „Herr Ritter, wenn Ihr Klöster und Kirchen stürmt, verschont die Bibliotheken. Ich sah über das Bürschchen hinaus mit jachen Sinnen — wohlan, heut schuld' ich ihm Leib und Leben! Heldwin, Eure Wohlthat bleibt Euch gutgeschrieben, bis Einer von uns zahlbar wird, ich oder mein großer Bürge da droben!"

„Ihr könnet zahlen mit Zinsen und Wucher, zweifelt nicht daran," sagte Heldwin und ergriff Emmas Hand. „Darf ich Euch Vater nennen, Herr Ritter?"

Es zuckte etwas wie Wehmuth über des Ritters bärtiges Antlitz und eine Minute lang schwieg er. Dann sprach er um so entschlossener: „Ihr liebt die Kürze wie ich sehe, und ich bin von Umschweifen kein Freund. Ja, sag' ich. Die Zeit ist allerwärts so gethan, daß Bürger die Töchter der Edlen freien und muß es sein, wer hätte ein besseres Recht dazu als Ihr?" Aber ein Schatten seines gebeugten Gefühls kehrte wieder zurück. Er faßte Emma unter das Kinn und lächelte bitter:

„Ei ſiehe Töchterchen, was Dir Dein Vater eine herrliche Hochzeit anrichtet! Mein Seckel iſt von Nullen voll. Nicht einmal zu dem Ringlein, das Du mit Deinem Bräutigam wechſeln ſollſt, habe ich Gold genug im Beſitze.“

„Nichts von Gold!“ rief Emma aufzuckend wie über einen Natternſtich. Sie bekreuzte ſich und ſchmiegte ſich ſchaudernd in die Arme der Ihrigen. Ihr Auge ſchweifte ſcheu umher, als ſähe ſie was Feindliches in der Nähe. Dann ſchloß ſie es und hauchte betend: „Heiliger Name des Erlöſers, ſei unter uns!“

„Was iſt dem Mädchen?“ fragte ſich ſtaunend die Gruppe.

Jetzt aber raffte ſich Emma empor, ſprang an den Nacken des Vaters hinan, und häkelte haſtig zwei Ringlein aus ſeinem Panzer los. „Ein Gedanke von Gott!“ rief ſie triumphirend und hielt die Ringe in hoher ausgeſtreckter Hand. „Hier unſere Trauringe, Heldwin! Auf der Inſel der eiſernen Hände haben wir uns wieder gefunden, und eiſern, ja eiſern laß unſere Hände ſein; das wird uns ſchützen und ſeien wider allen Zauber der Hölle. Es weichet der grauſame Dog, die gräßlichen Regenwürmer vergehen, die eitle Schwanenfeder flackert und der goldene Golem zerfällt in Staub! Eiſen iſt Tugend, Askar; nichts, nichts von Gold! ich habe kein Theil daran!“

„Weib, was iſt aus meinem Kinde geworden? Ottmar, frommer Knecht Gottes, was iſt den Sinnen Eurer Schülerin widerfahren?“ rief der Ritter erſchrocken.

„Laſſen wir ſie ſelbſt verkündigen!“ ſagte der Prieſter, und winkte mit dem Stabe voran. „Hinauf in die Capelle! Die Fenſter leuchten, der Altar iſt bereitet.“

Alle Schritte wandten ſich aufwärts. Im nächſten Augenblicke umſchloß der heilige Dom die feierlich geſtimmten Gemüther. Die Kapelle flammte im Feſtesglanz, Weihrauchduft athmete der Odem der Andacht, man trat wie in eine Stunde

des tausendjährigen Reiches. Die Zeit und die Ewigkeit schlummerten, — zwei unsichtbare Gestalten, — in schwesterlich-fester Umarmung an den Stufen des Altars.

Vater Ottmar hielt seine Hände über Emma und sprach: „Tritt diese Stufen hinan — sei gesegnet im Namen der heiligen Drei, — beginne!"

Emma gehorchte. Sie stand zwischen den Lichtern des Altares, sie verkündigte von der erhabenen Schwelle herab, was sie ihr Traumgesicht nannte. Fest und beharrlich war ihre Stimme, aufrichtig ihre Rede, rein wie Spiegel jedes Wort.

Als sie endlich schwieg, schwieg Alles mit ihr. Jedes Gemüth versenkte sich in sich selbst und beherchte seine eigenen Gedanken. Stille Bewunderung ging durch das Haus.

Vater Ottmar erhob seine Stimme zuerst: „Es ist kein verhallendes Wort, was wir gehört, noch sind es wesenlose Bilder und Schatten, an Werth andern Einbildungen gleich, wovon jeder Mund gesprochen. Mich ergreift's wie eine Offenbarung. Und wie die ewigen Sterne der Sphären nicht am Leitbande des Zufalls sich zusammenstellen und auseinander fliehen, sondern, ähnlich einer Geheimschrift, Gedanken ausdrücken, Gedanken ihres Schöpfers und Ordners: so glaube ich, haben wir Dinge hier vernommen, welche mehr als *sind*, — welche *bedeuten*! Ihr Sinn erschöpft sich nicht an ihnen selbst, — eine ferne Zukunft, der Lauf der Jahrhunderte wird ihn erfüllen. Ja, ich will sie aufzeichnen die Fahrten dieses Mädchens, sie sind für die Menschheit geschehen, sie sind ein Beispiel."

Emma trat vom Altare herab und stellte sich an Heldwins Seite. Sie sagte mit Demuth: „Was Vater Ottmar meinem Traume zuschreibt und wie tief die Geister der Menschen ihm auf den Grund sehen werden — ich weiß es nicht. Aber ich weiß und erkenne das Eine: Nicht Gold und Goldes Name

iſt der Werth der neuen Welt, ſondern die Frucht der Feldes und der Hände Fleiß. Und wie ich entſchlief, des hochglühenden Goldwahnes voll, ſo erwache ich jetzt mit freudenreicher Hingebung an die fruchtende Erde. Herab ſteig' ich von dem adeligen Getrümmer meiner Stammburg, und glücklich wie kein Mund es ſagen kann, folg' ich meinem Bräutigam zu des Landbaus frommen, wirthlichen Geſchäften. Das iſt meinem Herzen das göttliche Geheiß, das ich durch jene Geſchichte vernommen."

Der Ritter ſtand auf ſein Schwert gelehnt und ſchaute dem Schloßcaplan Aug' ins Auge. „Sprecht, Vater Ottmar, dürfen wir glauben, daß in Wahrheit ein ſichtbarer Gott hier gewaltet? Ihr kennet das Wunder des heiligen Brandan, — iſt der Gedanke nicht frevelhaft, daß mein ſündiges Haus Theil hat an gleichen Gedanken?"

Der Schloßcaplan wendete ſich an Heldwin und ſagte: „Heldwin, ich ſah zuvor bei heiterer Luft die Mondſcheibe ſich verdunkeln. Ein Schatten ſtieg auf von der Erde zum Himmel, — ſprich nun auch Du: was weißt Du über dieſes Nachtphänomen?"

„Es war der Geiſt des Johannes Gutenberg," ſagte Heldwin und erzählte, was er mit dem alten grauen Steuermann erlebt.

Da ſank Alles auf ſeine Knie und ſchwieg und betete lange.

Aufſtehend ſagte hierauf der Ritter: „Du thueſt Recht, Emma, wechſle mit Heldwin die eiſernen Ringe; ſprecht Euren Segen über das Paar, Vater Ottmar."

Und Heldwin und Emma faßten ſich feſt an den Händen und der Schloßcaplan vermählte ſie.

Da hörte man drunten in Heldwins Maierhof das Frühglöcklein läuten. Munter fuhr Emma empor und rief:

„Auf zur Arbeit!"

Ende.

Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Ausgewählte

Novellen

von

Ferdinand Kürnberger.

Prag,
Carl Bellmann's Verlag.
1857.

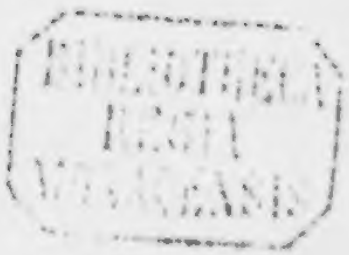
150 c/1

Druck und Papier von C. Pellmann.

Das Kind mit dem Briefe.

Ein Wintermärchen.

1847.



Das Kind mit dem Briefe.

Die kleine Betty kam aus der Schule nach Hause. „Hu," sagte sie, schauernd vor Kälte, „hier ist's fast so kalt, wie beim Lehrer. Warum hast du nicht eingeheizt, liebe Mutter?" — „„Ach, welch ein Unglück! Der Jäger hat mich entdeckt, als ich zuvor ausging in's Holzlesen. Denke dir, Betty, er nahm mir meine Ladung zusammt dem Erlaubnißschein, weil heute kein erlaubter Tag ist. Nun haben wir kalten Ofen, bis ich den Zettel in guter Stunde wieder kriege, wenn die Nachbarn nicht helfen. Doch, du müßtest ja ohnedies wieder fort. Behalte dein Pelzchen immer an. Der Dillinger Bote hat einen Brief an meine Schwester gebracht; du mußt wieder hinaus zum Werd."" — „Steht wieder vom Franz was drin?" fuhr das Mädchen lebhaft heraus. — „„Du dumme Lies, wann wirst du doch einmal die Sachen ordentlich begreifen lernen? Weißt du noch nicht, daß man einen Brief nicht aufbrechen darf, selbst wenn er an die nächsten Freunde gehörte? Da, nimm ihn, und bring' ihn der Muhme, ich laß' ihr Glück wünschen, sag'"" — „Gut, das will ich ihr schon sagen. Und weißt du was, Mutter? Ich bin jetzt recht fleißig in der Schule, und wenn ich schreiben kann, dann schreib' ich selber an Franz, dann will ich ihm auch selber Glück wün-

schen, — o, ein schönes Glück! ganz wie im Himmel. Aber ich möchte bei ihm sein, will ich dazu schreiben. Was meinst du, kommen wir denn gar nicht mehr, unser Lebtag nicht, zum Vetter kommen? Warum hat denn der liebe Gott die Länder so entsetzlich weit auseinander gelegt? und Wälschland hinter alle andern, gar bis hinter's Meer?" — „„Damit die Kinder fleißig lesen und schreiben lernen, wegen der Briefe. Ja, siehst du, alles hat seine Ursache, und bilde dir nur nicht ein, wie witzig du bist. Acht' lieber auf den Brief, daß du ihn nicht verlierst, hörst du! Und die Hände verstecke — da — so — hinter's Tuch; hu, hu, hu! au, au! wie starr die armen Fingerchen sind. Ein garstig Ding, der Winter! Wenn nur mein Fuß heilen thät', daß ich selber möchte gehen können; — nu, horch, da kommt ein Schlitten herangeklingelt, siehe, vielleicht nimmt dich der mit; schau, Betty, vielleicht geräth's dir. O weh, das ist der schändliche Veit, der keiner Christenseele was zu Liebe thut, und immer [illegible]s ist. Fahr' du mit dem Teufel! Nun geh', geh', mußt dein eigenes Pferdchen sein. Es wird den armen Knöchelchen nichts geschenkt, schon vom frühesten. Auch gut! Gott behüte dich, mein Kind. Geh', Betty."" — „Gibst mir nichts zu essen mit?" — „„Ja, was denn? Willst ein Stuck Brot? Ein Paar Aepfel könntest du auch haben — aber sieh'! der knurrige Jäger hat mir 's Holz genommen — bei was braten? Und kalt fürcht' ich sie dir zu geben, daß sie so hineinsagst in der eisigen Luft."" — „Ei, gib nur; verschling' ich sie doch nicht ganz. Sie werden schon warm im Munde. So, ich danke dir. Gib mir auch ein Stücklein Brot — der Spatzen wegen. Denen streu' ich vor auf dem Wege davon, so hab' ich zugleich Begleiter. Ha! die geben es näher im Winter, sie hüpfen einem fast auf die Hand; im Sommer zerstäuben sie auf funfzig Schritte." — „„Gerade wie ihr. Aus

welchen Büschen und Hecken muß man euch nicht zusammenschellen zur Essenszeit, so lang noch ein Hälmchen grün ist, und ein Sonnenstrahl am Himmel? Zur Winterszeit kriecht ihr gern selber unter. Aber geh', Betty, daß die Muhme den Brief bekommt "" — „Behüt' dich Gott, Mutter!" — „„Auch dich, liebes Kind. Verweil' dich nicht: sei wacker, und mach', daß du vor Abend wieder da bist. Ade Betty."""

Die Kleine trat rüstig vor die Hausthür und dachte: Steht was von Fränzchen drinn und läßt er mich wieder so schön grüßen, wie das letztemal, so will ich schon laufen, daß ich es höre je eher je lieber. Mit diesem Antrieb in ihrem jungen Herzen marschirte sie zum Dorf hinaus, und stellte sich muthig dem Winter entgegen in der freien, unabsehbaren Landschaft. Sie schritt durch eine flache Augegend. Links Schnee, rechts Schnee, vor ihr Schnee, so weit das Auge reichte, und hinter ihr, auf den Häuser[illegible]fes, Schnee, der von den Giebeln, hochüberhängend, in die Fenster hineindunkelte. Darüber ein grauer, einförmiger Himmel, an dem die Raben krächzten; in der Ebene zerstreut einzelne Bäume, schwer mit Schnee beladen, aus dem nur nach einer Weltgegend hin das braune Gezweig und Gesprengel der Rinden, scharf abstechend gegen das Weiß, herausſah. Betty hielt sich streng an's Fahrgeleise der Straße durch dieses einsame Gefilde, und aß von ihren Aepfeln. Dabei war es ihr freilich mißlich, daß sie die schöne Wärme ihrer Hände verscherzen sollte, indeß mochte sie sich doch auch den lokkenden Genuß nicht versagen. Sie gerieth daher auf den Ausweg und wechselte mit den Händen, so daß sie eine immer in das Brusttuch barg, wenn sie kalt geworden, und die andere gebrauchte. Bald aber fror sie so sehr an beiden, daß sie die Kälte schmerzte, und gerne ließ sie den Rest ihres Gutes ungegessen in der Tasche. Ihr Glück

war's, daß ihr keine Sperlinge vorkamen, mit denen sie aus Barmherzigkeit die wohlthätigen Finger sicher sich ganz erfroren hätte: den Raben und Dohlen aber gab sie aus Grundsätzen nichts. Je verdrießlicher sie indeß die andringende Kälte empfand, deste eifriger schritt sie ihres Weges: die warme Stube ihrer Mahme und die Grüße von dem geliebten Vetter waren ihr dabei das vorleuchtende Ziel, — abgesehen von der augenblicklichen besseren Erwärmung, die ihr der rasche Gang selbst erzielen konnte. Hatte sie sich eine Strecke überlaufen, so ging sie eine andere wieder langsamer, und vertrieb sich die Zeit damit, daß sie dem Wallen ihres Athems zusah, den sie bald stärker bald schwächer hauchte, und mit dem sie spielte, wie Männer mit dem Rauche der Pfeife. Vergnügen und Kurzweil machte es ihr auch, den Strich des Schnees am Wege zu beobachten, und wie ihn der Wind so zierlich in mancherlei Streifen und Falten gezogen und geschwungen, und wie das alles so nett und haarscharf ausgearbeitet war, wie geschliffen. Diese einfachen Zerstreuungen wären vielleicht vollkommen hinreichend gewesen, dem leichten Kindersinne das Gefühl seiner einsamen unbehaglichen Lage zu benehmen, indeß änderte sich bald die Scene. Eine große dunkle Wolke verbreitete sich fern über den Horizont, und die Luft fing an mit taumelnden Flocken sich zu bevölkern. Da droben werden Martinsgänse gerupft, sagte Betty, und streckte ihr schalkisches Näschen gegen den Himmel und blinzelte gleichsam um die Wette versteckens mit dem Schnee, der auf ihre Augen einfiel. Rasch aber nahm dieses Spiel zum Ernst überhand, größer und dichter und immer geschwinder schossen die Flaumen im zügellosen Gewimmel durcheinander, die Luft verfinsterte sich, der Horizont ging auf wenige Schritte ringsum unter, — das Mädchen stand da, verschlungen vom krystallenen Regen auf der weiten, menschenleeren Straße. Da fing sie

an muthlos zu werden. Sie hatte ihr Ziel noch lange nicht erreicht, und mochte doch um keinen Preis den Besuch bei der Muhme und die Abgabe ihres Briefes aufgeben, dessen heißerwartete Nachrichten ihr selbst der süßeste Botenlohn waren. Sie that ihr Aeußerstes, um weiter zu kommen. Die ungeheuere Flockenlast schüttete sich hoch auf die Straße, bis an den Saum ihres Röckchens watete sie im Schnee, kam mit vielen Schritten wenig weiter und erschöpfte in unsäglicher Anstrengung ihre kleinen Kräfte. Oft stand sie hoffnungslos still, athmete tief und schwer auf, schüttelte die hohe Schneedecke von ihren Kleidern ab, sah sich rings in der Gegend um, lauschte, ob sie nicht Schlittengeklingel vernähme, und schien sich ganz aufgegeben in der ausgestorbenen Winterlandschaft. Dann ermunterte sie sich wieder, dachte an ihren Brief und an tausend schöne Dinge, die darin wären, und schritt mit erneutem Antriebe fürbaß. Um leichter fortzukommen gab sie die Erwärmung ihrer Hände auf, die sie seit dem Aepfelmahle vor der Brust gekreuzt unter dem Tuch getragen hatte, hängte ihre Tasche in das Band der Schürze, und bediente sich nun frei und ledig ihrer Arme zur Nachhilfe auf dem holperigen, glitschigen Gang. Aber jetzt fing sie auch immer empfindlicher zu frieren an, die Fingerspitzen erstarrten ihr bis zur Fühllosigkeit, — lange widerstand sie tapfer dem Schmerzensgefühle des Frostes, zuletzt ward die Kälte immer größer, ihr Muth immer kleiner, aussichtslos auf das Ende ihrer Leiden stand sie da, dichter Schnee stob ihr in's Gesicht — kein Schornstein, kein Fuhrwerk, so weit sie die Nebeldecke durchblicken konnte — arme, kleine Dulderin! und keine Thräne netzte ihr Auge.

So war sie in die Nähe des Lustlagers gekommen. Dieser Name haftete auf einer Stelle der Augegend, die zu ihren anziehendsten Partien gehörte. Alte, riesige Bäume — Rüstern, Ahorne, Erlen, Silberpappeln — standen

hier theils einzeln, theils gruppenweise in malerischen Formen umher und bildeten ein einsiedlerisches, ehrwürdig-dunkles Gehege, in dem ein eigenthümlich-melancholischer Zauber waltete. Im Schatten der Bäume, durch die ganze Tiefe des Hains zerstreut, lag ein Geniſt von zerfallenen Hütten umher — eine liederliche, bunt zusammengenagelte Bretterwelt, — die von ferne wie ein Dorf aussah, aber in ihrer inneren Hohlheit, in ihrem stummen leblosen Verhalten etwas Dämonisches hatte. In diesen abenteuerlichen Bezirk trat Betty jetzt ein, und überwunden von den Mühseligkeiten ihrer Wanderung wollte sie sich unter dem nächst besten Schutzdach eine durftige Ruhe gönnen. Es gefiel ihr wunderbar in diesen Räumen, schon das dunkle Gefühl, wenn nicht unter Menschen doch unter Menschenwerken zu sein, heimelte sie tröstlich an. Sie kauerte sich an einem windstillen Plätzchen zusammen, wohin das wilde Schneegestöber nicht einzudringen schien, und dachte sich von dem Ungemach des Wetters zu erholen. Aber alles war äußerlich und täuschend an diesem erlogenen Machwerk hölzerner Wände, und bald fühlte sie die scharfe eisgeschwängerte Zugluft durch alle Ritzen und Lücken ihrer Klause anstürmen und hörte, wie das leichte Sparrwerk ihr zu Haupten leise krachte unter der Last des gehäuften Schnees. Ja, freilich! für den plumpen, nordischen Gast waren diese püppischen Kartenhäuser auch nicht aufgeführt worden, — hier sollten nur Zephyre und Düfte und die Champagner-Schäume einer leichtgeflügelten Sommerfreude wohnen. Ach, wie ganz anders sah es hier vor wenig Mondeswechseln aus! Da erfüllte die fröhliche Pracht zweier Höfe diese Räume, da hielt die fürstliche Braut mit ihrem schwarzlockigen Prinzen aus Wälschland Beilager, da sah das herbeiſtrömende Landvolk zum letztenmale seine schöne Prinzessin, ehe sie für immer Abschied nahm von dem heimatlichen Boden. Ach, und in ihrem

Gefolge nahm sie Betty's Vetter mit, und dieser seinen fähigen Knaben, den kleinen Franz, das Wunder der Schuljugend, von dem es allgemein hieß, er sei zu was besserem, als zum Bauer geboren, und in Wälschland wäre schon sein Platz. Damals tanzte sie zum letztenmal mit dem theuren Vetter auf dem glattgeschorenen Rasen; an seiner Hand durchstaunte sie die Feerei des Lustlagers bei nächtlicher Illumination; — sie waren ganz Freude, ganz Trunkenheit, keines der Kinder fühlte den ersten Schmerz des Scheidens in dieser niegesehenen Pracht und Herrlichkeit. Hier stand der Tempel der Freundschaft, dort die Grotte der Liebe mit der papierenen Statuette des blinden Gottes, hier ging der Maskenzug, dort war Tanz und Ball, hier brannte das Feuerwerk, dort stand das italienische Theater — ach, der unvergeßliche Pulcinell! der drollige Harlekin! die charmant abgerichteten Aeffchen — die Genien und Nymphen in hundert Tempelchen, Pavillons, Grotten und Cabinetten! — Und jetzt! Welch ein wüster Aufenthalt dieses verwitterte Lustrevier! Hier ist eine Säule gestürzt, dort ein Dach eingesunken, hier ein bunter Farbenanstrich im Regen zerronnen, dort ein schiefgesenkter Triumphbogen mit verblichenen Flittern schmählich geputzt, und an dem verdorrten Kranze pickt eine Krähe! Und das alles vom hohen Schnee überschüttet, und der scharfe Nordwind geht ein und aus, wo Damen und Herren sich die leichten Sommerkleider lüfteten — o Vergänglichkeit der menschlichen Freuden! Wie Gebäude von Tragant-Zucker ist dieses zusammengeleimte Elysium auseinander gegangen, wie Zugvögel sind sie davongeflogen in's ewige warme Sommerland, die glänzenden Götter, die darin fabelhaft gewirthschaftet; — und auf den Ruinen ihrer Freudenwelt sitzt das zurückgebliebene Nordlandskind, gemartert an jeder Nerve von bitterlichem Froste, weinend und brütend in hinsterbenden Phantasieen!

Da lief ein Eichhörnchen über den Weg — ach, nein ein Aeffchen war's — aber woher ein Aeffchen? — es war doch wohl ein Eichhörnchen! — pfeilschnell schoß es vorüber — siehe, da kommt es zurück — in weitgeschwungenem Bogen umkreist es die Hütte — beim Himmel — es ist ein Aeffchen. Das niedlichste, das je seine Capriolen hüpfte — es flüchtet auf die Hütte zu — es birgt sich dem Mädchen unter die Schürze — wahrhaftig, ein Aeffchen! Wunder über Wunder! Ei du liebes, liebliches, zierliches Püppchen, wer jagt dich, wer verfolgt dich, wer thut dir was zu Leide? Betty blickte auf, und sieht in demselben Augenblicke von einer benachbarten Hütte die Thüre hastig aufgehen — ein kleines Dämchen stürzt heraus, köstlich geputzt, wie die Puppe eines reichen Kindes, trägt Schuhe von Atlas und ein weißes, kurzes Florkleidchen, als käm' es eben vom Ballete. — „Gib mir meinen Pippi," sagte die schöne Zofe, „er ist mir entsprungen, der unartige Bursche. Will den Tact nicht halten, will seinen Pas nicht lernen — wart', du sollst mir!" — Betty blickt staunend das fremde Kind an — das hat ein Köpfchen wie ein blühender Engel; ein Paar volle, gewölbte Wangen, gleich den feinsten Sammt-Pfirsichen, drängen sich strotzend aus den liebreizenden Mundwinkeln vor, die Nase geht fast in gerader Linie von der glänzenden Stirn herab, und zwei braune, feurige [illegible] sehen so edel und herrisch drein, als ob sie eine [illegible] wäre. Noch weiß sie nicht, soll sie der anmuthigen Gebieterin gehorchen, und treulos ihren Sch[illegible] ihr ausliefern, oder soll sie ihn behalten, oder auf Bedingungen zurückgeben und capituliren. Das Mädchen sieht ihre Unentschlossenheit und verlegt sich auf's Schmeicheln. — „Liebe Betty," sagt sie, „ich bitte dich recht schön, gib mir meinen Pipi wieder. Die Hauptprobe ist aufgehalten seinetwegen — heute Abend soll schon das

Ballet sein. Er ist unser bester Tänzer, aber launig — schrecklich launig, sag' ich dir. Komm, laß ihn los — wenn du ihn zurückgibst, will ich dich dafür in unsere Säle mitnehmen, und dir tausend schöne Sachen zeigen. O, wir sind noch gar nicht so tief herabgekommen als du denkst. Dort unter den Erlen und weiter hinaus stehen noch einige Lusthäuser, da drinnen gibt es Freuden und Spiele genug; — kein Mensch sieht es den geheimnißvollen Brettern von außen an. Auch gute Gesellschaft findest du dort im Ueberfluß, unsere Paläste wimmeln von den ausgesuchtesten Herrschaften und sind keineswegs so einsam und entvölkert, als blöde Leute wähnen. Komm, komm, Betty, sollst dich freuen; aber den kleinen Pipi gib mir wieder. Er ungezogener Mosje, wird er wohl artig sein? oder soll man ihn mit der Seidenschnur binden? hört er?" — So scheltend und schmollend hüpfte das leichte Wesen in seinem Sommerkleidchen durch den Schnee dahin, führte an einer Hand ihre neue Gastin und trug im andern Arm den vierfüßigen Ballettänzer. Sie ging quer über ein Stückchen Wiese zu einer hölzernen Salonhütte, deren Thür und Jalousien unheimlich verschlossen waren. — „Aufgemacht, Herrschaften sind da," rief sie von außen; sogleich öffneten sich die Flügelthüren und ein reich galonnirter Marschall, ein altes ceremoniel[illegible], complimentirte die Eintretenden mit tausend Verbeugungen. — „Bitte gehorsamst um Entschuldigung," fragte er mit Devotion, „ist das fremde Fräulein hoffähig [illegible] Costüme?" — „Ach ja," bemerkte das Dämchen. „Komm, Betty, in mein Toilette-Zimmer, ich will dich putzen, wie eine Prinzessin." — Sie drückte an einer Klinke, und ein niedliches Gemach, ganz mit Rosa-Seide ausgeschlagen, empfing die beiden Mädchen. In einem Augenblicke hatte Betty ihre dörfliche Tracht abgelegt, ihre Gönnerin strömte ein Parfüm aus hundert wohlrie-

chenden Fläschchen auf sie, frisirte sie, zog ihr von den feinsten Geweben und sanftesten Farben ganz neue Kleider an, die einen Zuschnitt hatten wie Göttergewänder. Dann schlug sie den Vorhang von einem großen Wandspiegel zurück, gaukelte einen graziösen Knix und sagte: „Hab' ich's recht gemacht?" — Betty war außer sich. Ein überraschtes Ach! entfloh ihrem Munde, sie erschrack, wie vor einem Engel, als sie sich ansah, das Blut stieg ihr in's Gesicht vor glühender Freude, sie hätte vor sich selbst niederknien mögen, so himmlisch war sie. — „Nun verlaß ich dich," sagte ihre Freundin, ich muß zum Ballet. Wenn du mich rufen willst, nenne mich nur Mignon; aber ich hoffe, es soll dir an Zerstreuung nicht fehlen. Ich werde Leute rufen, die dich zu allen Lustbarkeiten führen. Adieu, mein schönes Schwesterchen!" — Ein Knix, ein Kuß — und fort war sie. An ihrer Stelle aber erschien ein Schwarm von Zofen und Pagen im Boudoir; lauter kleines, kindliches Volk, das umringte sie mit tausend lustigem Muthwillen, ohne indes die Grenze der Delicatesse im mindesten zu überschreiten. — „Wird es uns nicht hier zu enge?" sagte tonangebend ein munterer Lockenkopf, „ich denke wir gehen hinüber in die Säle und ordnen ein Spiel oder einen Tanz. Was meint ihr so?", — „Einen Tanz, einen Tanz," jubelte das lebendige Blut und stürmte hinaus. Der Lockige hüpfte Hand in Hand mit Betty aus dem Zimmer. Man ging über einen prachtvollen Corridor nach einem überaus herrlichen Tanzsaale. Sein Boden war mit köstlichen Parketten eingelegt, an den Wänden prangten hohe Krystall-Spiegel in reichvergoldeten Rahmen, goldstarrende Girandolen streckten dazwischen ihre lichttragenden Arme vor, vom Platfond, der mit der kunstvollsten Stuccatur bedeckt war, hingen goldene Luster herab, und rings herum standen glänzend neue, flaumige Fauteuils, in denen sich's ruhte, wie

Engel auf schwebenden Wolken. Ein unsichtbares Orchester ließ bezaubernde Musik hören, — man ordnete sich zum Tanze. Es ward Damenwahl verabredet. Betty wählte den Lockigen. Gleichzeitig schien dies ein anderes Mädchen thun zu wollen — da sah sie mit einem Blick nach ihr, — und siehe! plötzlich verdunkelten sich alle Spiegel des Saals, wie von einem dichten Nebel getrübt. Das fremde Fräulein trat indeß augenblicklich zurück, als sie Betty's Wahl sah. Da sprang Betty auf sie zu, umarmte und küßte sie, und schenkte ihr alle Diamanten ihres Haarputzes. Die andere gab ihr ein Paar Ohrgehänge von Colibri-Vögelchen dafür und sagte: „Ich heiße Fiametta. Wir sind Freundinnen, liebste Betty." — In demselben Augenblicke wurden die Spiegel wieder glänzend und licht, — und man tanzte fröhlich untereinander, so lange die jungen Kräfte ausreichen wollten. In der Ruhestunde wurden die köstlichsten Erfrischungen credenzt, — himmlisches Naschwerk kam auf Betty's Zunge, davon kein menschlicher Gaumen eine Vorstellung hat. Dazwischen löseten man Charaden und Räthsel auf, spielte Pfänderspiele, blinde Kuh, stirbt der Fuchs, und was sonst von den muntern Geistern der Gesellschaft vorgeschlagen wurde. Ueberaus wohlthuend war es für Betty zu bemerken, welch ein eigenthümlicher Ton dabei herrschte. Wenn sonst die Kinder im Dorfe spielten, so verging kein Augenblick, daß nicht Zwist und Unfriede unter ihnen ausbrach, das eine neckte und das andere weinte. Diese kleine Gesellschaft betrug sich viel besser. Ihre Gespielen begegneten sowohl ihr, als sich selbst untereinander mit einer Höflichkeit, mit einer natürlichen Achtung und Schonung, mit einer Feinheit und Delicatesse, die das freundlichste Schauspiel gewährte. Kein Streit entstand, der nicht sogleich durch das Nachgeben eines wie aller geschlichtet wurde, kein Wunsch wurde ausge-

sprochen, den die andern nicht sogleich zu erfüllen eilten, man wetteiferte, sich gegenseitig an Aufmerksamkeiten, an Opfern und Liebesbezeigungen zu übertreffen, jeder einzelne war der galante Diener der übrigen, jedes lebte und handelte nur für das andere, keines für sich. Und das alles geschah ganz ohne äußeren Zwang; man sah den artigen Leutchen die innere Liebe und Freude dabei an den hurtigen Bewegungen, an den fröhlich glänzenden Augen und offenen Gesichtern an; Betty glaubte in einer Versammlung von Engeln zu sein. Und doch war sie selbst so gefällig, so zartsinnig und edel, wie die andern alle. Sie wußte unwiderstehlich die feinsten Höflichkeiten zu sagen und zu thun, ohne daß sie ihre neue Grazie merkte, oder sich besonders darüber verwunderte. Nur fühlte sie eine sanfte, glückliche Wärme, eine unbeschreibliche Freude und Zufriedenheit in sich, — es war ihr, als ob ihre Seele juwelenrein in einem leichten, gelinden Bade einhertauche.

Noch waren die Kinder im Spiele begriffen, da hörte man auf einmal Trompeten, Clarinetten, Zinken und Zimbeln draußen im Freien; alles gerieth in Aufruhr und eilte an die Fenster. Aber in demselben Augenblicke that sich die Thüre auf und ein lustiger Harlekin, mit Schellenkappe und Pritsche ausgestattet, das Gesicht lächerlich bemalt, und über und über mit Figuren von Krystall-Zucker behangen, wie ein Christbaum, schwang sich in grotesken Sprüngen zum Saal herein. — „Meine Herrschaften und Herrschaftinnen!“ sagte er mit tausend komischen Grimassen, „beliebt es den Maskenzug anzusehen? Sie dürfen nur Ja sagen, und er verschwindet, sie dürfen nur Nein sagen, und er ist da.“ — Die Kinder aber, wie mit einem Sinne, fielen über ihn her, und hängten sich an seine Zuckerfiguren wie ein Bienenschwarm. Es währte keine Minute, so war der ganze Harlekin

vernascht, und die muthwillige Jugend lachte und ergötzte sich daran unmäßig. Da kam der Maskenzug zum Saal herein. Ein Gewimmel aller Völker und Nationen, aller Stände und Trachten erfüllte im Nu den ganzen Raum; es war ein Wogen und Drängen, ein Glänzen und Prunken, eine abenteuerliche Buntheit und Phantasterei, wie auf der reichsten Redoute. Diese allgemeine Zerstreuung benützte der Lockenkopf, führte Betty in eine Nische und flüsterte ihr in's Ohr: „Liebste, geben wir uns später kein Rendezvous nach dem Ballet?" — Betty nahm ein Bonbondütchen aus der Brust, das ihr zuvor selbst ein kleiner Cavalier zugesteckt hatte, mit der Devise: „Ein Band der Freundschaft fesselt uns beide." Darunter standen die Noten von Mozart. Das gab sie dem Lockigen, der stahl ihr schnell dafür ein Küßchen und verlor sich im Gewimmel. Nun durchmusterte sie mit den andern Kindern die Pracht und Herrlichkeit des Maskenzuges, der sich wie eine Mysterkarte auseinanderfaltete. Sie schwamm in einem Meere von Augenweide. Hier bewunderte sie einen schottischen Hochlands-Clan, der stolz vorüberschritt in seinem malerischen Plaid, dort begegnete ihr mit sanftem Wandel eine anmuthige Circassierin, gehüllt in Schleier und Shawls von unschätzbarem Gewebe und von der blitzenden Agraffe auf dem Turban bis zum gestickten Pantoffel bedeckt mit Perlen und Diamanten ohne Zahl, hier lachte sie über einen watschelnden Mandarin in seinen weiten figurenreichen Gewändern, die auf jedem Schritte klingelten von unzähligen Schellen und Glöcklein, mit denen sie behangen, dort erschrak sie über einen kriegerischen Tartor-Chan, der rasselnd mit Köcher und Bogen sich zum Credenztische drängte, um ein Gläschen Kirschwasser zu schlürfen. Türken, Mameluken, Haiduken, Chinesen, Araber, Mohren, Schweizer-Bauern, Amazonen, Bajaderen, Göttinnen, alles wogte wie aus einem

unerschöpflichen Meereswirbel brodelnd im Kreise um sie herum, und berauschte die Augen mit einem ewigen Zauber. Auf einmal entstand in der Tiefe des Saales eine ungewöhnliche Bewegung. Die Menge rauschte auseinander, es öffnete sich eine Gasse durch die Mitte, und alles blickte mit gespannter Erwartung nach dem Eingange. Da kam eine pomphafte Gruppe von Menschen mit hochbraunen Gesichtern hereinstolzirt, die waren überladen mit Goldblechen, mit Perlen, mit Edelsteinen und mit dem ausschweifendsten buntesten Putz aller Art. In ihrer Mitte ragte ein majestätisches Weib, das war einfacher als alle gekleidet, aber um so wunderbarer. Sie trug einen Habit aus einem einzigen Spiegel. Ich weiß nicht, ob es von Spießglas war, — aber wie sie durch die Menge schritt, so sah sich alles in ihr, und die vielfach gebrochenen Falten verzerrten die Gesichter und Gestalten in undenklicher, fratzenhafter Mannigfaltigkeit. Das Aufsehen, die Verwunderung, das tolle Gelächter bei diesem neuen Schauspiele war ungeheuer im Saale. Vor ihr her ging ein habessinischer Ausrufer, der schrie: „Das ist die große Zigeuner-Königin aus Ägypten. In ihrem Kleide spiegelt sich der Erdkreis und das ganze Menschengeschlecht. Sie weiß alles, sie ist die größte Prophetin der Welt. Wer will sich wahrsagen lassen von unserer großen Königin?“ — „Der Gastin die Ehre,“ sagte die ganze Gesellschaft, „unsere Gastin soll sich zuerst wahrsagen lassen.“ — Betty verneigte sich dankend und trat vor. Die Königin sagte zum Habessinier: „Nimm aus dem Buche der Sterne ihr Blatt heraus, damit ich ihr's lese.“ — Da wurde die Hand des Habessiniers lang und immer länger: er griff durch den Plafond des Saales hinauf bis an den Himmel, und langte ein Blatt herab. Wunder über Wunder! wie das Betty in's Auge faßte, so war es der Brief aus Italien, den sie zu überbringen hatte. Die Königin aber las: „Im

Meer liegt ein Juwel, ein selig Halb-Eiland, dort rollt Apollo dir den Schooß voll Goldäpfel; und zieh'n wird dich nach Süden ein Herz-Magnetstein, wenn erst der Nord verläßt dein todtes Eisleibchen." Als sie das gesagt hatte, gab sie das Blatt dem Habeſſinier und entfernte sich den Saal entlang. Betty aber lief ihr nach und flehte ängstlich um ihren Brief. — „Närrchen, du hast ihn ja," sagte der Halbmohr, „sieh nach bei dir." — Da griff Betty in ihre Brust, und fand den versiegelten Brief. Verwundert sah sie den Habeſſinier an, der aber nahm sie lächelnd unterm Kinn und sagte: „Hast du nie etwas von Taschenspielerkünsten gehört?"

In diesem Augenblicke ertönte, wie aus einer fremden Welt, eine rauhe Stimme: „Nur fortfahren mit dem Frottiren, — immer fort!" Betty sah sich scheu um, und fragte wer hier gesprochen. Niemand wußte es.

Dagegen geschahen auf einmahl drei helle, lustige Trompetenstöße, daß die Fenster erklangen. — „Das Ballet, das Ballet," ertönte es aus Einem Munde, „das Signal zum Ballet!" — Vier Statisten sprangen herein, die setzten verborgene Federn in Bewegung: da rasselte und rollte es, die Wände des Saales gingen auseinander, der Boden verschob sich, der Platfond trat zurück, das ganze Haus gerieth in Umschwung, und siehe, schneller als ein Menschengedanke, saß man plötzlich im Theater. Welch ein Zauber der Beleuchtung! Oben an der Decke schwebte ein großer Pfau mit ausgeschlagenem Rade — das war der Lüster! In seinem Leibe von bläulichem Krystallglase brannte die Lampe, die Augen seines Schweifes waren eben so viele Lichter unter Gläsern von allen Farben des Regenbogens, im äußeren Schauplatz an den Ballustraden umher hingen unzählige Papageien in goldnen Reifen, das waren gleichfalls Krystall-Lampen mit rothen, gelben, blauen, grünen, violetten Lichtern in allen

Schattirungen. Keine Zunge beſchreibt den feenhaften Anblick dieſer Illumination. Betty war im höchſten Himmel. Jetzt fing im Orcheſter eine überirdiſche Muſik zu ſpielen an, ein glockenhelles Piccolo ahmte die Lerche nach, eine ſchwärmeriſche Violine die Nachtigall, dazwiſchen athmete die weiche Flöte in wonnigen, langgehaltenen Zügen, bis zuletzt die heroiſche Trompete hell und kräftig in ſchmetternden Cadenzen die Ouvertüre ſchloß. Darauf begann das Ballet. Ei, wie unvergleichlich tanzte Monſieur Pipi ſeinen Veſtris-Furioſo! Er mußte nach Art aller Genie's in der letzten Stunde ſeine Studien gekrönt haben. Wer ſah es dieſem Künſtler an, daß ihn die Probe verdroſſen, daß er der Lection entſprungen? Welche Blumen regnete es auf ihn, welche Kränze. Wie viel mußte er wiederholen! Wie zahllos wurde er gerufen mit ſeiner anmuthigen Meiſterin, der kleinen Mignon! Betty applaudirte bis ſie die Händchen ſchmerzten und alle Kräfte verließen. Ein aufmerkſamer Lakei trat in ihre Loge und präſentirte ihr zur angenehmen Erfriſchung ein Gläschen Aniſette und eine Taſſe voll Windbäckerei. Im Zwiſchenacte trat ſie auf den Balcon hinaus, die klare Nachtluft zu genießen. Sie ſah weit und breit in der Au herum; da lag das ſilberne Schneefeld vor ihr ausgeſpannt — eine glänzend-leere, einſilbige Fläche, — eine Ewigkeit des wechſelloſen Lichtes. Bei dieſem Anblicke hatte ſie einen artigen Einfall, aber kaum dachte ſie ihn, da zog ein Geräuſch von außen ihre Aufmerkſamkeit auf ſich. Von einer benachbarten Aubütte that ſich die Thüre auf, ein überaus herrlicher Cavalier trat heraus und ihm auf dem Fuße folgte ein bärtiger Hebräer, der ihn am Mantel zerrte und in einem fort ſchrie: „Ach heeren Sie! heeren Sie doch! Geb' ich Ihnen 2000 fl., geb' ich Ihnen 3000, 4000, 5000 fl., machen Sie mir fertig den Portrait für der Königin von Spanien. Heeren Sie,

Herr Maler! Mei, so heeren sie doch!" — „Fort Jude!" herrschte der Cavalier mit einer edlen, klangvollen Stimme. „Ich muß die Wünsche meiner Herzensdame erfüllen, das geht vor allem Golderwerb." Und die Treppe hinauf zum Balcon flog er, küßte mit einer Kniebeugung Betty die Hand und sprach: „Angebetete Donna! Du wünschtest soeben den leeren, weißen Grund dieser Schneefläche belebt; mein Herz, das mit deinem fühlt, offenbarte mir diesen Gedanken. Erlaubst du, daß ich dir eine Probe meiner Malerkunst ablege?" — „Ich würde mich sehr glücklich schätzen, Signor, Eure Bilder zu bewundern," antwortete Betty; „aber Ihr werdet sie doch nicht im Schnee hier aufrollen?" Der Cavalier lächelte fein und sagte: „Nicht so, theure Donna, meine Kunst ist eigener Art. Beliebt es?" Er bot ihr den Arm, Betty nahm ihn und siehe! — da schlug der Maler plötzlich seinen Mantel auseinander und flog mit ihr hinaus. Freischwebend hielt er sie hoch über den Boden der Erde in den Lüften und sagte: „Nun bitt' ich Acht zu geben, Gebieterin." Sofort begann er, indem er sie mit einem Arm dicht unter'm Herzen umschlungen hielt, mit der andern Hand, wie ein Säemann sein Korn, einen feinen Farbenstaub auf den reinlichen Schnee herabzustreuen. Da entstanden grüne Wälder unter seinen Fingern, weiche Blumenrasen, sanfte Bergesabhänge, silberne Ströme, die sich in ein großes Meer ergossen, bläuliche Gebirge [illegible], Seen, Felsen, Büsche und Gärten; dann malte er Burgen und Schlösser auf die Höhen, Städte mit prächtigen Paläſten in die Ebenen, lustig bewimpelte Schiffe auf den Strom und an's Meer einen Hafen, der von den Flotten aller Nationen besucht war. Darüber malte er mit dem zartesten Carmin ein schönes Morgenroth, weiterhin einen violetten Luftflor und endlich den hohen blauen Himmel, an dem er feurige Wölkchen an-

gebracht. Betty sah dem Künstler in sprachloser Freude und Verwunderung in's Gesicht; der blickte sie liebevoll lächelnd an und trug sie immer schwebend hin und her in den Lüften, indem er seine ungeheuren Conturen auf die Schneelandschaft herabstreute. Endlich war das Gemälde vollendet und aus der hohen Vogelperspective in seiner Pracht und meilenweiten Größe übersehbar. Betty war wie trunken von dem neuen Anblicke und pries den Maler als einen Gott. „Ach das ist wenig," antwortete dieser, „aber bald wird die Farbe besser einschlagen, dann mag sich's hübsch ausnehmen." „Was heißt das," fragte Betty, „die Farbe einschlagen?" — „Sieh gegen Osten, Herrin," antwortete der Jüngling, „dort beginnt es bereits." — Betty wandte ihre Blicke, und — sah ein Schauspiel, das nie ein Menschenauge gesehen. Die Farbe des Gemäldes senkte sich sanft durch die Grundirung des Schnee's und berührte die Erdfläche. Wie das geschah, da fingen die gemalten Figuren an, sich vom Boden aufzuheben und die ganze Landschaft wurde wirklich. Die alte Umgegend verschwand, ein fremdes Gefilde von unbeschreiblicher Pracht und Herrlichkeit trat an ihre Stelle. Berge lagen da, von denen krystallene Quellen sprangen, Lorbeerwälder rauschten um alte Göttertempel, Myrtengebüsche umkränzten einsame Hirtenthäler, unabsehbare goldene Kornfelder, Pappelhaine von Rebenguirlanden durchschlungen, Gärten voll Feigen, Pomeranzen, Citronen, Mandeln, Oliven, Melonen, Apfelsinen, Wiesen von weidenden Herden bedeckt, Flüsse voll gaukelnder Gondeln und fröhlicher Schiffergesänge, Landhäuser, Hütten, Paläste, Kirchen und Klöster — ein Land von reizendstem Bilderwechsel zeigte sich Betty's entzückten Blicken. Sie sah ein fernes Meer von tausend Flaggen und Segeln erfüllt, sie sah eine langgedehnte Straße von Pferden, Wägen und Maulthieren wimmeln, sie sah in Städten mit flachen Dächern ein buntscheckiges Volk sich drängen

und auf geräumigen Marktplätzen Tombola spielen, sie sah im weichen Rasen fröhliche Menschenschwärme zur Tambourine tanzen oder zur Mandoline Chöre singen. Und über all' diese heitern Scenen spannte sich ein heller, durchsichtiger Himmel von reinstem Blau und strahlendstem Sonnenscheine, Lüfte wehten von balsamischen Wohlgerüchen gewürzt, und eine gelinde, schmelzende Wärme floß um ihre Glieder, daß es die Seele durch und durch erfreute. — „Wie heißt das Zauberland?" fragte Betty den Maler, außer sich vor Begeisterung. — „Das ist Italien!" sagte der Jüngling, „und dort steht meine Villa." — Bei diesen Worten senkte er sich mit ihr zur Erde nieder in einen prächtigen Garten herab, in dessen Mitte ein marmorenes Landhaus von edelster Bauform stand. Durch eine Reihe von Götterstatuen schritt er eine Treppe hinan, öffnete eine hohe Glasthüre und trat mit Betty in einen herrlichen Saal ein. „Hier wohne ich," sagte der Jüngling, „und willst du mit mir wohnen, Liebste?" — Da sah ihn Betty an, — und plötzlich fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. — „Franz!" rief sie mit frohester Empfindung, „du bist es!" — „Endlich erkennst du mich," sagte der Künstler, „und kanntest du den kleinen Lockenkopf nicht, dem du auf dem Balle den Bonbon gabst mit der Devise: Ein Bund der Freundschaft fesselt uns beide? Hier ist es." Er überreichte ihr das wohlbekannte Dütchen. — „Und nun, du mein süßestes Leben!" sprach der Jüngling, indem er sich vor ihr auf ein Knie niederließ und feurig ihre Rechte ergriff, „schenke mir auch diese Hand, wie du mir dein Herz schenktest! Reiche sie mir zum ewigen Bunde!" — „Ich bin ja noch zu klein," sagte Betty; „weißt du denn nicht, daß sich nur große Leute heiraten dürfen?" — „Mädchen," erwiederte Franz, „kennst du dich selbst nicht, und blieb dir so tief unbewußt die fortbildende Kraft deiner innersten Natur? Siehe dein Bild!" — Er schlug den Vorhang von

einem großen Wandspiegel zurück, und — wer beschreibt Betty's Ueberraschung? Da stand sie als blühende Jungfrau darin, angethan mit einem weißen Brautkleide, ein Myrtenkranz schlang sich durch ihre Locken und eine warme, wonnige Röthe glühte auf ihren Wangen. Freudig erschrokken bebte sie zurück, ein lautes Ach! der Verwunderung erscholl aus ihrem Munde, ein plötzlicher unwillkürlicher Laut des Entzückens. — —

„Horch, sie sprach jetzt," hörte sie plötzlich Stimmen um sich, „habt ihr's gehört, sie sprach deutlich ein Wort aus!" — „Wer ist hier versteckt? wer redet hier aus den Wänden?" fragte Betty mit Schauern und blickte sich nach ihrem Bräutigam um. Aber der war auf einmal verschwunden. In hastiger Angst eilte sie zum Saal hinaus und sah nach ihm in der Gegend umher — aber wo ist Italien? Gott im Himmel! wo ist Italien? Wehe! wehe! wer hat das gethan? Alles verwandelt und verändert — eine räucherige Bauernstube umschließt sie — vier enge russige Wände — dort hängt der Kessel über dem Feuer von prasselndem Schilfe, womit man in der Wendengegend heizt, hier steht der alte eichene Klapptisch und des Försters Witwe sitzt daran und betet bei einer Oellampe eifrig aus der Hauspostille; sie selbst liegt in einem Bette und die Muhme, der Magister und der Pastor strecken beim rothen Kienspanlicht ihre Gesichter nach ihr vor und sehen ihr in die Augen und belauschen ihren Athem. — „Hochgelobt sei der Herr der Heerscharen!" sprechen sie und schlagen dankend ihre Hände zusammen. Betty aber starret sie mit Grausen an und rollt scheu und irrend ihr Auge in der Stube umher. — Entsetzliche bodenlose Enttäuschung! Sie ist aus allen ihren Himmeln gefallen. — „Fort, fort," ruft sie und wehrt mit den Händen die Gestalten von sich ab, „fort mit euch! ich will euch nicht! was habt ihr gethan mit mir? wo bin ich? fort von hier! tragt mich hinaus, wo es so

schön ist, wo mir so himmlisch wohl war!" — „In's Lustlager," fragte die Muhme, „in den hohen Schnee hinaus, wo du erfroren bist? Mein Kind! besinne dich; du bist ja unter uns, du bist ja bei deiner Muhme." — Da bricht das arme Mädchen in ein wüthendes, schreiendes Weinen aus, eine Verzweiflung, wie sie nie ein menschliches Herz bestürmt hat, bemächtigt sich ihrer, grenzenlos ist der Schmerz ihres Erwachens. Die Muhme aber schließt sie in ihre Arme: — „Mein Kind, mein Kind, beruhige dich! höre, was wir dir Schönes zu erzählen haben! Merke auf und freue dich!" — „Wo ist Italien, wo ist Franz? Gebt mir Italien wieder! ich will zu Franz!" weint und jammert das Kind und wirft einen unendlichen Haß auf Alles, was sie umgibt. — „Ei woher weißt du? Das aber ist's ja, was Schönes in deinem Briefe steht. Denke dir, Betty, mein Mann in Italien hat in den Gärten der Prinzessin eine uralte Bildsäule gefunden, von der die Gelehrten in der ganzen Welt jetzt reden, und ist darüber zu großen Gnaden und Belohnungen gekommen am Hofe, daß er uns alle zu sich nehmen wird. Und mein Franz wird ein gewaltiger Maler, schreiben sie, die größten Meister haben Respect vor ihm und wetteifern mit einander, ihm Unterricht zu geben. Und er läßt dich viel tausendmal schön grüßen, und sagt, der kleine Schelm, du müßtest seine Frau werden, wenn wir nur erst in Italien sind, und künftigen Frühling packen wir auf und fahren alle mit einander dahin. — Gelt, Schneckchen, das freut dich?"

Betty aber sah und horchte, und ihre Züge verklärten sich wie die einer Seligen. O wie gerne überredete sie sich jetzt, daß sie wache. Ihr Traum war Wirklichkeit geworden. — Glückliches Kind!

Die Verſuchungen der Armen.

Novelle.

1852.

Die Verſuchungen der Armen.

I.

Ei, wie iſt es ſo wonnevoll, wenn Storch und Schwalbe wieder kommen, wenn die Tage länger, die Nächte kürzer werden, den Städtern eine wärmere Sonne in ihre finſteren Gaſſen hineinſcheint, und auf Weid' und Flur tauſend prophetiſche Frühlingsorakel dem Menſchen- und Thierleben in alle Adern und Nerven fahren! Die Kinder ſind nicht mehr zu halten! Das fliegt hinaus in alle Weiten, wirft Pelzchen und Mützchen weg und tummelt ſich in den Spießen und Ruthen der unbelaubten Auen, als wär's das ſchönſte Paradies. Vergebens ſchallt hinter dem Ofen hervor, der noch einmal des Tages geheizt wird, die Warnung des ſilberhaarigen Großvaters: „Kinder, verkältet Euch nicht; das iſt die ſchlimmſte Zeit. Nehmt Euch in Acht, es iſt noch nicht an dem.“ Sie müſſen's ſelbſt erfahren, bis ſie mit frierenden Händen und rothen Näschen wieder unterkriechen und das Haus ſchätzen lernen. Dann erzählt wohl der Eine, wie er ſchon die erſten Veilchen am Bache entdeckt, der Andere, wie er noch einen Schneeſtreifen in der Bergritze angetroffen, Winter und Frühling miſchen ihre Abenteuer in hundert Berührungen ineinander; Nachts

kommt wohl auch ein tüchtiger Reif noch über Höhen und Tiefen, aber bald in den ersten Frühstunden rieselt's von allen Dächern, aus allen Rinnen, und was sonst nur der höchsten Mittagssonne gelang, bringt jetzt schon der schiefe Morgenstrahl fertig. Alle Thüren und Lucken werden aufgemacht, gescheuert, gelüftet, am Fenster fangen die kleinen Gärtner ihre Sämereien an, entfernte Gespielen besuchen sich wieder, geputzte Städter kommen ausgekrochen, und dringen auf den rauhen, scholligen Wegen der ländlichen Natur an den Leib, so weit es gehen mag; kurz es ist eine Wonnezeit der Freude und Hoffnung für Alles, was den Odem des Lebens in sich spürt.

Nur in der Hütte des Kleinhäuslers Weichinger rief einer der schönsten Vorfrühlingstage ganz andere Empfindungen hervor, als sie den Menschen um diese Zeit das Herz erfreuen. Eine bange Spannung der Gemüther war über diese Stätte wie ein peinliches Netz gezogen; die goldene Sonne goß Fluthen von Licht und Wärme über das kleine Gehege — aber eben das war's ja. „Jetzt fängt das Streichen und Schwärmen der Lottergeister wieder an," sagte Mutter Helene zum Fenster, das sie putzte, in das Gärtchen hinaus, wo ihr Mann Bohnen- und Erbsenstangen zuspitzte; — „mancher Muthwill wird jetzt tollen, dem der Winter sein scharfes Gebiß angelegt hat." — Der Mann erwiederte nichts. „Gib Acht, wie lang dauert's, so lesen wir wieder einen Steckbrief im Avisblatt, das nimmt so seinen Anfang um selbige Zeit. Herrgott! mir fährt's immer wie ein Schwert durch's Herz, wenn es heißt — 18 Jahre alt, 6 Schuh, 2 Zoll, grautuchene Jacke — ich denke mir alsdann die Mutter, die ihren Sohn so abgeschildert fand, — o Jammer, Jammer! Solches müßt' ich erleben!" — Der Vater blieb stumm. — „Da heißt's dann mit Recht: Als Kleine treten sie Einem auf die Zehen, als Große auf's Herz."

Vater Blas gab keine Antwort. Das war der bekümmerten Mutter gar nicht nach ihrem Sinn. Sie hätte gerne herausgelockt, ob er es wußte, daß Stephan heute Nacht so spät nach Hause gekommen, und welche Rüge sie zu fürchten habe für den lieben Verirrten. Sie hätte gerne ein vernünftiges Gespräch über Lehre und Erziehung mit dem Hausvater angefangen, mit einem Worte, sie wollte über das Treiben des Sohnes ihr Herz erleichtern und womöglich sich Trost holen bei dem festeren Gemüthe des Gatten; denn gar bange war ihr zu Muthe. — „Die Ziegelstreicher geben auch wieder herum; es heißt, im Sandgrub hat sich der eiserne Veit gezeigt.“ — Mutter Helene horchte nach dieser Bemerkung hoch auf, denn jetzt glaubte sie etwas berührt zu haben, das die Gedanken des Vaters nothwendig in Verbindung mit ihrem Sohne bringen mußte; eine Antwort auf diese inhaltschwere Anspielung schien unausbleiblich. Sie sah gespannt nach ihrem Gatten, der saß in unveränderter Stellung da, langte seine Stöcke ab und zu, und schnitzte ihre Spitzen, indem er blos den Arm, der mit dem Schnappmesser bewaffnet war, fast im mechanischen Tempo vom Leibe abschnellte, ohne die bildende Hand irgendwie zu betheiligen; die gleichmäßige Erschütterung, welche sich dabei seinem Körper mittheilte, war die ganze Regung desselben, seine läßige, hängende Beugung nach vorne vermehrte noch das Ruhevolle dieser Lage, während die gemüthlichen Züge der kurzen Pfeife, auch Nasenwärmer genannt, das Bild der ungestörten Selbstbeschäftigung vollends fertig malten. Aber nein, er erhob jetzt den Oberleib, wendete das Haupt etwas gegen das Fenster und die Sprecherin zurück und sagte: „Mir däucht, die Sonn' gibt ihre Kraft stoßweise von sich, wie aus einer Spritz' oder Pump', jetzt hab' ich's klar beobacht't. Da steht mir ein nasser Fleck vor den Augen und wie ihn die Sonn' austrocknet, so glitzen die

Funken davon stärker, schwächer, stärker, schwächer, im richtigen Widerspiel, wie ein Pulsschlag. Das kann sich nur so verhalten, daß das Feuer in derselbigen Art Ruck für Ruck von der Sonn' ausschnellt. Meinst nicht, daß ich's errathen hab'?" — Diese physikalische Reflexion ihres Gatten war wenig geeignet, Frau Helenen zufriedenzustellen. Sie merkte im Gegentheile, daß für diesmal jeder Versuch aufzugeben sei, den Vater auf die gefährliche Bahn ihrer Gedanken zu leiten; denn selbst der Name der berüchtigten Ruhestörer hatte ihn nicht stutzen gemacht.

Die Ziegelstreicher, von denen hier die Rede war, bezeichneten eine Bande verdächtigen Gesindels, das in einem verfallenen Ziegelofen des benachbarten Dorfgebiets sein Wesen trieb. Der Ziegelofen war untergegangen im Laster- und Lotterleben seiner vormaligen Inhaber. Er war zur Zeit seines Betriebes mit einer Schankgerechtigkeit verbunden, und Herr und Knecht trieben darin eine Wirthschaft, die allen Christenmenschen in der Runde ein Gräuel war. Die Schlimmen aber fühlten sich angezogen davon, und der Ziegelofen wurde der Sammelplatz aller wüsten Rauser, Schlemmer, Spieler und Gauner, aller Müßiggänger und verdorbenen Bankerottirer der ganzen Gegend. Zechen, Fluchen, Würfelklappern, Kegelschieben, ausgelassene Musik zu gräulichen Liedern erfüllte Tag und Nacht diesen Thronsitz der Frechheit und des Frevels. Kein Mensch, dem sein Ruf lieb war, that je Einsprache im Ziegelofen, und in Dämmer und Dunkel vermied selbst der Muthige auf Umwegen den gefährlichen Platz, denn mancher Anfall auf Personen beiderlei Geschlechtes war hier vorgekommen und lebte warnend in Aller Gedanken. Dieser ruchlosen Wirthschaft wurde endlich von obrigkeitswegen ein Ende gemacht. Der Ziegelofen verfiel, aber das Uebel nicht mit ihm. Hin und wieder kehrte einer der ausgetriebenen Geister unvermerkt in sein altes Schlupfloch

zurück, es sammelte sich um den zersprengten Kern neuer Nachwuchs, und ob auch nach manchem Jahre keiner der angestammten Insassen vielleicht mehr übrig geblieben, so gewöhnte man sich doch daran, den sittlichen Auswurf und die Hefe der ganzen umherwohnenden Landbevölkerung für immer mit dem gebrandmarkten Namen der Ziegelstreicher zu bezeichnen. Was hatte aber dieses verabscheute Wort in der Hütte unseres rechtschaffenen Landmannes für einen bedeutungsvollen Klang, und wie diente es dem mütterlichen Gefühle für ein liebes, jugendliches Söhnchen zum vielsagenden Ausdruck?

Leider muß es gesagt werden: Stephan stand im schwersten Verdacht, mit den Ziegelstreichern Umgang zu pflegen. Im vorigen Jahre wollte man ihn mit dem eisernen Veit, dem Zuchthäusler und Erzspitzbuben, in vertrauter Gesellschaft gesehen haben. Noch mehr, denselben eisernen Veit hatte er bald darauf ohne Vorwissen seiner Eltern über Nacht bei sich beherbergt und zwar auf dem Heuboden, von wannen ihn Balthasar der Hufschmied bei grauendem Morgen auf einer Leiter herabsteigen und den Weg nach Niederlaa durch das Moor nehmen sah. So wenigstens behauptete der untrügliche Schmied steif und fest und das halbe Dorf mit ihm. Beide Umstände hatten allerdings — ihre volle Richtigkeit. Stephan hatte verwichenen Sommer acht Stunden vom Dorfe einen Gang nach Zwischennaar über'm See gemacht, er sollte beim Fährhause als Knecht eintreten, man hatte sich aber über die Bedingungen, die an Ort und Stelle treuloser lauteten, nicht einigen können und unverrichteter Sache trat er wieder den Heimweg an. Stephan war damals achtzehn Jahre, ein hübscher Bursche, wie Milch und Blut im Gesichte, schlank aufgeschossen, und über der ganzen wohlgebildeten Gestalt lag die natürliche Anmuth und Zartheit einer unschuldigen Jugend. Ging's nach dem Sinne der Frau,

so blieb der schmucke Knabe zu den besten Bedingungen zurück, aber der geizige Fährmann ließ sich nicht irre machen, feilschte so lange, bis Stephan dachte: das Glück kannst du auch zu Hause haben, und wieder den Rückweg antrat. Nach einem Gang von drei Stunden sprach er im Zeisterkrug an der Zeister ein, d. h. er forderte zu einem Stück Schwarzbrod ein Gläschen Wachholder, das er genügsam in einer Ecke genoß. Von den Anwesenden wurde im Kreisblatt eben ein Bericht aus Kalifornien gelesen und wie übel die letzte Auswanderung gefahren sei Die Leute stünden den ganzen geschlagenen Tag bis über die Knie im tiefen Wasser, mit dem Oberleib aber in der heftigsten Sonnenhitze, die wenigsten hielten diese Stravatzen aus; Fieber, Gram, getäuschte Hoffnung raffte sie scharenweise dahin. Aber selbst die Uebriggebliebenen hätten nicht Nutz und Lust ihres großen Gewinns: ein Ei kostet einen Thaler, ein paar Schuhe zehn Thaler, und so ging's fort die ganze Leiter durch; es hieße in Kalifornien: wie gewonnen so zerronnen. Die schlichten Landleute machten ihre lehrreichen Bemerkungen über das Gelesene, und das Zeitungsblatt ging von Hand zu Hand. Zuletzt wurde es einem Manne zugeschoben, der, im grünen Jagdrock mit schmucker Hahnenfeder auf dem kecken Spitzhut und einem schöngesteppten ledernen Gurt um den Leib, wie einer reichen Gemeinde wohlbestallter Flurschütz aussah, dazu trug er auch eine Flinte über der Achsel, hatte einen stolzen, schwarzen Bart im Gesicht und eine gesunde Luftfarbe — er konnte wohl für das gelten was er schien. Der schob das Blatt mit dem Arme seitwärts, wie Einer, der schon Alles weiß und die ärmliche Dorfbelehrung gar nicht braucht. „Warum gehen die Esel auch nach Kalifornien," warf er hin, „gibt Goldgruben genug in Europa." Man meinte: ei, so dicht wäre es doch nicht, wo läge denn das Gold bei uns? — In den Kisten und Truhen der Geldkratzer. Ja, so sei's

gemeint! Das wäre freilich ein Kalifornien für die Diebe, aber nicht für die ehrlichen Leute. — Alle Leute wären Diebe, theils privilegirte, theils verfolgte. — Das sei doch starker Tabak, wie er das Wort beweisen wollte? — Der Flurschütz sagte mit dem leichten phlegmatischen Lächeln, womit er das Ganze wie einen Scherz behandelte, den man aber nicht auf die Goldwage legen mochte: „ein Kaiser selbst hätt' es gesagt." Dabei zog er ein gedrucktes Anekdotenbüchlein aus der Brusttasche und las vom Kaiser Joseph, wie der Papst einmal in Wien der großen Menschenmenge seinen Segen ertheilt und verwundert über das viele Volk den Kaiser gefragt habe, wovon diese Leute doch alle lebten? Da habe Kaiser Joseph, der witzige Menschenkenner, geantwortet: Einer betrügt den Andern. Die Bauern lachten und der Spaß gefiel eben als Spaß. Aber Stephan dachte nach und fragte: „ob denn das betrügen heiße, wenn er seine Feldfrucht ehrlich verkaufe?" — Der Lustschütz antwortete: „aller Tausch und Verkehr drehe sich darum, vom Andern so viel als möglich zu bekommen, aber so wenig als möglich zu geben. Das heiße man gute Preise erzielen, jedoch in Wahrheit heißt's betrügen." Die Bauern achteten nicht weiter auf dieses Gerede, wie ihrem praktischen Sinn Worte überhaupt nicht viel wiegen, aber der unerfahrene Jüngling empfand einen großen Eindruck davon und holte noch manche Frage aus seinem scrupulösen Nachdenken hervor. Der Flurschütz nahm es leicht, antwortete bald wie im Scherze, bald gar nicht und ließ das Gespräch nach und nach ausgehen. Als aber jener das letzte Neiglein leerte, seine Pfennige hinlegte und mit einem schönen Gruß sich empfahl, da that's ihm der Mann im grünen Rocke bald nach, holte ihn mit einigen Schritten ein und sagte: „Hier in der Freiheit läßt sich schon eher ein Wort reden. Die da drinnen dürfen nicht anders gehen, als wie die Peitsche

knallt; Dir aber will ich reinen Wein einschenken, Du bist ein aufrichtiger Mann."

Nun gingen die Zwei selbander und Stephan bekam jetzt eine Lehre vom Eigenthum zu hören, daß ihm die innerste Seele brannte vor dem neuen Lichte. Wie das Kälblein den Zitzen der Mutter nachläuft, so lief sein Ohr dem Munde dieses großen Propheten nach und — es ist die Wahrheit, er brachte mit dem eisernen Veit, denn das war der Flurschütz, dieselbe Nacht in seinem Verstecke zu, da er doch mit Sonnenuntergang hätte zu Hause sein können. Aber ein Nachbar im Dorfe, der die Straße zog und den Grünen wohl kannte, verrieth die ganze Geschichte; da gab es großes Halloh in der Gemeinde, und Alt und Jung redete von nichts anderem, als daß der Weichinger-Stephan ein Ziegelstreicher geworden. Ja sogar der Pfarrer auf der Kanzel hielt nächsten Sonntag eine höchst ehrenrührige Predigt, worin er von verlorenen Söhnen und verirrten Schafen redete und mit großer Weisheit wie ein Weberschiffchen allerlei anzügliche Sprüchlein hin und wieder schießen ließ. Aller Augen kehrten sich dabei auf den alten Blas zurück, der als Kleinhäusler keinen eigenen Kirchensitz hatte, sondern mit den Armen des Dorfes rückwärts am Chorpfeiler lehnte. Aber Vater Blas verzog keine Miene; „abwarten" murmelte er mit seinem gemüthlichen Lächeln und nichts weiter. Stephan war übrigens durch die Seelsorge seines würdigen Oberhirten getroffen. Ziegelstreicher! scholl es ihm jetzt auf allen Wegen und Stegen nach, denn die Spottsucht hüllt sich gern in das Gewand des moralischen Abscheus, und nichts ergreift eine Anzahl von Menschen lieber, als die Gelegenheit, einen Sündenbock unter sich auszuscheiden; denn wohlfeil ist's, durch den bloßen Schimpf eines Andern seine eigene Tugend zu beurkunden. Ziegelstreicher! trat also jetzt an die Stelle von Stephan's ehrlichem Namen. Das dauerte so

lange, bis der gekränkte Junge einst den schielenden Hans fassen kriegte und ihn mit solcher Gewalt über seinen eigenen Gartenzaun warf, daß dem Spötter mit wenigen Ausnahmen alle Rippen im Leibe krachten. Seitdem gab's einige Ruhe und der Ekelname hallte nur von den bösesten Zungen nach. Da kam durch den Hufschmied Balthasar die Geschichte aus, daß der Weichinger-Stephan dem eisernen Veit, „seinem guten Freund", eine Nachtherberge gegeben, und nun ging's von Neuem los. Alles Leugnen half nichts. Der Schmied hatte die Person genau gekannt und gesehen, und ihm nach bestätigte es ein ganzer Schwarm, der ihn weder kannte noch sah. Stephan, wie gesagt, war auch diesmal in der Schuld. Aber doch machte die allgemeine Anklage wenig Eindruck auf ihn. Der Hang zu Klatsch und bösem Leumund ließ ihm die Guten verächtlich erscheinen, während er Manches kennen und fühlen gelernt hatte für die Entschuldigung der Schlimmen; so glich sich ihm der geheiligte Gegensatz zwischen diesen und jenen aus, er wurde gleichgiltig für die äußere Herrschaft der Begriffe, versank in sich selbst, ließ sich gehen und brütete in arbeitsloser Einsamkeit über seinen Fall, dessen dunkles Gefühl ihn zwar melancholischer stimmte, aber in dieser Stimmung selbst ihn immer tiefer herabzog, immer weichlicher in willenlose Dämmerungen einlullte.

II.

Was that nun Vater Blas dem bösen Leumund seines Sohnes gegenüber? Das war ein eigener Mann. Wenn er so mit dem Ausdruck seiner pfiffigen Gutmüthigkeit, der in den gezwickten, grauen Augen, in der scharf geschnittenen Nase, in dem spitzen Kinn und zugleich in den überaus weichen, einnehmenden Mundwinkeln saß, die mancherlei Reden der Nachbarn anhörte, seine kurze Pfeife dazu kaute

und wenig oder nichts erwiederte, so sagte man sich: Seine Einfalt sitzt nicht in seinem Geiste, aber vielleicht in seinem Herzen. Er sieht aus wie Einer, der einen besonders gescheiten Hintergedanken hat, und doch lief derselbe vielleicht auf den läßigen Grundsatz der nachsichtigen Gemüthlichkeit hinaus: Leben und leben lassen.

Die Leute hatten so Unrecht nicht und doch wieder Unrecht. Der Vater hielt es mit seinem Sohne so: Sein natürlicher Verstand sagte ihm, daß dem Laster nichts vortheilhafter sei, als der laute Verruf desselben. Dadurch reiße man jede Brücke mit der bürgerlichen Ehre ab und das gereizte Selbstgefühl des Menschen setze sich in seinem Trotze wie in einem Sattel fest. Damit ist der sittliche Tod eingetreten und alles Weitere umsonst. Was er deßhalb bei seinem Sohne um jeden Preis schonen wollte, das war die Scham. Kein vorlautes böses Wörtlein, beileibe! War der Jüngling unschuldig, so wollte er seine reine Seele nicht beleidigen; war er schuldig, so erhielt er dadurch allein die Keimkraft der Tugend noch lebendig, daß er ihm die Ehre der Tugendhaften erwies. Das war die Klugheit des Mannes. Aber ein Vorwurf seiner Gutmüthigkeit konnte es vielleicht doch sein, wie er so sorglos sich ihr überließ; denn gewagt war es immer. Er stellte sich ein- für allemal, als ob er nichts wüßte und nichts glaubte. Die Unwahrheiten seines Sohnes frug er ihm so einfaltig ab, nahm sie so harmlos auf, daß es dem Oberflächlichen schien, als ließe sich der Alte um den Finger wickeln vom Jungen; aber gerade in diesem Uebermaß von Treuherzigkeit lag ein so feiner, schalkischer Zug! Niemand fühlte dies schärfer als Stephan selbst und sein schuldiges Gewissen wurde doppelt getroffen, wenn er ahnen mußte, daß der Vater ihn durchschaute und doch zugleich mit unbegrenzter Milde ihn ausgehen ließ.

Mit der Mutter war es anders. Die bangte und

bebte ohne Fassung bei den Abwegen ihres Kindes, und hätte gern alle Geister des Himmels aufgeboten, mit Lehr und Zucht die irrende Seele zu bearbeiten. Wie erschrak sie daher als plötzlich im obern Dorfe ein Lärmen und Rennen auskam und einzelne Vorposten des Auflaufs die Gasse herab hinter ihrem Hause vorbeiliefen mit dem Ausrufe: „Sie haben ihn, sie haben ihn!“ Die Sinne vergingen ihr. Sie ließ ihr Fensterkreuz los und sank ohnmächtig auf den Stuhl zurück. Vater Blas hörte wohl den Fall drinnen im Stübchen, aber weniger die Ursache desselben hinten auf der Straße, von welcher er abgekehrt saß, und erst als er um die Ecke des Hauses herum mit behender Eile seiner Frau beisprang, merkte er, was im Dorfe vorging, denn der Auflauf kam näher und näher. Etwas entfärbt im Gesichte, aber mit fester Hand ergriff er eine Wasserkufe und begoß Stirn und Schläfe der ohnmächtigen Frau mit dem frischen Brunnen. Die aber sprang plötzlich auf und stürzte so wie sie war zum Hause hinaus auf die Straße, daß der Alte ihr kaum zu folgen vermochte. Im ganzen Dorf wimmelte es von Menschen. Selbst von den nächsten Feldern und Gärten kamen sie herbeigelaufen, denn wie ein Lauffeuer hatte Alles der plötzliche Ruf allarmirt: „sie haben ihn! sie haben ihn!“ Droben am Ententeich war der stärkste Zusammendrang. Dahin flog Mutter Helene, gejagt von allen Geistern der bösen Ahnung. Aus allen Fenstern fuhren Köpfe, aus allen Häusern lief es heraus, die Hunde bellten, kleine Jungen jagten auf und ab und peitschten die Straße, triumphirend über den Sieg der irdischen Gerechtigkeit. Da theilte sich der Haufe auseinander: Jobst, der Büttel, bahnte seiner breiten Person Platz, und indem er den Rohrstock wie ein Regimentskapellmeister hoch über die Köpfe der Menge schwang, rief er mit überlauter Stimme der Gemeinde die Notiz zu: „'s ist nicht der eiserne Veit, 's ist nur ein Spießgesell.“

Ein Spießgesell! Das Wort fuhr der Mutter wie ein siebenschneidiges Schwert in's Herz, sie rannte blindlings vorwärts, gleichsam als könne sie das geliebte Haupt jetzt noch dem offenkundigen Verbrechen entreißen. Aber in demselben Augenblicke wurde auch der Mittelpunkt des Menschenknauels sichtbar, um den sich die ganze Scene bewegte. Der breitschulterige Büttel Jobst war eigentlich der Vorhang des Ganzen. So wie er, umwogt von dem brausenden Hurrah der Dorfjugend, vorbeigeschritten, sah man ihm auf dem Fuße die traurige Gruppe folgen: zwei Frohnknechte waren es, welche einen dritten Menschen mit gebundenen Händen in ihrer Mitte führten. Um Helene's Augen wurde es schwarz, sie wagte nicht hin zu sehen, aber Vater Blas drückte sich mit ihr vor dem dichten Gedränge seitwärts an die Häuser, und sagte mit einer Stimme, die gleichgiltig klang oder klingen sollte: 's ist ein wildfremder Mensch. Dabei that er einen leichten Athemzug. Frau Helene raffte sich wieder auf an seinem Arme. Jetzt war der Zug vor das Haus des Richters gekommen, der Verbrecher wurde eingebracht, die Thüren geschlossen. Bald darauf kam Jobst, der Büttel, wieder heraus; er ging die beiden geschworenen Beisitzer, den Kalcher und den Obendorfer, zum Verhöre zu bitten. Der wichtige Mann sah sich auf diesem Amtsgang von allen Seiten umdrängt, befragt — hier ein Wink, dort eine kurze Antwort, hier eine Minute Stillstand, je nachdem die Würde des Publikums war, das ihn mit seinen Anforderungen bestürmte. So arbeitete sich Herr Jobst durch die aufgeregten Massen, welche allenthalben in dichten Gruppen die Straße sperrten und das große Ereigniß des Gemeindewesens eifrig debattirten. Weichinger fand weiter kein Interesse mehr an dem Vorfall und kehrte mit seiner Frau in seine Hütte zurück. „Heute mir, morgen dir," hörte er plötzlich neben sich eine Stimme. Er ließ

den Arm des Weibes los, wandte sich mit blitzendem Auge nach der Seite hin, aber hohnlachend verschwand der schielende Hans in's Innere seines Gehöftes. „Der braucht noch einmal eine Lehre," murmelte der beleidigte Ehrenmann und ging weiter.

Zu Hause wendete jedes der beiden Gatten das Ereigniß in seinem Sinne an. Die Mutter meinte zuerst, das wäre ein Beispiel, und sprach von der hohen Verantwortlichkeit rechtschaffener Eltern, die es mit ihrem Kinde so weit kommen ließen. Der Vater wies ihr an demselben Beispiel ihre Ungerechtigkeit gegen den Sohn, ihren Irrthum, ihre grundlose Bangigkeit nach. Doch schien sich das Uebergewicht zuletzt für die Mutter zu entscheiden, denn als es Mittag wurde und man zum einfachen Male schritt, blieb Stephan aus. — „Du weißt doch, daß er in Niederlaa drüben bei Wuppermann zur Aushilfe ist." — „Ja, aber warum kommt er nicht zum Essen?" — „Wo der Mensch arbeitet, dort ißt er auch. Das wär' eine neue Ordnung." — Jetzt gestand die Mutter wie spät heute Nacht Stephan nach Hause gekommen und wie sie ihn am Morgen unter heißen Thränen nach Niederlaa entlassen habe, mit dem heiligen Versprechen, daß er zu Mittag herüberkommen würde. — „Warum hast du doch das gethan?" — „Lieber Blasius, du hast keine Vorstellung, wie's mich drückt, wenn ich den Buben aus den Augen habe." — „Kindisch' Weib, willst du ihn ewig im Nestlein behalten? — Nicht ewig, Vater, aber so lang sich's gut machen läßt. Und für dießmal ließ sich's machen. Was soll er in Niederlaa? Kannst du ihn nicht zu Hause brauchen, wenn die Gemeinde die Kunstwies' machen läßt und dir die Arbeit aufträgt? Vollauf habt ihr zu thun. Hast du den Hansen gehört? Soll das Gered' wieder anheben? Ich hoffe, es ist eingeschlafen den Winter über, wenn er je böse Cumpanei gehabt he und heute Nacht

— ach, Gott! — warum soll ich gar so viel Herzeleid haben mit dem Kinde?" — „Mit deiner Phantasei hast du's, liebes Weib; laß mir den Jung', ich kenn' ihn."

In dieser Art ging das Gespräch fort und die Mutter wurde um so dringender, je ruhiger der Vater. Denn das eben wollte sie. So schienen sie, dem Reden nach, immer weiter auseinander zu gehen, während in Wahrheit ihre Seelen sich einigten. Aber schon kam der Mann auf ihr Haus zugeschritten, welcher dem Ganzen eine andere Wendung geben sollte. Es war Herr Präger, der Richter des Dorfes. Präger und Weichinger waren gute alte Freunde. Wenn Dorfnachbarn, die mit einander aufgewachsen sind, nicht immer ohne Spann und Hader in den späteren Interessen des Lebens unter sich bestehen können, so bewahrten diese beiden Männer durch all' ihre Tage sich die gleiche Brüderlichkeit. Dazu hatte wohl ihre jahrelange Kriegskameradschaft ein gutes Stück beigetragen. Nur waren sie mit sehr ungleichen Schicksalen aus jener Laufbahn ausgegangen. Weichinger wurde öfter verwundet, mehrmals gefangen, Präger machte ehrliche Beute, verbesserte in Friedenszeiten sein väterlich Erbgut, brachte es zu Wohlstand und wurde von der Gemeinde zu ihrem Richter erwählt, während Weichinger arm und klein blieb und in seiner Gutmüthigkeit sich selbst den rechten Augenblick entschlüpfen ließ für eine Unterstützung aus dem Invalidenfond. Diese Aeußerlichkeit der Glücksumstände veränderte aber nichts in der innerlichen Herzensmeinung der beiden Freunde und der Richter des Dorfes und der arme Kleinhäusler blieben sich fortwährend ein grundtreulicher Umgang. So sprach Herr Präger jetzt bei Weichinger ein. Nicht der Besuch also, wohl aber die ungewöhnliche Zeit am frühen Nachmittag konnte den beiden Gatten von eigener Bedeutung scheinen. Und in der That war die Stirne des Eintretenden nicht ganz klar. Die ahnungsvolle Mutter

bezog es sofort wieder auf ihren eigenen Kummer. Kaum wagte sie es daher, als sie dem Richter den alten Sergeanten-Mantel von der Schulter nehmen wollte, während Vater Blas ein Gläschen Wachholder vollschenkte und die Pfeife stopfte, das Tagsgespräch mit der Frage anzufangen: „Nun, was ist' denn das für ein Vogel, den Ihr heute gefangen habt?" — „Ach, lassen wir vor jetzo das Kriminal," sagte der Richter gedrückt, indem er zugleich auch den Dienst der Hausfrau abwehrte und den Mantel umbehielt. Das Gläschen aber schlurfte er aus, zündete auch die Pfeife an und meinte zu Weichinger, sie machten wohl mit einander einen Gang auf die Rhod, das Grundstück anzusehen wegen der anzulegenden Kunstwiese. Vater Blas zog seine Hausjoppe aus, den Tuchkittel an, nahm Hut und Stock und ging. Mutter Helene sah den Männern mit schwerem Herzen nach. Ob er ihren Mann nicht anderer Ursach' willen vom Hause wegführte in's Zwiegespräch? Ob er nichts Heimliches habe? Er sah darnach aus — und die auffallende Zeit seines Kommens. — Sie kannte nur Einen Gegenstand ihres ewig regen Gefühls und bezog Alles auf diesen. Ein Muttergefühl ist schwer zu betrügen — sie hatte Recht.

III.

Kaum war der Richter mit seinem Begleiter in der einsamen Freie vor'm Orte, so hub er an: „Weichinger, daß ich Dir's nur sage im Kurzen und Langen, es verhält sich so: Dein Bub' ist dabei. Der Hafner-Jörg hat verwichen im Verhör ausg-sagt, drei oder vier von der Bande wollten morgen Nachts in Niederlaa beim reichen Brand, Einbruch thun, denn der wär' die Woch' über in der Stadt im Geschäft und die Gelegenheit günstig. Nimm mir's nicht übel Weichinger, Du kennst mich, aber als ich ihn

inquirirte um die Namen derſelbigen Uebelthäter, gab er an: den Hahnwedel, den Aureiter, den ſchwarzen Geiger und — den Weichinger-Stephan; der ſollte morgen ſein Probſtück machen.“ — „Haſt Du das in's Protokoll geſetzt?“ fragte Weichinger. — „Ich hab mir's erlaubt, es zu laſſen,“ war die Antwort des Richters. „Ich fuhr den Spitzbuben an, daß er ehrliche Namen in's Geſchrei brächt' und wie er ſeine Sach' himmelhoch verſchlimmerte mit ſolchem Unfug. Da ſchwieg er verzagt und die Beiſitzer mit dem Schreiber — Du weißt, ſind verläßliche Leute und wollen Dir Gutes. Auf dem Papier haben wir's nicht, aber — der Richter hielt inne; — was machen wir mit dem Jung? Ich denke, wir gehen vor's Erſte hin nach Niederlaa und nehmen ihn rechtſchaffen in's Examen.“ — „Hingehen können wir,“ ſagte Vater Blas, „aber vom Examen bin ich kein Freund nicht.“ — „Weichinger!“ rief der Richter über alle Maßen verwundert aus, indem er mitten im Wege ſtehen blieb und den Stock in die Erde ſtieß; „iſt's möglich, daß Du Dich — Gott verzeih mir's! — entweder Du betrügſt Dich oder Andere. Was ſollen die Leut' denken von Dir, und wer kann m's Künftige noch Deine Partei halten, wenn Du Dich alſo weiſeſt in der Sach'? Wer wird's menſchenmöglich halten, daß dieſes Uebermaß noch Vatergüt' iſt?! Weichinger, du verſtehſt mich.“ — „Was ſollen wir mit dem Examen? Ich kenn' mein' Stamm beſſer; das iſt kein Keil nicht für den Knorren. Thät mir leid ſogar, wenn der Bub mit Worten zu beſſern wär', dann wär' er mit Worten auch zu verführen.“ — „Ei, haben ſie ihn denn nicht verführt? Die Wort' ſeiner böſen Geſellſchafter, mein' ich.“ — „Nein! ſie haben ihn nicht verführt die Wort'!“ — „Was denn ſonſt?“ — „Das will ich Dir gründlich ſagen, wie ich mir's denke, und dann urtheil', ob wir's mit Schwätzen richten. Denn kurz, der Jung' iſt verliebt.“

Der Richter setzte die Pfeife vom Mund ab. „Wie spielt das zusammen?“ fragte er. — „Es war verwichenes Frühjahr,“ erzählte Weichinger, „da schickt' ich ihn hinaus in den Gemeindewald Stäb' schneiden für unser Gärtl. Darauf fällt mir ein, wie ich den Knopf in meinem Schnupftuch find', daß ich den Kindern vom Weber drinn, wo wir den Flachs spinnen, versprochen hätt', ich wollt' ihnen einmal ein Rothkehlchen bringen. Sollt' just morgen Gespinnst liefern und war noch dazu des Otto sein Geburtstag, da wollt' ich's doch nicht aufschieben. Weil aber der Jung' schon fort war, es wäre wohl sonst Ein Gang gewesen, so nahm ich selber mein Zeug und such' mir ein Plätzl draußen zum Vogelherd. Wen find' ich, wie ich so in der Au an der Zeister umher späh? Mein' Stephan find' ich mit einer bildschönen Dirn' beisammen. Ei, denk' ich, was ist das, und wisch' mir ein' Spinn' vom Aug', das muß der Mensch klarer sehn. Es ist der Müh' werth. Wer nichts merkt, das sind die Zwei. Der Ort machte ein heimlich geschlossenes Eck, da standen sie in Haselstauden wie in einer Kapell' und waren im Diskurs vertieft bis über die Ohren. Ich stell' mich hinter die Buch', bleib mäuschenstill, und laß mir die Geduld nicht verdrießen, was hier Mathaus schreibt. Das war eine lange Epistel! Ich beobacht', es ist vielleicht nicht zum ersten Mal, daß sie sich sehn, aber doch noch am Anfang. Das Madl that noch ziemlich scheu und es hatte nichts Klein's auf sich, so oft er einen Kuß haben wollte. Mein Bursch' mußte sich meisterlich d'ran setzen. Die Zung' biß ich mir ab. Zuletzt war immer vom Gehen und Fortmüssen und von der Mutter die Red', und das allein dauerte noch eine halbe Stund'. Mein Jung' war ein Nimmersatt, aber auch die Dirn' wurde nachgiebiger, und endlich als es hieß, geschieden muß sein, nahm sie mir der Buben herzhaft beim Kopf und küßte ihn rechtschaffen. D'rauf jagte sie ihn fort,

nahm ihr Bündel Reisig, und eilte, was sie konnte." — „Wer war das Mädel?" — „Nicht aus dem Ort; horch nur zu und laß mich ausreden. Der Stephan lauft der Dirn' nach, denn sie hatte ein Tüchlein an der Stell' vergessen. Ich stell' mein Netz, fang mein Vögelein, und denk' der Sach' nach. Zu Hause hab' ich den Jungen noch nicht ausgefragt, ich denke, Du wart'st die Gelegenheit ab, wenn ihm selber einmal das Herz auf der Zung' sitzt, dann gibt ein Wort das andere, und Du erzielst sachte mehr als mit Nöthen. In der Weil komm' ich aber viel ehender zum Zweck. Ich trag Tags darauf mein' Flachs in die Stadt, nimm das Vöglein mit und mach' dem Büblein, dem Otto, eine helllachende Freud' damit. Kommt ein Mädel und bringt ihm auch einen Blumenstrauß zum Geburtstag. Ich sehe sie an — wer war's? Meines Stephan's Lieb! Darauf hab' ich mich aber verwundert, daß ich nicht längst schon mit ihr zusammengetroffen. Denn zumal erfuhr ich alle Umständ' vom Weberherrn. Sie war aus der Stadt und hatte mit ihrer Mutter die Wäsch' für das Haus. Es waren grundehrliche, aber arme Leut', der Vater schon lang todt, ich glaub' in den Kriegszeiten, und Mutter und Tochter brachten sich mit Waschen fort. An den Holztagen gingen sie heraus in den Wald das Kleinholz zu sammeln für die Heizung, denn so arm waren sie, daß sie den grausam weiten Weg und die saure Müh nicht ansehen durften, um der kleinen Ersparniß. Dabei hatte nun die Junge, die Suse, das klärte sich nun leicht auf, mit dem Stephan einmal die Bekanntschaft gemacht, und ich wußte jetzt, woran ich war. So war die Fügung des Zufalls am selbigen Tag. Und nun will ich Dir sagen, wie das zusammenspielt:

Es war gerad' scheint mir dazumal, als ich sie in der Au mit einander gefunden, daß sich der Stephan die Lieb' ernstlich zu Herzen nahm und sein Vorsatz fix wurde, nim-

mermehr von der Dirne zu lassen. Er phantasirte jetzt von nichts als von Geldhaben und Reichwerden. Bald wollte er nach Kalifornien gehen, bald wollt' er ein Loos kaufen und einen guten Treffer machen, bald wollt' er Schätze finden, ich glaub' er hätt' auch gegraben darnach, wenn die Menschen noch so dumm wären wie sonst und die alten Fabeleien glaubten. Oft fragte er mich um die Kosten einer Hauswirthschaft und was wir Alte 'gehabt hätten, und wie wir's angefangen und lauter solches Zeug. Daneben schlich er fleißig in den Gemeindewald an den Holztagen, ich konnt's wohl beobachten, daß kein anderer Sinn und Gedank' in ihm war. Da hat mir der Geiemaier von Zwischenaar, um Johanni war's, den Antrag gemacht, ob ich den Jung' für die Stelle hergeben möcht' an der Fähre, es könnte was werden daraus mit der Zeit. Gute Nacht, denk' ich, der soll 8 Stunden weg in's Brod und seine Suse nicht mehr sehen können wie sonst — mach' Dich gefaßt auf ein Ungestüm. Das war mein erster und letzter Irrthum, mit dem ich die Sach' angesehen. Denn kaum war das Wörtlein heraus — wer gleich mit brennender Freud' zugreift, ist mein Stephan. Er rechnet die halbe Nacht bei Groschen und Pfennig die Stell' aus und stürzt und wend't und kaut und baut so lang d'ran herum, bis nicht blos er, sondern ein halb Dutzend davon leben können. Jetzt war ich daheim. Aha, denk' ich, bläs't du aus dieser Pfeife? Jetzt wußt' ich, daß der Jung' durchaus praktische Absichten hat und ein für allemal mit dem Mädel an's Ziel will. Ich war belehrt. Siehst, Alter, so verhält sich die Sach'. Aus dem Fährhaus wurde nichts, dafür machte er die Bekanntschaft mit den Spitzbuben, und wenn er Feuer fing daran, so ist kein Wort in der Welt so kräftig, daß es ihn änderte. Ich könnt' eben so gut ein' gedörrte Ochsenzung' in meinem Hals tragen, als eine lebendige, wenn ich mir einbilden wollt', ihn mit Reden zu bessern. Ich kenn' mein' Stamm.

Hab' ich's anders gemacht mit meiner Helene? Ein rasendes Glück hätt's sein sollen, wenn ich die reiche Brauerswittib geheirath't hätt', wo ich im Quartier lag. Die ganze Welt hat mir zugeredet, Du selber meintest, es wär' mein Bestes, — ja, ich hätt' mich lieber lassen aus einer Kanon' hinausschießen, als nach meinem Sinn nicht thun. Und ein armer Teufel bin ich geblieben mein Lebelang, und wenn ich sterb', scharren sie mich seitswärts ein — an der Mauereck', wo die Brennesseln wachsen. Aber 's macht nichts. Mein Großvater soll gar Einen erschlagen haben um eines Weibsbilds willen. Glaub's auch."

„Und da willst Du das Rad laufen lassen und zusehen, daß auch er zum Frevler wird wegen seiner Dirn'?" — Weichinger blieb stehen und hielt den Freund an einem Rockknopf fest. — „Höre," sagte er, „auf diese Red' will ich Dir vertrauen, was ich noch keinem Menschen vertraut hab', nicht einmal meinem Weib. Du weißt in Bissingen drüben hat sich ein Verein zusammengethan zur Auswanderung nach Amerika. Wenn sie von der Regierung eine Zubuß zur Unterstützung bekommen, so geht's los diesen Sommer. Was mich betrifft, ich habe mich in aller Stille dazu gemeld't." — „Weichinger!" rief der Richter und trat einen Schritt zurück, „verlassen willst Du uns?!" — „Ungern thu ich's, denn das Schlimmste ist doch überstanden und ich hätte gern eine Schaufel Erde gehabt von dem Boden, den ich mit meinem Blut vertheidigt," sagte der arme Häusler mit bewegter Stimme. — „Aber was soll ich machen mit dem Jung'? Ihr würdet krittеln und schwätzen mit ihm, daß er vollends ausschlug' wie ein wildes Roß und Euch alle zusammenschmiß' mit seiner Bande. Nur ein Weichinger weiß einen Weichinger zu behandeln. Hat er mir praktische Gedanken im Schlimmen, so hab ich's ebenfalls im Guten und arbeit' im Stillen daran. Und ist die Sach' reif, dann heißt's eines Morgens:

Marsch! nimm deine Dirn', die paar Gulden für's Segelschiff sind wohl auch noch einzulösen — und hollah, fort geht's. Da kreischt mir kein Weib d'rein, da stemmt sich kein Mannstrutz dagegen —. es ist kein Wort mehr, es ist ein Werk! Fertig sind wir! — Das ist mein Letztes; behalt's bei Dir, Präger."

IV.

Der Richter, tief ergriffen von der Mittheilung seines Freundes, sah dem alten Kameraden in's liebe, gutmüthige Auge; das blitzte scharf d'rein und Alles war straff gespannt in seinen Mienen. Es war gewiß, der Entschluß saß fest wie ein Nagel. Wundern konnte er sich eigentlich nicht, denn diese kurzgegriffene Thatkraft war den Weichingern eigen, wenn man auch Jahre lang meinen mochte, sie lebten nur so hin, wie der Tag kommt. Darin lag eben die Täuschung. Sie brodelten im Aeußern nicht mit Schaum und Blasen auf, aber im rechten Augenblick galt's ihnen. Deßungeachtet ward es dem Präger bitterlich weh um's Herz, und der Gedanke, den er gehört hatte, schlug ihn nieder wie ein großes Unglück. — Am Ende kommt's nicht so schlimm, tröstete er sich jetzt selbst, da doch er es war, der den Andern zuvor gespornt haben wollte. So schritten die Männer in's Dorf hinein, denn während dieses Gespräches hatten sie Niederlaa erreicht.

Die beiden Männer waren wohl in Niederlaa angekommen, aber Stephan war nicht da. Der Richter sah den Vater mit äußerstem Grauen an. „Laß sehen, ist nicht Holztag heute?" überlegte dieser mit ruhiger Miene. „Freitag haben wir; 's ist in der Ordnung," setzte er hinzu. „Wir konnten den Weg wohl sparen." — „Was ist nun zu thun?" fragte der Richter, der rathlos da stand, von bösen Zweifeln das Herz gepreßt. — „Ich will sehen, ob er nach

Hause kommt heute Nacht", antwortete Weichinger, „kommt er, so ist's gut; wenn nicht — eine inhaltsschwere Pause — dann fällt mir noch was ein bis morgen früh", ergänzte er fest und kurz. „Laß die Requisition der Landdragoner nur ruhen bis so lang." — Der Richter hatte so eben von der zuverlässlichen Sinnesart des Vaters eine so überraschende Probe erfahren, daß er sich diesen Worten mit vollkommenem Vertrauen überließ. Er sagte zu, was Weichinger begehrte, und die Männer traten einsylbig ihren Rückweg an.

Während dies auf der einen Seite des Dorfes seinen Vorgang hatte, war in entgegengesetzter Richtung dieselbe Person, um die es sich hier handelte, der Gegenstand einer eben so entgegengesetzten Gemüthsstimmung. Dort Ernst, Sorge, Furcht, Gewitterdumpfheit; hier Unschuld, Lauterkeit, Vertrauen, Frühlingshelle. Die Auen an der Zeister lagen da wie prächtige Vergolderwerke im himmelhohen Schaufenster der Schöpfung. Man griff das Licht ordentlich, so lebendig leuchtete es an den Säumen des Waldes, auf dem grünenden Rasen und im funkensprizenden Schmelzwerk des Flusses, der hier, seiner Quelle näher, an tausend Steinen und Blöcken gebrochen, mit flammendem Fackeltanz der Sonne entgegensprang. Das Geplätscher des spröden Bergwassers war das einzig Hörbare in der ergreifenden Stille dieser Gründe. Doch nein; im Innern der Auen lebte es; da vernahm man ein Knistern und Knattern im dürren Holze, dessen friedliches Geräusch wie hinter einem Vorhang mit dem Ohre Versteckens spielte. Es bewegte sich von Stelle zu Stelle das Stromthal entlang, es entfernte sich, ohne daß man Schritte hörte; und wie es mit schlaftrunkener Gemächlichkeit langsam und leise seinen Stand veränderte, schien es ein geisterhafter Spuk, der am selben Tage sein Wesen trieb und unsichtbar im menschenleeren Revier rumorte. Endlich ver-

lief die Au an einem offenen Rasenplatz, das klingende Gekniſter hörte auf und heraus an's Sonnenlicht trat Suſanne, der liebliche Kobold der ſtillen Einſamkeit. Das Erſte war, daß ſie auf dem Wiesplätzchen vorſchritt und die Länge ihres Schattens maß; dann ſeufzte ſie tief auf, ſetzte ſich hin in's junge Gras, warf unmuthig den Kopf in ihre beiden Hände und das Weinen kam ihr nahe. Es war erſt das dritte Mal heute, daß ſie im diesjährigen Frühling den gewohnten Waldgang wieder angetreten, aber er hatte ja die beiden vorgängigen Wochen nicht gefehlt, im Gegentheile ſchon ſeit den ſchöneren Tagen des Februar ihrer Wiederankunft haußen zugewartet; — von Untreue konnte gewiß keine Rede ſein; wo blieb er alſo? Warum kam er nicht? Stand die Sonne nicht ſchon tiefer als ſonſt und wußte er nicht, daß ſie ſpäter am verfallenen Waldbrunnen ſich mit der Mutter zu vereinigen habe und daß die Zeit ihres Alleinſeins gemeſſen? Warum ließ er warten auf ſich? Abfall und Untreue — zum hundertſten Male überlegt ſie noch einmal dieſen Punkt — nein, daran war nicht zu denken; ſo unwahrſcheinlich war's, daß ſie ſich faſt ärgerte darüber, denn beſſer iſt's in der Liebe einen aufregenden Grund des Verſäumniſſes zu haben, als gar keinen und mit ganz inhaltloſem Verdruß ſich — zu langweilen. Noch einmal ſprang ſie auf und prüfte den Schatten — ach, wie närriſch! Er kam ihr jetzt kürzer vor, als zuvor. Schwermüthiges Kopfhängen war nicht das Temperament unſeres Suschens. Sie lachte ſich aus und ſchlug ein helles Liedchen an; es war auf einen ſchönen Edelknaben geſetzt, aber ſie dachte ſich das Schönſte und Edelſte dabei, was ſie lebendig von der ganzen Männerwelt kannte, ihren Stephan. Das war eigentlich die Würze des Liedes. Mit feuervoller Phantaſie hielt ſie ſich den ſchmucken blühenden Jüngling gegenwärtig, und wie es im Liede hieß: er iſt ſchlank wie ein Reh und kühn

wie ein Leu und mild wie eine Taube und süß wie eine Traube, blüht wie ein Apfelbaum, ist den Fräulein zart und den Männern hart, zwei Arme sind sein Zaum — sie stampfte ungeduldig mit dem Fuß und ließ zürnend das Lied fahren, das solche Ideale — nur malte. Sie ging in die Au zurück, holte den Bund des gesammelten Reisigs, der an einer Stelle gehäuft lag und schritt mit ihrer Bürde quer über das Wiesplätzchen, wo jenseits etwas höher hinan das Buchen- und Birkengehölz stand und ihre Arbeit wieder anfing. Hatte weder Sonne noch Lied und Klang Trost für das sehnsüchtige Herz, so mußten wohl im Schaffen von selbst die Gedanken zerstreut werden.

Es ging auch eine Weile ganz munter. Ach, der Tag war so perlenhell und rein, man konnte ihm kein böses Gesicht zeigen. Und am Ende kam er doch noch. So reutete sie friedlich im Gehölze weiter, wenigstens den Anschein des Friedens hatte es. Sie suchte sich im Andenken an das schmuckhafte Bild ihres Liebsten mit Gewalt das Herz zu rühren und schöne Gefühle festzuhalten, um den häßlichen Verdruß zu bändigen. Sie stellte sich all' das Gute und Holde vor, das in seinem Wesen lag, knüpfte an das gegenwärtige Schöne für alle Zukunft an und verfolgte das Bild, wie himmlisch sich an der Seite des Lieblings — ach, ein Paradies von Glück und Freude aufbauen müsse, mit aller Schwärmerei eines hochschlagenden Mädchenherzens. Kurz sie dichtete, ohne es selbst zu wissen und geriet wieder auf ihre Lieder, die im lustigen Schwung des Taktes den Zaubereien ihrer Einbildungskraft zum Tanze aufspielten. Hei! das half eine Strecke vorwärts. Dabei stand sie abwärts gegen die Sonne gekehrt, um ein für allemal das Vorrücken der Zeit zu vergessen und ihr Warten blos süß, nicht ungestüm zu machen. Das heißt, sie machte alle Erfahrungen des Dichtens, lernte von der Wirklichkeit abstrahiren, einen Traum mit Bewußtsein

festhalten, freundliche Ideen aufregen, unholde unterdrücken und Alles gelang vortrefflich, so lange die Laune der Phantasie anhielt. Aber wenn der Augenblick kam, da das künstliche Feuerwerk nicht länger sich nähren ließ? Nichts da! Fortgearbeitet! Fortgesungen ohne Aufhören! Sie wollte sich überraschen lassen, ach, und fühlte nicht, daß längst von Ueberraschung nicht mehr die Rede ist, wenn mitten in's gezwungene Lächeln die Ungeduld schon ihre Thräne preßt. Da rauschte es hinter ihr — ein heller Freudenschrei — wie ein Blitz wandte sie sich um; — nein! ein Schelmengedanke fuhr dazwischen; — sie bleibt stehen — sie will sich durchaus überraschen lassen; so wird er hinter ihr her kommen — so werden ihr plötzlich zwei Hände die Augen zuhalten und eine verstellte Stimme frägt: wer ist's? Stephan! — Ja, das ist ihr Vorsatz; — sie singt und arbeitet fort. — „Guten Tag" hört sie jetzt ein dünnes Stimmchen; ein kleines Bauernmädchen grüßt so, das in steifblöder Haltung an ihr vorbeigeht, die Worte mechanisch von sich gebend, ohne sie anzusehen. Dem armen Suschen entfiel das Herz. Welch' eine Täuschung! — Ach und die Sonne! Die hatte einen Ruck gemacht gegen Niedergang! Wie war die Zeit verträumt! Hastig aufbrechen heißt's jetzt mit der schweren Holzlast, die Mutter wartet schon am Brunnen; vorwärts! vorwärts! und — er war doch nicht gekommen! Er war's nicht! Das Leben schien von ihr gewichen, sie schleppte sich nur so fort, — ach, wie verzweifelt ärgerlich ist's doch, Entsagung zu lernen! — Im Gehen überlegte sie den Punkt der Treue noch einmal. Wie war doch sein Betragen bei den zwei letzten Besuchen? Gott behüte! kein Zug, keine Spur für einen Verdacht dieser Art. Das erstemal war er ganz Glück und Freude: ungestüm, übermüthig, hochjauchzend, daß sie sich fast zu erwehren hatte seiner hinreißenden Lebensglut. Wo wäre hier ein Zeichen von Untreue? Das

zweitemal ſchien er traurig, düſter, muthlos, ſeine Stirne war nicht frei und ſein Herz nicht leicht. Doch ſie erinnerte ſich, er murrte etwas von Armuth, er warf Klagen hin über die Noth der kleinen Leute — dazwiſchen fuhr er dann blitzleuchtend auf, verhieß ihr hoch und theuer ein nahes Glück, denn er habe ein Loos in der Staatslotterie genommen, die Nummer ſei ihm im Traume erſchienen, ſie müßten reich, reich werden — dabei verfiel er plötzlich in trübe Nachdenklichkeit, raffte ſich, wenn ſie's bemerkte, wieder zu keckem Jubel empor und trieb es abwechſelnd in dieſer Weiſe — das konnte wohl närriſch ſcheinen; — aber ſprach es für Untreue? Nichts weniger; es handelte ſich ja um Glück und Ziel für ſie beide! — Indem das Mädchen dieſen Ideengang verfolgte, kreuzte ihn plötzlich ein anderer Einfall. Sie beſann ſich, wenn ſie nach dem Waldbrunnen nur einen Umweg von einer kleinen halben Stunde nahm, ſo konnte ſie's ſo einrichten, daß ſie eine Strecke lang die Straße nach dem Dorfe zu in's Geſicht bekam, und da ließ ſich's ausſchauen in die Ferne, ob er vielleicht doch noch des Weges käme. Sie veränderte ſogleich dieſem Gedanken zufolge ihre Richtung und ſtieg einen Pfad hinab, wo die Höhe jenſeits gegen die Straße hin abdachte und eine Weile teraſſenförmig neben ihr herlief mit der weiten Ausſicht in's Flachland.

Geſegnet war dieſer Einfall, denn ob er auch nicht dem Zwecke des Mädchens entſprach, doch führte er zu einem Abenteuer. Kaum hatte nämlich die ſchöne Waldgängerin den Ausſchnitt des Gehölzes erreicht, der nach der Landſtraße mündet, ſo ſprengte ein Reiter des Weges daher im ſcharfen Galopp, daß Alles hallte und ſchallte. Und etwa fünfzig Schritte von ihr war's, da flog dem Manne eine Brieftaſche aus dem Gewand und fiel, im weiten Bogen geſchleudert, an die Berglehne hin und im Fallen ſprang das Geſperr auf von der Heftigkeit des

Fluges. Der Reiter in seiner Hitze wurde nichts gewahr von seinem Verluste und verschwand bald am Gesichtskreis; Suschen aber stieg von der Anhöhe vollends herab und hob den Fund auf. Kein Mensch war in der Gegend, die schiefen Sonnenstrahlen lugten mit ihr hinein in die Fächer der Brieftasche, die so in ihre Hand gegeben war, die offen da lag vor ihren überraschten Blicken. Eifrig musterte sie den Inhalt. Da fand sie Briefe, einen versiegelten und mehrere offene, alte, gravitätische Papiere mit verzogenen Schriften, unleserlich oder wohl gar fremdsprachlich, sie hielt sich nicht weiter auf bei Dingen, die sie nicht verstand, weiters aber war ein Fach, das voll Kassascheinen zu 5 und 10 Thalern — ach, das war ein Schatz! Sie zählte Stück für Stück und wahrhaftig, 85 Thaler brachte sie heraus! Ach, wer hätte gedacht, daß im Addiren so viel Reiz liegen könnte! Sie zählte noch einmal — es hatte die volle Richtigkeit. Gott, auch Goldstücke blitzten ihr entgegen — drei Stück, auf denen X Thaler stand mit Bildniß und Ueberschrift des Königs von Hannover. Sie wußte von der häuslichen Schwarzwälder Uhr, X bedeutet 10; ach, und dreimal 10 das gab 30! 85 und 30 machte gar 115! Hundertfünfzehn Thaler hielt sie in ihrer Hand — wär's möglich?!

Aber Susanne war verständig mitten in diesem sinnbetäubenden Traumleben. Konnte von der Brieftasche nichts herausgefallen sein bei der Heftigkeit, womit sie zur Erde flog? Sie setzte ihr Reiserbündel ab und durchsuchte behutsam den Boden rings umher. Und siehe da! wirklich fand sich noch ein Doppel-Friedrichsd'or, wenn sie ihn auch dem Namen nach nicht kannte, der fast in ein Mausloch des Rasens gerollt wäre; mit begeistertem Eifer suchte sie noch genauer herum, aber fernerhin fand sich nichts mehr. Sie packte also das Vorhandene zusammen und ihre ganze Seele erfüllte der brennende Gedanke: ach, wenn jetzt

Stephan käme! — Aber Stephan kam nicht. Vergebens gab sie noch ein halbes Stündchen zu, vielleicht noch mehr — die Sonne wurde gar nicht mehr gefragt; — es loderte und brauste in ihrem Innern, sie wußte selbst nicht, ob von guten oder — anderen Gedanken; kurz, es war zu viel, zu voll; sie mußte es mittheilen, und wem anders als ihm? Wem anders? Wartete am Waldbrunnen die Mutter nicht? Ja die Mutter? Zu der mußte endlich aufgebrochen werden, aber — von dem Funde sagte ihr Susanne nichts. Morgen war ja der zweite der beiden Holztage in der Woche, da kam Stephan gewiß, und hatte er's erfahren und besprochen mit ihr, dann entging ihr ja immer noch zu Hause die Mutter nicht. Ist denn er nicht der Mann, wenn auch der künftige, und gebührt ihm nicht der Vortritt von pflicht- und herzenswegen? So dachte Susanne, als sie längs der Straße den Höhenweg dahin schritt; drunten im Saatfeld sang das erste Lerchlein des Jahres dem Gold der sinkenden Sonne nach, aber Susanne sang nicht mehr. Bald mündete ihr Weg in den Wald wieder zurück und hier war der Abend beinahe schon Nacht. Kaltwehende Dämmerungsschauer verschlangen den Rest ihres Weges. — —

V.

Und Nacht war's. Städte und Dörfer haben die Ruhe eingeläutet — ruhe, wer ruhen kann. Von einem unsichtbaren Richter werden jetzt die Preise des Tages vertheilt, — den Schlaf hat er zu diesem Preisspender gemacht. Das ist ein milder, duftiger Schleier, damit bedeckt er die Seelen der Reinen, wie man den kostbaren Krystall des Spiegels mit keuschem Schleier verhüllt gegen den Anflug des gemeinen Staubes. Aber die Seelen der Unreinen bedeckt er nicht, keine Scheidewand hängt er zwischen sie und das

entsetzliche Gesicht der Nacht. Unverhüllt sehen sie alles Grauen und Schrecken, das gespenstisch im Finstern wühlt und den Sterblichen zur Verzweiflung treibt, der mit schuldbewußter Wachsamkeit die vernichtenden Geheimnisse des Abgrundes schaut. Und der unsichtbare Richter schwebte über die Hütte unseres redlichen Landmannes und er fand sie rein wie einen Altar des Heiligen und hauchte das Gewebe des sanftesten Schlafes über die Häupter ihrer Bewohner. Aber es zerriß vor einem stärkern Dämon, als er selbst — denn was wäre stärker als ein Mutterherz? Ob eine Mutter ihr Kind auch zur Welt bringt, es trennt sich doch nicht von ihr; die Seele des Kindes bleibt vereint mit der Seele der Mutter und so trägt ein doppeltes Gewissen die Mutter in sich und lebt und empfindet unaufhörlich damit, und kann gar nicht anders als mit der Stimme des eigenen Gewissens zugleich das Echo vernehmen von den innersten Herzschlägen ihres Kindes. Was frommt es denn, wenn das eine Gewissen rein ist und das andere nicht?

Die Wanduhr in der Hütte hatte 2 Uhr in der Nacht geschlagen, da fuhr Mutter Helene aus einem schweren Traume auf mit Jammer- und Angsttönen. Erschrocken erwachte Blas an der Seite der Gattin und fragte: „was sie Böses anwandle?"—„Mir träumte, sie haben ihn gerichtet," antwortete die Mutter außer sich von dem gräßlichen Gesichte. — Vater Blas unterdrückte einen schweren Seufzer und redete dem Weibe liebevoll zu. Ach, was konnte er sagen? Stephan war nicht nach Hause gekommen. Bis Mitternacht hatte die Mutter den Sohn erwartet — da folgte sie endlich dem Drängen ihres Mannes und ging zur Ruhe — aber welche Ruhe! Sie haben ihn gerichtet — das war der furchtbar-nackte Gedanke ihres Traumes, der ihr selbst im Wachen nicht nahe getreten. Doch die herzliche Stimme des Mannes und die balsamischen Tro-

ſtesworte, die er mit Vernunft und feſter Ueberzeugung ſprach, verfehlten ihres wohlthätigen Eindruckes nicht auf das empfängliche Herz des Weibes, ſie wurde ruhiger. Endlich ſagte ſie nur mehr: „ich fürchte ſchon darum einzuſchlafen, daß ſich ein ſo abſcheulicher Traum wiederholen könnte.“ — „So ſchlaf ein,“ erwiederte Vater Blas, „daß Dir was beſſeres träumt zum Vergelt. Die Morgenträume ſind insgemein lieblicher; und das Eine bitte ich Dich, Weib, thu' unſer'm Buben nicht noch im Schlaf Unrecht wie am Tag.“ Dieſe Anſpielung auf einen handgreiflichen Beweis ihrer eitlen Befürchtungen ſchlug gut ein; die Mutter fühlte ein paar warme Sonnenſtrahlen im Herzen von der Freude über ein unſchuldiges Kind; beſſere Ahnungen dämmerten wieder auf in ihr und ſo entſchlief ſie nach und nach, eingelullt von den wackeren Reden ihres Gatten wie von einer ſäuſelnden Friedenspalme. Aber hätte ſie die Räthſel des menſchlichen Herzens beſſer verſtanden, die Worte des Mannes wären ihr eigenes Gegentheil geweſen. Vater Blas hatte all' die Zeit über ſein Kind um ſo weniger vertheidigt, je mehr er ihm noch vertraut, jetzt auf einmal ſprach er der ſchönen und gründlichen Worte die Menge, trotz dem beredſamſten Kanzelredner und das war bös. Es war das ſicherſte Zeichen: jetzt iſt auch ſeine Rinde geſprungen, jetzt ſitzt auch ihm der ſchwarze Fleck im Herzen, der Schatten des geglaubten Verbrechens — der Verdacht. Die Mutter ſchlief und der Vater blieb ſchlaflos. Das war die neueſte Wendung dieſes Augenblicks. Und wer beſänftigt das Herz des Mannes, wenn es anfängt zu wogen und zu ſtürmen? Frieden kann er geben dem Schwachen, aber wer gibt ihm Frieden, dem Starken?

Weichinger ſtand auf, ſobald er ſein Weib ſchlafen ſah, kleidete ſich im Finſtern vollſtändig an, warf den Mantel über, nahm den Stock in die Hand und ſchritt vorſichtig zum Haus hinaus in die weite, freie Nacht.

O Anblick des Ewigen und Großen! Ja, es verändert die Gedanken, ob der Mensch zwischen den Sternbildern steht oder zwischen den vier Wänden, die seine eigene Hand aufleimt auf eine Spanne Erde! Mit welch' breiten hinreißenden Flügeln fahren die Athemzüge der Nacht durch die Luft! Wie erhaben ist der Anblick des Raumes, wenn alles Kleine und Kurze zu den Füßen verschwunden und das Auge nur die entlegensten Merkmale des Sichtbaren zu einem Riesenbilde verbinden kann. Hier senkt sich am Himmel die Deichsel des Wagens zum Nordpol herab, dort flackert der Sirius mit schnellzitterndem Lichte im Süden; hier stehen feste, schwarze Wetter am stahlblauen Horizont; wo man des Tags niedrige Waldhügel mit jedem einzelnen Stämmchen sieht, dort flieht der unermeßliche Schatten des Flachlands in's Weite und sucht seine Grenze, wo sie das Menschenauge nicht mehr findet. Weichinger umschaute mit einem Blicke das ergreifende Schauspiel der Nacht, seine Brust hob sich, wie unter einer schweren Decke, er schlug mit dem Stock an die Erde und murmelte: „da drunten ist jetzt der Tag, da ist Amerika!" Eine ganze Welt von unaussprechlichen Gefühlen lag in diesen Worten. Hätte er seinen Mantel wie einen Zauberflügel ausspannen können, den verirrten Sohn hinüberzutragen, ehe die Schuld ihn befleckte! Ernstliche Mahnungen wurden in seinem Gewissen laut. Ob er die Zügel der Zucht nicht kräftiger hätte handhaben sollen? Ob er den Plan der Auswanderung nach Amerika nicht mindestens hätte benützen können, die Reiselust des Jünglings zu wecken, seinen Gedanken eine andere Bahn zu geben? Warum er dem eigenen Rathschluß allein so viel vertraut und sorglos seinen Weg an's Ziel ging, indeß ein jüngerer Schritt nach anderen Zielen andere Wege mit furchtbarer Eile zurücklegte? O, wer es bedacht hätte, wie schnell die Saat des Bösen in leidenschaftlichen Herzen aufgeht! —

Laut und lauter pochte das Herz des nachsichtigen Vaters — des leichtsinnigen, sagte er bei sich selbst. So schnell stand er unmittelbar am Rande des Abgrundes. Dort lag die Erde, die schon in nächster Nacht mit der Schande seines Namens bedeckt sein sollte — und hinter ihm das Dorf mit Hunderten von Schläfern, die seit Jahr und Tag das Uebel erkannt, während er blind war. Aber der Blinde hatte der Sehenden gespottet! Wie süß konnten sie jetzt schlafen von Haus zu Haus; — da flimmerte kein Lichtlein eines angstvoll Wachenden, da stöhnte kein herzzerreißender Seufzer eines gepeinigten Träumers, tiefer Friede lag über den Wohnungen Aller, sanft schlummerte der Mensch bei seinem wohlversorgten Hausthiere, und nur das Bellen eines Hundes unterbrach hin und wieder die weite geisterhafte Stille. Erschüttert in den innersten Tiefen seines Bewußtseins blickte der ehrenfeste Landmann zum Himmel empor und flüsterte unwillkürlich wie ein Gebet diese Worte: „Guter Schöpfer, ich habe mir's nie einbilden können, daß deine Kreatur so eitel sei. Vergib mir das. Was ich mein Lebelang mit meinem einfältigen Verstande begriffen, das war die Erfahrung: die Hälfte der Menschheit ist schlecht, weil die andere Hälfte sie mit Vorsatz dafür ausgibt. Ich habe gerecht sein wollen und bin ein Thor gewesen! Der Weg zum Teufel ist kürzer als ich gemeint. Zeige mir, wie ich ihn abschneiden kann, daß ich dem Erbfeind zuvorkomm' um die junge, prächtige Seel'. Er verdient sie nicht. Gib mir einen guten Gedanken ein, ich bitte dich inständig darum und laß es nicht zum Aeußersten kommen. Nimm mit einem Widder vorlieb, wie damals, als du den Abraham geprüft hast, aber laß mir den Jung; 's wär Schad um ihn."

VI.

So aus vollem Herzen hatte der bedrängte Vater noch nie zu seinem Gott gesprochen wie heute unter dem gestirnten Nachthimmel und seine schlichten Worte wirkten mit jener Kraft auf ihn selbst zurück, welche das thatsächliche Heil jedes wohlgemeinten Gebetes ist, denn sein Gemüth wurde ruhiger und die schwüle Herzensangst glich sich aus mit dem überlegenden Verstande. Er verfiel in ein ernstliches Nachdenken, wie der Uebelthat der kommenden Nacht am besten zu begegnen sei. Im tiefen Sinnen gerieth er immer weiter und weiter von seinem Hause weg. Er verfolgte einen Pfad an einem Nebenbächlein der Zeister, welche unweit hinter seinem Garten wegfloß und mit Hecken, hin und wieder auch mit einem größerem Baume, besetzt war. Da hörte er ein Geräusch hinter sich jenseits des Wässerleins, es störte ihn auf in seinen Gedanken und indem er zurückblickte, sah er eine Eule wegfliegen, die vermuthlich eine Maus gefangen, denn es pfiff und quiekte in ihren Krallen. Aber das kleine Nachtabenteuer machte ihn auf ein anderes aufmerksam. Denn in der Richtung, wo die Eule aufgeflogen, sah er jetzt einen Schatten quer die Stoppel huschen, gerade auf das Bächlein zu. Die Gestalt lief mehr als sie ging, setzte über die Hecken und Furchen des schwierigen Bodens mit wenig Umständlichkeit hin und schien große Eile zu haben. Was ihm dabei auffiel, das war, wie geräuschlos das Alles ablief, denn es bedurfte einer ziemlichen Annäherung, ehe er die Tritte hörte und selbst dann klang es noch immer nicht wie gewöhnliches Schuhwerk, sondern vielmehr als ob die Füße in Werg oder Wolle steckten. Gedanken unrechter Art lagen der Phantasie des Schlaflosen nur zu nahe, er beschloß daher den nächtlichen Feldläufer zu beobachten. Und obwol ihn so ziemlich die Hecke deckte, so stellte er sich doch hinter

den nächsten Erlenstamm, der aus der Hecke emporstieg und sah zu. Indeß kam der Andere heran. Er lief ein paar Schritte auf und ab am Ufer des Baches, als ob er eine bequeme Stelle suchte hinabzuspringen. Und so war es auch. Im Nu sah ihn Weichinger verschwinden in das grabenähnliche Bett des Wassers. Zugleich that er einen Pfiff, drunten hinter der Brücke antwortete es und dahin nahm der verdächtige Geselle seinen Weg zum Theile durch's Wasser des Baches. Jetzt war Weichinger seines Verdachtes gewiß. Er eilte die Brücke zu erreichen, aber um sich mit keinem Geräusch zu verrathen, mußte es doch langsamer geschehen, so daß der Andere den Vorsprung gewann. Als daher Weichinger bei der Brücke ankam und sich niedergeduckt auf die Lauer legte, fand er die Spitzbuben schon im Gespräche. — Laß du den Hafner-Jörg Hafner-Jörg sein und mach' fort jetzt; die höchste Zeit ist's; der kommt uns nicht aus, aber mit'm Brand geht's bevor. So redete der Eine. Der kommt uns ja aus, warf der Andere ein; glaubst du, wir dürfen uns in der Nähe herum blicken lassen, wenn wir heute den Brand ausleeren? Abgepaßt! Und der Jörg bleibt sitzen in der Tint' und ist verloren wie eine Judenseel'. Mein! mein! mein! rief der Andere heftig, was labberst du? Haben wir nicht den jungen Weichinger im Ort? Das ist Einer, wie wir keinen Andern wünschen können. Der muß den Jörg übernehmen. Lassen wir ihn aber jetzt sitzen in Niederlaa und bringen Konfusion in die G'schicht', so wird uns der Fuchs verzagt und wir können ihn dann nicht einmal mehr für'n Jörg brauchen. Dieser Grund schien dem Andern schlagend. Du hast Recht, sagte er. Und der Veit will es so, bekräftigte der Erste mit noch mehr Nachdruck. Also marsch, resolvirte sich Jener, und die würdigen Brüder brachen aus dem Verstecke auf.

Weichinger duckte sich im Rohricht und suchte sich Rath

in seiner großen Bestürzung. Also heute sollte es schon geschehen und Stephan befand sich mit den Anderen bereits am Ort. Was war zu thun? Den Spitzbuben sofort in den Weg treten? Das konnte nur in der Annahme geschehen, daß die Uebrigen in Niederlaa das Abenteuer ohne diese nicht anfingen. Alles war verloren und verfehlt, wenn sie's aber doch thaten. Ein Schauder fuhr über das Herz des Vaters. Er blickte stürmisch zum Himmel empor, er blickte zurück in sich hinein. Der erste Rath und der nächste war: hin an den Ort der Gefahr! Da galt's kein weiteres Besinnen, und zwar auf dem kürzesten Weg! Jene hatten die Chaussee nach Niederlaa eingeschlagen, dieselbe Straße, die auch er am Tage mit dem Richter gegangen war; zu guter Jahreszeit führte aber ein viel näherer Weg den Bach entlang über die Moorniederung. Diese stand freilich jetzt von den Frühlingswassern voll, aber welche andere Wahl bleibt, um das unaufhaltsame Verbrechen zu überholen? Weichinger bedachte sich keinen Augenblick. So wie er war trat er den Weg durch's Wasser an, er kannte die tiefen Stellen und die seichten, er kannte jeden Merk an Hecken, Bäumen, Planken und Pfahlen. Der Soldat watet ja durch manche Fuhrt bei Flucht oder nächtlichem Ueberfall, und hier verschwand jedes Ungemach vor der einen Gefahr. Rüstig dahin ging's also die nasse Fährte, während die Anderen den festen Dammweg einschlugen, der sie trocken aber in schweifenden Krümmungen an Ort und Stelle führte.

„Glock' hat drei geschlagen," scholl es ihnen entgegen, als sie die ersten Häuser von Niederlaa erreichten. „Glock' hat drei geschlagen, drei ist die Glock'" — der Nachtwächter kam die Straße herauf. — „Komm, laß uns abseits treten," flüsterten die Gauner und duckten sich in ein struppiges Gartengehege. — „Halt, wer da!" rief der Nachtwächter und hielt den nächtlichen Huschmännchen seinen Spieß vor. —

„Sismundi oder Samandi?" setzte er mit einem sonderbaren Ton fragend hinzu. „Du bist es, Aureiter," riefen die Gauner über alle Maßen verwundert, denn an jener Parole erkannten sie einen der Ihrigen. — „Pst!" tuschte der Angeredete und zog kichernd seinen Spieß zurück, „wie gefall' ich euch in einer löblichen Gemeinde Dienst und Bestallung?" — „Mach keine Faxen, was soll's?" — „Gar keine Faxen, Brüderchen; denkt, der Nachtwächter wollt' uns auf den Dienst passen, mußt' ich ihn da nicht ablösen vom Posten? Der Teufel weiß, was hier im Ort für ein Gered ausgekommen ist; kurz ich sitz' mit dem Nachtwächter drunten beim Leimsieder hinter'm Krügel und vertreib' mir die Zeit mit ihm, bis wir alle beisamm' sind. Das ist so mein unschuldig Vergnügen, wie ihr wißt, daß ich gern mit den Amtleuten selber umgeh. Ich spiele also Schafskopf mit der Ortspolizei und denk' nichts Arges. Die Schlafmütz' aber macht sich wichtig, thut geheim, will alle Augenblick fort, trinkt immer das letzte Krügel, mischt immer die letzte Partie und meint, der Dienst hätte heut' was Besonderes auf sich im Ort. — (Der Schelm sagte den Anderen nicht, daß Jörg's Gefangennahme muthmaßlich die Spur dieses Gerüchtes war. Jene aber sagten ihm ebenfalls nichts davon; sie wollten sich gegenseitig nicht entmuthigen zu ihrem Vorhaben.) Mir braucht Einer nicht lang die Nas zu kitzeln; ich roch Lunte und dankte dem Männchen im Stillen, daß er mir's merken ließ. D'rauf ersey' ich die nächste Gelegenheit und misch den Kerls Opium in ihren Trank. Gut ist's, wer's immer bei sich führt. Jetzt hat sich das Blatt gewendet. Ich war die Ortspolizei und der Andere mein Narr. Der Leimsieder nickt zuerst ein. Er thut als ob er dem Spiel zusah, wer weiß wie, und nickt und nickt immer und torkelt zuletzt über die Bank hinab. Aha! denk' ich. Er aber steht auf, zünd't sein Stümpel an und sagt: Gute Nacht, Gevatter. Ihr sperrt

wohl ab, wenn ihr Ende macht und werft den Schlüssel beim Simsloch herein. — Ja, ja, sagte der Nachtwächter und der Andere sucht sein Nest. In der Weil kam aber auch die Reih' an den. Er schläft mir bald darauf mitten im Mischen ein. Die Karten rollen der Katz unter der Bank auf den Buckel und er sinkt mit dem Kopf auf das Tischblatt. Da hab' ich mir also die Ortspolizei aus dem Ei geschält und bin selbst in die Haut der wachenden Gerechtigkeit geschlüpft. Drei ist die Glock!"

Die Gauner hielten sich Mund und Nase zu vor Lachen und schlüpften hinter den Gartenzaun weg auf Brand's Gehöft los. „Wie macht sich denn unser Frischling," fragten die Ankömmlinge unterwegs den falschen Nachtwächter. „Den Weichinger-Steffel meint ihr? Es ist eine helle Freud' mit dem Burschen. Der hat Courage für zehne. Das wird ein Fester." — „Nun, nun, abwarten!" murrte der schwarze Geiger, der bei diesem Lob auf seine eigene Parteistellung in der Bande dachte und jedes aufstrebende Talent mit Eifersucht neben sich sah. „Abwarten! Die neuen Besen kehren gut. Ihr versteht das nicht. So ein Füchslein fängt's oft mit einer resoluten Verzweiflung an, die wie Courage aussieht, aber es ist das Gegentheil und darnach sinkt er zusammen wie ein Blasbalg, dem die Luft ausgeht. Dahingegen geht mancher mit Trema dazu, aber er wird immer besser, wie ein altes Faß, das den richtigen G'schmack ansetzt." — „Was schmierst du schon wieder für eine Weisheitssalb', du Siebenkluger," brummte der Nachtwächter verdrießlich; es kränkte ihn, daß man aufhörte, seinen Streich zu besprechen, er wollte der Held des Abends sein. Damit war man durch Brand's Gärten an seine Ställe gekommen. — „Wie gefällt dir die Nacht?" fragte der Nachtwächter. — „Schön ist's" — antwortete es hinter einer Stallthür gedämpft, und Stephan mit dem Hahnwedl schlüpfte aus seinem Versteck. — „Da sind wir; es kann

angeben," kommandirte der Nachtwächter. — „Hört, was ich euch zu sagen habe, Kameraden," nahm Stephan das Wort; „wißt ihr auch, daß der Brand zu Hause ist?" — „Zu Hause?! Unmöglich!" riefen die Drei aus Einem Munde. „Unsere Kundschaft." — „Unsere Kundschaft," betonte Stephan. „Es ist noch keine halbe Stunde, da klopft es vorn am Hause, ich höre aufschließen, ein kurzes Zwiegespräch mit dem wachhabenden Knecht, der nach vorn hinaus schläft, ich duck' mich in meinem Stall und leg' das Ohr an die Erd', aber wir sind zu weit nach hinten hier, blos ein paar Thüren gehen auf und zu und darnach wird Licht in Brand's Schlafkammer; so war's denn richtig. Sein Fenster da droben hatt' ich ja grad' vor'm Aug durch meine Lück'. Ich glaub', er kann noch kaum eingeschlafen sein." — „Es ist schon all' eins, jetzten!" herrschte der Nachtwächter kurz, indem er fürchtete, es möchte einige Bedenklichkeit unter den Anderen einreißen. „Das mein' ich auch," bestätigte Stephan, „was angefangen ist, muß seinen Zweck haben." — „Alsdann!" rief der Nachtwächter aus, wie zum Schluß der kurzen Debatte. „Das ändert weiter nichts, als daß du eine Hack' mitnimmst hier nebenan aus der Holzkammer, denn der Alte ist nicht leichter zu schrecken." — „Eine Hack'!" rief Stephan entsetzt und wurde leichenblaß, „das ist nicht ausgemacht." — „Der versteht den Comment wie ein Alter," lachte der schwarze Geiger; „Beraubung unter Androhung von Gewalt, gravirender Umstand, Paragraph." — „Scher' dich" — fluchte Stephan, „was kümmern mich deine Umständ'! aber die Hack' nehm' ich nicht, Punktum! — „Wie willst du ihm aber das Geld abtrotzen; du hast es mit keiner verzagten Dirn' oder einem alten Weib zu thun." — „Wofür seid denn ihr da?" warf ihnen Stephan vorwurfsvoll hin. „Ihr stellt euch auf im Hof, grad' hier unter'm Fenster, ich zeig ihm meine Kameraden und sag', wenn er muckst — so —." Das Straffe in Wort und Geberde

des Neulings nöthigte den Anderen ein beifälliges Lächeln ab und der Hahnwedl sagte endlich: „Ihr müßt ihm auch nicht zu viel aufladen zum Anfang.“ — „Aber zu deiner Vertheidigung hast du doch ein Messer bei dir,“ bemerkte der Aureiter. — „Sorgt für was anders als für meine Vertheidigung,“ rief Stephan mit wilder Wuth und stieß die Stimme, die ihm erstickend versagte, gewaltsam hervor. „Die Larv' her!“ — Einer der Spießgesellen brachte eine Larve zum Vorschein, die er in seinem Hute verborgen und band sie Stephan vor's Gesicht. „Das machst du nicht gut,“ sagte der Hahnwedl kopfschüttelnd; „Comment ist, daß man sich das Gesicht mit Ruß schwärzt. Wenn im Ringen die Larve losgeht.“ — „Pfui!“ unterbrach ihn Stephan, „ich werd' mir das Gesicht verschimpfiren!“ — „Das delikate Herrchen!“ murmelten die Anderen, aber nicht spöttelnd, sondern wohlgefällig; sie hatten ihre Freude an dem schönen anstelligen Jungen. — „Wo ist das Leimpapier?“ — Man gab ihm's. — „Fertig! fir!“ — Hastig schob er seine Umgebung bei Seite, gleichsam als drängt es ihn sich ihr zu entziehen, schwang sich auf die Leiter, von da auf's Dach des Stalles, schlug das Leimpapier an's Fenster, das hier herausging, drückte die Scheibe mit der flachen Hand ein und riß mit einem Griff den Fensterflügel von innen auf. Das Alles war das Werk eines Augenblicks. Mit lautlosen Beifallszeichen sahen sich die Spießgesellen im Hofe einander an bei diesem raschen Manöver ihres Zöglings. Da fuhr eine Sternschnuppe durch die milde Frühlingsnacht. „Susanne! und meinetwegen der Teufel danach!“ rief der wild aufgeregte Jüngling dem Himmelszeichen zu und fort war er über die Brüstung in's Gemach hinein.

Ein düsteres Lämpchen brannte auf dem Nachttische, im Hintergrunde stand in einem alkovenähnlichen Verschlag das alterthümliche Bett mit seinen schweren Gardinen. — Stephan stürzte darauf los, schlug die Vorhänge zurück

und — „guten Morgen Stephan!“ grüßte es ihn zum Bette heraus; — es war Vater Blas, der darinnen lag. Wie vom Donner gerührt taumelte der Eindringling zurück. — „Ihr hier!“ lallte er gelähmt; es war keine Sprache mehr in diesem Ausdruck des starrsten Entsetzens. — „Ich wollte blos sehen wo mein Junge bleibt, wenn er nicht daheim ist,“ antwortete Vater Blas mit jener vernichtenden Gemüthlichkeit, die ihm so eigen war. — „Was hast Du denn da für eine Maskerade vor, Sohn?“ — Der aber sank am Bettgestell hin und war keines Lautes mächtig; er hätte in die Erde sinken mögen. Vater Blas stand vom Bette auf und sagte kein Wort weiter. Er zog sich ohne alle Uebereilung Stück für Stück an und ließ den zermalmten Schuldigen liegen wie er lag — es ist heilsam, dachte er. Als er aber vollständig fertig war bis auf Hut und Stock, trat er hin an's Bett, nahm den Sohn bei der Hand und sprach: „Ich denke, wir gehen nach Hause. Die Mutter wartet. Stephan raffte sich auf und taumelte ohne zu hören und zu sehen den Schritten des Vaters nach, wohin sie gingen. Weichinger machte seinen Weg durch's Haus zum Thor, klopfte den Knecht heraus und sagte, indem er sich aufsperren ließ, — „nach hinten hinaus gebt Acht. Ladet Vogelschrott in Eure Büchs' und stellt Euch auf den Anstand. S' wird aber wohl vorbei sein.“ Damit schritt er zum Hause hinaus; Stephan hinter ihm her. Vater und Sohn wechselten kein Wort mit einander. So legten sie die Hälfte des Weges zurück. Bei der Brücke angelangt, sagte Stephan: „Ich bin müd“ — und setzte sich auf den Stein. Der Vater wandte die paar Schritte, die er voraus hatte, um und setzte sich schweigend neben ihn. Eine kurze Weile saßen sie so, da brach die Rinde: Der furchtbare Starrkrampf seiner Seele löste sich, laut weinend warf Stephan das Gesicht in beide Hände und schluchzte: „Wie mach' ich's gut!“ Kein wei-

teres Wort ließ die erstickte Stimme zu, mit unbändiger Leidenschaftlichkeit floß die Sündfluth seiner Thränen aus all' ihren Schranken. Die Krisis des Gewissens war eingetreten. Vater Blas legte sich den Kopf des Sohnes voll warmer Thränen an seine Brust, streichelte ihn und richtete ihn sanft in die Höhe. — „Ja, ja," sagte er, „von solchen Sachen wissen nur wir Armen zu reden. Die Reichen erfahren das nicht, 's sind unversuchte Menschen. Laß' gut sein, Stephan! Einmal ist keinmal, Du hast's versucht und jetzt kennst Du den Unterschied zwischen 'm rechten und linken Schächer. Kreuz ist Kreuz, aber wir wollen am rechten sterben, 's ist doch leichter als am linken." — So redete Vater Blas, wundersam genug, denn jeder Andere hätte vielleicht tiefer eingeschnitten in den fruchtbaren Boden dieses Augenblicks. Sein Herz aber vermocht' es nicht. Da die Gefahr glücklich vorbei war, kehrte sogleich die ganze Unbefangenheit seiner gutmüthigen Denkungsart zurück und aufrichtig gesagt, er fühlte etwas wie Familienstolz, einen Weichinger so zerknirscht, sich krümmen zu sehen. Er konnte das nicht ertragen. „Richte Dich auf," sagte er, „und sei schmuck. Die Mutter braucht nichts zu wissen." — Vom letzten dieser Worte an fühlte sich Stephan wie neugeboren. Wie wenn eines Tages zehn Sonnen aufgingen statt einer, so hell und heiter wurde es plötzlich in ihm. Daß er sich selbst noch ehren durfte, weil ihn der Vater ehrte, daß seine Schuld wie hinweggeschmolzen war vor dem Warmeblick eines liebevollen, echt menschlichen Auges — o wie riß es ihm das Herz aus dem Leibe vor unsäglichen Trosteswonnen. Er empfand es tief, wie viel der Vater ihm schenkte, daß er das wirkliche Verbrechen zum Schatten einer bloßen Versuchung herabmilderte; er hätte hinstürzen, seine Kniee umfassen und ihn vergöttern mögen in der Begeisterung einer unendlichen Dankbarkeit; — doch diese erklärte Zärt-

lichkeit der innern Gefühlswelt war nicht der Ton ihres schlichten Familienlebens. So hielt er sein Herz an sich, aber er warf es mit dem ganzen Enthusiasmus dieser Stunde auf die Heilighaltung der Tugend und nahm sich glühend vor, durch einen musterhaften Wandel selbst seine geläuterte Würdigkeit zu bewähren.

VII.

Ein neues Leben sollte jetzt anfangen. Vater Blas, dem es durch einen glücklichen Einfall gelungen war, mit Einem Schlag eine entscheidende Erziehungsthat zu thun, machte nach wie vor wenig Worte und vermied jedes weitere Eingreifen in die Selbstbestimmung seines Sohnes. Dieser rechtfertigte aber auch die moralischen Freiheitsbegriffe des Landmanns vollständig. Er sagte sich selbst, daß das planlose Herumirren nach auswärtiger Arbeit ihm zuerst gefährlich geworden, und legte seinem Willen zur Bändigung dieser Ungebundenheit einen ernstlichen Zaum an. Er besprach noch desselben Tages dringend mit seinem Vater verschiedene Entwürfe eines geregelten Kreises von Thatigkeit, namentlich die Anlegung der Kunstwiese, welche wenigstens für die nächste Zeit Beschäftigung zu Hause gab. Befremdend war ihm, daß der Vater nicht mit gleicher Lebhaftigkeit diesen löblichen Gedanken Gehör zu geben schien. Er wußte freilich nicht, daß dieser heute noch einen Gang nach Bissingen vorhatte, um sich über den Stand der Auswanderungsangelegenheit zu erkundigen. Erst hierauf wollte er Bestimmteres mit seinem Sohne verabreden. Nach Tische trat Vater Blas seine Wanderung an. Die Mutter saß zu Hause und spann seelenvergnügt im Sonnenschein; sie merkte von dem nächtlichen Abenteuer nur so viel, daß der Sohn ein für allemal ihr gerettet sei, und fühlte mütterlichfein genug, daß Wie?

nicht wissen zu wollen. Stephan aber unternahm auf eigene Hand einen Gang hinaus auf die Rhod und überlegte sich an Ort und Stelle die Anlegung der Kunstwiese und die Masse der ersten Erdarbeit. Es war ein großer Sieg seiner Willenskraft dabei. Wenn er in die Auen an der Zeister hinüberging, so fand er Susanne dort und um so gewisser, als er selbst gestern gefehlt hatte. Deßungeachtet wollte er auch heute entsagen. War es gestern ein frevelhaftes Treiben, das sein Wegbleiben veranlaßt, so sollte es heute das erste Opfer der Tugend sein und eine Prüfung seiner Seelenstärke. Er bestand sie mit männlicher Festigkeit. Ja, es wurde ihm leichter, der Liebe diesmal zu widerstehen, als ihr nachzugeben. Nicht ohne Grauen konnte er sich den Anblick der Geliebten denken, die er im Geiste so schwer beleidigt, deren reinen Besitz er mit so unreiner Hand gewinnen wollte. Er fühlte, daß es die heißeste Folter der Scham sei, als Mann dem Weibe seiner Liebe mit gemeiner Schuld gegenüber zu stehen. Die Ehre seines Geschlechts ist am letzten Markstein angelangt, wenn sie das erträgt. Mit gieriger Gewissenhaftigkeit warf er sich darum auf Gedanken der ehrlichen Arbeit, und kaum that er sich genug damit: möchte der Himmel ihm irgend eine Prüfung schicken, die glänzender, heldenmüthiger zu bestehen wäre, die den Preis der Würdigkeit mit Einem Schlage wieder gewinnen ließe — das war jetzt der feurigste Wunsch des Jünglings. Es fror seine nackte Seele nach einem Fäserchen des verlorenen Ehrenkleides, und wie er sich himmelhoch ein Phantasiegebäude der besten Vorsätze aufbaute, so brannte er darnach, daß er in Thaten und Werken Steine dafür zusammentragen dürfe.

Ganz verloren in dieser Stimmung durchwanderte Stephan den Grund, der die Rhod hieß und nichts als eine verwilderte Au vom besten Boden war. Hier und

dort blieb er vertieft in Gedanken stehen — er hatte als Kind in diesen Gründen wilde Blumen gesammelt, Erdbeeren und Brombeeren genascht, und freute sich jetzt, daß er mit erstarktem Mannesarm das träumerische Paradies selber vernichten sollte. So müssen die gefühlseligen Dämmerungen der Jugendzeit verschwinden, die so verführerisch zum Müssiggang und zur Seelenschlaffheit sind, und ein neues Leben muß an die Stelle treten, ein praktisch-nutzbares, thätiges, starkes. In solchen Betrachtungen versunken geschah ihm plötzlich, wie gestern an einer andern Stelle phantasirt worden war — zwei Hände hielten ihm die Augen zu und eine verstellte Stimme rief: „Wer bin ich?" Die Stimme war nicht verstellt genug — „Susanne!" antwortete Stephan; da ließen ihn die Hände los an den Augen, aber umschlangen ihn mit herzlicher Umarmung, und ein leichter Schlag auf die Schulter strafte den nachlässigen Liebhaber. „Geh du Abscheulicher," zankte die schöne Waldgängerin, „er wird schon stolz! Er läßt sich suchen! Da steht er und guckt in die Ruthen — willst du ein Besenbinder werden?" — Da war nicht zu widerstehen. Stephan erwiederte Gruß und Umarmung. Siehe, da ist ihm plötzlich geschenkt, was er sich selbst versagt hat — wie schön lohnt sich sein guter Vorsatz! Stephan wurde leicht um's Herz, die freundliche Heimsuchung that ihm wohl, wie eine günstige Bedeutung von oben. Er fühlte sich glücklich, er freute sich. Desto wunderlicher sah das Mädchen aus. Die Munterkeit des ersten Grußes — machte sie nicht bald einer gewissen Befangenheit Platz, die er nicht zu erklären wußte? That sie nicht verlegen, wahlerisch in Wort und Wesen, wie ein Mensch, der etwas auf dem Herzen hat und es nicht anzufangen weiß, die Sache in ihrem eigenthümlichen Charakter vorzubringen? Stephan bemerkte es bei sich und öffnete den Mund, es auch gegen sie zu äußern. Da

regte sich wieder das Bewußtsein seiner Brust — sollte sie Verdacht haben? Sollte sie gerüchtweise Spuren haben über —. Er hielt inne. Er wurde verstimmt, unruhig. Das sah nun wieder Susanne und überlegte noch verwirrter als zuvor, die Art, wie sie ihr Geheimniß mittheilen sollte. Darf sie sich froh und glücklich anstellen dazu oder soll sie — ? Ach, wenn sie nur in seiner Seele lesen könnte! Wenn sie im Voraus wissen könnte — was? Ei, was immer; wenn sie's nur wissen könnte! Um ein Härchen gefehlt in Art, Ton, Wort und Wesen, und man verräth sich, entdeckt sich, mißversteht sich gegenseitig; was man wünscht mißlingt, und was man nicht wünscht geschieht. Inneres und Aeußeres widersprechen sich, und indem Jedes bereit ist, jedem Entschluß des Andern zu folgen, muß man doch zugleich fürchten, einen solchen Ton anzustimmen, der den Andern irre macht in dieser oder jener Weise.

Es war eine peinliche Pause. Endlich brach Susanne das seltsam gespannte Schweigen. Auf gut Glück, denn das Bild jener diplomatischen Geschraubtheit, das ihr dunkel vorschwebte, wäre doch nicht zu erreichen gewesen, auf gut Glück also, welchen Charakter die Thatsache unwillkürlich annehmen würde in ihrem Munde, erzählte sie die einfache Geschichte ihres Fundes von gestern. Zugleich reichte sie die Brieftasche dar. Stephan sah und hörte das merkwürdige Abenteuer und — war sprachlos. Welchen Eindruck empfand er von diesem Ereigniß! Ein Fund! Was ist ein Fund? Welchen Gesetzen unterliegt er in der Welt? Wie wird er beurtheilt von der Meinung der Menschen? Fragen ließe sich — Manches fragen! Es gäbe Leute, achtbare Leute — vielleicht — allerdings! Doch Stephan war ein Mann! Er fragte nicht, es gab keine Leute für ihn, keine „Andere an seiner Stelle" — er stand zu fest an seiner eigenen Stelle. Mit dem Lächeln

eines Seligen gab er die Brieftasche zurück und sagte: „Das muß man auf die Polizei tragen, mein Kind." — „Ja wohl," erwiederte Susanna, „ich wollte nur erst mit dir reden davon. Es war doch eine Wichtigkeit in unserm Leben — nicht wahr?" — „Gewissermaßen; man find't das nicht alle Tage." — „Und viele Leute würden es sogar ein Glück nennen. Wenn die Brieftasche links flog anstatt rechts, so fiel sie in den tiefen Sumpfgraben am Wege, und Niemand hätte was davon." — „Ja, ja, der Mann ist gut d'ran, daß sie uns in die Hände fiel." — „Das heißt, es frägt sich, ob er sich so viel daraus macht. Wer ein Roß reitet und mir nichts dir nichts über hundert Thaler bei sich führt, für den ist's wohl eine Kleinigkeit, was uns ein Schatz wäre." — Jetzt wurde Stephan stutzig. Lag eine Bedeutung in Susanne's Erwiederungen — und welche? Klang es nicht, was sie sagte, so wunderbar, so — o Gott, wäre auch nichts Reines mehr in der Welt?! Eine schmerzvolle Anwandlung überkam ihn. Es wäre ihm ein Leichtes, seinen Verdacht — nein! nein! wozu solche Entdeckungen machen? Und dann — ist er berechtigt zu untersuchen? ist denn er ein Engel, und darf er Engelreinheit fordern von Menschen? Wie, wenn auch ihr eine Versuchung bestimmt gewesen wie ihm, gedenke er doch seiner selbst! O seht, wie die junge Tugend so schnell schon den Tugendstolz erzogen hatte! Nein! nein! er will nichts wissen, nichts näher wissen hier — mit einer Rührung, die sie sich nicht zu erklären wußte, fiel er ihr um den Hals, er zog sie an seine Brust, wie ihn heute Nacht der Vater; und warme Thränen fielen über sie aus seinem Auge; — entweder sie hatte ihm zu verzeihen — einen ungerechten Verdacht, und dann war es Abbitte, zerknirschte Abbitte, die er ihr that, oder er ihr, und dann war es zärtliches Mitleid, das ihn dahinriß. Dann hatte die Arme nur auf einer niederen Stufe er-

fahren, was er, der gewaltsame Mann auf einer höheren. Doch das wollte er nicht wissen, nie und nimmermehr, in Ewigkeit nicht, und als könnte er für immer ein Grabsiegel drücken auf diesen Augenblick, verschloß er mit einem langen, innigen Kusse ihr den Mund, dann ließ er sie aus seinen Armen und sagte: „Nicht wahr, du folgst deinem Manne?" — „Gewiß!" antwortete Susanne, und hatte die höchste Meinung von ihrem Geliebten. So war auch diese Versuchung bestanden.

Vertieft in die inhaltsvolle Seelenscene, welche Stephan und Susanne weniger mit Worten als mit Gedanken durchgemacht hatten, hörten und sahen sie den Reiter, der drüben den Dammweg zog, erst jetzt, da er fast in ihre unmittelbare Nähe herangekommen. „Gott, das ist ja der Eigenthümer der Brieftasche", rief Susanne bei dem plötzlichen Anblick, „und es ist der Doktor Diepold aus der Stadt, für den wir waschen." Eben passirte er die Ecke, wo sich die Straße im scharfen Winkel nach der Zeißer hinüber wendete und wie im Nu aus dem Rhoder-Grund verschwand. „Lauf und ruf," sagte Susanne und gab die Brieftasche an Stephan, „da brauchen wir die Polizei nicht." Doch die Eile war kaum nöthig. Der Doktor ritt heute im Schritt und war von Stephan bald erreicht. Susanne konnte bemerken, daß sie von dem Reiter gesehen wurde, sie grüßte und mußte also wohl auch herankommen, so sehr ihr sonst ein Gefühl sagte, daß sie eben nicht persönlich zur Uebergabe sich zu drängen brauchte. Aber schon war der Doktor vom Pferde gestiegen und kam dem Mädchen auf halbem Wege entgegen. Er war außerordentlich aufgeregt und sah überhaupt ganz merkwürdig bei der Geschichte aus. „Das Schloß war aufgesprungen", sagte Susanne; sie fühlte, daß vor Allem diese Bemerkung am Orte sei. — „Auch das noch!" rief der Doktor. „Ihr kennt also, wie ich sehe, den vollen Geldinhalt der Brieftasche." — „Gewiß,

ein Goldstück war sogar herausgeflogen, das fand ich noch im Weißdorn." — „Und die Papiere? sei aufrichtig, Suschen," sagte der alte Herr, und faßte das Mädchen wohlwollend unter'm Kinn; „deinen Fund ganz zu beschauen ware dir ja erlaubt gewesen." Susanne konnte ihm mit ehrlichen klaren Augen vollkommen unbefangen in's Gesicht sehen und behaupten, sie kenne die Papiere nicht und sei sich ja bewußt, von gelehrten Schriften nichts zu verstehen. „Ich glaub es dir, mein Kind," sagte der ehrwürdige Doktor mit tiefster Bewegung, „du kannst sie auch nicht kennen die Papiere, das Wichtigste ist ja französisch geschrieben." Stephan kam mit dem Pferde heran. Jetzt erst faßte der alte Herr den wohlgebildeten Jüngling ruhiger in's Auge und sagte dann: „Ich kann nicht reiten. Gott weiß es! Führt mich in Eure Hütte: kommt Kinder. Ich muß euch in Ruhe begreiflich machen, wie groß euer Finderlohn ist.

Die Drei machten sich auf den Weg nach Weichinger's Behausung. Keines redete ein Wort. Das junge Paar bemerkte, in welch' hoher Stimmung der Doktor einherschritt und wagte keinen Laut. Es sah sich nur mit freudiger Erwartungsseligkeit von Zeit zu Zeit in die Augen. So gelangte man zur Hütte. Vater Blas war kurz zuvor nach Hause gekommen. Nichts war's in Bissingen. Er grämte sich nicht mehr darüber, denn wie die Sache jetzt stand, wurde er mit seinem Sohne und allen Umständen fertig in der alten Welt. Aber mächtig verwundert war er, als er das Kleeblatt mit dem Reitpferd im Gefolge bei sich einsprechen sah. Seine Hütte wurde zu klein, nicht für die Personen, wohl aber für all' das kreuzende Leben, das jetzt darin wimmelte. Fragen, Antworten, Erklärungen, bunt und kraus, wo anfangen und wo endigen? Zuerst glaubte Stephan das Wort nehmen zu müssen und vor allem Andern den Eltern sein Verhältniß mit Susanne — „bin schon daheim," unterbrach ihn der Vater und klopfte

ihm schalkhaft auf die Schulter. Die Mutter horchte hoch auf; Vater Blas erzählte die Scene im Walde; die Jungen wagten nicht sich anzusehen dabei; der Doktor war heiter wie ein Gott. Nun kam's an Susanne die Geschichte ihres Fundes zu erzählen. Ein schwer Stück Arbeit! Spielte denn nicht Stephan die Hauptrolle darin, wie wäre sie sonst den sehnsüchtigen Gang nach der Straße gegangen? Und klang es nicht noch etwas bedenklicher, daß sie die Mutter überging und das Schicksal des Fundes dem Geliebten anheimstellte? Die ehrliche Natur des Mädchens brachte es nicht über sich, diese Thatsache wesentlich zu verkünsteln und hier ein stammelndes Wort, dort ein überfliegendes Erröthen vollendete das Uebrige. Mit großer Verlegenheit sah sich daher Stephan Alles in Allem von einem Verdienste angestrahlt, dessen Licht er vergebens zu dämpfen suchte. Er entschuldigte, wehrte ab, verwirrte sich, aber ein glühender Blick des Vaters las den ganzen Zusammenhang im innersten Herzen des Sohnes, er drückte seinem Stephan heimlich die Hand und der Doktor sprach: „Nun laßt es gut sein, Kinder. Es ist an mir. Ich habe versprochen, euch eueren Finderlohn bekannt zu machen und Gott weiß, mit welcher Freude ich's thue! Also hört mich. Dein Vater, Suschen, wie du gehört haben wirst, ist in Zwischenaar an seinen Wunden gestorben. Der Kriegsschauplatz hatte sich bis zu jenem Orte unserer Stadt genähert und dort war's, wo Jonathan Kaub im ehrlichen Reitergefecht fiel. Er fiel, indem er einem französischen Obersten das Leben rettete, welchen die Uns'rigen ermorden wollten, um ihn zu plündern. Es war in dem Augenblicke, als derselbe hilflos unter seinem gefallenen Pferde lag und weder eines Gliedes noch seiner Waffe mächtig war. Der brave Kaub hieb ihm die Mörder wacker vom Leibe und focht mit den eigenen Kameraden so lange, bis der Oberst Zeit gewann, sich unter dem Pferde hervorzu-

arbeiten. Da nahmen die schlechten Soldaten Reißaus, der Oberst aber mit französischem Ritterſinn gab ſeinem Retter den Degen und folgte ihm freiwillig in Jakob Andorffers Gehöft, wohin er ſeiner Wunden wegen gebracht wurde.

Hier unterhielt ſich der Marquis, denn das war der Oberſt, mit dem biedern Soldaten über deſſen Lebensverhältniſſe; er fand ſie beſchränkt, und weil eben Andorffers Haus mit allen Liegenſchaften zu verkaufen ſtand, ließ er den Richter mit zwei Zeugen rufen und ſchrieb das ganze Leben grundbücherlich dem überraſchten Raub zu und bezahlte es mit Geld und Präciosen, was er davon bei ſich führte; auf die fehlende Summe ſtellte er einen Wechſel aus. Zugleich ſchrieb er franzöſiſch eine Schenkungsurkunde darüber und übergab ſie ſeinem Retter zu eigenen Händen. Dieſer wußte ſich vor Dank nicht zu faſſen, denn er ſah mit Einemmale nach ſeiner Geneſung von den paar keineswegs tödtlichen Wunden in eine Lebenszukunft, die ihm nichts mehr auf Erden zu ſorgen und zu wünſchen übrig ließ. Leider ſtarb er noch dieſelbe Nacht, ſo wenig es mit ſeinen Wunden einen gefährlichen Anſchein hatte, ſo kräftig und lebensvoll ſich der tüchtige Mann am Tage noch gefühlt hatte. Ein Verband ſoll ſich gelöst haben, eine Ader geſprungen ſein und ſo habe er ſich verblutet im bewußtloſen Schlafe. Am Morgen fand man ihn todt. Entſetzlich zu denken wär's, wenn ſeine Umgebung eine geſtiſſentliche Schuld an dieſem ſchnellen Ende gehabt hätte, wenigſtens die Art, wie ſie ſich gewiſſenlos in ſeine Erbſchaft ſetzte und Witwe und Waiſe betrog, läßt noch Schlimmeres denken. Als der Oberſt ſich ſeines Dankes entledigt hatte, verließ er nämlich Andorffers Haus und ritt fort auf einem Beutepferd, das für ein Leichtes im Dorfe zu haben war. Er hatte ſeinen Retter ſo friſch bei Kraft und Sinnen, ſo hoffnungsreich für eine baldige Heilung geſe-

hen, daß er nicht im Entferntesten daran dachte, welch' weiterer Vorsorgen es hier bedürfen sollte, ihm die Schenkung zu sichern. Er hätte ja sonst die Urkunde nur der Landesregierung zu übermitteln gebraucht, wenn es um Raub selbst bedenklicher gestanden hätte. Vielleicht lief doch etwas französische Sorglosigkeit mit ein, ich wenigstens würde dergleichen nicht mit einem Dorfnotar abmachen; möglich, daß der Franzose auch seinen Maire oder wohl gar Sous-Präfekt vor sich zu haben glaubte, genug, er schenkte und ritt davon. Das Vorwissen um die Schenkung verblieb also dem Richter, den zwei Zeugen und dem Bauer Anderffer, dem Eigner und Verkäufer des Grundstücks. Jonathan Raub war todt, obwohl er noch wenige Stunden zuvor eigenhändig einen Brief zu fertigen vermocht hatte, worin er seine Frau mit seinem Kindlein, unser'm Suschen hier, aufforderte, zu ihm herauszukommen und sie von dem großen Glücke des Geschenkes benachrichtigte. Die vier Beträger unterschlugen diesen Brief, so wie sie auch die französische Schenkungsurkunde raubten, als sie Morgens um drei Uhr den armen, braven Reitersmann verschieden fanden. Dafür verbanden sie sich alle Viere gegenseitig untereinander und trafen ein gewisses Uebereinkommen, wie sie es mit der Vertheilung der Beute halten wollten. Anderffer blieb in Haus und Hof, die übrigen fand er mit Geld ab und Witwe und Waise des ehrlichen Raub blieben kurzweg um den ganzen Besitz betrogen."

Ein Ausruf des Entsetzens ging durch die Hütte und bangathmend, als wär' der Frevel gegenwärtig, sah sich Alles an. Der Dekter fuhr fort: „Aber unter Bösen ist keine aufrichtige Gemeinschaft. Als sie bei demselben Licht, welches der Leiche leuchtete, Brief und Schenkungsurkunde des Verstorbenen verbrennen wollten, löschte einer der Zeugen, Johannes Urracher, der den Akt vollziehen sollte,

wie durch Versehen das Licht aus, verwechselte im Finstern die Papiere mit andern, die er bei sich hatte, und als die Kerze wieder brannte, zündete er schnell die falschen Papiere an, indeß die Bösewichter in der Hast und Unruhe ihres nächtlichen Treibens nicht Acht und Merk hatten, was für ein Streich hier gespielt wurde. Bald darauf ging auch das Amthaus von Zwischenaar in Flammen auf, ein französischer Marodeur soll's angezündet haben, aber nahe liegt der Verdacht, wer der wirkliche Thäter gewesen. Genug, das Grundbuch verbrannte mit vielen anderen und so war die letzte Spur der Thatsache vertilgt, daß Jonathan Raub auf wenige Stunden seines Lebens das Andorffer Leben in Zwischenaar besessen hatte." — „Ist's möglich, daß solche Sachen spielen in der Welt," rief Vater Blas; die Uebrigen athmeten beklommen auf. — „Der Richter von Zwischenaar starb bald darauf eben so der eine der Zeugen. Aber Andorffer lebt noch und der zweite Zeuge, Johannes Urracher." — „Der siedelte vor zehn Jahren von Zwischenaar zu uns über und liegt seit drei Tagen in schweren Zügen," setzte Weichinger hinzu. „Der Schlag hat ihn gerührt." — „Ich war die letzten Jahre sein Rechtsanwalt in seinen Prozessen und hatte freilich keine Ahnung von dem innern Gewissen meines Klienten," fuhr der Doktor fort. „Gestern ließ er mich zu seinem Testamente rufen. Im Angesichte des ewigen Richters und zermalmt von seiner irdischen Leibespein bekannte er jetzt das ganze Verbrechen an Jonathan Raub, ließ dieses Bekenntniß testamentarisch formuliren und übergab mir jene Papiere: den unterschlagenen Brief und die Schenkungsurkunde."

„Mit Verlaub, Herr Doktor," fiel Weichinger ein, „zu welch' Nutzen hat er diese Schriften an sich gehalten, wenn er sie [illegible] am Sterbebette wollte zurückstellen?" — „Damit zwackte er den Andorffer in Niederlaa und preßte ihm von Jahr zu Jahr Geld ab," antwortete der Doktor,

„das war seine Absicht dabei gewesen!“ — „Gott, wie Alles an die Sonn' kommt!“ rief Frau Helene aus. „Daher also des Urrachers Wohlstand, wenn wir And're Mißwachs oder Seuch' hatten. Siehst du, Blasius! Die Gemeinde munkelte immer; aber du hieltest Widerwort und denkst allerorts das Beste, wo doch nichts als heimliche Schelmerei steckt.“ — „Hab' derenwegen Recht, und mancher dankt mir's,“ erwiederte Weichinger seinem Weibe. — Stephan sah vor sich nieder und lächelte; er fühlte einen Blick des Vaters auf sich ruhen. Der Doktor stand auf und schloß mit bewegter Stimme: „Was soll ich Euch sagen, wie mir zu Muthe war, als ich plötzlich eine Witwe und eine Waise, die ich seit Jahren in Armuth und Noth gekannt, durch ein Testament meiner eigenen Feder so wohlhabend werden sah? Jung ward ich!“ rief er mit hohem Tone, — „jünger ward ich um 30 Jahre und so hat kein Student sein Pferd je geritten, als ich zurückflog mit den Papieren“ — er hielt inne. Eine schwere, lautlose Pause — sein Vortrag war ungemein anschaulich. „In Schweiß und Wallung komm' ich nach Hause — fort ist die Brieftasche! — alle Taschen — alle Falten — links — rechts — fort ist sie! Starrer Marmor bin ich,“ bebte es von den Lippen des lebendigen Erzählers, und alle Gesichter wurden blaß, die ihn mit hingerissener Phantasie umstanden. „So fällt ein Nachtwandler von der schwindelnden Thurmspitze — der kurze Traum war vorbei! Die Familie Kaub hat zum zweiten Male nicht länger als ein paar Stunden lang ihr rechtmäßig' Eigenthum besessen! Was hilft Urracher's testamentarische Aussage? Jeder Advokat stößt sie lachend um; ich muß das verstehen. Es kann ja Lüge sein. Boswillig Groll gegen einen Feind — ja, ja, die Papiere! Nur sie! sie allein! und fort waren sie! — Natürlich zeig' ich sofort den Verlust an, es läßt mir nicht Ruh' und Rast, ich reite gleich heute heraus die Ge-

gend darauf aufmerksam zu machen — aber mit welchem Schatten von Hoffnung! Wer die Brieftasche fand, der behielt das Geld und warf das unverständliche Geschreibsel in's Feuer, — blieb mir ein anderer Gedanke? Wie sollte ein armes Bäuerlein, ein roher Knecht, eine unwissende Magd sonst handeln?" — Der Doktor hielt inne. „Und diese Engel," rief er mit aufflackernder Begeisterung, „diese Engel sind es jetzt — sie geben mir die verlorene Brieftasche zurück, und geben sich selber Haus und Hof damit! Herr des Himmels," — der gerührte Mann konnte nicht weiter. Mutter Helene trocknete sich die Augen, das junge Paar aber stand da, beschämt, verlegen, betäubt von seinem Glücke, verwirrt von seinem Bewußtsein, die Farben flogen wechselnd über ihre Gesichter, kein Blick hob sich von der Erde, nur ihre Hände hielten sich zitternd. Da machte Vater Blas durch die Mitte der Stube ein paar Schritte gegen sie, mit dem Ansehen des Hausvaters stand er den Jungen gegenüber, seine Hände hoben sich, er öffnete den Mund — erwartungsvoll sah und hörte Alles auf ihn — ha ha ha! lachte er plötzlich hell auf, die Stimme versagte ihm, sein Herz zuckte in den hüpfenden Schwingungen der Freude — er konnte nichts als lachen! —

Was das nun ein schöner Sommer war! Selig wie die Engel arbeiteten Stephan und Susanne in ihrem gewohnten Tagewerk dahin, während Doktor Diepold den Prozeß um ihr Gut rasch und glücklich zu Ende führte. Bald zog das junge Brautpaar durch laubbekränzte Pforten unter Musik und Freudensalven in sein stattliches Eigenthum ein; Susanne nahm ihre Mutter mit, Stephan Vater und Mutter. Friede und Freude war mit den glücklichen Menschen und der Kindersegen blühte in ihrem Hause um die Wette mit dem Segen ihrer Gärten und Felder, mit den Blumen und Früchten des wechselnden Jahres. In Frömmigkeit und Gottesfurcht erzogen sie den sprossenden

Nachwuchs. Früh lehrten sie die kindlichen Zungen mit dem Vater- und Mutternamen heilige Worte stammeln; aber keine Bitte in dem schönen Gebet des Herrn sprachen die jungen Eltern ihren Kleinen, ohne Verabredung, innige und andächtiger vor, als die sechste: Führe uns nicht in Versuchung!

Das große und das kleine Loos.

Ein Lebensbild.

1862.

Das groſze und das kleine Loos.

I.

Am Main.

In einer Gartenwirthſchaft zu Niederrad, welches ein Dorf des Frankfurter Territoriums iſt, bildeten die Schenkmädchen eine Gruppe, wie der unbeſchäftigte Augenblick das wohl mit ſich bringt, und unterhielten ſich über die Revenüen des hoffnungsvollen Tages. „Wenn morgen zum Feiertag das Wetter ſo ſchön bleibt," ſagte Lieschen von Gelnhauſen, „ſo machen wir nicht Feierabend unter zwei oder drei Gulden." Mit Verwunderung hörte ihre Nachbarin dieſen kühnen Ausſpruch, da ſie aber ein Neuling war und erſt ſeit ein paar Tagen debutirte, ſo ſchwieg ſie beſcheiden und ließ der Erfahrenen das Wort. „Auch heute kommt's noch," ſetzte Gretchen hinzu, und klimperte mit ihrer Einnahme in der nachläſſig ſichern Stellung eines Menſchen, welcher weiß, was er ſpricht; „'s wird Sabbath heut Abend, die Herren von den Comptoirs werden früher als ſonſt da ſein." Gretchen war ein Frankfurter Kind und mußte ihr Local kennen. „Wie viel haſt du ſchon?" fragte Suſanna von Hanau und that es der Klimpernden mit möglichſtem Anſtande nach. „'S iſt nicht

der Rede werth," antwortete die Gefragte, das schnippische Näschen rümpfend; „hab' ich doch den schlechtesten Posten. Es setzt sich Alles rechts hinunter mit der Aussicht auf den Taunus." — „Du kannst lachen," meinte Lieschen von Gelnhausen zu der neuen Collegin und lehnte sich dem bescheidenen Mädchen vertraulich auf die Schultern. Aber die Frankfurter Eingeborne, minder wohlwollend gegen die Fremde, setzte sogleich hinzu: „Das ist nur für die erste Weile. Mit allen Neuen machen's die Wirthe so. Man gibt ihnen die besten Plätze am Anfang, aber sind sie zugewohnt, so treten auch die Andern wieder in ihr Recht." — „Laß nur, du wirst doch noch reich bei uns," tröstete Lieschen die scheue Anfängerin; aber Gretchen, als wollte sie dieser die Freude ihres Erwerbes vorweg verleiden, fiel schnell dazwischen: „Nicht wahr, einen Batzen bekommst du auch vom Gulden? Bei Schlosser in Offenbach hatten wir sechs Kreuzer." — „Oho, das ist doch frischweg gelogen," vermaß sich die von Gelnhausen; — „es ist ja Musik dort," unterstützte die Prahlerin mit Erröthen ihre Hyperbel, — „das trägt ein! — Guck einmal!"

In diesem Augenblicke verstummte das Gespräch; alle Aufmerksamkeit der Mädchen wendete sich nach dem Eingang. Da kamen zwei Herren Arm in Arm, und hinter ihnen noch einer, der mit dem Guttapercha-Stäbchen in der Luft focht, und dann wieder zwei, welche einen großen Pudel Luftsprünge machen ließen. Alle Fünf schienen zusammen zu gehören, und verhielt sich's so, — dann war das Glück derer gemacht, die sie zu bedienen bekam. Die Herren hielten am Eingang inne und überblickten musternd wie es aller Gäste Brauch ist, die Lage des Raumes, den sie vor sich hatten. Die Schenkinnen standen seitwärts und sahen mit gewannter Erwartung der entscheidenden Wahl entgegen. Endlich trat die Kühnste vor, — es war das Gretchen von Frankfurt, — und meinte mit einer beglei-

tenden Handbewegung: „Hier ist ein schöner Platz!“ — „Zu nahe an der Kegelbahn!“ rief der Guttapercha-Fechter, indem er echauffirt seinen Strohhut lüftete, — „das Bombardement verletzt meine zarten Nerven.“ — „Eben deshalb,“ neckte sein Nachbar. — „Oder hier!“ trat nun auch das Lieschen von Gelnhausen hervor. „Wir lassen uns verloosen!“ schrie der Hinterste. — „Hier, meine Herren!“ sagte Susanne von Hanau; — den jungen Männern machte die Concurrenz Spaß, man lachte von beiden Seiten und verstand eben, wie es gemeint war. „Ich schlage vor, wir schicken den Pudel voraus und stellen uns unter die Disciplin des thierischen Instinctes,“ rief ein Bruder Lustig; aber schon hatte der Vorderste, ein schlanker, hübscher Blondbart, indem er die wetteifernden Mädchen musterte, die Perle unter ihnen herausgefunden. Zu der bescheidenen Fremden trat er heran, faßte sie unter's Kinn und fragte: „Wo ist denn dein Departement mein Kind?“ Das Mädchen schlug erröthend die Augen nieder und wies mit der Hand rechts: „dort unter den Fichten.“ — „Wohlan, da wollen wir unsere Hütten bauen!“ commandirte der Chorführer. — „Sie trinken doch nichts als Aepfelwein,“ murrte das schnippische Gretchen und eilte an einen Tisch, wo ihr geklopft wurde.

Aber die Gute hatte die Rechnung ohne die Gäste gemacht. Die Herren schienen zu großen Depensen aufgelegt. Sie fragten nach „Deidesheimer,“ was ziemlich selten in einer Niederrader Gartenwirthschaft geschieht, und bestellten fünf Flaschen davon. Ja, sie wurden sogar einig, den lieblichen Pfälzer mousirend mit Selterswasser zu trinken und bestellten auch dieses. Die Speisekarte, die seit Menschengedenken in einem ländlichen Frankfurter Gasthaus zwischen Pfannkuchen, Cotelettes und rohen Schinken sich dreht, mußte wenigstens letzteren liefern, und es ist wahrscheinlich, daß man noch mehr aufgewendet

hätte, denn schon ließ eine kühne Stimme das Wort „junge Hühner mit Spargel" erschallen, aber das Ideal blieb, zumal für einen Wochentag, unerreichbar an den Gestaden des Mains.

Die glückliche Auserwählte eilte, mit diesen Aufträgen beladen, von hinnen. — „Ein hübsches Töchterchen," bemerkte der Proviſor, der zuvor an den thieriſchen Inſtinct appellirt hatte. — „Freund Clemens hat einen claſſiſchen Blick hierin," ſetzte der Literat mit der Guttapercha-Fuchtel hinzu. — „Ich habe ſie noch nicht geſehen hier," ſagte der Comptoiriſt Bernold. — „Sie iſt offenbar vom Lande," meinte der junge Medicinala'ſiſtent Dr. Herbert. — „Das wäre Schade!" erwiederte der Literat. — „Wie verſtehen Sie das?" fragte Clemens. — „Ich wüßte nicht, daß ich es überhaupt verſtanden hätte," verſetzte dieſer naiv. — „Deſto beſſer!" ſagte Clemens ernſthaft. „Warum auch ſollte das Volk nicht beſitzen, was es ſich ſelbſt erzeugt? es deutet auf etwas Ungeſundes, entweder in der Organiſation der Geſellſchaft, oder — in unſeren Anſchauungen davon, wenn wir den Bauernſtand nur wie einen Niederſchlag betrachten, von dem alles Feinere nach oben aufperlen müßte." — „Mit Ihnen ſtreite ich nicht," verſetzte der Literat; „ein Mann, der auf dem Punkte ſteht, das große Loos zu gewinnen, iſt allen Zeitideen um einen Schritt voraus." Dieſe Ausbeugung wurde applaudirt. Der Blondbart lächelte mit den Lachenden, ſetzte aber ſogleich ungeheuchelt hinzu: „Ich wünſchte mich gar nicht daran zu erinnern hier. Ein gutes Glas Wein unter einem ungetrübten Himmel, das ſollte ein unabhängiger Augenblick ſein, ein Genuß für ſich. Auch kann ich Sie ehrlich verſichern, meine Herren, ich hatte den heutigen Ziehungstag glücklich vergeſſen, bis Sie ſo aufmerkſam waren, mich zu dieſem Spaziergange abzuholen. Denn muß ich nicht mit einer Art Scham mir dieſen Spielverſuch verwerfen? Ein

Mensch, welcher spielt, appellirt von seiner Erwerbskraft an das blinde Glück, er ist ein Bettler beim Zufall, ein Pensionär des Ungefährs, an die Stelle des Verdienstes will er das Geschenk setzen. Und ist das nicht demüthigend?" — „Nein," sagte der Literat, „blos consequent. Als ob wir Glück und Zufall nicht allenthalben bedürften im Leben! Spielen wir nicht auf jedem Schritt? Wenn ein Gönner uns fördert, eine Unternehmung einschlägt, ist's nicht Glück? Ja, wer das Frankfurter Loos gewinnt — wird's ihm denn rein geschenkt? Hat er nicht neunzig Gulden dafür gegeben, und ist diese Summe nicht auch ein Preis seiner Thätigkeit? Aber freilich, im Unverhältnißmäßigen zwischen Einsatz und Gewinn läge der Begriff des Spieles. Als ob wir nicht überall ausgingen auf dieses Unverhältnißmäßige! Mit derselben Thätigkeit eine stets wachsende Rente zu erzielen, ist das Programm unserer ganzen Civilisation. Und gelänge es nur eine Maschine zu erfinden, die einen Werth von neunzig Gulden zu einem Werth von einmalhundert siebenundachtzigtausend Gulden steigerte, — wie erwünscht wäre uns diese Maschine! Was Sie Verdienst nennen, ist eben ein Ding, welches ohne die Gunst der Conjunctur gar keine Existenz gewinnt; aber entgeht oft genug dem Verdienste sein natürlicher Preis, so ist's nur billig, nicht beschämend, wenn das Glück uns in anderer Weise entschädigt."

„Sie sollten Missionsprediger in Homburg werden," scherzte Clemens, „übrigens — etwas Wahres liegt darin und das mag ich wohl gefühlt haben, als ich dem Sohne Abrahams sein Loos abnahm. Ich war, wie Sie wissen, mit freier Station nach Frankfurt gekommen, um ein Engagement in einer Buchhandlung ersten Ranges anzutreten. Die Sache zerschlug sich an unerwarteten Familienereignissen und ein kleines Abstandsgeld trat an die Stelle geträumter Hoffnungen. Etwas übel gelaunt, kam ich in meinen Gast-

hof zurück, da trat der Versucher heran. Er präsentirte mir ein ganzes Loos zur Ziehung der letzten Classe. Eben das Gründliche an dieser Verschwendung reizte mich. Ich erinnerte mich, daß meine sonstige Solidität schon längst die Nemesis herausgefordert haben müsse, wollte ich mich auf einmal im Pauschale mit ihr abfinden, so schien der Augenblick günstig. Da warf ich dem Schicksals-Colporteur meine Entschädigungssumme hin — es war fast das Ganze — und dachte nicht weiter daran. Blos Herr Bernold, mein näherer Umgang, wußte davon. Hat er weitere Theilnahme dafür erregt, so that er mehr als ich selbst. Ich vergaß die Sache mehr und mehr. — Aber wo bleibt unser Souper?"

„Oho!" rief der Provisor, „man hört, daß Sie kein Frankfurter sind. Unsere reichsstädtische Gemächlichkeit überstürzt sich in Nichts. Und vollends unsere ländlichen Restaurateurs, wohl wissend, daß Ugolino erst am neunten Tage verhungerte, denken menschlich genug, uns schon am achten das Bestellte zu liefern." — „Es ist wohl auch nur die Sehnsucht nach seiner kleinen Odaliske," bemerkte Bernold. — „Sie irren, mit Ihrer Erlaubniß," warf der Literat ein, „in dem Augenblicke, wo unserem verehrten Freund ein Californien aus dem Loostopfe zufällt, wird er sein Herz für eine höhere Wahl sparen, als für ein Schenkmädchen von Niederrad. Nehmen Sie Ihre Induction zurück." — „Mindestens," sagte Bernold, „wird ein Mann, welcher Sinn und Gefühl für Familienleben hat, nicht erst dem langsamen Schaffen der Natur zusehen wollen, wenn er mit Einem Sprung in die glückliche Lage kommt, das Fertige und Vollendete seinem Wunsche anzueignen." — „Wie alt mag das zarte Geschöpfchen sein?" warf der Provisor die Frage hin. — „Vierzehn, höchstens fünfzehn," meinte der Literat achselzuckend, „ich glaube kaum, daß sie schon im Ovid orientirt ist. Was sagen Sie Doctor? Habt Ihr Herren von der Diagnose nicht

auch hier?" — „Da leuchtet der Taunus wieder wie eine blaue Perlenschnur," rief Clemens, in diesen Gang des Gespräches abspringend dazwischen und nahm eine hingebende Stellung zu dem schönen Bilde. „Man kann doch nichts Edleres sehen, als den sanften Schwung dieser Höhenlinie; Amor, der Landschaftsmaler, hätte mit seinem ästhetischen Finger die Contur nicht glücklicher entworfen!" — „Das muß wahr sein," bestätigte lebhaft der Doctor, „alle Maler sagen das Nämliche, wenn auch nicht so schön und schwärmerisch wie Sie." „Amor spielt nun einmal den Principal seiner Phantasie in dieser Stunde," bemerkte der Literat lächelnd; er hätte gerne die Unterhaltung auf den vorigen Punkt zurückgeführt. Aber der angeregte Heimatsstolz der Genossen war stärker, und der Provisor setzte hinzu: „In der Morgenstunde sollen Sie ihn erst sehen, wenn die gegenüberstehende Sonne direct auf die ganze Berglehne fällt, wenn Königstein, Falkenstein, Eppstein, Kronberg und all' die verwitterten Burgen und modernen Bad-Anlagen ihre deutlichste Räumlichkeit zeigen und jedes Hüttchen und jeder Baum genau unterschieden wird." — „Ich zweifle," entgegnete Clemens dem prosaischen Realisten, „daß diese Partien an Zauber gewinnen durch eine solche Beleuchtung. Meinem Gefühle sagt der gegenwärtige Effect besser zu, wo das ganze Gebirge unter der Sonne liegt. Sehen Sie einmal hin! Der westliche Strahlenregen, der schräg zwischen uns und dem Bilde jetzt einfällt, verhindert, indem er das Auge blendet, die Wahrnehmung alles gemeinen Details. Das Zurücktreten der Einzelnheit hebt die bedeutsame Fülle des Ganzen. Größer wird der Berg und imposanter, wie er so dasteht in seiner verschleierten Bläue, wie unter einer krystallenen Glasglocke — sein eigenes Ideal! Was jetzt wirkt, das ist die Masse, die sich selbst vertritt, die wunderbare Schönheit der Form, übergossen von dem

Anhauch einer Lasur, die wie ein Vorhang von Sonnenstäubchen all' die zerstreuenden Localllichter dämpft in einem einzigen glühenden, großartig dunkelnden Farbenton." — „Und dieser Schatten," fuhr der Doctor fort, „dieser heiße, dunstige Rauch — haben Sie es schon bemerkt — nimmt beim Sonnenuntergang einen purpurnen Ton an, eine Tinte sag' ich Ihnen, von wärmstem, zartestem Violett. Der Taunus gibt dann in Wahrheit die vollständige Illusion eines südlichen Bildes. Ich mache Sie darauf aufmerksam, wenn es Abend wird." — „Ich zweifle," sagte der Provisor, „daß uns heute das Schauspiel erfreuen wird. Hinter Kronberg, mein' ich, zuckt eine elektrische Wandwolke, ich sehe schon lange ihren oberen Saum; auch kreiseln einige Wirbellüftchen, wie Sie merken, von Zeit zu Zeit über den Sand; — es ist möglich, daß wir ein Gewitter bekommen."

In diesem Augenblicke brachte die junge Aufwärterin die bestellten Getränke. Ein großes Theebrett, mit Flaschen und Gläsern überladen, machte dem Kinde hinlänglich Mühe, es mit Vorsicht heranzutragen. Clemens sprang auf, die kleine Hebe zu unterstützen. Sie erröthete verwirrt und verdoppelte Eifer und Anstrengung. Die Artigkeit verkennend, hielt sie es für Mißtrauen in ihre Kraft und Geschicklichkeit, und am Tische angelangt, zeigte sie um so mehr die kundige Meisterin. Sie stellte Flaschen und Gläser mit Gewandheit in eine geschmackvolle Ordnung und versäumte dabei nicht, jeden Gast zu seiner rechten Hand zu bedienen. Clemens wandte kein Auge von ihr. In all' ihrem Thun und Lassen sah er das reizende Gemisch eines weiblich-natürlichen Tactes, verbunden mit jener kindlichen Anmuth und Originalität, welche die Handgriffe noch nicht maschinenmäßig entgeistert hat. Die Genossen ihrerseits verwandten eben so wenig den Blick von ihm. Sie sahen, wie er mit Hingebung ihre kleinsten Bewegungen verfolgte,

wie die ganze Seele in sein Auge trat und alle Züge das Echo seines Innern waren — und bedeuteten sich es wechselweise mit schalkhaften Winken. — „Ich komme wieder," sagte das Mädchen, denn noch fehlten die Speisen. — Sie eilte fort. — „Es ist wahr, daß es Schade ist, und Schade, daß es wahr ist," nahm der Literat das Gespräch wieder auf; „ich kann es nicht anders sagen. Der kleine Dorfengel ist nicht gemacht für Vetter Michel, es sei denn, daß ein Mann, der Kaiser und Chinese zugleich ist, den Pflug fuhrt." — Clemens saß da wie geistesabwesend, den Blick in sich selbst gekehrt. Plötzlich fuhr er auf, als fiele ein Nachhall des Gesprochenen erst jetzt in sein Ohr. „Was meinen Sie da? Ja, ein Chinese steigt herab in diese Regionen, aber ein kaiserlicher! Wollten Sie etwas Drolliges sagen? Sie haben was Erhabenes gesagt! **Du rudicule au sublime il n'y a qu'un pas!**" Die Freunde sahen sich verwundert an. Clemens wurde roth, er merkte, daß er etwas Auffallendes gesprochen. Mit einer Hast entpfropfte er die Flaschen, füllte die Gläser, mischte den mousstirenden Brunnen bei und forderte allseits auf, anzustoßen. Da klang es lustig in der Runde und mit kräftigen Zügen wurde das erste, erquickende Glas geleert. Jetzt brachte die Kleine auch von den Speisen. — „Sage mir, wie heißt du, mein Kind?" fragte der Doctor und nahm das Mädchen freundlich bei der Hand. — „Aennchen." — „Und wo bist du zu Hause?" — „Im Rheingau." — „Ach, eine Rheinländerin!" rief der Literat; „Aennchen vom Rheingau soll leben!" Die jungen Männer füllten der kleinen Gefeierten ein Glas, schenkten sich selbst ein, Aennchen that Bescheid und lächelte treuherzig dazu, wie zu einem Spiele. Auch Clemens stieß an mit ihr, aber bestürzt von seiner vorigen Zerstreuung, wagte er kaum aufzublicken. Er blieb ernst und nachdenkend, und bald schlüpfte das Kind fort, da die Män-

ner, welche kopfschüttelnd ihren Freund beobachteten, nicht länger es hielten.

„Der Maler! der Maler!“ rief plötzlich der Proviſor, das Geſicht zum Eingang gekehrt, und ſein Pudel ſprang in freudigen Sätzen dem Ankömmling entgegen. — „Wie erhitzt er iſt! Wie er glüht und Luft ſchnappt!“ bemerkte ein Anderer. — „Das große Loos bringt er!“ rief Bernold. — „Stille!“ — „Ich ſage dir“ — „Kein Aufſehen!“ — „Ich ſage dir“ — „Stürzt ihm zu Füßen! er hat's“ — „Keine Witze, meine Herren!“ — „Ich ſage dir aber“ — „Nun, was ſagſt du denn?“ forderte Clemens im Wirrniß der Stimme den Freund auf. — „Ich ſage dir, ich habe ihn in der That veranlaßt, nach der Ziehung uns abzuholen, wenn er Glück bringt.“ — Da wechſelte Clemens die Farbe und ſah ſich im Kreiſe um, ob ſich kein Lächeln eines verabredeten Scherzes verrathe. Aber Alles war ernſt, wie im wichtigſten Augenblicke und ſah voll Spannung der Haſt des Ankömmlings entgegen. Und wirklich flog dieſer mit allen Zeichen der Aufregung den Mittelgang des Gartens herab, riß den Strohhut von der glühenden Stirn, ſchüttelte ſich heftig die ſchwarzen Locken aus dem Geſicht und that mit dem ſeidenen Taſchentuche ein paar ungeſtüme Schläge gegen Bruſt und Wange. — „Da bin ich!“ rief er, und überſtürzte den Pudel, der wedelnd zu ihm hinaufſprang; — er zog die Uhr: „zwanzig Minuten von der Fähre bis hierher“ — und gierig griff er nach dem nächſt beſten Glaſe. — „Was fällt dir ein!“ rief der Doctor und entfernte es raſch von ſeiner Hand; „ſag' uns vor Allem“ — Verſteht ſich!“ ſtieß der Maler heraus und athmete tief. — „Wirklich? Einen Haupttreffer?“ fragte es aus Einem Munde. — „Den Haupttreffer!“ betonte der Gefragte und warf ſich ohnmächtig auf einen Stuhl. — „Reden ſie im Ernſte Freund!“ ſagte Clemens mit jener Faſſung, welche ein gepreßtes

Herz mit einem ruhigen gemein hat. „Eine solche Täuschung hieße kein Scherz," antwortete Jener, noch immer kurzathmig. Da trat eine lautlose Pause ein. Alles sah sich einander an und schwieg. — „Ist's möglich!" träumte Clemens vor sich hin. — „Gratulire!" sagte der Maler mit classischem Lakonismus. — „Gratulire! Gratulire!" jubelte es jetzt aus allen Kehlen; wie ein neuentdecktes Schlagwort wiederholte Jeder, was sein sprachloses Erstaunen zuerst entfesselte, und die vier Sylben wurden canonisch zu Tode gesagt. Clemens aber, von der Thatsache nun überzeugt, sagte nicht mehr: Stille! kein Aufsehen! keine Witze! er sah längst, wie er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden, und wie es im Garten von Mund zu Munde ging: „An dem Tische dort ist's große Loos gewonnen" — aber er fühlte auch, daß der Glückliche eine öffentliche Person sei, und daß die Gunst Fortuna's so wenig, wie die Gunst der Musen oder des Mars, ihren Liebling zu verbergen liebe. Mit edler Offenheit ließ er dem Jubel seinen Gang, und als nun hie und da von den Tischen manch ehrlicher Sachsenhäuser Proletarier herankam, und ihm die biedere, schwielengeschmückte Hand glückwünschend bot, da sagte er laut, daß es Jedermann hören konnte: „Meine Freunde, wer seine heutige Rechnung zu der meinigen machen will, der ist eingeladen. Ich werde sogleich mit dem Wirthe Rücksprache nehmen, daß er mir Ihre Posten in einer gemeinsamen Note in's Haus schickt. Ich danke Ihren theilnehmenden Wünschen allerseits." — Der Garten widerhallte von Applaus nach diesen Worten. Arbeiter und Taglöhner ergriffen mit anständiger Herzlichkeit den willkommenen Genuß und selbst mittlere Bürgersleute sagten unter einander: „Mer könne's uns ja gefalle lasse." — Clemens sah mit Vergnügen, wie die erregte Stimmung durchaus jene wohlthuende Grenze hielt, wo die Freude

über das Glück eines Andern den Menschen adelt, nicht erniedrigt, wo man sich hingibt, und nicht sich wegwirft. Gern stieß er mit jedem Einzelnen an, der ihm ein herzliches Prosit bot, und als der echauffirte Maler unter Gelächter mit einem leeren Glase Bescheid that, da strich er dem Freunde sanft über die Stirne und tröstete: „Armer Tantalus! Dieses hohle Theaterglas will ich mit einem reellen Heidelberger Faß vergüten!“ — Aber des Bleibens war nun nicht länger. Die rasch geleerten Flaschen hatten ihre heure Schuldigkeit gethan, und von den Speisen zu berühren, blieb Jedem unmöglich. Der verwunderte Pudel hielt seinen Ehrentag unter dem saftigen Schinken, während die freudig Aufgeregten nur des geistig Flüssigen genießen konnten. Man brach auf. In die Hände des Schenkmädchens leerten die Freunde ihre Portemonnais; Clemens traf mit dem Wirthe die nöthige Abrede wegen der Freizeche. Und als nun der Glückliche mit seinem Gefolge dem fröhlich geräuschvollen Gartenraum entschwand, da blieb Niemand hinter ihm zurück, der nicht vom feurigsten Lob überfloß, und manch' zarteres Herz bedauerte vielleicht, der jugendlichen Wohlgestalt nur mit Blicken folgen zu können. Jener aber, unbewußt der Triumphe, die er verließ, schritt mit leicht beflügeltem Fuße in's Leben aus wie in einen einzigen Triumph. In der Mitte des Frankfurter Stadtwäldchens ließ die begeisterte Genossenschaft ihre hellen Stimmen erschallen, und die elektrische Wolke über dem Taunus begleitete den Freudengesang mit leisem, dumpfwühlenden Donner!

In der Nacht hatte sich ein Gewitter entladen. Entzückend strahlte die Morgensonne in der geläuterten Bläue. Clemens war schlaflos geblieben. Die Aufregung der äußern und innern Natur hielt seine Lebensgeister gespannt und tummelte wie feurige Rosse die Sinne des Wachenden. Jetzt erfüllte der Tag sein blendend reines Gemach und

die Ruhe kam über ihn, die versöhnliche Gabe Aurora's, welche die wildesten, wie die süßesten Störungen des Lebens ausgleicht mit demselben Maße nachwirkender Müde. Aber die einfallende Sonne rückte vor und ergriff endlich wie ihre schrägwandelnde Säule jede Spalte durchglitt, den schönen, schlummernden Kopf auf dem abhängigen Kissen. Da schlug Clemens die Augen auf. Heilige Magie des Lichtes! Das Gebrüll bombenspeiender Batterien duldet den Schlaf, aber der leise Strahl lockt den empfindlichen Nerv und reizt ihn zum Leben. Noch rang der Erwachende einen Augenblick um sein Bewußtsein. O süße Mühe des Glücklichen, sich eines Daseins zu besinnen, das von allen Sorgen filtrirt ist, wie dieser glänzende Morgenhimmel selbst von den Schwefeldünsten des nächtlichen Ungewitters! — Munter sprang Clemens vom Lager und vollendete rasch seine Toilette. Dann öffnete er das Fenster und legte sich den ganzen Duftstrom des Gartens an die leichtathmende Brust. Die Vögel jubelirten wie außer sich im jungen Sonnenschein, und drüben in der Stadt ertönte der feierliche Gang der Domglocke, welche einem katholischen Festtage läutete. Clemens überlegte, wie der schöne Tag mit den Freunden von gestern zu genießen sei. Da hörte er rückwärts an der Hausthüre die Glocke seiner Etage ziehen. Das Mädchen eilte von ihrer Kaffeemaschine, welche das ganze Haus durchwürzte, hinab, und bald vernahm er die wohlbekannten Stimmen und hörte die Tritte der Hastigen seine Treppe erstürmen. Sie waren es alle. Clemens erinnerte sich jetzt, daß man gestern verabredet, sich abzuholen. — „Schon gefrühstückt?" — „Ja" — „Nein" — „Zum Theile" — „Im Fluge" — „Anarchisch." — „Wie geschlafen?" — „Gut" — „Schlecht" — „Zerstreut" — „Phantastisch" — „Gar nicht." — „Den Wasserschlag gehört?" — „Den Regenbogen bei Sonnenaufgang gesehen?" u. s. w. So gingen

die ersten Fragen und Antworten hin und wieder. Der Medicinalassistent fühlte Clemens scherzhaft den Puls. „Der liegt begraben unter einem Chimborasso von Mückenstichen;“ seufzte dieser, „die kleinen Drachen waren wie rasend, als wir aus dem Wäldchen in die wiesige Ebene des Sandhofs kamen.“ — „Du gabst ihnen aber auch frei Quartier bis zum Excess in deiner Glückseligkeit,“ warf ihm Bernold vor. — „Wenn Sie nur keine tiefere Wunde davon getragen,“ bemerkte der Literat, um sein Thema nicht lange unberührt zu lassen. „Was macht Ihre Flamme von gestern?“ Clemens sah den Sprecher überrascht an; das Mädchen war ihm nicht wieder eingefallen. „Daß man so veränderlich ist!“ gab er mit Clavigo's Seufzer zur Antwort. „Wenn man beständig wäre, wollt' ich mich verwundern,“ sagte der Literat als Carlos erwiedernd. „Uebrigens lassen Sie sich das kein Haar krümmen. Der Probestein für die Echtheit unserer Wünsche ist das Eintreten einer Lage, in der wir sie befriedigen könnten. Dieses Haus möchtest du kaufen — jenes Mädchen würdest du heirathen — sagt man sich wohl in einer Beschränktheit, die von Beiden weit entfernt ist. Fallen diese Schranken, dann lautet's ganz anders. Der Steinhaufen wäre dir im Ernste dein halbes Vermögen werth? — Das Kindeslächeln könnte dir wirklich auf eine Lebensdauer genügen? Und hinaus in's Weite schweift's, ehe das Herz die Fesseln der Nähe sich anlegt.“ — „Diese Reflexion ist so grau wie ein November-Abend, und um so verdrießlicher, je wahrer sie ist,“ antwortete Clemens. — „Ich wäre schnell entschlossen,“ meinte der Provisor, „vor allem Andern etablirte ich eine großartige Buchhandlung.“ — „Das werd' ich bleiben lassen,“ sagte Clemens. „Wer die Schäden des deutschen Buchhandels kennt, der schmeichelt sich nicht, mit vereinzelter Kraft dagegen anzukämpfen. Weit glücklicher, dem alten Schlendrian Valet sagen, als sich noch tiefer

einlassen mit ihm. Ich bin ein Bauernkind, meine Herren, und eine geheime Vorliebe für das Landleben hab' ich wohl nie überwunden. Ein frohes, erquickliches Gütchen, das wäre so mein Geschmack." — „Da mußt du nothwendig mit mir nach Hamburg," sagte Bernold, der dort zu Hause war; „in Holstein oder Mecklenburg findest du dein Ideal, wie in keinem der deutschen Länder." — „Hm!" warf der Literat ein, „Sie müssen doch wissen, um wie viel geringer die Bodenrente als die Handelsrente ist. Ueberhaupt spielt der Urproducent die mißlichste Rolle im modernen Weltalter. Davon kann ich reden als Literat. Kein deutscher Schriftsteller ist je reich geworden durch sein Urproduct, wohl aber manch' deutscher Buchhändler ward es durch den Verlag. Denn das Capital, wohlorganisirt und solidarisch von Haus aus, überflügelt allenthalben die naturwüchsige Freiheit des Einzelnen. Natürlich ist es z. B., daß ich über die Zeit berichte, wenn etwas vorgeht in der Zeit; Setzkasten und Presse sind meine Diener dazu. Aber das Verhältniß hat sich allmälig umgekehrt; meine Herren sind sie jetzt und zwingen mich, die Zeitung des Tages zu füllen, auch wenn die Zeit des Tages leer blieb. Leitende Gedanken muß ich haben, auch wenn sie in höheren Regionen still stünden; würzhafte Vanille muß das tropische Feuilleton treiben, auch wenn wir an den Nordpol verschlagen wären und das Rennthier selbst kein Moosspitzchen mehr aus dem Schnee kratzte. Eben so geht's in Büchern, Lexiken, Magazinen, Uebersetzungen, Texten zu Bilderwerken, deren Typen das Capital irgendwo erstanden hat u. dgl. Sie alle bestellen sich die Literatur, die sie wollen, nicht die der Literat will. Will ich einen Lorbeer pflanzen, so zwingt mich mein Grundherr, Kartoffeln zu stecken. Grundherr aber ist der Kaufmann und der Producent sein Hintersasse, hier wie überall, in einem Falle wie in allen." — „Doch nur,

wenn der Producent ohne Capital arbeitet," bemerkte Clemens. „Brauch' ich meine Ernte nicht im Halm, meinen Wein nicht am Stock zu verkaufen, dann bleib ich auch Herr in meinem Hause und producire mit Luſt, Freiheit und Gewinn. Das Nämliche gilt für Sie. Denn kurz, wenn der Engländer ſagt: Zeit iſt Geld — ſo kehren wir's um: Geld iſt Zeit. Haben wir Geld, dann haben wir auch Zeit, unſer Product zu veredeln, im Leiblichen wie im Geiſtigen. Das iſt wohl auch die Weisheit des Goethe'ſchen Katers: Und wär' ich bei Geld, ſo wär' ich bei Sinnen. Ich vermuthe, das edle Thier war ein proletariſcher Journaliſt und ſehnte ſich herzlich, einen gediegenen fünfbändigen Roman zu ſchreiben. Wohlan, dazu kann Rath werden, mindeſtens für ſeine Descendenz. Ein paar tauſend Gulden, denk' ich, ſollen Ihnen für's Erſte wohl Luſt machen, ein wenig zu Sinnen zu kommen. Meinen Sie nicht?" — „Für dieſen Preis," lachte der Literat, „laß ich mir den octroyirten Ahnherrn aus der Hexenküche ſchon gefallen. Ich wußte nicht, daß die Beſtie Vermögen hat und bin ſehr erfreut, ſie zu beerben." — „Sie entſchuldigen, daß ich mich ankleide," wendete Clemens ſich zu den Andern, „wohin wollen wir eigentlich? Wir haben zwei Feiertage vor uns. Das gäbe' einen größeren Ausflug. Was denken Sie dazu?" — „Was mich betrifft," ſagte der Proviſor, „ich rangire mit den Barbieren und Droſchkenpferden in jene Kategorie von erſchaffenen Weſen, für welche der Sonntag nur darum ſo heißt, weil auch an ihm die Sonne aufgeht. Das Wort hat für uns eine rein etymologiſche Bedeutung, wir verbinden keinen luxuriöſen Nebenbegriff mehr damit ſeit dem Augenblicke, da wir aufgehört haben, Fohlen oder Primaner zu ſein. Das bitt' ich, in Bezug auf meine Perſon zu berückſichtigen. Es war nur ein weißer Rabe, daß ich geſtern Nachmittag blau machte; ſchon heute trag' ich

wieder den Schlepp der ‚segensreichen Himmelstochter" — und nun vollends zwei Tage zu schwänzen — das Beispiel wirkte demoralisirend bis in's zehnte pharmaceutische Glied. Die Nachwelt würde irre an mir."

„Hm," sagte Clemens, „ich lese im Frankfurter Journal fast täglich frequente Apotheken in Nassau, in der Pfalz, in Hessen u. s. f. aus freier Hand zu verkaufen. Was wird denn so eine landstädtische Officin kosten? Wie wär's, wenn Sie eine derartige Acquisition machten? Sie hätten doch Lust dazu?" — „Das gäb' ein Leben!" rief der Provisor, „ich würde meinen Kunden das Sterben um so leichter machen!" — „Gemach," erinnerte der Medicinalassistent, „Ihr Herren seit doch nur die Windmühlen, die von uns ihren belebenden Hauch erwarten. Es kann hier vom Sterben die Rede nicht sein, ohne meine Facultät; schlechterdings nicht! Ich muß Nachdruck darauf legen." — Clemens wendete sich von seinem Spiegel zurück. „Sans gêne, meine Verehrten," sagte er, „immer verständigen Sie sich über Ihre würdigen Pflichten. Aber aufrichtig, es wird mir nicht ganz wohl in Ihrer Nähe. Auch Sie, Herr Doctor, werd' ich mit passender Gelegenheit ein wenig verbannen dürfen — nicht wahr? Wohlan, suchen Sie sich im Taunus, oder an der Hardt, oder wo Sie sonst wollen, das Heilbrünnlein aus, das Ihrem Kennerblicke am meisten auflösend zu wirken scheint. Etabli en Sie, gleich Ihrem schätzbaren Berufsverwandten hier, Ihr eigenes — Typhonium, um mich eines gewählten Ausdrucks zu bedienen, anstatt daß Sie Ihre Badegäste jetzt auf fremde Rechnung verewigen. Ich schätze mich glücklich, meine Herren, Ihren menschenfreundlichen Zwecken meine Mittel zur Disposition zu stellen." — „Sie sollen leben!" riefen Doctor und Apotheker wie aus einem Munde. — „Bedenken Sie wohl, was Sie da sagen!" erwiederte Clemens sich ver-

beugend. „Ich fürchte, Sie sprechen einen Wunsch aus, dem Sie Ihre theuersten Gewohnheiten zum Opfer bringen. Es ist wirklich zu viel," setzte er bescheiden hinzu. — Der Maler half ihm die Halsschleife knüpfen, wozu er eine besonders schwunghafte Hand hatte. — „Ihre liebenswürdige Kunst," sagte er diesem, „wird mir noch edlere Dienste leisten, wie ich zu hoffen wage. Sie sagen doch zu, wenn die Räume meiner künftigen Hütte einst Ihre verschönernde Hand in Anspruch nehmen?" — „Ich diene mit Vergnügen," antwortete der Maler, „versprechen aber kann ich selbst für die nächste Stunde nichts." — „Wie verstehen Sie das?" fragte Clemens aufmerksam. Der Maler schien ungeneigt, Rechenschaft zu geben; der Literat antwerte für ihn: „Ach, ich dachte, Sie wüßten von der Geschichte. Nun wohl, ich will Sie im passenden Augenblicke bekannt machen damit." — „O, was hat da zu passen!" rief der Maler erröthend; „so gar zart braucht man mich nicht zu schonen. Die Sache ist einfach die: ich liebe die Tochter eines hiesigen Bankiers und bin erhört — nämlich von ihr; der Vater aber stemmt sich dagegen — reicher Mann — armer Künstler — kurz die alte Geschichte. Es stört nur meine Balance in etwas. Ich werfe mich in extremen Entschlüssen umher, selbst an's Auswandern denk' ich. Darum sagt' ich Ihnen nicht unbedingt zu. Es kann sich in jeder Minute Alles verändern mit mir." — „Da wäre es eigentlich," sagte Clemens gedankenvoll, „das Vernünftigste gewesen, Sie hätten das große Loos gewonnen, nicht ich. O diese Großbürger!" fügte er bitter hinzu. „Wenn Sie vom Tonkünstler eine Dedication annehmen, beim Maler ein Cabinetsstückchen bestellen, dem Dichter einen thée littéraire geben, dann schmeicheln sie sich, sie haben die Mission des Capitals dem Talente gegenüber erfüllt. Gönner der Kunst wollen sie heißen, so gut wie der alte Adel, in dessen Bedeutung

sie mehr und mehr eintreten. Ich geb' auch zu, daß ihr Capital arbeiten muß, wie es bürgerlich ist, und nicht so generös sich verschwenden läßt, wie es adelig ist. Aber arbeitet der Künstler nicht? Ist seine Arbeit nicht die Blüte und der geistige Begriff ihrer Civilisation, — so recht ihre eigene bürgerliche Standesehre? Warum hat der Staatsdiener, der Geschäftsmann, und wenn er's nur auf ein paar hundert Gulden jährlich bringt, so namenlosen Credit als Freier ihrer Töchter, und der Künstler, der's am Ende auch so hoch bringt, gar keinen? Unsicherer Erwerb! sagen sie. Ei, wird er nicht eben deswegen unsicher, weil der Künstler ohne Capital arbeitet, weil die Kunst nach Brod gehen muß und gerade dadurch einen guten Theil ihrer Preiswürdigkeit gefährdet? Stellt ihn auf die feste Basis eines Capitals, erlöst ihn von der zudringlichen Schmeißfliege des Bedürfnisses, kurz — verhelft ihm zu der reineren Möglichkeit seiner selbst und seht zu, ob sein Product, das schon jetzt so ansehnlich dasteht, nicht mindestens eben so rentabel wird, wenn ja doch schon gerechnet sein soll, als eure ewigen Pfeffersäcke und Schreibstubenämter! — Verzeihen Sie, meine Herren, ich bin abgeschweift. Ich zähle wahrlich nicht — dem Himmel sei Dank — zu jenen verbildeten Schwärmern, denen das Schicksal einer Idee näher geht, als einer Person. Aber man wird immer von Neuem warm darüber. Ihre Person vergeß' ich wahrhaftig nicht, lieber Freund, sie ist natürlich die Hauptsache hier. Könnt' ich etwas thun! Leider seh' ich, daß ich in diesem Falle nur ein Bettler bin. Indeß, aus dem Wenigen viel zu machen, reizt just das Nachdenken. Und warum sollen wir stupid genug sein, die paar tausend Gulden, die ich daran wenden kann, nicht mit möglichstem Effect zu nützen? z. B. unser literarischer Freund hier schickt in alle Blätter die Ente aus, Sie hätten ein paar hochvornehme Bestellungen

vom Ausland erhalten. Ausland! Das ist schon ein Zauber. In der That refusiren Sie alles kleine Portrait-Geflügel, und fangen, auf meine Kosten versteht sich, einige große Werke an. Noch mehr! Sie brauchen Ruhe zu diesen Arbeiten, noble Ruhe natürlich, und miethen eine imposante Etage in dem Frankfurter Westend: in der neuen Mainzer Straße oder an der Bockenheimer Chaussee. Das ist wieder ein Zauber. Stechen wir dabei einen Gesandten oder Residenten aus — um so besser! Und sagen Sie: ließe sich solch ein Gesandter oder Resident, und wenn er auch nur des kleinsten Staates wäre, für Geld und gute Worte nicht gewinnen, daß Sie einen Ruf an seinen Hof erhielten? Meinethalben retouchiren Sie eine alte Tapete dort — es ist ein Ruf an einen Hof! Das ist der dritte Zauber und der stärkste, will ich hoffen, so lang wir Deutsche nicht ganz aus der Art schlagen. Brechen alle Ruder — dann freilich — nun! dann liegt hinter jedem Versuche noch immer ein weiterer. Die Perspective solcher Romane ist unendlich und wo die Welt mit Brettern vernagelt scheint, da tritt erst die Strickleiter in ihr legitimes Recht, die Entführung und Gretna-Green. — Genug, wir kennen jetzt den Stoff, der uns bis auf den Melibocus*) zu denken gibt. — Treten Sie aus, meine Herren, wann's beliebt."

So schaltete Clemens mit dem großen Loose am ersten Tage seines Glückes. Und doch standen ihm diese Menschen im Grunde ganz ferne. Nur Bernold, der Sohn eines Kaufmanns, oder vielmehr Mäklers aus Hamburg, welcher vor einigen Jahren in Wien condicionirt hatte, war dort mit Clemens bekannter geworden. Er vermittelte

*) Einer der berühmtesten Zielpunkte größerer Frankfurter Ausflüge, eine Höhenspitze des Odenwaldes an der Bergstraße zwischen Frankfurt und Heidelberg.

auch dessen Ruf nach Frankfurt, und hier lernte Clemens jene Freunde als Bernold's Umgang kennen, wie man sich eben kennen lernt im täglichen Leben. Aber das war ihm genug. Kann man sich denn überhaupt kennen lernen — bis zu welcher Tiefe nämlich? fragte sich Clemens. Und wenn der Mensch sein bischen Fußgestell — den Erdball — nur leicht zu ritzen vermag, wer sagt denn, daß es ihm mit dem Kern der moralischen Welt besser gehen müsse? Ja, und strebt er nicht selbst aus dem Ritzchen mit tausend Freuden wieder zur grünen Oberfläche empor? Und wenn die Schatzgräberei der Freundschaft mit einzelnen köstlichen Steinchen lohnt, wird uns denn nicht am wohlsten droben auf der Decke — in der Menschenliebe überhaupt, in der Lust an der ganzen Gattung? Das ungefähr war die Sinnesart unseres Freundes, und mit dieser natürlichen Humanität handelte er jetzt, wie er sonst nur mit ihr dachte. Schnell genug verbreitete sich auch der Ruf einer so wohlthätigen Bewährung. Arme, Ruinirte, Unglückliche, eingebildete und wahre, wallfahrteten von nah und fern zu dem großen Loose nach Frankfurt; vom Oden- und Westerwald, vom Spessart und von der Rhön gab sich der ländliche Pauperismus das Stelldichein in seinem Hause, wie der verkümmernde Kleinhandel, das stockende Gewerbe der nächsten Straße. Clemens half unverdrossen. Größere Summchen gab er gegen bloßen Schuldschein, Beträge zu hundert Gulden selbst ohne diesen. Sein Wohlwollen war nicht zu erschöpfen, nur seine Empfindlichkeit wurde gereizt, wenn ihm etwa zu Ohren kam, daß man diese Freigebigkeit mitunter auch für wirklichen Mangel an Einsicht halten wollte. Es fehlte ihm aber keineswegs an dem Bewußtsein dieses Verhältnisses, vielmehr sprach er es oft mit deutlichen Worten zu Bernold aus: „Die halbe Welt scheint ihren Schwerpunkt verloren zu haben, und sucht ihn bei

mir. Kein Mensch steht mehr auf seinen eigenen Füßen, aber wie ist's möglich, daß ich für Andere stehe? Nur ein Narr könnte sich einbilden, den Kampf mit der verrückten Physik aufzunehmen. Alle Banken Europa's genügten einer solchen Vermessenheit nicht." — Mit dieser Erkenntniß nahm er sich auch allabendlich vor, jede Brücke zwischen dem Ich und Nicht-Ich kurzweg abzubrechen. Aber er bedachte nicht, daß mit dem neuen Morgen sich auch der Lebensborn wieder erneuerte, aus dem er gestern geschöpft, und so fuhr er fort sich selbst zu genügen, indem er's Anderen that. — „Wäre das Geld mein Erwerb," sagte er zu Bernold, „dann hielt ich's schon fester. Aber siehst du, das ist das Demoralisirende des Spielglücks. Ich verlerne noch ganz, mich als ein Ego zu empfinden. Ich zerrinne, ich löse mich auf. Glaubst du nicht, daß etwas Unsittliches ist in meiner Wohlthätigkeit?" Aber solche Selbstanklagen waren schlecht geeignet, den strengen Freund zu beschwichtigen; im Gegentheil, sie brachten ihn erst recht in Verzweiflung. Die humoristische Naivetät dieser Geständnisse raubte ihm alle Aussicht auf Besserung. „Siehst du nicht ein, daß ein Aufenthalt unmöglich ist an dem Orte, wo man das große Loos gewonnen?" wiederholte dieser stets von Neuem statt aller weiteren Ausführungen. „Du wolltest ja mit mir nach Hamburg gehen?" — Aber Clemens hatte die Verabredung mit dem Maler in's Werk gesetzt und alle Hände im Spiele. Er wußte immer etwas, das ihn in Frankfurt zurückhielt. „Uns bleiben noch viel blühende Provinzen jenseits der Loire!" scherzte er gewöhnlich gegen Bernold; „jenseits des Styx!" murrte der Unnachsichtige und legte die Stirne stets in krausere Falten.

Ein halbes Jahr verging so. Clemens überwinterte in Frankfurt; den nächsten Frühling sollte es auf Landkauf ausgeben. Die Zeit dahin vertrieb er sich, den Kauf-

schilling fortwährend zu verkürzen. Es konnte in der That bei gewissen Gelegenheiten scheinen, als ob ihm jede Hand heilig wäre, die ihn nur plünderte. Eine solche Gelegenheit war z. B. diese. Eines Abends im Vorfrühling kam er etwas früher als sonst nach Hause und zwar auf einem Nebenwege, wo er seine Fenster, die nach Rückwärts in den Garten gingen, vor sich hatte. Eines davon war offen. „Hm, das ist doch überflüssig," murmelte er bei sich, „daß man schon so lange jetzt lüftet." Auf der Hausflur befragte er das Mädchen deshalb. „Ich habe längst geschlossen," sagte diese. Diese Zofen behalten immer Recht, dem Augenschein selbst zum Trotz, dachte er bei sich und sagte: „So hat's der Wind gethan!" — Wie befremdend aber war ihm's, als er die Treppe erstieg und Geräusch in seinem Zimmer hörte. Er trat ein, und siehe da — sein Secretär ist erbrochen und eine fremde Person steht im Gemach, die bei seiner Annäherung einen bestürzten Versuch macht, durch's Fenster zu entspringen. „Was ist das!" rief Clemens und hielt den Fremden am Arme. — „Um Gotteswillen, lassen Sie mich!" stotterte der Eindringling und schlug eine Hand vor's Gesicht, während er mit der andern weit ausgestreckt zwei entwendete Geldrollen zurückstellte. Clemens ließ den ergriffenen Arm los; die Stimme entwaffnete ihn, der ganze Anblick that es. Er sah im Dämmerlichte, das die Gestalt noch deutlich umriß, einen jungen Mann vor sich, welchem das Laster mindestens keine tiefere Spur eingedrückt hatte. Sein wohlgehaltenes Aeußere verrieth die Gewohnheiten und den Stand eines Gebildeten, sein bedecktes Gesicht, schien es, war sanft und einnehmend, ein Schatten von innerem Leiden lag darüber. Clemens fühlte mehr Mitleid als Abscheu. Er zog den Armen vom Fenster zurück; dieser mißverstand die Bewegung und flehte mit allen Zeichen der marterndsten Scham: „Schonen Sie

mich! — dürft' ich sprechen — o Gott!" — „Ich will nichts wissen," sagte Clemens erschüttert; er öffnete seine Zimmerthüre und erlaubte dem Fremden mit einer stummen Handbewegung auszutreten. Das Geld aber nahm er nicht wieder zurück, fast heftig wies er es dem Neuigen zu, der noch immer darreichte. Jener entfernte sich. — Nur ein paar Augenblicke später trat Bernold ein, der aus dem Theater kam. — „Was ging hier vor," fragte er, als er die Aufregung seines Freundes und die gestörte Ordnung des Zimmers sah. Clemens erzählte ihm das Abenteuer. „Welches Schicksal mag da an mir vorübergegangen sein!" rief er aufathmend aus der Schwüle dieses Erlebnisses. — „Wie romantisch das deine Sinne gleich anspricht," entgegnete ihm der Besonnene. „Wir leben in einer Handelsstadt, das vergiß nicht. Der junge Mensch ist ohne Zweifel ein Comptoirist, der aus der Casse seines Principals depensirt hatte und nun auf Rath sann. Ei, dachte er, da draußen logirt einer, der Geld zum Fenster hinauswirft; du brauchst ihm nur ein wenig entgegen zu kommen durch's Fenster hinein." Bernold trat an's Fenster. „Wahrhaftig; die ausspalirte Esche ist dem Unternehmen günstig. Geschmeidig klettert sich's da herauf in feinen, gebildeten Lackstiefeletten; man setzt ein Brecheisen aus der Londoner Schule in diesen Falz — errathen! wie Figura zeigt; die Sache macht sich. Wie viel hat sich der junge Herr ausgebeten? Laß einmal sehen!" — „Da ist nichts mehr zu sehen. Es waren nur von den Silberrollen. Mag er glücklich sein damit!" — „Was! du ließest ihm den Raub? Nun, das muß ich rühmen; ich erfreue mich gentiler Bekanntschaften! Nur so fort! Es muß ja kein holstein'sches Landgut sein. Ein Schnittlauchbeet in Sachsenhausen ist auch eine schöne Gegend! Wie weit bist du herunter? wenn's erlaubt ist." — „Ich habe noch bei 70,000 Gulden," antwortete Cle-

mens nicht ohne Verlegenheit. — „Noch immer? Mich wundert's fast. Was doch die Abzehrung eine langsame Krankheit ist!" — „Und wenn du die Procente bedenkst, die gleich bei der Auszahlung von Staats- und Rechtswegen genommen werden; erst zwölf, dann wieder fünf" — „Ach ja, dann hast du geknickt! Eine wahre Schmachtriemenwirthschaft, ich weiß! — Uebrigens läßt sich das Restchen noch verwenden. Und wenn deine zahlreichen Schuldner nicht sämmtlich so leichtsinnig sind, wie ihr Gläubiger, so läßt sich noch immer weiter denken. Aber ein männlicher Entschluß wird dir endlich zur dringenden Pflicht. Was mich betrifft, ich reise nächste Woche nach Hause. Willst du mit? Willst du dir das schöne Weideland in Süder-Dithmarschen ansehen, wovon wir neulich gesprochen? Wenn wir eilen, so entreißen wir's noch der bande noire, die auch unsere geschlossenen Marsch-Güter zu zertrümmern anfängt. Was sagst du?" — „Freilich will ich mit, ohne Frage. Ich bin einer plattdeutschen Existenz zwar nicht recht grün, aber ein wackerer Stamm sind sie doch, diese Friesen und Angelsachsen. Der Südländer kann seine sentimentale Haut schon abstreifen ihnen zu liebe. Verlaß dich darauf, ich packe mit dir." — „Und bis dahin," lächelte Bernold, „willst du ein guter Wirth sein?" — „Ja! ja! ich versprech' es." — „Willst du dich jeglicher Scheere entziehen, die sich an dein Restchen Wolle macht?" — „Die Hand darauf! Keiner, der vom Weibe geboren ist, soll Macbeth schwach finden." — „Wohlan, dann gratulire dir selbst. Schlaf wohl, mit diesem Vorsatz!" Bernold ging. Aber kaum war Clemens allein, so kehrten seine Geister sofort zu der Scene des Einbruchs wieder zurück. Er hatte das Licht schon gelöscht, er war zu Bette gegangen, aber das Bild des jungen Mannes wollte nicht von ihm weichen. Er zerbrach sich den Kopf über alle poetischen Möglichkeiten seines Schick-

fals. Endlich zerhieb er den Knoten und dachte: „das sind sentimentale Hirngespinnste, weichliche Näschereien einer verwöhnten Seele. Bernhold hat Recht. Ueberlaß dich diesem Freunde, kein Mensch meint's redlicher.“ Es war ihm schon längst aufgefallen, daß er allein unter allen Freunden und Fremden nie den leisesten Anspruch an sein Glückgut gemacht hatte. Er bedurfte zwar, so viel er wußte, von Haus aus nichts, aber wer überredet sich nicht, zu bedürfen, wo die Gelegenheit zu erhalten so nahe liegt? Clemens erkannte den Werth eines Charakters, der eben so streng gegen sich, als gegen Andere ist und mit dem besten Vorsatze, ihm zu folgen, entschlief er.

Endlich erschien der Tag der Abreise. Alle Angelegenheiten waren geordnet, Freunde des Andenkens versichert, Schuldner einer möglichen Nachsicht getröstet, und was die Hauptsache ist, manch' Summchen an verschiedene arme Teufel verspendet, die sich in der letzten Stunde noch eiligst an die goldene Quelle drängten. Bernold athmete hoch auf, als er seinen Freund endlich hinter Schloß und Riegel hatte beim Kofferpacken. Aber Schloß und Riegel waren nicht stark genug, daß nicht das Hausmädchen noch geklopft und angesagt hätte, es wolle Jemand Herrn Wellmich sprechen. „Ein Bettler, so wahr ich lebe! Nicht zu Hause!“ fuhr Bernold auf. „Die Vampyre lassen nicht ab.“ — Das Mädchen sah fragend auf Clemens. „Man kann doch nicht wissen,“ sagte dieser, „wer ist es?“ — „Ein alter Landmann.“ — „Ein alter Landmann? In Gottes Namen, er soll herauf kommen.“ Das Mädchen ging. — „Heraufkommen — herunterkommen!“ lachte Bernold bitter, „Ziehbrunnen-Programm! — Die unverschämte Brut“ — „Bst! er klopft. Herein!“ — „Ein Winzer,“ flüsterte Clemens mit geübtem Auge. „Gute Zeit!“ grüßte der Eintretende und sackte bescheidentlich seinen Ulmerkopf in die Seitentasche. „Bin ich recht

hier, den Herrn Wellmich zu sprechen?" — „Ich heiße Wellmich, aber raucht Euer Pfeifchen nur zu Ende, wenn's schmeckt." Der Landmann warf einen vorwurfsvollen Blick auf Clemens und sagte mit Haltung: „Sie denken wohl, es ist gar keine Scham bei uns Bauern, daß ich meinen Duisburger schmauchen soll, das Viertel zu sechs in fremder Leute Stuben?" Clemens lächelte. Der Alte gefiel ihm. Es war ein echtes Weinbauer-Exemplar. Ein gründlicher Humor lag über der ganzen Erscheinung. Die graulichen Locken im Nacken und die vorgebeugte Haltung seiner hohen, schlanken Gestalt schienen eben nur der unvermeidlichste Tribut an die Jahre. Aber sein Mund zeigte noch eine beneidenswerthe Zahnreihe und das jugendliche Roth seiner Wangen, das fein gezeichnete Kinn, vor Allem aber das prächtig klare, schelmische Auge war nicht anzusehen, ohne daß Einem ein heiterer Zug durch die Seele ging." — „Was führt Euch herauf zu mir, Väterchen?" fragte Clemens. „Ei nun," war die Antwort des Winzers, „jeder Mensch geht seinem Vergnügen nach, sagte Vater Töpelmann, als er hinging und sich ersäufte. Mein Gang ist fast nicht viel besser. Sie wollen mir an meinen Engelgruß, mein Weingärtchen mein' ich, weil's mit dem letzten Termine stockt, denn diese Jahre her kamen wir fast ganz vor die Füße. Da faßt' ich ein Vertrauen zu Ihnen und machte mich auf — ich bin vom Wisperthal; — meinem Schwager, dem Salmenfischer, haben Sie ja auch geholfen, dacht' ich; der wär' bald eingethürmt worden der hundert Gulden wegen und war schon ganz in Verzweiflung." — „Wie viel braucht Ihr denn?" fragte Clemens. — „Wenn Sie der Gulden Zweihundert dazu thäten, so" — „Hm! das ist freilich nicht viel; aber sollt' Euch keiner der Euren, meint' ich, diese Kleinigkeit vorstrecken?" — „Uns're Capitalisten? Da käm' ich in des Teufels Küch' mit. Die lauern schon

mit ausgeklemmter Pfote, wenn unsereins aus dem Nest fällt. Da war mein Nachbar — es ist nur des Beispiels wegen" — „Aber seht Ihr denn nicht," warf Bernold dazwischen, „daß Ihr kleinen Besitzer Euch dauernd nicht halten könnt gegen die große Weincultur? Was sollen Euch die Zweihundert? Eine Spanne tragen sie Euch weiter, dann sinkt Ihr doch." — „Das nehm' ich auf meine Kapp'," sagte der Winzer aufgeweckt. „'S wird ein gutes Jahr heuer; die Eich' schlug vor der Esch' aus; ich lasse Fässer binden trotz Einem!" — „Und in Eurem Leichtsinn trinkt Ihr sie selber," murrte Bernold mit einer Anspielung auf die rosigen Wangen des Bittstellers. — „Das muß wahr sein," bejahte der Alte mit einer Selbstzufriedenheit, die ihm prächtig zu Gesichte ließ, — „so wie ich hier stehe, hab' ich meiner Tage noch keinen Tropfen Bier verschluckt. Aber was meinen Sie denn, junger Herr? Es lauft einem zeitlebens Wasser genug in die Schuhe, da heißt's den Kopf warm halten." — Clemens biß lachend Lippen und zog seine Brieftasche. — „Hier Väterchen, nehmt die zweihundert Gulden; Ihr braucht sie mir nicht wieder zu geben. Aber haltet Euch nur sattelfest! Ihr mußt ja nicht lecker lassen — 's wär Schad' für Euch! — In Gottesnamen! Wir haben zu thun, guter Freund, nehmt's nicht übel." — „Na, dann dank' ich auch himmelhoch!" jubelte der Landmann, „und da Sie just so schön packen, so soll's gleich in's helle Freudenmeer hineingehen mit vollen Segeln. Sie verdienen's, 's ist meiner höchsten Seele wahr! — Gute Zeit!"

Der Winzer ging. Bernold schlug etwas lebhaft die Koffer hinter ihm zu und rief aus: „Gott sei Dank, daß wir so weit sind! Bald schütteln wir diese Bettler wie Schnacken von den Kleidern. Das wär' ein Leben! 'S ist ja ein wahrer Flugsand, dieses Landproletariat hier! Und die Weinbauern vollends, die wirthschaften fabelhaft

in der Güterzersplitterung. Wie die Heuschrecken fallen sie den Banquiers in die Comptoirs und hypothecieren d'rauf los, als könnten sie ihre Lappen wirklich behaupten gegen die schönen Arrondissements der Groß-Production. Die Luft im Rheingau macht frei, sagen sie, und merken nicht, daß sie längst unsere Taglöhner sind. — Ah, uns're Marschen! Da sollst du athmen! Da sollst du den Bauer in seiner Herrlichkeit sehen! „„Die ganze Welt ist man Geest““*) — sie haben Recht diese Könige! diese Pflug-Majestäten!“ — In diesem Tone ging's fort, aber Bernold merkte nicht, oder vergaß in seiner Erregtheit, wie unangemessen er das eigene Stamm- und Familiengefühl seines Freundes diesmal berührte. Schweigend nahm Clemens den Arm des Nordländers, mit dem er noch einige Gänge zu machen hatte. Als er aber zurückkam, sagte das Mädchen, der Landmann wäre noch einmal da gewesen, er hätte zu viel bekommen. Er wolle es dem Herrn selbst wieder geben, oder bäte sich aus, wohin er es schicken dürfe. Allerdings hatte Clemens bei einigen Ausgaben auf seinem Gange bemerkt, daß er sich im Papiere vergriffen, und einen Wechsel auf tausend Gulden gegeben; doch sagte er dem Mädchen, es wäre das Letzte, und so ließe er's gut sein; der Zufall möchte seinen Willen haben, — er hätt' es ja auch von dem!

Und noch diesen Abend ging's fort, den Thoren der mächtigen Hansa-Stadt zu.

*) Der Gegensatz zwischen „Marsch“ und „Geest“ ist durchwegs charakteristisch in den Ländern des Nordisee Beckens. Marsch ist im Allgemeinen das neptunische, Geest das vulcanisch gehobene Land; jenes der fette, schlammige Niederschlag des Meeres, dieses der hohe Landrücken mit seinen mehr oder minder sterilen Erdarten. Der Marschbauer an der Meerniederung spricht mit äußerster Geringschätzung von allem Höhenlande hinter ihm, das er sich als „Geest“ ohne Ausnahme unfruchtbar und ausgehungert denkt.

II.

An der Elbe.

Das erste, was Clemens in Hamburg sah, war ein Leichenzug, den die Amtsreiter feierlich zum Dammthore hinausgeleiteten. „Soll ich das für ein böses Omen nehmen?“ sagte er zu Bernold. — „Wie du willst,“ war dessen Antwort. „Aber wenn du erst unsre Friedhöfe auf der Sternschanze gesehen hast, so wirst du das Omen freundlich finden. Das sind Gärten sag' ich dir, trotz — wie heißt sie doch, die Insel der Liebesgöttin? Kurz, nichts ist einladender an schwülen Sommerabenden, als diese Lauben voll Duft, Blumen, Schatten und Heimlichkeit. Mich wundert, daß Heine von den Hamburger Gräbern nicht gesagt hat, man denke hier weit eher an die Erhaltung, als an die Sterblichkeit des menschlichen Geschlechtes. Dazu wimmelt der botanische Garten gegenüber von Nachtigallen — was willst du mehr?“

Und in der That, nichts kann ansprechender sein für den süddeutschen Naturfreund, der mit einigem Vorurtheil in die Niederungen seines Vaterlandes kommt, als der nördliche Theil von Hamburg: die Alster- und Dammthor-Partien. Bernold's Familie hatte schon ihre Sommerwohnung auf Fontenay bezogen, und so lernte der Ankömmling gleich zum Eintritt die nordalbingische Metropole von ihrer reizendsten Seite kennen. Auch fühlte sich Clemens sofort gewonnen für diese Umgebung, und in der besten Stimmung betrat er Bernolds Vaterhaus. Der Sohn war im vierten Jahre von demselben abwesend gewesen. Vater, Mutter, eine Schwester und einige Hausfreunde empfingen den Wiederkehrenden mit der ganzen Zärtlichkeit, welche die Heimat ihren Angehörigen bewahrt. Clemens, der selbst Alles verloren hatte im Leben,

bedurfte einiger Fassung, um diesen Augenblick zu ertragen. Indeß ging es schneller und ruhiger vorüber, als ein verwöhnter Gemüthsmensch vorausgesetzt hätte. Eine Bevölkerung, die fast täglich ihre Knaben auf den Ocean schickt, wie andere auf den Turnplatz, behandelt Kommen und Gehen etwas gleichmüthiger, als der Binnenländer. So stellte sich im Familienkreise bald jenes Gleichgewicht vertheilter Aufmerksamkeit her, in welchem der Fremde sich ein Glied des Ganzen fühlt. „Sie wollen sich also ankaufen in unsern Marschen wie ich höre?" fragte Bernold der Vater. „Ich glaube, meinem Freunde nichts Besseres rathen zu können," sagte der Sohn. — „Das hast du übel gemacht," antwortete Jener mit einem strengen Blick. „Wer einen Rath gibt, wird verantwortlich für die Folgen, und auch der beste Rath kann schlimm ausschlagen." — „Ich werde nie ungerecht sein, noch minder undankbar," sagte Clemens. — „Ich habe nicht so in's Blaue hineingeredet," ergänzte sich Bernold, ich schlug Herrn Wellmich den Polder *) bei Brunsbüttel vor; was sollte schlimm ausschlagen mit diesem Prachtstück?" — „Das hast du noch übler gemacht," tadelte der unerbittliche Hamburger. „Junge, ich denke, du bist etwas vorlaut geworden; was schnackst du in fremder Leute Sachen?" — „Aber Herr Wellmich ist mir nicht fremd, er ist mein Freund und ich sehe nicht ab, warum ich's noch übler gemacht mit dem Brunsbütteler Ankauf?" — „Jeder Rath wird um so übler, je mehr er in's Detail geht,

*) Nicht alles Marschland ist eine freiwillige Naturgabe des Meeres. Es wird größtentheils durch ein äußerst künstliches Deich- und Damm-System dem Wasser abgerungen, und schließlich immer wieder in einen Hauptdeich eingefangen, der es bleibend dem neptunischen Elemente entzieht. Ein solches eingedeichtes Landstück heißt ein Koog, in kleinerem Umfange ein Polder.

denn die Verantwortlichkeit wächst dabei." — Clemens sah hier zum erstenmale die berühmte Bedächtigkeit des niederdeutschen Charakters, und bot Alles auf, den Hamburger auf andere Ueberzeugungen zu bringen. — „Aufrichtig, Herr Wellmich," sagte dieser endlich beschwichtiget, „ich kann nichts einwenden gegen Ihren Plan. Wär' es ein Pflugland, ja, der Betrieb hätte seine Bedenken für einen Fremdling in den Marschen. Man qualificirt sich nicht über Nacht dazu. Aber hier ist von einem Weideland die Rede, von einer Fettgräsung, wie es heißt. Das ist die einfachste Landwirthschaft von der Welt. Sie kaufen auf dem Husumer Frühlingsmarkte das magere, jütländische Vieh, lassen es weiden, ein Stück auf jeder Demath Landes, wie man gewöhnlich rechnet, und verkaufen es auf dem Itzehoe'er Herbstmarkt fett und gemästet wieder. Das ist Alles. Setzen Sie sich dazu einen Inselfriesen als Pfleger auf's Gut, so sind Sie in Händen treu wie Gold, und brauchen für gar nichts zu sorgen. Sie können dann in der Stadt wohnen, wenn das feine Leben Ihnen ein Bedürfniß ist; die Bodenrente fließt reichlich und von selbst in Ihre Casse. Die Hauptsache ist nur, daß Sie die paar Leute, die Sie benöthigen, auf verläßliche Empfehlung hin sich verschaffen, und daß Sie sich das Alter der Weide gehörig nachweisen lassen, denn das Alter bestimmt den Werth." — „Ich höre, daß dergleichen Geschäfte hier durch vereidete Mäkler abgemacht werden," sagte Clemens, „ich würde mich glücklich schätzen, Ihnen Herr Bernold, mein Mandat anbieten zu dürfen." — „Allen Dank für die Ehre Ihres schätzbaren Auftrages," erwiederte der Mäkler etwas im stereotypen Tone kaufmännischer Courtoisie, „aber das geht so nicht, wie Sie denken. Wir haben unsre bestimmten Branchen und greifen nicht über in fremde. Güterverkauf ist nicht meine Branche." — Clemens konnte ein Lächeln über dies Pröbchen reichs-

städtischer Gliederung kaum unterdrücken, und bat mindestens, daß man ihm den geeigneten Mann zu seinem Geschäfte empfehlen möge. „Mißverstehen Sie mich nicht Herr Wellmich," sagte der Mäkler, „aber ich bin aus Grundsatz gegen alle Empfehlungen meinerseits. Indeß möcht' ich nicht ungefällig scheinen, und Sie sind ein Freund meines Sohnes; da werd' ich mir wohl eine Ausnahme erlauben. Doch unterlassen Sie nicht, als Fremder auch anderorts den Ruf des Mannes zu erkundigen, den ich Ihnen empfehlen werde. Es soll Alles in der gehörigen Ordnung vorgehen." — Amen! dachte Clemens bei sich, und wußte nicht, ob dieses Uebermaß von Pünktlichkeit kaufmännisch überhaupt, oder speciell hamburgisch, oder ganz besonders der vorsichtige Charakter seines treulichen Wirthes sei. Doch mißfiel ihm dieser Geist eben nicht; er sah, wie wohl er sich dabei befinde, und vertraute um so lieber die Angelegenheit seinem Freunde. In Kurzem war das Geschäft abgemacht; Clemens fuhr einmal hinab nach Brunsbüttel zu der Kaufformalität, ein andermal nach Husum auf den sogenannten „Magermarkt"; aber weit mehr, um sich die Scenerie überhaupt anzusehen, als um vorzeitige Herrschaft zu üben in den neuen und fremden Verhältnissen. Er nahm vielmehr seinen Aufenthalt in Hamburg und miethete in dem kleinen Elster-Eldorado auf Fontenay eine herzerhebende Wohnung.

Wunderbar gefiel sich unser Freund in dieser ambrosischen Idylle. Blau und lauter perlete ein Tag um den andern über sein Haupt dahin, in stiller, leidenschaftsloser Verklärung. Kein Wölkchen trübte den beständigen Sommerhimmel; der Aether wölbte sich um die Erde wie eine volle, ausgetiefte Bucht: die Flotten der menschlichen Wünsche, schien es, liefen unmittelbar ein in die ferne, überseeische Gottesstadt. Stundenlang lag Clemens in seinem Fenster und schlürfte die süßen, aromatischen Geister

des Blumengartens, der zu seinen Füßen dampfend der Sonnenkraft entfloh, oder studirte die Modulation der Nachtigallen, die rings das feuchte, buschige Gestade bewohnten, oder betrachtete sein geliebtes Meer-Mignon, die Alster, und sah den Schwänen und schwimmenden Segeln zu, oder durch ein gutes Glas den Modellen für Maler und Plastiker, den badenden Gruppen zwischen der Lohmühle und einer Landzunge, der Uhlenhorst. Und wenn dann vom andern Ufer des Sees der Thürmer in St. Georg den frommen Choral: „Nun lobet alle Gott den Herrn," in die Schallwellen des violetten Abendhimmels wie ein Niebelungen-Hort versenkte — dann zitterte wohl auch seine Brust von dem angeschlagenen Tone nach und er betete, wenn nicht in der Holzschnittmanier des altdeutschen Reimes, doch mit Goethe's griechischer Formenschönheit den erhabenen Segen:

„Alle Tage, alle Nächte
Preis' ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich das Rechte,
Ist er ewig jung und groß!"

Aber bald spürte Clemens den Zahn des Zweifels in seinem Gewissen, ob dieses ewig Rechte wirklich der Inhalt seines gegenwärtigen Lebens sei. Wie hätte auch eine gesunde, jugendliche Natur über den ersten Reiz der Neuheit hinaus in der Verführung dieser Muße befangen bleiben können? Der Jahrestag seines Glückes kam zurück, und wenn Clemens ohne Reue an die verschwendete eine Hälfte seines Gutes denken mochte, so betrachtete er nicht mit gleicher Nachsicht die Verschwendung seines Lebens, wozu die gerettete andere Hälfte ihn einlud. Das väterliche Landleben war sein Ideal; aber heute besaß er Land und wohnte in der Stadt. Nicht er arbeitete, die thierische Verdauung arbeitete für ihn: wie beschämte ihn diese Basis seines Lebens! So sollte es nicht gemeint sein. Das lag

weder in seiner Neigung noch Absicht; er fühlte, daß das nicht seine eigene Form sei, sondern daß er sich nach einem fremden Begriffe hatte fashioniren lassen — zum Rentier. Aber nahm auch seine Umgebung, die öffentliche Meinung, der Staat, kein Arges an dieser Lebensform, so ward ihm doch deutlich, daß der Codex der Gesellschaft noch lange nicht das Ganze der menschlichen Moral erschöpfte; mindestens er konnte nicht jene glückliche Unbefangenheit gewinnen, die getrost das Unsittliche, als das blos Unpolizeiliche sich genügen läßt. Oder welche Macht verhängte über ein Leben voll wirklicher Unschuld jene marternden Strafen der Langweile, des Spleens, der innerlichen Verödung und Verzweiflung? Clemens ahnte etwas von der furchtbaren Gewalt dieser unsichtbaren Sittenpolizei. Er nahm zu den Studien seine Zuflucht. Zur Zeit, als er noch gefesselt im Buchladen stand, war er ein eifriger Pfleger wissenschaftlicher Lectüre, und brachte ihr die ungewöhnlichsten Opfer seiner Bequemlichkeit. Er hielt es für Pflicht, daß jeder Kaufmann sich die möglichste Waarenkunde seines Faches erwerbe, und konnte sich nie darein finden, daß es im Buchhandel allein sein Abkommen davon habe. Was ihn betraf, so oblag er einer reichen und gründlichen Autodidactik, und er fühlte sich glücklich dabei. Aber mit steigender Angst nahm er wahr, daß auch dieses Gefühl des Glückes sich nicht mehr einstellen wollte. Was konnte er denn mehr thun? Ein Rentier, der studirt! Pflegt das nicht vollends zu rechtfertigen in den Augen jedes Gebildeten? Wer ihn so liegen sah am einsamen Seegestade seines Fontenay, in ein wissenschaftliches Werk vertieft, einen Aufsatz, eine Berechnung ausarbeitend, hätte er nicht sofort mit Ekstase ausgerufen: Ein Tusculum! ein Tibur!? Ja, die „Gebildeten" haben so ihre Schlagwörter, von denen sie regiert werden, wie von andern Vorurtheilen! Sie glauben selbst zu denken und am

Ende denkt so gut die liebe Tradition für sie, die Schulsitte, wie für den Bauer die Volkssitte. Und kurz — Clemens lernte einsehen, daß die Bildung, die sich selbst bildet, die vereinsamte Cultur des eigenen Ichs, ohne handelnde Rückwirkung auf das lebendige Ganze, nicht werthvoller sei, als irgend ein müßiger Zeitvertreib; er begriff, daß es noch nicht Humanität heiße, in der schneeweißen Draperie des Pythagoräers geradeswegs zum vornehmen Himmel der Geistesaristokratie aufzufliegen; er kam überhaupt dahinter, daß diese Geistesaristokratie noch lange nicht jenes unschuldige, rein menschliche Ding sei, wofür sie gewöhnlich gilt, sondern daß sie so gut ihren Hintergedanken von Stolz und Egoismus habe, wie jedes andere. Dieses Gefühl verleidete ihm denn auch die Bücher, die Genüsse der sogenannten „Kunst und Wissenschaft".

Nicht besseren Ersatz fand Clemens in dem gesellschaftlichen Leben. Hier schien ihm das Schicksal selbst jenes Band zu verkümmern, das ihn zuerst und zunächst an diese Gegend geknüpft hatte, — Bernold's Haus. „Ja, so wunderbar fügt sich's oft," sagte einst Bernold der Vater über das Verhältniß der beiden Freunde. „Sie haben sich in Wien kennen gelernt, und es war weit entfernt meine Absicht, meinen Sohn dahin zu schicken. Er sollte blos in Berlin und Frankfurt ein paar Jahre conditioniren, um das Hinterland kennen zu lernen, — mit Wien haben wir wenig Verbindung. In Berlin aber ließ es ihm weder Rast noch Ruhe, der Ruf der lebenslustigen Kaiserstadt verdrehte ihm ganz und gar den Kopf, da gab ich ihm zuletzt Urlaub zu den Halters, und es ist ihm wohl bekommen." — „Wir sagen halt, nicht halter," verbesserte Clemens die fremdartige Sprechweise. „Gott weiß, wie es kommt, daß wir in ganz Deutschland durch ein Wörtchen charakterisirt sind, welches ganz Deutschland gleichwohl unverbesserlich fälscht. Leider hat selbst Schiller

diesen Irrthum in einem Epigramm verewigt, was mir oft großen Kummer macht.“ — Clemens fand sich aufgefordert, die Eigenthümlichkeit jenes Idioms zu definiren, und wurde dadurch in die Philologie des österreichischen Patois überhaupt hineingeführt. Er citirte viele Beispiele aus Raimund, zuletzt blieb er ganz bei dem Lobe dieses Dichters stehen. Er sprach mit tiefem Gefühl, fast mit Leidenschaft. Jetzt betheiligte sich auch die Schwester seines Freundes an dem Gespräche. Das stille Mädchen — vielleicht im Bewußtsein dessen, was Natur und Erziehung ihr versagt, — hatte bisher den aus- und eingehenden Gast kaum anders, als mit stumm bescheidenem Lächeln zu grüßen gewagt, und war fast übersehen worden. In diesem Momente aber gewann sie den Muth, sich an Clemens mit der Bitte zu wenden, er möchte sie mit Raimund bekannt machen oder selbst aus ihm vorlesen, zumal da er eben das schlechte Oesterreichisch des Hamburger „Verschwenders“ lebhaft getadelt hatte. Clemens sagte gerne zu und hielt Wort. Er las bald im Familienkreis, bald mit dem Mädchen allein, wie es der Zufall veranlaßte. Da fiel ihm denn wiederholt auf, wenn ihn die Analyse einer poetischen Scene dahinriß, wie das arme, blasse Geschöpf mit ganzer Aufmerksamkeit an seinem Munde hing und am Ende — nichts gemerkt hatte. Er gab Anfangs dem Verdachte Raum, daß das Mädchen — etwas vernachlässigten Geistes sei, und in der That konnte er bald einen vollständigen Mangel jeder ästhetischen Vorbildung bei ihr wahrnehmen. Da änderte er die Methode und ging von der Praxis auf die Theorie zurück. Es war zunächst nur das erste und einfachste Naturgefühl zu wecken, eh' zur Empfindung der Kunstschönheit sich vorschreiten ließ. Aber jetzt machte er die entgegengesetzte Bemerkung, — und doch zugleich wieder die nämliche. Seine Schülerin lernte, was er wollte, begriff, was ihm

beliebte, orientirte sich, wo er sie umblicken hieß; keine Aufgabe war ihrem Fleiße zu groß, keine Zumuthung ihrem Eifer zu überspannt, sie ging mit Ausdauer neben ihm her, und hätt' er sie Riesenschritte geführt. Aber wenn er dann ihre Hand los ließ und dachte, nach so vielen und großen Schritten sollte ihr selbstthätig nur ein kleines Schrittchen gelingen, aus wohlverstandenen Prämissen sollte sie eine eigene Folgerung ziehen — dann fand er sie so fremd mit dem Gegenstande, als hätte sie nie dessen Cultur gepflegt. Er begriff zuletzt, was er gleich Anfangs hätte begreifen können. Er begriff, daß das arme Wesen Alles zu leisten im Stande war — seinetwegen, aber nicht der Sache willen, er begriff, daß die ästhetische Lehre sie nicht im mindesten interessire, desto mehr aber die Person des Lehrers. Von diesem Augenblicke hielt Clemens mit seinen Besuchen inne. Er fühlte, was er der Ruhe dieses Kindes schuldig sei, und wie eine strengere Zurückhaltung von Bernold's ihm jetzt zur Pflicht wurde. Glücklicherweise ließ es die Lage des Jahres selbst ohne Aufsehen zu. Der Herbst war allmälig vorgerückt, Clemens hatte von seinem Schaffner die erste Rente, und zwar eine höchst befriedigende Summe in Empfang genommen, aber es konnte nicht befremden, wenn er zu dem bevorstehenden Winter auf einen Ortswechsel dachte. Hamburg, eine Königin, so lange Steuer und Segel walten, bleibt doch in dieser Jahreszeit hinter seiner Größe zurück, und die Genüsse der Kunst und die edleren Gewinne des gebildeten Verkehrs sucht der Fremde in einer deutschen Binnenstadt, auf dem magersten aller Geestlande, auf dem sprichwörtlichsten Sande Europa's. Clemens nahm seinen Winteraufenthalt in Berlin. Zum nächsten Frühling dachte er dann, aller Muße überhaupt, auch der gelehrtesten, ein Ende zu machen, und persönlich seine Fettgräserei zu warten. So wenig anziehend ihm diese Branche

der Landwirthschaft auf den ersten Blick geschienen, — es war zugleich der einzige, den er ihr gegönnt, — so zweifelte er doch nicht, daß sie ihre geheimeren Reize habe, wie im Grunde Alles, was ein objectiver Geist mit denkender Hingebung erfaßt. Und diese Reize selbstthätig auszubeuten, nahm er sich endlich entschlossen vor. —

Leider kam das Schicksal gründlich genug diesem Entschlusse zu Hilfe. Noch war die Berliner Episode nicht zu Ende, da machte ihm eines Tages sein Schaffner die Meldung: eine der jüngsten Sturmfluthen habe einen bedenklichen Schaden an seinem Grundstücke gezeigt. Das Meer habe an einer Stelle den Deich unterwühlt, er senke sich und ein Riß entstehe, der schleunig ausgefüllt werden müsse, wenn nicht das ganze Land eine Beute der Wellen werden solle. Clemens ahnte nur dumpf den Sinn des Geschriebenen. Er hatte sich hinlänglich geschirmt gefühlt von der Sach- und Ortskenntniß der befreundeten und gewiegten Männer, die seinen Ankauf in jener fremden Gegend geleitet, und ohne Bedenken contractmäßig zu Protokoll erklärt: daß er den Deich im besterhaltenen Zustande vorgefunden und übernommen. Wohl war ihm bei der Besichtigung desselben eine tiefliegende Stelle aufgefallen, die er auch zur Sprache gebracht, aber der Mäkler hatte dazu gelächelt und ihm sogleich andre eben so niedrige Punkte gewiesen: das sei ja der große, oft unsterbliche Ruhm der Wasserbaukünstler, daß sie exact zu berechnen verstünden, wie hoch oder wie niedrig bald hier, bald dort der Deich zu laufen habe, unter welchen verschiedenen Winkeln er von Ort zu Ort dossirt werden müsse, u. dgl. damit nicht das Land durch unnöthige Arbeitskosten vertheuert würde. Damit hatte sich Clemens begnügt, und überhaupt die Wichtigkeit des Deiches als Unkundiger nicht anzuschlagen gewußt. Er eilte daher bei dieser Nachricht sofort an Ort und Stelle, obwohl der Winter seine Fessel

noch wenig gelockert hatte. Der preußischen Hauptstadt wurde im Fluge Lebewohl gesagt, keimende Verhältnisse den vorlauten Gedankenspielen entrückt; nur der Ernst des Momentes galt. Nicht einmal in Hamburg hielt sich Clemens auf, er wollte den Bernold's, unter deren Auspicien er gekauft, nicht gleich das erste Mißgeschick klagen. Ohne Säumniß erreichte er jenen meer- und flußumspülten Erdwinkel zwischen der Elbe und Nordsee, und stand thatbereit auf seinem gefährdeten Eigenthum. Dem Augenschein nach, gestand er sich, sah das Uebel nicht so verzweifelt aus. Aber er lernte nun auch, daß dieses Land nicht mit dem Auge, sondern mit dem Urtheile tausendjähriger Erfahrung anzusehen sei. Noch in derselben Stunde schickte er nach dem Deichmeister in Brunsbüttel, welcher der Einladung für den nächsten Tag zusagte. Der Abend brach an, und Clemens schlief die erste Nacht an dem äußersten Saume der Lebendigen, an dem formlosen Strande der Nordsee — in seinem hohen Wurtenhaus.*) Gegen Mitternacht fuhr er mit Grausen aus dem Traume auf, ein Geknatter und Gekrache entsetzte sein Ohr, wie die Gewehrsalven einer meilenweit aufgerollten Schlachtlinie; dazwischen donnerte ein Poltern, Stoßen und Kollern, als würden unzählige Batterien im schärfsten Trabe aufgefahren; endlich brüllten einzelne Schläge wie geschleuderte Bomben in dem Getümmel heraus, daß alle Sinne schaudernd sich bäumten. Mit gesträubtem Haare lauschte Clemens auf seinem Lager; sein erster Gedanke war ein Bild des englischen Bombardementes von Kopenhagen, er be-

*) Im ungedeichten Lande werden die Wohnhäuser, um sie vor der Ueberfluthung zu sichern, auf künstlich aufgeworfenen Erdhügeln gebaut, welche man „Wurten" nennt. Diese Wurten bleiben natürlich auch stehen, wenn das Land später eingedeicht wird.

sann sich im wüsten Traume, von welcher Seemacht Deutschland plötzlich angefallen würde, aber mehr und mehr erwachend sah er die Unmöglichkeit einer solchen Episode in den europäischen Verhältnissen ein. Da stand er auf, tappte — ein Fremdling in seinen eigenen Räumen — nach den Schlafstätten seiner Dienstleute umher, endlich, jeden Versuch verwünschend, rief er auf gut Glück in die Wände des Hauses: was dieser Lärm bedeute? — „Dat is de Flot," antwortet' es ihm aus irgend einem Gemache zurück. Die Stimme klang schlaftrunken und voll tiefster Seelenruhe. — Das ist die Fluth! Ist's möglich, daß Menschen auch daran sich gewöhnen? Clemens ging wieder zu Bette, voll vernichtender Ehrfurcht vor dem titanischen Leben des Kosmos. Am Morgen sah er das Meer glatt und zahm vor sich ausgebreitet, und schwer begriff er das Wunder, wie zusammenschlagende Wassertropfen ein Gehörbild des wüthendsten Schlacht-Getümmels erzeugen können. — Im Laufe des Tages kam der Deichmeister von Brunsbüttel. Er untersuchte den Meer-Einbruch nach Länge und Tiefe und meinte, der diesjährige Bodenertrag könne wohl drauf gehen. Man müsse den Riß mit Steinen zufahren. Clemens hatte sich eines härteren Urtheils versehen. Er ließ die Arbeit sofort in Angriff nehmen und betrieb sie mit allem Nachdruck. Inzwischen kam auch Bernold, der Sohn, von Hamburg und bezeigte ihm seine Theilnahme an dem Unfalle. „Solche Ereignisse," sagte er, „treten wohl ein, sie sind, was dem Binnenländer der Hagelschlag, den man hier nicht kennt. Wem sein Boden längst gefruchtet, der trägt es auch, das Schlimme wie das Gute, gleichmüthig und hat sein Budget dafür. Mißlich sei es nur, daß es ihn gleich zu Anfang betroffen, daß der Schaden dem Nutzen vorausgegangen. Doch werde er den Muth nicht verlieren, in Kurzem müsse die Einbuße sich reichlich ersetzen." —

Clemens versicherte ihn auch seiner vollsten Fassung, und die Freunde brachten ein paar gute Tage mit einander hin.

Aber Ein Jahresertrag war längst in's Meer gesunken, ohne daß Deicher und Schanzer von ihrer Arbeit ablassen durften. Die Verlegenheit um die nöthigen Summen wuchs. Der Frankfurter Agent hatte nichts als Klagen über die Säumigkeit der dortigen Schuldner, und gab nicht undeutlich zu verstehen, wie leicht ihnen der Gläubiger selbst die Fessel ihrer Verpflichtung angelegt hätte. Vielleicht war er auch gewonnen von der Gegenpartei. Andre faßten ihn mit Bitten und rührenden Vorstellungen an seiner zugänglichen Seite und erlangten unfehlbar, was sie wollten. Und doch litt die Natur seines Werkes keinen Aufschub. Schon die regelmäßige Wiederkehr der Fluth pflegt nämlich einen Theil der vollendeten Arbeit immer von Neuem zu zerstören; würde nun diese vollends ausgesetzt, so bliebe das Element bald gänzlicher Meister des Platzes. „Aber auch die Ebbe schadet," sagte der Schaffner mit seinem friesischen Phlegma. „Das ist wegen der Nähe der Elbe. Wie die Fluth in's Land hineinstürzt und den Strom aufstaut, so stürzt der Strom heraus, wenn ihm die Ebbe Luft macht und schneidet noch wilder in den Boden. Das geht so auf und ab, wie in einer Sägemühle; 's ist schlimm an den Mündungen!" — Ein erbauliches Bild, die Sägemühle, und verzweifelt anschaulich! Clemens begriff es vollkommen. Aber den ganzen Umfang des Verderbens übersah er, als er endlich den Steindamm über den Meeresspiegel hinausgeführt und vollendet hatte. Das Meer nahm den Damm jetzt in seine Flanken und holte rechts und links weiter aus mit seiner zerstörenden Umarmung. Der alte Deich senkte sich neben dem neuen Schanzwerke. Das mußte ein tieferes Uebel sein, sagte sich der neue Besitzer nunmehr, und befragte ernstlich die Meinung der Kundigen. Aber bei der bedingten

und vorsichtigen Sprechweise des nordalbingischen Stammes war nicht viel heraus zu bekommen. Auch mag es seine größten Schwierigkeiten haben, als der Binnenländer ahnt auf einem Boden, der seit Aeonen im Kampfe mit dem Meere liegt, die Wirkung zwischen einer oder zehn Sturmfluthen zu beurtheilen. Und endlich stand ja seine urkundliche Erklärung über die Integrität des Kaufobjectes fest, ein nachträglicher Gegenbeweis konnte ihm nichts nützen. Dagegen drängten sich jetzt die Schwärme der Projectmacher an ihn. Der Eine wollte die weitere Arbeit in Pacht übernehmen, gegen Bedingungen natürlich, die ihn allein begünstigt hätten; der Andere rieth ihm, einen Proceß mit dem Hintermanne um Theilung der Kosten anzufangen, denn alle Bauten am Vorlande kämen ja unmittelbar auch Jenem zu Gute; der Dritte endlich rieth ihm, das ganze Land fahren zu lassen und einen Austernpark anzulegen en compagnie. Clemens hörte sie Alle an und bildete sich sein eigenes Urtheil. Vom Ersten lernte er, daß die Fortsetzung der Arbeit mindestens noch lohnend sei; der Zweite gab ihm den Wink, daß sein Hintermann ein Interesse habe, im schlimmsten Falle ihm das Land abzukaufen; den Austernappetit des Dritten verwies er höflich an andere Associé's. Sein Entschluß war gefaßt; Summen wurden aufgenommen und die Arbeit verdoppelt. Er schien es seinem Charakter schuldig, eben so standhaft den Rest seines Vermögens zu vertheidigen, als er den Anfang desselben leichtblütig zu beflügeln gewußt. Er fand eine Art Genugthuung darin, den stillen, gemessenen Kampf mit der Natur aufzunehmen. Er fühlte den Geist der Marschen in sich, und wie nicht nur der Mensch die Erde, sondern auch die Erde den Menschen bilde. Er betrachtete diesen Boden als eine Schule seiner Mannheit und als ein Meister wollte er aus ihr hervorgehen. Ein Held seines Willens stand er in sich selbst schon moralisch

gefestigt und gedämmt, und schmiedete mit Cyklopenfaust weiter an der Brustwehr seiner neuen, schwankenden Heimat.

So lag er den Sommer über in seinem Wurtenhaus und durch dasselbe Glas, mit dem er ein Jahr zuvor ästhetische Typen der Menschenform im Alsterbade studirt hatte, überwachte er jetzt die Steinfuhren, die an der öden Linie seines Horizontes in langen Zügen auf und ab krochen und sein Geld in's Meer schütteten. Ueber diese Scenerie feierte er den zweiten Jahrestag seines großen Looses. Er gab seinen Hausgenossen ein kräftiges Dithmarscher-Mahl mit ausreichenden Flaschen Portwein; sein Freund Bernold, der diesmal von der Stadt nicht abkommen konnte, vertrat sich mit einigen glückwünschenden und aufmunternden Zeilen, und Clemens fand Muth genug in sich, der Zukunft eben so fest in's Auge zu blicken, als er auf jenes Ereigniß der Vergangenheit noch immer dankbar zurücksah. — Aber dieser Tag war die letzte Blume an einem Abgrund. Die tüchtigste Kraft des Geistes lebt nicht allein im Menschen, sie ruht auf dem Körper, wie auf einer Säule. Und Clemens sah die feine, züngelnde Schlange nicht, die aus dem Boden, aus der Luft, aus dem Wasser sich endlos aufrollend ihn enger umringelte, und ihren Zahn an seine Wurzel legte. Er sah sie nicht, diese listige, giftige Feindin, aber endlich fühlte er sie. Seine Gesundheit wankte. Eine lastende Beklemmung hemmte den freien Athem der Brust, stechender Schmerz in den Hüften erschütterte den festen Gang, der Schlaf floh ihn, die Eßlust verschwand, Ohnmacht und Kleinmuth drückte seine Seele zu Boden. Der Kranke hielt dieses Uebel erst für eine unrühmliche Geburt des Gemüthes, das gleichsam hinter seinem Rücken sich ängstige, und rang um so mehr nach männlicher Standhaftigkeit. Aber die moralische Kraft heilte nicht. Er mußte sich über-

zeugen, daß es im Leiblichen ſieche und rief den Arzt. Doch mochte er auch jetzt, ein Feind gekünſtelter Heilmittel, ſich nur der einfachſten und mäßigſten Rathſchläge bedienen. Er verbeſſerte ſein Trinkwaſſer mit Wein, bekleidete ſich ſorgfältiger gegen Wind und Wetter und machte ſich Bewegung. Es half wenig. Noch weniger wirkte der geſellige Umgang mit Menſchen, womit Clemens die Oede ſeiner Einſamkeit beleben ſollte. Vielmehr verdüſterte er ihn. Ach, die Menſchen waren ja ſelbſt Kinder dieſer Oede, ernſt, verſchloſſen, arm an lieblichem Wort, nur gegen Feindliches aufmerkſam, ewige Hochwacht ſtehend wider Meerfluthen und Weſtſtürme, die tauſendjährige Verneinung ihrer Exiſtenz. „Friesland ſingt nicht" ſagt ein altes Wort, und Friesland dichtet, wie andere das Leben, nur den Tod. Clemens vernahm in allen Sagen dieſes Volkes den Untergang von Land und Menſchen, und nichts als dieſes. Dort liegt eine volkreiche Inſel am Meeresgrunde und noch läuten ihre Glocken zu den Feſttagen der Oberwelt; — dort, wo die Seerobben neugierig das ſegelnde Schiff umſchwärmen, wachte die Mutter einſt an der Wiege des Kindes; dort, wo die Auſternbank unter bläulicher Woge verhüllt liegt, flötete und fiedelte die Hochzeit in luſtiger Schenke. Jenes Mütterchen ſitzt ſeit hundert Jahren am Strande und erwartet aus Indien den ertrunkenen Sohn; dieſer Lotſe hat um Strandgut einen Mord begangen, und ewig wächſt ihm die blutige Hand aus dem Sande. Zu ſolchen Mährchen der Seebewohner heulte, als Zeuge, der Weſtſturm, die Fluth raſſelte knirſchend heran, eine Düne ſtäubte am fernen Horizont, ein wandernder Entenzug rollte ſich auf, wie eine ſchwarze Rauchlinie, entlegene Inſeln hingen als Luftſpiegelung unheimlich am Himmel. Das waren die landſchaftlichen Bilder, die hier mit ſtetiger Gegenwart ſich vor die Sinne bannten. Immer tiefer verfiel Clemens

dem Fluche der fremden Naturmacht. Der Herbst kam in's Land; zwar entlaubte er keinen Baum hier, — der Weststurm duldet keinen, — aber reißend schnell zerpflückte er die Kräfte des Leidenden. Mark und Gebein versagten ihm den Dienst, sein Fuß trug ihn nicht mehr. —

„Das ist das Marschfieber" sagte endlich der Arzt. „Wenig vermag hier die Kunst; aber zahlreich sind die Erfahrungen, daß der Kranke fast augenblicklich genesen, so wie er das Geestland erreicht. Sie müssen fort." — „Nimmermehr!" entgegnete Clemens und blieb. Er war fest entschlossen, mit seiner Arbeit zu stehen oder zu fallen. Er konnte sein Auge nicht trennen von dem Werke und von den Menschen, denen er's anvertraut: gerade die Abwesenheit, wähnte er, müsse ihn tödten. Er ahnte nicht, daß dieses Mißtrauen, — der Gemüthszustand des Schwachen, — schon die ängstliche Geburt seiner Krankheit sei, und daß es verschwinden würde mit dieser selbst. So blieb er, weil er krank war, und er wurde kränker, weil er blieb. Er legte sich zu Bette. An dem Tage da es geschah, erhielt er die Meldung, daß die Tochter des Banquiers in Frankfurt, die Braut des Malers, für dessen künstliches Emporkommen er so viel geopfert, — gestorben sei. Er seufzte tief auf, der Widerschein dieser fernen Todesfackel schien ihm selbst zu Grabe zu leuchten. Er erinnerte sich seines ersten Begegnisses in Hamburg, des Leichenzuges am Dammthore, und tauchte unter in Todesahnungen. Jetzt setzte das Fieber sein letztes Marterwerkzeug in Bewegung — den heftigen Kopfschmerz. Clemens litt mit fanatischer Geduld. Sein Auge schwindelte, sein Ohr hämmerte und pochte, selbst sein Bewußtsein wankte in einzelnen Momenten, aber er klammerte sich um so fester an den Boden seines Besitzes. Vergebens drang der Arzt noch einmal darauf, daß er die Marsch verlasse. „Ich will die Schlacht!" rief der starrsinnige Kranke, „ich

will sie! Meine Nervenbündel sind ganze Hetärien von Spartanern.“ Diese barocke Sprachweise wurde bald noch toller und verwirrte sich endlich gänzlich in den unheimlichen Labyrinthen des Deliriums. Clemens lag tagelang da in einem Feuerwirbel von Phantasien, tagelang ohne Sprache und Besinnung. „Wenn die Krisis nicht ein Wunder wirkt,“ sagte der Arzt, „so hat er sich selbst getödtet.“ Aber das Wunder wirkte die Krisis.

Aus der Tiefe mitternächtlicher Träume auffahrend, hörte Clemens einst eine heftige Scene vor seinem Zimmer. Mit lärmendem Wortwechsel, Poltern und Ringen wurde um den Eingang gekämpft. Endlich riß der übermüthige Sieger die Thüre auf, schlug und schloß sie gewaltsam hinter sich zu, und stürzte mit beschwörenden Geberden auf das Krankenlager hin. „Auf! auf!“ rief er mit Posaunenstimme, „retten Sie sich! man mordet Sie! Die Teufel morden Sie! Haben sie Blitze in Ihr Gehirn gesäet? Haben sie Brandraketen in Ihr Herz geschossen?! Gut gezielt! Da liegt das Opfer. Durch Glut und Eis peitschen sie's hinunter in's Grab. — Aber ich bin da! ich! Schreien will ich, daß die Fluth sich entsetzt zurückbäumt, denn meine Minute ist kurz. Ich gehe nach Amerika. Auf, von dem Leichenbrett! Sie treiben auf einem Wrack. Unglücklicher! Ein langer Nagel geht ihm durch den Leib — wie sie ihn kreuzigen an das Land, das des Wassers ist! — Ich weiß Alles! Alles! Aber reden will ich — schnell — geflügelt — denn ich gehe nach Amerika. Ihr Land geht unter. Sie retten's nicht. Der Deich ist falsch von einem Ende bis zum andern. Schurken, Schufte, Wucherer und Wölfe haben daran gebaut, gestümpert und geknickt. Ich weiß Alles! Ich war ja sein Buchhalter! Von Niels Freddens haben Sie gekauft — nicht wahr? Sagen Sie ja! Nein, sag' ich! Von Bernold haben Sie gekauft! Die Schlange häutet sich in fremden

Namen. Aber ich bin's, der es weiß; — ich war ja sein Buchhalter! Ein Schwindel ging durch dieses Land — ein Schwindel in Marschgütern, wie anderswo in Papieren oder Sclavenfleisch. Alles kaufte — taub, blind, stumm und dumm! Alles kaufte. Aber diese Canibalen preßten den Verlust selbst zum Gewinn! Tief aus dem Binnenlande trieben sie ihr Schlachtopfer herauf — es war hohe Zeit! — Da liegt es! Auf! auf! Sie verbluten sich. Ich gehe nach Amerika. Mein Blankeneser wartet — folgen Sie mir! Glauben Sie, daß ich Sie retten will? Kennen Sie mich? Glauben Sie, daß ich Ihnen Licht apportieren mußte, wie ein treuer Hund? Frankfurt — vergessen Sie nicht — Frankfurt!" — Da sprang Clemens mit einem wahnsinnigen Schrei aus dem Bette und auf den Fremden zu. Er erkannte ihn. Er wollte ihn am Arm ergreifen, zu sprechen, zu bleiben ihn nöthigen; aber taumelnd versagte jede Bewegung, der Tisch stürzte unter dem Wankenden, die Nachtlampe zerbrach und erlosch, er zuckte besinnungslos am Boden. Als Clemens wieder erwachte, fand er sich im Bette, umgeben von seinen Leuten und geblendet vom hellen Tageslicht. „Auf, in's Geestland!" war sein erstes Wort. — „Dem Himmel sei Dank!" rief der Arzt, „nun ist Alles gut." Man brachte ihn in einer Sänfte nach Glücksstadt. Der Kranke legte den Weg größtentheils schlafend zurück. Aber an Ort und Stelle die Augen aufschlagend, blickte er mit Unruhe um sich und rief: „Glücksstadt! Glücksstadt! Sagt man nicht, in Glücksstadt fängt das Meer an? Nichts vom Meer! Fort nach Hamburg!" Mit Noth drang man ihm ein paar Rasttage auf, dann ging's weiter nach Hamburg. Noch herrschte der Winter, doch schenkte er Tage voll Milde, die Wiesen grünten, kein Tropfen gefror. —

Das Geestland war jetzt erreicht, die Wuth des Fiebers gebrochen. Aber mit dem wiederkehrenden Bewußtsein

stürzte der Kranke aus dem sinnlichen Leiden in eine nur noch marterndere Seelenqual. Je blasser das Reich der Phantasie vor den nüchternen Normen des Denkens zurückwich, desto schwüler fieberte Zweifel und Zwiespalt in seinem Gehirn, wie es das dunkle Phantom jenes nächtlichen Abenteuers sich zu beleuchten habe. Seine Hausgenossen hatten es baar geleugnet, und kurzweg die Krisis genannt. Mußte er diesem Glauben sich blind ergeben? Durfte er dem Gespenste seiner Erinnerung sich eben so blind überliefern? Wohin? An welches Ufer? Er trieb angstvoll in der Mitte und arbeitete mit übermenschlicher Kraft. Er prüfte sich streng: lag der Kern der Erscheinung — der Verdacht — in ihm selbst? In gesunden Tagen nie, in kranken — vielleicht. Also hätte er sich selbst gesehen in jenem entsetzlichen Nachtbesuch! Das Haar sträubte sich ihm. Es ist furchtbar, an Visionen zu glauben, furchtbar, daß ein stummer Gedanke so riesenhaft zu schreien anfängt, ein schemenhafter Einfall so formenfest aus seiner Geburtsstätte herausspringt! Und wie? Warum hatte er in jenem Manne die Person des Frankfurter Einbruchs erkannt? Weiß die Fieberwuth so geschickt sich zu verkleiden? Wählt der Wahnsinn so raffinirt seine Masken? — Diese Fragen blieben ihm ungelöst, und doch — welch' entscheidende Gewichte lagen in der Antwort! Aber wohin nach Licht ausgehen? Forschen? ausholen? beobachten? aufmerken? Im lauernden Argwohn das Verbrechen vorausnehmen, um es zu fahen? Sein ganzes Selbst empörte sich gegen diese Mission. — So verdarb die Saat seiner Gesundheit, wie unter einem giftigen Mehlthau, genesend siechte er hin und hoffnungsvoll dorrte er ab; die Aerzte schüttelten den Kopf und Alles verzweifelte an ihm. In diesem Zustande erhielt er eines Tages folgende Zeilen: „Finden Sie in der nächsten schönen Mittagsstunde im botanischen Garten sich ein. Was ich weiß und

was ich ahne, ist leider mir selbst zu neu, als daß es Ihnen vielleicht noch nützt. Aber ich kann Sie nicht länger leiden sehen. Ich will sprechen, oder vielmehr Sie sollen mir sagen, ob ich es darf; ob in meinem Falle Sprechen oder Schweigen die größere Schuld ist. Ich gehe zu Grunde im Nachdenken und find's doch nicht. Kommen Sie." Das Blatt war anonym, aber Clemens bedurfte des Tropfens verzogener Tinte nicht. Ein Schrei des Entsetzens ging durch seine Seele, — dann war er ruhig. Hatte er doch Gewißheit! Brauchte er doch das Häßliche nicht länger mehr selbst zu bebrüten! „Aber das fehlte noch, daß ich die Tochter gegen den Vater zeugen ließe, einem Lappen Besitz zu Liebe! Es ist genug! der Traum sei ausgeträumt! Leb' wohl, Elbe!" So murmelte er und zerknitterte das Blatt. Erst von dieser Stunde an genas er. Er ordnete mit Ruhe seine Angelegenheiten, — seinen Ruin. Sein Weideland verkaufte er, das heißt, er gab es hintan für dieselbe Summe, die als Schulden- und weitere Arbeitslast darauf haftete. Kein Schilling erübrigte ihm daraus. Sein ganzes Vermögen bestand jetzt in den Schuldbriefen jener vier Frankfurter Freunde, die er im vorigen Jahre noch geschont hatte. Aber der Literat war als Tourist verreist, der Maler noch tragischer bankerott geworden; nur der Doctor und der Provisor blieb. Und die Curanstalt des Ersteren und die Apotheke des Letzteren bedurften als junge Unternehmungen selbst noch der Basis des Capitals, worauf sie gegründet. Clemens verschob es von Tag zu Tag, hier einen Schritt zu thun. Endlich, in einer warmen Frühlingsstunde, trat er einen Spaziergang nach Eppendorf an, mit dem festen Entschlusse, seine Entscheidung zurück zu bringen. Die Befriedigung des Bedürfnisses und des Charakters kämpften lange hin und her. Er sah sich im Geiste die Häuser jener Schuldner betreten; — der Freund kommt herzlich entgegen, die

junge Hausfrau ist traulich geschäftig, ein Kind wird schon ermuntert, den Namen des Wohlthäters zu stammeln, wohin er blickt, ruht ein bescheidener Wohlstand auf vorausgesetzter Sicherheit; — und daran soll er rütteln! soll das traurige Wort sprechen; — wie sich die Mienen verändern! sie malen Verlegenheit, Kälte vielleicht — o, es ist widerwärtig! Er kam zurück wie er ausgegangen — ohne Entschluß. Als aber die Aufwärterin anfragte, ob noch geheizt würde, sagte er: „Ja, und hier ist Papier dazu.“ Er gab ihr die Schuldscheine. Des andern Tages ging er hin und löste sein Reisegeld aus dem Verkauf einiger Kostbarkeiten. Lächelnd sagte er sich vor dem Spiegel: „Blieb mir doch ein Schatz noch; ich bin nicht kahl geworden von dem Krankenbette.“ Er freute sich seines Haares. — Und siehe — ein Eckchen des Vorhangs, der seine Zukunft verhüllte, war schon wieder gehoben und zeigte ihm ein Hoffnungsgärtchen, durch dessen niedere Pforte sich freilich nur gebückt eintreten ließ. Ein Brief vom Provisor kam. Unterrichtet von den üblen Umständen seines Wohlthäters, hatte der Gute — zwar sich selbst gemahnt, aber doch um Entschuldigung gebeten, wegen prompter Baarzahlungen. Dafür bot er dem Freunde — eine Hauslehrerstelle in Wiesbaden an. Er dachte treuherzig genug, den schnellsten Rath mindestens für den besten zu halten. Clemens besann sich nicht. Er zog es noch immer vor, der lebendigen Natur sich zu vermiethen, als zu den todten Waarenballen des Buchladens zurückzukehren. Er nahm Abschied von sogenannten Freunden und Bekannten; die Bernold's ersparten ihm's: sie waren Beide — in Geschäften *verreist*! — Es war ein trüber Regentag, als er an Bord der Fähre ging, die ihn über die Elbe setzte. Seine letzten Begleiter tranken ihm die üblichen Phrasen zu auf eine glückliche Zukunft, er aber war glücklich, von dieser Ver-

gangenheit los zu sein. Er that Bescheid und dachte an die traurig schönen Worte des Dichters:

Psyche trinkt, — und nicht vergebens;
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
Wie ein Traumgesicht hinab!

Das war sein innerer Toast, das Schiff wendete den Kiel und Clemens warf den Becher in die schlammigen Wellen der Elbe. — —

III.

Am Rhein.

Durch Hannover und Westphalen ging es dem Rheine zu. In Cöln miethete sich Clemens einen Cajütenplatz bis Mainz, aber er erreichte es nicht gänzlich. Die herrliche Rheinfahrt unter dem schönsten Frühlingshimmel entzündete sein ganzes Lebensgefühl, und als das Schiff einst zu Mittag bei Lorch landete, da hielt er nicht länger an sich: er stieg aus, aber kehrte nicht mehr zurück mit den Einsteigenden. Er ließ seinen Koffer hinabtreiben nach Mainz und dankte allen guten Mächten, endlich den Fuß wieder frei zu bewegen: dieser süßeste Boden des deutschen Landes sollte das Opfer seiner Erstlingskraft werth sein. So pilgerte er ein Wegstündchen die Rheinstraße hinauf, und jeder Schritt war dem Wanderer Genuß, wie dem Sänger sein Ton. In Asmanshausen brachte er dem glühenden Rebengott dieser Stätte sein rubinrothes Trankopfer, und begeisterter noch löste die Sohle sich ab vom irdischen Boden. Es war ihm, als könne er fliegen wie ein Strahl, das ganze Gebirg dahin nach Wiesbaden. Muthig setzte er den Stab ein, mit Hoffnungswonnen das Land erwartend, dem's jetzt entgegen ging. Niederwald, Vollrath, Gottesthal, Kidrich und Walluf zurücklegend,

wollte er seine Linie ziehen mitten durch das Paradies des deutschen Weines. Aber schon den gefeierten Tempel auf Niederwald entrückte ein neckender Spuck seinem Blicke. Ein Eichhörnchen lockte ihn seitab dem Waldgrunde zu, wo nördliche Abhänge eine veränderte Landschaft zeigten und keine Weinranke mehr wucherte. Doch wer hätte solch' einen Irrweg meistern wollen? Indem er die Wasserscheide des Gebirges im Zickzack durchkreuzte — genoß er nicht reichere Scenen des Wechsels, als die gleiche, perspectivische Richtung bot? Liebt die Natur es nicht, fust ihre köstlichsten Perlen der keuschen Unzugänglichkeit zu vertrauen? Und wußte er nicht, daß Johannisberg, Vollrath und Gottesthal sich doch nur wie schelmische Kobolde im nahen Süden versteckten, und daß die nördliche Ausbeugung ihn höchstens nach Schlangenbad führe? So überließ er sich sorglos dem reizenden Zufall, der ihn auf jeden Schritt mit Ueberraschungen magisch umstellte. Bald sah er hinaus in's offene Rebland — die blauen Pfälzer-Berge in der Ferne — den Rhein im Thale; bald entfloh ihm diese Durchsicht und der waldige Thalzug schloß über ihm seine Felsen und Wipfel. Dort verrieth Hacken- und Spatengeklirr in den Weinbergen, hier der Pulsschlag von Hammerwerken und Mühlen die gesellige Nähe der Menschen. Seinem Durste winkte aus gemauerten Nischen überall der sprudelnde Brunnen am Wege, seinen ausruhenden Gliedern bettete rauh aber entzückend die weitschauende Rossel.*) — Ein solcher Felsenthron war's, den

*) Rosseln sind Steinhaufen, welche die Winzer beim Rotten von der guten Erde wegschaffen und auf die höchste Spitze ihres Weinberges, die gewöhnlich felsig und zum Anbau unnütz ist, zusammentragen. Die natürliche Spitze wächst auf diese Weise noch künstlich, und die Rossel ist der höchste Punkt nicht nur des engeren Grundstückes, dem sie angehört, sondern oft weit

er erklomm, als er mit sinkender Sonne nach wirthlichen Dächern ausspähte. Durch struppigen Gamander wand er sich mühsam hinauf — aber, welch' eine Aussicht schwang hier den riesigen Zirkel um ihn! Von Mainz bis Bingen, der ganze Rheingau lag zu seinen Füßen! Alles stand versammelt um ihn her, was er in einzelnen Durchsichten bisher geahnt und genossen. Dort funkelte mit Kreuz und Knauf des Reiches tausendjähriges Erzstift im jüngsten Sonnenstrahle, dort dämmerten die Ruinen von Rom und Ravenna in Ingelheim's Kaiserpalast, wie nachdunkelnde Bilder im lichten Rahmen der Gegenwart, dort krönte die Rochuskapelle eine sanftgeschwungene Bergesbreite, dort stierte die Ruine Klopp auf die finstere Thalschlucht von Bingen herab — so lag das jenseitige Ufer aufgerollt und ausgespannt in grenzenloser Weite da, bis es am fernsten Horizont der blaßblaue Gürtel der Haardt einrahmte. Auf seiner eigenen Seite deckten Vorlande und Abhänge mannigfach die mittlere und untere Tiefe und zerrissen mit langen Schlagschatten malerisch die Lichtmassen der Ebene. Dagegen stand in riesiger Nachbarschaft groß um ihn her Alles, was ragte und steilte. Links hob der Rabenkopf seinen röthlichen Fichtenkranz in's obere Licht, rechts lag die Sauerburg, wie ein zerschellter Heldenleib blendend unter der Sonne, nördlich tanzten auf zackigen Felsen, wie auf Nadelspitzen, die Ruinen Rheinberg und Kammerberg, aber blühend lächelte das jüngste Kind der Gegenwart vom Süden herauf, der Vorort des Rheingaus, die Agraffe seiner Ehrenkrone: das weiße Schloß auf Johannisberg. Dieses Bild durchschlängelte drunten im Stromthal der smaragdene Wellengürtel des Rheins, durchbrochen von Inseln und Auen, und ein rein-

---

und breit der ganzen Gemarkung. — Uebrigens heißt auch eine künstliche Ruine auf dem Niederwald die Roffel.

gegossenes Himmelsblau wölbte sich drüber, mit silbernen Cirruswölkchen gestickt wie ein krystallener Spiegel. Aber draußen vom Lande aus weiter, freier Ferne herauf scholl der Chorgesang glücklicher Menschen: „Schön wächst der Wein am Rhein!“ Das war ein Augenblick, wie ihn die Seele nur selten feiert. Wie ein Schmetterling aus seiner Puppe, fuhr sie aus ihren gewohnten Begriffen der Räumlichkeit heraus und schwebte im Anschauen des erhabensten Maßes! Clemens lag ausgestreckt da, das Gesicht zum Himmel gekehrt, — und empfand nichts als das Leben! Hoch über ihm verdufteten nach und nach die gefiederten Wölkchen in's Blaue, sogen sich voll, wie dünne Kleidchen der Luftgeister im ätherischen Ocean und verschwanden. Nur die Sonne stand noch, der letzte Eremit dieser oberirdischen Einsamkeit und goß ihr schräges Licht selbst durch die halbgeschlossenen Wimpern des wachen Träumers. Clemens bedeckte sich gegen sie und dachte: „Komm du großer Rhapsode da droben, und erzähle mir Waldmärchen von der Blumen- und Palmenflora, die heute als Kohlenlager ein paar tausend Klaftern unter mir in der Erde liegt, erzähle mir Thierfabeln von meinen älteren Brüdern, den Feuer- und Wasserriesen, den Krokodilen, Mammuths, Corallen und Madreporen, an die du dich ja noch erinnern wirst, wie von gestern her, und die ihren jüngst gebornen Geschwisterchen jetzt untergebreitet liegen — eine ungeheure kosmische Thierfell-Decke! Ach, wie süß ist das Leben auf solch' einer Bärenhaut! Mir schwindelt, wenn ich die Haare bedenke, die mir dieses Kissen hier auspolstern! Aeonen und Myriaden von Jahren haben mir's zurecht gebettet, und der Mensch sollte zagen und zittern von Augenblick zu Augenblick? — liegt nicht Alles bereit nach ewigen, festen Gesetzen vor ihm da, — und darf er die Pendelschnüre des Weltalls, die ihn halten, wie Marionettenfädchen zausen und zerren für die Ent-

wickelung der nächsten Scene seines Puppentheaters? O, legt euch herauf zu mir mit euren „prekären Stellungen" und „gebrochenen Existenzen" —

Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle! —

Warum riß diesen schönen Moment plötzlich das Andenken an Bernold entzwei? Er hatte es begraben und vergessen seit er Reiseluft athmete. Erzeugte die durchsichtige Lauterkeit seiner Stimmung sich selbst diesen Gegensatz? Wie übermächtig ergriff ihn das wiederkehrende Gefühl jener Kränkung! — Daß den Menschen dieser Abfall von ihrer Würde möglich ist! Daß die Natur den erhabensten Umweg nimmt, — durch das vernünftige, sittliche Geschöpf, — um zum Egoismus des Raubthiers zurückzukehren! Innerstes Weh durchschauerte ihn, — Thränen traten ihm nahe. „O fort! fort damit!" rief er aufspringend und fast erschrocken über die unbewachte Schwäche seines Herzens. „Das nährt die Empfindsamkeit, und hinter der liegt immer — der Stolz." — Ernüchtert verjagte er sich die bublerische Lore-Leye dieser Ruhestunde, und kehrte zurück zu den Gedanken der Erde.

Nach menschlichen Wohnungen wollte er ausschauen; die Weite und Ferne sah er bedeckt damit: nur seine Nähe umlagerte Einsamkeit. Aber tiefer im Weinberge regte sich ein Arbeiter. Er hing über ihm, wie die Möve auf luftigem Maste über'm Schiffe. Er rief ihn an, — die gebückte Gestalt richtete sich auf: sie stand drunten im Schatten, er hoch ragend im Lichte. Clemens that einige Schritte abwärts, — aber noch eilfertiger war der Arbeiter; nicht gemeiner Diensteifer — Außerordentliches schien ihn aufzuregen. Sein Schritt flog die Terasse hinauf, seine Arme waren wie ausgebreitet, sein Mienenspiel leuchtete und zuckte — „Herr Wellmich, bei meiner höchsten Seele!" rief er heranstürzend und lag fast zu dessen Füßen. Nun

erkannte auch Clemens seinen Mann. Die Gestalt eines Winzers, die seine letzte Stunde in Frankfurt bezeichnete, stand wieder vor ihm. „Das freut mich himmelhoch, jauchzte der Landmann, „daß ich Sie noch einmal sehe und Ihnen danken kann auf Erden! Die Hand! Die Hand!" Clemens gab die Hand und wußte nicht, wie ihm geschah. „Freuen Sie sich nicht auch?" fuhr Jener fort, wie verjüngt von seinem Jubel. „Ich bin nur ein alter Gottlieb, aber stolz sein müssen Sie doch, wie ich so stammfest dasteh', und weil mir den Ritterschlag verliehen, das sind Sie. Mein „Engelgruß" drüben ist schuldenfrei, und was sagen Sie zu diesem Berg-Morgen, Mann Gottes? Rüdesheimer Orländer sind's, und der Fürst selbst kann mir Bescheid thun in dem Pracht-Gewächs. Sehen Sie, das ist neues Gut und baar bezahlt von den achthundert Gulden, die Sie nicht mehr zurücknehmen wollten. Mein Vormann ging nach Amerika mit Kind und Kegel, und die Gantwölfe standen schon da mit aufgesperrten Mäulern und dachten ihn zu schuhriegeln im Aufstich, daß er nur so den Mund wischen konnte. Aber wups! hatt' ich die Hand d'rauf, über eine Nacht wurden wir einig. Merkenswerth waren die langen Nasen, wie sie abzogen; das wurmte sie gottsträflich tief, daß der alte Gildauer vom Wisperthal herüberkroch und sie zu Eseln machte. Nicht wahr, theurer Mann, Glück muß man haben, wenn man jung ist? Ha, ha, ha!" — Aber Clemens konnte nicht einstimmen. Wunderbar schmerzlich fühlte er sein Herz berührt. Diese Gestalt beschwor ihm den Traum jenes Glücksjahres herauf mit ergreifendster Lebendigkeit. Er erlag fast der Macht der Erinnerung. Der Freudeneifer seines Schützlings erwärmte ihn nicht, es fehlte wenig, so hätte er sich das ganze Begegniß hinweg gewünscht. Er kam zur Sache. Er fragte nach dem nächsten Orte, Weg dahin, Wirthshaus u. s. w. „O, Sie

sind mein Gast im Wisperthal, und müßt' ich Sie mit den Händen hinüber tragen!" schwur der Winzer. Clemens suchte Ausflüchte. Jener hörte ihn ruhig an und ließ ihn zu Ende reden. „Ich hätt's wohl gleich bedenken können," sagte er dann, „daß einem solchen Herrn meine Mausefalle nicht ansteht. Aber Freud' wär' mir's gewesen. Nichts für ungut." — Da widerstand Clemens nicht länger. Es lag so viel treuherzige Ergebung im Wort und Wesen dieses Verzichtes, — er schämte sich seiner übellaunigen Starrheit. „Da!" sagte er h[illegible] und schlug ein. „Euer Haus sei mir geehrt. Und nehmt's nicht so hoch mit dem Herrn, ich bin ja auch nur ein Bauernkind." — „Was!" rief der Landmann und stand still wie vor einem Schatze. „Sie sind vom Bauernstamm?" — „Ja, und vom Weinlande dazu." — „Juchhey, dreimal gute Zeit! Jetzt hab' ich Sie erst lieb, als hätten Sie mir eine Million geschenkt. Woher des Landes, wenn's erlaubt ist?" — „Von Bisamberg im Oesterreichischen." — „Von den Halters!" scherzte der Rheinländer. „Da guck einmal an! Es sind charmante Leute die Halters; man sagt ihnen nur Gut[illegible] nach hier außen. Sie sitzen dort wohl im Rohre?" fuhr Jener fort, „aber Ihr Gewächs läßt wenig von sich hören?" — „Und doch sag' ich Euch," antwortete Clemens, „unser Kloster-Neuburg mag sich zeigen neben Euerm Eberbach. Ja, ja! guckt nur! Wenn Euer Rhein ein saures Jahr gibt, was wohl öfter passiert, seit Ihr die Rieslinger Spättraube pflanzt, dann könnte der Stiftskeller wohl aushelfen. Sei's ihm nachgerühmt von Einem, der ihn kaum je wieder sieht!" — „Sie sehen sich lieber hier außen um?" fragte der alte „Gildauer," wie er sich nannte. — „Es ist Alles gestorben zu Hause," erwiederte Clemens, „und das väterliche Halb-Lehen längst in fremden Händen. Da entbehrt sich die Heimat leichter." — „Sie leben noch bergauf," tröstete der biedere Land-

mann mit einem Anflug von Wehmuth, „der Himmel kann Alles heimzahlen dereinst in Ihrer eigenen Familie.“ — „Habt Ihr keine Kinder mehr?“ fragte Clemens mit Theilnahme. — „Meine selige Bertha hat sie,“ antwortete der Alte, „nicht ich. In Gottes Keller hab' ich sie eingelegt, der Reihe nach, wie edle Jahrgänge; — da liegen sie im bretternen Gebünd des Schreiners, aber ihr Geist ist für Den dort oben. — Doch nein! nein! Das Wort lautet undankbar. Er hat all' ihre Seelen zusammengethan und sie mir wieder gegeben in meinem Letzten. Das ist meine Blume. Ich sag's oft: wie ein guter Winzer hat Er all' meine Triebe gekappt, bis auf den Hauptschößling. Den läßt er wachsen und fruchten, wie ich hoffe, daß er allein das ganze Tagewerk lohnt.“ — „Amen,“ vollendete Clemens, und gab dem Vater gerührt die Hand. — „Ja, Sie sollen mir Recht geben,“ fuhr dieser fort, „und mich keinen parteiischen Vater schelten.“ — Aber Clemens bemerkte, daß der alte Winzer, die Haue über der Schulter, sich immer weiter mit ihm aus dem Weinberge entfernte. „Hört Freund, ich verkürz' Euch an der Arbeit, nicht,“ sagte er endlich innehaltend, „in diesen Tagen gibt der Wein zu schaffen. Vielmehr würd' ich mir selbst eine Haue ausbitten, — es wär' mir ein Genuß nach so manchem Jahre.“ — „Davor bewahre uns Gott, schwur der Winzer, „ein Freuden- und Feiertag ist heute wie zu heiliger Zeit. Und sehen Sie, die Sonne geht so bald zur Rüste, auch dämmern wir wohl ein Wegstündchen über den Bühel.“ Clemens zog seine Uhr. Der Winzer sah es — stutzte und schüttelte den Kopf. Von dem Augenblicke wurde er still und in sich gekehrt. Clemens merkte diese Veränderung erst, als sie beide eine ziemliche Strecke schweigend neben einander zurückgelegt. — Eine Dorfglocke ließ sich in der Ferne hören. — Clemens sagte: „Schade, daß wir schon so weit waldwärts sind, das be-

rühmte Rheingauer Läuten hätten wir draußen doch abwarten sollen." — „Ja, es klingt schön, wenn es von Berg zu Thal zusammen stimmt," antwortete Jener einsilbig. Darauf verstummte er wieder. — „Aus diesem Brunnen hab' ich heute schon getrunken," sagte Clemens an einer andern Stelle. — „Dann waren Sie schon nahe meiner Behausung," erwiederte sein Gefährte. „Wir gingen zuvor über die Wasserscheide des Gebirgs. Drüben fällt's ab in den Rheingau, hier in das Wisperthal. Dort ist Süd, hier Nord. Aber wo Querschnitte durch den Berg gehen, da gibt's wieder hübsche Lagen nach West und Südwest. In solch einem Winkel liegt mein Engelgruß. Doch zählen wir schon in's Wisperthal." Clemens frug noch Manches über die gegenwärtige Liegenschaft dieses Ortes, aber der Andere brach ab mit den Worten: „Es ist schon zu düster heute; Sie werden das Alles mit Klarheit morgen einsehen." — Die warme, redselige Laune des Alten war dahin, und Alles schien vergebens, sie zurückzurufen. Er sprach nur noch Einzelnes, dazwischen schüttelte er den Kopf und brummte; „Hm, hm!" — Clemens sah endlich, daß ihn seine eigenen Gedanken beschäftigten, und überließ ihn diesen. Aber unwirthlich muthete es ihn an, durch das Dunkel des Abends und der mancherlei Waldstellen, die sie durchschnitten, so schweigender Gesellschaft zu pflegen. Er freute sich, als die Scene sich endlich änderte. Die Umrisse eines alterthümlichen Gehöftes wurden durch Baumgruppen sichtbar, ein Lichtschein fiel aus einem Fenster, und mit munteren Sätzen sprang ein Hündchen heran. „Wo bleibt denn deine Frau?" neigte sich der Hausherr zu dem kleinen Schmeichler herab. Und zu Clemens sagte er: „Das Mädel hatte die Wäsche heute und ist wohl müde geworden. Ich bitte, treten Sie ein in unser bischen Armuth. Ich will nur den Hund an die Kette legen; es ist seine Zeit jetzt."

Clemens trat in das erleuchtete Stübchen, dessen hintere Hälfte die Lampenblende malerisch verdunkelte. Der Tisch, worauf die Lampe stand, war für zwei Couverte gedeckt und schien seiner Gäste zu harren. Eine Wanduhr pickte seitwärts an der Thüre und zählte den braunen, ländlichen Möbeln die Secunden ihrer hundertjährigen Existenz vor. — Ein Gefühl traulicher Bezauberung beschlich den Wanderer in dieser einsamen Scene. Doch hat es schon was Märchenhaftes, nach hell und hoch durchschwärmtem Tagesmarsche sich Abends an nie betretener Wohnstätte den fremden Tisch, das fremde Licht plötzlich zur Heimat anzudichten, so steigerte sich die traumartige Befangenheit wie zur Vision, als Clemens das Bild eines schönen, schlafenden Mädchens erblickte, welches im ruhevollen Besitz des hausväterlichen Lehnstuhls, gedeckt von dem Schatten der Lampe, jetzt in sein Auge fiel. Mit unwillkürlicher Scheu wich der Fremdling zurück, als sähe er in das Heiligthum eines waldeinsamen Feenaufenthalts. Aber dem magischen Netze war nicht zu entrinnen. Er trug's, schien es, wie Mariengewebe an seinen Kleidern und die elastischen Fäden zogen ihn näher und näher. Er trat heran, stellte sich dem Bilde günstig gegenüber und genoß es mit der Fülle begeisterter Anschauung. Der schöne Kopf zeigte in einer freien, natürlichen Lage, etwas emporgehoben, fast sein ganzes Profil. Clemens pries das Glück, das solch' ein Antlitz so ruhig ihm zur Betrachtung bot. Aber je sinniger er sich in diese Züge vertiefte, desto minder schienen sie ihm fremd. Mit reizender Qual regte es ihn auf, darüber nachzudenken. Er durchflog im Geiste die Bilder seines Lebens, seiner Kunst-Erinnerungen, selbst seiner Träume, deren Andenken hervorragte, — aber das Räthsel blieb; und doch war ihm, als müsse die Lösung ein Schlagwort seines geheimsten Selbst aussprechen. Ob er sie wecke? Der

Schlummer lag wie ein leichter Anflug auf ihrem Gesichte, weder die spannungslose Ruhe der Muskel, noch die schwüle Röthe des tiefern Schlafes sah er darauf. Sein Herz schlug im süßesten Aufruhr der Neugierde. Er rückte die Lampe sachte mit dem Lichte gegen sie, — in demselben Augenblicke erwachte sie. „Wo ist der Vater?" fuhr sie empor beim Anblick des fremden Mannes. Aber Clemens hatte sich nicht getäuscht. Das Auge, der Brennpunkt der menschlichen Individualität, entschied ihm auch die übrige. „Aennchen vom Rheingau!" rief er aus und drei Jahre Vergangenheit fielen wie eine Binde von ihm ab. Bei diesen Worten stand das Mädchen nicht weniger erstaunt, verwirrt und besinnungsvoll ihm gegenüber. Aber sein männlich vollendeter Kopf zeigte unverwandelter das einstige Bild; sie erkannte ihn schnell, — ein Lächeln schien ihm zu sagen, wie die Grazie selbst es nur in Silberblicken ihrer Gottheit webt. — Da trat Vater Gildauer ein, und der ganze Zauber nahm mit ihm sein natürliches Maß an. Clemens sah ein schönes Landmädchen, welches müde von der Arbeit genickt hatte, welches Schüssel und Töpfe jetzt durcheinander regte, ihm Speise und Trank vorsetzte und sich selbst Hunger und Durst befriedigte. Vater Gildauer aber wurde mit Genugthuung inne, daß Clemens seines Kindes sich wieder erinnert habe; darauf wollte er's ankommen lassen, „ob so viel Merk auf seinem Stamme sei," sagte er. „Sie war ja noch ein Fretchen," fuhr er fort, „als sich der große Loostag in Niederrad zutrug. Sehen Sie einmal den Brief, wie sie mir die Geschichte —" Aennchen sprang auf wie ein Blitz. Der Alte lachte und bewegte sich mit unverwüstlichem Gleichmuth nach dem Wandschranke. Aber das Mädchen entwickelte ihre ganze Lebhaftigkeit. Clemens sah einem Kampfe zwischen Vater und Tochter zu, den Jener nur darum auf die Spitze zu

treiben schien, weil ihn diese so ernsthaft nahm. „Hast du Herrn Wellmich zu viel gelobt, so verantwort' es jetzt." — „Vater!" — rief das Mädchen, „Vater!" — und bittend, drohend, entschlossen, machte ihre Haltung mit rascher Beweglichkeit eine Reihe der anmuthigsten Wandlungen durch. „Schade, daß ich nachgeben muß," klagte der launige Mann, indem er gebückt, als ein Jochtragender, zum Tische zurückkehrte. „Sie hätten sonst gesehn, wie das schöne Geschlecht die Männer zu schildern weiß, da es noch kaum die Finger klemmen kann. Sie waren beschrieben mit all' Ihren Kameraden." Auch Aennchen setzte sich wieder. Aber Clemens fühlte sich von diesen und ähnlichen Einzelnheiten ihres häuslichen Gehabens nur zu bald belehrt, daß der Zauber, der von ihr ausging, seine tieferen Grundlagen habe, als der Reiz der ersten Ueberraschung. Die Rollen wechselten jetzt. Der Gast wurde in sich gekehrt, wie es unterwegs der Wirth gewesen, dieser hingegen prangte in seiner alten Laune. Mit Vorliebe sprach er von jener Zeit, in welcher die Veranlassung ihres heutigen Beisammenseins zurückfiel. „Ich hatte sie ungern von mir gethan," sagte er, „aber dazumal blieb mir auf ein Haar nichts übrig, als selbst vielleicht Frankfurter Schenkknecht zu werden. Sie können denken, wie ich das Kind auf den Händen nach Hause trug! Mein erster Weg war zu Ihnen; wie hätt' ich ohne Trost das Waislein sehen mögen! Aber mit Ihrem Zaubermantel, Herr Wellmich, flog ich hinüber, wie der Doctor Faust, meine kleine Prinzessin abzuholen. Wer war froher als ich? Und im Weingarten ließ ich sie doch nicht schaffen, wie die Nachbarn meinten, und wohl auch die Nachbarinnen, die neidischen! Gott behüte! Sie steckt mir deß ungeachtet das Pfötchen nicht in den Handschuh, mein Erbfräulein. Was meinen Sie? Maulbeeren mußt' ich ihr pflanzen, Seide ziehen will sie für die Filanda in

Wiesbaden. Es halten da ihrer Viere zusammen in Gladenbach drüben, ganz feine Haustöchter, und unterweisen sich einander darin. Sie bringen sich auf einen hübschen Pfennig, und zehnmal lohnt sich das Tagwerk für eine härtere Arbeit, die sie versäumen. Das sind' ich vernünftig." — In dieser Weise plauderte der behagliche Hausvater fort, und Aennchen lies nicht ab in Eifer und Aufmerksamkeit für den Gast. Sie ahnte nicht, wie sie ihn zermalmte damit. Endlich — sobald er mit einigem Schein sich für gesättigt ausgeben konnte, — stand er auf. Er schützte großes Ruhebedürfniß vor. Seine freundlichen Wirthe hielten sich leicht überzeugt davon, — Aennchen hatte schon zuvor, ohne sich am Tische vermissen zu lassen, die Bedienung des Schlafgemachs zu beschicken gewußt. Man gab sich die Hände, gesegnete sich die Nacht und ging auseinander.

„O ich bin arm!" seufzte Clemens mit überströmendem Gefühl, als er sich einsam auf sein Lager streckte. „Heut' bin ich arm! Wie hat ihr die Natur Wort gehalten! Und wie hat mir das Glück Wort gehalten! Das Glück? Ich hab' es selbst gethan. Einem Charakter glaubt' ich zu genügen, der keiner war — denn welcher Mann ist fertig ohne Weib, ohne Liebe?!" — Das zerrissene Herz erwartete vergebens den Schlaf. Der Stundenpendel nebenan rasselte einmal und noch einmal und wieder — die Nacht war nicht zu ertragen. Clemens raffte sich auf; er fühlte, daß es einen Entschluß galt. Er konnte dieses Haus nicht wieder verlassen, wie er's betreten. Hier war ein Wendepunkt. Aber wohin? So wie er ging und stand zu werben um sie? Empört verwarf sein Mannesstolz diesen Gedanken. Die Parasiten, Lungerer, Borger und den ganzen verschuldeten Kometenschweif endlich ernstlich zu Paaren zu treiben, sie seine Nähe fühlen zu lassen und um jeden Preis ein Capital zusammen zu pfänden,

womit sich ein neues Leben beginnen ließ? Fanatische Hoffnung! Seine Vernunft gestand sich, daß es zum zähen, unerbittlichen Gläubiger nicht in der Leidenschaft einer Nacht sich verhärten könne. Also tiefer, tiefer geprüft! Muß es? Vielleicht läßt sich entsagen! vielleicht geht das Bild zum zweitenmale vorüber! Nein! aller Unmöglichkeiten unmöglichste ist diese. Nun denn — Fassung! Besonnenheit! Noch glimmt in Wiesbaden ein letzter Stern. Vielleicht ist's der Vorläufer des Tages! „Hab' ich nicht gelernt? Kenntnisse gesammelt, Wissenschaften cultivirt? Auf! fortgefahren! Ausdauer! Muth! Geduld! Hier ist Mannesthat. Und Beförderungen, Vocationen, Lehrkanzeln, Diplome winken am Ziele! Recht Fantasie! Dein Arsenal ist unendlich! Schütt' es nur ganz aus über den verliebten Schwärmer! Aber zeig' ihm auch dein andres Extrem, den darbenden, getäuschten, mißachteten Schulmann, die Sysiphus-Arbeit der hoffnungslosen Candidaten, Noth, Verbitterung, Verzweiflung, Krankheit, das falbe Abendlicht über der ausgebrannten Lebenswüste!"

Endlich goß die Morgenstunde ihr ausglättendes Oel in diese Wogen. Mit Tagesanbruch entschlief er und genoß einer kurzen, erquickenden Ruhe.

Als Clemens wieder erwachte, war ihm Alles fabelhaft; — das Wisperthal, der alte Winzer, Aennchen vom Rheingau, die Naturbande zwischen Beiden, sein Begegniß mit ihnen, vor Allem aber seine leidenschaftlichen Sorgen der Nacht. Leichtblütig sagte er jetzt: „Das wird sich finden." Dagegen verwunderte er sich, daß ihm eine andere Frage nicht näher gelegen. Er hatte gestern nur an sich gedacht. Heute dachte er an sie. Wie, wenn sie Braut wäre? Den Zustand ihres Herzens galt's zuerst zu erkunden.

Eben wollte er ausgehen, ein Gespräch unter vier Augen mit Aennchen zu suchen, da klopfte sein Wirth

und lud ihn zum Frühstück. Er vermißte das Mädchen dabei. „Die hat sich versteckt," sagte der Hausvater, halb ärgerlich, halb lachend, „und fängt ganz apparte Grillen heut Morgen. Denken Sie das Ungeschick! Genirt sich die närrische Pupp' unsre Hemden trocken zu hängen. All' das übrige Leinenzeug, nur die Hemden nicht! Es schicke sich nicht vor dem fremden Herrn, sagt sie. Warum? sag' ich; sind sie dir nicht fein genug? sind sie nicht gut erhalten? sind sie nicht schnee-blüthen-weiß? was fehlt den Hemden? Aber der kleine Eigensinn schüttelt den Kopf und bleibt dabei: es schicke sich nicht vor Ihnen. Geht das nicht über die Hutschnur?" — Clemens war Aug' und Ohr über diese Mittheilung. Er bedurfte selbst einen Augenblick, ihren Sinn zu errathen. Nie war ihm ein schönerer Zug weiblicher Zartheit vorgekommen. Er gab es natürlich auf, den schlichten Landmann das Geheimniß zu lehren — von der Unschuld der Fantasie.

Desto mehr aber beeilte er sein Frühstück; Alles drängte ihn nach ihr. Lage, Schönheit, Verhältnisse und Eigenthümlichkeit des Orts, der ihn beherbergte, und der jetzt im prangendsten Tageslichte vor ihm zur Schau stand, blieb rechts und links unbeachtet liegen: sein Blick war zu voll von dem edleren Ziele, wonach er diese Räume durchirrte. Endlich fand er die Geliebte bei ihren jungen Maulbeerbäumen hinter dem Gehöfte. Nicht ohne ein mit Ehrfurcht gepaartes Lächeln konnte er ihr vor die Augen treten. Von herzgewinnender Freundlichkeit war ihr Gruß, doch eine holde Scheu ließ ihn nicht vertraulich sein. — Clemens begann seine diplomatische Mission. Nie wurde eine Absicht einfacher erreicht. „Ach ja," sagte das Mädchen unbefangen, „es geht ein Guckuck nach mir. Vorigen Sonntag sprach er mit Vater. Heute will er wieder kommen." — „Ein Guckuck?" fragte Clemens zweifelnd zwischen Ernst und Scherz. „Was für eine Gattung von

Freiern ist das?" — Aennchen fuhr lachend fort: „Haben Sie nie gehört davon? Ein Guckuck ist ein Bauer vom innern Lande. Wir am Rhein außen heißen die Rheinschnacken; dagegen nennen wir sie drinnen, wo Wald steht oder gestanden hat — Guckuck. Die Rheinschnacke ist weit ein edlers Ding als der Guckuck — denn sagen Sie, was kommt der Rebe gleich?" — „Nichts auf Erden," betheuerte Clemens; „aber wenn der Guckuck ein reicher Mann ist? Dein Guckuck z. B." — „Ja, der ist heidenreich! Auf seinen Kleefeldern gewinnt er Feuersteine für die Tabakraucher; mit seinem Vieh hält er's so: er kauft es fett ein und verkauft es mager wieder; seine Kornäcker bringen Disteln im Ueberfluß hervor, — der Mann könnte die beste Eselzucht weit und breit aufweisen, wenn er seinen Vortheil verstünd'." — Unser Freund war entzückt von dem kecken Humor seiner Schönen. „Besitzt er denn kein Stückchen Rebland um Deiner würdiger zu sein?" — „Ja, ein Paar Ruthen — womit er seinen Trinkern die Ruthe gibt. Ich glaube, Gott hat's am Sonntag früh erschaffen, da er schon ausruhen wollte." — Das muthwillige Kind schien heute in der Laune, seinen Witz leuchten zu lassen. Aber es stand ihm allerliebst. Clemens glaubte, es in seinem glücklichsten Momente zu sehen. Doch wußte er wohl, daß solcher Spott im Grunde gar nicht gegen den Geopferten spricht. Es ist ein harmloser Ausdruck der ländlichen Racen-Rivalität, nichts weiter. Er fragte daher jetzt geradezu: „Und hat dein Freier auf Erhörung zu hoffen?" — Da war auf einmal der Schelm von dem Mädchen gewichen. Sie wurde ernsthaft, änderte den Ton und antwortete zögernd: „Der Vater sagt: Sie wären auch vom Lande. Dann kennen Sie ja die Sitte. Das bereden die Eltern unter sich." — „Aber dachtest du nie daran, Aennchen, daß die Kinder ein Recht haben, mitzureden?" — „Nie? Ja! zuweilen!" — „Wann z. B.?"

Erröthen und Verstummen antwortete auf diese Frage. Clemens fuhr fort: „Wenn dein Freier, wie ich höre, sich heute die Antwort holt, dann hast du gewiß die Nacht darüber gesonnen. Wie entschlossest du dich?" — „Ich habe mir vorgenommen: nein!" wollte Aennchen nur fest antworten, sie that's aber fast heftig. Ihr Blick kehrte dabei von einem Versuche, den bedeutungsvollen Frager unbefangen anzusehen, gänzlich verunglückt zu Boden zurück, und eine neue, höhere Flut von Röthe überwallte sie. — Warum nahmst du dir das nicht schon am Sonntage vor? — hatte Clemens die weitere Frage im Sinne, — aber sein guter Geist fiel ihm auf einmal in die peinlichen, kleinlichen Zügel, er breitete seine Arme aus, gab ihrem glühenden Gesichte seine Brust zur Bedeckung und besiegelte alles Fragen und Antworten mit einem langen, stürmischen Kusse. —

„Der Guckuck!" fuhr Aennchen plötzlich empor und ergriff mit Grauen die Flucht.

„Ihr windleichten Rheinschnacken Ihr!" zürnte eine aufgebrachte Stimme der Fliehenden nach — „ihr Schalksnarren! ihr Federvieh! Ist das die Manier, einen rechtschaffenen Mann zu irrlichtern?" — Clemens sah sich um, aber eh' er die Figur des Masetto noch halb betrachtet, kam Vater Gildauer aus seiner Werkzeugkammer gerannt, wo er die ganze Scene durch eine Lichtlucke vielleicht beobachtet hatte und schalt dem Guckuck heftig entgegen: „Heda! was für Schalksnarren sind hier los? was für ein Federvieh? Wer ist sein Schalksnarr? er Zaunkönig!" Der Alte sah wüthig aus, alles Blut pochte in seinen Stirnadern. — „Ich ein Zaunkönig, ihr Rothnäser? Was buhlt mir die Dirn' vor Leibesaugen —" „Böhnhas! wer buhlt? Wer ist seine Dirn'?" donnerte der Winzer und schwang seine Haue, die er just zur Arbeit geholt; der Wäldler aber schwang seinen bleiernen Klöppel, den er

gewohnheitshalber am kurzen Handriemen mit sich führte. Da trat Clemens zwischen die Kämpfenden. Er wendete sich zu dem fremden Landmann und sagte mit Ruhe und Festigkeit: „Ihr seid im Irrthum, guter Freund. Das Mädchen ist meine Braut.“ — Dieses Wort verwandelte mit einem Schlage die ganze Scene. Es folgte eine tiefe Pause, welche Jedem der Handelnden das Schweigen der Ueberraschung auferlegte. Der Freier sah verdutzt d'rein, von dem Ansehen des städtischen Herrn offenbar außer Fassung gebracht, Vater Gildauers Mienen wechselten zwischen dem Ausdruck des Triumphes und des Erstaunens; der Bräutigam endlich, was sicher das Seltsamste an dieser Lage war, hatte sich nicht weniger überrascht durch seine eigene Erklärung. — Der Guckuck schlich sich wie ein Schatten aus der Gruppe; — Clemens blieb mit Vater Gildauer allein. „Ich habe den Aufruhr gedämpft mit einem Worte, das mir vom Herzen ging,“ sagte er bewegt; — „aber — es war vor der Zeit gesprochen.“ Er fing an, seine Lage auseinander zu setzen. Doch Jener ließ ihn nicht zu Ende kommen. Er legte ihm die Hand auf den Mund und unterbrach ihn liebreich: „Alles weiß ich, theurer Mann. War mir's nicht, als bräche der Himmel ein über mir, wie Sie gestern die silberne Uhr zogen und dazumal war's eine goldene? Da begriff ich das Ganze. Das himmlische Herz! dacht' ich, so geht die Welt um 'mit. — Aber schwer begreif' ich Ihre Plane, Herr Wellmich. Was soll Ihnen Wiesbaden und der Pakel und die Dienstbarkeit um Nabel sieben Jahr' lang? Kann das Stadtleben die Art so verleugnen? Und verlangt' es Sie gestern, die Haue zu schwingen, wie daheim auf dem Dings — berg, — die Sonne scheint auch heute! Mehr sag' ich nicht. Was liegt und steht ist von Ihnen, — wollen Sie? Es ist doch was, sprach Schnabel, als er den Frosch fing.“ — So redete Vater Gildauer mit seinem

neuen Schwiegersohne. Dem fiel's wie eine Binde vom Auge. Er stand auf, umarmte den Vater und sagte: „Recht habt Ihr gesprochen! Das Leben, das Ihr mir bietet, ist mir lieber, als Salomons ganze Pracht und Herrlichkeit. Es war schon im Glücke mein Ziel, — ein falscher Freund hat mir's vereitelt: ich nehm's zurück aus der rechtschaffenen Hand des wahren Freundes und aus den schönen der Liebe!"

Letztere Hand zu suchen, ging er jetzt hin und — er muß glücklich gewesen sein, denn nach wenigen Monaten, — just am dritten Jahrestage des großen Looses war's — da lag sie zum ewigen Bunde geweiht in der seinigen.

Und als zum viertenmale das Andenken jenes Tages zurückkehrte, schaukelte Clemens die erste Frucht seines ehelichen Glückes auf seinen hoffnungsreichen Armen. „Ein Knab' wie ein Mandelkern," sagte der Großvater. — Ob unser Freund zufrieden war mit seiner Lebenslage? Er konnte einem Weitgereisten eine Lehre davon geben.

Umtönt vom Rheingauer Abendläuten, hielt er einst Vorschau drüben im neueren Weinberge, wegen des ersten Ausstichs. Aber gewiß mußten die Trauben zu reifen anfangen, denn einige Terassen tiefer entdeckte er einen Menschen, der sich's wohl schmecken ließ. „Man fragt doch!" rief Clemens hinab, „'s sind keine Brombeeren hier!" — „Um so besser, wenn Ihr da seid!" scholl die Stimme zurück, „ich war verirrt und durstig, und bezahle ja gern, wenn ich die Hand dafür find'." — Der Fremdling stieg die Terassen hinan, Clemens warf einen Blick auf ihn — und zwei Menschen standen sich gegenüber, die sich erkannten. „Herr Wellmich!" rief der Eine, — „Homo literatus tropice praenatus!" lachte der Andere. — „Man kann wohl verbrannt sein, wenn man direct aus Andalusien kommt. Aber Sie Spaßvogel, mir däucht, Sie geben selbst Gastrollen hier. Wie?" — „Kei-

neswegs; ich bin Winzer, wenn auch nicht de la Chabonnière.“ Verwundert sah ihn Jener an. Clemens gab ihm Erläuterungen. — „Hm!“ sagte der Literat, nachdem er Alles zu Ende gehört, „daß man noch nicht Guttapercha aus menschlichen Herzen gemacht hat! was der Stoff elastisch ist! Kann sich das große Loos wirklich so resignirt einschachteln in das kleine?“ — „Es thut mir weh,“ antwortete Clemens, „daß ein Mensch, den ich manches Selbstgedachte aussprechen gehört, sich hier der blindesten Tradition unterwirft. Was nennen Sie groß? was klein? Ist die Trüffelpastete und die Loge in der italienischen Oper das große Loos? Ist das selbst erzeugte Stück Brod, und Weib und Kind, die ihr Volkslied singen, das kleine? Ich will Sie nicht mit dem Enthusiasmus des jungen Ehemanns und noch jüngeren Vaters behelligen; aber kommen Sie mit mir, — und wenn Sie Geschmack an meinen Trauben fanden, vielleicht finden Sie ihn auch an meiner Häuslichkeit. Vielleicht sagen Sie dann: jenes war das kleine Loos, und dieses ist das große.“

Sie gingen, und dem Gaste geschah wie ihm prophezeit war. Als er des andern Morgens aufstand, sagte er zu seinem Wirthe: „Wissen Sie das Neueste? Ich las in Ihrem Amtsblatte gestern, in Gladenbach drüben ist die Stelle des Schulmeisters vacant. Ich bin Nassauer Landeskind, ich bewerbe mich d'rum.“ — „Dann sollen Sie meinen ganzen Einfluß in der Gemeinde dazu haben!“ rief Clemens überrascht. „Aber wie ist es möglich“ — „Veni, vidi, victus sum,“ sagte der Literat. „Sie haben total Recht. Glauben Sie, wenn man ein wenig auf dem Globus herumgekrochen ist, — über all' der Bilder-Magie, der Touristerei, erzeugt sich zuletzt ein kosmopolitischer Katzenjammer. Ueberall wohnt der Mensch auf seinem Eignen und hat seine Culturaufgaben erfüllt durch das Heimats- und Familiengefühl. Das predigen über-

einstimmend die weisen Huyhmhm's,*) die Postpferde. Unter Ihrem Dache kam's nur zum Durchbruche damit. Ich will Ihr Schicksal copiren. Die Summe, die Sie mir gaben, ein Classiker zu werden, hat so gut der Henker geholt, als Ihre Fettweide. Eine Kunst, die der Unterstützung bedarf, d. h. der Privatunterstützung, ist keine mehr. Die Oeffentlichkeit hat sie fallen lassen; man könnte sich zu Tode dämmen daran. Aber nun soll das echte, große Loos anfangen. Und wie es Ihnen aus einer Bagatelle erblüht ist, das Sie im Fluge der Abreise einem alten Manne zugeworfen, so erblüht mir's — aus einem Abendessen, einer Nachtherberge, aus dem bloßen Beispiele Ihrer Existenz." — „Bravo Schulmeister!" jubelte Clemens, „das ist ein Gedanke, reifer als meine Trauben gestern. Und jetzt completiren Sie mir erst mein großes Loos. Zu Allem, was ich habe, schenken Sie meiner Einsamkeit den cultivirten Umgang, — den guten Nachbar, — den Freund! Und so wollen wir mit einander leben, und alt werden und Menschen sein, und Menschen zeugen und erziehen, und dem ganzen Begriffe unsrer selbst gerecht werden." —

Und sie hielten Wort.

---

*) Aus Gulliver's Reisen bekannt.

Giovanna.

Novelle.

1852.

Giovanna.

I.

Vater und Sohn.

„Wieder ein Tag verloren," murmelte Edgar, indem er mit gerunzelter Stirne aus dem Boudoir der gnädigen Mama trat.

Durch die offenstehenden Flügelthüren sah er aus dem gegenüber liegenden Salon mit seinem leisen, schwebenden Gange den Vater nach seinem Arbeitszimmer eilen.

„Darf ich stören, bester Papa, ein Wort!" rief Edgar lebhaft, aber der Medicinalrath war in demselben Augenblicke schon wieder verschwunden.

„Es ist doch eine große Verlegenheit, der Sohn so guter Eltern zu sein," seufzte Edgar, den geflügelten Schritt nach dem Salon einhaltend. „Die Mutter drängt mich mit bestgemeinter Liebe in eine Lebensbahn, die meine ganze Natur wider sich hat, der Vater geht mit ausgesuchter Schonung mir aus dem Wege — fast nenn' ich ihn glücklich den Sohn, dem ein verzweifeltes Familienverhältniß erlaubt, anzustürmen, Kampf zu bieten, und sich mit einem Male zu befreien."

Niedergeschlagen in Gang und Haltung setzte er seine Schritte nach dem Arbeitszimmer des Vaters fort und klopfte an. Da konnte denn freilich der vorsichtige Mann das Zusammentreffen mit dem Sohne nicht länger vermeiden und rief ein gedehntes: „Herein!"

„Verzeihung, wenn ich störe, Vater, aber es ist ja das heiligste Band unter Menschen, das mich an Sie weist," sagte Edgar mit eben so viel Ergebenheit, als Ernst und Nachdruck. „Ich komme, um Ihre Vermittlung zu bitten. Mama hat mich wieder zum Präsidenten geschickt. Der fatale Protectionsgang mit allen seinen Consequenzen soll mir nicht länger erspart bleiben. Ich soll durchaus in eines der Landescollegien, mit Einem Worte, ich soll über den Rubikon, und heute ist der Tag dazu. Amt und Stellung heißt der Plan, welchen Mama mit mir verfolgt, ich habe lange im Stillen die Schachzüge dazu beobachtet. Der Kreis von Verbindungen, worüber Sie gebieten, ist gewonnen, man bringt mir Alles entgegen, es macht sich durchwegs von selbst, und an den Voraussetzungen meinerseits wird so wenig gezweifelt, daß ich nothwendig dem Scheine des Lächerlichen verfallen müßte, wenn ich jetzt erst die Stadt durch meine Weigerung belehrte, wie sehr ich ursprünglich passiv, unbetheiligt und unbefragt gelassen worden bin. Eine kluge und sichere Berechnung fürwahr, wenn die warme Fürsorge der besten Mutter nicht profanirt würde von diesem Wort. Aber sei es immerhin! Ich will das Lächerliche auf mich nehmen, ich will der barocke Phantast sein, und das Renommée nicht fliehen, wie es wahrscheinlich gewünscht wurde, sollte mein Name selbst in unmittelbare Verbindung mit dem berühmten spanischen Ritter gebracht werden. Denn Manches läßt wohl ein Mensch, der kein Pedant ist, willenlos mit sich geschehen, und etwas Liberales liegt in dieser Duldung. Wo aber von Berufswahl, von

Lebensplan die Rede ist — da fordert jede Extremität der Eigenheit heraus. In den reichen Kreis der Bildung, womit Ihre Güte mich ausstatten wollte, haben Sie auch die Musik gezogen. Sie sollte eine Blume sein neben den anderen Blumen. Aber Sie wissen, Vater, es kam anders. Nicht eine Blume, ein Schwerpunkt ist mir diese Kunst geworden, und eh' ich sie verlasse — doch ich will Sie nicht mit der Sprache einer Begeisterung verletzen, die vielleicht das Brüske des alttestamentlichen Prophetentons, oder das Lare des modernen Enthusiasmus für Ihre Schätzung hätte. Aber ich wiederhole es Ihnen, Vater, ich wiederhole es mit der ganzen Kälte, die in der höchsten Leidenschaft liegt: ein Schwerpunkt ist mir diese Kunst geworden, auf dem meine ganze geistige Existenz ruht, den ich nicht aufgeben kann, ohne in's charakterlose Nichts hinauszufallen. Doch, was berufe ich mich auf meine Vorliebe, die nichts beweist? Schon darf ich mich auf einzelne Proben des Talents berufen, die vielleicht etwas beweisen. Beamter oder Künstler, das ist heute die Frage. Ich habe diese Frage längst zur Befriedigung beantwortet, und soll die Sphinx nichts desto weniger mich in den Abgrund stürzen? Helfen Sie mir, bester Vater, unterstützen Sie mich; ich muß Widerstand leisten, aber ich wünsche, daß es so menschlich als möglich geschehe."

„Du bist unzart," erwiederte der Vater dem Sohn, „ich wollte, ich hätte deine ganze Denunciation nicht hören müssen. Keine Erklärungen! Merke dir, Edgar, für dein ganzes Leben die erste Regel der geselligen Kultur: keine Erklärungen! Was unter Völkern die Kriege sind — barbarische Brutalitäten — das sind unter den einzelnen Personen die Erklärungen."

„Allerdings; ohne alle und jede Erklärung will mich Mama in die Bureau's hinüberspielen; ich bin nie ernstlich

gefragt worden: ohne Erklärung sehen Sie, Vater, seit geraumer Zeit das Spiel meiner Neigung und Abneigung; sehen, wie ich mich dränge und winde, wie ich mich mit doppeltem Eifer auf die Kunst werfe, so oft von dem Bureau die Rede ist, und wie ich damit bescheiden, schweigend, aber durch Thatsachen selbst meinen Protest zu erklären wünsche. Nichts hab' ich damit errungen, die Entscheidung durch Wort und Zunge nicht abgewendet. Wie soll ich mir anders helfen?"

„Das ist deine Sache, nicht meine. Glaubst du sprechen zu müssen, so sprich. Aber unrühmlich sollst du es finden, mich gegen die Mama herauszufordern. Warum wagst du es nicht, ihr selbst dich zu erklären?"

„Der Sohn hätte wohl gegen die Mutter das Herz, aber der Mann nicht gegen die Frau. Eine eigenthümliche Regung — lächeln Sie, Papa, aber ich möchte es fast den Instinct der Galanterie nennen — steht mir im Wege Auge gegen Auge einer Dame Erklärungen zu thun, von denen ich mir bewußt bin, daß sie ihren Wünschen entgegen, daß sie ihr ungefällig sind. Ihre Stellung ist schon eine andere. Es hat immer weniger Härte, ein Zweites, als sich selbst zu vertreten."

„Das klingt plausibel genug, aber doch muß ich die Rolle ablehnen, die du mir zutheilst. Du kennst meine Grundsätze, und sollst sie nicht beugen wollen. Wo Widersprechendes in der Geselligkeit sich gegenübersteht, da tritt für den wohlerzogenen Menschen die Aufgabe ein, im Lenken und Lösen sein Geschick, nicht im platten Angriff seine Gewalt zu bewähren. Das ist und bleibt Uncultur. Bescheidenheit der Zunge nenn' ich die höchste Tugend. Uebe dich darin, die echte Bildung weiß in der leisesten Milde ihre sichersten Erfolge zu erringen."

Edgar sah mit einem zerfallenen Blick über das Antlitz des Vaters in die nichtige Winterlandschaft hinaus. Der

weiche Mann schien in diesem Augenblick eine wärmere Regung für die trostlose Lage des trefflichen Kindes zu empfinden, und nahm begütigend das Gespräch wieder auf.

„Muth, Edgar," ermunterte er, „siehe, was dir Glück und Natur Günstiges verlieben haben! An geistiger und leiblicher Ausstattung wohl geboren und gerathen, von vermögenden und gut denkenden Eltern die Bahnen der besten Erziehung geführt, die das Jahrhundert seinem Geschlechte mittheilen kann, bist du vor Tausenden, welche das Leben empfangen, erfreulich gestellt. Wahrlich, in keinen Betracht kommt doch dagegen die geringe Verlegenheit, die dich in diesem Augenblicke mit Sorge und Noth beschäftigt. Du bist ein Mann geworden, das Leben tritt auch an dich mit seinen Aufgaben heran. Ich darf sie dir so wenig vorenthalten, als dein Erbtheil. Sieh, wie du hinüberkommst. Mache deine Sache allein, und mache sie gut." —

Edgar sah noch immer mit jenem zögernden und unbefriedigten Blick in das Auge des Vaters. Dieser schien zu fühlen, daß das milde Oel seiner Beredsamkeit eigentlich doch kein rechtes Gefäß habe, in dem es sich praktisch fassen ließe, und er sah sich gedrungen, in bestimmteren Umrissen fortzufahren:

„Fahre jetzt immerhin zum Präsidenten, lieber Sohn. Bis du förmlich installirt bist, vergeht noch manche Woche; bis dein Amt dir über den Kopf wächst, gewinnst du weitere Muße. Glaube mir, man wird dich schonen; die Gesellschaft ist ja so dankbar und sieht gern im Einzelnen nach, wenn ein Genie in der Hauptsache sich ihr anzuschließen scheint. Genug, du wirst überflüssig Zeit haben. So rathe ich dir denn, diesen Winter und den folgenden Sommer über wirfst du dich mit aller Macht auf eine große Oper, nächste Saison wird sie aufgeführt, und hat dir dein Talent Wort gehalten, dann siehst du berechtigt

vor der ganzen Residenz da, wenn du den Staatsdienst verschmähst mit einem classischen: „Anch' io sono pittore!" Das ist mein Rath."

„Jetzt eine Oper schreiben?" sagte Edgar bedenklich vor sich hin. „Ja, ich könnte es; ein paar cantable Melodien sind bald eingefangen und wie Glühwürmchen in das Blumendiadem der Titania gestickt. Das ist ein feenhafter Kopfputz — für eine Nacht! Aber Tags darauf sind die Leuchtkäfer todtes Ungeziefer, und die Blumen Kehricht. Wissen Sie, Papa, was Friedrich der Große vom Kaiser Joseph sagte? „Es ist sein Fehler, daß er den zweiten Schritt vor dem ersten macht." In diesem Fehler sind unsere heutigen Componisten begriffen. Sie fangen dort an, wo sie aufhören sollten. Wer ein leidliches Lied setzen kann, der schreibt eine Oper, das heißt: ein Liederspiel, das er eine Oper nennt, und der versunkene Geschmack mit ihm. Auf diesem rosenbekränzten Lotterbette könnte auch ich im besten Saft und Blut mich zur Ruhe legen; es ist wahr, so weit hab' ich's gebracht. Aber ich will's weiter bringen, und so lassen Sie mich immerhin die nächste Folgezeit noch an Quartetten arbeiten und studiren. O wohl mir, daß ich wie eine unerbittliche, astronomische Uhr die Gesetze in mir trage, nach denen ich verfahren muß. Wenn Gott mit Blindheit schlägt, den er verderben will, glauben Sie, so gibt er auch ein so helles, hundertäugiges Bewußtsein wie mir dem, den er verherrlichen will. Mich für ein paar Drehorgelbonbons lithographiren lassen? Das fällt mir nicht ein! Quartetten! Quartetten, Vater! Contrapunkt! daß mir das zarte Seelchen der Melodie wie die schaumgeborene Venus in den nervigen Armen des Mars oder Vulkan ruhe! O, nur ein Musiker kann mich verstehen! Heute Morgen riß es mich aus dem Bett; ich hatte in der besten Frühstunde eine Combination an meinem Es-dur-Quartette gefunden,

deren Lösung schon seit Tagen meine Pein war. Sie schien in den höchsten Regionen der Bach'schen Kunst zu hängen, und siehe!" —

„Gut, so schreibe Quartetten statt der Oper, aber fahre nur vorläufig zum Präsidenten."

„Zum — doch ich will den Kraftausdruck unterdrükken. Und wenn mein Amtsjoch mir noch so leicht würde, und wenn es ganz in die Ferne rückte, verlier' ich nicht den laufenden Tag, die gegenwärtige Stunde dafür? Was für ein unschätzbares Göttergeschenk war mir der heutige Morgen! Da kommt Christine; die gnädige Frau lade mich zum Frühstück, der gehorsame Sohn folgt, und nun ist von Präsidenten, Conferenzen, Chancen und Empfehlungen die Rede — übermenschliche Kraft bedurft' ich, meinen Ideengang festzuhalten, um das Farbenspiel der contrastirenden Stimmen keinen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren. Zum Präsidenten! fahre hin zu ihm, wer ihn braucht; ich habe von Gott und Menschen mein Theil weg, ich kann nur verlieren an ihm."

„Gerne hör' ich deine Klagen an, wenn sie dich erleichtern; aber ich wünsche auch, daß diese Aufregungen, sollen sie nicht bloß dem niedern Leben angehören, wie Gewitter dich reinigen. Deine Vorbilder waren alle größere Künstler als du selbst ahnst. Daß sie es in Noth und Tod verstanden, aus diesen zersplitterten Spänen, die wir Existenz nennen, ein Ganzes zu zimmern und wohlgefügt zu hinterlassen, das war ihr rühmlichstes Meisterstück. Auch davon lerne, du lieber Verwöhnter, und wie es scheint, hier wirst du noch lernen können, wenn du alles Uebrige einstudirt hast."

„Ich will's versuchen," sagte Edgar, und merkte die Nothwendigkeit, das vergebliche Gespräch zu beenden. Er ging. Der Vater aber fühlte sich offenbar erleichtert, des peinlichen Moments los zu sein.

Medicinalrath Lauenfels gehörte zu jenen weich organisirten Naturen, deren Schwäche man gerne verzeiht; denn sie ist ihre Liebenswürdigkeit. Man konnte ihm eigentlich nicht nachsagen, daß er sich im ehelichen Verhältniß auf jene Weise unterordnete, für welche der Deutsche mit Recht ein so verachtliches Wort gebraucht, weil sie niederträchtig ist. Im Gegentheile, so wenig Willensfestigkeit solchen Charaktern innewohnt, so unterwerfen sie sich doch häufig noch dem Willen Anderer, weil sie eben durch den Reiz ihrer anschmiegenden, gefälligen Sanftheit die Herzen am sichersten gewinnen. Männer dieser Art waren im Knabenalter der schmeichelnde Liebling der Mutter, aber gewiß war ihnen die Mutter noch ergebener, als sie ihr. Auf der Schule zeichnete sich Lauenfels vor den meisten seiner Genossen vortheilhaft aus; denn die reizbare Empfänglichkeit seines Genies ließ ihn leicht auffassen und die stete, hingebende Geduld des Fleißes lag ganz in seinem weiblichen Wesen. Dabei war er ein nachgiebiger Mitschüler, ein zärtlicher Freund, ein bescheidener Gesellschafter, und gewann, versöhnte und entwaffnete Alles durch die sanfte Unschuld seiner Sitten. Ein dauerndes Band der Freundschaft aber knüpfte sich zwischen ihm und dem Sohne des ersten königlichen Leibarztes Dorneck an, das für sein ganzes Leben folgenreich wurde. Dorneck's Haus, eines der glanzendsten und einflußreichsten der Residenz, öffnete dem Unbemittelten mit wahrhaft seltener Liberalität ein großmüthiges Asyl. Ja, als die beiden Freunde, gleichzeitig graduirt, auf dem Punkte standen, in die Welt einzutreten, der Eine unter den bescheidensten, der Andere unter den glanzendsten Verhältnissen, — da war nicht im Entferntesten die Rede davon, daß ihr Schicksal nun auseinander gehen sollte. Dorneck, der Vater, ließ die jungen Doctoren eine große wissenschaftliche Reise durch Frankreich, Italien, England und Belgien machen-

und wendete gewissenhaft an den Fremden dieselben Summen wie an den eigenen Sohn. Leider brachte der Letztere, welcher rasch und lebhaft mit seiner Jugend umging, und vom dampfenden Roß in's wogende Flußbad, vom Tanzsaal in die Reitbahn stürzte, weder Grenze noch Uebergang kannte, den Keim einer tödtlichen Krankheit in die Heimath zurück. Lauenfels aber schien mit seiner schmiegsamen Natur den verschiedenen Klimaten selbst ihre Reize und Kräfte abgewonnen zu haben. Die Lichtpartien und weichen Conturen seines Wesens fand die schöne Welt mit dunkleren Tinten gesättigt, mit festeren Linien gezeichnet, und seine großartigen Kenntnisse, seine reich ausgebildete, wirkliche Berufstüchtigkeit, schien allseits die Berechtigung zu geben, Lob und Gunst ihm laut zuzuwenden. Am wenigsten unempfindlich aber für den jungen liebenswürdigen Doctor blieb die Schwester seines Freundes selbst, Emilie, die einzige Tochter des Hauses Dorneck. Der Vater beflügelte ihre Neigung, und als er den Sohn immer hoffnungsloser dahinschwinden und bald einem frühen Tod unerbittlich verfallen sah, da hatte der Gebeugte kein Hehl mehr, wie er den Gegenstand seiner großmüthigen Opfer und der Liebe seiner beiden Kinder sich noch inniger zu verbinden wünsche. Zwar konnte sich Lauenfels nicht gestehen, daß Emilie die Wahl seines Herzens sei; aber er ging jeder Erklärung mit Scheu aus dem Wege und traute sich zu, mit schweigender Schonung das Verhältniß so zu beherrschen, daß in jedem Augenblicke die Thatsache seiner Freiheit und Selbstständigkeit unverletzt dastand. Viel consequenter aber fand gerade das Gegentheil dieser Meinung statt, und so kam der Lenksame bei dem Tag an, da er sich mit der Hand wie im Traume über die Stirn fuhr, ein Stück Erinnerung wegwischend, und mit der Tochter seines Wohlthäters den Ring wechselte. Seine Ehe war eine Fortsetzung dieses

Brautstandes. Wenn zum Begriff eines weiblichen Hausregimentes der Umstand gehört, daß der Mann mit entschiedener Passivität die Ausübung seines Willens unterläßt, so konnte zwar im Hause des Medicinalrathes von einem solchen Regimente nicht die Rede sein. Lauenfels hatte einen Willen, aber er liebte es, in so leisen Umrissen ihn zu zeichnen, daß das Männliche selbst dadurch einen weiblichen Charakter annahm. Und die Gewohnheit ging bald in ein Princip über; es wurde nach und nach seine aufrichtige Ueberzeugung, daß dieses zahme Entstehen der Persönlichkeit im Geiste der besten Cultur liege, und die eigentliche Schönheit des sittlichen Menschen sei. Dadurch adelte er zwar seine Schwäche über das Gemeine hinaus, aber es war ihm zugleich eine Berechtigung eingeräumt, welcher eigentlich jede Grenze fehlte, und die den inneren Kern bis zu einem Grade auflösen konnte, der auch die bestklingende Entschuldigung nicht mehr zuließ. In diesem sanften Flusse seines Lebens gemahnte ihn nun der Sohn von Zeit zu Zeit ziemlich unbequem an das eigentliche Bild des männlichen Charakters. Edgar's Temperament neigte stark zum Gewaltthätigen, zum Ungestümen, zur lebhaftesten Lust an jeder herausfordernden Willkür. Nur seine höhere Erziehung bannte diesen raschen Geist in ein zwingendes Maaß, ohne diese wäre er unfehlbar geworden, was man einen „lockeren Künstler" nennt. Aber selbst mit ihr wußte er oft genug die eigene Natur mit dem Tone seines Hauses in kühnen Widerspruch zu setzen. Er pflegte es gewöhnlich so zu halten, daß er der seinen Manier die erste Stelle einräumte, drang er damit nicht durch, so folgte er seinen eigenen Gesetzen, und er that es mit einer so unbekümmerten Naivität, als ob alle Regeln und Pflichten der Gesellschaft eine Pause machten, bis sein Wille ausgeführt war. So war es auch heute gekommen. Den Gang zu dem Präsidenten durch die

väterliche Verwendung los zu werden, war seine nächste Wahl. Der Vater lehnte ab. Es soll nicht gesagt sein, daß seine vorgeschützte Maxime allein der Grund dafür war. Im Gegentheil, er fühlte sehr zärtlich für den Sohn und stellte ihn hoch in seiner Meinung. Bei jeder andern Gelegenheit hatte er ihn gewiß, wenn auch in seiner Weise, unterstützt. Aber wie es nicht selten vorkommt, daß Väter gegen ein reich begabtes Lieblingskind Regungen haben können, die wir gradezu Momente der Eifersucht nennen müssen, so hatte auch der Medicinalrath diesmal einen solchen Moment. Die Entschiedenheit seines Sohnes, an der die devote Rede und Haltung doch nur ein beiläufiges Nebenwerk der Erziehung war, erinnerte ihn etwas störend, wie man sich eigentlich in kräftig-männlicher Jugend gegen fremde Bestimmungen zu wahren habe. Der weiche Charakter fühlte sich in seinem eigenen Bewußtsein dadurch verletzt, er war nicht mehr Vater gegen Sohn, sondern Mann gegen Mann, und im Vorherrschen dieser Stimmung ließ er den herausfordernden Dränger fallen. Das war aber für Edgar nunmehr auch gleichgiltig. Er hatte der guten Sitte seinen Tribut abgetragen, und nun gehörte er so vollständig sich selbst, wie der Wilde auf seiner Insel. Ueber Tisch stellte die Post den Eltern ein Billet seiner Hand zu, folgenden Inhalts:

„Theure, Verehrte! Ich habe den Präsidenten nicht zu Hause gefunden, weil — ich ihn nicht zu Hause suchte. Vielmehr nahm ich auf dringende Empfehlung des Herrn Präsidenten Sebastian Bach einen ehrenvollen Ruf an mein Es-dur-Quartett an, dem ich sofort gefolgt bin. Ich befinde mich in diesem Augenblick auf meiner hohen Missionsreise, und werde nicht eher in die Residenz zurückkehren, als bis ich in Ruhe und Muße jener wahren Audienz abgewartet, die mein ganzes Gehör ausschließlich in Anspruch nimmt. Bis dahin — Gruß und Kuß! Edgar."

Die Verlegenheit des Medicinalrathes war groß. Wie verwunderte er sich daher, als Mama mit leichtblütigem Lächeln das Papier zusammenschlug und weiter Nichts sagte als dieses: „Dacht' ich's doch! Er sah mir schon am Morgen so aus, als ob er einen Staatsstreich im Schilde führte. Er widerspricht nicht, aber er wider-handelt." Und in diesem Worte lag auch die Erklärung der mütterlichen Gnade. Mit dem thatlosen Widerspruch war Nichts anzufangen, es war ein gemeiner phantasieloser Ungehorsam. Aber mitten im Winter eine Verbannung aus der Residenz, um ein Quartett zu vollenden, — das fand in allen Salons Verzeihung; es frappirte, es war interessant.

II.

Die Idylle im Schnee.

Indeß war Edgar nichts weniger als abgereist. Eine halbe Stunde vor dem Thore lag eine ländliche Besitzung der Familie, eine parkähnliche Anlage, in welcher ein zierliches Schweizerhaus, der Sommerfreude genügsames Obdach, seine trauliche Stelle einnahm. Dahin wendete Edgar seine Schritte, denn da das Nächste am Seltensten in der Nähe vermuthet wird, dachte er Angesichts der lärmenden Stadt dieses willkommenen Asyls in erwünschter Muße sich zu bedienen. Das nöthigste Mobiliar stand überwinternd in den verlassenen Räumen, selbst ein Kamin fehlte nicht, der hellauflackernd im lustigen Wolkenbruch durchnäßte Kleider den scherzenden Gästen trocknete, und den leicht verziehenen Schaden einer muthwilligen Sommerlaune rasch hinwegtilgte. Das mäßige Bedürfniß des Mundes fand sich im nächsten Städtchen oder Freidorfe, und dem bescheidenen Freunde, dem wohlgebildeten Sohne des erblichen Pacht-Wirths daselbst, war das nöthige

Incognito leicht anzuvertrauen. So wanderte der Jüngling einig mit ſich und in zufriedener Seele eines reinen Zweckes ſich bewußt, mit der geliebten Notenrolle in der Hand unvermerkt zur Stadt hinaus auf winterlichen Pfaden dem ſeltſamen Ziel entgegen. Die vollſtrömende Begierde nach ſeinem Werke, die jedes nächſte Gefühl verſchlang, verbunden mit der mahnenden Rückerinnerung an ſeinen abentheuerlichen Freiheitsakt, verſetzte die Seele des jungen Künſtlers in eine angenehm ſpannende Aufregung; ja ſelbſt der friſche Anhauch der Winterluft ſchien das erhöhte Selbſtgefühl und die kreiſende Wärme des inneren Lebens derber herauszufordern. Sein Weg ging über einen Boden, den Obſt und Gemüſezucht in jeder nächſten Umgebung einer Stadt eben ſo freundlich als gewinnreich in einen wohlbebauten Garten verwandelte, durch Hecken, Rabatten und Alleen. Rings lag die Erde im reinſten Weiß verſilbert da, den Himmel umzog jene friedlich graue Schneedecke, welche den beſten Abſtich zu jedem andern Farbenſpiel bildet, und deren Ton daher auch auf den Bilderwänden der menſchlichen Kunſt nachgeahmt wird. Aus dieſer winterlich grundirten Atmoſphäre ſchneite es, kaum ließ ſich ſagen, zur Erde herab; denn wie die leichten Flaumen richtungslos den weiten Raum durchwimmelten, ſo ſchien ihr anmuthiges Spiel mehr ein freier willkürlicher Verkehr von Geiſterchen, als ein gleichförmiges Wirken der Schwerkraft. Allmählich verlief Edgar's Weg aus den Umhegungen der Stadt in's Freiere, und hob ſich zu einer ſanftaufſteigenden Höhe. Damit war auch das Bereich betreten, wo das väterliche Landgut anfing, und das einſiedleriſche Schweizerhaus mit ſeinem rothen Gebälke ſtach ſchon in der Ferne aus der weißbedeckten Winterlandſchaft ab. Bei dieſem Anblicke fühlte der junge Wanderer doch lebhafter als in einem der früheren Augenblicke das Abentheuerliche ſeines Einfalls. Wohl mag des Winters

Pracht in Gebirg und Wald, an starren Wasserfällen und über zerklüfteten Einöden wie ein Großherr auf seiner eigenen Erde thronend, unsere muthige Hingebung und Bewunderung gewinnen. Wie ganz anders aber, wenn er in der Nähe der Städte sich auf die Werke der Menschenhand legte, nicht jene trotzigen, die Ewigkeiten überdauern, — jene leichten gebrechlichen, die dahingestellt sind, den Kuß eines Sonnenstrahls aufzuhaschen, die Würze eines Abendlüftchens zu athmen. Da klirrt der hartgeschliffene Eisgrund des Gartenweges, den sorgfältig nach der Schnur gemessen sonst der zierliche Buchsbaum garnirte, oder wohl gar die kostbare holländische Muschel, wie eine Damen-Chatouille auslegte. Da neigt sich das Rebenspalier, nur gewohnt, die süße Last der Traube zu tragen, verbogen und zerrissen dem wilden Sturme, da flattern Pfahl und Latte liederlich am verrosteten Nagel, ein verwaistes Bänkchen, worauf im kühlen Nankingkleide der Spaziergänger ruhte, überrieselt die Phantasie mit frierenden Schrecken, ein lose gezimmertes Schattendach, in allen Fugen vom Durchzuge der Lüfte erschüttert, scheint mehr ein vergessener Nachlaß, als ein Ding auch künftigen Gebrauches; kurz, die ganze nett und pünktlich ausgearbeitete Erde stimmt weder zu des Winters erhabenem Ton, noch er zu ihr. Was sollte dieses zierlich gehobelte, gezackte, geschweifte und bemalte Brettergerüst, diese aus Holzspänen gefügte Schaubühne linder Mondnächte im Schnee und Sturme des nördlichen Winters! Wie schlank und niedlich stand der schweizerische Sommerpavillon in seinem Tannengehege da! Nicht des Zimmermannes schwielige Hand, — ein Puck oder Ariel scheint es mit spielendem Kindersinn in einer schaffenden Sommernacht hingebaut zu haben, dem menschlichen Bewohner weniger ein Haus, als ein erweiterter Kelch, den Nektar des Naturgenusses in seinen Wänden zu fassen. Aber ach nun!

Wie hilflos, wie erbarmungswerth fror das ausgesetzte Wesen an allen Gliederchen seines schmucken Körpers! Das weit ausgelegte Dach war von schwerem Eisgehänge garnirt, der luftige Balkon mit der feingeschnitzten Ballustrade von hohem Schnee verweht, und die Fenster mit rauhen Brettern vernagelt. — Die Augen des Hauses geblendet! die Pforten des Lichtes wie von einem Sargdeckel verschlossen! — Der unwirthlichste Zug am ganzen Bilde, ein Anblick, eben so widerlich für die Idee, als häßlich entstellend für die äußere Form! Edgar konnte sich die düstere Wirkung nicht verhehlen, die das nackte, schlaftrunkene Häuschen auf sein Gemüth übte. Nichts als die Stille und Ruhe, die er suchte, fand er hier, aber fand sie auch bis zum Uebermaße der unheimlichsten Oede. Brachte er die Blumen und Blüthen seines Werkes nicht in vollströmenden Pulsen mit sich — dieser Altar entzündete keines der Feuer, woran die Früchte des Genies reifen. Ja, eine kühne, warmblutige Göttin mußte es sein, die zu ihrem Dienste diesen Musentempel sich weihte! Welchen Sterblichen sonst hätte sein Loos den unbetretenen Weg geführt, an der Stätte der Bienen und Schmetterlinge mit den Raben zu wohnen, wenn nicht einer der unwiderstehlichsten Triebe, die Kunst, die oft weit sinnreicher sein muß, den Bauriß ihrer irdischen Wohnung, als den Plan ihrer ewigen Strukturen zu erfinden!

Von solchen und ähnlichen Gedanken beschlichen zog Edgar nicht ohne schwere Zweifel in Betracht, ob sich denn auch wirklich Tage, vielleicht Wochen lang in diesem unheimlichen Mausoleum menschlich wohnen lasse. Ob durch irgend eine Lucke noch ein spärliches Licht einfalle in die geheimnißvolle Gruft, oder ob Alles verrammelt und vernagelt sei? Ob er in diesem Falle nicht gleich Werkzeuge aus dem Wirthshause hole, und ob er überhaupt ohne menschliche Beihilfe hier Fuß zu fassen hoffen

dürfe? Doch, da er einmal, wie Tamino, schon vor der Pforte des mystischen Tempels stand, so wollte er sich wenigstens nicht selbst ein rauhes Zurück zurufen. Alle Bedenken niederschlagend, schritt er muthig vorwärts. Die verschneite Treppe hinan ging's durch den Schnee des freien Balkons, der Schlüssel klirrte im verschneiten Schloß, und er stand in einem zellenartigen Vorstübchen. War's Täuschung, oder fand er hier schon die Temperatur überraschend gelinde gegen die äußere Luft? Nachdem er sich Licht gelassen, das Schloß der inneren Thür zu suchen, klappte er das Balkonpförtchen wieder zu, und setzte einen zweiten Schlüssel in jenes Loch ein. Aber siehe, die kaum berührte Klinke wich von selbst, lautlos, in sanften Angeln gedreht, ging die Thür nach dem Innern des Zimmers auf, und — der Jüngling stand vor einem Bilde, das in sein äußeres und inneres Gesicht wie ein plötzlicher Zauber hineinfiel. Ein freundlich geschmückter und sanft durchwärmter Raum umschloß das Dasein eines menschlichen Wesens. Eine herrliche Mädchengestalt war's, in demselben Augenblicke gehoben durch die glücklichste Stellung. Nach irgend einem Gegenstande zu der Höhe eines Chiffoniers hinanlangend, wiegte der ruhende Fuß sich schwebend auf seiner Spitze, indeß der spielende, mit sanfter Hebung zurückgebogen wie im Tanz, ein reizendes Gleichgewicht hielt. Der emporgestreckte Arm zeigte die volle Schönheit seiner Zeichnung, und die ihm folgende obere Hälfte des Körpers, von der Spannung der ganzen Bewegung sanft nach auswärts gewölbt, beschrieb mit Schwung ihre reiche, plastische Wellenform. Der ganze Gliederbau entwickelte in der elastischen Dehnung die schönste Harmonie seiner reinen und leichten Verhältnisse. Das Ziel der reizenden Nymphe, ein allerliebstes Bonbonnière, war jetzt erreicht. Die Figur änderte sich; ebenso hold in sich zurückgezogen, als erst schwunghaft gestreckt,

neigte das Mädchen sich unter das Spalierdach einer Epheulaube und streute darin auf das heiße Blech eines über Kohlen gesetzten Comforts süßes Rauchwerk aus der erschlossenen Dose. Da entquollen reiche, duftende Wolken unter den zartgebildeten Fingern, ambrosischer Wohlgeruch durchwürzte wie eine Weihe das stille Gemach. Das Mädchen aber sah mit träumerischem Auge auf den kräuselnden Rauch, und Edgar ebenso verloren und versunken auf sie. Es war ein Augenblick wie jenseit der Wirklichkeit. Seine Brust athmete nicht, sein Dasein regte sich nicht; er wußte nicht, ob er ein Bild sah oder Musik hörte, es war ein Moment, der die gespaltene Sinnesthätigkeit in jenen geheimnißvollen Punkt versammelt, wo das Leben ein Einfaches ist, von dessen Fülle und Tiefe der gewöhnliche Gang des Tages uns Nichts offenbart, und den wir eben darum Begeisterung nennen, weil er unser Bewußtsein in ein Etwas legt, das von keinem der Sinne vorherrschend vermittelt scheint. Solche Momente werden immer die flüchtigsten des Lebens genannt, und gewiß sind sie es in dem Sinne, weil alles Zeitmaß der Seele in ihnen aufhört, und das ganze Gefühl, stillstehend im schrankenlosen Anschauen, aus dem Zeitlichen in das Ewige gerückt ist. So war sich Edgar nicht bewußt, wie lange der unsichtbare Gott, der den Rhythmus unseres Lebens taktirt, diese effektvollste aller Pausen gehalten; da blickte das Mädchen zufällig empor, — alle Züge des Schrecken fuhren plötzlich in die schöne Ruhe des Gesichts, und mit dem Ausrufe: „I Dio, un straniero!“ stürzte sie aus dem Zimmer in ein Nebengemach. Das Bild war mit Einem Schlag aus seinem Lichte gerückt. Edgar trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Bleiben — ihr folgen — sich erklären — seine Seele war keiner Wahl und keines Urtheils fähig, er fühlte nur das Eine: tiefe Trauer, wie dieses spiegelreine Gesicht ein so greller Blitz des Entsetzens

zerstört. Ihr Schrecken wurde der seinige, und unwillig, sich selber zürnend um die Schuld dieser Verwandlung, zog er sich, betäubt und bewußtlos, zurück.

Er stand vor dem Hause. Indem er sich von dem Zauber seines Innern losriß, fragte er sich selbst, warum er es eben thue? Er glaubte, es sei sein Gefühl der guten Sitte, sich der Bestürzten nicht aufzudringen; er glaubte, ihre Aufregung sei zu groß gewesen, als daß er gewaltsam die Ruhe der Verständigung beschwören könnte; er glaubte selbst, er dürfe seine gut italienische Zunge nicht mit der Muttersprache messen, und das schien sie der schönen Fremden, die ihn als fremd erklärt hatte, zu sein; kurz, er glaubte alles Entferntere, nur kam der nächste Grund ihm nicht in's Bewußtsein: jene Scheu der strengeren Jugend, welche noch auf den Punkt gebannt ist, wo sie mit Ideen leichter zu verkehren weiß, als mit Personen. Denn daß die Kunst der Erziehung, welche in den modischen Kreisen der Geselligkeit sich zu bewegen lehrt, vor dem Zauber dieses Begegnisses erblödete, wäre vielleicht selbst einem Geiste begegnet, der bei kühnerer Sicherheit nicht weniger Stärke des Gefühls und der Phantasie bewahrte, als unser Jüngling.

So schritt er hinweg. Der Pachtwirth des nahen Städtchens, der zugleich mit Edgar's Hause die Schlüssel dieses Gebäudes verwahrte, und eine Art Winteraufsicht darüber führte, sollte das Räthsel lösen. Dahin wendete Edgar schnell seine Schritte; aber oft blickte er noch auf die verwinterte Hütte zurück, und verlor sich begeistert in Staunen über das holde Geheimniß, das in ihrem Innern webte.

III.

Glück ohne Ruh',
Liebe, bist du!

Da, wo der Feldweg in die Chaussee mündet, kam Arnold, des Pachtwirths einziger und mit stolzer Hoffnung herangezogener Sohn unserem Wanderer entgegen. Seltsam sah dieser Freund aus. Obwohl an mehren in dieser Epoche viel zählenden Jahren über Edgar hinaus, so geberdete er sich doch gegen den Jüngeren mit einer Verlegenheit und einer in Ernst und Schalkheit getheilten Demuth, die nicht in seinem Bildungsgrade, nur in seinem Gewissen ihren verfänglichen Grund haben konnte.

„Sie kommen vom Schweizerhause?" fragte Arnold kleinlaut, nachdem der erste Gruß gewechselt war.

„Wie? Sie wissen —"

„Lieg' ich doch in jedem freien Augenblick' im Dachfenster droben und luge wie Ritter Toggenburg hinüber. Ich kann das Häuschen nicht aus dem Auge lassen. Gestern trieb sich — ich beobachtete es auch von meiner Warte herab — ein verirrter Handwerksjunge in jener Nähe herum; ich fürchtete, er hätte Lust, unter das Obdach einzubrechen vor dem winterlichen Wetter. Da schoß ich eine blinde Ladung meiner Vogelflinte nach derselben Richtung ab, um vielleicht ihn glauben zu machen, er bewege sich in der Schußlinie einer Jagd. Und der Arme nahm auch wirklich Reißaus; ich hatte auf eine eventuelle Schneiderader in seinem Leibe nicht übel gerechnet."

„Was hör' ich? Sie sind also unmittelbar betheiligt an jener reizenden Ansiedlung?"

„Nehmen Sie's um Himmelswillen von der poetischen Seite! Ich kann in diesem Augenblick alles Andere vorstellen, nur nicht einen getreuen Verwalter."

„Wovon reden Sie! Erzählen Sie lieber das an-

muthige Begegniß, das gewiß jeder Grundherr gelten läßt. Ich dürste darnach."

„Sie gehen doch nicht in die Stadt zurück?"

„Nichts weniger. Ich wünsche vielmehr, mich bei Ihnen zu Gaste zu bitten."

„Vortrefflich! Dann kommen Sie, Werthester. Bei einem würzhaften Glase hören Sie meine Beichte, und möge bald irgend einer der Schicksalsengel, der so wunderliche Knoten schürzt, sein glückliches Amen dazu sprechen."

Die Freunde schritten vorwärts. Der stattliche Gasthof des wohlhabenden Ortes, zugleich Posthalterei der ersten Station von der Residenz, war bald erreicht. Eine schöngehaltene Wirthschaft! An Ställen voll gesunder, muthiger Thiere, an reichen Vorrathskammern vorbei, über Treppen und durch Zimmer, die allseits in einen wünschenswerthen Besitz erfreuliche Einblicke boten, führte der Sohn des Hauses den willkommenen Gast. Er bemerkte, daß dieser mit einiger Aufmerksamkeit das schöne Hauswesen durchschritt, und sagte, als man in traulich gelegener Stube sich niedergelassen hatte, mit Bezug darauf zu dem Freunde: „Ein schönes Erbe ist unser Pacht, und eine langjährige kluge Verwaltung hat bei dem alten Zinse seinen Ertrag wohl auf das Doppelte erhöht. Vor vielen in Stadt und Land erwartet mich ein ganz glückliches Loos nach bürgerlichen Begriffen. Und doch — wie manchmal in diesen Tagen habe ich die Freiheit des Zigeuners beneidet, der Nichts erbt — weder den Boden, noch seine Marksteine! Denn bald über den mäßigsten Anfang hinaus gehört der Mensch weit mehr seinem Eigenthum, als dieses ihm. Ach, es ist ein wunderliches Gefühl, wenn man zu dem Besitze, den der Knabe loben gehört, den der Jüngling schätzen gelernt, zuletzt doch sagen soll: Verlangt die Scholle, daß ich zur Scholle heirathe, so bist du mein Unglück — du Bettel!"

Der Sprechende unterdrückte wie mit einem innerlichen Ruck gewaltsam einen Sprudel jener Wildheit, deren Siegel kein Kräftiger des Geschlechts zu verwischen vermag, und begann dann mit ertrotzter Mäßigung folgenderweise: „Es war mit dem ersten frühen Schneefalle dieses Winters, der uns gleich zu Anfang manche Strecke der Chaussee unwegsam machte, als tief verspätet eines Abends die Post eintraf, und die Weiterfahrt nach der Stadt für dieselbe Nacht aufgegeben werden mußte. Die Passagiere fügten sich ohne Widerrede in das Unumgängliche; zwei Damen waren es, die solcher Art unsere Gäste wurden. Ich half ihnen selbst aus dem Wagen. Sie schienen Mutter und Tochter, als welche sie sich in ihrer Anrede auch bald darthaten, obwohl ein Galanthomme die Eine füglich für die Schwester der Andern hätte erklären können. Die Aeltere war sichtlich angegriffen, und ohne die unzweideutigen Spuren ihres Leidens hätten die ihrer Schönheit noch immer aufmerksame Blicke gefesselt. Desto strahlender stand in der ganzen Morgenpracht ihrer Jugend und Gesundheit die Jüngere da. Das war ein Bild ihres Geschlechts, und bald durft' ich auch sagen ihres Landes — wie man nur hin und wieder in Galerien seltene auserwählte Figuren sieht, bei denen es dem Künstler geglückt ist, tausend beobachtete Vollkommenheiten mit ungezwungenster Wahrheit in Eines zu verschmelzen. Das Unwohlsein der Mutter beschäftigte ihre zärtlichste Aufmerksamkeit, sonst konnt' ich wohl in der ganzen Frische und Naschheit ihres Geberdenspiels sehen, daß eine schwunghafte Lebenslust das eigentliche Element dieses herrlichen Geschöpfes sei. Die Damen zogen sich schnell auf ihr Zimmer zurück, es wurde geheizt, zu einigen Gläsern Glühwein etwas Imbiß gebracht, wovon nur die Jüngere genoß, während die Mutter, trotz ihres Leidens, mit Interesse um mancherlei bald deutsche bald locale Verhältnisse sich erkundete,

und überhaupt Sorgen zu tragen schien, die über Ohnmacht und Erschöpfung die Oberhand behielten. Was mich betrifft, so hatt' ich mich gleich Anfangs in den ausschließlichen Verkehr mit den Damen zu setzen gewußt. Sie richteten zwar bei ihrer Ankunft die ersten stehenden Gasthausfragen deutsch an das Personal, als ich aber merkte, daß sie unter sich nur italienisch conversirten, so ergriff ich mit Begierde diesen Umstand, mich ihnen gefällig zu zeigen, und antwortete ihnen in der bevorzugten Muttersprache. Ich war so glücklich, die angenehme Ueberraschung zu sehen, womit sie die heimatlichen Laute in meinem Munde aufnahmen. Von diesem Augenblicke an wendeten sich die Damen nur vorzugsweise an mich, und ich konnte die große moralische Macht inne werden, womit das annähernde Band der Sprache die Menschen befreundet."

„Sind Sie so bescheiden," bemerkte Edgar zu dieser Reflexion, „Ihrer Sprachkenntniß allein jene Macht zuzuschreiben?"

Arnold erröthete nicht, er erglühte. Man konnte sehen, wie dringend nah' es ihm an's Herz ging, daß Edgar's Compliment Etwas von der Wahrheit enthalten möge. Er fuhr fort:

„Mit Entzücken nahm ich wahr, daß Tags darauf die Mutter sich noch unwohler fühlte als zuvor, und jeden Gedanken der Weiterreise vor der Hand aufgab. Wohl hüten mußt' ich mich aber, meine Freude darüber zu verrathen. Fast von der ersten Stunde an hatte der Vater Argwohn gefaßt. Gott weiß, wie es kommt, daß gewisse Geheimnisse Anderen noch früher bemerkbar werden, als uns selbst. Ich glaube doch nicht mehr mit der lauten Schelle meines Herzens herumzuklingeln wie ein vorlauter Knabe — und doch! Nun schienen aber die Vermögensumstände unserer Gäste dem Vater jeden Gedanken ernstlich zu verleiden, den der Sohn vielleicht noch ernstlicher

hätte nähren können. Die Fremden waren mit der gewöhnlichen Landpost angekommen, hatten nach Bericht des Schwagers ihre Börse möglichst geschont; ja, sie hatten bei uns von vornherein um die Preise gefragt, was die ganze deutsche Natur des Vaters empörte, obwohl ich Alles aufbot, es für eine harmlose Landessitte der Welschen zu erklären. Ich drang nicht durch, und mußte mich in Acht nehmen, das Mißtrauen noch mehr zu steigern. Wann wird das leidige Vermögen, die Sache, aufhören, das Schicksal der Personen zu tyranniſiren? Zwar für den Augenblick gewann ich all' die kleinen Rechte, welche dem Reicheren über den Aermeren die Lage selbst einräumt. Ich durfte meinem Antheil für sie eine wärmere, herzlichere Färbung geben, die der Geldstolze, dem sein Geld Alles ersetzt, verschmäht und unbeachtet läßt, wenn nicht zurückweist; ich durfte der Kränklichen manchen Genuß darbieten, manches Mittel empfehlen, und wenn sie nach ihrer Gewohnheit um den Preis frug, ohne unzart zu werden, meine gute Absicht andeuten; — kurz, ich ersah meinen Vortheil, die Damen mit jeder wohlthuenden Aufmerksamkeit zu behandeln, und durfte mir bald herausnehmen, wenn es von ihnen ausdrücklich bemerkt wurde, mit einer scherzenden Verwechselung des edleren Begriffes für den gemeineren, zu antworten: „Sie sind meine Gäste!" Manchen schönen Augenblick erwucherte ich mir so. Ach, was half es? Was half es, daß ich mir einbildete, Fortschritte zu machen; daß ich das Vertrauen der Mutter, daß ich Giovanna's Verständniß meiner Empfindung zu erringen glaubte, wenn ich nicht zugleich einen Halt gewann in der Stimmung meines Vaters darüber. Und daran war nicht zu denken. Wie ein Geiziger seinen Schatz überzählt, kam ich oft die Treppe herab nach dem theuren Gemach, und rechnete jedes Wort, jedes Lächeln, jeden flüchtigen Blick in schweren Ziffern zu einer Summe zusammen,

woraus ich Schwindelnder ein übergroßes Glück mir erbaute, aber drunten beim ersten Begegniß mit dem Vater fiel das Alles zusammen wie ein Luftballon, dem sein Aether entflogen, und ich stürzte aus meinen Himmeln mit gräßlicher Ernüchterung. Mein Vater, als ein kluger Mann und discreter Wirth, war nicht voreilig; er erkannte, daß er schon in eine nachtheilige Stellung kam, wenn er meine Neigung zu errathen schien und zur Sprache brachte; er erkannte, daß er meine Achtung riskirte, wenn er etwa Miene machte, der Ehre unserer Damen beizukommen, um mich von dieser Seite abzuschrecken; aber verwünscht sei's, was für ein raffinirter Dämon jenes horazische Lächeln in die Welt gesetzt hat, das aus Bonhommie und Sarkasmus seine schillernden Fäden webt, und in jedem Fältchen mit einer treulosen Mißfarbe das Auge ärgert; jene schweigende, selbstverständliche Satire, die mit ihrer feinen, erbarmungslosen Consequenz den Idealismus wie ein Miasma vergiftet, und ihn an Leib und Seele austrocknet zu einem klapperdürren Don Quixotte, dessen traurige Gestalt vorherrschend auch eine lächerliche sein soll. Zwar diese zerstörende Wirkung, meine Empfindung der Selbstironie zu denunciren, gelang dem Vater nicht; aber den Abgrund anzudeuten, der zwischen meiner Leidenschaft und seiner Meinung darüber mit bodenlosem Schlunde klaffte — das gelang ihm auf's Vollkommenste. — Ich war in Verzweiflung."

„Wurden Sie mit den näheren Verhältnissen der Fremden nie bekannt?"

„Es ist schwer zu sagen, wer über diesen Punkt zurückhaltender war, ich oder sie? Nur gelegentlich und höchst vereinzelt waren die Notizen, die mir eine unzusammenhängende Kenntniß darüber verschafften. Die Heimat der Frauen lag an der Grenzscheide der deutschen und welschen Nation in Südtirol. Die Lage der Mutter war

früher zufriedenstellend; eine wohlhabende ländliche Besitzung war ihr Erbe. Außer der angenehmen Sorge für das einzige, trefflich gerathene Kind, für Giovanna's Zukunft, schien dem gut gestellten Hause keine härtere Aufgabe des Lebens zu lösen übrig. Da trug es sich zu, daß der Bruder oder der Gemahl — mein stets bewegtes Herz war ein schlechter Zuhörer in Giovanna's Gegenwart — mit einem Offiziere der durchmarschirenden fremden Truppen einen politischen Streit bekam, und das Unglück hatte, im Duell ihn zu erschießen. Der Schuldige wurde flüchtig, die Hinterlassenen gingen an den Folgen des unseligen Ereignisses mehr und mehr zu Grunde. Brandschatzungen, Executionen, Prozesse und Verfolgungen ohne Ende brachten das Haus so tief herab, daß zuletzt jede Möglichkeit verschwand, in der unleidlichen Existenz auszuharren. Unter diesen Umständen beschloß die Mutter, mehr das Glück ihrer Tochter, als sich selbst bedenkend — sie scheint eine starkmüthige, resignirte Frau — einen Verwandten in Deutschland aufzusuchen, über dessen nähere Umstände sie eigentlich schon seit lange Nichts mehr wußte; aber immer schien es gerathener, das Ungefähr dieses Unternehmens zu versuchen, als in der Heimat dem gewagteren Ungefähr zu vertrauen, daß unter fremden Soldaten, die noch das Recht der Blutrache zu haben glaubten, der Friede und die Sitte der Frauen zu bewahren sei. Man brach auf. Ein edler Freund kaufte das ruinirte Gut zu einem Preise, den es nur in verbesserten Umständen wieder gelten konnte, und mindestens nach dieser Seite hin für die nächste Zukunft gedeckt, betraten die schönen Vertriebenen die rauhen Wege ihres Exils. Aber schon die erste Nachricht, die sie jenseit der Grenze in deutschen Zeitungen fanden, war der Bankerott des Hauses, worauf ihre Wechsel lauteten. Diesen Schlag welcher der höchste Gipfel ihres gehäuften Unglücks schien,

überbot doch gleich darauf noch ein höherer. Die Mutter fühlte ihre Gesundheit angegriffen, und mußte mit dem Wenigen, was in Baarem oder in geringem Schmuck noch vorhanden war, kürzere und kostspieligere Reisen machen. So wurde unser Städtchen erreicht, aber hier scheint auch die Frage des ferneren Fortkommens in ihr peinlichstes Stadium getreten zu sein. Ich weiß nicht, ob die Kräfte der kränklichen Mutter, oder die ihrer Mittel in unserem Hause ihr Ende erreicht haben — mit leidigster Wahrscheinlichkeit Beides zugleich! — Genug, ich muß sehen, und mehr als sehen, ahnen, daß unter meinen Augen eine unglückliche Mutter mit der herrlichsten Tochter die Berezina-Brücke ihres Lebens zu passiren hat."

„Aber wie ist es möglich," rief Edgar hingerissen mit der leicht erregten Theilnahme der Jugend, „daß Sie für ein solches Schicksal nicht direct die Hilfe des Vaters aufrufen durften?"

„Um Gotteswillen!" riß ihm Jener das Wort ab, „wohin denken Sie? Ich habe es öfter als einmal erfahren, wie beleidigend die Leute vom praktischen Verstand erst zweifelten und untersuchten, wo ich Feuer und Flamme war. Wissen Sie nicht, daß für gewisse Jahre der Begriff Herz, Gott, Natur und alles unmittelbare Empfinden nichts mehr gilt, und das schöne Wort Glaube in Credit übersetzt wird? Welcher Entweihung hätte ich den Gegenstand meiner süßesten Verehrung ausgesetzt! — ach, sie schenkte mir ein Leben, das nicht von dieser Erde ist; die erhabensten, die edelsten Worte müßt' ich wählen, — erfinden, um es zu nennen! Nein! nein!" fuhr der junge Mann mit gesteigerter Selbstüberzeugung fort, „das Eine erkannt' ich klar: der Vater mußte fern bleiben, durchaus fern davon! Seine bürgerliche Menschlichkeit wurde hier zu sehr gekreuzt von seiner bürgerlichen Eitelkeit. Sie wissen, was er an mich gewendet hat, mich zu erziehen,

mir eine Bildung zu geben, die den Beruf eines Pachtwirths, ich möchte sagen auf eine lächerliche Art überragt. Darum sollte es auch freilich beim Pachtwirth nicht stehen bleiben — ein großes Hotel in der Stadt drinnen — mit prahlerischer Façade nach der ersten Hauptstraße — Diplomaten, Generale, durchreisende Fürsten und Könige meine Gäste — ach, lassen wir das! — mir graut, wie selbst die löblichsten Gefühle der Menschennatur durch die beschränkten Ideale eines Gewerbsmannes sich in Tyrannei, in Barbarei verwandeln! Denn daß ich diese harten Worte leider mit Recht gebrauche, sollen Sie jetzt unmittelbar hören:

In unserem Sommersalon steht unter anderen ausländischen Zierpflanzen eine Thuja occidentalis, die seit einiger Zeit eine krankhafte Erscheinung zeigte. In Ermangelung des herzoglichen Kunstgärtners, der um diese Zeit ein paar Meilen von hier in die Winterresidenz versetzt ist, schlug ich als nächste Auskunft vor, unsere Südländerinnen zu Rathe zu ziehen. Giovanna folgte uns in den Salon. Fast in demselben Augenblicke wurde der Vater zufällig abgerufen, ich blieb an der Seite des angebeteten Mädchens allein zurück." — Arnold hielt inne, seine Stimme erstickte, sein Gesicht glühte, der ganze Aufruhr seiner Leidenschaft überwältigte ein Herz, das mit der ersten Energie der Jugend mitten in ihr stand. Wie mit einem wilden Riß in eine fremde Tonart überspringend, brach er den Faden ab und ergänzte mit einer fast unwilligen Nachlässigkeit: „Genug — die Glasthüren eines Sommersalons sind keine undurchsichtigen Wände, und so erhaschte das wachsame Auge des zurückkehrenden Vaters jenen Kuß, worin das Süßeste aller Gespräche sich bald begegnete. Und nun lernte ich den ganzen Fanatismus eines ehrgeizigen Bürgers kennen, der sein wohlerzogenes Kind sich — wegwerfen sieht. Den Frauen wurde sofort

gekündet. Eine landesfürstliche Kreisforstinspection, sagte er ihnen, hätte sich soeben sein Haus bestellt zu ihren bevorstehenden diesjährigen Sitzungen. Vergebens stellte ich ihm, der ich die Landschaftsverhältnisse besser kannte, das absolut Grundlose dieses nichtigen Vorwandes dar — eine rauhe Abfertigung wurde mir hingeworfen. Vergebens wendete ich ein, daß der kränkliche Zustand der älteren Dame es zur Pflicht der Menschlichkeit mache, ihr die nöthige Ruhe zu gönnen; der Vater sprach etwas von Verstellungskunst, das Wort Verführung fiel, und manches noch weniger Gewählte bekam ich zu hören. Ich verschmähte es natürlich, auf diesem Boden weiter zu verhandeln. Die Ehre des Vaters vor mir selbst zu schonen, vermied ich die Gelegenheit, des Unwürdigen mehr zu vernehmen. Mit tief reißendem Schmerze sah ich die Klüfte der Cultur sich vor uns aufthun; — aber war es nicht er, dem ich meine Verfeinerung verdankte? Das mußte ich ihm denn auch gedenken, in dem Augenblicke noch, da er durch seinen eigenen Gegensatz es mir fühlbar machte. Ich schwieg also, warf mich dieselbe Nacht schlaflos auf mein Lager und dachte an's Handeln. Als ich Alles ruhig merkte, stand ich auf, versah mich mit einer Laterne, die ich erst an Ort und Stelle anzündete, und recognoscirte Ihr Schweizerhaus. Es ging. Rastlos bis zur Morgendämmerung marschirte ich nun hin und wieder, die nöthigsten Ergänzungen zu einer winterlichen Einrichtung beizuschaffen, und hatte am Morgen die Genugthuung, daß mein nächtliches Treiben unbemerkt geblieben. Nun aber galt es, meine Schützlinge für die Schöpfung der abenteuerlichen Phantasie zu gewinnen. Der Aufenthalt in dem Schweizerhause konnte natürlich nur ein Uebergangspunkt sein. Indem ich dazu einlud, knüpfte ich selbstverständlich die Garantie daran, für das Fernere zu sorgen. Hiezu das ausgedehnte Vertrauen zu erlangen, hatte

aber die weitere Folge, daß ich überhaupt meine ganze Stellung veränderte. Ton und Charakter des Fremden mußte aufgegeben werden, und wenn ich auch heute noch nicht ausdrücklich warb, so konnte doch nicht offen und unzweideutig genug die ehrliche und ernste Absicht nahe gelegt werden, die mich an das Schicksal der Frauen band. Sie sehen, wie auch hier der Widerstand vorwärts trieb und, was er hindern sollte, beschleunigte. Mit Schauern der Wonne und Martern des Zweifels betrat ich im erlauerten Augenblicke die Schwelle, jenseit welcher mein Schicksal lag. Mit Glück gekrönt kam ich zurück. Es ging Alles nach Wunsch. Zwar hatte ich bei dem ersten Worte meines Vorschlages mit pochendem Herzen gesehen, daß die Mutter mit ganzer Schwere das Bedenken zu fühlen schien, sich dem fremden, jugendlichen Manne anzuvertrauen; aber ich hatte auch gesehen, wie Giovanna's himmlisches Juwelenauge in Freude erglänzte — und nun war ich siegreich, unüberwindlich siegreich! Sei es also, daß mein ganzes Herz sich nach Außen kehrte und das echte Siegel einer wackern Gesinnung zu unverkennbar in meinem Wesen lag, sei es, daß die bedrängte Frau wirklich jedes andern Rathes entblößt, in dem kühnen Mortimer den Freund in der Noth, den letzten Retter aus der Hand ihres Schicksals empfangen mußte — genug, mein Asyl wurde vorläufig angenommen. Mit einbrechender Dämmerung stand der Postwagen bereit, ich ließ es mir nicht nehmen, die Damen selbst zu fahren, gerne gönnte der Vater mir diese letzte Gunst, und als ich dem Ort aus dem Gesicht um die Ecke des Föhrenwäldchens war, bog ich in's Holz, und gedämpften Trabes durch Ihren Park ging's dem Verstecke zu. Rechtzeitig kam ich wieder nach Hause, der Vater war vergnügt und gütig wie nie."

„Nun ist das Abenteuer im Gang," interpunktirte Edgar.

„Die nächsten Tage," fuhr Arnold fort, „hatt' ich noch vollauf zu thun, das neue Hauswesen einzurichten. Teppiche und Betten wurden herbeigeschleppt, Mundvorrath im Festen und Flüssigen eingelegt, nach der Rückwand, die über den Fluß sieht, mit dessen jenseitigem Ufer wenig Verkehr im Winter, löst' ich die Verkleidungen der nöthigsten Fenster ab, von derselben Seite auch wählt' ich den verborgenen Eingang, so daß nach vorne hin das öde Costüm der Localität in Nichts verwischt, selbst die gehäufte Verschneiung nicht angetastet wurde. Das meiste Bedenken machte mir zuerst die Feuerung. Doch sitzt die Esse so tief in den Tannen, die Morgen- und Abendnebel beherrschen so lange den Tag, daß ich mit Vergnügen den Rauch recht gut verhehlt sah. In den heitersten Stunden des Tages konnten Kohlenbecken und Comfort um so leichter die Wärme fristen, da sie jede andre Zeit über ununterbrochen genährt wurde."

„Ich gebe Ihnen das Zeugniß, daß ich nie eine gemüthlichere Winterschöpfung gesehen habe, als vor einer Stunde in jenem heuchlerischen Sommerhause."

„Ach ja, nicht für das Nothwendige, auch für das Ueberflüssige sorgt ein liebender Sinn, und darauf ist er fast am Meisten erpicht. Es war ein schöner Augenblick, als ich ihre Gemächer mit Goldfischen schmückte, — die Frauen wußten recht wohl, wie sie das Alles zu deuten hatten. Ja, das Abenteuer war in Gang, wie Sie sagen. Ich hatte meinen Schatz monopolisirt, vor aller Welt verborgen ihn dem Schooße des Winters anvertraut, den ich zu einem Frühling umschuf, als ein echter eifersüchtiger Harpagus ihn unter Schloß und Riegel gelegt, mit Argusaugen darüber wachend. Aber so konnte es nicht bleiben. Was weiter? Das war die Frage, die mit schweren Gewichten sich an mein Herz hing, als ich die ersten nächsten Sorgen abgethan hatte. Mußte die Usurpation des Pa-

villons nicht schicklicherweise mich zu einem Geständnisse gegen Ihr Haus drängen? Oder nahm ich mir endlich ein Herz, die Sache mit dem Vater durchzufechten und jeder Winterresidenz ein Ende zu machen? Wohin den ersten Schritt? Qualvoller Zustand! Bald hieher, bald dorthin geworfen, schwindelnd auf- und niedergeschaukelt in unschlüssigen Zweifeln schwebte ich Unglücklicher zwischen meinem schönen Geheimniß und der äußern Welt. Oft, wenn ich von liebender Nähe umfangen, selige Abendstunden im Zauberweben jenes traulichen Raumes genossen, mit heiterer Stirne den Frauen Alles versichert, Alles versprochen, daß sie keine Ahnung hatten, wie lose ihr Schicksal hing, und arglos, wie ihrem Engel, mir vertrauten, — o, wie nagte das Bewußtsein: Nichts ist noch geschehen, Nichts! Du bist ein Unwürdiger, und vom Betruge trennt dich keine That, nur der schmale Streifen des guten Willens! — Gestern Nacht endlich war ich entschlossen. Diese schlaflosen Martern fand ich nicht länger erträglich. Es wurde ein Sturm auf den Vater gewagt. Wie einem Hellseher standen alle Ueberzeugungsgründe vor meinen Augen. Die Idee wurde so fix, meine Brust so leicht, so wohl, ich fühlte mich auf einmal, wie nach einer heftigen Krisis, genesen, — wunderbar mild schlief ich ein. Das ist der kräftige Balsam eines festen Vorsatzes! Was geschieht am Morgen? Der Kammerherr von Wattwitz drinnen reitet einen Apfelschimmel, von dem ich oft mit Entzücken gesprochen. Der Vater conspirirt mit dem Stallmeister, der Stallmeister, der viel vermag bei seinem Herrn, überredete ihn, das prächtige Thier eines erdichteten Fehlers wegen, der im Anzuge sei, zu verkaufen — und kurz, heute Morgen führt mir der Vater das Reitpferd als mein Eigenthum vor. Der weichherzige Mann hatte wohl ein Auge dafür gehabt, was mir am Herzen lag, und nun wollte er mir diese Freude machen.

Ein Apfelschimmel für Giovanna! Die guten, herzlichen Alten! Wie sie ihre Kinder lieben, haben sie längst vergessen, wie sie sich selbst liebten, und bieten solchen Ersatz. Aber mit meinem Entschluß war's vorbei. Er war so freundlich, so vergnügt, ich sah ihm in die treuen, gutmüthigen Augen und — Mann gegen Mann hätt' ich wohl den Strauß bestanden, aber nicht Sohn gegen Vater, nicht in dieser Stunde. So stürzt' ich in den alten Jammer zurück, und zu dem traurigen Ritter fehlt mir selbst der Gaul nicht mehr. Ein verzweifelter Galgenscherz, dieses Geschenk!"

„Aber war nicht von einem Verwandten die Rede, bei dem eine Zuflucht in Deutschland sollte gefunden werden? Was ist's mit dem?"

„Allerdings fragte Giovanna's Mutter in den ersten Tagen nach mancher Richtung hin um Personen und Verhältnisse. Zuwider der Unart meiner künftigen Herren Standesgenossen setzt' ich Etwas darein, so wenig als möglich Wißbegierde an den Tag zu legen, und befliß mich dieser Enthaltsamkeit um so mehr, als mir einst die Vermuthung beikam, sollten jene Fragen nicht auf weitverzweigte Verbindungen deuten, so könnte ihre Absicht wohl sein, bestimmte Spuren dadurch zu maskiren, wozu für die schönen Unglücklichen vielleicht irgend ein Grund oder Interesse da sei. Dieser Unterstellung entgegenzukommen, vermied ich noch strenger als zuvor jede Berührung dieses Gegenstandes meinerseits. Bald geriethen aber auch von jener Seite die Erkundigungen in's Stocken, und als die Donna unter Anderem auch einmal nach dem Hause des königlichen Leibarztes Dornbeck fragte, des vormaligen, wie sie nicht zu wissen schien, und ich in Vater und Sohn den Namen längst ausgestorben nannte, da glaubt' ich zu bemerken, daß sie diese Nachricht, trotz ersichtlicher Selbstbeherrschung, nicht mit jener Seelenruhe

hörte, womit sie andere Auskünfte hingenommen. Von da ab war es auch, daß die Fremde jeder Erwähnung der näheren und ferneren Localverhältnisse kein Wort mehr schenkte.

„Sie wissen doch, daß meine Mutter eine geborene Dornbeck ist?“ fragte Edgar.

„Was Sie sagen! Das wußt' ich wahrhaftig nicht, oder erinnerte mich doch nicht. Kaum daß mir der alte Hofdoctor selbst, wie wir ihn nennen, vom Elternmund her im Gedächtniß war; wir, die wir hier an der Grenze von Herzoglich und Königlich wohnen — Gott, das wäre ja eine Spur!“

„Nach dem, was Sie sagen, scheint es allerdings so. Und da will ich denn auch sogleich —“ Edgar griff nach Hut und Mantel.

„Was wollen Sie?“

„Die Spuren in meinem elterlichen Hause verfolgen, und zwar mit weniger Enthaltsamkeit, als Sie, mein Herr, das Muster aller Wirthe.“

„Um Himmelswillen, nur vorsichtig! klug! daß wir nicht vor der Zeit —“

„Verlassen Sie sich auf mich. Denken Sie, was für einen freien Spielraum ich habe! Das Discrete Ihrer Lage sehe ich wohl ein. Sie scheuen es mit Recht, nach den Familiendingen Ihrer Gäste zu fragen, um nicht Mißtrauen zu verrathen, um nicht anzudeuten, als brauchten Sie vielleicht wesentlich günstige Momente nach jener Seite hin im Zustand eigener Rathlosigkeit — und dergleichen. Das Alles fällt in meinem Hause weg. Bedeutet der Name Dorneck irgend Etwas Ihrer italienischen Gäste, so —“ Edgar stand reisefertig.

Eine zwischen Freude und Gepreßtheit getheilte Aufregung schüttelte den bedrängten Liebenden. Er wagte nicht, von dem, was man so eben eine Spur genannt

hatte, sich vorschnell etwas Bestimmtes zu versprechen, und doch war seine Lage so peinlich, daß jeder Strohhalm die Hoffnung eines Stabes ihm zuwinken konnte. In dieser Stimmung begleitete und entließ er den jungen Freund, welcher ungesäumt den Rückweg nach der Stadt antrat. —

IV.

Reine Erklärung.

Gegen Abend traf Edgar zu Hause ein. Irgend ein Unfall, schützte er vor, habe ihm einige Blätter seines Manuscripts verdorben (es war auch im Gasthause zurückgeblieben) er holte nun die Reinschrift davon. Erfreut nahm er wahr, daß ihm keinerlei Verstimmung der Seinigen entgegentrat, und so konnte er, da sich herzlich und harmlos wie sonst das Gespräch erging, schon Abends beim Thee auf sein Ziel hinsteuern. Nicht sobald hatte er aber mit näheren und ferneren Vorfragen die Grundfaden seines Netzes gezogen, und zu seiner Verwunderung bemerkt, daß Mama den Gebieten, die er zu umschreiben anfing, gänzlich fremd zu sein schien, als der Medicinalrath mit Entschiedenheit die Zügel der Unterhaltung ergriff, und sie von dem beregten Gegenstande weit ablenkte. Jede Bemühung Edgar's, darauf zurückzukommen, begegnete nur einer größeren des Vaters, jene zu vereiteln; des Weltmannes Kunst und Unbefangenheit blieb sich dabei gleich, und kaum hätte der Sohn das Spiel der Gegenminen bemerkt, woran seine Absicht scheiterte. Aber nach aufgehobenem Thee kehrte sich das Verhältniß um; der Vater nahm nun den Sohn in's Verhör und suchte auf eine gleichgiltige Art dahinterzukommen, was dessen Fragen veranlaßt, und wie weit vielleicht seine Wissenschaft darüber schon reiche. Solche Anzeichen endlich konnten dem Jüngling nicht länger verborgen bleiben; er fühlte, daß

er festen Grund zu seinen Füßen habe, und benützte ihn mit Geschicklichkeit Schritt für Schritt. Zuletzt war denn der Gegenstand reif und das Geheimniß des Schweizerhauses wurde hintangegeben. Der Medicinalrath behauptete bei dieser Nachricht wenigstens so viel Fassung, um die arglose Jugend des Sohnes nicht nachdenklich zu machen; er äußerte gegen diesen blos, er wolle die Sache selbst untersuchen und empfahl ihm vor der Hand Schweigen darüber. Mit nächster Gelegenheit fuhr er hinaus zum Pachtwirth, und war eben ein Besuch, wie er den Winter über zuweilen zu machen pflegte. Unter vier Augen aber nahm er Arnold bei Seite, sagte ihm, was ihm sein Sohn mitgetheilt, und veranlaßte ihn, mit Giovanna einen Spaziergang zu machen, indem er vorgab, daß er verhüten wolle, eine Mutter vor den Augen ihrer Tochter zu compromittiren, wenn Jene, was man von vornherein doch nicht wissen könne, vielleicht in die Lage käme, von — ungeeigneten Ansprüchen überzeugt zu werden. Arnold konnte diese Rücksicht nur klug und zartsinnig finden, und nun sagte der Medicinalrath dem Wirth, er wolle der Instandhaltung des Schweizerhauses nachsehen, zu welchem Ende ihn Arnold begleitete. Kaum aber war man dem Ort aus dem Gesichte, so eilte Arnold davon, das Mädchen zu dem willkommenen Gang abzuholen. Der Medicinalrath kam nach. Niemand kann sagen, mit welchen Gefühlen dieser Mann jetzt sein eigenes Haus betrat, Niemand kann sagen, wie im Innern des verwinterten Brettergerüstes sich jetzt zwei Menschen begegneten, welche bräutliche Lust und Liebe eines jungen Geschlechtes so seltsam zusammengeführt hatte. Ein Stündchen verging. Das junge Paar kam zurück. Ein prächtiger Anblick! Hatte der frische Hauch des Winters ihre Wangen so purpurn geröthet, oder — der Medicinalrath stand auf, ihnen entgegen. „Ihr blüht ja wie die Rosen," redete er

sie an, — „nun, ich hoffe, ihr sollet nicht verblühen.“ Er griff rasch nach der Thür, die Thräne seiner Augen nicht zu zeigen. Arnold folgte. Stumm legte man den Rückweg in's Wirthshaus zurück. „Es ist richtig,“ bemerkte der Medicinalrath auf diesem Gange und weiter Nichts. Das war aber dem hoffnungsvollen Wonnedrang des Liebenden genug. Gern überließ er den Mann, der ihm zu jenem Worte nun auch dieses gab, seiner stillen, einsilbigen Stimmung. So langte man im Wirthshause wieder an. Hier zog sich aber der Medicinalrath mit dem Pachtwirthe zu tiefem, vertraulichen Gespräch in ein ruhiges Gemach zurück; Arnold bemerkte es mit jenen ahnungsvollen Freudeschauern, womit erwachsene Kinder wie in einer wiedergespiegelten Morgana der seligen Christnächte aus der Hand der vorsorgenden Eltern die höchste und letzte Bescherung ihres Lebens empfangen — die Vermittelung ihres Brautstandes. Denn daß nichts Geringeres als dieser Gegenstand unter den Männern jetzt verhandelt wurde, das sagten ihm alle Anzeichen. Und er täuschte sich nicht. Der Medicinalrath erdnete, als ein nahverschwägerter Verwandter der Braut, die Frage ihrer Aussteuer, und es muß gesagt werden, daß der Gewissenhafte dabei so ziemlich sein ganzes eigenes Privatvermögen opferte, aber Edgar's mütterliches Erbe unberührt ließ. Denn dazu erbot sich großmüthig Edgar's Mutter, als sie vernahm, in welchem Verwandschaftsverhältniß durch ihren verewigten Bruder der Name Dornbeck zu Giovanna stand. Was diese selbst betrifft, so entbickt man sich billig, über die Frage ihres Daseins ihr eine andere Belehrung zu geben, als worin längst die Mutter ihr Kind erzogen; die jungen Männer aber — Edgar und Arnold — ließ man ohne viele Worte das Wahre errathen, — nämlich das, was hier für das Wahre gelten mußte. Denn diesen

Kern des Geheimnisses theilte der Medicinalrath nur mit Giovanna's Mutter allein. Nur sie, welche den Namen Dorneck als Lauenfels jetzt wieder gefunden, hatte erfahren müssen, daß die jugendlichen Freunde, dem überschwenglichen Einfall eines vaterländischen Dichters — Jean Paul — folgend, als Zeichen ihrer brüderlichen Identität ihre Namen damals sich wechselseitig geborgt hatten. Sie bewahrte das Geheimniß.

So wurde denn zur allseitigen Freude und Befriedigung über den Bund des jungen Paares die Weihe ausgesprochen, und auf ein und demselben Schauplatze bewegte sich das Leben der Kinder und der Eltern in harmonischen Linien neben einander fort. Nur wenn in einsamer Studierstube ein Blick des Medicinalraths das Bild seines verewigten Jugendfreundes traf, tönte die unhörbare Abbitte in seinem Herzen: „Vergib, theurer Todter, wenn der Lebendige das Licht seiner Tage durch einen kleinen Schatten deines Andenkens nährend unterhält.“ Aber die ganze Berechtigung seines Thuns glaubte er froh und tröstlich zu empfinden, wenn er bald in lachender Sommerlaube, bald am traulichen Kamin seine Gattin und Giovanna's Mutter in weiblicher Geselligkeit verkehren fand. Dann mußte er mit zufriedenem Lächeln bei sich bedenken, was diese Frauen so schwesterlich zusammenhielt. Wie wenig war es, was hier einer ganzen Reihe glücklicher Lebensjahre, und dem heiligen Frieden eines gebildeten Hauses zur Grundlage diente! Ein Name und sein Princip: Keine Erklärung!

Ein Brautpaar in Polen.

Novelle.

1853.

Ein Brautpaar in Polen.

„— — Nachmittags reitet er auf seinem kleinen weißen Damenrößchen, das ihm der König geschenkt hat, eine Stunde spazieren bei jeglichem Wetter. Rührend ist es zu sehen, wenn unter Strömen windgepeitschten Regens, die triefende Hutkrämpe tief im Gesicht, der arme, kranke Mann über dem Pferde hängt — eine kümmerliche Reiterfigur! Das ist der Professor von europäischem Rufe, sagt man sich dann und fühlt um so stolzer seinen Werth. Ueber tausende der edelsten Herzen gebietet er, die in diesem Augenblick auf Sammt und Seide schwelgend ach so gern die Fülle eines gesunden, leichtgetragenen Lebens mit dem geliebten Hypochondristen theilten, und sie können es nicht! Das sind traurige Betrachtungen. Aber wäre Gellert so groß, wenn er nicht so unglücklich wäre?

„Der erhabene Friedrich hat ihn **le plus raisonable des Allemands** genannt. Könige haben nicht Zeit, die Worte zu kritisiren wie Schreiber dieses, der nicht König, sondern ein polnischer Leibeigener ist. Sonst würde ich sagen: **le plus raisonable** ist nicht der richtige Ausdruck für Gellert. Er paßt mehr auf seinen Zeitgenossen, den

scharfsinnigen Lessing, als auf unsern theuren Professor; für ihn ist er zu exclusiv. Herz! Herz! ist Gellert, und seine ganze Weisheit liegt in seiner Liebe. Alles, was er als Philosoph bedeutet, inspirirt ihm sein tiefes Gefühl; seine Leidenschaft ist die Tugend, sein Enthusiasmus für das Glück der Sittlichkeit hat keine Grenzen. Wie strahlt in diesem welken, leidenden Antlitz das Auge voll Feuer und Zärtlichkeit, wenn er alle guten Mächte in dem Busen eines Verirrten beschwört! Wahrlich, dieses Auge hat mir's angethan. Er ist ein Zauberer damit. Ich möchte sagen: sein bloßer Blick bessert. Es gab Momente, wo mir dieser Blick, dieser unaussprechlich seelenvolle Blick, eine geheime Gottheit zu verrathen schien. Ein Christus schien er mir oft.

„Neulich besuchte ihn August in seiner Privatwohnung. Das Porträt, das ihm der selige Freiherr von Cronegk vermacht, und das in einem Immortellenkranz über Gellerts Schreibtisch hing, gab den Stoff der Unterhaltung zwischen Meister und Schüler. Wie begeistert kam August nach Hause! Er war ganz roth vor freudiger Aufregung, pries den Professor in einem stundenlangen, unwiderstehlichen Strome und rief immer dazwischen: „Schreibe das alles nach Hause! Schreibe! schreibe, lieber Ladislaus; schreibe Alles!" — Wahrlich, mein Freund läßt mich fühlen, daß ich sein Leibeigener bin. Aber glücklicherweise ist sein Enthusiasmus auch der meinige, und die Herzen seiner Adressaten — dem Günstigsten aller Gestirne dank' ich's — sind gleichfalls die meinigen, nicht wahr? Göttlicher Gellert! so magst du denn noch oft diese Feder begeistern! man glaubt selbst liebenswürdiger zu sein, indem man liebenswürdige Menschen verehrt. Mit ehrfurchtsvollem Gruß Ihr leib- und seeleigener Ladislaus Obinsky."

Briefe, wie sie dieses Bruchstück bezeichnet, wurden fast täglich zwischen Leipzig und einem alten, polnischen

Edelsitze an der Düna gewechselt. Der Leser erkennt in ihnen Denkmale jener tugendhaften Zeitstimmung, in welcher zarte und edelstrebende Seelen den Cultus ihrer sittlichen Verfeinerung um den weitwirkenden Namen Gellert gruppirten; er wird in eine dieser Gruppen von dem vorstehenden Fragment eingeführt. Sie besteht aus vier Personen. Der alte Graf Casimir Wopalenski sieht seinen Stamm in zwei Sprossen von hoffnungsvoller Begabung sich verjüngen: August und Maria. Der Leibeigene Ladislaus Obinsky nimmt fast eine gleichberechtigte Stellung zu den drei Edlen ein. Eine heroische Kinderthat hat ihm diesen Vorzug errungen. Der kleine August badete einst in der Düna unter der Obhut seines Mentors, eines deutschen Candidaten aus Riga. Die Strömung ergreift ihn, er versinkt. Der Schulmann bethätigte sich bei diesem Unglück auf zweierlei Weise. Er überlegte erstens bei sich im Stillen, ob er auch in Kleidern würde schwimmen und außer seiner eigenen eine fremde, unversuchte Last regieren können; zweitens lief er, bis diese Reflexion zum Schlusse kam, am Ufer auf und ab und schrie. Ein Knabe aber, der in der Nähe die Rinderherde seines Herrn weidete, sprang beherzt in die Fluth, und selbst kaum größer und älter als das verunglückte Kind, rettete er dem kleinen August das Leben. Der Dank des Herrenhauses überhäufte ihn, der Adel ist nicht mehr stolz auf sich, der Pole ist stolz auf den Polen. Der Paria wird Liebling des Schlosses.

Ladislaus wächst auf mit dem Adeligen, ein Edler. Fähigkeiten und Talente entwickeln sich in ihm, welche die Herrscherrace andern Orts beneidet und unterdrückt hätte, hier aber als ebenbürtig sich verbündete. Der sanfte, phantasievolle August durchdringt ihn mit dem süßesten Schmelze der Jugendfreundschaft; die feurige, ritterlich-stolze Maria nährt frühreifend das Mädchenideal preis-

würdiger Mannheit an ihm; über allen dreien aber waltet väterlich der alte würdige Graf, und sammelt die Schätze sorgfältiger Erziehung auf die Häupter der Kinder. Rasch und leicht schreitet das Wissen der Knaben vor, mit brennender Ungeduld folgt ihnen das Mädchen bis an den Scheideweg, wo die Bestimmung der Geschlechter sich trennt: die Jungfrau am häuslichen Heerde zurückbleibt, auswärtige Hochschulen die männliche Bildung vollenden. Die erlorene alma mater unserer Jünglinge wurde Leipzig.

Gellerts Ruf stand damals im Scheitelpunkt seines Glanzes. Der Mann so vieler Herzen, der wissend und unbewußt seine Fäden über halb Europa schlang, wurde auch dem Hause des Grafen Wopalenski ein festeres Bindungsmittel zwischen Zurückgebliebenen und Geschiedenen. Eifriger schrieben die Jünglinge über den gefeierten Lehrer, eifriger antwortete die Heimat zurück; wenn hier und dort das Gleichmaß der Tage sparsamen Stoff geboten hätte, so entzündete sich an dem großen Namen des Dritten um so lebhafter der Austausch. Deutsche Neigungen waren von jeher in dem Edelsitze an der Düna heimisch, der alte Graf, treu seiner sächsischen Parteifarbe, lauschte gern den Kunden und Klängen aus Westen, und wenn sein natürlicher Sinn für Menschlichkeit Gellerts Verdienste hoch hielt, so sprach politische Vorliebe im Hintergrund seines Herzens vielleicht noch wärmer für den deutschen Professor. Höchlich zu Dank geschah es ihm daher, daß Sachsen mit einer so wohlthuenden Erscheinung in sein Alter hineinragte; die Briefe aus Leipzig wurden seine liebste Lectüre. Der Enthusiasmus für Gellert in seinem jüngeren Hause aber erklärte sich von selbst. Keine Frage sei darüber, ob es mit der Natur zuging, daß die trübe Tugend der geängstigten Kranken auch vollgesundes, raschloderndes Leben epochemachend ergreifen konnte. Nichts ist

der Jugend natürlicher als das Ideal; nichts war natürlicher, als daß sie lebhaft ergriff, was die Zeit ihr als solches aufstellte. Gellerts grauen, bescheidenen Grundton der Moral übersetzte sie in ihre brennenderen Farben, und wenn der betende Hypochondrist die Schönheit eines reinen, und unschuldigen Herzens der leidenden Schwäche dankte, so konnte sie ihre Kraft und Stärke dabei erproben, so galt es ihr Kampf, — Kampf mit energischen Versuchungen, und nicht geringer Ehren wurde der Sieger sich bewußt. Ja, nicht verhehlt soll es sein, daß diese feine Befriedigung des Selbstsinns dem tugendhaften Cultus jener Zeit ein verführerischer Beigeschmack war, wie ja die Geschichte selbst aus Gellerts Wange das bedeutungsvolle Freudenroth über irdisches Lob nicht verhehlt hat. So wußte das kräftigere Alter, wenn passive Tugendübung etwas Unjugendliches haben sollte, gar wohl seinem eigenen Charakter in Gellerts Nachfolge zu genügen.

Für Maria besonders hatte der Name Gellert eine weite Bedeutung. Im Bewußtsein eines stolzen, kühndrängenden Temperamentes reizte sie der natürliche Gegensatz der Demüthigung und Heiligung, es war nur ein mehrseitiger Genuß des Lebens, und alle Erfolge ihrer sittlichen Strebnisse kehrten zuletzt wieder, mochte sie es beabsichtigen oder nicht, als süße Nahrung eben jenes Selbstgefühls an ihre Quelle zurück. Dann aber galt ihr der Name Gellert als Symbol deutscher Cultur überhaupt. Und diese Cultur wirkte mit einem Zauber auf die Gebildeten der sarmatischen Wildniß, die für uns selbst kaum noch denkbar geblieben ist. Denn während sie bei uns häufig schon als auflösende Ueberbildung bedauert wird und einem Ideal entschwundener Muskelkraft wieder Platz macht, war dem Vaterland der Krakusen die körperliche Tugend gemein; Ladislaus selbst hatte sie ja als rohes Naturgeschöpf schon bewährt, aber mit erstem frischestem

Glanze schimmerte dort noch als unbezweifelter Ehrenpreis der Menschheit westliche Milde und Gesittung herein. Höher wallte Maria's Herz, wenn die Briefe des Geliebten einen Schatz veredelten Denkens und Empfindens vor ihrem Auge ausbreiteten, und sie getrost sich sagen mochte: diesen Rang theilt keiner der Edlen mit ihm. Gerne stellte sie ihn im Geiste dann neben die Jäger und Krieger des Polenwaldes, in rober Gespräche und sinnlicher Genusse Mitte, und wenn auch sie in fürstlicher Pracht und französischer Tünche noch glänzende Täuschungen um sich streuten, der Scheitel, den Gellerts seelenvolle Muse berührt, — immer nahm er sich unter ihnen aus, wie im goldenen Rahmen das Kunstwerk. Endlich aber dachte sie selbst sich an die Seite des zurückkehrenden Freundes und nicht ohne Zagen harrte sie des vergleichenden Blickes, der das polnische Landfräulein an der feinsten Frauensitte des Leipziger Musensitzes messen würde. Ein neuer, mächtiger Sporn nach den Idealen des Jünglings sich zu bilden, und nach dem, von dessen anregender Persönlichkeit sie bestimmt wurden! Und wie ihr lebhafter Geist thatig und strebend überall vorwärts drang, so ergriff sie bald unwiderstehlich der Durst, mit dem gefeierten Professor selbst in Verkehr zu treten, ja wo möglich nicht als die unberufenste seiner zahlreichen Correspondentinnen sich darzustellen. Was wäre dem Willen des starken Mädchens unmöglich geblieben? Der erste Brief war geschrieben, von dem sie mit unerbittlicher Selbstprüfung sich sagen durfte: er ist seiner würdig; der zweite und dritte folgte, und siehe da! die Hand des Professors, die eigene Hand des Allgefeierten, kehrte dafür an ihre einsame Düna zurück. So galten sie endlich auch ihr, jene zarten, rührenden Worte der Freundschaft, jene traurig-schönen Gedanken voll Weisheit und Tugend; so wachte jetzt auch für sie der kranke Mann an nächtlichem Schreibtisch, wie

er in Wendungen, die französische Galanterie mit deutscher Innigkeit paarte, stets dem Freunde, nicht sich zum Lobe zu sagen wußte, und nicht lange, so sah sich der Liebling der Frauen, dessen kostspielige Badereisen in der Regel die Börsen des schönen Europa bezahlten, auch ihr gegenüber veranlaßt, in jenen schalkhaft-discreten Anspielungen zu erzählen, wie er kürzlich wieder die geheimnißvolle Liebesgabe einer unbekannten Hand in sein Tagebuch einzutragen gehabt.

Drei Jahre vergingen so. Maria folgte in ihrem Verlaufe dem Bildungsgang der theuren Abwesenden mit allen Mitteln ihres Geschlechts. Die Zeit der Trennung, wenn gleich dem Herzen empfindbar, wurde ihr eine schöne, wohlgenützte Periode des Lebens. Aber jetzt war auch der Augenblick gekommen, wo die akademische Laufbahn der Jünglinge endete und ihre größere, europäische Reise bevorstand. Ungern dachte Maria an diese Reise. Es war ihr traulich geworden in Leipzig wie in einer zweiten geistigen Heimat; sie hatte des Besten in süßer Gewohnheit dort mitgelebt, und ein natürliches Gefühl sagte ihr, daß auch Ladislaus die holdesten Blüten seiner Jugend in dem Leipziger Briefwechsel hinterlegt habe. Glänzender und bilderreicher versprachen zweifellos die Briefe der großen Tour zu werden, ob aber inniger, herzverwandter, blühender vom Hauche der heimatlichen Erinnerungen und Gefühle? Ob Gellerts zärtliches Zauberauge vor brennenden Sternen nicht erblich? Ob neue, fremde Gestalten mit bedrohenden Einflüssen nicht herantraten? Das waren die Fragen, die unmittelbar das Mädchenherz angingen und bekümmerten. Rasch und unverhofft löste sie eine Wendung der öffentlichen Geschicke. König August der Dritte trat plötzlich vom Schauplatz des Lebens ab, das neue Wahlgeschäft nahm dringender als je die Sorge der Patrioten in Anspruch. Jeder Pole eilte zu seiner Partei-

fahne, der alte Graf Casimir wünschte durch seinen Sohn am Landtag zu Warschau sich vertreten. August erhielt die Weisung zur Heimkehr, die Reise der Jünglinge blieb für diesmal vertagt. Wahrlich, so nahe dieses Ereigniß das Wohl des Vaterlandes anging, die Jugendgespielen konnten sich den höheren Freudenschlag ihres Herzens nicht verhehlen, daß es ihren persönlichen Neigungen auf so abgekürztem Weg entgegenkam. Nicht zu sagen ist es, ob hier oder dort die Nähe des andern aufgeregter erwartet, sein Bild in wärmeren Farben entworfen, in stolzerem Flug an die Höhe der Menschheit getragen wurde. Was bedeuten drei Jahre in den schöpferischen Tagen des Jugendalters! Bald war von den Schnellreisenden der alte Dünahof erreicht. Ladislaus und Maria standen einander gegenüber — wohl wie zum erstenmale konnte es scheinen — und ihre Blicke trafen sich mit dem Ausdruck eines erschöpfenden Wohlgefallens. Noch mehr, als sie versprochen, hat hier die Natur erfüllt, sagte sich jeder bei sich, und die Flammen der Phantasie nährten von jetzt an sich rasch umgreifend an der vollsten, sinnlichen Wirklichkeit. Selbst der alte Graf konnte eine Zeitlang die Gefahren des Vaterlandes über der Pracht seines Hauses vergessen, denn auch August, der zarte, feingeartete Knabe, war ihm mit einem festeren Gepräge der Männlichkeit zurückgekehrt. Aber an seiner Seite, wie die Feuerkraft der Sonne neben den Silberflöckchen des Mondes, strahlte Ladislaus Obinski's Heldengestalt, den Freund verdunkelnd, so oft er gleichzeitig mit ihm erschien. Unparteiisch gestand sich der greise Stammherr, daß der frischere Zweig seines Hauses in seiner weiblichen Descendenz fortblühen würde, denn die Verbindung zwischen Ladislaus und Maria verstand sich nachgrade von selbst. Gern bestimmte der Graf für einander, was schon so ausgesprochen die Natur mit ebenbürtiger Würdigkeit vereint hatte. Trost genug blieb

es ihm, die Zukunft des minder selbstständigen Sohnes dem nachdrücklichen Steuer des Schwiegersohnes anvertraut zu wissen.

So wurden schöne, befriedigende Tage durchlebt bis zur Eröffnung des Landtags. Noch lagen die bevorstehenden Gewitter am fernen Horizonte des Vaterlandes, noch war dem häuslichen Behagen seine Stätte gesichert. Politische Gespräche wechselten ab mit Unterhaltungen der friedlichsten Natur. Gellerts Haarlocke konnte noch verehrt, seine Silhouette ein Gegenstand der sinnigen Andacht und alles, was die unmittelbaren Zeugen aus Leipzig entweder mitgebracht, oder beredt zu vergegenwärtigen wußten, mit lauschender Hingebung getheilt und genossen werden. Und wenn es wahr ist, daß der Widerspruch würzt, so fanden die Heimgekehrten auch diese Würze vor. Ein Gastfreund hatte sich nach polnischer Landessitte seit einiger Zeit auf dem Edelsitz eingeführt; er stammte, wie verlautete, aus Podolien, und wurde mit dem geläufigsten Namen seiner Familien- und Herrschaftstitel, Graf Bogumil genannt. Der Widerspruch zu dem Geiste des Hauses war in dieser Persönlichkeit nach beiden Richtungen vertreten. Wenn Graf Casimir mit starker Ueberzeugung das Heil der Republik an die Wiederwahl eines sächsischen Prinzen knüpfte, so wußte Graf Bogumil den russischen Candidaten Poniatowski nicht minder zu empfehlen. Er hütete sich dabei wohl, die russische Farbe dieser Partei herauszuheben, vielmehr drängte er sie zurück, so weit es nur gehen wollte, löste die nationale Person Poniatowski's von allen Folgerungen und Hintergedanken los, spielte den Schein einer ausländischen Dictatur dagegen auf den sächsischen Candidaten selbst hinüber; kurz, er verstand es, Namen und Sachen, Täuschungen und Wahrheiten so geschickt zu handhaben, seinem Wirth, dem er überdies noch zu schmeicheln schien, alte und neue Gesichtspunkte

so verführerisch entgegenzusetzen, daß die Jüngeren sein großes Talent der Parteikunst ohne Zweifel bewundert hätten, wenn ihre Erfahrung dafür reifer gewesen wäre. Doch verhielt sich Graf Bogumil auf eine ähnliche Weise auch zu ihrem idealen Gellertcultus, und hier wurde ihnen die feine Kunst seines Widerspruches schon verständlicher. Der Graf stand gegenwärtig in jenen glücklichen Jahren, wo man die Ansprüche der Jugend noch nicht aufzugeben braucht, und doch der Jugend gegenüber schon den gereiften Mannessinn geltend machen kann. Die Liebenswürdigkeit der ersten und die Autorität des zweiten berühren sich auf einer gewissen Altersstufe, und Graf Bogumil rang mit Geschick darnach, den Doppelcharakter dieses Uebergangs zu erschöpfen. So trat er den Idealen der Jünglinge keineswegs feindlich entgegen, er schien sie wohl gar noch zu theilen, und das Glück schöner Täuschungen mit warmer Gegenwart zu umarmen; doch der mäßigste Gebrauch, den er von seinem Rechte der Ironie und der Skepsis als der Aeltere machte, war hinreichend, fast jede Ansicht in ihr Gegentheil zu verwandeln. Ein zarter Strich, eine leise Schattirung, und er gab seinen Freunden das empfangene Bild zurück, daß es keiner mehr vertreten mochte. Die schönen Tage von Leipzig und Gellerts segensreiches Gestirn wollten in seiner Gegenwart mit großer Vorsicht belobt sein. Er war es zuerst, der in Gellerts übler Gesundheit den Grund seiner hohen Religiosität ahnen ließ, eine Erklärung, die unsere Schwärmer nicht hätte überraschen sollen, aber vielleicht es doch that. Wollten sie aus diesen engen, traurigen Grenzen die Würde der Moral wieder in's Menschlich-Weite hinaus retten, etwa mit dem Beweise, wie der kranke Mann auch die gesundeste Zügellosigkeit jugendlicher Clienten oft der Sitte zurückgegeben, so wankte dieser Boden bei mancher Berührung. Denn theils hatte die jüngere Generation ja

erst noch die Probe einer nachhaltigen Umbildung zu liefern, theils war die Erscheinung, wie die tollsten Springfluthen der Universitäten sich in die Spiegelglätte der bürgerlichen Stellungen ausebnen, eine zu gewöhnliche, in der Natur des Alters und der Umstände selbst begründete, als daß sie an eine vorübergehende Persönlichkeit konnte gebunden werden, theils auch durfte in manchen Fällen die Umkehr schon zuvor dagewesen sein, aber man ließ dem Gefeierten klüglich die Ehre des Scheins, nannte Tugend die Erschöpfung der Mittel und trat vom Schauplatz stark unter dem üblichen Spott, unter dem Beifall der Welt und vielleicht auch des selbstgetäuschten Gewissens ab. Welch ein feines Spiel des Egoismus die Einbildungskraft vieler Frommen mit der Frömmigkeit treibe, wurde dabei ohnehin zu berühren nicht vergessen; wie tief dieser Wink gehen sollte, blieb den Idealisten natürlich selbst überlassen. In dieser Weise brachte es der Graf allmälig dahin, daß die Jünglinge ihre jugendlichen Ideen schärfer prüfen lernten und ihm gern oder ungern manches Zugeständniß selber entgegenbrachten, um nicht allzu große Befangenheit an den Tag zu legen. Aber der feine Kopf wußte sie von dem gewonnenen Boden aus immer weiter zu bedrängen, und bald schien der Schatz ihrer edelsten Denk- und Gemüthskräfte in eine Frage gestellt, wozu nur er allein den Schlüssel der Antwort besaß. Und doch hätte Ladislaus diesen Umgang willkommen geheißen, wie irgend ein Werkzeug, welches der Mehrseitigkeit des Lebens zum Ausdruck dient, wären ihm nicht bald die Absichten des Gastfreundes nach seiner empfindlichsten Seite hin verdächtig geworden. Er glaubte nämlich zu bemerken, daß der Graf es ganz besonders auf ihn abgesehen habe, und dahin strebe, in den Augen Maria's ein geistiges Uebergewicht vor ihm zu erringen. Kaum hatte er diesen Argwohn gefaßt, so schien das Betragen des Nebenbuhlers

in allen Zügen dafür zu sprechen, und nichts war mehr unbedeutend und zusammenhanglos. Er stellte ihn auf die Probe. Irgend eine Ansicht, die ihm der Graf zu einem Streifzuge zu Zweien hatte hingehen lassen, brachte er gelegentlich in Maria's Anwesenheit wieder vor, und siehe! der Sophist war voll Eifer und Leben, sich des geringsten Vortheils über ihn zu bemächtigen. Ladislaus schlug das nicht gering an.

Mochte er aber so in seiner Eigenliebe sich gekränkt fühlen, so mochte er's auch in seinem Rechte. In demselben Maße nämlich, als der Fremde sich gegen ihn zu bemühen schien, bemühte er sich für Maria. Dieses Benehmen wurde ihm vollends unbegreiflich. Konnte der Graf mit gutem Sinne wirklich sich schmeicheln, die feste, vorgefundene Einigkeit des Hauses durch seine ephemere Erscheinung zu lösen? Konnte er so leicht denken von Maria's Gemüth? Welchen Grad von Roheit mußte Ladislaus in einer Gesinnung voraussetzen, die solcher Täuschungen fähig war! Diese Betrachtung weckte seinen ganzen Edelsinn. Ladislaus empörte sich bei dem Gedanken, Unrecht zu thun, da er es zu leiden glaubte; sein Selbstgefühl richtete sich auf, er lernte die Wahrheit erfinden, wie unter allen Leidenschaften die Eifersucht am Geschicktesten sei, kleine Seelen zu machen. Er fand den Stolz in sich, die Aufmerksamkeiten des Grafen für seine Braut mit kälterer Ruhe zu beobachten, und mochte sich bald sagen, daß sie zwar mit peinlichster Berechnung die Grenze der erlaubten Huldigung berührten, aber doch in ihr sich hielten. — Wohlan! und auf ihr stand seine Gegenspitze. Ehe aber dieser schlimmste Fall denkbar war, beruhigte schon der Umstand, daß vor Allem die Zeit fehlte, ihn zu ermöglichen. Denn unmittelbar nach dem Landtage sollte die Hochzeit sein, und wie er selbst seinem Freunde August dahin folgte, so brach ja der Graf mit ihnen auf, und

schon war die adelige Nachbarschaft versammelt, den Zug nach Warschau in Gemeinschaft anzutreten.

Ein kleiner Unglücksfall aber fügte es anders. Auf einer Jagdpartie, welche die reisige Genossenschaft kurz vor ihrem Auszug aus der Gegend veranstaltete, zog sich Graf Bogumil durch einen Sturz vom Pferde eine Verrenkung zu. Das Uebel, für ein häusliches Abwarten geringfügig, vertrug doch eine größere winterliche Reise nicht. Der Graf blieb im Dünahof zurück. Ein schmerzliches Ereigniß für einen eifrigen Parteimann, das ihn von einem der wichtigsten Geschäfte des Vaterlandes abschnitt! Nur um seinen Wirth nicht zu beleidigen, schien sich der Graf den lebhafteren Ausdruck seines Unmuths zu versagen. Ladislaus aber — wer vermag der Phantasie zu gebieten? — konnte sich diesmal weniger als je die Einflüsterungen schweren Verdachtes ferne halten. Gebrochen war seine Kraft, niedrige Gedanken zu bekämpfen, sein Herz von nagenden Ahnungen belastet. Sein letztes Vermögen erschöpfte er, dem heldenhaften Charakter Maria's gegenüber beim Abschied sich muthig und frei zu zeigen; dann aber krochen aus allen Krümmen und Windungen seiner Reise die bösen Zweifel an ihn heran, und mitten im glänzenden Gepränge von Warschau begleitete ihn die Sorge um den Dünahof wie ein grauer, unheimlicher Schatten.

Indessen zog sich Maria nach dem Auszuge des Bruders und des Bräutigams ganz auf sich selbst zurück. Der Graf konnte jetzt empfinden, wie er nur durch die Genossenschaft der Jünglinge ein Verhältniß zu ihr gehabt, und wie dieses seine ursprüngliche Freiheit wieder annahm von dem Augenblick, als jene Mittelglieder wegfielen. Zwar streifte er, den Arm in der schwarzen Binde, die Einsamkeit des Krankenzimmers bald genug ab, doch umsonst. Maria empfing ihn nie anders als in Gegenwart

des Vaters, in dessen Gemächer sie größtentheils den Schauplatz ihres Tages verlegte. Graf Bogumil mochte dann an politischen Gesprächen mit dem Hausherrn sich erholen, wie er Lust trug. Maria trat aus ihrer Haltung, die ihr die Abwesenheit des Verlobten auferlegte, nicht heraus; sie war und blieb dem Gaste mehr entzogen als zuvor. Dieser schien endlich stillschweigend der Unerbittlichen sich zu fügen, und ahmte ihr Beispiel nach. Er entschuldigte sich mit der brieflichen Theilnahme, die er dem Wahlgeschäft mindestens aus der Ferne widmen wolle, erschien seltener in den Zimmern des Hausherrn und arbeitete viel mit seinem Secretair bei sich allein.

Die Tragödie jenes Wahlgeschäftes hatte inzwischen begonnen; Stürme und Wirren aller Art waren ihr Inhalt, ihr Resultat Poniatowsky's Krönung zum Polenkönig. Traurig sahen die Freunde des Vaterlandes in dem schwachen Liebling der starken Katharina den russischen Einfluß auf ihrem Throne, das Bild der unglücklichen Zukunft enthüllte deutlicher seine Züge, die unterlegenen Patrioten räumten die Hauptstadt und sicherten sich zu Hause. Auch unsere Jünglinge kündeten früher, als es erwartet war, ihre Zurückkunft an. „Wohl uns," schrieb der zärtliche August, „daß wir zu Hause Freuden finden! Rüstet die Hochzeit und vertraut dem kommenden Geschlechte auch sein Theil. Wenige unserer Brüder dürfen so froh wie wir sich zurufen: Glückauf zur Heimkehr!"

In demselben Augenblicke, als diese Zeilen auf dem Dünahofe gelesen wurden, erfüllte ein dumpfer, verworrener Lärm seine Räume. Hin- und Widerruf angstvoller Stimmen, Auf- und Abrennen eiliger Schritte, polterndes Durcheinander in Geräthschaften und Handwerkszeugen unterbrach plötzlich die Winterruhe des Schlosses. Maria hielt im Lesen inne, der alte Graf fuhr wachsam vom Kaminfeuer auf. Sein erster Gedanke war an eine jener

blutigen Hausschlachten, dergleichen die Gesindemassen polnischer Edelhöfe einander nicht selten zu liefern pflegten. Der vernehmbare Allarmruf: Feuer! Feuer! belehrte aber sofort des Gegentheils.

Gleichzeitig stürzte der Hausverwalter in das Zimmer der Herrschaft und machte mit schreckensbleichem Munde die Meldung, die Schloßflanke zunächst der Jägerei müsse ein inneres Feuer gefangen haben; ohne eine Flamme zu sehen quelle es aus allen Fugen von Qualm und Rauchsäulen. Es war der Flugel, den Ladislaus bewohnte. Der Graf brach augenblicklich auf; Maria, noch den tröstlichen Brief in der Hand, ergriff seinen Arm und folgte ihm. Man eilte nach jener Seite des Schlosses, wo ein Balcon, dem Brande gegenüberliegend, den schicklichsten Standpunkt gewahrte, die Löschanstalten zu commandiren. Auf dem Corridor begegnete ihnen Graf Bogumil; er schritt im Fluge nach der bedrohten Stelle und trug zum erstenmale den Arm frei, wie zur mitwirkenden Hülfe bereit. Der Hausherr hielt ihn an und dankte mit lebhaftester Entschiedenheit für seine edelmuthige Absicht. Nur mit Mühe gelang es, ihn von derselben abzubringen und mit auf den Balcon zu nöthigen. Dort angekommen, machte der Rauch, der sich in schweren Wogen herüberwälzte, die Stelle unerträglicher, als man erwartet hatte. Von dem gefährdeten Theil des Gebäudes war fast gar nichts zu sehen. Dichtfinsterer Qualm umlagerte ihn, und nur hier und da legte ein Luftzug bald ein Stückchen der Wand, bald eine Spitze des Giebels bloß.

Maria klagte laut um den Verlust der Schriftschätze in Ladislaus Arbeitszimmer. Nicht leicht ist ein strebendes Jugendleben von einem Besitz zahlreicher Manuscripte frei, der, in der Gegenwart ungemessen geschätzt, auch noch dem Alter ein theures Denkmal der Vergangenheit bleibt. Ebenso war Gellert in Schrift und Bildniß und hundert

Kleinigkeiten, die das Herz zu unersetzlichen Werthen macht, in dem bedrohten Raume vertreten, nicht zu gedenken der eigenen Briefe Maria's, die der theure Abwesende gewiß nicht williger entbehrt hätte. Die Männer riefen sofort in den Tumult der Arbeitsleute die nöthigen Befehle hinunter. Dröhnende Axtschläge, Geklirr von Brecheisen, Krachen und Stoßen als Antwort. Man hörte in der Tiefe der Zimmer schwere Möbelstücke zertrümmern, man sah den Inhalt derselben, so oft der Wind die Rauchschichten bei Seite schob, auf angelegten Leitern durch's Fenster retten.

Die berufensten Männer des Hauses hatten sich an diese Arbeit gestellt. Der Schloßverwalter und der Secretair des Grafen Bogumil selbst reichten von innen nach außen einander ab und zu, was auf dem Balcon als erhaltenswerth bezeichnet wurde. Das zarte, verletzliche Gut der Papiere fand sich von diesen Händen besser behandelt, als es bei ähnlichen Unglücksfällen zu geschehen pflegt, wo die Rettung oft so schlimm ist, wie das Verderben. Maria empfing aus dem Chaos von Rauch, Ruß Schmutz und Gießfluthen die Sachen mindestens reinlich und trocken, wenn auch in wilder Zerstreuung. Sie ließ sie nach den jenseitigen Wohnzimmern schaffen und zog sich bald selbst dahin zurück. Die frühe Winterdämmerung dunkelte inzwischen herein, zum Getöse der Löscharbeit und dem Wimmern der Sturmglocke gesellte sich der dämonische Irrlichtertanz angezündeter Fackeln. Maria zog mit gelassener Hand ihre Gardinen vor das Schauspiel und barg sich stillbrütend in eine Sophaecke. Sie war ruhig, aber wehmüthig. Das grelle Ereigniß verstimmte sie. Was der Aberglaube Zeichen und Vorbedeutung nennt, bleibt auch dem freieren Geiste nicht ohne alle Beziehung. Eine gewisse Uebereinstimmung des inneren und äußeren Lebens zu denken, ist dem Menschen Natur und Bedürfniß. Namentlich pflegt das erhöhte Selbstgefühl des Brautstandes

reizbar und empfindlicher dieſe Uebereinſtimmung zu begehren, und auch ſtarke Gemüther ergreift ein ahnungsvoller Ernſt, wenn ſie das hoffnungsreiche Beginnen von wüſtem Mißgeſchick begleitet finden.

Dieſem Zuge ſchwermüthiger Empfindungen ſich zu entreißen, zündete Maria Licht an und begab ſich an die Arbeit, die geretteten Papiere vorläufig zu ordnen. Das Getöſe an der Brandſtätte verſtummte nach und nach, endlich kam auch der Hausherr mit dem Gaſte zurück, ein Zeichen, daß Gefahr und Arbeit zu Ende. Der Vater ſcherzte über die idylliſche Lage, worin er ſeine Tochter finde. Mit bräutlicher Sinnigkeit vertiefte ſie ſich in ein geruhiges Geſchäft, während die Flammen über ihrem Haupt zuſammenſchlugen. Maria antwortete, was ſie da vorhabe, wäre ein niedagewe[illegible]enes Brautgeſchäft; ſie ſähe vielmehr aus, meinte ſie lächelnd, wie eine Wittwe, die den Nachlaß des Hochſeligen ordne. Das Geſpräch wendete ſich ſodann auf das Feuerunglück; die nächſte Ermittelung habe ergeben, in dem unteren Geſtecke neben der Jägerei ſeien die Vorräthe von Fichtenholz durch irgend eine Achtloſigkeit in Brand gerathen, das verſchloſſene Feuer ſei in der Unmaſſe ſeines eigenen Rauches zu einem verkohlenden Glimmen erſtickt, der Rauch aber habe durch einen Treppengang und einen ſchadhaften Kaminzug ſeinen Weg in die oberen Räume gefunden, und mit furchtbarer Ausbreitung das Bild eines ungeheuren Verderbens vorgeſpiegelt. Indem der Graf noch ſprach, bemerkte er, daß Maria ſich entfärbte und von einer plötzlichen Zuckung des Schreckens in allen Gliedern durchbebt wurde. Hülfreich ſprang er mit Graf Bogumil heran, in aufgeregteſter Eile wurde Arzt und Dienerſchaft gerufen, erfriſchende Eſſenzen dufteten, alles war das gleichzeitige Werk eines Augenblicks, noch ehe Maria's erbleichte Lippe zu einem Worte ſich öffnete. Sie lag ohnmächtig in den Armen des

Vaters; aber der Fluth der ärztlichen Hypothesen und Rettungsanstalten entzog sie sich jetzt mit der gelassenen Versicherung, sie wäre wohl. Zugleich stand sie auf und ging mit festem Schritt einigemale das Zimmer durch. Alles stand bang um sie her, nicht wagend, der Beweiskraft dieses Anblicks zu widersprechen, und doch voll zweifelnder Unruhe und Sorge. Da sammelte sie mit der äußersten Anspannung ihrer Kräfte, was von Würde und Zuversicht in den vollsten Tiefen ihrer Natur lag, und bat nach jeder Seite hin eben so freundlich als bestimmt, sie zu verlassen. Hier williger, dort zaudernder folgten die Anwesenden diesem Wunsche. Graf Vogumil stimmte der Meinung des Arztes bei, daß sie auf dem Balcon so viel Rauch eingeathmet habe, und bat, mindestens die Schriften zu entfernen, welche einen Theil der Stickluft herübergebracht hätten. Gegen diesen Vorschlag aber setzte sich Maria mit einer Lebhaftigkeit, die fast wieder ein heftig-krankhaftes Symptom schien. Sie wollte in Nichts gestört sein, versicherte sie mit Nachdruck, man möge sie gewähren lassen, sie stehe für sich. Jeder Widerstand brach an diesem Willen, nur der Vater verließ sie unter keiner anderen Bedingung, als daß sie für heute mindestens jede Thätigkeit einstellen und nach dem aufregenden Ereigniß einer früheren Nachtruhe sich hingeben möge. Sie versprach es. Halb beruhigt ging der alte Mann von hinnen, und Graf Vogumil verabschiedete sich mit einem Ausdruck der biedersten Ergebenheit.

Mitternacht lag über dem einsamen Edelsitz, tiefes Schweigen hielt das Leben der Menschen und der Natur gefesselt, selbst das Geheul heranschwärmender Wölfe blieb heute unvernommen; die Witterung des Brandgeruchs bannte sie weit ab aus dem Umkreise des Gehöftes. Aber im Innern des Schlosses wurde der Wandel eines Ruheloſen gehört, dem hallenden Corridor entlang bewegten

sich Schritte und mündeten an die Gemächer Maria's. Der Graf war's, der seinem Kinde den späten Nachtbesuch machte. Er klopfte, niemand rief; er untersuchte die Thür, sie war unverschlossen. So trat er ein, ungehindert, aber auch unbemerkt. Maria saß regungslos im vollen Tagesanzug vor ihrer Lampe und las. „So hälst du mir Wort!" begann der Graf, in die Tiefe des Zimmers vortretend; „zu ruhen versprachst du, und zeigest mir Licht am Fenster die ununterbrochene Nacht durch." Jetzt wendete sich Maria um, — der Graf erschrack bei ihrem Anblick. Er glaubte eine steinerne Maske zu sehen. Alle Linien ihrer Miene waren krampfhaft verzogen und verhärtet. Mit Entsetzen sagte er ihr's. — „Dafür sah ich auch einem Tod in's Auge, wie du in all' deinen Schlachten nicht," antwortete Maria tonlos. — „Um aller göttlichen Hülfe willen! so sprich!" flehte der geängstigte Vater. — Maria wies mit einer stummen Geberde auf den Tisch. Ladislaus Papiere lagen in wohlgeordneter Sonderung darauf. — „Nimm diese Lectüre mit," sagte sie, ihm einige Briefsascikel aufnöthigend, „nimm sie mit, Vater!" Zugleich klingelte sie und befahl den eintretenden Kammerfrauen, sie zu entkleiden. — Der Graf versuchte auf französisch weitere Erklärungen von ihr zu erhalten; aber sie wandte sich, küßte seine Hand und sagte ihm gute Nacht.

So mußte sich der Schwerbekümmerte begnügen, daß sie vor seinen Augen den guten Willen zeigte, mindestens jetzt für ihre Ruhe zu sorgen; er nahm die überkommenen Papiere zu sich und verließ mit einem tiefen Seufzer das Zimmer.

Des andern Morgens trieb ihn die Sorge um Maria bei Zeiten in ihre Gemächer. Als sie den Vater eintreten sah, legte sie ihm sogleich die Hand auf den Mund und nahm zuerst das Wort: „Ich hoffe, du hast als Edelmann gelesen, nicht als Mensch. Laß uns die alten Standes-

vorurtheile wieder aufnehmen. Er ist ein geborner Knecht, das erklärt Alles. Laß uns gleichgültig sein." — „Graf Bogumil hat sich heute schon um dein Befinden erkundigen lassen," sagte der Graf; „wie wollen wir's mit ihm halten?" — Maria sah ihn zerstreut an; „was sagtest du, Vater? bitte! — Der Graf wiederholte die Worte. — „Du hast Vernunft, ich nicht;" antwortete Maria, „thu' nach Gefallen." — Der Vater sah den Zustand seines Kindes; er konnte ihn an seinem eigenen mitleben und berührte die fürchterliche Wunde nicht weiter. Er besprach die gestrige Entdeckung weder selbst, noch veranlaßte er Marien, davon zu sprechen. Er schloß die Unglückliche in seine Arme und bezeugte ihr den Trost seiner väterlichen Liebe. Mehr konnte er nicht. Wie klein und mittellos wird der Mensch vor dem Anprall seines Schicksals! Er beugt sich, dem kurzen Grashalm gleich, noch kürzer am Boden hin; Maria, schien es, beugte sich nicht, darum war auch über alles Sagen ihr Anblick ein schauerlicher. Das Uebermenschliche ist auch das Unmenschliche. Keine Thräne, keine Klage drückte sie unter ihr eigenes Maß hinab, starr und stumm stand sie da, mehr und weniger als ein Mensch, eine heidnische Götzenpyramide!

Von einem benachbarten Edelhofe lag eine Einladung für heute zu einer Schlittenpartie vor. Ein Bote kam an, der in bedauernder Rücksicht auf den gestrigen Unglücksfall anheimstellte. — „Aendert nichts," unterbrach ihn Maria, „wir kommen!" — Befremdet blickte der Graf sie an, Maria aber sagte mit einem herzbrechenden Lächeln: „Das Eis ist ja unsere ganze Domaine!" — Sie ließ sich auf die bestimmte Stunde schmücken und die Equipage in Stand setzen.

Abend war's; die Schlittenfahrt sollte bei Fackelbeleuchtung stattfinden. Ein weites, vom herrlichsten Schneespiegel überspanntes Flachland, fast in der Mitte der beiden

Herrschaften gelegen, war der Schauplatz. Ein stundenlanger, in länglichem Oval sich schließender Cirkus, war auf demselben abgesteckt von einer Doppelreihe fackeltragender Leibeigener, welche nach bestimmtem Zwischenmaß einander gegenübergestellt, eine romantische Allee von lebenden Candelabern bildeten. Schon hatte der Troß seine blutroth flackernden Brände angezündet, schon konnte von den höchsten Schauluken des Schlosses das ab- und zulaufende Gesinde den fernen Feuerring erkennen und das zarte Purpurlicht, das sein Widerschein weit auf der Schneefläche verbreitete, schon standen die Schlitten der Herrschaft und der Suite im Schloßhof bereit, schon hatten im Innern der Gemächer die kunstfertigen Kammerfrauen die letzte Hand an die kostbare Wintertoilette ihrer Gebieterin gelegt; noch einmal überblickte Maria im hohen Wandspiegel ihre prächtige, vom königlichen Hermelin umflossene Gestalt: es war ein göttergleiches Bild. Sie stampfte mit dem Fuße und wendete sich rasch ab.

Der Schloßkaplan, der Hausarzt und Graf Bogumil führten die Herrin zur Equipage, die Dienerschaft folgte. Der alte Graf Casimir selbst blieb rascheren Vergnügungen fern. Die Schlitten wurden bestiegen, der Rossebändiger lenkte mit einem kühnen Schwung aus dem Thorweg. In demselben Augenblick hörte man einen weitgestreckten Hufschlag hinter sich, und eine Stimme rief dem Kutscher ein nacheilendes Halt! zu — es war Ladislaus' Stimme. Die Jünglinge hatten ihre Fahrt beschleunigt, und wieder war Ladislaus seit der letzten Station dem Freunde zu Pferde voraus. Beim Schall dieser Stimme schauderte Maria zusammen, sie barg sich tiefer in ihre Hüllen und lispelte mit bebender Lippe ein finsteres: „Vorwärts!" — „Vorwärts," rief Graf Bogumil das Gebot der Herrin lautschallend dem Kutscher zu. Nicht nur der Kutscher, auch Ladislaus konnte es deutlich hören. Dieser hatte inzwischen

den Schlitten erreicht. „Eilt oder enteilt man hier?“ fragte er nicht ohne gereizte Betonung auf französisch. — „Vorwärts!“ herrschte Graf Bogumil barsch, den Reiter am Schlage keines Blickes würdigend. Da warf sich Ladislaus wüthend dem Gespann entgegen und brachte es zum Stehen. „Halt!“ donnerte er und schleuderte vernichtende Blicke auf die verstörten Mienen Maria's und des Grafen; — „wer gebietet hier?“ — „Ich!“ preßte Maria mit erstickter Stimme hervor. — „Hast du mit dieser Schmach dich bedeckt, so trage sie, verächtliches Weib,“ rief Ladislaus außer sich. „Dir aber, Bube, nehm' ich dein Verbrechen mit deinem Leben ab,“ fiel er mit gezücktem Degen auf den Grafen aus; — er hätte ihn durchstoßen, wären nicht der Arzt und der Kaplan der tödtlichen Klinge in den Weg gestürzt. Aber Graf Bogumil selbst wehrte sie ab. „Nicht um mich, nicht um mich!“ rief er lebhaft, indem er gleichfalls seine Waffe zuckte, „eine Dame ist beleidigt, ihr die Genugthuung!“ — „Mein ehrloses Weib straf' ich mit Worten, dich, Elender mit....“ — Aber jetzt fuhr Maria, einer Mänade gleich, im Wagen empor, der geisterblasse Kopf flammte von Blut und Hitze, auseinander sprangen die Fesseln ihres langen, krampfhaften Schweigens, wüthend zerriß sie den französischen Wortwechsel der Männer in polnischer Zunge. „Peitschet ihn!“ herrschte sie zurückgewandt dem nachfahrenden Dienertroß zu; „peitschet ihn! peitschet ihn! gebt ihm die Sclavengenugthuung!“ — In Stein verwandelte dieser Ausspruch die ganze Umgebung, Aug' und Ohr erstarrte, zweifelte Alles an den Sinnen Maria's. „Peitschet ihn!“ schrie Maria fanatisch; „peitschet ihn! Ich gebiete den Ernst, des Todes ist, wer nicht gehorcht!“ Zugleich warf sie mit vollen Händen das Gold ihrer Börse unter die Knechte; da kam zuerst Regung in die Regungslosen. Die Wildesten unter ihnen machten in der That Miene, das blinde Wort

blindlings zu erfüllen. Die entsetzliche Scene gipfelte sich zum Entsetzlichsten. Ladislaus warf sich in Kampfespositur, die gehetzte Meute umdrängte ihn, die Männer in der Herrenequipage versuchten Abwehr und Einhalt. Und so weit war es gekommen, daß sie selbst äußere, rechtliche Bedenken erinnert haben mochten, denn laut schollen Maria's Worte: „Kein Freier ist er, nie und nimmer ward ihm ein Freibrief!“ — Auf dieses Signal stürzten die Knechte mit ganzer Entschlossenheit vorwärts. Ladislaus aber schwankte und taumelte wie entseelt; die Berufung auf diese vergessene, zufällig unterbliebene Form schien das äußerste Maß der Bosheit. Ueberwältigt vom Ungeheuersten, von göttlichen und menschlichen Gesetzen verlassen, wehrte er sich kaum mit mattem, physischem Instinct. Er unterlag dem Anprall der Mehrheit — das Schmerzlichste geschah.

Die Herrenequipage wendete um. Todesblässe bedeckte Graf Bogumils Antlitz, bewußtlos sieberte Maria in den Armen des Geistlichen und des Arztes. Dem Schlitten nach stürzte die Rotte der Knechte, als sie die Mißhandlung des preisgegebenen Leibes zu Ende gewüthet. Donnernd hinter dem Furienzuge flogen des Schlosses Thore zusammen.

Ladislaus erkannte sich selbst und die Welt zuerst wieder in dem Gedanken, daß der Herrensitz an der Düna durch seine Hand von der Erde verschwinden müsse. Und wie den thierischen Witterungstrieb auf weite Fernen hin seine Genossenschaft und seine Weide anzieht, so nahm er mit einem natürlichen Zug seinen Weg nach den Wäldern, der Gewißheit bewußt, daß Alles, was Krieg mit dem angebauten Ackerlande habe, das Werkzeug der Zerstörung in dem ungebrochenen Wüstenland finde. Auf welchen Bahnen der menschlos gewordene Mensch dem Hunger seiner Rache nachging — wer den Sprungschritt des irrschweifenden Wolfes und dem beuteschreienden Geier der

Lüfte seine Straßen gemessen hat, mag es wissen. Nicht sein Weg, denn es war keiner, nur das zufällige Ziel, an das ihn nach Tagen und Nächten unsäglichen Jammers die natürliche Erschöpfung als sein eigenes Wrack antrieb, kann genannt werden. Es war eine Hütte in den Karaskabrüchen.

Die Oberfläche Polens ist von Waldmeeren bedeckt, die kein Fuß eines Menschen erforscht hat, der noch den äußersten Saum seiner Gattungswürde festhält. In Schichten, die nach Jahrhunderten messen, kommen und sinken die Baumgenerationen dort hin, vermodernd und verkohlend, ihre eigene Wiege und ihr eigenes Grab. Auf dem Walde wächst Wald, und zwischen dem Hochwald der Niederwald, im gespenstischen Gedränge überwuchert sich Jugend und Greisenalter und flicht und gittert ein Pflanzennetz über ungeheure Landesbreiten, dessen mitternächtiges Labyrinth nur durchbrochen wird, wenn die Millionen Quelladern des verrätherisch sickernden Bodens in einem meilenweiten Morast zu Tage treten, der schlammige Pilzinseln auf seiner bleifarbigen Oberfläche treibt, der den lechzenden Rachen des Wolfes an sein Gestade leckt, und unzähligen Bruten von Wasservögeln in seinem Gerölbricht Aufenthalt gibt.

In diesen Holz- und Wasserwildnissen, in diesen Wald- und Moorbrüchen, siedeln sich einzeln oder truppenweise Colonisten an, welche entweder Kohlen oder Asche brennen oder Harz aus den tauglichen Bäumen sieden, oder was immer Geartetes sonst waldwirthschaften, denn in den meisten Fällen ist ihre Wirthschaft blos Name für ein anderes nicht zu nennendes Treiben. Ihre unnahbaren, der Welt nur dunkel oder gar nicht bekannten Hütten sind die Asyle der Diebe, die Emporien der Schmuggler, die Börsenplatze der Juden, die natürlichen Festungen der Guerillarauber. In ihnen setzt sich ab, was der Gesellschaft

den Angriff bietet, oder gegen den Angriff derselben sich zu behaupten hat; gegenseitiges Unrecht wägt hier die schwere Ausgleichungssumme sich zu, Bedingung wird Folge und Folge Bedingung; in Gedanken der Meisten ist es verlöscht, welche Partei der andern zuerst die Menschheit aufgekündigt, und Unglück und Verbrechen mischen ihre verschwisterten Züge ununterscheidbar in einander.

Nach solch einer Urwaldseinöde war Ladislaus geflüchtet, den Landsturm der schicksalsverwandten Verzweiflung aufzubieten zum Vernichtungszug gegen die Dünaburg. Als ihm aus einem mitternächtigen Höllenbrodem fiebernder Phantasie zum erstenmale wieder der Dämmerstern des Bewußtseins aufging, fand er sich in einer Hütte des geschilderten Charakters. Sein Wirth, einst der leibeigene Bauer eines Staroſten, war wegen angeblicher Beherung der Herrenpferde mit schwerer Züchtigung bedroht. Da hatte er die Nacht über sein Haus abgebrochen und alles was beweglich war oder sich selbst bewegen mochte, Weib, Kind, Hausthiere, Geräthschaft, Ackerwerkzeug waldeinwärts geschafft. Am Morgen fand das brutale Strafgericht die leere Umpfählung. Der Bauer aber baute sich tief im Urwaldsbort an, brach ein Stück Land um, erzog seine Söhne, begrub sein Weib, und wenn er den menschlichen Anspruch weit hinter sich warf, so hielt er doch Leben und Freiheit fest und war das begabteste Wild des Waldes. Auf seinem Lager erwachte Ladislaus zum Leben, wie er mit blutenden Wunden, mit Wahnsinnsblick im Auge, gefoltert von jeder Qual des Leibes und der Seele, an seiner Schwelle zum Sterben hingesunken war. Jetzt öffneten die Sinne des Neubelebten sich wieder. Sein Auge sah durch den Rauch, der freiziehend die Hütte verdämmerte, die nächsten Gegenstände seiner Umgebung, sein Ohr vernahm durch eine dünne Scheidewand die Nasenlaute beachbarten Borsten-

viehs, ein gezähmter Bär, der den Naturtrieb des Winterschlafes nicht ganz zu vergessen vermochte, wälzte sich trägeschnaufend zu seinen Füßen. In diesen Gestalten kehrte die Wirklichkeit ihm zurück — aber nur ein fortgesetzter Fiebertraum schien sie. Der hochbeglückte Bräutigam, der auf geflügeltem Roß in die Arme seiner schönen, vornehmen, sittenreichen Braut flog, und der mißhandelte Sclave, der geachteten Sclaven verzweifelter Gast, waren sie die eine und nämliche Person und hingen sie nur an wenigen Tageslängen zusammen? Oder wie? war Alles die Vision eines Opiumtraumes, seit er das ertrinkende Herrenkind aus dem Dünabad gerettet, und fand sich der Mann wieder dort, wo der Knabe aufgehört hatte, in väterlichem Erbe des Elendes, im angestammten Loose der Entmenschlichung? O des anheimelnd-fremden, bekannt-vergessenen, jugendlich-veralteten An- und Umwohnens frühester Eindrücke!

Barbarische Menschen gingen ab und zu, die Söhne des Wirths, ihre Wald- und Wildgenossen, ein schreckhaftes Cyklopengeschlecht, das mehr den Abgründen der Erde als ihrer Oberfläche anzugehören schien. Ladislaus verstand kaum ihre Sprache noch, aber den Punkt, aus dem sie zu bewegen, ihrer Herzen Trieb und Richtung und greifbare Saiten, kannte der Sohn des Leibeigenen mit natürlichem Gleichsinn. Sie wurden sein Werkzeug, wie ein Thier auf den richtigen Wink gehorcht, aber noch winkte er nicht. Ein neues, geistiges Unglück kam über ihn, während er genesend seinem Lager entwuchs, ein Unglück, das er sich selbst nicht zu nennen wußte. Er fühlte. — — sein Herz gewendet? Nein! Noch war es der Stolz der Sittlichkeit nicht, der die Rache verschmähte, aber der Stolz der Bildung lebte ihm zurück, der seine Mittel mindestens wählt. So raffinirt spaltet der sophistische Geist den Begriff der Ehre, daß er selbst dort, wo er mit Lust

die Menschlichkeit niederträte, einen Theil derselben noch zu retten glaubt, wenn er die Keule verziert, womit er zuschlägt. Nicht das Wildeste schreckt ihn, aber die Gemeinschaft mit den Wilden. Nicht das Verbrechen eckelte ihn, aber die Handhabe. Gedachte er des Dünahofes, so bäumte sich mit angespannten Sehnen das reißende Thier in seiner Brust; überblickte er seine Umgebung, so mischte sich ein anwidernder Tropfen in den Honig der süßen Vergeltungslust. Kurz, der Zweifel kam über ihn, die unfruchtbare, ungenießbare Speise der Seele, der Verräther der That, — das größte Unglück des Sterblichen.

In dieser doppelsinnigen Stimmung überraschte ihn das Herantreten einer Gestalt, welche neu und fremd abstach zu ihrer Umgebung. Mit einer Rotte jener Waldbewohner halbmenschlichen Ansehens, die sich auch in die unbearbeiteten Seelen der Bären und Wölfe wie in ihre Häute zu kleiden schienen, kehrte von einem ferneren Streifzug ein Mann in die Hütte zurück, der einen regelmäßigen, uniformirten Anzug trug, in Bart und Haar die Gesetze der Cultur kannte, in Blick und Miene ein selbstdenkendes Wesen verrieth. Seinem Auge fiel sogleich dieselbe Bemerkung auch an Ladislaus Person auf, und in der zweifellosen Voraussetzung, daß Alles, was sich hier begegne, den Boden eines gemeinsamen moralischen Verständnisses inne habe, machte sich der Fremde an den Fremden, wie der Verwandte an den Verwandten. Mit einem natürlichen Instinct der Klugheit ging Ladislaus den Schein dieser Gleichgültigkeit ein, und so fand sich der Andere bald sicher genug, mit seinen Gesinnungen und Absichten deutlicher oder verhüllter an den Tag zu treten.

Ladislaus wurde nach und nach der Mittelpunkt seines Getriebes in der Karaska-, Wald- und Moorgesellschaft, und manchen Tag über auf streifendem Wanderzug, und

manche Nacht durch bei düsterer Thranlampe umtönte sein Ohr das mitverschworene Gespräch.

Der Fremde nannte sich einen Hauptmann Resentow, und wenn er nicht selbst einer von den Offizieren des Armeecorps war, welches kürzlich, vierzigtausend Mann stark, unter General Repnin polnische Districte besetzt hatte, so durfte ihn Ladislaus doch ziemlich fraglos für einen jener Agenten, Emissäre und Werber halten, wie sie im Gefolge der russischen Invasion jetzt so häufig im Lande auftraten und Propaganda machten. Er zeigte sich in dem verwickelten Parteitreiben der jüngsten polnischen Gegenwart vortrefflich bewandert, die Namen Repnin, Saldern, Kaiserling, Czartorisky waren ihm geläufig, er führte Briefe von ausgezeichneten Persönlichkeiten bei sich, er disponirte über Geldanweisungen, die von höheren Händen geschrieben waren, russische Bataillone winkte er aus dem Hintergrund heran und stellte seinen neuen Freund an ihre Spitze. Ladislaus wußte besser, als der Fremde es ahnte, den inneren Geist dessen zu beurtheilen, was dieser ihm vortrug, aber er wußte auch, wie wenig Ursache er hatte, davor zurückzuschrecken. War nicht das ganze Vaterland in zwei Parteien geschieden und eine große Hälfte davon in der That russisch gesinnt, und zwar mit der besten patriotischen Ueberzeugung? War die sächsische Parteifarbe, die auf dem Dünahofe so patriarchalisch-ehrwürdig erschien, in dem weiten und großen Kreise des Warschauer Reichstages nicht ziemlich stark als die Form des Veralteten, des Abgelebten, der unerbittlichen Veränderungsscheu und Rechtsverweigerung auch in den gerechtesten Dingen zu Tage getreten? Hatte die russische Partei nicht die Wiedergeburt des Vaterlandes, die neu zu verjüngende Verfassung der verirrten Republik als ihr Schlagwort ausgesprochen, und athmeten die Proclamationen der großen Katharina nicht den menschenfreundlichen,

philosophischen Geist des Jahrhunderts? Ladislaus glaubte, daß in Warschau sein Herz nur noch zu voll von der Verehrung des Namen Wopalenski gewesen sei, um diesen Erkenntnissen Gerechtigkeit zu zollen; er verhehlte sich gern, daß jetzt die Macht der entgegengesetzten Leidenschaft und nicht die Freiheit des Urtheils der russischen Stimme Gehör gab. So fühlte der Selbstgetäuschte sich geschmeichelt, daß er seine Rache an eine Idee knüpfen durfte, und was der Anblick der Thierheit schon halb ihm verleidet, das gewann jetzt ganz wieder die Lüge der Menschheit über ihn. Er wußte, daß er dem Russen, mit dem Schwert und der Mordfackel in der Hand, zu namenlosen Gräueln hinaus in die Ebene folgen würde; aber das Verbrechen hieß jetzt: die verrotteten Lichtfeinde des Vaterlandes im Zaum halten. Er wußte, daß man das Volk der Wälder zu einem Furientanz blinder Zerstörungswuth und verworfenster Genussesorgien auffordere; aber die Verführung hieß jetzt: das Joch der Leibeigenschaft vom empörten Nacken schütteln.

In diesen Täuschungen wälzte sich Ladislaus die letzte, schlaflose Nacht auf seinem Wüstenlager, und wenn der untrügerische Verstand in einzelnen Augenblicken das ganze Gewebe seiner Befangenheit durchbrach, dann hob er sich mit dem nackten, ungeschminkten Bewußtsein empor und trotzig rief es in ihm: „Ha, verfolgen sie nicht alle ihre Selbstsucht, ob russisch oder polnisch, und ist der letzte Gedanke nicht immer die persönliche Befriedigung? Hört ihn, den ehrwürdigen Graubart, der Gott und alle Heiligen zum Schutz der vaterländischen Sitte aufruft! Er denkt an seine himmelschreienden Patronatsrechte. Hört ihn, den jungen philosophischen Landboten aus Voltaire's Schule, der begeistert die protestantische Freiheit der Dissidenten verficht, der die Moskowiten als Lichtbringer des Ostens begrüßt, der Katharina die Humanität auf dem Thron

nennt! Russische Rubeln verpraßt er heute Nacht bei Wein und Mädchen. Was kümmert dich, den zertretenen Sclaven, der Streit der Großen und die Wagschale ihres Interesses? Barbaren sind sie sammt und sonders, hassenswerthe, vernichtungswerthe Barbaren, und die spitzenumrändelte Hand, die an Gellert schrieb, schwingt die Geißel über ihr menschliches Hausthier!

Der Morgen brach an, da man den Auszug aus den Wäldern begann. Hauptmann Resentow, Ladislaus und zwei von den Söhnen seines Wirthes bestiegen den ungefügen Schlitten, vier kleine, tastsinnige Pferdchen, die mit ihren Hufen wie mit Fühlhörnern die Schneedecke des quelligen Sumpfbodens zu prüfen wußten, zogen das Gefährt leicht und sicher durch die unwegsame Wildniß. Die Sonne stieg von ihrer Mittagshöhe schon herab, als man den Waldsaum erreichte und in's offene Ackerland hinaussah, das von Schnee und Eis bereits weithin frei dalag. Am Rande von Wald und Feld, da wo der schwarze Tannenbaumschlag in die leichtgefiederte Birke ausläuft, fand man das rohe Lager der Heerhaufen aufgeschlagen, welche Resentow und in den letzten Tagen auch Ladislaus in dem unermeßlichen Waldlande aufgeboten. Die Schaaren hatten sich zahlreich angesammelt. Ihr Lagerplatz lag im Dreieck zwischen dem Hochwald und einem Morastabfluß, die dritte offene Seite deckte ein unüberwindlicher Verhau. Rings aus der Gegend schickten die Gutsherrn reichliche Speisevorräthe heran, um die Gunst des gefürchteten Schwarms sich bewerbend, der plötzlich so drohend an ihrem Horizont aufgetaucht war. So fand man das Volk in üppiger, aufgeweckter Stimmung, froh seiner neuen Machtfülle und That bereit, das aufgeschlossene Räthsel des Gemeingeistes noch großartiger auszubeuten. Hauptmann Resentow hielt sogleich eine Ansprache an das Corps, welche im Ganzen zusammenfaßte, was wohl schon der

Einzelne wiederholt überredet worden war. Das Aufgebot hatte die Bestimmung, unter die russischen Pulks vertheilt zu werden, um den beabsichtigten Razzia's einen nationalen Charakter zu verleihen und der ausländischen Macht die etwaige Beantwortung zu erleichtern. Bundesfreundliche Gesinnung für Rußland war darum der Hauptinhalt seiner Rede. Das Vaterland stehe am Rande des Verderbens, und tiefe, durchgreifende Verbesserungen seien unabweisbar, um es zu retten. Aber Selbstsucht, Eigennutz, Starrsinn spaltete die einheimischen Kräfte, die Republik sei ohnmächtig, aus eignem Vermögen das Heilsame zu vereinbaren. So habe denn die große Kaiserin ihre gewaltige Nachbarhand zum Werk gereicht, und die Edelsten des Reiches, der König an der Spitze, hätten sie dankbar ergriffen. Dieses und ähnlichen Sinnes redete der Russe, indem er die ängstliche Meinung, die er von dem polnischen Nationalgefühl mitgebracht, auch auf den verzweifelten Stumpfsinn der untersten Klasse übertrug, und eine Mühe aufwandte, welche er bei tieferer Landeskenntniß wohl sich erspart hätte.

Nach dem Russen stellte sich Ladislaus sprechend der versammelten Menge dar. Als er hoch vom Rednergerüst herab die bewaffnete Genossenschaft überblickte, mochte er sich die stolze Befriedigung nicht leugnen, die in seine Brust einzog. Das Bild Maria's kam ihm vor die Sinne, wie sie hoch zu Wagen in einer ähnlichen Stellung der Dienerschaft geboten — wie klein war das Häuflein, das ihr Machtwort an ihn herantrieb! Weh' ihrem Geschlecht, wenn es Gewalt übt! wahrlich, der Mann weiß gewaltiger zu antworten! Mit Lust erfüllte ihn das rauhe, wimmelnde Gefolge, das verworrene Sprachgemenge, der drohende Waffenlärm, der Haare und der Bärte umstarrende Wildniß! Und nicht zu politischer Neigung und Abneigung, nicht zur Wahl dieser oder jener Partei befeuert

er die vogelfreie Bande; „der Leibeigene ist sich selbst Kampfpreis," ruft er, „sein Leib ist seine Partei. Nicht um Heil und Segen ziehen wir aus, ein Fluch ist's, ein uralter Fluch, um dessen Wohlthat wir kämpfen. Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen, lautet ein Strafspruch; aber unser ist nur der Schweiß, das Brod ist dem Herrn. Gestrafter als gestraft sind wir, und die älteste und härteste Verfassung der Menschheit, uns wäre sie die jüngste und mildeste. Kein Vaterland vertheidigen wir Sclaven, wir erkämpfen es erst, denn unser Vaterland war die Hölle. Darum unterscheiden wir nicht zwischen Parteien, noch fragen wir um Feind und Freund. Unser Feind ist, wer sich Herr nennt, und wer in einem Schlosse wohnt, der wohnt im Unrecht." So sprach der Leibeigene zu seinem Stande, aber die frevelhafte Wildheit seiner Rede beseelte ein heiliges Feuer und wie Prophetenton schlug sie an's Ohr der Hörer. Auflodernder Jubel vergötterte ihn, heranstürzend stritt sich die Menge, ihm die Hand, den Fuß, das Kleid zu küssen, graue Wimpern trockneten ihre Thränen, jugendkräftige Schultern trugen ihn im Triumph umher, kein Punkt in ihrem Herzen war geblieben, den Ladislaus nicht getroffen. Selig priesen und ungemessen verehrten sie das denkende Wort, das ihren dunklen Ahnungen und Gefühlen so helles Bewußtsein geschenkt. Ladislaus wurde Herrscher im Lager, und der geschmeidige Russe, dem Helden so großer Volksgunst sich beugend, sank zu seinem gehorsamen Adjutanten herab.

Der Rächer stand jetzt am Ziel. Getragen von der Macht des Augenblicks, mit Wind und Hochfluth segelnd, konnte er, was er wollte. Und ohne Verzug schritt er zum Werke. Er drang auf den Abmarsch, wie schmeichelnd der Russe ihn auch festzuhalten suchte. Dieser, welcher schon früher den Namen eines Obersten Drewitz als einen

der nächsten Lenker seines Unternehmens genannt hatte, kam jetzt dringender als je auf die Bedeutsamkeit des genannten Namens zurück. Er habe sich verpflichtet, an dieser Stelle die Weisungen des Obersten abzuwarten, man könne nicht auf eigene Hand operiren, Disciplin müsse herrschen und nicht willkürlicher Zufall, das zarte Geschäft, wo und wie man in Freundesland feindlich zu demonstriren habe, werde von Fäden geleitet, die, wie es ihnen gezieme stillschweigend vorauszusetzen, im Hauptquartier des russischen Generals Repnin und im Cabinet des Polenkönigs Poniatowsky selbst zusammenliefen; es hieße die hohe Zukunft ihrer Beider, es hieße kaiserliche und königliche Gnade zugleich auf's Spiel setzen, wollte man mit wirklicher Unordnung eine scheinbare Unordnung handhaben, die in Wahrheit auf den Berechnungen weiser und weitblickender Herrscher beruhe. So sprach der Agent, dem es um Gehorsam, Herrendienst, Beförderungen und Laufbahn zu thun war, und der keine Ahnung hatte, welch' andere Zwecke das Herz seiner Genossen erfüllten. Ladislaus aber wendete ein, es sei thöricht, die gesammelten Kräfte müßig in Sumpf und Moor hier zu begraben; den Vorgesetzten diene oft ebenso sehr die kluge Selbstbestimmung, wie die blinde Ergebenheit ihrer Werkzeuge; er kenne das Land, den Reichstag, die Parteien, und wo man zu schonen, wo zu drohen, wo ernstlich zu strafen hätte, wisse er nach allen Abstufungen ebenso zu beurtheilen, wie einer der eingeweihten Lenker; die Macht der Guerilla's sei ihr fliegendes Kommen und Verschwinden, ein stehendes Lager ihr Tod. Hauptmann Resentow sah sich gezwungen, diesen Einwendungen nachzugeben und um so mehr, da ihm jede Macht fehlte, handelnd aufzutreten. Das ganze Aufgebot hing dem überlegenen Geiste und der fertigen Polenzunge des Landsmannes an, nichts mehr neben ihm vermochten die rohen Künste des Russen.

Leidend ergab sich dieser zuletzt in den Marsch und begnügte sich nur, dem Obersten Drewitz die Richtungen des Zuges zu melden, der seinem Commando thatsächlich entwachsen war. Wohlweislich verschwieg er dabei gegen Ladislaus, daß er nicht einmal genau den Standort des Obersten kannte, und nur durch die zweite und dritte Hand ihn zu erreichen wußte.

So trat Ladislaus seinen Marsch an und setzte ihn fort, sicher, unaufhaltsam, das brennende Ziel vor Aug' und Seele. Die Narew überschritt er, den Niemen, die Willna und stets gehorsam folgte ihm der Hauptmann, obschon mit stetem bezweifelndem Einwand. Kein überschwemmtes Ufer, kein ausgetretener See wurde umgangen oder passirt, da der Russe nicht von Neuem zu bedenken gab, daß es die bessere Wahl wäre, in irgend einer befestigten Stellung Befehle abzuwarten, anstatt mit den Vorfrühlingshochwassern Schritt für Schritt einen Kampf voll ermüdender Beschwerden zu ringen. Aber eben diese Beschwerden wollte Ladislaus. Nichts schwebte ihm zu denken gräßlicheres vor, als die Möglichkeit, daß nach dem Abfluß dieser Wasser das strafwürdige Verrätherpaar eine weitere Reise unternehmen und die gerechteste Vergeltung, die je geübt worden, auf lange, vielleicht für immer vereitelt sein könne. Eine andere Erinnerung wiederholte der Russe noch öfter. Er nahm mit Erstaunen wahr, daß Ladislaus den ganzen Zug durch nirgends Miene machte, die Schreckensherrschaft auszuüben, welche die Bestimmung des Aufgebots war. Vergebens spornte er ihn, wenn man das Gebiet eines feindlich Conföderirten betrat, vergebens mahnte er ihn, wenn man russischen Streifzügen die nahe Hand zur Vereinigung bieten konnte, mit finsterer Bestimmtheit verfolgte Ladislaus seine Bahn, Mund und Seele verschlossen und stets nur das eine erwiedernd, der Tag stehe bevor, da er für immer seinen Machtbesitz abtreten würde.

Und dieser Tag brach an. Näher und näher rückte der Zug den Ufern der Düna, und als man eines Morgens die Waldhöhen erreichte, von deren südlicher Lehne die Quellen der Beresina abfallen, da zeigte Ladislaus nach Norden und rief: „Dort liegt der Herrensitz der Grafen Wopalenski; Freunde, wir sind die letzten, die ihn auf Erden erblicken. Morgen liegt sein Giebel in seinen Kellergewölben.“ — Hauptmann Resentow zog abseits seine Brieftasche hervor und blätterte darin. Und er muß den genannten Namen auf seiner Proscriptionsliste gefunden haben, denn mit vergnügten Mienen wendete er sich zu Ladislaus zurück und zeigte sich von dem Augenblick an zufriedener als auf dem ganzen Marsch zuvor.

Es war ein warmer, sonniger Frühlingstag; der erste des Jahres, der das Antlitz des Winters in all' seinen Zügen erheiterte. Ladislaus ließ seine Leute einen Ruhetag feiern. Der Vorabend des großen Strafgerichts sollte alle Kräfte stärken und steigern, alle Geister sammeln auf das eine, süßeste Ziel. Er rückte auf dem wellenförmigen Waldboden so weit in das Edelgebiet hinaus, bis ihn nur der letzte Hügel und der äußerste Waldsaum noch deckte. Hier machte er Halt und richtete den Lagerplatz ein. Im Rücken den Hochwald, vor sich einen Vorhang von Hängebirken und Wachholdergestrüpp, blieb er dem ebenen Lande verborgen, während er selbst von jeder umgebenden Erdhebung mit seinen Vorposten in's Land hinaussah. Er überwachte Alles, was sich von Menschen in seiner Nähe bewegte, und begegnete jeder Gefahr des Verrathes. Ein Trümmerwerk von verlassenen Schäferhütten, das Abends seine Leute in Brand setzten, ließ er sofort wieder auslöschen, als die Lohe zu hoch gegen Himmel schlug. Sorgfältig untersuchte er Wehr und Waffen der Schaar, ließ bessern, schweißen und löthen was in der Eile noch Noth that, aber die Wacht- und Schmiede-

feuer legte man hinter die gedecktesten Stellen oder senkte sie in grubenartige Vertiefungen. Laut schallendes Singen im Chor blieb verboten, dafür begünstigte er gerne, daß sich ein allgemeines brüderliches Gespräch über die ganze Genossenschaft verbreitete, daß jeder einzelne sich selbst und den andern aufregte mit den Erzählungen grausamer Schicksale, erlittenen Unrechts, schwerer Mißhandlungen und daß sich ein Geist von Rachelust im Andenken vergangener Lebensläufe erneuerte, der ihm, dem Gebieter, dienstbar wurde, indem das Werkzeug Mann für Mann sich schmeichelte, seine eigene Sache zu führen.

So verstrich die Mitternacht. Das Sternbild des Wagens senkte seine Deichsel schon tief zur Erde herab, kalte, schauernde Lüfte wehten, in nebelgrauen Fernen schrillte ein melancholischer Hahnenschrei auf oder schlug dumpfes Hundegebell an. Die Waffenschaar war nach und nach in starren Schlaf gesunken, Hauptmann Resentow hatte, der letzten einer, gleichfalls sein Lager gesucht, nur Ladislaus wachte rubelos. In dichte Pelztiefe gehüllt, saß er vor seiner Baracke und sah trotzig-sinnend nach der Dünaburg hinüber. Jetzt, da er dem Ziele so nahe gerückt war, daß der erste Griff seiner Hand es zu Staub zermalmte, jetzt tauchte die Frage in seiner Seele auf. Wenn morgen jenes Haus in blutgetränkter Asche liegt — wohin führt ihn seine weitere Lebensbahn? Kehrt er nach Deutschland zurück, vom Werk der grauenvollen Gerechtigkeit die Hand reinigend, unter Menschen ein neuer, gesitteter Mensch? Oder setzt er ihn fort, den wilden, finsteren Anfang, schwingt der Leibeigene dauernd seine Geißel über den hochmüthigen Adel und läßt er sich mit Ruhm, Größe und Macht seine Leidenschaft zahlen von der Leidenschaft der Parteien? Was ist der Ruf seines Schicksals? Die ihm gefolgt sind, thierisch und treu wie Hunde, darf er sie wegwerfen wie ein Werkzeug? Dürfen sie ihn festhalten, wie ein Eigenthum?

Er überblickt die Reihen der Schläfer in den langen Zeilen der rohgezimmerten Baracken — gewiß! sie sind sein Schicksal, wie er das ihrige. Der Anfang einer Macht liegt um ihn her — ein starkes Gemüth gebraucht sie! Wohl heißt Frevel und Verbrechen dieser Gebrauch — aber woran frevelt er? was verbricht er? Die Tugend hat kein Dasein auf Erden, nur Masken tritt er mit Füßen! —

Finsteren Auges stierte Ladislaus in die Düsternisse der Nacht hinaus, was sprach das Orakel der Natur zu den Stimmen seines bewegten Innern? Ein heiserer Wolf heulte in der Ferne nach Beute, im nahen Gestrippe stob ein verfolgender Raubvogel auf einen verfolgten, und über die schwarze Haide schlichen falsche, verrätherische Luftzüge, die vielleicht in irgend einem Moor einen Torfbrand anbliesen, wie ein Ohrenbläser wühlende Feuer in dem Busen des Freundes schürt. Ladislaus stand auf und ging in tiefen Gedanken in die Hütte.

In demselben Augenblick vernahm er Geräusch; Tritte und Stimmen schollen an sein Ohr. Aus den Rothtannen der nahen Waldecke kam's hervor; eine dunkle Gruppe von Menschen bewegte sich das Lager herauf. Die aufgestörten Schlafer dehnten sich traumredend im Innern der Baracken, hier und da streckte sich ein Kopf heraus, der den nächtlich Vorüberziehenden nachsah. Ladislaus machte Licht in seiner Hütte, die Ankommenden zu empfangen. Er merkte, daß es eine seiner Streifrunden sei, welche wie es schien, Gefangene einbrachte. Und es war so. Der wilde, bärtige Haufe der Krakusen kam zur Hütte heran und führte drei fremde Männer in seiner Mitte. Der Zugführer trat vor und meldete: man habe diese Leute draußen auf der Haide zu Pferd gefunden und als verdächtig angehalten. Zwei hätten Miene zur Flucht und nur der dritte zur Vertheidigung gemacht. Man hätte sie deshalb leicht und ohne

Blutvergießen überwältigt und entsattelt nach dem Lager gebracht. Ihre Pferde stünden drunten an den Rothtannen gebunden; ihre Personen seien hier seinem Befehle vorgeführt. Ladislaus vernahm fast nur den äußern Schall dieser Worte. All seine Lebensgeister waren in seinem Auge anwesend, sein ganzes Sein war ein aufgeregter, schreckensstierer Blick. Die Ankömmlinge standen draußen vor dem offenen Eingang der Hütte, die zu klein war, sie aufzunehmen. Ein Lichtstreif fiel aus dem Innern der Hütte auf die vorderste Gestalt der Gefangenen, und diesem Lichtstreif folgte sein starres Auge und dieser Gestalt galt sein staunensteinerner Blick. Aber ein Moment — und die Gestalt lag zu seinen Füßen. Zwei Arme umklammerten seine Kniee, ein warmer Thränenstrom quoll auf sie herab, tiefste Bewegung erschütterte den zarten, gepanzerten Gliederbau. Heftig sprang Ladislaus auf und überflog grimmglühend das Paar der mitgefangenen Andern. Es waren nur zwei lettische Dienstmänner der Dünaburg. Keiner von ihnen war Graf Bogomil. — Wie, rief Ladislaus auf französisch, dein Gemal bleibt zu Hause, während du kriegerische Runden hältst? wo ist dein Gemal? — Ich bin nicht vermält, antwortete Maria in derselben Sprache. Ihr Ton war rein und ruhig, ja eine heitre, freundliche Klarheit durchdrang ihn. Es war die Stimme eines offenen Selbstgefühls. — Ladislaus befahl und winkte seine Leute hinweg; sie gingen und ließen stille, tiefe Nachteinsamkeit hinter ihren verhallenden Schritten zurück.

Jezt erst hatte Ladislaus Sinne und Seele für ein anderes als den ersten Aufschrei des wildesten Schmerzgefühls. Noch kochte und pochte tiefgrollender Sturm in seinem Innern, und wie Maria vor ihm dastand im vollen, schmuckhaften Waffenkleid eines polnischen Edelmannes, so mahnte ihn die glänzende Gestalt nur zu ausdrucksvoll an die stolzragende Gebieterin jenes schwärzesten Augenblicks.

Schien sie doch das vollste Gepräge ihrer Schönheit erst in dieser mannhaften Tracht und Haltung zu erreichen, schien sie doch so ganz im Character ihrer selbst darin, — die hohe, ungebeugte Sarmatin! So ging ihm ein tiefsassender Zug durch das Gefühl seiner Bewunderung; daß sie so schön war in dieser Umbildung, beleidigte ihn. Doch — sie ist nicht vermält! hatte sie aus freiem, leichtem Herzen gesprochen — die schärfste Spitze seiner Bitterkeit erstumpfte an dem ersten ihrer Worte; er sammelte denn seine Fassung, auch ihr Bild zu ertragen. — „Hochbegnadet bin ich," sprach Maria, „daß ich diesen Augenblick erleben durfte! Noch fasse ich das Glück nicht, den raschen, bedeutenden Wechsel nicht, und alles versagt mir: Sinn, Stimme, Muth, Anfang und Ende der Rede, die ich nirgends zu ergreifen weiß, aus überseligem Gefühl, daß sie nun da ist, daß sie uns frei machen wird von der schmerzlichsten Bürde, die je eine Menschenseele zermalmt hat!" — Wahrlich, das klang zuversichtlich! In tiefster Seele empörte sich Ladislaus über so viel Vermessenheit; kaum etwas fehlte, daß sein Zorn rücksichtslos aufloderte. Aber ihre wunderbare Stimme! Kein Zug von Reue, von jener niedrigen Aufgegebenheit lag darin, womit die zerknirschte Sünde um unverdiente Gnade wimmert; ihr Ton behauptete seinen ursprünglichen Adel, und die schmerzliche Weichheit desselben klang mehr wie die Klage über ein Verhängniß als über eine Schuld. So fand Ladislaus mindestens den Entschluß in sich, sie seines offenen, unverhohlenen Blicks zu würdigen. Stolz und kalt stellte er mit diesem Blick sich ihr gegenüber und ließ ihn unerbittlich ruhen auf ihrem Antlitz. Das ganze Licht seiner sparsam erhellten Hütte fiel auf sie; aber Maria ertrug diesen Blick nicht. Noch einmal sank sie an seine Kniee nieder und umfaßte sie flehend. — „Weibliche Schuld suchst du in meinem Antlitz", rief sie schmerzzerrissen, „und o wie freudig könnte

ich dir das zeigen! Aber ach, die menschliche Schuld ist's, die mich zu Boden drückt! Denn wirst du ein eifersüchtiges Weib, das die Raserei so weit wie mich dahingerissen hat, noch für einen Menschen halten wollen? Wirst du ein Recht zugeben, einen Grund erkennen wollen, der das Unmenschliche menschlich macht? Kann denn ein Mann nur einen Augenblick sich als Weib fühlen? Nein! keiner deines Geschlechtes hat je ermessen, was weibliche Leidenschaft ist. Glück der Liebe nennt ihr's, wenn ihr an Untiefen nicht strandet; aber wie tief die Tiefe sei und wie voll die Fülle des Elements, das ihr beherrscht — das selige, sichere Gleichmaß der Tage bringt's nicht zur Erfahrung. Wehe! daß Stürme kommen, welche es offenbaren, indem sie verderben!" — „Eifersucht nennst du's?" rief Ladislaus erstaunt; er hielt einen Augenblick inne und setzte dann nicht ohne sarkastische Betonung hinzu: „Nenne mir die Möglichkeit, einem hellen Verstande sie aufzunöthigen bei einem Verhältniß, wie das unsrige war."

„Ob es eine Möglichkeit gewesen — urtheile selbst," antwortete Maria. „Feuerlärm durchhallte unsern Hof; der Schloßflügel brennt, den du bewohnst. Rettend eilt das Gesinde herbei, ermunternd und ordnend die Herrschaft. Anwesend sind wir der Scene des Unglücks auf dem Balcon, der gegenüber liegt. Wir sehen dein Haus von mitternächtiger Rauchfinsterniß verhüllt, wir erwarten zitternd, daß die heimliche Flamme in jedem Augenblick mit schrecklichem Lichtstrahl aufblitze. Laut erschallt meine Klage über den Untergang von Schrift und Papier in den gefährdeten Zimmern. Die Männer geben Befehl, die Diener stürmen auf Leitern die Fenster der Enfilade. Rascheste Handhabungen gebietet die unerträgliche Stickluft; Axtschläge dröhnen, Möbel werden zertrümmert und blitzschnell raffen hurtige Hände ihren Inhalt von Schriftsachen zusammen. Froh empfange ich das gerettete Gut,

überlasse das Haus seinem Schicksal und kehre in die Ruhe meiner Gemächer zurück. Der Brand wird gelöscht, und meine Beschäftigung ist's, das wüste Chaos deiner Papiere in eine erste Ordnung zurückzulegen.

„Treu bis in den Tod — die Deinige" — streift mein Auge die Unterschrift eines Briefes, der mir durch die Hand geht. Mit Bestürzung fällt es mir auf, daß es meine Schriftzüge nicht sind, noch minder ist es mein Name, der darunter steht. Ein fremder, deutscher Frauenname ist's, der seine Trägerin treu bis in den Tod die Deinige nennt. Ob ich den Brief lesen durfte? Ich bin Weib — ich war Braut — wer hätte mir das Recht abgesprochen? Auch bezweifelte ich es keinen Augenblick; — wie der tödtlich getroffene Vogel aus den Lüften stürzt, so fiel mein Auge auf dieses Papier nieder, ich war nur Auge. Daß ich alle Linien zugleich las — es ist so wenig ein Widerspruch, als daß Stumme reden im Drange der höchsten Noth. Was mir das Blatt enthüllt hat — die Ohnmacht des nächsten Augenblickes raubte mir wieder das Bewußtsein davon. Erst in den späteren Nachtstunden fand ich die Ruhe der Verzweiflung in mir, den Kelch zu Ende zu kosten. Während das Schloß in tiefem Schlafe lag, saß ich wachend bei meiner einsamen Lampe und wühlte mir in den verhängnißvollen Schriften mein Grab.

Die Hand jenes Mädchens fand sich noch oft darunter. Das arme Kind theilte nur die Schuld seiner Zärtlichkeit; dein war das Verbrechen des kalten, berechneten Verrathes. So ließ sich der Charakter dieses Verhältnisses unzweideutig überblicken; die Correspondenz hing in einer regelmäßigen Folge der laufenden Daten zusammen. Allein nicht genug. Zwischen diesen Daten lief gleichzeitig der Briefwechsel einer jungen vermählten Frau aus Altenburg, voll der tiefsten, häßlichsten Schatten von beiden Parteien; endlich als würdiges Siegel des Ganzen fand ich

auch einen Rest meiner eigenen Briefe vor, deren Blätter gelegentlich als Federproben bekritzelt, als Tintenreiniger benutzt waren."

„Erzählst du Dinge, die eine irdische Wirklichkeit haben?" fragte Ladislaus außer sich vor Schrecken und Staunen. — „Ja, ja!" rief Maria, „du sagst es. In jener Nacht hatte nichts mehr eine Wirklichkeit. Du warst mir ein Traum, — ich — das menschliche Herz — Gellert — Leipzig — Bildung — Tugend — Ehre — Treue — Liebe — Glaube! — Seelenlose Wörter liefen durch die Welt, es gab keine Begriffe mehr, es gab keine Welt mehr, todt war alles, mein Pulsschlag nur ein Mißverständniß! — Ob mein Herz im Krampf zerbrach, ob mein Gehirn in Schwindeln verging, ob ich etwas empfand, etwas dachte — ich weiß es nicht. Nur das weiß ich, daß mein Auge trocken blieb, daß ich nicht weinen konnte, daß ich unsäglich elend war. Peinliche Ungeduld klagen die Menschen, wenn die schwere, volle Gewitterwolke thatlos über ihrem Haupte hängt, während auf Erden der alte, ungedämpfte Sommerstaub seine hohnlachende Kreisel dreht; wie der Wolke selbst zu Muth ist, die ohne Feuer und Flut und überladen von beiden da droben im grauen, bleiernen Zauberbanne steckt, — möchte die Natur im lebendigen Stoffe nicht ihre grausamen Gespensterspiele spielen! — Für den nächsten Tag hatte ich einer Schlittenpartie zugesagt," fuhr Maria fort; „ich konnte des neuesten Brandunglücks wegen mein Versprechen zurücknehmen, aber ich that es nicht. Bewegung von außen war's, und unbegreiflich blieb es ja, wie die Bewegung im Innern sich wieder regen und lösen könne. Vielleicht auch, daß meinem Fuhrwerk ein Unfall begegnete, daß Blut und Wunden mir ein anderes Gefühl gaben als das unhaltbare Eine! So fuhr die geschmückte Leiche zum Thorweg hinaus. Bis zu diesem Augenblicke war ich todt. Da erschienst du; jetz

änderte sich Alles. Mein Herz schlug wieder, mein Blut wirbelte, zündende Flammen zischten auf in mir, mein ganzes Leben zuckte von hundertfältigen Geistern. In's Unermeßliche jagte der gegenwärtige Anblick die Gefühle, und wehe! als nun die Stimme selbst erscholl, als rasche, gebieterische Worte flogen, als der Rechtlose mit beispielloser Kühnheit herrischen Trotz bot, als der Mann, der sein Verbrechen in sich und die Zeugnisse davon unter meinem eignen Dache wußte, an der Spitze meines Gefolges mich entwürdigte, als verzweifelte Heuchelei gegen mich wendete, was sie im gehäuftesten Maße auf sich selbst geladen, ..." — „Da erfüllte die Gewitterwolke ihr Gesetz," schloß Ladislaus den traurigen Rückblick. — Das Andenken der verhängnißvollen That legte eine tiefe, schwere Pause zwischen die Sprechenden. — Hierauf fuhr Maria fort: „Eine bewußtlose Ohnmacht zog über das Geschehene den Flor vor meine Sinne. Die Gefährten wendeten um mit mir. Der Arzt hatte einen fieberkranken Leib, der Geistliche eine zerrüttete Seele in seiner Sorge. Mein Schicksal, mein Zustand verschlang alle Aufmerksamkeit des Hauses. Nach einigen Stunden kam August an. Er war der erste, der entschieden und leidenschaftlich „nein!" dazu rief. Er allein leugnete, zweifelte, prüfte. Es fehlte wenig, daß er jeden Unwillen gegen sich herausgefordert hätte, denn fast knabenhaft schien das Gebahren. Eine ohnmächtige Selbstvertheidigung schien es, eine verlegene Ausflucht, daß er in dreijährigem Umgang blind und sinnesschwach gewesen. Und zuletzt, wie peinlich er untersuchte, wie umständlich er frug, mußte auch er das Wirkliche als wirklich anerkennen. Aeußeres und Inneres jener Briefe waren glaubwürdig. Ihre Poststempel hielten jeder vergleichenden Zusammenstellung mit andern die Probe; ihr Inhalt wies Tags-, Lebensumstände und Charakter des Empfängers in hundert vertraulichen Zügen

nach. Und die Art ihrer Entdeckung? Mit eignem Ohr hatten wir die Pulte aufbrechen, mit eignem Auge die Schriften durch's Fenster retten sehen; so recht aus dem Innersten ihres Geheimnisses waren sie unter der Zeugenschaft all unsrer Sinne an's Tageslicht getreten. Wahrlich, das Gegentheil geschah! Zweifeln konnte nicht der helle Verstand, sondern der getrübte, der ohnmächtige hier."

„Du sollst mir das Wort nicht gedenken," sagte Ladislaus versöhnlich. „Durchschau' ich doch selbst nicht, wie Graf Bogumil es angefangen, diesen Schein so künstlich herzustellen, als ich höre." — Lebhaft sprang Maria empor. „Ha," rief sie, „du hattest die richtige Ahnung über diesen Mann und verschwiegst sie? Ließest ihn zurück hinter dir, da du eines Wortes nur bedurftest, ihn zu entfernen?" — „Dieses Wort war meiner nicht würdig," antwortete Ladislaus. Und stolzer fügte er hinzu: „Durft' ich dir nicht vertrauen? durft' ich ihn nicht verlachen, wenn er die Schwachheit hatte, dein Herz mit seinen weltmännischen Künsten der Verführung erobern zu wollen?

„Schwachheit! Weltmännisch!" rief Maria. Die volle Stärke des Lasters bewaffnete dieses Ungeheuer und das Teuflische sann er aus dir zum Verderben!" — Sie hielt inne. Nach einer langen, bangen Pause fuhr sie mit erschöpfter Stimme fort: „Unfähig fühle ich mich, den Gräuel der Scene zu schildern, welche diese Entdeckung herangeführt hat. Ueberblick' ich die Stürme und Erschütterungen jenes Tages und wie im grellsten Wechsel ein Schlag den andern in einer kurzen Spanne von Stunden übertäubte, so begreife ich die Unerschöpflichkeit der Lebenskraft nicht, oder überflüssig scheint das Gesetz der Sterblichkeit; denn was soll einen Bau zertrümmern, der solches ertragen hat? Höre denn das Letzte: Vater und Bruder hielten die unglücklichste der Frauen in ihren Armen; Arzt und Priester ergänzten sich in ihren Hülfsmitteln, die Ohnmächtige auf-

zurichten, die als Beleidigte, wie als Beleidigerin dem Riesenmaß des Aeußersten erlegen. Das Thun und Reden der Männer umschwebte mich wie im Traum, sie flattern in Klagen, Fragen, Ausrufungen und Seufzern um die Trümmer des Tages. Zusammenhängend denkt und spricht nur der Vater in Vorsorge, wie er diese Trümmer nicht aufbaue, aber mindestens verberge. Der benachbarte Adel muß über deine Abwesenheit getäuscht werden, das Schweigen der Schloßbeamten wird unter angemessenen Verpflichtungen gesichert, das leibeigene Hausgesinde auf weit entlegene Güter verpflanzt. So weit scheint der Plan ausführbar; nur der Gast weckt Bedenken. Wie ist Graf Bogomil zu behandeln? Auf und ab schwankt der Rath, fuhr Maria fort, da auf einmal — zerreißt gräßliches Geschrei unser Ohr, ein Mensch stürzt herein und meldet: In diesem Augenblick sei der Secretär des Grafen ermordet; der Sterbende rufe alle Heiligen an, daß ich seinen letzten Worten Gehör schenke. Welch' neues Entsetzen! Arzt und Priester eilen sogleich von hinnen, mir aber versagt mein eigener Zustand ihnen zu folgen. Umsonst. Bote an Bote überstürzen sich in minutenlanger Frist: der Sterbende halte gewaltsam seine Seele zurück, er schrie nach mir, die ewige Verdammniß bedränge ihn, nur zu meinen Füßen sei Trost und Versöhnung. Ich hatte den Menschen kaum je gesehen; Wahnwitz treibt ihn, sprechen die Meinigen; da sendet der Kaplan selbst herüber und läßt mich bitten zu kommen. Ich gehe jetzt, Vater und Bruder mit mir. Wir fanden das Zimmer schon vom Blut gereinigt, den Sterbenden verbunden und verhüllt, es war gesorgt, unser Auge vor dem Gräßlichsten zu schützen. Aber wer tilgt die Schauder einer solchen Scene! Kaum trat ich ein, so warf sich der bleiche gemordete Mann von seinem Lager vor meine Füße; ich schildere nicht, wie der Blick des Verzweifelten aussah, nicht wie

die Stimme klang, die in einer tiefen Brustwunde erstickte. Unter einer Fluth von grauenvollen Verwünschungen klagte er den Grafen Bogomil, seinen Herrn, des Mordes an. Der wüste, sittenlose Mann, der alle Welt um sich her verderbe, habe endlich auch ihn, den jahrelangen Gehilfen seiner Verbrechen, barbarisch geopfert. Aber mit Recht ereile ihn hier die Strafe des Himmels, denn unter meinem Dache hätte er, wie den letzten, so den verruchtesten seiner Dienste sich abpressen lassen. Mein ist die Höllenkunst, rief er, welche die Menschen der Giftmischerei gleichachten sollten, die Höllenkunst, Tinten zu mischen, Papiere zu präpariren, Siegel zu stechen, Handschriften zu heucheln — unselige Verführung zum Schlimmen, fluchwürdiges Talent der Nachahmung! Mit dieser Kunst hat er mein Haus zu Grunde gerichtet, klagt er sich an. Er hat die Briefe geschrieben, die mich um mein Glück bringen mußten, er war's, der ihnen den äußeren Schein der Täuschung verliehen, während der Graf nach den eigenen Leipziger Mittheilungen seiner jungen Freunde ihren Inhalt auf die höchste Spitze der Wahrscheinlichkeit trieb. Er hat seinem Herrn geholfen, die Zimmer, die Schreibpulte meines Bräutigams zu erbrechen und die gefälschten Papiere unter die echten zu mischen, er hat seinem Herrn geholfen, den Schloßflügel in Brand zu stecken und das Complott zu vollenden, daß der Graf von Seite der Herrschaft den Rath gab, die Möbel, die sich so hastig nicht retten ließen, zu zertrümmern, während er selbst auf Seite der Dienerschaft handlangend dafür sorgte, daß nichts von jenen Papieren zurückblieb."

„Welch ein Abgrund von Verruchtheit!" rief Ladislaus außer sich. Maria fuhr fort: „Wenig fehlte, daß mein Vater den Gemordeten noch einmal durchstoßen hätte, so grenzenlos wirkte der erste Augenblick dieser Enthüllung. Der Unglückliche fühlte es und verstärkte seine Ausbrüche

gegen den Grafen und das Bild seines eigenen Elends. Der entsetzliche Mensch hat ihn bis in seine kleinsten Lebensregungen beherrscht, schwört er unter Thränen und Verwünschungen. Gekettet an die Schicksale des Ungeheuers, blieb ihm zuletzt immer weniger Wahl. Erst dient er mit seinem Fälschungstalent den politischen Intriguen des Abenteurers und hält seine Schuld gering, denn unverstanden bleibt dem Leibeignen der Streit der Großen. Endlich wird ihm ein Verbrechen abgenöthigt, das er erkennt und scheut wie keines zuvor, aber schon hat er zu widerstehen verlernt, ja selbst Gutes glaubt er zu thun. Er sieht seinen Herrn das Haus, das er als russischer Spion betreten, mit Regungen festhalten, die noch bessern können, wenn nichts mehr bessert. Er liebt, er wirbt. Die Anwesenheit des Bräutigams verhindert das freiere Spiel seiner Künste. Er heuchelt einen Beinbruch, bleibt allein auf dem Felde, doch die Zurückhaltung der Braut erschwert ihm noch mehr seine Absichten. Da wird eine Unthat geschmiedet, eine schwere Unthat, aber vielleicht ist sie die letzte. Vielleicht wird die Braut, der Besitz gewonnen und das wüste von Lastern zerrüttete Leben kommt zur Ruhe. In dieser Hoffnung übernimmt er die Mitschuld seines Herrn. Grauenvoll ist der Ausgang ihres Anschlages. Gesehen hat er ihn, aus seinem Fenster mit eignem Auge gesehen, den ungeheuren Zusammenstoß der schwer Betrogenen: da schweigt sein Gewissen nicht länger. Mit bitteren Vorwürfen überhäuft er den Herrn, der blaß, zitternd, erschrocken, aber nicht erschüttert von der heftigen Scene, hinauf in die Zimmer stürzt und in Fluthen gebrannter Geister die Missethat austilgt. Ihr Wortwechsel erhitzt sich, der Graf tobt, flucht, wüthet, der Diener trotzt, sein Widerstand wird Empörung, seine Mahnung Drohung; da reißt die natürliche Wildheit den verfeinerten Wüstling dahin, und wahnsinnig, als könnt' er sein eigenes

Gewissen ermorden, stößt er dem Schreier den Stahl in die Brust. Der Mörder entspringt, das Opfer verendet zuckend unter Anrufungen der ewigen Gnade."

Sprecherin und Zuhörer waren in gleichem Maß aufgeregt von der erschütternden Gewalt dieser Mittheilungen. Es folgte ein Augenblick düsterer Ruhe, dann fuhr Maria fort: „Das Bekenntniß des Unglücklichen übte einen befreienden Einfluß auf mich. Denn wenn es besser ist, Unrecht zu leiden als zu thun, so begehrt die Liebe von dieser Wahrheit eine Ausnahme für sich. Der bittere, brennende Schmerz, womit Untreue das Herz vergiftet, hat seines Gleichen nicht in der ganzen Hölle der Leidenschaften. Er ist die Spitze aller Qualen. Von ihm erlöste mich die Enthüllung des geschehenen Betruges, und ich athmete freier. Rein standest du wieder da vor mir und unverletzt und unbeleidigt ich selbst — das war eine Wendung zur Ruhe. Für das Unrecht, das ich gelitten, war kein Heil möglich; aber sühnen ließ sich das Unrecht, das ich gethan. Ich beschloß zu sterben."

Ladislaus machte eine Geberde des Schreckens. „Warum, mein Freund," sagta Maria sanft, „soll uns das schwarze Wort so unbedingt entsetzen? Um wieviel elender wäre ohne jene Entdeckung mein Leben gewesen, als mit ihr mein Tod! Hätt' ich fortfahren müssen, an jene Briefe zu glauben, — ja, ich hätte gelebt, ich hätte vielleicht selbst mich vermält, ich hätte es nicht der Mühe werth gehalten, nur eine Spanne meiner Ansprüche an Welt und Glück den niedrigen Sclaven zu opfern. Und doch war ich geopfert ganz und gar! Der angespannteste Schwung der Verachtung trug mich nicht hinweg über das unvergeßliche Eine und ein Leben voll Haß und Erbitterung war mein qualvolles Loos. Wohlan, von diesem Leben befreite mich der letzte Hauch des Gemordeten. Er gab mir das Recht und die Pflicht zu sterben. Deine Schuld verschwand, aber

meine thürmte sich auf ins Ungeheure. Nur mit mir selbst konnte ich dir Genugthuung geben. Keines geringeren Preises warst du werth und die Liebe schmälert und geizt nicht. Ich bereitete mich zum Tode vor.

Jeder Entschluß, auch der schwärzeste, gibt Ruhe und ich sah es gern, daß die Meinigen über diese Ruhe sich täuschten. Auf den Fährten der Rache und der Reue hatten sie ausgesendet nach Bogomil, nach Ladislaus; zwei Menschen, einen! wollten sie auffinden unter Millionen, die Länge ihres Armes maßen sie mit der Länge der Welt! Und diese Hoffnung, nahmen sie an, beruhige mich für's erste, sie gäbe mir die Stirne, zu leben! So elend denkt das starke Geschlecht sich das schwache, so denkt der Mann über das Weib! — Ich ließ sie in ihrem Wahne gewähren, indem ich meinen Geist gewöhnte, das Irdische überhaupt abzustreifen. Und bald erschien der Ausführung meines Vorsatzes der günstige Augenblick. Unsere enge Verbindung mit dem kurländischen Adel der Conföderation von Bar nöthigten Vater und Bruder zu einer Reise nach Mietau. Dem Schutze der treuen Nachbarn empfohlen, verließen sie mich und das Haus. Kaum aber waren sie fort, so verbreitete sich eine Nachricht in unserer Gegend, die alles in Schrecken setzte. Der russische Parteigänger Obrist Drewitz, hieß es, sei mit einem Schwarm seiner wilden Haidamaken und Kosaken von Newel herüber im Anmarsch gegen die Düna begriffen. Obrist Drewitz war das Gespenst von Lithauen. Seit kurzer Zeit hatte der blutige Ruf dieses Barbaren sich meteorgleich erhoben, seine Verheerungszüge ließen an Greuel alles hinter sich, was Russenfreundschaft über Polen verhängte. Bei der ersten Kunde dieses Drohnisses hatte der Schloßverwalter nichts Eiligeres zu thun, als augenblicklich nach Mietau zu schreiben, um die Grafen zurückzurufen. Wie ein Stern ging es vor meinen Augen auf, als er den Brief mir zur

Unterschrift vorlegte. Der Geist der Bestürzung, womit das Schreiben abgefaßt war, versinnlichte gleichsam die Gefahr und zeigte alle Schrecken deutlicher und näher. Es war in der That denkbar, daß Vater oder Bruder, daß die letzten Männer des Namens Wopalenski in dieser nichtswürdigen Fehde bejammernswerther untergehen konnten, als in allen Schlachten der polnischen Geschichte. Wohlan, jetzt erkannte ich meine Stunde! Ich zerriß den Brief und antwortete dem Schloßverwalter: Ich werde mein Haus selbst vertheidigen." — „Du wolltest" . . . rief Ladislaus entsetzt. — „Morgen wollt' ich eine Schlacht liefern," antwortete Maria. „Schlaflos und ruhelos aber lastete der schwere Vorabend auf mir, da stand ich um Mitternacht auf und ritt zu einer Streifrunde aus. Gerüstet mit den kriegerischen Waffen der Männer und für ein letztes, nur meinem Geschlecht mögliches Schicksal mit diesem geheimen, tröstlichen Dolch versehen!" . . .

Ladislaus ergriff beide Hände Maria's, als müßte er sie einer gegenwärtigen Gefahr entreißen. „Weib!" rief er aus, „wessen bist du fähig!" — „Doch nicht des Bereuenswürdigsten allein!" seufzte Maria, Haupt und Auge gesenkt, in jenem schmerzlichen Tone des nieverstummenden Selbstvorwurfs. — „Fort mit diesem Schatten!" rief Ladislaus heftig, „es läßt dir nicht wohl, das gebeugte Bewußtsein. Nicht länger will ich's dulden, daß die edle, freie Seele in einer Demuth siehe, für die sie zu gut ist. Du stehst keinem Gott gegenüber. Wisse, Maria, ich habe dieses Heerlager herangeführt, um deine leidenschaftliche That mit einem hundertfachen Wucher von Gräueln heimzuzahlen. Ja, nichts steht im Wege, daß ich mich selbst einen Affilé dieses Obersten Drewitz nenne, ob ich ihn schon nie gesehen. Wohlan, mein ist der Mann jetzt; reite du in Frieden nach Hause; ich freue mich dieses Kampfes."

Maria erschrak über diese Wendung der letzten Worte. Sie schwieg bestürzt und schien nachzudenken oder vielmehr den Muth zu sammeln, ihren Gedanken auszusprechen. „Mag sich die Raubhorde nicht mit Geld abfinden lassen?" sagte sie zagend, indem sie mit dem Ausdruck eines ängstlichen Flehens sich an Ladislaus' Seite schmiegte. — „Dachtest du auch so?" antwortete Ladislaus. „Ich bin mir's nicht minder schuldig!" setzte er dumpf hinzu und wandte sich weg.

Er rief seine Leute, ließ die Pferde Maria's vorführen, sowie eine Anzahl seiner eigenen satteln und zäumen. Maria sah mit Unlust diese Anstalten. Sie fühlte wohl, was diese hastige, kurzgegriffene Thätigkeit zu bedeuten habe, und gab jede Hoffnung auf, es zu ändern. Sie fühlte wohl, daß der Gemüthszustand des Mannes, der sich in der Mitte unlauterer Elemente überrascht und enttäuscht sah, kein weiteres Wort mehr zuließ, daß er, bis die reinigende Sühne vollzogen sei, nur in raschen, brennenden Thaten antworten könne. Aber ach, wer die Schuld dieser Sühne bezahlte — war es nicht wieder sie? Gehörte sein Leben nicht ihr und das Glück des erneuten Besitzes — verschwand es nicht wie das Streiflicht eines fallenden Sternes, indem er sein Haupt auf den blutigen Würfel setzte? Wahrlich, das Weib fühlte sich noch schwerer geopfert als zuvor, und doch befriedigte ein Mann seinen Selbstsinn daran. Aber durfte sie das Spiel dieser Täuschung ihm darlegen? Leider nein!

Traurig bestieg sie ihr Pferd und konnte nicht wehren, daß die Thräne in ihrem Auge aussprach, was sie mit duldender Fassung verschwieg. Ladislaus sah diese Thräne und — sie wendete sein Herz. „O nicht doch, du Gute! so soll es nicht sein," sagte er; „unsere Ehre soll nicht euer Tyrann sein. Du hast gelitten genug. Wenn dich mein Entschluß beunruhigt, so stehe ich ab davon.

Ich kann den Lappen wohl missen, der dort flattert, Polen gibt seinen Männern die Aussicht, sich reicher als je mit Ehren zu bedecken. Ich will ihm Gold bieten."

Das waren selige Worte. Ein mitfühlendes Herz, ein edler, freigesinnter Geist hatte sie gesprochen. Mit reinstem Entzücken vernahm sie Maria. Ein Strahl von Glück ging auf über sie, ein Augenblick, der ein Leben werth ist. Ihr Morgenritt zurück nach der Dünaburg glich einem Aufschwung in den rosenlichten Morgenhimmel selbst.

Ladislaus begleitete diesen Ritt. Mit sich genommen hatte er einige seiner zuverlässigsten Leute, ebenso den Hauptmann Resentow. Die neueste Wendung der Dinge gebot, unter einem zweckmäßigen Vorwand der Person dieses Mannes sich zu versichern. Er führte ihn daher auf die Dünaburg und legte ihm dort eine Art Gefangenschaft auf, bis, wie er sagte, ein Geschäft von einigen Stunden abgemacht sei. Der Hauptmann war klug genug, mit bester Miene sich dem Manne zu fügen, der ihn in seiner Gewalt hatte. In sein Lager zurückgekehrt, machte Ladislaus sodann bekannt, das Schloß habe seinen Besitzer gewechselt, der neue Eigenthümer sei durchaus das Gegentheil seines Vorgängers, zu dessen Züchtigung man herangezogen. Ein Freund des Volkes sei er, ein guter und gerechter Mann, das beste Polenherz. Man wolle Friede und Freundschaft mit ihm halten, ja im Nothfall selbst ihn beschützen, denn ein nichtswürdiger Feind lauere in der Nähe, den man zwar erst durch Güte, wäre es aber unerläßlich, auch durch die Strenge der Waffen bezähmen müsse. Diesen Worten auf dem Fuße folgten von der Dünaburg her freigebige Zufuhren von Lebensmitteln und Getränken, wie sie der Pole liebt; so wurde seine leicht zu beherrschende Stimmung vollends gewonnen.

Jetzt schritt Ladislaus ans Werk. Er schickte Boten an Obrist Drewitz hinüber mit einem Brief folgenden In-

halts: Nur aus Achtung vor der bundesfreundlichen Gesinnung der großen Kaiserin Katharina, welche er selbst in demjenigen ihrer Diener zu ehren wisse, der sie am meisten zu verkennen scheine, lade er ihn zu einer persönlichen Zusammenkunft ein, deren Gegenstand eine Unterhaltung über den friedlichen Abzug des Obristen und die dafür zu leistende Entschädigungssumme bilden würde. Im übrigen habe er keine Ursache, auch ein nicht friedliches Zusammentreffen mit dem Obristen zu scheuen, er gebe vielmehr zu bedenken, ob eine solche Ursache nicht bei ihm selbst liegen könne. Denn wenn er gekommen sei, ein Edelgebiet zu beunruhigen, das er von unkriegerischen Letten und Lithauern, der Mehrzahl der Dünabevölkerung, vertheidigt, wohl gar verrathen wähne, so sei ihm gerüchtweise vielleicht schon bekannt, daß ihm jetzt durch einen Zufall Krakusen von ächtem, großpolnischem Blute gegenüberstünden, eine Truppe, die ihrem Führer weit mehr Mühe mache, sie friedlich als kriegerisch zu stimmen. Ob seine Haidamaken und zaporoger Kosaken, deren Nationalneigung bekanntlich ein widerstandsloser Beutekrieg sei, auf ein Rencontre mit dieser Truppe vorbereitet wären, oder auch nur Lust hätten, sich vorzubereiten, diese Betrachtung, hoffe er, werde den Erfolg der gegenwärtigen Einladung nicht zweifelhaft lassen.

Und es war so. Der Obrist mochte allerdings die gefährliche Nachbarschaft schon erkundet haben, denn es reizte ihn selbst dieser Brief nicht, der dem Mannesstolze seines Schreibers kriegerischer gerathen war, als es das Friedensversprechen gegen Maria eigentlich zugelassen hätte. Er schickte eine zustimmende Antwort, nur über die Art der Zusammenkunft wurde noch weiter parlamentirt. Der Obrist stand in der Nähe von Drissa jenseits der Düna, Ladislaus diesseits. Keine Truppe konnte den friedlichen Uebergang über den Fluß beanspruchen, kein Führer konnte,

mit Zurücklassung seiner Macht, sich in das Lager des anderen begeben. Endlich kam man überein, ein paar Meilen quellaufwärts zu marschiren, wo bei Polozk die Düna aus zwei Armen zusammenfließt. Jede Truppe setzte über einen der Arme, das dazwischen liegende Land war der Ort der Besprechung. Ein Fähr- und Fischerhaus daselbst lieh dem Stelldichein sein Obdach. In gleicher Entfernung davon lagerte sich die russische und polnische Truppe.

Ueber den Verhandlungen und Märschen hatte der Tag sich geneigt; es dämmerte schon, als Ladislaus das Haus betrat. Er fand den Obristen Drewitz bereits anwesend. All' seine Sinne loderten vulkanisch auf beim ersten Anblick dieses Mannes — Graf Bogomil war es. Nicht eine Scene der Worte, ein augenblicklicher rasender Vernichtungsanfall erfolgte jetzt, Bogomil erblaßte, zitterte, flüchtete sich, stieß in wahnsinniger Angst alle Fenster des Hauses durch, schrie Verrath! und Hilfe! in alle Lüfte hinaus. Das war der erste, betäubte Moment des überraschten Sünders. Dann stürzte er sich mit der Wucht der Verzweiflung der Degenspitze seines Verfolgers entgegen und focht tapfer, aber in wildester Regellosigkeit. Doch auch Ladislaus, im Fieberwirbel der heißesten Aufregung, führte die Klinge weniger sicher als heftig. So wütheten die Männer wie zwei fressende Flammen gegen einander, ein elementarischer Naturkampf ohne Form und Kunst war ihr entsetzliches Fechten. Und schon hatten die Flammen zum Hause hinausgeschlagen — auf Bogomils Angstruf brauste mit thiergleichem Feldgeschrei die Meute seiner Kosaken heran, unter erderschütterndem Hurrah schnaubten ihnen die Polen entgegen — Geheul, Getümmel, Gedröhn' und Gestampf' umwogte das Haus wie eine Meeresbrandung. Drinnen aber hagelte das feine, klingende Klirren der Degenspitzen, sprühte und zischte der Kampf auf und ab, zu dem äußeren Donner wie Blitzesgezack.

Endlich zersplitterten die Klingen, die Kämpfer umfaßten sich mit den Armen, wühlten in ihren Wunden, wälzten sich in ihrem Blut, zerrten sich gegenseitig dem Tod entgegen und lechzend und schmachtend schien jeder nur noch zu leben, weil der Sterbeaugenblick des andern bevorstand. Doch entschied sich der letzte Vortheil für Ladislaus. Es war ihm gelungen, seine Faust in die Kehle des Gegners einzuklammern und nun ließ er nicht mehr ab, bis Erstickung ihren Todesschlag führte. Mit grausamer Aufmerksamkeit wurzelte sein Blick in dem Blick des Opfers; er hielt es fest, wie es sich wehrte, sträubte, schüttelte, stieß, bis dieser lebensentflammte Blick in das große, verzweifelnde Rollen des Sterbenden überging, er hielt es fest, bis auch dieser letzte, seelische Ausdruck verschwand und nur noch ein weißes gläsernes Etwas übrig blieb, das kein Menschenauge mehr war. Da zog er die Hand zurück, da erlaubte er den eigenen Wunden, todesmatt hinzusinken.

Mit fiebernder Ungeduld harrte auf ihrem Hofe Maria der Zurückkunft des Geliebten entgegen. Der Stundenzug des zunehmenden Lenztages schien ihr Rast zu halten im Land wie ein müder Vogelschwarm. Als hätte die Sonne Anker geworfen auf unserer Halbkugel, stand sie dem drängenden Ungestüm des Mädchens verewigt am Horizont. Unaufhörlich berechnete sie die Zeit, die das Geschäft bedürfen könne — das Geschäft war so kurz und die Zeit so lang! Endlich wurde es auch diesem Tage Abend. Da schwamm ein Nachen die Düna herab, da lag ein Entseelter in ihren Armen. Auch die Leiche des Obristen Drewitz hatten die Polen, die zuletzt Sieger am Platz geblieben, mit sich geführt. Sie erklärte das Schicksal des heutigen Tages. Graf Bogomil wurde erkannt, das Verhängniß wurde verstanden. Wie an ihren Magnet waren die beiden Männer, grauenvoll abgestoßen von der Dünaburg,

mit grauenvollen Entschlüssen dahin zurückgekehrt — der Gute wie der Schlimme, jeder in seiner Leidenschaft. Ihr Zusammenstoß vernichtete sie, der bald ein blindes, entsetzliches Werk der Einheit gethan hätte.

Graf Vogomil wurde neben seinem von ihm ermordeten Secretär eingescharrt. Ladislaus aber konnte nicht ein Lebendiger heißen, nur ein Gefäß des Lebens. Zertrümmert lag dieses Gefäß da und ob sein kostbarer, aus so vielen Wundenrissen verrinnender Inhalt noch zurückzuhalten sei — es schwebte in langer, banger Frage. Ueber ein Fünkchen gebot die ärztliche Kunst, das dem Erlöschen entgegenzuckte. Wie es mit sicherer Hand festzuhalten, mit leiser Vorsicht zu nähren, mit weiser Mäßigung anzufachen sei — es war die Aufgabe einer schrecklichen Reihe von Tagen, deren jeder einzelne die Macht zu haben schien, das Werk der vorhergegangenen zu zerstören. — Die Hausgenossenschaft der Dünaburg glich einem Häuflein zitternder Höflinge, um das Lager des theuren Kranken geschaart, wie um den Thron eines strengen Monarchen. Ein Begnadigungs- und ein Todesurtheil liegt dem höchsten Vollstrecker vor; seine Feder zaudert, seine Mienen wechseln den Ausdruck, auf und ab schwankt die Waage seines Entschlusses, wohin das Zünglein sich neige, wird zwischen Furcht und Hoffnung, jetzt mit fieberhaft geflügeltem, jetzt mit krampfhaft stockendem Herzschlag erwartet. Aufzehrende Pein der Ungewißheit, marternde, wühlende, entsetzliche Zweifel.

Endlich rang sich in leisen Spuren und mit langsamer Sicherheit das Leben über den Tod empor. Der Kranke erwachte von kürzeren auf längere Augenblicke zum Bewußtsein. Seine Sinne faßten wieder die Bilder und das Verständniß der Außenwelt. Er fand den alten Grafen und August, von Mitau zurückgekehrt, mit Maria zugleich an sein Lager gefesselt. Er hörte vor seinen Fen-

stern die junge Frühlingsbrut der Vögel jubeln, er sah das Grün und Blütenbunt der Erde aufgeschossen wie über eine Nacht. Mit Bestürzung und Freude erkannte der Genesende an diesen Fortschritten des Jahres die Dauer seiner Gefahr, die Größe seines endlichen Sieges.

Bald erschien der Tag, wo er zum erstenmal das Lager verließ und den Fuß hinaussetzte in das laue, erquickende Wonnebad der Gartenluft. Auf allen Altären des Edelgebietes brannten Dankopfer an diesem Tage. Und als nun die Zeit der Sommersonnenwende herankam, in welcher der alte Graf Casimir Wopalenski seinen siebzigsten Geburtstag feierte, da trat er der letzten Spur seines häuslichen Unglücks wie einer überwundenen Schlange auf den Kopf — die Hände des schwergeprüften Brautpaares legte er verlobend in einander. Er that es mit diesen Worten: „Unerhörte Verwirrungen hat das Schicksal über euch verhängt, fast däucht es mir zu groß für ein Einzelleben, was wir erlebt. Ich sehe ein Vorbild des Vaterlandes selbst darin. Ein treuloser Moskowite hat sich zwischen euch gedrängt, der Freund unsers Hauses schien er, und unter dem Schein der Freundschaft verfolgte er die sittenloseste Selbstsucht. Kein Mittel war seinen schlimmen Zwecken zu schlimm. Gelungen ist es ihm, Argwohn und Zwietracht zu säen, euch wider euch selbst zu parteien, bis zur gegenseitigen Vernichtung eure getäuschten Leidenschaften zu entflammen. Rasch wallte das heiße Polenblut und es hat die Zucht der Leiden verdient, die schwer genug ihr getragen; aber edel und brav war das betrogene Polenherz und es hat den Untergang nicht verdient. Wohlan, der Herr ließ euch in seiner Gnade wandeln. Ihr besteht und jener verging. Möchte auch dieser glückliche Ausgang ein Bild unsrer vaterländischen Zukunft sein! Möcht' ich den Tag erleben, und wenn es der Greis nicht mehr soll, möchtet ihr ihn schauen die

schönsten Tag der polnischen Geschichte, da alle Parteien und Conföderationen einander die Hand reichen wie ihr, triumphirend über die bösen Künste der Spaltung zur Einigkeit vordringen und Einigkeit vererben auf die spätesten Enkel!" So sprach der alte patriotische Pole und alle Anwesenden brachten ihr erstes Hoch dem Vaterland und erst ihr zweites dem Brautpaar.

Unter den Vorbereitungen zur Hochzeit vergingen die Monate des glücklichen Sommers. Ladislaus sah sich rings vom benachbarten Adel als ein Gleichberechtigter aufgenommen; die fremderen wußten nicht und die vertrauteren schienen nicht zu wissen, was ein übereilter Augenblick an ihm verbrochen. Alle aber dankten ihm die Bekämpfung eines gefürchteten Störefrieds und die Lage des Vaterlandes ließ höher als je eine tüchtige Schutzkraft im Werthe gelten. Und als nun der Heröüsegen von den Stoppeln heimgebracht war und die großen adeligen Jagdlager eine Zeit der festlichen Muse eröffneten, da half mit treuer, brüderlicher Gesinnung die ganze Landschaft ihm eine Hochzeit feiern, wie sie im Gedenken Aller der älteste Edelmann nie glänzender vollzogen.

Hauptmann Resentow war schon lange zuvor still und nachsichtig entlassen worden. Er scheint sich nicht ferner in die Geschicke Polens gemischt zu haben; man hat nie wieder von ihm gehört. Statt des beseitigten Hofgesindes aber, welches jenen für ewig zu tilgenden Unglückstag mitgelebt und theilweise gehandelt hatte, wurde jetzt die Schar, die Ladislaus mitgebracht, auf der Dünaburg angesiedelt. Gern sahen die Nachbarn für den verderbten Grenzstamm der Letten und Lithauen das echte, großpolnische Blut in ihrer Mitte verstärkt; die muthige Race gab eine Gewähr mehr in den unruhigen Zeiten. Und die wilden Männer zu vermenschlichen, war Sache ihrer menschlichen Herrschaft. Man verlieh ihnen Grundeigen-

thum und ſetzte die Colonie in jene milden, rechtlich geordneten Verhältniſſe, deren kleines Beiſpiel fürs Große nicht verloren gegangen iſt. Die glorreiche polniſche Conſtitution vom 3. Mai 1797 ſchien in ihren Beſtimmungen über bäuerliche Gerechtſame ein Abglanz jenes Muſters.

Der Drache.

Novelle.

1853.

Der Drache.

I.

In die Schenke eines erzgebirgischen Dorfes auf sächsischer Seite trat eines Abends ein städtisch aussehender Herr, welcher, nachdem er Staubmantel und Strohhut abgelegt, in bürgerlich-einfacher, aber feiner und gewählter Sommerbekleidung dastand, etwa einen jungen Gelehrten aus der Residenz verrathend. Ihm folgte ein Bursche mit Mappe, Botanisirbüchse, Feldsessel und Regenschirm unterm Arm, — Dinge, die er mit großer Andacht zu tragen schien. Die Stube war erzgebirgisch erleuchtet, d. h. in dem Kaminloch, welches hier „Kalf" genannt wird, stand eine Oellampe. Bei dem halbdunklen Dämmerlichte derselben saßen um die Ofenbank herum einige Dorfgäste, ihr Gläschen Schnaps in der Hand; zwischen dem Ofen und der Wand, in dem Raume, welcher die Hölle heißt, kauerte einnickend ein silberhaariger Greis; ein kleines Kind schlummerte auf seinem Schooße, schlaftrunken lehnte sich ein größerer Knabe an seine Knie. Den Ankömmlingen entgegen trat ein erwachsenes oder mindestens aufgeschossenes Mädchen von überraschend edler Gesichtsbildung. Sie fragte schüchtern, was zu Diensten stehe.

„Was Ihr vermögt," antwortete der Fremde, „ich bin nicht wähleriſch. Meine nächſte Sorge iſt freilich ein Nachtlager; kann ich das haben hier?" —

„Wenn der Vater hier wäre," meinte das Mädchen und ſeufzte mit einem ſonderbaren Schmerzgefühl. — „So findet ſich wohl ſonſt wo ein Unterkommen?" — Die Dorfmenſchen ſchwiegen zu dieſer Frage, wahrſcheinlich in dem Wahne, daß der Städter höhere Anſprüche mache, als ſie befriedigen könnten. Dieſen aber fröſtelte ihr Schweigen wie ein Geiſt von Ungaſtlichkeit an, und kurz gebunden ſagte er: „Zuletzt find' ich doch einen Wegweiſer, der mich für gutes Trinkgeld an den nächſt größeren Ort bringt?" — Die Inſaſſen auf der Ofenbank ſahen ſich unſchlüſſig an, und gedehnt antwortete Einer für Alle: „Es ſind gar zu confuſe Wege hier im Gebirg; wer ſich richtig durchfinden will, der müßte eben ſo oft hinter ſich Umſchau halten, als vor ſich." — „Was iſt damit geſagt?" fragte der Fremde betroffen. Auf der Ofenbank hieß es: „Ei Herr, ich glaube nicht, daß Ihr Jemanden trefft unter uns, der zur nächtigen Zeit anders als vorwärts ausſchauen will. Hinter ſich ſchauen — ne! zur Nachtzeit nicht. Für's beſte Trinkgeld nicht." — „Das wird luſtig!" murmelte der Fremde für ſich, und zu ſeinem Lohnburſchen flüſterte er: „Am Ende ſchlafen wir droben im Walde, was, Rudolf? Wir ſind junge Männer." — „Zu Befehl, Herr Doctor," antwortete mechaniſch der Burſche; es blieb aber höchſt zweifelhaft, ob er auf die Worte ſeines Herrn gemerkt. Seit dem Eintritt in die Stube haſteten ſeine Sinne wie bezaubert an dem ſchönen Haus- und Schenktöchterchen.

Dieſes hatte inzwiſchen Butterbemmen mit Wurſtſcheibchen zurecht gemacht, und präſentirte ein paar Gläschen Genièvre dazu, bis ſie Thee oder Kaffee fertig hätte. Die Menſchen auf der Ofenbank wünſchten einer um den

andern beſten Appetit, und die Stimme, womit ſie das thaten, war noch reſpectvoller, als die Formel ſelbſt. Der Doctor änderte ſogleich ſeine Meinung über ihren gaſtlichen Sinn: ſo wohlthuend ſpricht ländliche Höflichkeit an's Herz. Es verlangte ihm jetzt nach einer Unterhaltung mit den ſchlichten Gebirgsleuten, und hatte ſeine Dazwiſchenkunft ihr eigenes Geſpräch wahrſcheinlich geſtört, ſo war's um ſo mehr an ihm, ein neues dafür an die Bahn zu bringen. Der Stoff, den er wählen ſollte, blieb ihm nicht lange zweifelhaft. Er hatte eine abergläubiſche Meinung ausſprechen gehört, und überzeugt, daß dieſe Saite am Leichteſten töne, wenn man ſie berühre im Volke, knüpfte er das Geſpräch daran an.

„Ihr haltet's alſo für gefährlich, nächtlicherweiſe ſich umzuſehen im Freien?"

„Ne; das Gegaff hinter ſich bringt nichts Gutes," ſagte der Sprecher auf der Ofenbank.

„Hat man denn Beiſpiele, daß der oder jener was Schlimmes dabei geſehen?"

„Geſehen! Wie, Herr, geſehen? Mit dem Sehen läuft es ſo leicht nicht ab. Gemeiniglich häkelt ſich da was an, das führt noch weiter."

„Wie meint Ihr das?"

„Nun, ich ſetze das Beiſpiel, es will Einer den Drachen — mit Verlaub, Herr, das Wort ſollte man freilich nicht nennen; man ſagt lieber das Matzchen: — alſo es will Einer das Matzchen; ei, wie fängt er das an? Den Spruch kennt Niemand nicht; aber der Böſe läßt ſich am Wink genügen. Da kommt er denn oft ſchon, nur wenn man ſich umſieht bei Nacht. Natürlich! Gott hat dem Menſchen das Augenlicht vorne gegeben; was braucht er viel hinterrücks zu ſtieren? Das iſt das Widerſpiel. Der Blick vornaus iſt Gottes, ſo iſt der Blick rückwärts nothwendig des Teufels. Ich finde das einleuchtend."

„Ei," sagte der Doctor, „ich möcht' Euch fast beifallen, lieber Mann; es ist nicht ohne Verstand, was Ihr da sprecht. Und wißt Ihr, wie ich's verstehe? Ich denke mir das so: vornaus ist die Zukunft, und rückwärts ist die Vergangenheit. Nun freilich ist's dem Menschen segensreicher, er schaut mehr in die Zukunft; da hofft er, da wünscht er, da hat er seine Kinder und Enkel — das spornt zur Arbeit. Aber was hilft es, viel über's Vergangene brüten? damit sind wir fast immer unzufrieden. Wir erinnern uns, wie Manches uns fehlgeschlagen, wie oft wir ausgesäet ohne zu ernten, wie hoch wir hinauswollten und wie niedrig wir angekommen, wir gedenken der Todten in ihren Gräbern und wie sie unter Träumen des Glücks ein Leben voll Entsagungen durchgekämpft; — diese Betrachtung frißt uns den Muth weg. Sie macht Kopfhänger, melancholische Menschen, Leute, die sich selbst aufgeben, und wahrlich! die sind des Teufels im Umsehen, wie Ihr sagt. Diesen Sinn leg' ich dem Worte bei. Meint Ihr es nicht so?"

„Es trifft zu," bejahte der Dorfbauer.

„Das freut mich," erwiederte der Doctor. „Aber was sagtet Ihr da vom Matzchen? Wenn Einer das Matzchen will — war's nicht so? Ich weiß nicht, wie Ihr das versteht. Was ist das Matzchen, und wozu soll man's wollen?"

Der Gefragte rückte seine baumwollene Zipfelmütze hin und her, es schien ihm nichts Kleines, einen uralten Volksglauben ganz neu in Worten zu überliefern und noch dazu einem feinen gebildeten Stadtmenschen. Sein nächstes Auskunftsmittel war, daß er an der Oellampe im Kalf die Pfeife anzündete; darauf that er ein paar heftige Züge daran und sprach mit der Zuversicht einer geschichtlichen Unterweisung:

„Krankheiten nehmen ab und zu, alte verschwinden,

neue kommen; man kann das in Büchern lesen und gedenkt es selber. Z. B. die Cholera ist so ein neues Uebel. Ein älteres Uebel war zu meiner Zeit der Drache. Er hat den Drachen, konnte man dazumal alle Amen lang hören; voraus die Müller standen in diesem Ruf. Sollt' ich sie alle aufzählen, von denen dergleichen gesagt wurde, — bis in's Meißnerland käm' ich hinunter. Wohlan, mich kümmern nicht die Leute über'n Bach, ich rede von dem, was ich selbst gesehen und erfahren. Ich war dazumal Müllersknecht in Hermsdorf, und mein eigener Meister hatte den Drachen. Unsre Gänge feierten wie anderer Leute, wenn die Gimlitz kein Wasser hatte, unsre Felder waren vom Hagel, unsre Schüttböden von Mäusen nicht frei, die Franzosen zahlten schlecht, was wir auf Requisition lieferten, und andre Schuldner gar nicht. Kurz, die Misère hatten wir egal mit Hinz und Kunz, was mein Meister aber ganz appart hatte, das waren die Thaler. Die roulirten bei ihm en suite, kein Pumpbrunnen hält so gut Stich. Er hat den Drachen, sagte das Dorf. Ein Knecht um den andern kündigte ihm, denn so in Verruf kamen wir, daß nicht einmal die Mägde auf dem Tanzboden mehr walzen mochten mit uns. Ich allein war ein Bruder Leichtfuß und schlug mir Alles aus dem Sinn. Ich machte die Franzosen nach, spielte den Freigeist und stellte mich zu Fleiß so, als ob ich selbst über das Lächeln der Dirnen hinaus wäre. Kindisch! kindisch! Man glaubt nicht eher, bis man greift und sieht. So ging mir's. Zufällig macht' ich einmal eine Dose offen, die auf dem Gesimse stand, in der Meinung, es wäre der Lacksamen d'rin, den des Müllers Fritze zum Anbauen wollte. Aber was geschah? Aus der Dose flog eine große, lebendige Brummelfliege heraus. Da lief der Fritze in den Hof und schrie ganz laut wie Kinder unbedacht sind: Vater, der Lebrecht hat dein Matzchen ausgelassen. Der Alte

stürzt herein, schmeißt Thür und Fenster zu und eifert sich kreideweiß: augenblicks sollt' ich die Hummel einfangen, sonst brennte die Mühle ab. Jetzt lief es mir auch über's Herz; — aha! sagt' ich, nunmehr weiß ich, wie die Pferd' im Stall stehen. Hinaus mit dem bösen Feind! und stieß eine Fensterscheibe ein. Aber der Müller drückte sich mit seinem breiten Rücken vor's Glas, daß kein Spinnfaden durchpassirt wäre, und bat und versprach, und fing ein Zittern und Jammern an, daß ich bange war, er bekäm die fallende Sucht. Nur darum fing ich die Brummelfliege wieder ein — unter Graus und Entsetzen, das glaubt mir! Aber wie ich ihm die Dose wieder zustellte, sagt' ich: Gebt mir meinen Lohn, Meister, und bessert Euch. Den Lohn gab er mir wohl, aber fort ließ er mich nicht. Glücklicherweise sollte bald darauf sein Aeltester zum Militär; da brauchte der Müller einen Ersatzmann. Mit beiden Händen ergriff ich die Gelegenheit und stand ein für ihn. So kamen wir ohne Aufsehen aus einander. Darauf hat er Knecht' aus der Lausitz genommen — wir nennen's die sächsische Türkei — die waren traktabler. Mit den Wenden ist Alles zu machen."

„Diese Hummel, meint Ihr nun, sei der Drache gewesen?" fragte der Doctor nach einer Pause.

„Ja wohl, das war das Matzchen."

„Und die hat Euren Meister reich gemacht?"

„Es ist nicht anders."

Der Doctor hielt inne, vielleicht um sich zu besinnen, wie er der Vernunft des Mannes beikommen möchte. Dann fragte er weiter:

„Ihr nanntet den Drachen ein älteres Uebel, ein aussterbendes; — was sind Eure Gedanken darüber? Warum soll es neuerer Zeit sich verloren haben?"

„Ei, heut zu Tag wandern die Leut' nach Amerika aus, so lang sie noch nicht ganz alle sind. Hausväter

laufen von Kind und Kegel weg, lassen die Familie nachkommen — heiraten frisch drüben — das sind jetzt die Ressourcen."

Die Haustochter brachte bei diesen Worten den Thee; aber kaum hatte sie das Brett hingestellt, so schlug sie ihr Schürzchen vor's Gesicht und bekämpfte ein lautes Schluchzen.

Der Gast wurde aufmerksam und fragte theilnehmend.

„Das ist eine Sach'!" gab der Sprecher niedergeschlagen Bescheid. „Der Vater ist schon seit dem letzten Markttag vom Hause, aber unsre Leute, die von Liebstadt zurückkommen, sagen Alle: er wäre nicht mehr dort; Andere behaupten gar, er hätte über Maren nach Dresden gemacht. Kurz, das arme Nickelchen bildet sich ein: er denke auch nach Amerika."

„Das wäre das Schlimmste noch nicht," sagte sein Nachbar, der Flurschütz mit der gespaltenen Oberlippe. Der Bursche bemühte sich um das Köpfchen der Weinenden und that ihr schön.

„Was für ein Trost ist das, er Unflath!" fuhr der Junge des Doctors eifersüchtswüthig auf. „Da trätschelt er an dem Mädchen herum, und sagt ihr, es wäre das Schlimmste noch nicht. Bleib' er ihr weg mit seiner stinkigen Pfeife, er hasenschartiges Lutschmaul!"

Ein Sturm erhob sich gegen die Dreistigkeit des Fremden, aber der Junge war in seinem Rechte und rief dazwischen: „Seht Ihr denn nicht, daß er ihr das Busentuch angezündet hat, der Platsch?" und ritterlich genug ergriff er ein Glas Wasser und sprengte den Brand aus, ohne den Busen des Mädchens mit der Hand zu berühren. Die Gelegenheit hätte ihm wahrlich den lüsternen Eifer entschuldbar erlaubt.

„Rudolf," sagte der Doctor verweisend, „man kann aufmerksam sein gegen die Frauen, ohne grob zu sein

gegen die Männer.“ Um den gestörten Augenblick zu verwischen, fuhr er fort: „Was sagen denn Eure Pastoren zu diesem Matzchen?“

„Wie's eben kommt,“ antwortete der Wortführer. „Mancher profitirte wohl selbst davon, wenn's mit der Religion harmonirte. So macht' es der Pastor in Königswalde. Zu dem kam der Müller des Orts und sagte: Herr Pastor, mir ist heut' Nacht ein graues Männlein erschienen, das versprach mir einen großen Schatz, wenn ich ihm folgen wollte. Soll ich? Nun seht, der Pastor sagte nicht: nein! Er sagte bloß: thut's mit Vorsicht und betet ein Vaterunser dazu. Richtig kam das Männchen in der zweiten Nacht wieder. Es führte den Müller in seinen Keller hinab, da zeigte es ihm einen Stein, den räumte der Müller mit seiner Müllerspitze, was ein Schurfeisen ist, aus seinen Fugen. Darauf stießen sie auf eine kupferne Platte, und unter dieser kam ein enges tiefes Brunnenloch. In den Brunnen ging eine Leiter hinab, aber die war kurios. Ihre Sprossen standen wohl ellenweit aus einander. Das Männchen kletterte voraus in die Tiefe und — das hätt' ich nicht mit ansehen mögen — seine Beine wurden dabei richtig so lang, daß sie die Sprossen ausreichten. Der geizige Müller that noch immer, als ob er nichts merkte, und zappelte mit Halsgefahr nach. Nur das Vaterunser mocht' er vergessen haben dabei, das weiß ich nicht. Kurz, wie sie ganz unten im Abgrund waren, so kamen sie wieder an eine zweite Kupferplatte. Der Müller gräbt sie abermal aus, und darunter war ein Brunnenloch, viel schauderhafter noch als das erste. Das Männchen schlüpfte rasch hinein, aber mein Müller immer hinter ihm her, immer dreist darauf los! Da auf einmal verwandelte sich das Männlein und zeigte ein fürchterliches Gesichte. Jetzt war's aber doch alle mit dem Müller. Jählings überfiel ihn die Angst; — des andern Mor-

gens hat man ihn todt im Keller gefunden. Aber mit gegangen mit gehangen hieß es. Nach drei Tagen starb auch der Pastor, von Königswalde."

„Wenn Du das Eine sagst, mußt Du das Andre nicht verschweigen," erscholl jetzt die schwache Stimme eines zahnlosen Greises. Es war der alte Mann hinter'm Ofen, der im Halbschlummer zugehört hatte.

„Wie meinst du das, Frank?" fragte der Sprecher auf der Ofenbank.

„Ei, red' auch vom Pastor in Sayda," sagte der Silberhaarige; „hat der nicht rechtschaffen dem Kappbauern zum Guten gerathen?"

„Sag' ich denn, sie wären alle über den Habsuchtskamm geschoren?"

„Was für eine Geschichte ist das?" forschte der Doctor, die sonderbare Unterhaltung mit einem abenteuerlichen Behagen aneifernd.

Der Greis hüstelte seine schwache Stimme zurecht und erzählte:

„Mit dem Kappbauern in Sayda war's ganz auf die Rüste gegangen. Es gibt eben Leute, die vor'm Unglück stehen, wie im ersten Treffen. Auf die hagelt es Wunden und Schmerzen. Unser'm Raithmeyer hier geht's ja auch so, seit die Raithmeyern todt ist. Gott tröst' die brave Frau. Das Lenchen ist doch noch zu unmündig für die Wirthschaft, der Schaden reißt ein wie im Gewirkten. Aber von dem Kappbauer zu sprechen. Der Kappbauer in Sayda ging eines Tages nach dem Busch, um sich Haseln zu schneiden. Dabei verspätete er sich, und mit eins überkam ihn die Nacht. Eilig packte er sein Gebünd aber im Aufstehen blickte er unvorsichtig hinter sich, das mochte der Böse schon für ein Zeichen halten. Denn wie der Kappbauer so hinter sich blickte, da sah er ein Vöglein flattern, das hüpfte mit aufgesperrtem Schnabel von

Busch zu Busch, und schrie jämmerlich, als ob er was Feindliches in der Nähe spürte. Der Kappbauer haschte mit der Hand nach dem Thierchen, das sich ruhig fangen ließ, und brachte es nach Hause, wo es in seiner Wohnstube herumhüpfte. Am andern Morgen fand der Kappbauer hinter der Thür derselben Stube einen großen, strammen Sack voll herrlichen Weizen stehen. Er betrachtete den Weizen, wagte aber nicht ihn anzurühren, da er wußte, daß er nicht seine war. Ein Nachbar, glaubte er, hätt' ihn vielleicht dahingestellt. Der Kappbauer wartete den ganzen Tag, daß der Eigenthümer sich zeigen möchte; aber der Eigenthümer war Herr Niemand. Am folgenden Tag fand er einen zweiten Sack neben dem ersten stehen, und wieder kam Niemand, dem er gehört hätte. In der dritten Nacht verrammelte der Kappbauer das ganze Haus, nicht vor Dieben, sondern vor Bringern; aber es war tolle! am dritten Morgen stand doch ein dritter Sack da. Nunmehr wurde dem Manne angst und bange; er fragte den Pastor um Rath. Der Pastor sagte ihm, er solle nur Alles geruhig stehen lassen. Im Weizen läg's nicht, aber wahrscheinlich wär's mit dem schreienden Vöglein nicht richtig. Das sollt' er wieder zurücktragen, und zwar in denselben Busch, wo er es gefunden, auch möcht' er ein Vaterunser dazu sprechen. Der Kappbauer trug das Vöglein zurück. Kaum aber war das Thier wieder in dem Busch, da fing es noch wüthender an zu schreien und lief flügelschlagend auf und ab, wie ein tolles zorniges Kerlchen. Schrei du! dachte der Kappbauer und sprach herzhaft sein Vaterunser dazu. Da war's alle. Denn nicht sobald hatte der Kappbauer die Worte gesprochen: führe uns nicht in Versuchung; denn dein ist das Reich, und die Kraft und die Herrlichkeit in alle Ewigkeit — da zerging das Vöglein, und ein blaues Dunstwölkchen düftelte durch die Luft an der Stelle, wo erst noch sein

gottloſes Gepieps erſchollen. Darauf ging der Kappbauer erleichterten Herzens nach Hauſe, und das Däuschen! jetzt waren auch die Weizenſäcke fort, die ihm der Böſe hinter die Thür gezaubert. Keine weg waren ſie, ſogar die einzelnen Körnlein, die d'rum 'rum gelegen am Boden der Stube, waren verſchwunden. So ärgerlich war das Matzchen über den Trumpf. Denn das Vöglein, verſteht mich, war nichts anders als ein Drache, und hatte den Kappbauern in Verſuchung geführt. Aber der brave Mann überwand's und ſein braver Paſtor half ihm dazu."

„Und ſeine brave Familie hungerte brav," ſetzte der Flurſchütz hinzu, indem er das Wort zu äffen ſchien. Dann zu den Kleinen gewendet, welche auf den Knieen des Dorfpatriarchen laut weinend erwacht waren, ſagte er in demſelben Tone der Zweideutigkeit: „Seid ruhig, Kinder, Euer Vater wird Euch nicht verhungern laſſen, wie der brave Kappbauer in Sayda. Das kenn' ich den Raithmeyer."

Ein Geiſt der Beſtürzung hing über der Stube. Die Art, wie der Flurſchütz Dinge und Verhältniſſe verknüpfte, fiel ſchwer auf jedes Herz. Alles ſann mit gepreßtem Schweigen der angedeuteten Aehnlichkeit nach. Nur der mit der Zipfelmütze erhob ſeine Stimme und fragte ſcharf:

„Wie kennſt Du den Raithmeyer?"

Mit einem falſchen Lächeln ſagte der Flurſchütz: „Ei nun, als einen braven Vater kenn' ich ihn, als einen Mann, der ſich zu helfen weiß."

Dieſe Worte, mit einer feigen Sicherheit geſtellt, klangen unſchuldig und bargen das Schuldigſte. Die Luft im Zimmer wurde immer drückender. Da unterbrach die allgemeine Grabesſtille der alte, ſchwachſinnige Mann hinter'm Ofen, indem er ſeine zitternden Arme um die Kinder ſchloß und die Worte ſprach: „Lieben Lämmlein, betet zu dem himmliſchen Vater für Euren leiblichen."

Jetzt war es laut ausgesprochen, wie nahe vergangene Geschichten an die Gegenwart geknüpft wurden, wie weit alle Gedanken im Stillen gingen. Hatte der Flurschütz eine solche Wirkung beabsichtigt, so war sein schlimmes Ziel vollständig erreicht. Die Schwüle der Gemüther erhöhte sich zu einer unerträglichen Spannung.

In eben diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und der Mann des beängstigten Augenblicks, der Hauswirth Raithmeyer, stand in der Mitte der Seinigen. Gruß, Jubel, Händedruck, Freudengeschrei von Alt und Jung! Die Kinder stürmten an den Vater hinan und zerpflückten und zerrissen ihn, wie sich naschwüthige Kletterer auf einen Obstbaum werfen. Und siehe da! es fielen auch Früchte ab von dem Baume. Einige Münzstücke schüttelten die Kobolde aus den Kleidern des Heimkehrenden. Das Geld rollte mit schwerem Fall vor die Füße des Flurschützen. „Ah, Du bringst brav Thaler mit, das ist Recht, Raithmayer," sagten die Bauern. Aber der Flurschütz hob das Geld auf und rief: „Potz Donner, das sind, Gott straf' mich, funkelnde Louisd'ors!" Und als weidete er sich heimlich an einer gewissen Genugthuung, reichte er das Geld mit verbissener Schalkheit von Hand zu Hand herum. Aber den Bauern legte sich's wie ein Alp auf die Brust, keiner sprach ein Wort. Der laute Empfang erstickte auf einmal in Grabesstille. Nur der Flurschütz sagte mit seiner boshaften Spottlaune: „Ei, ei, da hieß es nicht umsonst: wenn die Zwetschken anfangen zu blauen, bekommen die Kälber goldene Klauen. Sprichwort, Wahrwort! Haben sie Euch die Kälbchen mit Gold aufgewogen?" Der mit der Zipfelmütze murrte in den Bart: „Die Spitzbuben behalten Recht und die richtigen Leut' müssen schweigen. Gnad' Dir Gott, Raithmeyer!" —

Der Hauswirth Raithmeyer aber sagte, das wäre nur ein Angeld, er müsse sich erst seine Legitimation holen,

dann behöb' er eine große Erbschaft. Hierauf erzählte er eine Geschichte von einem verschollenen Bruder in Rio-Janeiro, von welchem er selbst kaum gewußt, viel weniger das Dorf. Aber der sei es jetzt, von welchem die Erbschaft ihm zufiele. Der Amtsbote sei ihm mit der Vorladung eben auf dem Markt in Liebstadt begegnet, als er seine zwei Kälbchen zugetrieben. Da sei er gleich nach Pirna vor's Amt gegangen — und nun erzählte der Bauer den weiteren Hergang, wie es schien, mit beflissener Verworrenheit. Der Doctor beobachtete ihn von der Seite und glaubte unzweideutig zu sehen, daß ihm das Herz nicht aufging über das plötzliche Glück. Dasselbe mochten auch die übrigen Gäste empfinden, denn stumpf und einsilbig hörten sie zu. Ihre Kälte wirkte wieder auf den Sprecher zurück, so daß seine Freudenbotschaft immer lebloser klang, und fast im Sand verrann. Die Scene wurde endlich so drückend und verstimmt, daß der Doctor seinem Burschen aufzuräumen winkte, indeß er selbst sich erhob und sein Abendbrod bezahlte. Er sprach kein Wort mehr von einem Nachtlager. Er wollte die Sterne beobachten, sagte er. Unter diesem Vorwande warfen sie beide den Hut auf den Kopf und schritten grüßend zur Stube hinaus.

Die Nacht war mild und sternenhell. Hochaufathmend trat der Reisende unter den prächtigen Sommerhimmel. Schweigend stieg er den Wald hinan, der mit laubreichem Stammholz rings das Dörfchen umzirkte. Schweigend warf er in den stillen lauschigen Dämmerplätzchen seine Blicke umher, und bald war ein wohnliches Eckchen gefunden, das seitwärts, abgeschlossen, und doch eingewebt in das große Pfeiler- und Bogensystem des Hochwalds dalag, wie eine Seiten-Kapelle in einem gothischen Dome. Hier schlug der junge Gelehrte mit seinem jüngeren Diener das Nachtlager auf.

Gespräche werden weiter ausgeführt, Stimmungen

klingen länger nach am Abend wie am Morgen. Der Doctor hatte nichts dagegen, daß sein Bursche die Unterhaltung aus der Dorfschenke noch fortfristete, und ein gar reiches Füllhorn von erzgebirgischen Drachen-Märchen ausschüttete. Ueppig auf's Erdenbett ausgestreckt, das Auge hingegeben an die ewigen Sternbilder, hörte er gerne zu, wie das kleine, kindische Menschengehirn die Grillenflügel der Phantasie schüttelte. Nur der Bauer Raithmeyer und seine Erbschaft wurde nicht mehr genannt zwischen ihnen. Wie auf stillschweigende Verabredung blieb Herr und Diener stumm über dieses Abenteuer. So rückte die Nacht vor — endlich entschlummerten sie.

Die Morgensonne ging prangend auf. Beim Anblicke des Höhenprofils fand sich der Doctor mit Hilfe seiner Karte jetzt von selbst zurecht. Man botanisirte den Tag hindurch gemächlich in's Land hinab. Als aber die zackigen Felsstöcke des Erzgebirges vor den runderen Hügelwellen, die schwarzen finstern Nadelhölzer vor den Obstgärten und Kornfeldern zurücktraten, da wurde Rudolf still und stiller. Dem Doctor entging diese veränderte Stimmung nicht; aber er dachte, der Sohn des Hochgebirges mag sich im Mittellande naturgemäß ausgenüchtert fühlen: erst die Stadt selbst würde ihn wieder zu starken Empfindungen anregen. So fuhr man in die glänzende Haupt- und Residenzstadt Dresden ein.

Der Doctor stellte seiner Frau den ländlichen Ankömmling als einen künftigen Eleven der Wissenschaft vor. Er sei eine Waise aus dem höchsten Erzgebirge, von aller Welt mißbraucht und verlassen, er habe ihn auf seiner botanischen Excursion als Reisediener gemiethet. Bei dieser Gelegenheit sei ein Geist in dem rohen Naturkinde sichtbar geworden, der ein besseres Loos verdiene. Er könne einstweilen hier im Hause ein Verhältniß zwischen Schüler und Diener einnehmen, und die Anfangsgründe einer ge-

lehrten Bildung sich aneignen. Dann würde man ihn nach Leipzig oder Jena schicken, und mit Hilfe theilnehmender Freunde weiter fördern. Die junge Frau lobte den Entschluß ihres Gatten, und Rudolf fand sich auch von ihrer Seite wohlwollend unterstützt.

Aber schon am dritten Tage liefen Klagen von einer andern Seite ein. Die Köchin des Hauses sagte, sie wisse den jungen Herrn, wie sie ihn schnippisch nannte, nicht mehr zu verköstigen. Er genieße wenig und rede noch weniger, er gehe immer herum, als wenn er den gestrigen Tag suche. Ihre Schuld sei's nicht, wenn er so dünne würde wie eine Oblate. Auch den Gatten war es inzwischen aufgefallen, daß der ländliche Wildling nicht die Begeisterung über das Stadtleben zeigte, die in solchen Fällen nie ausbleibt. Der Doctor nahm am vierten Abend beim Thee seinen Schützling in's Gebet.

„Weil es verrathen ist, so soll es verrathen bleiben," sagte Rudolf erleichtert, „ich will Knecht beim Raithmeyer werden. Ich kann sein Mädchen nicht vergessen." Die Gatten lächelten zu so viel Offenheit, doch nahm es der Doctor ernster. „Bedenke, Rudolf, was aus Dir werden kann! Erinnere Dich, was Du selbst aus Dir machen wolltest! Du hast Kopf, Du kannst es zu einem Professor der Botanik bringen. Dein Lebensglück nanntest Du's, mich gefunden zu haben, und nun willst Du uns so bald wieder verlassen. Du bist jung, sehr jung, Du kannst warten. Sachsen hat noch mehr schöne Mädchen, und glaube mir, ein Professor braucht nichts Schlechteres zu nehmen als ein Bauernknecht."

Der arme Knabe fing zu weinen an, aber er sagte: er wolle Knecht beim Raithmeyer werden.

„Des Mädchens wegen ist es überdies nicht nothwendig," fuhr der Doctor fort. „Bist Du so gefesselt an sie, wie Du glaubst, so kannst Du sie Dir vorbehalten. Du

wirst studiren, Du wirst briefwechseln mit ihr, Du wirst sie besuchen in den Ferien, und wendest Du Deine Jahre gut an, so führst Du sie als Frau Professorin heim."

„Das taugt nichts," sagte Rudolf mit unschuldigster Geradheit. „Auf dem Lande heiratet man früh, da heißt's fix sein. Wer losläßt, ist verlesen. Der Flurschütz nimmt sie hundertmal beim Kopf, ehe ich einen Brief schreibe."

„Unser Freund ist praktisch," lachte die reizende Doctorin. Der Ernst dieser Lebenslage trat einen Augenblick vor dem Humor zurück.

„Noch Eins," sagte der Doctor. „Sprechen wir's aus, wie wir's gedacht haben. Wie, wenn der Raithmeyer nicht geerbt hätte? Wenn er sein plötzliches Geld einem Verbrechen dankte? Wenn ihn der Gensd'arm bereits geholt hatte, oder in den nächsten Tagen ihn holte? Was dann, Rudolf?"

„Dann braucht das Mädchen um so mehr einen Freund, der krumm und lahm schlägt, was sie beschimpfen wollte deswegen."

„Das ist nicht mehr verliebt, das ist Charakter!" rief die junge Frau ergriffen. „Laß ihn ziehen, lieber August." Rudolf sprang auf und küßte der Fürsprecherin feurig die Hand. Sein Gehen war damit eine vollendete Thatsache. Die schöne Frau holte ein seidenes Etui aus dem Wandschrank und gab es dem Scheidenden mit den Worten: „Hier ist unsere Adreßkarte und vielleicht noch eine Kleinigkeit dabei, die Du verwenden kannst. Schreibe uns öfter und bleibe wacker."

Des andern Morgens reiste Rudolf in's Erzgebirge ab.

II.

Nach sechs Wochen kam der erste Brief. Der Doctor hatte sich geirrt. Kein Gensd'arm war nach Breitenau gekommen, den Raithmeyer zu holen, noch verlautete von einem begangenen Verbrechen das Geringste in jener ganzen Gegend. Dafür aber gab Rudolf eine Nachricht, die kaum erfreulicher klang. Sein Meister, schrieb er, sei allgemein im Verruf: er habe den Drachen. Der Doctor traute seinen Sinnen nicht bei dieser barbarischen Neuigkeit. Er hat den Drachen! Während so eben die Eisenbahn nach Pirna eröffnet worden war, Festreden, Fortschritts-Jubel, Sieges-Toaste, Verherrlichung der Neuzeit noch alle Ohren erfüllte — hatte Einer spannenweit hinter dem Pirnaer Bahnhof den Drachen! Daß er in räucheriger Dorfschenke am dämmernden Kamin dem sagenhaften Drachen begegnet war, fand er ganz in der Ordnung. Das glimmende Pfeifchen einer müßigen Abendstunde mit etwas Phantasiespuk zu würzen, mochte die alte Carricatur des Aberglaubens immerhin heraufbeschworen werden. Und berühmte sich auch der Eine oder der Andere noch einer persönlichen Bekanntschaft mit dem verjährten Gespenste, so legte er's mindestens in seine Jugendzeit zurück, in die fast eben so sagenhafte Franzosenzeit." Ein halbwegs vernünftiger Erzähler gab ja selbst zu, daß es für die Gegenwart im Aussterben begriffen sei. Es wagte sich nicht an's Licht hervor der verbesserten Schulbildung, oder es verschwand wie mit theilweiser Richtigkeit erklärt worden war, vor dem Namen: Amerika; d. h. der Mensch fand heut zu Tage auf der Erde, was er sonst unter der Erde mit finsterem Irrwahn gesucht hat. Und dennoch! Da ist es wieder, das alte verderbliche Phantom, wie es in grauesten Tagen leibte und lebte! Es war kein harmloser Abenddiscours,

womit der Gast dem Gaste die Zeit vertreibt: der Wirth kommt zurück — und wie ein Thier, das Blut geleckt hat, fällt seine Stube über ihn her, noch warm und bebrütet von dem böllischen Geschwätz, und wirft ihn selbst in den Zauberkessel, an dem sie soeben genascht hat! — Des Doctors Haus war aufgeregt.

Am meisten aber betrübten sich die Gatten, daß auch Rudolf an den Drachen oder das Matzchen zu glauben schien. Seine kunstlose Einfalt war zu ungeübt, es zu verbergen. Wenn er an dieser Stelle einen freieren Verstand vorgab, so trat an jener seine Sprache desto aufrichtiger heraus. „Es thut mir leid um den Knaben," sagte der Doctor zu seiner Frau. „Sieh' diesen Brief an! Orthographie — schauderhaft, Styl — weitaus reiner und logischer, als ich erwartet, und Schrift — wunderbar! diese gleichen, charakterfesten Linien! Das ist eine Hand, die in Summe drei Vierteljahr Schulunterricht genossen. So hoffnungsvolle Anlagen hat er, und nun wird er für einen Walzer mit Lenchen sein ganzes Pfund hingeben und untergeben im Aberglauben!" Der junge Gelehrte bedauerte jetzt aufrichtig, jene Geschichte mit der Erbschaft so zerstreut angehört zu haben. Er wußte also vorläufig nichts zu erwiedern, als daß er dem Burschen dringend abrieth, in die Vorurtheile der Uebrigen einzugehen. Er möge sich vielmehr dem Vertrauen seines Herrn zu empfehlen suchen, und was er über dessen Erbschafts-Antritt jetzt sehe und höre, einer vernünftigen Aufmerksamkeit würdigen.

Aber das hieß zu viel verlangen. Die Aufmerksamkeit des Verliebten folgte ihrer natürlichen Richtung, und erschöpfte sich mehr für die Tochter als für den Vater. Alles, was diesen betraf, berührte er nur im Fluge', um so ausführlicher aber, was sein Mädchen anging. Es war jetzt die Zeit ihrer eigentlichen Eroberung. Und dieses Wort gilt auf dem Lande oft buchstäblich. Denn bedurfte

der schmucke, herzvolle Junge vielleicht in der Liebe selbst keines großen Feldherrntalents, so galt es ihm desto mehr Thatkraft gegen Nebenbuhler. Hier schien sein Auge voll Wachsamkeit, sein Arm voll Schlagfertigkeit. Doch ein Bruchstück aus seinem zweiten Briefe gibt vielleicht einen kleinen Prospect davon. Er schrieb: „— u. weil an dem Meister sogar der Wurm frißt und kauft einen Aker um den andern u. Für und Valbe u. Akziehn auff Freiberger Silbergruben gehd er imer rum trübtümpelich u. vermimbelt u. gibt ender einen Daler aus alß ein wort. Da sint uns die geistliche Herrn auf dem Naggen u. sagen sie wolten sein bestes aber das Lenchen wohlen sie u. daß Gelt dazu. Sie beißen sich selber wo sie gehen u. stehen u. schelden Sich einander Biehdisten und — das andre weis Ich nicht, wie Natzen gelingt es ist aber lenger. Der Dokder Kniggemann ist eine Hopfenstange auf zwey Storchbeine gestelt hat eine große Brile u. eine Nase wie ein Pferdsaddl u. ged so steiff und windschif als wer sein Leib um einen einzichen Faden geschoßen wie zukergand u. zöch in einer an dem Faden. Er sacht dem Lenchen er wohle Sie heiraten wenn er erst Hofprediher in Bärlin wäre den Stadbastor in Jüterbögk mag Er nicht seyn er wer eß sonst lange. Dokter Stilling ist auch aus Bärlin u. had eine Frau und ser liebefromme Lämmelein sacht er, der wil sie nicht heiratten aber Sie mus mid in die Mißjon. Das ist in Lauenstein eine Pfeiffe Dobak von bir sachen die Raucher. Da gee ich auch mit den ich kan sie nicht alleine lassen unter denen Wolfen im schaffbelz u. komt auch der schlizöhrige Aufbaßer der Flurschitz dazu. Sein Jahr ged alleweile zu ende u. der Eislein den sie kenen had im geschworen er sollt nicht wieder geweld werden in der Gemeinde. Ich wahr gottsträflich froh das eß alle ist mit dem Lump kondräbr aber sacht er mir jetzd er wohle dan mein midknechd werden beim Raithmeyer. Er

käm schon an sagd er den die andern liffen im ja doch wech des Drachens wechen. Ich wer auch ankomen und war doch nicht Einstehenszeit. Ich sagte Rakusch wen du das dubst es gibt kein Pflaster auf der Weld das dich heilen wird wih ich dich zuricht. Alleweile zeichd mir das Lenchen ein Buch das Jr der Dokder Kniggemann geschenkd had, ich schreibs ab wie es dord stehd es heist Monologe. Wir verstehen schon den Titel nicht auf aber das Inwendiche noch minder. Er sacht das wer eben recht er wolltirs erkleren in ihre Nebenstunden, er wolltsie aufgeklert machen sagt er. Sicherlich schlag ich im seinen goldenen Zan ein. Er had einen Zan mit gold ausgestopfd der kostet drey Luzeder sagd er. den sehl er schluken. Ich sitz unter lauter faule Fisch hir, da beist es, schlag oder du wirst geschlagen. Der Dolder Stilling schenkd ir nichts der ist geizich er lest sich für einen groschen ein Loch boren ins Knie. Aber nach Bärlin wil er Sie nemen, sie sellD Diakonissin werden sacht er da würt ihr Vater seelich mit allen Drachen der Hölle sagd er. Und flunkert von Bärlin wie vom Himmelreich Sie Sei als frome Schwester angesehen bei Hoff und bei alle Konich u. Brinzen. Das ist noch sterker ein Zuchpflaster alß das Buch Monologe. Was sol ich dem Kerl andhun Her Dokter? Ich halt noch zurück aber wens einmal loßbricht dan hobeln wir uns das die Spahne herumflichen im ganzen Erzgebirch. Ich baß inen scharf auf den Dienst u. wo ich Lunte merk" — u. s. w.

In dieser Weise ging's fort, sechs Seiten lang. Und das nächste Mal hieß es wieder und zwar „aus der Frohnfeste zu Lauenstein:"

„Ich bin wechen Kerbber Ferletzung zu ser Wochen Abrest verdonnert. Ich bin keinn Schleicher und Hendlsucher wie sie verterteste Gahner, mich ihm Ferdacht haben, aber wer mir das Lenchen auffn Dansboden vor mein

Augen wechfiſchen wil, den wir ich mit Fauſtöhl das er geſchlagener iſt alß Ferberwolle. Wir wahren zu faſtnacht luſtig obwols mitn Alten imer ſchlimer wird man mus aber rächt rumoren zu faßtnacht ſonst hat man das ganze Jahr Unglick ſagt man bei uns. Auch der Tokder Knig-gemann kam auf den Tansboden woriber der Dogter Schilling lermſchlug als wen die Glauenſeiche ausgelautet würde im Dorff was mich auch ſelbſt ferwunderte das ein Geiſtlicher auf den Danzboden get. Aber der Knigge-mann lachte und ſakde das wäre die aufglerung. Ich wuste gleich anfanr das es Lenchens wechen währe und kam auch der Flurſchitz hin und ſtrich an ir wie die Katz an der Feuermauer. Und warff der Dokter Kniggemann den Mußiganden einen Dabler hin zum Vortanz der Flur-ſchitz der Lumbb hate nichts, ich aber warf zwey Daler hin aus dem roſa Deſchelchen des mir die gnedche Frau Doktern geſchenkd hat. Da fledſchde der Kniggemann ſeinen goldenen Zan u. ſagde ich wer ein unverſchembder Jung u. der Flurſchitz rief laud das kombd vom Matzchen u. ißt firs Matzchen da kennen richtche Leit nicht mittun. Ich ſchlug dem Kniggemann ein Beihn daß er fümpfach zu-ſammengnikte wie ein Zollſtogg das war aber die Kerbber Ferletzung noch nicht. Sontern dem Flurſchitz lies ich eine Bakpfeife zukomen das eß in der Reſonans der groſten Bauken nachhalte wie der Donner. Darauf gingß los." Und nun wurde eine erzgebirgiſche Tanzbodenſchlacht be-ſchrieben, über deren wildes Getümmel Lenchens Name ausgegoſſen war, wie Oel über empörte Meereswogen. Das Ganze endete, wie das Datum beſagte, in der Frohn-feſte zu Lauenſtein, aber auch dieſem Schattenwege folgte die Lichtſpur des weiblichen Geſtirnes, denn Papier, Dinte und Feder, womit geſchrieben wurde, rührte von Lenchen her, und der gefangene Held wandte die eingeſchmuggelten Stoffe dankbar an zum Lobe der gütigen Spenderin.

„Das verläuft in einen Liebesroman, der mich weiter nichts angeht," sagte der Doctor zu seiner jungen Frau. „Interessirt es Dich, so überlaß ich Dir diese Correspondenz." Der Doctor stand um jene Zeit im Begriffe, eine medizinische Lehrkanzel in Leipzig zu übernehmen; dieses und seine laufenden Berufsgeschäfte nahmen ihn vollauf in Anspruch. Das Erzgebirge verschwand aus seinem Gesichtskreis.

Ein Jahr verging so. Die Angelegenheit mit Leipzig zerschlug sich wieder, der Doctor lebte um so eifriger einer gesuchten und lohnenden Praxis in Dresden. Die Mußestunden gehörten dem Genusse einer höheren Geselligkeit. Tieck wirkte damals noch in der sächsischen Königsstadt, Leopold von Buch war ein häufiger Gast, und manch in Kunst und Wissenschaft gefeierter Name versammelte die Blüthe seiner Freunde und Bewunderer zu berühmt gewordenen Abendcirkeln. Der Doctor gab sich diesen Anregungen mit geistvoller Lebhaftigkeit hin, sein Haus selbst zählte mit zu den Sammelpunkten der hauptstädtischen Gesellschaft.

Der Doctor hatte einen der sächsischen Standesherren als Mitconsulent in Behandlung, der an einer tiefgewurzelten Hypochondrie litt. Dieses Uebel, dessen Natur noch eben so häufig vorkommt, als sein Name selbst unwissenschaftlich gewählt ist, fesselte die ganze Aufmerksamkeit des jungen Gelehrten. Er trat für längere Zeit in den Vordergrund seiner Beobachtungen und Forschungen, beschäftigte sein Studierzimmer und spielte selbst in seiner geselligen Unterhaltung eine Rolle. Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß das Erzgebirge wieder einmal genannt wurde. „Du könntest die Briefe von dort jetzt mit ärztlichem Interesse lesen," sagte seine Frau eines Tags, „Rudolf klagt schon lange die überhand nehmende Hypochondrie seines Herrn. Die Schilderungen werden immer

ausführlicher und sind voll Wärme und Leben." — „Kein Wunder, wenn sie den Mann umbringen," antwortete der Gatte, „sie sind ja selbst seine Drachen. Und vielleicht nagt es von innen heraus, wie von außen hinein." Uebrigens schien der Doctor zu sehr mit sich selbst beschäftigt, denn er fragte nicht weiter nach Rudolf, ja er wunderte sich selbst, daß seine Frau jenen Dorfroman noch immer verfolge.

So verfloß abermals Zeit und das entlegene Dorf trat dem Hauptstädter in fernere Vergessenheit zurück. Seit jenem botanischen Ausfluge war nun bald das zweite Jahr voll. Es war Hochsommer, die Residenz lebte auf ihren Landhäusern, Kranke und Gesunde hatten sich auf ihren Bade-, Vergnügungs- und Kunstreisen zerstreut. Der städtische Lebenspuls schlug langsamer, auch die Berufsgeschäfte unsers Doctors erlaubten Erholung. Eben berieth er eines Tages mit seiner Gemalin einen mehrtägigen Ausflug in das fränkische oder schlesische Hochland, da kam ein Brief aus dem Erzgebirge. „In diesem Augenblicke der Muße rief der Doctor wohlgelaunt: „Ach ja, liebe Emilie, halte mir nun einen freien Vortrag über ein Verhältniß, das Dich so sehr zu fesseln scheint, und das ich so sehr vernachlässigt habe." Aber die Frau überflog das Schreiben und sagte ernsthaft: „Wohlan, Du wirst es unmittelbar in Augenschein nehmen. Ich habe hier einen förmlichen Ruf für Dich, lieber August. Der Bauer Raithmeyer siecht elend dahin, und Niemand leistet ihm Hilfe. Eigensinnig wie alle Hypochondristen zögerte er lange, Dich von Dresden zu verschreiben, wie Rudolf rieth. Da hatte er unlängst einen ungewöhnlichen Anfall seiner Beängstigungen, den benützten die Kinder. Sie drangen endlich durch und sind nun beauftragt, Dich zu rufen, es koste was es wolle."

„Niemand leistet ihm Hilfe? warum?" fragte der Gatte befremdet.

„Sie scheuen sich," antwortete mit einem Blicke in den Brief die Berichterstatterin. „Des Bauers Krankheit ist nämlich das Maxchen. Er wird für die Hölle reif, heißt es im Dorfe. Die ländlichen Heilkünstler scheinen es selbst zu glauben, oder was wahrscheinlicher ist, hängen von den Vorurtheilen ihrer Kunden ab. Genug, sie lassen die Hand von ihm."

„Sie lassen die Hand von ihm!" rief der Doctor ergriffen. Und mit wildem Humor lachte er auf: „Wohlan, kuriren wir auch einmal auf das Maxchen! Das soll die Welt erleben!"

Die Erholungsreise wurde mit dieser plötzlichen Berufsreise nun vereinbart. Der Doctor schlug seiner Frau vor, in's Erzgebirge ihn zu begleiten; sie würde dann entweder in Breitenau selbst oder in den nächst größeren Orten Bärenstein, Lauenstein, Schönwald die passendste Wahl ihres Aufenthaltes treffen können. Nach dieser Verabredung packte man die nöthigsten Koffer, und schon am zweiten Tage schickte der Doctor nach dem Bahnhof um Billete.

Aber in dem Augenblicke, als er dazu den Diener noch abfertigte, stürzte ein Mensch in's Zimmer, aufgeregt von Hast und Entsetzen, und rief athemlos: „Treff' ich Sie noch, Herr Doctor! Bleiben Sie nun! Es ist Alles aus!" Die Gatten erkannten in der kräftig vollendeten Mannesgestalt kaum den Knaben Rudolf wieder.

„Ist er verstorben?" fragte der Doctor erschrocken.

„Das Maxchen ist todt, sicherlich ist er's nun auch."

„Junge, mache mich nicht toll!" rief der Doctor fast aufgebracht; aber Rudolf, ohne darauf zu hören, lief im Zimmer umher wie im eigenen Hause und jammerte ganz in Verzweiflung: „Das arme Lenchen! Der höllische Racker! welch' ein Unglück! Gott, Gott, welch' ein Unglück!" Der Doctor sah dem Treiben mit starrer Ver-

wunderung zu, und nur der gefaßteren Frau gelang es mit vieler Mühe und Geduld, den tollen Gast endlich zu einer Erklärung zu bringen.

Rudolf erzählte: Er hatte mit Lenchen Bohnen von einer Spalierwand eingelesen; da war das Bänkchen, worauf sie gestanden und nach einer höheren Ranke sich ausgestreckt hatte, plötzlich umgekippt und im Fallen war ihr ein alter verrosteter Nagel in den Ballen der rechten Hand gegangen. Er zog den Rost und das Blut aus der Wunde; letzteres zu stillen, lief er in die Stube, um ein Döschen zu holen, das sie bezeichnete und worin Feuerschwamm sein sollte. Er fand auf dem hohen Wandgesimse unter Gläsern, Phiolen, Büchsen und andern bestäubten Gerümpel das Döschen, das sie meinte; aber wie er es offen machte — o Graus und Entsetzen! — da war es die Dose mit dem Schwamme nicht, das leibhaftige Matzchen lag darin. Ein kleines winziges Vögelchen war's, wie eine Brummelfliege ungefähr, und zum Schrecken aller Schrecken war's todt. Wer das Matzchen hat, sei's nun als Katze, als Eidechse oder als Vogel, der muß es füttern in seiner Art, und verhungert es durch Versehen. — dann wird's fürchterlich! Unaufhaltsam stirbt der Mensch dem Matzchen entweder nach, oder Feuer und Flammen kommen und fressen sein ganzes Haus gählings vom Erdboden weg. Bei dieser Entdeckung wollte er nichts mehr wissen von Allem, was Rathmeyer heißt. Mit einem Vaterunser auf den zähneklappernden Lippen wäre er in seine Kammer gestürzt, hätte sich die Hauskleider vom Leibe gerissen, in die Sonntagsordnung geworfen und Geld zu sich gesteckt. Hinaus gegen Pirna lief er sodann. Aber auf dem lichtfahlen Sommerhimmel sei plötzlich ein rabenschwarzes Gewitter aufgestiegen, rechts kam's hervor über'm Schneeberg, und ehe man Amen sagt, war's da, wie das wilde Heer. Die Lärchen und Rothtannen krachten, das

gelbe Stoppelfeld ſtäubte, Hoch- und Flachland nächtigte gleich wie ein Kohlenſack, keine Wetterſcheide galt. Er wußte wohl, was es ſollte. Wahrſcheinlich wäre Breitenau jetzt ein Salzſee. Pirna erreichte er halbtodt, da warf er ſich ſchwimmend im Schweiß auf die Eiſenbahn — in Dresden war er, ohne ſelbſt zu wiſſen warum? Er wollte dem Doctor die hölliſche Reiſe jetzt abſagen: weinen und Mitleid ſuchen wollte er bei ihm, denn er hätte ja Niemanden ſonſt auf der weiten, verwaisten Gotteswelt. Ein Unglück iſt's, ein ungeheures Unglück! Das arme Lenchen. Der hölliſche Racker! Es iſt ein Unglück! —

Die Gatten ſahen ſich ſprachlos einander an. Rudolf machte einen Eindruck des Grauens, aber mehr durch ſich ſelbſt, als durch ſeine Erzählung. Wahrlich, es mochte ein unheimliches Schauſpiel ſein, den ſtarken, gradwüchſigen Menſchen in einem Zuſtande zu ſehen, wie das Vöglein vor dem Rachen der Klapperſchlange! Welch' ein Abgrund des Aberglaubens, in den er ſelbſt ſeine Liebe geworfen hat! Fort von Allem was Naithmeyer heißt! une einem Dämon entlief er, der nirgends mitlief, als in ſeinem eigenen Gehirne. Ja, ein Menſch konnte erſchrecken vor dieſem Bilde des Menſchen!

Aber das Erzgebirge bekam jetzt einen unwiderſtehlichen Reiz. Augenblicks löſten die Reiſenden ihre Billeten nach Pirna, nur daß man nicht mehr zwei, ſondern drei beſtellte; denn Rudolf führe auch mit, ſagte man dem Diener. Rudolf machte große Augen.

Im Wagen bedauerte die Doctorin, daß das Gewitter, wovon Rudolf erzählt, vielleicht — die Gebirgswege verdorben habe. Rudolf machte noch größere Augen.

Aber die Kaltblütigkeit der Städter wirkte auf ihn. Er bekam ein Gefühl der Sicherheit, wie das Kind in der Nähe der Erwachſenen. Leiſe und ſchüchtern öffnete ſein Herz ſich wieder der Hoffnung. Und als man in Pirna

die Kuppen des Erzgebirges am reinsten, sammtweichen Sommerhimmel stehen sah, als nirgends die Sage ging, daß Breitenau ein Salzsee geworden, oder sonst ein Unglück im Oberlande sich ereignet: da bestieg er mit sichtlichem Muthe die Landkutsche, die dem verhängnißvollen Schauplatze entgegenrollte. Der Doctor ließ sich auf dieser Fahrt über Personen und Ortsverhältnisse so genau unterrichten, als er zu seinem Heilzwecke bedurfte und als Rudolf mit seinem rohen, aber marivollen Urtheile es zu leisten vermochte. So vorbereitet, erreichte er das Dorf. Beim Hineinfahren streckten sich verschiedene Köpfe zu den Fenstern und Luken der Häuser heraus, und einmal hörte er eine Stimme, welche laut in's Innere eines Hofes zurückrief: „Da kommt der Matzchendoctor!"

Im nächsten Augenblick hielt der Wagen vor dem allverrufenen Hause.

III.

Was der Doctor über die Lebensweise seines Patienten sich hatte mittheilen lassen, erklärte ihm dessen Zustand schon zum guten Theile. Der erzgebirgische Bauer, an üppigen Fleisch- und Weingenuß zeitlebens nicht gewöhnt, ergab sich diesem Genuße im Wohlstande seiner Erbschaft reichlich. Zu vorgerückt im Alter, als daß seine Natur den gebotenen Ueberfluß kräftig verbrauchen konnte, litt er in Folge davon an einem beständigen Mißverhältniß der mehreren Nahrung und des geringeren Bedürfnisses. Daher die endlosen Erscheinungen von „Blut-Andrang," — „Blut-Stockungen," — die täuschenden Klagen über „Unverdaulichkeit" u. dgl. In dieser Beziehung galt's einen höchst einfachen Heilplan. Geregelte Diät und einige Wochen Franzensbad konnte der Arzt fast ungesehen verordnen. Aber diesen geraden Weg verbot ihm alle Erfahrung. Der Hypochonder läßt nie eine Anklage seiner

Lebensweise zu, er glaubt den unschuldigsten Genuß zu müssen, wenn er den verderblichsten aufgeben soll, er entzieht dem Arzte alles Vertrauen, der solche Opfer unverhüllt von ihm fordert. Der kluge Arzt verhüllt sie daher. Er gibt der Krankheit einen abenteuerlichen Namen, einen, der die Phantasie besticht, der dem Hange zum Ungewöhnlichen schmeichelt; erst so wird die willige Hingebung gewonnen. Ein kleiner Betrug ist hier ein großes Verdienst.

Er gibt der Krankheit einen abenteuerlichen Namen. Aber hat sie ihn vielleicht nicht schon in diesem Falle? Das war es, was der Doctor nicht minder schwer hier erwog. Das Landvolk sprach kurzweg von einem Matzchen. So ruchlos dieser abergläubische Leumund in das Leben des armen Kranken eingriff, so galt's doch, den Kern davon aufzufinden, denn sicherlich war ein solcher Kern da. Alles überzeugte den Doctor, daß von leiblichen Störungen nicht allein hier die Rede sei. Er stand wieder auf der nämlichen Stelle, wie vor zwei Jahren, als verirrter Wanderer. Bilder und Stimmungen jenes Abends lebten mit neuer Macht in ihm auf. Wie der langvermißte Hausvater in einem schwülen, beklommenen Augenblicke plötzlich zu dieser Thüre hereintritt, auf diese Bank niedersitzt, ein großes Glück mit nach Hause bringt und verhältnißmäßig wenig Freude darüber zeigt, ja, fast wie ein Mann des Unglückes dabei aussieht: — gewiß, an jene räthselhafte Stunde führen die Spuren zurück, die der Arzt hier verfolgen muß. Hier schwebt ein Geheimniß — ein unsträfliches vielleicht, denn allen Erkundigungen nach scheint das Gewissen des Kranken nicht beschwert, aber seine Seele ist es zweifellos, und mit der Seele der Leib. Des Doctors Absicht stand also fest: ein Geständniß zu gewinnen über das, was zu dem Leiden des Leidenden den wahren Schlüssel hier ahnen ließ.

Mit diesem Entschlusse trat er in das Zimmer seines Patienten. Ein Mädchen führte ihn dahin, dessen derbe, vollblühende Schönheit in keinem Zuge mehr das Bild jener schmächtigen Kindlichkeit verrieth, das ihn vor zwei Jahren hier empfangen. Aber im umgekehrten Verhältnisse hatte der Bauer Raithmeyer sich verändert. Der Doctor stand vor einer erdfahlen, abgezehrten Krankengestalt, deren Anblick tiefes Mitleid erregt hätte, wenn er nicht eben so feindlich und zurückschreckend war. Die strengen Stirnfalten, die zuckenden Augenbrauen, der wilde, hassende Blick — Alles verrieth eine Seele, die mit sich und der Welt im unglücklichsten Zerfalle war. Barsch fuhr der Hypochondrist den Eintretenden an: „He, bringt Ihr denn auch den Todtengräber mit?" Der Doctor kannte die Art, solche ländliche Derbheit einzuschüchtern; er antwortete kaltblütig: „Wie ich Sie ansehe, läßt sich weder scherzen noch spotten. Schlimm genug sehen Sie aus. Sie haben das hippokratische Gesicht." Der Bauer bebte zurück, man sah, der Keil saß gut in dem Knorren. Das hippokratische Gesicht! Dieser unverstandene Ausdruck, dieser bedeutungsvolle Klang hätte allein schon den Trotz des Trotzigen zermalmt. Der Doctor sah zufrieden die Wirkung seiner Festigkeit. Er nahm jetzt den Plessimeter heraus und sagte mit eben so wenig Umständen: „Lassen Sie mich hören, wo und wie er anklopft." Der Bauer folgte wie ein Kind. Der Doctor auskultirte zum Scheine, dann sagte er mit unwiderstehlichem Ernste: „Sie haben den Herzpolyp, armer Mann. Der Herzpolyp ist ein bösartiger Wurm, der sich von überflüssigen Säften nährt, aber sein Keim entsteht aus Melancholie. Sie sind gemüthskrank. Leider kann ich weiter nichts thun gegen Ihr Uebel. Sie müßten mir erst den Grund dieses Uebels entdecken. Ihr ganzes Gemüth müßten Sie mir anvertrauen." Der Bauer ergriff wie im Traume des Doctors Hand.

„Sie sind mein Mann!“ sagte er mit verklärtem Gesichte. „Gemuth! das ist mein Wort. Die Andern neiden mir meine Flasche Wein und meinen gespickten Hasen und mein Spanferkel und schreien, ich hätte den Drachen. Den Herzpolyp hab' ich! Das mein Umstand. Donnerwetter, das heiß ich die Sau beim Ohr fassen! Ja, Sie sollen's wissen, Herr Doctor; Sie sollen's kennen lernen, mein Gemüth. Sie sagten mir, was mir noch Keiner gesagt, Sie sollen hören, was noch Keiner gehört. Bei Ihnen seh' ich Vernunft!“ — So dankbar ist der Mensch für die größte Freude, die ihn überraschen kann, für die Freude: verstanden zu werden.

Der Bauer ergriff jetzt auch die andere Hand des Doctors und sagte mit Ernst: „Aber Ihr Ehrenwort, Herr, es bleibt ganz unter uns. Sie verrathen Niemanden nicht kein nacktes Wörtchen von meinem Geheimniß. Das ist die Bedingung.“ Der Doctor versprach zu verschweigen was er verschweigen dürfe. „Abgemacht!“ sagte der Bauer und fuhr fort, oder vielmehr er begann: „Wohlan, hören Sie die Geschichte, wie man eine Viertel-Million erben kann und doch nur 20,000 Thaler erbt.“ — Das war also richtig! dachte der Doctor. Der Andere erzählte: „Nächsten Mittwoch auf Petri Kettenfeier wird es zwei Jahre, da brachte' ich in Liebstadt ein paar Kälbchen zu Markte. Klopft mich Einer hinterrücks auf die Achsel: Ihr seid ja der Carl Friedrich Raithmeyer aus Breitenau? Es war der Amtsbote von Pirna. Simlitz, sag' ich, ich besse nicht, wir haben das letzte Glas Genévre mit einander ausgetrunken. Es ist nur wegen ritu legitimo, lacht er, man fragt der Form halber. Ich habe da eine Vorladung für Euch auf's Amt. Und hält mir seinen Mund an's Ohr und wispert: Raithmeyer, Ihr macht eine gottsträfliche Erbschaft. Ich stiere den Menschen an und mach' eine lange Nase mit der ausgespannten Hand. Nein,

nein, sagt er, hattet Ihr nicht einen Bruder in Rio Janeiro, Johann Christian Raithmeyer? — Der Bub? frag' ich bagatellmäßig; der lief mit zehn Jahren den Franzosen als Tambour zu, kam mit nach Rußland, dann nach Paris zurück, wurde bei Waterloo von den Engelländern gefangen, machte nach Ostindien und was weiß ich — laßt sehen, wie lange hört' ich schon nichts von ihm? Den sollt' ich beerbt haben? Ich dächte gar! Er stand selbst immer à quarante sept. — Nun seht, sagt der Amtsbot, er hat die Partie doch noch gewonnen. Geld kommt nach Sachsen heim, — zwei Mecklenburger ziehen's so wenig als die zwei Kälbchen da. Es ist ein Wort, sag' ich, und lege die Hand auf die Häupteln, Euer sind sie, wenn nur der zehnte Theil wahr ist davon. Darauf nehm' ich die Vorladung und renne nach Pirna. — Der Kopf brannte mir. In Pirna seh' ich erst, daß es Tag und Stunde gar nicht ist, wo ich erscheinen sollte, auch war's Abend und das Amt nicht mehr da. Aber ein gelber Brasilianer nahm mich in Empfang, er war auch vor Zeiten ein Landsmann und grüßt' mich: Ihr seid also der Raithmeyer? Der bin ich, antwortete ich. Ja, sagt er, Ihr macht da eine hochklingende Erbschaft, wenn Alles gut geht, Eure Kinder können wohl Genuß haben davon. Mir wurd' es lipperlepsch, das zu hören, — wie redet Ihr? sagt' ich. Da lachte er und meinte: wenn ich die Erbschaft nur so einzustreifen hoffte, — es läge noch mancher Knüpel dazwischen. Das Gut sei zerstreut in allen Ländern und Inseln, und während wir redeten, führe der Dings da, der Rosas, vielleicht hier ein Depot weg und dort brennte eine Factorei nieder im Negeraufstand. Dazwischen machten die Häuser Bankerott, wo meine Capitale stünden, oder Staatspapiere entwerthete der Bürgerkrieg, heut' sei diese Regierung, morgen jene, eine Partei stürze die andre, Feind und Freund flüchteten hintereinander, es ging tolle

her: Süd-Amerika sei eben nicht Sachsen. Sollte mir das nicht wieder durch die Finger laufen, so müßt' ich fein Geduld haben, und vor Allem einen Agenten hinschicken und gut bezahlen. Der müßte aber die Verhältnisse kennen und mit Gesetz und Recht umzuspringen wissen, sonst wär's Hucke wie Hose. Ich weiß mir einen solchen Mann nicht, sagt' ich, wollt' Ihr es sein? Das geht nicht, meint' er, ich bin ja selbst ein Compagnon vom Erblasser. Da stund ich rathlos und das Herz wurde mir klein. Wißt Ihr was? sagt er, verschreibt mir das ganze Gemüle und ich zahl' Euch 20,000 Thaler baar auf dieses Bret. Ich schlag's heraus, aber ein Andrer schwerlich. Sie können euch beschuppen rechts und links. Topp! rief ich, denn Geld wußt' ich einmal und Geld wollt' ich auch sehen; ein Sperling in der Hand ist besser, denn die Taube am Dach, und 20,000 Thaler schüttelt man auch nicht aus der Sandbüchse. Ich war ganz vor die Füße gekommen, als ich zu Markte ging, — was wollt' ich mehr? ich kehrte zurück, der reichste Bauer in der Gemeinde. So nahm ich das Linsengericht! Und der Brasilianer hatte auch gleich seine Leute an der Schnur, lauter Rechtsgelehrte. Ein Notar aus dem Rheinland — seine windische Aussprache verrieth ihn — setzte ein Dings auf: ich Carl Friedrich Raithmeyer — verzichte — entsage — alle und jede Ansprüche, hieß es, für mich — und meine Nachkommen — die Feder flog ihm wie geseift. Das mußt' ich unterschreiben, zweimal in zwei Abschriften. Darauf wurden mir die anderen Herren vorgestellt: Doctor so und so, und Actuar von dort und Assessor von da — ob ich sie als Zeugen wollte? Ich sagte ja! Darnach unterschrieben sie auch. Der Handel war fertig."

Der Kranke that einen tiefen Athemzug. „Es kostet mich Forsche," sagte er, „das Garn abzuwinden. Ich fühl's, wie mein Herzvolyp lutscht daran. Ja wohl, ist's

eine Gemüthskrankheit!" Der Doctor wollte bei dieser Klage den weitern Vortrag sich für ein ander Mal ausbitten, aber der Bauer meinte kopfschüttelnd: „Wenn ich eingespannt habe, dann sag' ich auch: hott! Machen wir's alle." Er fuhr fort: „Ich nächtigte also in Pirna; es war ein Mittwoch, derselbe Tag und Samstag 10 Uhr, wie ich mir die Vorladung naher ansah, lautete meine Stunde. Inzwischen kam der Kreishauptmann, von einer Minister-Audienz in Pillnitz herüber, der sprach, als er den Handel hörte, außer dem Amtswege zu mir: Raithmeyer, was habt Ihr gethan! Hier ist wenigstens von einer Viertel-Million die Rede. Das schönste Rittergut ging flöten. Ich erschrak und sagte zu meiner Rechtfertigung alle die Umstände wegen der Unsicherheit, und wie lang die Wurst wäre, — er schüttelte aber den Kopf. Man hat Eure ländliche Einfalt mißbraucht, war sein Wort. Ob ich auf Betrug klagen könnte? fragte ich kleinlaut. Hat man Euch Wein eingeschenkt bei dem Handel? — Keinen Tropfen. — Da schüttelte er wieder den Kopf und zuckte die Achseln dazu. Ich will sehen, ob ein Formfehler dabei war, sagte er, sonst kann ich zu keinem Prozeß rathen. Geht vorläufig nach Hause und holt Eure Legitimationen. Damit entließ er mich. Ich ging nun nach Hause, nicht reich und nicht arm, nicht süß und nicht sauer; es war kurios. Ich konnte die nächste Tagfahrt kaum erwarten — Was ist's mit dem Formfehler? war mein erstes Wort. Es ist leider in bester Ordnung, sagte der Kreishauptmann, da läßt sich nichts machen. Darauf mußt' ich meine Legitimationen vorlegen, und die ganze lange Formalität aushalten, die mich nun doch nichts mehr anging, die eigentliche Testamentseröffnung. Ich saß dabei wie ein Mäuschen, und wischte mir, glaub' ich, manchmal die Augen. Als Alles überstanden war, bat ich den Amtshauptmann demüthig, er möchte nur keinen Lärm damit machen;

ich würd' auch die andern Herren bitten darum. Das ist nicht nöthig, sagt er, die schweigen gewiß. Wenig Ehre macht es ihnen, die sich zu Eurem Verzicht als Notare und als Zeugen hergegeben."

„Denn sehen Sie, daß die Geschichte nicht auskäme, daran lag mir jetzt Alles, wie Sie als ein denkender Mann wohl einsehen werden. Was fruchtete es, wenn ich mir selber den Fehler vergab, und wo's nicht geben wollte, ein Fläschchen extra trank zur Herzermunterung? Die Kinder wachsen auf. Jetzt sind sie im Himmel, daß wir Bäben und Blinsen backen außer der Zeit, und daß sie Gemaltes und Vergoldtes zum Spiele haben, mehr als das ganze Erzgebirg. Aber kommt ihnen einst die Vernunft und ich sitz' als Auszügler im Hinterstübchen — gnad' mir Gott! Wir könnten ein Rittergut haben und den Adel dazu, und wären in der ersten Kammer am Landtag, hätt' unsern Alten nicht der Dummbeutel geschlagen: das würden die täglichen Fettaugen auf meiner Gnadensuppe sein. Ach Herr, auf dem Lande ist erst recht kein Gemüth bei den Kindern: sie treten uns klein auf die Zehe und groß auf's Herz — es ist ein Sprichwort und Wahrwort. Und das Gehänsel und Gehetz von der übrigen Sippschaft, und wie sich jeder Neidhart an mir letzen würde und mir den Narren stechen, nicht darum, weil ich mich selber verkürzt, sondern weil ich noch immer länger bin als das andere Grummet: das stand mir gleich in Pirna vor meinem Geist, und darnach hielt ich's bis jetzt. Ich hab' eine Erbschaft gemacht — basta! Alles Uebrige vertrübte und vermimbelte ich, und mein ganzes Wesen that ich darnach an zu einem Hüter dieses Geheimnisses."

Der Bauer kniff die Lippen, seine Mienen verfinsterten sich und mit einer gewissen Bösartigkeit sprach er jetzt, — wie wenn man ein Thier lockte: „Matzchen, Matzchen, komm' heran! Der Herr Doctor will dich sehen.

Mach' deine Aufwartung." Und hingerissen von aufkochender Wuth schüttelte er den Doctor am Rockkragen und rief mit Heftigkeit: „Herr, da hinaus gehen Sie in's Dorf! Ueberhirnig ist das ganze Gelumpe! Da heilen Sie, da kuriren Sie! dann werd' ich von selbst gesund!" Der Doctor sagte weich, und doch fest zugleich:

„Herr Raithmeyer, das ist gar nicht so unmöglich. Können Sie mir nur einen Einzigen namhaft machen, der sich erweislich dieser Nachrede schuldig macht?"

Der Bauer antwortete: „Ei, der Rakusch, der Lump schreit's ja am Tanzboden aus, weil ich ihn nicht zum Knecht mochte. Mein Jung' hat ihn rechtschaffen durchgewamst und brummte sechs Wochen in Lauenstein." — „Geben Sie sich zufrieden," sagte der Doctor, „ich will am Rakusch ein Exempel statuiren. Ich selbst klag' auf Ehrenbeleidigung; die andern mögen sich spiegeln daran." — Der Hypochonder war sichtlich erfreut von diesem Versprechen, doch brummte er sauertöpfisch: „Schlagen Sie nicht mit der Hand in die Kohlen. Das wuchert ja wie die Quecke. Sehen Sie den alten Frank an: das ist auch so ein Auszügler, wie ich zuvor sagte, und seine Familie wischt sich an ihm, wie an einer Fußdecke. Auf Michaelis wird er zweiundachtzig. Seit fünfzehn Jahren hat er seine Zuflucht bei mir; er und mein Ofen gehören zusammen wie die Kirche und der Pfarrer. Was wollen Sie? Auch der hat mich jetzt verlassen. Er sitzt lieber zu Hause, sieben Klafter tief im Elend, als daß er's beim Maßchen aushält. Und mein Rudolf selbst? das geht doch über die Hutschnur! Schreit er vorwichen, als wollt' er Todte aufwecken: alle guten Geister, das Maßchen! und rennt auf und davon. Er kam mir über eine Dose — doch, Sie sind ein Gelehrter, Sie kennen Alles." Der Bauer hielt ein Schächtelchen hin und fragte: „Was für ein Vöglein ist da drinnen!" — „Ei siehe, ein Kolibri!" rief der

Doctor überrascht von dem schmucken Anblick. — „Richtig, ein Kolibri; so nannt's der Brasilianer auch. Er bracht' es mit allerlei Andenken von Rio Janeiro mit, ich schmiß aber den Kram in die Elbe im ersten Zorn, als ich gefoppt war. Nur das Dings da verkümmelte sich, und weil's ein so galantes Geschöpfchen ist, so wollt' ich's den Kindern zum Spielen geben. Nachgerade wurmte mich aber doch Alles, was mich an den gelben Hallunken erinnerte, ich stellte mir's aus den Augen zu dem andern Gemüle auf's Gesims. Das ist nun ein Matzchen, sichtlich und greiflich, ein Prachtstück, das sich gewaschen hat! He, Herr Doctor?" Der Doctor fuhr sich wie im Traume über die Stirne und murmelte für sich: „Ja, so entstehen die Sagen!" — Der Kranke, ganz mit seinem Grame beschäftigt, fuhr fort: „Hätte mir doch Einer das gleich gesagt! Damals war's noch Zeit; — ich subhastirte meine Habe und zog in die Fremde. Gegentheils nun unterschrieb ich Tag für Tag einen andern Kauf- und Baukontract, pachtete Gemeinheiten, ging in's Geschirr mit meinem ganzen Vermögen, — und wie ich meine, die Mahlzeit wär angericht't und es sollt' uns nun schmecken, so gut es noch kann: da schmeißt mir der Satan das Matzchen in den Topf! Daß Euch das h.. D....! Der Höllenbalg war schon halb krepirt, — wer sprach noch vom Matzchen? Schäfer und alte Weiber! Aber Bosheit ist dabei, sag' ich Ihnen. Sie stellen sich zu Fleiß so. Die zwei Kernbeißer aus Berlin — geistliche Herren wollen sie sein! Der Stilling meint, er filoutirt mir das Meinige auf dem Betschemmel heraus, und der Kaiggemann läßt mich merken: geben Sie mir so und so viel, und die ganze Macht der Vernunft stell' ich Ihnen zur Seite. Und wär' ich der Narr, — am Ende theilen sie noch. Es ist abgekartet unter den Schelmen; ich sollte blind sein dazu. Verdorbene Candidaten sind's, nichts als Motten stecken

in ihrem Lügenpelz. — Ja, Herr, so war kein Mensch noch gezwickt, wie ich gezwickt bin mit dieser Erbschaft. Leg' ich meine Karte auf, zeig' ich mein Cessions-Document und beweis' Alles schwarz auf weiß — so hängen sie mir den Affen an, Kind und Kindeskinder. Bleib' ich mir treu und vertusch' ich den ganzen Kotzelhandel — so bringt mich das Matzchen unter die Erde. Daß ihr den Veitstanz hättet! Soll ich ihr Dummbart sein? Nein, lieber bin ich des Teufels Compagnon. Ich schluck's hinab. Und koch' ich lauter Galle statt Blut und verdau' ich keine Erdbeere mehr — auslachen sollen sie mich nicht! sollen mich fürchten! und ich will sie auslachen. Der Bauer sprang auf und rannte in seiner Erregtheit hastig durch die Stube. Dann riß er das Fenster auf und sprach, ohne den Doctor anzusehen zum Garten hinaus: „Das ist mein Herzpolyp. Jetzt kennen Sie den Gemüthsgrund, so tief er ist. Steigen Sie hinab, wenn Sie Courage haben."

Gott sei Dank! dachte der Doctor im Stillen, das Geheimniß wäre also da! Die Vermuthung war richtig, und das Verfahren zugleich. Was bleibt noch übrig? Die Heilung.

Der Doctor überlegte. Welchen Heilplan ergreift er jetzt? Was er zuvor für wahrscheinlich gehalten, das war ihm jetzt als Gewißheit enthüllt. Der Körper des Kranken litt nicht einseitig, sein Gemüth war die Quelle des Leidens. Dieses zu heilen, galt ihm vor allem Andern. Dabei fragte er sich um ein weiteres Wie? Zwei Dinge beschwerten das Gemüth dieses Opfers: der Drachenverruf, und — das war ersichtlich — ein noch immer unbesiegter Gram um die verkürzte Erbschaft. Wird ersterer mit Hilfe der weltlichen Obrigkeit, wie er versprochen, niederzuschlagen sein? Schwerlich. Wird dieser mit Hilfe des geistlichen Zuspruchs sich in Zufriedenheit und Genügsamkeit wandeln? Kaum. Der Kranke war betrogen worden,

und die Ideen der Gerechtigkeit leben zu stark im Menschen, als daß eine unerfüllte Gerechtigkeit nicht ewig nachschmerzen sollte. Hier also lag die Wurzel des Uebels, und hier — konnte auf Einen Hieb der Knoten durchhauen werden.

Dieser Gedankenfaden spann sich rasch ab in dem Geiste des Doctors. Ohne ein Wort zu sprechen, zog er seine Brieftasche, und blätterte, wie suchend, deren Fächer auf und ab. Raithmeyer mochte zum Schlusse seiner Erzählung eine dankbare Antwort, oder irgend ein effectvolles Kraftwort erwarten; es verstimmte ihn, daß Beides ausblieb. Mit schweigender Unlust sah er dem schweigenden Herumkramen des Doctors zu, endlich sagte er spitz:

„Sie haben wohl da ein Recept schon bei sich.“ Der Doctor heuchelte sein Vertieftsein in das Portefeuille fort und antwortete wie halb im Traume: „Ich suche einen Brief — leider! er muß zu Hause sein; — es kommt eine Stelle darin vor, — die geht wohl Sie an nach Allem, was ich jetzt höre.“ Dann klappte er die Brieftasche ruhig in's Schloß und sagte aufstehend: „Ja, ich muß mir den Brief vom Hause holen. Der sächsische Consul in Rio Janeiro ist mein Schulfreund, wir correspondiren noch. Diesen Winter schrieb er unter andern: das Neueste aus meiner Nähe sind zwei große Unglücksfälle, ein Erdbeben und ein Schiffbruch. Im Erdbeben ging ein Magazin mit Indigo unter, — man schätzt den Schaden auf 100,000 Thaler. Der Schiffbruch verschlang ein Capital in Chinarinde, das noch gar nicht berechnet ist; die Ladung war unversichert, — das Haus macht jetzt Bankerott. Seine stärksten Passiva fallen auf eine deutsche Firma, dieselbe, die auch durch das Erdbeben zu Schaden kommt. Der Universal-Erbe dieser Firma ist ein Landsmann, ein Bauer aus unserm Erzgebirg, wie ich höre. Und das ist das Curiosum an der Sache: der Mann hatte kurz zuvor

die ganze Erbschaft für einen Spottpreis verkauft; darauf kommen die zwei Unfälle und wahrscheinlich gewinnt er jetzt noch. So ungefähr," fuhr der Doctor fort, „klang jene Mittheilung, nur etwas genauer und ausführlicher ist sie; ich weiß es auswendig nicht besser." Raithmeyer hörte mit offenem Munde zu; sein Antlitz war wie in Morgenglanz getaucht. „Ich bitte, sagen Sie das noch einmal, ich will mir's aufschreiben," stotterte er mit freudezitternden Lippen. „Das ist nicht nöthig," sagte der Doctor, indem er den Schein seiner Ruhe unerschütterlich festhielt, „ich pflege meine Briefe nicht zu vernichten, dieses Schreiben muß sich in meinem Secretär noch finden." Der Kranke stand wie in Flammen. „Holen Sie's! holen Sie's!" drängte er, und schwur tausend Schwüre, wie hoch er's bezahlen wolle. Mit jenem Gleichmuth, der eine eiserne Sicherheit nach Außen erzwingt, warf der Doctor ungekünstelt hin: „Wenn wir Leute nur nicht so viel zu denken hätten! Ich konnte nach den Briefen Ihres Rudolf mit der Hand greifen, wie die Sache zusammen hing. Aber bei uns sagt Eines das And're, man hat tausend Zustände und Verhältnisse im Kopf — was gingen mich damals die Unglücksfälle aus Rio Janeiro an? Erst jetzt erinnern Sie mich wieder an diesen Brief." Der Doctor spielte seine Rolle so täuschend, daß er wohl auch einen feineren Kopf überzeugt hätte, um so mehr den rohen Landmann. An diesem war von dem Augenblicke an nichts mehr zu halten und zu stellen. Er schwur, das Erzgebirge sei nur ein Sandkörnlein gegen den Stein, der ihm heute vom Herzen falle. Der Doctor müßte unverzüglich nach Dresden zurück.

Das Stückchen Papier war nach Inhalt und Form bald hergerichtet, wie es der arme Heilbedürftige zu wohlthätiger Täuschung bedurfte. Auf dem Rückwege zog der Doctor den Kreishauptmann in Pirna noch in den Plan.

Diese Mitwissenschaft, um nicht zufällig verrathen zu werden, schien ihm noch nöthig zu gewinnen; über sie hinaus endete aber auch die Berührung des Erzgebirges mit jener zeitungskundigen Welt, die über Erdbeben und Schiffbrüche allenfalls besser unterrichtet sein konnte. Der Kreishauptmann sagte gerne sein Einverständniß zu.

Als der Doctor nach Breitenau wieder zurückkam, fand er in der kurzen Zeit die Luft um Vieles gereinigt. Denn nicht nur die verdächtige Person, der gewesene Flurschütz, hatte sich unsichtbar gemacht (er war ohnedies hier nicht heimatberechtigt), auch die sogenannten Berliner Doctoren der Theologie, die wahrscheinlich weder das Eine noch das Andere waren, sah man plötzlich ihr Absteigequartier in Lauenstein räumen. Die Erscheinung des Dresdner Doctors auf ihrem Schauplatze mochte den Abenteurern nicht ganz geheuer dünken, — kurz, die Herren beseitigten eben so still als eilig ihre schätzbaren Personen. —

Am Meisten aber freute sich der wackere Arzt über die günstige Veränderung in Raithmeyers Aussehen selbst. Mochte auch das geübte, wissenschaftliche Auge nicht ganz ohne Selbsttäuschung dabei bleiben — der Kranke schien wirklich in wenigen Stunden blühender, belebter. Und nun der Brief! Wie ein hungriger Geier fiel Raithmeyer über das Blatt her und verschlang es. Ein Charakterzug war es, daß er sich erlaubte, den ganzen Inhalt auf und ab zu lesen, blos der wenigen Zeilen wegen, die ihn angingen. Diese lernte er auswendig, wie ein Evangelium. Alles lachte und zitterte an ihm vor Freude, und preisend rief er ein über das andere Mal: „Ja, der versteht noch das Weltregiment da droben! — Rosas! Negeraufstand! — lauter Lügen. Der Kreishauptmann sagte mir's gleich. Aber nun hat er die Schläge doch gekriegt, — nur wie jener Schuljunge dort, wo er's am Wenigsten vermuthend

war. Siehste, Du gelber Hallunk, es gibt noch Erdbeben, — Schiffbrüche gibt's noch; — der liebe Gott hat mehr als Eine Hand, du verlogener Strick!" —

Der Doctor stellte sich unschuldig und fragte den Bauer: ob er jetzt auch noch wünsche, daß die Sache verschwiegen bleibe, oder ob er sein Ehrenwort wieder zurückbekäme? „Tausend Spatzen lass' ich einfangen und heft' ihnen's an Schwanz," sagte Raithmeyer. Der Doctor trieb die Täuschung fast zu weit, indem er die ganze Wichtigkeit dieses Briefes so lau und langsam zu würdigen schien, da doch der Andere Feuer und Flamme war.

Doch benützte er das erste Hochgefühl seines Patienten klüglich, um nun auch die nöthige Leibes-Diät von ihm auszufechten. Denn der Herzpolyp, sagte er, würde zwar nicht mehr wachsen, sollte er aber ganz und gar absterben, so müsse man ihn möglichst kurz halten u. s. w. Der Bauer lächelte in sich und dachte: er kann das „Doctern" nicht lassen, denn er fühlte sich schon wie ein Gesunder. Doch versprach er's und ein wirkliches Zeichen seiner Genesung war es, daß er mit Selbstbekenntniß hinzufügte: er hätte ja nur aus Desperation ein Uebriges gethan, er wolle künftig dabei bleiben, wie er aufgewachsen. —

Dem glücklichen Ausgange dieser Geschichte würde nun nichts mehr hinzuzufügen erübrigen, wenn nicht der Bauer im Drange seines dankbaren Herzens gleich von seiner „Schuldigkeit" gesprochen hätte. Diese Uebereilung, obschon sie mehr wohlmeinend als zartsinnig war, benützte der allzeit gewandte Doctor sofort, um sich neuen Dank zu verdienen und auch noch ein anderes Schicksal in's Günstige abzuschließen. Er bevorwortete seinen braven, verliebten Rudolf. Er stellte die Tüchtigkeit dieses jungen Menschen mit seinem ganzen Ansehen in's Licht; er selbst habe ihm zu höheren Ehren und Würden die Bahn zu eröffnen geglaubt, aber seine Liebe sei größer

als sein Ehrgeiz gewesen; um seiner Liebe willen blieb er auf dem Lande. Er bedauere ihn deßwegen nicht; die Landwirthschaft brauche auch gute Köpfe und könne rationelle Bildung gar wohl vertragen, doch sei es billig, daß der Wackere nun auch den Preis seiner Entsagung erringe. Allerdings besitze der Aermste nichts auf der weiten Welt, aber an sich selbst habe er die bittere Erfahrung gemacht, wie unglücklich man trotz Geld und Gut sein könne; Reichthum würde er nun gewiß nicht zu strenge fordern von seinem künftigen Tochtermann. Und dann habe er doch dem Burschen sein Heil zu verdanken. Von der hiesigen Bevölkerung gequält, aufgegeben, verlassen — wer war es, der ihm einen Doctor und, jenes Briefes wegen, den allein richtigen Doctor in seinem Leiden vermittelt, wenn nicht Rudolf? Möge er dem jungen, lebensmuthigen Paare nun ein Gütchen überlassen, das sei der Lohn, den er sich ausbitte, und er stehe dafür: der arme Eidam werde mit einem anvertrauten Pfunde zu wuchern wissen, gleich jenem Hausvater, der das seine verhundertfachte. —

So redete der Doctor, und noch sprach er, da hörte man vor der Stubenthüre einen schäkernden Zank, ein ernst- und scherzhaftes Kampfspiel, halb Güte, halb Gewalt — die Thüre that sich auf: man konnte nicht sagen von einem ordentlichen Druck und Griff, — und herein kamen Rudolf und Lenchen; man konnte nicht sagen: sie gingen, oder sie trugen, zerrten und wehrten sich — es war Alles zugleich — und Rudolf nahm das Wort: „Haben Sie schon solch' eine Patientin gesehen? Das Lenchen thut scheu wie eine Feldlerche. Ich rieth ihr, weil der Doctor schon im Hause sei, sie sollte sich ihre Wunde am Handballen richtig verbinden lassen, da würden wir es ablernen, denn die Stelle ist uncommod und wir kriegen den Verband nie heraus, wie wir

sollten." — „Wir! wir!" lachte der Doctor; „darum eben sperrt sich das Lenchen; hast Du nicht so viel Verstand, Junge? Wie gehört denn das Wir hieher? Wer hat Dich zu ihrem Wundarzt bestellt? Wer hat Dich zu ihrem Schatten bestellt? findet sie nicht allein zum Doctor? Müssen Wir überall dabei sein? he!" Es war ein herzerfreuender Anblick, wie nun auch Rudolf dastand übergossen von Verlegenheit, die ihm doch wieder nicht recht Ernst schien, und wie das Erglühen, Lächeln, Schmollen, Niederblicken die anmuthigste Verwirrung gleich einem goldenen Netze über das Paar warf. „Da halte diesen Daumen, damit Du nicht umsonst da bist!" sagte der Doctor, indem er sich zur Verbandanlegung herbeiließ, und Rudolfen als seinen chirurgischen Gehilfen anzustellen schien. Rudolf faßte die Hand des Mädchens wie ihm geheißen war, der Doctor lächelte muthwillig in sich, und im Nu hatte er beide Hände mit seiner Bandage zusammengeknüpft. Lenchen schrie mädchenhaft auf und wollte dem Scherze davon laufen. Der Doctor hielt sie zurück und nimmte seinen Ton höher: „Bleiben Sie, schönes Kind, es ist keineswegs auf eine Neckerei hier abgesehen. Dieser Verband soll halten das ganze Leben lang. Ist es so, Vater Raithmeyer?" — „Machet mir Freud'!" sagte der Bauer kurz, aber in Ton und Geberde mit dem feierlichsten Ausdruck der väterlichen Vollgewalt. Da änderte sich die Scene! Wechselnde Farben — staunende Blicke — Rudolf wollte im Dank gegen seinen Beschützer ausbrechen. Aber der Doctor winkte ihm — da wendete sich Rudolf an den Hausvater, sank zu dessen Füßen nieder, führte dessen Hand an sein flammendes Angesicht zum Kusse und stammelte unter Freudenthränen: „Wie kann ich's verdienen, das Glück?" — „Sei brav!" sagte der Bauer noch kürzer, und der Doctor fügte hinzu: „Mein Auftrag an Dich ist länger, Du glorioser Held, der vor einem Kolibri ausreißt. He, soll das noch einmal passiren auf

diesem Grund und Boden? Höre mich, Rudolf. Du überkommst Haus und Feld, Du wirst dich auf einen stattlichen Wohlstand arbeiten. Dein Kopf wird keine Null sein im Gemeinderath; ja, ich bilde mir ein, ich darf Dich einst als Schultheiß begrüßen in Deinen reiferen Mannesjahren. Wohlan, fasse schon in diesem Augenblicke gute Vorsätze für deine künftige Wirksamkeit. Die Volksbildung von Breitenau laß Dein Augenmerk sein. Die hiesige Schulstelle ist eine der ärmsten und versunkensten — wenn der Lehrer selbst nach Feld und Garten muß, wie soll er das Unkraut in Euern Köpfen bemeistern? Inzwischen wird das Oertchen in Aufnahme kommen, wenn mehr solcher Arme der Gemeinde zuwachsen; Prachtmenschen wie Ihr werden den Stand der schulfähigen Jugend auch gehörig vergrößern; — so bind' ich Dir, wie gesagt, ganz besonders die Schule an's Herz. Was Du aus deinen eignen Mitteln wirst thun können; der Pfennig, der Thaler der sonst als Opfergabe zu haben ist — wend' es auf diesen Zweck. Jeder Mensch hat einen Lieblingsgedanken, den er durchsetzen will im Leben, und wer mit festem, thätigem Mannessinn unverrückt darauf lossteuert, der erreicht ihn gewiß eh' er den letzten Kalender an die Wand hängt, — das glaube mir. Wohlan, Dein Gedanke sei die Aufklärung. Aber eine andere als des Herrn Knigge mann seine mit dem goldenen Zahn, hörst Du? das wollt' ich Dir empfohlen haben. Das soll Dir eine Art Sühnung sein. Und wenn durch Deinen Einfluß dereinst ein wohldotirtes, spiegelblankes Schulhaus dasteht, dem man's mit lachendem Herzen ansieht, daß Licht und Luft aus- und einströmen darin — dann nimm das liebe, unschuldige Vöglein hier aus Brasilien, stell' es unter Glas und Rahmen in die Schulstube zum abschreckenden Beispiel eines giftigen Aberglaubens, und schreib' darüber: Das letzte Matzchen. — Willst Du das?" — —

Die Braut des Gelehrten.

Novelle.

1854.

Die Braut des Gelehrten.

I.

„**Potentilla rupestris**!“ scholl es in die Tiefe hinab.

„**Gentiana asclepiadea**!“ rief es aus dem Abgrunde zurück.

Beide Stimmen schwiegen hierauf eine Zeit lang.

„**Valeriana celtica**!“ ertönte es nach einer Pause auf dem Felsenkamme. Die Schluchten der Berge wiederhallten weit hin von dem Brustton des jugendlich-markvollen Rufes.

In der Tiefe wurde ein weißer Filzhut sichtbar. „Auch die Valeriana hast du?“ Ein Steigeisen schaufelte und klirrte.

„Soll ich dir helfen, Vater?“ rief die Stimme auf der Felsplatte.

„Danke, danke! Allein kommt man am besten fort über dieses Gerölle,“ war die Antwort eines offenbar älteren Mannes vom Abhange zurück. Im nächsten Augenblick hatte er das Hochplateau neben dem Andern gewonnen.

Der alte Herr legte mit bedächtiger Sorgfalt sogleich seinen Shawl um Hals und Brust, als er den frischen

Luftzug dort oben gewahrte; dann erst sah er nach dem blumigen Standorte des gesuchten Alpenheilkrautes aus. Die ganze Stelle duftete von der starkriechenden Pflanze. Er pflückte ein Exemplar und bemerkte dazu: „Wir müssen also in bedeutender Höhe hier sein, denn die **Valeriana cellica** —"

„Messen wir wieder!" sagte der Jüngling rüstig entschlossen. „Dort drüben liegt ohnehin schon unsere Baude, wir haben nichts zu versäumen."

„Wo liegt die Baude?" fragte der Vater, umständlich in die Runde blickend.

„Dort; sie scheint erst kürzlich geweißt; wie Silber funkelt es an der Sonne."

„Wahrscheinlich eine Umkleidung mit Birkenrinde," antwortete der Aeltere und griff in die geräumige Rocktasche des Jüngern nach einem Dollond. Dieser aber holte sorglos aus der andern Tasche des bequem gearbeiteten Reisekleides eine blecherne Kanne sammt Heizgestell, eine Bouteille mit Wasser, ein Fläschchen Weingeist, einen Thermometer, und machte alle Anstalten einer Höhenmessung nach dem Wasserkochpunkte.

„Halt ein!" unterbrach ihn plötzlich der Vater, der sich inzwischen sein Fernrohr zurecht gestellt. „Das ist keine menschliche Wohnung, was dort so mauerweiß an der Sonne spiegelt."

„Was ist es, Vater?"

„Nichts als eine Felswand, die wahrscheinlich von kalkhaltigen Quellen trieft, denn so viel ich beobachten kann, scheint sie von einem gelbweißen Kalksinter ganz überzogen."

Der Sprecher reichte das Fernrohr dem Jüngern dar, und dieser hatte kaum einen Blick in dasselbe geworfen, als er sogleich sagte:

„Wie das freie Auge sich täuschen kann! Für ein

blankes, kokettes Feenschlößchen hielt ich's, für den Lockvogel aller Reisepoesie, und ist wahrhaftig nur eine überkalkte Felskante. — Vorwärts denn!"

Er packte eben so rasch seine Meßapparate wieder zusammen, und nachdem man erst noch ein paar Hände voll der Valeriana gesammelt, griffen die Wanderer mit erneuter Reiselust aus.

Der Weg ging über den Alpensattel gelinde thalwärts. Während desselben demonstrirte der alte Herr aus seiner profilirten Höhenkarte, daß die Baude eigentlich näher liegen müsse als jener Kalkfelsen, der sie nach Art aller Alpenfirnen arg zu täuschen scheine, und sicher einem andern Thalsysteme angehöre. Die Frage war nur, wo sie nun lag? denn die beiden Gelehrten hatten, vertieft in ihr Botanisiren, den topographisch vorgezeichneten Weg längst verloren und trieben so ziemlich im Ungewissen.

Indessen hatten sie den Hochblock gänzlich überschritten, und die Seite, nach welcher er am entschiedensten abfiel, belehrte sie mit einer plötzlichen Wendung. Eine ungeheure Thalschlucht schnitt klaffend und gähnend zu ihren Füßen, mitten durch's Gebirge, und jenseits auf einer kühn ausspringenden Felsentafel hing luftig und keck wie ein Schwalbennest die gesuchte Baude. Die ganze Wendung war das Ereigniß der kürzesten Frist. Die Wanderer setzten erfreut über diese rasche Lösung unter wissenschaftlichen Gesprächen ihren Marsch fort.

Die Voralpe war auf dieser Seite hier bewaldet, und wie der schwarze Tannenforst Gipfel über Gipfel aus der Thaltiefe heraufstieg, schwebte der Fuß der Wanderer noch hoch über die Spitze der höchsten und letzten. Es war ein wild-romantischer Gang.

Inzwischen neigte der Pfad immer merklicher zur Waldregion hinab, und bald verschlang das mächtige Nadelgezweig unser Paar.

Eine Grube in der Erde, vor welcher einige Knöchelchen aufgehäuft lagen, betrachtete der ältere Herr mit Interesse. „Sieh hier ein Fuchsbau, Robert!“ rief er dem Jüngeren zu.

Dieser antwortete: „Die Wärmegränze, scheint's, reicht diesseits bedeutend höher bergan, als jenseits. Wir finden hier Vegetation und Thierleben, wo drüben nur fürchterlich todte Steinschuren die Alpleyne bedecken.“

Aber der Aeltere hielt sich bei den Knöchelchen auf. „Es hat mir stets ein Widerspruch der Natur geschienen,“ sagte er, „daß ein Thier von so schlauen Instincten wie der Fuchs die Reste seiner Mahlzeit nicht besser verbirgt, als unmittelbar an seiner Hohlenmündung. Das macht er unklug, Meister Reinecke. Ja, ja, auch das größte Genie läßt sich über Zügen von Schwäche betreten.“

Der Jüngere dagegen machte auf das Wasser in der Thalschlucht aufmerksam, dessen Farbe er eigenthümlich opalisirend fand. „Die Voralpe weiter oben,“ sagte er, „bestand aus Feldspat mit Quarz und schwarzem Glimmer durchzogen. Sollte der Bach dort eine Quelle haben und feingeschlemmte Glimmerblättchen mit sich führen, welche ihn also gefärbt erscheinen lassen?“

„Ich war eben im Begriffe, dieselbe Meinung auszusprechen,“ antwortete der Vater, „indeß studire ich hier,“ setzte er mit eifrigem Blicken in die Karte hinzu, „den seltsamen Weg, den wir genommen. Ich sehe wohl, wir haben durch jenen Uebergang der Valeriana-Höhe mit einem kühnen Querschritt unsern Marsch abgekürzt, doch frägt es sich jetzt, ob die Bande von dieser Seite zugänglich? Sehr unbetreten scheint sie, und wenn dieses Wasser nirgends überbrückt ist, so sind wir schlimm gefahren.“

„Lupus in fabula!“ rief der Jüngere. „Dort unten schwebt etwas wie eine Hängebrücke; ich müßte mich irren, wenn es nur ein gestürzter Baumstamm wäre.“

Man schritt lebhaft auf die Stelle zu.

Als sie erreicht war, erwies es sich, daß es Beides war: Brücke und Baumsturz zugleich.

Eine Tanne am diesseitigen Ufer war gebrochen und berührte das jenseitige kaum noch mit ihrer dünnsten Wipfelspitze. Man hatte ihr hinderliches Gestrippe abgeholzt, die übrig gebliebenen Zweige aber der Länge nach mit einigen Knüppeln überpfählt, und auf das Ganze Waldstreu geschüttet. Diese elende Bedielung neigte sich zu beiden Seiten des Stammes in die Tiefe, die Waldspreu war an vielen Orten eingesunken, an mancher sogar durchlöchert. Das war ein Uebergang über einen Abgrund von einigen hundert Fuß, über unruhiges Wassergetöse in scharfkantigem Felsenbett.

Die beiden Gelehrten standen schweigend vor diesem Gerüste.

„Es ist haarsträubend," rief der Jüngere, „eine Vorrichtung für Lebensüberdrüssige."

Der Aeltere forschte in der Karte und sagte trocken: „Ich finde keine Brücke hier angedeutet."

„Wahrhaftig," rief der Jüngling aus vollem Herzen, „den Topographen würde ich in Anklagezustand versetzen, der hier eine Brücke zeichnete. Eine Wildfalle ist's, was wir da sehen, — ein Galgengerüst!"

Der Vater sah schweigend auf und nieder.

„In der That ein verbrecherischer Anblick," ergoß sich der Jüngling weiter. „Das Ding sieht aus wie ein kraftvoll gezeichneter Mordgedanke. Was nun zu thun?"

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so regte sich's in der Nähe. Den Bach herauf, dem unsere Wanderer hinab gefolgt waren, kam ein Mädchen durch das Getann in der ländlichen Tracht dieser Gegend. Sie trug eine Angelruthe über der Achsel und einen Binsenkorb mit einigen Fischen am Arme. Das schöngezeichnete, apfel-

frische Gesicht mit einem offenen Gruße den Wanderern zuwendend, schritt sie an ihnen vorbei und betrat die Brücke. Sie ging über das Gebiele hinweg, so leicht und sicher, daß es zweifelhaft war, ob sie von der Brücke geschaukelt wurde, oder ob sie in ihren eigenen Hüften sich wiegte.

Der junge Mann hatte alles Blut im Gesicht bei diesem Anblicke.

Der Vater sah ihn an und sagte, in seiner Röthe die Farbe der Beschämung erblickend, gleichsam beschwichtigend: „Jetzt begreifen wir, warum wir so viele Krüppel in dieser Bergregion gefunden. Wenn das Volk so verwegen mit seinem Leben umspringt, — wie sollte es anders sein?“

Der Jüngling erwiederte kein Wort. Aber heftig ergriff er den Arm des Vaters und zog, ja trug ihn fast mit rascher Gewandtheit über den Steg.

„**Fortes fortuna adjuvat!**“ tröstete sich der alte Herr drüben auf festem Felsengrunde. Eine seltene Moosart in der Nähe zog dann sofort seine Aufmerksamkeit auf sich.

Robert blickte in's Weite aus. Sein Auge ist glühend lebhaft; es sucht fast herausfordernd, und der Schmerz der Täuschung fährt über sein Antlitz. Nirgends eine Spur.

Der Weg zur Baude wand sich diesseits eben so terrassenförmig empor, als jenseits des Baches abgedacht. Die ganze Strecke ließ sich ziemlich frei übersehen. Wenn das Mädchen verschwunden war, so mußte rechts vom Wege sich irgend eine Seitenschlucht einsenken, in die sie hinabgestiegen. So schloß der Jüngling.

Sein väterlicher Reisegefährte botanisirte indeß ruhig des Weges dahin. Von den Moosen einmal angeregt, kam er auf seinen verewigten Lehrer, den allverehrten Doctor Heim in Berlin zu sprechen, der ihm zuerst die Leidenschaft für Kryptogamen mitgetheilt. Er knüpfte an

die Nennung dieses Namens eine Reihe jener liebenswürdigen Geschichten und Charakterzüge, deren der Leser einige aus der vortrefflichen Keßler'schen Biographie kennt, welche aber auch Robert schon zum öfteren Male, wie es schien, gehört hatte; denn schweigend nahm er die Erzählungen des Vaters dahin, botanisirte ruhig neben ihm hin, ja entfernte sich nach und nach immer weiter hinweg zwischen Fels und Getann.

Er nahm seine Richtung rechts vom Wege ab. Bald hatte er den Vater aus dem Gesichte verloren. Ein schmaler Felssteig fiel schroff in ein kleines, heimlich umschlossenes Thal, wie er ein solches mit Recht hier vermuthet. Das Thal war von großen Steinblöcken auf's wildeste angefüllt, aber dazwischen drängte sich weiß und roth blühendes Gebüsch mit reicher, wuchernder Fülle. Ein Knabe weidete einige Ziegen in dieser reizenden Bergschlucht, und siehe! mit dem Knaben im Gespräch stand das Mädchen, das unser Ankömmling so plötzlich vermißt und so eifrig gesucht hatte. Sie hatte den Binsenkorb mit den Fischen neben sich in's Gras gestellt, die Angelruthe hielt sie aber wie einen Speer in der Hand.

Der junge Gelehrte — Privat-Docent an einer deutschen Universität — hätte ein gekröntes Haupt oder eine europäische Berühmtheit, wenn sie mitten in einer Vorlesung ihn überrascht, wahrscheinlich mit schnellerer Fassung zu begrüßen gewußt, als in diesem Augenblick das Landmädchen. Eine glühende Röthe übergoß sein Gesicht, als er befangen und verwirrt wie beim ersten Eintritt in die Welt ihr die Worte zusammelte: „Das Schönste findet der Wanderer doch immer abseits von seinem Wege."

Der Doppelsinn, ob er die abgelegene Schönheit dieses Plätzchens, oder ihre eigene Schönheit meinte, wurde durch Ton und Haltung des Sprechers nur zu deutlich

aufgehoben. Die Gebuldigte verrieth auch, indem sie augenblicklich das Auge niederschlug, und ein feines, geschmeicheltes Lächeln in den Wangengrübchen versteckte, daß sie jene Worte richtig zu beziehen gewußt. Aber mit weiblichem Tacte auslenkend, antwortete sie im entgegengesetzten Sinne: „Das Gebirge hier ist voll dieser schönen und schönsten Stellen. Ich habe rings herum meine Lieblingsplätze, und lasse mir's nicht leid thun um Müh' und Noth, die jeder Schritt in diesem Felsenmeere kostet."

„Zum schönsten Beweise, daß ein frisches Herz kräftiger ausdauert, als Alles, was sich ihm hindernd entgegenstellt."

„Die anderen Bergleute," sagte das Mädchen, „schmachten und trachten hinaus in's Flachland, wie in ein Paradies. Fruchtender ist's freilich dort. Aber ich kann mir die Lust daran nicht vorstellen. Ich nicht."

Robert erwiederte schnell: „O, wer einmal Gemüt für die Natur hat, der hat es immer. Sie würden das Anmuthende des ebenen Landes nicht minder vorliebend herausfühlen. Glauben Sie es!"

Eben so schnell antwortete die Fremde: „Wohnen Sie selbst im ebenen Lande?"

Die beiden Sprechenden schwiegen betroffen. Robert sagte sich, daß er, ohne selbst zu wissen warum, den Sinn des Mädchens für das Flachland einzunehmen gesucht, wegen der Lage seines eigenen Aufenthaltes, und dieses hatte mit der natürlichsten Einigung das Verständniß jenes Bezuges verrathen.

Wenn die Geschlechter, wie hier, in zwei schönen, ebenbürtigen Gestalten einander gegenüber stehen, so ist ihr Beisammensein schon durch sich selbst ein anspruchsvolles, indem Jedes des Andern sich werth fühlt, und unbewußt die gleichen Gedanken des Zweiten erräth. Fällt aber vollends in diesem Sinne bedeutungsvoll Wort oder

Wink, so wird die Gemütsspannung sofort die peinlichste der Kleinlichkeit klagt man sich an, in entfernten Anspielungen auszudrücken, was so offen durch die Natur selbst darliegt. Es wäre dann besser, entweder auf durchaus Fremdes abzulenken, oder mit gradsinnigster Freimüthigkeit das Wort auszusprechen, das einzige Schlagwort eines solchen Gegenübers: ich bin Dein!

Ehe unser Paar noch den einen oder den andern Ausweg dieses Augenblicks zu ergreifen im Stande war, störte ein Zwischenfall Alles. Ein weißer Filzhut kollerte die Felstreppe herab wie eine Cascade. Das Mädchen sprang aufgescheucht fort, scheinbar um dem Brüderchen zu helfen, einige eben so verscheuchte Ziegen zu sammeln, Robert aber griff den Hut auf, selbst nicht wenig erschrocken, ob dem Vater irgend eine Gefahr begegnet. Im nächsten Momente stand er dem alten Herrn zur Seite. Dieser botanisirte aber über der Felskammer ruhig dahin; ein tiefhängender Zweig, unter dem er hinweggekrochen, hatte mit einem elastischen Schwung ihm den Hut vom Haupte geschnellt.

„Findet sich Ausbeute da drunten?" fragte der Naturforscher arglos.

Robert sah den Vater an, warf den zweiten Blick in die Thalschlucht, und überzeugte sich, daß die innere Vertiefung derselben verborgen lag.

„Ich habe mich um die Flora nicht umgesehen," antwortete er dann, „ein Ameisenbau der Formica rufa nahm meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Er war gegen einen Abhang gestellt, die einzige Lage, wie Du weißt, wobei er sich im freien Naturleben beobachten läßt. Leider jagte ein Hirt mit seinen Ziegen, noch ehe ich's —"

Der Vater sah dem Sohne mit einem ruhigen Blick in's Auge. Dieser stockte und eine flammende Röthe überströmte ihn. Er war ein viel zu gebildetes Gemüt, als

daß nicht der geringste Reiz sein Gewissen erregt hätte. Aber noch einmal blickte er gegen die Thalschlucht, und überzeugte sich noch einmal von ihrer verborgenen Lage.

Der Vater folgte diesem Blicke und lächelte. „Es ist wahr," sagte er, „sehen kann man sie nicht, aber hören. Dieses Felsgeklüft hier ist von einer bewunderungswürdigen akustischen Struktur. Kein Vocal entging mir hier oben. — Robert!"

Jemanden bei seinem Namen aufrufen, ist die mildeste und trotz ihrer Kürze bedeutungsvollste Rüge. Der Jüngling fühlte sich schmerzlich bewegt über dieselbe; er sagte bescheiden: „Weil ich es soll, so gesteh' ich es gerne; jene Erscheinung zog mich nach sich. Ja, das Mädchen machte Eindruck auf mich. Warum verwunderst Du Dich, Vater? Es war ein Bild voll weiblicher Reize, das dort in Wildnißschauern uns aufging. Und wie sie so herzhaft über die Brücke schritt, uns Männern ein Vorbild, — haben wir stillschweigend sie nicht Beide bewundert? Welchen Moment aber denkst Du Dir nur, fähiger auf das Herz zu wirken, als wenn die Schönheit zugleich sinnlich gefällt und moralisch erhebt?"

So also wirkte ein Moment nach, den sich der alte Herr nur höchst einseitig gedeutet. Jetzt aber war es ausgesprochen, und mit so voller, bestimmter Tiefe, daß der Vater eine gänzlich klare Thatsache überschauen konnte. Er schwieg überrascht, bestürzt, die Aeußerung des Sohnes ging ihm zu Herzen.

Nach einer Pause antwortete er in Bezug darauf: „Dein Gefühl ist an sich richtig, bedenk' ich es aber, so scheint es mir in einem unrichtigen Verhältnisse zu stehen zu der Gelegenheit, wo es erregt wurde. Daß es der anregendste Moment sei, wenn die Schönheit zugleich sinnlich gefällt und moralisch erhebt, das ist gut gesagt, nur glaube ich, ist die Ursache Deiner moralischen Erhebung keine

wirkliche hier, sondern eine scheinbare. Scheinbar nämlich ist ohne Zweifel der Muth jenes Mädchens gewesen, womit sie über die Brücke ging, weil diese selbst, wie unser eigenes Heil beweist, nur scheinbar, aber nicht wirklich gefährlich war. Und war sie wirklich gefährlich, dann haben wir wieder nicht Muth gesehen, sondern Verwegenheit, die uns doch sicher nicht moralisch erheben wird."

„Erlaube," antwortete Robert, „diese Unterscheidung scheint mir zwar der Logik, aber nicht der Natur anzugehören. In der Natur ist ohne Zweifel Ein und Dasselbe zugleich gefährlich und auch nicht gefährlich, je nach dem Maße körperlicher und geistiger Tapferkeit, das bei dem Einzelnen entwickelt ist. Haben wir gebangt und geschaudert vor jener Brücke, so verriethen wir eine tiefere Stufe dieser Entwickelung, und das Mädchen ließ uns einen höheren Grad davon sehen, zu dem wir uns erst mit einem moralischen Raptus aufschwangen, während er ihr natürlich war. Das nenne ich den moralischen Eindruck, zu dem sie mich mit fortgerissen hat. Ich habe in ihrem Brücken-Uebergang, wie in einem einzigen Bilde, die Summe jener großen und heroischen Seelenkräfte angeschaut, welche die Gebirgs-Natur im Menschen entwickelt, und welche wir mit einem Wort Charakter nennen können. Dieser Charakter, getragen von einer sanften, weiblichen Schönheit, und umgekehrt, die Züge dieser Schönheit im großen Style gezeichnet durch jenen Charakter-Ausdruck: das machte die Schönheit dieses Mädchens mir bedeutend. Kein moderner Gedanke ist ihre Büste, wohl aber ein antiker."

Einer solchen Logik des Gefühls wußte der alte Herr nichts entgegen zu setzen. Er schwieg. Nach einer Pause warf er die Aeußerung hin: „Vielleicht überträgst Du doch die allgemeine Schwärmerei der Reisestimmung auf dieses vereinzelte Motiv."

Robert erwiederte nichts darauf. Der Vater blieb im Ungewissen, ob sich der Sohn wirklich von einem Körnlein Wahrheit in diesen Worten berührt fühlte, oder ob seine Herzensregung so tief sei, daß er sie nicht weiter mehr preisgeben wolle.

Beide Gelehrte setzten im Aeußern ihre wissenschaftliche Beschäftigung fort, aber beide fühlten, daß ihre innere Stimmung eine andere geworden. So legten sie die übrige Wegesstrecke zurück und erreichten die Alpenwirthschaft der Baude.

II.

Lebhaft ging's her darin. Ein paar junge aufgeschossene Schottländer nahmen die Mühe auf sich, in der einsamen Bergbütte den Lärm eines europäischen Hotels herzustellen. Sie durchjagten das Haus von einem Ende zum andern, schrien sich aus allen Dachlucken und Kellerlöchern an, und schossen nach jedem Zaunpfahl aus ihren Pistolen. Dabei legten sie keinen Augenblick ihr „highlands-dress" ab, von welchem ihr Vater allen Ernstes behauptete, es stecke die Würde der britischen „Constitution" darin. Dieser Gentleman sorgte in seiner Weise für eine eben so lebhafte Unterhaltung in der Gaststube, wie seine Herren Söhne im Freien. Die hochgesteiften Vatermörder an den Augenbraunen, die langgestreckten Beine über ein halb Dutzend Stühle geschlagen, saß er mitten in der Baude und ergänzte, aus dem kreisamtlichen Wochenblatte überlaut lesend, sein deutsches Sprachstudium. Dabei holte er häufig Rath bei seiner Umgebung über die Bedeutung eines Wortes. Diese Umgebung bestand aus einigen Gebirgskrämern und einem lahmgeschossenen Forstwart vom nächsten Städtchen, welcher im Hause „der Onkel" hieß. Die ungeschulten Leute gaben dem Schottländer Bescheid, so

weit sie vermochten, was allerdings nicht sehr weit war. Endlich fiel es dem unermüdlichen Sprachforscher ein, auch das Amtsblatt mit allen seinen Edicten, Citationen und Convocationen vorzunehmen, wodurch er die Verlegenheit der armen Anwesenden in's Unglaublichste vermehrte. Man ersetzte beiderseits durch stark aufgetrages Accentuiren, was an innerem Verständnisse abging. Das wunderlichste Deutsch entwickelte sich in der Aussprache des Hochländers und in den verschiedenen Dialect-Conflicten der Gebirgsleute selbst. Wenn aber trotz aller Anstrengungen Nüsse, wie: Alimentations-Rückstände und Insinuations-Mandatare ungeknackt bleiben mußten, dann murmelte der Schottländer ein: **detestable language!** in den Bart und spuckte lebhaft dazu aus. Mit der Ankunft unserer Freunde endete diese Noth, denn als sie anfingen, auf dem einzigen und allgemeinen Familientisch des Hauses ihre Pflanzen kunstgemäß einzulegen, da merkte der Fremde, daß er mit Männern der Wissenschaft zu thun habe, und richtete seine Fragen an sie allein.

Die **detestable language** verstummte zwar in Folge dessen, da aber die Cautionen, Pupillen und Curatele im Englischen ungefähr eben so klangen, so machte der scharfsinnige Brite nunmehr die Bemerkung, daß das Deutsche eigentlich nichts als ein verdrehtes Englisch sei. Doch beobachtete er die Förmlichkeit, die beiden Gelehrten für ihre Bemühungen zu Gaste zu bitten. Er habe sich ein Gericht Forellen bestellt, sagte er, da die **miserable cabin** sonst doch **mausekahl** zu sein scheine. Bei dem Worte Forellen wurde Robert aufmerksam. Der Schotte bemerkte es und fragte, ob er ein Liebhaber dieses Fisches sei, er für seine Person schwärme für ihn. Aber Robert erinnerte sich, daß das Mädchen, dessen Begegniß so lebhaft ihm nachklang, mit Angelruthe und Binsenkörbchen versehen gewesen, und wahrscheinlich eben diese Forellen geholt habe, zu denen

er jetzt gebeten wurde. Dieses Wiederfinden verwandelte seine ganze Stimmung. Er verwunderte sich jetzt, wie schnell er jenes Bild als ein für immer entschwundenes betrauert habe, da ihm doch der Gedanke nahe liegen konnte, er werde sie in dieser Bergwirthschaft antreffen und sie gehöre einem Hauswesen an, in dessen Umgegend sie ihm erschienen. Robert erschrak, in diesem schnellen, plötzlichen Verzichte jenen Zug von Selbstquälerei zu finden, der in der Liebe eine tiefe, ausgebildete Leidenschaft kennzeichnet. Fast hätte er gewünscht, die gefährliche Ursache dieser Leidenschaft nicht wieder zu sehen, aber das Gegentheil wünschte er nicht fast, sondern wirklich. Er strahlte von Glück, dem Mädchen in jedem zu hoffenden Augenblick gegenüber zu stehen.

Aber es kam nicht so. Denn als man sich darauf zum Mittagstische setzte, und die ganze Familie des Hauswirthes, Knaben und Mädchen jeder Altersstufe, mit patriarchalischer Gewohnheit ihre Plätze einnahm, da blieb sie aus, die ersehnte Erscheinung. Der Baudenwirth erzählte, er habe seine Vittore auf einen Gang nach der Sägemühle ausgeschickt. Er lasse nämlich anfragen beim Sägemüller, seinem Schwager und Geschäftsfreund, ob er baar Geld vorräthig habe, und hätte sich im selbstigen Falle ein gewisses Sümmchen ausgebeten. Er stünde im Begriffe, nächste Woche ein Stück Waldland mitzusteigern, und plötzlich sei ihm der Wink geworden, er möge sich diesmal nicht ohne Baar-Caution einfinden, wie es gut bebauete Leute wohl unter dem vorigen Amtshalter gekonnt. Der neue Herr gedenke seine eigenen Freunde bei dem Geschäfte zu begünstigen, und würde jeden Formfehler benutzen, Andere davon auszuschließen. Darüber sei das Mädchen eilends zur Mühle beauftragt worden.

Der Jüngling verbarg seinen Unmuth so gut es gehen wollte, der Hausvater fuhr fort, den Besitz jenes Wald-

landes zu rühmen, der Schottländer hörte mit philologischer Aufmerksamkeit zu und ließ sich jedes dritte, vierte Wort übersetzen. Seine Herren Söhne, die selbst bei Tische kein Stück von ihrem vollständigen „highlands dress“ ablegten, unterhielten sich inzwischen damit, daß sie immer von Neuem ihre Pistolen luden und durch das offene Fenster nach einem wohlerhaltenen Hirschkopf im Frontispiz des gegenüberliegenden Wirthschaftsgebäudes schossen. Der Vater schien kein Gefühl für das Unpassende dieses Vergnügens zu haben, sondern verglich vielmehr seine Jungen auf's Anspruchsloseste mit Lord Byron, jenem „wonderful fellow,“ der seine Sicherheit im Pistolet-Schießen so hoch wie seine Poesie angeschlagen habe.

Der Mittagstisch zog sich in die Länge, aber endlich ging er doch zur Neige. Robert behielt keine Hoffnung übrig, die Zurückkunft des Mädchens erwarten zu können. Selbst die letzte verschwand. Der Vater war sonst gewohnt, Mittagsruhe zu halten, und diese konnte heute versprechen, nach dem tapfern Gebirgsmarsch in schwüler Sommerluft etwas länger als in der Regel zu dauern. Der Sohn wäre sicher der Letzte gewesen, den Verspäteten zu wecken. Er selbst hätte inzwischen den Rest der gesammelten Pflanzen eingelegt, dabei konnte er mit wissenschaftlicher Sinnigkeit den Stundenschlag gleichfalls versäumen. Kurz, es verlohnte sich zuletzt nicht mehr, am spätern Nachmittag aufzubrechen. Man blieb in der Baude zu Nacht, man schied erst des Morgens von ihr. So rechnete die Jugend.

Aber das Alter rechnete diesmal behender. Denn kaum war der Kaffee genommen, als der Professor — in diesem Charakter hatte der alte Herr sich gegeben — die Fortsetzung des Marsches wie ein Ding in Angriff nahm, das sich nun unmittelbar von selbst verstand. Robert war überrascht und bestürzt. Er erinnerte an die übliche Siesta — aber der Vater fühlte in der Frische der Bergluft jene

Neigung gänzlich hinweggespült; er mahnte an das Einlegen der übrigen Pflanzen — aber der Professor meinte, das wäre ein Geschäft für die Nachtherberge, ein Reisender müsse mit der Zeit umgehen, wie eine Schiffskajüte mit dem Raum. Dabei machte er sich Stück für Stück wanderfertig. Mit mechanischen Handgriffen ahmte der Jüngling das Beispiel nach. Im nächsten Augenblick standen die Abschiednehmenden vor der Baude.

Der Wirth trat mit ihnen in's Freie und erklärte ihnen den Weg. Das Beispiel Vittore's, die durch jenes Seitenthal ihnen zuvor sowohl angekommen als wieder abgegangen, belehrte die Wanderer, daß man neben der Karte die mündliche Landeskunde doch nicht verschmähen dürfe. Alle Drei standen jetzt vor der Rampe des Hauses und ringsherum blickten die mächtigen hohen Berghäupter.

„Wie heißt jene riesige Kuppel dort droben im Norden?" fragte Robert den Baudenwirth.

„Das ist der Altvater, Herr Doctor, 4700 Fuß hoch, wie in den Schulbüchern meiner Kinder steht."

„Bedeutet es nicht Sturm, das weiße, gekräuselte Federwölkchen, das seinen Gipfel umspielt?"

„Nein, Herr Doctor, das hat nichts zu bedeuten."

„Dort über den Föhrenwald ragt ein Kulm, der einen kühngezirkelten Bogen in die Luft schneidet. Das ist — "

„Das große Rad, mit Ergebenheit, 4600 Fuß."

„Ganz recht, in dieser Richtung muß es liegen, das große Rad. Aber ich sehe eine Linie von einer schwarzen compacten Wolke dahinter sich abheben — das ist die Stratusbildung, eine elektrische Wand-Wolke; sie bringt Gewitter, nicht wahr?"

„Im mindesten nicht, Herr Doctor, vom großen Rad kommen sie nie, unsre Wetter."

„Hm! Ist das nicht die Tafelfichte, das Hochplateau,

das dort nach dem äußersten Westen sich streckt, wie eine lange, versteinerte Zunge?"

„Das ist die Tafelfichte, ja; 3300 Fuß."

„Was für ein bleifarbner Dunst umhüllt sie! Das ist ja eine Luft wie aus Pulver und Eisenspänen! Elektrische Spannung, Anhäufung von Gewitterdünsten, meinen Sie nicht?"

„Gott behüte. Das ist so die Farbe der Tafelfichte in diesen Stunden. Abends glüht Ihnen das an, Herr Doctor, wie eitel Purpur und Rosenschein. Wir laufen immer mit Kind und Kegel zum Sonnenuntergang — diese Bank steht eigens dafür da."

„Sie fürchten also kein Wetter für die nächsten Stunden von dort her?"

„Ei beileibe nicht! Das gibt den schönsten Tag — und Abend dazu. Seien Sie außer Sorge, Herr Doctor."

Der Jüngling warf seine Reisetasche über die Schulter und schritt aus.

III.

Die Wanderer gingen schweigend neben einander her. Unterwegs sahen sie von dem untern Thalmunde aus wieder in jene Felsenkammer hinein, an deren oberer Keilspitze das schnellgestörte Zusammentreffen mit Vittore seinen Schauplatz gehabt. Noch konnte Robert einige hochkletternde Ziegen erkennen, welche der Bruder des Mädchens in der Ferne jenes Thalendes weidete. Der Jüngling ließ lange sein Auge an dieser Stelle haften und murmelte dann im Weiterwandern träumerisch vor sich hin:

„Gedanken kamen viel, und gingen wieder:
Das Bild, das nicht mehr geht, ist Dein Gepräge!"

Er sprach sie persisch, diese vollempfundenen Worte Saadi's, mit der ganzen Innigkeit eines Naturlautes.

Den Professor mochte die Musik der wohlbekannten Verse anklingen, wenn auch der Wortlaut halbflüsternd verhauchte. Und sei es, daß er das Bedürfniß fühlte, den schweigsamen Gang gesprächlich zu beleben, sei es, daß er sogar einen väterlichen Beruf fühlte, eine ernstere aber vermeintlich unpassende Leidenschaft verstandesgemäß zu erörtern — genug, er knüpfte an die belauschten Worte an und begann:

„Eine Bildung, lieber Robert, die mit Saadi in der Ursprache seufzen kann, wäre zu reich an Hilfsquellen, sollte man denken, um überhaupt seufzen zu müssen. Was dünkt Dir davon?"

Mit der Entschiedenheit einer vollen Gemüthsstimmung antwortete Robert: „Bildung! Bildung aus persischer Ursprache! Gott weiß, was ich davon halte! Ich kann mich deren nicht rühmen. Womit hätte Persien und die ganze morgenländische Literatur die deutsche Bildung bereichert? Ist die Eintönigkeit der Ghaselen eine Erweiterung nur unserer Formen? Sind die Stoffe der morgenländischen Poesie eine Veredlung unsers sittlichen Inhalts? Lieb' und Wein sangen wir schon aus der Schule des Horaz und Anakreon nach der Leier Gleim's, das Lob des Propheten ist uns gänzlich unbrauchbar, das Lob der Sultans-Despotie und der Jünglings-Schönheit aber noch mehr als unbrauchbar. Und was gewährt der Orient sonst noch? O laß mich bescheiden sein, Vater, mit meinen gebildeten Hilfsmitteln! Ja, keine Scheu trag' ich, es auszusprechen: meine ganze Cultur von Schiras gäb' ich für ein uncultivirtes, echtweibliches Weib aus den Sudeten!"

In dem Professor war vor Allem jetzt der Gelehrte angeregt. Er blieb bei dem Thema des Orientes mit Ausschließlichkeit stehen. „Das Morgenland," sagte er, „hat uns in einer Zeit der allgemeinen Auflösung den beseligenden Glauben an die Totalität der Menschheit wieder

geſchenkt. Es wies uns in Staat und Religion eine Feſtigkeit und Sicherheit aller Verhältniſſe auf, welche dem Gewiſſen, dem Inſtincte, dem Ideale jedes Einzelnen ſeinen Inhalt gab, und woran er ungebrochen, freiwüchſig, als ein ganzer und voller Menſch zur Erſcheinung kam. Als wir dieſes Menſchenthum nirgend mehr fanden —"

„Ich bitte um Verzeihung!" rief der Jüngling, unvermögend, das Ende dieſer Ausführung abzuwarten, „wir fanden dieſes Menſchenthum nirgend? Steht es uns doch vor Augen! Was brauchen wir mehr? Die Feſtigkeit und Sicherheit, womit ich die ſchwankenden Verhältniſſe einer höchſt zweideutigen Nothbrücke dort drüben überwinden ſah — ſoll ich es wiederholen dürfen? — ſie haben mir eine Totalität des Menſchenthums gezeigt, die in Samarkand und Bochara mindeſtens nicht vollſtändiger ſein kann, als in dieſem Bergrevier. Ich hätte es wohl erproben mögen, ob die Schwebe-Region unſrer Bettina, die ſo geiſtreich über Tiſche und Bänke ſpringt, jenen Abgrund mit gleicher Schwungkraft überhüpfte? Es ließe wohl die Frage zu, ob unſre Rahel, die vor jedem ihrer Briefe die Witterung der Stunde beſchreibt, wirklich ſo innerſt beſtimmt und bedingt wird von der Natur, als dieſe gefährliche, erhabene, feindliche, göttliche Alpenwelt, die Schritt für Schritt ein Problem zu löſen gibt, die ſich mit ihren Wonnen und Schauern überall activ, überall dramatiſch in's Menſchenleben drängt — als dieſe große, unabweisbare Natur, will ich ſagen, den ganzen und vollen Menſchen durcharbeitet."

„Du ſprichſt mit einer Voreingenommenheit," ſagte der Profeſſor, „die keine günſtige Dispoſition für ein denkendes Geſpräch iſt. Im beſten Falle ſtellſt Du eine Einſeitigkeit der andern gegenüber. Führe dieſe Vittore als Frau Profeſſorin nur erſt in Dein Breslau — ich will mich bemühen, den Gedanken ohne Lächeln auszu-

ſprechen — und überzeuge Dich dann, daß ſie zum menſchlichen Begriffe ſich mindeſtens eben ſo bruchſtückartig verhält, als unſere literariſchen Frauen Berlins zur Natur. Der Berg, willſt Du mir plauſibel machen, erzöge zum ganzen und vollen Menſchen, und am Ende erzieht er doch nur für den Berg. Das iſt Dein Trugſchluß."

Der Jüngling ſchien von dem Gedanken, den er hierauf zu erwiedern hatte, ſo ergriffen, daß er mit einer Art Triumph-Gefühl ausrief:

„Wer friſch um ſich ſchaut mit geſunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,

der, — will unſer herrlicher Tell ſagen, — nun! was will er ſagen? der hat die menſchliche Totalität erreicht, der hat den Inbegriff aller Bildung in ſich ausgebildet: die Geiſtesgegenwart. Geiſtes-Gegenwart! ein göttliches Wort! ein wahrhaft erſchöpfendes Wort! Es ſollte der eigentliche Deutſch-Ausdruck ſein für das, was wir Totalität nennen! Und hier ſeh' ich den entſcheidenden Unterſchied, Vater. Die Bildung unſerer äſthetiſchen Theezirkel hält ſich ihren Geiſt theoretiſch gegenwärtig, im koketten Spiele der Selbſtbeſchauung, der Selbſtvergötterung: — dieſer Geiſt kann zuſammenbrechen wie ein Kartenhaus im Luftzuge fremder Verhältniſſe. Unſer Tell, unſre Vittore aber — die ſind von ihren Alpen erzogen zur practiſchen Geiſtes-Gegenwart. Ob auch beſchränkt, ſcheinen ſie mir dadurch vorbereitet für alle wahrhaft menſchlichen Lebenslagen. Zu Hauſe, in der Fremde, in der Stadt, auf dem Lande, überall wo ſich überhaupt nur ein wirklicher Inhalt zeigt, und nicht ein parador-ironiſches Schattenſpiel, da ſtellen ſie ihren Mann, denk' ich, da iſt ihr Geiſt gegenwärtig. Jenem Mädchen trau' ich zu, es wird ſich in außerordentlichen Zuſtänden zu gebaben wiſſen, wie in alltäglichen."

„Das iſt eben eine Behauptung," ſagte der Profeſſor mit Achſelzucken; — „wo bleibt der Erweis?" —

Die Wanderer ſtanden an einem Scheidewege. Rechts nacktes Steingefild, zwiſchen Block und Klippe trockenes Steppengras, deſſen röthliche Reſpen der ſchwüle Nachmittagsluftton noch heißer anzuglüben ſchien — links unermeßlicher Waldgrund, Stamm an Stamm, Wipfel an Wipfel wie zugemauert, der Eintritt eng und niedrig wie ein gothiſches Spitzbogenpförtchen, Kälte, Dunkel und Moder mit Kellerluft an's Tageslicht hauchend. Zweifelhaft über die einzuſchlagende Richtung hielt das Paar inne an dieſem Punkte. Aus dem Walddunkel ſcholl ein haſtiger Rhythmus von Schritten, näher wurde der Athem einer ſtarkbewegten Bruſt hörbar, und wieder näher löste ſich eine menſchliche Geſtalt von ihrem nächtigen Hintergrund los, mit großer Aufregung an die offene Sonne flüchtend. Ihre Bewegungen waren voll Angſt und Eile, ihr Auge blickte mit Scheu und Schauer um ſich. Erſchrocken ſprangen die Männer herzu — ſie erkannten Vittore. „Was iſt geſchehen?“ riefen Vater und Sohn aus einem Mund. „Im Augenblicke wär' ich erſchoſſen worden,“ war die ſchreckliche Antwort des Mädchens. Die Männer ſahen ſie entſetzt an. Aus der friedlichſten Wanderſtimmung in den grellen Gedanken des Mordes umſpringend, war Faſſungsloſigkeit der plötzliche Zuſtand ihrer Seelen. Unwillkürlich fuhren ihre Hände nach Stockdegen und Sackterzerol, aber Vittore faßte ſie ſelbſt an dieſen Händen. „Die Gefahr iſt vorbei,“ ſagte ſie aufathmend. „Ich ging mit dem Leben aus — wie? iſt mein eigenes Staunen. Ein Todtſchläger hat ſich vom Menſchen zum Thier verwandelt, aber er läßt ſich auch ſcheuchen und ſchrecken wie ein Thier — das ſeh' ich. Die Vernunft geht ihm aus mit dem Gewiſſen.“ Das Mädchen erleichterte noch einmal mit einem tiefen Athemzug ihre Bruſt, dann fuhr ſie mit der Hand über's Antlitz, als könnte ſie den Schrecken ſinnlich hinwegſtreifen, und erzählte:

„Ich hatte Geld geholt jenseits dem Wetterstock und war hier durch den Wald auf dem Rückweg. Es ist eine fürchterliche Einsamkeit da innen. Raben schreien und Schlangen hausen am Weg, die Nachteule sieht man zu jeder Stunde. Mitten im Walde kommt ein Tiefgang, da schlemmt sich das Quellwasser zu einem Morast zusammen; so lang wächst kein Baum, daß eine Stange seinen Grund fände. Ein wüster Fleck Erde! Der Fuß hebt sich wie von selbst geschwinder vorbei — ich greife aus, da wähn' ich, es klinge hinter mir und ich hätte im Eilen ein Münzstück verloren. Es war nicht so. Aber indem ich das Geld überzähle, steht auf einmal ein Schütz vor mir, blitzgedankenschnell, als hätt' sich der nächste Baum zum Menschen verwandelt. Sein Flintenlauf an meiner Brust, seine Hand am gespannten Hahn, schnaubte er mich an: Mach's kurz, Kröte, Dein letztes Stündlein ist da! Alle Sinne gingen mir aus. Ich fühlte die Kugel schon im Herzen, ich war so erschrocken, daß mich ein Luftzug hätte umblasen können. Und doch half ich mir. Wie mir's auf die Zunge kam, weiß Gott. Ich bin sicher keine Lügnerin, denken Sie's nicht, meine Herren. Auch mein' ich, dem geübtesten Lügengeist ginge der Geist aus in solch' einem Augenblick. Aber mir kam er erst. Ohne im mindesten anzustoßen, antwortete ich sogleich: Gott, Gott, es gibt Träume, es gibt Vorbedeutungen! Mir hat's geträumt, ein gräflich Renard'scher Jäger wird mich erschießen. Ich sagt's meinen Leuten und wollte nicht fort vom Hause. Geh', schieß' nur zu! Du bist beschrieben bis zum letzten Knopf, — Alles an Dir hab' ich im Traume gesehen. Drück' los! Dein Steckbrief ist fertig im Vornhinein. Wenn ich nicht heimkehre — das Landgericht weiß, nach welchem Kopf es zu greifen hat. Und dazu lacht' mir das Herz, so tolldreist, daß ich mich selbst verwunderte. Dem Buben wurden die Augen weiß, der Schauder trieb ihm das

Haar empor; — er murmelte einen blassen Fluch und raschelte seitwärts in's Holz wie eine Waldratte. Gerettet war ich so schnell wie gefährdet. Alles ging vorbei wie ein Schein, wie ein Wetterleuchten. Ich aber nahm meine Kraft, und trachtete daß ich an's Sonnenlicht kam. Gott sei Dank, wie schön ist's hier außen! Und der Storch, der da droben fliegt, ist unser Storch!"

Die Männer sahen bald sich, bald das Mädchen an, und wußten ihrer augenblicklichen Ergriffenheit keinen Ausdruck zu geben. Erst nach einer Pause nahm der Professor das Wort: „Und dieser Traum war eine Erfindung, ein bloßes Vorgeben? sagtest Du so, Töchterchen?" Das Mädchen schlug erröthend die Augen nieder und antwortete: „Eine Nothlüge ist ja erlaubt, nicht wahr? Es war meine einzige Waffe. In diesem Schauernest kann man eine ganze Armee erschlagen, und kein Sonnenstäubchen verräth's. Ich mußt' also machen, daß der Schelm sich vor Verrath fürchtete, da er's am Wenigsten dachte. Sie glauben gewiß nicht an Träume, meine Herren, — aber wer ungelehrt ist! Und in der Eile ersann ich nichts bessers." — „Es war gut genug," sagte der Professor in sich gekehrt. Robert warf einen Blick voll Triumph auf den Vater, aber sofort gereute ihn sein Uebermuth, der alte Herr war bewegt, daß es fast seine körperliche Haltung erschütterte. Ein wichtiger Gedankengang schien sein Inneres zu beschäftigen, — eine Pause, dann war er zu Ende damit. „Kehren wir um!" sagte er. „Es ist billig, daß wir sie nach Hause begleiten; ist auch keine Gefahr hier — Geselligkeit wird ihr wohlthun." Der Jüngling hörte diesen Vorschlag mit großer Genugthuung. Er reichte Vittoren den Arm, während der Professor sich bei den Moosen am Wege verweilte, die man im Hergeben dem Orient zu Liebe vergessen. Robert sah mit Verwunderung, ja mit Unwillen, mußte er sich sagen, diesen gewohnheits-

mäßigen Sammelfleiß in so ungewohnter Seelenverfassung. Doch gab er dem Antriebe der guten Erziehung nach und machte Miene, den Sammler zu unterstützen. Der Professor verwehrte es. „Geht immer voraus," sagte er, „ich finde mich schon." Robert's Augen leuchteten auf — jetzt erst verstand er den Vater.

Ja, er ging voraus! Das Moos und der Professor hinter ihm hörten nichts von dem warmen, wonnevollen Geflüster, womit die Allmacht des Gefühls ihr weichstes und blühendstes Rosencolorit über die unmittelbare Nähe eines schwarzen Abgrundes legte. Der Jüngling sah mit Entzücken in Vittore's Antlitz das Eis des Schreckens hinwegrieseln und die ersten schüchternen Lächelblümchen emporsprießen unter seiner Hand, er sah mit Entzücken das Mädchen seines edelsten Wunsches an seine Seite geschmiegt, traulicher im Vertrauen und inniger im Anschlusse, als Fremdes zu Fremdem sich gesellt, — ach, wie nahe ging ihm's, zu wissen, ob die Schauer des Augenblickes mit sanftern Regungen gleichwirkend dabei zusammentrafen. Und er ließ sie nicht ungelöst, diese Frage. Die lange, langsame Wegesstrecke durch flocht sich ja alles zum Kranze: Schweigen und Reden und die schonendste Bescheidenheit und der glühendste Drang! und eh' die Bergwirthschaft wieder erreicht war, hatte Robert das beglückende Bekenntniß gewonnen, — denn die frühe Zurückkunft Vittore's war ihm auffällig, — daß sie in demselben Geiste nach Hause zurückgeeilt, in welchem er vom Hause nicht fort gewollt. Dies war die letzte, süßeste Blume, auf einem Gange gepflückt, welcher mit jedem Schritte vom Entsetzen sich entfernte und zur Seligkeit mündete. So spritzt die sturmgepeitschte Meereswoge jetzt zu den höchsten Massen eines angstschreienden Schiffes empor, und nach einer Stunde spült die aufgeregte Tiefe mit leisem, schmeichelndem Wellenschlag Perlen an's Ufer.

Die tiefere Sonne fing an, ihnen lange Schatten vorauszusenden, als unsere Wanderer die Baude wieder erreichten. Wunderbar still und feierlich lag das Gehöfte da auf seiner luftigen Felsenterrasse. Die Gebrüder Byron mußten ihr Pulver verschossen haben, man hörte weit und breit nichts mehr von ihrem tollen Geknatter. Nur der Storch klapperte auf dem Giebel des Hauses lustig in's Land hinaus. Mit welch' anderen Gefühlen betrat jetzt Robert die lange, niedere Gaststube, in der es vor wenigen Stunden noch sein höchster Wunsch gewesen, den Rest seiner Pflanzen einzulegen! Die Familie scharte sich sogleich vollzählig um die Ankömmlinge. Vittores mitgebrachte Baarschaft erfreute, die Zurückkunft der zwei Naturforscher überraschte. Aber welch ein Sturm ungebrochener, echt ländlicher Herzens-Aeußerungen entfesselte sich in den vier menschenvollen Wänden, als jetzt das Ereigniß dieses Ganges zum Berichte kam. Die beiden Gelehrten traten unwillkürlich in den Hintergrund vor all' der Wucht des menschlichen Urgefühls. Erst als pfeifend und singend Bruder Ziegenhirt aus dem Felsenthale mit seiner Herde heimgetrieben kam, und alarmirend verkündete, die Tafelfichte fange ihr Abendleuchten an — da wurde der Hausvater wieder zum Wirthe. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als seine Gäste hervorzuholen und ihnen das „Naturschauspiel" zu präsentiren. Der gute Mann ahnte nicht, daß er und sein ganzes Haus eben selbst ein ergreifendes Naturschauspiel gewesen. Alles lüftete jetzt seine Schauer- und Mordgedanken und sprang in's Freie hinaus. Lichterloh schlug ihnen die Sonne entgegen, rings herum brannten Baum und Gestein wie eingetaucht in geschmolzene Glasmassen, aber den Horizont schloß die Tafelfichte wie ein purpurner, durchsichtiger Vorhang, weich, duftig, ganz aufgelöst in milde, schwimmende Dämmerfarben. Von allen Kulmen und Kuppen in der Runde

bot ſie den reizendſten Anblick. Kein Auge wandte ſich von ihr, wie ſie aus dem lichtwarmen Roſenton in's kühlige Violett des Veilchens eine Reihe der ſchönſten Schattirungen durchlief, immer wirkungsreich abgehoben vom klaren, goldgrundirten Sommerhimmel. „Sagt' ich's nicht, wir bekommen den ſchönſten Abend?“ unterbrach der Baudenwirth die ſchweigende Andacht dieſes Augenblicks. „Den ſchönſten Abend!“ wiederholte Robert, während ſeine und Vittores Hand leiſe ſich drückten.

Der Windfall.

Novelle.

1855.

Der Windfall.

I.

Ein Häusling der westfälischen Landschaft, welche die Senne genannt wird, war eines Morgens beschäftigt, vor seinem kleinen Gehöfte junge Tannen zu setzen. Sein Bübchen trat zum Schulgang aus dem Hause und fand den Vater bei dieser Arbeit. Sogleich erglühte der Knabe im ganzen Gesichte, warf seine Geräthschaften weg und jubelte: „Vater, Vater, ich helfe Dir! Ich will dem schwarzen Magister sagen, wir haben einen Wald gemacht!“ — „Das wird ein Forstmann!“ rief der Nachbar über den geschorenen Buchenzaun. — „Ein Lump wird er, wenn er versäumt, was er soll,“ gab der Häusling zurück, und ohne aufzublicken, herrschte er streng: „Marsch, zum Magister, Jung'!“ Der Kleine las sein Schulzeug wieder auf und ging still und geduckt von hinnen. Im Husch aber war es ihm gelungen, den zartesten der Tannensetzlinge wegzuschnappen, und ungesehen, wie er meinte, in die Tasche zu schieben. Gesehen hatte ihn jedoch der Nachbar, welcher den Knaben mit theilnehmenden Blicken verfolgte. Nach einer Weile rief er dem Vater zu: „He, Meinwerk, kik, was Dein Arnold macht.“ Der Häusling,

warf seinen Spaten über und trat an die Seite des Nachbars. Beide Männer belauschten hierauf über den Buchenzaun weg das kleine Gedankenleben des Kindes. Arnold hatte sich vom Schulwege ab unter die Erlen geschlichen, welche hinter dem Pfarrhause in den Moorgrund verliefen. In der Mitte dieses Haines, an einer Stelle, welche ihm passend dünken mochte, schurfte er mit dem Lineal in die Erde, machte ein Setzloch und pflanzte den kleinen Tannen-Sprößling hinein. Dann sah man ihn weit und breit einen Stein suchen, und als er ein Kieselchen gefunden hatte, das in seinen Augen vielleicht ein mächtiger Block war, legte er ihn, zum Kennzeichen wie es schien, in die Nähe des Setzlings. Hierauf machte er ein vergnügtes Gesicht und lief hellsingend seinem Schulwege nach. „Nun, Alter, was meinst Du dazu?" sagte der Nachbar; „willst Du ihm wider die Natur? Dem Jung ist der Forst bestimmt!" — Der Landmann schüttelte den Kopf. „Es ist nicht zu prästiren," antwortete er. „Die Akademie gibt ihm eine Freistelle, wenn Alles mit Glück geht, aber mir gibt sie noch keinen Taglöhner für ihn. Er muß heim bleiben und bauern. Das ist seine Bestimmung. Habenichts setzt zum Erben Kommtzunichts." Er sprach's und kehrte zu seiner Arbeit zurück.

Wir haben hier einen Augenblick belauscht, aber er bedeutete ein ganzes Leben. Die Gegensätze, die in dieser kleinen Scene spielten, wurden zum Schicksale. Das Kind strebt von den Bahnen der väterlichen Beschäftigung ab, aber der Vater gebietet den Mitteln nicht, ihm eine andere Bahn zugänglich zu machen. Dieser Widerstreit durchzieht Schritt für Schritt Arnold's Dasein. Schickt ihn der Vater auf irgend einen Botengang aus, so fesselt ihn ein Stückchen Flugsand am Wege, das er mit seinem Stäbchen in Förste, Reviere und Schläge eintheilt, bis er die planvollste Benützung des Terrains gefunden. Zieht die

Mutter mit dem ganzen Vorrath ihrer Liebe dem Kinde ein neues Jäckchen an, so beschreibt er ihr mit Thränen der Sehnsucht im Auge die Jägerlivreen der Freiherren von Brinken, der Grafen von Rietberg und Ravensberg, ja die Hof- und Gallauniformen der preußischen, hannöverischen, lippeschen und waldeck'schen Oberlandjägermeister, eine Kenntniß, die es auf den schaukelnden Knieen des Nachbars mit begieriger Seele eingesogen. Will Luther's Katechismus zur Confirmation ohne Aufschub gelernt sein, so brütet der Knabe über dem Arboretum Würtembergicum, das derselbe Nachbar ihm wohlwollend zugesteckt, und studirt hinter dem lateinischen Titel den deutschen Text, den Erstlingsversuch einer deutschen Forstwissenschaft. So wächst er zum Landmann auf, mit der steten Hoffnung des Forstberufes, so träumt er von holz- und hirschgerechter Herrlichkeit unter den täglichen Geschäften des Landmanns. Eine kurze Zeit gewann es den Schein, als sollte er seines Lieblingswunsches theilhaftig werden. Nicht daß die Pforte zur Akademie und mit dieser die Bahn zu den höheren Forstämtern dem Jünglinge sich erschlossen hätte: ein solches Glück blieb dem Geburtslooſe des armen westfälischen Häuslings versagt. Aber ein Bruder des allzeitgetreuen Nachbars wurde als ausgedienter Wachtmeister in eine Unterförstersstelle derselben Gegend gesetzt, da trotz der vorgeschrittenen Forstcultur dieses verwerfliche Mittel der Civilversorgung bei größeren und kleineren Landesherren noch immer nicht ganz veraltet war. An dieses Ereigniß klammerten sich Arnold und sein Beschützer, der Nachbar. Von Beiden bestürmt, konnte Meinwerk nicht widerstehen; er mußte den Jüngling zum neuen Unterförster auf Lehrzeit geben. „Versuchsweise," sagte der Vater, und bald genug war er des Versuches müde. Der Junge fehlte ihm bei jeder Fuhre Torf, die zu stechen, bei jedem Wagen Heu, der zu laden war. Kein Thaler

Geld wurde in der Senne verdient, daß es den Landmann nicht reute, seinen Prachtburschen einem ungelohnten Dienst, wie er sagte, verschenkt zu haben. Arnold selbst hatte manch' Ungemach von seiner neuen Wahl. Sein Haus schmollte, die Dirnen auf dem Tanzboden neckten: wo er seinen Hirschfänger habe? denn allerdings ging er ohne Livree. Es stand überhaupt dahin, ob das Forstamt ihn als Lehrling bestätigen würde. War schon der Meister kein „Holz- und Hirschgerechter" — wer sollte den Schlendrian seiner Anstellungsart im Schüler verewigen? Arnold lief Gefahr, seinen ganzen Dienstcursus als Privatsache durchzumachen, ohne Anspruch gegenüber der Kammer. Zwar ersetzte er durch Naturanlage und Bücherfleiß Vieles, aber wer weiß nicht, wie langsam eine amtliche Anerkennung dem vorauseilenden Talente zu Theil wird, das sich außer dem Vorschriftswege geschult hat! Dieses Bedenken beunruhigte den Vater mit Recht; sein Junge sei nur ein Calefactor, kein Forstzögling, murrte er laut; darüber gab es Spann mit dem Nachbar, und die ländliche Praxis empfindet nachbarliche Reibungen doppelt schwer. Kurz, dem Herkommen der Dinge war Gewalt geschehen, und es empörte sich dagegen. Als nun vollends der ältere Bruder Arnold's dem Loose der Militärpflicht verfiel, da war der Sinnesumschlag des Vaters nicht mehr aufzuhalten. Er rief seinen Sohn zurück und stellte ihn wieder zur Haus- und Flurarbeit. Arnold gehorchte mit blutendem Herzen. Die prachtvollen Eichenforste des Teutoburger Waldes am nächsten Gesichtsrand, baute er stumm und gebrochen die undankbaren Haiden der Senne. Er lechzte nach einer Veränderung, woher sie auch kommen sollte.

Da wurde der Grünewaldskrug bei Enger von der Verwaltung einer größeren Feldmark, zu der er gehörte, abgesondert, und von seinem Besitzer dergestalt zur Bewirthschaftung bestimmt, daß er ihn zwar in eigener Ver-

rechnung behielt, aber er ſuchte einen Rendanten, dem er gegen gewiſſe Procente des Ertrags die eigentliche Gewerbsführung überlaſſen wollte. Es geſchah, daß Arnold für dieſe Dienſtſtelle einen Antrag erhielt. Die Bedingungen waren billig, Baarvermögen nicht nöthig, ein junger thätiger Geiſt konnte der Wirthſchaft und der eigenen Zukunft zum Frommen hier das Leben verſuchen. Arnold bemühte ſich eben aufs Eifrigſte um den Beſitz eines geliebten Mädchens, der Antrag war ihm willkommen. Er wurde Grünewaldswirth, heiratete, und bald erfreute ihn die Geburt eines Söhnchens.

Nach einigen Jahren ſtarb ſein junges Weib. Gleichzeitig ging die Feldmark mit dem Grünewaldskrug in fremde Hände über, der neue Beſitzer entſchloß ſich, den Krug ſeiner bisherigen Verwaltung zu entziehen und ganz zu verkaufen. Arnold war nicht entfernt ſo reich, auf das Grundſtück zu bieten. Als zweiter Sohn hatte er aus dem ſchmalen Vatererbe ein noch ſchmäleres „Abfinden" zu erwarten, ſein Erſparniß der wenigen Wirthſchaftsjahre aber blieb um ſo unzulänglicher, da ſeine eigene Wirthſchaft den Krug im Werth geſteigert. So blieb ihm nichts übrig, als nach verlaufener Kündigungsfriſt das ſchöne Dienſthaus zu räumen, und ein neues, eigenes Heimweſen zu ſuchen.

Arnold ſtand in ſeinen blühenden Mannesjahren. Er trug eine ſchöne, kräftige Geſtalt zur Schau, er hatte als ein löblicher Haushälter ſich bewährt. Er konnte jetzt erſt ſein Leben anzufangen hoffen, er konnte, indem er zur zweiten Ehe ſchritt, eine ſogenannte Glücksheirat zu machen hoffen. In der That dachte er auch mit Ernſt daran. Wer, wie er, den Boden der väterlichen Ueberlieferung ſchon durch die früheſte Kindesneigung verlaſſen, der muß emporkommen auf die eine oder die andere Weiſe, wenn er nicht in der Luft ſchweben, nicht in den Abgrund ſinken

soll. Konnte er auch den Knabentraum von goldgestickten Jäger-Uniformen und Forstwürden aufgeben, was bleibend hinter diesem Traume stand, war die Vorstellung des Glücks überhaupt. So ging Arnold auf stattliche Freiten aus, fast jeder Tag brachte eine neue Brautschau, die Vermittler liefen ab und zu, aller Herren Länder, die in den westfälischen Boden sich theilen, sahen den aufgeregt Thätigen auf ihren Straßen. Zur weiblichen Pflege seines Söhnchens hatte er von den einstigen Dienstboten des Grünewaldkruges ein armes Mädchen aus dem Sauerlande beibehalten, das ihm inzwischen Kind und Haus treulich in Obhut nahm. Wenn er nun manches Abends nach einer vereitelten Hoffnung, nach einer verfehlten Unternehmung unlustig zum kalten Witwersitz heimkehrte, so fand er den Herd traulich bestellt und ein bescheidenes, gutwilliges Wesen stets bereit, seinen Sorgen einen geduldigen Antheil zu schenken. Da war es denn seltsam, daß er in den verschiedenen Untugenden seiner Bräute fortwährend das Geschlecht anklagen, und es vor einer Zuhörerin anklagen durfte, die das Geschlecht eigentlich eben so fortwährend rechtfertigte. Es kann nicht gesagt werden, ob ihm dieser Widerspruch je zum Bewußtsein kam, zur Empfindung kam er ihm unwillkürlich. Das stillordnende Walten des weiblichen Geistes verfehlte seiner gewinnenden Wirkung nicht, die wohlthätige Nähe eines anspruchlosen Gemüthes verbreitete unabsichtlich das Bild der Zufriedenheit um sich her — kurz, der einsame Mann gewöhnte sich, als freundlichen Besitz zu betrachten, was nur eine Pause bis zum Besitz war. Es ereignete sich, daß der junge Witwer sein Weib zu Hause gefunden hatte, indem er es außer dem Hause noch suchte.

Arnold hatte Gewissen genug, seine Pflicht zu erfüllen. Er führte seine Magd zum Altare. Damit war die Pforte seiner Hoffnungen geschlossen, sein Leben gehörte

der Niedrigkeit. Ja, schon galt es bereits, den schnellsten und nächsten Erwerb zu ergreifen. Sein kleines Spargut war aufgezehrt, die Sorge für die Familie vergrößert, — so sann er eines Tages die bittere Aufgabe durch, welcher der fernen und nahen Großbauern einen verheirateten Knecht möchte zu Hofe ziehen lassen. Da geschah es, daß zu derselben Zeit in den landesherrlichen Forsten des Teutoburger Waldes ein ansehnliches Waldabtreiben angeordnet wurde; die Kreisblätter schrieben Anmeldungen für Holzhauer aus, deren man in großer Anzahl bedurfte. Diese Gelegenheit eines augenblicklichen Taglohnes ließ Arnold sich nicht entgehen. Er nahm seine Art und zog mit Schaaren ländlicher Armen in die Gebaue. Indeß er seiner Familie das leibliche Brot gewann, war es ihm eine Art Seelenbrot, die prächtigen Waldungen niederzuschlagen, an denen er die Verzweiflung einer getäuschten Liebe mit wüthender Muskelkraft rächen durfte. Ja, der Zufall hatte es gefügt, daß sein Dienstzettel ihm dasselbe Revier anwies, in welchem er als Lehrling des alten Wachtmeisters seinen kurzen, schnellverrauschenden Forsttraum geträumt. Nun schlug er und hieb er für Dreie hinein in das ächzende Waldleben, — man lobte den eifrigen Arbeiter — Niemand ahnte, warum.

Der alte Wachtmeister war inzwischen noch älter geworden, vernarbte Wunden setzten ihm zu, und doch hätte das große Holzschlag-Geschäft just doppelter Kräfte bedurft. Arnold stand ihm nützlich zur Seite. Die Vorgesetzten gewöhnten sich bald an den brauchbaren Helfer, man behielt ihn bei, als nach gethaner Arbeit das Holzhauer-Aufgebot wieder entlassen wurde, und zuletzt gab man ihm den Dienst, den der Tod des Wachtmeisters nach einigen Jahren erledigte. Freilich sah dieser Dienst heute anders aus, als ehedem. Die neuere Forstcultur unterschied streng zwischen „hirsch- und holzgerecht;" ja

selbst vom Holzgerechten verlangte sie eine schulmäßige Kenntniß der Waldhölzer, der Erdarten, in denen sie wachsen, der Thiere, die mit den Forstpflanzen zusammenleben, und endlich Begriffe der Meßkunst. Die Reviere wurden nach anderen Grundsätzen verwaltet und mit andern Dienststellen. Holzwart hieß Arnold, nicht mehr und nicht weniger. Sein Geschäft war es, die Arbeiten der Holzhauer zu überwachen, auf Hirten, Strolche, Zigeuner und Forstfrevler zu vigiliren, vor Allem aber das Revier fleißig zu „begehen", um jederlei Uebelstände zum rechtzeitigen Rapport zu bringen. Dafür empfing er fünfzig Thaler jährlichen Sold, ein Dienstbäuschen im Walde mit etwas Grundstücken und ein veraltetes Accidenz, das sogenannte Fallholz, d. h. das Holz, welches aus Windfällen oder Windbrüchen zur Verrechnung kommt. So hielt der Forst dem späten Manne das Wort, das er dem Knaben versprochen. Arnold zog in den Wald: sein Wunsch war erfüllt mit einem Zerrbilde dieses Wunsches. Ueber ihm standen sie die geträumten Goldtressen und silbernen Hirschfänger, die Federhüte und Jagdequipagen; Alles, was er einst selbst sein wollte, war ihm jetzt vorgesetzt; er war seines eigenen Urbildes letzter, demüthiger Diener.

Deßungeachtet haben wir keinen Mann vor uns, der Verzicht leistet. Er wird gelten wollen, so viel es ihm möglich ist. Seiner Existenz wird Auszeichnung ein Bedürfniß bleiben, und wie gebrochen sie sei, sie hält diese Richtung ein, gleich dem Magnete, der im größten wie im kleinsten Stücke dem nämlichen Zuge folgt. Der Leser wird ihn zu sehen glauben, wie er im Kruge oder in der Spinnstube zum geistigen Mittelpunkte wird, — er belehrt, berichtet, klärt auf, eifrig trägt er Bücher hin und wieder, und wird nicht müde, diesem Pfarrer oder jenem Schulmeister unzählige Gefälligkeiten zu erweisen,

durch Regen und Schnee beschwerliche Gänge zu machen, um stets aparte Wissenswürdigkeiten zur Hand zu haben. Ist seine Bildung nicht groß genug, um ihn nach oben zu befördern, so muß sie ihn nach unten in Respect setzen. Wo ihr Mangel nicht zu verbergen ist, wird er ihn freimüthig eingestehen, die Jugend um ihr besseres Schulwesen beneiden, aber sie auch anklagen, die Thatkraft fehle ihr, das Genie; ihn hätte man in einer Woche weiter gebracht, als die heutigen Flattergeister in Jahren. So behauptet er noch den Vorzug der Natur, wo er jedem andern schmerzlich entsagen muß. Endlich aber ist er Vater; Hermann, seiner ersten Ehe Sohn, ist erwachsen, und nun wird er auf ihn übertragen Alles, was er von Wünschen, Hoffnungen, Ansprüchen und Entwürfen selber verfehlt hat. Noch einmal wird sie aufflackern die alte, ungestillte Leidenschaft des Erdenglücks — vielleicht selbst, daß sie das alternde Gehirn dämonischer ergreift, als das junge!

II.

Durch die prachtvolle Lindenallee in Pyrmont, rechts und links den glänzenden Boutiquen entlang, schritt eines Abends im Spätsommer ein junger, kräftiger Mann, der seine schlanke Heldengestalt mit einem bequem-kriegerischen Schritte spazieren führte, als ob ein Riese unter seinen gehorsamen Hofzwergen wandelte. Auch schien er Aufsehen genug zu erregen unter der verblaßten Badewelt der Promenade. Alles blickte dem Recken bewundernd nach, und manche Lippe murmelte hinter ihm: der schönste königliche Leibgardist! Denn in der That verrieth ihn seine Urlauber-Halbuniform als solchen. Aber auch der Jüngling betrachtete seinerseits den Badeort mit jener traumhaften Neugierde, welche entweder die kindliche, oder am Er-

wachsenen die ländliche Natur kennzeichnet. So die Kaufläden, Parkanlagen und Hallen durchmusternd, stand er plötzlich im Fortunentempel des grünen Tisches, ohne selbst zu wissen, wie. Hier aber nahm seine Bewunderung einen andern Seelenausdruck an; mit einer Erregung, ganz entgegengesetzt der Ruhe des Spaziergängers, stierte er auf ein Menschenpaar hin, und schien seinen hellwachenden Augen nicht zu trauen. Das Paar war ein älterer Mann und ein junges Mädchen. Der Mann saß in seinen Stadtkleidern auf jene altfränkische Weise, welche unter allen Umständen den Landmann verräth; das Mädchen aber im grauen Seidenkleide, elegantem Shawl-Ueberwurf, perlfarbenen Glacéhandschuhen und echtestem Spitzenschmuck, schickte sich etwas übereinstimmender in ihre Toilette; nur die verrätherische Blüte ihres Gesichts, das keine Spur interessanter Blässe aufwies, schien auch sie als Salonfigur zweifelhaft zu machen. Während der Ankömmling mit weiten Augen noch staunte, rief ihm der Mann, als ob nichts Ungewöhnliches hier passirte, trocken entgegen: „Grüß' Gott, Nachbar, wie kommt denn Ihr her?" Der Leibgardist antwortete, und zwar etwas unbefangen für diese Umgebung: „Ich gehe heim, um bei der Ernte zu helfen. Für's Herbstmanöver muß ich wieder zum Regiment; den Winter bekomm' ich aber längeren Urlaub, wenn ich's verlange." — „Und unterwegs seht Ihr Euch Pyrmont ein wenig an?" fragte das Mädchen. Der Jüngling überblickte sie von Kopf bis zu Fuß, als wollte er sich der bekannten Gestalt in der fremden Erscheinung erst noch einmal versichern, dann antwortete er: „Heute komm' ich längst nicht mehr heim, geschieht's aber morgen, so verschlägt mir diese kleine Verweilung nichts. Darum legte ich mein Bündel im Posthause ab, und bin jetzt auf ein Stündchen ein Herr, wie Andere eben auch." Der Mann hatte sich inzwischen entfernt, und eifrig an

den grünen Tisch zu seinen Gefährten gedrängt. „Um Gotteswillen, Jetta, was soll dieser Mummenschanz?“ rief jetzt der Jüngling verhalten, indem er vorsichtig im Saal voll Leute um sich blickte. Das Mädchen wiederholte diesen Rundblick, dann antwortete sie eben so gedämpft: „So geht's den ganzen Sommer schon; die Bauern haben auch einmal Saison gemacht, — und die Bäuerinnen mit, wie Du siehst. Wie gefall' ich Dir, Hermann?“ — „Ihr treibt es ja, wie die Pinzgauer!“ rief der Gardist, der sich noch gar nicht zurecht fand in dieser Verwandlung. Halb lachend, halb empfindlich antwortete Jetta: „Hörst Du nicht? wie ich Dir gefalle, hab' ich gefragt.“ Hermann schwur mit seinem kräftigen Wesen: „Ich wollte, wir stünden in der Spinnstube, wo es gilt: einen Kuß in Ehren kann Niemand wehren, da blieb' ich Dir Antwort nicht schuldig.“ Jetta erwiederte: „Warte doch! Winter und Spinnstube wird da sein, bälder, als man Amen sagt. Dann geht Alles wieder in's Geleise. Aber verlangst Du auch den Urlaub zum Winter, wie Du gesagt hast?“ — „Besser wär's freilich, ich verlangt' ihn nicht, und trieb' Mathematik in der Regimentsschule; verdammt gut wär's für mein Fortkommen, Gott straf' mich!“ — „Ach, was Zeug!“ wehrte das Mädchen mit munterer Sinnlichkeit, „Deine Mathematik läßt Dir grade, wie mir das Seidenkleid.“ Der Jüngling hatte Mühe, sein Entzücken an sich zu halten. Aber er blieb Mann und sagte strafend: „Leichtsinn, Dein Name ist Weib! Was soll denn werden aus mir? sagt mein Alter. Und er hat Recht. Den Erdball möcht' ich stürmen, wenn ich Mädchen, wie Dich, ansehe; nach aller Würdigkeit möcht' ich trachten! Hörst Du dort den Seehund von einem Croupier? perd, perd, und nichts als perd, krächzt die Nachteule, seit wir beisammen stehen; — wie mir das Wort in die Seele schneidet! Ich glaube, er thut mir's zu Fleiß! perd ...

perd!“ — „Laß gut sein, das geht die Louisd'ors vom Sattelmaier an; der Großhans findet es vornehmer, als sie beim Schafskopf los zu werden. Alle Wege führen nach Rom.“ Der Gardist sah ungeduldig um sich und murmelte: „Ist denn kein Fortkommen hier? Der Armesünderkasten!“ Er faßte die Geliebte an einer Fingerspitze ihres Glacéhandschuhes — sie ließ ihm die Hand und folgte ihm ohne weiteres. Das Paar schlich unvermerkt aus der Halle, der Croupier hinter ihnen rief: gagné! —

„Wie das knittert und kracht!“ bemerkte Hermann, als sich die seidene Dorfschöne in Bewegung setzte; — „nein, so etwas soll man erleben! Es geht über's Bohnenlied, Jetta!“ — „Hermann!“ — „Hier sind wir allein, red' kurz mit mir. Dieses Seidengeschlepp ist eine Vorübung. Der Vater hat Dich versprochen an einen seiner unzähligen Doctoren und Advocaten, mit denen er sein Wesen hat in der Stadt, gelt?“ — Das am wenigsten,“ antwortete das Mädchen gepreßt. — „Am wenigsten!“ rief der junge Riese mit Macht; — „seht mir den Ausdruck! am wenigsten! Kurz und gut Du bist Braut, am wenigsten wie am meisten. Sag's!“ — „Ich bin es nicht.“ — „Und dieses Affenleben in Pyrmont hier — was soll's?“ — „Der Vater bildet sich ein, er müßte den Brunnen trinken; in Wahrheit, ich glaube dem Spiel zu lieb' ist er da. Gewinnen will er vielleicht, was er in Prozessen verliert.“ — „Und die Andern?“ — „Die begleiten ihn.“ — Der soldatische Kraftmensch lachte wüthend auf. „Die begleiten den Alten! Charmant! Galante Leute! Ei, Du liebenswürdiger Alter! Begleiten ihn! Mord und Kreuz, was Du falsch geworden bist!“ — Das arme Dorfkind wand sich in seiner Prachttoilette zum Vergehen. Der Eifersüchtige fuhr mit beißender Schärfe fort: „Der Naloper, der Sattelmaier, der Wälschmaier — das sind die Rechten, die Drei! Ja, ja, die sind's! die begleiten den

Vater — und der Vater begleitet die Tochter — und die Tochter begleitet sie Alle — Vater, Schwiegersohn, Braut Bräutigam — das hängt ganz bündig zusammen!" Er sah das Mädchen durchdringend an. „Was kann denn ich für die Pläne des Vaters?" stotterte Jetta, dem Weinen nahe. Der Jüngling antwortete milder, denn auch seine Stimme hatte gezittert: „Wenn es nur die Pläne des Vaters sind — das macht meinen Schatten nicht länger."

Vertieft in diese Angelegenheit waren die Liebenden aus dem Park und in die Richtung des Weges gerathen, welcher zum Forsthause hinauf, dann gegen Friedensthal abwärts steigt. Auf einem Höhenpunkte dieses Weges hielt Hermann jetzt inne und sagte mit einem sichtlichen Kampfe zwischen Fassung und Aufruhr: „Die Sonne geht unter, es dämmert und thaut, wir müssen zurück. Den nämlichen Augenblick bringt keine Ewigkeit wieder — so sage mir auf's Erste und Letzte hier: wie steh' ich mit Dir?" Jetta ließ von seinem Arme ab und wandte sich gegen den Wegrand. Sie brach einen Dorn vom Strauch und sagte: „Das ist der Naleper;" sie las einen Strohhalm auf: „Das ist der Wälschmaier;" sie rupfte eine dürre Grasrespe ab: „Das ist der Sattelmaier;" zum vierten aber pflückte sie eine Blume: „Das bist Du!" und mit zitternder Hand reichte sie den seltsamen Strauß. Da schlug Hermann seine Arme um das liebe Mädchen und jubelte hoch auf: „Bin ich Deiner gewiß, so steck' ich das ganze Westfalen in Sack!" —

„Potz Bomben, das muß ein großer Sack sein!" erscholl es auf einmal neben dem Ohre des Sprechers. Jetta's Vater war es, der dem selbstvergessenen Paare dicht auf dem Fuße gefolgt war.

Die beiden Ueberraschten standen jetzt da, von einer höheren als der Abendglut übergossen, die ihnen purpurn über's Gesicht flog. Hermann faßte sich und sagte mit

Haltung: „Herr Dittmar, man spricht nur in der Figur so; denn eigentlich ist kein Ausdruck stark genug, wie hoch ich Eure Tochter schätze. Die Drei da drunten thuen mir's keinesfalls gleich. Der Eine ist ein Witwer, der Andere ein überständiger Junggesell, und am Dritten hackt auch schon der Specht. Das ist kein frisch' Brot, damit müßt Ihr Eurer Tochter nicht aufwarten." — „Blitz noch einmal!" eiferte der Alte und stieß mit dem Rohr gegen die Erde — „die besten Hofbauern sind's im ganzen Westfälinger Land! was für Reden untersteht Ihr Euch? Kennt Ihr fester gesattelte Maier, so nennt sie mir! Euer Holzmaier vielleicht, he?" — „Laßt mir meinen alten waldheimlichen Holzmaier unberufen, Ihr habt ihm nicht auf seiner Truhen Grund gesehen. Und meine Mutter erbt jetzt aus dem Sauerlande — Holioho! Das wartet erst ab! Ich sollte freilich nichts sagen, — die Sache schwebt noch im Proceß." Hermann kam zu dieser Lüge, er wußte nicht wie? Es war ein Sprudel übermüthiger Laune, der aus ihm hervorbrach, er log, wie man Triller oder Purzelbäume schlägt. Auch sah ihn Jetta mit großen Augen von der Seite an; der Bauer aber, auf den das Wort Proceß einen unwiderstehlichen Zauber übte, zeigte sich etwas umganglicher. Er sagte gesetzt: „Ich bin ein reicher Mann und verlang' einen reichen Eidam. Ich habe das Recht dazu, und ehrlich sag' ich's, ich habe den Grund dazu. Das Recht und den Grund, so red' ich genau. Schöne Güter laß ich nach; von meiner Erbsteuer allein könnte ein Anderer seinen Herd gründen. Wenn ich meine Processe zu Ende führ', so commandir' ich das halbe Delbücker-Land. Aber die Tagfahrten wollen mit Lugedors gepflastert sein. Was! wie ich da stehe, so ruht das Westfälinger Recht auf mir allein. Die Franzosen-Zeiten haben das Unterst zu Oberst gekehrt, es gibt gar kein Eigenthum mehr. Ich bin's, der dem Lande wieder die Ord-

nung schafft. Unter diesen Umständen kann es Einem wohl an 6000 Thalern fehlen. Ich habe lang genug in's Volle gegriffen. Zwanzig Proceß' halt' ich aus; jeder einzelnen Partei bin ich überlegen — aber Allen zusammen? das reißt in's Baare! Vergleiche? Will ich nicht! Neue Hypotheken? Brauch' ich nicht! Die Jetta ist heiratsfähig — da halt' ich lieber mit einem Eidam Compagnie, als mit den Wucherern. Für wen arbeit' ich sonst, als für ihn? Soll er einschießen von dem Seinigen! Gib mir die linke Hand, so geb' ich die rechte; das verlang' ich und kann's verlangen, und verlang's auch! Verstanden Meinwerk?'

Freilich verstand er's; wie sollte er auch nicht? Ein muth- und herzvolles Lebensgefühl war ihm entrissen und Bangen und Zagen dafür auferlegt — das versteht der Mensch immer, es ist ja das Loos seiner schönsten Augenblicke! Der Arme war nur froh, daß dieses Gespräch nicht weiter fortgesetzt werden konnte; der Weg bedeckte sich nämlich immer mehr mit Lustwandelnden, welche im Forsthause droben bei einer guten Flasche oder Tasse den Nachmittag genossen, und nun mit einbrechendem Abend in's Städtchen zurückkehrten. Der Bauer Dittmar stieß auf mancherlei Bekannte bei dieser Gelegenheit; mit Einigen blieb man im Gespräch stehen, Andere schlossen sich im Weitergehen an; weder mit dem Vater noch mit der Tochter kam Hermann wieder zum Worte. Ja, es wurde zuletzt kaum mit gegenseitigem Hutrücken bezeichnet, als der Bauer, umringt von Denen, die ihn begleiteten, vor seinem Logis anlangte und Hermann aus dieser Gruppe nun ausschied. Selbst Jetta vermochte nichts anderes: sie machte dem Leibgardisten einen Knix, der zu ihrem Seiden- und Spitzengehänge paßte. Hermann kam wüthend in seine Herberge.

An eine Nacht war nicht zu denken. Er sah den schlaflosen Jammer voraus und wollte sein Sorgen und

Seufzer lieber in einem tüchtigen Marsche zusammenrütteln. So nahm er den Bündel, kehrte der Stadt, welche ihre ersten Lichter anzündete, den Rücken, und schritt hinaus in's Feuchte und Dunkle. Er ging die ganze Nacht hindurch und erreichte noch vor Tagesanbruch das heimatliche Häuschen am Teutoburger Walde. Auf der Bank vor dem Hause fand ihn der Vater des Morgens schlafen; die aufgehende Sonne schien ihm in's Gesicht, seine Lagermütze war zur Erde gefallen. Kopfschüttelnd betrachtete Arnold das wunderliche Sträußchen, das daran befestigt war. Ein Dorn, ein Strohhalm, eine Grasrespe, und in der Mitte die blaurötbliche Blumenglocke eines Enzians! Indeß der Alte mit dem Dinge tändelte, machte der Jüngling träumend eine Bewegung darnach und fing zu reden an. Gleichzeitig erwachte er. Wie sich jetzt Vater und Sohn einander gegenüberstanden, so war der Augenblick nicht zu Geheimnissen angethan. Hermann erklärte ihm Alles. Arnold hörte zu, als ob ihn die Meduse versteinerte. Er hatte die Gänge nach der Dittmar'schen Spinnstube stets mit dem Sohne gemacht, und nie die Ahnung gehabt von dem Liebesverhältniß, das unter seinen Augen sich nährte. Der Gedanke, daß sein Sohn und die reichste Erbin des Osninggebirges auf diesem Fuße mit einander standen, überwältigte ihn jetzt bis zur Betäubung. Wie der Jüngling im blinden Gefühle genau nach dem Ziele griff, das er selbst als bewußter, absichtsvoller Mann verfehlt, wie der gescheiterte Ehrgeiz vom hochbewimpelten Segler der Liebe auf's Neue in's Tau genommen wurde, und die Kraft des Herzens vielleicht erreichen konnte, was der berechnende Witwer nicht herauscalculirt, und was eben nur Wagniß, nicht Berechnung erreichen kann: da schwindelte ihm das Auge, sein Blick wurde groß, wie der eines Sehers, seine Gestalt verlängerte sich, seine ganze Seele schien ihr altes Maß zu sprengen. Als Hermann

das Sträußchen empfängt, seine Arme um die Geliebte schlägt und auffauchzt: bin ich Deiner gewiß — so hebt ihn der Vater selbst empor und bricht in den Ausruf aus: „Ja, wenn sie Dich an den Thürpfosten binden und die Jetta an die Wolken hängen, Du mußt sie doch herunterkriegen!“ Aber noch ist der Bericht nicht zu Ende. Der alte Dittmar kommt, er unterbricht, er schließt diese Scene und schlecht getröstet schleppt sich der Jüngling durch Nacht und Grauen zur väterlichen Armuth heim. Arnold verfolgt Wort für Wort die Rede des Alten auf den Lippen seines Sohnes; die Worte scheinen eben so viele Gewichte, sie ziehen ihn nieder, er fällt in sich zurück. „Sechstausend Thaler,“ murmelte er traumredend, „das müßte ein Windfall sein, mein halbes Revier groß!“ — Die Liebesbeichte war nun vollendet; der Sohn athmete vielleicht einen Augenblick freier, aber mit unheimlichem Druck wälzte die Last sich über den Vater. Man sah ihn von diesem Augenblick nicht anders, als daß Kinder vor ihm wegliefen und Erwachsene den Kopf schüttelten über ihn. Abschreckende Düsterniß hing ihm über die Stirn, wie graue Nebelbilder über graue Felsen; er ging in seinen Gedanken herum, wie ein wühlender Bettler zwischen abgelegenen Schutthaufen. Warum bettelt er nicht vor den Wohnungen der Menschen? Das reine Brot, die frische Milch würden ihm überall gereicht; aber in grillenhafter Gier scharrt er abseits vom Wege vielleicht nach alten, verlorenen Werthsachen, und entsetzt die Sinne der Vorübergehenden, denn er wühlt Schmutz, Wurmbrut und Mißdüfte auf. Einen solchen Eindruck machte Arnold's Anblick seit diesem Tage.

III.

Lauterer und freier vollzog sich in Hermann's jugendlicher Brust die Gährung dieser Lebenssorge. Das Herbstmanöver war vorüber, eine heiße, schlaflose Nacht durchkämpfte er noch, dann raffte er sich auf zu einem gesunden Entschlusse. Er verlangte den Winterurlaub *nicht*. Ferne bleiben wollte er den ziel- und zwecklosen Martern der Liebesmühe und sich mit Leib und Seele seiner Militärschule verschreiben. Nur dieser Haltpunkt eines sicheren Fortschreitens und Emporkommens konnte ihn mannhaft beruhigen. Kam er zu kurz dabei, gingen die Dorfereignisse zu Hause über sein Schreib- und Zeichenpult rascher hinweg, so hatte er mindestens gearbeitet, nicht zugesehen im schmachtenden Müßiggange. Der Vater war mürrisch gegen diesen Entschluß. Es fehlte sogar wenig, daß er ungeduldig auffuhr dagegen. Klein und kümmerlich schienen ihm jetzt die Aussichten der militärischen Laufbahn, und nur das Eine begehrenswerth: Dittmar's hochgeschätztes Bauernerbe. Dieser Posten war jetzt nicht zu verlassen.

Aber verließ ihn der Sohn, so blieb doch der Vater anwesend. Er konnte die Angelegenheiten in der Stille verfolgen, und im Grunde besser Wacht halten, als der Jüngling selbst. Er beobachtete um so gründlicher, als Leidenschaft seinen Blick nicht minder schärfte, aber das Alter seine äußere Haltung deckte. Auch vermittelte er einen Briefwechsel zwischen Hermann und Jetta. So ging der Holzwart in Dittmar's Hause ab und zu, er fehlte an keinem Spinnstuben-Abend, er versäumte keinen Sonntagskrug. Von der innern Familiengeschichte des Bauern, von den Wechselfällen seiner Prozesse, von den Heiratsprojecten mit seiner Tochter, die er so eigenthümlich an jene knüpfte, von den Bewegungen und Stockungen

in beiden entging ihm nicht das Geringste. Er blieb stets an der Spitze des Wissenswürdigsten.

Was Hermann in Pyrmont einen Augenblick lang gedacht hatte, daß Dittmar seine Tochter vielleicht in die Stadt an einen seiner Rechtsvertreter verheiraten möchte, bestätigte sich nicht. Aber allerdings auf's Ernstlichste war das Bewerbungsrecht jenen drei Großbauern zugesprochen, deren Namen wir schon kennen, — dem Naloper, dem Wälschmaier und dem Sattelmaier. Sie zählten zu den wohlhabendsten Häusern der Gegend, und der Glanz ihres Namens überstieg noch ihren Wohlstand. Denn wie der Bauer, und der Westfale insbesondere, eine starke Ader von Ahnenstolz im Leibe hat, so genossen jene Männer fast eines adeligen Ansehens, das sie dem sagenhaften Alter ihrer Geschlechter verdankten.

In der Gegend von Enger nämlich — um dieser Sagen flüchtig zu gedenken — sitzen vierzehn Maier auf ihren Höfen, welche die Sattelmaier heißen; diese Bauern leiten ihre Abstammung unmittelbar von den Sattlern Wittekinds ab, den sie ihren König Weking nennen, und welcher zu Enger Hof gehalten hat. Die Hofburg ist zwar dergestalt verschwunden, daß auch kein Stein aufzuweisen, den man für einen Rest von ihr ausheben könnte, aber die Höfe der Sattler sind noch dieselben, die heute stehen, und die Nachkommen der Sattler eben die Maier, die heute darauf sitzen. Also glaubt es das Volk, und die Sattelmaier natürlich mit. An den hochseligen König Weking knüpfen auch die Naloper ihren Ursprung. Der große Sachsenkönig, erzählen sie, stellte sich einst todt und ließ sich begraben. Auf halbem Wege aber sprang er aus dem Sarg und musterte frisch und gesund sein Trauergefolge. Kennen lernen wollte er die Getreuen und die Ungetreuen unter seinen Wehrfesten und Hörigen. Und die ihm gefolgt waren, belohnte der König, die Ausge-

bliebenen aber bestrafte er. Er verhängte ihnen nämlich die Buße, daß sie alljährlich an seinem wirklichen Todestage den Ortsarmen Weißbrote austheilen sollten, und zwar für ewige Zeiten. Diese Weißbrote, Timpen genannt, werden in der That auch heute noch am heiligen Dreikönigstage in der Engerer Landschaft ausgespendet. Damals aber protestirte ein Bauer in Bünde gegen dieses Strafurtheil, denn er behauptete und führte den Zeugenbeweis, daß er zum Leichengang schon über einen Fuß den Stiefel gezogen, als der König wieder lebendig ward. Der Mann gewann sein Recht, nur bekam er den Scherznamen: der Naloper, d. i. der Nachlaufer, aber er war stolz auf diesen Namen. Und nicht minder sind es seine Nachkommen auf diese Sage, denn sie gilt ringe im Lande als vollwichtiger Beweis ihres tausendjährigen Geschlechtes. Einen ähnlichen Altersadel nun haben die Walschmaier zwar nicht für sich. Sie sind, wie schon ihr Name sagt, Colonisten aus Wälschland, ihre Ahnen lebten auf keinerlei Fuß mit König Weking, weder halb, noch ganz gestiefelt. Ihr Adel ist moralischer Natur. Das Dorf Stuckenbrock, wo sie sitzen, war nämlich bis zum Jahre 1807 eine Freistätte für Ausreißer aus den benachbarten preußischen Garnisonen. Die Verschmitzteren unter den vom damaligen Werbesystem zusammengekoppelten Ausländern wurden früh genug mit dieser Ortsgelegenheit vertraut und entwichen. Vergebens allarmirte sich die Garnison hinter dem Flüchtling, schloß die Thore, ließ die Lärmkanonen donnern, schickte Streifpatrouillen aus: der Vogel war für einen andern Preis zu haben. Er entkam regelmäßig über die Grenze, ließ sich's zu Stuckenbrock, das für seine Gäste auf's Leckerste eingerichtet war, ein paar Tage lang wohl sein und dictirte von hier aus die Bedingungen seiner freiwilligen Unterwerfung — nämlich Bezahlung der Zeche. Der Compagniechef, dem an der Vollzahl seiner Leute

alles gelegen sein mußte, leistete die Bezahlung, der Näscher beschloß seine Freudentafel mit dem Dessert der Spießruthe und seine Stuckenbrocker Freunde und Freundinnen stärkten ihn zu dieser Aussicht mit einer Zärtlichkeit, die freulich nicht ausschließlich genug war, um sich nicht eben so gewissenhaft seinem Nachfolger aufzusparen. Lag unter diesen Umständen die Moral von Stuckenbreck in argem Schatten, so fiel das Licht um so glänzender auf jene Wirthschafter, welche von diesen Gewerbevortheilen des Dorfes ihre Hand rein erhielten. Das waren die Wälschmaier. Ihr Reichthum that freilich das Meiste zu dieser Tugend, aber eben darum hob eines das andere und der Credit der Wälschmaier war noch ein Heiligthum der Gegend, als schon längst jenes Asylrecht ein Ende genommen, und die ganze Gemeinde durch Anlegung ihrer trefflichen Leinwandbleiche einen soliden Erwerb sich geschaffen hatte.

Das war der landeskundige Ruf und Namen der Naloyer, der Sattelmaier und Wälschmaier. Es war gar nicht die Rede davon, wie die gegenwärtigen Personen dieser Namensträger auch einem Mädchenauge gefallen konnten: Hermann hat sie gegen den alten Dittmar, und Jetta in ihrem sinnigen Gedenksträußchen kurz und scharf genug gekennzeichnet. Das machte sie aber um keinen Thaler ärmer, ihr volksthümliches Ansehen nicht geringer. Sie waren und blieben die Männer, die durch's ganze westfälische Land Ansprüche machen konnten, sie waren und blieben Jetta's Freier. Die Bahn ihrer Brautwerbung lag grad' und offen vor ihnen da, zwischen ihnen und ihrem Ziele stand nichts, wenn sie sich nicht selbst aufhielten mit jener nebensächlichen Grillenhaftigkeit alter Junggesellen, welche nie fertig werden kann. Das thaten sie glücklicherweise. Der alte Dittmar, wie wir wissen, hatte sich etwas tief in seine Prozesse eingelassen. Wir

kennen die Summe, um die er verlegen war. Ob er mit leidlichen Vergleichen nicht besser fuhr, lassen wir dahingestellt, daß er aber neue Hypotheken nicht aufnahm, darin kannte er allerdings seinen Vortheil. Er durfte durch keinen Schritt dieser Art seinen Cassazustand enthüllen, wenn er den Muth seiner Gegenparteien nicht heben, seine Verlegenheit nicht vergrößern wollte. Was er in einem hitzigen, vielleicht oft bereuten Augenblick dem jungen Meinwerk verrathen, war daher gar nicht so übel ausgedacht, eben jetzt nämlich seine Erbtochter zu verheiraten und zwar auf Bedingungen, die ihm vortheilhafter als jeder andere Weg die gewünschten Mittel verschaffen konnten. Um diese Bedingungen handelte er nun mit den Freiern, oder vielmehr sie mit ihm. Denn obgleich sie recht gut wußten, daß Dittmar's Erbe ein Opfer, wie das geforderte, und wohl auch ein größeres mit Ueberfluß lohnte, so konnten sie sich doch nicht enthalten, um den Preis der verlangten Summe einen Einfluß auf seine Proceßführungen zu beanspruchen, — das, was dem Alten ein Gräuel war. Er mochte sich in seiner Lieblingsleidenschaft in keiner Weise stören lassen. Er wollte nichts davon hören, daß er einen Theil seiner Processe ganz aufgeben, andere mit halbem Vortheil zum Vergleiche bringen und nur die sichersten und wichtigsten mit voller Kraft durchführen sollte. Sie waren ihm alle gleich lieb und werth. Er wollte Hausherr bleiben in seinem Labyrinthe. So schleppten sich die Männer schon den ganzen Sommer und jetzt in den Winter hinein an ihren eigensinnigen Auseinandersetzungen. Die Freier waren eben mehr Geschäftsleute als Liebhaber. Man sah sie im Gefolge Dittmar's gleich einem Kometenschweif beständig an seiner Ferse, und wie der Eine so, der Andere anders ihm zusprach, wie Dieser hier, Jener dort die Freiheit seines Handels bemakelte, wie Zugeständnisse gegeben, genommen

hin und her gemodelt und täglich Neues und Altes in allerlei Wendungen versucht wurde, bis irgend ein Advocatenbericht wieder einen Strich durch die mühsame Rechnung machte: das Alles bot ein weitläufiges, aber hinlänglich kaltgefärbtes Bild von der Art, wie das spätere Mannesalter, und die zähe Bauernnatur insbesondere, wirbt. — Wohl dem Vierten, der diese Frist hätte benützen können! Aber leider, eine Pause war's mehr des peinlichen Drucks, als der Hoffnung. Herrmann's Fleiß wurde immer mehr ein Werk der halben Verzweiflung, und seine Briefe athmeten nur mühsam den Muth, den er mitzutheilen wünschte, ohne ihn selbst zu besitzen; Jetta behauptete zwar ein gewisses Vertrauen, aber es war so dumpfer, allgemeiner Natur, daß ihr jeder Gedanke darüber fehlte, worauf sie eigentlich vertraue; Arnold endlich — focht mit zuckender Geberde in der Luft, murmelte mit zerrissenen Reden vor sich hin, schrak oft zusammen, und sah viel hinter sich. Wenn er unter Menschen war, that er sich zwar Gewalt an, und unterdrückte diese seltsamen Aeußerlichkeiten, aber sein strenger, starrsehender Blick verrieth die ähnliche Richtung seiner Gedanken auf einen schwierigen und unveränderlichen Punkt, den er weder heben noch rücken zu können, an welchem er unter schmerzlichen Krämpfen gepfählt schien, wie der sterbende Falter an die Nadel, die ihm mitten durch den Leib geht. Wie dieser Punkt hieß, die grausame Arc, um die er so widernatürlich sich bewegte — wer konnte es wissen? —

Die Spinnstuben-Abende aber hatten begonnen, denn der Winter war bereits vorgeschritten. Angebrochen war er freilich noch nicht. Die Witterung blieb lau und milde, wie mitten im Frühlinge. Bäume trieben zum zweitenmale Knospen, hin und wieder brütete ein Vogel. Selbst die Nächte kühlten sich nicht ab. Mit Bangen sahen die Menschen das gestörte Naturgesetz, und der Aberglaube brütete

in dieser unheimlichen Wärme sein Unkraut aus. In der Luft selbst schien sein Same ausgestreut, man athmete Grauen und Wunder.

Für Arnold indeß hatte diese Witterung den nächsten Vortheil, daß sie seine weiten, abendlichen Wanderungen nach Dittmar's Hofe begünstigte. Und da gerade in diesem Winter, wie wir wissen, sein Interesse so lebenstief aufgeregt war für diese Besuche, so fügte sich in sein irdisches Treiben das überirdische mit einer gewissen dämonischen Eintracht. In der Spinnstube selbst diente die Wundererscheinung des Jahres seinem persönlichen Ehrgeize. Mit rauher Strenge vertrat er die Sache der Aufklärung gegen die abergläubischen Meinungen, die rings um ihn laut wurden. Es that ihm wohl, auf diesem gleichmachenden Boden der ländlichen Geselligkeit den reichen Hofbauern ein geistiges Ansehen entgegenzusetzen. Nie war er so eifrig wie jetzt um jene Gattung von Büchern bemüht, welche unter dem Zwecke der Unterhaltung die Herrschaft der Vernunft ausbreitete. Ein Fund dieser Art war ihm der erste Theil von Zschokke's Selbstschau. Er hatte ihn nach der Beschreibung, die ihm davon gemacht wurde, und nach dem Rufe, welchen die Stunden der Andacht desselben Verfassers in den mittlern Bildungsregionen genossen, noch halb unaufgeschnitten einem gutmüthigen Büchergönner zu entreißen gewußt, und verpflanzte ihn jetzt mit gebieterischem Drange in Dittmar's Spinnstube. Er selbst war Vorleser. So nahm der breite Verstand des Sachsen unter dem trotzigen Schutze des Westfalen auch hier seinen beliebten Platz ein in der Gesellschaft der Armen im Geiste, und wenigstens ein Stündchen jedes Spinnabends wurde sein ehrbarer Antheil.

IV.

An einem dieſer Abende hatte ſich Arnold etwas ſpäter als gewöhnlich eingefunden. Die Unterhaltung war bereits im vollen Gange. Eine drückende Aufmerkſamkeit herrſchte durch die Stube, der Ankömmling wurde mit ſtummem Winke begrüßt, denn ungetheilt folgten alle Sinne dem Vortrage des Erzählers. Arnold ſetzte ſich ſtill zu den andern Hausvätern auf die Bank, die ihm eben geräuſchlos Platz machten. Der Erzähler fuhr nach einer augenblicklichen Unterbrechung fort:

„Daß der Wehrwolf noch vor zwanzig Jahren auf dem Enger'ſchen Bruche ein Pferd verſchlungen hat, dazu lacht man; aber die in Wallenbrück haben auch gelacht, und lachen nun nicht mehr. Wie geſagt, die Braut glaubte nichts von alle dem und ließ dreiſt den Tag herankommen, da ſie mit ihm zum Pfarrer ging, um ſich für's erſte Aufgebot einſchreiben zu laſſen. Nun iſt das freilich kein Gang wie jeder andere. Der Menſch geht da tiefer in ſich, es fallen ihm Sachen auf's Herz, die ihn ſonſt kein Hui! kümmerten. Wie ſie alſo mit einander unterwegs ſind, da geräth die Agnes auf einmal in die Gedanken. Sie drückt und würgt daran, und hat doch den Witz nicht, wie ſie's einfädeln ſoll. Und ſchon guckt der Kirchenthurm über die Weiden der Elſe, und rechts ſteht eine Hecke vom Judendorn als ein Windbrecher im Feld. Da zupft ſie den Bräutigam am Aermel und fragt ihn recht ungewitzt heraus: ob er nicht wüßte, was der Wehrwolf ſei? Der Salbot erſchrickt, verändert die Farbe und meint: was ſie doch dächte, wie ſie auf den Einfall käme, ſie ſollte das Wort gar nicht ausſprechen, und was weiß ich! Das waren aber lauter Scheiter zum Feuer. Denn nunmehr läßt die Agnes nicht ab von ihm, ſie tribulirt

ihn fort und fort, und setzt ihren Kopf darauf: den Wehrwolf müßte sie kennen. Da sagt der Salbot zuletzt, sie möchte vorausgehen, er wolle einen Schritt zurückbleiben und tritt hinter die Hecke. Holioho! springt ein ungeheurer Zottelwolf auf die Agnes los und packt sie an dem Sergerock und zerrt sich mit ihr; sie schrie um Hilfe, daß es über hundert Feldsteine scholl. Darauf verschwand das Ungeheuer, nun war aber auch der Salbot wieder an ihrer Seite."

Dittmar's Jetta sagte über ihren Spinnrocken hinweg: „Gilt's nicht vielleicht umgekehrt? Der Salbot kam zurück und das Ungeheuer verschwand? Man könnte dann denken, es war ein wilder Hund, wie sie die Abdeckereien der Haide umschwärmen, und er hätte Reißaus genommen, als er einen Mann kommen sah." Mehrere Mädchengesichter hoben sich zugleich gegen den Erzähler, überrascht, was er dieser Ansicht erwiedern würde. Der Mann antwortete ruhig: „Sagt' ich's nicht gleich zu Anfang — die Braut, mit der sich das zutrug, ist jetzt barmherzige Schwester zu Münster, und der Bräutigam hat sich auf den Hollandsgang fortgemacht. Beides doch nicht von eines Hundes wegen? Hört mich nur weiter. Braut und Bräutigam wandeln mit einander von dannen. Die Braut sagt kein Wort, wie ihr zu Muthe ist, kaum hat sie das Herz und schielt von der Seite nach ihrem Bräutigam hin. Aber da war's am Tag! Mit diesem Seitenblick bemerkt sie zwischen den Vorderzähnen des Salboten etwas von der rothen Wolle ihres Sergerocks" — bei diesen Worten standen alle Spinnräder still und das gelbe Lampenlicht beleuchtete rings Gesichter, welche das Grausen verzerrte. Der Sprecher fuhr fort gegen die Spinnerinnen gewendet: „Nicht wahr, Ihr hättet jetzt mit dem Salboten keinen Schritt mehr weiter gehen können? Aber die Agnes hat's verdient. Warum verachtete sie so lange die

Warnungen der Leute! Sie hielt also aus bis zur Kirche — da war freilich kein Aufgebot mehr zu melden. Gebeichtet hat sie, was Herz und Nieren vermochten, darnach nahm sie zu Münster den Schleier. Er machte sich nach Holland aus dem Staube, man wird kaum wieder hören von ihm; die barmherzige Schwester aber, wer eine vertraute Seele zu ihr ist, erzählt noch manchmal das schreckliche Geheimniß ihres Lebens. Das ist die Geschichte vom Webrwolf zu Wallenbrück." —

„Ist's nicht auch im Enger-Bruch," nahm ein junges Mädchen das Wort, „wo die verzauberte Glocke unter der Erde läutet? Ja, ja, es ist eben daselbst. Ihr wißt doch die Geschichte von der doppelten Jutta? Es fuhr einmal eine Braut in ihrem Brautwagen zur Hochzeit, und als sie über den Bruch kam, da unterfteht sie sich und hat den Frevelmuth, daß sie laut in die Lüfte ruft:

Wer so heißt wie ich,
Der setzt sich hinter mich.

Das Mädchen hieß Jutta. Jutta hieß aber auch die große Glocke von Enger. Die kommt auf einmal dahergebraust und schlägt hinter dem Brautwagen in die Erde, wie tausend Bomben. Die Braut hatte augenblicklich den Tod vor Schreck. Sie soll halb und halb eine Hexe gewesen sein. Die Glocke aber steckt noch jetzt in der Erde, und es gibt Leute, die sie von Zeit zu Zeit läuten hören."

„Hab's auch erzählen hören," sagte der Hausvater, „ist gar ein alt Gebäck. Wer denkt es denn noch, wie die Brautwagen Sitte waren bei uns? Und bigott! wir brauchen kein Sonntagskind, das eine Glocke läuten hört unter der Erde. Ist's weniger wunderbar, wenn es Menschen gibt, welche die Brunnen spüren tief im Abgrund? Ich selbst nehm' im Delbrücker-Land einen Hof in Anspruch, der hat seinen Brunnen von einem Rhabdomanten. Lang genug haben sie daselbst gegraben und nichts heraus-

gewühlt, als trübes Geschlamm; es schmeckt Alles nach Torf da herum. Da rieth man dem Hofbauer, er möchte den Rentschreiber in Rietberg ansprechen, der verstünd's. Der Rentschreiber ist ein Mann von gutem Auskommen, er macht kein Geschäft daraus, auch thut er's nur, wenn der Brunnenmeister das Seinige schon verdient hat und es fruchtet nichts. Der Rentschreiber kam also und seine Haselgerte schlug richtig ein; im Garten war's auf einem Kurbisbeet. Dort haben sie jetzt einen Brunnen vom allerschönsten Quell. In der Gerte steckt's nicht, wir z. B. könnten lang herumtippen damit. Die Gabe muß immer im Menschen sein. Aber das erkläre mir Einer, wie ein Mensch vor dem andern eine solche Besonderheit haben kann." —

„Es ist damit beschaffen, wie mit dem zweiten Gesicht," ließ sich der Naloper vernehmen, „nicht anders kann ich's vergleichen. Wir haben ja auch unser gesundes Augenlicht, nicht wahr? Und wenn wir uns ein Fernglas zurechtschieben, wie auf dem Pyrmonter Forsthaus, will ich sagen, so sehen wir den Horner Postwagen oder ein Segel auf der Weser um ein halb Stündchen früher als Andere. Wie kommt's aber, daß Menschen einen Leichenconduct z. B. ein halb Jahr lang früher sehen, als er sich wirklich in Gang setzt? Was für Augen, was für ein Fernglas haben die? Es ist dieselbe Sache."

„Gibt es solche Menschen?" fragte eine der Spinnerinnen entsetzt.

„Gibt, hat gegeben und wird geben," war des Naslopers ernsthafte Antwort. „Sind gar nicht so selten; ja es käme noch mehr davon unter die Leute, wenn sie nicht so verschwiegen wären, die Menschen mit dieser Beschaffenheit. Was wollt Ihr, Nachbar? Als ich vor zwanzig Jahren den Heidelhof kaufte und in der Erst' darauf wohnte, da übernahm ich einen Auszügler damit, der

d'rinn auf Leibgeding saß in seinem Hinterstübchen. Zwei Jahr lang, sage zwei volle Jahr, lebt' ich mit dem Manne unter einem Dach, und erst bei einem Pferderennen auf der Schilde'schen Haide — so viel Meilen von meinem eigenen Haus — mußt' ich hören, daß mein Insasse das zweite Gesicht hatte. Voraus gesagt, ich lebte im besten Vernehmen mit dem stillen, friedsamen Alten, und gar nicht auf Auszüglers-Art, wie zwei Meerkatzen in einem Nest."

„Und der hat den Tod voraus gewußt?" forschte die Spinnerinn mit dem Reize des Grausens.

Der Naloper antwortete: „Ihr sollt hören, was er darüber gesagt hat. Ich geb' Euch sein Wort wie geaicht. Denn als mir mein seliger Bruder, der Rittmeister zu Bonn, einmal zu Weihnachten ein paar Flaschen von dem rothen, feurigen Ahrwein schickte, da schenkt' ich dem Alten eine davon und damals sprach er vertraut mit mir; von seiner Naturgabe nämlich. — Ich bin, sagte der Alte, in Steinbeck geboren und zwar an einem Sonntagmorgen, just in der Stunde, da der Pastor auf der Kanzel stand. Daher ist mir's wahrscheinlich verliehen, daß ich Dinge vorausseh', die sich in meiner Bekanntschaft ereignen sollen. Nur zu meines Herzens Bekümmerniß hab' ich die Gabe, das mögt Ihr glauben — und weiß nicht, warum mir Gott diese Prüfung auferlegt. Doch sein Wille geschehe! Der Herr hat ja auch in alten Zeiten schon den Menschen die Gabe der Wahrsagung zugetheilt, wie uns das heilige Bibelbuch meldet. Und von ihm kommt's gewiß; denn seht, man sagt sonst, die das Sehen haben, müßten Nachts vor ihre Hausthüre treten, dann käme ihnen das Gesicht. Mein Sehen hat im Gegentheil mit der Nacht nichts zu schaffen; immer seh' ich am Tage. Erst empfind' ich eine gewisse Unruhe, dann seh' ich den Ort, die Personen und die Handlung wie graue Schatten an mir vorbeigehen —

es ist nur ein Husch, ein Augenblick, darauf wird mein Gesicht wie anderer Leute ihres. — So stand ich einst am hellen Mittag im Dorfe, und sah auf ein Dach in meiner Nähe. Auf einmal fuhr ein großer Feuerbusch daraus hervor und ich sah es rund um mich brennen. Einige Monate darauf brannte dasselbe Haus ab und noch sieben der Nachbarhäuser. — Ein andermal starb eine Frau in Steinbeck am Nervenfieber; davon hatte ich, als ich noch gesund war, ein halbes Jahr früher die Vorgeschichte. Gegen elf Uhr Morgens sehe ich nämlich vor meinem Hause und sehe den Sarg der Frau aus der Wohnung tragen und auf den Leichenwagen heben; der Pastor, das Geleite und die Schulkinder standen bereit, auch den Sterbegesang hörte ich. Der Zug drehte sich zur Linken und weg war Alles. Dabei muß ich bemerken, wenn etwa ein Mensch auf der Straße geht und sich meinem Schattenbilde in den Weg stellt, so kann ich's nicht lassen, ich faß' ihn am Arm und führ' ihn bei Seite; zu deutlich habe ich das Gefühl, er müßte niedergetreten werden. Dadurch allein verrieth ich mich auch zuweilen, denn Redens habe ich nie gemacht damit, ich halte es für unschicklich. — Hier im Hause selbst, als ich noch wirthschaftete, hatte ich eine Einwohnerin mit Namen Püschen. Eines Tages sagt' ich zu ihr: Püschen, wir werden bald einen Todten haben. Verwundert Euch nicht, daß ich wider meine Gewohnheit das sagte. Mir ahnte zugleich, es würde Niemand von der Freund- oder Nachbarschaft sein. Die Püschen lacht auch dazu und meint: ei, sollt' ich etwa gar einen Hahnen heut schlachten? Ich aber hatte das Gesicht gehabt, daß ein großer, schwerer Sarg von der Aufkammer die Treppe herunter getragen würde. Bald darauf tritt der Anton von Etteln hier in's Haus, mein Krämer aus dem Paderborner Land, den bat ich, daß er mir beim Dreschen der Flachsbündel helfen sollte, und

er that es. Aber nicht lange arbeitete er mit mir, so klagt er über Unwohlsein, legt sich zu Bette, kann nicht mehr weiter reisen und in acht Tagen ist er todt. Ich selbst habe den schweren Sarg von der Auffammer herabtragen helfen, und die Sache war mir so schauerlich, daß ich damals im Ernst gewünscht hätte, ich wäre von der Welt. Nun, das braucht der Mensch nicht zu wünschen, es kommt auch ungewünscht. Und wie mit dem Alter alle Sinne schwächer werden, so läßt auch diese Eigenschaft nach, scheint es mir. Das letztemal war's im Wekingskrug, daß ich ein Gesicht hatte. Ich tret' ein und will ein Gläschen trinken für den Magen; da seh' ich auf der Diele einen kleinen Sarg stehen. Ich verberg meinen Schreck und thu', als wenn ich wegen Neuigkeiten gekommen wär', denn zum Bittern war mir aller Geschmack vergangen. Es stand auch richtig keine vierzehn Tage an, da lag das Bübchen des Wirths auf der Diele im Sarge. Beim Baden war er verunglückt, und lief damals noch frisch und rothbäckig herum, als ich das Magenschnäpschen zu mir nehmen wollte."

Arnold kauerte indeß am untern Bankende und hörte diesen Geschichten ingrimmig zu. Er dünkte sich ein Moses, der sein Volk wieder um's goldene Kalb tanzen sieht. Daß der Naloyer Theil nahm daran, war ihm eine besondere Versuchung, diesen Rebenbuhler der Meinwerks laut und rücksichtslos zu demüthigen. Und als der Großbauer nun erst anfing, die Authenticität seines Auszüglers recht überzeugungsstark in's Licht zu setzen, da fuhr er auf einmal auf und rief mit überstürzender Heftigkeit: „Blitz und Kreuz noch einmal! Geht's heute so fort an dieser Narrenleine, so steck' ich meinen Zschokke in Ofen!" — „Um Gotteswillen nicht!" beschwichtigte Jetta, während die ganze Mädchenschaar um sie erschrocken zusammenfuhr. — „Les't meinethalben, mir ist's recht," trat ihn der Naloyer

an, „aber die Narrenleine verbitt' ich mir, ich verbitt' sie mir, Holzwart, oder der Donner soll Euch zermalmen!" — „Nichts verbittet Ihr mir, gar nichts," schrie Arnold noch trotziger, „Mordelement, den Mann will ich sehen, der mir das Licht der Vernunft untersagt! Eure Vernunft ist wohl auch nur ein Naloyer, he? steckt mit Einem Fuß im Stiefel und mit dem Andern im Kinderschuh, he?" Das war ein kühnes Wort! Zwar wurde ihm der Preis des Witzes in dem Gekicher einiger Mädchen zu Theil, aber die Männer fühlten sich, Alle für Einen, in ihrem stolzen Geschichtsleben beleidigt. Ein Sturm brach los gegen Arnold mit der ganzen Wucht der unbändigen Bauernnatur. Vom Aufschlagen der Fäuste, vom Stampfen der Füße und Pochen der Stöcke, von Geschrei und Tumult erzitterte die Stube im Nu, und es ist nicht zu sagen, wohin es gekommen wäre, — da plötzlich wurde es tiefe, starre Nacht in den vier Wänden. Jetta war es, welche die Lampe, die von der Decke herab in die Mitte des Spinnkreises hing, auslöschte. Die Stille der augenblicklichen Verdutzung gab ihr Gelegenheit, ihre Stimme vernehmbar zu machen. „Meine Herren, die Spinnstube ist geschlossen!" sagte sie mitten in's Finst're hinein. Dieser Einfall wirkte. Die Männer besannen sich, daß sie nur Gäste — Gäste galanten Besuches hier seien, und daß die Sitte der Frauen gesetzgebend in der Spinnstube herrschte. Als solchergestalt Ruhe geworden, zündete Jetta das Licht wieder an, holte die Selbstschau aus dem Schranke, und fuhr in dem glücklich getroffenen Tone fort: „Herr Meinwerk wird die Güte haben, aus diesem Buche uns vorzulesen. Seite 228 sind wir stehen geblieben." Arnold schlug die Seite auf, die Männer rückten auf ihren Plätzen zurecht, und grollten und knurrten wenigstens gemäßigter um ihn herum. — „Wissenschaft ist ein schön' Ding," brummte der Naloyer, „aber wenn mich ein Sie-

denkluger der Lüge straft, so werd' ich wild. Dafür sind die Bücher nicht. Wer gar nicht glaubt, ist ein Thier." — „Umgekehrt!" stemmte sich Arnold dagegen; „ein Thier ist, wer glaubt, was sich mit dem Menschenverstand nicht begreifen läßt." — „Aber es gibt doch gewisse Dinge," warf der Hausvater dazwischen. — „Nichts gibt's, Herr Dittmar, gar nichts gibt's. Was für gewisse Dinge? Glaub' ich an's zweite Gesicht, so glaub' ich auch an den Mühlstein, der bei Trier die Mosel herabschwamm. Alle Kinderwärchen glaub' ich dann, überall sind dann die gewissen Dinge. Trennt eine Masche und der ganze Strumpf läuft. Wohin kämen wir damit? Die Natur hat keine Ausnahme. Widerspruch ist Widerspruch, und dem Verstand darf nichts widersprechen, gar nichts." — „Da seid Ihr auf dem Holzweg," rief ein Dritter; „den Glauben der Religion begreift ja auch der Verstand nicht, und doch" — „Redet nicht weiter," war die schnelle Abfertigung Arnolds; „ist das mein ganzer Holzweg, so wird's das schönste Straßenpflaster. Die Religion hab' ich von Gott dem Herrn, der aus dem Schatze seiner ewigen Geheimnisse offenbart, was wir zur Seligkeit brauchen. Aber wer braucht denn das zweite Gesicht? Wer braucht denn eine brennende Stadt zu sehen, wie z. B. der andere Hanswurst da, der hundert Meilen davon beim Spieltisch saß und nichts löschen konnte als seinen Durst? Wer braucht denn all' diese Hexenfaxen frag' ich?" Und mit einem kräftigen Schlag auf das Buch fuhr er fort: „Darum gibt es Männer, wie dieser Zschokke; die soll man schätzen. Die wissen, was glauben und glauben heißt, die machen den richtigen Unterschied, und reißen das Volk heraus aus der Verwirrung, der Dummheit, dem Aberwitz! Hier ist das wahre Licht, hier ist's!" — Nach diesen Worten genoß Arnold das ganze Selbstgefühl eines Mannes, dem Nichts zu widersprechen vermag. In der That

blieb Alles um ihn her stumm; befriedigt überblickte er den gebändigten Kreis, dann hub er an: „Wir sind also stehen geblieben: wie er bei der gnädigen Frau hätte Calfactor werden sollen, — Fr. v. Staël hieß sie; nun schreibt er weiter:“ —

Aber welch' ein peinlicher Zufall! Gerade heute, gerade jetzt kam die Stelle zum Vorlesen, worin der Verfasser von der jungen, etwa zwanzigjährigen Rhabdomantin Katharina Beutler aus dem Thurgau erzählt. Ihre Wunderkräfte übersteigen allen Glauben. Nicht nur, daß sie fließendes Wasser unter der Erde empfindet, auch Gyps, Steinkohle, Salz, Anhydrit, Alaun, ein ganzes Register von Mineralien, ja sogar der Polarstern bei finsterer Nacht und fest verbundenen Augen kommt diesem seltsamen Nervensystem zum Bewußtsein. Einiger Trost wird es für den erschrockenen und tödtlich verlegenen Vorleser, daß der Autor letztere Thatsache selbst „auf Gefahr hin für getäuscht oder leichtgläubig gehalten zu werden“ erzählt, und so huscht er wie der Schiffer über eine Stromschnelle über die bedenkliche Stelle hinweg. Den Eindruck zu vertuschen liest er hierauf eifriger und weiter in das Buch hinein, als er sonst pflegte. — man gelangt heute bis zur Seite 271, da wird das Merkzeichen eingelegt.

Doch das Verhängniß des Abends sollte sich noch erfüllen. Wie das nächste Capitel heißt? wurde zufällig gefragt, und auf die Antwort „die Blumenhalde,“ entstand ein allgemeines Verlangen unter den Mädchen, er möchte auch dieses Capitel noch lesen. Es klinge so hübsch, „ach ja, die Blumenhalde!“ ging es von Mund zu Mund. Arnold gab nach. Er schlug das Buch wieder auf und las das 11. Capitel, die Blumenhalde. So kam er denn auf Seite 273, wo es hieß:

„Darum jedoch mangelte es nicht an genußvollem Umgang in meiner neuen Einsiedelei, sei es mit einigen

ausgewählten Männern und Familien der Stadt, oder mit alten, lieben Bekannten und Freunden der Eidsgenossenschaft, die mein nicht vergaßen, wenn sie vorüberzogen; oder an Besuchen von Reisenden, welche Wanderlust in die Schweiz gelockt, oder ein Windstoß des Schicksals hieher verschlagen hatte. Ich wußte dergleichen Ehren zu würdigen, und aus eigener Erfahrung, wie man auf Reisen gern zuweilen Gelegenheiten benützt, leere Augenblicke auszufüllen, um sich zu belehren, oder die Ernte der Erinnerungen zu vergrößern. Ich gab mich gelassen dafür hin. Fiel mir zuweilen diese Art Tugend etwas lästig, vergalt sie sich mitunter wieder durch Bekanntschaft merkwürdigen Persönlichkeiten, oder durch Anregung einer wunderlichen Gattung von Sehergabe, die ich mein „inneres Gesicht" nannte, mir aber noch immer räthselhaft ist. Beinah' fürcht' ich mich, von dieser ein Wort zu sagen, nicht, weil man mich für abergläubisch halten dürfte, sondern weil ich damit leicht Andere in abergläubischen Neigungen bestärken könnte. Und doch wär' es ein Beitrag zur Erfahrungs-Seelenkunde. Also gebeichtet!"

Arnold wurde roth, und hielt unwillkürlich inne. Aber die Männer rückten zusammen, stießen sich an und riefen: „Holioloh! aufgepaßt! diesmal ist er's selber, kein Anderer. Wie war das mit dem „innern Gesicht"? aufgepaßt!" Der Vorleser konnte nicht zurück, er las weiter:

„Bekanntlich pflegt nicht selten das Urtheil, welches wir über unbekannte Personen, bei deren erstem Anblick, fallen, richtiger zu sein, als dasjenige nach längerer Bekanntschaft mit denselben. Der erste Eindruck, der uns, wie durch seelischen Instinct, zu dem Fremden hinzieht, oder von ihm abstößt, wird später, durch dessen Anderserscheinen, oder durch unser Gewöhnen endlich verdunkelt und zerstreut. Man spricht von unwillkürlichen Sympatien

und Antipatien in solchen Fällen, und nimmt dergleichen sogar zuweilen bei Kindern wahr denen Menschenkenntniß abgeht. Andere sind ungläubig daran und thun sich lieber ein wenig physiognomische Kunst zu Gute. Nun von mir.

Es begegnete mir zuweilen beim erstmaligen Zusammentreffen mit einer unbekannten Person, wenn ich schweigend ihr Reden hörte, daß dann ihr bisheriges Leben, mit vielen kleinen Einzelnheiten darin, oft nur diese oder jene besondere Scene daraus, traumhaft und doch klar an mir vorüberging, ganz unwillkürlich und im Zeitraum weniger Minuten. Während dessen ist mir gewöhnlich, als wär' ich in das Bild des fremden Lebens so völlig versunken, daß ich zuletzt weder das Gesicht des Unbekannten, in welchem ich absichtslos las, deutlich mehr sehe, noch die Stimme des Sprechenden verständlich höre, die mir vorher gewissermaßen wie ein Commentar zum Text der Gesichtszüge klang. Ich hielt solche flüchtige Visionen lange Zeit für Tändeleien der Phantasie; um so mehr, da mir die Traumgesichte sogar Kleidung, Bewegung der handelnden Personen, Zimmer, Geräthe und andere Nebendinge zeigten. — Nur um muthwilligen Scherz zu treiben erzählt' ich einmal im traulichen Familienkreise Kirchberg die geheimen Geschichtchen einer Näherin, die sich eben aus dem Zimmer und Hause entfernt haben mochte. Ich hatte die Person nie vorher gesehen; aber man erstaunte und lachte, und ließ sich nicht ausreden, daß ich die Verhältnisse der Besprochenen wisse, denn was ich gesagt, sei vollkommene Wahrheit. Nun erstaunt' ich nicht weniger, daß meinen Traumbildern etwas in der Wirklichkeit entspreche. Ich ward aufmerksamer, und, wenn es die Schicklichkeit erlaubte, erzählte ich Denen, deren Leben an mir vorübergegangen war, den Inhalt meiner Traumseherei, um Widerlegung oder Bestätigung zu erfahren. Jedesmal aber erfolgte Bestätigung nicht ohne Bestürzung Derer, die sie gaben.''

Arnold saß auf Nadeln. Er überblickte mit einem sehnsüchtigen Auge die nächste Seite, ob nicht eine natürliche Erklärung des Menschenverstandes in Aussicht stände. In dieser Hoffnung las er fort:

„Am wenigsten konnt' ich selber Vertrauen zu diesen Gaukelspielen der seelischen Natur fassen. So oft ich Jemandem meine ihn betreffende Traumseherei kund that, erwartete ich mit Zuversicht, die Antwort zu hören: So war es nicht! Mir wandelte immer heimliches Grausen an, wenn der Zuhörende entgegnete: So war es! oder wenn mir noch, bevor er's sagte, seine Verwunderung verrieth, ich irre nicht. Statt vieler Beispiele führe ich eins an, welches mich ganz vorzüglich betroffen machte.

An einem Markttage in der Stadt Waldshut kehrt' ich hier mit zwei jungen Forstzöglingen (die noch leben) von einer Waldbereisung ermüdet, Abends im Gasthof zum Rebstock ein. Wir speiseten an der zahlreich besetzten Wirthstafel zu Nacht, wo man sich eben über allerlei Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten der Schweizer, über Mesmer's Magnetismus, Lavater's Physiognomik und dergleichen herzlich lustig machte. Einer meiner Begleiter, dessen Nationalstolz die Spötterei beleidigte, bat mich, etwas zu erwiedern, besonders einem hübschen jungen Manne, der uns gegenüber saß und den ausgelassensten Witz trieb. Gerade das Leben desselben war an mir vorbeigeschwebt. Ich wandte mich an ihn mit der Frage, ob er ehrlich antworten werde, wenn ich ihm das Geheimste aus seinem Leben erzählen würde, während er mich so wenig kenne, als ich ihn? Das wäre denn doch mehr, meint' ich, als Lavater's Physiognomik. Er versprach, offen zu gestehen, wenn ich Wahrheit berichten würde. So erzählt' ich, was mir mein Traumgesicht gegeben, und die ganze Tischgesellschaft erfuhr die Geschichte des jungen Kaufmanns, seiner Lehrjahre, seiner kleinen Verirrungen,

endlich auch eine von ihm begangene kleine Sünde an der Cassa seines Prinzipals. Ich beschrieb ihm dabei das unbewohnte Zimmer, mit geweißten Wänden, wo rechts der braunen Thür, auf einem Tische, der schwarze Geldkasten gestanden u. s. w. Es herrschte Todtenstille in der Gesellschaft bei der Erzählung, die ich nur zuweilen mit der Frage unterbrach, ob ich Wahrheit rede? Jeden Umstand bestätigte der Schwerbetroffene, sogar, was ich nicht erwarten konnte, den letzten. Da reicht' ich ihm, gerührt von seiner Aufrichtigkeit, freundlich die Hand über'm Tisch und endete. Er verlangte nachher meinen Namen. Ich gab ihn. Wir blieben plaudernd bis Mitternacht beisammen. Er lebt vielleicht jetzt noch."

Die Buchstaben flirrten vor Arnold's Augen, die Stube tanzte um ihn herum, er wagte nicht, vom Blatte aufzusehen, denn es kam ihm vor, als ob Teufel um ihn her lagerten, und die Schadenfreude der Hölle nur wartete, bis das Maß seiner Selbstvernichtung erfüllt sei. Selten ist ein Stolzer rascher gedemüthigt worden, und um so grausamer, als er sich als Werkzeug seiner eigenen Niederlage hingestellt sah. Aber das Capitel mußte zu Ende gelesen werden. Noch hatte er zwei Absätze vor sich, noch könnte darin ein tüchtiger Anlauf der Vernunft den ganzen Wunderspuk über den Haufen rennen. Umsonst, es kam nicht so: Der erste Absatz enthielt nichts als ein paar leere, ungenügende Fragezeichen, denen die Antwort fehlte, und im letzten trat sogar noch ein neuer Wundermann hinzu, der tyrolische Citronenhändler.

„Kein Wort weiter" — hieß es nämlich — „von dieser seltsamen Sehergabe, von der ich nicht einmal sagen kann, daß sie mir je genützt habe; die sich nur selten und dann unabhängig von der Macht des Willens und mehrentheils in Beziehung auf Personen geäußert hat, an deren Durchschauung mir wenig gelegen war. Ich bin

auch wohl nicht der Einzige, der in ihrem Besitz ist. Auf einer Reise mit zweien meiner Söhne traf ich einst mit einem alten Tyroler, der mit Citronen und Pomeranzen im Lande umherzog, im Wirthshause des untern Hauensteins, eines der Jura-Pässe zusammen. Er richtete eine Zeitlang die Augen auf mich, mischte sich in unser Gespräch, sagte, obwohl er mich nicht kenne, kenne er mich doch, und fing an, von meinen Bestrebungen und Erstrebungen zu erzählen, zu nicht geringem Befremden der anwesenden Bauern, und zur Verwunderung meiner Kinder, die es belustigte, daß auch Andere die Gabe ihres Vaters hätten. Wie der alte Citronenhändler zu seinem Wissen komme, wußte er weder sich selber noch mir anzugeben. Er schien sich aber doch auf diese geheime Weisheit etwas einzubilden."

Damit war „die Blumenhalde" zu Ende. Ein Schweigen folgte jetzt in der Spinnstube — der Flügel einer Biene wäre das lauteste Geräusch darin gewesen. Plötzlich aber brach es los wie ein einstürzendes Gerüst; ein Gelächter der Männer kam zum Ausbruch, als wollte es das gemauerte Haus sprengen mit einem fürchterlichen Schallen und Schmettern. Arnold sprang auf und rannte sinnlos zur Stube hinaus.

V.

Vergebens eilte Jetta mit einigen Gutmüthigen dem Entfliehenden durch die Hofmark nach. Wunderbar schnell verschwand er aus Gehör und Gesicht; die Nacht verschlang ihn wie ein Wirbelwind der Haide, der auf ihr entsteht und untergeht. Jetta verwünschte den Abend, und kehrte kummervoll zur Gesellschaft der Spinnstube zurück.

Arnold lief fort und fort. Seine Straße griff weit

aus. Durch das Quellgebiet der Werra ging sein Weg — ein reicher, bevölkerter Fruchtboden und Wiesengrund. Aus mancher Windmühle, die mit müßigen Flügeln am Wege stand, aus manchem Bauernhof, der hinter geschorener Hainbuchenhecke sein schön gezimmertes Fachwerk zeigte, verfolgte einsames Hundegebell den hallenden Schritt des Vorbeieilenden. Nach einigen Stunden erreichte er die Anhöhen des Teutoburger Waldes. Im Fluge ging's über den Gebirgssattel, welcher hier eine geringe Breite hat. Jenseits begann wieder Flachland. Es war ein rauhes, unfruchtbares Haidegefild', es war jene Ebene, welche die Senne genannt wird: Arnold's stiefmütterliche Geburtsstätte. Hier fallen eine Menge Bäche dem Teutoburger Walde ab: die Lippe, die Tune, die Ems, die Wepel entspringen hier; aber es ist die Wetter-Seite des Berges, und wenn drüben die Werra ein fettes, wohnliches Land tränkt, so führen die Quellen hier Sand, Schutt und Steingeschiebe in die Niederung, zersägen den Boden, hundertarmig, entblößen ihn rechts, versumpfen ihn links. Nur sparsam auf mageren Ackerkrumen zerstreut wohnen die Häuslinge hier, im Torfstich, im Hafer- und Kartoffelfeld dem kahlen Boden die Spur der Menschenhand aufdrückend. Aber Arnold ging all' diesen Spuren aus dem Wege; es war nicht abzusehen, welches Ziel am öden, nächtlichen Haidehorizont ihm ferner noch vorschwebte. Ja, er schlug selbst die entgegengesetzte Richtung ein, als jetzt ein morscher Pfahl mit herabhängendem Wegweiser dem letzten der Senndörfer zuwies: er wandte sich dorthin, wohin der Wegweiser nicht wies. Die Stelle um diesen Pfahl herum war verrufen; ein hingerichteter Hegereuter trieb hier sein Wesen, der an demselben Orte einen Paderborner Kaufmann erschlagen und eingescharrt hatte, als er in die Senne ziehen wollte, um den Bauern ihr Gespinnst abzukaufen, das sie als Aushilfsmittel ihrer

Armuth verfertigten. Zum verwunſchenen Hegereuter hieß daher auch der Kreuzweg — aber indem Arnold dieſer Geſchichte noch nachſann, da wurde das Dunkel um ihn auf einmal zu einer dichten Geſtalt, es rauſchte, ſchattete, huſchte — „alle guten Geiſter!“ ſchrie Arnold, und wandte ſich doppelt zur Flucht. — „Vater, ſeid Ihr's?“ ſcholl eine Stimme hinter ihm. Jetzt hielt Arnold ſeinen Schritt an — das erſte Mal ſeit fünf raſtloſen Wegſtunden — er wandte ſich um, und ſtieß entſchloſſen den Stock gegen die Erde, indem er die Geſtalt herankommen ließ. Es war Hermann. — „Alle Hagel, woher kommſt Du da?“ rief Arnold mit großer Verwunderung. — „Ach Vater, ſchlimm geht's. Die Jetta will es ſo. Ihr Briefchen von neulich drang auf einmal darauf, ich müßte zurück; ich müßt' in der Nähe ſein, ſie könnte ohne Succurs nicht mehr Stand halten. Da brach ich eilends auf und ging die Nacht durch, verirrt bab' ich mich, und erſt an dem Pfahl hier erkenn' ich wieder die Landſchaft. Aber Ihr beſchwört mich wie ein Geſpenſt, Vater?“ — „Schweig, im Finſtern wird jede Figur zweimal ſo groß, und biſt Du ſchon lang genug. Du haſt mich erſchreckt; ja!“ — „Fiel Euch der Hegereuter ein? Ihr glaubt doch nicht an Geiſter?“ — „Halt's Maul! Es gibt Dinge zwiſchen Himmel und Erde, wovon ſich unſre Schulweisheit nichts träumen läßt!“ — „Wie kommt Ihr mir vor, Vater, Ihr ſeid ſo unwirſch, ſo ſtumm! Und der Comödie redet Ihr das Wort? Ich bitt' Euch!“ — „Wie ſagt unſer Doctor Luther? Entweder rund und rein Alles geglaubt, oder Nichts geglaubt! So die Glocke an einer Stelle berſtet, lautet ſie auch nicht mehr und iſt ganz untauglich. Meine Glock' iſt geberſten. Alles glaub' ich, Alles!“ — „Was? Ihr glaubt an den Hegereuter? Ihr glaubt d'ran!“ — „Hier iſt keine Disputir-Kanzel. Geh' nach Hauſe, Jung.“ — „Und Ihr? Ihr wollt da hinaus in die Oede?“ —

„Wer fragt d'rum? Mein Weg iſt's.“ — „Da hinaus? In die Haide-Wildniß? Wißt Ihr auch, daß Zigeuner d'rin überwintern?“ — „Die ſuch' ich eben.“ — „Nun, dann gehen wir zuſammen.“ — „Nicht gerührt! rechtsum! marſch!“ — „Um Gotteswillen, Vater, wie ſeid Ihr? ich verſteh' Euch nicht. Ich fürchte für Eure Sinne.“ — Arnold trat zurück und ſchwang ſeinen Stock. „Burſch, noch ein ſolches Wort und den Donner ſollſt Du haben! Dein Glück zu machen bin ich aus, ich verlange Reſpect; marſch!“ — Wie der Mann in ſeinen wilden, auffahrenden Geberden daſtand, ſo erzwang er ſich entweder wirklichen Gehorſam, oder Hermann mochte ſeiner Aufregung einen Grund unterlegen, der beſſer durch die friſche Nachtluft als durch Worte zu bannen war. Genug, er trat dem Vater aus dem Wege und wandte ſich auf den ſeinigen. Nicht lange darauf war Jedem der Schritt des Andern verſchollen, und der Kreuzweg wieder nächtlichſtill wie zuvor. Arnold ſetzte ſeinen Weg noch eine Stunde lang fort. Die Haide nahm jetzt ihr wildeſtes Geſicht an.

Weit und breit kein Stückchen geklärtes Land mehr, der Boden ſich ſelbſt überlaſſen, jeder Fußpfad verwiſcht, jedes Wagengeleiſe verjährt und verweht. Keine Grasnarbe vermochte den Sand zu binden, der überall bloß lag; nur ſtruppiges Haidekraut ſtach in einzelnen Büſcheln hervor. Hin und wieder ſtand ein durchſichtig-nacktes Birkenwäldchen, oder eine ſchwarzbraune Schaar von Tannen in dem dürren Sandgrunde, den ſumpfigen Moorſtrich deuteten einige Erlen an, das Rinnſal des platten und trägen Baches verrieth ein Zug grauer Weiden.

Solch einem Gürtel von Weiden, der regellos den nächtigen Horizont umſäumte, ſteuerte Arnold jetzt zu. Als er die Weiden erreichte, ſchlug ein Hund an und eine dunkle Geſtalt lugte mit Kopf und halber Bruſt auf die

Erdoberfläche herauf, so daß man sie sah, sie stak in einer Tiefe, und die Fläche war für sie eine Höhe. Arnold schritt entschlossen auf den Lauerer zu, er achtete es nicht, als dieser sich jetzt in Lebensgröße erhob und mit einer vorgehaltenen Ofengabel ein kriegerisches: Werda! schrie. Arnold schnellte den Spieß mit ein paar Fingern geringschätzig bei Seite und redete den Zigeuner barsch an: „Keine Umstände, ich kenn' Euch; habt Ihr eine Wetterhex' unter Euch?" — Der Zigeuner stierte zu dieser Frage trotz seiner verschmitzten Gesichtsschärfe etwas blödsinnig d'rein. Arnold ließ den Verdutzten stehen und wandte sich den übrigen Köpfen zu, die jetzt ebenso, wie zuvor der Erste, aus der Tiefe herauslugten. — „Nach einer Wetterhex' bin ich aus," wiederholte er gegen sie, „habt Ihr eine, so sagt's; wir wollen Handel eins werden." — Die Zigeuner kauderwelschten sich einander zu, während Arnold ungeduldig dastand und mit dem Fuße stampfte. Vielleicht war es der letzte Rest von Scham, der sich in dem armen Verirrten regte. — „Was soll Euch die Wetterhexe?" fragte endlich die Schildwache mit einem Blicke auf Arnold's Person, worin sie die ganze Kraft ihrer Menschenkenntniß zusammen zu fassen schien. Arnold antwortete: „Ich brauche einen Sturm, der mir ein halbes Revier in die Brüche reißt, wenn's sein kann, ein ganzes. Ihr solltet Dank daran haben." — Und seine Haltung muß entschieden genug gewesen sein, denn nach einer neuen, aber kürzeren Besprechung der Zigeuner nahm ihn die Vedette mit der Ofengabel zu sich und stieg mit ihm in die Niederung.

Die Zigeuner hatten sich in dem Rinnsal des trockenen Baches wohnlich eingerichtet. Die Fläche des Flußbettes lag eine ganze Mannslänge tief unter dem Horizont der Haide, so daß ihr Lagerplatz im freien Felde hier weit besser verheimlicht schien, als wenn sie das Dunkel

der benachbarten Waldhöhen, die von den Forstleuten fleißig „begangen" wurden, sich zum Verstecke erkoren hätten. Vielleicht hatte auch die Zigeuner-Gewohnheit des Goldwaschens das Ihrige gethan, daß sie mit Vorliebe sich in eine Bachrinne steckten, gleichviel, ob sie den goldenen Fund enthielt oder nicht. Genug, die „Kolibe" der Zigeuner-Familie fand sich hier angelegt, indem mit Benützung der beiden Ufergehänge einige Lehmwände zusammengeschlagen und das ganze mit Weidengeflecht überdacht war. Seitswärts im Weiderich war auch ein Karren versteckt, und zwei dürre Pferdchen lungerten schlafend dabei.

Die Zigeuner führten ihren Kunden in den ersten dieser Lehmverschläge und ließen ihn antichambriren. Sie selbst zogen sich durch eine Thüre von Weidengeflecht in eine zweite Hohle zurück, wo sie das unvermuthete Abenteuer noch einmal und entscheidend beriethen. — „Das wäre eine prächtige Gelegenheit, unsere alte, kranke Babuschka unterzubringen," sagten sie untereinander. „Wenn der Narr sie in sein Haus nähme! Er soll sie verpflegen und füttern; — stirbt sie, so hat sie ein paar gute Tage genossen; wird sie gesund, so kann sie sich fortmachen und weiß uns zu finden; das Wetter bleibt Wetter! Kommt eine brave Windsbraut dazwischen, um so besser! Es kommt auf ihren Namen, sie hat den Vortheil davon." — Die Gauner arbeiteten diesen Plan noch in's Feinere aus, die alte Babuschka selbst raspelte mit einer matten Stimme das Weiteste dazu. „Nun eilt Euch!" drang sie zum Schluß, „daß seine Hitze nicht verraucht. Er hat gewiß Rache auf einen großen Herrn, laßt ihn nicht abkühlen." — Die Zigeuner schlugen die Weidenthüre zurück und Arnold durfte eintreten. Er sah ein altes, häßliches Weib auf Lumpen und in Lumpen am Boden liegen; eine brennende Stalllaterne hing ihr zu Häupten und warf ein schmutziges

Licht über sie. Die Zigeuner aber standen um sie her und wiesen auf sie, wie auf eine kostbare Perle. „Da liegt sie!“ seufzten die Schelme, indem sie ihre schwarzen, klugen Augen zu einem kläglichen Ausdrucke zwangen, „da liegt sie, unsere große Wetter-Königin; seht sie an, die ist's, keine Andere! Sie konnte die Winde um die Finger wickeln, Blitz und Hagel zog sie herbei fast nur mit einem Athemzug; — wer hat Wetter gemacht wie sie? Das letzte Mal war's in Semgalen, ein Forst, das halbe Kurland groß, wo sie ihr Wunder that. Sie schickte die Winde über's Holz, als uns der deutsche Gebietiger ausperlschen ließ — vom ganzen Wald ist aber auch kein Schwämmlein auf seiner Wurzel geblieben! Eine schöne Kunst war's! Mutter Babuschka, es war schön! Die Rache hat uns geschmeckt wie dem Wolfe das Lammsblut. Ach, ach, so muß Alles vergehen! Da liegt sie jetzt und stirbt!“ — Die Zigeuner heulten und wehklagten zum Herzbrechen. Dazwischen flochten sie fortwährend Geschichten ein, wie das Wunderwerk von Semgalen; die sterbende Alte hauchte zu dieser Huldigung ihrer Künstlerlaufbahn nur hie und da ein Wort der Berichtigung, das aber stets einen unfehlbaren phantastischen Effect machte. Und wie das ganze Geschwätz nur Resignation athmete, nur Vergangenes und Verlorenes ohne Bezug auf die Gegenwart, so wirkte es um so überzeugungsvoller und entflammte in Arnold's Brust die Begierde, das wunderthätige Leben festzuhalten, bis zur Ekstase. War doch der Arme in einen Zustand gekommen, der jede Spannung überflüssig machte! Es konnte nicht anders sein, — er verstand sich zu Allem. Die Zigeuner luden ihm ihr Joch mit Leichtigkeit auf. Die Pferdchen wurden vorgespannt, die Alte auf den Wagen gepackt, und so ging's waldaufwärts in das Heimwesen des Holzwarts. Der Morgen graute schon, als Arnold die traurige Beute unter sein Dach brachte. Hier in der einsamen

Waldbutte blieb ihr Leben oder ihr Tod, der ganze Spuk ihres Daseins ohne Mühe verborgen; im Uebrigen galt sie für die Zurückgebliebene eines Auswanderungszuges, die Arnold aus Mitleid aufgenommen. Was aber sagte Hermann dazu? Es fiel kein Wort zwischen ihm und dem Vater. Der Jüngling sah es mit Gleichgültigkeit, vielleicht selbst mit Beruhigung. Es mochte ihm nicht der schlimmste Ausweg dünken, wenn Gedanken, die nach Geld und Gut sich zermatterten, ihre Richtung in ein übersinnliches Phantasiewesen nahmen.

VI.

Ueberdies blieb Hermann nicht zu Hause. Da er Jetta zu Liebe den pflichtlichen Urlaub genommen, so handelte sich's darum, mehr in ihrer Nähe zu sein, als es weinwandernden Spinnstubengängern erlaubt war. Er miethete sich deßwegen in ihrem Dorfe selbst ein. Ein kleiner Erwerb erlaubte ihm das: er schrieb ein größeres strategisches Manuscript für seinen Obersten in's Reine ab. Dieselbe Arbeit gab ihm auch den bündigsten Vorwand dieser Uebersiedelung, indem die ab- und zugehenden Bogen einer Post bedurften, welche zwar dem großen Dorfe, nicht aber der einsamen Waldbutte gesichert war, zumal wenn es Winter wurde. Und die Stunde seiner lang verwaisten Herrschaft mußte ja endlich doch schlagen.

Hermann sah also den Vater nur wenig, noch weniger kümmerte ihn der räthselhafte Zuzug der alten Zigeunerin. Er hatte um Jetta willen zu sorgen genug.

Denn bald zeigte es sich, daß seine Anwesenheit nicht nur nichts forderte, sondern sogar eine Neuerung von Nachtheil war. Ohne selbst eines Fortschrittes fähig zu sein, trieb er nur die drei Bauern, seine Nebenbuhler, vorwärts. Die Mäller und Jauderer fühlten sich angefrischt

durch sein Gegenüber, und setzten sich wieder lebhafter in Bewegung. Nicht daß Männer von ihrem Gewichte den armen Häusler-Sohn fürchteten, sie durften nur einen Finger regen, ihn zu beseitigen; aber diesen Finger wirklich zu regen, sahen sie denn auch Zeit und Stunde gekommen. Und wie der Bauer eben so kurzgegriffen, als zäh' und bedächtig ist, so entschlossen sich die Drei jetzt auf einmal. Eines Morgens fanden sich der Naleyer, der Sattelmaier und der Wälschmaier in Dittmar's Gutstube zusammen. Sie erklärten sich ohne weitere Bedingungen bereit. Jeder bot auf ein Brett die Baarzahlung von 6000 Thalern an.

Das war ein Schreckenstag für Jetta und Hermann! Jetta erholte sich von der augenblicklichen Betäubung zuerst. Sie bemerkte, wie dadurch, daß die drei Werber zugleich diesen Schritt gemacht, die unglückliche Wendung eigentlich glücklich ausgeschlagen, indem der vorige Stand in anderer Gestalt fast wieder zurückkehre. Die Gegengewichte, welche die Freier einander gehalten, konnten noch einmal spielen, die Entscheidung bedurfte einer neuen Entscheidung. Es war eine letzte Frist gegeben: — wie sie benützen?

Im tiefen Gespräche darüber saß unser Paar eines Abends beisammen. Es war auf dem Hofe einer Jugendfreundin Jetta's, welche erst kürzlich geheiratet, und ihr Haus gerne zum Asyl schutzbedürftiger Liebe bot. Ueberdies war heute auch Spinnabend auf diesem Hofe, nach der Sitte des wöchentlichen Umzugs. Die Stube war leer und still, wie eingeweiht zum brütenden Gedankendrang, nur die Wanduhr pickte und im frischgeheizten Ofen riß das Feuer prasselnd und knatternd in's Holz.

Der Abend war inzwischen vorgerückt, man hatte stark in die Dämmerung hinein berathschlagt und doch keine Spur eines Rathes gefunden. Jetta verzagte, Her-

mann verbarg sein Verzagen und Agnes, die junge Hausfrau, erzählte tröstliche Liebesgeschichten, indem sie den Credenz-Tisch der Spinnstube mit den üblichen Speisevorräthen bestellte. Draußen schlug der Hund an und Mannerschritte schollen auf der „Deel" des Hauses. Jetta rückte ihr Spinnrad zurecht, Hermann setzte sich unregemäß gegenüber auf die Bank, Agnes aber beeilte sich, die verspätete Lampe anzuzünden. So vorbereitet, empfing man den ersten Besuch des Abends. Es war Arnold.

Denn unter dem Dach, mit seinem Sohne zu verkehren, hatte Arnold wieder Veranlassung genommen, das Dorf zu besuchen, das ihm seine schwere Niederlage an der Selbstschau jenes wohl verleidet hätte. Auch der Wechsel der Spinnabend-Woche von Dittmar's auf einen andern Hof erleichterte ihm diese Rückkehr. — Arnold trat in einer ungewöhnlichen Erregung ein; ungewöhnlich für die übrigen Menschen, obwohl längst nicht an ihm. Seit jenem Spuk- und Zigeunerabend nämlich sieberte eine gewisse Freudigkeit in dem Manne, ein ungeduldiges, prophetenhaftes Aussehen, das aus ihm aufflackerte wie ein Flammenschwall, der lange erstickt war; aber in dem nirgend ein fester, vernünftiger Grund dieser Begeisterung sichtbar wurde, hatte sie für den Zuschauer nicht weniger Beunruhigendes, als jene schwarzbrütende Versunkenheit, die er unmittelbar zuvor in sich herumgetragen. — In dieser Seelenverfassung Arnold's stach um so auffallender die unstillbare Traurigkeit ab, worin er Hermann und Jetta versunken vorfand. Auch wurde er dieses Zustandes auf den ersten Blick gewahr. Als er um die Ursache forschte, und das neueste Ereigniß vernahm, machte er sich an Hermann und raunte ihm geheimnißvoll in's Ohr: „Wirst ihnen bald den Daumen auf's Aug' setzen, den drei Nußknackern, verlaß' Dich darauf; es geht los!" Man kann den Tröstereien nicht empfindlicher ärgern, als mit einem

phantastischen Trost, mit einer Stimme aus der fratzenhaften Welt der Einbildung. Hermann that, als ob er die gesprochenen Worte nicht gehört hätte. Er stand auf und ging in der Stube umher, indem er dem Vater absichtlich auswich, welcher seltsame Blicke nach ihm warf. Einige Minuten lang herrschte eine peinliche Stimmung in der Stube.

Indeß traten zwei Mädchen vom Dorfe ein, die inneren Arme in einander geschlungen, an die äußeren ihre Spinnrädchen gehangt. — „Ein kurioses Wetter draußen," sagten sie. — „Wie so?" war die Gegenfrage. Die Mädchen antworteten: „Ei, es ist sonderbar! wer sagt, es ist Wind, der hat Recht; und wer sagt, es ist windstill, der hat auch Recht. Es weht nicht in einem Strich durch die Luft; der Wind springt von der Erde auf und dreht sich empor wie eine Schnecke, wie eine gewundene Säule. Zwischen diesen Saulen ist die Luft ruhig; auf einmal trittst Du in die Saule hinein, und dann könnt'st Du grademwegs gegen Himmel fahren. Wie ein Springbrunnen reißt's Dich hinauf." — „Das ist ein Wetter für Frauenröcke," lachte der junge Hausherr, der bei dieser Beschreibung eingetreten; — „wenn unser Einer so wär'! Was so ein Wind nicht Alles darf!" — Der Muthwillige erhielt einen Schlag von seiner Neuvermalten, den er mit einem kernigen Kuß bestrafte. Jetta's Vater, der Hofbauer Dittmar, kam an. „Euch leidet's das Feuer?" war sein erstes Wort, als er die Stubenwarme empfand — „mir nicht. Aber ich glaube, jeder Hof hat seinen eigenen Wind seit einer Stunde. Ein Hexenzeug, das! Wie's meiner Rothtanne beim Taubenschlag ging, das hättet Ihr verwichen sehen sollen! Eine Windhose fing unten an der Wurzel an und wirbelte hinauf, kricks, kracks, bis an's oberste Spitzlein, wie eine Schraube. Auch kein Zweiglein blieb am Stamm; alle fielen herab, vom ersten

bis zum letzten, richtig gezählt. Kein Drechsler hätte Euch den Schaft artiger abgedreht; ordentlich kurzweilig anzusehen war's." — Arnold sah seinen Sohn bedeutungsvoll an. — „Horch, wie das Vieh zankert und brüllt," sagte jetzt Agnes zu ihrem Manne, „geh', Roman, sieh' nach dem Stalle." — „Dem Thiere macht's Unruhe, bemerkte Dittmar, „mir scheint, es kommt ihm vom Wetter." — „Ei, meine Dechslein, wollt ihr auch gegen Himmel fahren?" spottete Roman im Abgehen, und die zwei Spinnermädchen, halb lachend, halb stutzig über das Scherzwort, sagten hinter ihm: „Du hast einen kecken Mann, Agnes." — Ein neuer Spinnstubengast, der Großknecht Paul aus dem Dorfe, fand sich ein. Als er die Zurüstungen der Hausfrau sah, sprach er sogleich: „Um Gotteswillen, Frau, verschneidet den Capital-Schinken nicht; kein Mauslein kommt heute auf Romanshof. Die Weser herüber vom Heister- und Buckelberg zieht ein schweres Gewitter! Nach Exter und Bleibo hinauszuschauen graust Einen. Hört Ihr den Sturm? Das rollt heran, wie eine Walzenegge. Krumpelkrumm wird Alles, was sich darunter biegen und beugen muß. Mir bangt nur, daß die Hexe stehen bleiben!" — Arnold stieß seinen Sohn an; seine Augen leuchteten. — „Ich sag's ja, ein Hexenzeug ist's; es steckt im ganzen Winter schon," sagte Dittmar, und mit einer Aufrichtung fuhr er fort: „Aber man soll Nichts glauben! Alles thut die Natur! Habt Ihr nichts Schönes zu lesen hier?" — „Die Bibel lest!" rief der junge Hausherr, der aus dem Stalle zurückkam. Scherzend war er gegangen, bleich und verstört trat er jetzt ein. Alles sah erschrocken auf ihn. „Hier im Südwest spürt Ihr ja gar nicht, wie die Welt steht," sagte er schwer aufathmend zu der Gesellschaft; „heiliger Gott, in's Hinterhaus geht! nach Nord schaut aus und nach Ost! Schwarz hinter schwarz, wie zehnfach gedoppelte Kohlensäck', und

Blitze fuchteln d'rinn 'rum, als wenn sich eine Million Teufel auf's Rapier schlüge! Wenn das herüber kommt, dann sind wir Alle —" In diesem Augenblicke unterbrach ein heftiger Blitz seine Rede, und ein Windstoß geschah in dem Ofen, daß eine ganze Platte herausſprang. Ein Schrei der Frauen folgte, Alles hielt sich aneinander wie bei einem Erdbeben. Arnold nickte mit dem Kopfe und warf wiederholte Blicke auf den Sohn. Die Männer machten sich an den Ofen und fügten, so gut es gehen wollte, die Platte wieder ein, während Agnes versuchte, dem dicken Rauch durch das Fenster einen Abzug zu geben. Aber indem sie das Fenster öffnete, rief sie auf einmal: „Seht, seht!" und prallte mit Entsetzen zurück, obgleich sie mit der Luft des Grauens hinausstarrte. Alle Augen wandten sich der Richtung ihrer Geberde zu — eine feurige Kugel war's, die mit dem Sturm über das Dorf hintrieb. „Das Weltende!" schrien die Mädchen, aber Dittmar wandte sich an Arnold mit der Frage: „Was macht denn Eure Alte, die Auswanderin, mein' ich?" Es blieb dem Befragten erspart, diese plötzliche Ueberrumpelung zu pariren, denn in demselben Augenblicke folgte der ersten Feuerkugel eine zweite. „Unser Knecht, unser Knecht!" jammerte Agnes händeringend, „mit Roß und Wagen geht er zu Grunde, wenn er den Witz nicht hatte, im Steinangerkrug einzukehren." Eine dritte Feuerkugel jagte vorüber. Schnell darauf folgte eine vierte und eben so rasch eine fünfte, ja, ganze Schwärme trieben jetzt hin, — die Spinnstube starrte in regloser Bewunderung. „Das ist eine ewige Merkwürdigkeit!" rief Paul, der Großknecht, „die Gelehrten werden schreiben davon in allen Zeitungen und Kalendern." — „Wer geht mit in das Hinterhaus?" forderte Roman die Spinnstube auf, hingerissen von dem Gedanken, etwas Niegesehenes zu sehen. — „Es ist wahr," sagte Paul, „hier sehen wir den Feuerkugeln nur nach

und dort entgegen. Man könnte den Zug in einer längeren Linie beobachten.“ Alle Männer brachen auf. Die Frauen zitterten und bebten, folgten den Männern aber doch, da diese rüstig voranschritten. Im Hinterhaus angekommen, klammerte sich Alles zu einer Kette an einander, denn der Sturm fiel mit einer Wuth an diese Seite des Hofes, daß Niemand fähig schien, für sich selbst zu stehen. Aber welch' ein Anblick des Himmels und der Erde, als die Gesellschaft sich jetzt an die Schaulucken stellte! Der Himmel, ein Abgrund der finsterſten Nacht, ein schwarzer, sturmschnaubender Höllenrachen und darin das Leuchten, Glühen, Fliegen und Flackern der electrischen Feuerballen die meilenweite Tiefe des Horizontes entlang! Die Erde bedeckt mit undeutlichen Schauergestalten, welche Garten- und Chausseebäume hießen, aber jeder Baum in bläulichen Lichtschiller gehüllt, jede aufwärts gerichtete Zweigspitze mit einem Flämmchen geschmückt. Droben die rasende Jagd, drunten die leichte, spielende Ruhe des Feuers. Die Leuchtkugeln am Himmel schossen in Gruppen bis zu zwanzigen mit dem Sturme dahin, und alle in der nämlichen Richtung von Nordost nach Südwest, alle in der nämlichen Höhe von scheinbar hundert Fuß über dem Boden; eine Ordnung im Aufruhr, die seine Unheimlichkeit noch steigerte! Die Lichtzünglein auf den Bäumen dagegen wurden nicht im geringsten vom Winde bewegt. Die ganze Erscheinung dauerte einige Minuten, dann war sie erloschen. Ein Ausruf, ein Ach! ging hie und da durch die Gesellschaft, kein lauteres Wort. Niemand wagte die allgemeine Stille zu unterbrechen, angstvoll wartete Jedes auf die Aeußerung des Andern. Nur schüchterne Blicke wurden gewechselt. Arnold ging unruhig hin und her. Man sah ihn mehrmals mit der Hand durch die Stirnhaare fahren. Jetta klammerte sich ungescheut an Hermann. Agnes hatte ihren Knecht vergessen, sie stand da in stillem, geduldigem

Entsetzen. In dieser allgemeinen Stille trat, nach der Aufregung des Auges, der Sinn des Ohres in Kraft. Man hörte ein fernes Geräusch, das an der Quelle ungeheuer sein mußte, da es den brausenden Sturmesschwall selbst noch durchtönte. Der Kreis fing an zu lauschen. Einzelne Worte flogen — „ein Donner! — still! — nein — ja — ein Erdbeben! — Gott! — horch!“ — „Das ist nimmer mehr am Himmel droben,“ sagte der Bauer Roman. — „Noch ist's kein Erdbeben; wir stehen ja fest,“ fügte Hermann hinzu. Alle Mienen waren angespannt in erhöhter Aufregung. Besonders die Frauen schienen unfähig, noch mehr des Entsetzens zu ertragen. Ihre Blicke waren die von Verzweifelnden. Mit jachen Zuckungen bebten sie gegen einander, so oft einer der donnerähnlichen Stöße sein dumpfes Gebrüll herüberschickte. — „Da sehe Gott vor, das arbeitet, wie in einer Stampfmühle!“ rief hier eine Stimme zerknirscht. — „Klarer kann sich kein Mensch eine Bataille einbilden,“ antwortete dort eine andere; „es knattert wie von Dechargen, es protzt und platzt wie von Bomben.“ — „Leute, das hört sich garstig an,“ sagte der junge Hausherr; „kommt, wir wollen gehen!“ — „Was es doch sein mag?“ winselte eines der Spinnermädchen fast weinend vor Angst. Der Großknecht Paul seufzte: „Ich bange nur, Meinwerk, Euer Haus zertrümmert; es liegt just in derselben Gegend.“ Arnold antwortete: „Mein Haus ist in eine Bergwand gebaut, sorgt nicht.“ — „Aber der Wald!“ jammerte Agnes; „wenn Euch der Wald in die Brüche geht!“ — „Nun, dann ist's ein Windfall!“ stieß Arnold heftig heraus. Es schien ihm Mühe gekostet zu haben, das Wort mit einiger Unbefangenheit auszusprechen. Seine Stimme zitterte vor Bewegung, und diese zu verbergen, wurde sie barsch. In diesem Augenblicke hörte man Peitschengeknall und einen vorfahrenden Wagen an der Fronte des Hauses.

„Der Knecht, der Knecht!“ rief Alles, und die ganze Gesellschaft eilte in's Vorderhaus. Der Knecht fuhr eben in den Thorweg. Lustig schwang er die Peitsche und rief: „Grüß' Gott! Das wäre auch überstanden!“ — „Ist's möglich!“ rief Agnes vorwurfsvoll, „Du hast es gewagt in dem Höllenwetter?“ — „Narrenspossen!“ sagte der Knecht; „das ist nur Bettelsuppe, die es hier absetzt. Wir stehen noch, aber der halbe Teutoburger Wald ist caput. Im Steinangerkrug fand ich Welche, die daher kamen.“ Und indem er Arnold's bleiche Gestalt im Kreise gewahrte, warf er leichtsinnig hin: „Euer Revier hat auch der Teufel geholt, Meinwerk.“ Zusammenzuckend antwortete Arnold: „Wer wird sich so ausdrücken? Sagt: es hat sich mir in Thaler verwandelt.“ Alles sah den Holzwart fragend an. „Wie so?“ hieß es rings. „Wie so?“ antwortete Arnold, „habt Ihr vergessen, daß das Fallholz mein Accidenz ist? Mordio! freilich kennt' man's vergessen: hat es mir doch in zwanzig Jahren kein Loth Tabak getragen! Nun kommt es auf einmal.“ Der ganze Kreis war wie verzaubert bei dieser Erinnerung. „Hurrah, da seid Ihr ja ein reicher Mann!“ riefen die lebhaftesten Stimmen. „Es geht. Liegt nur das halbe Revier, so schätz' ich's auf zehn, zwölf tausend Thaler.“ — „Und das sagt Ihr so ruhig?“ wunderte sich links und rechts Alles. Arnold fieberte durch und durch. Aber in seiner erzwungenen Fassung fuhr er fort: „Mein Leben ist gewöhnt an Entsagung. Wie der Morgen, so der Abend. Mein Sohn ist's, dem ich's gönne.“ — Jetta erglühte hoch. „Hans!“ rief sie, „redet die Wahrheit! Das ganze Revier, sagt Ihr?“ Der Knecht antwortete: „Für jed' Stämmlein, das übrig blieb, rauft mir ein Barthaar aus. Im Steinangerkrug kennen sie die Holzschläge, wie Ihr Eure Schürze.“ Das lebhafte Mädchen war außer sich. Hermann fürchtete, sie möchte sich verrathen, dem geheimthuenden Alten zum Verdrusse, und

murmelte im Voraus ein „bst!“ Da trat Roman, der junge Hausvater vor, und sagte gegen Hermann: „Das wäre doch hart, wenn man sich erst die Köpfe zerbrochen über ein Räthsel, und müßte den Mund verschließen, wo die Auflösung gefunden.“ Und wie die Hast und Unruhe des dämonischen Abends vorwärts trieb, fuhr er fort: „Ich bitte, folgt mir, Nachbarn. Am Besten, wir verspinnen ihn gleich diesen Wocken.“ Damit nahm er Dittmar und seine Tochter auf die eine, die beiden Meinwerk's auf die andere Seite und führte sie hinweg in die Gaststube. Dort angekommen, sprach er: „An Eurer Stelle, Herr Dittmar, thät' ich, was gewisse Leute verdrießen sollte. Der dreiblätterige Klee ist jetzt vierblätterig geworden, und das vierte ist immer das Glücksblatt. Was meint Ihr dazu? Die Drei haben lang genug Eure Geduld ertötet, nun zäum' ich mit andern Strängen, würd' ich sagen, ich brauch' Euch nicht.“ Dittmar war sonderbar still und in sich gekehrt. Er sagte nur — „'s wär' ein neuer Zeitverlust; wer weiß, wann die Forstkammer fertig wird damit.“ Aber Roman schien gefaßt auf diese Einwendung, denn er antwortete sogleich: „Das sei der wenigste Anstoß! Noch hab' ich die Mitgift meiner Frau nicht bei der Bank belegt, wie die Bestimmung war. Die Summe, um die es sich handelt, steht Euch zu Diensten in jedem Augenblick. Herr Meinwerk gibt sie mir wieder, wenn ihm die Abrechnung mit der Forstkammer liquidirt ist. Man muß sich einander helfen. Ist's eine Sach'?“ — „Meinetwegen!“ sagte Dittmar. Als dieses Wort ausgesprochen war, änderte sich auf einmal die Scene. Kein Freudenausbruch von Hermann und Jetta, noch eine weitere Abrede zwischen Roman und Dittmar hatte jetzt Statt: Arnold war es, der in diesem Augenblicke zur Mitte der Gruppe wurde. Sein Antlitz überzog sich mit Blässe, er schwindelte, wankte, that einige unsichere Griffe an die

nächsten Möbeln und sank bewußtlos auf einen Stuhl. Bestürzung herrschte in der Stube. Eiligst angewendete Essenzen erweckten die Lebensgeister des Ohnmächtigen wieder, er erholte sich. „Eine seltsame Schwäche!“ rief er aus; „wie Einen das so jach anwandeln kann! Ich begreife es nicht!“ Möglich, daß es ihm selbst unverstanden blieb, wie leidenschaftlich seine Lebenskraft bisher angespannt war, und wie es ein Moment völliger Ohnmacht sein konnte, wo diese Spannung zum erstenmale aufhörte.

Die Fünf kehrten in die Spinnstube zurück. Das Wüthen und Stürmen draußen ließ nach, zuletzt stellte sich ein ruhiger Schneefall ein. Damit war das Wunderwalten dieses Abends beendet, die Ordnung des Winters angebrochen. Ja, aus der nächsten Nachbarschaft kamen noch einige Gäste, zwar nicht zum Spinnen, aber im Drange des Austausches über Alles, was man gesehen und wie man's gesehen, über Weltuntergangs-Schrecken und zurückgekehrte Lebensfreude. Die wichtigste Wirkung des Erlebten, — die neue Verlobung — kam in diesem Mittheilungsschwall noch nicht zur Anzeige.

VII.

„Der Junge, denk' ich, ist unschuldig, aber mit dem Alten heißt es gut Freund sein; wer Das kann, der kann noch mehr!“ So sprach am folgenden Morgen der Bauer Dittmar zu seiner Tochter. Er entschuldigte sich gleichsam damit, in diese Verwandtschaft eingewilligt zu haben. Mit Ueberraschung hörte Jetta die Rede. Jetzt erst ahnte sie, woher die beispiellose Willfährigkeit von gestern Abend. Hermann's plötzliche Geldaussichten machten ihn zwar zu einem Mitwerber; daß er die Neigung der Braut besaß, war ein Umstand mehr für ihn; deßungeachtet blieb Dittmar's schneller Entschluß noch räthselhaft, ja unheimlich,

wenn er in jener Aeußerung nicht verrieth, welch' ein einschüchternder Gedanke ihm im Nacken gesessen. Jetta hütete sich wohl, diesen Gedanken zu entkräften. Aber nicht ohne Lächeln konnten die jungen Leute das abergläubische Zusammenspiel ihrer Väter hier betrachten. Der Eine glaubte den zufälligen Windfall einem Zauber zu verdanken, und der Andere glaubte an diesen Glauben.

Arnold hatte sich, trotz allem Entgegenreden, noch gestern Nachts auf den Heimweg begeben. Er wußte wohl warum. Die Besuche, schaulustige und forstamtliche, die er vielleicht schon Tags nach dem Unglück zu erwarten hatte, sollten seine „Wetterkönigin nicht mehr vorfinden. Darum eilte er schleunigst voraus, sie belehnt zu entlassen. Die Künstlerin dachte bescheiden genug, den Zusammenstoß mit der großen Welt selbst zu vermeiden. Die „Auswanderin" war verschwunden, als es anfing, im Teutoburger Walde lebendig zu werden.

Der erste Besuch war natürlich der Kreis von gestern Abend: Hermann und Jetta, Dittmar und Roman. Man bangte sehr, wie es dem starrsinnigen Manne ergangen, der in den Nachtstürmen des verderblichen Unwetters noch den weiten Gang nach Hause gewagt. Als das Fuhrwerk den Teutoburger Wald erreichte und in den Thaleinschnitt einbog, worin Arnolds Diensthäuschen lag, fand sich die Straße schon gesperrt von den Waldtrümmern, welche der Sturm hierher getragen, obwohl der eigentliche Winddruch nach einer andern Höhenneigung zu lag. Holzhauer waren bereits beschäftigt, den Fahrweg frei zu machen, indem sie mit langen, eisernen Haken das Gewirr der Zweige, Aeste und Stämme mit vieler Mühe auseinanderzerrten. „Der Forstrath wird böse Wege finden, aber droben im Revier kann keine Maus durch," sagten die Männer. Der Besuch wunderte sich, Arnolden nicht bei dieser Arbeit zu finden. Es hieß: er sei vor übergroßer

Anstrengung stehenden Fußes eingeschlafen. Man wies eine benachbarte Stelle, wo er in seinen Mantel gehüllt auf das Tannenreisig hingesunken war. Die Gesellschaft wandte sich dahin. Der Schlafende hatte sein Antlitz der Luft zugekehrt, es war ganz frei. Man wollte seit gestern Abend eine große Veränderung in diesem Antlitz finden. Die senkrechte Stirnfalte schien länger und strenger; der Ausdruck von finsterem Trotz, der schon lange darin lag, fiel in's dämonische. Die Augenwinkel kniffen sich in spitzeren, tiefer gefurchten Linienstrahlen zusammen, der Mund war stark aufgeworfen, alle Gesichtsmuskeln strebten mit einer gewaltsamen Anstrengung nach der oberen Hälfte des Kopfes, gleichsam dem Gehirne zu, welches der Sitz einer krampfhaften Thatigkeit zu sein schien. Arnold redete im Traume. Das Gemurmel klang leidenschaftlich, aber Niemand verstand es, außer das vertraute Kindesohr Hermanns. Doch gab er auf die Fragen darnach keine Antwort, — er schüttelte leise den Kopf. Jetta fühlte ihm nach und sagte wie zum Troste: „Wir waren Alle aufgeregt gestern Abends, er machte den unmäßigen Nachtgang und arbeitete noch heute — das mußte ihn angreifen." Hermann druckte dem Madchen die Hand, aber seine Miene wurde nicht munterer deswegen. Mußte er sich's nicht zu Herzen nehmen, was er den Vater phantasiren gehört? Arnold war im Geiste beim alten Wachtmeister, seinem Lehrherrn. Der große Holzschlag schwebte ihm vor, er rühmte sich einen „starken Hermel", er habe den Wald mit einem starken Athemzuge umgeblasen. Dazwischen lobte er die Hexe und hetzte und spornte mit Worten, wie glühende Schürhaken, zum Werke. Dann stichelte er auf den Forst; hielt ihn zum Narren, wie einen Menschen und triumphirte mit sarkastischer Verzweiflung, es sei ihm ja gesungen, der Forst müßte sein Glück sein — so oder so. — Hermann stand mit unsäglichem

Schmerze vor diesem Bilde. Jetta sah ihm wohlwollend in's Auge, sein Schweigen ängstigte sie, seine Bewegung wurde die ihrige. Der Jüngling konnte ihr endlich ein Wort der Mittheilung nicht versagen, er flüsterte dumpf: „Vor diesem Anblicke bin ich auf Vieles gefaßt!“ —

Auch Roman und Dittmar waren still und in sich gekehrt. Sie murmelten etwas vom „Fieber“ und vom „Willen Gottes“, dann fingen sie an, sich mit den Holzknechten zu unterhalten. Ja, sie schienen nicht übel entschlossen, mit Hinterlassung eines Grußes sogar wieder wegzufahren, hätte sich die Scene nicht plötzlich verändert. Man hörte Roß und Wagen die Thalbucht hereinballen, der Forstrath war's, der in seiner Jagdequipage daherrollte. Da weckten die Holzschläger Arnolden, er fuhr auf und stellte sich mit Verwirrung und Hast an die Arbeit. Im nächsten Augenblick sprang der Forstrath aus seiner Kutsche und ging auf den Holzwart zu. Die Bauern traten grüßend zur Seite. — „Von welcher Seite ist am besten in's Revier vorzudringen?“ fragte der Forstrath. — „Von gar keiner,“ war Arnold's Antwort. — „Auch nicht zu Pferde?“ — „Nicht einmal zu Fuß, der Wald liegt nieder wie ein Roggenfeld.“ — „Schöne Geschichte!“ brummte der Forstrath; „so mußt' es kommen. Schon vor sechs Jahren trieben wir ab, wenn die Kammer meinen Rath hörte. Der junge Aufschlag konnte dann besser Stamm halten, als das alte, überstandene Holz. Das Revier war wie gemacht zum Windfall. Euch kann's recht sein, Ihr werdet eine hübsche Quote ziehen.“ — „Quote?“ stammelte Arnold und sein Gesicht zuckte zusammen, als ob er ein Gespenst sähe, „von einer Quote steht nichts in meiner Bestallung. Das Fallholz ist mein Accidenz.“ — Der Forstrath wiegte sich in seinen Knieen und sagte leichthin, indem er mit seiner Uhrkette spielte: „Warum nicht gar! Das Land wird Euch doch kein Revier zum

Präsent machen? so gescheit seid Ihr.“ Dieses Wort war ein Todesurtheil für Alle, die hier versammelt standen. Arnold starrte den Forstrath an — seine Stirnhaare richteten sich auf, seine Augen traten aus ihren Höhlen und wurden im Uebermaße des Entsetzens so leer, wie ein paar leblose Glaskugeln. Jetta und Hermann verfärbten sich und zitterten, sie wagten nicht auf Roman und Dittmar zu blicken; die zwei Bauern selbst sahen einander nicht an, — es war ein Augenblick wie im Starrkrampf. Endlich ließ Dittmar seine Stimme hören: „Wie ist das mit der Quote? sagt uns das noch einmal, Herr Forstrath,“ heischte er barsch; es klang wie eine streitbezierige Herausforderung. Der Forstrath maß den Frager von oben bis unten, und wandte sich ab von ihm, ohne ihn eines Wortes zu würdigen. Das war dem Hofbauer zu viel. Er stieß zornig seinen Stock gegen die Erde und schrie: „Junger Mann, in dieser Weise werdet Ihr nicht viel westfalinger Brot unter uns essen. Ich will die Regierung quoten, daß sie blau anlaufen soll. Prozeß ist meine Losung, merkt Euch das. Auf dem Rechtswege treib' ich den Domanial-Fiscus; Fallholz ist Fallholz, ein Stamm wie Millionen. Siegel und Brief müssen Recht behalten, wir sind nicht die Narren der Schreiber. Prozeß fang' ich an, daß Ihr's wißt!“ — „Haltet das wie Ihr wollt,“ antwortete der Beamte achselzuckend, „hier aber bleibt in Euren Grenzen, sonst kehren wir den Spieß um.“ Und Arnold wies er an: „Sorgt an geeigneter Stelle für ein großes Blockhaus, das Amt wird ein Manipel Holzbauer schicken.“ Damit schwang er sich wieder in die Jagdkutsche und rollte davon.

Die Menschen hinter ihm blieben zurück wie im Traume. Eine Quote! Eine Abfindung — nicht das Ganze! Daran hatte Niemand gedacht. So rasch brach der Grund zusammen, auf dem Alle so rasch gebaut! Die

Betäubung war so groß, daß selbst Dittmar wieder davon ergriffen wurde, der doch seine Position zu dieser Neuigkeit schon genommen hatte. Jetzt, da ihm die Besinnung zurückkam, schien er sie erst zum zweitenmale zu verlieren. Die Erstarrung war allgemein.

Arnold, versteinert an eine Tanne gelehnt, fing unheimlich zu kichern an. „Dummes Zeug!" rief er, „das war ja gar nicht der Forstrath, das war nur eine Erscheinung." Erschrocken sah Alles auf ihn. „Ja, ja," fuhr er fort, „sprecht einen Segen und die ganze Equipage geht in Zunder auseinander." Man sah ihn schärfer an; — leider! er scherzte nicht, und als Roman die Holzschläger anblickte mit einer Geberde, die eine Flasche zum Munde führt, schüttelten sie den Kopf. „Dann gnad' ihm Gott!" murmelte Roman, und Hermann nickte mit einem unaussprechlichen Ausdrucke Jetta zu, als wollte er sagen: „Das meinte ich." Dann zum Vater gewendet forderte er ihn auf, nach Hause zu kommen. Arnold hob seinen Rücken vom Tannenstamm, stürzte aber sogleich zu Boden. „Pardauß, da liegt Einer," rief er, „seht, seht, jetzt bin ich selber Fallholz." Alles umringte ihn, auch die Holzschläger eilten herbei. „Rühre mich Keiner an!" schrie er, dann streckte er den kleinen Finger aus und sagte: „Hermann, nimm, das ist Deine Quote!" Hermann faßte den Finger und wollte den Liegenden aufrichten. „Viel!" schrie Arnold, „der Holzwart bleibt liegen, nur den Finger nimmst Du mit nach Hause, das ist ja die Quote!" Hermann legte jetzt mit Dittmar, Roman und den Holzschlägern Hand an. Da sprang Arnold auf und prügelte den ganzen Kreis auseinander, indem er einen mächtigen Baumast um sich schwang und wüthend dazu schrie: „Quote! Quote! Quote!" — „Sein Verstand ist hin," sagte Roman. Jetta brach in lautes Weinen aus.

Nur mit Mühe gelang es, den Rasenden zu bändigen. Man führte ihn nach seiner Hütte. Unterwegs phantasirte Arnold fort und fort. Besonders oft fuhr er sich über die Augen und rief: „Ich sehe ja nichts mehr; meine Augensterne gehen auseinander;" dann setzte er hinzu: „es ist heiß, Ihr habt zu stark eingeheizt." Hermann versprach, dem Kranken zur Ader zu lassen, das er dem Regiments-Chirurgen abgelernt habe. Dittmar fragte, ob etwa Opium im Hause sei, oder Bilsenkraut zu einer Abkochung, etwas Schlafmachendes wirke vielleicht gut.

Man wendete also das Nächstliegende an und brachte den Kranken zur Ruhe. Hierauf sammelten die Gesunden ihre Geister und hielten Rath über ihre Lage. Zwei Schicksalsschläge waren sich hier so blitzschnell gefolgt, daß eigentlich einer den andern aufhob. Der Verlust der Windfall-Summe hatte kaum sein Schrecken verbreitet, als Arnolds Zustand bewies, daß ein Mensch noch Besseres als Geld und Gut verlieren könne. Das letzte Unglück überwand jetzt das erste. Dittmar blieb bei seinem Vorsatz des Prozesses. Roman verstand sich dazu, die versprochene Summe dennoch zu liefern. Jetta flüsterte ihm in's Ohr: „Es ist ja nur ein Name, der da verändert wird; denkt, das Geld stünd' auf unsern eigenen Gütern." Und Hermann raunte ihm in's andere Ohr: „Laßt mich nur Schwiegersohn werden, ich entwöhn' ihn schon seiner kostspieligen Prozeßsucht. Dann sollen uns die Meiereien wieder Fett geben, daß ich Euer Geld nur oben abschöpfe. Darin versahen's ja die Andern, daß sie den Alten regieren wollten vor der Hochzeit: ich thu's darnach; hab' ich sein Kind, so hab' ich auch sein Gemüt, und gewinne mir mit Güte mehr Einfluß auf seinen Wirthschaftskram, als die Leierer mit ihren ewigen Nergeleien." Roman blieb also standhaft und bestärkte sogar noch Dittmar in dem gestern gegebenen Wort. 'S war ein westfälinger Wort, sagten die Bauern.

So weit trug nun doch noch der Windfall seine guten Früchte. Leider hatte er ein Opfer gefordert, einen Märtyrer. Ob die Seelenstörung des unglücklichen Arnold vorübergehend oder bleibend sei, das war jetzt die Frage. Zunächst aber wünschte Dittmar, daß sie nicht landkundig in der Gegend würde. Er traf daher mit Hermann die Abrede, daß dieser ihn in die Hauptstadt bringen sollte, etwa unter dem Vorgeben, seine persönliche Anwesenheit am Sitze der Behörden sei des Windfall-Prozesses wegen dienlicher. In dem Verkehr mit Welt und Menschen würde sich dann zeigen, ob das Uebel wieder verschwinden wolle. Auch könne man ihn dort in das Haus eines Irrenarztes bringen.

In diesen Veränderungen suchte man Trost, Muth und Hoffnung dem plötzlichen Verhängniß gegenüber wieder herzustellen. Zuletzt mußte auch dieser Tag seine Fackel neigen, und was er immer gebracht — es wird ein „gestern" sein! Der Lebende trägt es weiter mit den andern Lasten des Lebens. Solche Gefühle mochten es sein, als die Besucher ihren Wagen wieder bestiegen, — mit wenigem Wortaustausch, mit stummem aber tapferem Händedruck. Hermann blieb bei dem Vater zurück, Dittmar, Jetta und Roman fuhren heim.

Jetta war umsichtig genug, in den nächsten Tagen den Bruch mit ihren vorigen Werbern erklärt zu machen. Sie hielt es für ihre Aufgabe, jeder Gelegenheit eines Sinnesumschlags gründlich zuvorzukommen. Die drei Werber ihrerseits rüsteten sich zur Rache. Drohende Gerüchte entstanden, wie sie mit ihrem Anhange gegen die Hochzeit der Neuverlobten sich verschworen. Eine ländliche Hochzeitsfeier bietet in ihrem weitläufigen Ceremoniell dem öffentlichen Frevelmuth so viele Haltepunkte dar, daß von einem verdrehten Worte der „lustigen Person" bis zu Mord und Todtschlag der Parteigeist den weitesten Spielraum findet.

Aber Jetta kreuzte die Absichten der Böswilligen. Sie wußte mit Hilfe des Arztes den Vater zu überreden, statt nach Pyrmont, in diesem Jahre nach Homburg zu gehen, ohnedies fingen die Taunusbäder eben an, den westfälischen Curort in der Mode zu überholen. Dort könne man dann Hochzeit machen. Dittmar freute sich dieses glücklichen Einfalls, man konnte den heimatlichen Drohnissen nicht anständiger aus dem Wege gehen. Im ersten Märzsonnenschein saß er mit seinem klugen Kinde im Reisewagen. Die Anstifter hinter ihm hatten ein verblüfftes Nachsehen.

Hermann folgte in einigen Wochen. Zwar oblag er noch der Sorge für den Vater, dessen Geisteszerrüttung fortdauerte. Das Uebel wich vor der häuslichen Pflege nicht, Hermann mußte seinen Kranken zu einem Irrenarzt in die Hauptstadt bringen. Erst nach diesem traurigen Gange war dem Jüngling der schönere gegönnt — seine Hochzeitsreise nach Homburg.

Zwischen Furcht und Erwartung verstrich unseren westfälischen Gasten der Sommer im Taunusbade. Dittmar verfolgte seinen Windfall-Prozeß, Hermann lauschte den Berichten des Irrenarztes. Dittmar hielt das Recht seiner Sache für so zweifellos, daß er sich einer eben so prompten als günstigen Entscheidung versah, und gern die Hochzeit bis zu derselben vertagt hätte. All seinen Erfahrungen zum Trotz ergab er sich wärmer als je diesem Wahne. Aber die Saison rückte zu Ende, und sollte der Zweck der ganzen Badereise nicht verfehlt werden, so litt die Vermalung keinen Aufschub mehr. Sie wurde endlich auf einen der schönsten Herbsttage festgesetzt.

Einer wichtigeren Entscheidung harrte Hermann entgegen. Je naher sein Hochzeitstag heranrückte, um so reifer wurde ein kühner und hoffnungsvoller Gedanke in ihm. Wie, wenn er den Irrenarzt anlag, den Vater zu dieser Hochzeitsfeier herzuführen? War doch der Tag ein

Ziel, nach dem der Name Meinwerk gleichsam in zwei Personen den Wettlauf gehalten; war doch hier ein Triumph erreicht, des Vaters wie des Sohnes zugleich, — ja des Vaters noch mehr: denn sein Werk war ja, wie er wähnte, der Windfall — und dieser Windfall trotz der schnellen, fast augenblicklichen Enttäuschung — hatte doch den entscheidenden Griff gethan an's Stirnhaar der flüchtigen Göttin Gelegenheit! Wie immer der Prozeß um die Fallholz-Berechtigung noch ausfiel — den Meinwerks durfte es gleichgiltig sein. Sie hatten gesiegt. Und der Anblick, die Mitfeier dieses Sieges — sollten sie den traurigen Geistesbann nicht wieder lösen, den die vermeinte Niederlage voreilig heraufbeschworen? Der Jüngling fand diesen Schluß fehlerlos.

Freilich! er mußte sich auch Bedenklicheres sagen. Das Unglück des Kranken war vorbereitet sein ganzes Leben lang. Das schwarze Saatkorn fand einen Boden von überströmender Fruchtbarkeit. Was im Moment geschehen, wird es im Moment zu tilgen sein? Ist es wesentlich, die nächste Ursache zu bekämpfen, oder steht sie untrennbar in Reihe und Zusammenhang? Flog hier nur eine finstere Wolke vorüber, oder war die Nacht angebrochen, die diesen Lebenstag bleibend beschließen soll? Hermann verhehlte sich nicht, wie schwer diese Fragen wogen. Doch — der Mensch pflanzt ja am Grabe noch die Hoffnung auf, wie sollte er's nicht an einem Hochzeitsaltare? Er schickte den Brief ab, der den Besuch des Vaters beantragte.

In der doppelten Ungeduld des Bräutigams und des Sohnes ging jetzt dem Jüngling die letzte Woche zu Ende. Der Morgen des ersehnten Tages brach an. Gewissenhaft erschien aus der Heimat — ein Brief, weder der Irrenarzt noch sein Kranker in Person. Der Brief sagte ihm die Hauptsache außer dem Siegel — mit trauriger

Faſſung löste er dieſes ſelbſt. Der Irrenarzt ſchrieb: „Ich habe den Schmerz, Ihnen ſagen zu müſſen, daß Sie das Unmögliche gehofft haben. Dem ſchönen Wahne eines kindlichen Herzens die Erfüllung entgegen zu bringen, verſagt mir in unſerem Falle die unerbittliche Wirklichkeit. Der Zuſtand unſeres Kranken iſt ſchlimm, Sie werden Mann genug ſein, das Wort zu ertragen: hoffnungslos! Es iſt nicht möglich, ihn nur einen Augenblick verſöhnlicher, als er es wirklich iſt, gegen den Staat zu ſtimmen. Es iſt nicht möglich, ſeinen Wahn zu brechen, daß ihm das ungeheuerſte Unrecht widerfahren ſei. Sein Gefühl iſt auf's Böſeſte aufgeregt über die Verkürzung, die er leiden zu müſſen glaubt; ſein Geiſt iſt außer ſich vor Schrecken, daß eine Regierung, die Handhabe und der Ausfluß der öffentlichen Gerechtigkeit, in ein Ding der Lüge vor ihm zuſammenfällt. Alle Verſuche ſcheitern, ſelbſt in den lichteſten Augenblicken, ſeine Geſichtspunkte zu jener Höhe zu leiten, wo ihm die unerläßlichſten Wahrheiten der Staatswirthſchaft, die Rechte der Geſammtheit, die Natur des großen Güterlebens erkennbar werden ſollen. Die erſten Begriffe der Volks-Oeconomie ſind für ihn nicht vorhanden. Er kennt nur ſeine Privat-Anſprüche. Er begreift die Pflicht einer Regierung nicht, den Anſpruch des Einzelnen nach den Rückſichten auf das Ganze einzuſchranken. Seine ſittlichen Vorſtellungen ſind und bleiben bis in die Wurzel hinab von dieſem Anſtoße zerriſſen, ſein Schmerz über das erlittene Unrecht iſt durch nichts zu löſchen. — Er glaubt an das Unrecht des Staates, denn er *will* dieſes Unrecht! Er *braucht* es als Sühne eines ſelbſtbegangenen! Und damit nenne ich den Punkt, worin ſeine Unheilbarkeit liegt. Die Irr-Reden des Kranken, wie ſich immer deutlicher herausſtellt, bewegen ſich nämlich ſtark in jener Richtung, welche Sie durch den Wink über die Zigeunerin mir ſchon mündlich angedeutet haben. Er halt

sich für den Urheber des Windfalls! Er trägt eine Schuld im Gewissen, und diese Schuld lastet um so zermalmender auf ihm, da hier die seltsame Umkehr eintritt, daß sie nach außen hin keine Anerkennung findet, sondern in seine persönliche Ueberzeugung zurückgedrängt wird. Der Richter leugnet hier, wovon der Ankläger bekennt. Die Aufklärung leugnet, was der Aberglaube aussagt. Sühne für diese Schuld gibt ihm nun das Verfahren des Staates, das ihn um die Früchte seiner Sünde betrügt, und Rache für diesen Betrug findet er wieder in seiner Schuld, womit er den Staat schon von vorn herein gebüßt und beschadiget. So erscheint ihm das Recht zugleich als Unrecht und das Unrecht als Recht, der Doppelsinn dieser Lage reibt ihn auf, der Widerspruch zweier Gewissen stürzt ihn in die entsetzlichste moralische Verwirrung, Gewichte ziehen ihn nieder, welche als Gegengewichte sich scheinbar einander aufheben, in der That aber mit vereinten Lasten sein Gemüt in den Abgrund versenken. Ja, lassen Sie mich wiederholen, wir haben hier einen schlimmen Fall vor uns! Er ist neu und eigenthümlich seiner ganzen Natur nach, aber so sehr die Kunst bemüht sein wird, daraus zu lernen, so fürchte ich doch, in die ernsteste Lehre wird er Sie selbst nehmen. Er wird Sie lehren: Geduld — Fassung — Entsagung!"

Dieses Sinnes war das Schreiben des Doctors seinem Haupt-Inhalte nach. Ein bitterer Zug ging durch Hermanns Seele. „So fahre wohl, unglücklicher alter Mann," grollte er dem Briefe nach, „Du sollst den Preis Deines unablässigen Lebenswerkes nicht mehr schauen; sollst es darum nicht, weil Du ihn für Dein Werk hältst! Grausame Gerechtigkeit — schadenfrohes, menschenfeindliches Geschick! „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle" — ja, aber die Fülle kann ungenießbar geworden sein, wie verdorbene Speicherfrucht! Allmächtiger, gieß' Deine Wetter aus über

meine künftigen Felder und Fluren, suche mich heim mit jedem Schrecken Deiner Elemente, aber vor Einem Feinde bewahre mich: vor dem Feinde im eignen Gehirn!" — So sprach Hermann und führte standhaft seine Braut an den Altar.

Wenige Tage nach der Hochzeit kehrten die Neuvermälten mit Vater Dittmar in die Heimat zurück. Sie fanden die zurückgesetzten Freier, wie zu erwarten stand, inzwischen völlig beruhigt. Der eine hatte eine Trutz-Heirat gemacht, der Andere ging eben einer neuen Geldheirat nach, der Dritte verredete das Freien gänzlich; Alle aber thaten, als wenn nichts vorgefallen wäre. Der westfälische Bauer inclinirt nicht zur vendetta!

Der Prozeß um den Windfall dauerte noch manchen Monat, durchlief noch manches Stadium, bis er zuletzt von Instanzen und Facultäten gegen den Kläger entschieden war. Der Bauer Dittmar wunderte sich sehr darüber. Er mußte sich sagen, daß in vielen seiner Prozesse der klare Buchstabe weit weniger für ihn sprach, und über diesen Buchstaben ging seine Rechtsanschauung eben nicht hinaus. Die Gesetze wurden ihm von da an eine mystische Gottheit, mit der er nichts mehr zu thun haben wo[illegible]e. Er ließ sich von Hermann erbitten und bereden, einen um den andern Prozeß aufzugeben, gab sich das Ansehen, als brächte er lauter Opfer, im Grunde aber war der Nerv seiner alten Streitsucht dahin. Seine herrlichen aber vernachlässigten Güter empfanden diesen Umschwung auf's wohlthätigste. Die Wirthschaft der jungen Leute grünte und blühte.

Arnolds Unglück nahm keine Wendung zum Besseren. Sein Loos war gefallen für immer. Es ging ihm nie ein Bewußtsein auf über die Pracht seines Namens in Enkeln und Enkelinen, über die hochragende Glücksstufe seiner Nachkommenschaft. Er starb, wie er gelebt — der arme, niedrige Holzwart.

Inhalt.

	Seite.
Das Kind mit dem Briefe	1
Die Verſuchungen der Armen	23
Das große und das kleine Loos	81
Giovanna	155
Ein Brautpaar in Polen	195
Der Drache	257
Die Braut des Gelehrten	303
Der Windfall	331

Novellen

von

Ferdinand Kürnberger.

Erster Band.

München, 1861.
F. A. Fleischmann's Buchhandlung.
August Reblein.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

	Seite
Spieler und Bettler	1
Flucht und Fund	55
Die Opfer der Börse	143
Die Göttin	269

Spieler und Bettler.

Die trübe Nachtlampe beleuchtete ein Zimmer und seinen jugendlichen Bewohner in einem der Häuser des Bezirkes St. Barnaba der alten Republik Venedig. Das Zimmer ist weit und hoch gewölbt, wie eine Halle; verwitterte Tapeten, fragmentarische Seidenvorhänge erinnern an den Traum vergessener Zeiten. Jetzt ist der Raum öde und leer, eine Stätte hohläugiger Armuth. Die traurige Höhle weist uns einen Anblick wie ausgepfändet; selbst die nöthigsten Möbel eines Lebendigen stehen nicht vollständiger hier, als in einem Grabgewölbe. Eben so ausgepfändet wie sein Zimmer scheint das moralische Ich des Menschen, der es bewohnt. Die melancholische Oellampe schlägt ihr Auge nieder vor dem Auge, dem sie hier begegnet. Es ist ein schönes Auge, das Auge des Jünglings; Kraft und Herzenswärme können wohl darin wohnen. In dieser Nachtstunde wohnt aber nichts darin, als der Ausdruck der elendesten Selbstverwerfung. Es ist der Ausdruck, welcher auf der Bahn des Verfalls jenen Punkt bezeichnet, wo die Kraft zur Tugend und zum Laster gleicherweise fehlen. Der Mensch, der sich bis dahin vielleicht nur aus Trieb einer bösen Verführung überlassen, sieht sich regelmäßig an eine Kante gedrängt, wo er entweder selbst verführen, Alles in einem größern Maßstabe

treiben, das Böse mit Bewußtsein bekennen, oder umkehren muß. Es ist der gefährlichste Punkt in seinem Leben, denn gewöhnlich thut er weder das Eine noch das Andere, sondern er fällt folgender Täuschung zum Opfer: Indem er sich die Krisis wohl zu Gemüthe führt, aber auch nur zu Gemüthe, verbraucht er die letzten fruchtbaren Keime des Gewissens zu unfruchtbarer Selbstpeinigung, bezahlt seine guten Vorsätze, anstatt mit Thaten, mit eben dieser Peinigung, glaubt seine Tugend noch stets vorhanden, weil er sie stets an ihrem Stachel spürt und versäumt darum Tag um Tag ihre Ausführung. Hat diese Gährung sich dann erschöpft, so sind die Niederschläge davon die elendesten aller Schlechten, denn sie sind Heuchler geworden, welche bis an ihr Ende das Schlechte thun und das Gute im Munde führen.

Am Rande eines solchen Abgrundes erblicken wir den jungen Bewohner des öden Zimmers. Den Kopf brütend auf die Hände gestemmt, sieht er gedankenlos dem Brennen seines Oellichtleins zu — gedankenlos, aber versenkt in Empfindungen. Der Ausdruck jener Selbstpeinigung hat sein Antlitz durchätzt; alle Züge des Frohsinns und der jugendlichen Schönheit liegen darin wie verzeichnet. Der bleiche Kopf ist edel geformt, das Gesicht eigentlich weniger von Ausschweifungen, als vielmehr von Verwüstungen der Phantasie entstellt, wie ja begeisterungsfähige Seelen auch stets Unterlassungsünden gegen ihre ideale Welt marternder empfinden, als Frevel an der gemeinen Wirklichkeit. So stiert er bohrend in sich hinein, und was er sieht, ist seinem innern Auge zum Ekel. Ein Mensch blickt ihm aus sich selbst entgegen, den der tief verachtende Zug in seinen Mienen nicht mehr strafend trifft, sondern ver-

zweifelnd, — verzweifelnd an der Heilkraft aller Strafe. Von Zeit zu Zeit entringt ein schwerer Seufzer sich seiner Brust, — vielleicht sind's die Leichengesichter früherer Träume, die, Haupt für Haupt in seinem Bewußtsein auftauchend, mit klaglichem Mahnruf vorüberschweben — auch wir sind unerfüllt geblieben — und wir — und wir! Zuweilen ist's ein weicherer Schatten von Schmerz, der über sein Auge hinschwimmt, zuweilen aber eine Zuckung wilder, unerträglicher Seelenqual; dann springt er auf, durchmißt mit heftigen Schritten, die vom Gewölbe schauerlich zurückhallen, die leere Halle und in lauten Worten macht die Arbeit seines aufgeregten Innern sich Luft.

O Gott! warum schriebst Du der Stunde, da ich dieses Haus betrat, keines Deiner Warnungszeichen an die Stirne! Wie blind setzt' ich meinen Fuß in diese Fallgrube! Da lieg ich. Da soll es nun enden. Enden im vierundzwanzigsten Jahre, enden mit so viel rühmlichen Träumen von Glück, Ehre, Verdienst, Glanz vor der Familie, Auszeichnung vor den Studiengenossen, Anerkennung vor dem Vaterlande! In der herrlichen Literatur Italiens seinen Platz einzunehmen, brannte der ehrbegierige Knabe, und im Ridotto gefällt sich der Jüngling! Zwischen einem Spieler und einer Buhlerin thront er, der König des Müssiggangs, der Klassiker der Gemeinheit! Unseliges Geschwisterpaar! Die Karten des Bruders und die Augen der Dirne haben deine Kraft aufgesaugt und der Rest schleicht so hin, ein Schatten, ein Gespenst, eine Kontrebande des Todtengräbers! Seh ich der niedlichen Hyäne in den unzerbrechlichen Zauber ihres Blickes, dann denke ich: wie leicht zerbräch ich die Fessel des Spiels,

nur dich, süße Teufelin, kann ich nicht aufopfern; ring' ich am Spieltisch Taille für Taille um die Hügel und Thürme von Gold, wie sie ab und zu erobert werden, um die Fragen der Selbsterhaltung, um die Wonnen der Schadenfreude, um die Auszeichnung vor jener geheimnißvollen und mächtigsten Schutzgottheit, die wir Glück nennen: dann dünk' ich mich überstark, eine leichte Schöne zu vergessen, nur dich, wunderbaren Dämon der Karte, der du die unerschöpflichen Gleichnisse des Menschenlebens und der Weltgeschichte in den Raum einer Nacht zusammendrängst, nur dich, göttliche Erfindung des Spiels, kann kein Sterblicher von Geist und Phantasie entbehren. Leidenschaften, die jede einzeln fähig, ein entgegenkommendes Herz in's Verderben zu reißen, wüthen vereint auf mich ein; so schweb' ich und hang' ich schon im dritten Jahre, und wenn es wahr ist, daß Venedig allmälig in's Meer sinkt, so werde ich sitzen und spielen und liebeln, und liebeln und spielen noch am Meeresgrunde! Heilige des Himmels, steht mir bei!

Wer mich heute noch an mich selbst erinnern könnte! Hab' ich noch ein Bild davon, was ich bin, was ich war, wie ich zu leben anhub, welche Kräfte, welche Natur ich auf den Schauplatz mitbrachte, welches Selbst? Verrätherische Lagunenluft, welcher Nebel verbirgt mir mein eigen Ich? Wie es heut war, wie es gestern, besinne ich mich noch; auf jeden Schritt meine ich klar zu sehen, und doch, der Anfang der Straße verschwimmt mir und ich finde den Punkt nicht, der von einem geistvollen Knaben in das Faulbett eines verkommenen Jünglings herüberleitet.

Dort drüben auf dem Festlande war es; da stehen leuchtende Erinnerungen, Denkmale der Lust und der Ehre

meines Lebens. Du mein väterliches Geneda, wie schön gehen die Wege des Knaben durch deine engen Straßen, auf deinen beschränkten Fluren! Ich wachse auf, dem Namen meiner Familie zur früh versprechenden Ehre, überrage die Geschwister, gewinne das Wohlwollen des hohen bischöflichen Verwandten, werde von ihm in die Schulen der Alten eingeführt, überrage die Mitschüler, nicht unedel stammelt die Sprache der Musen in meinen Versuchen, sorgfältig gesparte Pfennige wandern in die Bude des Antiquars, eine kleine Bibliothek wächst an, Virgil, Dante, Tasso sind die Freude des Knaben und aus dem Gedächtnisse theilt er horchenden Nachbarn die Schönheit des alten und neuen Italien mit. Welch trefflicher Anfang!

Portogruaro, mit zwanzig Jahren siehst du mich als Lehrer der Poesie und Rhetorik in dein Seminar einziehen! Selbst ein unfertiger Jüngling, werde ich würdig gehalten, Jünglinge zu lehren. Wiederholt sich die Sage von Apoll, dem unbärtigen Choragen der Musen? Die Auszeichnung entflammt zu doppelter Thatkraft meinen Eifer, mit dem herrlichen Fleiße der aufstrebenden Jugend greife ich nach den entlegeneren Literaturen der Welt aus, stürze mich in Studien, die mich den ersten Gelehrten Italiens ebenbürtig gemacht hätten, und damit meinem aufgehenden Sterne kein Strahl des Glanzes fehle, ehrt mich auch der Neid und die Eifersucht. Welch trefflicher Fortgang!

So weit erkenne ich mich. Jetzt aber zeichnet die Hand eines Stümpers mein Leben weiter und Alles wird wüst und verworren. Der Neid und die Eifersucht kleinlicher Provinzialen empört meine hochfliegende Seele. Zu stolz, meinen Werth vor Pedanten nachzuweisen, beschließe ich mit einer Anstellung in der Hauptstadt selbst zu antworten.

Ich komme nach Venedig. Um ein stilles Gelehrtenzimmer durchsuche ich, mit des Fremdlings erster Sorge, die Stadt. Ich betrete die Insel der Circe. Ich betrete dieses Haus. Da war's gethan! Fluch, unaussprechlicher Fluch auf die Stunde, die mich so elend um mein Leben betrogen!

Der Bruder ein Spieler von Handwerk, ein roher, gemeiner, verworfener Mensch, die Schwester all das Nämliche, nur mit dem Aeußern eines Engels. „Wir gehen nach dem Ridotto, mein Herr, begleiten Sie uns," sagt sie mit der unbefangensten Miene, da ich noch kaum einen Tag in ihrem Hause wohne. Mit welchem Blick übersah sie mein Inneres? Wie, sah ich in jenem ersten Augenblicke schon wie ein willenloser Sklave des Lasters aus? Ach, ich erinnere mich nur, daß bei ihrem Anblick ein krampfhafter Schmerz mich durchzuckte — ich taumelte erschrocken zurück und fühlte: das ist künftig dein Ich. Du bist nichts mehr. Und hätte sie gesagt: mein Herr, gehen wir hin unsre Väter zu erschlagen — Gott ist mein Zeuge! ich hätte den Vatermord ganz reizend gefunden!

Der Jüngling verstummte. Reglos wie eine Statue blieb er in der Mitte des Zimmers stehen und sah starr vor sich hin. Das Wunder der Schönheit schien ihn gleichsam zum ersten Male wieder zu verwundern; sein Blick fixirte den Boden, wie das Merkwürdigste, was ein Mensch sehen kann. In dieser Stellung verharrte er eine Weile, dann schüttelte er den Kopf und schlich langsam auf der vorigen Linie auf und nieder.

Kein Gang zu den Männern der Staatsmacht, keine Umschau im Reiche der Wissenschaft mehr — fuhr er tonlos fort — keine Erinnerung, keine Spur einer Erinnerung an Alles, was ich in Venedig wollte und sollte.

Auf Empfehlungsbriefen vergilbt die Adresse, Mäcene, die mich verfolgen, ermüde ich durch Ausflüchte, — als ob das Verhältniß umgekehrt wäre, — die Freunde fangen an mich zu vergessen, die Brüder an mir zu verzweifeln. Mir aber wird um so wohler, je mehr die Welt von mir abläßt; ganz gehöre ich nun dem Spiel und der Liebe. Der Liebe? Verzeih' mir, beglückende Göttin der Herzen, dieses Wortes Mißbrauch!

Und doch! Wer nur Herr seiner selbst bliebe, wer nur den Schatten nicht zum Schandfleck anwachsen ließe, — ich wollte diesen Schatten nicht bereuen! Süß war der Rausch dieser Tage! Wir wälzten uns in Gold, wir zerküßten uns die Blüten unsrer Jugend, daß alle Lilien der Welt hätten roth werden sollen, wenn gleich vor Scham, doch auch vor Freude. So haben die Götter Ovids gesündigt und ich gäbe diese Sünden nicht für die Fleckenlosigkeit der Tugendmemme, die sich schont. Aber eins waren die Götter Ovids nicht: gemein! Die Hefe haben sie nicht geschlürft, die ich nach bald verflüchtigtem Freudenschaum schmeckte, mit Widerwillen schmeckte, und doch täglich und stündlich genoß, ohne die ich nicht leben kann. Wo ist aller Glanz der Täuschung schon längst, den das humane Laster doch braucht, um sich selbst zu ertragen? Durch welche Demüthigungen bin ich gegangen, welche Entdeckungen sind gemacht, welche Wahrheiten enthüllt worden, und wie habe ich verlernt mich zu schämen!

Der junge Mann warf sich auf seinen Stuhl und fuhr mit bitterlich gebrochener Haltung in dem Erguße seiner Selbstvorwürfe fort:

Das leicht erspielte Geld ist noch leichter wieder verspielt, Bruder und Schwester fordern ganz rückhaltslos

an mich und mein Glück, ich sehe mit Ekel, in welch niederen Händen ich bin, aber falsche Scham hält mich ab, in diesem Augenblicke das Haus zu verlassen, das ich reicher und glänzender bezogen. Ich will es, lüg' ich mir vor, aber ich will es, wie ich gekommen, als Kavalier. Ich erzwinge mit gewaltsamer Anstrengung den Schein von Mitteln, die ich nicht mehr besitze, ich verkaufe Kleider, Kostbarkeiten, die mir werthe Andenken sein sollten, ich verkaufe auch den Geist, den Ruhmesgenius Italiens verkaufe ich, dich meine allgeliebte klassische Bibliothek! Damit ist das letzte schöne Band mit meiner Vergangenheit zerrissen und nicht einmal die Stunden der Langweile können mir jetzt mehr ein Saatkorn edlerer Bildung aus irgend einem Buche zuwerfen. Den schnöden Ertrag setz' ich auf die Karte, wir spielen wieder. Umsonst. Mein treuer Genius bleibt seiner rauhen Lehre getreu — wie einem thörichten Kinde das Spitzige und Scharfe, nimmt er mir den letzten Sous aus der Hand, womit ich dem Laster fröhne. Ich bin entwaffnet! Kehre ich jetzt um? gebe ich jetzt den Krieg auf, in welchem der Verlierende der Glücklichere ist, weil ihm die Rückzugslinie zur Tugend näher liegt? Leider nein! Noch ist ein Mittel übrig, ein niedriges, ehrloses, das aber im Arsenal des vollendeten Spielers nicht fehlen darf. Ich ergreife auch das. Ich mache Schulden. Und welch' eine Schuld war das! Traurig schleich' ich am Arm meiner Phryne aus dem Ridotto, wir haben keines den Muth ein Wort zu sprechen, — der Sous, der nach dem letzten kommt, der allerletzte, war verspielt, — wir kannten unser Schicksal. So sieht uns der Gondelführer, fragt theilnehmend, was er wohl ahnt, ich habe die Stirn, ihm die Wahrheit zu

ſagen, er ſpringt fort, kommt wieder, und der Mann, den ſonſt ich beſchenkt, bietet jetzt mir — fünfzig Zechinen. Der Handlanger dem gnädigen Herrn, der fleißige Arbeiter dem ſpielenden Müſſiggänger! Ich bin beſchämt, ich fühle die ganze Schmach, die ſolch einer Großmuth mich ausſetzen konnte, der Augenblick wirkt. Aber meine Dirne ſtreckt jubelnd die Hand nach dem Gelde aus, das Lächeln dieſer Göttin iſt mir Befehl — ich nehme die fünfzig Zechinen aus der Hand eines Gondelführers! Was konnte mich noch warnen, wenn ſolch eine Lage mich ungewarnt ließ? —

Wehe mir, daß ich mit dieſen Silberlingen der Schande gewonnen habe! Goldbeladen kehren wir am Morgen nach Hauſe. Ein herrliches Haus! Da wartet ſchon Exzellenza der Bruder, und kaum, daß ich Zeit habe, die Taſchen zu leeren, fällt er mit Geierskrallen über den Schatz her, rafft Alles vor meinen Augen zuſammen, geht hin und verſpielt es! Hierauf begegnet er mir mit hündiſcher Verachtung, wendet den Blick von mir, wo er mich ſehen ſollte, die Schweſter aber wirft ſich mir weinend in die Arme und ſpricht ſchon von ihrem Schmerze, wenn es dem brutalen Menſchen einfallen ſollte, mich . . vor ſein Haus zu weiſen! Hohe, mein zärtliches Kind, ſo weit ſind wir noch nicht. Ich entdecke zufällig noch eine handvoll Zechinen in meinen Taſchen — da ſind die Thränen verſchwunden, ein Freudenſchrei, Umarmung, Kuß und fort nach dem Ridotto! Wie der Bruder noch einmal Gold in meinen Händen ſieht, erheitern ſich plötzlich ſeine Mienen, er kommt herzlich auf mich zu, drückt mir die Hand, küßt mich und flüſtert ganz ſüß, ob ich zehn Zechinen entbehren könne. Welch ein Spiegel, dieſe Geſchwiſter!

Und das geht so fort. Bald komme ich nach Hause und finde mein Zimmer ausgeleert — die Möbel sind verpfändet. Ein andermal begegnet mir der Bediente, der eben mein Bett verkaufen soll; mit Mühe entreiße ich ihm's, indem ich meine letzten Zechinen opfere, die wieder einmal die letzten sind. Endlich stürmt gar der Bruder auf mein Zimmer und fordert mir Geld ab mit der geladenen Pistole in der Hand! Die Schwester hat ihm vertraut, ich besäße die Kunst Gold zu machen; der rohe Dummkopf hat es geglaubt, aber mich, mich rührt es, denn ich sehe einen Beweis darin, daß mir die gutherzige Schöne doch wirklich anhängt.

Hier sprang der Jüngling von neuem auf und rannte gedankenschwer durch das Zimmer. Wie soll das enden, Herr meines Lebens, wie soll das enden? Gestern war Hieronymus da, der treffliche Junge, und weinte, wie nur ein Bruder für die Rettung des Bruders weinen kann. Ich weinte mit ihm, wir waren wieder einmal so recht ein Herz und eine Seele. Zuletzt stand meiner augenblicklichen Abreise von Venedig nur noch mein Geldmangel im Wege. Der Herzensjunge schafft auch das Geld. In der nächsten Stunde verspiel' ich's auf dem Ridotto! Bin ich denn seit drei Jahren gewohnt Gold zu sehen, ohne an's Spiel zu denken? Zechine und Karte sind Begriffe, die sich mir ganz mechanisch verbinden. Und der göttliche Knabe hat's mit Aufopferung gegeben, ich weiß es. Und heute ist's fort bis zum letzten Sous! Ich aber bin da, multiplizirt mit all meinem Elend, mit all meiner Schande! Deßungeachtet zieht mich's mit dem Glockenschlage auch heute wieder den gewohnten Weg. Zu heftig schmerzte die Wunde von gestern, ich lechze nach einem Tröpflein Glücks-

balſam. Eine Zechine will ich borgen, nur eine einzige, und Rom damit erobern. Ich gehe. Aber wo iſt mein Mantel? Ich ſuche im ganzen Hauſe meinen Mantel, denn die Nacht iſt kalt. Endlich geſteht der Bediente, er habe ihn ſo eben für Exzellenza verſetzen müſſen; mein Mantel iſt im Pfandhauſe. Und mein ſüßes Halbſchwägerchen mit ſeinem goldenen Schweſterchen ſchlichen ſich fort, ließen mich allein diesmal und ſpielen für das Geld meines Mantels auf dem Ridotto!

Der Einſame lehnte ſich in die dunkelſte Ecke ſeines kahlen Zimmers. Eine lange Pauſe durch blieb es ſchauerlich ſtill. Wäre die Oellampe ein lebendiges Auge geweſen, ſie hätte erſchrocken aufblicken müſſen, ob Jener dort ſeine letzten Lebensgedanken ſinne. In der Ferne fing eine Uhr an zu ſchlagen, der leiernde Geſang eines Gondelführers ließ ſich hören. Mechaniſch trat der Jüngling an's Fenſter. Ein großer Theil der Stadt lag vor ihm ausgebreitet, auf Straßen und aus Häuſern ſchimmerten Lichter durch die Nacht. Traumhaft fing der arme Geſolterte vor dieſem Anblicke zu ſprechen an:

Jedes dieſer Lichter beleuchtet ein anderes Menſchenſchickſal; wie beneid' ich ſie alle! Wann werde ich je wieder zum Frieden gelangen? Wo in der Welt wird das Haus ſtehen, darin ich wieder lebe, ein Menſch unter Menſchen? Wie ein Gefangener hinter ſeiner Fenſterblende blicke ich in die Freiheit hinaus und kann mir's nicht denken, daß auch ich je wieder frei ſein ſoll. Ach, trüge mich ein Wunder hinaus! Eine neue glückliche Lage meines Lebens hat mir des Nachts oft geträumt, — wäre ſie da, wenn ich am Morgen aufwache! Fertig, würde ich ſie annehmen; ſelber den Sprung zu thun, fehlt mir

leider die Kraft. Wie oft wollt' ich es schon! Wie oft, in einsamer Stunde, besuchte mich der gute Entschluß, ganz nahe stand er vor mir, ganz klar sah ich ihn, das Was und Wie seiner Ausführung, Alles, Alles. Aber ein Blick auf sie, ihre Stimme im Hause, ihr Tritt vor der Thür . . wie kleinlich kam ich mir vor, wie knabenhaft! Warum denn? fragt' ich verwundert. Siehe, wie leicht sie doch selbst lebt! wie leicht sich mit ihr leben läßt! Du bist ein Gelehrter und verstehst nur nicht zu genießen. Sie wendet sich — und was genieß' ich? Unruhe, Sorge, Beschämung. Götter, ich ertrag' es nicht!

Und wieder trieb ihn die innere Bewegung durch's Zimmer. Furcht, Furcht vor der Zukunft, rief er mit erschütterter Stimme, das ist das ärgste Uebel solch einer Gegenwart! Schon lange habe ich das Gefühl wie ein Mensch, dem Jemand nachschleicht. Es liegt etwas Feindliches in der Ferne. Es muß etwas herankommen, worauf Alles zielt und das doch Niemand vorhersieht. Es gibt Gespenster im Reich der Ereignisse, wie im Reich der Gestalten. Ein solches Gespenst sitzt mir im Nacken. Ich athme in seinem Luftkreis, ich bin durchdrungen von den Wirkungen seiner Annäherung. Es verändert schon aus der Ferne meine Natur, es ist wie abgedämmtes Seewasser, darin sich das Leben verändert, indem allmälig sein Salz verdünstet. Ich wandle einer Ungestalt entgegen — was, was werde ich sein, wenn mein Geistessalz einst gänzlich dahin!

Der Jüngling stand still, ergriffen von diesem Gedanken. Ein Schauder durchzuckte seinen Körper. Sein Auge sah starr, visionär. Auf dem Gange seiner Selbsteinkehr hatte er hier jene Frage berührt, die schon

das ruhige Gemüth mit allem Reiz des Dämoniſchen aufregt.

O, einen Blick, einen einzigen Blick in die Zukunft! rief er leidenſchaftlich. Grauſame Aufklärung dieſes achtzehnten Jahrhunderts! Könnt' ich in irgend einem Zauberſpiegel die Ferne meines Lebens hinabſehen! könnt' ich an die Gaukeleien einer Hexe glauben, — am heutigen Tage ergriffe ich die Hand, die ſich anmaßt, den Vorhang einer Menſchenzukunft zu lüften. Wie würde mein Bild hinter dieſem Vorhange ſtehen? Bin ich verloren für ewig? Dringe ich in's Licht und Leben edlerer Tage durch? Iſt Venedig mit dieſen drei Jahren ein Traum? Iſt es Geneda und Portogruaro mit meiner Jugend? Wohin geht dein Weg, blinder Verirrter!

Er lehnte ſich an's Fenſter und ſah in die Nacht hinaus. Lange blieb er ſtumm und verinnerlicht ſo lehnen. Aber wie wenig der Gang ſeiner Gedanken ſich im Stillen veränderte, wie der Zauber jener Räthſelfrage ohne Unterbrechung nachklang, verräth ſich uns, indem ſein inneres Selbſtgeſpräch bewußtlos wieder zu lauten Tönen ſich ſteigerte. Nach einer Weile phantaſirte er zum geſtirnten Nachthimmel empor: Der uralte Glaube, daß Geſichter der Zukunft hereinragen können, iſt mit dem Glauben an die Gottheit ſelbſt verwebt. Magie und Aſtrologie haben den Schleier gefaßt, wo er zu faſſen nicht iſt, wer aber zweifelt, daß er einzelnen Blicken ſich lüftet? Warum ſoll Gott nicht ſchenken können, was der Menſch ſich nicht nehmen darf? Warum ſoll ich zu meiner Qual in die Scenen muſterhafter Kindheit zurück, nie aber, weder wachend noch träumend, das Bild meiner künftigen Jahre vorausſchauen dürfen? O, wenn ich es dürfte? Das

enge, beklemmende Herzweh des Augenblicks — zerrissen nur von einem einzigen Blitz aus der Zukunft, und zerrissen für immer wäre es!

Plötzlich verdunkelte sich das Zimmer. Rasch wandte der Jüngling sich um. Die Hast, womit er der Lampe zustürzte und ihrem verglimmenden Dochte aufhalf, verrieth die natürliche Furcht des Aufgeregten vor der Finsterniß, den Grad des Grauens, das seiner Phantasie sich bemeistert hatte. Geistesabwesend von der Beschäftigung seiner Hand fuhr er unmittelbar fort:

Omina sind! Wunder nicht, aber Bedeutungen! Und Bedeutungen nicht im Sinne der alten Völker, die sich zunftmäßig darauf verlegten. So alltäglich, wie Auguren und Haruspices wähnten, gehen die Winke der Gottheit nicht durch's Leben. Aber wenn der arme bedrängte Mensch in einzelnen großen Angelegenheiten seines Lebens seinen Glauben gegen Himmel ausstreckt, wie ein Ertrinkender seine Hand, — warum soll die Hand, die alles Leben hält, ihr nicht entgegenkommen? Warum sollen der unsterblichen Seele jenseits alle Erkenntnisse zuströmen, und diesseits keine einzige? Nein, nein, so rasch ist kein Sprung in der Natur, — auch dieser nicht. Auch der Irdische kann die Zukunft erkennen, wie der Verewigte die Ewigkeit. Es gibt Omina!

Der Jüngling hatte unterdessen seine Lampe bestellt und lag träumend wieder am Fenster. Seine Phantasie trieb fort in ihrem Gedankenflusse.

Jener Lombarde Gallasso — redete er stillglühend vor sich hin — war er nicht in gleicher Lage mit mir, als er blindlings zu einem der Thore Mailands hinausging? Er hatte manches versucht und manches verfehlt,

auf keinem ſeiner Tritte grünte es, er ward irre an ſich. Er vermochte nicht zu errathen, welcher Beruf in ihm lag, er hatte kein Bild von ſich. Sein Bild in der Außenwelt zu ſchauen lag ihm da nahe wie mir, mit einem Schwung von Glauben und Verzweiflung warf er ſich dem Omen in die Arme. Welcher Menſch mir zuerſt entgegenkommt, ſprach er, deſſen Beruf will ich ergreifen, der ſoll das Abbild meiner Beſtimmung ſein. Und als er ſolches geſprochen, begegnete ihm ein Landsknecht. Da ging der arme Gallaſſo hin und trat zu der Fahne des kaiſerlichen Heeres. Und Gallaſſo wurde ein großer kaiſerlicher General, hieß Gallas, erwarb den Adel, erwarb herrliche Stammgüter in Böhmen und ſeines Geſchlechtes Zweige blühen bis auf den heutigen Tag. Dem hat ſein Gott geholfen.

Und flehend ſtreckte der Unglückliche ſeine Arme gegen Himmel und rief aus innerſtem Seelendrang: Gott, ſo unwerth kannſt Du Dein Meiſterſtück nicht halten, daß Du's dem Thiere gleich mit undurchdringlicher Blindheit ſchlugſt! Laſſ' mich in meine Zukunft ſchauen! Gib' mir ein Zeichen über mich ſelbſt! Gib' mir ein Zeichen über mich ſelbſt! Zeige mir . . .

Da klopfte es.

Der Jüngling bebte zuſammen. Herein! rief er ſonor und trat ſtark gegen die Thüre zu.

Er prallte zurück.

Ein Bettler drückte ſeine gekrümmte Geſtalt und den furchtbaren Glanz ſeines enthaarten Hauptes zur Thüre herein.

Niedergeſchmettert taumelte der junge Spieler auf ſeinen Stuhl. Ein Bettler! lallte er außer ſich.

„Exzellenza sind unwohl," erhob der Greis seine dünne, zitternde Stimme. „Sie haben mich gestern auf dem Ridotto beschenkt; mit Ungeduld erwartete ich Sie, mit Unruhe vermißt' ich Sie heute. Ich suchte Sie endlich in Ihrer Wohnung auf, denn ich habe Ihnen zu sagen, was dieses Geschenk mir bedeutete. Ich habe Sie in der wichtigsten Angelegenheit meines Lebens zu sprechen."

„Ein Bettler!" stöhnte der Jüngling.

„Aber Excellenza sind unwohl," fuhr der unheimliche Nachtbesuch fort. „Befehlen Sie, daß ich den Arzt rufe? Ich stehe ganz zu Ihren Diensten. Ich habe ein Interesse an Ihnen zu nehmen, das sich von Gott selbst herschreibt."

Der Jüngling sprang wild auf.

Als der Bettler die Kraft seiner Bewegungen sah, schien er über den Gedanken einer Ohnmacht beruhigt und redete herzhafter.

„Erlauben Sie, daß ich spreche, junger Herr? Ich bitte Sie darum! Ja, ich kam mit dem Vorsatz Sie zu bitten, daß Sie mir in meine Wohnung folgen möchten. Gott wird Ihnen ewig gute Tage geben dafür. — Er, der Rather aller Rathlosen, ist's, der mich angewiesen an Sie."

Der Jüngling sah starr in die greisigen Runzeln des Nachtgesichtes.

„Lieber, junger Herr," flehte der Bettler, „die Gondel wartet auf uns. Darf ich Sie bitten? Es ist ein Werk unendlicher Barmherzigkeit, das Sie da üben, Sie sollen Alles hören. Ich bitte, folgen Sie mir. Nur in meinem Hause können Sie mich ganz verstehen, denn nicht nur hören, auch sehen sollen Sie."

Der Greis ergriff mit dem rührendsten Ausdruck der Verehrung und der Liebe die Hand des Jünglings.

„Ich komme," sagte dieser geistesabwesend.

Auf das Wort zog sich der Bettler sogleich zurück, als ein Mensch, dem es nicht zusteht, vertraulicher Zeuge jener Vorbereitungen zu sein, welche dem Austritt aus der Stube in's Freie vorherzugehen pflegen.

„Ein Bettler! ein Bettler!" rief der Jüngling händeringend durch das Zimmer, in dem er jetzt wieder allein war. „Ein Bettler! allmächtiger Gott, ein Bettler!" Er sank zusammenbrechend auf seinen Stuhl hin, der Oberleib über dem Tisch ruhend, und blieb wie todt liegen.

Eine lange Pause lag er so. Indem er sein Antlitz wieder erhebt, können wir mit furchtbarer Ahnung lesen, was diese Pause gewirkt in ihm. Suchend geht er durch's Zimmer. Blicke, vor denen das Blut gerinnt, wirft er allenthalben prüfend umher. Das Zimmer ist kahl. Er reißt in seinem Tische die Lade auf, — die Lade ist leer, bis auf unbedeutende Kleinigkeiten. Jetzt zieht er ein Messer aus seiner Tasche und träumt mit stierem Blick über die Möglichkeit, was die Klinge leisten kann.

Da tönt ein weicher, flehender Ruf von der Straße: „Excellenza, per grazia di Dio."

Auffährt der Jüngling aus dem Abgrund seiner Phantasien und tritt ans Fenster. Mit bittenden Geberden steht die Gestalt des Alten aufgerichtet in der Gondel.

Der Jüngling hält inne. Er schreitet zwei- oder dreimal durch's Zimmer, dann löscht er rasch seine Lampe und wirft sich, so wie er ist, in die Nacht hinaus. Die Herrschaft des Augenblicks führt ihn an ihrem übermächtigen Seile.

Schweigend gleitet die Gondel durch ein dunkles Gewirr von Straßen. Nach mancherlei Windungen ihres

Weges legt sie vor einem der scheinlosesten Häuser des abgeschiedenen Stadttheiles an. Zwei Fensterchen Front und zwei niedere Gestocke sind das ganze Gebäude. Der Alte windet sich mühselig das schmale Vortreppchen hinan, das sich unmittelbar in's Wasser absetzt. Kein Licht in der spärlich beleuchteten Straßenschlucht ist nahe genug, dem verworrenen Tappen nachzuhelfen. Nach wiederholtem Klopfen öffnete sich das Hauspförtchen an einem Seile von innen. In derselben Art that sich im zweiten Gestock die Thür zum Wohneintritt auf. Hier flimmerte endlich ein Licht. Ein junges Mädchen trat den Ankömmlingen mit einer Lampe entgegen. „Hat der Kamin Feuer im Kabinete?" fragte der Greis das Mädchen. Die Antwort bejahte. „Finden wir ein paar Tassen Chokolade gemacht?" Das Mädchen nickte. Der Alte wendete sich gegen sie und ließ sich von ihren Händen den Mantel abnehmen. Als sie sich anschickte, den Gast, der ihr jetzt erst hinter dem Rücken des Vaters sichtbar wurde, auf dieselbe Art zu bedienen, sagte der Greis mit hohem Tone: „Dieses Engelherz von einem Menschen hat der irdischen Bekleidung vergessen, wie schnell es meinem Rufe gefolgt." Der Jüngling taumelte wie im Traume weiter.

Der Greis nahm seinen Weg mit ihm in ein kleines Kabinet. Dieses Wohngemach war auf's niedlichste eingerichtet. Die vier Wände desselben nahmen gut gearbeitete Schränke ein, durch deren Glasthüren die schönsten Büchereinbände erblickt wurden. Im Mittel einer der Wände war ein Kamin angebracht, von zierlicher Steinarbeit der Einfassung und des Aufsatzes. Gegenüber dem Kamin stand ein behagliches Sopha mit einem Tischchen davor, auf welchem eine Lampe von antiker Arbeit ein

freundliches Licht verbreitete. In diesem Augenblicke wurde das Tischchen von dem jungen Mädchen mit einer Kanne, zwei Tassen und einem niedlichen Brodkörbchen voll des feinsten Weißbrodes bestellt. Sie schenkte mit vieler Anmuth die Tassen voll, worauf sie sich schweigend verneigte und ging. Die Duftwolken des würzigen Kakaotrankes erfüllten lieblich das Gemach.

Der Bettler nöthigte seinen Gast Platz zu nehmen. Schweigend sank der Jüngling in die schwellende Sophaecke. Der Alte rückte in einigem Abstande von ihm zurecht und begann:

„Ich danke Ihnen noch einmal, edelster Herr, daß Sie die Güte hatten, mir Gehör zu geben. Ich danke Ihnen. Erlauben Sie jetzt, daß ich von Ihrer Güte Gebrauch mache. Erlauben Sie mir, daß ich das Wort nehme, um Ihnen eine Erklärung über die Seltsamkeit meines Schrittes zu machen, der, wie ich selbst fühle, schon im Aeußern die Spuren des Außerordentlichen trägt, die in der That seine innere Quelle sind. — Aber wird es Ihnen nicht gefallen wollen, mein Herr, diese Tasse warmes Getränke zu schlürfen?"

Der Jüngling zuckte zusammen. Er erinnerte sich, daß ein Zauber unzerbrechlich wird, wenn der Lebendige mit den Schemen leibliche Nahrung getheilt hat. Das Gespenst seiner künftigen Entehrung ladet ihn zum Genusse ein!

Der Bettler hielt inne. Da er die Seelenvorgänge des jungen Mannes nicht im entferntesten ahnen konnte, so hielt er das kalte Entsetzen in dem Betragen desselben für Kälte des Stolzes und der Vornehmheit, womit Jener, trotz besserer Herzensnatur, vielleicht noch immer zu kämpfen

hatte. Er wiederholte seine Nöthigung in den gewähltesten Ausdrücken. Er bot die feinsten Wendungen der Höflichkeit auf, die in der Hand der Bildung so wohl gerathen, und der Sprache Italiens schon durch sich selbst natürlich sind. Der Greis hatte diesen Ton vollkommen inne. Auch sein Aeußeres stand in einer räthselhaften Harmonie dazu. Die Kleidung, die sein Mantel zuvor bedeckt und die jetzt im Lichte erschien, war einfach, aber äußerst anständig; die Wäsche weiß und fein, das Tuch schwarz und von der besseren Sorte, die Haltung des Mannes selbst von den tadellosen Manieren etwa eines alten, umgänglichen Weltgeistlichen, bescheiden, ehrwürdig, schicklich. Daß denselben Geist auch die Wohnung und Einrichtung athmeten, hatte den jungen Gelehrten gleich beim Eintritte überrascht.

Das Alles setzte sein Gefühl in eine Flutung, in welcher es widerspruchsvoll auf- und abwogte. Die Zeichen der Bildung, welche Haus und Hausherr an sich trugen, steigerten seine Seelenangst, weil sie den Bezug auf seine eigene Person nur um so fürchterlicher ausprägen halfen. Und doch ein Bettler! rief mit verstärktem Hall das herausgeforderte Orakel. Dieselben Zeichen der Bildung besänftigten und versöhnten aber auch wieder, wie sie es ihrer schönen Natur nach unvermeidlich müssen, und fingen gegen die Eisrinde seines Schreckens doch an, in wärmeren Quellperlen zu pulsiren.

Mechanisch führte er seine Tasse zum Munde. Jetzt erst erlaubte sich der alte Mann dasselbe zu thun, nachdem er jenen Vortritt mit gewissenhafter Höflichkeit abgewartet. Dem Greise that der erfrischende Schluck offen-

bar Noth; er schlürfte mit eben so viel Andacht, als Jener mit Zerstreutheit und Wegwerfung.

„Nun hören Sie!“ sagte er hierauf, seine Tasse absetzend. „Ich bin, wie Sie sehen, ein alter Mann. Ich habe vor einigen Tagen das vierundsiebenzigste Lebensjahr zurückgelegt. Nach dem natürlichen Laufe der Dinge bleibt mir nur noch eine kurze Zeit zu leben übrig; vielleicht eine noch kürzere für den Gebrauch meiner vollen Geisteskräfte. Diese Erwägung fing seit einiger Zeit an, mein Gemüth mit wachsenden Sorgen einzunehmen. Ich habe, wenn ich hinwegscheide, Geschenke des Himmels nachzulassen, die man gerne, indem man sie abgeben muß, nur den treuesten und sichersten Händen übergäbe. Da rang ich zu meinem Gott — doch meine Gedanken verwirren sich. Ich muß meinem Vortrag eine bessere Ordnung geben. Ich werde Ihnen erst sagen müssen, wie ein Bettler zu jenen Gütern kommt, von welchen Sie mich sprechen hören. Ganz recht. Das muß ich zuerst sagen. Erlauben Sie mir, daß ich weiter ausholе.“

„Ich bin von Livorno gebürtig. Mein Vater war ein reicher Großhändler in jener ansehnlichen Handelsstadt. Er starb und hinterließ mir in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren ein aktives Vermögen von fünfzigtausend Thalern im Baaren. Ich hatte bis dahin eine sorgfältige Erziehung genossen. Meine Studien habe ich auf der edlen und löblichen Universität zu Florenz gemacht, welche damals in der Arzeneikunde so blühte, wie Bologna in der Rechtswissenschaft. Die Arzeneikunde aber war es, die ich ergriffen hatte. Dieses Studium mußte ich nun, wenn auch nur für kurze Zeit, wie es schien, bei dem Tode meines Vaters unterbrechen, weil man mir vorstellte, es

sei für die auswärtigen Beziehungen der Firma vortheilhaft, wenn der Erbe zunächst in seinem eigenen Namen die Geschäfte fortführte. Ich gab dieser Nothwendigkeit nach, zog aber ganz gegen meine Neigung den Studentenrock aus, um mich hinter das Pult des väterlichen Komptoirs zu stellen. Auch merkte ich nach vier Monaten schon, daß ich in einem sehr gefährlichen Meere schiffte. Die natürliche Anlage meines Charakters widersprach den Anforderungen der kaufmännischen Praxis gänzlich. Ich war, wie man sagt, unpraktisch. Ich ging lieber mit Büchern, als Menschen um. Im Verkehr mit den Menschen fehlte mir aller persönliche Halt, es war nichts leichter, als mich fremdem Willen dienstbar zu machen. Ich glaubte, vertraute, gab oder vielmehr verschenkte zu viel Kredit, hielt von Jedermann das beste, und wer in der öffentlichen Meinung schon arg erschüttert war, der fand in meiner Schwäche und Gutmüthigkeit noch immer einen haltbaren Treppentritt. Eine solche Gemüthsart wird von Geschäftsleuten gewittert, wie der Honigtopf von den Wespen. Einen Augenblick lang vergrößerte sich mein Geschäft wunderbar, dann platzte die ganze Firma, wie ein Schlauch, der mit Luft gefüllt war. Ich bezahlte redlich meine Schulden, Niemand bezahlte mir die seinigen, — so verschwand der Name meines Handlungshauses in Livorno."

„Dies ist der erste Abschnitt meines Lebens. Wie ein verworrener Traum gedenkt mir das Ganze mehr. In der That geschah mir mehr wohl als weh, da ich die reiche Firma hinter mir hatte, ledig und bar ging, von allen Konti's, Strazzen, Accepten und Promessen — solutus omni foenore! wie der Dichter sagt. Ich verließ meine Vaterstadt mit einem leichten Ränzel, aber auch leichtem

Herzen und begann nun ein paar Jahre lang abenteuernd auf den verschiedenen Universitäten Italiens zu leben. Ich ging der Hoffnung nach, mich in irgend einem gelehrten Berufe festzusetzen, was meiner Neigung besser entsprach. Operam et oleum perdidi! Ich brauchte bei meiner geistigen Arglosigkeit lange, bis ich das Treiben der Universitäten durchschauen lernte, endlich aber lernt' ich's. Ich sah, daß die bösen Künste des Scheins unter den Gelehrten noch mehr zu Hause waren, als unter den Kaufleuten. Ich sah, daß die Schliche und Kniffe des gelehrten Handwerkes einen eben so ganzen Weltmann erforderten, als wie die Börse, und daß das ränkesüchtige Rangablaufen, die Umtriebe des Parteimachens, der kühne Dünkel, die freche Verleumdung, der Lärm und Skandal weder in meiner Fähigkeit lag, noch meinem Urbilde eines schönen Musendienstes sonderlich entgegenkam. Es war in Bologna, wo ich mit gebrochenem Herzen über diese Dinge mir klar wurde. Der Zustand meines Gemüthes war von der Art, welcher auch für leibliche Krankheiten empfänglicher macht; da nun überdies die dortigen Gegenden mehr als andere unseres schönen Italiens der Herrschaft des Fiebers unterworfen sind, so verfehlte diese Krankheit nicht, alsbald mich auf's heftigste anzufallen. Die Aerzte befahlen mir eine schleunige Ortsveränderung. Ich ging nach Venedig. Dies ist der zweite Abschnitt meines Lebens."

„Krank, hilflos, verlassen, ohne Geld, ohne Freunde kam ich in Venedig an. Gleich bei meinem Eintritt nahm Alles den Anschein zu einer großen Wendung in dieser Stadt. Man hat das Gefühl von dem Bettelstab in der Hand schon eine Zeit lang früher, ehe man ihn wirklich ergreift; es ist gleichsam der verkehrte Fall wie mit Jenen,

welche lange einen Schuljack getragen haben, und die ihn zu spüren meinen, auch wenn ihr Rücken schon frei geht. Meine letzten Mittel gingen schnell zu Ende, aber mein schleichendes Fieber schlich langsam. Rings um mich her verschwand jede Aussicht zu leben. Eine Weile fristete ich mich noch an jenen Auskunftsmitteln hin, welche dem Betteln vorhergehen, oder eigentlich es schon sind, nur ohne den Namen desselben. Bald aber sah ich mich gezwungen, auch auf die letzte Stufe herabzusteigen. Es kam der Tag, wo ich ausging, um Almosen auf der Straße zu sammeln! Seufzend ging ich diesen Gang, — der Tod, glaubte ich, würde mich bald erlösen."

„Aber der Tod erlöste mich nicht und ich hörte auf zu seufzen. Die Früchte meiner Demüthigung waren wenigstens reichlich. Ich erntete fast jeden Tag fünfzehn bis zwanzig Lire. Von dem Fieber erholte ich mich nach und nach — es war meine erste und letzte Krankheit, die ich im Leben durchgemacht. Meine Seele aber hatte leider nicht die gleiche Widerstandsfähigkeit wie mein Körper. Die Niedrigkeit meines Erwerbes war mir inzwischen erträglich geworden. Ich blieb Bettler auch in den gesunden Tagen; ich blieb es — vierzig Jahre lang."

„Ein beschämendes Bekenntniß, lieber Herr! Der unrühmlichste Punkt in meinem Leben, ich gestehe es! Auch dachte ich anfangs noch manchmal daran, von dieser Linie hinwegzurücken; aber — es blieb bei dem Gedanken. Ich selbst war verschiedenen meiner Wohlthäter zum Bedürfniß geworden. Dem Einen pflegte ich Gänge auszurichten, dem Andern Botschaften zu tragen, dem Dritten kleine Einkäufe zu besorgen; Kinder, Domestiken, Herrschaften liebten es, zu manch' kleiner Dienstleistung mich zur Hand

zu haben; man pflegt, wie Sie wissen, in Venedig den Bettler zu derlei zu gebrauchen. Das mildert dann einerseits den Charakter des Almosens, das er empfängt und trägt dazu bei, seinen wahren Namen ihn vergessen zu lassen, auf der andern Seite knüpft es ihn an die Häuser mit unmerklichen Fäden, die er nicht alle Tage lösen kann. So verschob ich den Rücktritt von meinem Handwerk immer auf kurze Distanzen; allmälig wurden sie dann freilich so lang wie eine Lebensstrecke. Auch sagt' ich mir wohl im Stillen, wenngleich mit betrübtem Bewußtsein, daß eine Gemüthsart, wie die meinige, eigentlich hier in ihrem Berufe sei. Den Menschen handelnd und kalkulirend mein Leben abzugewinnen, war mir nie geglückt; was sonst blieb mir übrig, als daß ich es bittend that? Einen Ersatz für meine öffentliche Erniedrigung gab mir ferner mein Privatleben, worin ich Gelegenheit hatte, selbst wieder Schützer und Wohlthäter zu sein, wie das Publikum es mir war. Und endlich, mein Herr, daß ich Alles sage, was die menschliche Natur bezwingt, — die Gewohnheit! Man treibe was man will, man wird es nicht lange treiben und wird bald selbst getrieben werden davon. O, es ist ein böses Ding die Gewohnheit! Sie ist durchdringlich wie die Feuchtigkeit des Regens, sie legt Paläste auseinander. Aber, mein Gott, schüttelt Sie Frost? Ist es schon wieder so kalt geworden? Verzeihung, mein Herr! — Lucie!"

Das Mädchen erschien und legte dem Kaminfeuer Nahrung zu. Die lichtrothe Flamme spielte lieblich auf dem schönen Gesichte der Knieenden, das zu drei Viertel dem Sopha zugekehrt war. Wer seufzte dort auf dem Sopha?

Als das Kind sich entfernt hatte, fuhr der Greis fort:

„Ich sagte zuvor, daß ich als Bettler selbst wieder Gelegenheit hatte, Schützer und Wohlthäter in meinem Hause zu sein. Es ist von diesem Häuschen die Rede. Als ich vor dreißig Jahren mich hier einmiethete, fand ich eine arme Wittwe mit einem kleinen Töchterchen im Besitze dieses magern Erbes. Die Glücksumstände dieser Frau waren sehr dürftig. Die Miethe trug ihr fast gar nichts ein, da eigentlich erst ich es war, der sie regelmäßig bezahlte. Meine Vorgänger, die freilich auch nur arm gewesen, hatten sie theils aus wirklicher Noth, theils wegen der leichten Gelegenheit, eine schutzlose Frau zu verkürzen, einer nach dem andern im Stich gelassen, sobald eine angehäufte Schuld nicht länger mehr zu vergrößern war. Die arme Frau lebte deshalb nothdürftig von ihrer Hände Arbeit, das Kind ging in eine Schule. Bald nach meiner Ankunft trug es sich zu, daß ein Lehrer dieser Schule sich eines groben Verbrechens schuldig machte, dessen aufregender Eindruck mit der Bestrafung des Schuldigen nicht wieder zu tilgen war; es hatte vielmehr zur Folge, daß die meisten Eltern ihre Kinder zurückzogen. Wie aber jede Störung des Gewöhnlichen von den Armen immer doppelt empfunden wird, so sah ich in jenen Tagen meine Hausfrau in großer Bekümmerniß, da sie weder einen Lehrer zu Hause zu halten, noch eine entferntere oder kostbarere Schule zu benützen in ihren Kräften fand. Gerne möchte ich von diesem Umstande eine neue Periode meines Lebens datiren. Ich wäre vielleicht Jahre lang meine Treppe auf- und abgekrochen, hätte meine Miethe bezahlt, mein Zimmer verschlossen und mit der Selbstlebigkeit des alten Junggesellen mich um Niemanden bekümmert. Das kam nun anders. Ich bot mich der kleinen Mathilde

zum Lehrer an. Zuerst war die Mutter verwundert. Bald aber gab es zwischen uns kein Geheimniß mehr. Staunend hörte die Wittwe was ich ihr sagte und ergriff dankbar die Hilfe, die ihr ein Bettler entgegenbrachte und die an glänzenderen Pforten Armuth nicht leicht zu finden pflegt."

„Von da an nahm mein Leben nun eine doppelte Gestalt an. Draußen im reichen und großen Venedig war ich der unbeachtete Bettler, hier in diesem Gäßchen, in diesem Häuschen spielte ich die Rolle des Privatgelehrten. Ich schaffte mir nach und nach eine gewählte und kostbare Bibliothek an; ich verlegte mich sorgfältig auf die Ausbildung meiner kleinen Schülerin. Kein Prinzenerzieher, darf ich sagen, hätte seine Hilfsmittel reichlicher herbeigeschafft oder gewissenhafter verwendet. Ich war ganz in meinem Elemente. Ich pflegte die Musenkünste jetzt ohne akademische Klopffechterei, rein und still, um ihrer eigenen süßen Belohnungen willen, um der geistigen Veredlung eines Wesens willen, das mir unter der Hand selbst zu einer lieblichen Muse emporblühte. In der That, mein Herr, Sie konnten kein schöneres Schauspiel sehen, als die geistige und körperliche Entfaltung meiner süßen Mathilde. In ihrem siebzehnten Jahre schrieb sie in Vers und Prosa den reinsten Styl und zwar in mehren Sprachen; sie kannte die Klassiker aller Nationen, sie war in Philosophie und Physik elementarisch unterrichtet. In ihrem Aeußern war sie das vollkommenste Modell einer jungfräulichen Schönheit geworden. Auch trat alsbald ein Werber um sie auf — ein Gondelführer war es, der bei ihrer Mutter vorsprach."

„Aber bei dieser Gelegenheit verrieth es sich, was

trotz meiner Jahre in mir selbst inzwischen vorgegangen. Ruhige Naturen bedürfen zur Liebe oft der Eifersucht. Sie können ohne Begehrung jahrelang des schönsten Umgangs genießen, aber sie werden Feuer und Flamme, wenn ein Anderer begehrt. Dies war mein Fall. Ich hätte, da ich des Mädchens Vater sein konnte, nicht gewagt mich zu erklären; nur das Haus wollte ich verlassen, um der Quelle meiner Unruhe aus dem Wege zu gehen. Indem ich nun dieses ankündigte, kam jenes von selbst zur Sprache. „Gott behüte," schwur mir die Mutter, „daß wir Ihnen etwas versagen sollten, was zu gewähren uns möglich ist. Für einen Gondelführer ist das Mädchen ohnedies viel zu gut gebildet. Und wenn ich gleich einsehe, daß wir bei unsrer Armuth und Abgeschiedenheit einen Freier nicht zu erwarten haben, der ihr den Rang, dessen sie fähig geworden, verleihen könnte: so ist es billig, daß wenigstens Sie selbst die Früchte genießen, welche Sie selbst angebaut.." Gott segne die dankbare Logik dieser Frau! Wie viel mütterlichen Einfluß sie auf das Jawort ihrer Tochter genommen, ist mir nie vorgerechnet worden; aber so unglaublich es scheint, — ich erhielt auch von der Tochter das Jawort. Wie blühend sich sonst der Geist des Mädchens entwickelt hatte — das, was Ansprüche in uns macht: feuriger Ehrgeiz, üppige Phantasie, Weltlust, Genußsucht, das Alles war nicht bei ihr entwickelt. Das schlummerte in glücklicher Kindheit."

„Und nun, mein Herr, gehen Sie die Paläste Venedigs auf und ab, diese stolze Lagunenstadt wird nicht bald wieder eine so glückliche Ehe sehen, wie sie der Bettler mit seiner liebenswürdigen Schülerin geführt hat. Verzeihen Sie meiner Ausführlichkeit! Sie sind mir gefolgt,

nicht um einem alten Manne die Freuden seiner Erinnerung auffrischen zu helfen; aber ich bin auch schon zu Ende. Verlegen wir, was vor zwanzig Jahren in diesem Häuschen gespielt hat, noch einmal in seine stillen Räume, und wir sind beim Heute angelangt."

„Meine Frau und meine Schwiegermutter sind längst vorangegangen. Eine jener Epidemien hat sie dahingerafft, welche unsere Kauffahrer von Zeit zu Zeit aus dem Oriente einschleppen. Die heutige Mathilde dieser Hütte heißt Lucia und ist meine Tochter. Sie ist der Trost und die Freude meines Alters. Auf sie verwendete ich all den Fleiß und die Sorge der Erziehung, welche einst ihre Mutter mir so überreichlich belohnt hat. Noch einmal lagen diese großen Bücher auf dem Schooße eines kleinen Mädchens und lehrten sie die Länder und Sitten der Welt, die Gedanken todter, aber unsterblicher Menschen. Daneben vergaß ich nicht die Literatur, die zwischen der Mutter und Tochter indeß herangewachsen war, und schaffte auch eine Auswahl des Neuesten nach. Kurz, ich glaube nichts versäumt zu haben, mein Kind so zu bilden, daß es wenigstens geistiger Weise nicht von einem Bettler abstammen soll. Auch faßt sie leicht wie ihre Mutter, blüht rasch und kräftig wie sie; sie hat das sechzehnte Jahr noch nicht erreicht und dürfte, wenn mich die Eitelkeit nicht verblendet, unter den venetianischen Jungfrauen keiner Nebenbuhlerin nachstehen."

„Wie sehr sie den Kinderschuhen entwachsen, dieser Umstand wäre mir vielleicht nicht so schnell zu Gefühl gekommen, wenn nicht die liebe Unvorsichtigkeit in diesen Tagen ein Billet verstreut hätte, worin ein junger Sausewind sie um eine Zusammenkunft in einer bezeichneten

Kirche bittet. Hier ist das Billet. Sie sehen, es ist von neuestem Datum, ein Verhältniß noch kaum im Entstehen. Doch fiel mir diese Entdeckung schwer auf's Herz. Wenn dieser Keim sich noch spielend ersticken läßt, werden sich alle ersticken lassen? Wird das ungeübte Kind immer Billete verlieren? Werd' ich sie stets überwachen können? Die Zeit der Gondelführer ist angebrochen!"

„Aber keinem Gondelführer habe ich dieses Mädchen erzogen, wie überhaupt keinem Manne von banausischer Art und Bildung. Diese Fischergasse hat keinen Freier für sie aufzuweisen. Unzugänglich aber ist ihr die bessere Gesellschaft, und auf dem Wege der Liebesabenteuer verirrt sich wohl schwerlich ein Tugendheld hieher, um ein scheinbar gering zu achtendes Mädchen zu beglücken. Die Pflicht, für sie zu wählen, lag also ganz auf meinen Schultern. Der schwierigste Theil meiner Lebensaufgabe war herangekommen. Tief lag ich plötzlich in diesen Sorgen, wie einen heitern Horizont oft von allen Seiten zugleich die Wolken umstellen."

„Hören Sie nun, was in diesem Drange meiner väterlichen Bekümmerniß, in diesem Widerspruch meiner äußern Lage und meiner innern Ansprüche, Gott mir eingegeben, um meinem Kinde den Gatten aufzufinden, den mein Wunsch und Gewissen sich abbildete."

„Ich stand vor Zeiten als Bettler an dem Portale des Ridotto. Die ein- und ausgehenden Kavaliere mögen in meiner Art etwas gefunden haben, das ihnen zusagte — genug, sie luden bei schlechtem Wetter mich ein in das Haus selbst zu kommen. Nur daß ich des Aufstandes wegen die Spielsäle mit einer Maske betrat. Später blieb mir der Eintritt bei jedem Wetter frei, — ich wurde,

der Einzige meines Handwerks, in jenen Räumen geduldet."

„Der Ridotto versammelt allerlei Menschen, deren Herzen in allerlei Zuständen sich befinden; äußerlich aber sind sie fast sämmtlich erzogen und gebildet. Es ist die sogenannte feinere Gesellschaft. Hier umgab mich also die Welt, die mich zu Hause in meiner Fischergasse nicht umgibt und für die ich gleichwohl meine Tochter erzogen, meine Lire gespart hatte. Ja, erstaunen Sie nicht! Diese Zusammenstellung lag mir von jeher nicht ferne; ein dunkler, seufzender Wunsch, daß ich wenigstens für mein Kind jenen gesellschaftlichen Rang, den ich selbst besessen und verloren, wieder erobern möchte, hat mich durch die Reihen so vieler schöner und wohlgebildeter Venetianer stets begleitet. Leider konnte es nur ein dunkler, spielender Wunsch bleiben. Denn wie sollte ich seine Ausführung mir denken? Ein Jüngling von guter Familie und in geordneten Verhältnissen, der zu seinem Vergnügen spielt, kann seine Gattin nicht aus Bettlersband annehmen; ein Spieler dagegen, der von Schuld und Unglück erdrückt, mein wohlausgestattetes Kind wie seine letzte Karte ergriffe, konnte eben so wenig meine Wahl sein. Solche Gestalten gingen Jahrelang vor meinem Auge herum; es ist das Publikum jenes abgelegenen, schlechtbeleuchteten Saales, den wir die Seufzerkammer nennen. Dahin ziehen sie sich nach schweren Verlusten zurück, oft um den Rest der Nacht in dumpfer Verzweiflung zu verbrüten, oft, um über Leben und Tod selbst zu entscheiden. Der Anblick dieser Gestalten machte mich stets — sehr fromm, sehr bescheiden und — sehr wenig lüstern!"

„Seit aber dieses allarmirende Billet in meiner Hand

war, durchwandelte ich jene Räume selbst als Einer der Verzweifelten. Wohin ich ging, wohin ich trat: ich sah mein armes unschuldiges Blut erst in den Kirchen warten, dann an den Straßenecken warten, ich sah es im willenlosen Taumel die schlüpfrige Bahn der Liebesintriguen hinabgerissen und mein alter Kopf brannte zum ersten Mal von einem Feuer, das mich aus der Ruhe herausriß, die mein ganzes Leben begleitet. Unaufhörlich hetzten mich Stimmen in meinem Innern: eile! ersinne! erfinde! Du mußt rascher sein als die rascheste Jugend! Und wieder warf ich meine Blicke im Ridotto herum, aber nicht mehr mit einem dunkeln, spielenden Wunsch, sondern mit dem Feuergeist eines Kämpfers, der siegen will und siegen muß. Auf einmal kam mir ein Gedanke! Ich hatte die Seufzerkammer sonst nur wie eine Art Hölle angesehen, — wie, dachte ich jetzt, wenn es doch nur ein Fegefeuer wäre? Wenn edle Jünglinge erst auf dieser Schwelle den Werth ihrer Kräfte schätzen, den Adel ihrer Natur befestigen lernten, und müde einer Zerstreuung, welche in die dunkelsten Labyrinthe statt zu heiterem Genuß geführt hat, ein- für allemal gestimmt wären, ein wohlgebildetes Mädchen und ein Kapital von zwanzigtausend Lire mit geläutertem Sinn für das wahre Glück des Lebens zu ergreifen? Gewiß, auch solche Jünglinge finden sich hier! Auf der langen Bahn, welche die Leidenschaft mit einem Menschen zurücklegt, sind viele Mittelstufen denkbar; — Heilige sind aus den tiefsten Verirrungen in den Himmel emporgestiegen, der göttliche Stifter unserer Religion selbst zieht die versuchte und geprüfte Tugend den „neunundneunzig Gerechten" vor; — Vernunft, Glaube, die Betrachtung der menschlichen Natur, alles bestärkte mich in jenem glücklichen

Gedanken; ich vermochte nicht mehr, ihn fallen zu lassen. Aber wie ihn ausführen? — das war die zweite Frage. Meine Stellung zu den Herren des Ridotto's erlaubte mir nicht, in ihr Vertrauen mich einzudrängen, — meine Grundsätze erlaubten mir nicht, das Privatleben von Personen, deren Gesellschaft mich großmüthig behandelte, sykophantisch auszuforschen. Wie also das Weizenkorn aus der Spreu der Seufzerkammer herausfinden? Ich zerbrach mir den Kopf und erfand — nichts! Mein Gedanke schien wieder werthlos zu werden, denn ich sah keine Möglichkeit, ihn zu verwirklichen."

„Da kam mir gestern Abend eine zweite Erleuchtung. Es wurde hoch und heftig gespielt. Die Seufzerkammer füllte sich mit Unglücklichen. Hoffnungslos standen, lehnten und lagen diese „traurigen Bilder des Todes" umher; sie glichen Gefangenen nach der Schlacht, unwissend, ob der schnaubende Feind sie morden wird, ob eine Auslösung in's süße Leben noch möglich. Bei diesem Anblicke brannte mein ganzes Inneres. Welch eine Lage! daß ich eben so drangvoll suchte, was nicht minder heiß mehr als Ein Wunsch hier sein wird. Wie nahe sind sich vielleicht Geber und Empfänger in diesem Augenblicke; aber wer macht das Zeichen zwischen ihnen, daß sie sich erkennen? Wer? Gott! Gott hat Zeichen! Es gibt Omina! Wenn aller menschliche Rath zu kurz wird, dann darf der Mensch den himmlischen Rath anflehen und er wird erscheinen. Es gibt Omina! So dacht' ich, und es war, als ob das Licht eines Propheten über mir wäre. Betend rang ich in einer dunkeln Fensternische zu meinem Gott: Herr, würdige mich eines Zeichens, wie einst deinen Knecht Eliezer. Bettelnd will ich von einem dieser Herren zum andern

gehen, und wessen Hand in so bitterem Augenblicke seines Lebens noch zum Wohlthun sich öffnet, der ist's, den hast Du mir geoffenbart!"

Der Greis hielt mit beiden Händen den Jüngling nieder, der im Verlauf dieser letzteren Worte außer sich aufgesprungen war. „Keine Bescheidenheit, gnädiger Herr! hier nicht, hier keine Bescheidenheit!" rief er stark, fast gebieterisch. „Ich weiß, was ich gewagt habe! Ich der der alte Kenner des Ridotto weiß, was solch einer Probe Gelingen bedeuten will! Denn wenn nichts liebenswürdiger ist, als ein junger Kavalier im Glücke, so legt der Spieler im Unglück auch jedes Merkmal der Menschheit ab. Nackt und häßlich geht da..."

Der Jüngling sank wieder zurück, denn er begriff, wie wenig der Andere ihn begreifen konnte.

„Ich trat meinen Gang durch die Seufzerkammer an," fuhr der Greis fort. „Die Elenden haben mich ganz nach ihrem Elend behandelt. Es waren die feineren Gemüther noch — die drehten mir schweigend den Rücken. Die Roheren schossen Blicke der Wuth und stampften mit dem Fuße gegen mich, gleichsam als hätte ich sie verhöhnen wollen. Einer war, der fuhr mit der Hand nach dem Dolche. Ah, noch sehe ich dieses traurige Schlachtfeld und all die Verzerrungen seiner Verstümmelten! Endlich kam ich zu einem Menschen. Für Gottes Lohn, einen Sous, Exzellenza! bat ich flüsternd auch Sie — wie ward mir, als Ihre Hand eine Bewegung in die Tasche machte! Sie suchten in mehreren Taschen, da fand sich noch ein letztes Münzstück. Sie gaben es. Aber nicht genug. Augenblicklich fühlt' ich am Gewichte, daß es Gold sei — ich kehrte um und sagte: Herr, es ist eine Zechine! Dieser

Versuchung hätte kein Spieler widerstanden. Die Zechine ließ sich noch einmal auf eine Karte setzen. Sie aber antworteten: Um so besser für Euch! und entfernten sich rasch. Ich wollte nacheilen, aber ich brach in die Knie. Ich sank nieder und konnte nichts mehr, als den Boden küssen, den Ihr Fuß berührt. Heute dagegen war ich die erste Seele im Ridotto. Leider kamen Sie nicht. Ich wartete Stunde um Stunde, ich fragte den Einen und den Andern der Herren, die sich sonst an Sie angeschlossen, — da erfuhr ich Ihre Wohnung — dazu noch einzelne, abgerissene Notizen, um die ich nicht gefragt. So kam es, daß ich in dieser späten Nachtstunde Sie störte und in diese Hütte bemühte."

Hier stand der Greis auf, indem er die Hand seines Gastes ergriff. Mit der andern Hand nahm er die Lampe vom Tische. Er führte den Jüngling in eine Ecke des Kabinets vor einen mit Schlössern wohlverwahrten eisernen Schrank. Er schloß eines nach dem andern dieser Schlösser auf und legte den Deckel des Schrankes zurück. Gold und Silber funkelte in vielen Geldrollen entgegen. „Hier sehen Sie eine Summe von zwanzigtausend Lire," sagte der Greis, „die ich in einer langen Reihe von Jahren erübrigt. Auch diese Bibliothek enthält einen Werththeil meines Nachlasses. Das Mädchen, wovon ich gesprochen, haben Sie gleichfalls gesehen. Es sind Schätze, von denen ich mit dem Klassiker sagen kann: nec oculus vidit, nec manus tetigit. Das nimmt nun nothwendig ein Ende. Was Menschen beglücken kann, soll nicht in Einsamkeit todt liegen. Ich habe mein Vertrauen auf Gott gestellt, und — wie Gott mir geantwortet hat, wissen Sie."

Der Greis hielt eine kurze Pause lang inne, dann schloß er: „Ich erwarte nicht, daß Sie sich augenblicklich erklären. Thun Sie es morgen, thun Sie es übermorgen. Thun Sie es mündlich oder schriftlich. Sprechen Sie mit Ihrem Gott, wie ich mit dem meinigen gesprochen. Ich weiß, wie sehr der Bettler Sie überraschen mußte mit den inneren Geheimnissen dieser Hütte; ich wünsche selbst, daß Sie unter einem solchen Eindrucke nichts beschließen. Lieber junger Herr, Sie hören jetzt viele Stimmen in Ihrem Innern — mögen Sie auf die rechte hören! Gott schütze Sie!"

„Ich danke für Ihr Vertrauen, ich ehre es und werde es würdig zu erwiedern wissen," — murmelten zwei Lippen mit der Stimme einer abwesenden Seele. Das Mädchen leuchtete. Der verlorne Sohn wagte keinen Blick zu ihr aufzuschlagen. Unten wartete die Gondel. Ein Sprung — sie stieß ab.

Die ersten Athemzüge in der frischen Nachtluft — und der Jüngling glaubte geträumt zu haben. Er war keines Gedankens fähig. Was in seinem Empfindungsleben vorging, fluthete phantastisch durcheinander, jenen Strömen vergleichbar, über welche die Völker Jahrhunderte lang verworren fabeln können, wo sie hervorquellen oder wohin sie sich verlieren. Die Gondel führte ihn fort, wie Charon's Nachen eine Seele, die frisch vom Tode herkommt. Zuletzt langte er vor jenem Hause an, wo er sonst „zu Hause" war. Er meinte, tausend Jahre lang sei er fortgewesen. Er kannte nur noch die Fenster, das Thor, die Vortreppe — das, was sonst ein- und ausgegangen hier, kannte er nicht mehr.

Als er im Innern des Hauses tappend seinen Weg

in's dunkle Gestock suchte, klirrte eine Thüre droben und und ein Kerzenlicht kam daraus zum Vorschein. Augenblicklich aber flog der Leuchter von wüthender Hand geschleudert ihm in's Gesicht. Dazu erhob sich eine Stimme, im Zorne noch süß und klingend wie Silber: „So lauft man den Dirnen nach! Ohne Mantel, in kalter Nacht! Das muß ja ein starkes Feuer sein!“ — Rara est concordia formae atque pudicitiae, murmelte der junge Gelehrte und suchte gelassen sein Zimmer.

Dieser Empfang war das Siegel zum Ende.

Im nächsten Augenblicke öffnete sich sein Zimmer. Ein weißes Nymphchen schlüpfte herein. Die Lampe, die sie mit vorgestrecktem Arme, dem feinsten und zierlichsten Frauenarm, hält, beleuchtet uns ein Figürchen, wie aus Mahaster. Wir sehen ein kleines, zartes Mädchen, dem Aeußern nach ganz Güte und Sanftmuth. Sie erscheint im tiefsten Negligé, über einen Theil des Oberkörpers fällt sogar lose das Hemdchen zurück und entblößt Hals und Brüstchen, weiß wie Schneeflaum. Eine Glorie des herrlichsten Blondhaares umrahmt ihr feines Köpfchen, aus der unschuldigen Miene blicken ein paar süße, maifrische Veilchenaugen.

Als sie den Jüngling bluten sieht, stößt sie einen Schrei aus, eilt fort und ist mit Becken, Schwamm, Wasser, Bandage u. dgl. im nächsten Augenblicke wieder bei ihm. „Ah, mein Guter, ich habe Dir wehe gethan; verzeihe! Nicht wahr, eine wilde Lehre! ach, ich bin so heftig! und Du, Du bist so abscheulich! läuft in die Nacht hinaus! schwärmt den Dirnen nach, die garstige Hummel — o ich möchte Dich zerreißen, wenn ich Dich nicht so lieb hätte, Du süßes Kaninchen! Wie die Wange blutet!

o Gott! o Gott! ich bin unglücklich! die süße Wange! Mit Millionen Küssen will ich die Wunde ausfüllen. Du sollst nicht aus meinen Armen bis sie geheilt ist. — Laß Dir sagen, Freundchen, wir haben auch gewonnen im Ridotto. Dein Mantel hat uns Glück gebracht. Apropos! mein Bruder läßt Dich um Verzeihung bitten, der Schlingel. Es war ein garstiger Streich! O pfui! Rath' einmal, wie viel hundert Zechinen wir mitgebracht haben? Brüderchen, goldene Zeiten sind angebrochen! Du sollst Augen machen morgen Früh! u. s. w."

Aber mit diesem Zauber war es nun vorbei. Der Jüngling ertrug die Liebkosungen der Dirne wie ein Uebel, das nicht zu vermeiden war und dessen Stunden gezählt sind. Er seufzte über die empfangene Wunde, als das einzige Hinderniß seiner augenblicklichen Entfernung. Das Mädchen verschwand. So verschwanden heidnische Sirenen vor der christlichen Madonna. Im Herzen des jungen Mannes war sie untergegangen, ein neues Zeitalter angebrochen.

Er verbrachte die Nacht in einem brennenden Wachen.

Wie nach einer entscheidenden Schlacht Reiche und Völker ihre Verfassungen verändern, so wirkte das Wundergewalten dieses Abends in den hierauf folgenden Stunden in ihm. Die Begebenheit, welche so eben in seinem Leben gespielt hatte, fing jetzt erst an, Handlung in seiner Seele zu werden. Eine große, durchgreifende Handlung! Und eine Handlung von reichverschlungener Gliederkette ihrer Momente. Nicht alle zugleich lösten diese Momente zur Klarheit und Einheit sich auf, seine Seele arbeitete viel, das Neue zum Fertigen zu machen.

Vor Allem das Entschiedenste war es, daß er sein bis-

heriges Leben aufgab. Dieser Entschluß bedurfte keines Kampfes mehr. Ein unermeßliches Dankgefühl beseelte ihn, daß die furchtbare Erscheinung des Bettlers dem Abende noch jene Wendung gegeben, die er wirklich genommen. Mit frommen Ehrfurchtschauern gedachte er der Vorsehung die Warnung und Rettung dieser Stunde und gelobte sich, wie ein Begnadigter auf dem Hochgerichte, nie mehr sein Leben an solche Abhänge zu führen.

Zweifelhafter blieb sein Herz über den Antrag des Bettlers. Hier hielt unser junger Verirrter eine tiefere Einkehr in sein Bewußtsein und das, was wahr oder falsch darin sein mochte.

Welcher Mensch wünschte nicht glücklich zu sein? Und welche Züge zum Bilde des Glückes ließ es übrig, was jener sparende Alte von verheimlichten Schätzen dargethan? Eine schöne, wohlgebildete Tochter, ein sorgenfreies, so recht zum Musendienste angesammeltes Vermögen. Und das von einem Menschen zu empfangen, der eben noch um eine Zechine verlegen, der drei Jahre lang der Knecht eines Weibes war, die ihm brennende Lichter in's Gesicht schleudert! Wann war ein Glücksfall je effektvoller angelegt, wann ein Gemüth bereiter, seinen guten Stern segnend anzuerkennen? Wie in die Pforten des Paradieses blickt der traumhaft Ueberraschte in das Innere jener Bettlerwohnung zurück, und es schwindelt ihm, wenn er bedenkt: nur ein Wort kostet es ihm, sich zum Herrn dieser Herrlichkeiten zu machen. Nur ein Wort kostet es ihm, und seine schmählich verkauften Klassiker füllen von neuem die Schränke, sein wüst verstreutes Vermögen liegt in blanken Reihen verzehnfacht wieder vor ihm, und ein reines, reizendes Mädchen stellt ihm als Himmelreich das Geschlecht

wieder her, das Scham und Reue ihm längst schon zur Hölle gemacht. Es ist eine Stimme in ihm, welche ruft: Hier ist dein Glück, so wird es zum zweiten Male nie wieder da sein!

Aber ist diese Stimme denn wirklich in ihm? Oder ist sie die Stimme der Greise und der Schwachen, die so lange ihre Erfahrungsweisheit predigen, bis auch die Jünglinge glauben, sie haben Recht? Ist es nicht Aberglaube, zu glauben, daß das Glück überhaupt Einen Moment haben könne, oder sind nicht alle Momente des Lebens, gut verwendet, das Glück? Auf dem Wege dieser Betrachtung ahnt unser Held dunkel, daß auch die Tugend ihre Verführungen haben könne, wie das Laster. Und wie wir aus diesen wenigen Augenblicken ihn kennen gelernt, begreifen wir vielleicht, daß ein Mensch, der Sinne und Phantasie genug hatte, so tief zu sinken — rafft er sich auf — auch Sinne und Phantasie genug haben wird, um das Leben wieder kühner und muthiger zu versuchen, als ein bescheidenes Halbkind und ein zum Nichtsthun nur allzu einladendes Vermögen ihm zu eröffnen scheinen. Ist er frei geworden, so will er's auch ganz sein, der alte Geist rührt sich in ihm, lockt ihn in's Weite, in's Ferne, die Flügel der Jugend spannen sich wieder aus und ihr Reich ist das unermeßliche Träumen, nicht das zählbare Haben.

Was also wird er erwählen? Wo ist Wahrheit, wo ist Irrthum hier? Welchen von widersprechenden Regungen soll er folgen?

Er empfindet den ganzen Ernst dieses Momentes. Wie er sich immer entschließen wird, — er weiß, er hat die volle Verantwortung dafür zu tragen. Alles künftige Un-

glück wird er dem Thorenstolz zuschreiben, womit er das Glück dieser Stunde verschmäht; alle Freudenflüge eines rosenfarbigen Weltlebens wird er der Festigkeit danken, daß er den Flügelschlag nicht voreilig in das Netz der Häuslichkeit band. Es komme, was da wolle, immer wird er die Stunde nennen können, auf welche sich Alles zurückführen läßt: es ist die heutige Stunde. Das fühlt er; — aber auch nur das. Und die Klarheit dieses Gefühls trägt noch bei, seine Unschlüssigkeit zu vermehren; je deutlicher er erkennt, worauf es ankommt, desto schwerer wird ihm die Entscheidung.

So sehen wir ihn — sein halbes Gesicht im Verbande — die Zimmerlänge auf- und abschreiten, auf dem Tische ein Blatt Papier zurechtgerückt, in der Hand die Feder. Er will dem Alten antworten. Was? glaubt er öfter als einmal entschieden, — er setzt an und Alles geräth von neuem in's Schwanken. Einmal war es, da erblickte er die ganze Frage plötzlich in einem neuen Lichte. Hat der Alte nicht einen Wink des Himmels begehrt? Hat der Himmel ihm nicht geantwortet? Dann ist sein Schritt auf diesem Scheidewege schon durch eine höhere Hand vorgezeichnet! Er hat des Vetters Antrag anzunehmen im Auftrage Gottes! Ueberrascht hält er inne an diesem Punkte. Hier scheint kein weiteres Ueberlegen mehr möglich. Und doch! War jener Alte in seinem Rechte, einen überirdischen Beistand anzurufen? War seine väterliche Aufgabe wirklich ohne Gleichen auf Erden? Hat der Greis nur mit einer Silbe erwähnt, daß er den Schreiber jenes Billets in Betracht gezogen? Der Jüngling sinnt in die Scene, die seine Seele so sehr überwältigt, zurück, aber er kann sich nicht erinnern. Nein, der Greis hat's

nicht gethan. Er hat die Spur jenes Bewerbers keines Blickes gewürdigt. Wie ungerecht! Er handelte mit jenem allgemeinen Vorurtheil der Alten, welches die Selbstbestimmung der Jugend schlechtweg für Teufelswerk hält und nur die eigene Weisheit gelten läßt. Diese eigene Weisheit unterlegte er willkürlich dem Himmel, wie ein Traum- und Zeichendeuter die seinige, und — in welchem Lichte erscheint hier das Omen! Rasch läßt der Jüngling diesen Gedankenfaden fallen — in ein tieferes Chaos scheint er zu führen als jeder andere. Einen Augenblick flog der Einfall an ihm vorüber, zunächst sich gar nicht zu erklären, sondern einen Mittelweg einzuschlagen. Dieser Gedanke schien ihm der beste von allen. Das Haus des Bettlers als Freund zu besuchen, das Mädchen, das ihn als Gatten annehmen, das er als Weib annehmen soll, erst durch einen einleitenden Umgang dem inneren Gefühle zur Anschauung zu bringen: das ist die natürlichste Behandlung dieses phantastischen Abenteuers. Aber bald merkt er, daß auch dieser Mittelweg möglicher im Gedanken als in der Ausführung ist. Der Beginn solchen Umgangs läßt keinen Rücktritt mehr zu, ist so gut, als ein bindendes Wort, er hat für das Herz die Gefahr, wie für den Ehrenmann die Pflicht das zu werden, was ein rasches Ja gleich anfangs wäre. Eine Weile spielt er mit diesem Gedanken, denn reizend ist er ihm, das läugnet er nicht. Aus der Hütte des Bettlers hat er ein liebliches Bild mitgenommen. Ein süßes Mädchenantlitz durchleuchtet ihm das Schrecken und Grauen des fürchterlichen Abends, gleichwie ein zierliches Rehlein aus düsterem Waldlager äugelt. Aber das düstere Waldlager wird darum nicht wohnlicher, die Schlangen, Unken und Molche des Grauens

umzirkeln das zierliche Geschöpfchen wie mit einem Banne von Unnahbarkeit. Und so durchschüttert ihn die Nachwirkung jener verhängnißvollen Stunde, daß er zu fühlen glaubt, eine unheimliche Regung läge für ewig zwischen ihm und allem, was dem Andenken jener Stunde angehört.

Ab und zu in diesen Betrachtungen läßt sich dann das lose Dirnchen wieder sehen, um ihre verliebten Launen an der Wunde auszulassen, die sie geschlagen hat. Wenn sie eine Ahnung hätte, was jenes weiße Blatt Papier auf dem Tische bedeuten soll!

Am zweiten Tage unterbrach die Stille des Einsamen ein anderer Besuch. Wir sehen einen jungen Mann in das öde Zimmer treten, der dem Bewohner des Zimmers gleich auf den ersten Anblick merkwürdig ähnlich sieht. Der Ankömmling ist fast noch Knabe, ein rührender Ausdruck von Unerfahrenheit liegt über seinen Mienen und verjüngt die jugendlichen Züge desselben noch mehr. Seine Kleidung, in welcher ein spanisches Mäntelchen eine romantische Episode spielt, ist eine naive Zusammensetzung von Studenten- und Salonmode, wie man sie etwa einem Mignon erlaubt, den man ein wenig verhätscheln will, und der den kindlich-phantastischen Schmuck getrost in die Anfänge seiner bürgerlichen Existenz hinüber nehmen darf. Wie er mit seiner auffallenden Familien-Aehnlichkeit neben dem Andern steht, der vielleicht nur wenige Jahre voraus hat, dem aber die Leidenschaften der Jugend ein eben so charakteristisches Gepräge geben, wie diesem die Unschuld der Jugend: so meint man die beiden Gestalten sind wie die Aeneide und die Idyllen ein- und desselben Dichters, oder wie die verschiedenen Stunden eines schönen Sommer-

morgens, da bald nach dem leisen duftigen Frühnebel fast schon mittägige Glut und Hitze anbricht.

Der Eintretende beginnt mit einer Stimme die bei der Sanftheit seines Wesens doch männlicher tönt als wir erwartet hätten.

„Ich habe gehört, lieber Renzo, daß Du noch in Venedig bist. Ich vermuthe, aus welchem Grunde. Ich sah es schon vor drei Tagen voraus, als ich Dir das erforderliche Reisegeld brachte, und richtete es gleich so ein, daß ich dieselbe Summe doppelt zur Verfügung hatte. Hier, lieber Bruder, bringe ich Dir noch einmal Reisegeld."

Mit diesen Worten legte er, fast verschämt, ein Päckchen Geld auf den Tisch hin.

„Hieronymus! Engelherz!" rief der Held unserer Geschichte und schloß den Bruder aufwallend in die Arme.

„Aber nicht wahr, nun reisen wir auch?" flüsterte dieser seltsam bewegt, kaum hörbar.

„Wie? wir?" fragte der Andere verwundert. „Gehst denn auch Du von Venedig?"

„Ich denke es," antwortete der jüngere Bruder.

„Was hör' ich da Plötzliches und Neues! Du willst von Venedig? Hattest Du ein Mißverständniß mit dem Herzog? Sag', was ist's? was gab's?"

„Ich bin nicht gemacht, Privatsekretär eines so launischen Herrn zu sein."

„Was Du sagst! Er ist der beste Mann in Venedig. Eine augenblickliche Empfindlichkeit — gewiß nichts weiter; die sich im Umsehen wieder gut machen läßt."

„O nein! nein! nein!"

„Das wollen wir sehen! Direkt gehe ich zum Haushofmeister . . ."

„Um Gotteswillen! keinen Schritt!“

„Schon gut. Meine Referenz mit dem Manne ist die beste, und was er beim Herzog vermag, weißt Du selbst. Es sei, was es will; ich wette, in einer Stunde ist Alles im Reinen.“

„Ich beschwöre Dich, Bruder . . wenn Du mich liebst . . es ist unmöglich . . ganz unmöglich, sage ich Dir“ — und Schrecken und Verwirrung drückten sich in dem augenblicklichen Zustande des jungen Menschen so deutlich aus, daß Renzo, wie wir den älteren Bruder jetzt nennen dürfen, aufmerksam wurde. Er sah forschend in die unverstellten Mienen des Jüngeren und sagte fast gleichzeitig: „Sei aufrichtig, Hieronymus. Ich habe Dir mit meinem Einfalle von dem Herzog nur einen Vorwand in den Mund gelegt. Du hast nichts gegen den Herzog und nichts gegen Deine gute Stelle. Kam Dir's in den Sinn, Venedig zu verlassen, so ist die Ursache davon eine andere.“

Hieronymus wendete sich ab und erröthete.

„Sprich!“ forderte der Bruder, „was hast Du auf dem Herzen? Du kommst mir ja wie verwandelt vor. Je länger ich Dich betrachte, desto mehr fühle ich etwas Neues und Fremdes in Deinem Wesen . . . was hast Du? ich bitte Dich!“

„Nichts, nichts. Es sind Deine Einbildungen. Wie hast Du geschlafen, Renzo?“

„Laß das. Wenn ich Dein Vertrauen nicht habe . . da! nimm auch Dein Geld wieder mit.“

„Aber, Bruder! wie Du mir so begegnen magst. Siehe, ich wollte Dich . . ich wollte Dich nur nicht beleidigen. Ich dachte mit Dir zu reisen . . ja . . nimm

mir's nicht übel . . der Gesellschaft wegen . . so ist es! der Versicherung wegen . . daß Du diesmal auch ganz gewiß reisest." So stotterte der junge Mensch und fast traten ihm Thränen in's Auge.

Unser Freund hatte ihn bei diesen Worten fest angeblickt. Jetzt faßte er seine beiden Wangen zwischen die flachen Hände wie in einen Rahmen und sagte fast väterlich gerührt: „Liebes Kind, das muß ja ein tiefes Geheimniß sein, das Du mit solchen Bollwerken umgeben willst! Auch jetzt hast Du mir noch nicht die Wahrheit gesagt."

Hieronymus schlug die Augen nieder, erröthete noch tiefer und wendete sich um. Gegen das Fenster hinaus antwortete er dieses:

„Du hast recht. Es wird mir schwer, mich zu verstellen. Höre also. Ich wurde vor einiger Zeit von dem Herzog zu einem seiner Hausarmen geschickt, denn Du weißt, der gnädige Herr thut viel Gutes im Verborgenen. In einer entlegenen und winkeligen Straße — Du hast ihren Namen nie gehört — gerieth ich in ein kleines verrottetes Gebäude, worin ich mich nur mit Mühe zurecht fand. Auch hatte ich die Adresse verfehlt. Aber das Häuschen verschloß eine Blume von Schönheit. Ein Mädchen empfing mich auf der Höhe der verfallenen Treppe, wie ein Engel in der Höhe des Himmels. Ich konnte nur wenig Worte mit ihr wechseln, denn sie stand mir nicht länger Rede, als ich zu meiner Auskunft bedurfte. Aber diese wenigen Worte, diese wenigen Augenblicke reichten hin, um mich auf ewig in einen neuen Menschen zu verwandeln. Ich taumelte aus dem dunklen Häuschen wie ein Trunkener. Draußen sann ich eifrig darüber

nach, wie ich es anstellen möchte, um noch einmal in das Häuschen einzudringen. Ich wollte sagen, meine Adresse müsse doch die richtige sein; der Mann, den ich suchte, wenn er nicht mehr hier wohne, müsse hier gewohnt haben; ich könne ihn auswärts nicht finden, Alles weise mich vielmehr auf die Spur hier zurück: kurz ich wollte ein so verwickeltes Gerede anfangen, daß ich das Mädchen längere Zeit damit festhalten und mir Gelegenheit machen konnte, dazwischen etwas Besseres zu reden. Mit diesem Plan kam ich Tags darauf wieder zurück. Aber welch ein Unglück! Ich fand das schöne Mädchen in der Gesellschaft einer alten abscheulichen Nachbarin, oder Ehrenhüterin, oder Gott weiß, was sie sonst war, wenn nicht eine Kröte neben der lieblichsten Blume. Ich stand getäuscht und bestürzt und stammelte das absurdeste Zeug hervor. Meine ganze Entschädigung war es, daß ich das schöne Mädchen dabei unverrückt ansah. Sie selbst aber hob kein Auge zu mir auf, oder that es doch nur ein einziges Mal; dann sah sie immer in ihr Buch hinein und lächelte. Gewiß hat es ihr besser gefallen, als ich. Die alte Spinne merkte aber die Richtung meiner Blicke und trat zwischen mich und das Mädchen, so daß ich zuletzt gar nichts mehr sah. Da übermannten mich Zorn und Verwirrung vollends, ich brach ab und ging fort. Von Neuem hielt ich nun Rath mit mir. Es blieb mir jetzt nur noch Eine Hoffnung übrig. Ich mußte mich an die Hoffnung halten, dem Mädchen auf der Straße zu begegnen. Natürlich überließ ich diese Hoffnung nicht dem Zufalle. Ich nahm von dem Herzog einen kurzen Urlaub, unter dem Vorgeben, einen Verwandten auf dem Festlande zu besuchen. Darauf legte ich mich dem Häuschen

meiner Schönen gegenüber in Miethe, entschlossen ihren Ausgang aus dem Hause zu jeder Stunde des Tages abzuwarten."

„Du gefällst mir, Bruder!" unterbrach Renzo den jungen Liebenden mit heiterem Beifall. Dieser fuhr fort.

„Aus dem Hause kommen sah ich sie bald genug, wen sie aber auf ihrer Seite hatte, das war die verwünschte Alte. Ich verfolgte das Paar zu Fuß und in der Gondel, so weit es sich thun ließ. Nirgends that sich eine Gelegenheit auf, ihr zu nahen. Ich war in bitterster Aufregung. Zuletzt beschenkte mich der Himmel mit etwas Geistesgegenwart; ich schrieb eine flehentliche Bitte auf ein Blättchen meines Notizbuches, bat sie um ein Stelldichein in der Kirche Maria gloriosa ai Frari, warf es zusammengerollt in ihr niedliches Armkörbchen und empfahl es dem Gott des Glücks."

„Ich hoffe, man hat mein schönes Brüderchen nicht vergebens warten lassen," warf Renzo dazwischen.

„Denke besser von dem Mädchen," antwortete Hieronymus ernsthaft. „Auch ich erschrack später, daß ich so viel gewagt und hatte lange abzubitten daran. Zwar fand ich das süße Kind wirklich in der Kirche, aber sie war erstaunt, daß ich mich ihr wie auf Verabredung nahte; sie wußte nichts von mir, nichts von meinem Billete, sie sagte, es sei zufällig die Kirche, die sie zu besuchen pflege, und schwur, sie werde von nun an eine andere wählen."

Der ältere Bruder lächelte. „Sie ist aber doch wieder gekommen," sagte er gemüthlich.

„Ach, um auf ewig von mir Abschied zu nehmen," antwortete der Jüngere mit einer von Wehmuth zitternden

Stimme. Eben heute war es, heute zum zweiten und zum letzten Male! Ich komme so eben aus der Kirche. Sie hat mir zum Anfange schon das Ende angekündet. Ihr Vater, ein alter verwünschter Grillenfänger, wie es scheint, hat sie, ohne ihr ein Wörtchen zu sagen, verlobt. Er faselt ihr seit zwei Tagen allerlei mystischen Unsinn vor, daß er ihr, aus der Hand der Vorsehung, wie er sich ausdrückt, einen Gatten zuführen werde. Und dieses süßeste Mädchen unter der Sonne ist leider so erzogen, daß ihr der väterliche Aberwitz wie eine heilige Autorität dünkt. Den Gedanken einer Entführung verwarf sie mit einem Abscheu, der für ewig über mein Unglück entscheidet. Sie erwartet diesen „himmlischen Bräutigam" wirklich mit Ehrfurcht. In jeder Stunde soll die gnädige Zusage dieses Ueberirdischen eintreffen. Frage mich nichts weiter um diesen verrückten Handel; die Tochter selbst weiß nichts Genaueres davon; aber sie unterwirft sich blind, und so — ist in Venedig keine Lebensluft mehr für mich."

Bei dieser Wendung des Abenteuers hatte unser Held hoch aufgehorcht. Auf einmal schwang er die Arme um seinen Bruder, hob ihn in die Luft wie ein Federchen und jubelte überlaut: „Junge, was für ein Sonntagskind bist Du! bist von den Auserwählten, denen die erste Liebe glückt! Glückauf! Glückauf!"

„Laß mich los, Toller! was soll das?" schrie der Knabe, erdrückt von dem Jubel des Jubelnden.

Renzo warf sich an den Tisch und rief mit einem Blick voll heiterer Begeisterung: „So ist es endlich entschieden, was ich auf dieses Blatt schreiben soll! Gott, ich danke dir ewig!"

„Was ist entschieden? Was dankst Du da, was schreibst Du da?"

„Ein Handbillet von drei Zeilen schreibe ich und Lucia ist Dein!"

„Lucia! Engel und Heilige! Du weißt?"

„Ah, Hieronymus, umarmen wir uns! Das ist ein Freudentag! das ist eine Genugthuung nach drei Jahren voll Scham und Vorwurf! Endlich! endlich! Dieser Ausgang meiner Verirrung rechtfertigt meine Verirrung selbst! Im Ridotto bin ich zu einer Macht geworden, die einen braven Knaben beglücken kann, der zehnmal mehr taugt, als ich selbst! Gott sei Dank!"

Hierauf ergriff er die Feder, warf sie aber sogleich wieder hin, und sagte, indem er den Verband von seinem Gesichte riß: „Sieh zu, Lieber; kann man zur Noth ausgehen damit? Ich denke, ja. Dann voran! Wir wollen persönlich hin zu Lucia und ihrem Vater und unterwegs sollst du Alles hören."

Die Brüder gingen. Mit diesem Ausgang aus dem Hause geht auch unsere Geschichte zu Ende. Hieronymus und Lucia verlobten sich bald darauf und machten sich einander dauerhaft glücklich. Hieronymus verstand es trotz seiner großen Jugend ein Haus mit Sinn und Sitte zu führen, was wir ihm nach seiner löblichen Stellung zu dem älteren Bruder, die wir im Vorbeigehen kennen gelernt, vielleicht gern zutrauen. Er verwaltete später ein gelehrtes Amt auf dem Festlande, genoß der hohen Achtung seiner Mitbürger, über Alles glücklich fühlte sich aber der alte Bettler, sein Schwiegervater, der in dem Hause eines solchen Tochtermannes und unter gänzlich

veränderten Verhältnissen eines fremden Ortes seine Tage in Ehren und Freuden beschloß.

Nicht so glücklich können wir unsern Helden selbst versorgen, den ältesten Bruder Renzo oder Lorenzo, wie man in der Schriftsprache sagen müßte. Sein Naturgesetz war es nun einmal, wie ein Komet die Welt zu durchschweifen, nirgends zu bleiben und zu wurzeln, das Leben in zahllosen Verwandlungen durchzumachen. Sollen wir unsere Leser aber mit einem Lichtblick aus diesem Leben verabschieden, so sei zu wissen, daß er vierzehn Jahre später unter sehr angenehmen Verhältnissen als kaiserlicher Hofoperndichter in Wien lebte und das Textbuch unseres unvergänglichen „Don Juan" schrieb. Denn der Jüngling hieß Lorenzo da Ponte. In deutscher Uebertragung kennen wir nur ein Zerrbild des Don Juan-Buches; wenn wir es aber gegen die saftlosen Operndichtungen unserer Spätzeit halten, so ahnen wir vielleicht, was Kraft und Feuer in dem Buche ist. Ja, wir ahnen vielleicht, daß so und nicht anders, als wir sie in Venedig leben gesehen, die Natur organisirt sein mußte, wenn sie so und nicht anders in Wien das Don Juan-Buch schreiben sollte. Das ist nun einmal eine Identität des Lebens und Dichtens, wovon der fleißige Scribe in Paris, oder die dichtenden Hof-Pensionäre in Deutschland keine halbwegs deutliche Ahnung mehr haben.

Mit dieser Pointe, da wir in da Ponte's Leben nicht leicht eine glänzendere finden, mag sich der nachsichtige Leser denn auch genügen lassen. Ja, wir gestehen aufrichtig, daß wir nur ungern selbst diese gaben, daß wir uns überhaupt Zwang anthun mußten, den historischen Namen unseres Helden zu nennen. Denn wie wenig von

Ton und Stimmung des vorigen Jahrhunderts in dieser Erzählung zu finden, darüber haben wir ein ganz deutliches Bewußtsein. Aber wir denken so: wenn heutige Tage so angethan sind, daß wir uns allenthalben mit den Bijour und den Reifröcken der Maintenon behängen, oder unsere Meriten darin finden, culturhistorische Novellen-Püppchen mit der modernsten Glacé-Hand in's altväterlichste Zeug zu kleiden: so mag es einem Querkopf, der wir sind, wohl auch erlaubt sein, umgekehrt zu verfahren, d. h. in der Sprache, die uns heute natürlich ist, von einem Menschen des vorigen Jahrhunderts zu reden. Denn wir glauben, daß die Seelenkämpfe unserer sinnlichen und sittlichen Natur, die Conflikte unseres höheren und niederen Begehrens, das Schwanken zwischen Pflicht und Genuß das eigentlich Wesentliche am Menschen ist, Staub und Puder dagegen ein Nebending, womit es jeder Dichter halten kann nach Belieben. Gehen nun die Einen zu verschwenderisch damit um, so läßt der Andere von solcher Würze wieder allzu wenig schmecken, und es plagt ihn gar sehr, seine Menschen nackt, ohne alles historische Costüm in die Welt zu schicken. Das ist unser Fall. So erzeugt jedes Unmaß in einem andern Unmaß sich seinen Widerspruch. Läßt sich das ändern?

Flucht und Fund.

Die Abenddämmerung überzog Himmel und Erde. Am wolkenlosen Firmamente traten, wie bleiche Perlen, die ersten Sterne hervor; auf der Erde antworten die rothen Scheine der häuslichen Lichter. Aber Haus und Hauslichter liegen in unserm Sehkreis jetzt nicht. Fern von den Menschen stehen wir in einer einsamen Hügelgegend; ein rauhes Thal durchfurcht sie in schroffen zackigen Krümmen. Das Thal ist fast nur das Rinnsal eines Wildbaches, der bald tief in die Bergflanken sich einnagt, bald hie und da vor ihnen zurücktritt, und den Wiesen, die fast überall steil an die Höhen gelehnt sind, ein kärglich Stück Ebene gönnt. Neben dem Bache her, ihn oft überbrückend, läuft eine holprige Thalstraße, die seiner natürlichen Weisung folgt, und den kleinen Gebirgsverkehr an das wimmelnde Flachland knüpft.

Auf dieser Thalstraße ist es, wo wir die Schritte eines verspäteten Wanderers hallen hören. Die Stille des Abends, die reine Luft, die enge Wandung der Berge trägt den Schall echohaft über einen weiten Raum. Aber seltsam; der Schall klingt nicht so, daß er aus der Thaltiefe gegen ihre Mündung hin sich entfernte; er kommt umgekehrt von draußen herein, von der Seite des offenen Landes thalauf in den Bergbezirk. Und doch ist's kein Landmann,

der hier innen und oben vielleicht sein waldverstecktes Heimwesen hätte; es ist ein luftiger, leichtfüßiger Auftritt und von jenem hastigen Rhythmus, der nur eine Gangart des lebhafteren Städters sein kann. Aber in diesem Augenblicke tritt das schreitende Wesen zugleich in unsern Gesichtskreis. Siehe, wir haben uns nicht getäuscht. Denn obgleich wenig genug mehr zu sehen ist, so unterscheiden wir an dem Ganzen seiner Person doch eine feinere Form und elegantere Haltung als uns die Umrisse eines Waldbewohners darstellen würden. Auch dürfen wir, was tornisterartig an seinem Rücken klappert, vielleicht für einen Malerkasten halten, und das Weiße, Bauschige in seiner Hand, als Stab viel zu formlos, könnte der Sonnenschirm sein, der beim Malen nach der Natur den Landschafter und sein Blatt zu überdachen hat. In diesem Falle wäre es so abenteuerlich nicht; so spät am Abend ein Gang hinein, wo Jeder sonst eilen würde, herauszukommen. Denn findet er zwischen diesen Bergen kein Wohnwesen mehr, so wird er nöthigenfalls im Freien übernachten. Den begeisterten Künstler kann die Nähe der Natur in keiner Gestalt zurückschrecken, ja vielleicht hat er auf eine Nachtstudie es abgesehen. Glückauf zu deinen Gängen, hingebender Fleiß, stillsammelnde Phantasie! Aber, wir rathen ja nur; beobachten wir das Treiben unsers Wanderers genauer!

Er hat eine Stelle erreicht, wo der Bach, nach einer langen Bogenwendung gegen den diesseitigen Hügelstrich in die Mitte der Thalbreite wieder zurückkehrt und gradlinig neben der Straße herläuft. Plätschernd tönt der Fall seiner Wellen an den Wanderer herauf und der frische Geruch des Wassers streicht kühl neben ihm her.

Verführerischer Anhauch am Abend eines heißen Sommertags! Wenn jedes Element zur Pein und Plage des Menschen da war: das Feuer der Sonne, die abgespannte Luft, die hartschollige Erde, — dann bist du, labendes Wasser, der Trost des Müden allein, und aller denkbare Genuß, alle Vorstellungen und Bilder der Lust liegen an feuchten Moosufern, in den triefenden Urnen der Najaden!

Solches Sinnes muß unser Nachtgänger sein, denn nicht lange verfolgt er den Bach, so fällt seine Gangart ab, sein straffer Marsch wird ein bequemer Spazierschritt. Er visirt, wie die Haltung seines Körpers zeigt, fortwährend die Bachrinne. Endlich hält er an, lauscht durch das Ufergestrüpp vor, blickt scheu um sich, geht weiter, kommt wieder zurück und entfernt sich noch einmal. Dieses Spiel sehen wir einige Schritte aufwärts sich wiederholen. Allmählig zerflattert der ganze Gang in ein Suchen, Wählen, Prüfen längs des Bachrandes. Dies unstäte Treiben hat etwas von den Bewegungen der Libelle: jetzt schwärmt sie hinauf, jetzt hinab, jetzt in ruhender Schwebe verharrt sie auf Einem Punkte, bis sie auf einer Weiden- oder Binsenblüthe sich wiegend ihr kurzes Genügen findet.

Freilich verräth die Natur in den größten wie in den kleinsten Zügen gerne, wie sehr sie sich Selbstzweck ist. Der unbedeutendste Rieselquell kann sich der menschlichen Hand, und gält' es ihr nur einen Trunk Wassers, oft auf weite Strecken entziehen. Er hat sich sein Bett in Berg und Gestein auf eigene Gefahr eingegraben, hat sich mit Schründen, Stürzen, Trümmern und Steilen freiheitstrotzig umwallt, hat sich mit Dorn und Gesträuch dichtschließend vermummt und nun mag der Herr der Schöpfung sich immer bemühen, seine Zwecke dort anzubringen.

Hier aber, wie wir sehen, handtirt nicht eben das entschlossenste Herrschergenie. Die bangen, unsichern Bewegungen unsers nächtlichen Einsamen athmen einen Geist, der mit den Schauern der Nacht und der Fremde herzlich unbekannt ist. Wie ängstlich durchtastet sein Schritt die Bachscenerie, wie schüchtern ist jeder Griff in das Weidericht; — unnahbare Gardinen werden nicht scheuer berührt! Das ganze Wesen ist wie gewebt aus Furcht! Das Wesen eines Neulings auf seinem Erstlingsausfluge, dürfen wir sagen, — ein jugendliches Wesen gewiß. Auch Wuchs und Gebärde, wie wir nun länger sie beobachtet, möchten damit übereinstimmen.

Aber siehe da, da ladet's, da winkt's! an der Böschung des Baches ist eine Stelle gefunden, von Wurzelgeschling und bemoosten Steinen wie eine Treppe gestuft. Da geht's hinab. Und drunten zischt's wie ein kleiner Wasserfall, — der wird sich ein Becken ausgetieft haben: an solchen Sprudeln bildet ein armes Wässerchen noch, ein hochsommerdünnes, willkommene Badestellen. Der flüchtigste Beobachter der Natur weiß das, auch unser kleiner Abenteurer scheint es zu wissen. Vorgebückt, die eine Hand mit dem Schirmstock tastend, die andere an den Weiden sich haltend, schlüpft er in das Versteck. Elastisch zurückschnellend schließt der Busch hinter ihm, kühl haucht die Wasserluft, und die frische Erde, vom Bache überall angebrochen, dampft mit kräftigem Brodem. Jetzt sehen wir ihn nicht mehr. Aber was ist das? Auf einmal erschallt eine Stimme: „Immer herab, Kamerad, du findest Gesellschaft!" — Aufschreit der Fremdling, er stürzt fort, pfeilschnell der Straße zu, die Nacht wirft schützend ihren

Mantel ihm nach, — er ist verschwunden. Das Ganze war der Blitz eines Augenblicks.

Vom Bache herauf aber tauchen jetzt zwei Gestalten auf. Reglos steh'n sie da auf der Uferhöhe, dem Schrei, der Flucht nachstaunend wie im versteinerten Traume. Wir könnten sie für Statuen in einem Parke halten, wären wir dieser Scene nicht Zeuge gewesen. Weiß wie Marmor schimmert der Leib des Einen; — ein schlanker, hochwüchsiger Stamm: der Andere, derb und gedrungen, hebt sich weniger vom Nachtdunkel ab, brünett wie ein Brucebild. „Auf in die Kleider!" ruft plötzlich einer der Badenden, „nur in unsrer Mühle kann sie Herberge nehmen!" „Sie?!" fragt der Andere mit Staunen, und ist im Begriffe noch weiter zu fragen. Aber der Marmorne hält ihm nicht Stand, er treibt und drängt, er hastet wie wie athemlos. Wie auf ein Allarmzeichen vor dem Feinde sind sie rasch in den Kleidern, auf der Straße, und ob der Eine fortwährend fragt und staunt: der Andere hört und sieht nicht, oder weist heftig ab und schwört hohen Tons: bald werde er Alles erklären, jetzt nur nach Hause! nur in die Mühle!

So erreichen sie die Mühle. Eine dunkle alterthümliche Baumasse von Bruchsteinen und Fachwerk, breit und niedrig, mit einem ungeheuren Giebeldach. Sie liegt in einem Winkel zweier steilgeneigter Waldhügel seitwärts der Thalstraße. Von dieser zweigt in Form einer Gabel die Zufahrt zur Mühle ab; eine Abdeichung des Baches speist sie mit Wasser. Eine Gruppe steiniger Wallnußbäume umgibt die Stirnseite der Mühle und verbirgt das niedrige Haus. Wir würden es kaum bemerkt haben, wenn aus einem Oberstübchen, einer Dachluke sollten wir sagen,

nicht ein Lichtschein in's Thal fiele, zum Wahrzeichen eines menschlichen Wohnortes.

Unter den Wallnußbäumen vor der Mühle promenirt eine mißvergnügte Magd, welche die beiden Mühlknappen ungeduldig erwartet. Jetzt, da sie deren Schritte vernimmt, eilt sie ihnen kriegsgewitterisch entgegen und schilt ihre Verspätung zum Abendessen. Sie sei es, die von Meister und Meisterin alle Auslassungen darüber zu ertragen habe; den Herren Knappen gehe es eben hin. Bei jeder Gelegenheit habe sie für diese zu stehen und sie möge bitten und schelten so viel sie wolle u. s. w. — Aber ganz vergebens bemüht sie sich heute. Es bleibt ihr keine Zeit zu dem koketten Manövre, durch Schmollen die Zärtlichkeiten der Versöhnung zu erzwingen. Titus — so nennt sich der Marmorne — bestürmt sie sofort mit Fragen über den Wanderer. Neckend und sich zierend äfft den Knappen die Magd, bejaht aber doch zuletzt, daß sie den Maler beherberge. Er sei allerdings in der Mühle eingekehrt. Lebhaft getroffen fragt und forscht Titus noch weiter, dringt vor Allem darauf, ihn noch heute zu sehen, aber das Mädchen erklärt mit Bestimmtheit, daß dieß unmöglich sei. Ihr Gast sei in großer Müdigkeit angekommen, habe nicht einmal zu essen gefordert, sondern sofort zur Ruhe begehrt. „Macht euch der junge Herr so warm?" wirft sie verfänglich hin und bricht die Unterhaltung ab, wie sichtlich sie auch ihr Genügen daran findet.

An des Müllers Familientisch, der von einem Kienspan nur dämmernd erleuchtet war, fiel es glücklicherweise nicht auf, in welcher Gemüthsbewegung der Eine der Knappen sich einfand. Und da nach praktischer Bauernsitte bei Tisch nicht sowohl geredet als gegessen wird, das

einfache Abendmahl, eine Milchsuppe mit Brocken, eben auch nicht zu langwierigem Verweilen nöthigte, so war dieser Hinhalt in einer wichtigeren Handlung bald zu Ende.

Aufathmend tritt Titus hinaus. Sein Kamerad, der ihn nichts weniger als den Weg nach ihrer gemeinsamen Schlafkammer nehmen sieht, hält nach einigen Schritten an und sagt: „Höre, Titus, was für ein Wesen ist das heute? Hast du Verrath zu fürchten?“ — „Verrath?“ — „Wegen der Stiefmutter, mein' ich? Gilt's eine Faust oder sonst ein brav Absehen auf das Spiönchen droben? Da bin ich!“ — „Treues Herz!“ ruft sein Mitgesell, und legt ihm die Hand auf die Schulter. Er sieht ihm eine Minute lang in's Auge, scheint nachzudenken, dann spricht er entschlossen: „Nein, Günther, ich will dir Wort halten; du sollst Alles hören. Ich bin heute der glücklichste Mensch auf Erden, ich bin morgen nicht mehr in der Mühle; so sei in den letzten zwei Stunden, die wir beisammen sind, Wahrheit zwischen uns. Höre wer ich bin und was für ein Schicksal mich zu euch geführt hat.“

Die beiden Knappen schlugen den Bergweg hinter der Mühle ein. Jeder ging schweigend an der Seite des Andern. Günther, wie wir den zweiten nennen hören, ist niedergeschlagen, daß er den Freund von einem Abschied reden hört, und beschäftigt sich innerlich, den Schlag zu verwinden. Aber überrascht ist er eigentlich nicht. Wohl wird es ihm neu sein, was der Andere zu enthüllen hat, aber daß er überhaupt etwas zu enthüllen hat, das, sieht man, ist ihm nicht neu. Sein Mitknappe scheint's hat ihm von jeher zu denken gegeben.

Auf einem Waldschlag in der höheren Mitte des Berges hält das Paar an. Steil unter sich erblicken sie ihre

Mühle, in welcher das letzte Licht jetzt erloschen ist. Dem Bach entlang blickt aus dem Dunkel das Schwärmen der Leuchtkäfer zu ihnen herauf, der Duft von reifenden Erdbeeren würzt die Luft um sie her. Am Himmel aber ist das Zwielicht der Dämmerung nunmehr gänzlich erloschen und die Sterne flammen und brennen mit ihrem kräftigsten Lichte.

„Es ist ein rauher, melancholischer Winkel, diese Erdfalte hier," hub Titus, vor sich hinschauend, an, „und doch ist mir jetzt, wo ich den Ort verlasse, als wäre jeder Zug darin heilig. Was für ein Wunder ist das Leben! Weizenkörner haben Jahrtausende lang in Grüften gelegen und doch ihre Keimkraft bewahrt; mir war dieses Thal so gut wie ein Sarg — und heute leb' ich! hoff' ich! freue mich! dringe mit allen Pulsen der Welt und dem Leben wieder zu! Wer mir vor einer Stunde noch gesagt hätte ..." ein leiser Schauer durchzuckte ihn, dann seufzte er still vor sich hin: „oh wie lang wird diese Nacht sein!"

Und nach einer Weile fuhr er gefaßter fort: „Wohlan, auch sie wird zu Ende gehen, und Du hilfst mir dazu. Also plaudern wir, Günther. Ich will Dir von jenem Fremdling erzählen; ich will Dir von mir selbst erzählen. Was mich betrifft, ich heiße Titus, wie Du weißt; mein ganzer Name ist Baron Titus von Hornberg." — Bei diesen Worten sprang Günther der Mühlknappe auf und griff verdutzt an sein Wollkäppchen. „Schäme Dich!" sagte der Andere gelassen und zog ihn mit einem kräftigen Ruck zu sich nieder. Als wäre von nichts Ungewöhnlichem die Rede, erzählte der Bursch im Zwilchwamms weiter: „Meine Mutter war das schönste Hoffräulein am Hofe eines Fürsten, welcher leider ihre Schönheit mehr

als ihre Tugend zu schätzen wußte. Das Gewebe der Nachstellungen, womit die fürstliche Lust sie umgarnte, zerhieb mein Vater mit einem echten Husarenstreich: er entführte das verwaiste Fräulein, dessen Herz er im Stillen besaß, und heirathete sie. Die Hofpartei schwur glühende Rache. Zwar Niemand wagte dem tapfern Husaren-Oberst, dem reinsten und ritterlichsten Edelmann im Lande, geradeswegs an den Leib; aber Ränke aller Art, ihn zu verderben, ruhten keinen Augenblick mehr. Und leider gaben zu solchen Umtrieben die Dinge der Zeit sich gutwillig her. Es war eine Zeit der Lügner und der Verläumder, eine Schnittzeit der Schurken, eine Fluchzeit der Ehrenmänner. Die deutschen Fürsten waren damals die höchsten und heiligsten Verpflichtungen gegen ihre Völker eingegangen, und für Hochverrath galt es, sie an diese Verpflichtungen zu mahnen. Wer den Wortbruch lobte, hieß ein guter Bürger, wer auf's Werthalten drang, ein Staatsverräther. Eines Abends wurde mein Vater unter starker Eskorte von seinem Schloß auf eine Festung abgeholt, und obwohl die Gewaltthat ein Aufsehen machte, daß man sie schnell genug aufgab, die Anklage vielmehr auf ihre Urheber zurückzufallen drohte; so hatte der Eine Moment des Schreckens doch genügt, meine arme Mutter zu tödten, nachdem sie mir kurz zuvor das Leben geschenkt. Mein schwergereizter Vater sah sich in der Folge veranlaßt eine Reihe von Duellen anzubieten, deren eines ihm unheilbare Wunden und bald darauf den Tod brachte. So fing mein Leben an. Man sagt ich habe von meiner Mutter das Wesen einer zärtlich-melancholischen Gemüthsart, von meinem Vater den ungestümen, jach durchgreifenden Sinn zum Erbe bekommen. Ach, ich weiß nur so viel,

daß sich ihr düsterer Unstern auf mich vererbt hat. Auf der Universität hieß ich der rasende Ajax. Ich ritt Pferde zu Tod, tauchte unter Schiffszügen weg, schwamm durch die reißendsten Stromschnellen, stöberte Tagelang in Bergen und Wäldern, übernachtete auf Baumwipfeln; oft hieß es, ich habe den Hals gebrochen und meine Landsmannschaft machte Streifzüge mich zu suchen: dann aber lag ich in irgend einer Waldmühle, hantirte mit den Knechten, ließ mir von Mägden und alten Weibern Volksmärchen erzählen. So trieb mich eine düstere Ungeduld von Einem zum Andern, besinne ich mich aber noch jener dumpfen Tage, so hatte weder Bewegung noch Ruhe den rechten Genuß für mich, und was ich immer ergriff, es war immer das Falsche."

„In der Nähe der Universität lag eine alte churfürstliche Residenz, die ein gutes Theater hatte. Da geschah es eines Tags, daß auf diesem Theater ein Mädchen von guter bürgerlicher Familie ihren ersten Kunstversuch machte. Die Studentenschaft war zahlreich versammelt am Abend dieses Ereignisses, alle Gemüther in Spannung, das ganze Haus athmete die Stimmung der Jugend. So trat das Mädchen vor unsere Blicke. Das junge Geschöpf funkelte von den Reizen ihres Geschlechtes. Alles was ein Weib schön macht, lag über sie ausgestreut, frisch wie Morgenthau. Welche Wirkung dazu der Phantasie-Anzug des Theaters und all jene reizenden Mittel des Scheins thaten, war nur zu empfinden, fiel aber Niemanden ein, denn das Kostbarste däuchte für sie das Natürlichste. Als sie zu spielen anfing, ihre Stimme mit Kraft und Zartheit den ersten Anschlag that, ihr wohlgeformter Körper im Wechsel schöner Gebärden sich darstellte: — wie das

sich mittheilte! wie das jeden Einzelnen anging! Wir bebten mit den Regungen ihrer Furcht, wir triumphirten mit den Zeichen ihres Muthes, wenn sie befangen schien, war es die Rührung für ihr Geschlecht, und wenn sie Ruhe und Haltung gewann, die Achtung für ihren Charakter, was im schönsten Wechsel der Sympathie sein Spiel mit uns trieb. Als die Vorstellung zu Ende war, erschütterte Tumult und Jubel das Haus, die studentische Jugend schlug ihre kräftigsten Töne an, es regnete Blumen und Kränze auf das bestürzte hochverglühende Mädchen; — ich aber stahl mich in wüthender Eifersucht weg, ich fühlte sofort, daß ich allein der Monarch sein müsse, welcher das letzte entscheidende Wort hier zu sprechen hat."

„Ich trat als eifriger Bewerber um die kleine Jenny auf. Ich stürzte mich in diese Leidenschaft mit dem ganzen Ungestüm meiner maßlosen Angewöhnungen. Aber wie glücklich war ich, daß der Sturm meiner Kräfte jetzt um seinen höchsten Lebenswerth spielte, der sich bisher zielloss durch die todte Natur getrieben! Wie glücklich war ich, zum erstenmal mich als Mensch zu fühlen, zu fühlen wie der rohe Muth, die sinnliche Kraft, die polternde Begeisterung für verworrene Traumbilder und all das Götzenwesen einer unreifen Jugend meiner Seele zu klein ward, wie aus dem Knaben sich blitzschnell der Mann entwickelte und eine Saat der edelsten Keime in mir aufging, wovon mir sonst nur die Ahnung gefehlt, oder höchstens Schmerzen bereitet hatte! Damals lebte ich Tage, die des Lebens werth waren!"

„Ob ich erhört oder nicht erhört liebte, wäre daher eine Frage, die nicht an rechter Stelle stünde, wo es schon Gewinn ist, nur zu einem höheren Gefühl seiner selbst zu

gelangen. Auch möcht' ich sie nicht so obenhin beantworten. Jenny war ein junges unerfahrenes Mädchen, die ihren ersten Schritt in die Welt that. Ihr Herz lachte dieser Welt zu, ihr glänzendes Auge, ihre glühende Wange sprach: es gefällt mir hier! Noch sprach es nicht: du gefällst mir oder du. Sie fühlte eine rasche Freude am Dasein, sie fühlte ihre Bestimmung zum Glück; aber noch strömte ihr dieses Glück von allen Seiten zu, hatte alle bunten und freundlichen Gestalten, die eine warme Phantasie geschäftig erzeugt. Sie trieb mit Herzen kein berechnetes Spiel, aber ihr natürliches Mädchenrecht war es, an dem Flammenspiel dieser Herzen wie an farbigen Lämpchen sich zu ergötzen, Gunst und Gnade mit dem Zauberstab einer launigen Fee auszutheilen, — und vorläufig frei zu bleiben. So seh' ich es heute an, der ich in wenig Zeit viel gereift bin; damals dachte ich nicht so billig. Jenny hat mich mit Nachsicht, ja mit Huld behandelt, aber es kränkte mich tödtlich zu denken, daß Andere sich dasselbe einbilden sollten. Unzählige Mal fiel ich in meinen Studententon zurück, wüthete, tobte, tyrannisirte, begehrte das Ungerechteste, als wär' es das Natürlichste, und zerfleischte mich mit den grausamsten Geißeln der Eifersucht. Das trieb ich eine Zeitlang mir selbst und Andern zur Pein, ja zum gewissen Verderben. Endlich fiel mir das Mittel ein, den Faden kurz zu durchhauen. Ich wollte von meinem Vormund die Einwilligung zur Heirath holen, dann vor das Mädchen hintreten und kurz und gut ihre Hand verlangen. Wie lachte ich, daß mir das nicht schon längst eingefallen!"

„Der Vormund machte mir allerlei Einwendungen. Zu meinem bittersten Verdruß wurde das, was ich für

eine bloße Formfrage gehalten, allmälig der Gegenstand sehr ernster und schwieriger Erörterungen. Fliegend gingen die Briefe hin und her, immer schärfer und spitzer wurden unsere Federn; zuletzt warf ich mich auf's Pferd und eilte selbst nach Hause, um Stirn gegen Stirn die Sache abzuthun."

„Es kam zu heftigen Scenen. Mit Aergerniß sah ich, daß die Zustände meines Vermögens bald den Vorwand der verwickeltsten Bedenken hergeben mußten; ich hatte es aber nie anders gewußt, als daß mein Vater ein reicher Mann war. Ich ließ mich zu Aeußerungen hinreißen, welche meiner schnellen Fassungskraft leider mehr als meiner Klugheit Ehre machten. Wir rieben ein paar häßliche Wochen lang hin und her an dieser Sache. Mein Vormund stellte sich zuletzt beleidigt, und sagte, er wolle, obgleich die Zeit seiner Rechenschaftsablegung noch nicht da, mir den vollen Einblick in den Zustand der Erbschaftsmasse gestatten. Ich möge selbst sehen, welche Capitalien durch die letzte Handelskrisis verloren, welche schwankend und ohne Gefahr eines Bankerotts nicht zu künden, aus welchen Gründen der Ertrag des Gutes zurückgegangen u. s. w."

„Wir fuhren zu unserm Advokaten. Sonst in der benachbarten Residenz ansäßig, hieß es, er habe sich aus Gesundheitsrücksichten auf sein entlegenes Landgütchen zurückgezogen. Die Villa war in einem Tage zu erreichen. Unterwegs aber brach eine Are, das heißt wurde gebrochen; die Fahrt verlängerte sich dadurch in die Nacht hinein. War mir die Gegend schon an und für sich fremd, so machte mir dieser Umstand auch die geringste Ortskenntniß unmöglich. Am Morgen endlich sahen wir ein Gebäude,

das allerdings eine Villa sein konnte, — aber es war ein Irrenhaus! Mit dem Tritt über seine Schwelle war mein Vormund verschwunden, und meine Person in Hände gegeben, welche mir erklärten, ich sei geisteskrank und ich müsse mich heilen lassen."

„Todt konnte ich in jenem Augenblicke eher sein, als geisteskrank. Ich brauchte lange, bis ich begriff, man könne an einem Menschen ein solches Verbrechen begehen. Wie ich um den zerrissenen Faden meiner Freiheit mich wehrte, davon hätten Löwen und Tiger lernen können! Umsonst. Je stärker ich meine Stimme erhob, desto stärker war das Zeugniß wider mich. Die allzugemeine Erfahrung, daß die gefährlichsten Tollen am hartnäckigsten ihren Zustand läugnen, ließ mich vor keinem Ohre Erbarmen finden, vor den unschuldigen so wenig als vor den mitverschwornen. Es blieb Thatsache, schreckliche Thatsache: um ein Brautgemach war ich ausgegangen und ein Tollhaus umfing mich!"

„Ein Jahr lang habe ich gelitten. Denn nicht früher erlernt' ich die scheußliche Kunst der Verstellung, die selbst meine bestbezahlten Wächter zuletzt sicherer machte und in ihr satanisches Absperrungssystem jene Lücken und Spalten zuließ, in die ich meine Fluchtgedanken einbohren konnte. Die Flucht gelang. Ich erfüllte die Welt mit meinem Rachegeschrei. Ich stürmte durch die Hauptstadt wie ein reißendes Thier, das sein Leben für seinen Hunger einsetzt. Wehe mir, daß ich glaubte, die Gerechtigkeit bedürfe weiter nichts um zu gelten, als daß sie sich geltend mache! Ich vertraute der Wahrheit und Unschuld meiner Sache, ich vertraute dem natürlichen Abscheu der Menschen vor dem Verbrechen: die Gegenpartei aber vertraute auf Bestechung, Verbindungen, Lüge, sie vertraute auf den Mißklang, den

in gewissen Kreisen noch immer der Name meines edlen Vaters hatte und „der Sohn des tollen Husaren" wurde eine Redensart, welche sich selbst in ärztliche Gutachten einschmuggelte. Entsetzlich ist es zu sagen, daß ein Verbrechen, wie ich es zu entlarven hatte, diese Entlarvung siegreich bestand. Mein Vormund gewann mir überall Wind und Sonne ab, mir blieb die Meinung widrig, oder achselzuckend getheilt. Selbst diejenigen Zeugen, die ich aus meiner jahrelangen Umgebung von der Universität herbeirief, schwankten wie auf Wagbalken zwischen Schein und Wahrheit. Mein wildes Jugendtreiben und meine Aufgeregtheit im jetzigen Augenblicke machten ihnen mein Gehirn wirklich verdächtig; dazu kommt, daß ein Mensch im Gerichtssaal Dinge aussagt, an welche er vor der Gerichtsthür oft nicht entfernt gedacht hat; vor Angst und Gewissenszartheit mißtraut er sich selbst, wird das Echo derer, die ihn ausfragen und bezeugt Alles, was man will. Meine Zeugen halfen mir nichts, ich mußte noch fürchten, daß sie meine Gegenpartei verstärkten."

„Das Alles warf mich in einen entsetzlichen Zustand. Ich war ganz außer mir. Die Welt drehte sich in Schwindeln vor mir, wo ich hingriff, dort wich es, wo ich fußte, dort wankte es. Die tägliche Hetze und Stuljagd auf die angebornen Begriffe von Recht, Wahrheit, Ehre und Pflicht, die ganze Umwälzung meiner Meinung vom Menschen und seiner Moral, gaben mir in jenen Tagen den Anschein eines Wesens, das in geistige Verwirrung gesunken ist, oder zu sinken droht. Ja, dahin kam es! Man hatte mich so weit zu Tode verhört und protokollirt, daß mein Vormund es endlich wagen durfte, offen, vor den Augen der Welt seine Beute von Neuem

zu ergreifen und zum Triumph aller höllischen Geister sie in jenen Abgrund zurückzuschleudern, aus welchem sie in den Schooß der menschlichen Vernunft und Gerechtigkeit, ach! vergebens geflüchtet war. Zum zweitenmal ward ich in's Tollhaus geschleppt!"

„Der Plan meines Vormunds blieb sich gleich und wiederholte sich stets auf dem nämlichen Grundgedanken: ich sollte durch Unglück, eigenes Temperament und durch den Aufenthalt unter Geisteswirren über kurz oder lang selbst irr werden und für immer unter Curatel bleiben. Dadurch hoffte er sowohl die begangenen Verbrechen an meinem Vermögen zu bedecken, als auch die Möglichkeit sich zu sichern, mit seinen Helfershelfern die Beute weiter zu theilen. Wenn ich heute in seine Hände fiele, er würde mich morgen zum drittenmal einsperren lassen. Du schüttelst ungläubig den Kopf, lieber Günther, wie Einer, der Dinge hört, welche er nicht für möglich hält? Aber sie sind möglich diese Verbrechen, sie sind es in einer Welt, die du zu deinem Glücke nicht kennst. Die Familienpolitik der höheren Stände bedient sich ihrer nicht selten, wo die gewaltsame Veränderung eines Besitzstandes, d. h. der Zweck eines Raubmordes ohne den Mord erreicht werden soll. Raub der Mündigkeitsrechte wegen angeblicher Geistesstörung ist in solchen Fällen das unblutige Mittel der Cabale. Manch reicher Erbe verschwindet so aus der Welt, und ach! selbst wer sich rettet wie ich, ist vielleicht doch verloren. Ein düsteres unbezwingliches Gefühl setzt sich fest in ihm, als gäb' es für ihn ein eigenes Schicksal, das ihn von anderer Menschen Weise ausschließt; — da kauert er muthlos in Schlupfwinkeln hin, wagt das Haupt nicht aufzuheben und glaubt die Luft von

feurigen Drachen voll, wenn Glühwürmchen spielen, wie auf diesem Wiesengrund hier."

„Das, bester Günther, war in jener zweiten Gefangenschaft mein Gemüthszustand. Mein Muth war gebrochen, ich war stumpf, unempfindlich. Auch der Gedanke an Jenny konnte mein Lebensfeuer nicht mehr anfachen. Sie war die Gattin eines Andern geworden. Still! keinen Laut des Vorwurfs, Günther, ich lasse mir dieses Andenken nicht entheiligen! Kein Schatten einer Schuld haftet an ihr. Ich habe Muße genug gehabt, das Ereigniß nach allen Seiten hin abzuwägen. Thu' es einen Augenblick lang mit mir. Denke dir also: ich brause fort — sage kein Wort — ich will sie ja überraschen! Hierauf bleibt monatelang jede Spur von mir aus — wer hat da vergessen, wer ist da ungetreu? nicht ich selbst? Zuletzt kommt das Gerücht angeschlichen, wird laut und lauter, wird fest und fester: Ich sei im Irrenhause. Kein Mensch findet es sonderlich zu verwundern, — der tolle Hornberg, mochte es heißen, ist endlich wirklich — und so weiter. Was forderst du von einem Mädchen in dieser Lage? Gewiß, du wirst billig sein. Freilich mag ich mir selbst auch keinen Vorwurf machen. Meine Ueberraschungsidee war vielleicht weniger kindisch als sie scheinen kann. Ein Heirathsantrag mit Vorbehalt, mit dem Vorbehalt einer vormundschaftlichen Einwilligung war nichts glänzendes. Und glaube mir, ich hatte glänzende Nebenbuhler. Männer, die Stand und Güter zu verschenken hatten, ohne erst um Erlaubniß zu fragen. Die hätte ich nur allarmirt mit einem Antrag zu heirathen, ohne ihn zugleich ausführen zu können. Glücklich genug, daß sie im Rausch des Courmachens nicht selbst daran gedacht.

Sollte ich ihnen die Bahn weisen und mich dann überholen lassen? Nein, mein Ueberraschungs-Einfall, mein' ich, war nicht schlecht. Aber daß ich Wochen lang nicht schrieb? nicht einmal schrieb! Ach, wer mir gesagt hätte, es würde so lange dauern! Freilich hätte ich's dann gethan. Inzwischen stand meine Sache mit dem Vormund so, daß ich täglich nur kleinlaut hätte schreiben können und doch täglich die Aussicht hatte, morgen schon wird es ganz anders klingen. Also morgen! und morgen — und morgen! So verging die Zeit. Ich kam in's Unrecht, ohne Unrecht zu haben. Nein, wir Beide haben nicht unrecht gethan. Weder sie noch ich."

„Aber Gott verzeihe es denen, die darin eine Quelle des Trostes finden! Es ist die Quelle der düstersten Verzweiflung. Wenn ich zwischen Unglück und Schuld ein gewisses Verhältniß sehe, so befriedigt dieses Verhältniß wenigstens meinen Verstand, wie schmerzlich ich auch leide. Ich sage mir: es ist **verdient**; d. h. es ist in der Kette von Ursache und Wirkung ein nothwendiges Glied. Wie aber, wenn ich unglücklich bin bei dem reinsten Bewußtsein; wenn ich brütend in mich hineinforsche, und mir nichts herausquälen kann, als was ungefähr der Gang der Natur im Menschen ist — heute, morgen, ewig! Dann glaube ich, daß ich in die Macht eines bösen Wesens gegeben bin, welches mich zweck- und ziellos foltern darf bis in's Unendliche, welches mich leiden läßt und immerfort leiden, so lange bis ich auch die Empfindung des Leidens verloren habe, und hingeworfen werde wie dummes Salz und wie Asche."

„Ich unterwarf mich diesmal willig den Fügungen meiner Gefangenschaft. Ich fühlte selbst, daß ich fremder

Leitung bedürftig sei. Und diese Leitung lastete nicht mehr mit Tyrannendruck auf mir. Denn gerade dadurch, daß mein Vormund, gewitzigt von meinem ersten Fluchtversuch, seine Vorsichtsmaßregeln jetzt in's Unglaubliche spannte, brach er selbst seiner Grausamkeit die Spitze ab. Zur Ehre der menschlichen Natur sei es gesagt, er fand die Henkerknechte, die er brauchte, zum zweitenmal doch nicht mehr. Mein Schicksal flößte Mitleid ein, ich fühlte in allen Berührungen eine sanftere Hand um mich her. Ich glaube sogar, der Irrenarzt bemühte sich redlich um die Behandlung meiner Gemüthskrankheit. So direkt er den Wünschen meiner Verfolger dadurch entgegenwirkte, so deutlich sah ich, daß er es doch that."

„Zugleich aber sah ich freilich auch, daß die Seelenheilkunst auf Wegen wandelt, auf welchen sie dem Bedürfniß feinerer Naturen nie entgegenkommen wird. Sie hat über Alles, was Nahrung, Pflege, Schlaf, Waschen, Ruhe, Bewegung, äußere Eindrücke u. dgl. betrifft, ein sehr durchdachtes System von Berechnungen gesponnen, um die Seele da, wo sie mit dem Körper zusammenhängt, zu bearbeiten. Aber die Punkte dieses Zusammenhanges sind erstens überhaupt dunkel und bei zarteren Naturen verschwinden sie nahezu ganz. Ob man den Leib mit Fleisch oder mit Pflanze füttert, ob man dem Ohr eine stürmische oder eine sanfte Musik vermacht, dem Auge diese oder jene Bilder an die Wand hängt: all diese Gaukeleien überwindet spielend ein Herz und eine Phantasie, welche gewohnt sind, sich selbst ihre Eindrücke zu schaffen, und leichte und gefährliche Uebung darin haben. Das Hauptübel solcher Heilanstalten bleibt: der Kranke ist unbeschäftigt, er hat Zeit, sich innerlich zu zerstören, und er thut es mit einem

Genuß, den nichts ihm entreißen kann. Freilich beschäftigt man ihn mit allerlei Tand, sogar den ehrwürdigen Beruf des Landmanns, den Anbau der Erde, läßt man ihn nachäffen; aber er fühlt recht gut, daß sein Graben und Pflanzen „im Freien" zunächst hinter einer Mauer vor sich geht, und endlich weiß er, daß sein Tisch gedeckt, sein Bett bereitet ist, er mag die Hand rühren oder nicht."

„An einer Stelle unsers Gartens saß ich einst; man hat von diesem Punkte den Anblick einer heitern ländlichen Gegend. Auf einer der nächsten Wiesen war Heuernte. Der Duft der Schwaden drang zu mir herauf, ich hörte den wohlgestimmten Gesang der Landleute, ich verfolgte mit Genuß die wechselnden Stellungen und Bewegungen bei ihrer Arbeit, ich sah die Freude, den Schwung, das innere Leben, das Alle beseelte, ich griff die Gesundheit gleichsam mit Händen. Bei diesem Bilde beschlich mich wieder eine Lust am Leben. Die einfache Scene machte einen Eindruck auf mich, wie schon seit langem nichts Anderes. Ich sagte mir: unter diese Menschen gestellt, arbeitend für mein Brod, stündlich belohnt von einem Stück erfüllter Pflicht, mit all meinen Gedanken auf der gleichen sichern Bahn der Natur — so könnte ich vielleicht noch einmal kosten, was die Süßigkeit des Lebens, der Wohlgeschmack eines zufriedenen Daseins ist. Ich sah jetzt der Heuernte zu, als hätte ich schon meine Hand dabei. Ich stimmte in den Chor der Landleute still für mich ein; ich machte dem Großknechte all' die geübten Griffe nach, deren geheimnißvolle Wirkung das Gleichgewicht des Wagens ist; ich freute mich über den Wagen, als er mit diesem Gleichgewichte wie mit einer vernünftigen Seele begabt endlich dahin fuhr, zwar wankend und schwankend,

aber gerade in dieser Bewegung seine innere Sicherheit verrathend, wie ein ehrwürdiger Papa, der etwa ein Spitzchen nach Hause nimmt, dabei aber musterhaft Herr seiner selbst bleibt. Als mir der Zug aus den Augen verschwunden war, blieb ich reicher zurück als zuvor, — ich hatte einen Entschluß!"

„Ich dachte wieder an meine Flucht. Mein Gefängniß starrte von Hindernissen; wie erfinderisch auch ein Gefangener alles zu seinem Mittel verwendet, ich fand nirgend etwas verwendbar. Deßungeachtet ließ ich nicht ab. Kein Gefangener gibt sich auf, und kein Schloß ist verschlossen; das wissen sämmtliche Festungs-Gouverneure der Erde. Einem Landschaftsmaler, der in der Nähe unsers Bezirkes malte, warf ich in zusammengeklebten Nußschalen ein Billet zu, und dieser Griff in die Außenwelt glückte. Ich hatte in dem Billete mich wohl gehütet, gänzlich gesund sein zu wollen; aber indem ich meinen Gemüthszustand freimüthig eingestand, erweckt' ich mir Credit für meinen Geisteszustand. Das nächstemal kam der Maler mit einem Bauern aus der Gegend, der ihm eine Leiter nachtrug. Er ließ die Leiter an einer Seite unsrer Wallmauer anlehnen, und stieg hinauf. Ich erschrack und hielt den Mann für verrückter als unser ganzes Narrenhaus. Als der Inspektor herbeieilte, erklärte ihm der Maler, gerade an jenem Mauerkranz sei der Punkt, von dem er allein seine Studie malen könne. Er müsse nothwendig hier oben sitzen und sich behelfen wie's komme. Das ginge leider nicht anders, der Maler habe oft die unbequemsten Standorte, er sei daran gewöhnt. Der Mann hatte ein breites, ehrliches Schwabengesicht, einen Kopf voll langer Johannislocken, die schon zu ergrauen anfingen, und ein blaues, gutmüthiges Auge.

Er nannte sich Professor, nannte einen berühmten Namen, und trug ein Ordensbändchen im Knopfloch. In seinen Manieren war er leicht und bequem, wie ein Mann, der gewohnt ist, wenig zu fragen und überall Gehorsam findet. Kurz, man konnte keinen Menschen sehen, der fähiger war, Vertrauen zu erwecken, als diesen würdigen Herrn. Er wurde denn auch mein Befreier. Er nahm unter dem Verwande seiner Kunst Besitz von unsrer grasigen Wallmauer — das Irrenhaus war nämlich früher eine Art befestigtes Kastell — dort trieb er einige Tage lang sein Wesen. Erst tauschten wir noch ein paar Billete aus, als Alles verabredet war, schwang ich mich dann geradezu auf die Leiter und entfloh Angesichts des ganzen Hauses. In einem benachbarten Busch erwartete uns ein Wagen mit zwei feurigen Rapppferden bespannt, — damit ging's pfeilschnell von hinnen. Wir wurden freilich verfolgt, aber an einem gewissen Straßeneck stand ein zweiter Wagen, wir trennten uns, ich sprang in den Einen, mein Beschützer fuhr in dem andern, und wie wir flugs auseinander rollten, standen unsre Verfolger verdutzt und wußten nicht, wohinaus. Ich war gerettet."

„Und nun erinnere dich, lieber Günther, als du eines Abends mit deinem Pathen, unserm braven Meister, in der Wirthsstube zu Flammfeld beim Bier und politischem Gespräche saßest. Ein Ding, das wie ein Bürgerssohn vom Lande gekleidet war, auch eine der deutschen ländlichen Mundarten redete, aber trotzdem wie ein fremder Geist unter Menschen von Fleisch und Blut dasaß — so wird dir das Bild meines ersten Anblicks noch im Gedächtniß sein. Euer Gespräch bewegte sich um die politische Verfolgung eines Mannes, dessen Religion und Gesinnung

weder die eure war, noch lobtet ihr überhaupt seine unbesonnenen Thaten. Aber es war ihm Unrecht geschehen und das genügte euch. Ich sah eine so reine, freisinnige Natur, so viel angeborne Schönheit des menschlichen Herzens in euren Aeußerungen, daß ich zutraulich näher kam. Ich sah das Bild von Menschen in euch, wie sie ungefähr sein mußten, wenn ich an den Traum meiner Heuernte dachte und diesen Traum verwirklichen wollte. Ich machte den Versuch, meine Hütte bei euch aufzuschlagen. Es gelang."

„So lebte ich diese Monate her als Mühlknappe in eurer Mühle. Ich hatte einen Großvater gehabt, der noch aus jener Periode des vorigen Jahrhunderts stammte, wo in der Erziehungskunst der Grundsatz Mode war, jedes Kind ein Handwerk lernen zu lassen. Da mein Großvater mich gleichfalls nach dieser Maxime erzog, und da auf dem väterlichen Gute mir nichts näher lag, als die Mühle mit ihrem schönen Forellenbach und ihrem schönen Müllerstöchterlein, so hatte ich mich frühzeitig in's Müllerhandwerk hineingespielt. Auch als Student hielt ich mich gern an die Mühlen der Gegend. Unter dieses Schirm- und Nothdach konnt' ich jetzt flüchten."

„Euch aber sagte ich, ich sei ein Müllerssohn aus dem Oberlande, Mißverhältnisse mit einer Stiefmutter hätten mich zur Flucht aus dem Vaterhause genöthigt. Ich wollte anfangs verborgen bleiben, später, versprach ich, meine Papiere abholen zu lassen. Dieses Vorgeben, dacht' ich, möge für's erste ausreichen; mein Betragen würde das Uebrige thun. Schlafe die Nachfrage nach meinen Papieren nicht ein, und bliebe der Meister der Mann, wie er mir anfangs einen Begriff von sich gegeben, so würde ich nicht anstehen, Alles zu sagen. Gott sei Dank, das

Abenteuer glückte mir. Du und dein Meister, ihr seid Menschen, wie sie jedem Stande Ehre machen würden. Grad seid ihr und lebt rein für euch hin, das kleinliche Mäckeln und Mäßeln liegt nicht auf eurem Weg. Ihr habt mich genommen wie ich vor euch stand, von der Stirnseite her, nicht neben und hinter geguckt. Wohl merktet ihr längst, daß ich meinen Schatten nicht warf wie andere Leute, aber ihr ließet den Schatten Schatten sein, und hieltet euch an das Licht. Wie ich mich selbst vertrat, so galt ich euch. Das hab' ich euch tausendmal im Stillen gedankt; ich lebte leicht neben euch her, denn ihr verstandet, was die Welt so wenig versteht: einen Menschen sich selbst überlassen, und doch ihm Theilnahme zeigen.

Von meiner Wiederherstellung in der Gesellschaft konnte zunächst nicht die Rede sein. Ich schauderte, wenn ich im Geiste all diese Advokaten- und Richter-Physiognomien sah, unter deren Grimassen mein Jugendglaube an die Menschheit so schmerzlich zusammengebrochen. Ja, die gesammte gebildete Welt, wie sie sich nennt, war mir so bis an den Grund hinab verleidet, daß ich es selbst nicht über mich gewann, meinem edlen Retter, dem Maler, mich anzuschließen, der mir sein Haus in der Residenz großmüthig angeboten. Dieser Weg blieb mir immer noch offen. Sondern was ich für's nächste bedurfte, war Ruhe, tiefe, gesunde Ruhe! Eine Ansammlung von reinen und nährenden Säften in meinem Gemüthe. Die fand ich unter euch, trefflichen Menschen, in diesem stillen, friedlich beschäftigten Mühlengrunde."

„Da kam der heutige Abend. Wir baden in unserm Mühlbache — ein Wanderbursch findet sich ein — ich rufe ihn an — und — eine Frauenstimme antwortet!

Die Stimme meiner Jenny antwortet! Unbewußt meiner selbst ..." Günther fiel hier mit dem Zweifel ein, ob er das so gewiß wisse? ob ein Schrei eine Menschenstimme kennzeichnen könne? Aber lebhaft bekräftigte Titus: „Wie oft hab' ich ihren Schrei auf dem Theater gehört! Ich kenne den Ton, o ich kenn' ihn! Es war meine Jenny!" Günther schwieg, unfähig zu streiten, aber auch zu glauben. Gar zu absonderlich däucht' ihm dies Zufallsspiel und erschreckend die Vermessenheit solch großer Selbsttäuschung. Aber sein grader Verstand fand den bündigen Ausdruck nicht mehr; schon verwirrte ihn das Gefühl ungleicher Stellung und Bildung neben dem Andern. Schüchtern nur wagte er manche Einwendung noch, gleichsam als Gewissenssache, damit er solch kühnen Schwindelwahn nicht stillschweigend bestärke. Aber vergebens. Unaufhaltsam strömte die Allgewalt begeisterter Ueberzeugung in der erhitzten Seele seines Gefährten. „Laß das! laß das!" rief Titus leidenschaftlich, „ich möchte lieber eine Lunte in dies Haus werfen, die süße Schläferin aufwecken und aller Welt zeigen: sie ist es! Was ist unmöglich! Auf zehn bis zwanzig Stunden herum liegen Gesundbrunnen und Wildbäder — sind das nicht Sammelpunkte von Abenteuern schon an sich? Kann sich eine Gesellschaft von dorther nicht tiefer in unsre Berge verirrt haben? Kann sich ein Einzelnes dieser Gesellschaft nicht auf eigene Hand wieder verirrt haben? Und kann dieses Einzelne nicht die Marquise d'Oreux sein? Die Männerkleider, meinst du! Was hindern mich die? In Bädern und auf Landpartieen liebt sich die Modewelt manche Zwanglosigkeit, erlaubt sich manche Laune. Es kann ein Scherz, eine Maske, eine Wette, eine romantische Caprice sein, wie wir's nennen, jedenfalls

nichts Ungewöhnliches wär' es. Und braucht überhaupt der Zufall gespielt zu haben? Däucht dir der Zufall allzu zufällig hier, so denke dir eine Absicht. Denke dir meinen Aufenthalt entdeckt, von einem Wesen entdeckt —" der Jüngling hielt inne, von seinem eigenen Gedanken überrascht und im Tiefsten erglühend. „Genug," sagte er abspringend, „es ist uns nicht gegeben, das Reich der Möglichkeiten auszumessen. Aber was ist unmöglich? Siehe, was dir selbst heute begegnet! Mit einem Mühlknappen bist du baden gegangen und mit einem Baron kommst du nach Hause. Was ist unmöglich!"

Titus und Günther verbrachten den Rest der Nacht im Freien, bis in der Mühle der erste Hahnenschrei tönte, und die ersten Regungen der ländlichen Hausarbeit der Annäherung des majestätischen Sonnenballs vorangingen.

Hochschlagenden Herzens trat Titus in den Mühlhof. Er fand Jutta die Magd am auflodernden Herdfeuer beschäftigt, das Frühstück zu rüsten. Je näher der heiß ersehnte Augenblick bevorstand, um so ungeduldiger ertrug er die letzten Minuten und Sekunden. Fieberhaft fragte er das Mädchen aus: ob der Maler schon aufgestanden sei? wann er sein Frühstück bestellt habe? ob er herabkommen werde? wann er fortgehen wolle? ob sie ihn schon gesehen? wie er geschlafen? und Alles, was ein fassungsloses Herz und eine fast erstickende Stimme vorzubringen im Stande war. Mit einem ironischen Knix erwiderte das Mädchen: „Schön Dank für die gütigen Nachfragen. Der Herr Knappe spricht ja seit gestern mehr als seit einem halben Jahr. Ei du herztausiger stolzer

Mosje!" Titus stand auf Kohlen. Er fuhr fort, dem Mädchen die besten Worte zu geben, und so freundlich als es ihm möglich war in sie zu dringen. „So ist's recht," sagte die Geschmeichelte, „und nun geht mir mit eurem Maler. 's braucht keinen Maler, wenn wir gut Freund sein wollen; hab ich recht?" Mit blitzenden Augen sah sie keck in die Augen des Jünglings. Titus aber erblaßte. „Jutta!" rief er mit einer namenlosen Ahnung, „was machst du mit deinen Worten? Wo ist der Maler, ich bitte dich, wo ist er?" Mit dem Fuße stampfend polterte die Magd: „Gott, was Ihr einfältig seid! Begreift Ihr noch immer nicht, daß man euch zum Besten hat? Nichts ist's mit eurem Maler; hier war in Ewigkeit keiner!" Alle Sinne vergingen dem Hörenden. Aber es ist ja nicht möglich! Hat sie gestern nicht einschlägig auf seine Fragen geantwortet? Wehe, jetzt erinnert er sich, daß er ihr selbst Alles in den Mund gelegt, sie brauchte nur zu wiederholen und ja oder nein zu sagen. Da bricht er zusammen. Ein Strom von Thränen stürzt aus seinen Augen. Zornwüthig ergriff der treue Günther ein Holzscheit und drang fluchend auf die Magd ein. Mit Kreischen entsprang die Bedrohte. Wie Thors Hammer warf er das Holzscheit hinter ihr her, daß die Mühle in ihren alten Fugen knackte.

Gerührt wie ein Kind schloß er den weinenden Titus in seine Arme. Alle Standesunterschiede waren vergessen. Titus hing an seiner Brust wie ein Zerschmetterter. Von welcher Höhe ist er herabgestürzt! Verzweifelnd wehklagt der Unglückliche: „Den Vorsprung einer ganzen Nacht hat sie nun! Ich mußte harren und sitzen wie angepflöckt, indeß jede kostbare Minute sie weiter von mir führte!

Narrheit! Narrheit! wohin ich trete, dein bin ich überall. Wer darf mich nicht narren, wem bin ich nicht preisgegeben! So hat mich auch in diesem Thale mein Schicksal ereilt! Ein Narr, wer seinem Schicksal zu entrinnen denkt! Das ist der bittere Sinn des gestrigen Abends. Gesehen haben wir uns, gehört, nahe wie zwei Bachwellen waren wir uns — und doch! der Tag geht auf — auch das war ein Traum! Andere verwirklichen ihre Träume, mir soll das Wirkliche selbst nur ein Traum sein! O mir! o mir! ich bin es müde, auf diese Bedingung zu leben!"

Wo sollte der ehrliche Günther Trost finden für so grausamen Jammer? Nur eins ließ sich zum Troste sagen, aber immer war das seine Meinung: er kam daher mit Eifer darauf zurück, daß Titus doch wohl sich getäuscht habe, daß er um ein Nichts so grimmig verzweifle, daß seine Einbildung ihm diesen Streich gespielt u. s. w. Aber diese Zweifel setzten den Jüngling in Wuth. Blitzschnell sprang er auf, in seinem ganzen Wesen verändert. Die tiefe, unauslöschliche Ueberzeugung, daß er Recht habe, gab ihm auf einmal die ganze Thatkraft eines Mannes, der seine Ueberzeugung verfechten muß. Seine Besonnenheit kehrte zurück, seine Ruhe und Haltung. Er trat Günthern an, als wäre von einem längsterwegenen planvollen Handeln die Rede und sprach mit fertigem Geiste: „Höre mich an, Günther. Ich gehe aus, die Verlorne zu suchen. Deutlich seh' ich, daß ich noch Ursache habe, zu hoffen. Hat sie die Nacht über geruht, so muß sie irgendwo in der Nähe sein. Ist sie weiter gewandert, so wird es mit großer Müdigkeit geschehen sein, und ein Männerschritt, frisch vom Morgen her, kann sie einholen. Wenn nicht früher, find' ich sie dann im Thale der Fiels, denn dort-

hinüber gehn unsre Wege. Unter den Leuten des volkreichen Thals hoff ich ihre Spuren dann nachzufragen. Das ist meine Aufgabe. Nun höre die deinige. Ich muß dir sagen, es fällt mir auf, daß sie in unsrer Mühle nicht eingekehrt. Wer es sich mit Bedacht überlegt, darf nicht dabei stehen bleiben: zu ihrem Vergnügen habe sie die Nacht im Freien zugebracht. Vielfache Fäden des Unglücks durchschlingen ein Menschenleben, ich selbst war zweimal auf der Flucht, und weiß, wie man Schornsteinen aus dem Wege geht, und sich an's Walddunkel hält. Wie wenn wir gestern Abend eine Flucht gesehen hätten? In diesem Falle wird der Verfolger nicht ausbleiben. Du hast scharf Acht auf Alles, was in den nächsten Stunden hier durchpassirt. Wer immer da kommt, weß Standes, Alters, Kleides, Ansehens er sei: sobald er geradezu oder auf Umwegen unserm Wanderer nachfragt, so hältst du ihn fest, gibst ihn um keinen Preis mehr los. Du sagst, der junge Mensch habe einen Spaziergang auf die nahen Anhöhen gemacht, werde zum Essen zurückkommen, habe sich Fuhrwerk bestellt — was du willst. Kurz, der Verdächtige muß sitzen und warten. Ist's in den ersten zwei oder drei Stunden, nachdem ich fort bin, so zündest du auf dem Mühlberg droben die dürre Fichte an, die mit dem alten Elsternnest. Auf so lange kann ich das Rauchzeichen sehen. Ist's später, so schickst du mir einen Buben nach Ebersbach hinüber, wo ich entweder selbst bin oder in der Post Auftrag hinterlasse. Er soll laufen so viel er kann, es wird ihm mit Gold bezahlt, und mich zurückholen. Der Verfolger selbst muß mich dann instruiren, ich werd' ihn schon herumbekommen. Red' mit dem Meister. Ich muß fort. Adieu. Mach' deine Sache gut." Damit eilte er

auf seine Kammer, kleidete hurtig sich um, versah sich mit einer Jagdflinte, einem Handbeil, steckte einige altverwahrte Goldstücke zu sich, und war im nächsten Augenblicke der Mühle entschwunden. Verwundert, fast sollten wir sagen bewundernd, sah Günther ihm nach.

Titus aber begann seine labyrinthischen Gänge. Er durchstöberte das Mühlthal in unzähligen Kreisen; aus allen Richtungen und Abständen spielten seine Blicke auf jeden sichtbaren Gegenstand. Sein äußeres Auge, erregt und begeistert von einem innern drangvollen Schauen, sah tausend Bodenformen und Pflanzengruppen jetzt, die er sonst übersehen; wie unergründlich heimlich in Gruben und Büschen so ein Waldrevier sei, entdeckte er erst heute. Aber was er suchte fand er nicht. Immer weiter zog er seine Kreise, vom Nahen in's Ferne, immer länger wurden seine Pfade. Schon sah er fleißig nach der Rauchsäule aus. Schon sah und horchte er mit steigender Ungeduld nach begegnenden Menschen, die er ausfragen könnte. Das Gefühl der Einsamkeit preßte sein Herz, das Gefühl des vereinzelten Mühens.

Während dieses Menschenkind so herumirrte, war die liebe Sonne indeß ihre gerade richtige Bahn gegangen. Kurz über'm Horizont fing sie schon an, die trockene Luft des Junitags zu erhitzen. Bald war die ganze Welt Licht und Glanz, und überall die Pracht eines strahlenden Sommermorgens. Augenblicklich war der weißliche Duftrand der Fernen aufgezehrt, und die reinste Bläue schnitt Berge und Wälder in scharfen Umrissen aus. Rasch verkürzten sich die Schatten, tief leuchtete die Tagesfackel in jedes Versteck, nichts Heimliches blieb auf der Erde. Rings aber wiederhallte der Luftraum vom tausendstimmigen Jubel

der Vögel, und aus einem fernen, vielleicht Meilen entlegenen Holzschlag, dröhnte der Fall einer Axt herüber, zum Zeichen, daß auch der Mensch den hellen langen Sommertag, seinen jüngsten Besitz, schon angetreten.

Muthiger schritt Titus aus. Die andringende Wärme, später dem Leben so drückend, spannte und befeuerte jetzt seine Körperkraft. Schon fing sein Gesicht sich zu röthen an, und ein leichtes Feucht, noch nicht zu Perlen gerennen, umglänzte ihm Stirn und Schläfe. Kaum zu mäßigen vermochte er seinen Fuß, der wie mit Springfedern ausgriff, und mit der mühsamen Suche des Auges nur ungeduldig gleichen Schritt hielt.

Eine sonnige Berglehne stieg er hinan, die breit gegen Mittag geneigt voll Licht und Wärme lag. Ein gemischter Waldbestand prangte darauf mit einer Fülle des gesundesten Holzes und im reizendsten Grün der verschiedenen Laubarten. In der Mitte des Berges stand eine jüngere Schonung, zwischen welcher Gestäud' und Kräuterichr, geschützt von den jungen Stämmchen, aber noch nicht erdrückt, mit einer hinreißenden Kraft in's Volle schoß. Weithin leuchteten die Farben der Blumen und das ätherische Oel der Düfte floß in alle Weltgegenden aus. Ein rechter Sommergarten war diese Bergbrüstung.

Ein altes Mütterchen trieb hier eben ihr Wesen, gebückt zwischen den hohen Kräutern, kaum einem Auge sichtbar, wenn nicht dem aufmerksamsten und schärfsten. Titus aber hatte ihre Bewegungen schon von der Thalsohle aus erlugt. Als er näher kam, meinte er das Weib zu kennen, es war eine Charakterfigur der dortigen Gegend. Die alte Hegerin hieß sie, und stand — was unter germanischen Weibern nie aufhören wird — im Rufe einer

faſt wunderthätigen Heilkräuterkunſt. Groß war ihr Anſehen bei den Landleuten umher, und ſelbſt die Männer des Forſtamts hatten ſich dieſem Anſehen unterworfen. Als nämlich ihr Mann, der Waldheger, todt war, weigerte ſich die Wittwe hartnäckig, dem neuen Heger die Dienſthütte zu räumen, und hinab in's Armenhaus ihrer Gemeinde zu ziehen. Das Forſtamt that ihr den Willen, ließ ihr die Dienſthütte, und baute dem Heger eine neue. Auf ihrem ertrotzten Eigenthume nun lebte die Alte wild und frei für ſich hin, ſammelte, preßte und trocknete ihre Kräuter, trug eine Ruhmeslaſt unzähliger Wunderkuren auf ihrem krummen Rücken, geizte aber nicht ſonderlich darnach, und ſtand überhaupt nicht im Rufe einer auffallenden Menſchenfreundlichkeit. Sie trieb ihr Weſen, ſchien's, mehr aus Liebhaberei, aus Freude an der Natur, als um des Zweckes willen. Sie war ſelbſt ein Stück Wildniß, die alte einſiedelnde Hegerin.

Titus aber fühlte ſich überglücklich, nur einen Menſchen zu finden, und grüßte die Alte faſt mit Begeiſterung. Das Weib, mit dem Rücken ihm zugewendet, hörte nicht, oder that mindeſtens ſo. Hell wie einen Jagdruf wiederholte Titus den Gruß. Die Alte, ohne aufzuſehen, machte eine kurze, abſtoßende Bewegung, wie ein Menſch, der vertieft iſt und nicht geſtört ſein will. Betroffen ſtand Titus, und zauderte, ging ihr aber doch den letzten Schritt aufwärts entgegen. Da ſprang die Alte herum, und mit einem blitzenden Ausdruck in ihrem braunen, von tauſend Runzeln zerkerbten Geſichte kreiſchte ſie auf: „Macht fort! macht fort! Verderbt mir meinen Segen nicht!“ Titus ſtutzte. Sie verſchwand in die Büſche, er mochte ſich nicht

auf eine zwecklose, jedenfalls komische Jagd legen, und ließ sie. Er kannte sie ja!

So ging er weiter. Bald erreichte er den Giebel des Berges, und stand damit gleichsam an einem Scheidewege. Der Berg schob sich hier in jener Art, welche fast allgemein landesüblich „Zwickgabel" heißt, zwischen die Wände des Mühlthals und schloß dieses. Noch schlängelte sich das Thal schluchtartig in die Einfugen hinan, oben aber suchte der Weg scharf über die Wasserscheide hin seine kürzeste Linie in's Fielsthal. Hier also galt's, ob er diesseits noch ferner herumsuchen oder die Richtung nach jenseits einschlagen wollte.

Inzwischen gab ihm das Betragen der alten Hegerin zu denken. Aufgeregt wie er war, hatte er eine Schärfe der Beobachtung für die geringfügigsten Umstände. Er konnte sich nicht erinnern, daß die Person des „Junggesellen" zu denen gehöre, welche die Rolle einer bösen Vorbedeutung im Volksglauben spielen. Und doch hatte die Alte geschrieen: verderbt mir meinen Segen nicht! Sah es nicht aus, als hätte die Alte den Glauben nur vorgeschützt, um ihn abweisen zu können? Und warum wollte sie ihn abweisen? Hatte sie etwas zu verbergen vor den Menschen? hatte sie ein Geheimniß? Der Gedanke ließ nicht mehr ab von ihm. Immer deutlicher glaubte er zu empfinden, daß die Störrigkeit der Alten mehr gemacht als natürlich war. Dahinter mußte was stecken!

So stand er auf der Weghöhe nach dem Fielsthale. Wohin? Das war jetzt die Frage. Er konnte sich nicht entschließen, das Mühlenthal zu verlassen, und konnte sich nicht Rechenschaft geben, was er noch suche hier. Er

glaubte Unendliches zu versäumen, wenn er nicht rasch nach Eberobach hinüberstürme, und glaubte Unendliches aus der Hand zu geben, wenn er der Gegend hier den Rücken wende. Seine Rathlosigkeit war unerträglich. Ein Augenblick der Verzweiflung überkam ihn. Er fühlte eine Gewitterschwüle in seiner Brust, eine ungestüme schmerzliche Ueberspannung, ein leidenschaftliches Gewirr von Ahnungen, einen Zustand, der ihn auf's Höchste erfüllte, und doch leer ließ. Trostlos sah er das helle, sonnenflimmernde Waldthal hinab, sah zurück nach der Gegend seiner Mühle, dachte an Günther, und dachte: wenn der Ungläubige doch Recht hätte!

Da fiel ihm die alte Hegerin in's Auge. Sie stand auf einem Baumstrunk in die Höhe gestreckt, und sah mit der Hand gegen das Licht aufmerksam nach ihm aus. Augenblicklich wandte sich Titus zum Gehen.

Aber als er ein paar Schritte in's Waldduukel sich zurückgezogen hatte, blieb er stehen, und überlegte von Neuem. Hat ihm die Alte stets so aufmerksam nachgesehen? Warum sieht sie ihm nach? Geht es sie an, welche Wege die Menschen nehmen? Hat sie für etwas zu sorgen, etwas zu bewachen, verheimlicht sie doch etwas? Diese Fragen stiegen ihm sofort wieder auf. Rascher flog sein Puls, seine Wangen brannten, der Gedanke berauschte ihn, daß er eine Spur hier entdecken könne. Ach, wer ihm gesagt hätte, wo die Waldhütte der Hegerin stand! Aber konnte sie ewig botanisiren? Soll er nicht abwarten, und ihren Heimgang belauern?

Titus hat Feuer gefangen. Er ist nicht mehr Herr dieses Gedankens, er ist sein Sclave. Er muß ihn ausführen, er kann nicht anders. Er erklettert eine Föhre

am Waldsaum, legt sich mit flachem Leibe luchsartig auf einen Ast, und verliert keinen Blick von dem alten Weibe.

Das war ein peinvolles Liegen! Wie langsam träufelten die schönen morgengoldnen Minuten auf das fiebernde Haupt des Jünglings! Wie gleichgiltig stand die Sonne am Himmel, und strickte ihr Tagewerk, und athmete nichts als Geduld dazu! Schwindelnd dachte Titus an die Fülle des Lebens seit der gestrigen Badestunde, schwindelnd dachte er, was von den nächsten Augenblicken er hofft, — und da sickert und rieselt die kostbare Zeit an ihm hin, thatlos, nervlos, ereignißlos! Wenn er sie doch verliert diese kostbare Zeit! Wenn die schöne Wanderin, die er meint, Gott weiß auf welchen Straßen treibt, indeß er da liegt! Und da liegt er und schaut der Sonne zu, wie sie auf meilenweiten Waldflächen jedes Läublein lackirt, wie sie mit ihrem Goldpinsel jeden Grashalm und jedes Blüthenfederchen betupft, wie sie durch die Föhren von einer Nadel zur andern ruckt, und seitwärts durch seine Wimpern hereinglitzert in die müden Augen, denen der Schlaf einer Nacht fehlt! Fallen sie ihm zu diese Augen? schläft er ein? Nein, es bleibt gespannt! keine Bewegung des alten Weibes im Gestäude entgeht ihm.

Endlich richtet sie sich auf die Alte; sie hat genug gezupft und gerupft. Sie zieht die Enden ihrer Schürze, die sie voll gesammelt hat, durch das Schürzenband, rückt ihr Kopftuch zurecht und greift zum Weißdornstock. Keine Aktion auf allen Bühnen der Welt hat ihre Zuschauer je so interessirt, als diese Bewegungen den Jüngling in Athem setzen. Sie geht. Das ist ein Marsch, der unserm Helden wichtiger dünkt als einer von Xerxes oder Napoleon!

Mit brennendem Auge verfolgt Titus ihre Richtung. Oft genug verbirgt sie das Buschwerk und nur ein Zittern der Zweige oder ein auffliegender Vogel verräth ihren Gang. Nach einigen hundert Schritten ist die Schonung zu Ende, und jetzt kommt eine Waldblöße, eine dürre Gerollhalde, welche nur mit Bändern von Brombeeren übersponnen ist. Ueber dieses ungedeckte Stück Wegs huscht das Weib mit einer seltsamen Eile, dabei scheint sie niederzuducken und sich kleiner zu machen als sie ist. All' diese Erscheinungen beobachtet Titus genau, ja seine Einbildungskraft übertreibt sie vielleicht. Jetzt ist der Augenblick auch an ihm. Er verläßt seinen Baum, seine Jagd beginnt. Auf der Höhe des Berges geht er der Hegerin zur Seite, welche tiefer unten am Abhange geht. Aber beide Bahnen sind von der Natur nichts weniger als vorgezeichnet. Regellos faſert das Wegband sich oben, und eine Sache des Zufalls scheint es unten, ja die Alte macht sich den Weg fast auf eigene Hand. In jedem Augenblicke fliehen die Linien auseinander; biegt diese nach rechts, so geht jene nach links, steigt diese auf, so fällt jene ab, ein unmerklicher Winkel verändert sich flugs zu einer verwickelten [illegible] und Gegenstellung, öfter auch rücken die Wege sich nah, eine unbewachte Wendung, und sie fallen in Einen Punkt zusammen. Aber Titus weiß sich gewandt zu finden. Mit einer überlegenen Schärfe des Tastsinns faßt er die Bodenformen auf, und sein schneller Blick leitet ihn richtig auf jeden Schritt.

Die Alte kroch nämlich von den zwei Hochschluchten, welche die Einfugen der „Zwickgabel" in's Mühlthal bildeten, längs der Einen hinan. Diese Schlucht war aus lauter spitzen keilförmig in einander geschobenen Berg-

winkeln wie eine Säge ausgezahnt, das heißt, ihre Sohle lief in einem beständigen Zickzack fort. Wer nun der Contur dieses Weges ein paar hundert Schritte höher an der Berglehne folgte, wie Titus, dem erwuchs, wenn sich der Leser dieses Verhältniß versinnlicht, seine Richtung zu den schwierigsten Schlangenlinien und zu Umschweifen ohne Ende. Inzwischen erreichte die Steigung der Schlucht mit jedem Schritte mehr von der Höhe, auf welcher Titus schon war, es mußte also baldigst ein Punkt kommen, wo sie das gleiche Niveau mit ihm gänzlich gewann und aufhörte. Dann konnte die Bodenfigur nur günstiger sein. Das sah der Jüngling mit Sicherheit voraus, und er verdoppelte seine Aufmerksamkeit, bis dahin nichts zu verfehlen.

Auf einmal verschwand die Hegerin. Titus hörte weder ihren Fußtritt mehr noch das Anschlagen ihres Stockes auf dem steinigen Bergboden. Augenblicks erkletterte er einen Baum, und hielt Umschau. Aber schon im Klettern vernahm er den Laut einer meckernden Ziege, und als er sich umsah lag dicht vor ihm eine Hütte im Gebüsch.

Die Hütte stand im äußersten Winkel der Bergschlucht, die hier zu Ende ging. Wie ein Vogelnest war sie eingeklemmt in die Erdfalte, die wenige Klafter höher zusammenschloß. Ein dichtes Kopfholz-Gebüsch umgab sie von allen Seiten und ein dünner Wasserfaden, eine von den Quellen des Baches drunten im Mühlthal, spritzte zu ihrer Schwelle herauf aus einem Rinnsal, das nur wenige Spannen tiefer lag. Wie gut war das Häuschen versteckt!

Da lag es also! In der Wurzel der Zwickgabel, deren schluchtartige Falte im Dunkel der Nacht einem Wanderer leicht scheinen konnte, als wär' es der Weg in's Fielsthal. Hat der Wanderer einen solchen Irrthum begangen, und ist er da heraufgekommen, so kann er nirgends anders als bei der Hegerin geherbergt haben. Das ist klar. Jetzt also muß es sich zeigen, ob er einem Phantom nachgejagt hat oder nicht. Wie schlägt ihm das Herz! Fast fürchtet er sich, etwas zu thun! Denn was ist sein Zustand, wenn er eitel gehofft hat? Er zittert vor der nächsten Minute! Fast möchte er sie hinausschieben.

In der That, er hat Ursache zu verweilen. Er darf in die Hütte nicht so geradezu eindringen; er hat sich noch Folgendes zu überlegen. War Jenny zu Nacht wirklich hier, so ist sie's jetzt wahrscheinlich nicht mehr, denn die Sonne steht hoch am Himmel. Sie ist wahrscheinlich fort. Wohin? Das muß ihm dann die Hegerin sagen. Aber kann er sich auf den guten Willen dieses Weibes verlassen? Schwerlich! Wie also fängt er es an, die Alte reden zu machen? Durch welche Mittel, durch welche Künste? Darüber denkt er jetzt nach.

Inzwischen hat er auf seinem Baumast bemerkt, daß er durch das Fenster der Hütte fast in einer geraden Linie hineinsehen könnte. Nur das viele Gebüsch vor der Hütte hindert ihn. Aber wie es im frischen Luftzug, der hier oben herrscht, hin- und herschwankt, so gewinnt er zuweilen wirklich eine Durchsicht. In solch einem Augenblicke sah er die alte Hegerin, wie sie, den Rücken gegen das Licht gekehrt, mit den Figuren ihres großgeblümten Kopftuches, das er nur allzuwohl kannte, den Fensterraum ausfüllte. Sie nahm im Tiefgrunde ihres Stübchens eine

unbewegliche Stellung ein und zwar eine knieende wie es schien. Mit höchster Aufmerksamkeit aber lauschte Titus, als er zu hören glaubte, daß in der Stube geredet wurde. Zwar vernahm er nichts als von dem schneidenden Diskant der Alten, die nach Art der Landleute grell accentuirte, einige abgerissene Laute. Bald aber geschah noch mehr. Die Alte machte einen Ruck seitwärts, wie es schien, um das Licht einfallen zu lassen, und an die Stelle der hinwegrückenden Kattunblumen trat jetzt — es war nicht anders! — eine nackte Fußsohle, auf welche die knieende Alte einen Umschlag von Kräutern legte. Seiner nicht mächtig, stürzte Titus vom Baume, und stand mit einem Freudenschrei in der Hütte.

Dem Freudenschrei auf dem Fuße folgte ein Angst- und Schreckensschrei zweier Frauenstimmen, und nun bietet die Hütte einen Augenblick lang ein so aufgeregtes Bild, daß uns nichts übrig bleibt, als gefaßt abzuwarten, bis dieser Augenblick vorübergeht. Die alte Hegerin kreischte und fuhr zornig gegen Titus an, die Fremde, deren wunden Fuß sie bediente, sank bei dem Eintritt des Mannes ohnmächtig in das Bett zurück, auf dessen untern Hälfte sie gesessen, Titus selbst stand bestürzt zwischen Thür und Angel, und der Alles verschlingende Blick, womit er das Bild der zweiten anwesenden Person wie im Wirbel ergriffen, wich augenblicklich dem Gefühle der Scham und der Ehre, und nicht bedurft hätte es, daß der entblößte Fuß des jungen Weibes sich blitzschnell zurückzog; der Jüngling selbst trat zurück, den Moment leidenschaftlicher

Uebereilung mit keuschem Sinne verbessernd. Im Weichen aber ergriff er die wüthende Hegerin, suchte eiligst ein Goldstück hervor, gab es dem Weibe und sagte: „Pflegt jene Frau wie ein Heiligthum. Wenn der Verband aufgelegt ist, werde ich mir erlauben, wieder einzutreten. Mein Name ist Baron Hornberg.“ Damit verließ er die Hütte.

Als er zum zweitenmale eintrat, war die Hegerin still und schlich fort, das Stübchen aber schien athemlos zu lauschen, was für Abenteuer aus dem großen fernen Weltwirbel jetzt seine Einsamkeit hören würde.

Titus fing zu reden an, aber sein ganzes Wesen war Auge, war Gefühl! Vor ihm saß ein junges reizendes Weib, jenes Weib, welches den ersten und tiefsten Eindruck auf sein bildsames Jünglingsherz gemacht. Sie war es! Marquise d'Orveux, mußte er sie anreden, — aber noch immer war sie die kleine süße Jenny für ihn. Er sah sie wieder, jene zarte rein gebildete Form eines Körpers, welcher im unbegreiflichen Reiz seines harmonischen Baues, den Idealen der Bühne ein so schön verwirklichtes Dasein gegeben; jetzt ging es, wie ein Windeshauch der gegen Wellen streift, ein schauerndes Zittern durch diese Glieder, und die groben von der Hegerin entlehnten Bauernkleider, welche sie trug, waren nicht grob genug, die Schwingungen dieses Zitterns zu brechen. Er sah sie wieder, jene Miene, welche so lange das einzige Bild ihm geschienen, das ein liebwerthes Mädchen dem Mannesblick darbieten muß; oft hatte er in diesen Zügen studirt, mit bewußter kritischer Absicht, um jene Punkte zu finden, wo dieses Bild und sein Schönheitsgefühl nicht nothwendig sich berührten, — und sie hatten sich überall

berührt! Er sah sie wieder, jene Blüthen eines untergegangenen Paradieses, jene tausendfältigen Farbenspiele seiner Erinnerung, und — drei Jahre versanken vor ihm, und Alles war wieder Gegenwart! Zwar Alles nicht mehr. Jenes räthselhafte Doppelwesen, Mädchen genannt, jener zauberische Lichtwechsel von toller Kindeslust und scheuer Jungfräulichkeit, hatte auf dem Bilde der Frau, die er vor sich sah, Einheit und Ruhe gefunden; ihr Auge schien ihm tiefer, ihre Züge denkender, stiller. Ein Ausdruck von schmerzlichem Weltbewußtsein lag auf ihrem Antlitze, den Titus mit seufzender Rührung betrachtete, und doch befriedigte es wieder — wenn wir so sagen dürfen — seinen männlichen Gemeingeist, daß an die Stelle der mädchenhaften Unschuldsleere der Gesichts-Ausdruck des Weibes getreten war. Wo das Mädchen aufhörte und das Weib anfing in ihr, betrachtete er, wie es schien, auf einer höheren Stufe von Interesse, als er je die Jungfrau betrachtet. Bald war er einig mit sich, sein Wohlgefallen an dem Mädchen wieder zu finden, vermehrt mit dem Wohlgefallen an der Frau, mit jener tieferen Sympathie für ein Wesen, welches durch Geschick und Bewußtsein dem Manne näher getreten ist, seine Liebe zugleich mit seiner Verehrung besitzen, sein Herz zugleich mit seinem Geiste beschäftigen kann. Ach, daß er in diesem Weibe die Gattin des Marquis d'Evreux sehen mußte, und ein Glück nur nachempfand, das ein Anderer besaß!

Mit dieser Empfindung stand Titus vor seiner vermählten Geliebten. Aber mannhaft kämpfte er gegen sein Herz, wenigstens mannhaft war sein Bemühen, wenn

Bayerische

gleich der volle klingende Ton seiner Stimme in Momenten sich trübte.

„Theuerste Frau," fing er an, „Sie sehen einen Eindringling vor sich, welcher heute auf der Erde wiederholt, was ein schönerer Eindringling gestern Abend im Wasser versucht hat. Onkel Rübleborn, der vernunftlose Elementargeist, hat seine Uebereilung noch bitter bereut. Einen Gast hat er von seiner Schwelle verscheucht, der vielleicht nichts wollte, als ein armes verwundetes Füßchen in seine Flut tauchen, das reizendste Füßchen, das ein Menschenkind je seinen Wellen darbot! Das wurmte den alten Herrn. Mit einer Art esprit d'escalier erschien er mir heute im Traume und trug mir auf, sein Versehen zu verbessern. Er trug mir auf — aber der Traum war so unruhig! der Geist hat so verworren geredet! Ich weiß wahrhaftig nicht mehr, was er gesagt hat. Es blieb mir nichts übrig, als Sie selbst, Madame zu fragen, womit ich Ihnen dienen kann. Vorausgesetzt, daß Sie der Dienste bedürfen und die meinigen nicht verschmähen."

Nie hat ein weibliches Wesen mit rathloseren Regungen die Ergebenheiten eines Mannes angenommen, als in diesem Augenblicke Jenny d'Eyreux die unsers Helden. Die Angeredete verrieth einen Seelenzustand, welcher ein brennender Kampf der außerordentlichsten Gegensätze war. Fliegend wechselte Freudenroth und Todesblässe auf ihren Wangen, in ihrem Auge starres Entsetzen und schwimmende Thränen weicher Rührung. Ihr Blick irrte wild gejagt zwischen der Thalaussicht durch's Fenster und der Gestalt des Jünglings: dorthin blickte sie mit allen Zeichen einer Aufregung, welche in jedem Moment ein äußerstes Unglück erwartet; auf Titus sah sie vertrauend, auf-

athmend, empfindungsvoll, aber zugleich wieder zweifelnd und staunend, mit dem Ausdrucke einer ungläubigen Ueberraschung. Nichts war sichtbarer in all dieser Verlegenheit, als daß die Redeweise ihres Freundes nicht die geeignete war. Er sprach in einer Art, welche andeutete, daß er das Schlagwort der Situation von ihr erwarte, das Nämliche aber schien sie von seiner Seite zu hoffen.

„Sie reden so nonchalant," sagte sie ängstlich. „Bin ich denn nicht verrathen? Sprechen Sie!"

„Verrathen?" rief Titus; „Sie fürchten Verrath?"

„Nicht? nicht? Mein Verfolger ist mir nicht auf der Spur?"

Titus schlug sich vor die Stirne. „Ha, ein Verfolger! Gut geträumt, alter Träumer! Aber was fürchten Sie, Madame? Ich weiß von keinem Verfolger."

„Wahrhaftig? Wozu dann Ihre Verkleidung?"

Titus sah sich an. Er trug jene ländliche Tracht, womit er nach seiner zweiten Flucht zu seinem eigenen Zweck sich verkleidet hatte. Jetzt merkte er, daß er als Baron Hornberg verkleidet schien in Jenny's Augen und mit einer Beziehung zu ihrem Schicksale. Er beeilte sich daher, zunächst über sich selbst Auskunft zu geben. Er erzählte seine Geschichte, wie wir sie seit der vergangenen Nacht kennen, rasch und gedrängt.

Das bedrängte Weib war so sehr mit ihrer eigenen und noch unbekannten Gefahr beschäftigt, daß sie nach diesem Anhören ausrief: „Gott sei Dank! — Ich danke Ihnen! — Ach, welche Angst! Als Sie eintraten — ich sah nur, ein Mann war's, und die Augen vergingen mir. Ich glaubte mein Verfolger träte herein. Als Sie Ihren Namen nannten, — da begriff ich Ihre Tracht nicht —

dachte an eine Verkleidung — und noch immer an eine Verfolgung. Aber —" und ihr Auge nahm wieder den schreckhaften Blick an, sie sah zum Fenster längs der Thalschlucht aus und sah ängstlich auf Titus.

Titus errieth ihren Gedanken, ihre Furcht nämlich, daß die Verfolgung, die noch nicht da sei, in jedem Augenblick eintreten könne. Er beruhigte sie darüber, indem er ihr mittheilte, welche Sicherheitsanstalten er in der Mühle getroffen.

Staunend sah Jenny ihn an. Es war nur ein Blick, aber die ganze Hochachtung des Weibes vor der männlichen Geistesüberlegenheit lag in diesem Blicke. Für all seine Sorgen und Mühen seit dem gestrigen Abend fühlte sich Titus überschwenglich in diesem Blicke belohnt.

„Und nun, gnädige Frau," sagte er, „bitte ich um Ihr ganzes Vertrauen. Sie schweben, wie ich sehe, in einer gefahrvollen Lage, erklären Sie mir Alles, damit ich Alles anwenden kann, Ihnen zu dienen."

„Ja, ich will Ihnen mein Leben erzählen," antwortete die Marquise mit niedergeschlagener Seele. „Die Geschichte dieser drei Jahre, seit wir uns nicht gesehen. Ach, es ist eine düstere Geschichte! Wenige Monate meiner kurzen Ehe ausgenommen, habe ich nur Unglück erlebt."

Titus horchte gespannt. „Meiner kurzen Ehe!" Warum nicht: meiner bisherigen Ehe? oder überhaupt: meiner Ehe? War die Marquise d'Evreux Wittwe? Alle Sinne vergingen ihm.

„Der Mensch, dem ich in dieser Flucht, die Sie da sehen, mich entziehe," fing die Marquise zu erzählen an, „ist ein Marquis d'Evreux, ein Bruder meines unglücklichen Mannes. Den Marquis Jules d'Evreux haben

Sie selbst gekannt. Sie haben ihn geachtet, ja Sie wären sein Freund gewesen, wenn zwei Männer, welche sich gleichzeitig um ein Mädchen bewerben, zu einem solchen Grade von Selbstverläugnung geneigt wären. Auch hat er, als die schmerzliche Kunde, was sich mit Ihnen zugetragen, in unsere Kreise drang, mit einer ausgezeichneten Ritterlichkeit Ihre Partei genommen, was leider nicht Viele thaten. Sehr zu seinem Vortheil hob ihn dieser Zug von seiner übrigen Umgebung ab, ja, ich gestehe gern, daß ich von da an seinen ganzen Charakter aufmerksamer würdigen, mich für ihn interessiren lernte. Der Marquis Jules d'Evreux wurde mein Gatte."

„Ich hole leider nicht so weit aus als es scheinen mag," unterbrach sich mit einem Seufzer die junge Frau, „denn wenige Monate nur, — und ich stehe mitten in dem Unglück, das mich flüchtig in diese Waldhütte getrieben hat. Haben Sie Geduld."

„Die Familienverhältnisse des Marquis werden Ihnen flüchtig bekannt sein. Jules war der Jüngere von zwei Söhnen eines Emigrirten, in Deutschland geboren, besaß ein mäßiges aus dem Ruin der Revolution gerettetes Vermögen und bekleidete ein Amt am großherzoglichen Hofe. Der ältere Bruder Jean Baptiste galt für verschollen. Unruhig und abenteuerlich im frühsten Knabenalter, war er auf eigene Hand nach Frankreich entlaufen, verführt, wie man annahm von dortigen Seitenverwandten, hielt aber auch denen nicht Stand, war dann fünfzehnjährig in die französischen Colonien Ost- und Westindiens gegangen, wo sein Name von Zeit zu Zeit auftauchte. Die letzte Spur von ihm war, daß er nach erlangter Großjährigkeit sein väterliches Erbe beheben ließ — damals

lebte er in Pondichery. Hierauf verscholl er zehn Jahre lang gänzlich. Ach, wäre er's für immer!"

Die junge Frau hielt inne. Ihre Brust wogte, sie kämpfte mühsam mit einem Ausbruch von Thränen. Nach einigen Augenblicken fuhr sie fort.

„Wir lebten glücklich, Jules und ich. Unsre Glücksgüter befriedigten uns, unsre gesellschaftliche Stellung war die angenehmste, unsre Charaktere vereinigten sich in Harmonie und Kontrast zur schönsten gegenseitigen Wechselwirkung. Wir thaten einander nur Liebes. Was an mir lag, so war es mir leicht geworden, der Kunst zu entsagen, Jules dagegen pflegte öfter zu scherzen: du hast mir an deiner Theatermuse eine recht schöne Göttin geopfert; ich wollte ich hätte zum Gegengeschenk einem eben so schwarzen und gründlichen Teufel abzuschwören. Ach, daß ich ihn bald beim Wort nehmen konnte! Und daß er sein Wort nicht hielt!"

„Im fünften Monat unsrer Ehe war es, da ließ sich Jean Baptiste bei seinem Bruder Jules melden. Er kam von den kleinen Antillen. Er kam plötzlich und im Zustande, wie es schien, einer innern und äußern Déroute. Mir wenigstens machte er, ich kann es nicht glimpflicher sagen, den Eindruck eines Marodeurs. Sein erstes Begegniß mit mir war das eines Don Juan, der gewohnt ist zu kommen, zu sehen und zu siegen. Ich wies ihn entrüstet in seine Schranken. Mit heiterer Miene empfing er seine Abfertigung. Bravo Madame, sagte er, wir werden gute Freunde sein. Das ist die Art, wie ich bei Frauen, die ich achten soll, stets meine Entree halte. Ich will die Tugend des Weibes achten; bloß das Geschlecht zu achten ist eine abendländische Farce, die ich

Schulknaben überlasse. Ich ließ das auf sich beruhen, er aber betrug sich, es ist wahr, in den tadellosesten Formen des Cavaliers seit jener Stunde."

„So vergingen die ersten vierzehn Tage. Es wurde lebhaft in unserm Hause, wir sahen dem westindischen Schwager zu Ehren mehr als sonst Gesellschaft bei uns. Jean Baptiste war ein ausgezeichneter Causeur. Er hatte die Welt fast in allen Zonen gesehen, er kannte die Staatsgeschichten und die Parteikämpfe der jungen turbulenten Republiken Amerika's mit einer detaillirten Genauigkeit. Nichts schien angenehmer in unsern kleinstaatlichen Kreisen, als der Stoffreichthum und die Verve seiner Conversation. Ich selbst hörte ihm nicht ungern zu, und war überhaupt zu stolz, in meinem äußern Benehmen jenen ersten Augenblick ihm zu gedenken. Ich wollte nicht befangener scheinen als er selbst, und er, wie gesagt, benahm sich mit Anstand. Nur in Augenblicken, wo er sich unbewacht glaubte, warf er oft einen Blick auf mich — wie ein Tiger aus seinem Hinterhalt springt! Ein Blick, der mir das Blut zum Herzen trieb! Dann graute mir vor dem bedenklichen Gast."

„Vollständig bezaubert aber war Jules von seinem Bruder. Auch er zwar gestand mir, daß sein erster Anblick ihn in Verlegenheit gesetzt. Aber was damals der Stempel eines zerrütteten Lebens an ihm geschienen, wurde jetzt auf climatische Einflüsse und auf die Strapazen einer Weltthätigkeit bezogen, davon wir in unserm Kleinstaatswesen keinen Begriff haben konnten. Möglich, daß es wenigstens mitzurechnen war. Kurz, über jenen ersten Eindruck kam Jules sanguinisch hinweg, und Jean

Baptiste wurde Herr seiner Phantasie und Tonangeber all seiner Launen."

„Ich war so gewohnt, meinen Gatten allein zu besitzen, daß ich jetzt an mich halten mußte, nicht unglücklich zu scheinen. Das Gegenwärtige störte mich in jeder Weise und das Zukünftige beunruhigte mich noch mehr. Wie oft wünschte ich den Westindier weit weg in sein Pfefferland, und wie oft zitterte ich, daß sein Abschied eine Lücke nachlassen würde, welche auszufüllen ich nicht mehr vermögend wäre. O wäre ich damals hingetreten vor meinen Jules, und hätte die erste Schändlichkeit seines Bruders ihm entdeckt; der Verworfene hätte nicht Zeit gefunden, seine übrigen Laster zu entfalten!"

„Unter den Leidenschaften des ältern Marquis nahm das Laster des Spiels eine Hauptstelle ein. Es wurde seit seiner Ankunft öfter und höher bei unsern Partien gespielt, als es mit dem Decorum des Hauses, ja mit den Vermögensumständen der meisten Theilnehmer verträglich war. Beides mochte Jean Baptiste zuletzt fühlen, unser Kreis wurde ihm zu enge. Es dauerte nicht lange, so verlegte er sein Hauptquartier nach Baden-Baden. Ich wage es heute auszusprechen: der Marquis war Spieler von Profession, er spielte zu seinem Erwerbe."

„Niemand hätte darüber glücklicher sein können als ich. Aber noch war sein Einfluß auf meinen Mann im Zunehmen. Er überredete ihn ein paarmal, nach Baden-Baden mitzugehen — der Ort lag uns so nahe! — und Jules konnte nicht widerstehen. Er glaubte seinem Bruder gefällig zu sein, und schon hatte er am Spiele selbst Geschmack gewonnen. Als wir endlich im vorigen Frühling, um ein Landhaus zu beziehen, das wir im mittleren

Schwarzwalde besaßen, Baden-Baden passirten, und einige Tage daselbst Station hielten, da war das Unglück nicht mehr aufzuhalten. Die wenigen Tage verlängerten sich zur ganzen Saison, Jules saß am grünen Tische bis tief in den Herbst hinein!"

„Ach was für Tage sah ich da! was für ein Schauspiel der menschlichen Leidenschaften! Wie viel selbstgeschaffenes Elend! Wie viel weggeworfenes Gut an Zeit, Geld, Glück und Glückeswerth jeder Art! O lassen Sie mich schweigen! Was vermochten meine Seufzer, meine Thränen, meine schüchternen Bitten und Zärtlichkeiten gegen die französische Rage! Diese Wuth war meinen schwachen deutschen Händen zu mächtig. Die Nation meines Mannes lernt' ich jetzt erst von ihrer schrecklichen Seite kennen. Und wenn ich mir sagen mußte, daß ich hier ewig die Fremde sein würde, während der Bruder schon als Landsmann seine Attraktion auf Jules ausübte, so brach ich in bitterster Hoffnungslosigkeit zusammen."

„Ich verlebte den Sommer wie im Fieber. Ich sah ein Fieber um mich her und durfte es nicht Krankheit nennen, durfte es nicht warten und pflegen. Die Déhors mußten bis zum letzten Augenblick gewahrt werden. All diese Aufregungen wühlten nach innen. Leicht und lachend fängt die Fiebergeschichte des grünen Tisches an. Erst ist's ein standesmäßiger Zeitvertreib, ein pikantes Rendezvous mit der Poesie des Zufalls. Dann kommt der bittere Verlust, der nagende Selbstvorwurf; aber der Kranke darf nicht berührt werden darum; — was ist's denn weiter? Ein „meditatives Air," das ihn „interessant" macht! Endlich läßt die leidende Natur auch das Aeußere fallen: die verstörte Miene, der hohle Blick, das überwachte

reizbare Wesen, die krampfhaft gepreßten Lippen — das Alles ist schon nicht mehr interessant, es ist Jammer! Es fordert offen das Mitleid heraus, — das Mitleid der Welt, die Moralpredigten der Gattin. Ich aber predigte nicht. Ich fürchtete den Widerspruch der fausse honte wenn ich redete, und schonte sorgfältig Blume und Frucht einer Reue, die ich schon durch sich selbst reif werden sah. Ich bemühte mich indirekt dieser Reue entgegenzukommen, ihr den letzten Schritt zu erleichtern durch mein Thun, durch mein Betragen, nur nicht durch's Wort. Es war eine Zeit jener stummen Aufmerksamkeiten, jener zärtlichen Darbietungen und Nahelegungen, wo Alles Wink und Bedeutung wird und die Gatten eine Atmosphäre des Verständnisses athmen, ohne der Sprache sich zu bedienen. Es war ein seelenvolles, unaussprechlich süßes und schmerzliches Element jene Zeit."

„Ich hatte mich nicht geirrt in meinem Manne. Sein weiches offenes Herz war auf's Schönste empfänglich für meine Art ihn zu behandeln. Es schloß sich mit Enthusiasmus auf gegen mich. Es opferte mir — ich fühlte es tief — das Höchste, was ein Franzose opfern kann, seinen Stolz, seine vermeinte Ehre. Er vertraute mir Alles. Seine Schwäche, sein Unglück, sein Zerwürfniß mit sich selbst, seine Sehnsucht nach Umkehr. Kein Geheimniß blieb mehr zwischen uns. Auch sein Verhältniß zu seinem Bruder vertraute er mir; es war längst im Stillen ein kühleres geworden, ja selbst von einzelnen Scenen hörte ich jetzt. Ich hörte ferner, was ich immer geahnt, daß es sich um eine bedeutende Geldhilfe für ihn handle, und daß dies nicht der letzte Grund ihrer gemeinsamen Operationen am Spieltische war."

„Was hätte mir in diesem langersehnten Momente zu kostbar sein können, den theuren unglücklichen Mann für immer frei zu machen? Ich bot mein eigenes Vermögen an, ich bot die Mittel meiner Familie an, ich bot mich an, wieder zum Theater zu gehen. Jules ließ mich nicht zu Ende kommen. Er unterbrach mich mit den stärksten Versicherungen seiner Zärtlichkeit, er beruhigte mich, noch würde er sich anders zu helfen wissen, und wenn er nur den Spieltisch meide, so hoffe er wieder in Ordnung zu kommen. Dazu aber sei er jetzt fest entschlossen. Nur Scheineshalber werde er die Halle noch ein paarmal besuchen, eine Wette über die Berechnung einer gewissen Chance sei eben im Zuge, und der point d'honneur verlange, daß er die Wette einhalte. Aber auch nicht mehr werde geschehen, unsre Abreise soll nur keiner Flucht gleichen, doch reisen werden wir, seine ganze Seligkeit liege jetzt in diesem Entschlusse."

„Meine Freude an jenem Tage war das letzte Aufflackern meines sterbenden Glücks. Und schon zitterte ich in der Freude selbst, vor ihrem Gegentheil. Wir standen an einem Scheidewege. Wenn dieser Augenblick wirkungslos blieb, dann war Alles verloren. Das fühlte ich."

„Wirklich verbreitete sich in der Stadt das Gerücht unsrer Abreise. Auch meinen Mann sah ich alle Anstalten dazu machen. Es ist kein Zweifel, dem Aermsten war es Ernst um seinen Vorsatz. Sein Bruder hat ihn verführt. Ich sah ihn wieder inniger mit ihm umgehen — mit Entsetzen sah ich's. O warum läßt Gott solche Geschöpfe leben? Er, er hat das beste Herz für die Empfindung des Guten verdorben!"

„Jules blieb. Es vergingen wieder Tage, wieder Wochen. Es wurde Alles wie zuvor. Vergebens lag ich

auf den Knieen, weinte, flehte, rief alles Holde und Mächtige an, was in der Bruſt des Mannes ſein Echo findet — ach, was ſind Frauenthränen? Das Mächtigſte in einem Momente, das Eitelſte in der Wiederholung! Der Moment war dahin, — mein Ringen errang ihn nicht mehr; es konnte nur zum gemeinen Jammer herabſinken."

„So zog ich mich wieder auf mich ſelbſt zurück. Ich trocknete meine Thränen, ich wurde ſtill, und vertraute dem Himmel. Ein ſeltſamer Friede kam über mich. Die Verirrung meines Gatten erfüllte mich mit einem tiefen Erbarmen. Ich empfand die Zärtlichkeit für ihn, die eine Mutter für ein krankes Kind empfindet. Und doch verließ mich die Hochachtung nicht, die ſein Manneswerth in hundert ſchönen und unvertilgbaren Spuren mir einflößte. Für dieſe Art mit ihm umzugehen, hatte Jules wie es ſchien den fühlbarſten Nerv in ſeiner Natur. Wir genoſſen wieder liebliche Stunden. Er blieb einigemal vom Spieltiſche weg. Wir machten öfter Ausflüge in die Umgebungen Badens. Es war ein Herbſt, der mit dem ſchönſten Frühlinge wetteifern konnte. Ein Tag um den andern ging zur Bewunderung der Menſchen auf. Am zwanzigſten Oktober gingen wir in lieber Geſellſchaft nach Yburg. Wir gingen zu Fuß, den Shawl im Arm, den Sonnenſchirm aufgeſpannt. Jules war in liebenswürdiger Laune. Leicht und frei, wie ein Weſen das ſich wohl fühlt. Ich freute mich ſeiner Stimmung. Nicht daß ich zu hoffen wagte, aber ich hatte ſchon ſo reſigniren gelernt, daß mich jede gute gegenwärtige Stunde allein ſchon erquickte. Auf dem Rückwege kam uns Jean Baptiſte entgegen. Er lud den Bruder auf „ein Stündchen" zum Spiele. Ich zuckte zuſammen. Nur mit Mühe hielt ich meinen Grundſatz

fest, in fremder Gesellschaft nicht dazwischen zu reden. Später hab' ich mir eingeredet, Jules selbst hätte mit einem zaubernden Blick mich angesehen, gleichsam als wäre es ihm lieb gewesen, wenn ich ihn abgehalten hätte. Weh' mir, wenn ich in seiner letzten Stunde ihn verlassen! Ich wachte zu Hause; ich glaubte „das Stündchen" abzuwarten. Trotz hundertfältiger Erfahrung glaubt' ich an das Stündchen. Bis gegen Mitternacht saß ich in der Veranda, welche die Aussicht auf's Curhaus hatte. Wiederholt schickt' ich das Kammermädchen fort, welche mich an die Oktobernacht erinnerte und zu Bette bringen wollte. Gegen Morgen schlief ich ein in der Veranda. Als ich bei hoher Sonne die Augen aufschlug, war mein erster Anblick — die Leiche meines Mannes! Der Abend war einer der verlustvollsten gewesen — man fand ihn am Weg nach dem Frömersberg mit zerschmettertem Kopfe, die Pistole in der Hand. Er hatte sich erschossen."

Hier hielt Jenny d'Evreux inne. Sie hatte ihre Fassung bis zum letzten Augenblicke bewahrt — sie bewahrte sie noch. Aber müd und tonlos waren ihre Worte verklungen, und kaum bis zu Ende hörbar. Jetzt athmete sie auf, erschöpft von dem Kraftaufwande, und sammelte Kräfte zur Fortsetzung. Titus wagte nicht zu sprechen. Er fühlte, daß er in Gefahr sei mehr noch sein Glück als sein Beileid auszusprechen, er fühlte, daß er seines Wortes nicht Herr sei. Unheimliche Stille preßte den Raum der engen Hütte. Ein Goldammer setzte sich in's Fenster, und fing seinen hellen finkenartigen Schlag an. Der muntere Waldvogel jubelte lustig die Stille hinweg. Als er entflogen war, nahm Jenny ihre Erzählung wieder auf:

„Ich erlag meinem Jammer nicht. Eine tödtliche Ner-

venkrankheit hielt mich schwebend über dem Abgrund des Todes, aber ich wußte nichts davon. Als mein Bewußtsein wieder zurückkehrte, sah ich's vor meinen Fenstern grün von Tannenbäumen und bläulich vom Geröll einer Granithalde. Ich lag im Sternhof, unserm Schwarzwälder-Landhause. Um mein Krankenbett standen meine Eltern, meine Schwester, ein paar Aerzte, Hausbedienung, — auch Jean Baptiste, hörte ich, sei anwesend, — ich achtete nicht darauf — ich erquickte mich an den Gesichtern meiner Lieben und an dem Gefühle, wie in mir selbst wieder Alles zum Leben strebte."

„Ich lebte nun in den weiteren Tagen ein Traumleben, von dem ich mir kaum Rechenschaft zu geben wüßte. Alles, was um mich vorging, empfand ich wie einen Schein. In meiner Beschäftigung griff ich zu Kinderspielen, und war gewohnt, ja fand es bequem, mich leiten zu lassen, wie eine Unmündige. Aus dem leeren Verrinnen jener Tage weiß ich nur dieses. Ich brachte den Winter, welcher plötzlich und eisern hereinbrach, im Schwarzwälder-Landhause zu, das von Offenburg her versorgt wurde. Die Eltern kehrten eines Tags nach Mannheim zurück. Die Schwester und ein Arzt blieben bei mir. Von Jean Baptiste und seinen Betreibungen im Hause nahm ich keine Notiz."

„Allmählig aber machte er sich selbst bemerkbar. Es war mit dem Einfluß des Schwagers wie mit einem Epheu, der im Fenster steht: von außen gesehen, sind's zarte Blätter und Zweige, gegen die Stubenwände aber wirft er ungeheure Schatten und verdunkelt sie ganz — so trat er auf eine öffentliche Art nirgends hervor, im Hausinnern aber griff er mehr und mehr um sich. Was man seiner Aus-

führung einräumte, wo man sich seine Mitwirkung gefallen ließ — es mochte noch so geringfügig sein, aber er wußte die Dinge zu wenden, daß ein's aus dem anderen floß und Alles in seiner Hand blieb. So war der Bediente, der Gärtner, ja selbst mein Kammermädchen durch fremde Personen ersetzt worden noch im Laufe meines Krankenlagers. Ich bin überzeugt, es war nur durch die Intriguen des Schwagers geschehen. Später, in der Mitte dieses Aprils, ging meine Schwester nach Mannheim zurück, um, wie sie sagte, nächstens wieder zu kommen. Sie kam nicht, und gewiß hat es der Schwager hintertrieben. Ich schrieb ihr ein paarmal, aber ich glaube die Briefe sind unterschlagen worden. Ich zeigte meinen unverholenen Verdruß darüber, da bekam ich eine Antwort, aber so voll spitzfindiger, künstlich geflochtener Ausflüchte, daß ich's für möglich hielt, Jean Baptiste selbst hat den Brief fabrizirt."

„Inzwischen fing er auch wieder an, in einem Tone mit mir zu sprechen, welcher der eines Bewerbers war. Ich dankte für seine Galanterien, und wies ihm vielmehr die Nothwendigkeit, das Haus zu verlassen, da ich ja allein sei und meine Schwester noch immer nicht komme. Auf diese Erinnerung ging er nach Offenburg, besuchte mich aber von dem Städtchen aus und blieb den ganzen Tag lang im Sternhof. Ich verlor zuletzt die Geduld. Wenn von Mannheim Niemand kommt, sagte ich, so will ich selbst dahin. Ich drang auf meine Abreise."

„Der Arzt widersprach lebhaft. Welche Verkehrtheit es sei, nachdem ich den Winter im rauhen Schwarzwald erduldet, jetzt wo das kräftige Waldleben anhebe, wo der balsamische Strom der Gesundheit aus allen Quellen der

Natur hervordringe, das Land zu verlassen und in's staubige Mannheim zu ziehen. Er malte mir das mit einer hinreißenden Suada aus, er bot das ganze Ansehen der Wissenschaft auf, mich zu überreden. Ich muß aber bemerken, daß dieser Arzt nicht mehr der Ordinarius war, der mir von Baden-Baden gefolgt war, sondern ein Substitut desselben. Jener war nach Baden-Baden zurückgekehrt. Jean Baptiste verhielt sich anscheinend neutral. Er stand dabei und ließ den Arzt reden, sagte, er habe keine Meinung, sondern werde ausführen, was Madame beschließen werde. Und als ich auf der Abreise bestand, ging er hin und ordnete alles zur Abreise an. Er that es gewissenhaft, pünktlich, mit jenem raschen, praktischen Griff, der ihm eigen war."

„Diese Willfährigkeit frappirte mich. Ich hatte mich schon als Gefangene betrachtet, ich hatte mich auf einen schwierigen Kampf gefaßt gemacht, und fand nun nichts als den ritterlichsten Gehorsam. Sollte ich mich also doch geirrt haben in dem Manne? Ich wußte mir diesen Widerspruch nicht zu erklären. Mein ganzes Nachdenken ward rege."

„Zuletzt aber dachte ich so: Der Mann ist noch klüger, als es scheint, und so consequent, daß er sich auch widersprechen mag. Er hat es bisher mit einem Absperrungssystem versucht, um mich so in seine Gewalt zu bekommen, wie man es eben mit einem schwachen Weibe probirt. Er sieht, das geht nicht, und nun hütet er sich wohl, den falschen Weg zu forciren, und sich zu verrathen. Er kehrt bei Zeiten in's Gegentheil um. Er gibt die Blokade auf, er läßt mich reisen. Ob nach Mannheim? das ist die Frage. Genug, er läßt mich reisen. Und hat er mich

erſt im Wagen — wie leicht wird es ihm ſein, einen Theil der Fahrt in die Nacht hineinzuziehen — ich kenne das Land nicht — die franzöſiſche Gränze iſt in der Nähe — der Tag geht auf, und ich bin nicht in Mannheim, ich bin in einem Elſäßer-Jaunerneſt, mitten unter ſeinen Landsleuten, ſeinen Helfershelfern. Ich bin ſeine Entführte!"

„Bravo, Madame!" rief Titus unwillkürlich dazwiſchen. „Bravo!"

Jenny fuhr fort: „Von dieſem Augenblicke an hatt' ich ein Grauen vor der Reiſe. Ich ſelbſt verzögerte ſie jetzt, aber — ich dachte an meine Flucht. Ich ſtudirte jetzt aufmerkſam eine alte Wandkarte vom Schwarzwald und komponirte mir ſtundenlang — eine Marſchroute nach Mannheim. Daneben verſchafft' ich mir Männerkleider, indem ich mich ſtellte, daß ich einem artigen Jungen, der mir die Erdbeeren zu bringen pflegte, einen hübſchen Anzug ſchenken wolle. Als ich mit Allem fertig war, warf ich mich vorgeſtern Nachts in Gottes Namen in das Abenteuer. Ich wanderte die ganze Nacht und geſtern den ganzen Tag fort und habe mich leider verirrt. Geſtern Abends fühlte ich mich todtmüde, die Füße brannten mir — ich hätte, ich geſtehe es, in Ihrem Mühlbache ein Bad genommen."

Hier endete die junge Wittwe d'Evreux. Titus ſtand auf, ergriff ihre beiden Hände und ſagte: „Ich danke Ihnen, gnädige Frau. Mit welchem Antheil ich Ihre Schickſale vernommen, könnte ich in den ſtärkſten Ausdrücken ſagen, aber lieber noch drücke ich Ihnen meine Bewunderung aus. Sie haben ſich mit einem großen eigenen Verdienſte gerettet! Mit einer That des Nach-

denkens und des Muthes. Ich muß Ihrem Geiste und Ihrem Charakter huldigen, mehr als ich je die Fähigkeit hatte, sie zu würdigen. Aber noch eins, gnädige Frau. Ihre Geschichte ist nicht vollständig. Um die ganze Wahrheit zu sagen, sagen Sie auch noch dieses: Niemand anderer als Jean Baptiste hat Ihren Mann erschossen!"

Jenny stieß einen durchdringenden Schrei aus.

„Um Gotteswillen, Baron! das ist —"

„Von Ihren Narrheiten eine?! Sprechen Sie's aus!"

„Entsetzlicher Mensch! Wer sagt Ihnen —"

„Wer sagte mir: in dieser Hütte muß ich die Marquise d'Evreux suchen?"

Jenny schwieg betroffen.

Erregter fuhr Titus fort: „Ja Madame, Jean Baptiste hat Ihren Mann erschossen. Mit der Weisheit zweier Narrenhäuser beladen, stehe ich da, und lehre die Gattin ihren Gatten kennen! Nun und nimmermehr hat ein Jules d'Evreux sich aus Spielwuth erschossen. Von keinem Selbstmorde, von einem Brudermorde ist hier die Rede."

Jenny stierte ihn sprachlos an. Auf einmal stürzte sie in die Knie, bedeckte das Gesicht mit den Händen und rief aus: „Bei Allem, was wahr ist, Sie haben recht! Während Sie sprechen, durchlaufe ich im Geiste meine Ehe — eine ganze Jahresreihe und mehr — und Alles ist richtig. Ich sehe Alles in einem neuen Lichte jetzt. Ja, ja, Jean Baptiste ist sein Mörder! Nichts anders ist wahr als das! O Gott, und ich war blind und hab' ihn gelästert in sein heiliges Grab hinein. Julius, Julius, verklärter Geist, schuldloses Opfer, nimm die Sünde von

mir! Nimm mein Leben von mir! auf meinen Knieen bitte ich dich, reiner, zürnender Engel — "

Und maßlos überließ sich das Weib ihrer Verzweiflung, ihrer Hingebung.

Titus stürzte sich, wie ein Schwimmer in die See, in den Sturm dieser Leidenschaft und überhäufte das geliebte Weib mit allem Trost seiner Liebe!

Auf einmal veränderte sich die Scene. In der Ferne des blauen Himmels fing eine rußige Wolke an aufzusteigen, schwarz und dampfend wie aus einem Schlott. Es war in der Gegend des Mühlberges.

Bei diesem Zeichen, daß ein Verfolger im Bereiche sei, fürchtete Titus das Aergste von der Gemüthserschütterung seiner Schutzbefohlenen. Er beeilte sich daher kräftigst gegen die Schwäche der weiblichen Nerven den weiblichen Heroismus aufzurufen. „Wohlan, Madame," rief er, „dort kommt der Mann, dessen Stunden gezählt sind. Muth! Das Andenken an Ihren Mann, Ihr Recht, Ihre Rache, muß Ihnen Muth geben. Zeigen Sie jetzt, daß Sie ein Weib sind! In solchen Augenblicken ist Ihr Geschlecht das stärkere. Fassen Sie sich, bleiben Sie fest in diesem Augenblicke!"

„Ist's möglich? Er wagt es wirklich, der Elende?" rief Jenny mit blitzenden Augen. Und heftig ergriff sie die Doppelflinte, welche Titus bei seinem Eintritte abgelegt hatte und stand drohend da.

Titus betrachtete sie mit Entzücken. Er zürnte sich, daß ihm Jeannette d'Arc, Johanna von Mont-

faucon einfiel, — was das Mädchen nur gespielt, die Frau war es selbst jetzt!

„Ich sollte nun hinweg nach der Mühle," sagte er. „Aber ich sehe ein, ich darf Sie hier nicht allein lassen. Wir wollen unsre Hegerin hinabschicken, ein kluges bedachtvolles Weib, die soll uns Kundschaft bringen, wer und was da ist. Möglicherweise ist es nicht der Marquis selbst, nur ein Ausspäher von ihm. Indeß finden Sie Zeit, liebes Fräulein — gnädige Frau, sage ich, sich gänzlich zu erholen, und muß ich dann selbst hinab, so kann ich Sie später mit mehr Beruhigung verlassen."

Die Marquise legte die Doppelflinte aus der Hand, und gab die Hand mit einem dankbaren Blick dem Baron. Dieser küßte sie feurig.

Bald war die Hegerin, welche sich in der Nähe hielt, gefunden und zum Nöthigsten angewiesen. Die rüstige Frau nahm ihren Weißdornstock zur Hand, und schritt unternehmend aus.

Inzwischen hatte die Sonne ihre Mittagshöhe erreicht. Die Strahlen, welche sie bisher schräg in die Hütte geworfen, zog sie jetzt zurück und sonderbar dunkel ward es im Innern der Stube. Im Walde ruhten die gesättigten Thiere unter den kurzen Schatten der Bäume. Wie auf ein Zeichen war die große Symphonie des Vogelgesangs verstummt, und das geistlose Summen der Fluginsekten klang wie das Stimmen von Instrumenten, welche eine Pause ausfüllen. Nur der Bachsprudel vor der Hüttenschwelle murmelte fort wie sonst. Auch das Glöcklein der weidenden Ziege läutete nicht mehr; sie mochte irgendwo hinter einem Geröllblock liegen, und im Halbschlummer wiederkäuen.

Nichts schien ein grellerer Abstich, als diese ruhige Pausstunde und die tragisch bewegte Lage des Menschenpaars, welches darin als Staffage stand. Und doch war es nicht so. Titus athmete mitten zwischen Flucht und Verfolgung einen seligen Frieden. Wir können es einmal nicht läugnen, und Niemand, der einem gesunden Egoismus sein Recht gibt, wird es zu läugnen verlangen: Titus war glücklich! Alles, was er Unglückliches gehört, hatte ihn froh gemacht. Denn Alles drückte die eine Thatsache aus: Jenny war frei! und sein Leben hatte wieder einen Sinn.

Ebenso werden wir Jennys mit Blut eingeweihtes Unglück nicht entheiligen, wenn wir das Innere ihres Herzens jetzt belauschen, und es sproßen und blühen sehen vom Wiedererwachen süßester Glücksahnungen. Hat sie doch ihr blutender Fuß auf einer Flucht voll Angst und Gefahr in die treuesten Arme getragen! Unverhofft wirft ihr der Augenblick, da sie es am wenigsten geträumt, aus dem Kranz ihrer Mädchentage eine schöne unverwelkte Blume zu, den Freund, der hohe Anrechte an sie besitzt, der allein mit dem Grab ihres Gatten in keinem Widerspruch steht. Und wenn sie nicht, wie Titus, von Heiterkeit strahlt, und wenn der Ernst ihres Lebens in Blick und Zügen noch tragischer liegt, so rieselt doch schon ein schmelzender Hauch durch diese Züge, ähnlich dem Märzbrünnlein, welches mit seiner Wärme die Kristalle seiner Eisdecke löst, und bald auch prangende Borde voll Veilchen und Vergißmeinnichte verspricht.

Jenny hub an: „Baron, ich bitte Sie jetzt ausführlicher um Ihre Geschichte. Sie haben zuvor einen Abriß hingeworfen kurz und flüchtig, und, aufrichtig gesagt, meine

Sinne waren noch flüchtiger! Angst und Ueberraschung nahmen mich allzusehr ein. Ich bitte Sie, haben Sie Geduld mit mir. Ich will jetzt gesammelter zuhören."

Titus erzählte. Aber wie anders klang jetzt seine Geschichte als zwölf Stunden zuvor im Gespräche mit Günther! Dieselben Begebenheiten lagen jetzt da wie eine düstere, aber schön beleuchtete Landschaft, und auf jeden Punkt fiel das Licht seiner Liebe. Und wenn er sich angestrengt hätte, er fand die Farben des Unglücks, die Naturlaute der Verzweiflung nicht mehr; er erzählte kein Leiden, keinen Verlust. Seine Erinnerungen tränkte das Rosenroth der Gegenwart, die Seligkeit der Versöhnung. Er sprach die Sprache der Liebe, indem er die Henkerkünste der Grausamkeit erzählte. Als er zu Ende war, setzte er hinzu: „Und damit, liebste Frau, dürfen wir Beide uns trösten: wie viel wir gelitten haben, wir haben auch gehandelt. Im äußersten Augenblicke war ein Etwas in uns, das reichte uns rettend die Hand. Ein rascher Gedanke, eine richtige That. So stehen wir heute, wie es scheint, noch mitten in der Gefahr und doch fühl' ich, ist Alles zu Ende. So glauben unsre Verfolger, mein Vormund, Ihr Schwager, wie klug sie praktizirt, und doch wälzten sie nur einen Stein, der bald auf sie selbst zurückrollen wird. Darum dürfen wir froh in die Zukunft schauen. Wir dürfen keck das neue Leben ergreifen — gewiß, es ist unser! es ist's! Wir wollen unser Unglück rächen, und dann verschmerzen. Was mich betrifft, vielleicht war es nur eine Grausamkeit der Menschen, nicht meines Schicksals, was ich erlitten. Ich war ein Mensch, voll Thorheit und Tüchtigkeit, ich bescheide mich, der Weg meiner Bildung ging durch das Leiden. Ich verstand das

Beste zwar zu begehren, vielleicht war ich unreif, es zu besitzen. Sie, meine unschätzbare Freundin, müssen sich anders trösten. Sie müssen bedenken, daß die Vollkommenheit selbst eine Schuld ist. Sie haben Ihr junges Leben so schön, so glücklich, so fähig angefangen, so applaudirt vom Entzücken der ganzen Welt, daß Sie dadurch allein schon der Nemesis verfielen. Sie waren dem Neide der Götter ein Opfer schuldig, und — Sie haben dies Opfer gebracht! Wenn Sie jetzt noch einmal glücklich sind — und Sie können es werden, indem Sie mich glücklich machen, es ist mein heißester Wunsch! — so wird es ein Glück voll ungetrübter Ruhe sein."

Jenny bedeckte ihr Antlitz, und — Titus fühlte, welche Regungen sie verbarg. Innig schlang er seine Arme um sie, sie neigte sich gegen ihn, und ihr Kopf ruhte an seiner Brust.

In diesem Augenblicke sah man die alte Hegerin herankeuchen. Ihr folgte ein Knabe, derselbe, welchen Titus bestellt hatte, im Nothfalle nach Ebersbach zu kommen. Beide glühten vor Eifer und vor der Hitze des Sommermittags. Der Knabe erzählte: „Ein gelber, wüthender Mensch, ein Ding, wie eine feurige Citrone, schieße seit neun Uhr in der Mühle herum, mit Augen, als ob er glühige Kohlen von sich würf'. Günther habe ihn auf den Mühlberg geschickt und geheißen, eine Fichte in Brand stecken, dann aber gesagt, ich bin mir diesmal nicht klug genug, und Vorsicht schad't nicht. Lauf' auch nach Ebersbach hinüber und sag' in der Post: es ist Einer da! du kriegst was. Aber am Fuße der Zwickgabel habe ihn die Hegerin aufgefangen, sonst wär' er schon weiter als ein Bolz."

Titus stand auf. Er nahm seinen Hut, er warf

seine Flinte um. Jenny erbleichte und zitterte. Unwillkürlich vergaß sie ihres schmerzenden Fußes und sprang auf und ihm nach. Titus sagte französisch: „Sei ruhig Geliebte. Ich komme in längstens zwei Stunden zurück. Ich werde jetzt nichts unternehmen, was eine Gefahr hat. Ich werde nichts thun, als ihn zum Thale hinauslügen, und sein Vertrauen ködern, daß ich ihn in der Hand behalte. Die Abrechnung mit ihm kommt später. Adieu. Ich lasse dir den Buben hier, es ist ein Kind voll drolliger Lustigkeit. Er wird dich zerstreuen." Damit schenkte er dem Knaben einen Silberthaler, worauf die angerühmte Lustigkeit desselben sogleich hervorbrach. Titus ging. Mit unaussprechlichen Blicken folgte ihm Jenny.

Als Titus in die Nähe seiner Mühle kam, sah er schon von fern ein rasches ungeduldiges Wesen vor dem Gehöft hin- und herrennen. Es war Jean Baptiste. Eine feurige Citrone hatte ihn der Thalbube genannt, und in der That war der Mann damit gezeichnet. Der mulattenähnliche Teint seiner Haut, die nervöse Unruhe seiner Bewegungen. Sein Gesicht war pockig und fleckig auf eine sehr auffallende Weise, seine Augen von einem Strahlenkranz tiefer Furchen umgeben. Das Auge selbst hatte ein loderndes aber äußerst unstätes Licht. Seine Gesichtsmuskeln spielten in beständiger Zuckung. Sonst war die Grundform des Kopfes eine regelmäßige, sogar schöne, Titus erkannte ohne Mühe den Familientypus der d'Evreux.

Nicht lange hatte er Zeit, diese verhängnißvolle Persönlichkeit zu betrachten, als der Marquis sogleich auf ihn loosstürzte. „Ah, Ihr sein der Führer des jungen Menschen gewesen, der hier durchpassirt?" Titus stimmte

dieſen Worten, in welchen er ſofort Günther's Gelehrigkeit erkannte, zu. „Und wo ſein der junge Mann?“ — „Ich habe die Frau Marquiſe auf die nächſte Station nach Mannheim begleitet.“ — „Marquiſe! Mannheim! Que le diable vous emporte! Woher wollen Ihr wiſſen — Ihr ſein ein Spion, ein — traitre!“ — „Gemach, mein Herr, ich denke Sie werden mich nöthig haben, wenn ich anders Ihre Intereſſen recht verſtehe. Sie nehmen doch ein Intereſſe an der Frau Marquiſe?“ — „Mille tonnère, welche Unverſchämtheit! Wer braucken ſu wiſſen — wer ſein Sie, Monsieur le meunier soi-disant?“ — „Ich bin ein Sohn des Hofmechanikus in Suttgart,“ ſagte Titus franzöſiſch, „und halte mich beim Müller, meinem Verwandten, hier auf, um eine neue Konſtruktion im Mühlenbau zu probiren. Hören Sie mich an. Ich dränge mich nicht in fremde Geheimniſſe, aber Sie werden es wohl natürlich finden, daß die junge Dame, die ich zu begleiten das Vergnügen hatte, mir Manches anvertraute. Das Uebrige errieth ich von ſelbſt. Mich kümmert Ihr Roman nichts, mein Herr, aber da ich ihn einmal kenne, ſo habe ich auch ein Urtheil darüber. Und es wird Ihnen gewiß ſelbſt lieb ſein, wenn ich dies Urtheil ausſpreche. Ihr Weg war ein falſcher. Sie ſind ohne Zweifel ein ausgezeichneter Geiſt, ein Geiſt von bewunderungswürdigen Hilfsmitteln, und ich bedauere, daß Sie nicht reüſſirt haben. Aber auch Ihre Partnerin ſcheint ein Weſen von ſeltenen Fähigkeiten. Ein Charakter, welcher keine Art von Zwang, weder direkt noch indirekt duldet, ein Verſtand, welcher die feinſten Berechnungen eines andern Verſtandes durchſchaut. Ihre Manövres auf dem Sternhofe wurden wohl durchſchaut. Sie haben mißfallen,

sie haben erschreckt. Man entzog sich ihnen durch die Flucht." — Der Marquis zuckte zusammen; Titus fuhr ohne Unterbrechung fort: „Deßungeachtet möchte ich nicht behaupten, daß Sie gar keine Aussicht haben. Nur forciren Sie nichts. Geben Sie Ihr bisheriges Stratagem auf, es war ein Mißgriff. Machen Sie es vergessen. Kehren Sie ruhig nach Offenburg zurück, wenn ich Ihnen rathen soll, und lassen Sie die Marquise in Mannheim. Später sieht man sich dann wohl wieder, thut, als wenn nichts geschehen wäre, oder spricht höchstens von einem Mißverständniß. Kann ich selbst dabei dienen — mit Vergnügen. Als die Marquise hörte, daß ich eine Braut in Heidelberg habe, die ich nächstens besuchen würde," — bei dem Worte „Braut" sah der Marquis sehr froh überrascht aus — „so wurde ich mit großer Liebenswürdigkeit nach Mannheim eingeladen. Ich gedenke die Einladung zu benützen. Vielleicht kann ich Ihren Mittler machen. Ich werde Ihrer Chancen wahrnehmen, und im günstigen Augenblick Ihnen berichten. Dann mögen Sie selbst kommen. Da ich einmal in diesen Roman verflochten bin, so interessire ich mich dafür. Man soll die Eroberung keines Weibes aufgeben, denn jede ergibt sich zuletzt. Es kommt nur auf die Wahl der Mittel an und auf den Takt, in seinen Mitteln zu wechseln."

In diesem und ähnlichen Sinne redete Titus. Der Marquis war entzückt. Er schwur ein- über das andere Mal, daß ihm Titus ganz aus der Seele spreche, er nannte ihn seinen jeune ami, seinen généreux protecteur, einen homme de grande intelligence und pries mit einem Schwall romanischer Höflichkeiten das Glück, das ihm solch einen Freund finden gemacht. Er nahm ihn nicht

an, er drängte sich ihm auf, bearbeitete und instruirte ihn, wie er in Mannheim seine Partei halten, wie er für ihn sprechen, ihn entschuldigen könne, was er thun, was er nicht thun solle, und verabredete mit einer Zudringlichkeit und Vertraulichkeit, als wären sie Jahrelang bekannt, und als wäre die Verführung einer Frau ohne weiters eine Sache des ganzen männlichen Gemeingeistes, einen Feldzugsplan, dem Titus nicht ohne Abscheu zuhören konnte. Und als er ihn zuletzt gar unter den Arm nahm, während die Süßigkeiten seiner gemeinen und übertriebenen Schmeichelphrasen immer widerlicher wurden, da konnte Titus seinen Ekel und Aerger, mit einem Manne, den er auf's Schaffot bringen wollte, so umzugehen, nicht länger zurückhalten. Er brach schnell ab, sagte, er müsse fort und komplimentirte sich mit ihm auf die kürzeste Weise zum Thale hinaus. — Als er den Rücken gewendet hatte, setzte sich Titus hin und zeichnete frisch aus dem Gedächtniß sein Porträt.

Froh wie ein Gott flog er hierauf zu Jenny zurück. „Er ist fort," sagte er, — es fiel kein Wort weiter über diesen Gegenstand.

Zwei Tage noch blieb Jenny d'Evreux zur Heilung ihres wunden Fußes bei der Hegerin herbergen. Es waren Tage einer äußeren Ruhe, aber voll tiefer heimlicher Ungeduld. Die herrlichste Waldsommerpracht that Alles, wenigstens das Aeußere dieser Tage zu vergolden. Nicht ohne Rührung nahm Titus von den mancherlei Gedenkplätzen seines Mühlthales Abschied, aber doch brannte ihm der Boden unter den Füßen. Endlich saß unser Paar im Postwagen zu Ebersbach und nun flog's hinaus! Rasch

gingen die Tannen und Granite des Schwarzwaldes in das ebene Land über, wo zwischen Rhein und Neckar die heitere Stadt Mannheim liegt.

Titus stand wieder in der Welt. Ein offenes Land — ein zahlreiches Volk — Verkehr auf Straßen und Schiffen — städtisches Leben — Stellung und Gegenstellung — Freunde, Menschen, Namen! Der lang Vereinsamte trug mit einem Schlag die geräuschvolle ewig unabgewickelte Kette, welche Gesellschaft heißt. Aber in dieser Gesellschaft hoffte er sich tiefer als je wieder zu vereinsamen, — nicht seine Person, sondern seine Gedanken. Er dachte an Jean Baptiste's Gericht.

Aber war der Mann überhaupt schuldig? Im düsteren Schwarzwald, in der Aufregung eines Augenblicks hat er sich's eingebildet. Wird ihm in Mannheim nicht anders zu Sinnen? Die zahme Vernünftigkeit einer gut policirten Stadt, ernüchtert sie nicht die wilde Kühnheit der Phantasie und ihre groteoken Inspirationen? Ein paar Stunden lang geht er in's Gewissen damit. „Nein!" ruft er endlich, „ich laß ihn nicht los den Gedanken. Er ist wahr, ich will es!"

Und nun an's Werk! Was für ein Werk? Bizarr genug denkt er sich's aus.

Er hat, wie gesagt, den Kopf Jean Baptiste's unmittelbar nach dem Gespräche mit ihm skizzirt. Er hat ein Porträt von Jules d'Evreux, ein Medaillon, welches die Wittwe am Halse trug, sich aushändigen lassen. Er hat in Baden-Baden den Punkt aufgenommen, wo man am Frömersberg die Leiche des Erschossenen gefunden.

Diese Bildwerke schickt er jetzt an den Maler, den wir von seiner zweiten Flucht her kennen, und der in der benachbarten Residenz lebt. Den weiht er in sein Geheimniß ein. Er schildert ihm Charakter und Leben der beiden Brüder und den Tod des Jüngern. Er entwickelt die schauerliche Beweisführung, wie dieser Tod ein Mord gewesen sein müsse. Und nun rückt er mit seinem Anliegen heraus. Malen Sie mir ein Bild dieser Mordscene, schreibt er dem Maler. Malen Sie mir den Moment, wie Jean Baptiste seinen Bruder Jules erschießt. Es soll ein Bild werden, lebensgroß, im Dekorationsstyl, und für eine mäßige Zimmerdistanz bei Lampenbeleuchtung berechnet. Es soll wirken wie die Thatsache selbst. Malen Sie grob, drastisch. Der Charakter der Köpfe ist Hauptsache. Wenige Züge, wenige Striche, aber derb, robust! In die Augen springend, erschreckend, schlagend. Ebenso die Gliedmaßen. Nichts als Zeichnung! Kühne, gräßliche Striche — der Mord durch die Gruppe zuckend — Alles Leben und Augenblick — gemalt sei's wie's will. Treiben Sie die Figuren so plastisch als möglich aus der Leinwand. Malen Sie reliefartig, mit tiefsten Schlagschatten. Die Farben mögen gekreuzigt werden, wenn's nur täuscht! einen Augenblick lang, aber auf's höchste. Ich wünschte sehr, daß Sie die Skizze selbst anlegten. Ausführen mag's ein Schüler, ein Gassenkehrer — wenn nur ein verschwiegener. Fegen Sie das Spektakelstück, ich beschwöre Sie, sobald als möglich zu Ende. Ein Marktbudenkler an Faktur, aber Ihr Geist sei darin!

So ungefähr schrieb er dem befreundeten Hofmaler, denn ihn selbst zu sprechen, hinderten ihn leider die Betreibungen am eigenen Orte. Aber was wollte er denn?

Unsre Leser errathen es vielleicht. Hamlet veranstaltet ein Schauspiel, um die Blutschuld seines Ohms zu enthüllen. Was Hamlet durch sein Schauspiel erreicht, wollte Titus durch einen gemalten Carton erreichen. Die bluttriefende Stunde am Frömersberge sollte im Bilde erscheinen, vor dies Bild der Mörder gestellt werden, plötzlich, unvorbereitet, und ein jacher Anprall sein Gewissen darniederwerfen. Das ist sein Plan.

In den Tagen aber, welche jetzt folgten, sah man ihn selbst wie einen Verurtheilten herumwandeln. Es wurde ihm nicht wohl zu Muthe bei diesem Geniestreich. Sein altes tolles Studentenblut, fühlte er, war nicht mehr dasselbe. Wie dämonisch, wie unwiderstehlich zu solchen Thaten es ihn immer noch trieb, es trieb ihn nicht mehr blindlings, naiv. Er wußte jetzt, was er that. Seine Natur war keine einfache mehr, sondern eine mehrseitige. Ueber dem phantastischen Leichtsinn der Jugend machte sich Mannes-Ernst und Besonnenheit geltend. Seine Kräfte rangen nach Ausgleichung, er stand auf Uebergangsstufen.

Tausend Zweifel marterten ihn. Wird der Maler auf diese Tollheiten eingehen? Wird die Kunst nur überhaupt leisten können, was du ihr aufträgst? Wird es verschwiegen bleiben? Wie, wenn es verrathen würde? Wenn Jean Baptiste diese ganze Gegend her mit seinen Spionen besäet hätte? Hält er sich wirklich so ruhig in seinem Offenburg oder Baden-Baden? Oder zuletzt — wenn sein Gewissen doch härter ist, als es diese Probe voraussetzt? Diese und unzählige andere Bedenken wälzte er beständig in sich herum. Oft saß er da in Gesellschaft — denn immer meiden konnte er sie doch nicht — wie

ein Geistesabwesender, und gab verkehrte Antworten. Oft hörte er gar nicht.

Jenny war von all diesem Wesen ein stummer Zeuge. Sie ahnte was vorging, aber sie wagte nicht den Mund zu öffnen. Gern hätte sie ein Wort der Gnade eingelegt, da sie sah, wie sehr es den Geliebten selbst angriff. Ein einziges Mal versuchte sie es, ihn auszuholen, und sprach im Sinne der Güte. Aber Titus antwortete wild: „Güte und Feigheit sind Geschwister!“ und brach ab davon.

Hätte er auf dem planen Wege der Vernunft seine Zwecke erreichen können, — allerdings es wäre ihm lieber gewesen. Aber Eins stand fest für ihn: die Wittwe des Gemordeten mit Gerichtsaussagen und Zeugenvernehmungen möglichst zu verschonen! Ein Anklageprozeß auf Verdacht aber ließ diese Schonung nicht zu. Ewig wünschenswerth war es daher, daß das überraschte Gewissen sich selbst anklage. Hier lag für Hamlet's Inquisitions-Verfahren der Reiz, der immer von Neuem lockte. Hier behielt die Romantik über die Wirklichkeit Recht. Hier konnte das salto mortale eines kühnen Wagens über die Längen der prosaischen Geschäftsweisheit mit Einemmale hinwegspringen. Und dieser Vortheil gab immer den Ausschlag. Wie oft er in einzelnen Augenblicken aufschrack über sein Wollen, — er rechnete die ganze Rechnung von Neuem durch, und entschied sich: es bleibt dabei! —

Nicht weniger in Verwirrung befand sich inzwischen der Maler. Das war wohl die seltsamste Bestellung in seinem Leben, dieser Auftrag des Baron Hornberg in Mannheim. Der alte Herr schüttelte den Kopf dazu, und fragte sich, ob er wohl Recht gethan habe, dem Baron

aus dem Tollhaus zu helfen. Er legte die Sachen ad acta und fuhr fort, an einem Staffeleibilde zu malen.

Aber der Antrag ging ihm im Kopf herum. Der alte Herr irrte sich, wenn er dachte, eine Tollheit so schnell ablehnen zu können. Denn just er selbst war eines der tollsten Künstlergenies seiner Zeit gewesen, und trotz seiner grauen Locken, seines Ordens und seiner Stellung bei Hofe spuckten noch immer tausend Teufeleien in ihm. Er fühlte bald, daß er in dem außerordentlichen Falle, welcher hier vorlag, vielleicht selbst so gehandelt hätte, wie der Andere handelte. Und hatte er bei dem bewußten Fluchtversuch nicht Lust genug am Abenteuerlichen gezeigt? Wahrlich, der alte Herr wird nicht lange an seinem Staffeleibilde malen!

Wirklich legte er bald seinen Pinsel hin. Es ging nicht. Die verrückte Bestellung fing an zu gähren in ihm. Es verdroß ihn zwar, und er lief in's Freie hinaus, die Geschichte sich aus dem Sinn zu schlagen. Aber unterwegs schlug sie sich erst recht hinein. Der gute Maler! Seine Phantasie componirte bereits, indem er noch schalt auf sie, und Phantasie hatte er wirklich. Er war eben noch ein Künstler vom alten Schlag, keiner der modernen Herren, welche Aktien kaufen, und den Courszettel studiren, und besser rechnen als phantasiren.

Genug, der jugendliche Greis rannte in sein Atelier zurück, voll Feuer und Flamme. „Mörner, erschießen Sie mich," rief er seinem Schüler zu, und stellte sich vor den Spiegel in Positur. Der Jüngling stutzte. „Ja, ja, erschießen Sie mich! aber forsch! ich bitte mir's aus. Nehmen Sie dort das Terzerol. Packen Sie mich mit dem linken Arm von hinten her um den Hals, den Sie mit der Hand

vorne zuschnüren und mit der Rechten pressen Sie mir das Terzerol an die Hirnschale." Der Jüngling fing an zu gehorchen. „Nicht so matt. Eine rechte Teufelsseele muß in Sie fahren. Nehmen Sie erst Distanz und geben Sie sich einen Schwung. Sehen Sie, ich stehe hier, arglos, und denke an nichts. Auf einmal springen Sie wie eine Tigerkatze mich an — eins, zwei, drei! — bravo! Die Stellung war gut. Ein vortreffliches Mördermodell! Ich danke Ihnen." — Und augenblicklich warf er die Stellung auf's Papier, und fing zu arbeiten an, und zeichnete und malte, und überwachte sich die ganze Nacht bei dem Werke.

Am andern Tag wurde ein wohlversiegeltes Rollen-Futteral auf die Frachtpost nach Mannheim gegeben.

Prächtiger Mann! das ging schnell, dachte Titus, als ihm ein Postbote die Volette zur Abholung des Filguts brachte. Wie schlug ihm das Herz! Das Bild wurde in's Haus geschafft. Mit Fieberhast entrollt er den Carton, und ist erstaunt. Er prüft in heimlicher Nachtstunde den Effekt bei Lampenbeleuchtung — und ihm selbst sträubt sich das Haar! Nie hat ein Künstler seinen Auftraggeber besser verstanden. Verstanden? Ach, das ist gar kein Verständniß mehr! Das hat er selbst erlebt der Künstler. Die Zauberdünste des bösen Verdachtes umwirbelten sein eigenes Hirn; der Schrei nach Rache schrie aus seinem eigenen Herzen. Dieser Nerv! dieser Schwung! diese Zuckung in allen Fingerspitzen! Ein Mord wie von einer Furie gemalt. Gemalt mit dem Ruß ihrer Fackel. Auf seine Knie wirft sich Titus vor dem anbetungswürdigen Klecks: Göttlicher Teufel, das hast du getroffen!

Von dem Augenblicke an, ist er um Vieles ruhiger.

Der Erfolg seines Einfalls, die Wirkung dieses Bildes, scheint ihm kaum noch zweifelhaft.

Und sofort setzt er sich hin und schreibt ein Billet an den Marquis: „Kommen Sie nächsten Sonntag zu einer Soiree nach Schwetzingen. Sie werden die Marquise sehen können. Es wird der rechte Augenblick sein. Alles Uebrige mündlich. Ich schreibe in Eile."

In Schwetzingen aber hatte Titus einen Freund, einen Privatmann von Distinktion, Besitzer eines schönen Hauses und Gartens. Mit dem war der Plan verabredet.

Der Tag erschien. Der Marquis stellte sich frühzeitig ein, noch vor Abend. Titus fuhr mit ihm nach Schwetzingen. Er hatte es so eingerichtet, daß noch Gesellschaft mitfuhr, um mit Jean Baptiste eine Unterhaltung, die ihm ein Gräuel gewesen wäre, vermeiden zu können. Es fiel kein Wort über Jenny.

In Schwetzingen war kaum das Goutè zu Ende, als man ankam. Titus stellte den Marquis und den Hausherrn einander vor; man wechselte ein paar Worte über Politik, und zerstreute sich wieder. Das Sommervergnügen im Garten war noch im vollen Gang. Die ganze Gesellschaft war in einzelne Partien und Gruppen aufgelöst. Hier improvisirte die Jugend einen Tanz im Grünen, dort schossen Herren und Damen nach der Scheibe. Hier wurde geschwatzt und erzählt, dort donnerte die Kegelbahn. Dazwischen gingen die Unbeschäftigten hin und her und gesellten sich ab und zu bald dieser bald jener Coterie zu.

Die einbrechende Dämmerung machte der Gartenlust ein Ende. Aber noch war die Luft zu schwül, das

Echauffement zu groß, um hinauf in die Säle zu gehen. Man promenirte noch in der großen Allee. Das Plaudern und Lachen, das heitere und witzige sich Anreden der Auf- und Abgehenden, schwirrte freundlich durch den schattendunklen Laubgang. Später brach man auf zum Souper. Dem Souper voran ging ein kleines musikalisches Divertissement. Jean Baptiste verbarg mit Mühe die Zeichen seiner Ungeduld. Titus war stets um ihn her und wich ihm stets aus. Er hätte sich geweidet an seiner Qual, wäre ihm selbst leichter zu Muthe gewesen.

Nach dem Souper endlich nahm er den Marquis bei Seite und flüsterte ihm zu: „Sie haben bisher die Marquise nicht gesehen. Verwundern Sie sich nicht darüber. Ich will Ihnen in aller Eile die Erklärung davon vertrauen. Sie wissen, daß wir Krieg mit Frankreich bekommen. Sie werden den patriotischen Geist des Hauses bemerkt haben. Unser Wirth selbst gedenkt ein Freikorps auszurüsten. Die Soiree ist nicht ohne Tendenz, und wird in eine herzerhebende Manifestation auslaufen. Der Hebel dieser Manifestation wird ein lebendes Bild sein. Das lebende Bild wird die Rheinnixe Loreley vorstellen. Sie sitzt, ihre Mandoline im Arm, auf dem berühmten Felsen, und stimmt ein Lied an, — auch das sei Ihnen verrathen: Nicolaus Becker's Rheinlied. Sie werden einen großen Effekt erleben. Einen großen und nachhaltigen Effekt, das kann ich Sie versichern. Bald werden diese Säle von Toasten auf Deutschland widerhallen. Wenn Sie, als Franzose, so artig sind, mitzutoasten und etwa ein geistreiches Bonmot dazu machen, so wird der Applaus ein ungeheurer sein. Die Loreley kann gar nicht anders, als Ihnen gnädig begegnen. Die Loreley aber ist unsre

bühnenberühmte Marquise, das brauche ich Ihnen kaum erst zu sagen."

„Ach, Sie sind ein Engel!" brach der Marquis aus, „ich umarme Sie!" Titus trat mit Schaudern zurück. „Folgen Sie mir," sagte er rasch, „ich sehe die Gesellschaft schon aufbrechen."

Man begab sich in einen Saal, welcher den Speisesaal begränzte. Es war noch dunkel in dem Saale. Nur ein paar Wandleuchter brannten, der Kronleuchter war noch unangezündet. Seltsamer Weise bestand die Gesellschaft, welche sich eingefunden hatte, fast nur aus Herren, das schöne und neugierige Geschlecht fehlte noch. Die Herren standen und gingen im Saale auf und ab, die Conversation war gedämpft und flüsternd.

Auf einmal erklang ein Mandolinengriff. Die Gesellschaft ordnete sich. Alles machte Front gegen die Richtung, woher der Ton scholl. Wieder ein Griff. Da erloschen die Wandleuchter, im Fond des Saales flogen zwei Coulissen auseinander, von einem Réverbère flog ein Schirm zurück, und sein wohlgestelltes Oberlicht erhellte ein Bild . . .

Der Marquis stieß einen gellenden Schrei aus.

„Ah, das klingt gut!" rief Titus rasch und erbarmungslos. Er stampfte mit dem Fuße — vier Gendarmen mit Ober- und Untergewehr traten aus einer Seitenthür, — „an den Galgen mit dem Mörder!" donnerte Titus, umspannte den Marquis mit Macht und schleuderte ihn den Gendarmen zu. „Mon Dieu, je suis un homme perdu!" stöhnte der ohnmächtig Zusammenbrechende.

„So will ich meinen Gott nicht wieder versuchen," sagte Titus, als er diesen Hergang seiner Braut erzählt hatte. „Nur meinem Vormund bin ich noch Gerechtigkeit schuldig. Auch der soll jetzt d'ran."

Jenny sah mit einem Blicke zu ihm auf, der Alles zugleich ausdrückte: Erstaunen, Vorwurf, Bitte.

Titus verstand sie, denn seine Antwort klang wie Entschuldigung. „Ueberdies bin ich während meines Aufenthaltes in der Waldmühle großjährig geworden," setzte er hinzu, „seine Rechenschaft ergibt sich von selbst."

Jenny stand auf. Sie legte das Blatt, an dem sie gezeichnet hatte, hin, und legte ihre Hand auf den Nacken des Jünglings. „Ich bitte dich, Titus!"

Titus schärfte die Lippen. Er sah stumm vor sich hin. Mit einer wenig unterdrückten Empfindlichkeit sagte er: „Du gehst unbillig mit mir um. Dir gab ich Genugthuung, ich aber soll sie entbehren."

Jenny antwortete: „Und was ich selbst dabei gelitten — doch nein! Ich will den Dank, den ich Dir schuldig bin, nicht schmälern. Ich denke nur, der Fall ist um Vieles ein anderer."

Titus besann sich. „Du hast recht," sagte er. „Jean Baptiste war ein Mörder, und mein Vormund — Alles in Allem — ist doch nur ein Lump! Du hast recht." Und mit einem Humor, der nicht ohne natürliche Vornehmheit war, warf er leichtblütig hin: „Glücklicher Hallunke, du sollst mit dem Schreck davon kommen. Ich will mir einen Scherz mit ihm machen, und dann — ihn laufen lassen."

Was meinte Titus damit?

Es war, wie unsre Leser zuvor schon gesehen haben,

zur Zeit der ägyptischen Frage. Am deutschen Rhein sollten die Kämpfe des Nils ihre Entscheidung finden. Thiers hatte sein „Memorandum," drei Tage darnach sein „Ultimatum" nach London geschickt. Vom Kriege trennte uns nichts mehr, als daß der König der Franzosen seinen Kammern persönlich die Worte sagte, welche sein verwegener Premier schon längst sagen durfte. Nichts als die Formfrage, ob der König die vorgelegte Thronrede annehmen werde, oder nicht, lag zwischen Frieden und Krieg. Nach allem Geschehenen aber konnte das kaum noch die Frage sein. Mit Recht hatte daher Preußen seine entschlossene Hand an's Schwert gelegt. Es verbot die Pferdeausfuhr nach Frankreich, — ein erster feindlicher Schritt, denn unser lebhafter Nachbar befand sich leider sehr übel beritten in jenen Tagen. Es schickte seine Kriegsobersten aus, die Wehrhaftigkeit Deutschlands an den Höfen und in den Bundesfestungen zu betreiben. Es hieß seine Heere sich in Kampfbereitschaft halten. Es füllte seine Magazine mit Proviant und Kriegsvorrath.

Als Titus vernommen, daß sein Vormund bei den Lieferungen dieser Vorräthe sich erheblich betheiligte, war sein erster Ausruf gewesen: „Gott schütze die preußischen Kassen! jetzt plündert er Staaten, nicht mehr Privatpersonen." Denn mit dem raschen Instinkte, den wir an ihm kennen, fühlte er sofort, was in solchen Zeitläuften und bei solchen Geschäften die Berechnungen eines Mannes, wie sein Vormund war, sein würden. Mitten in der allgemeinen Begeisterung nämlich sah er jenes fuchs- oder hamsterartige Geschlecht der „Gewiegten" durch die Gesellschaft schleichen, welches an keine Begeisterung glaubt, und mit winkelzügigem Wagniß Nationalopfer in Privatvortheile

verwandelt. Diese Menschen lasen gleichsam mit einer natürlichen Verwandtschaft in der Seele des französischen Königs, sie fühlten die Chancen des Friedens an ihrem eigenen Krämersinn, und zahlten sich in schmutzigen Calcüls die Prämie eines feigen Bewußtseins aus.

Kurz, Titus war überzeugt: sein Vormund würde auf den Frieden spekuliren, die Kriegslieferungen größtentheils auf dem Papiere machen, Magazine und Arsenale leer lassen, desto reichlicher aber seine Taschen füllen.

Mit einem eigenthümlichen Lächeln fuhr ihm daher der Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn man im letzten Augenblicke, in einem Augenblicke, da es am wahrscheinlichsten klingt, der Welt den Krieg verkünden könnte? Ein solches Gerücht könnte freilich nur Lebensdauer haben auf einige Stunden: aber diese Stunden müßten dem alten Sünder heiß auf die Diebsfinger brennen! Das war der Schreck, mit dem er davon kommen sollte, wie er seiner Jenny versprochen.

In der That ließ ihm der Gedanke keine Ruhe mehr. Es reizte ihn, so etwas einzufädeln. Er erinnerte sich, daß er in Heidelberg einen Universitäts-Freund gehabt, einen jungen fähigen Mann von guter Familie, voll Keckheit und Teufelshumor. Ein wahrer Gesinnungsbruder von ihm. Derselbe war jetzt bei der preußischen Gesandtschaft in Paris angestellt, und bereits, wie es verlautete, ein „interessanter Charakter" der Weltstadt. Mit diesem beschloß Titus zu komplottiren. Sehen wir zu, wie es ihm gelang. —

Es war am Jahrestag der Leipziger Schlacht. In einer preußischen Provinzial-Hauptstadt füllten am Abend des festlich begangenen Tages eine Anzahl Honoratioren ihr

Casino. Patriotische Toaste begleiteten die Genüsse eines gewählten Soupers, schwungvolle Festreden gingen der Tafel voran und folgten ihr. Die Erinnerung der großen Befreiungsschlacht, welche die meisten Anwesenden persönlich mitgemacht hatten, entzündete lebhafter als sonst, heute die Geister. Die Thronbesteigung eines hochgeistigen Fürsten, die Rüstungen gegen Frankreich, der Kölner Dombau: das waren Ereignisse der jüngsten Gegenwart, welche dem Nationalaufschwung der Befreiungskriege mit wetteiferndem Glanze gegenüberstanden. Was Wunder, daß der politische Meinungsaustausch die Versammlung bewegte wie schon seit langem nicht, und die verschiedenen Tendenzen und Ideale der Partheien, sich ungescheut aussprachen..

„Meine Herren!" erhob sich ein Redner, und schwang den Römer voll Rheinwein, „lassen Sie uns anstoßen auf die Freiheit im Sagum und in der Toga! Die Waffen Brandenburgs hoch! ihr Klirren und Rauschen ist der Freiheit ein günstiges Omen. Die Worte von Kalisch werden eine Wahrheit werden wie Leipzig und Waterloo eine Wahrheit sind! Meine Herren, bringen wir diesen Römer dem neugekrönten König, dem Philosophen, dem Künstler, dem Perikles auf dem preußischen Throne, dem Enkel des Mannes, der es müde war über Sklaven zu herrschen!"

Indeß die Gesinnungsgenossen dieses „Liberalen" den Toast mit Jubel aufnahmen, beobachteten die Uebrigen ein peinliches Schweigen. Am Ende der Tafel erhob sich ein Mann — ein Greis sollten wir sagen, denn seine vorgebückte Haltung und sein weißes Haupt deuteten auf Alter. Aber lebhaft gesund war seine Farbe, seine Gesichtsmuskeln straff, und namentlich um den Mund mit einem eigenen, fast unbarmherzigen Ausdruck gespannt. Ebenso hatte

sein Auge einen festen energischen Blick, oder konnte ihn haben, denn größtentheils schlug er es nieder. Seine Stimme klang aus einer kräftigen Lunge, und erhielt nur durch die zahlreichen Zahnlücken eine greisige Klangfarbe. Viele Augen folgten dem Aufstehen dieses Mannes.

„Meine Herren," rief er, „ich bitte um Ihr Ohr. Wir haben mit Bedauern gehört, daß in dieser Versammlung das Wort „Sklaven" ist ausgesprochen worden. Wir protestiren gegen diesen Ausdruck. Der Ausdruck hat für keine Generation des preußischen Volkes gepaßt, am wenigsten für die heutige paßt er. Christen sind immer frei. Sie sind frei durch die heilige Kraft des Glaubens, durch den Geist Gottes, durch die Liebe in Christo. Mag sein, daß diese Freiheit der Atheisten-Generation Friedrich II. gefehlt hat. Die heutige hat sich gläubig zum Kreuze zurückgekehrt" —

Ein großes Geräusch entstand jenseitig. „Die veraltete Sprache meines frommen Gegenredners," fing der Liberale an —

„Keine Sprache ist veralteter in Preußen als die des Rationalismus," scholl es von frommer Seite zurück.

„Auch spricht sie Niemand diese Sprache," replicirte der Liberale mit Nachdruck. „Ich sprach von unsrer politischen Zukunft, ich sprach von den Traditionen der königlichen Verheißungen, in denen ich geboren und erzogen bin. Diese kann kein Fremder mir nachfühlen. Ein preußisches Herz —"

„Ruhe, Freunde und Brüder," rief ein alter friedsamer Herr, dessen deutscher Rock und lang gescheiteltes Haar die romantische Reliquie eines Burschenschafters zeigte.

Aber der „Fromme" war an der empfindlichsten Seite seines Hierseins getroffen, denn allerdings besaß er das preußische Indigenat erst seit Kurzem. „Meine Herren,"

sagte er mit großer Sanftmuth in Ton und Gebärde, „ich kann mich nicht rühmen, ein geborener Preuße zu sein; es ist wahr. Aber eben als Nicht-Preuße glaubt' ich mich berufen, davor zu stehen, daß die hohe Natur unsers Festabends nicht zu preußischen Parteifragen herabgezogen werde. Wir feiern einen Sieg als Streiter Gottes gegen das Volk der Atheisten, als Kinder Israels gegen den Gog und Magog. Der Sieg bei Leipzig ist Gottes Sieg, vermischen wir ihn nicht mit irdischen Interessen. Wahrlich, wir haben damals Höheres ausgerichtet, als gebeugten Königen Gelöbnisse abzupressen, Gelöbnisse, ihre Völker eine Bahn zu führen, welche jenseits des Rheins in den Abgrund geführt hat. Der Herr der Heerscharen —"

„Unerträglich," knirschte der Liberale und fuhr wie eine Rakete empor. „Herr Kommerzienrath," schrie er, „füllen Sie unsre Magazine mit Korn, unsre Tollhäuser mit Tollen —" ein Gemurmel der Bestürzung ging durch den Saal; der Liberale, sah man, kündigte sich in einem Tone an, der zu den heftigsten Scenen führen mußte.

In diesem Augenblicke stürzte ein aufgeregter Stadtverordneter in die Versammlung, schwang den Hut und schrie aus vollem Halse:

„Meine Herrn! eine telegraphische Nachricht von Berlin. Der König der Franzosen nimmt die Thronrede an, unser Gesandter in Paris hat seine Pässe begehrt!"

Ein dreifaches Viktoria! brach ohne Besinnen im Saale aus. Und sofort hörte man den Ruf: „Versöhnung! Versöhnung!" welchen einige Stimmen mit kluger Benützung dieser Gelegenheit erschallen ließen.

Der Fromme, treu seinem Charakter, war der Erste, welcher diesem Rufe nachgab. Man sah den alten Herrn

in großer Bewegung einen Stuhl besteigen und seine Stimme klang merkwürdig verändert, als er anhob: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden! Die Rache ist mein, spricht der Herr. Ich hege keinen Groll gegen meinen Nächsten, selbst gegen den nicht, der mich mit Absicht beleidigen wollte. Und diese Absicht hatte mein Freund sicherlich nicht. Er sprach im Eifer, er sprach für die Sache seiner Ueberzeugung. Ich stand für meine Sache. Unsre Worte der Parteiung aber haben sofort keinen Sinn mehr: in diesem Augenblicke sind wir Parteigenossen. Unsre Partei heißt Preußen! Deutschland! Nationalehre! Gerechtigkeit! Krieg! Wohl dem Staate, der im Frieden die Meinungen freigibt; sie werden unüberwindlich im Kriege sein. Und so schließen wir uns zusammen wie Gideons Streiter, zerbrechen rasselnd die leeren, thönernen Krüge unsers Parteihaders und stürzen uns auf den Feind mit dem Feldgeschrei: Mit Gott für König und Vaterland!"

„Mit Gott für König und Vaterland!" scholl es hoch durch den Saal und Alles umdrängte den Sprecher, umarmte, küßte ihn, und trank ihm zu. Der alte Herr war in großer Rührung. Er trocknete sich den Schweiß, er athmete schwer und tief. Alles war einverstanden, als er nach seinem Wagen begehrte, daß er sich schonen müsse.

„Es ist zu Ende!" murmelte er dumpf vor sich hin. Im Vorbeigehen fragte er den Stadtverordneten, woher er die Nachricht habe; dieser wiederholte noch einmal, sie sei von der Gesandtschaft in Paris an's auswärtige Amt in Berlin gelangt, und so eben an die Stadtbehörde telegraphirt worden. Er fuhr nach Hause.

„Es ist zu Ende!" murmelte der alte gebrochene Mann,

in später Nachtstunde seine öde Wohnung betretend. Ein schlaftrunkener Diener leuchtete ihm vor und fragte, ob er noch Feuer befehle. Der Greis schüttelte den Kopf, der Bediente ging, der Greis blieb allein.

„Es ist zu Ende!" stierte er geistlos in's Licht hinein. „Der Einsatz war hoch, — ich hab' es verloren das Spiel. Es ist zu Ende!" Er schloß seinen Secretär auf. Er tappte mit zitternder Hand nach einem verborgenen Fach. Er nahm ein Fläschchen aus dem Fache, welches die Aufschrift „Opium" trug. Er leerte das Fläschchen, und sank in sein Fauteuil.

Das einsame Licht beleuchtete noch eine Weile sein Antlitz. Es brannte tiefer herab, es wurde bleicher, es erloschen. Das Licht — und das Antlitz. —

Am zwanzigsten Oktober, — zwei Tage später — war der Todestag des Marquis Jules d'Evreux. Damit endete das Trauerjahr seiner jungen Wittwe. Jenny hatte es von ihrem Bräutigam nicht erhalten können, die Verlobung in ferneren Verzug zu setzen. Einfach und prunklos geschah die Ceremonie, nur die nöthigsten Zeugen waren geladen. Aber nichts glich dem Hochgefühle, womit Titus seinen Namen unter die Urkunde seines endlichen Glückes setzte.

Wenige Augenblicke nach dieser Handlung hörte man die Glocke ziehen. Der Briefträger hatte die Zeitung abgegeben. Bei dem brennenden Neuigkeits-Interesse jener Tage wurde das Blatt sogleich in's Zimmer der Herrschaft gebracht.

Triumph! Freude! Glück! Die Ruhe der Familien ist erhalten, der Friede des Vaterlands gesichert. Louis

Philippe hat die Thronrede verworfen. Thiers hat abgedankt.

Schütteln der Hände, Gratulation dem Brautpaare — ein Glücksstern mehr zu ihrem Glücke. Die badischen Gränzbewohner vor Allem haben Ursache sich zu freuen.

Ein solches Zeitungsblatt wird mit kosendem Behagen gelesen. Durch all' seine Theile strahlt's wie lachendes Sonnenlicht; jede Linie, scheint's, hat ein Recht auf schmeichelhafte Aufmerksamkeit. Einer der Brautzeugen, der Freund aus Schwetzingen, hat's im Nu durchflogen. Plötzlich wird er ernst. „Höre Baron," sagte er zu Titus, „da hat sich eine Selbstmordgeschichte zugetragen — der Name des Verstorbenen ist zwar nur mit Sternchen bezeichnet, aber ich sollte glauben, dein Vormund wär' es. Alle Personalangaben passen. Lies selbst."

Titus warf einen Blick in das Blatt, und sagte gelassen: „Er ist es. Du hast recht. Was soll ich sagen? War der Spaß zu stark — seine Schuld ist's, nicht die meine. Er sollte mit dem Schreck davon kommen, war meine Absicht — aber seine Unordnung muß groß, sie muß ungeheuer sein, denn er griff zum Gifte. Das überstieg selbst meine Begriffe. Es überstieg seine eigene Klugheit, denn er brauchte nur wenige Stunden zu warten, und das Gerücht war widerlegt. Mein Streich war so leicht und so schwer, wie sein Gewissen selbst. Ich hab' ihn zu seiner eigenen Jury gemacht. Nie ist ein Mensch gerechter gerichtet worden."

Und da er merkte, daß die Anwesenden — Jenny ausgenommen — diese Worte nicht verstanden, so erinnerte er sich, daß er zu erzählen hatte, wie das zusammenhing.

Er that es.

Aber Jenny ſtand tief ergriffen. Ihre Wange war blaß, ihr Auge ſtarr, — ſie ſah entſetzt vor ſich hin. „Es iſt doch grauſenhaft," ſagte ſie, „daß wir zwei Menſchen umbringen mußten, eh' wir zum Altare gehen."

Titus ſchloß ſie in ſeine Arme. Er küßte ſie auf die Wange und ſagte ſanft: „Ich bitte mir dieſe Roſen wieder aus. Laß dich das nicht anfechten, liebes Kind. Es ſoll dir von deinem Hochzeitskranz kein einziges Blümchen welk machen." Und mit einem Anflug von Scherz, aus dem aber die bewegteſte Innerlichkeit klang, fuhr er fort: „Siehe, mein Kind, ich bin nun einmal zum Plagiator Hamlets erwählt. Auch hier erkenn' ich mein Plagiat. Mein Hieb nach dieſem Manne hätte nicht mehr zu bedeuten gehabt, als Hamlets Stich nach der Ratte — aber ein Menſch fiel! Nun, ich hoffe, es iſt genug, und von nun an ſcheiden ſich meine Wege mit dem tragiſchen Prinzen. Ah, wie dicht unſre Linien oft an einander ſtießen! Aber nicht das iſt das Weh der Welt, daß die Schlechten und Gemeinen die Sittlichkeit aus den Angeln heben dürfen, ſondern daß die Sittlichkeit oft kraftlos und unpraktiſch, die Schlechten und Gemeinen aber energiſch ſind. Glaube mir, nur wenig fehlt, daß die Hamlet-Tragödie mit Glück enden konnte. Nur wenig fehlt, daß Hamlet und Ophelia, ſtatt im Wahnſinn zu Grunde zu gehen, über den Nacken ihrer Feinde ſich die Hand reichen konnten. Lächle, mein Kind, mir däucht, wir hatten das Wenige!"

Die Opfer der Börse.

„Ei Jungfer, das heißt nicht reinlich gemolken," sagte der Gast über seinem Milchnapf. „Sehen Sie dieses Kuhhaar?"

„Gott behüte, das ist ein Katzenhaar," antwortete das Mädchen; „die Thiere sind leider nicht abzuhalten von der Milchkammer. Das ist ein Kuhhaar." Und munter fischte sie eine andere Haarsorte an ihrer Stricknadel aus der Milch.

„Das ist freilich ein Unterschied," lächelte der Städter. „Ein Glück nur, daß Alles so hübsch zur Hand ist; man lernt doch dabei."

Das Mädchen erröthete leicht und sagte entschuldigend: „Uebrigens habe nicht ich diesmal gemolken; mir thut der Finger weh." Sie wies den Zeigefinger der rechten Hand in einem Verbande.

„Aber Sie stricken doch?" meinte der Gast.

„Dabei kann ich den Finger steif halten. Arbeiten thun die Andern. Sehen Sie, es geht."

„Und sehr flink sogar. Wie sind Sie zu der Verletzung gekommen?"

„Eine Verletzung ist's eben nicht. Ich fand gestern Abend ein Bübchen vom Dorf, welches Reisig aus dem Wald schleppte. Die Last hatte den Kleinen rücklings nie-

dergeriſſen; er lag, und winſelte. Es iſt unvernünftig, wie die Leute ihre Kinder überbürden. Ich bin doch auch nicht als Docke gewöhnt, aber „zu viel bricht Stabeiſen.“ Ich half dem Käferchen auf, ſchnürt' ihm ſein Bündel los und nahm es ſelbſt huckepack. Dabei riß ich mir den Finger an einem Dorn auf. Ich griff freilich ein wenig raſch d'rein, es iſt meine eigene Schuld; vielleicht war ich zu wild.“

„Zu liebevoll! liebes Kind.“

„Ja, liebevoll! Als wir die Mutter einholten, die ſorglos vorausmarſchirt war, kriegt' ich noch Schelte, daß ich die Kinder verdürbe. Ich wüßte mit Kindern nicht umzugeh'n. Das Gauchenvolk! Sie wiſſens beſſer!“

Das Mädchen ſah wie ein Wetter d'rein. Der Fremde aber ſah mit Genuß in ihr blitzendes, rehbraunes Auge.

„Haben Sie noch jüngere Geſchwiſter?“ fragte er weiter, um den Faden der Unterhaltung nicht ausgehen zu laſſen. Aber plötzlich horchte das Mädchen auf — „der Vater kommt!“ und ſprang einem Einſpänner entgegen, welcher auf dem lockeren Humusboden mit einer Gedämpftheit, als rollte er noch in weiter Ferne, unverſehens am Hauſe anfuhr.

Der Fuchs wieherte freudig dem Stalle zu, der Hofhund tanzte wie toll an ſeiner Kette, die Tochter umherzte den Vater, und eine Magd kam gerannt, welche nach dem Pferde griff. „Bleib an deiner Arbeit,“ ſagte der Landwirth, „mein Roß geht mich allein an. Iſt die Mutter ſchon zu Hauſe?“ fuhr er zur Tochter fort. Das Mädchen verneinte. „Was haſt du ausgerichtet?“ fragte ſie ihrerſeits. „Nichts,“ antwortete der Hausvater kurz, und leitete ſein Gefährt in den Hof. Tochter und Magd folgten.

Der Fremde blieb einen Augenblick allein in seiner Laube. Es war ein Mann im Anfang der dreißiger Jahre, einfach und elegant gekleidet. Er trug einen Sommeranzug von englischem Zeug und Schnitt, mattgrau, aus Einem Stoffe. Ein englischer Plaid, in eine Rolle geschnallt, lag neben ihm, desgleichen eine Reisetasche von amerikanischem Leder. Sein bräunliches Haar war tadellos gescheitelt, sein voller, wohlgepflegter Bart am Kinn sorgfältig ausrasirt. Der Ausdruck seiner Mienen verrieth das Kind des sorglosen Wohlstandes, er war gutmüthig und jovialisch. In seinem gegenwärtigen Zustande aber lagerte ein nachdenklicher Schatten darüber, und um Alles zu sagen, so kleidete ihn der gar nicht so übel. Denn wenn es sonst nicht ohne komischen Kontrast abläuft, wie verwöhnte Stadtgesichter total verlegen zu ihren Verlegenheiten sehen, so sah dieses Gesicht aus, als ob es auch mit seinen Verlegenheiten auszukommen wüßte. Es hatte einen Zug von Intelligenz und Willen.

Der Hausvater kam bald wieder zum Vorschein. Er trat, gleichsam zufällig, unter sein Hausthor, nicht scheinen wollend, als ob er jedem Verzehrer einer Portion Milch seinen Diener mache, und doch verlangend, dem Gaste seine Höflichkeit zu bezeugen. Die Art, wie er zwischen durch seinen Weg nahm, gelang ihm frei und glücklich. Der Mann war auch sonst aus dem Gröbsten der Bauernart heraus, seine Haltung war aufrechter, bewußter, sein Blick offen und verständig.

Wirth und Gast wechselten einige Redensarten, welche sich allerdings zunächst auf das Wetter bezogen. Dann tauschte man gegenseitig die Frage, was es in der Stadt, was auf dem Lande Neues gab, wobei aber nicht viel Er-

quickliches sproßte. Das Erkunden des Wirthes nach den Fallimenten und Unglücksfällen der Stadt wurde von dem Gaste mit einer eigenthümlichen Befangenheit aufgenommen. Dieser fing die Ruhe und Sicherheit des Landlebens zu preisen an, wozu wieder der Wirth den Kopf schüttelte. „Nichts ist ruhig und sicher," sagte er, „was Menschen in ihrer Hand haben. Betrachten Sie hier meinen Pachthof. Hätt' ich nicht grau zu werden gehofft als fürstlicher Pächter? Da schickt uns der Fürst den neuen Intendanten auf die Herrschaft, und fort ist Ruhe und Sicherheit! Meinen Pacht, der zu Lichtmeß abläuft, hätt' ich auf der alten Kanzlei erneuert, wie man diesen Löffel Milch austrinkt; es war nichts als eine Formalität. Der Fürst dachte in Ewigkeit nicht an's Steigern. Aber der neue Intendant denkt daran. Hu, wie der Blutsauger die Saiten spannt! An den Fürsten ist leider nicht zu gelangen, der lebt in Paris, Gott weiß auch, wie ihn der Intendant in der Tasche hat, — kurz, es ist aus. Kein ehrlicher Mann, der Grund und Boden nicht ruiniren will, kann den neuen Zins unterschreiben. Und wär's noch der Zins allein! Aber diese Quängeleien von Nebenbedingungen! dieses Quälen und Händebinden nach allen Seiten hin! Das ist wohl zu beachten. Es ist wohl zu beobachten, ob ich mit einem harten aber gerechten Mann zu schaffen hab', oder mit einem Zweideutigen, der mir Fußfallen stellt. Da hilft alles Nachgeben, alles Drücken und Darben nichts."

„Sehr wahr. Und haben Sie schon anderwärts Aussichten?"

„Ich bin viel herumgefahren, Sie können es denken. Schlechte Aussichten überall. Die Ankäufe der auswärtigen

Mächte in diesen Jahren haben eine hübsche Grundrente abgeworfen; da denken die Grundbesitzer, das ginge so fort, und fordern enorm. Aber zum Verkauf stünd' ein Gütchen — das wär' ein Fang! Der Loßbauer drüben in Salmau will nach Amerika, und verkauft sein Anwesen. Das ist eine Goldgrube! Hundert Morgen der fettesten Erde, Gartenland, Spatenland, — reiner Schlickboden! Man sagt auch, 's war mal ein See. Eine Pracht um das Gut! Zehn Zentner Sommerweizen, über siebzig Grün-Lein, achtzig Lucerne per Morgen, das sind nur Durchschnitte, nicht Marima, beim Loßbauern. Ein Gut, wie ein Butterfaß, Herr! Fünftausend holländische Dukaten will er. Gott weiß, was er dem Gelde für Wege kennt, denn verschenkt ist's d'rum."

„Und Sie?"

„Ich könnte Blut weinen. Geld hab' ich kein's. Aber ich meinte, ich könnt' ihn zu einem Pacht bewegen. Bis er sich den neuen Handel drüben eingefahren hätt', könnt' er ein paar Jahre Zins nehmen, behielte sein Spiel in der Hand, setzte nicht Alles auf eine Karte. Er hätte und ich. Das wäre die pure Vernunft, dacht' ich. Ich hoffte mich wirklich bis über die Ohren hinein. Aber nur ausgelacht hat er mich. Was der alte Fuchs Gedanken hat mit seinen Holländern! — kein Teufel erräths. Oder fordert ihn auch das Börsenfieber zum Opfer? Aber der Tanz ist ja aus."

Der Fremde machte eine zuckende Bewegung.

Und doch empfand er eine Art Gleichgewicht darin, wie diese ländlichen Sorgen den Sorgen der Stadt sich gegenüberstellten. Von mancherlei Empfindungen bewegt, stand er auf, legte sein Münzstück hin, warf seinen Pa-

namahut über's Ohr, hing sein Reisegepäck um, ergriff sein Manilarohr, grüßte und ging.

Sein Weg ging eine sonnige Berglehne hinan, welche abgeholzt war, und als Viehweide benützt wurde. Eine Kuhheerde lagerte oder wandelte zerstreut darauf her, Ziegen naschten dazwischen an allerlei Buschwerk und turnirten gelegentlich mit gesenkten Stirnen auf einander los. Höher hinauf stand ein Wald.

Unser Wanderer stieg nicht ohne Anstrengung empor. Schon brannte die Sonne mit Kraft, und ein leises Lüftchen fächelte ohnmächtig dagegen. Als er den Schattenrand des Waldes erreicht hatte, war der rasch pulsirende Körper in einer Wallung, welche ihm die Ruhe, wenn nicht zum Bedürfniß, doch zum Genuß machte. Er warf sich mit Lust in das saftige Berggras.

Gefüllt von Grün und Sonnenschein lag das Thal im schönsten Relief zu seinen Füßen. Es war ein Kalkfelsenthal: die Höhen mit Laub- und Nadelwäldern bestanden, die Abhänge Weinberge, die Sohle Garten- und Wiesengrund, von einem Bach, welcher mancherlei Mühlen trieb, durchschnitten. In formreichen Böschungen dachten die Berge ab, bald steil wie Mauern gesenkt, bald sanft in Bogen geschwungen. Hier traten sie eng und schluchtartig zusammen, dort rundeten sie zu weiten Buchten sich aus, in diese sprangen dann wieder kleinere Hügeleinsätze vor, — es war ein Bild voll Wechsel und malerischer Gliederung.

Mit Behagen überschaute der Wanderer den Weg, den er zu dieser Höhe zurückgelegt. Er sah auf den Pachthof hinab, er erkannte die Laube, in deren Schatten er seinen Napf Milch genommen. Ein sonderbarer Napf Milch!

Keine Flasche Champagner, glaubte er, habe je in ihm nachgewirkt, wie diese wunderliche Milch. Die Angelegenheit des Pächters klang durch sein einsames Denken mit immerwährenden Schwingungen. Seine Phantasie war bald d'runten im Meierhof, bald d'rüben beim Loßbauer, — hin und her spielte sie mit diesen Bildern, und aus Sonnenstrahlen, Müdigkeit, Gegenwart und Erinnerung woben sich Figuren von fabelhafter Wesenheit auf seiner Seelenfläche.

Champagnerpfropfen knallten, Kaufmannssöhne stießen mit reisenden Ladies an, man hatte sich in Vauxhall gesehen, und versprach sich in Kairo wieder zu sehen. Ein Engelsgesicht, Mylady! Sie trägt Gefühle von weißem Atlas, sie tanzt wie Plato, sie denkt wie eine Peri! Ah, welch' reizende Sommernacht! Der Telegraf drückte mir die Hand — da hatt' ich eine Million in der Hand! Danke, lieber Graf, aber wo ist Aurora? Sie schläft in einer Laube von durchbrochenem Silber. Drei Monte Christo's sprengen Odeurs auf sie — sie schlägt die Augen auf. O, mir den ersten Blick! meine Million dafür! und meine! und meine! rufen die Monte Christo's — ah, wie freundlich sie in der Runde um sich blickt! Das ist die nivellirende Macht des Geldes, sprach der Professor aus Heften, indem er dem Papagei Zucker gab. — Aber wer rasselt da mit den Ketten? — Auf einmal geschah ein Schrei — 218 3/8 schrie Shylok, und stürzte sich über den Ponte Rialto. Da flog ein Wasserhuhn aus der Lagune auf, räusperte sich, und sprach: Beatus ille qui procul negotiis. Und die Lagune trocknete aus, und war reiner Schlickboden. Ein Gut, wie ein Butterfaß, Herr! — Aber wer rasselt da mit den Ketten? — Blick' weg,

Aurora, blick' weg! Das Herz bricht mir, aber ich kann nicht anders. Horch, wie die Ketten rasseln. Man hört's bis Kairo. Lieber Jean, handeln Sie als guter Christ an dem Mädchen. Lesen Sie fleißig das Romanzero mit ihr, und sagen Sie ihr öfter, daß sie Augen habe si fins et languissants comme les yeux de Manon Lescaut. Wenn Sie diese Worte vergessen sollten, der Papagei wird sie Ihnen vorsagen. Er ist doch nicht auch gepfändet? Und dieses Stück Brod, lieber Jean, für unsern armen Monte Christo. Eigenes Brod! mein Freund; zehn Zentner Sommerweizen per Morgen, das ist kein Spaß! Und Milch haben wir! mit den schönsten Camelot-Haaren. Versteck' dich nicht, Schneckchen, sollst einen Shawl davon haben! Doch nein, du nicht. Wir wollen ihn in's Spital schicken, der armen Aurora, zum letzten Abendroth. Wir brauchen das nicht, gelt Käthchen? — Liebliche Grasmücke, sing' fort, sing' fort! Ah, wie reizend das klingt: O fortunati nimium sua si bona norint agricolae! —

Wirklich sang eine Grasmücke ihr lispelndes Lied. Die feinen, aber dicht wie Tropfen in sein Ohr fallenden Töne, weckten den Schläfer auf. Er hatte geträumt. Langsam und staunend kam er zum Bewußtsein. Zweifelnd sah er die Welt umher an, ob sie oder sein Traum das Wirkliche sei.

Er hatte geträumt. Die Gegensätze des ganzen Jahrhunderts bewegten sein Inneres. Wie er jetzt aufstand und voll Nachdenken weiter ging, war es kaum sagbar, ob er zu träumen aufgehört. —

In einem solchen Zustande gibt es kein Zeitmaß, wenn nicht die Sonne untergeht oder der Hunger mahnt. Gegen den Hunger kaute der junge Mann zuweilen an einer

Bouillon-Tafel, die Sonne aber kam abhanden auch ohne Untergang. Von allen Seiten stiegen Sommerdünste auf; eine weißgraue, durchscheinende Decke belegte den Himmel, welche bald dicker und dunkler wurde, und die Sonne gänzlich verbarg. Wo Mittag und Mitternacht war, ließ der Stand dieses Tagesgestirns unentschieden. Unser Wanderer verirrte sich. Von Berg zu Berg, von Wald zu Wald, trieb sein Weg immer richtungsloser. Stunden vergingen gleich Augenblicken, wie die Längen sich dehnten, die Strecken sich spannten. Bald ein weitläufiges Brückenband von einem Höhenkamm zum andern, bald ein Aushau scharf über die Wasserscheide hin. Hier eine dürre Schutthalde von zahllosen Eidechsen wimmelnd, dort ein sumpfiges Hochmoor mit blauen Libellen bedeckt. Hier ein laubreicher „Schluß" kühl und stumm, wie ein Grab, Stamm an Stamm in die Höhe strebend, der Boden „reingestellt," mit bleicher Waldstreu bedeckt. Dort ein niedriger „Kopfholz"-Forst, die Schäfte „gekappt," die Seitentriebe in Busch geschossen, dazwischen blumiges Waldgras, die Weide des Rehs, das Versteck des Haselhuhns. Näher ein „Anflug," das Paradies von Millionen Insekten, surrenden, fliegenden, kriechenden, rastlos geschäftigen; ferner ein „Abtrieb," die schwüle Luft mit frischem Holzgeruch schwängernd, bänglich, erstickend. Und so ging's fort.

Endlich kam der Abend heran. Der Wanderer glaubte sich sein Nachtlager reichlich verdient zu haben, und sah nun fleißig nach der Richtung aus, wo er auf seiner Karte den Ort seiner Herberge sich ausgesucht hatte. Aber nicht sobald löste der Wald seine Knoten. Es galt noch eine Stunde voll Anstrengung, und manches Zickzack des verwickelten Weges. Zuletzt mündete ein verrotteter Pfad auf

einen steilen Kalkfelsenkamm. Ein behauener Stein stand da, und bezeichnete den Ort als einen trigonometrischen Höhepunkt. Von unten herauf aber blickte eine angebaute Thaltiefe mit menschlichen Wohnungen, und die Sonne, welche dicht vor dem Untergehen ihre Wolkenhülle durchbrach, warf ihre letzten Strahlen darauf.

Der junge Mann breitete seine Karte aus, um den Ort, den er sah, darauf zu suchen. Es wollte nicht gelingen. Da schollen Tritte um die Felsecke herum, und ein Forstwart mit seinem Hund stand vor ihm. Die Männer boten sich guten Abend, worauf unser Held sogleich seine Frage nach dem Ortsnamen anbrachte.

Aber wie geschah ihm, als der Forstwart ihm das Thalderf nannte, in welchem er seine Milch genommen! Er stand da, wie vom Blitz gerührt. Der Forstwart, ein junger, munterer Mann, ergötzte sich unverholen an seinem Erstaunen. Er rieth sogleich auf die Ursache davon und beschrieb mit Gewandtheit die Wegführung der Gegend, bei welcher, wenn ein einziger Punkt übersehen worden, alle übrigen Richtungen in großen Segmenten und Halbzirkeln fast nicht von der Stelle führen. „Es ist ein Schicksalswink!“ murmelte der Fremde mit innerster Selbsteinkehr.

Der Forstwart war so freundlich, dem Verirrten, der noch hundertmal den Bergpfad hätte verfehlen können, sich zum Führer anzubieten. Unterwegs fragte ihn dieser, wo er im Thale die beste Herberge finden könne. Der Forstwart antwortete unverweilt: „Beim Allgard, dem fürstlichen Pächter.“ Das hörte der Fremde gerne.

„Das ganze Thal taugt nichts,“ fuhr der Forstwart fort, „der Allgard ist wie ein Prophet unter Heiden.

Hat auch drei Jahre in Schleißheim ſtudirt — ſchade, daß er auf dem Pacht nicht kann, wie er will; der Mann ſollte Eigenthümer ſein. Wie er die Wirthſchaft geſtellt hat, da gingen dem Rentamt erſt die Augen auf. Dafür preßt ihn jetzt der neue Intendant, daß ſich ein Hund ſchämen möcht'. Werden ihn wahrſcheinlich zum Thale hinausbeißen. 's thut mir leid um ihn."

„Und um ſeine Tochter! Haben Sie's immerhin Wort."

Statt aller Antwort wies der Forſtwart ſeine Hand mit dem Trauring.

„Iſt das ein Hinderniß?" meinte der Städter mit Laune, aber das Wort erſtarb ihm auf den Lippen vor dem Blicke des Forſtwarts.

„Das thu' ich meinem Weibe nicht an," ſagte der junge Mann mit Feuer, „dafür hab' ich ſie viel zu theuer erkauft!" Und ſcherzhafter fuhr er fort: „Wiſſen Sie, was meine Suſe mich koſtet? Einen Lorbeerkranz koſtet ſie mich. Ja, blicken Sie nur! Ich war ein Naturdichter, der ſich gewaſchen hat. Schon in der Technik macht' ich auf Mitſchüler und Profeſſoren Verſe, daß mich die ganze Stadt den deutſchen Béranger nannte. Als Praktikant, und ſpäter als Forſtwart, kannt' ich kein größeres Vergnügen, als Morgens, wenn ich in der reinen, duftigen Frühſtunde den Forſt beging, auf ein Gedicht zu ſinnen. Mein Beruf ſchien mir wie geſchaffen zum Dichten."

„Das dächt' ich ſelbſt."

„So! dächten Sie! Aber der Forſtdirektor dachte anders. Der erwiſchte mich im vorigen Herbſt, wie ich juſt einen Holzdieb erwiſcht hatte. Ich hörte nämlich ein paar hundert Schritte von mir einen Baum ſchlagen, war aber tief in eine Strophe verbiſſen, und dachte mir: ſchlag

zu! Auf einmal, hoch zu Roß, steht der Forstdirektor vor mir. „Himmelschockschwerenoth!“ fängt er auf preußisch zu fluchen an, „im Rothtannenschlag wird gefrevelt; ist er taub, Forstwart?“ Ich sah d'rein wie die Ente, wenn's blitzt. „Kreuzmillionmordelement, am Ende hält er gar Part mit den Dieben, was?“ Das war ein Wort, Herr! das Herz kochte mir wie in einem Kessel, und mit dem Muthe der gekränkten Unschuld gab ich Rechenschaft. Schöne Unschuld! „Ist mich ejal!“ schnaubte der Wehrwolf; „ob er für Geld oder für Verse das Rentamt bestiehlt. Dieb ist Dieb, und Diebe jagt man vom Dienst, versteht er mir?“ Freilich verstand ich ihm! Und meine Suse war mir doch lieber, als die Poesie; da kroch ich zum Kreuz, und behielt den Dienst. Acht Tage darauf hab' ich sie geheirathet, und den deutschen Béranger für immer verschworen.“

„Das kann man also!“ tönte im Innern unsers Helden eine Stimme. Und zum Forstwart sagte er laut: „Wie gelingt es Ihnen den Schwur zu halten?“

„Prächtig!“ rief der Bursche mit Jubel. „Ich versichere Sie, wenn man sein schmuckes, freundliches Weibchen hat, und ein Kind streckt einem die Aermlein entgegen, da strebt sich's nicht höher, als die fünf, sechs Schuh, die die man gewachsen ist. Ich bin mir glücklich genug, alles Uebrige ist falsch.“

Vor einem solchen Gefühl schämte sich der Städter jetzt doppelt seiner vorigen Anspielung auf Untreue. Er schwur sich's im Stillen zu, solche Reste von Frivolität abzuthun.

Und weil die Gelegenheit so hübsch auf der Bahn war, von einem ehrlichen und mittheilsamen Menschen,

wie dieser Forstwart, unverfälschte Aeußerungen zu erhalten, so glaubte unser Held über einen Gegenstand, der ihn zu reizen begann, sie benützen zu dürfen.

Er fuhr daher fort: „Von unserm Allgard zu sprechen, — ich kam just dazu, wie der Mann von einer Ausfahrt nach Salmau zurückkehrte. Kennen Sie den Leßbauer?"

„Ob ich ihn kenne! Hat er Ihnen erzählt davon? Das wäre freilich ein Fischzug!"

„Ich muß Ihnen sagen, so viel ich von Oekonomie verstehe, kann ich mir den Handel nicht vorstellen."

„Niemand kann's. Sie haben ganz Recht. Man sollte denken, der Leßbauer wäre verrückt, oder striche auf einen stillen Schwindel. Aber die Sache ist diese: Ein Bruder von ihm, der bereits in Amerika ist, meldet ihm, in Milwaukee wär' ein Complex von Grundstücken zu erstehen, der in den nächsten Jahren tausendfachen Werth haben kann, denn die Stadt brauche den Grund zu ihrer Erweiterung. Kurz, wenn sie jetzt ein zehntausend Dollar hätten, so könnten sie Millionäre werden. Aehnliche Chancen hätte es in Cincinnati gegeben, in St. Louis, und gäb' es in allen amerikanischen Neugründungen noch immer. Ich weiß nicht, warum der Leßbauer geheim thut — fürchtet er andere Schnapphähne, oder ist's dem Mann so eingesessen? — er theilt das Niemanden mit, und sein Verkauf ist freilich ein Räthsel. Mir allein gab er Einsicht in die ganze Correspondenz, der geometrischen Beilagen wegen, die er nicht versteht; und ich glaube selbst, die Brüder werden ihren Schnitt machen. Aber seinen Leßhof verschenkt er wirklich zur Hälfte, das ist die Wahrheit."

„Und hat doch noch keinen Käufer gefunden?"

„Ich bitte Sie, wer hat denn jetzt baares Geld? So lange der Tanz mit den Papieren war, hört' ich die Herren aus der Stadt oft sagen: „„Wir machens nur mit, bis wir so und so viel haben, dann kaufen wir uns liegende Gründe."" Da kam der große Moskauer-Brand, und jetzt kauft kein Mensch ein Grillenhäuschen."

„Nun, so arg ist's doch nicht," sagte der Städter mit gedämpfter Stimme. Und rasch von dem Thema abspringend, fiel ihm die Frage ein, „ob der Pächter nicht selbst an die Auswanderung denke?" Kaum hatte er sie ausgesprochen, so gestand er sich, daß er der Antwort, er wußte selbst nicht warum, mit Bangigkeit entgegensah.

Aber der Forstwart antwortete resolut: „Nein! auswandern wird er nicht. Aus zweierlei Gründen nicht. Erstens will er es seinem blinden Vater nicht anthun, der das Hauswesen — man kann buchstäblich sagen, „im Griffe" hat, — aber er wird Ihnen das selbst geklagt haben. Darum verläßt er ja auch den Pacht so ungern."

„Wir haben uns nur ganz obenhin unterhalten."

„O die Geschichte ist merkwürdig! Ich muß sie Ihnen erzählen. Ich muß es schon wegen meines: zweitens, ich meine die Tochter, welche eigentlich Ziehtochter ist. Interessirt es Sie?"

„Ich bitte Sie ausdrücklich darum."

Der Forstwart erzählte:

„Acht Meilen von hier war Allgard, der Vater, Förster. Eines Abends auf dem Heimgange, als eben ein schweres Gewitter am Himmel stand, und Mann und Hund ihre Eile verdoppelten, vernahm er ein Geschrei, welches sein geübtes Ohr keinem der bekannten Thiere des

Waldes zuſchreiben konnte. Er ging den Lauten nach, und kam an einen Kreuzweg; dort fand er ein Kind in einem Korbe liegen. Der geiſtesgegenwärtige Mann fing bei dieſem Anblicke ſogleich an, den Umkreis zu begehen; denn, dachte er, wenn das Kind nicht ganz widernatürlich ausgeſetzt iſt, ſo werden es Menſchen in der Nähe bewachen, zumal das ſchwere Gewitter herabdrohte. Aber er konnte Niemanden finden, und ebenſo markirte der Hund nicht, wenigſtens im erſten Augenblicke nicht. Denn kaum, daß er ſeine Streife begonnen, ſo brach mit einem entſetzlichen Knall der ganze Himmel zuſammen; ein Blitz fuhr herab und ſchlug dicht neben dem Förſter in's Erdreich. Sein Augenlicht war dahin. Sein Hund war getödtet. Nebenan aber ſchrie noch das Kind im Korbe, und kein Ton ſeiner Stimme war verändert. Der unglückliche Mann konnte nichts, als dem armen Wurm ſchreien helfen. Das that er mit der ganzen Macht ſeiner Lungen, auch war ein ſtarker Widerhall dort. Nach einer halben Stunde kamen Leute aus dem Forſthauſe, indeß der Regen ſtrömte und der Sturm das Reiſig von den Bäumen wie Spreu herabſäete. Sie fanden den blinden Mann, den todten Hund, das fremde, lebendige Kind. So zog das Mädel dadrinnen — denn wir ſtehen vor ihrem Haus — in die Familie Allgard. Der junge Allgard, der ſogleich von Schleißheim zurückmußte, hat ſich tapfer gehalten, und die Wirthſchaft wie ein Alter regiert. Bald darauf hat er auch geheirathet. Da war der neuen Frau wegen ein paarmal die Rede davon, ob man den Findling nicht doch an's Waiſenamt abgeben ſolle; aber die Frau blieb kinderlos, und die Aerzte ſprachen ihr auch die Hoffnung ab, Mutter zu werden. Da

stieg die kleine Helene gar sehr im Preise, und war nun Niemand froher, als die Frau selbst über den Besitz des Kindes. So blieb sie beim Hause.“

„Nun sagen aber die Allgard's — sie halten das Mädel wie Gold — aber sie sagen: es ist doch nur anvertrautes Gut, und eines Tags könne die Natur das Ihrige wieder heimfordern. Darum wollen sie nicht nach Amerika. Es däucht ihnen wie eine Entführung. Ich philosophirte zwar oft dagegen: ihr Recht wär' ja längst heiliger, als das der Natur, und es sei mir eine schöne Natur, die ihre Kinder auf Kreuzwege aussetzt; — aber darin ist mit den Allgard's nicht zu reden. Es ist ein eigener Schlag von Menschen. In so fern seh' ich Vernunft darin, daß sie fort sollten von hier. Sie sind viel zu gut für die hiesige Race. Mögen sie floriren anderwärts! Ich gönn' es schon der Helene, dem Prachtmädel; die sagt immer: mit dem Bauchenvolk hier kann man doch nicht tanzen, ich werde noch steif wie eine Stallkuh.“

Der Fremde lachte, und das Gespräch nahm mit dieser heitern Wendung ein Ende. Es war zuletzt schon im Stillstehen geführt worden, denn das Paar war vom Berg herab am Pachthofe angelangt, da wo über einen Steg des Mühlbaches der Eingang in die Rückseite desselben vor ihnen lag. Der Fremde verabschiedete sich herzlich von dem braven Forstwart, bot ihm eine Cigarre zum Freundschaftszeichen, und ließ, als Jener darnach langte, gleich das Etui selbst in seiner Hand. „Zum Andenken, guter Freund,“ sagte er rasch, und murmelte für sich: „mich wird ein ungesticktes künftig besser kleiden.“ — Noch hielt er einen Augenblick inne, sah zum Nachthimmel auf,

schüttelte sich entschlossen, und mit einem leichten Sprung über das Brückchen ließ er von dem Gebell des Hofhundes den Hausbewohnern sich ankündigen. —

Die Lektüre mundete nicht. Die Leserin warf das Buch in eine Sophaecke, sich selbst in eine andere, und starrte vor sich hin. Aber das Hinstarren ist auch kein Zeitvertreib, zumal Gemüthern nicht, die wenig gewohnt sind, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Das Mädchen stand auf, und durchmaß in großen Schritten ihre Wohnung.

Die Wohnung bot einen traurigen Anblick. Die Appartements sahen aus, wie nach einer feindlichen Plünderung. Ueberall fehlten Möbeln, und das Nothwendige, was nicht fehlte, war zugleich nothdürftig. Es stand neben Ueberbleibseln des Glanzes wie Plomben von Blei zwischen Elfenbeinzähnen; man wußte nicht mehr, was Lücke war, ob jenes Palisandertischchen, oder dieser Chiffonier von Tannenholz — es machte Alles zugleich den Eindruck der Lücke. Nur Tapeten, Fußböden und Fensterverkleidungen, also ungefähr das, was an einer gemietheten Jahreswohnung unbeweglich ist, strahlte noch übereinstimmend in der Pracht seiner ursprünglichen Ausstattung. Aber an den Tapeten zeigten verrätherische Schattenumrisse die Standorte verschwundener Bilder und Consolen, auf dem Fußboden hatten die Rollfüße eines Fortepianos, das nicht mehr dastand, ihre Spuren gezeichnet, und den mit Goldleisten eingelegten Spiegelfenstern fehlten die Vorhänge.

Das Mädchen warf im Auf- und Niedergehen beständig ihr Auge umher, wie ein Mensch, der nicht leben kann,

ohne den Reiz der äußern Zerstreuung. Es war ein müdes, von Wachen und Weinen hohles Auge, welches aber eben dadurch einen Ausdruck von Tiefe erhielt, dem es nicht an Anziehungskraft fehlte. Aber Alles, was sie umgab, blickte so mitleidslos auf sie zurück, jeder einzelne Anblick war so wenig erfreulich, daß das arme Geschöpf immer wieder von Neuem vor einem Ankleidespiegel stehen blieb, um des einzigen Bildes froh zu werden, das kein äußerer Glückswechsel ihr rauben gekonnt, — ihrer eigenen junonisch-schönen Gestalt. Denn ein Ankleidespiegel war allerdings noch vorhanden, zum Zeugniß des guten Geschmackes, Weltverächter würden sagen, der Eitelkeit des Hauses.

Es klopfte. Ohne den Hereinruf abzuwarten, — wie es eine Freiheit des alten Hausfreundes ist — öffnete man die Thüre.

Der Eintretende war ein Mann in den mittleren Vierzigen. Er war schwarz gekleidet, trug Brillen, eine Nelke im Frack, und hatte den entblößten Scheitel mit Striemen seines schwarzen Haars mehr sorgfältig, als ausreichend zugekämmt. Er war in seinen Bewegungen rasch und behend, wie ein Mensch, welcher sich die Dienstbeflissenheit, der Salonceur zur Gewohnheit gemacht hat, und nebenbei den Glauben an sein jugendliches Feuer aufrecht erhalten will.

„Was bringen Sie, Milbert?" fragte den Besuch die Tochter des Hauses zerstreut und leichthin.

„Wie befindet sich die Mama? ist es erlaubt?"

„Bleiben Sie bei mir! Soll ich denn immer allein sein? Die Fanny ist bei ihr. — Ich fürchte, der Arzt wird ihr noch Landluft verordnen."

„Sie fürchten?"

„Ich langweile mich auf dem Lande zu Tod. Aber freilich, wenn Sie Einem Bücher bringen wie das da, das kann die Leihbibliothek in Schöppenstädt auch."

„Sie sind übler Laune, liebes Fräulein. Ich muß Ihnen einen Spaß erzählen."

„Den Alexander-Newsky-Orden dafür! Erzählen Sie!"

„Unser Adelmann ist Bauer geworden."

„Was heißt das?"

„Das heißt folgendes: Adelmann behebt den Rest seines Vermögens, kauft ein Bauerngütchen, oder „Oekonomie," wenn Sie befehlen, setzt einen Pächter darauf, dessen Schüler er vorläufig wird, später vielleicht Eidam, denn es ist ein hübsches Töchterlein im Haus, so viel man weiß, — nun, heißt das nicht Bauer werden? Dann wird geheirathet und gebauert."

Das Mädchen hatte jeden einzelnen dieser Sätze mit steigendem Erstaunen gehört. Sie stand da wie erstarrt. „Der Adelmann ist ein Narr!" brach jetzt ihre volle Zornesladung aus.

„Narr oder Poet, Poet oder Narr; wir haben das immer gesagt."

Die Neuigkeit erwies sich nun zwar nicht als ein Spaß, aber sie war offenbar ein Stoff vom allerwichtigsten Interesse.

Die Juno fing an mit Hoheit auf- und abzuschreiten. Das Mädchen hatte sich seit dem Falle ihres Hauses eine Haltung angewöhnt, wie sie jedem Gardeoffizier Ehre gemacht hätte. Es schien, als ob sie von da an ihrer Figur, ihres Nackens, ihres Wuchses erst inne geworden wäre. Bei jedem Ereigniß, von welchem es sonst natürlich

war, daß es einen Druck ausübte, daß es beugte, wie der Sprachgebrauch sagt, richtete die Schöne sich auf, und begab sich in einen stolzen majestätischen Wandel. Ihr körperliches Erscheinen war dann ihr einziger Trost; und wie die Creatur dem Angriffe sich unwillkürlich mit ihrer stärksten Seite entgegensetzt, so fühlte Katharina, oder Aurora, wie ihr Salonname lautete, ihre Stärke im Leiblichen. Aber Herr Milbert verfolgte sie mit Blicken der feurigsten Bewunderung. Herr Milbert gehörte zu jenen erfahrenen Männern, welche „längst keine Täuschung mehr haben," — d. h. keine Täuschung des idealen Menschen, die aber ihren sinnlichen Täuschungen auf eine wahrhaft unmündige Weise nachhängen. Es stand leserlich in seinen Mienen geschrieben, daß ihm der Pfauengang des Mädchens wirklich wie ein Symbol von Seelengröße imponirte.

Auf einmal erhob die Schöne ein lustiges Lachen. „Milbert, ich habe einen köstlichen Einfall!" rief sie, herumspringend. „Wir wollen Herrn Adelmann über den Hals. Wir wollen ihn auf seinem Rückzug überfallen, daß er nicht denke, sich so mäuschenstill fortschleichen zu können. Wir wollen eine Landwohnung neben ihm nehmen. Was sagen Sie dazu? Wäre das nicht herrlich? Eines Morgens wären wir da — guten Morgen, Herr Philosoph! wie mundet das Schwarzbrod? wie schmeckt die Spartanersuppe? Diese Ueberraschung! diese Verlegenheit! Göttlich wäre die Scene. Warte, mein Arkadier! Also Lyonel heißt die neueste Rolle? Schön, mein Herr! Die Lady Harriett soll nicht fehlen. Den Part übernehm' ich. Wir wollen sehen, wie sich das vor einem verehrungswürdigen Publikum macht. O, ich sage Ihnen,

lieber Milbert, das gibt einen kaiserlichen Spaß. Die Mama muß ohnedieß auf's Land — ach ja, die arme M[illegible] Der Doktor spricht immer davon. Wie heißt das Nest?"

„Salmau, meine Gnädige. Aber da sommert sich's nicht. Die Gegend ist außer allem —"

„Sie sind unerträglich. Ich glaube sogar, wir haben eine Tante dort. Ach ja, in Salmau — oder in Hingenau? Ich will gleich die Mama fragen. Aber es ist doch in Salmau. Ich weiß es ja!"

„Nun, vor der Hand ist es gleichgiltig. Einstweilen läßt er seine Sachen „in's Gerade" schaffen, wie ich so eben gehört habe. Dort wird er den Sommer noch zubringen."

„In Salmau! Im Gerade! Aber sagen Sie, ist denn das Alles auch sicher? Woher haben Sie diese Götterbotschaft?"

„Die ganze Stadt trägt sich damit. Auf dem Comptoir seines Bruders liegt sein eigenhändiger Brief, der frisch vom Entschlusse darüber Nachricht gibt."

Aurora schärfte die Lippen. „So!" sagte sie gedehnt. „Ich weiß nicht, wie ich dächte, wenn ich ein Mann wäre, aber ich sage Ihnen, es ist ein wunderliches Schauspiel. Wie Alles zerstoben ist! Der dorthin, Jener dahin! Und Adelmann wird nun Kohl pflanzen. Und die Frau Gemahlin wird Kühe melken. Es ist abscheulich! Nein, der Mensch dauert mich. Hören Sie, Milbert, Sie müssen mit ihm sprechen. Das geht nicht. Wenn das wirklich sein Einfall wäre, — und am Ende ist er's im Stande, — so müssen seine Freunde rasch sein, eh' es zur fixen Idee wird. Hören Sie? Gehen Sie gleich zu

ihm. Augenblicklich. Geben Sie ihm zu verstehen, wie lächerlich er sich machen würde, — sagen Sie ihm was von Feldherrn und verlornen Schlachten, — Gott, warum kann ich nicht selbst reden! Gerade unsre Katastrophe ist es ja, welche allen zum Schreckbilde dient. Ich sage Ihnen, wir müssen Alles d'ran setzen, dem Papa zur Freiheit zu helfen und zur Flucht nach Amerika. Das gäbe Tausenden wieder Muth. Unsre Zukunft ist noch nicht verloren. Und ein Mensch, wie Adelmann! Jung — fähig — mit einem Reste Vermögen — mit gutem Credit — Alles würde sich bemühen, ihm dienlich zu sein. Benehmen Sie ihm diese fausse honte — wir haben ja Alle Unglück gehabt! Sagen Sie ihm, wie die ganze Stadt von ihm denkt, — unsre Kreise, ich, wie lieb ihn Alles hat, — kurz, sagen Sie ihm Alles, Alles was Effekt auf ihn machen kann. Das ist kein Augenblick, mit Worten zu sparen. Sie müssen ihm diese hypochondrische Idee ausreden. Sie müssen ihn wieder zurückbringen. Gehen Sie, machen Sie Ihr Meisterstück. Ich würde Sie ewig vergöttern dafür."

Die stolze Aurora konnte so einschmeichelnd bitten! so heiß! so unwiderstehlich! Der Vierziger sog diesen Honigseim wie ein Genußmensch in sich, dem der Augenblick Alles ist. Er freute sich, wieder einmal nothwendig zu sein, und eilte, das Vertrauen seiner schönen Clientin zu rechtfertigen.

Erst als er fort war, ging es ihm durch den Kopf, was er nun eigentlich erlebt hatte. Und der Kern davon war: Aurora wollte anfangs Herrn Adelmann nachziehen, hierauf ließ sie ihn wenigstens bitten, zurückzukommen. Das war doch fatal! Wäre Herr Milbert

ein Mann von Scrupeln gewesen, die Sache hätte ihn verdrießen können. Aber das war Herr Milbert nicht. Er wußte recht gut, daß man mit einer Dulcinea wie Aurora nicht rechten und schmollen, daß man nur unbedingt gehorchen müsse, um in einer Art von Verhältniß zu bleiben. Herr Milbert gehorchte unbedingt!

Und das muß wahr sein: wenn der ältere Mann zum Anbeter des jungen Mädchens aus dem Holze des Hausfreundes herausblüht, so gibt das die liebenswürdigsten Bestien in der ganzen gezähmten Schöpfung. Denn da ihnen die „Erklärung" bei Strafe des Lächerlichen untersagt ist, was bleibt ihnen übrig, als sich in Thaten zu erklären? Auf diesen Thatendurst aber könnte man größere Steuern legen, als auf den Durst der gesammten Menschheit. Es ist kaum möglich, diesseits von Rad und Galgen, eine Gränze zu denken, an welcher sie ihrem Cicisbeat untreu würden. Man kann ihnen zumuthen, ihrem eigenen Nebenbuhler die Noten aufzulegen, und sie werden mit ebenso viel Neid als Präcision auch diesen Auftrag ausrichten. Denn entweder mißlingt's, denken Gelegenheitsmacher dieser Art, dann haben sie nichts riskirt; oder sie reüssiren, dann haben sie wenigstens ein eigenes Verdienst um das, was sie ja doch stündlich befürchten müssen, und Amors Capital zwar verloren, dafür aber Ansprüche auf — eine Tantième Hymens erworben. Denn weniger mit dem Herzen, als mit der Eitelkeit liebend, sind sie in der Regel zufrieden gestellt mit jeder Form und mit jeder homöopathischen Dosis von Frauengunst. Sie haben nicht selten schon der Mutter den Hof gemacht, verpassen ihre Zeit bei der Tochter, und es kommt ihnen gar nicht darauf an, — denn wie bald sind fünfzehn Jährchen

herum? — auch noch der aufgehenden Sonne der Enkelin, die graue Nebelwand ihrer Einbildungen entgegenzuhalten, ob nicht ein Iris-Lichtchen d'ran hängen bleiben möge. Von diesem Geschlechte der stets hoffenden, und stets resignirten Anbeter war Herr Milbert gegenüber der schönen Aurora.

Es darf uns daher nicht wundern, zu sehen, daß er wirklich nach Herrn Adelmann ausging.

Er verfügte sich zunächst in die Stadtwohnung desselben, denn er nahm an, das Uebersiedlungs-Geschäft würde ihm doch noch einige Male darin zu thun geben. Aber er irrte sich. Adelmann war nur einmal in der Stadt gewesen, und zwar, um seinem Bruder dergestalt seine Angelegenheiten zu übertragen, daß Milbert wohl sah, der sonderbare Mensch habe mit der Stadt ernstlich sein Testament gemacht, und dürfte nicht weiter in derselben zu sehen sein.

Er fuhr also auf's Land. Bei dieser Gelegenheit wäre ihm bald ein wunderlicher Zufall begegnet. Der arme Mann hatte schon lange „das Land" nicht gesehen, außer den Coulissen des Theaters. Wie er nun in's Grün der Gärten und Wiesen, der Felder und Wälder hinausfuhr, umrahmt von blauen Gebirgen, beschienen von Sonnengold, Stirn und Wangen in frischen Luftwellen gebadet, rings die Vögel jubelten, und Alles so satt, so saftig, so natürlich war: da wurde dem Mann eigen zu Gemüthe. Es war doch schön auf dem Lande! Er hatte im ganzen letzten Geschäftsjahre kaum die staubige Einfassung der Bannmeile, wo die Finanzwelt auf dem Lande zu wohnen glaubte, flüchtig durchkutschirt, — und d'rüber hinaus war es so prächtig! Es ist Thatsache, daß er am Vororte

des Kalkfelsenthals den Wagen verließ, und den Weg in's Gerade mit den verwöhntesten Füßen ganz munter zurücklegte. —

Er sah fleißig nach dem Orte aus, und übersah ganz, daß er schon mitten d'rin war, denn das Thaldorf lag zerstreut in einzelnen Häusern und Hausgruppen umher. In seiner angenehmen Aufregung, in welcher er Alles mit Interesse beäugelte, erblickte er in einem von Windlingen und Sonnenblumen umrankten Fensterlein, ein paar allerliebste, weibliche Köpfe, frische, rundliche Apfelgesichter mit brillanten Augensternen und Wänglein und Grüblein voll süßlicher Süßigkeit. Das war ein prächtiger Fund für Herrn Milbert; er starrte wie im Zauber d'rauf hin. Die Schönen bemerkten bald, daß sie der Gegenstand seines heißblütigen Brillenblicks waren, und fingen an zu lächeln. Das bemerkte wieder Herr Milbert, welcher stets glücklich war, wenn schöne Augen lächelten, ohne viel zu fragen warum? Seine Blicke wurden recht zudringlich gegen das Fensterlein. Es wäre ihm aber sehr zu wünschen gewesen, er hätte deren für sich und seinen Weg übrig behalten, welchen er gar nicht mehr ansah. Denn dicht zu seinen Füßen lag eine Regenpfütze, in welche er jetzt mit einem kräftigen, durch einen kleinen Bodenabfall noch verstärkten Auftritt hineinstolperte. Das gab ein trauriges Bild! Die Bekleidung des stolpernden Beins ward über und über beschmutzt, und auch dem andern gedieh der Fall noch zu merklicher Mitleidenschaft. In demselben Augenblicke verschwanden die zwei Sirenenköpfchen vom Fenster. Die eine Sirene nämlich, — warum es verschweigen? es war Susanne, die junge Frau des Forstwarts, welchen wir kennen, — hänkelte jetzt einen Marktkorb voll Viktualien

an den Arm, denn sie hatte auf dem Pachthof ihre Einkäufe gemacht, und sagte eilfertig: „aber nun adieu! nun muß ich gehen, Helene.“ "Wart', ich begleite dich," sagte die andere Sirene — nämlich Helene Allgard — und gab ihr den Arm. So ging's an's Hausthor.

Ob die Schälkinnen wohl darum so eilten, um den vorwitzigen Gaffer in seinem Jammer beschauen zu können? Denn eben jetzt kam er am Hausthor vorüberzugehen.

Herr Milbert defilirte mit möglichstem Anstande. Von dem ländlichen Schlage aber war so viel Selbstbeherrschung nicht zu erwarten, die jungen Schönen lachten nach Herzenslust. Herr Milbert machte gute Miene zum bösen Spiele, und rief herüber: „Das ist recht garstig von Ihnen, daß Sie so hübsch sind!“ gleichzeitig that er einige Schritte gegen das Haus. Als die Frauenzimmer des Fremden Dreistigkeit und seine Absicht, sich vertraulicher einzulassen, wahrnahmen, warf die junge Frau dem Mädchen ein kurzes Adieu! hin, und machte sich fort, das Mädchen aber stand fest und maß mit schnell veränderter Miene den Andringling streng und mißtrauisch.

Dieser wurde ein wenig bestürzt von dem Blicke, faßte sich aber leidlich, und sagte in einem harmlos-kläglichen Tone: „Da sehen Sie, was Ihre Augen für Unglück gestiftet.“ Das Mädchen wollte sich eben entfernen, als er noch harmloser fortfuhr: „Scherz bei Seite, weisen Sie mir einen Brunnen, liebes Kind, damit ich mich abspüle; das Uebrige wird die Sonne thun. Ich habe in der Gegend einen Besuch zu machen. Können Sie mir sagen, wo ein Herr Allgard hier wohnt?“ „Das sind wir,“ antwortete das Mädchen. Herr Milbert sah sie groß an. Helene aber öffnete ihm einen Thorflügel, und fragte, ob sie den

Vater rufen solle? „Herrn Adelmann, wenn ich bitten darf," versetzte Milbert, und — war sehr verwirrt in seinem Herzen. Das Mädchen flog fort.

Das war der Eintritt des Herrn Milbert zu seiner Mission auf dem Pachthofe! —

Alsbald kam Adelmann. Er trug nichts als ein Beinkleid von Zwilch, welches mit einem ledernen Riemen um die Taille geschnallt war, den Oberleib im Hemde, die Brust offen, über den Kopf einen Strohhut geworfen. Sein Gesicht war gebräunt und der Bart am Kinn, welcher nach englischer Mode ausrasirt gewesen, fing schon an zuzuwachsen. Seine Haltung war straff und handfest, sein Blick kühn und zufrieden.

„Du siehst ja vortrefflich aus!" war Milberts unwillkürlicher Gruß bei diesem Anblick.

„Gott sei Dank, ja!" sagte Adelmann und schüttelte sich munter in den Gelenken.

Aber Milbert merkte, daß er schlecht angefangen. Er wollte den Mann ja zum Stadtleben bekehren!

„Wir haben Heu gemacht," sagte Adelmann unbefangen. „Im Anfang will ich selbst zugreifen, man dirigirt später die Arbeiter besser, wenn man die Arbeit gelernt hat. Aber erlaube, daß ich Toilette mache. Was trinkst du, rothen oder weißen? Champagner haben wir nicht. Du mußt mit dem hiesigen vorlieb nehmen. Ihr kennt ihn in der Stadt nicht. Und durch Allgard's Kellerwirthschaft wird er ein ganzer Kerl." Damit setzte er seine Finger in die Mundwinkel, und that einen scharfen Pfiff, worauf mit flinker Freudigkeit Helene dahersprang, und um Befehle fragte. „Bring ein paar Flaschen und schneide

vom Schinken auf," hieß er das Mädchen. „Cotelettes haben wir nicht. Wir sind Bauern."

Herr Milbert stand da wie verkauft und verrathen. Wir sind Bauern! Das klang so trotzig-stolz, so ironisch-herausfordernd, als ob ihm der Andere seine Sendung abmerkte, und scharf zu verstehen gäbe: laß alle Hoffnung fahren. Und wie er das Mädchen kommandirte! Das schöne kräftige Blut! Wie er schon Herr war im Hause! Aber freilich — hier ist gut Herr sein! dachte Milbert, und dem armen Diplomaten wurde immer konfuser zu Muthe.

Adelmann war in die Kleiderkammer gegangen. Helene inzwischen deckte den Tisch. Milbert sah ihr mit Genüßlichkeit zu, war aber so befangen, daß er das Mädchen mit keinem Wort anzusprechen wußte. Sie eröffnete endlich selbst die Unterhaltung, indem sie ihn fragte, „ob er geschwind auch noch ein wenig Toilette machen wolle — beim Brunnen?" Ein feines Lächeln umspielte dabei ihr Mündchen, und Herr Milbert drohte ihr mit dem Zeigefinger.

Adelmann kam zurück. Er hatte das Hemd gewechselt, eine Weste und einen Hausrock angezogen. Das war die „Toilette." Helene entfernte sich.

Adelmann setzte sich gemüthlich zum Tisch, seinem Besuch gegenüber. „Ich hoffe, sie hat vom Besten gebracht," sagte er, indem er die Flasche entkorkte, „sag' aber in der Stadt d'rinnen, es war vom Schlechtesten! Thu' mir überhaupt den Gefallen, und verläumde mich nach Kräften. Ein paar Freunde empfang' ich ganz gern, das versteht sich; wenn aber die Meute Lust hätte mir nachzulaufen, und mir durch alle Fenster zu gucken, wie sich der Adel-

mann als Bauer ausnimmt, so sag' nur, ich hab' eine Feuerspritze aufgestellt, und verabfolge Gratis-Douchen."

Die Schlacht war eröffnet. Herr Milbert räusperte sich inwendig, und blickte ernsthaft.

„Also ist's wirklich ein fait accompli?" fing er auf dem günstigen Boden der Verstellung an. „Man meint in der Stadt, du hieltest nur Ferien, und kämest wieder zurück."

„Mich dünkt, ich hätte mich deutlich genug an meinen Bruder erklärt. Und auf der Börse wird doch der ganze Schwarm hinter ihm her sein."

„Ja, das weiß Gott! Aufsehen genug hat's gemacht. Die wenigsten Menschen begreifen so etwas. Der zuckt die Achsel, Jener blickt mitleidig, und der letzte Handlungslehrling läßt sich vernehmen: Gott behüte, wie kann man vom Geldhandel zur Rohproduktion herabsteigen?"

„Und werden kümmen zu staigen hinaf, ich will nicht sogen wie hoch!" scherzte Adelmann, mit Nachahmung eines sehr markanten Jargons.

„Ausnahmsfälle!" warf Milbert ablehnend hin.

„Sehr wahr," antwortete Adelmann. „So viel tausend Wechsel gefälscht werden, man wird sich immer der Wechsel bedienen. So viel tausend Schiffe zu Grunde gehen, das Meer wird immer befahren werden. Gewisse Menschenschöpfungen sind größer fast als die Menschheit selbst, und alles Uebel, das ihnen beiwohnt, ist nicht im Stande, ihre innere Nothwendigkeit zu ändern. Zu diesen Schöpfungen gehört in hohem Grade die Börse. Wem immer in diesem wunderbaren Mikrokosmus eine Funktion zugefallen ist, der erfülle sie in guten und schlimmen Tagen; sein Posten und seine Ehre sind eins. Aber ist das unser Fall? Wir sind Dilettanten. Wir haben

gespielt, als Glück und Lust beim Spiele war, und hören zu spielen auf, da eine Krisis ohne Gleichen unsre edelsten Organe zu überwältigen droht."

„Eben darum sollten wir fortfahren und beweisen, daß wir mehr als Spieler waren."

„Wozu? Wer verlangt diesen Beweis? War es eine Unehre, zu spielen? Nach einem Durchschnittsmaß der herrschenden Sittlichkeits-Begriffe nicht. Und während Andere mit Zuchthaus und Selbstmord geendet haben, wer wird es uns zurechnen, wenn wir einfach mit dem Hasenpanier enden? Was mich betrifft, ich genire mich gar nicht. Ich bin ganz frei von dieser fausse honte."

„Fausse honte!" murmelte Milbert bei sich. „Aber hatte nicht Aurora das selbst gesagt? Nur in einem entgegengesetzten Sinne!" Der arme Mann schenkte sich hastig ein Glas voll, trank es aus und sagte: „Das Gewächs ist gut." Es fiel ihm in dem Augenblick wirklich nichts besseres ein.

Aber nein! eins fiel ihm doch ein. Er empfand deutlich, daß seine Mission weit entfernt sei zu glücken, und fing nunmehr an, sich aufrichtig darüber zu freuen. Hatte er doch seine Schuldigkeit gethan! Ein Gefühl ergoß sich zugleich mit den Tropfen des feurigen Kalksteiners durch sein Inneres — so wohlich, so rosenroth, er hätte laut aufjubeln mögen: Viktoria, wir sind geschlagen!

Bloß des Spaßes wegen, und um den Triumph seiner Niederlage recht auszugenießen, entschloß er sich, die Polemik noch fortzusetzen.

Er goß dem schmackhaften Glase schnell noch ein zweites nach, und fing übermüthig an: „Sag' was du willst, dein Wein ist famos, aber trinken muß man ihn, nicht bauen.

In dem Punkte solltest du doch vernünftiger sein. Bauer werden! Als hätte das moderne Leben nicht tausend Wege für einen Kämpen wie du. Warum denn just Bauer werden?"

„Dummes Zeug," antwortete Adelmann ohne Umstände. „Was schiert mich das Wort? Es war einmal ein Doktor in Celle, was eine kleine hannöv'rische Kreisstadt ist, der dokterte sich auf eine hübsche Praxis, wurde auch Hof- und Leibmedicus, und heirathete zuletzt, bei welcher Gelegenheit er einen Garten mit etwas Feld überkam. Der Doktor war damals ein Mann schon in reifen Jahren, älter als ich, und doch that ihm's das Grundstückchen an, daß er mit Graben und Hauen, Experimentiren und Praktiziren seine ganze Dokterei sich verdarb, und zum Bauer ward. Eh bien, sie setzen ihm jetzt eben ein Denkmal; denn der verbauerte Doktor war — Albert Thaer, Deutschlands größter Oekonom. Laß mich ungeschoren. Der Mann gilt, nicht das Wort."

„Bravo!" rief Milbert in Weinlaune, „soll leben der Albert Thaer! hol' der Geier die Weiber!" Es that sich nämlich bei unserm Vierziger schon stark jener Naturtrieb kund, welcher die Flasche zu einem geschätzten Konkurrenten der Liebe macht. Ein solcher Moment naiver Zerstreuung war es, welche jetzt aus dem zärtlichen Milbert hervorbrach. Alsbald aber besann er sich wieder, und war bedacht, auf sein Thema zurückzukommen. Er fuhr fort:

„Ja die Weiber! Die sind's, die die öffentliche Meinung unsrer Städte in Händen haben. Sonst gaben die Trinkstuben der Männer den Ton an, heute thun's die Salons der Weiber. Darum — bleib' nur gut Freund mit den

Weibern und du darfst der Stadt schon etwas bieten. Wenigstens am Anfang, hoff' ich, wird man dich in gewissen Kreisen noch sehen. Was?"

„Ich stehe nicht stark dafür."

„Geh! man hat dich doch gut behandelt. Du hast doch Glück gehabt; das kannst du nicht anders sagen. Und was können am Ende die Frauen für alle Krisen und Katastrophen dieser elenden Welt? Die armen Geschöpfe! Das Glück helfen sie uns schmücken und mitgenießen, im Unglück aber behandelt man sie unter aller Würde. Da sind die Weireths zum Beispiel. Welche Ruine! Die Trümmer von Karthago könnten nicht trauriger sein. Wenn nicht der Buchhalter, der jetzt damit umgeht, seine eigene Firma zu gründen, die kranke Mutter zuweilen besuchte, so wäre von den Habitué's des Hauses Keiner, ich versichere dich, Keiner, der die Unglücklichen eines Blickes würdigte."

„Das ist um so großmüthiger von dem Buchhalter, als er sich doch sonst nie zu den Partien seines Chefs zugezogen sah."

„Das thun die Andern auch nicht. Es ist freilich undankbar, die Brodverdiener vom Salon auszuschließen, aber Brodverdienen ist nicht elegant, das wird nun einmal nicht anders. Und wieder frag' ich, was können die Frauen dafür? Wenigstens Ehrenhalber sollte sich von den zahlreichen Anbetern der armen Aurora manchmal noch Einer einfinden."

„Ehrenhalber! der Vater sitzt im Zuchthaus!"

„Schlimm genug. Die Zukunft des Mädchens ist vernichtet. Die Arme steht da, an die Schmach ihres Vaters gebunden, wie jene Jungfrauen in der Mythologie an den

Pfahl, wenn sie dem Meerdrachen geopfert wurden. Nun, die Meerdrachen wären da, aber der Perseus fehlt! In der ganzen Stadt fehlt er."

Adelmann sah vor sich nieder. Er seufzte. Längst konnte er ahnen, daß Milberts Besuch ein absichtsvoller; an diesem Punkte war es ihm außer Zweifel. Der Gedanke, daß Aurora ihm nachsende, schmeichelte ihm, so sehr der Werth davon durch die Umstände verloren ging. Aber er war ein junger Mann, er durfte doch auch seine Eitelkeit haben.

Nach einer Pause rückte er näher, und sagte nicht ohne Beiklang von Wehmuth in seiner Stimme: „Siehe Milbert, das Uebel ist dieses: Mädchen dieser Art sind nur für das Glück erzogen. Nicht das Unglück selbst ist ihr Unglück, sondern die Art, die klägliche Art! wie das Unglück ihre Erziehungsfehler zur Schau legt. Die innere Armuth, die Gemüthsleerheit, die Hohlheit ihrer falschen Ansprüche, die ganze Verschrobenheit ihrer eleganten Abrichtung! Das ist's, warum solche Modegeschöpfe keinen Ritter im Unglück finden. Es wäre eine Ritterlichkeit — von der Mancha!"

„Darum lob' ich das Glück. Das Glück soll leben! Das Glück ist wie die Poesie; es läßt mit der größten Leichtigkeit die größten Täuschungen zu. Ganz recht hast du: Mädchen dieser Art sind nur für das Glück erzogen; aber, Freundchen, das eben ist ja unser Amt, für das Glück unsrer lieben Verwöhnten zu arbeiten. Warum die Flucht nehmen, so lang noch eine Patrone übrig bleibt?"

„Das heißt: ein Deut in der Tasche. Ich verstehe. Und ich hätte wohl gar das Erbe meiner Mutter, dieses letzte kleine Heiligthum auch noch verpulvern sollen? Nicht

wahr? Sagt man das in der Stadt? Doch, ich will lieber nichts hören. Aber meint es Aurora auch?"

„Ich weiß nicht. Ich weiß nur, daß sie dich glücklich wünscht."

„In ihrer Art! Ich glaub' es der Guten. Sie begreift eine andere nicht."

„Nun, ich will ihr von Albert Thaer erzählen. Und wenn sie das dann begriffe?" fragte Milbert mit lauerndem Blicke?

„Wenn! wenn! Den großen Namen, das Denkmal, den Ruhm — ja, das begriffe sie. Aber die vorhergegangene Arbeit, die Mühe, den Schweiß, die Entsagung — ich bitte dich! Ich müßte bitter werden. Aurora, die Gefährtin eines Landmanns! Als pis aller — ja! So lange, bis die Gelegenheit kommt mit einem homme à la mode durchzugehen."

„Aber Adelmann, du drückst dich stark aus."

„Laß mich! Ich sehe nur zu viel Ideales am Menschen, und ich heiß' euch — ein Narr hinter meinem Rücken, ich weiß es wohl. Aber einmal enttäuscht — oder war es imposant, war es charaktervoll, wie Aurora den Fall ihres Hauses ertrug? Gott, was haben wir erlebt! Glaube mir, es bedürfte gar keiner Nahelegung. Ich habe einen Winter lang für das Mädchen geschwärmt — mehr als ich ahnen ließ! We ist das Gefühl? Dahin, wie ein Traum! ich kann es mir keinen Augenblick mehr vergegenwärtigen. Noch in dieses Thal begleitete mich ihr Bild, aber — vierundzwanzig Stunden — und fort war es! wie ausgelöscht!"

„Vielleicht daß ein anderes Bild es verdrängte?"

„Du spielst auf Helenen an. Hast du dir das Mädchen betrachtet?"

„Ich denke — ja," antwortete Wilbert gelassen, zog aber schnell sein bespritztes Bein unter den Tisch.

„Nun, dann hast du ein Bild gesehen, welches ganz anders durchschlägt. Und um so klarer wird's dir vor den Augen, als sie Auroren eigentlich ähnlich sieht. Was für prächtige Köpfe haben die Mädchen! Dieses länglich schöne Rund der Gesichtsform, dieses sanft geschwungene Kinn, dieser liebliche Zug der Mundwinkel, die zarte Fülle der Wangen, die frei gewölbten Augenbrauen, all die glücklichen Verhältnisse von Stirn, Nase, Mund, die Stellung der Backenknochen und so weiter — wahrhaftig, indem ich davon spreche, fällt es mir selber erst auf, wie weit dieses Zufallsspiel geht. Die Mittel sind fast beiderseits die nämlichen, aber nun — wie verschieden die Wirkung! Was erreicht die Eine und was die Andere damit! Man sehe nur die Augen, den Blick. Wie leer, wie gelangweilt, wie fahrig sieht Aurora damit; wie klug, wie fest, wie gegenständlich möcht' ich sagen, Helene. Die schönen Linien Auroras können so schlaff, so faul sein! sie fallen so oft in's Spitze und Kleinliche trotz der — liberalsten Form, wenn ich so sagen darf. Wie anders Helene! Was für ein reicher, freudiger Geist in ihrem Ausdruck! Da ist alles Leben, Sinn, Fassungskraft, frisch und thätig wie der funkelnde Tag; wenn sie dich ansieht — ich weiß nicht, ob der Ausdruck nicht Alles sagt — wie nobel blickt sie! Man fühlt die Kraft der Natur darin, die tonreiche Saite, das schwingt und klingt wie unendlich. So hell und bestimmt sie dasteht, sie gibt der Phantasie eigentlich mehr Raum, als eure Aurora, die

so schmachtend, so träumerisch hindämmern kann, wie ihr meint, und wie ich bei Salon-Lampen unter gestickten Lichtdämpfern wohl auch einst gemeint habe."

„Du magst Recht haben," sagte Milbert, „wenn du für das Landmädchen schwärmst. Es ist nicht Ohne. Wär' ich doch selbst fast zum Naturphilosophen bekehrt worden, indem ich da herauspromenirte. Aber wenn die Weiber nur gleich mitbekehrt würden! Wenn sie sich nur nicht gleich Rechte einbildeten, indeß der Andere ungeschoren seines Wegs weiter ziehen will!"

„Bildet Aurora sich Rechte ein, mir gegenüber?" fragte Adelmann mit staunendem Nachdruck.

„Daß wir uns nur verstehen, Lieber," antwortete Milbert, und verbarg sein Gesicht, das ganz zerlegen war von Zweideutigkeit und Lauern im Weinglase. „Die Gränzlinie, wie weit du einem Mädchen den Hof machst als Galanthomme oder als ernstlicher Werber, kann sehr scharf daliegen vor deinem eigenen Bewußtsein, sie kann aber fast unsichtbar sein vor den Augen der Welt oder des Mädchens selbst."

„Pardon! Pardon! Was die Welt betrifft, so hat sie vorerst gar nicht zu kannegießen in solchen Fällen, sondern ruhig abzuwarten, bis man ihr die Verlobungskarte schickt. Das Mädchen aber kann über Galanthommes und Bewerber schon darum nicht im Unklaren sein, weil es ganz auf sie selbst ankommt, in welcher Nähe oder Ferne sie die Einen und die Andern halten will."

„Aber du willst doch nicht sagen, daß dich Aurora fern gehalten hat?"

„Nein, sondern ganz so nahe wie — alle Uebrigen fast. Oder war es ein Scherz, wenn sie scherzend sagte,

sie wird nur einen Millionär heirathen? Oder war es ein Scherz, wenn wir nach der Million unsre steeplechasse hielten, auf der Börse in hausse und baisse uns überstolperten, und im Courszettel noch mehr als in Auroras Augen unsre Chancen studirten? Ah, lassen wir das! Das läßt sich mit einem dritten nicht abhandeln. Aber — hier steh' ich! Glaubt Aurora ein Recht zu haben an mich, das heißt, glaubt sie mir eins gegeben zu haben an sich — ich verstecke mich nicht! Aber nur mit ihr selbst kann ich mich dann auseinander setzen."

„Nun, dazu könnte Rath werden. Sie wird auf ein paar Wochen herauskommen. Der Arzt empfiehlt der Mama die Luft im Gerode."

„Sie wird herauskommen?" rief Adelmann bestürzt; — das Wort traf ihn so überraschend, daß sein ganzer Gedankenkreis einen Augenblick lang wie still stand, indem er die Situation dieser Nachbarschaft sich vergegenwärtigte.

Aber auch Milbert hatte sich selbst nicht weniger überrascht. Seine Annonce war ihm auf die Zunge geschlüpft, er wußte selbst nicht wie? Während Adelmann die Neuigkeit übersann, that er seinerseits ebenso eingehend.

Und da freute er sich denn außerordentlich. Er entdeckte bald, daß das ein Einfall zu seiner Zeit war. Er überschlug nämlich die Lage so: Meine Mission ist gescheitert, dachte er sich. Adelmann kommt nicht zurück. Nun wird Aurora lüstern sein, ihren Plan auszuführen; sie wird zu ihm hinauskommen wollen. Aber der Schritt müßte ihr doch sehr génant sein, sie würde jetzt erst empfinden, wie leichter es war, davon zu scherzen, als damit

Ernst zu machen. Nun ist er vorbereitet der Schritt. Mit einer Geistesgegenwart ohne Gleichen habe ich den rechten Augenblick ergriffen, und das Wort hingeworfen so absichtslos! so nonchalant! Ihre Wege sind jetzt geebnet. Sie braucht nur ihr Füßchen darauf zu setzen; — es macht kein Aufsehen mehr, es verursacht ihr keine Verlegenheit. Brave Milbert, das hast du gut gemacht! Ah, wie wird sie mir danken!

Und die Aussicht auf den Dank, versetzte unsern Ritter in die glänzendste Laune. Er ließ sein Thema jetzt fallen und sprach von andern Dingen mit Adelmann. Er überließ sich ganz dem Behagen der Unterhaltung. Er überließ sich ganz dem schmackhaften Weinglase. Von Auroren, wenn das Gespräch an sie anstreifte, sprach er nun minder günstig, denn ihre künftige Nähe zu Adelmann war immer bedenklich. Man konnte nicht wissen. Da stellte er sich denn, als ob er seinem gesinnungsvollen Freunde mehr und mehr beistimmte, ja er fing recht eigentlich an zu medisiren über Auroren. Er ließ sich nicht ahnen, wie verächtlich das Adelmann fand, er hörte nur sich, und gefiel nur sich selbst. Endlich zog er die Uhr und brach auf. Adelmann hatte längst jede Minute gezählt. Er gesegnete ihm vom ganzen Herzen seinen Heimgang. Wie athmete er auf, als er fort war! „Und mit diesen Menschen hat man getoastet, hat sich geduzt!“ rief er aus, „wann werd' ich sie los sein? Salmau, von dir hoff' ich Einsamkeit!“ —

Milbert aber flog auf Amors Flügeln, den bewußten Dank sich zu holen. Armer Mann! Aurora ließ ihn aufgebracht an: „Aber nein! was machen Sie für Streiche! Sie verstehen doch gar keinen Scherz. Nun muß ich ja!

Er dächte am Ende man fürcht't sich vor ihm. Gehen Sie mit Ihrem langweiligen Gerede! Recht fatal ist mir das."

Milbert traute seinen Ohren nicht. Das war eine jener Pillen, wie er sie tausendmal zu verdauen bekam, und die ihn doch nie curirten. Ein flüchtiges Lächeln, ein koketter Blick — und immer von Neuem vergaß er die kränkendsten Undankbarkeiten. Ein Muster von einem Liebhaber!

Und kaum achtundvierzig Stunden vergingen, so saßen die Weiroths, Mutter und Tochter im Wagen, der sie auf's Land brachte. —

Als die Damen am Wirthshaus im Gerede vorbeifuhren, sperrte ihnen ein Straßenauflauf den Weg. Ein Haufe tumultirender Bauern umringte und bedrängte einen Menschen, welcher in abgetragenen Stadtkleidern in ihrer Mitte stand, und mit erhitztem Gesichte sich abmühte unter Begleitung phantastischer und gesuchter Gebärden zu ihnen zu sprechen. Kräftiger als die Stimme dieses Mannes, schlug der Bauerndialekt des Wirthes durch; aber auch ihm gelang es nicht den Tumult zu beherrschen, höchstens wurde er selbst nicht beherrscht von ihm, sondern trieb mit wechselnden Erfolg hin und her in der Volksflut. Zugleich bemühte er sich jenen bedrängten Mann in den sichern Hafen seines Hausthores zurückzulootsen, aber die Bauern schoben und rückten widerstrebend dagegen, während Geschrei und Gedränge immer leidenschaftlicher wurde, und der Wagen, welcher vor dem Menschenknäuel in Staub und Hitze dastand, von keiner Seite eine Beachtung erfuhr.

Aurora, neugierig und ungeduldig, ließ den Wirth an den Schlag rufen, und fragte was es gäbe? Sie hörte Folgendes: „Der von den Bauern bedrängte Mann war ein vazirender Schauspieler. Er hatte bei dem Wirth einige Zeit in Verköstigung gelegen, indem er von Seite eines Theateragenten die Erfüllung gewisser Zusagen erwartete. Seine Mittel hatten sich inzwischen erschöpft, er fing an auf Kredit zu leben. Der Kredit, der in seinen Umständen ihm zu gewähren war, reichte gleichfalls nicht lange, und die Nothwendigkeit Geld zu schaffen, drängte zur That. Der Schauspieler machte Versuche, Opernarien zur Guitarre zu singen, Rezitationen im Kostüm zu halten und dergleichen, was er nach Landesunsitte eine Akademie nannte. Er war aber mit dieser Akademie gänzlich durchgefallen bei den Bauern. Vor drei Tagen war er daher auf die Idee gerathen, ein Puppentheater spielen zu lassen, zu welchem Ende er aus dem bildsamen Stoffe von weißen Rüben allerlei charmante Figuren geschnitten, die er mit bunten Lappen gar künstlich bekleidet. Diese Idee hatte Beifall gefunden. Die Bauern stellten sich reichlich und erwartungsvoll ein, und erlegten willig ihr Eintrittsgeld. Die Person bezahlte einen Silbergroschen. So eben sollte die Vorstellung beginnen. Unglücklicherweise indeß war es geschehen, daß die Kammerthür von dem Laboratorium des Künstlers offen geblieben, welch' unbewachten Augenblick einige im Haushof herumlaufende Schweine benützt, um einen Besuch hinter den Koulissen abzustatten. Im Nu hatten diese blinden Bestien die Rüben-Puppen aufgefressen, und der Schauspieler, seine Kammer betretend, fand nur noch einige Fetzen von dem Kostüm der hingewürgten Opfer am Boden zerstreut. Darüber war Spektakel ausgebrochen.

Die Bauern verlangen ihr Geld zurück — der Schauspieler wünscht es zu behalten — die Bauern schreien und toben — der Schauspieler haranguirt sie, und verspricht eine neue Vorstellung — das nächste Resultat von Allem aber ist Lärm und Tumult."

Aurora fragte nach der Rechnung des Schauspielers und bezahlte den Betrag. Wie stolz war die gefallene Heldin mitten in ihrem Ruin mit einer Handvoll Münzen noch einem andern Ruin aufhelfen zu können! Der Wirth proklamirte die Rückzahlung, die Bauern gaben Platz, und wie im Triumphe rollte der Wagen von dannen. Fuhr sie nicht als Siegerin ein in's Gerode? Sie nahm ihn zum guten Zeichen diesen Vorfall. —

So hatte Aurora den nächsten ihrer Wünsche erreicht. Sie war im Gerode. Sie folgte einem Manne, der sie mied. Wie sie das vermocht, blieb ihr vor der Welt zu verantworten, wie sie zum Vorwande die Krankheit einer Mutter nehmen gekonnt, blieb ihr zu verantworten vor ihr selbst.

Die Weiroths nahmen ihre Wohnung im Forsthause; fast gegenüber lag Allgards Hof. Nur die dichte Sommerbelaubung von Busch und Baum hinderte, daß die beiderseitigen Fenster sich anglitzerten.

Adelmann konnte nicht umhin, nach dem Befinden der Frau von Weiroth sich zu erkundigen. Am zweiten Tage ihrer Ankunft machte er seinen Besuch.

Aurora und Adelmann — sie standen sich also wieder Aug' in Auge gegenüber. Das Mädchen sagte, „wie wohl ihn die Landluft aussehen mache," Adelmann antwortete, „in Kurzem hoffe er dasselbe von ihr." Mit Spannung las sie in seinen Mienen, was in ihm vorgehe, mit

Anſtrengung hielt Adelmann jeden denkbaren Ausdruck an ſich. Er mied ihren Blick, ſie ſuchte ihn. Sie gab ſich das Anſehen einer naiven Neugierde, einer kindlichen Freude am Wiederſehen. Mit jeder Minute wuchs ihre Dreiſtigkeit. Bald ſchlug ſie die Töne der vergangenen Tage an, einen nach dem andern, als ob nichts ſich geändert hätte. Die Rolle des Mannes iſt peinlich in ſolchen Tagen. Wenn ſein rückſichtsvolles Ablehnen ignorirt wird, was bleibt ihm übrig? Ein rückſichtsloſes verbietet die Umgangsſitte. Im Nu ſah ſich Adelmann wieder gefaßt, zu Gefälligkeiten engagirt, zu Verſprechungen genöthigt, die zwar ſcheinbar unbedeutend waren, aber Fäden abgeben konnten, welche in kluger weiblicher Hand ſich weiter ſpinnen ließen. Mißmuthig ging Adelmann nach Hauſe.

Aber wie erſchrack er erſt, als Tags darauf Aurora bei ihm ſelbſt ſich einfand! Unter dem Vorwande, ſeinen Beſuch im Namen der Mutter zu erwidern, erſchien ſie unter Begleitung des Förſters auf dem Pachthof. Der junge Mann traute ſeinen Augen nicht.

Aurora ließ ſich im ganzen Pachthof herumführen, und nahm Alles in Augenſchein. Sie war in einer Pariſer Seidenrobe erſchienen, und rauſchte durch Haus und Hof wie eine Königin. Helene — nach der Unſitte des Landes — küßte dem vornehmen Fräulein die Hand! Adelmann ſah es mit Scham; Aurora lächelte.

Adelmann hätte es nicht ungern geſehen, wenn Aurora in den Augen des Pachthofes eine jener Blößen ſich gegeben hätte, wozu das Zuſammentreffen ſtädtiſcher Verbildung mit ländlichen Eigenthümlichkeiten ſo leicht Veranlaſſung gibt. Aber das Stadtfräulein nahm ſich zu-

sammen. Sie hütete sich wohl etwas zu fragen oder zu berühren, was ihr fremd war; mit keiner Taktlosigkeit zerstörte sie den Nimbus ihrer Erscheinung. Auch war zu bemerken, daß ihre Großmuth gegen den verschuldeten Schauspieler ein Antritt gewesen, welcher von vornherein ein gewisses Ansehen vor den Thalleuten ihr zu Stande gebracht. Kurz, sie imponirte so ziemlich Allen. Nur Allgard, der blinde Förster, hatte es sich verbeten, dem Fräulein vorgestellt zu werden.

Als der Besuch überstanden war, ging Adelmann ernstlich mit sich zu Rathe. Tausend Empfindungen bewegten ihn, er mußte Ordnung in dieses Chaos bringen.

Aurora, sah er, ging darauf aus, ihn zurückzuerobern. Das versprach eine Reihe von peinlichen Verlegenheiten; sie abzuschneiden, leuchtete ihm ein, sei der kürzeste Weg seine Verlobung mit Helenen zu erklären. Daneben fühlte er aber doch eine Art Mitleid mit Auroren, und er bedachte sich, ob er diesem nicht auch etwas zugestehen sollte. Wenn er seine Verlobung so schnell erklärte, fast im Moment ihrer Ankunft, sah es nicht aus wie ein Trotz, wie eine Demonstration, wie ein grausamer und unmännlicher Hohn gegen ein armes Opfer des Schicksals? Es däuchte ihm wirklich nicht besser. So rieth auf einer Seite die Lebensweisheit, seine Stellung so klar und bestimmt als möglich zwischen den beiden Mädchen zu nehmen, denn Unklarheit sei fast das größte der Uebel; auf der andern Seite aber flüsterte ihm eine Stimme der Menschlichkeit das entgegengesetzte Verfahren ein und that es nicht minder empfehlend. Wohin sollte er neigen?

Auch wie Helene Auroren die Hand geküßt, schlug er sich nicht so leicht aus dem Sinne. Vergebens sagte

er sich, daß es vor hundert Jahren die beste französische Hofsitte gewesen, was er hier noch als Bauernsitte gesehen; monströs blieb es immer. Es nöthigte ihn zum erstenmal ein Nachdenken ab, inwiefern der Mensch von der Sitte überhaupt trennbar sei, und daß er sich gefaßt machen müsse, noch bei unendlich vielen Gelegenheiten das menschliche Bild seiner Geliebten im verschnörkelten Rahmen der Bauernsitte zu erblicken. Er prüfte sich, ob sein Schönheitssinn auch kräftig genug sein werde, diese Verunzierung auszuhalten, ob er nicht doch schon zu städtisch verwöhnt sei, um die Natur immer zu ehren und zu lieben trotz steifer und lächerlicher Zuthat.

Und wie er von einem Zweifel zum andern gelangte, so fragte er sich zuletzt: wie, und wenn dieser Handkuß noch mehr gewesen wäre? nicht der bäuerliche Niederschlag einer veralteten Hofsitte, sondern eine persönliche Huldigung, eine wirklich empfundene? wenn ihr ein Seidenkleid thatsächlich imponirte? Wenn sie doch nicht der starke Geist wäre, der ihr an der Stirne geschrieben steht, und der sich so leicht hineintragen läßt in ein glückliches Naturmodell, aber auch nur — hineingetragen würde? Es gibt Künstler, bei welchen es oft schwer ist, das Genie von der Routine zu unterscheiden; könnte das nicht auch beim natürlichen Charakter eines Menschen der Fall sein? Wie, wenn es doch nur die Routine ihres Dorfes wäre, was er für Genialität ihrer Menschennatur gehalten?

Mit solchen Gedanken quälte unser Held den Rest dieses Tages sich hin. Er fing jetzt erst an, den Uebergang von Stadt zu Dorf zu empfinden, und daß es leichter ist, für eine Dorf-Venus ein Auge zu haben, als sie sittlich sich anzueignen. Er fühlte jetzt erst seine Aufgabe.

Als der Abend anbrach — denn der Tag bot den arbeitsamen Leuten des Pachthofes wenig Gelegenheit — machte Adelmann mit Helenen einen Gang hinter dem Hause. Es war auf demselben Fußpfad, den er vierzehn Tage zuvor mit dem Forstwart herabgekommen: eine Strecke neben den Erlen des Baches hin, dann eine Auszweigung in die Weinberge, über welchen Kalkfelsen und Nadelwald steil in die Höhe gingen.

Adelmann fing an, von dem Tage zu sprechen. „Nun, wie gefiel dir unser Besuch heute?" fragte er das Mädchen.

„Der Förster, oder das Fräulein?" scherzte Helene.

„Schälkin! das Fräulein, natürlich."

„Ach, die sah aus, wie ein Fasttag und trug sich wie ein Feiertag."

„Wie ein Fasttag? Sie ist doch nicht mager."

„Ich meine nur so. Sie sah aus, wie ein Hungriger, der keinen Appetit hat. Ich weiß selbst nicht, wie ich sagen soll."

Aber Adelmann glaubte sie wohl zu verstehen. Eine aus Fatigue und Emotionssucht zusammengesetzte Blasirtheit, eine Koketterie, die begierig ist und zugleich ohnmächtig, das Begehrte sich anzueignen, — das ungefähr schien Helene ausdrücken zu wollen. Er verdeutlichte ihre, und Helene stimmte ihm lebhaft bei. Das Landmädchen, sah er, hatte vom Stadtfräulein einen ziemlich richtigen Begriff.

„Aber, warum hast du ihr dann die Hand geküßt?" fragte Adelmann, obwohl er bereits der Antwort ziemlich sicher war.

„Ich that's nicht gern," sagte Helene, „aber es

ſchickt ſich ja! Wir Landleute müſſen doch auch eine Lebensart zeigen."

Adelmann lobte ſie darüber, ſetzte ihr aber mild und einfach auseinander, daß dieſe Bezeugung von Lebensart längſt nicht mehr ſchicklich ſei. „Dann bin ich froh," ſagte Helene naiv.

„Und ſchon die Eiferſucht hätte ſich regen müſſen," fuhr Adelmann fort. „Sage mir, wie kann man einer Nebenbuhlerin die Hand küſſen? Wie war dir dabei zu Muthe? Fühlteſt du nichts?" Er ſelbſt machte die Frage mit bewegterer Stimme.

Helene erſchrack. Sie entfärbte ſich — und blieb ſtumm. —

Adelmann ſah ſie erwartend an. Sie ſtotterte verwirrt und mit brennendem Roth im Geſicht: „Eiferſucht — Nebenbuhlerin! — was gibt mir ein Recht —"

„Helene!" rief Adelmann. „Verſtellſt du dich? Sieh mich an!"

Das Mädchen gab ſich große Mühe, das Auge aufzuſchlagen; aber — ſie mußte fühlen, wie viel dieſes Auge jetzt zu verrathen hatte, — es bohrte nur tiefer im Boden.

Adelmann faßte ihr Köpfchen am Kinn; — es that ihm weh, wie dieſes edle Geſicht ſich zerſchämte, ſich demüthigte; er hätte mit Einem Guß den Flammenſtrom eines großen Gefühls, das Bewußtſein einer Venus von Milos, einer Römerin, einer Griechin, hineinſchöpfen mögen. Dieſes Bewußtſein zu wecken, ſchlug er ſelbſt den Ton der Demuth an, und ſagte mit ſchlichteſtem Ausdruck: „Ich ging doch ſo freundlich mit dir um! Willſt

in mich nicht? Bin ich nicht so gut und so tüchtig, wie ein Mann sein soll, der dich verdient?"

„O Gott!" rief Helene, und jetzt schlug sie ihr Auge auf. Eine Sonne von Entzücken lachte darin, nie hatte Adelmann solch herrlichen Augenglanz gesehen.

Er legte seine Arme um sie, zog sie an sich, und küßte diese Augen.

„Ein Meer von Schönheit liegt darin!" schmeichelte er in sie hinein, — „du himmlisches Kind! warum seh' ich diesen Blick heute zum Erstenmale?"

„Ach, wenn ich reden könnte!" sagte Helene, und legte sich unter's Herz, und belächelte sich selber, wie sie bewegende Athemzüge that und doch athemlos blieb.

„Rede mein Kind," sagte Adelmann, von der Aufregung dieser starken Natur mit Wonne erfüllt.

„Der blinde Großvater, unser lieber Haus-Wauwau," fing Helene zu schwätzen an, und lehnte und barg sich an Adelmann's Schultern, und gab ihrem Ton etwas kindlich-scherzhaftes, um Ernst und Bewegung zu verbergen; „der blinde Großvater, der aus seiner Hinterstube, und aus seinen Tabakswolken heraus immer schwere Orakel redet, der wirft mir scharfe Kappzäume um's Ohr. Ne, Dirnchen," brummte er neulich, „paß auf! Nimm dich in Acht mit dem Stadtherrn," — aber ich bitte Sie um Gotteswillen, nehmen Sie es nicht übel!" — „Theuerstes Mädchen," unterbrach sie Adelmann, „ich habe dich gestern, als dieser Herr Milbert fortging, weißt du noch? da habe ich dich gebeten: sag' doch auch einmal du zu mir! Willst du es nicht endlich thun?" „Ja, ich will es!" antwortete Helene, und ihr entzückendes Lächeln küßte wieder auf; „aber darf ich weiter erzählen? Nun,

der Großvater sagte von dir: Meinst du, er ist deinetwegen da? Er ist herausgekommen, um Landluft zu schöpfen, und uns auf's Zeug zu sehen, was wir für Wirthschafter sind, wenn er etwan den Loßbauern kaufen und uns verpachten will. Das ist's! merke dir's. Und wenn er dir schön thut, so ist er ein Herr! und ein Schmatz ist noch keine Heirath. Merke dir's. Laß dir nichts einbilden und bilde dir selber nichts ein."

„Hast du dir denn was eingebildet?" fragte Adelmann verfänglich.

Eine flammende Lohe schlug über Helenen's Gesicht, sie sah bittend und schamhaft zu Adelmann auf. „Es war so," sagte sie, treuherzig beichtend: „Die Forstwärtlin war da, Susanne, meine alte Schulkamerädin. Die neckte mich mit dir, und hörte nicht auf, was wir für ein Paar gäben, ich aber widersprach ihr heftig, und — hier sank ihr Kopf an Adelmann's Brust — widersprach ihr nur deßhalb, damit sie mich recht überreden sollte. Aber der Großvater ist klug. Er hörte uns schwätzen, und — er hat mich ausgehört, der Alte!"

„Du liebes, liebes Mädchen! wie kostbar ist deine Liebe!" koste Adelmann, und preßte Helenen, die zitternd und glühend ihm nachgab, in seine Arme.

Und er belehrte sie nun, daß alle Menschen gleich seien, und daß die Natur keine Unterschiede kenne, und daß sie Helden erzeuge, welche nicht lesen und schreiben können, und verächtliche Schlucker, welche alles Wissen der Welt gefressen. Nicht der Stand, nicht einmal die Bildung mache einen Unterschied, sondern nur die Persönlichkeit selbst. Und diese Persönlichkeit ist ein Ding, das sich nicht näher beschreiben läßt, aber sie ist der Inbegriff der

ganzen Menschen. Und in Kraft dieser Persönlichkeit könne die Spinnerin und Melkerin vom vornehmsten Adel sein, und die erlauchteste Frau eine gemeine Person. Die Persönlichkeit ist ein Ding, wie der Pantoffel des Aschenbrödels: kein anderer Fuß paßt hinein, das Füßchen aber, dem er paßt, dem gehört der Prinz. Und er sei noch lange kein Prinz, sondern ein armer thörichter Mann, der lange dem falschen Schein nachgegangen, endlich aber fand er das Aechte, und nun sei er froh, wenn er nur angenommen werde. Das möge sie dem alten Haus-Wauwau sagen, aber er werde es selbst sagen, und zwar heute noch.

„Wie gut du bist! Wie gut ich dich verstehe!" sagte Helene, und überließ sich ganz den Freuden der erklärten Liebe. „Ich verstehe das so gut, und doch hat mir's kein Mensch noch gesagt. Wenn ein Herr aus der Stadt mir manchmal was Artiges sagte — Gott weiß, es klang wie eine Beleidigung, und er setzte sich selbst damit herab. Bei dir klingts ganz anders!" —

So wurde in dieser Abendstunde am Erlenbach hinter dem Pachthof geliebt und geplaudert. Aber an der Stirnseite des Pachthofes, gegenüber im Forsthause, saß Aurora zu dieser Stunde, und erzählte der Mama immer wieder von Neuem, was für ein herrlicher Triumphzug das heute im Pachthof gewesen, und wie herrlich Alles sich anlasse. Sogar „die Fanny" mußte zuhören.

Auch eine andere Befriedigung ihrer Eitelkeit hatte ihr der Tag noch gebracht. Der arme Schauspieler hatte sich melden lassen, um seiner großmüthigen Gönnerin seinen Dank abzustatten. Wir wollen den Mann Rübezahl nennen, denn von seinem tragischen Abenteuer mit den Rüben, hatte ihm Aurora alsbald diesen Spitznamen

beigelegt. Meister Rübezahl also war erschienen, den Damen seine Aufwartung zu machen. Es war ein gut gebauter Mann von hohem Wuchs, Gesicht und Nase ein wenig mehr als von Gesundheit geröthet, und ersteres mit Falten von scharfer Zeichnung durchzogen, welchen der Bretterheld durch ein wohlstudirtes Mienenspiel den Ausdruck von Charakter zu geben wußte, die aber in Wahrheit ein vorgerücktes Alter und einen Hang zu mancherlei Leidenschaften verriethen. Der Mann hatte eine bunte und leider auch etwas defekte Toilette gemacht; er schritt übrigens wie ein Grand einher, und verließ sich ganz, wie es schien, auf seine würdevolle, das heißt hochtrabende Geberdenplastik. Das Schönste an ihm, nebst seiner Figur, war sein Sprachorgan, welches einen starken männlichen Ton, eine markvolle Tiefe hatte, und womit er auch meisterlich zu kokettiren verstand.

Aurora hatte den Mann zwischen Thür und Angel empfangen, denn sie war in den Vorbereitungen begriffen, auf einer sanften Gartenterrasse über dem Hause, welche sie bereits Bellvue getauft hatte, das Goutè zu serviren. Sie hörte die wohlgesetzte Rede des Heros flüchtig an, und der Förster, welcher behilflich war, die gichtkranke Mutter hinauf zu führen, sagte sogar nur wenige Schritte von ihm ziemlich laut: „Mein Gott, der Mann riecht ja nach Schnapps!" Damit überließ man Herrn Rübezahl sich selbst, und beschäftigte sich weiter im Hause.

Wie erstaunte nun Aurora, als sie mit Kissen und Fußschemel vorausgeeilt war, indeß der Förster und Fanny die Mama langsam nachführten, daß Meister Rübezahl ihr dicht auf dem Fuße gefolgt war. Er verbeugte sich mit Grandezza, und sagte mit der Haltung eines Ambassa-

deurs aus der Rokokozeit: „Mein Fräulein, erlauben Sie, daß ich die Meinung berichtige, welche jener Herr, wie ich hören konnte, zuvor geäußert hat. Ich bin auf Anrathen des Arztes verhalten, täglich eine Stunde lang Weingeist in den Mund zu nehmen, wodurch eine neu erfundene Art von Plombirung, deren ich mich bediene, die nöthige Konsistenz gewinnen soll." Aurora maß den unberufenen Sprecher mit Strenge. Dieser schwieg, aber er blieb stehen, und ließ sein Auge frei an Auroras Gestalt weiden. „Was sehen Sie mich so an?" fragte Aurora betreten. Rübezahl antwortete: „Verzeihen Sie, mein Fräulein, ich bewunderte, was für eine herrliche Donna Diana Sie wären, oder Prinzessin Eboli, oder Königin Elisabeth." Aurora hielt einen Augenblick inne, dann sagte sie: „Möchten Sie nicht gegen Honorar der Mama zuweilen vorlesen am Abend? Sie haben ein schönes Organ." Meister Rübezahl küßte dem Fräulein die Hand, und war gnädig entlassen.

Hierauf wurde der Kaffee auf der Gartenterrasse genommen, Aurora fand es aber bald kühl im Freien und war besorgt für die Mama. Sie drängte zurück in die Zimmer. Dort angekommen, ließ sie sogleich die Lampe anzünden, pflanzte ihren Stuhl in der Nähe des Toilettespiegels auf, und warf den ganzen Abend über bewundernde Blicke hinein, während sie, gleichzeitig wie bereits bemerkt, nicht müde ward, ihren Besuch im Pachthof zu erzählen. —

In den nächsten Tagen ereignete sich nichts von Bedeutung. Das Forsthaus und der Pachthof — Aurora und Adelmann lagen sich beobachtend einander gegenüber. Aurora wartete auf Adelmanns Annäherung

und Adelmann auf Auroras Entfernung. Man konnte glauben zwei Heerlager zu sehen, dergleichen die Kabinets-Politik voriger Jahrhunderte oft ausbrütete, Heerlager, welche die Ordre hatten sich als Alliirte zu betragen, und die Contreordre einander möglichst zuwider zu handeln.

Das Lager des Forsthauses schien eine florirende Macht. Spazierfahrten in die Umgegend, Wechselbesuche mit einigen Sommergästen, welche der Bannmeile der Stadt näher wohnten, ländliche Bälle, Spielabende, Thees, das war die Equipage, welche Weiroths auch auf einem Rückzuge sonder Gleichen sich nachschleppen müssen. Und da sie nur erst den Muth hatten, sich mit der Gesellschaft wieder zu berühren, so merkten sie bald, wie sehr sie es wagen durften. „Der arme Weiroth," welcher Wechsel gefälscht und Depositen veruntreut, wurde so herzlich bemitleidet! Warum mußte auch Palmerston um ein paar Tage früher als man meinte zurücktreten! Das konnte Jedem „passiren!" Es herrschte damals eine Moral in der Börsenwelt, als ob Jeder unter seiner diamantenen Busennadel die Zuchthausjacke trüge, ähnlich oder umgekehrt wie der gemeine Soldat Napoleons den Marschallsstab in seiner Patrontasche trug! Die Weiroths fanden sich nicht ausgestoßen von der „honneten" Bourgeoisie. Einen ständigen Hof aber wußten sie sich mit Hilfe des Försters aus den Dorfhonoratioren des Gerodes selbst zu bilden. Es wurden die Tarokspielenden Kornsack-Aristokraten nicht verschmäht mit ihren breitmäuligen Eier- und Butter-Ladies. Zweimal in der Woche fuhr auch Herr Milbert heraus, und Meister Rübezahl, der, wie wir gesehen haben, gleichfalls zugelassen war, wurde schon dadurch schätzbar, daß er durch seine Stellung „eine Kluft" bezeichnete, und das

Bild der verschiedenen Rangstufen dieses Hofes wohlthuend ausmalen half.

So lebte das Forsthaus lustig dem Tag entgegen. Frau von Weiroth, welche nach dem Sturz ihres Hauses just so krank geworden, wie es einer Dame geziemt, deren Appartements ausgepfändet sind, erholte sich zusehends in der kräftigen Landluft, die wieder einmal recht ihre Wunder wirkte. Fräulein Aurora aber hatte nach kurzer Unruhe schon ganz ihren alten Leichtsinn gefunden. Sie segnete tausendmal ihren Einfall herausgezogen zu sein, denn wenn sie bisher auch noch gar nichts erreicht hatte — er wird schon mürbe werden, dachte sie, und Phantasie und Eitelkeit machten ihre gewohnten Flüge.

In dieser Selbsttäuschung wurde sie freilich nicht selten von ihrer Kamarilla gestört, denn Herr Mitbert, ja sogar Meister Rübezahl fingen an, ihre Beziehungen zum Pachthofe mit jedem Tage abgünstiger zu betrachten. Sie vigilirten luchsäugig auf alle Unterlassungssünden Adelmanns, und versäumten nicht sie mit schmackhafter Médisance vor Gericht zu ziehen. Und an solchen Sünden ließ es Adelmann wahrlich nicht fehlen. Er schlug Auroras Einladungen zu den Spielabenden regelmäßig aus, er versagte sich stets zu jedem größeren Ausflug oder Besuch, welchen die Weiroths in den Umgegenden machten; ja auch seine Betheiligung an kürzern Spaziergängen, die er nicht ganz ablehnen konnte, maß er sparsam genug zu. Dabei erlaubte er sich anstatt en grand tenue zu erscheinen, wie es Aurora gerne gesehen hätte, seine Toilette nicht ohne bäuerlichen Anstrich zu machen; kurz, er war eben so sinnreich in kleinen Nachlässigkeiten, als es Aurora in tausend kleinen Engagements zu sein wußte.

Aber das Mädchen nahm all' diese Zeichen von der leichtesten Seite, tröstete sich bald darüber, oder übersah sie ganz. Es bedurfte eines stärkeren Fingerzeigs, um ihr die Augen zu öffnen. Der Zufall fügte es eines Tags, daß ihr der Fingerzeig ward, den sie nicht länger verkennen konnte.

Der neue Intendant schien den Plan zu verfolgen, das Gerode, welches der Hauptstadt ziemlich entfernt lag, deßungeachtet zu einem Sammelplatz von Sommergästen heranzubilden. In dieser Voraussicht hatte er schon jetzt den Werth der Grundstücke um Vieles höher veranschlagt, was uns beiläufig die Klage Allgards im Eingang dieser Erzählung erklären kann, nämlich daß einerseits der Pachtzins gesteigert, sodann auch allerlei Beschränkungen und Nebenbedingungen gemacht worden seien, — Letzteres ohne Zweifel Vorbehalte über Grundstücke im Interesse der künftigen Verschönerung. Genug, der Intendant hatte angefangen mehrere Anlagen zu machen, welche das Thal nach und nach in einen großen Naturpark verwandeln sollten. Da war der Wald, wo er von den Kalkfelsenhöhen in die Thalsohle herabragte, mit neuen krummgewundenen Pfaden durchschnitten worden, dort hatte man ein Gehölz neu angepflanzt, überall waren Hecken, Lauben, Büsche entstanden, Lücken ausgefüllt, dazwischen Bänke und Bänkchen reichlich vertheilt worden, so daß das Thal, welches schon an sich wechselvoll gegliedert war, ein Versteck zu werden anfing, wo nicht zehn Schritte Wegs den anderen glichen.

So geschah es, daß in der Erntezeit, welche jetzt anging, von einem ihrer benachbarten Aecker, wo sie gear-

beitet hatten, Adelmann und Helene auf ein kühl beschattetes Bänkchen im Busche sich zurückziehen, während dicht hinter ihnen auf einem der neu eröffneten Pfade Aurora promeniren und sie belauschen konnte, ohne daß Eins das Andere sah.

Aurora konnte von Adelmann jedes Wort hören. Nicht so von Helenen, deren Organ und Aussprache ihr weniger geläufig war. Sie verstand nur sehr lückenhaft, was sie zu Adelmann sagte; aber das hörte sie doch, daß sie du zu ihm sagte.

Diese Entdeckung machte einen starken Eindruck auf Auroren. Wie hatte sie schon gejubelt, als Wilbert von seinem Besuche bei Adelmann unter Anderm die Nachricht heimgebracht: Er sagt zu ihr du, sie aber zu ihm Sie. Da hatte man's ja! Er betrachtete sie als Magd; was bedarf es weiter? Und als sie dann selbst ihren berühmten Besuch im Pachthof gemacht, als Helene ihr den berühmten Handkuß erwiesen, — da war es ja über allen Zweifel erhaben! Magd ist sie! Vor Adelmann und vor ihrem eigenen demüthigen Bewußtsein! Furcht und Argwohn waren gewiß übertrieben — höchstens hat er ein kleines „faible" — aber, es wird so arg nicht werden! er wird schon mürbe werden! Und darauf hin hatte sie geschwärmt, und die Einflüsterungen ihrer Kamarilla, und ihre eigenen Beobachtungen über Adelmanns „Reserve", vermochten wenig oder nichts dagegen.

Aus dieser Sicherheit war sie nun verhängnißvoll aufgescheucht. Sie duzt ihn auch! Das ist neu! Unter ihren Augen also macht dieser Roman seine Fortschritte! Seit wann duzt sie ihn? Aber das ist gleichgiltig. Genug, sie duzt ihn jetzt.

Betäubt ging Aurora nach Hause.

Gerne hätte sie sich überredet, die Sache sei unbedeutend, wie sie so manches sich überredet. Aber es ging nicht. Ihre Selbsttäuschung war unwiederbringlich dahin. Ein Mißtrauen, eine Eifersucht kam über sie, die sie fast — verständig machten. Sie erkannte das Wahre. Sie erkannte — denn sie fühlte!

Sie fühlte zum erstenmale, daß sie eine Nebenbuhlerin habe. Also war all' ihre Mühe verfehlt, ihr Auszug in's Gerade umsonst! Dort drüben buhlt ihr ein Landmädchen den Galan hinweg. Das weiß sie jetzt, sieht und hört es fast — und was kann sie dagegen thun? Nichts. Denn was sie schon gethan hat, fällt wie ein Kartenhaus zusammen. Sie müßte auf Neues sinnen.

Wenn der Papa nur frei wäre! Dieser Gedanke, welcher in allen Klemmen wie ein Universalmittel ihr vorschwebte, schien ihr auch jetzt der einzige Ausweg. Im Glück ihres Hauses war sie gefeiert, seit dem Sturze desselben stand sie verlassen — so fühlte sie keinen andern persönlichen Werth in sich, als die Geschäftsbilanz des Papa's. Aber wenn sie von sich selbst ein so konventionelles Gefühl hatte, wie hätte sie eine Natur wie Adelmann begreifen sollen? In der That, sie schrieb seinen Rückzug noch immer ihrem Unglücke zu, und ihre fixe Idee war es, ihn umzustimmen bedürfe es nichts als eine Erneuerung ihres gesellschaftlichen Glanzes. Eine solche aber hoffte sie von der Befreiung des Papa's. Je verworrener und leider auch unreiner ihre Begriffe von der Praxis des „Geldmachens" waren, um so zuversichtlicher war ihr Wahn, der Papa dürfe nur den Fuß auf die Küste Amerikas setzen, und das alte Zauberleben müsse zurückkehren. War doch

der Reichthum nichts anders als „Kredit“ und der Kredit wird Einem „geschenkt,“ wie schon der Sprachgebrauch sagt. Die Begriffe von der reellen Natur der Geldproduktion waren nicht [illegible]eit. Man könnte sagen, der größere Theil von [illegible] Zeitgenossen war schon moralisch „ein Opfer der Börse,“ ehe der kleinere Theil es auch bürgerlich wurde.

Also das Komplot, den Papa zu befreien, muß mit aller Energie betrieben werden. Dann soll Helene wohl ausgedutzt haben! Die Schlange! Aber wenn sie nur noch sich'rer, noch direkter zu treffen wäre! Unheimlich fangen Auroras Lebensgeister zu glühen an. Wahrhaftig, schon findet sie an der Flucht des Papa's nicht mehr ihr volles Genügen. Wenn ihr sonst nichts lieber war als Gedanken an durchfägte Fenstergitter, bestochene Wachen, Verkleidungen und unterlegte Pferde, so lechzen jetzt heißere böfere Wünsche in ihrer Seele. Und eine Ahnung hat sie doch: die Flucht des Papa's, seine Reise nach Amerika, sein rakettenhaftes Aufsteigen am Horizont des Westens — der ganze Roman ihrer Phantasie könne gleichwohl sehr lange dauern oder gar Fragment bleiben. Inzwischen aber sind Adelmann und Helene sich ein täglicher Umgang!

Darf sie dem Fluchtplane noch gänzlich vertrauen? Müßte nicht irgend ein Plan, eine Kombination erfunden werden, Helenen — unschädlich zu machen?

Mit Befremden sah sie ihre Umgebung tagelang in einem wühlenden Nachdenken, in einer gereizten und heftigen Laune verharren. Sogar ihre Spiegel-Promenaden freuten sie nicht mehr. Außerordentliches mußte vorgehen in ihr. Die Personen ihrer Nähe fingen an unruhig zu

werden. Alles bestürmte sie mit Fragen — Herr Milbert natürlich am zudringlichsten.

Aber just er war es zuletzt, dem Aurora sich vertraut hätte. Er hatte schon so viel gethan, der gute Milbert, es mußte doch auch eine Gränze seiner Geduld geben! Und wenn irgendwo, so läge sie hier, diese Gränze. Welchen Eifer soll sie von ihm erwarten für ihre Verfolgungssucht gegen Helenen? Mußte Milbert nicht heimlich vergnügt sein über Adelmanns Bekanntschaft mit der Tochter des Pächters? Mußte nicht jeder Schritt ihm selbst zum Gewinn werden, welchen in Adelmanns Herzen Helene verlor und Aurora zurückthat? Eine Bêtise ist's freilich, welche Hoffnungen der arme Milbert nährt, eine ungeheure Bêtise! aber das weiß nur sie, Aurora, der arme Bonhomme weiß es nicht. Und läßt man den Mann einmal gelten, so ist's aller Ehren werth, was er bisher gethan hat. Das fühlt sie jetzt deutlich. Sie versteht sich auf Menschen plötzlich so gut, als sie bisher sich schlecht auf sie verstanden. Die Eifersucht leistet ihr ganz, was bessern Mädchen die Liebe leistet. Nein, nein, Herr Milbert ist nicht länger zu mißbrauchen in seiner Ergebenheit! Sie weiß jetzt was es heißt: einen Nebenbuhler wissen.

Könnte irgend eine Zigeunerei ausgeführt werden, ein Abenteuer, zu dem man den Arm eines Freundes braucht, so wäre Meister Rübezahl viel eher der Mann dazu. Diese fahrenden Schauspieler, meint sie, diese Virtuosen des Durchgehens, diese Geehrten des Abfahrens, das sind die Leute, denen sich so etwas anvertrauen läßt. Diese Tirailleurs der bürgerlichen Gesellschaft, welche gewohnt sind, zwischen der Polizei und der moralischen Ordnung,

wie zwischen Freund und Feind herumzuschwärmen, die müßten etwas dem Ähnliches, was ihr verschwebt, zu veranstalten wissen. Ihre Erfahrung wäre reich, ihre Entschlossenheit keck, ihr Arm wohlfeil — o gewiß, Meister Rübezahl muß sich jetzt brauchen lassen. Denn wie auch Meister Rübezahl im Stillen sich bereits versteigt, und nur noch viel weniger anspruchslos ist als Herr Milbert — davon hat sie keine Ahnung. Sie kennt nur „die Kluft."

Aber wie nur dem Menschen sich anvertrauen? Sowohl ihr Stolz, als ihre weibliche Muthlosigkeit stehn ihr entgegen. Auf geradem Wege geht's nicht, das fühlt sie. Sie denkt sich einen krummen aus, einen romantischen. Mit einer vom Theater genährten Phantasie hilft sie sich aus.

An einem schwülen Nachmittage lag Aurora unter einer zur Laube gezogenen Hängeesche im Garten. Es war zur Stunde, da Meister Rübezahl zum Beuté, über welchem er vorzulesen pflegte, sich einfand. Gewöhnlich oblag Frau von Weireth noch ihrem Nachmittagsschläfchen, wenn er kam, und der Schauspieler ging dann, bis sie erwacht war, in den Garten, wo der Kaffee servirt wurde, voraus. Das geschah auch diesmal. Im Garten nun fand er Auroren. Sie lag unter der Esche, die wir genannt haben, hingegossen und schien zu schlummern. Der Tag war so heiß! Was Wunder, daß er auch das Blut der Jugend einschläferte!

Der Schauspieler stand vor der Schlafenden und überlegte. Er war den Frauen gegenüber zwar nirgends gewohnt den Anstand zu achten, aber er hatte gewaltigen Respekt vor Aurorens Launen. Und sie war seit einigen Tagen so mißlaunig! Schon zog er seinen Fuß sachte

zurück, da fing Aurora zu reden an. Die ersten verworren gelallten Worte waren ihm unverständlich, dann aber rief sie deutlich: „Fort mit ihr! fort mit ihr! Wer befreit mich von dieser Elenden?“ Dazu machte sie eine heftige Handwegung, der ganze Körper zuckte nach, und — sie erwachte. Einen lauten Schrei stieß sie aus als sie den Fremden vor sich sah.

Wir wissen nicht, mit welchem Kennerblick Meister Rübezahl diese Scene spielen gesehen; wir können nur sagen, daß er augenblicklich ganz Hingebung war. Er drang auf's Innigste in Auroren, was für ein Traum sie gequält habe. Das Mädchen wich aus, war verdrießlich, überrascht zu sein, sagte: „alle Theilnahme sei heuchlerisch, denn ehrlich meine es ja doch Keiner mit dem Andern.“ Das war eine Aufforderung für den Schauspieler, um keinen Preis abzulassen. Er that auch, was einem „denkenden Künstler“ zukam, und stürmte nun unwiderstehlich die verschlossene Burg ihres Vertrauens. Jetzt verwandelte Aurora ihren Ton in den leichtesten, und sagte, wie man ein Gespräch gleichgiltig fallen läßt: „Geheimnisse habe sie nicht, er müsse ja selbst wissen wovon die Rede sei. Er und Herr Mitbert hinterbrächten ihr doch so treulich gewisse Züge „vom Pachthof,“ was Wunder, wenn sie davon träume. Es sei eigentlich kindisch von ihr, wenn sie sich genire. Warum sollte sie das? Daß Frauen, in den besten Ständen wie in den geringsten, von den Männern getäuscht werden, ist leider nicht selten; nicht sie haben sich dessen zu schämen, das mögen die Andern. Und der dort drüben war noch lange nicht der Schlimmste,“ fuhr sie fort. „Eh' er in die Hände dieser verschmitzten Sirene gefallen, dieses stillen tückischen Wässerchens . . .“

und so ging's fort. Mit einer allmähligen, aber glücklichen Steigerung gelangte sie bald aus dem gleichgiltigsten in den leidenschaftlichsten Ton, in den Ton, den sie wünschte und brauchte. Ihr ganzes Inneres lag jetzt zu Tage. In vollen Schalen goß sie die Wuth ihrer Eifersucht über Helenen aus.

Bei diesem Erguße hatte Meister Rübezahl natürlich zu schwören, wie tief schmerzlich ihm das sei, und wie er vor Begierde brenne, etwas zu thun, wenn sich nur etwas thun ließe, worauf Aurora mit Lachen dazwischen warf: „Fi was, entführen Sie die Person! das wäre ein coup de main für einen Heldenspieler!"

Gleichfalls lachend erwiderte Meister Rübezahl: „Eine einverstandene Entführung — mit Vergnügen! aber eine gewaltsame, ein Menschenraub — das Stück passirt die Polizei-Hofstelle nicht." Und Aurora antwortete: „Ich glaube gar Sie nehmen das ernsthaft?" In demselben Augenblicke aber kam Fanny, das Stubenmädchen, mit dem Kaffeeservice die Terrasse herauf, hinter ihr Frau von Beirotth, auf den Arm des Försters gestützt. „Wir sprechen noch davon," sagte der Schauspieler abbrechend; Aurora warf ihm dankbare Blicke zu.

Hierauf wurde in schönster Eintracht der Kaffee genommen, und dann aus einem Romane von Hackländer vorgelesen. —

Und wirklich sprachen sie noch davon. Lange und tiefe Gespräche fanden zwischen Aurora und dem Schauspieler statt. Geräuschlos aber geschäftig wurden schwere Geschütze montirt gegen das — Du im Pachthof! Bald war ein Plan fertig. Unverzagt, ohne eine andere Regung als die

Bangigkeit ob er gelingen werde, führte das bedauernswerthe Mädchen ihn aus. —

Eines Tages sah man „die Fanny“ auf der Lauer stehen. Sie war kommandirt nach einem Ausgange Adelmanns zu lauern. Aurora wünschte mit ihm unter vier Augen zu sprechen. Und da sie keinen Vorwand mehr hatte, sein Haus ein zweites Mal zu betreten, am wenigsten ohne Begleitung, so sah sie kein anderes Mittel, als — „zufällig“ mit ihm zusammenzutreffen. Sie stand nun in Promenaden-Toilette bereit, und Fanny hatte den „Zufall“ abzupassen.

Auf diese Weise begegneten sich die zwei jungen Leute wirklich „zufällig!“

Aurora — nach der ersten Begrüßung — fing an:

„Ich freue mich, Sie zufällig zu treffen, Herr Adelmann. Sie ersparen mir dadurch eine Einladungskarte zu schreiben, und ersparen sich selbst — auf eine ausweichende Antwort zu raffiniren.“

„Bin ich so unartig?“ sagte Adelmann nicht ohne Erröthen; „Sie wissen, wenn ich Ihnen oder den Ihrigen dienen kann“ —

„Vielleicht können Sie es,“ antwortete Aurora, indem sie die Phrase rasch ergriff. Dabei fing ihre Stimme aber doch zu schwanken an, sie mußte inne halten, und einen tieferen Athemzug thun, eh' sie fortfuhr.

Sie begann:

„Ich habe es übernommen, Sie um eine große Gefälligkeit zu bitten. Die Manta wollte es thun — aber die arme Frau soll sich schonen! Mir freilich wird es auch nicht leicht, aber ich bin jünger und kräftiger. Ich sage das nicht, um „„die gute Tochter““ herauszukehren,

sondern damit Sie nicht denken sollen, ich halte mich für mächtiger als die Mama, ich überschätze meinen Einfluß, und bilde mir einen Zauber ein, den ich, ich weiß nicht durch welche Schuld verloren habe. Im Gegentheile! Wenn Sie unsre Bitte erfüllen, so sollen Sie uns für immer los werden. Nicht wahr, Herr Adelmann, das ist ein Preis, für den sich schon etwas thun läßt? Man muß Sie bestechen!"

„Sie werden es nicht, wenn Sie so fortfahren," sagte Adelmann, ergrimmt wie Aurora ihr Frauenrecht, naiv-indiskret zu sein, mißbrauchte.

„Sei'n Sie nicht böse!" bat Aurora unendlich lammfromm.

„Was kann ich thun?" fragte Adelmann sachlich.

Aurora sagte:

„Sie wissen, wenn ich nicht irre, daß wir damit umgehen, dem Papa zu einer Flucht zu verhelfen. Unsre Fäden waren nicht hoffnungslos angeknüpft. Zwar stellte der Frohnvogt, welcher vorsichtig ausgeholt wurde, auf beiden Ohren sich taub, aber es leuchtete doch die Möglichkeit durch, daß man wenigstens mit der Hausmagd sich einlassen könne, wenn es nur hinter seinem Rücken geschah, und so, daß er gegen persönliche Verantwortung gedeckt blieb. Wir knüpften also mit der Magd an. Das war eine Person, die wir nicht brauchbarer wünschen konnten. Rührig, unternehmungslustig, treuherzig im Aeußern und voll Verschlagenheit im Innern, sie begriff leicht, war verschwiegen, besaß eine natürliche Gutmüthigkeit und doch zugleich Sinn genug für den Vortheil. Kurz, eine Magd wie geschaffen für uns. So arbeitete sich vortrefflich mit ihr. Noch war unser Unternehmen nicht tief

im Gange — denn welche Details sind da zu bedenken, wie viel hundert Kleinigkeiten wollen berechnet sein! Ich will Sie mit all' diesen Nebensachen nicht langweilen. Kurz, wir waren voll Hoffnungen. Schon sahen wir den armen Papa wieder frei, wir schwammen im Geiste mit ihm auf dem Ozean, wir promenirten mit Stricknadeln auf dem Stadtplan von Newyork, — da trifft uns der Donnerschlag. Das Mädchen kündet den Dienst. Ihr Schatz zu Hause hat ihr einen Heirathsantrag gemacht — und nun stürmt sie fort. Keine Bitten, keine Versprechungen sind im Stande sie aufzuhalten; sie ist wie ausgewechselt. Fort ist sie! die ganze Welt kümmert sie nicht mehr."

„Der Dienst muß wieder besetzt werden. Denken Sie unsern Jammer! Wir haben Zeit und Aufwand verloren, — wir müssen nun wieder von vorn anfangen. Aber nicht nur das. Ob mit der künftigen Magd überhaupt etwas anzufangen ist, das ist die Frage. Ob unter Hunderten je wieder eine so handlich sein wird. Und können wir das dem Zufall überlassen? Können wir sitzen und warten wie das Ungefähr gnädig sein wird? Können wir das?! Unmöglich!"

„Wie haben wir uns den Kopf zerbrochen! Wäre unsre Fanny nicht die Gans die sie ist, — ein leichtsinniges und schreckbares Ding — aber an die ist ja gar nicht zu denken! Wir haben hin und her gedacht. Die Mama hat schon zwei Nächte kein Auge geschlossen. Die arme Frau!"

„Da rief sie mich heute Nachts an — Katharina, rief sie auf einmal, schläfst du? Nein, Mamachen, wünschest du etwas? Ich habe einen Einfall, sagte sie. Wenn die Helene vom Pachthof das gute Werk thäte?"

„Helene?“ rief Adelmann erstaunt.

„Ich bitte, nicht so laut,“ tuschte Aurora, „dort sehen Leute herüber.“ Und sachte drängte sie von der Hauptstraße weg, da just ein Seitenpfad ausbog. Der Pfad führte durch Tannengehölz in ein wiesiges Waldquellen-Gerinne. Einsame, ungestörte Ruhe umgab hier das Paar.

Aurora fuhr fort: „Sie haben recht, zu erschrecken. Ich selbst war erschrocken, als die Mama sich das einfallen ließ. Gewiß ist Helene zu gut dazu. Aber freilich dürfte sie noch weniger zu schlecht dazu sein. Denn das ist leider ausgemacht: etwas Geringeres als ein Mädchen wie Helene könnte uns kaum was helfen. Man kann tausendmal zu unbrauchbar, aber nicht leicht zu gut sein für ein so zartes Geschäft. Und je mehr Verstand sie hat, je mehr kürzt sie nur selbst ihre Dienstzeit sich ab. Ich bin überzeugt, ein Mädchen wie Helene, würde in acht Tagen uns weiter bringen, als eine andere in so viel Wochen. Heut' über vierzehn Tage könnten die Weiroths auf dem Ozean schwimmen.“

Diese Verheißung machte einen sichtlichen Eindruck auf Adelmann. Er hatte Mühe, es zu verbergen. „Sie überraschen mich da mit einem Gegenstande, der alle Ueberlegung verdient,“ sagte er langsam und nachdenklich.

Aurora beeilte sich fortzufahren. „Gewiß verdient er das. Auch wir wagen nicht blindlings den Griff, wir haben uns, in der Hauptsache wenigstens, schon heute erkundigt. Die Hauptsache ist jedenfalls der Strafpunkt. Da sagt nun ein Jurist — der Bürgermeister hier, der uns heut' morgens besuchte, und den wir gleich darüber ausholten, — der sagt: Mitwirkung zu einem Fluchtversuch, wenn es ohne Geldlehn geschieht, ist straflos. Von

dieser Seite also bliebe die Gehilfin gedeckt. Höchstens ein Verhör, eine Gegenüberstellung mit dem Frohnvogt, den man zumeist in Anspruch nähme, dürfte sie zu bestehen haben. Aber Helene ist ja ein unerschrockenes Mädchen! Das Einzige, gebe ich zu, könnte ihr peinlich werden, die Verstellung, das Läugnen. Und auch da ließe sich Rath schaffen. Sie könnte ja die Flucht mit dem Papa theilen. Sie könnte ihn nach Hamburg begleiten."

„Nach Hamburg? Ihr Plan greift weit, Fräulein!"

Aurora empfand es unangenehm, daß dieser Vorschlag, auf den sie es, wie wir verrathen dürfen, ganz allein abgesehen hatte, mehr auffiel, als sie es wünschte. Aber ohne sich's merken zu lassen, fuhr sie nur noch unbefangener fort:

„Das stünde nun ganz in Ihrem Belieben. Ob nach Hamburg oder nicht? wir meinten nur so. Für den Fall als sie einem Verhöre aus dem Wege gehen wollte. Und eigentlich auch sonst. Nach so viel Zwang und Heimlichkeit und Kerkerluft und all' dem Wesen würde sie eine Helgolander-Seepartie recht ausheitern. Meinen Sie nicht? Auch der Frohnvogt hätte leichteres Spiel. Ist sie fort, so ist er viel unbehinderter in seinen Aussagen; überhaupt wäre durch die Mitflucht der Magd von ihm selbst der Schein viel gründlicher abgewälzt. Und dem Mann wäre man doch die möglichsten Erleichterungen schuldig. Uebrigens könnten Sie ja das Mädchen begleiten. Sie fänden sich am Abend der Flucht am Orte ein, und führen mit dem Papa und Helenen zu dritt."

„Das läßt sich hören. Aber die Verfolgung?" wendete Adelmann ein.

„Daran dachten wir auch. Unsre Rechnung ist diese:

Um acht Uhr Abends werden die Gefängnißzellen inspizirt, um neun Uhr Morgens wieder. Das gibt dreizehn Stunden. Davon verlieren wir höchstens anderthalb, denn Abends halb zehn kommt der Schnellzug durch, den wir benützen. Uebrigens, bis die Anzeige gemacht, die Verfolgung verfügt ist, gewinnen wir Tags darauf diesen Verlust wieder doppelt. Kurz, wir hätten, ich will nicht sagen Hamburg erreicht, aber jedenfalls die Gränze und das Gebiet unsrer Behörden hinter uns, ehe an Verfolgung zu denken wäre. Aber es ist auch sonst nicht zu denken daran. Ich müßte mich sehr irren, wenn vor allen Telegrafen-Linien nicht zufällig nach Hamburg so unleserlich telegrafirt wird, daß wir nichts zu besorgen haben. Der Direktor des Telegrafen-Bureaus — doch Sie kennen ihn ja. Gott sei Dank, so von allen Freunden ist das Haus Weiroth doch nicht verlassen. Es gibt noch Menschen, die sich mit Dankbarkeit oder mit Mitleid eines Mannes erinnern wollen, welcher in seinem Glücke hunderten gedient, und welchen die Verirrung des Spiels nicht schlechter, nur unglücklicher gemacht hat als Andere."

Dieses Gespräch fand unter'm schönsten Sommerhimmel statt. Mehrere Krümmungen des Weges boten unverhoffte Ausblicke in das Kalkfelsenthal. Wie kleine, wohlumrahmte Bilder lugten die Scenen des Thales bald dort bald da durch das Holz. Bald ein Meierhof, bald eine Mühle, ein Weinberg oder ein Kalkbruch. Die Hausthüne krähten, die Hunde schlugen an, dazwischen jubelten Waldvögel, oder eine Pulversprengung im Steinbruch hallte donnernd durch die Berge.

Es war Alles wie vor Wochen, da Adelmann durch diese Thalgründe seinen Ausflug genommen. Lebhaft er-

innerte sich der junge Mann dieses Maimorgens. Dort eben am Waldsaume hat er Siesta gehalten. Dort weidet die Gemeindeheerde, bei deren Geläute er eingeschlummert. Er hat — noch weiß er es — von Auroren geträumt. Damals zuckte sein Herz noch von den Schmerzen der Loosreißung. Damals stand sie noch zaubrisch schön in seiner Phantasie, — die Fee der Salon- und Logenbeleuchtung. Und heute! Hilfeflehend geht sie einher neben ihm. Ihr kommt diese Sonne, dieser Himmel, dieser liebliche Athem des Lebens nicht mehr zu Gute. Sie ist ein Opfer des Schicksals, dem er glücklich entronnen. Hinter der Bank von Neufoundland liegt ihre ungewisse Zukunft; ewig schleppt sie vielleicht an Folgen, die er, der schöpferische Mann, rasch von sich abgestoßen.

Das waren die Betrachtungen, denen sich Adelmann überließ als Aurora geendet hatte. Ein Schmelz von unnennbaren Gefühlen zog durch sein Herz, und stimmte es ihrem Anliegen günstig. In einer fast von tragischen Mächten bewegten Schweigsamkeit ging er neben Auroren her.

Aurora verstand sie nicht, diese Selbsteinkehr. Unruhig blickte sie nach ihren Gefährten, gedeckt von dem Sonnenschirm, den sie meisterlich handhabte. Sie fühlte, welche Würfel hinter dieser gedankenvollen Stirne jetzt fielen, aber sie fühlte nicht wie sie fielen. Ihr böses Gewissen ließ sie das Aergere fürchten. Ihre Miene drückte Mißvergnügen aus und die Angst, ihr Spiel zu verlieren. Sie vertraute nicht mehr dem Herzen, sie vertraute nur — ihren Künsten.

Nach einer Weile bemerkte Adelmann, daß Aurora zurückgeblieben. Er wandte sich um. Aurora stand und

athmete schwer. „Was haben Sie?“ fragte er aufmerksam. „Wenn ich es wüßte!“ klagte Aurora; „es ist ein banges Gefühl! Seit unsrer Katastrophe befällt mich oft ein Herzklopfen, eine Athmungsnoth — die geringste Bodenerhebung macht mir Fatigue. Ich fürchte, ich werde an Herzerweiterung zu leiden bekommen.“ Adelmann bot ihr den Arm. Kopfschüttelnd dankte Aurora. „Ich will eine Minute ausruhen,“ sagte sie. Ein bemooster Gerölblock lag dort im Grase, bespült von der Wiesenquelle. Auf diesen setzte sich Aurora und stützte sich auf den Sonnenschirm, welchen sie zuschlug, denn die Sonne stand hinter einem Baumschlag. Der Sonnenschirm, der inwendig mit Rosa-Atlas gefüttert war, hatte zuvor einen warmen Widerschein auf ihr Antlitz geworfen, jetzt dagegen fiel ein kühler, grünlicher Baumschatten auf sie, unter welchem ihr weißer Teint eigenthümlich fahl erschien. Adelmann, dem diese Farbentäuschung entging, sagte erschrocken: „Sie sehen wirklich verändert, Aurora!“ und eilte ihr beizuspringen. Er fragte sie, ob sie zu stark geschnürt sei, und begleitete die Frage mit einer unwillkürlichen Hilfeleistung. Er tauchte sein Taschentuch in die Quelle, und kühlte ihr Stirn und Schläfe. Dabei sagte er liebevoll: „Erholen Sie sich, Aurora, was an mir ist, will ich ja thun!“ — „O, Sie sind gut, ich wußte es wohl!“ hauchte Aurora mit einem dankbaren Blicke, und neigte ihr Haupt leise nach seiner Handfläche. So stand er — den Reizen des Mädchens preisgegeben, wie in den traulichsten Tagen nicht. Seine Hand wiegte ihr schönes vollwangiges Antlitz, sein Blick folgte den Tropfen des Taschentuches, welche an Hals und Busen des Mädchens hinabfielen. — Ruhe lag um sie her und Leben in ihnen. Es war ein seltsamer Augenblick!

In einem Landstriche, wo deutscher und slavischer Bodenbesitz seit uralten Zeiten in einanderliefen, liegt die Burg und der Marktflecken Perrau. Die Burg hatte nach dem Erlöschen des angestammten Erbgeschlechtes zu öfterem ihren Herrn und ihre Bestimmung gewechselt, — in den neuesten Zeiten diente sie als Landesgefängniß.

Sie lag auf einer Hügelplatte, welche sich unmittelbar über dem Marktflecken erhob, und bot in ihrem landschaftlichen Prospekt nichts weniger als eine jener malerischen Staffagen, womit deutsche Schloßbauten in ihrer bezinkten und bewimpelten Wehrhaftigkeit eine Gegend verschönern. Die Burg war eine slavische Hofanlage, halb Schloß, halb Meierhof; eine Art befestigtes Wirthschaftsgebäude. Man sah von Außen nichts als eine starke Umfangsmauer, über welche ziegelrothe steilgeneigte Giebeldächer hie und da ihre unschönen Trichterformen emporreckten. Die Mauerflächen unterbrach ein Hauptthor und einige Nebenpförtchen, hin und wieder auch eine Schießscharte, sämmtliche Fenster aber gingen nach innen. Vor dem Hauptthore stand eine Schildwache.

Dieses Gehöft war gegenwärtig der unfreiwillige Aufenthalt des Herrn von Weiroth. —

Abend war's, die fünfte Nacht nach jenem Gespräch zwischen Aurora und Adelmann, welches wir eben geschildert. Das Innere des Hauses lag in dichter frühzeitiger Finsterniß; nur am Ende eines langen Ganges dämmerte noch ein schmutziges Restchen Tageslicht durch ein spinnenumwebtes staubblindes Fenster. Sehr mit Recht aber wird an der entgegengesetzten Längenseite des Ganges bereits die Lampe aufgesteckt. Die Hand, welche das thut, kann uns nicht unbekannt sein. Ein edles, von Kraft und

Heiterkeit strahlendes Gesicht, ein üppiger und doch jugendlich schlanker Körperwuchs ist es, was sich da vor unsern Augen herumbewegt. Es ist eine Gestalt aus dem Gerode.

„Helene!" ruft eine Mannesstimme vom Erdgeschoß in den Gang hinauf. „Wo bleibst du so lange, Helene?"

„Ich bin schon fertig," antwortet das Dienstmädchen, „ich komme schon!"

Wahrhaftig, das Mädchen ist kurz gehalten! Hat der Frohnvogt nicht das beste Gewissen, wenn er einst beschwören wird, wie karg er ihr sogar die Zeit zum Lampenanzünden zugemessen? Wie scharf er über all' ihre Schritte im Strafhaus gewacht? Der Ehrenmann! gewiß hat er das. Wir können es selbst bezeugen. Helene rafft schnell ihre Sachen zusammen, und hat kaum Zeit, auf Numero sechs zwischen der Thür und dem Fußboden einen Brief in die Zelle zu schieben. „Ich komme schon!" wiederholt sie von Neuem — und fort ist sie.

Aber der Brief ist glücklich bestellt. Herr von Weiroth, der Inhaber von Numero sechs, hat den Brief augenblicklich aufgehoben, erbrochen, an's Licht gebracht, und fängt mit Fieberhast zu lesen an. Er liest:

„Lieber Papa! Du erhältst diesen Brief durch ein neues Dienstmädchen. Wir haben die alte Dorothea, die plumpe und unverschämte Person, glücklich zum Haus hinaus intriguirt. Freue dich, Väterchen, nun soll's in's Zeug gehen! Der Tag deiner Erlösung ist nah'. Wir werden coulant bedient werden."

„Du wirst dich wundern, daß ich so zuversichtlich spreche, aber unsre Acquisition ist gar zu glänzend! Rathe einmal wer es ist? Doch nein, das erräthst du nicht. Ich will

dich eine Seite lang noch in Spannung halten. O wie glücklich ich bin! Es war ein Meisterstück von deiner Primadonna. Ich hoffe dem Namen Weiroth Ehre zu machen."

„Also, wie ich dir sage, wir haben die Hand, die wir brauchen. Du bist schon so gut als frei. Das neue Dienstmädchen nimmt einen Wachsabdruck von dem Schlüssel deiner Zelle — es geschieht vielleicht in dem Augenblicke schon, da du dieses lies't. Wir lassen den Schlüssel bei unserm Hausschlosser in der Stadt nachfertigen, und dein Schloß ist offen. Eines Abends wird dir das Mädchen aufsperren. Sie wird dir Frauenkleider bringen, eine ländliche Weibertracht, wie sie in der Gegend üblich ist, die ziehst du an. Sie sperrt dir sodann das Hausthor auf, und führt dich angesichts der Schildwache zum Thore hinaus. Vielleicht ist sie sogar couragirt genug — es sähe ihr ähnlich! — und hält dich vor den Augen des Postens im Hin- und Herplaudern auf. Daß du dann keine Unruhe zeigst! Du bist eine Base, eine Gevatterin — was weiß ich? Sie gibt dir den Geleitschritt vor's Haus, oder du hast was vergessen — sie ruft dich an, sie eilt dir nach — und kehrt nicht mehr zurück. Sie wird dich in ein Haus bringen, wo du rasch deine Kleider wechselst. Das Haus liegt am Bahnhofe. Der Zug pfeift heran — du bist fort. Dies die Skizze."

„Und nun der Name des Mädchens! Es ist Helene Allgard, die Stieftochter des Pächters und neuen Compagnons von Mister Adelmann, die du aus meinem Vorigen kennst."

„Nun, was sagt Väterchen jetzt? Wie gefällt dir deine kleine Hausdiplomatin? Papa'chen, umarme mich!"

„Wie mir das möglich wurde — davon ein andermal. Genug, es ist! und ich bin stolz darauf. Du siehst, mein Einfluß auf Adelmann ist noch immer nicht Null. Er ist noch zu retten, dieser Romantiker, wenn man nicht müßig und kopflos seinen Thorheiten zusieht. Gott sei Dank, so indolent war ich nicht."

„Denn kurz — Helene muß verschwinden. Du wirst entfliehen, und sie — soll entflohen werden. Deine Flucht zu meliren mit ihrer Entführung, das war meine Doppel-Aufgabe. Dazu ist sie in der Frohnveste."

„Der Prospekt dieses Planes ist dieser:

Ich konnte meinem poetischen Freund leicht den Wink hinwerfen, daß seine Dulcinea, weil sie vielleicht zu gut dazu wäre um vor Verhörsrichtern zu lügen und zu läugnen, am besten deine Flucht bis an die See mitmachte. Natürlich leuchtete ihm das ein. Nur wird er die Auserwählte begleiten, was ich, um allen Verdacht zu vermeiden, nicht nur nicht überflüssig zu finden, sondern noch selbst in Vorschlag zu bringen hatte. Diese Begleitung aber genirt mich. Sie ist um jeden Preis zu verhindern. Wahrscheinlich machen wir das so: Wir verabreden einen Tag der Flucht, an welchem Adelmann in Porrau sich einfinden soll. Kommt er aber, so muß er das Nest schon leer finden. Du wirst Tags zuvor bereits fort sein. Zur Entschuldigung dieses Umstandes, führen wir Folgendes an: Der Frohnvogt hat eine Tagfahrt in Erbschaftssachen, die ihn nächstens nach der Stadt rufen wird. Obwohl ich von dieser Tagfahrt heute schon weiß, so läßt sich doch verwerden, wir erfuhren sie erst im letzten Augenblick, der Zufall schien uns günstig, schien uns einer von jenen Glücksfällen, welche man rasch beim Schopfe packen muß,

kurz wir entschlossen uns unverzüglich von dieser Abwesenheit des Hausherrn zu profitiren. Daher die Verfrühung."

„So wird Roelmann fern gehalten. Aber ein anderer Mensch macht die Fahrt mit, ein Mensch, welchen der Himmel als einen wahren Segen den Weiroths geschickt hat. Es ist derselbe, mit dessen Beirath das Alles entworfen ist. Es ist ein vazirender Schauspieler, dem wir aus Geld- und Schuldennoth geholfen. Er steht uns mit Leib und Leben zu Gebote, kennt die Welt, hat Erfahrung, hat überall Freunde und Schlupfwinkel; kurz, ist der Mann dazu, eine rettende That in Scene zu setzen."

„Wie? das geht mich nichts an. Genug, daß unter seinen Händen Helene in Hamburg verschwinden wird. In Hamburg oder in Altona, in Bremen oder in Glückstadt — gleichviel. Es wird sich finden. Die Hauptsache ist, daß unser Regisseur sich für zweierlei verbürgt: Erstens: daß Helene wirklich und unauffindbar verschwindet; zweitens: daß, worauf Alles ankommt, eine authentische Form der Sache gegen Verdacht uns deckt. Eine solche Form z. B. wäre, daß sie von einem Fahrzeug aus im Wasser verunglückt sei, oder daß Mormonen, oder brasilianische Werber sich an sie zu drängen gewußt und sie weggeschnappt hätten — das kommt auf die Umstände an. Der Schauspieler versichert, er kenne in den genannten Seestädten mehr als Eine hohe einflußreiche Person, welche nicht den geringsten Anstand nehmen, vielmehr mit Freuden bereit sein wird — für den Preis des Mädchens selbst — ein solches mystère einzuleiten und amtlich beglaubigen zu lassen. Augenzeugen und sonstiger Zubehör, der für Geld zu haben ist, versteht sich von selbst. Und so gewiß ist der Schauspieler seiner Connaissancen, daß

er selbst in dem äußersten Fall, wenn Adelmanns Mitfahrt nicht zu vereiteln wäre, die Sache immer noch durchzusetzen verspricht."

„Für dich, wie du siehst, bietet das Stück keine aktive Rolle; es genügt, daß du eingeweiht bist, und nirgend verstößest. Nur Eines bitte ich dich: nimm dich zusammen gegen Helenen. Sieh die Nebenbuhlerin deiner Tochter und die Feindin ihres Glücks nicht mit allzugerechtem Widerwillen an. Sei freundlich mit ihr, suche sie einzunehmen. Denn obwohl sie Alles um Adelmanns willen thut, absolut Maschine ist sie doch nicht. Man muß sich auch ihres eigenen guten Willens versichern. Behandle sie artig, die Schlange."

„Noch Eins. Gegen Adelmann stelle ich mich, als ob wir, sobald du Hamburg oder Helgoland erreicht hast, sogleich nachkämen. Bleib auf derselben Rede gegen Helenen, denn möglich ist's, daß sie mit Adelmann briefwechselt. Ist es so weit, so werden wir uns schon ausreden wissen. Entweder bekommt Mama einen ihrer Ohnmachtanfälle, und ist am Reisen verhindert, oder du besinnst dich eines Bessern, und schreibst uns vom Hafen aus, wir möchten noch nicht nachkommen, es sei doch zu ungewiß, du wolltest erst abwarten, wie es dir selbst geht u. s. w. Kurz, es muß zwar scheinen, als ob wir von Tag zu Tag abreisen würden, — ich habe ihm auch ausdrücklich versprochen „er soll uns bald los werden," — abreisen werden wir aber doch nicht, wenigstens nicht eher, als bis ich seine Eroberung vollendet habe. Und ich hoffe, das soll so lange nicht währen. Ist erst Helene fort und hat er sich mit seiner verunglückten Bauerei gründlich blamirt, so soll seine forcirte Philosophie, und wenn

sie von Büffelleder wäre, schon inne werden, was fausse honte ist! Er wird dann noch froh sein, mich und Amerika zu haben. Bei Gott, wie ich entêtirt bin für ihn, so kann er eigentlich von Glück sagen, und ich weiß selbst nicht warum ich ... u. s. w."

Aber während Herr von Weiroth noch fort liest, hat der Leser vielleicht längst schon inne gehalten. Das also ist die Intrigue! hören wir ihn ausrufen; das also ist zwischen Aurora und Meister Rübezahl in jener Nachmittagsschwüle gebraut worden. Welch' ein verruchter Plan! Aber ist er wahrscheinlich? Sieht er Auroren ähnlich? Das Mädchen war bisher nur ein Wesen ohne Charakter; warum plötzlich sollen wir glauben, daß sie ein böses Herz, eine schwarze Seele hat?

Warum? Weil ein charakterloses Wesen nie ein harmloses ist. Es strickt Verbrechen wie es Strümpfe strickt.

Wichtiger zu berücksichtigen ist uns die Frage, was für ein sittliches Verhältniß Herr von Weiroth selbst zu dieser Depesche hat. Aurora spricht so g'radezu, so selbstverständlich mit ihm! Nach ihrem Briefstone müßte man die Frage ohne Weiters für entschieden halten. Aber Aurora, wie wir wissen, kennt die Menschen nur zufällig. Oft sehr genau, oft fabelhaft oberflächlich. Wer also ist Herr von Weiroth? Fassen wir an diesem Orte unsern Mann etwas näher in's Auge.

Herr von Weiroth war ein verwöhnter Zögling des Glücks. Er hatte die höchsten Ehrenstellen der Finanzwelt spielend und gleichsam im Traume erreicht. Sein Beruf, sein Leben, die ganze Treibhauspflanze seiner künstlichen aber breitwurzelnden Existenz lag in einer Sphäre, welche die Geschicklichkeit viel, den Charakter dagegen gar

nicht übt. Der Erfolg ist in dieser Sphäre, was anderswo das Verdienst. Die Sturzwellen des „brillanten Erfolges“ vereiteln in diesem Elemente den Aufbau einer langsamen aber soliden Selbstachtung, welche der Gewinn der Arbeit ist; selbstschmeichelnder Genuß wird die ganze Devise, und eine Art Liberalität in der Genußsucht, das ganze Compendium der bürgerlichen und menschlichen Tugenden bei solchen Geschöpfen des Glücks.

Verwahrlosung und Inhaltslosigkeit bilden den sittlichen Zustand dieser Menschen. Ihre Leidenschaften halten sie für Kraft und Charakter, ihre Schwäche für Güte und Großmuth. In Wahrheit aber sind sie weder gut noch böse, sondern nur glücklich und unglücklich. So lange das Glück währt, gelten sie für gut: als aber das Unglück anfing, als Herr von Weiroth am fremden Eigenthume frevelte, als er das Vermögen seiner Freunde und Creditoren, die Depositа der Wittwen und Waisen angriff, da wunderte sich die Welt über die heimliche Verderbtheit dieses Mannes. Aber er war nicht verderbter als zuvor. Er war, was er stets gewesen, nicht Herr seiner selbst. Er war das Opfer der Situation wie sonst ihr Schooßkind. Er war nur unfrei.

Erst im Gefängnisse fing das Innere dieser äußerlichen Natur zu arbeiten an. Herr von Weiroth ist auf dem Punkte, wo wir ihn gegenwärtig betreten, das heißt nach dem Verlaufe der Erstlingsmonate seiner Strafzeit offenbar einer gewissen Krisis anheimgefallen. Sein Herz ist nicht losgelöst von der irdischen Welt, aber er fühlt, daß die irdische Welt nicht die einzige ist. Der Unbestand des Glücks hat ihn erschreckt, seine bürgerliche Entehrung hat ihn vernichtet: was erübrigt dem Weltkinde noch, das in

diesem Falle sich weder erschießt noch wahnsinnig wird? Gewöhnlich ein drittes, — es wird fromm.

Herr von Weireth wurde fromm. Wir sehen die Wände seiner Zelle mit Symbolen des Glaubens, alle Flächen seiner wenigen Möbel mit Erbauungs- und Andachtsbüchern bedeckt. Das allein dürfte uns freilich noch kein Beleg sein. Es liegt oft Berechnung in solchen Schaustellungen. Der Gefangene kann sich dadurch den Behörden empfehlen, gewisse Vortheile und Erleichterungen, ja sogar Strafnachsicht erschleichen wollen. Ebenso kann der Gefangene, besonders der vom verwöhnteren Ehrgefühle, die Frömmigkeit benützen wollen als letztes aber auch höchstes und dankbarstes Mittel zur Wiedererlangung seiner verlorenen oder vielmehr einer weit edleren Ehre als die verlorene war. Er streift den alten Menschen ab, und zieht einen neuen an. Wer den alten besucht, findet ihn nicht mehr. Statt mit gesenkten Augen und schambedeckter Stirne tritt dann der Sträfling heiter, ruhig, mit verklärtem Lächeln auf, und schaut aller Welt gottbegnadet in's Antlitz. Sie suchen den alten weltlichen Weireth in mir? Dem Himmel sei Dank, den finden Sie nicht mehr! In dieser Zelle wohnt ein armer, sündiger Mann, aber ein Mann, auf welchen der Herr sein Licht ausgegossen hat. Mein Herz ist einig mit Gott. Es gibt nur ein Gut für den Menschen und alles Andere ist eitel. Ich rathe Ihnen, mein junger Freund — und der Verbrecher ertheilt dem ehrlichen Manne noch salbungsvollen Tugendunterricht.

Es dürfte kaum zu verbürgen sein, ob der fromme Gemüthsumschlag unsers Gefangenen von solchen Motiven ganz frei war. Jedenfalls ist es unmöglich die Gränz-

linie zu finden, wo Schein und Wahrheit, beabsichtigter oder Selbstbetrug in einanderlaufen; ja die Grundstimmung selbst, die hier zu begränzen wäre, kann in jedem Augenblicke wechseln. Heute mag sie ehrlicher, morgen zweideutiger sein, mit Gaukelspiel kann sie angefangen, aber zu einem Grad von wirklichem Ernste geführt haben u. s. w. Und das wenigstens müssen wir anerkennen: das Aeußere unsers Mannes widerspricht einer besseren Meinung nicht. Der Gefangene auf Numero sechs ist ein Mann von zartem und zierlichen Typus. Sein fein gegliederter Körper verräth den Aufenthalt einer weiblich gearteten Seele, und sein Gesichtsausdruck, namentlich um Mund und Kinn, neigt entschieden zu einer weichen schmelzenden Sinnlichkeit. Dafür aber fehlt auch seinem Auge nicht der Blick einer zärtlichen und phantasievollen Begeistigung, ein Blick von fast schwärmerischen Anflug möchten wir sagen, nur daß er irrer und unstäter ist als die Tendenz zum Idealen zuläßt, und daß seine schöneren Momente doch seine seltneren sind. Fügen wir noch hinzu — was wir zu erinnern nicht unterlassen dürfen — daß der Fluchtplan, von dem hier die Rede ist, nicht von Herrn von Weiroth zunächst, sondern von seiner ehrgeizigen und rollensüchtigen Familie ausging, so haben wir Alles berührt, was dem Leser bedeutsam sein kann, um für oder Wider abzuwägen.

Wir haben gesagt: was erübrigt dem Weltkinde noch, das sich in diesem Falle weder erschießt noch wahnsinnig wird? Gewöhnlich ein Drittes — es wird fromm. Und ein Viertes hatte Weiroths Familie hinzugesetzt: die Flucht.

Dieses Dritte und Vierte also, die Bekehrung oder die

Flucht, das sind die beiden Ufer, zwischen welchen Herr von Weiroth im Gemüthszustande seiner Uebergangskrisis wie auf einer Brücke schwebt. Mit Einem Auge trinkt er Glorienschein, mit dem andern verschlingt er Goldbarrenglanz. Sein Herz hat Funken gefangen für die mystische Wollust der Ascese, und es zittert vor Wonne bei dem Gedanken an ein Newyorker Bankportefeuille. Wofür wird er sich entscheiden? Aber erwartet der Leser, daß er überhaupt sich entscheiden wird? Dann hätte er diesen Charakter übel verstanden. Nein, Herr von Weiroth wird geschehen lassen. Weder die guten noch bösen Triebe sind kräftig genug in ihm, eine eigene That zu erzeigen. Sein Gewissen regt sich bei den heillosen Intriguen seiner Tochter, aber es spricht nicht laut genug, ihnen ein Halt! zuzurufen. Er ist entschlossen, sich zu nichts zu entschließen. Er wird die Thatsachen gehen lassen. Es befriedigt ihn schon, daß er nicht selbst sie in's Werk setzt. Gemüther, wie er, haben einen eigenthümlichen Trost in ihrer sittlichen Schwäche. Sie sagen mit Wallenstein:

geschehe denn was muß ..
Und jeder Ausgang ist ein Gottesurtheil,

das heißt, den gordischen Knoten der Verantwortlichkeit, der sich nicht durchhauen läßt, schieben sie zur Lösung in fremde übermächtige Hände.

Das war der Mann, an welchen Helene in dieser Abendstunde ihren Uriasbrief bestellt hat. Die arme Helene!

In demselben Augenblicke aber als „droben auf der Burg" dieser Brief seine Rolle spielt, sitzt „d'runten im Ort" Meister Rübezahl zwischen zwei Stearinlichtern und schreibt auch einen Brief. Der Schauspieler nämlich, wie sich von selbst versteht, war nach Porrau kommandirt

worden, um bei Zeiten auf seinem Posten zu sein. Er sollte, wie Helene das innere, das ganze äußere Departement des Fluchtkomplotts leiten, namentlich in Fällen, wo es erforderlich wäre, zwischen Porrau und dem Gerede persönlich hin- und herfahren, da man das Briefschreiben wohlweislich scheute. Er hatte sich also im Gasthof zu Porrau einlogirt, unter dem Vorwande, Theater-Vorstellungen zu veranstalten, was er der Localbehörde gegenüber auch mit allem Scheine betrieb. Seine Gesellschaft, sagte er, harre nur der Bewilligung, um stündlich einzutreffen.

Soeben hatte er den Zimmerkellner, der ihm die Stearinkerzen angesteckt, nach Postpapier fortgeschickt, da er an seinen „Regisseur" zu schreiben habe. Die „Bath-" bedruckten Oktavblätter waren geliefert worden, und nun saß Meister Rübezahl hin und schrieb:

„Alter Satan! Nicht meine fünf Thaler fordere ich diesmal, was ich nicht schnell genug vorausschicken kann, denn du sollst den Brief lesen, nicht — mißbrauchen. Meine armen fünf Thaler habe ich längst verschmerzt; es handelt sich diesmal um weit wichtigere Dinge."

„Höre mich an, Wallroß."

„Ich habe mich hierorts in einen Schmul eingelassen, welcher Moos abwirft — schauderbar! Eine bankrotte Familie ersten Finanzranges — bankrott männlicher Seits, denn Frau Eva, wie gewöhnlich, hat ihre Apfelhälfte so ziemlich salvirt — diese Familie geht damit um, ihren Napoleon von der Insel Porrau flott zu machen, und hat mir das Kommando der Expedition übertragen. Gleichzeitig mit der Befreiung des Gefangenen wird aber noch die Entführung eines Mädchens intendirt — ein schüch-

ternes Nebengeschäftchen der Fräulein Tochter. Das Mädchen ist nämlich die Nebenbuhlerin des Fräuleins, und wenn das Mädchen — dislocirt ist, so hofft das Fräulein zu reüssiren. Das Was und Wie dieser Entführung gehört nicht hieher. Was mich betrifft, so habe ich aber selbst Absichten auf das Fräulein. Du begreifst also, um was es sich handelt.

„Der Plan, den ich selbst erfunden, darf nämlich nur zur Hälfte gelingen. Der Flüchtling soll fliehen, aber die Entführte soll nicht entführt werden. Für das Eine habe ich Geld genommen, und ich bin ein ehrlicher Mann; für das Andere habe ich zwar auch Geld genommen, aber ich behalte es nicht. Ich will es euch zu verdienen geben.

„Du, der fliegende Holländer, und Kaspar der Thoringer, ihr drei habt also Folgendes zu thun.

„Ihr habt euch schwarze Fracks und reine Hemden zu verschaffen, auch ehrbare Gesichter vorzustecken. Letzteres wird zwar seine Schwierigkeiten haben, ich will es aber auch, wie die Ohrfeigen in der Posse, apart honoriren. Ihr sollt eine Polizeigerichts-Deputation vorstellen, welche Nachts um eilf Uhr in Reckwitz, wo der durchkommende Bahnzug eine Viertelstunde hält, die Pässe der weiblichen Passagiere inspizirt, indem ihr vorgebt, auf Requisition nach einer gewissen Frauensperson abgesendet zu sein. Ich will euch den Bahnzug nicht lange durchstöbern lassen; vielmehr geb' ich euch damit ein Zeichen, daß ich den Kopf zum Wagen hinausstecke und mit lauter Stimme rufe: Kondukteur, ich habe den Hut verloren! An diesen Wagen macht ihr euch dann. Ihr werdet mich finden in Begleitung der zwei besagten Personen — des Flüchtlings und — des Mädchens. Letzterer wird der Paß

abverlangt. Er wird beanstandet, ihr ersucht mich und das Mädchen auszusteigen. Ihr führt uns in die Polizeistube der Station. Ihr fangt an uns auszufragen. Das Alles so lange bis der Zug fort ist; — er hält ohnedies nur zehn Minuten. Hierauf mögt ihr von Mißverständniß, von Aufklärung murmeln, könnt bedauern, daß unsre Reise diese Unterbrechung erlitten hat, wenn ihr im Namen der Polizei so artig sein wollt, und — laßt uns sehen. Der Zug ist fort. Das Mädchen aber ist dann so eingeschüchtert, daß sie um keinen Preis mehr weiter reisen will und damit kann ich mich ausreden, wenn ich, anstatt sie entführt zu haben, sie zurückführe. Denn von Gewalt ist ja nicht die Rede, die List aber ist uns durchkreuzt durch diesen Zwischenfall.

„So viel im Allgemeinen. Gefahr lauft ihr keine bei dem Abenteuer, es ist eben ein Streich, wie wir schon tausend gemacht haben. Neckwitz ist ein kleiner slavischer Lehmhaufen, nur durch die Kreuzung der Bahnen wichtig, sonst aber ein Nest, das ihr in den Sack stecken könnt. Kein Mensch versteht sich auf's deutsch in dem Orte, selbst der Wachtmeister der Landjägerstation am Bahnhof radbrecht es schauderbar, ist übrigens ein Meerkalb und spielt wüthend Tarok. Er wird sich wenig um euch kümmern. Ihr könntet sogar die Ortsbehörde in eigener Person, den Bürgermeister, welcher erst recht ein Kameel ist, hinzuziehen und riskirtet eben so wenig. Im Gegentheile. Genug, ich kenne die Neckwitzer-Verhältnisse genau, und dessguire ja gerade deßhalb diese Station. Die einzige Kultur-Visage, mit der ihr's zu thun kriegt, ist vielleicht der den Bahnzug begleitende Ingenieur, aber auch nur vielleicht. Und wofür sind wir am Ende Komödianten?

Kaspar der Thoringer, als gewesener Polizei-Praktikant, wird euch die nöthigen Amtsflausen schon einpauken. Also keine Manschetten! Die Geschichte läuft säuberlich ab, auf Gage! Ihr werdet schandbares Kies verdienen! In der Tivoli-Sommer-Schmiere Wachteln und Manna für transparente Kaldaunen!

„Du erhälst diesen Brief durch den kleinen Süßkül, der auf Kollekte hier durchgeschnorrt ist. Ein reizendes Vieh und noch immer der Alte! Er will die Mondnacht, sagt er, im Freien zubringen und zu Fuß weiter wandern. Treu wie Gold, dumm wie ein Kürbis und gefühlvoll wie ein indisches Thierspital, kam mir der Kerl just apropos, diese Depesche an dich zu bestellen. Der Mondnacht wegen wird sie schon morgen in deiner Hand sein. Aber nicht zweimal dürfte mir die Gelegenheit so günstig sein. Und doch haben wir noch manches zu plaudern, und die Post ist gar zu penibel für solche Korrespondenzen. Sei daher so gut, und komm zu einer mündlichen Konferenz. Nicht nach Perrau selbst, natürlich! in die Nähe. Ich möchte Likersdorf vorschlagen. Donnerstag zwischen Mittag und Abend. Ich erwarte dich sicher. Ich bring' auch meine Brieftasche mit, auf Ehre! Hörst du altes Bombardon? Frag' nur den Süßkül; der hat mich in meinem Glanze gesehen. Der hat mich angestaunt, wie der Hahn der Regenwurm. Komm gewiß. Ich verlasse mich darauf. Bis dahin ... der deinige." —

Also Fräulein Aurora wird mit Hilfe ihres Freundes Rübezahl ihren Freund Adelmann betrügen, und Freund Rübezahl wird mit Hilfe seiner Freunde Fräulein Aurora betrügen. Und damit das Gemälde dieser

menſchlichen Liebenswürdigkeiten vollſtändig werde, fängt nicht zuletzt auch Freund Milbert ſich zu regen an ...

Herr Milbert hatte mit wachſendem Unbehagen zugeſehen, wie unter ſeinen Augen ein myſteriöſes Einvernehmen zwiſchen Auroren und dem Komödianten zu herrſchen anfing. Zwar gab man ihm den Gegenſtand des Einvernehmens hintan! er wußte, daß es ſich um Weiroths Flucht handle. Aber wenige Monate erſt war es, da hatten die weinenden und troſtloſen Frauen das Ganze auf ihn geſtellt, da ſchien kein anderes Heil als Herr Milbert! Und nun! Man hatte gut ſagen, wie trefflich ein Vagabund dazu tauge, — ein Müſſiggänger, der Zeit habe, ein Vogelfreier, der nichts riskire. Herr Milbert fühlte ſich übergangen, zurückgeſetzt; er fühlte, daß er entbehrlich ſei. Und wie bitter dieſes Gefühl ſei, hat die Menſchheit zu allen Zeiten durch den unglaublichſten Aufopferungsdrang bezeugt: ein Drang, den nur gutmüthige Schwärmer einem abſtrakten Tugendeifer zuſchreiben; denn in Wahrheit entſpringt er der Luſt, ſich als unentbehrlich zu fühlen.

Und was erſt ſollte er dazu ſagen, daß Adelmann ſeine Helene dem Unternehmen bewilligt? Das war ja außerordentlich! Wie deutete man dieſes Faktum? Was vermochte Aurora über ihn, daß ſie dieſes Opfer erhalten? War es etwa gar ein Sieg Auroras über Helenen? Was ging hier vor?

Ueberhaupt war die Flucht ſelbſt durchaus gegen Milberts Intereſſen. Wenn Weiroth nach Amerika ging, was ſollte aus dem Anbeter der Tochter werden, der ja nicht mitgehen konnte? Oder würde ſie dableiben, Aurora, um einen Milbert mit ihrer Hand zu beglücken, wäh-

rend der Papa Fortune macht? Wenn Weireth zu reussiren anfing, ja wenn er nur den Fuß über die Gefängnißschwelle setzte, so würden Auroras Phantasien, das wußte Milbert, einen kühneren Flug als je nehmen; einen so schwindelnden Flug, daß sein werthes Ich zu verschwinden drohte, wie ein Pünktchen unter der Adlerhöhe. War sie doch, all ihrer Launen zu gedenken, selbst in den Tagen der kränkendsten Demüthigung noch übermüthig genug geblieben! Milbert konnte die Flucht nur unter Einer Bedingung wollen: daß er selbst es war, welcher sie ausführte. Das große und bleibende Verdienst, das er dadurch um die Familie erworben hätte, mußte ihm Ansprüche geben, die nicht zu umgehen waren. Nun sie aber durch ein Landmädchen, durch einen Miethling, durch Adelmann, durch jeden andern, nur nicht durch ihn bewerkstelligt werden sollte, nun verhielt sich Herr Milbert entschieden feindselig zu dem Projekte. Und kurz, Herr Milbert war entschlossen, die Flucht zu vereiteln.

Was er in dieser Absicht zu thun hatte, konnte ihm keinen Augenblick unklar sein. Vor Allem mußte er den Fluchtplan kennen. Wie er dazu gelangte, war gleichfalls keine Frage. Weder Aurora im Gerade, noch viel weniger der Schauspieler in Porrau hätten ihm volles Vertrauen entgegengebracht. Diese Zwei — so wenig er's auch merken sollte — verhielten sich ablehnend und verheimlichend gegen ihn.

Er wandte sich also an Adelmann.

Mit dem war sein Verhältniß, wenigstens äußerlich, immer dasselbe geblieben. Den konnte er offen und un-

genirt fragen, der wird ihm eben so freimüthig antworten. Adelmann allein wird ihm Rede stehen.

Die zwei Ex-Freunde hatten sich schon lange nicht gesprochen.

Unwillkürlich mußte Milbert seines ersten Besuches gedenken, als er den Pachthof wieder betrat. Wie merkwürdig! Damals war er gekommen, Auroren als Liebhaberin zu vertreten, heute kommt er, als Tochter sie zu verrathen. Damals hat er ihr geholfen, einem Nebenbuhler — heute betrügt er sie einem Vater gegenüber. Menschliche Verhältnisse! denkt Herr Milbert, indem er sich bemüht, dem tobenden Kettenhund des Pachthofes sich als Hausfreund zu erkennen zu geben.

Herr Milbert hat sich nicht getäuscht.

Adelmann befriedigte ihn ohne Weiters. Er theilte ihm die Bemühungen für den gefangenen Weiroth rückhaltslos mit. Auch über seinen eigenen Antheil daran gab er ausreichende Rechenschaft. „Was war zu machen?“ sagte Adelmann. „Aurora hat stark und unbescheiden an mich gefordert; es unterliegt keinem Zweifel. Aber am Ende hat sie doch nichts gefordert, was über meine Kräfte ging. Ich war es im Stande. Mit welcher Miene hätt' ich es abgeschlagen sollen? Höchstens die Allgards konnten es abschlagen. Darauf kam es denn auch an, aber sie haben es nicht gethan. So ergeben sind mir diese Braven, daß sie glücklich waren, mir dienen zu können. Wer hätte nein sagen sollen? Der Pächter wird jeden Tag mehr mein Bruder, Helene geht für mich ins Feuer, und die Frau — die ist mir von allen Dreien vielleicht am dankbarsten im Stillen. Die Frau ist älter als der Mann und kinderlos; Helene, der kleine Kind-

ling, war ihr seiner Zeit sehr willkommen. Aber Helene die aufblühende Jungfrau, machte der Guten viel Sorge. Denn obwohl sie Vater und Mutter spricht, so weiß sie doch, daß es Stiefältern sind, und kurz, die arme Frau wurde eifersüchtig auf Helenen. Ich kam ihr als ein wahrer Segen ins Haus, ich kann es tausendmal des Tags beobachten. Das ist die Lage. So monströs die Forderung war, sie ging durch. Aurora kann wahrlich, von Glück sagen!"

Das klang loyal. Und tröstlich zugleich. Herr Milbert lernte aus dieser Sprache, daß er wenigstens sicher war im Punkte der Herzensverhältnisse. Desto entschlossener also dachte er an die Vernichtung des Fluchtkomplotts. Denn diese Rechnung ist zu verderben, darüber ist er einig mit sich. Die Flucht muß zu nichte werden. Ich kann dir nicht helfen, mein guter Alter, du mußt noch ein Jährchen brummen. Helene kehrt unverrichteter Sache zurück und heirathet ihren Adelmann. Meister Rübezahl bummelt hinaus in alle Welt, sein Vagantenleben legt ihn fort, wie es ihn her gefegt hat. Meine Weibleins sitzen dann verlassen wie bisher. Der Alte aber wird schärfer bewacht, vielleicht auch versetzt; — an eine Flucht ist erst nach geraumer Zeit wieder zu denken. Bis dahin sollen sie mürber werden, meine Weibleins. Sie sollen einsehen lernen, daß Herr Milbert doch nicht zu verachten ist. Wen haben sie außer mir, wenn es zum zweitenmal losgehen soll? Ha, sie müssen noch froh sein, daß sie mich haben! Inzwischen schickt der Himmel wohl wieder eine Konjunktur, man macht sich ein Geldchen, — wenigstens gewinn' ich auch nach dieser Seite hin Zeit. Kurz, ich baue meinen

Weizen, ihr Guten. Ha, Ha, wartet nur! Ihr meint, ihr seid klug, aber Herr Milbert ist klüger!

So kalkulirte ganz im Stillen dieser Edle für sich. Und er ging hin zur Polizei, wo er seine guten Freunde hatte, und nahm die Scheere schon in die Hand, womit er die Rettungstaue seiner andern guten Freunde im rechten Augenblicke durchschneiden wollte.

Unter all diesen Betreibungen war der Entscheidungstag angebrochen. Wir meinen die Tagfahrt des Perrauer Frohnvogts in einer Erbschaftssache, — also für die eine Hälfte unserer Akteurs freilich nur der Vorabend, für die andere aber, wie wir wissen, der wirkliche Tag der Aktion.

Unruhig blickte Aurora nach dem Himmel. Es waren seit langer Zeit in der Nacht die ersten Tropfen gefallen, und am Morgen herrschte eine bängliche Spannung in der Natur. Eine drückende Schwüle fing schon frühzeitig an, Menschen und Thiere zu plagen. Die Atmosphäre war feucht, das Thermometer gefallen, die Farbe des Himmels dunstig-mattgrau. Kein Lüftchen regte sich, aber die Straße entlang sprangen bald hier bald dort kleine Staubwirbel auf, tänzelten und verschwanden. Gegen Mittag krochen breite Haufwolken herauf, die hängenden Wetterfahnen zuckten nervös und züngelten in allen Ecken der Windrose herum. In der Ferne murmelten Donner und zwar an den entgegengesetztesten Punkten.

Aurora litt Folterqualen. Je länger das Gewitter zögerte, um so höher wuchs ihre Angst. Sie zitterte, daß der Ausbruch erst gegen Sonnenuntergang, wo die

meisten Gewitter niedergehen, erfolgen würde. Also just in der kritischen Stunde des ganzen Tages!

Und wie wenn der Frohnvogt seine Tagfahrt gar nicht gemacht hätte bei diesem Wetterdrohniß?

Stündlich erwartete sie einen Boten vom Meister Rübezahl. Umsonst. Kein Mensch aus dieser Gegend erschien. Was für ein Zeichen ist das? Ein Stück Blau lugt aus einer fernen Himmelsecke — es ist ein gutes Zeichen, denkt sie, das Wetter verzieht sich! Auf einmal donnert es dicht über'm Forsthause — es ist das schlimmste, jammert sie, denn ach, solch ein Wetter vereitelt ja Alles! Es ist sein eigener Absagebrief. So wird sie von jeder Minute wie mit Nadelstichen gepeinigt.

Nach dem Mittagstische kam Adelmann. Er sagte, er biete den Damen seinen Wagen an, denn er fahre noch heute nach Porrau. Das Wetter lasse sich ungewiß an, die Landleute sprächen von einem Umschlag auf lange hin. Da sei nichts gerathener, als sie kämen dem Ausbruch zuvor, morgen triebe man vielleicht im wüstesten Graus oder die Fahrt sei ganz unmöglich.

Aurora erblaßte. Sie stand wie vom Donner gerührt. Sie war unfähig, ein Wort hervorzubringen. Nur mit Mühe stammelte sie, sie wären nicht vorbereitet. Dann flüchtete sie fort, es der Mama zu melden, welche leider unwohl sei, wie sie noch Geistesgegenwart genug hatte, hinzuzusetzen.

Diese Frist diente zu heilsamer Fassung. Als Aurora mit der Mama zurückkam, hatten die Damen Suada genug, um vereint gegen Adelmann anzukämpfen.

Es ist durchaus unthunlich, hieß es, schon heute zu fahren. Das Wetter, dem sie entrinnen wollten, könnte

sie just unterwegs ereilen, es hänge ja zu Häupten. Uebrigens meine der Förster, morgen klärе sich's auf, und der verstünde doch auch die Zeichen. Was für ein Aufsehen in Perrau es machte, wenn sie dort Nachtquartier nähmen — drei fremde Honoratioren, die Niemand im Orte kenne, die mit Niemanden zu thun hätten. Und einen ganzen Tag über dann müßig und zwecklos sich aufzuhalten! Der Neugierde und dem Argwohne preisgegeben zu sein, dem Argwohn, der an einem Straforte gewiß noch reger als sonst in Kleinstädten sei — denn warum sollten sie glauben, ihr Fluchtversuch sei der erste in Perrau? Warum sollte der Ort nicht Erfahrung darin haben und Wachsamkeit dagegen? Nein! es gehe durchaus nicht. Morgen Abends müßten sie ankommen, wenige Stunden vor der Aktion. Das sei das Sicherste.

Aber Adelmann war nicht abzuhalten. Allzugefährlich sei es in solchen Dingen, sich auf den letzten Augenblick zu verlassen. Das heutige Wetter zeige, von welch' kleinen Zufällen man abhängig sei bei solchen Gelegenheiten. Er für seine Person wolle auf seinen Posten. Er fahre.

Um keinen Verdacht zu erregen, durfte Aurora nicht länger widersprechen. In Gottes Namen denn! Morgen wird das Wetter gut, die Mama wohler sein; morgen kommen wir nach. Auf glückliches Wiedersehen in Perrau! Adieu! — Und so ging Adelmann fort.

Die Verzweiflung Auroras war groß. Sie überließ sich ganz ihrem Jammer.

Was war zu thun? Nichts. Auf Meister Rübezahl's eigene Klugheit vertrauen. Wenn er Herrn Adelmann kommen sieht, der erst morgen kommen sollte, wenn

die Flucht schon heute vor sich geht, die Adelmann erst morgen erwartete, — so muß der Schauspieler seine Fassung behaupten können. Er muß mit Geistesgegenwart die Ausflüchte vorbringen, welche für diesen Fall ausgesonnen sind.

Er muß! Aber wird er auch? Das ist die Frage.

Aurora leidet alle Strafen ihres bösen Bewußtseins in diesem Zweifel. Sie rennt hin und her in ihren Zimmern. Sie tritt bald an dieses Fenster, bald an jenes. Bald starrt sie in die Donnerwolke hier über'm Kalkbruch, bald in die wässrige Sonnenscheibe dort über'm alten Schloß. Ihre Lage ist unerträglich. Hätte sie doch Adelmanns Antrag angenommen! Wie leicht könnte sie dem Schauspieler ein Wort zuwerfen, ja schon ein Wink mit dem Auge — auf einmal blitzt ihr ein Gedanke durch den Kopf! Könnte sie nicht auf eigene Hand nach Porrau fahren? Sie steht und leuchtet vor Helle. Ja, das kann sie! Topp, das geschieht! Glücklicher Einfall! Kühner Entschluß! Das ist der Weiroth's würdig. Statt hier zu stehen und Regentropfen zu zählen, und schlaflos sich zu wälzen, und morgen vielleicht zu hören, daß irgend ein eklatanter Mißgriff geschehen — thut sie nicht zehnmal besser, in Sturm und Wetter sich zu werfen, aber zu handeln?!

Und zu Adelmann, wenn sie nach Porrau kommt, wird sie sagen, seine Gründe hätten sie noch bekehrt. Daß die Mama nicht mitkommt, wird mit ihrem Gichtanfall entschuldigt. Damit wird zugleich eingeleitet, was ohnedies im Plane war, daß die Frauen den Flüchtling nicht augenblicklich begleiten. Er wird sie in Helgoland oder in Liverpool erwarten. Dort sagt er dann: wenn er sich's

recht überlegt, u. ſ. w., Alles, wie es verabredet. Und nun iſt es am Ende gar nicht ſo ſchlimm, daß Adelmann mitfährt. Er ſoll's nur thun. Helene wird nun freilich ſchwieriger wegzupraktiziren ſein — namentlich mit der „verunglückten Waſſerfahrt" geht es nicht, die wird nun ſelber zu Waſſer! Aber entführt wird ſie doch und zwar unter ſeinen eigenen Augen. Dadurch wird Alles natürlicher, wahrer, er braucht ſich jetzt nicht mehr auf Briefe und Dokumente aus der Ferne zu verlaſſen, — er hat es ſelbſt erlebt, und auch der leiſeſte Verdacht wird unmöglich dadurch. Ja, entführt wird ſie doch! Meiſter Rübezahl hat es feſt verſprochen, daß ihn ſchlimmſten Falls auch Adelmanns Beiſein nicht hindert, und Meiſter Rübezahl wird Wort halten. Er wird, während der Papa, Helene und Adelmann den Bahnwagen beſteigen, mit Auroren ſcheinbar ins Gerode zurückkehren. Scheinbar! denn heimlich wird er die Fahrt mitmachen in einem andern Wagen, in einer andern Klaſſe. In Hamburg umſchwebt er ſie unſichtbar. Es wird ein Augenblick benützt, wo Adelmann außer Haus iſt, während Helene und der Papa im Hôtel zurückbleiben. Solche Augenblicke werden ja kommen, mehr als einer, denn Adelmann hat alle Gänge zu thun, der Papa aber möglichſt die Straße zu meiden. In einem ſolchen Augenblick alſo wird der Schauſpieler ins Hôtel kommen, und eine Botſchaft von Adelmann ausrichten, er erwarte ſie im Alſter- oder im Elb-Pavillon, ſie möge mit ihm gehen. Helene wird zwar verwundert ſein, den Schauſpieler zu ſehen, der ja ins Gerode zurückgefahren iſt, aber er wird ſagen, er habe wichtige Depeſchen an Herrn von Weireth abzugeben, die ihn genöthigt, gleich Tags dar-

auf nachzufahren, denn schreiben lasse sich ja nicht an einen Flüchtling und dergleichen. Kurz, er wird dem Mädchen leicht etwas weiß machen und da er ein bekanntes Gesicht ist, so wird sie ihm folgen. Der Schauspieler führt sie hierauf zu der „hohen und einflußreichen" Person, welche sie augenblicklich in eine petite maison auf dem Lande vergräbt. Adelmann kommt zurück, und — Helene ist fort! Der Papa erzählt, ein Herr sei gekommen, der sie auf seine Ordre hin abgeholt. Er beschreibt den Herrn. Dasselbe thun die bestochenen Augenzeugen, die den Herrn gesehen, wie er an der Straßenecke gewartet, wie er die Treppe heraufging ꝛc. Es wird das Gespenst des „Brasilianischen Werbers" oder des „Mormonen" daraus. Das Uebrige thut „die hohe und einflußreiche" Person. Man macht Lärm, man spricht, man schreibt, die Polizei zappelt sich ab — und Adelmann hört und sieht das Alles. Er ist selbst dabei. Ja, ja, er fahre nur mit! Der Schreck ist vorüber — er fahre nur mit! Unmöglich kann er Verdacht schöpfen, wenn er das selbst erlebt, zwischen Ausgehen und Heimgehen, von einer halben Stunde zur andern!

Aber daß sich der Schauspieler nur nicht verblüffen läßt, durch Adelmanns Ankunft! Ah, jetzt ist sie wieder froh, den Wagen nicht angenommen zu haben. Sie muß ihn überholen, sie muß ihm zuvorkommen! Ja, sie muß den Schauspieler früher noch sprechen; dann geht Alles gut. Und augenblicklich schickt sie die Fanny hinüber, wann Adelmann fahren wird? Wenn die Pferde vom Felde kommen, sie sind bei der Ernte beschäftigt. Längstens in einer Stunde! — Vortrefflich! also eine Stunde hat sie voraus. Augenblicklich zum Bürger-

meister und seine Equipage gemiethet! Fort auf Flügeln! Und hätte Adelmann etwa den Einfall und schickte nochmals herüber, eh' er fortfährt — so bin ich beim Intendanten auf Besuch droben, hörst du, Fanny? Ich requirire ein Hausmittel für die Mama. Dort hinauf schickt er gewiß nicht — sie können sich nicht leiden. — So mit Thatkraft und Lügen umgürtet, wirft sich das Mädchen in den Wagen und fliegt nach Perrau. Sieben Gewitter zugleich standen am Himmel, indem sie über eine Hochfläche aus dem Thale fuhr, bald blitzte diese Wolke, bald donnerte jene, aber im Scheitelpunkt brach die Sonne durch, Aurora spannte den Schirm auf, und wiegte sich lachend in den Federn. —

Eilen wir ihr nach Perrau voraus. —

In diesem Orte war der Himmel gleich anfangs heiterer, oder mindestens nicht so drohend gewesen, wie im Kalkfelsenthal vom Gerade. Der Frohnvogt hatte seine Tagfahrt angetreten. Er empfahl das Haus seiner Frau, die Gefangenen dem Frohnknecht, schärfte „der neuen Magd" allerlei nützliche Vorschriften ein, und fuhr mit salvirtem Gewissen von hinnen.

In der That ging die Tagesordnung der Frohnveste ihren geregelten Gang. Nur Mittags trat die unvermeidliche Abänderung ein. Denn während die Frau die Portionen der Gefangenen auszutheilen pflegte, gaben sonst die beiden Männer, der Vogt und sein Schließer, an die einzelnen Zellen sie ab. Dieses letztere Geschäft theilte mit dem Schließer heute Helene.

Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß Helene, obwohl der bewußte nachgemachte Schlüssel schon seit einigen Tagen fertig und in ihren Händen war, doch noch

keinen Gebrauch davon gemacht hatte. Ganz überflüssig erwies sich Aurorens Ermahnung an den Papa „die Sirene" mit Freundlichkeit zu behandeln; Aurora hatte keinen Begriff davon, daß ein einfaches Landmädchen die Berührung mit Sträflingen überhaupt würde vermeiden wollen. Und doch war es so. Helene hegte gegen die Weiroth's die Scheu — der Verachtung. Wir dürfen, wie ungeschminkt es empfunden wird, nicht verblümter es ausdrücken. Sie wollte nicht mehr als nöthig mit diesen Gebrandmarkten zu thun haben; es lebte ein keusches und vornehmes Gefühl in ihr, das sie vor Neugierde oder gar schwächlichem Mitleid bewahrte. Sie hatte bis zu dieser Stunde Herrn von Weiroth noch nicht gesehen.

Jetzt brachte sie ihm sein Mittagessen, und jetzt geschah es zum ersten Male.

Herr von Weiroth saß mit dem Rücken gegen die Thür, und war mit Schreiben beschäftigt, als Helene aufsperrte.

„Guten Tag, Herr von Weiroth, heute werden Sie frei," sagte Helene eintretend.

Herr von Weiroth fuhr rasch herum.

„Der also ist's!" dachte Helene.

„Also die ist es!" dachte Herr von Weiroth.

Helenens Ansprache war kurz und trocken gewesen; man sah ihr den Zwang ihrer Rolle an.

Aber ihre Stimme klang so schön! Und hätte sie Herr von Weiroth gar nicht gesehen — dieser freie, volle Ton, diese metallische Bruststimme hätte ihm die Vorstellung einer römischen Büste erweckt und eines Charakterkopfes auf dieser Büste.

Herr von Weiroth sah das eintretende Mädchen mit Bewunderung an.

Helenen entging der Eindruck nicht, den sie hervorbrachte. Aber auch sie milderte ihre Meinung über Herrn von Weiroth. Sie hatte sich einen Gefangenen der Frohnveste als ein Wesen vorgestellt von wildem grimmigen Blick, vernachläßigt im Aeußern, abgehärmt, abschreckend, feindselig. Statt dessen fand sie einen netten, fein geschliffenen Mann, der allerdings etwas angegriffen aussah, aber sein Auge blickte so fromm, sein Mund war so schwellend, so wohlwollend, — es war ein Gesicht, halb sinnlich halb ehrwürdig, von der Art, wie es Frauen leicht einnimmt.

Nur verrieth ihre Miene weniger ihre Gedanken, sie blieb wie zuvor.

Schweigend trat sie an den Tisch, den sie mit knappen und hurtigen Gebärden bestellte. „Ich wünsche Ihnen eine gesegnete Mahlzeit," sagte sie gemessen. „Nach Tische," fuhr sie fort, „werde ich Ihnen die Weiberkleider bringen, welche heut' Abend nöthig sind. Probiren Sie dieselben, damit Sie sich d'rein finden, auch kann man noch ändern und wählen, wenn es wo einen Anstand hat."

Statt aller Antwort verhängte Herr von Weiroth den Käfig seines Buchfinken am Fenster.

„Hat mich der Schreihals überschrien?" fragte Helene.

„Ich habe von dem Gold Ihrer Stimme keinen Ton verloren!" antwortete Herr von Weiroth. — Das vorige Dienstmädchen hatte er mit Du angeredet. —

„Warum verhängen Sie dann den Vogel?" Helene trat an's Fenster, machte den Käfig auf, und sagte: „Flieg,

armes Ding, sollst auch frei sein!" Dann nahm sie ihr Speisebrett und ging.

Herr von Weiroth sah ihr verwundert nach.

Wie naiv sie im fremden Eigenthum schaltet! Aber es läßt ihr gut! — Und nachdenkend murmelte er: „Bei Gott, dieses Mädchen ist kein Duzendgeschöpf!"

Er hatte sich eine Dirne gewöhnlichen Schlags vorgestellt, wie anstandslos seine Tochter darauf ausging, sie dem nächstbesten Lüstling in die Hände zu spielen. Freilich, wenn er bedachte, es war ein Mädchen, das Adelmann nur zu sehen brauchte, um sie zu wählen, so konnte er schon was erwarten! Aber andrerseits auch: die geistreichsten Männer nehmen oft Frauen, welche am wenigsten ihnen ebenbürtig sind. Kurz, er wußte bis zu dieser Stunde nicht, was er von Helenen zu halten hatte.

Jetzt wußte er's. Noch mehr — jetzt ahnte es ihm! Er trat mit allen fünf Sinnen auf Adelmanns Seite.

Der ruchlose Leichtsinn seiner Tochter schien ihm nur noch ruchlos, nicht mehr leichtsinnig. Er erschrack, daß er ein Kind von so bösem Herzen gezeugt. Er mag sich nicht eigener Jugendthaten erinnern — er ist ein Mann! Aber jenen Anschlag auf ein Mädchen machte ein Mädchen. Mit Hilfe zwar eines Andern, doch hat sie ihn gut geheißen diesen Anschlag. Sie hat sich hingesetzt und mit einer weiblichen Hand den höllischen Satz niedergeschrieben: eine hohe einflußreiche Person .. wird mit Freuden bereit sein .. für den Preis des Mädchens selbst! .. So steht es. Er hat sie wohl behalten diese Stelle. Wie kurz und geschickt sie als ein Einschiebsel sich versteckte, sie ist ihm schon damals auf's Herz gefallen, die Stelle. Aber er geht hin, wühlt einen Brief aus seinem Wäschkasten her-

ver, und schlägt das Blatt vor sich auf. Er liest sie wieder und immer wieder diese Stelle: für den Preis des Mädchens selbst! Die Augen vergehen ihm. Das Mädchen ist eine Helene! Er hat sie gesehen — die Pracht ihres Geschlechtes! Wehe, die soll der Preis sein!

Und heute ist schon der letzte Tag! Jede Reue käme zu spät. Ein dumpfes Entsetzen betäubt ihn, indem er den Zwang dieser Lage überblickt. Das hat mir mein Kind gethan! Weiroth, Weiroth, sieh' hier dein Blut!

Der beängstigte Mann griff nach einem Andachtsbuche. Er las einige Linien aber nicht viele. Sein Geist war nicht in den Sphären des Heiligen. Andere Gedanken entstanden in ihm und durchkreuzten seine Frömmigkeit. Er legte das Andachtsbuch hin und fing an auf- und abzugehen.

Und zuletzt war sie doch seine Tochter. Soll er sie richten? Ist es nicht sein Verbrechen, welches das ihrige nach sich zieht? Wer soll freien um sie? Ihre Ausstattung ist ein Bankrott, ihre Mitgift ein Strafurtheil. Unglücklich genug, daß sie sich selbst helfen muß, aber soll ihr der eigene Vater im Wege sein, wenn sie glaubt sich zu helfen? Er, der jedes Recht an sie verwirkt hat, soll sich das Recht anmaßen, ihren Glückstraum zu zerstören? Zu geben hat er nichts mehr, aber nehmen sollte er ihr?

Diese Gegensätze kämpften eine Zeitlang in seinem Gemüthe. Eine schmachtende Traurigkeit kam über ihn, jenes dumpfe Gefühl, welches dem Unentschlossenen sagt, daß er seines Entschlusses fähig. Auf einmal dachte Herr von Weiroth: sie wird sich schon zu behaupten wissen! Ist sie der Charakter, der sie scheint, so wird es so schlimm

nicht kommen. Wo Andere unterliegen, dort siegt ein Charakter. Sie wird imponiren.

Und nun setzte Herr von Weiroth sich hin, und genoß von den Speisen, welche inzwischen fast kalt geworden.

Um drei Uhr kam Helene. Ah, da stand sie wieder vor ihm! Wie ein Dolchstich fuhr es Herrn von Weiroth in's Herz.

Für den Preis des Mädchens selbst!

Sie trug ein Bündel Kleider unter dem Arm. „Probiren Sie diese Sachen, Herr von Weiroth. Gegen fünf will ich wieder nachsehen." — Sie raffte die Teller zusammen und wollte fort.

Herr von Weiroth hielt sie an der Hand. „Und immer so eilig! Immer so kurz und knapp, liebes Kind."

„Ich habe zu thun. Wir müssen Geschirre spülen."

„Immerhin. Sagen Sie unten, der arme Weiroth hat so wenig Appetit. Sie fanden mich noch im Essen und warteten bis reiner Tisch gemacht war."

„Aber wozu?"

„Weil es mir wohlthut, ein liebes Gesicht zu sehen. Ich war so lange einsam! Denken Sie doch; heut' Abend fahren wir mit einander auf der Eisenbahn, sind Reisegefährten, sitzen Tag und Nacht Sitz an Sitz gerückt, — und sollten zuvor nicht ein wenig Bekanntschaft machen?"

„Ich bin nicht nach Porrau gekommen, um Bekanntschaften zu machen."

Verwünscht! Wenn sie doch gesagt hätte: o die Bekanntschaft mit einem schlichten Landmädchen ... oder etwas dergleichen, was zu einer Artigkeit aufforderte. Herr von Weiroth wünschte sehnlich, sie auf einiger Ko-

ketterie zu betreten. Sein Gewissen durfte dann ruhiger sein. Aber freilich, so wie sie war, gefiel sie wieder seinem besseren Menschen. Es war eine peinliche Doppelempfindung!

Herr von Weiroth fuhr fort:

„Ich glaube, Sie stellen sich schroffer als Sie sind. Sie verbergen Ihr gutes Herz."

„Was wissen Sie von meinem Herzen? Adieu, Herr von Weiroth!"

„Nicht so, nicht so, meine Beste! Was ich von Ihrem Herzen weiß? Sehr viel, liebes Kind. Mein Buchfink machte mich wissen von Ihrem Herzen. „„Flieg, armes Ding, sollst auch frei sein."" Sehen Sie, das war schön. Ich dachte mir: so tief empfindet sie den Werth der Freiheit! Wenn sie schon dem Vogel die Wohlthat gönnt, um wie viel mehr einem Menschen. Sie thut was sie thut mit Gefühl. Sie thut es aus Menschenliebe für dich."

Helene erröthete. „Man hat mir's geheißen, und ich habe gehorcht."

„Wie fein! Sie wollen zu verstehen geben, Ihre Menschenliebe war die Liebe überhaupt? Sie haben Recht. So ist ein wackrer Mann, Herr Adelmann. Ich zählte ihn zu den liebsten Freunden meines Hauses. Ah, das waren schöne Tage, als ich ein Haus hatte, mein Kind! Adelmann war fast mein täglicher Gast. Wäre ich glücklich geblieben, es wäre Vieles anders gekommen!"

Helene erschrack bei diesem Seufzer. Sie fühlte das Wahre daran. Sie fühlte, indem sie an Aurelien dachte, zum erstenmale lebendig, wie sonderbar sie eigentlich diesem Manne gegenüber stand.

Mit ächtem Mitleid in Blick und Stimme sagte sie

tröstend: „Sie können wieder glücklich werden, Herr von Weiroth.“

Der Gefangene drückte die Hand des Mädchens. „Ich danke Ihnen, Liebe. Ich will es zum guten Zeichen nehmen, daß dieser Wunsch aus einem so reinen Herzen kommt. Und wahrlich — doch lassen wir das. Das Geschehene ist nicht zu ändern. Aber das können Sie mir glauben, meine Liebe, zunächst mögen Sie sich selbst Glück wünschen. Sie sind schön, Helene, Sie sind ein liebenswürdiges Mädchen, gewiß. Aber wenn Sie den Damenzirkel in meinem Salen gesehen hätten — ah, meine Gute, nur einen einzigen Abend! Das war ein Garten! Blume an Blume! Herz, was begehrst du? Und Adelmann mitten d'rinnen. Sagen Sie mir, Sie kleine Tausendkünstlerin, wie haben Sie den Mann so blitzschnell erobert? Freilich, ich kenne den Zauber. Natur! Und unsre Stadtdamen sind so verschroben! „Verschrobene Erziehung!“ das ist ihr Unglück. Klavier klimpern und französisch plappern, damit läßt man sie ihre Zeit verderben. Vortrefflich gesagt! Aber wer möchte verzichten, daß seine Frau französisch spricht, und ein Liedchen begleitet? Und wißt ihr, meine Guten, wie viel Stunden es kostet, bis beides zu einer mechanischen Fertigkeit wird? Gebt nach den Stunden wieder Stunden — Treibhauspflanze heißt's dann. Das Mädchen verkrüppelt. Bravo, meine jungen Herrn. Immerzu! Aber sagt mir gefälligst: wie denkt ihr euch eigentlich die Erziehung? Wie würdet ihr selbst erziehen, wenn ihr Töchter hättet? Geist bilden! Nur keinen Blaustrumpf. Herz bilden! Nur keine Schwärmerin. Bravissimo! Also wie sonst, meine Süßen? „Verschrobene Erziehung!“ Vielleicht seid ihr selbst verschroben. Und

das fordert und fordert, und weiß selbst nicht was. Arme Katharina! Enfin; wer das Glück hat, führt die Braut heim und — den Bräutigam!" —

Diesem murrenden Halbselbstgespräch fehlte es nicht an Naturwahrheit, und doch war es künstlich. Herr von Weiroth suchte sich mit Gewalt gegen Helenen aufzureizen.

Helene sah mit einem Gemisch von Pein und Rührung auf den bitteren Redner. Sein Vaterschmerz, der halb aufrichtig war, schien ihr's natürlich ganz. Eine drückende Pause erfolgte.

In diesem Augenblicke zog eine von den Wetterwolken des Tages auch über Perrau hin und klatschend schlugen an die Fenster der Zelle einige schwere Regentropfen.

Herr von Weiroth blickte mit Angst nach dem Himmel. „Wenn uns nur kein Gewitter die Stunde verdirbt," seufzte er sorgenvoll.

„Nichts wäre erwünschter als das," antwortete Helene. „Sie schlügen dann über all' ihre Verkleidung noch einen Regenschirm auf, und passirten um so sich'rer Schloßberg und Städtchen. Auch die andern Leute steckten in ihren Kapuzen; — wer gafft viel, wenn es mit Gießeimern über die Köpfe geht?"

„Sie haben Recht," sagte Weiroth. „Bei Gott, der Einfall ist gut. Sie sind ein kluges Köpfchen. Sie wissen überall Rath. Ich glaube, es wäre nicht leicht, Sie in eine verzweifelte Lage zu bringen; hm?"

„Versuchen wir Gott nicht mit solchen Reden."

„Sind Sie noch nie in einer Lebensgefahr gewesen? Oder in einer Gefahr Ihrer Ehre und Unschuld?"

„Um Gotteswillen!"

„Was würden Sie thun, wenn ein solcher Augenblick über Sie käme? Jedes Haar Ihres Hauptes sei heilig! aber sprechen wir nur im Beispiel! setzen wir die Möglichkeit."

„Kann ich das wissen? Wenn es dem Menschen an's Höchste geht," sagt man, „so handelt er auch nach höchsten Eingebungen. Die weiß Keiner voraus."

„Gut gesagt, sehr gut. Nun, ich sehe schon, Sie fürchten sich nicht vor Seeräubern. Denn wir reisen an's Meer, meine Gute, da gibt es allerlei Volk — es wird eine schlimme Passage sein! Sie werden Augen machen! So eine Seestadt wimmelt von Menschenräubern. Und klug sind sie! und elegant! Da ging Mancher schon über die Straße, und sah zeitlebens die Seinigen nicht mehr. Wenn so etwas Ihnen widerführe?"

„Was man Grillen hat in so traurigen Mauern! Herr Adelmann reist ja mit uns."

Dem Versucher wurde nicht wohl bei dieser Antwort. Ein eigenthümliches Zittern durchklang seine Stimme, und sein Auge — so seltsam es scheinen mag — wurde von einer Thräne feucht, als er mit einer theils beschwörenden, theils segnenden Gebärde salbungsvoll anhub:

„Verlassen Sie sich auf Menschen nicht, theuerste Seele! Sie haben zuvor ein gutes Wort gesprochen, das von der höchsten Eingebung. Bleiben Sie dabei. Das ist der Stab. Daran halten Sie sich. Was sind Menschen? Sterbliche Geschöpfe! Vergängliche Wesen! Weh' Ihrer Tugend, wenn sie nur durch den Schutz eines Andern verbürgt wäre! Wer sagt Ihnen, daß Sie mit Adelmann leben und sterben werden? Können Sie eines Tags nicht auch Adelmann verlieren?"

Helene erschrack. Sie trat einen Schritt zurück und erblaßte.

Herr von Weiroth sah mit einer Art grausamer Bezauberung das muthige Mädchen an ihrer empfindsamsten Seite getroffen. Aber diese unheimliche Lust vergiftete ihm ein desto stärkerer Gewissensdrang. Er erschrack über ihren Schrecken. Er wechselte in demselben Momente, wie Helene, seine Farbe.

„Ist Ihnen der Gedanke so furchtbar?" fragte er das Mädchen, und zitterte vor der Antwort, welche das Maß seiner Versündigung aussprechen mußte.

„Sie sprechen von meinem Bräutigam!" antwortete Helene.

„Auch einen Bräutigam muß man verlieren können, wenn es durch Gottes Zulassung geschieht. Haben Sie, seit Sie Adelmann kennen, noch nie daran gedacht: wie, wenn dir das Schicksal diesen Mann doch nicht gegönnt hätte?"

Helene senkte das Auge, und eine Bewegung zum Weinen durchzuckte das Antlitz.

Jeder Nerv in Weiroths Herzen bebte bei diesem Anblicke, nur aus einem verschiedenen Grunde. „Ah, mein Schwesterchen," sagte er, „ich sehe wohl, man hat ein wenig in den Tag hineingelebt. Der Gedanke klingt Ihnen fremd. Aber das ist ein Unrecht. Man muß nie vergessen: was Gott schenkt, kann er auch wieder nehmen. Ja, ich möchte sagen, man soll eigentlich stets darauf vorbereitet sein. Ist Ihnen Adelmann schon so in die Seele gewachsen?"

Helene hob ihr Auge nicht. Eine flammende Röthe in ihrem Gesichte antwortete.

„Glauben Sie nicht mehr, daß Sie ohne Adelmann

leben könnten?" fuhr Weiroth dringender fort, und so verrätherisch klang seine Seelenangst durch, daß selbst Helene den Blick mit Befremden aufschlug. Sie sah ihn an und — schwieg.

„Glauben Sie nicht mehr, daß Sie ohne Adelmann leben könnten?" wiederholte der Sünder mit einem fast hilfeflehenden Ton.

Helene war auf's Aeußerste verwirrt von dem sonderbaren Zustande des Mannes, welchen sie sah, ohne ihn zu verstehen. Sie hatte nicht mehr den ruhigen Muth, einem Gespräche sich zu entziehen, welches sie peinigte und doch auch eigenthümlich gefangen nahm. Sie antwortete stammelnd:

„Ich weiß nur wie glücklich ich sein werde mit ihm zu leben."

Die ängstliche Spannung des Gefangenen fiel um ein merkliches ab bei diesen Worten. Leicht, fast leichtsinnig sagte er: „Liebes Kind, das Leben ist überhaupt süß. Ob mit Dem oder mit einem Andern — so capriciös ist die Lebensluft nicht. Sie werden es sehen."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Helene betreten.

„Was ich damit sagen will?" antwortete Weiroth in einem Tone, welcher belehrend oder vielmehr zurechtweisend klang; — „ich will damit sagen: daß ein Mädchen sich überhaupt glücklich preisen soll, wenn es versorgt ist. Das ist die Hauptsache. Das ist das einzige weibliche Interesse. Wie es geschieht und durch wen? darüber sind keine Einbildungen oder falschen Ansprüche erlaubt. Versorgt sein! das ist's. Die Liebe gibt Brod, aber umgekehrt, mit dem Brod kommt die Liebe."

„Versorgt bin ich zu Hause auch," antwortete Adelmanns Braut wieder mit festerer Haltung. „Der Versorgung wegen verläßt man nicht Vater und Mutter, wie es geschrieben steht."

„Ah, Stiefvater, Stiefmutter, wie ich höre! Sie sind ja ein Stiefkind?"

„Das bin ich."

„O so! Siehe! Das ist freilich nicht zu vergessen. Daher die Zärtlichkeit. Freund Adelmann erlöst Sie wohl aus einer Art Hölle, — wie?"

„Sie rathen schlecht, Herr von Weiroth, oder denken schlecht! Nie hat ein Findling, der von der Straße aufgelesen wurde, bessern Elternwiegen gefunden! So lang ich einen Athem im Munde habe, muß ich das sagen."

Herr von Weiroth war verlegen bei diesem scharfen Tone des Mädchens. Er suchte begütigend auszuweichen. „I warum nicht gar," rief er launig, „auf der Straße wollen Sie gefunden sein? Gehen Sie doch! So schöne Mädchen findet man auf der Straße!"

„Ja, Herr von Weiroth, auf einer Waldstraße, unter Blitz und Donner, bin ich gefunden worden."

„Unter Blitz und Donner!" schrie Herr von Weiroth — „auf einer Waldstraße?!" Er starrte das Mädchen an. Seine Stirnhaare sträubten sich.

„Was haben Sie, Herr von Weiroth?"

„Blitz und Donner — Waldstraße" — zähnklapperte dieser, — „alle Engel und Heiligen! den Ort?"

„Es war im Prellinger Stiftswald an der Achobacher-Schnaise, wo die Straße nach Immendorf ..."

Mit einem gellenden Schrei stürzte Herr von Weiroth zu Boden.

„Helene!“ rief eine Frauenstimme vom Erdgeschoß herauf.

Das Mädchen fuhr empor. Es war die Stimme der Hausfrau. Sie stand einen Augenblick zwischen dem Rufe und dem Manne, der ohnmächtig zu Boden lag, zweifelnd, unschlüssig. „Helene!“ wiederholte die Stimme. Da sprang sie auf, hinab, und wie ein taumelndes Schiff glitt die Treppe unter ihren Knien weg.

„Ein Herr aus dem Gerode ist da, der dich zu sprechen verlangt,“ sagte die Frau des Vogts. Sie wies auf ein Gastzimmer unter der Thorhalle, welches als Eintrittszimmer diente.

Helene flog hin — sie lag in Adelmanns Armen.

„Gelobt sei Gott! Das hat dir ein Engel eingegeben. Ich hätte mir nicht zu helfen gewußt. Droben liegt Herr von Weiroth — todt oder von Sinnen — ich weiß es nicht. Ah, es war grausenhaft! Geh' hinauf, — mich bringen tausend Gäule nicht mehr über die Schwelle!“

Adelmann erschrack über die Aufregung des Mädchens. „Was ist geschehen? Um Gotteswillen, sprich!“

Helene hatte Mühe ihre Gedanken zu ordnen. Zu dem plötzlichen Schreck über die Begebenheit mit Weiroth kam die plötzliche Freude über das Kommen Adelmanns; Beides zugleich stürmte auf sie ein. Es bedurfte einer Pause, bis sie sich gefaßt hatte.

Dann erzählte sie kurz und hastig was vorgefallen war.

Adelmann brauchte seine ganze Kraft, um von dem, was er hörte, nicht selbst überwältigt zu werden. Er preßte all' seine Gedanken mit Gewalt zurück, und sagte nichts weiter als: „kann ich hinauf?“

Und da er Helenens Rathlosigkeit sah, und wie un-

fähig se war, in diesem Augenblicke zu denken oder zu handeln, so wendete er seine Sorge zunächst an sie selbst. Dann nahm er ein Geldstück in die Hand, machte sich an den Schließer und sagte: „Lieber Mann, ich habe mit Herrn von Weiroth eine Minute zu sprechen. Aber am liebsten wär' ich allein mit ihm." — „Weil der Herr nicht zu Hause ist!" brummte der Knecht, steckte das Geld auf[sperren] ein, und drückte sich dann bei Seite wie ein Mensch, der sich entschieden vom Treiben dieser Welt abwendet.

So stand Adelmann vor Herrn von Weiroth.

Der Sträfling auf Nro. sechs kniete vor einem Kreuzesbild, und zerfloß in einen Strom weichmüthiger Thränen.

Als er den Eintretenden sah, stieß er einen Schrei aus, wie wenn er ein Gespenst sähe, und brach in die Worte aus: „Um Gotteswillen, wer kommt da? Ist's Heute oder ist's Morgen?"

Adelmann blieb erschüttert stehen.

„Sie kommen recht," wimmerte Weiroth hinschmachtend, indeß seine Thränen weibisch und ohne Aufhören flossen. „Sie kommen recht, mich sterben zu sehen. Es ist aus mit mir. Ich gehe unter. Amen! Es ist vorbei."

Adelmann war keines Wortes mächtig.

„Rosbacher Schnaise im Prellingerwald," schluchzte Weiroth vor sich hin, „unter Donner und Blitz! Da ist er, der Blitz. Er war mir lange aufgespart. Für den Preis des Mädchens selbst! Eine Schwester der andern! Auf der Prellinger Waldstraße. Am Wege nach Immendorf"

Adelmann blickte ängstlich um sich. Ohne zu wissen, was er sagte, fing er an: „Sie sind in einem Zustande,

Herr von Weiroth — der mir nicht erlaubt — ich werde nach Hilfe schicken."

Weiroth sah den Sprecher zernichtet an. „Steht sie hinter Ihnen, der Rachengel? Ah, das war ein Stoß! Mitten in's Herz hinein! Ich habe sie gesehen. Einmal und zum erstenmale nach zwanzig Jahren. Zwanzig Jahre zu spät — ja, zwanzig Jahre. Katharina ist neunzehn — so lange ist es. So alt ist sie jetzt. Zwanzig Jahre."

Bei diesen Reden und Anorufungen konnte Adelmann nicht mehr bezweifeln, was ihm der ganze Zusammenhang schon gesagt. Er stand vor Helenens Vater!

„Thun Sie nichts für mich, gar nichts" — fuhr Herr von Weiroth zu wimmern fort — „erlauben Sie nur, daß ich mich auf mein Bett lege. Alle Glieder sind mir zerschlagen. Ah, es ist noch ein Glück, daß ich weinen kann. Das ist meine Natur so. Ein heftiger Gemüthswechsel, eine Alteration, ein Schreck, das macht mich weinen."

Der Gefangene kroch auf sein Bett, und preßte ein Tuch vor sein Gesicht, hinter welchem die letzten Krämpfe seines verhaltenen Schluchzens leise sich brachen.

Dann stierte er leer vor sich hin.

Er bat Adelmann, ihm ein Fläschchen zu reichen, welches zwischen Büchern auf der Kommode stand. Aus diesem goß er einige Tropfen auf sein Taschentuch, und rieb sich Stirn und Schläfe damit. „Der Sturz meines ganzen Hauses hat mich nicht so angegriffen!" ächzte er schwer und tief.

Adelmann wiederholte sein Angebot, einen Arzt zu rufen.

„Der ist mein Arzt!" rief Herr von Weiroth, in-

dem er ein Kruzifix, welches über seinem Bette hing, herabnahm, und es mit Inbrunst küßte. Nach einigen Minuten sagte er ruhiger: „Also sie lebt doch! Herr in der Höhe, ich danke Dir! Das ist der Trost dieser entsetzlichen Stunde. Das Kind ist erhalten worden; meine Schuld oder Mitschuld hat es nicht getödtet. Das muß mein Trost sein."

Wirklich schien es, der unglückliche Mann erhielt in diesem Gedanken einen Augenblick lang die Richtung zu besserem Muthe. Seine heftig erschütterten Lebensgeister kehrten in eine gleichere Bewegung zurück, und seine Stimme, vom Schluchzen weniger unterbrochen, durfte es versuchen, im Zusammenhange zu sprechen. Er fing an:

„Hören Sie meine Beichte, Adelmann. Sie sind in der schrecklichsten Stunde meines Lebens zu mir gekommen, Sie treten dem Donnerschlag, der mich zertrümmert hat, dicht auf der Ferse nach. Da lieg' ich! Wenn Menschenjammer Sie weidet, Sie können ihn nie mehr frischer sehen. Weiden Sie sich! es ist Ihre gerechte Genugthuung. Wir haben schlau gerechnet, meine Tochter und ich, aber Einer ist, der hat noch schlauer gerechnet. Hören Sie mich an!"

„Helene ist meine Tochter. Ich war ein junger leichtsinniger Mensch, noch nicht vierundzwanzig Jahre, als ich von meinem Chef, der mich vor vielen und älteren Comptoiristen schon frühzeitig auszeichnete, einer Commission beigegeben oder fast an ihre Spitze gestellt wurde, welche das Inventar einer Herrschaft aufnahm, mit deren Besitzern unser Haus ein belangreiches Anlehen abschloß. Aber Sie kennen ja diese Geschichte. Ich erinnere mich, daß ich sie gern in meinen Zirkeln erzählte, denn ich

betrachtete sie als den Grundstein meines Glücks. Wohlan, heute sehen Sie mich gezwungen, auch eine Episode davon zu erzählen, eine Episode, die ich sonst freilich verschwieg.

„Wir lebten herrlich und in Freuden. Die gräflichen Brüder trugen uns auf den Händen; die Jagdremisen, der Marstall, der Keller, die feinste französische Küche, alle Genüsse der Herrschaft standen uns jungen üppigen Leuten im Ueberflusse zu Gebote. Wir lebten cavalièrement.

„In seinem Uebermuth dachte jeder von uns an einen andern Sport. Der Eine studirte beim englischen Trainer die höhere Reitkunst, der Andere beim Pariserkoch die Geheimnisse des Herdes, der Dritte pirschte mit den kostbarsten Hunden und Doppelflinten in den Jagdgründen. Was mich betrifft, ich ging den Schönheiten der Gegend nach. —

„Ich meine die weiblichen, nicht die landschaftlichen. Ich ließ mich in ein Netz von Liebesabenteuern ein. Ich hatte Glück bei den Frauen, und war nie blöde, es zu benützen. Eines dieser Abenteuer aber nahm einen ernsteren, seit einer Stunde muß ich sagen, einen tragischen Ausgang.

„Es saß mit seiner Tochter ein alter Unteroffizier, einer von den deutschen Soldaten Napoleons, als Steuereinnehmer auf einer einsamen Waldmauth. Die Tochter war der einzige Schatz des Alten. Sein väterlicher Egoismus hing an ihr mit einer wahrhaft spanischen Eifersucht. Von einem starren und herrischen Geiz beherrscht, dachte er das Mädchen zur Pflege seiner tyrannischen Bequemlichkeit allein zu besitzen, oder sie höchstens einem Simpel von Schwiegersohn zu geben, wobei er sie als Magd behielt und einen Knecht noch dazu bekam.

„Diese Umstände lernte ich erst nach und nach kennen

und nachdem ich das Mädchen schon längst verführt hatte. Ich war Justinen im Walde begegnet, hatte in Wald- und Augründen meine Zusammenkünfte mit ihr, und frug nach ihrem Hausleben nicht anders, als höchstens um hin und wieder eine Pause unsrer Zärtlichkeit damit auszufüllen. Da tauchte nun freilich die martialische Gestalt des alten, in den spanischen Feldzügen verwilderten Kriegers wie ein Drohgespenst auf, aber — mir drohte es wenig! Die Kommission war inzwischen zu Ende, das lustige Wald- und Schäferspiel ausgespielt, wir kehrten nach der Stadt zurück. Ich kümmerte mich weiter um nichts.

„Im Laufe des Winters erhielt ich einen jammervollen Brief von Justinen. Sie hatte es nicht länger vermeiden können, dem Vater ein Geständniß zu machen, und erlag fast unter den Wuthausbrüchen des wilden Soldaten. Sie beschwor mich, etwas zu seiner Besänftigung zu thun. Der Brief war wie getaucht in Verzweiflung.

„Ich ging in mich. Ich hatte soeben in der neuesten Zeitungsnummer die Gerichtsverhandlung über einen Kindesmord gelesen, als der Brief ankam. Ich raffte mich auf. Ich füllte meine Brieftasche mit Banknoten, nahm einen Wagen, und entschloß mich, dem alten Grenadier unter die Augen zu treten. Es war meine erste und letzte That eines ehrlichen Muthes in dieser Sache.

„Die Waldmauth lag noch im Schnee, als ich in jenen Bergkessel einfuhr. Aus dem Schnee sprang mir eine Art Wolf entgegen, ein grauer zottiger Schädel mit rothunterlaufenen Augen, aufgedunsenen Backen, einem massiven Unterkiefer voll blanker Hauer, das Ganze auf Schultern eines Stieres. Es war ein Kopf wie ein Sturmbock.

„Der Raufbold überschüttete mich mit einem Wolkenbruch von spanischen und altbayerischen Flüchen. Meine Banknoten warf er wie eine Handvoll Mist in die Stubenecke. Ich erschrack, meinen Fuß in diese Wildhöhle gesetzt zu haben. Wehrlos und verblüfft wie ich war, versuchte ich mein moralisches Ansehen, denn in der That: ich fühlte mich! Man trug mich in der Stadt auf den Händen, ich war ein Bürschchen, das sich die kühnsten Hoffnungen machen durfte, — und hier! Diesen Ton schlug ich denn an. Aber ich goß fressendes Oel ins Feuer. Der Alte flüchte sich in eine Wuth, die keine Gränzen kannte, hinein; er schimpfte die Bankmänner herunter, wie Napoleon seinen Ouvrard, ja, er riß einen Knüttel aus einem Schober Steckholz heraus, und prügelte mich in die schmählichste Flucht. Ich erreichte mit Noth meinen Wagen, der in einiger Ferne hielt, und hinter mir schallte das herzzerreißende Geschrei Justinens.

„Mitte Mai schrieb mir die Unglückliche wieder. Sie hatte in tiefster häuslicher Stille und ohne irgend einen menschlichen Beistand ihre Niederkunft gehalten. Der Großvater hatte die neugeborne Enkelin sofort vor die Schweine werfen wollen. Justine flehte um eine Frist von drei Tagen, und in einer Anwandlung von Mitleid, aber mit äußerster Noth, bewilligte sie der Alte.

„Um die Erbitterung des Wütherichs ganz zu erklären, kam nämlich hinzu — was er auch in seinen Schimpf- und Scheltreden gegen mich schon hingeworfen — daß Justine hätte Braut werden können. Der Immendorfer Gemeindewirth war Wittwer geworden, ein guter dummer Klotz, und hatte schon im vorigen Herbste nach zäher und vorsichtiger Bauernart anfragen lassen. Der Mauthner

in seiner widerhaarigen Art hatte die Zähne gewiesen, und auch Justine, welche sich damals über ihr Verhältniß zu mir noch Täuschungen machte, war eifrig dagegen. Als aber in diesem Frühjahr, da kaum der Schnee aufging, das einäugige Holzbäuerlein, welches den Unterhändler machte, noch einmal vorfuhr, und das Angebot that, der Schwiegervater solle mit ins Haus ziehen, da konvenirte diesem der Antrag. Bei seiner Tochter zu bleiben, über den schwachsinnigen Wirth das Regiment zu führen, über seine Bier- und Schnapsfässer frei zu verfügen, — das Alles behagte dem Mauthner. Und nun — der Zustand Justinens! Zwar auf dem Lande hätte dergleichen nicht viel zu bedeuten gehabt, aber der brüske Alte wollte seiner künftigen Autorität auch in gar Nichts vergeben. War er doch glücklich, daß Justine durch die Verkehrssperre des Winters den Augen entzogen blieb; gelang es ihm doch, den Unterhändler auch noch im Frühlinge hinzuziehen und Justinens Niederkunft zu verheimlichen! Nur das Kind mußte fort. Das mußte augenblicklich vom Schauplatze. Darauf beharrte der Alte! Drei Tage Aufschub war Alles, was das unglückliche Opfer meiner Frivolität von ihm erlangte.

„Sie hatte schon nach den ersten vierundzwanzig Stunden das Bett verlassen, und ihre Hausarbeiten wieder aufgenommen. Sogar die Handschrift des Briefes war gleich und fest, und nur die häufigen Spuren von Thränen verriethen den Abgrund des Jammers, aus dem er hervorging. Aber im Texte selbst fiel diesmal kein Schmerzenswort, sie sprach mit einer krampfhaften Kürze und resignirt wie ein Testament. Die Aermste!

„Sie empfahl mir die Seele meines Kindes. Sie hat

es gesund und lebenskräftig geboren, aber es wird, so wahr sie ihren Vater kennt, doch nur drei Tage leben. Sie wird es am vierten Tage — denn dann kann der Brief reichlich in meiner Hand und meine Vorbereitung getroffen sein, sie wird es am vierten Tage eine Meile weit weg in den Tann tragen, da wo im Prellingerwald an der Achsbacher Schnaise der Wegweiser nach Immendorf steht. Ein Ort, den ich gut genug kenne! Daselbst wird es stehen und seinen Vater erwarten, vom Mittag, bis die Vesperglocke in der Prellinger Stiftskirche zu hören ist. In diesen Stunden soll ich es abholen lassen. Sie will Alles vergessen, was sie gelitten hat, wenn es geschieht, aber sie will mir fluchen, so lange der Himmel oben und die Erde unten ist, wenn sie mit dem letzten Vesperglockenton ihrem Kinde den Rücken kehrt, und Niemand an ihre Stelle tritt als der Fuchs, die Wildsau, oder der Hungertod!

„Und nun hören Sie, was ich gethan habe. Aber Sie wissen es schon. Ich war ein Wicht und habe — gar nichts gethan.

„Gerade in jenen Tagen hing mir der Himmel voll Geigen. Das Geschäft mit der Herrschaft hatte mein Ansehen begründet, andere Glückswürfe folgten rasch nach. Man betrachtete mich wie eine Art Finanz-Sonntagskind. Der Prokuraführer unsers Hauses versprach mir seine Tochter, der Chef selbst bot mir einen Antheil an der Firma an. Das Alles beschäftigte mich ganz und aufs angenehmste. Zum Unglücke war der Tag, der mich in den Prellingerwald verlud, just der nämliche, an welchem meine feierliche Präsentation in der Familie meiner Braut stattfinden sollte. Kurz, der Brief war mir wie ein Ruf aus einer fremden Welt. Ich lebte nicht mehr in dieser

Welt, sie war mir gleichgiltig geworden, überläſtig. Ich war entſchloſſen, ſie zu vergeſſen.

„Als der verhängnißvolle Morgen anbrach, hatte ich durchaus nichts veranſtaltet. Ich ritt aus, ich zechte mit Freunden, ich machte Toilette und erlag dem großen Familientag. Um die Stunde des Diners kam ein Gewitter, das erſte des Jahres, und Blitz, Donner und Regengüſſe hielten an bis zum Abend. Da dachte ich mir, das Wetter wird wohl auch jenen Bezirk berührt haben — es wird unterblieben ſein! Und ſpäter dachte ich: nun iſt's vorbei! So ging die Zeit um.

„Wohl habe ich manchmal noch wunderbare Regungen empfunden. Es gab Augenblicke, wo es mich unwiderſtehlich trieb, das Geſicht meines Kindes zu ſehen. Es war mir, als müßt' ich nur hinlaufen; wie ſieht es aus, was Leben von deinem Leben iſt? dacht ich mir tauſendmal. Aber ſchon war ich verheirathet, bald hatte ich Katharinen zu erwarten, und als ſie dann wirklich kam, da verſtummten jene Regungen des erſten jugendlichen Vaterſtolzes.

„Wachte zuweilen mein Gewiſſen noch auf, ſo gab es mir nur Gelegenheit, mich in einer trotzigen und rechthaberiſchen Sophiſtik zu üben. Warum, dacht' ich, ſoll dieſes Verhältniß juſt mit einem Kindermord ausgegangen ſein? Nahm es dieſen Ausgang, wahrlich nicht meine Schuld iſt's. Warum hat der Alte ſeinen Kopf darauf geſetzt, die Geburt zu verheimlichen? Hätte er ſeine Tochter nach der Stadt geſchickt, ſo wäre das Kind in den Händen der Anſtalt geblieben, welche die öffentliche Humanität für ſolche Fälle gegründet hat. Oder nein! Hätte er mein Geld, was immer der Rede werth war, gewür-

digt, so konnte er getrost dem Gemeindewirth sich erklären, — es war ein Sümmchen, das auf dem Lande schon zählt! Warum war er zu stolz und zu eigensinnig, Dieses oder Jenes zu thun? Warum sollte just ich das Kind übernehmen, den es in seinen Verhältnissen vielmehr geniren mußte, als den alten Bramarbas in den seinigen? Und wie schmählich hat er mich behandelt! Jede Neigung zu einem Opfer wie brutal, wie recht geflissentlich mir verleidet! Wahrlich, ich bin furchtbar beleidigt worden! Gewiß, gewiß, schloß ich dann, das Volk verschuldet durch Rohheit und Unverstand selbst seine Leiden. Ach, als ob das eine Ausflucht für Verstand und Bildung sein dürfte!"

Als Weiroth an diesem Punkte seines Bekenntnisses schwieg, wollte Adelmann zu sprechen anfangen. Er begann: „Helene lebt und ist glücklich; diese Thatsache bleibt, was auch am Anfang ihrer Tage geschehen sein mag. Ich begreife Ihre Gemüthsbewegung, Herr von Weiroth, aber ich begreife nicht —"

Herr von Weiroth verfiel in ein neues Schluchzen. „Für den Preis des Mädchens selbst!" weinte er bitterlich. „O Gott, o Gott! Sie wissen ja gar nichts Adelmann. Ich muß erst anfangen."

Aber das zernichtete Gemüth des weichlichen Sünders war dieser neuen Kraftanstrengung nicht mehr fähig. Nach einer Pause, in welcher er sein Weinen und Verzweifeln vergebens bekämpft, gab er den Versuch zu sprechen auf. Wie ein Sterbender hauchte er mit ohnmächtiger Stimme: „Geben Sie mir das „„himmlische Vergißmeinnicht von Wiser"" — das Buch im rothen Einbande links." Und als es ihm Adelmann gereicht hatte, nahm Weiroth ein zusammengelegtes Blatt Papier daraus hervor, und

ſagte: „Leſen Sie dieſen Brief. Ich hab' ihn noch nicht verbrannt. Katharina hat ihn geſchrieben. Geben Sie ihr ihn zurück und ſagen Sie ihr — doch nein, Sie werden ihr nichts ſagen; das ſeh' ich voraus. Ich will es ihr ſelbſt ſchreiben."

Herr von Weiroth richtete ſich im Bette auf. Aber ſchon dieſe Stellung griff ihn an, ſeine Farbe veränderte ſich, er zitterte, Schweiß trat an ſeine Stirne. „Ein Schwindel!" rief er, und ſank wieder zurück. Dann nahm er ein Bleiſtift und ſchrieb liegend mit ſchnellen haſtigen Zügen unter Auroras Brief: „Geh in ein Kloſter, Elende! — Dein Vater." — So, hier mein Vermächtniß," ſagte er, und gab den Brief an Adelmann. „Und nun leben Sie wohl. Ich danke Ihnen für Alles, was Sie um meine Freiheit thun wollten, aber ich werde gefangen bleiben. Ich werde dieſe Zelle niemals verlaſſen. Ich habe große und ſchwere Sünden abzubüßen — ach mein Gott, mein Gott! ich verdiene es juſt um meine Befreierin, daß ich gefangen bleibe. Für den Preis des Mädchens ſelbſt!" murmelte er ſchaudernd in ſich hinein.

Noch wollte Adelmann es verſuchen, auf den Unglücklichen einzuwirken, aber Herr von Weiroth unterbrach ihn faſt heftig: „Leſen Sie den Brief, und Gott behüte Sie! Einer iſt frei geworden an dieſem Tag, das war mein Buchfink."

Adelmann ging.

Im Eckſtübchen unter der Thorhalle las er Aurorens Brief. Jetzt erſt hatte er Licht! Mit Schaudern ſah er die Schlingen, welche ſo dicht zu ſeinen Füßen gelegt waren. Ein Schritt weiter — und Helene —

Jetzt endlich begriff er den wimmernden Sünder auf Nummero sechs!

Er stand und starrte betäubt auf das Blatt.

Dann ließ er Helenen rufen. Mit unsäglicher Innigkeit breitete er seine Arme um das Mädchen. Kein Wort war fähig, seine Empfindungen auszudrücken. Zuletzt sagte er ruhig: „Ordne deine Sachen, Helene, wir fahren noch heute ins Gerode zurück."

„Und Herr von Weiroth?"

„Bleibt, wo er ist. Er hat sich entschlossen, der Welt zu entsagen — und — er hat Grund dazu!"

Helene fragte nichts weiter.

Adelmann eilte ins Städtchen hinab. Er eilte ins Gasthaus — zum Schauspieler. Unangemeldet, wie er ins Zimmer drang, fand er einen Besuch beim Schauspieler — und dieser Besuch war Aurora. Sie wechselten die Farbe, wie ihre Blicke sich trafen — Adelmann wendete sich gegen den Schauspieler. „Mein Herr," sagte er, „Sie sind Ihres Dienstes entlassen. Ich löse Sie von Ihrem Posten hiemit ab. Es gibt seit einer Stunde nichts mehr für Sie zu thun in Porrau, ich füge hinzu: es gibt für Menschen Ihres Genres in diesem Lande nichts weiter zu thun. Ich rathe Ihnen, das Land zu verlassen. Ueben Sie Ihre Talente in Hamburg oder in Bremen, in Altona oder in Glücksstadt; hier braucht man Ihre rettenden Thaten nicht. Hier könnten Sie leicht sich selber ein Zuchthaus verdienen!"

Bei Nennung jener Seestädte schrack Aurora zusammen; sofort wendete sich Adelmann auch an sie. Er übergab ihr den Brief mit einem stummen, ja schmerzli-

chen Blicke. Aurora erkannte ihn augenblicklich; — sie stieß einen Schrei aus und stürzte zu Boden.

Adelmann schritt aus dem Zimmer.

So endete der verhängnißvolle Perrauer-Tag. So endet unsre Geschichte.

Wir haben nur noch wenig hinzuzufügen. Die ferneren Schicksale unserer handelnden Personen erräth der Leser mühelos. Am meisten noch dürfte es ihn überraschen, wenn wir ihm bald nach dieser Katastrophe Fräulein Aurora als Braut — Meister Rübezahls vorführen. Aber das Wunder ist so groß nicht. Menschen, welchen das Motiv der Selbstachtung fehlt, wie diesem Mädchen, sind vom Hochmuth zum Kleinmuth der grellsten Uebergänge fähig. Und Meister Rübezahl war ein Mann von Geistesgegenwart. Er erholte sich von dem Schrecken über Adelmanns Abfertigung zuerst, und wie besinnungslos Aurora am Boden lag, hob er sie auf, trug sie aus Sopha, stellte sie vor sich hin und sprach also:

„Mein Fräulein, ermannen Sie sich. Hier gibt es, Gott sei Dank, gar nichts mehr, was zu fassen wäre. Sie sind bankrott an Ihrem Besitz, Sie sind bankrott an Ihren Hoffnungen, die Null Ihrer Existenz ist vollständig. Sie sind eigentlich unmöglich. Sie sind so in Atome zersplittert, daß Sie noch weniger Halt haben als ein Sonnenstäubchen. Was ist zu machen? Nur ein Diadem kann Ihnen helfen! Ich rathe Ihnen, Fräulein, speisen Sie auf Silber und schmücken Sie sich mit Gold. Hüllen Sie sich in Purpur und Hermelin. Setzen Sie sich eine Krone auf's Haupt und nehmen Sie ein Scepter in die Hand. Herrschen Sie über Länder und Meere. Theilen

Sie Orden aus, schlagen Sie zu Rittern, lassen Sie die edelsten Paladine für Sie kämpfen und denken Sie hochherzig darüber nach, welchem der würdigsten Fürsten der Welt Sie Ihre Hand schenken wollen. Das ist der einzige Ausweg aus Ihrem Elend. Sie müssen Prinzessin werden. Natürlich Theater-Prinzessin. Sie haben eine prachtvolle Figur — machen Sie endlich Gebrauch davon. Die wirkliche Welt hat aufgehört für Sie — auf, mein Fräulein, folgen Sie mir in die Welt des Scheines. Ich habe den Schlüssel dazu!"

Und Aurora ging mit Meister Rübezahl durch.

Sie hat sich an einem norddeutschen Stadttheater engagiren lassen. Bald darauf hat sie auch wirklich jenen niederen Grad von Erfolg erreicht, welchen man „Aufsehen machen" nennt. Noch früher aber wurde sie Meister Rübezahls Frau. Die Welt wollte wissen, Meister Rübezahl habe in günstiger Stunde nicht sowohl das Recht als die Pflicht erlangt, sie zu heirathen. Für elegante Seelen aber haben wir den Trost, daß sie bei dieser Mesalliance allerdings nicht stehen blieb. Vielmehr sah man sie im weiteren Verlaufe ihrer Carrière eines Tags die Loge eines russischen Fürsten theilen, während man gleichzeitig an den Händen Meister Rübezahls so viele und schwere Brillantringe sah, daß sein Trauringlein darunter — verschwand.

Adelmann fuhr, wie er sich's vorgesetzt hatte, noch in derselben Nacht mit Helenen ins Gerode zurück. Groß war die Freude im Hause der Allgards. Groß, selbst als man vernahm, wie ihre Aufgabe nicht gelöst, sondern zerrissen war, denn Adelmann verhehlte nichts. Mit doppeltem Genuß stürzte sich Alles auf die letzten

Arbeiten der Ernte, worauf fast unmittelbar die Weinlese folgte, da die diesjährige Traube besonders früh reifte. In Luft und Sonne, in tüchtiger Thätigkeit und geselliger Freude flüchtete so das Andenken jener Perrauer Tage bald zu den Schatten hin, welche gesunden und unschuldigen Menschen nichts anhaben können.

Nach der Weinlese haben Adelmann und Helene Hochzeit gemacht. Im Frühling des nächsten Jahres übersiedelte man nach Salmau, wo Adelmann das Loßbauerngut gekauft hatte. Dort wirthschaftet er nun mit Allgard, mit dem er wie ein Bruder zusammenlebt. Sein Teint ist luft- und wetterbraun geworden, seine ausgearbeiteten Hände würden kaum noch in die Glacéhandschuhe passen. Das ist für seine Gemüther freilich kein Trost. Deßungeachtet, wenn sie eines solchen bedürfen, fehlt ihnen durchaus nicht die Aussicht dazu. Noch sind die Ereignisse zu neu, noch steht diese Geschichte zu frisch an ihrer Quelle. Aber wenn besagte Gemüther noch ein paar Jahre warten, so ist vielleicht unser Held zwar nicht ein zweiter Albert Thaer geworden, aber doch irgend ein Professor an einer landwirthschaftlichen Akademie. Wenigstens finden wir ihn, so oft wir ihn besuchen, nicht seltener bei Büchern als am Pflug, in seinem chemischen Laboratorium als im Viehstall. Und Helene, das können wir versichern, gäbe eine „Frau Professorin," die sich nicht elendiglich zu Grunde zu weinen brauchte, weil ihr Mann seinen Verhältnissen und sie ihrem Manne nicht gewachsen ist. Sie ist fähig, in allem Gesunden Wurzel zu fassen, also auch in der Cultur, soweit diese nur selber nicht krank ist. —

Von Herrn Milbert wissen wir schlechterdings gar

nichts zu sagen. Die Katastrophe in Porrau hat ihm glücklicherweise einen Bubenstreich an seinem alten Freund Weiroth erspart, sie hat ihm aber freilich auch die schöne Aurora entführt, — die Juno! den Pfau! Was thuts? Er flattert zu andern. Er flattert und flattert! Er wird so lange joli coeur spielen, bis eines schönen Theeabends ein keckes Backfischchen den Muth findet, und ihren Gespielinnen zuflüstert: der alte Narr! Das Wort wird dann, wie jede neue Erfindung, Glück machen, es wird durch die ganze Generation der „Teufels-Schönheiten" von Salon zu Salon gehen; dann wird das joli coeur unwiderbringlich zu Ende sein, und unwiderruflich etablirt sein wird — der alte Narr!

Die Göttin.

Höckerinnen und Waschfrauen haben so manchen Ruhmesaar in ihren Dachkammern und Hinterstübchen beherbergt. So manches Mütterchen sitzt warm in der Kunst- und Literatur-Geschichte, welche ein fahrender Scholar in den Unsterblichkeitspallast mitgenommen, nachdem er die Luft ihres Kramladens ein paar irdische Wochen lang eingathmet.

Die Färbermeisterswittwe Frau Möller in Kopenhagen, und ihre Schwester die Altjungfer Christiane bedurften es zwar nicht, daß sie fremde Leute in ihr Haus nahmen. Sie hatten zu leben. Die rüstige Wittwe führte sogar das Geschäft ihres Mannes fort, denn die Bauern kamen nach wie vor und ließen sich ihre Wollstoffe blau, grün, hochroth oder violett färben, auch die Schürzen der Bäuerinnen wollten auf dunklem Grunde mit weißen Blumen bedruckt sein. Das Alles besorgte Frau Möller mit Werkführer und Gesellen, während Jungfer Christiane das Departement der Küche verwaltete, musterhaft. Aber Frau Möller war hochgemuthen Geistes. Die Beschäftigung des Handwerks füllte ihr Herz nicht aus. Ein Weib wie sie bedarf nicht blos Bauern, welche ihr Geld ins Haus bringen, sie bedarf auch des edleren Verkehrs mit dem Manne. Und wie das ideale Element der Gatten- und Sohnesliebe in ihrem Leben fehlte, so blieb ihr

nur Eines übrig. Sie mußte gebildete Jünglinge um sich sehen, deren Streben und Blühen sie erfreute, deren Bedürfnisse eine Freundin und Ratherin heischten, eine pflegende Hand und ein weibliches Herz. Sie wurde — Studenten-Mutter.

Das Haus ist längst verschwunden, das dunkle, winkelige Färberhaus in Kopenhagen, das an der Straße lag, wo man nach Christianshafen geht. Aber zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo es noch stand, war es eine Zeit lang eine Herberge nicht verächtlicher Namen. Nicht viele Färbersfrauen dürften zu ihrer Suppe sich mit Tischgästen niedersetzen, wie Frau Möller im Jahre 1798 einander vorzustellen hatte. Es war eines stürmischen Wintertags im besagten Jahre, als Frau Möller mit einem jungen schmächtigen Halbknaben an der Hand, der der ihr soeben zugeschickt worden, die geräumige Parterre- und Hinterstube des Hauses betrat, welche den Bewohnern desselben zum Speisezimmer diente. Die Tischgenossen waren schon vollzählig versammelt und Frau Möller sing gegen den Halbknaben, welcher befangen dastand, aufmunternd an:

„Wohlan, junger Herr, Sie sehen hier meine Marschallstafel. Gute Gesellschaft und bald, wie ich hoffe, soll es heißen: gute Freunde. Dieses witzige Schelmengesicht hier zur Rechten nennt sich Bernt Winkler, Maler und Schauspieler, oder auch Schauspieler und Maler. Der rasche ungeduldige Mosje ihm gegenüber ist Peer Heger von der nautischen Schule. Ja, gucken Sie nur! Ungeduldig sind Sie doch und für einen Sternenbeobachter viel zu sehr. Ich lobe diese zwei stillen tiefsinnigen Herren hier, welche ihre Suppe mit philosophi-

schem Langmuth erwarten. Es sind die Brüder Andreas und Hans Christian Oersted. Endlich unser neuer Kadet selbst, meine Herren," wendete sie sich zu den Anderen, indem sie den Halbknaben präsentirte, „nennt sich Adam Oehlenschläger, ein Sohn des Schloßorganisten in Friedrichsberg."

Winkler wurde bald darauf als komischer Liebhaber und später als Charakter-Darsteller eine Zierde des Hoftheaters in Kopenhagen; Heger erwarb sich in seinem Vaterlande einen großen Ruf als Steuermann und war die geschätzteste Autorität namentlich für die Gewässer Ostindiens; was aus den Brüdern Oersted und aus Oehlenschläger geworden ist, brauchen wir dem Leser nicht ausdrücklich zu sagen.

Ihre „Marschallstafel" hatte Frau Möller den Familientisch des Hauses genannt. Der Titel galt aber nur der oberen Hälfte des Tisches, welcher aus zwei aneinander gefügten Vierecken bestand. Er hieß so zum Unterschied von dem unteren Viereck, an welchem der Werkführer mit drei Gesellen saß. Diese Hälfte wurde „die Kompagnie" genannt. Einen weiteren Unterschied statuirte die Hausfrau nicht.

Manchen ihrer jungen „Marschälle" hat solch große patriarchalische Familiarität nicht geheuer anmuthen wollen. Sie fanden es ein- oder der andere seltsam, daß Bursche, welche blos Wolle tingirten, an einem Tische mit den künftigen Färbern und Formern des Jahrhunderts saßen: denn man glaube nur nicht, daß die halbflüggen Bücherhelden ihre Zukunft zuweilen nicht sehr prophetisch — sich eingebildet hätten. Aber Einbildungen, ob wahre oder falsche, unterstützte Frau Möller nun gar nicht.

„Wer mir mein Brod verdient, soll's mit mir essen," sagte sie; „Handwerk ist Ehrenwerk. Ich bin eine Färberin und lebe davon." Letzteres durfte sie mit einiger Schneide des Accentes sagen, welche bestens berechtigt war, denn die rechtschaffene Frau zog keinen Gewinn von den oft schmalen Börsen der zukünftigen Färber und Former des Jahrhunderts. Der junge Oehlenschläger z. B. hatte nicht mehr als hundert Reichsthaler jährlich für seinen Unterhalt aufzuwenden, — ein Kontrakt, bei welchem es sehr gut für Frau Möller war, daß sie Wolle färbte, denn Seide spinnen konnte sie nicht dabei.

„Gute Gesellschaft und bald wie ich hoffe, gute Freunde!" hatte Frau Möller zu dem jungen Oehlenschläger gesagt, und in einem Alter von achtzehn Jahren ist einem Jüngling, gleichstrebenden Jünglingen gegenüber, solch' eine Aussicht nicht vergebens gestellt. Der neue Hausgenosse war schon nach wenigen Tagen in der Gruppe der übrigen eingebürgert. Die Charaktere setzten, nach Art der Jugend, sich scharf und rückhaltslos gegen einander, so daß Einer dem Anderen bald klar wurde, und doch waren sie allzumal noch so im Flusse begriffen, daß sie eben so leicht sich verbanden, als hart und kantig zusammenprallten. Das ist die Oekonomie der Natur, daß sie in diesen Jahren mit Enthusiasmus für den Austausch sorgt, erst das spätere Alter zieht die Bilanz und berechnet Gewinn und Verlust der sorglosen Jugend-Freundschaften.

Vor Allem sorgte Bernt Winkler, die lustige Person des Kreises, für das Bindemittel geselliger Heiterkeit, welches in Augenblicken hitziger Temperaments- oder Meinungskämpfe die wankende Eintracht immer von Neuem befestigte; denn alle Menschen, wie schroff sie auch sonst

anstoßen, sind darin einig, daß sie gerne lachen. Winkler war kaum ein oder zwei Jahre älter als Oehlenschläger; schien aber um vieles gereifter. Ein verwegenes Weltkind, liebte er es schon früh mit Menschen und ihren Eigenheiten zu spielen, er war ein geborner Eulenspiegel. Weß Geistes Kind dieser Junge sei, erfuhr Oehlenschläger bereits am zweiten Tage, als Winkler zu spät zu Tische kam. Frau Möller, welche bei dem jugendlichen Hang zur Ungebundenheit auf Disziplin halten mußte, stellte Winklern zu Rede, der aber lachte und sagte, indem er sie sanft auf die Schulter klopfte: „Lieb Mütterchen, danken wir Gott, daß wir überhaupt da sind. Bald wäre uns Ihr Egyptischer Fleischtopf gänzlich entgangen. Kommt mir da so ein storchbeiniger rothbefracktec Flausenmacher entgegen, ein Gardist, ein Junker, kurz ein „Geborner." Sie wissen, wie ich das Genre der Gebornen nicht leiden kann. Wir karambolirten alsbald und stehen beiderseits wie eine Mauer. Keiner von uns ist geneigt, dem Anderen auszuweichen. Das dauert Ihnen eine Weile. Zuletzt pfaucht mich der Geborene an: „He nun! wie lange wird er noch da stehen?" Ich schmachtete allerdings sehr nach Ihrer vortrefflichen Suppe, liebste Frau Möller, aber nichtsdestoweniger zog ich meine Uhr und antwortete dem Gebornen phlegmatisch: „Ich habe bis drei Uhr Zeit, mein Werthester." Da wurde der Kerl noch röther als sein zinnoberrother Frack, aber er wich aus. Sonst stünd' ich, weiß Gott, noch richtig am Flecke." Die Tischgesellschaft lachte, Frau Möller aber sagte mit mütterlicher Angst: „Ich erleb' es noch, daß Sie ernstliche Händel mit einem Junker bekommen." Worauf Winkler fortfuhr: „Nicht im

Geringsten, Frau Mutter. Unsere Gebornen haben lange nicht die Kourage, die sie für ihre alleinige Standesehre ausgeben. Au contraire, Sie glauben gar nicht, wenn man sie waidgerecht stellt, wie viel sie sich bieten lassen. Was geschieht jüngst? Vorige Woche, ich glaube am Freitag war's, ging ich zu einer Pferde-Auktion in Christianshurg. Neben mir kommt ein Geborner zu stehen, ein Kerl von fatalen, hochmüthigen Manieren, seine Nase ritt ordentlich Parade im Gesichte. Genug, ich konnt' ihn nicht ausstehen. Ich stellte sofort meine Augen auf Lafetten und fing an, ihn mit Blicken zu bestreichen, — Sie kennen meine Blicke! Natürlich wurde er böse, zuletzt fuhr er auf gegen mich: „Was glotzt Er mich immer so an, will Er mich kaufen?" Ich maß ihn von oben bis unten, dann sagte ich mit einer halben Wendung des Rückens: „Noch nicht, mein Schätzbarster, warte Er nur, bis seine Nummer aufgerufen wird." Es war wie gesagt, auf einer Pferde-Auktion. Und sehen Sie, die Memme hat mich nicht gefordert."

Mit diesem Jüngling schloß Oehlenschläger eine jener kaustisch-satyrischen Freundschaften, welche in ihrer innersten Natur eigentlich Feindschaft sind, denn ihr Zauber beruht auf dem Widerspruch. Ein seelenvolleres Band der geistigen Uebereinstimmung und Gleichartigkeit verknüpfte ihn dagegen mit Peer Heger, dem genialen Marineschüler. Die Anziehungskraft solcher Freundschaften, welche nicht blos der Kontrast, sondern die Sympathie schafft, wirkt über die Persönlichkeit des Freundes hinaus, und pflanzt sich auf Umgebung und Familienglieder desselben fort. An dieser Probe bewährte sich sofort Oehlenschläger's und Heger's Verhältniß. Heger führte seinen

„Adam" überall ein, wo es ihm selbst wohl wurde. Ein solches Haus war in erster Reihe die „Strandmühle." Sie lag, wie schon ihr Name sagte, am Strande, war aber keine Mühle, wenigstens jetzt nicht mehr, sondern eine Papierfabrik. Der Besitzer, ein Herr Drewsen, war ein thätiger, geistesreger Oekonom im schönsten Mannesflor, seine Frau, eine ältere Tochter des berühmten Schauspielers Rötting, eine feingebildete, anmuthverbreitende Dame. Sie hatte ihre jüngere Schwester Christine zu sich genommen, ein schönes, stillfrommes Mädchen, von welchem Heger seinem Adam nicht ungerne gestand, daß sie ihn mit einer glühenden Leidenschaft erfülle. Er hat sie auch, nach seiner ersten Ostindienfahrt, als Braut heimgeführt. — Dieser Strandmühle ist Oehlenschläger viel Dank schuldig geworden. Sein Herz öffnete sich hier zum ersten Male dem Reize eines bildenden Frauen-Umgangs. Er begriff jetzt, warum er bisher, der doch längst schon den Anspruch machte, seine Person in der vaterländischen Literatur zu verewigen, neben anderen Altersgenossen noch immer so unreif geschienen, so knabenartig sich zurückstehen gefühlt. Nicht die geistige, sondern die menschliche Ausbildung, sagte er sich, mache die Mündigkeit eines Charakters, — der Muth, einen zweiten Menschen als Eigenthum und Besitz zu begehren. — Vielleicht wäre der hübsche, achtzehnjährige Dichterjüngling mit dieser Ueberzeugung nicht ganz ungefährlich in der Strandmühle geblieben, hätte die aufzischenden Blitze ein freundlicher Zufall nicht abgelenkt. Ein Kind, welches damals nach Kopenhagen kam, theils ihrer städtischen Ausbildung wegen, theils um ihrem Bruder näher zu sein, fand im Familienkreise der Strandmühle Aufnahme. Oehlenschläger war bezau-

bert als er sie sah. Das Kind wurde Gamma*) genannt und war eine fünfzehnjährige Grazie voll Geist und Lebhaftigkeit, voll weiblicher Inspiration und naiv-muthwilliger Laune. Eine Philine im Stande der Unschuld! rief Oehlenschläger entzückt. Meine Schwester, antwortete Peer Heger, den Freund überraschend. Das reizende Mädchen ist später des Dichters Gattin geworden.

Eine echte Bücher-Freundschaft war Oehlenschläger's Verhältniß zu den Brüdern Oersted. Ihre Personen nämlich flößten schon damals eine gewisse Scheu ein. Der dichtende Knabe Oehlenschläger, der vor dem kecken Humor Winkler's mit resignirender Schüchternheit sich für einen Beauftragten der bloßen Ideenwelt hielt, wurde doch anderer Meinung, wenn er die Oersteds mit ihren stillen Mienen und langen Mänteln die Straße heraufkommen sah, wenn sie dann zu Tische saßen und abgezogen, als wäre nichts weiter im Raume, ein Kollegium über Aristoteles in lateinischer Sprache fortsetzten. Da ahnte er erst, wie viel irdisches Blut in ihm rolle und wie streng der Geisterbann echten Gedankenwerks die Seinigen festhalte. Die Natur- und philosophischen Studien der beiden Brüder waren im größten Style angelegt. Der junge Adam schwelgte noch wie in Reichthümern von der kleinsten Münze ihres Wissens und ihres Umfassens. Die deutsche Literatur z. B. erschlossen erst sie ihm. Wie schämte sich der gute Knabe, wenn er empfand, wie viel ihm noch zum leichtblütig usurpirten Ehrentitel des Musensohnes fehle, von der Glorie des Gelehrten ganz zu geschweigen! Er fand zu allen Zeiten die

*) Eine Zusammenziehung von Ravn-Margaretha.

Stube der Oersteds von den besten und seltensten Büchern voll. Mit welcher Andacht bewunderte sein dänisch-beschränkter Blick diese Weltschätze! Schon die Luft bei den Oersteds wehte ihn heiliger an, obwohl sie nicht weniger als im ganzen Hause nach Waid und Krapp, Indigo und Cochenille roch. Durch die Oersteds kam er zuerst auf den Plan, regelmäßig und methodisch zu studiren, nicht zufällig und unwissenschaftlich, wie bisher. Zunächst aber förderten sie ihn als Dichter.

„Lesen Sie fleißig die Alten!" sagten die zwei Marschälle dem jungen Kadeten, und als sich herausstellte, daß der arme Adam kein klassisch-geschulter Lateiner und ein noch leichterer Grieche war, sagten Sie ruhig: „Lesen Sie Goethe!"

Der junge Oehlenschläger starrte seine Freunde an: es war ihm als hätten sie gesagt: lesen Sie den Crebillon — oder: lassen Sie sich beim Cartouche anwerben. Die Oersteds verstanden den Blick, denn es war der Blick fast noch des ganzen damaligen Zeitalters. Aber gelassen wiederholte Hans Christian: „lesen Sie den Goethe. Bei Gellert und Weiße wird man kein Dichter."

Oehlenschläger befolgte den Rath. Wir haben gesehen, wie reif und empfänglich er für die Lektüre des großen Musterdichters war, denn seine „Philine im Stande der Unschuld" war eine schnelle und glückliche Applikation der Dichtung auf die Wirklichkeit.

Aber fast wäre es ihm schwerer geworden Goethe's Schriften zu erhalten, als sie zu verstehen.

Die Oersteds besaßen sie nicht. Es gab damals nicht viele Menschen im Auslande, welche sie angeschafft hatten

und noch wenigere, welche so liberal waren, sie mitzutheilen, was zunächst sagen wollte, ihren Besitz einzugestehen.

Professor Sander war einer der Wenigen. Die Oerstedts gaben dem jungen Adam eine Empfehlung an ihn, obwohl sie nicht ganz sicher waren, daß sie Erfolg haben würde.

Mit klopfendem Herzen machte sich Oehlenschläger auf den Weg. „Kleiden Sie sich nicht zu modern," sagten die Oerstedts, „und nehmen Sie eine fromme Miene an. Es wird schon gehen."

Auf Uhlfeldt's Platz, in einem schmalen, vierstöckigen Hause kletterte der Jüngling alle vier Treppen, welche vielmehr Leitern waren, bis unter's Dach hinauf. Er trat in ein enges Zimmer mit niederem Plafond, empfangen von dem Gekreisch eines grasgrünen Papagei's, während auf einer alterthümlichen Kommode die Köpfe unzähliger Gyps-Chinesen grinsend zu wackeln anfingen und das Fenster zugleich eine Aussicht bot, welche mehr weit als lobenswerth war, denn man überblickte zwar den ganzen Platz mit all seinen Seitenfluchten, aber der Platz war der Sitz des ehrsamen Schlächter-Handwerks, so daß man rings herum nichts als Garnituren von Eingeweiden, Speckseiten und Fleisch in künstlichen Würfelschnitten sah, zwischen welchem sich stolz jene wunderliche Säule erhob, welche die Inschrift trug: „Zur ewigen Schmach, Spott und Schande für den Landesverräther Corfitz Uhlfeldt" — gleichsam ein Stück moralisches Menschenfleisch, welches die Illusion einer großen blutigen Schädelstätte an diesem Orte grausig vervollständigen half.

Professor Sander war ein kleiner kränklicher Mann von sauren Mienen und gelbgrünem Teint. Er schlurfte

in Pantoffeln und Schlafrock einher, hatte eine große Pfeife im Mund und ein kleines Zöpfchen im Nacken. Sein eckiger Kopf stack trotz der übermäßigen Heizung des Zimmers in einer dicken, baumwollenen Zipfelmütze; der Zipfel ragte steil in die Höhe und nickte bei den Bewegungen des Professors sanft hin und her.

Als er das Empfehlungsschreiben gelesen hatte, blickte er den Jüngling wehmüthig an. Er war, wie Gellert, ein großer Verehrer der Tugend.

„Mein junger Freund," sagte er kläglich, „er hat sich da einen höchst verwerflichen Auktor erlesen. Dieser Goethe ist ein hochfahrender Kopf, ein Mensch von wilden und stolzen Leidenschaften, der sein Genie gottlos mißbraucht hat. Biribi, will er wohl schweigen, wenn der Professor spricht?" Der Papagei knurrte ein weniges und war still.

„Aber Herr Professor," stotterte Oehlenschläger, „man muß ihn kennen. Alle Welt spricht von Werther und Lotte."

„Leider, leider!" jammerte der Professor. „Ich sage Ihm: die Welt war besser und glücklicher, als sie „„die Schwedische Gräfin"" las."

„Wenn ich mir erlauben darf, Herr Professor — die Schwedische Gräfin ist auch kein moralisches Buch. Von den sämmtlichen Schriften Gellert's — mein Vater besaß sie und hielt sie hoch — war uns Kindern die Schwedische Gräfin doch strenge verboten."

„Ei was! haben sich die Menschen erschossen um der Schwedischen Gräfin willen? Biribi, er hat zu schweigen!"

Oehlenschläger antwortete nichts.

Der Professor musterte den jungen Menschen auf's schärfste und fragte fast brüsk: „Will er sich etwa auch

erſchießen, was? Iſt er etwa auch in die Frau eines Anderen verliebt, he?"

Der Jüngling wurde blutroth. Er dachte an die reizende Hausfrau in der Strandmühle. (Camma war erſt nach dieſem Geſpräch auf der Mühle erſchienen.) „Ich will nicht unbeſcheiden ſein. Vielleicht darf ich dann blos um den Götz bitten," ſagte er ausweichend.

Der alte Herr meinte es im Grunde ſo arg nicht.

„Nun, nun," brummte er ſanfter, „ich bin nicht unduldſam. Junge Leute, welche ſich bilden, müſſen die Literatur kennen lernen. Der Apotheker verkauft Gift und der Profeſſor kann wohl auch unſittliche Schriftſteller verabfolgen. Ich frage Ihn nur und zwar auf Ehr' und Gewiſſen: will er den Goethe aus Kitzel leſen oder zum abſchreckenden Beiſpiel?"

„Zum abſchreckenden Beiſpiel!" rief Oehlenſchläger freudig.

Der Profeſſor ſchloß einen Schrank auf.

„Da hat Er ihn. Benütz' Er ihn weiſe, wie es einem verſtändigen Jüngling ziemt. Seh' Er ſich die Schreibart mit Fleiß an, denn ſie kann allerdings für ein Muſter gelten, einige Unebenheiten abgerechnet. Auch ſeine Bemerkungen und Stellen von einem richtigen Gefühl für Tugend und Schicklichkeit wird Er finden. Es gilt eben, die Spreu vom Weizen zu ſondern. Naturſchilderungen ſind gleichfalls lebenswerth; man glaubt oft Verſe von Thomſon, von Hölty oder unſerem Ewald in Proſa aufgelöſt, zu genießen. Aber das Ganze! Darin liegt die Giftſaat! Vergeſſe Er nie, daß Er es mit einem Herzen zu thun hat, welches zum Guten zwar angelegt ſcheint, aber von Gott und der Moral abgefallen, durch und durch

verderbt ist. Dieses Herz erkennt keine Regel, keine Ordnung, keine göttlichen und menschlichen Satzungen an, setzt seine Leidenschaften über Alles, vermißt sich im ausschweifenden Stolze sich selbst zu genügen und geräth — vor die Mündung der Pistole damit. Die erhabenen Tröstungen der Religion, die stillen Freuden des Gebetes, die sanft gestimmte Harmonie einer tugendhaften Seele, entsprungen aus dem gottergebenen Gefühle ... Viribi, er ist ein unerträglicher Schwätzer! versteht er mich? ... das Alles ist diesem Herzen fremd, wollte ich sagen, aber mein Papagei ist heute so unruhig. Geh' Er mit Gott, junger Mann. Besuch' Er mich öfter. Ich diene rechtschaffenen Jünglingen gern. Ich liebe die Jugend. Ach, wäre mein chronischer Magenkatarrh nicht, ich wagte wohl selbst noch ein Ehrentänzchen!"

Dieser Stoßseufzer erklärte Vieles. Physische Kränklichkeit, — wie es z. B. bei dem berufenen Nicolai in Berlin der Fall war, — enthielt häufig den Schlüssel zu dem räthelhaften Verhalten zeitgenössischer Männer, welche das Geniethum abwehrten nicht eben aus barstem dichterischem Unverstand, sondern einfach wie Kranke das polternde Ungestüm der Gesunden.

Auf der Treppe rief der Professor seinen Besuch wieder zurück. „Noch Eins, mein junger Freund. Leih Er den Goethe nicht weiter, und sag' Er Niemanden, daß er von mir ist. Hört Er mich wohl?" Oehlenschläger gelobte Beides mit Freuden, worauf der Professor ihn noch einmal eindringlich zur Tugend ermahnte, im steten Kampfe mit Viribi, der von der Tugend nichts wissen wollte. Endlich gab er den Kampf auf und Oehlenschläger war entlassen.

So trug der junge Dänische Dichter im Jahre 1798 den Deutschen Klassiker nach Hause

Nun fing jene Lesewonne an, jenes enthusiastische selbstvergessene Sitzen durch Tage und Nächte, welches die quecksilberne Jugend in gefesselte Steinbilder verwandelt, — ein Mirakel, das in der Natur nicht seines Gleichen hat, es wäre denn im Symbol des brütenden Muttervogels. Und wie der Brutvogel ganz in dem fortgepflanzten Leben des Ei's aufgeht, so der lesende Jüngling in seinem geistigen Selbsternährungstrieb, in der Energie des inneren Aneignens und Wachsens.

Gefreundte und Nachbarn bewundern oft das Wachsen eines Kindes von einem Jahre zum anderen. Könnte man das Wachsen unter den Hirnschalen sehen!

Der junge Oehlenschläger war die nächste Woche wie in einer anderen Welt. Er vergaß Gehen, Stehen, Essen, Schlafen, er vergaß sich und Andere. Aber er war in dieser Woche — ein größerer Mensch geworden.

Bei Tische redete ihn Christian Oersted einmal an. „Nun, was sagen Sie zum Werther? Sie waren ja so verschlossen bisher! Ich bin begierig, Ihr Urtheil zu hören."

„Urtheil!" rief Oehlenschläger. „Beurtheilt man die Sonne, oder das Meer, oder den Mond, oder den Buchenwald?"

Die Brüder sahen sich an und lächelten. Wir haben's gedacht! schien ihr Lächeln zu sagen. Oehlenschläger aber wurde röther, sein Auge leuchtete, man sah, wie die Seele ihm voll war.

„Nicht wahr, ein herrliches Buch!" sagte anregend Andreas.

„Ich habe mir ein ganz anderes Bild davon gemacht," fing Oehlenschläger mit der Stimme eines Begeisterten an. „Ich dachte, es würde mich in Thränen und Verzweiflung stürzen, aber es hat mich nur bewegt, nicht betrübt. Es schildert, wie alle guten, tragischen Werke, das Schöne im Unglück. Um diese Ideen, diese Gefühle, diese Natur- und Menschen-Empfindungen zu einer solchen Höhe und Tiefe zu treiben, wie es hier wirklich geschehen ist, dazu reicht das einfache Glücklichsein nicht aus. Dazu bedarf es, das sieht man auf jeder Seite, des Unglücks. Das Unglück in diesem Buche ist eben so nothwendig, wie es die sonnenverhüllenden Wolken sind, um das schöne Farbenspiel der Morgen- und Abendröthe hervorzubringen."

Und unfähig, weiter an sich zu halten, fuhr er fort: „Wie ein tiefer, aber ruhiger Strom treibt dieses Buch sanft und eben dem Abgrunde zu. Die ländlichen Schwärmerien des Helden, wie süß, wie menschlich-genügsam leiten sie die ungeheuerste der Leidenschaften ein! Ich liege im Grase mit ihm, ich sehe ihn Pfänder spielen mit der lieblichen Lotte, ich höre ihm zu, wie er den Kindern Mährchen erzählt, während sein Schicksal im Innern donnert und droht. Tag für Tag lebte ich mehr mit ihm, erging mich mit ihm in Betrachtungen über Natur und Liebe, sah den wonnigen Frühling schwinden, den warmen, harmonischen Sommer in den bleichen Herbst sich verwandeln, bis der weiße Schnee endlich seinen kleinen Grabhügel deckte. Ach, sein Unglück war nicht so groß! Im vollen Strom seiner Liebe ging er dahin, jener herrlichen Leidenschaft, in welcher der Mensch sein beschränktes Ich-Gefühl so ganz vergißt, daß sogar die fürchterlichen Schrecken des Todes davor verschwinden können. Nicht er ist der tra-

gische Held. Ich beklagte die arme Lotte viel mehr. Da geht sie nun den langen, freudlosen Weg mit ihrem dürftigen Albert, den sie nicht liebt, und nur die Pflichten gleich blätterlosen Bäumen ohne Schatten stehen an ihrem Wege."

„Ah, diese zähen, langsamen Selbstmorde! Diese Opfer des Aberglaubens: daß man unter allen Umständen leben müsse! Das schnürt das Herz zusammen. Wie viele Blüthen gehen zu Grunde, die der gemeine Egoismus, die kleinliche Eitelkeit, das rohe Bedürfniß sinn- und gemüthlos verbraucht, um ihr Leben betrügt, indem man ihr Leben fristet! An die Galeerenbank seines häuslichen Dienstes schmiedet sie der Gewaltherr — nein, nicht einmal der Gewaltherr, sondern der Listherr, denn was ist die Moral, die er eingesetzt hat anders als eine feig ersonnene List, seine Beute im Innern zu bändigen, die sich mit aller Kraft eines reinen Instinktes sonst seiner erwehren würde? Die beglückende Nähe des Geliebten zurückzustoßen, um der grämlichen Bequemlichkeit eines Pedanten zu leben, das wird ihr als Pflicht, als Heiligthum aufgedrungen, daran soll sie glauben, dafür in den Tod gehen, in den kalten ekelnden Tod des Siechbettes! O, um wie viel schöner ist Werther's Tod, der warme rothwangige Tod der Begeisterung, der Tod des Muthes und der Jugend!"

Als Oehlenschläger so gesprochen hatte, langte eine blaugefärbte Hand über den Tisch nach der seinigen und eine tiefbetonte Stimme sagte mit Nachdruck: „Ganz meine Meinung!"

Alles lachte auf. Der Färbergeselle, dem die Hand und die Stimme gehörte, wurde blutroth. Er stand auf und ging aus dem Zimmer.

„Was war das?!" fragte die ganze Marschallstafel wie aus Einem Munde.

Frau Möller bewährte ihren Takt. Sie streifte mit einem Blick ihre Färbergesellen, mit einem anderen, bedeutungsvolleren, ihre Marschälle und schien zu sagen: „Kann ich vor seinen Mitgesellen ihn preisgeben?" Laut aber sagte sie: „Meinen Sie, meine Herren, Studirte allein können erzentrisch sein? Das können Färbergesellen auch."

Diese Erinnerung an das allgemein Menschliche, war ein Wort zu seiner Zeit. Die jungen Leute wurden ernsthafter und in dem nächsten Augenblicke speiste Alles weiter, als wenn nichts geschehen wäre.

Als abgespeist war, konnte aber Oehlenschläger doch nicht umhin seine Neugierde zu befriedigen. Er machte der Frau Möller, die sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, seine Aufwartung und bat sie, bevor sie ihr Schläfchen beginnen würde, um Mittheilungen über den seltsamen Färberburschen.

Frau Möller sagte: „Nehmen Sie es nicht so genau mit dem Sonderling. Ich hoffe, er hat Sie doch nicht beleidigt?"

„Nicht im Geringsten, Madame. Aber es interessirte mich nur" —

„Nun dann ist's ja gut! Wenn man sich nur nicht beleidigt! das ist ja Alles, was man vom Nächsten verlangen kann."

„Ich bin eitel genug, Frau Möller, mich näher um einen Menschen zu bekümmern, der mir die Ehre anthut, „ganz meiner Meinung"" zu sein."

Frau Möller lachte mit starker Erschütterung ihres

wohlgesättigten Leibes. „Ueberhirniges Zeug das! Er spricht noch ganz andere Tollheiten, wenn er überhaupt spricht. Ich thu', als hört' ich's nicht. Ich denke mir immer: fremde Schüsseln tunk' ich nicht aus. Man läßt jedem Narren seine Kappe."

„Ist er wirklich —?" fragte Oehlenschläger und deutete gegen die Stirn.

Frau Möller rückte die Kleider an ihrer Taille, ungeduldig zwischen dem Drange der Mittheilung und dem Instinkt der Diskretion. „Freilich, freilich! Er leidet an Einbildungen. Er meint, er habe einst eine Göttin gesehen, eine schöne Göttin. Eigentlich einen Schwarm von Göttern. Aber sonst ist er ein braver Mensch. Man soll ihn's nicht fühlen lassen. Ich hoffe auch, er wird Sie nicht mehr inkommodiren am Tische. Sei'n Sie nur ohne Sorge."

„Eine Göttin hat er gesehen?"

„Ja. Und ist verliebt in sie — aber ich weiß nichts. Ich bin die Letzte, die ihn unter die Leute bringt. Was geht's mich an? Ich denke mir: es gäbe viel Thränen, wer alle Rettige schälen wollt.' Wir haben Jedes eine Narren-Ader in uns." Und Frau Möller ließ den grünseidenen Vorhang herab, zum deutlichen Zeichen, daß sie die Anwandlung des Schlafes jeder weiteren Konversation über den Gegenstand vorziehe. Der junge Mensch zog sich zurück.

Aber sein Interesse, je weniger es befriedigt, war um so mehr erregt. Das Abenteuer fing an, seine Phantasie zu beschäftigen. Es traf den poetischen Nerv in ihm. Er konnte sich nicht mehr enthalten, hinter dem Färbergesellen etwas zu suchen. Mit Begierde erwartete er den

folgenden Tag und die Mittagsstunde am Familientisch. Ein Mensch, den er bisher ganz übersehen an diesem Tische, wurde ihm jetzt die Hauptperson davon.

Marschälle und Färbergesellen kamen nach und nach angerückt und nahmen ihre gewohnten Plätze ein. Bald war die Tafel vollzählig bis auf den Stuhl eben desjenigen, den Oehlenschläger erwartete. Auch Frau Möller präsidirte bereits. Sie warf ein paar unzufriedene Blicke auf den leeren Stuhl, denn nur von der Besetzung desselben hing es ab, daß sie das Kreuz schlug und die Suppe vertheilte. Ungeduldig rief sie endlich Jungfer Christiane, ihre Schwester, an, sie möge nach Lauritt sehen.

Nach einer Minute kam Christiane zurück, Niels bäte um Entschuldigung. Er habe Magenweh und wolle Diät halten. „Liegt er zu Bette?" fragte Frau Möller. „Nein," sagte Christiane, „ich fand ihn in Schrank und Kommode kramen, er sagte, er wolle seine Sachen in Ordnung bringen." „Jetzt weiß ich Alles!" rief Frau Möller und sah erschrocken aus. Sogar das strotzende Roth ihres breiten, gutmüthigen Gesichtes verfärbte sich. Sie stand auf und gebot ihrer Schwester, die Mahlzeit anzufangen.

Der Zwischenfall machte Aufsehen. Jungfer Christiane sah sich mit Fragen bestürmt. Sie war nicht Manns genug wie ihre Schwester, den Fragen auszuweichen; es fehlte ihr die Freiheit und Sicherheit in der Unterhaltung mit dem anderen Geschlecht. Man konnte kein ungleicheres Schwesternpaar sehen, als Frau Möller und Jungfer Christiane. Die Madame lebte breit und behaglich einher, sich und der Welt bewußt und mächtig; die Jungfer mochte sich stellen wie sie wollte, es kam Alles

kurz und schmal, klein und verknuffen heraus. Schon im Aeußeren kontrastirten sie merkwürdig. Neben dem vollrunden, ausgeweiteten Gesicht der Frau Möller guckte die Jungfer Christiane mit einem kleinen, spitzen Vogelgesichtchen voll gekritzelter, kindisch-unentwickelter Züge in die Welt. Dabei war das Gesicht schneeblüthenweiß, kein rother Blutstropfen in den Wangen und beständig huschte ein verlegenes Lächeln oder ein verstohlener Blick darin herum. Nur gutmüthig wie ihre Schwester war sie, neidlos und ohne altjüngferliche Bitterkeit.

Regellos wogte das Gespräch um sie herum. Die Färbergesellen machten sich über ihren Mitgesellen lustig, wie Mäuse, welche die Katze aus dem Hause wissen; ganz gräulich trieb es der Werkführer selbst, ein dicker, runder Mann mit einer dünnen Kinderstimme und zwei kleinen, lebendigen Aeuglein. Er lebte auf dem Fuße einer derb-ironischen Galanterie mit Jungfer Christiane und behauptete hartnäckig: Niels Lauritt habe der Jungfer ihr Herz gestohlen und es aus Furcht vor weiteren Dieben Tag und Nacht an einem Faden am Halse getragen, sorglich verwahrt zwischen zwei zusammengeklebten Nußschalen; heute Morgens aber beim Fernambuk-Sieden sei es ihm in den Kessel gefallen, worauf die Farbe sofort einen wunderschönen purpurrothen Bruch bekommen, nur hätte der arme Narr zwei ein halb Quart darüber geweint, was die Mischung wieder verdorben, so daß man den Kessel nutzlos ausgießen gemußt. Das sei die Krankheit, denn die Alteration darüber habe ihn niedergeworfen. In diesem Geschmack ging's fort. Oehlenschläger, als der Neuling im Kreise, sah mit Verwunderung den Unterschied zwischen einem Präsidium der Frau Möller und ihrer Schwester. Er be-

wunderte die Frau um so mehr, aber innigst unbehaglich war ihm dafür der gegenwärtige Augenblick. Allzu deutlich noch schwebte ihm Werther vor; er schauderte bei dem Gedanken: wenn man irgendwo über Werther so gescherzt hätte! Und etwas Aehnliches geschah jetzt gewiß, denn daß der Jüngling, von dem hier gesprochen wurde, ein zarteres Seelenleben führe, als sich zur Kurzweil eignen mochte, diese Ahnung verließ ihn nicht mehr.

Die Menschenkenntniß sagte ihm übrigens, trotz seiner Jugend, daß, wenn er seine Empfindlichkeit merken lasse, die Satyre sich leicht an ihn selbst wagen möchte. Er beherrschte daher seine Mienen und gab ihnen den Ausdruck einer kaltblütigen Ueberlegenheit, indem er, bemüht, das Gespräch in bessere Bahnen zu lenken, so gleichgiltig als möglich dazwischen warf:

„Es thut mir leid um den armen Burschen. Denn eigentlich war doch ich die Ursache seiner gestrigen Uebereilung."

„Das ist's!" rief Jungfer Christiane mit einem Beifall, als ob das tiefsinnigste Geheimniß entdeckt worden wäre. „Und darüber schämt er sich jetzt. Er kann es nicht leiden, wenn er ausgelacht wird."

„Das kann wohl Niemand leiden. Uebrigens scheint er wirklich ein wenig delikat von Gemüth?"

„Ich weiß es nicht," lispelte die Jungfer mit einem vorsichtigen Blick nach dem Werkführer. Was durfte sie von den Gemüthern junger Männer wissen?

„Und auch ein wenig Phantast?" fuhr Oehlenschläger fort.

„O freilich! Das war er schon von Jugend auf."

„Kennen Sie seine Jugend? Ich hätte Lust, Manches davon zu hören."

Der Jungfer Christiane war das ganz recht. Sie sah sich mit Freuden vom Werkführer erlöst und die Konversation in den Händen der geliebten Marschälle. Von allen Marschällen aber war ihr just wieder Oehlenschläger der liebste. Bernt Winkler schien ihr zu spöttisch, das Brüderpaar Oersted zu ernsthaft, ihre Gnade hatte Peer Heger und noch mehr, vielleicht weil er das Neueste war, Adam Oehlenschläger.

„Ja, mein lieber Herr Adam," fing die Jungfer Christiane an, „der Lauritt ist ein wunderlicher Heiliger. Allerdings weiß ich manch ein Kuriosum von ihm zu erzählen. Wir kennen ja seine Eltern so gut!"

„O, dann erzählen Sie doch, wertheste Jungfer!"

„Nun, wenn Sie mein Schwätzen nicht langweilt! Ich kann freilich nicht so gut erzählen wie die Möller. Von der Möller müßten Sie solche Geschichten hören!"

Oehlenschläger that Alles, die sich zierende Jungfer zu ermuthigen, und wurde dabei von den anderen Marschällen unterstützt. Das Vogelgesicht der Jungfer durchlief eine Reihe von verlegenen Lächel-Scenen, aber zuletzt ließ sie sich doch auf den Zweig des Gespräches nieder. Sie begann:

„Seine Mutter hat mir's tausendmal erzählt, wie er schon als Kind, eh' er noch anfing in die Schule zu gehen, eines Tages gelaufen kam, eine Blume in der Hand, über die er die hohl geschlossene Faust hielt und feuerroth im Gesichte, schrie: Seht her, seht her, ich habe einen Elfen gefangen. Es war eine kleine, bläuliche Mückenart, wie sie im Spätsommer durch die Luft fliegen, halb so groß

wie ein Vergißmeinnicht und flaumig wie ein Sammtflöckchen. Die Eltern erschracken: wie weiß nur das Kind von den Elfen? Es kam ein alter Norweger in's Haus, der Chirurg Kamphöven, ein großer, hagerer Mann, der mit einer tiefen Orgelstimme Wald- und Feld-Sagen seiner Heimath erzählte. Das Kind hörte von seinem Bettlein, das im Alkoven stand, halbe Nächte lang zu, wenn die Eltern schon längst meinten, es schliefe seit achte. Dem hatte er's abgehorcht. Er glaubte aber noch in späteren Jahren daran, daß Elfen in den Blumen heim wären und das war's, was den Eltern so unvergeßlich blieb, denn sie dachten, es thue seinem Christenglauben Eintrag. Ein anderes Stücklein war dieses: In einer Nacht saß er wachend bei einem Lichtstümpchen und las in Malling's schönen und guten Handlungen. Man hatte ihm auf Anrathen des Pastors alle Phantasie-Bücher aus dem Wege geräumt und der Herr Pastor hatte dafür aus seiner eigenen Bibliothek den Malling verehrt. Auf einmal fährt es inwendig in der Wand von oben herab in's Zimmer, ein langer schlurfender Fall, ein Fluddern und Pfauchen im Kamin, aus welchem dicke Aschenwolken herausstäuben, dazu gräulich seltsame, nie gehörte Töne — der Knabe sprang auf und stieß im Entsetzen den Tisch um, daß das Talglicht in langen Strömen über die schönen und guten Handlungen hinschmolz. Auf sein Geschrei stürzte der Vater aus dem Bette herbei und das erste, was er that, war, den Kamin zu öffnen, worauf es sich zeigte, daß eine Eule durch den Schornstein herabgefallen und im Kamin sich gefangen hatte. Der Vater machte das Fenster auf und ließ der Eule einen Weg in's Freie. Am anderen Morgen aber erschracken die Eltern sehr, denn

Niels erzählte beim Frühstück ganz treuherzig: Heute Nacht sei der Vogel Jupiter's gekommen und habe ihn entführen wollen, wie den Phrygischen Hirten Ganymed. Kein Mensch wußte ihm das auszureden und es ist heute noch ungewiß, hat es ihm hinterher so geträumt, oder war sein Kopf so schwach, daß er gleich Anfangs sich's einbildete. Der Mutter traten oft noch die Thränen in's Auge, wenn sie die schönen und guten Handlungen, die ganz stinkig von Talg waren, zu Gesichte bekam und sie sagte dann immer: Ich fürchte das Kind wird mir albern."

„Helf Gott!" rief der Werkführer und that, als ob er nieste.

Die Kompagnie lachte schallend.

Die Marschallstafel aber schien nicht mehr geneigt, die Unterhaltung ausarten zu lassen, und Christian Oersted, welcher stillschweigend die meiste Autorität genoß, winkte der Jungfer mit ruhiger Würde zu: „Lassen Sie sich nicht unterbrechen!"

Jungfer Christiane fuhr fort:

„Ich besinne mich nur nicht gleich auf all' seine Streiche. Die Möller wüßte viel mehr zu erzählen. So z. B. bildete er sich einmal fast ein Jahr lang ein, er wäre ein Prinz. Sein Vater nämlich war Mitglied der Schützenkompagnie und hatte beim Vogelschießen auf dem Südfelde den ersten Preis gewonnen. Mit dem grünen Band über'm Frack, die Spielleute voran, kam er als Schützenkönig nach Hause. Potz Tausend, rief Niels seiner Schwester Sophie zu, weißt du was, Sophie? Wenn unser Vater ein König ist, dann müssen wir nothwendig Prinz und Prinzessin sein. Die kleine Dirn nickte gläubig dem Bruder zu, sie war aber freilich vier Jahre jünger als der

große Bub. Der schämte sich nicht vor allen Freunden und Schulkameraden hartnäckig den Prinzen zu spielen. Er trug den Kopf in der Höhe, fing an gravitätisch zu grüßen und behandelte seines Gleichen mit einer Herablassung, daß er sich allgemein lächerlich machte. Die Sache kam so weit, daß ihn der Vater aus der Schule thun mußte und erst als im folgenden Jahre ein Anderer Schützenkönig wurde, gab Niels seine Einbildung auf. Auszureden war sie ihm mit aller Gewalt nicht.

„Andere Sachen dawider waren ihm eben so wenig einzureden. Wie viel tausendmal hat mir die Mutter geklagt, das Kind behalte keinen Namen von irgend einem Ding. Kaum daß er Pferd und Kuh, Schaf und Hund richtig benannte; was darüber hinausging, war ihm ganz und gar Spanisch. Diese Eigenheit hat die Eltern oft rasend gemacht. Das ist ein Steinbrech! schrie der Vater oft wie ein Verzweifelter, aber Niels schrie dagegen: nein, es ist eine Blume, du nennst es nur Steinbrech! Und je mehr man ihm die Sachen einkeilen wollte, desto grimmiger stampfte er mit dem Fuße und weinte er Thränen des Eigensinns. Kamen dann Strafen und Zwang und Drohungen, so schluchzte er wohl: das ist ein Steinbrech, aber man sah ihm's an, er war nicht überzeugt davon, „es sieht ja nicht d'rauf," sagte er zuweilen auch ausdrücklich. Nichts war lustiger, als wenn er z. B. mit ganzen Sträußen zu thun hatte. Was ist das, lieber Niels? Salbei. Nein, es ist Raute. Das ist Salbei. Also noch einmal, was ist das, was ich da habe? Es ist Raute oder Salbei, oder Pfeffermünze oder Tausendschön, oder ... und so ging's fort. Er schüttete auf gut Glück einen Sack voll Namen heraus und überließ es dem Anderen,

sich davon auszusuchen, was ihm beliebte. Dabei sah er die Gegenstände nicht einmal an, sondern lachte und bäumte sich sorglos und hielt in seinem Herzen — es stand ihm auf der Stirne geschrieben — uns Andere eigentlich für verrückt, daß wir uns all' diese Namen ausstudiren. Er glaubte, wir thäten nur so! Es kam ihm willkürlich vor, rein überflüssig."

Christian Oersted sagte zu seinem Bruder Andreas auf Lateinisch: „Wahrhaftig, das Bild eines Phantasie-Menschen!"

Andreas antwortete in der nämlichen Sprache. „Nur der Gemüthsmensch fehlt noch." Und Oehlenschläger wendete sich gegen Jungfer Christiane mit den Worten: „Aber sagen Sie, Wertheste, war er denn auch so empfindsam schon von Kindes auf?"

„Das will ich meinen!" rief die Jungfer. „Meine Schwester, die Möller, behauptet immer, ein Rock sei der Grundstein gewesen, daß er anfing so weinerlich und so leutscheu zu werden. Der Vater bekam einst ein Restchen Tuch geschenkt, auf welchem die Spur eines Plätteisens eingebrannt war. Er ließ das Tuch zu einem Röcklein für den kleinen Niels verarbeiten, aber der Schneider machte seine Sache so ungeschickt, daß man die Brandspur des Plätteisens just auf dem Rücken zu Gesichte bekam. Da liefen die Knaben dem armen Niels nach, neckten und spotteten ihn, und das Kind kam jeden Tag mit Weinen nach Hause. Es konnte nichts helfen. Die Eltern meinten, es sei schade für das Tuch und doppelt für den Arbeitslohn und so mußte der arme Wicht sein Röcklein zu Ende nutzen. Darüber nun kam sein Gemüth schief zu stehen gegen die Welt. Die Knaben fuhren fort ihn zu

spotten und Niels bekam oft Krämpfe vor Weinen und Aerger. Er wurde melancholisch, vermied die Gesellschaft, benahm sich unter den Leuten furchtsam und argwöhnisch, und hatte noch spät die Neigung, sich zu schieben und zu bergen, nachdem sein Rücken längst frei war. Er blieb schüchtern zeitlebens.

„Von seiner Konfirmation erzählte die Mutter folgenden Vorfall: Er stand mit seinem Jugendfreunde Busch am Altare, den Knaben gegenüber standen die Mädchen, und es ist Brauch, wie Sie wissen, daß nach der Konfirmation die Knaben den Mädchen den Arm bieten, worauf sie paarweise gemischt die Kirche verlassen. Die Partnerin, welche auf Niels kommen mußte, war ein Mädchen von wunderbarer Schönheit und eben so prächtig als liebreizend gekleidet. Niels wandte kein Auge von ihr. Er konnte den Augenblick kaum erwarten, wo er so glücklich sein würde, sie am Arme zu führen. Als die Konfirmation vorbei war, traten die Paare an. Busch und seine Partnerin gingen bereits Arm in Arm in der Reihe. Niels Lauritt aber — ergriff die Flucht. Er stürzte zur Kirche hinaus und war verschwunden. Erst spät, als sich alles Volk schon verlaufen hatte, fand ihn die Mutter auf dem Kirchhof hinter der Kirche, wo er, versteckt zwischen Grabsteinen, kauerte und weinte. Das hat der armen Frau auf lange hinaus zu denken gegeben.

„Und doch war er nicht blos ein Hasenfuß, er hatte auch Kourage, wenn es darauf ankam. Es war um die Zeit, wo er sich einbildete, ein Prinz zu sein — vielleicht die glücklichste Zeit seiner Jugend, denn ausgelacht wurde er freilich auch, aber nicht mehr wegen eines Plätteisens auf dem Rücken, sondern wegen Stolz und Hoheit auf der

Stirne, was immer ein Fortschritt war — um diese Zeit war Storm, der liebste seiner Lehrer, gestorben. Storm war ein Mann voll Güte und Menschlichkeit; er hatte ein zartes, gefühlvolles Herz und wußte besonders mit der Jugend gut umzugehen, welche er liebte, ohne ihr zu schmeicheln. Ein vortrefflicher Mann! die ganze Klasse verehrte ihn abgöttisch und alle Augen überflossen von Thränen an seinem Begräbnißtage. Sein Nachfolger, Herr Lindrup, verstand sich nicht auf diese Gemüthsstimmung. Er hielt seine Stunden, als wenn nichts geschehen wäre, und während die Todtenglocke zum letzten Gange des geliebten Lehrers ertönte, trug Herr Lindrup Mathematik vor, die trockenste aller Schulstunden. Kein Mensch merkte auf. Lindrup forschte nach der Ursache dieser Zerstreuung, und als ein Schüler den Muth hatte, sie ihm zu sagen, tadelte er sie als Schwäche oder als Heuchelei. Die Empörung darüber war allgemein. Niels Lauritt zitterte vor Zorn. Er bat um die Erlaubniß, hinauszugehen. Als er sie erhalten hatte, ging er zum Schuldirektor Nörregard und trug ihm den Fall vor. Nörregard ging auf die Stimmung der Schüler ein. Er gab die Erlaubniß, die Schule aufzuheben und dem Leichenbegängniß beizuwohnen. Fliegend kam Lauritt zurück. „Der Direktor gibt frei, wir gehen mit Herrn Storm's Leiche!" rief er der überraschten Schule zu und riß seinen Hut von der Wand. Die Klasse folgte sofort seinem Beispiele. Im Nu war Alles zur Thür hinaus und Herr Lindrup, mit seiner Kreide in der Hand, stand allein an der Tafel.

„Das war ein schöner Sieg von dem verachteten Jungen. Schade, daß er seine Prinzen-Idee nicht aus dem Kopf bringen konnte, denn die Reibereien darüber fingen

bald wieder an, und Herr Lindrup that Alles, sie bösartig zu machen. Niels sah sich endlich gezwungen, die Schule zu verlassen. Es war „die Schule für die Nachwelt" und wenn sie Niels ordentlich durchgemacht hätte, so hätte er studiren können." —

So viel und so lange hatte Jungfer Christiane schon seit Jahren nicht konversirt. Alles wunderte sich, wie es dem Vogelgesichtchen vom Schnabel ging. Ja selbst ihre Gypsfarbe fing an von einem höheren Inkarnat sich zu färben, was in dem Färberhause das unerhörteste Ereigniß war, das sich nur zutragen konnte. Es kam demnach offenbar blos auf die Uebung ihres Talentes an, das, wie es schien, neben Frau Möller bisher in Schatten gestanden; eine Bemerkung, von welcher Oehlenschläger sogleich zu profitiren beschloß. Gott weiß, dachte er, wenn die Jungfer wieder so plaudert oder überhaupt eine Gelegenheit dazu kommt. Der jetzige Augenblick aber wäre günstig, das Geheimniß von der Göttin ihr abzuschwatzen. Wir müssen gestehen, daß ihm dieser Vorsatz hinter dem Rücken der Frau Möller zwar einige Gewissensbeschwerde verursachte, die aber bei weitem nicht so groß war, als seine jugendlich romantische Neugierde.

Er ging seinem Zwecke entgegen. „Nun aber sagen Sie noch, allerwertheste Jungfer, was für eine Geschichte ist denn das mit der Göttin, die unser Freund einst gesehen haben will? Ich weiß nur so obenhin von diesem Abenteuer und doch ist es der Schlüssel, wie es scheint, sowohl zu seiner Aeußerung von gestern, als zu seiner heutigen Wunderlichkeit."

„Ganz recht, ganz recht!" rief die Jungfer, „Sie

haben's getroffen. Nun, von dieser Göttin muß ich Ihnen freilich erzählen. Es war im vorigen Winter — "

Oehlenschläger triumphirte im Stillen, wie ruchelich das in die Falle ging, da aber that sich die Thür auf und Frau Möller trat ein mit Niels Lauritt. Die verbotene Frucht fiel zu Boden.

Jungfer Christiane wurde auf einmal wieder so klein wie zuvor und sah kaum anders als ein Sträfling, welchen der Hausinspektor beim Fensterdurchsägen attrapirt. Oehlenschläger blickte verlegen und schamroth vor sich nieder, die übrigen Tischgenossen bekamen ein plötzliches Gefühl wie Mitschuldige, denn gegen die Sitte des Hauses, von und über Abwesende zu sprechen, hatten sie wenigstens passiv verstoßen.

So wandelte Frau Möller gegen den Tisch vor — in unbewußter Majestät, einem Moses vergleichbar, welcher den Tanz um das goldene Kalb überrascht.

Frau Möller sah aus wie ein Sieger. Ihre Miene war erregt, aber zufrieden, wie eines Menschen, der sich eines schwierigen, aber glücklichen Erfolges bewußt ist.

Wie ein Gefangener ging Niels Lauritt hinter ihr her. Er machte ein Gesicht wie ein Frieden, der auf Friedensbruch sinnt. Besiegt, aber nicht vernichtet, das Auge niedergeschlagen, die Lippen eingekniffen, — unwillig gehorchend, nur momentan gebändigt. Oehlenschläger sah ihn mit Aufmerksamkeit an. Es war ein Jüngling, etwa von zwei und zwanzig Jahren, schlank und gut gebaut, das Gesicht noch jugendlich unentwickelt und von einem melancholischen Ausdruck. Er trug die Schulter leise nach vorwärts, den Kopf nach der Seite gebogen, was ihm ein trauriges und hilfloses Aussehen verlieh.

Seine Züge waren nicht unedel, nur passiv und weibisch zum größten Theile, ein starres, bohrendes Sinnen, das in seinem Blicke lag, schien eine gewisse Willensbeschränktheit, einen Charakter von Eigensinn zu verrathen, vertrat aber doch nicht ganz unglücklich das männliche Prinzip darin, welches sonst mangelhaft ausgedrückt war.

Die Marschallstafel, welche längst abgespeist hatte, stand auf, die Kompagnie folgte. Frau Möller warf ihren Marschällen einen Blick dankbarer Anerkennung zu, sie begriff den Takt derselben, ihrem armen Gesellen, welcher beschämt und gezwungen aussah, die Zeugenschaft seines Zustandes zu ersparen. Sie setzte sich mit Niels Lauritt allein an den Tisch.

Was that nun Oehlenschläger? Zweimal war ihm der Versuch mißlungen, das Geheimniß des seltsamen Werther-Enthusiasten auszukunden. Die zwei Schwestern, das fühlte er, durfte er fürderhin nicht mehr behelligen. Und doch verlangte seine Neugier ihre Befriedigung. Es blieb ihm nur Eines übrig — der Färbergeselle selbst. Er beschloß, sich um sein Vertrauen zu bewerben. Er suchte Gelegenheit zu einer Annäherung mit ihm.

Die Gelegenheit war bald gefunden. Wer anders als Werther selbst hätte sie machen sollen? Oehlenschläger ignorirte das Verbot des guten Professors, den Werther wegzuleihen und lieh ihn dem Färbergesellen. Lauritt ergriff ihn mit Entzücken. In einem Zug war das hinreißende Buch verschlungen, aber — seinem Zwecke war Oehlenschläger nicht näher gerückt.

Lauritt blieb still und verschlossen. Er beantwortete Oehlenschläger's Fragen mit einsilbiger Zurückhaltung, und gedrängt sagte er nicht ohne Bitterkeit, er

wisse nicht mit Gelehrten zu sprechen, ohne sich lächerlich zu machen. Oehlenschläger redete ihm liebevoll zu, aber der Empfindsame blieb fest. So redselig in Briefen und Tagebüchern die schönen Seelen jener Zeit sich ergossen, so hartnäckig konnten sie, einmal verletzt, in ein stolzes, undurchdringliches Schweigen sich einmauern. Gewiß, Frau Möller hatte nur einen scheinbaren Sieg errungen, den Sieg einer beherzten, praktischen Frau, die dem unfertigen Jüngling wohl imponiren, aber dauernd nichts anhaben kann. Der Färbergeselle sah aus wie ein Mensch, der seine Entschlüsse gefaßt hat und der Welt unabänderlich zu trotzen gedenkt. Oehlenschläger gab es auf, ihm beizukommen. Aber nur um so interessanter war ihm der Jüngling geworden. So verging eine Woche. Da endlich that es der Zufall, daß Oehlenschläger seines Wunsches theilhaftig wurde.

Peer Heeger hatte mit einer Abtheilung der nautischen Schule einen Uebungs-Nachtdienst auf einer königlichen Brigg. Er lud seinen Adam ein, ihm dabei Gesellschaft zu leisten, denn einige von den bevorzugten Schülern hatten die Erlaubniß erhalten, Gäste mitzubringen. Oehlenschläger nahm mit Vergnügen an. Er beendete seinen Abendbesuch auf der Strandmühle etwas früher als sonst, und als die Nacht einbrach, setzte er sich in eine Jolle und ruderte sich allein auf die Rhede hinaus.

Es war eine herrliche Wintersternennacht. Himmel und Meer feierlich-ruhig, die Luft für die zweite Hälfte eines Kopenhagener-Februars wunderbar milde. Zwischen den Wachtlaternen der Schiffe, vom Hall der Matrosengesänge näher und ferner umtönt, glitt Oehlenschläger durch die Baken des Hafens. Ein dichterischer Hauch wehte den

Jüngling an, die Geister der Seehelden Tordenskiold, Juel, Adeler und Zvidtfeldt schwebten geheimnißvoll über den vaterländischen Fluthen.

Fast schon am Ziele seiner Fahrt, als jenseits des äußeren Hafenthores der dunkle Seespiegel in unabsehbarer Weite vor ihm ausgespannt lag, begegnete ihm folgendes Abenteuer. Eine Jolle, gleich der seinigen, ruderte in geringer Entfernung vor ihm her. Der Ruderer saß, wie es der Handgriff mit sich bringt, rücklings gegen ihn und trieb mehr als er ruderte. Oehlenschläger kam dem Fahrzeug nahe und näher. Auf einmal erhob die Gestalt vor ihm ihre Stimme, — Oehlenschläger legte die Ruder ein, um nicht den leisesten Wellenschlag zu erregen. Die Gestalt sang:

„Wenn alle Geschöpfe weinen, wird Baldur zurückkehren und Nanna mit ihm. So sagt es die Hel. Reiche Mächte des Asgard! ihr weintet im Lichte und auf Erden und im Meere weinten die Wesen. Aber der Thränen spottete Thock. Spott, thränenmordender Thock, Bündner der Hölle! Die Hele behält was sie hat. Verloren ist Baldur, verloren ist Nanna."

Traurig klangen die Töne, in der monotonen langgezogenen Weise eines alten Eddaliedes, an Oehlenschläger's Ohr. Phantatisch aufgeregt lauschte der Jüngling. Er legte die Ruder wieder aus und that eben so hastig als vorsichtig ein paar Schläge, in der doppelten Absicht dem Sänger näher zu kommen, ohne ihn aufzuschrecken. Die Gestalt aber sang nicht mehr. Sie bog sich über das Meer vor und warf — in diesem Augenblick stieg die erste Signal-Rakete von der benachbarten Brigg auf und Oehlenschläger, bei der plötzlich ver-

breiteten Helle, sah Alles. Die Gestalt warf einen Blumenstrauß in das Meer und war — Niels Lauritt.

Seinen Kahn zu erreichen, ihn zu entern und mit einem Sprung an die Seite des Färbers hinüberzusetzen war Oehlenschlägern das Werk eines Augenblicks.

„Was treiben Sie hier? Welche nächtliche Weihe halten Sie da?"

Der Ueberraschte war keines Wortes mächtig.

Es mußte etwas Außerordentliches sein.

Niels Lauritt war geputzt wie ein Bräutigam. Sein Kopf war wunderschön frisirt: er trug zwei kleine gepuderte Löckchen an den Ohren und einen kleinen schön geflochtenen Zopf sammt Haarbeutel im Nacken. Seinen Anzug bildete ein blauer Frack, ein paar Kniehosen von gelbem Plüsch, ein paar weißseidene Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen. Sein Halstuch war durch einen goldenen Ring geschlungen, wie es die neueste Mode mit sich brachte. Sein Haupt trug er chapeaubas, ein zierliches dreieckig' Hütlein lag neben ihm auf dem Sitzbrette. So saß der Jüngling im Kahne, nicht unähnlich einem Roccoco-Amor auf einer Musenalmanachs-Vignette oder auf einer Gratulations-Karte für Freundschaft und Liebe, wie sie zum Spaß des allegorisirenden Dichters über ein blaugekräuseltes Meer der Ewigkeit fahren.

Aber Niels Lauritt schien nicht zum Spasse zu fahren, denn der Ernst und das Bedürfniß des Lebens lag auf dem Boden der Jolle zu seinen Füßen in der Gestalt eines tüchtig geschnürten Felleisens. Auch ein tröstlicher Pelzmantel, neben dem Felleisen zusammengerollt, war zu erblicken.

All diese äußerlichen Zurüstungen setzten Oehlen-

schläger in kein geringeres Erstaunen als das Zusammentreffen selbst.

„Was beginnen Sie da?!“ rief er noch einmal, als er das Ganze überblickt hatte, aus. Und zärtlicher dringend fuhr er fort: „Werden Sie endlich glauben, lieber Lauritt, daß ich vom Schicksal erlesen bin, das zarte Geheimniß Ihres Herzens zu theilen? Oder halten Sie es für einen Zufall, wie wunderbar wir uns auf diesem nächtlichen Seespiegel begegnen? Gibt es einen Zufall, wie Rationalisten, ich wollte sagen, wie schale Vernünftler die beziehungsvolle Sympathie der Ereignisse nennen?“

Niels Lauritt lächelte wie ein Verklärter.

„Abreisende und Sterbende haben keine Geheimnisse,“ sagte er mit Gelassenheit; „ich werde Ihnen Alles erzählen.“

In diesem Augenblicke fuhr eine zweite Signal-Rakette von der Brigg auf. Aber Oehlenschläger dachte nicht mehr an die Brigg. Das Abenteuer mit dem Färber war ihm unendlich wichtiger. Er freute sich seines unvermutheten Fundes und war entschlossen, ihn festzuhalten bis zur gänzlichen Befriedigung seiner lang gespannten Neugierde.

Er knüpfte sein Fahrzeug an Lauritt's seines und rückte dicht an der Seite des Freundes zurecht.

Lauritt fing an:

„Freundschaft und Liebe! zwei wohlthätige Götter den Menschen; — wer ruft sie nicht an und wen verrathen sie nicht? Ich glühe still und innig nach ihnen, und doch hab' ich ein Gefühl, als müßte ich jede Hand zurückstoßen, die sich in ihrem Namen mir bietet. Denn nur gleichgestimmte Seelen sollen durch sie verbunden werden. Wie aber, wenn die Seelen ungleich gestimmt sind? Dann wird der Freund nur dieses thun: er wird erstens mich

ausforschen und zweitens in seinem eigenen Sinn mich bearbeiten. Die Neugierde und die Tyrannei wird er an mir auslassen, und das nennt man Freundschaft. Darum habe ich stets Mißtrauen gegen jede mir angebotene Freundschaft gehabt. Auch gegen Sie hätte ich es, Herr Oehlenschläger, und wären wir noch in unsern Zimmern, kein Gott könnte mich sprechen machen. Aber wir sind auf dem freien Meere. Ein Ruderschlag macht mich von Ihnen frei. Ich bin zu stolz, mein Geheimniß Ihnen zu verschweigen, es sähe aus, als verdammt' ich es selbst im Stillen. Einzig verschwieg ich es, weil mich das Zweifeln und Kritisiren hinterher kränkt. Jetzt, wo ich nur mein Segel aufzuziehen brauche, um einer solchen Kränkung zu entfliehen, jetzt, wo mich der nächste Morgen schon in Norwegen sieht, jetzt will ich sprechen. Hören Sie mir zu, Herr Oehlenschläger!"

Mit einem Gemisch von Grauen und Freude machte sich Oehlenschläger bereit. Bekommen fixirte er die Mienen des Färbers, ungewiß ob eine süßduftende Blüthe des Seelenlebens oder — eine Ausgeburt der Geistesirre an ihn herantreten würde.

Lauritt begann:

„Was halten Sie von der gewöhnlichen Meinung, daß das Gefühl für weibliche Schönheit erst mit dem Alter der Mannbarkeit anbricht? Ich weiß nicht, ob Sie Beobachtungen darüber gemacht haben, aber ich weiß nur, wenn Jenes die Regel wäre, daß ich eine Ausnahme bin. Schon als Knabe versetzte mich ein schöner weiblicher Anblick in Entzücken, aber auch jenseits der Knabengränze blieb dieses Entzücken ein unschuldiges. Kurz, die allgemein angenommene Gränzlinie war für mich keine: ich war nie

gleichgiltig und nie begierdevoll gegen den weiblichen Reiz. Immer aber traf er mein Herz mit einer Rührung, mit einer Zärtlichkeit, die ich unfähig bin, in einer menschlichen Sprache auszudrücken.

„Meine erste Liebe war ein Bild, das in einem Saale unseres Schlosses hing. Ich meine das Schloß des Grafen Moltke in Hornbeck. Mein Vater ist Kammerdiener beim Grafen, aber wenn der gnädige Herr in Kopenhagen oder auf Reisen war, was häufig geschah, so blieb mein Vater in Hornbeck zurück und führte die Schlüssel des Schlosses. Da hatt' ich dann oft Gelegenheit, in den weiten Sälen des Schlosses herumzustreichen. Erst mit den Eltern und meiner Schwester Sophie, bald aber auch allein. In einem der Säle hing ein Bild von einer Italienerin. Sie saß in einer Laube und sah nach dem Meere aus. Die Laube warf einen Schatten über ihr Gesicht, vom Meere her aber schoß die Sonne gegen sie. Sie war beschattet und beleuchtet zugleich. Wunderbar war das gemacht. Ueber allen Ausdruck ergreifend aber war die Sehnsucht, mit der sie auf's Meer hinaus sah. So gefühlvoll kann kein lebendiges Auge blicken, wie dieses gemalte! Stunden lang stand ich vor ihr und sah ihr in's Herz hinein. Es war wie ein Abgrund. Und zufällig kam noch dazu, daß der Saal selbst die Aussicht auf's Meer hatte. Ich durfte mich nur wenden, so lag der weite, rahmenlose Seespiegel vor mir; — ich hörte die Gesänge der Strandfischer, ich sah die weißen Segel in der Ferne sich schwenken, ich beobachtete, wie die weißen Schaumkämme des Meeres vom äußersten Horizont heranrollten, einer hinter dem andern, in gleichen Abständen, mit gleichem Wellenschlag, wie sie dann eine Linie rein-

lichen Sandes an's Ufer hinanspülten und ebenso taktmäßig wie sie gekommen zurückrollten, in Kreuzlinien verschränkt mit denen, welche ihnen nachrückten. Darüber hin flohen die Schatten der Wolken, oder leuchtete still und ausgebreitet die Sonne. Das gab zu träumen — bodenlos! Aber ich habe Unglück gehabt mit der schönen Italienerin. Als mein Verhältniß zu ihr eben im Hochpunkte stand, wurde sie verkauft. Fünftausend Reichsthaler hat sie gekostet. Was es mich kostete, weiß ich nicht. Ich war wie zur Welt hinausgeworfen. Ich war trostlos auf lange.

„Noch unglücklicher war ich mit meiner zweiten Liebe. Meine zweite Liebe war Eline, ein vierjähriges Mädchen — ich hatte sieben Jahre. Eline war das Töchterchen unserer Meisterin, der Frau Möller und wurde damals auf's Land geschickt . . ."

Oehlenschläger unterbrach ihn erstaunt. „Was sagen Sie, Lauritt? So hat Frau Möller doch Kinder gehabt? Wir Alle hielten sie für kinderlos. Auch spricht im ganzen Hause kein Mensch von einem verstorbenen Kinde."

„Gestorben ist auch Eline nicht," sagte der Färber mit tonloser Ruhe. „Eline ist von einer Gaunlerbande gestohlen worden."

Diese Mittheilung machte einen ungewöhnlichen Eindruck auf Oehlenschläger, er sah die Frau Möller jetzt in einem ganz neuen Gesichtspunkte. Die Frau hatte ein Kind, das ihr geraubt worden war! Und nie öffnete sie den Mund darüber! Nie fiel sie Jemanden beschwerlich mit einer Klage über den Verlust, nie bot sie den Schmerz ihres Mutterherzens im Aeußern zur Schau. Ihr Aeußeres war vielmehr heiter, freundlich, rührig und

eingreifend. Allen bot sie Trost, aber verlangte selbst keinen!

Es bedurfte einiger Minuten, bis Oehlenschläger von dieser Betrachtung seine Gedanken ab- und dem Jüngling wieder zuwenden konnte.

„Fahren Sie fort!“ sagte er endlich wie träumend vor sich hin.

Niels Lauritt fuhr fort.

„Die kleine Eline kann ich Ihnen nicht mehr beschreiben. Ueberhaupt, ich behalte weit weniger das Bild der Gegenstände als den Eindruck davon. Das Bild kann ich rasch vergessen, ja in der Gegenwart selbst schon nehm' ich es oft so flüchtig auf, daß ich seine wichtigsten Züge nicht merke, aber die Empfindung, die es mir macht, ergreift mich für alle Zeiten genau mit der gleichen Stärke und Eigenthümlichkeit. So empfind' ich die kleine Eline auch jetzt noch in mir, — ich empfinde sie noch, aber ich sehe sie nicht mehr. Es ist eine Empfindung — wie wenn Einem Jemand etwas recht Angenehmes versprochen hat. Es läßt sich mit Worten nicht sagen.

„Dasselbe Gefühl und doch in ganz anderer Weise hatte ich später, als ich in meinem sechzehnten Jahre konfirmirt wurde. Da war ein Mädchen mit mir in der Kirche — ihr Anblick schien mir zu sagen: weißt Du noch? obwohl ich sie zum erstenmal sah. Es gibt solche Menschen. Sie sehen Einen an, als wäre — seit Eva das Auge aufschlug — gar keine Zeit vergangen. Und wirklich glaubt man, man müßte sie vor sechstausend Jahren im Paradiese gesehen haben, sie wären die Menschheit selbst und die übrigen Gesichter wären wie aus einem Spiel Karten herausgefallen und nicht anders vorhanden, als durch und

für den Zufall. Das Mädchen ist seit zwei Jahren die Hofintendantin Schönberg und ich kann täglich, wenn mir's beliebt, an ihrem Hause vorbeigehen. Aber ich thue es lieber nicht. Es ist sonderbar. Gerade ihr sichtbarer Anblick trübt mir jene Erinnerung. Dagegen wenn ich allein bin, habe ich sie so stark, daß ich mich am Färberkessel oft in Acht nehme, als hätte ich meinen Konfirmationsrock an. Nicht das einzelne Bild, sondern das Ganze gleich auf einmal erscheint mir mit jenem Gefühl."

Der Jüngling hielt inne. Er sah geistesabwesend vor sich in's Leere, dann sagte er plötzlich:

„Aber nicht wahr, mein Geschwätz langweilt Sie? Was wollt' ich denn eigentlich sagen? Ich glaube, mir fehlt der Zusammenhang."

Oehlenschläger in Angst, all' seine Aussicht wieder zu verlieren, erwiederte rasch:

„Nicht doch, nicht doch mein Bester! Ich begreife Sie vollkommen. Sie belehren mich erst über die Art Ihrer Wahrnehmungen, eh' Sie diejenige Wahrnehmung, von welcher eigentlich die Rede sein soll, mir selbst mittheilen. Und weil Sie noch immer — gestehen Sie es nur! — das Mißtrauen hegen, als könnte ich absprechend gegen Sie auftreten, so weisen Sie die Wahrheit dessen, was Sie mir anvertrauen wollen, dort nach, wo alle Dinge ihre Wahrheit haben, nämlich in der Empfindung des Herzens. Sehr mit Recht! Diese Empfindungen, wollen Sie sagen, sind keine Täuschung des Augenblickes, sondern vielmehr die lichtesten Augenblicke des Lebens; ja das Leben selbst sogar werden Sie kaum anders und überzeugender inne, als eben durch solche Augenblicke. Wer also dürfte sie Täuschung nennen! Ist es nicht so?"

Aber der Färber, wie alle Halbgebildeten, war zwar fähig, eigene Gedanken zu denken und auszudrücken, dagegen nicht sehr geübt, fremden Gedankenausdrücken zu folgen. Er hörte gewöhnlich nur das Ja oder Nein in der Rede des Anderen, indeß sein eigenes Traumleben wie eine Stimme, die über eine andere gesetzt ist, im Inneren fortwährend weiter spielte. Er lächelte der Bemerkung Oehlenschläger's zu, gleichsam als hätte er sie verstanden, aber sein Geist war mit sich selbst beschäftigt. Nach einer Weile erwachte er aus seinem Hinstarren und fuhr fort:

„Tage gehen auf und nieder und was sie bringen, weiß kein Mensch. Und doch bringen sie nichts Anderes als den Menschen selbst. Aber der Mensch kennt sich nicht, fühlt sich nicht, ohne die Ereignisse. Werther wußte nicht, daß er Werther sei, bis er Lotten liebte und sich erschoß. Sein letzter Augenblick war sein erster. Und sollt es nicht immer so sein? Ach, seit einem Jahre frage ich mich: was sollst Du noch weiter?

„Just ein Jahr ist's. Der heutige Tag ist der Jahrestag. An dieser Stelle, wo ich den Blumenstrauß zuvor versenkt habe, war's, und wenige Stunden früher nur, als wir jetzt sprechen. So lange habe ich gelitten. Und so lange haben mich die Menschen gequält und gebadert an mir wie an einem Kranken. Aber morgen land' ich in Norwegen und dann soll's aus sein. Ich will mein Herz besser verschließen. Es ist zum letzten Male, daß ich es öffne.

„Heute vor einem Jahre war der Sund noch gefroren. Er trug eine dicke, stahlharte Eisdecke, auf seiner Oberfläche von einer leichten Schneewehe polirt wie ein Dia-

mant vom Diamantenstaube. Es war die edelste Eisbahn für Schlittschuhläufer.

„Ich hatte angeschnallt und tummelte mich den ganzen Nachmittag auf dem Sund herum. Damals lebte ich noch bei meinen Eltern.

„Der Abend brach an, der Mond ging im durchsichtigen Schneegewölk auf. Als er höher stand, wurde er ganz rein, ich hatte die Aussicht, im sanftesten Nachtwetter nach Hause zu kommen. Denn allerdings hatte ich mich etwas weit verirrt, ich war bis in die Hafengewässer von Kopenhagen gekommen. An der Windmühle dort hüben erkenn' ich den Punkt.

„Als ich zum Heimwege abschwenkte, tauchte um jene Mühle herum ein Zug von Göttergestalten am Horizont auf. Ich sah die Lanzen und Keulen, die Helme und Schilde der Heroen theils im Mondglanze leuchten, theils hörte ich das Gerassel dieser Waffen schauerlich schön aus der Ferne tönen. Einige von ihnen trugen weiße wallende Festgewänder, wie Priester am Opferaltar, Andere waren in die feurigen Farben, welche der Kraft und Gewalt zukommen, gekleidet, indem prächtige Mäntel von Gold oder von Purpur um ihre Schultern hingen, wieder Andere prangten in den Vließen von wilden Thieren, wie sie in Parthien und Scythien, in Hyrkanien oder am schneereichen Hämus durch die Geschosse kriegerischer Olympier erlegt werden. So wandelten sie im feierlichen Zuge einher, begleitet von den Tönen eines Muschelhorns, welches ein über und über in Binsen gehüllter Neptun blies. Die hocherhabene Wundererscheinung däuchte mir erst wie ein Traum. Aber für einen Schlittschuhläufer gibt es nicht lange eine Entfernung. Im Nu war ich heran-

geflogen und sah Alles wie meine Hand vor den Augen. Weh mir! Ich sah die Göttin Diana. Ein schärpenartiger Ueberwurf von dunkelbraunen Thierpelzen hing um die Glieder der Jägerin, ein zahmes Reh trippelte lieblich neben ihr her. Sie trug einen majestätischen Kammhelm, unter dem Helm flatterten schwarzglänzende Locken. Ihr Antlitz — ich vermag es nicht! Ich sah — und werde nie mehr genesen.

„Nur ein Augenblick war's. Die Götter neidisch, daß ein Sterblicher ihren nächtlichen Wunderzug belauscht, stürzten mich vom Hochpunkt dieser verbotenen Anschau. Bei der Heftigkeit, womit ich mich herangeschwungen, riß die Spannung eines Riemens, einer der Schlittschuhe glitt mir unter dem Fuße weg und flog weit hinaus in die Bahn. Ich flog ihm nach. Ich fiel und wurde von der Stärke des Schwungs eine beträchtliche Strecke weit fortgeschleudert. Unter dem Stoße meines Anpralls brach das Eis, oder war die Stelle früher schon offen — ich weiß es nicht. Genug, mein erhitzter Körper war plötzlich versenkt in das kälteste Bad und mein Mund schluckte das bittere Seewasser. Ich schrie um Hilfe — vergebens. Die Götter erbarmen sich der Noth nicht, die sie verhängen, von ihnen blieb ich aufgegeben. Als ich mit Todesangst mich an's Mondlicht wieder herausgerungen, waren sie verschwunden. Ich fand meinen Schlittschuh wieder und es gelang mir, schwindelnd und zitternd von Frostschauern, mit einem Reste des Riemens ihn wieder anzuschnallen. Ich raffte mich zusammen, um Hornbeck zu erreichen. Der heftige Lauf erwärmte mich wieder, als ich aber zu Hause war, sank ich todtkrank darnieder und lag viele Tage bewußtlos im Fieber.

„Meine natürliche Kraft überwand. Ich genas. Nach meiner Geneſung des Leibes aber fing eine Marterzeit der Seele für mich an. Ich hatte, wie man mir ſagte, während des Fiebers unaufhörlich meine Göttin angerufen, und war zu ſtolz oder zu leidenſchaftlich auch als Geſunder ſie zu verläugnen. Da fiel denn Alles, was es gut meinte, über mich her und zerſchlug mir jedes Glied meiner armen Seele. Aber die Göttin trafen ſie doch nicht. Die blieb heil und ganz in mir thronen und erfüllte jeden Nerv meiner zerſchlagenen Seele.

„Ich war unverbeſſerlich. Eltern und Freunde verzweifelten; ſie gingen vom Mitleid zur Verachtung, von der Verachtung zum Haſſe über. Im ganzen Kreis, in welchem ich aufgewachſen war, ſah ich kein tolerantes Geſicht mehr. Auf allen Mienen ſtand es geſchrieben: man hielt mich für eine Art Joſeph unter ſeinen Brüdern, für einen ſtolzen und verſtockten Träumer, der ſich überhebt. Viele verdächtigten mich geradezu, ich hätte die Göttergeſchichte erfunden, aus hochgeſchwollenem Uebermuth lüge ich dergleichen. Ich litt unausſprechlich. Mit dem Bild einer Göttin im Herzen, mit einem Antlitz, das alle Prieſter und Philoſophen der Welt — oh wo wäre ich, hätte mir nicht eben dieſes Antlitz eine Kraft gegeben, eine Kraft, wie ſie die Offenbarung dem Propheten gibt!

„Ich fing an, im heimathlichen Hornbeck unheimiſch zu werden. Zum erſten Male dachte ich an meine Selbſtſtändigkeit. Bis zur Stunde hatte ich noch keinen Beruf ergriffen. In meiner Knabenſchulzeit hatte es eine Weile geſchienen als könne ich ſtudiren, aber der Plan zerſchlug ſich wieder. Später kam ich zu einem Kaufmann in Roeskild als Lehrling, aber man fand mich nicht anſtellig

genug. Hierauf wollte mich der Vater im Dienste des Grafen Moltke unterbringen; es ward mir auch wirklich Hoffnung gemacht, ich dürfte den Grafen als Kammerdiener auf einer Reise begleiten.

„Leider schob sich die Reise auf lange hinaus, so lange, daß meine Göttererscheinung sich dazwischen ereignete. Von da an breitete sich mein Verruf als Phantast widerlich aus und der Graf zuckte die Achseln. Kurz, als in dieser Krisis Frau Möller, eine alte Freundin des Hauses, mir den Antrag machte, die Färberei bei ihr zu lernen, so nahm ich ihn ohne Bedenken an, denn ich dachte mir, wie Goethe den Werther sagen läßt, es ist einerlei, ob ich Erbsen zähle oder Linsen. Kam ich doch weg von Hornbeck!

„Nun wissen Sie, was sich von solchen Sachen wissen läßt. Im Hause der Frau Möller hätte ich vielleicht ausgehalten, denn von Allen, die ich kenne, hat sie noch am meisten Menschensinn, wie Goethe sagen würde. Aber auch sie! Nachdem ich mein Geheimniß einmal verrathen habe, kann ich nur mit Menschen verkehren, welche Gläubige sind. Und gläubig ist auch sie nicht. Wie sie mir jüngsthin zugeredet — ich wollte meine Sachen packen und das Haus verlassen, nachdem ich Tags zuvor so grausam ausgelacht worden — jedes Wort war mit preiswürdiger Liebe, aber ohne Verstand und Bildung gesprochen. Sie begreift die geheimen Wahrheiten der Natur und des Herzens so wenig als Andere, nur daß sie duldsamer ist gegen allerlei — Narren.

„Aber auch ihr bin ich als Narr verdächtig. Wer ertrüge das dauernd? Sie kann einen Augenblicks überreden, das kann sie vorzüglich! — aber hinterher besinnt man sich doch, daß man nichts als Gemeinplätze gehört

hat. So vermochte ich nicht, meinen Fluchtplan aufzugeben. Ich verschob ihn ein wenig und betrieb ihn vorsichtiger. Das war Alles, was mich die gute Frau Möller lehren konnte. Und Dank dem göttlichen Glücke! Diesmal ist mir's gelungen! Ade, Kopenhagen mit all deiner Weisheit! Mich siehst du nicht mehr."

„Und nach Norwegen wollen Sie also?" fragte Oehlenschläger nach einer Pause.

„Dazu bin ich entschlossen," antwortete Niels Lauritt.

„Haben Sie einen Plan für Ihr Fortkommen?"

„Plan kann ich nicht sagen, doch bin ich nicht ohne Anhaltspunkt. Wir hatten einen alten, getreuen Hausfreund, den Chirurgen Kamphöven in Hornbeck. Dieser Mann hat einen Bruder in Norwegen, welcher eine Sägemühle hat. Sie liegt in einem einsamen Waldfelsenthal an einem romantischen Wasserfall. Den Ort nenn' ich nicht. Dort gedenk' ich mich zu verbergen, vielleicht kann ich als Knecht in der Mühle arbeiten. Kamphöven ist eins mit mir, er gab mir an seinen Bruder einen Brief. Kamphöven ist eine schlichte, kindliche Seele, der die Feld- und Flur-Sagen seiner Heimath mit Andacht erzählt und was die Hauptsache ist, daran glaubt. Find' ich den Bruder nur halb so wie ihn, so verlang' ich von allen Menschen dieser Welt nichts mehr."

Oehlenschläger dachte Vieles bei sich. Nach einem Augenblick sagte er: „Aber Sie werden die Küste von Norwegen nicht erreichen. In diesem Segelboot können Sie die Fahrt unmöglich zurücklegen. Die Jolle ist viel zu klein, viel zu gebrechlich. Und in gegenwärtiger Jahreszeit! Haben Sie Erkundigungen eingezogen, ob die Küste von Norwegen eisfrei wie die Dänische ist? Und

wenn sie es wäre, Treibeis haben wir gewiß noch im Sund. Ihr Nachen aber ist unfähig, die kleinste Scholle zu pariren. Und wenn sich Stürme erheben? Wer bürgt uns, daß dieses prächtige Nachtwetter bis zum Morgen, ja bis zur nächsten Stunde nur anhält?"

„Gewiß, ich setze meine Person ein bei diesem Abenteuer."

„Lauritt, das werd' ich nun und nimmermehr zugeben!" rief Oehlenschläger mit Nachdruck.

„Sagt' ich es nicht?" lächelte Lauritt; „also auch Sie?"

„Wie so?" erwiederte Oehlenschläger beeifert. „Zweifle ich? Vernünftle ich? Tast' ich die Wesenheit Ihrer Göttin an? Das sei ferne von mir. Beim Himmel! ich thue das nicht. Ich raisonnire nicht gegen die Göttin, wie es die Uebrigen thun, ich raisonnire gegen die Schifffahrt. Das ist ein Unterschied. Ich hoffe, lieber Lauritt, diesen Unterschied lassen Sie gelten. Ich hoffe, Sie folgen mir nach Hause."

„Meinethalben!" antwortete Lauritt.

Die Jünglinge legten die Ruder ein und wendeten ihre Kähne zurück.

Lautlos und unbemerkt ging es ab, als sie ihre Zimmer im Färberhause wieder betraten.

So endete dieser seltsame Abend.

Oehlenschläger wußte endlich, was er wollte. Das langersehnte Geheimniß war in seinem Besitz.

Aber nun fing erst recht seine Sorge an. Nun erst mußte er erfahren, was das allgemeine Gesetz ist, daß das Erreichte nicht befriedigt, wie es den Schein hat, sondern gleich etwas Neues zu erreichen übrig läßt.

Er wußte die Geschichte von der Göttin, dafür aber

fühlte er, daß er das ganze Schicksal des armen Färberburschen sich aufgeladen hatte.

Schlaflos wälzte er sich in dieser Nacht auf seinem Lager.

Das „Meinethalben," das er so verschnell von Lauritt erhalten hatte, verursachte ihm die ganze Unruhe.

Er durfte nicht zweifeln, daß er damit betrogen war. Hätte er länger kämpfen, länger seine Ueberredung auslassen müssen, dann war die Wirkung, die er erreichte, das Zugeständniß, das der Andere ihm machte, vielleicht ein verläßliches. Nun aber erkannte er deutlich in Lauritt jene verstockte Gattung von Phantasiemenschen, welche auf Kampf und Ueberredung gar nicht sich einlassen, sondern Alles, was man von ihnen verlangt, mit einer äußerlichen Widerstandslosigkeit zugeben, welche nichts anderes bedeutet, als den festesten innern Widerstand. Diese Phantasten haben bereits etwas vom Wahnsinnigen, nämlich die Starrheit des Eigenwillens und die stets bereite Verstellungskunst. Der Beweis war ja schon einmal gegeben. So hatte sich Lauritt vor acht Tagen der Frau Möller gefügt — scheinbar, — denn heute war er ihr ja durchgegangen. Oehlenschläger mußte sich sagen, daß es ihm nicht besser gehen würde als der Frau Möller. Er war auf's Bestimmteste überzeugt, das Schiffslein des tollen Menschen würde hinter seinem Rücken die Sundfahrt nach Norwegen ohne Weiteres zum zweiten Male versuchen.

Das mußte zu nichte werden. Und darüber zerbrach sich in dieser schlaflosen Nacht der junge Oehlenschläger den Kopf.

Das Nächste und Sicherste, sah er wohl ein, wäre der

Allarm. Wenn er das Ereigniß der Frau des Hauses anzeigt, so war Frau Möller, das traute er ihr zu, dem Unternehmen ganz gewachsen, ihren Gesellen mit einer Aufsicht zu umgeben, die er so leicht nicht durchbrechen konnte. Aber bei diesem Mittel stand zu befürchten, daß es den armen gemüthskranken Jüngling zur Wuth reizen und einen Keim von Tollheit, der vielleicht unschädlich vorgebildet lag, zur gefährlichen Reife treiben könnte. Mit Recht ahnte Oehlenschläger die Gefahr eines solchen Verfahrens, abgesehen, daß schon sein Herz selbst einen liebevollen Einspruch dagegen that. Denn er fühlte für Lauritt eine Sympathie, die ihm nicht erlaubte, den armen Jungen anders als auf das Menschlichste zu behandeln.

Anderseits aber machte ihm die Verantwortlichkeit des Verschweigens nicht minder bange. Er sah vollständig ein, daß er nicht ausreichte, die Sache auf sich allein zu nehmen; Autorität und Einfluß fehlten ihm dazu in seinem Verhältnisse zu dem Jüngling.

Eine Zeitlang dachte er daran, die Eltern in Hornbeck von dem Abenteuer dieser Nacht zu unterrichten. Indeß ließ er auch diesen Gedanken fallen, denn bald überlegte er sich, daß Lauritt nach Allem, was er gehört hatte, der häuslichen Einwirkung entwachsen sei. War er doch nie verstanden worden im Hause der Eltern!

Kurz, er wußte sich keinen Rath. Gegen Morgen endlich fiel ihm ein, die Gebrüder Oersted in das Geheimniß zu ziehen. Es war ihm so zur Gewohnheit geworden, die Führung und Leitung dieser zwei überlegenen Jünglinge anzuerkennen, daß er naturgemäß auch diese Sorge zuletzt nur mit Hilfe der Beiden zu bewältigen hoffte.

Damit schlief er ein.

Die Brüder Oersted hatten schon ihre langen Mäntel um und standen zum Austritt bereit, als Tags darauf ziemlich spät am Morgen Oehlenschläger nach ihren Zimmern ging. Der Jüngling, der sie nicht aufzuhalten wagte, schloß sich ihnen an. Unterwegs erzählte er ihnen sein nächtliches Seeabenteuer.

Die Brüder hörten aufmerksam zu.

Christian besonders verfiel tief in Gedanken.

„Das ist einer der merkwürdigsten Fälle, die sich auf diesem Gebiete ereignet haben," begann er nach einer Pause.

„Auf welchem Gebiete?" fragte Oehlenschläger.

„Auf dem Gebiete des Hellsehens", erwiederte Christian.

Oehlenschläger blieb verwundert stehen.

Die Jünglinge waren inzwischen auf die Bibliothek gekommen, wohin der Weg der Oersteds gerichtet gewesen. Noch war der Besuch des Lesesaales sehr spärlich zu dieser Stunde, die drei Freunde nahmen einen der entlegensten Plätze im wohldurchheizten Saale ein, worauf sie hinter der Hochschanze eines riesigen Lesepults ihr Gespräch weiter führten.

„Hören Sie mich an," sagte Christian, der gegen seine Gewohnheit eine besondere Aufregung zeigte. „Die Geschichte, die Sie uns da von dem jungen Färber erzählt haben, dürften wir ohne Weiteres für eine Sinnes-Hallucination halten, dergleichen nicht eben selten vorkommen, zumal bei Individuen von einer starken aber ungeregelten Phantasie. Was aber werden Sie zu folgendem Vorfalle sagen:

„Ich besuchte im vergangenen Winter einen armen hypochondrischen Kranken, einen meiner früheren Lehrer, welcher drüben auf Amager wohnte, wo er sich zwischen Fischer und Gemüsegärtner wohlfeil und menschenfeindlich in ein einsames Gartenhaus zurückgezogen hatte. Diesen Mann besuchte ich häufig im Laufe des Winters. Ich pflegte nach Tische zu kommen und Abends zurückzukehren, wo mich dann die Fähre an der Windmühle übersetzte; später, als der Sund gefroren war, ging ich zu Fuß hin und her. Auf einem solchen Rückwege war es, da sah ich eines Abends beim Lichte des aufgehenden Mondes einen Haufen dunkler Menschengestalten am Strand vor der Windmühle knien. Es waren Fischer und Matrosen, Kinder und alte Leute, vor Allem aber erkannte ich die hundertjährige Mutter Törtjen, eine Charakterfigur auf Amager. Diese kniete zuvörderst und schlug ein über das andere Mal mit großer Ekstase die Arme gegen Himmel. Verwundert trat ich näher. Ich fragte, was der Grund dieser ungewöhnlichen Andachtsübung sei und hörte zu meinem nicht geringen Erstaunen dieses: So eben sei ein Chor von himmlischen Heerschaaren über das Eis gefahren, man habe ihre Pracht und Herrlichkeit leuchten sehen, daß unwillkürlich Alles auf die Knie gefallen und zu beten angefangen habe. Was ich dann näher noch hörte, stimmt ungefähr mit dem überein, wie Sie die Beschreibung der Göttererscheinung aus dem Munde des Färbers uns mittheilen. Auch die Zeit trifft zu, die zweite Februarhälfte, wie ich mich heute noch zu erinnern vermag, vor Allem aber das Vollmondviertel, welches keinen Zweifel zuläßt, daß von dem nämlichen Abend und der nämlichen Thatsache die Rede ist.

„Aber was sagen Sie dazu?"

Andreas Oersted rezitirte wie geistesabwesend für sich hin: „Die Bilder der Götter strahlen bei ihren Erscheinungen eine namenlose Pracht von sich und erfüllen die Seele des Schauenden mit höchster Bewunderung, Sehnsucht und Seligkeit."

Christian blickte seinen Bruder schnell an. „Ah," rief er aus, „die Stelle ist aus dem Jamblichus. Wie sonderbar fällt sie Dir hier ein!"

„Wer ist Jamblichus?" fragte Oehlenschläger.

„Ein neuplatonischer Theurg," antwortete Christian und rief den Bibliothekdiener, das Werk zu holen.

„Was halten die Griechen von Geistererscheinungen?" fuhr Oehlenschläger fort. „Aus welchen Quellen kann man sich unterrichten über ihre Ansicht von dem Gegenstande?"

Christian antwortete: Aus dem Ammonius, Plotinus, Proclus, Jamblichus, vor Allem aber aus Theophrast's merkwürdiger Lebensbeschreibung des „Apollonius von Tyana."

Auch diese Bücher ließ er vom Bibliothekdiener herbeibringen.

Die Jünglinge fingen hierauf an, diejenigen Fälle von Wundererscheinungen, welche die auffallendsten und beglaubigtsten schienen, in den genannten Büchern nachzulesen. Das Alles ging dem jungen Oehlenschläger wie eine neue Welt auf.

Die Visionen der Alten, das fühlte er aber bald, hatten etwas Fremdartiges gegenüber den neueren Visionen. Das Eine ließ nicht ganz eine Erklärung des Anderen zu. Die Alten sahen in ihren Geistern bestimmte Persönlich-

keiten und nichts weiter als diese. Das erscheinende Bild stand außer ihnen und gelangte durch das sinnliche Auge in sie hinein. Bei den neueren Beispielen dagegen ließ es sich an, als entstünde das Bild im Inneren und würde von einem inneren Auge gesehen. Auch trat dieses Bild nicht seiner selbst wegen auf, sondern war nur Symbol, bedeutete in der Regel nur eine Thatsache des eigenen inneren Gemüthszustandes.

Während die Jünglinge sich so unterhielten, trat Bernt Winkler in den Lesesaal und verlangte vom Bibliotheksdiener ein gewisses Kostümbuch für seine Theaterzwecke. Er sah die Gruppe seiner drei Freunde und Hausgenossen im Tiefgrunde des Saales und ging mit unbefangener Jovialität auf sie zu. Die Drei hielten sogleich inne mit ihrem Gespräche, indem ihre Blicke mehr oder minder Verlegenheit über die Störung verriethen. Bernt Winkler aber bemerkte Alles. Das plötzliche Abbrechen der Unterhaltung, die Blicke über seine unberufene Dazwischenkunft. Der Junge, der sich aus aller Gelehrsamkeit der Welt wenig machte, war ungeachtet dessen ehrgeizig und eifersüchtig bis zum Extrem, wenn es sich um die Achtung der Gelehrten handelte und um den Verdacht, man schließe ihn aus, man behandle ihn leichthin als den Eulenspiegel, der eines ernsten Verkehrs nicht zu würdigen wäre. Seine Empfindsamkeit fing daher sogleich an, sich zu verrathen.

Die Jünglinge waren nicht darauf vorbereitet, mit gewandten Ausreden sich zu maskiren. Die ersten Versuche dazu fielen schwach und schief genug aus und bald erkannten sie, daß einer Verstimmung, welche zu endlosen Neckereien aufstacheln mußte, nur dadurch vorzubeugen,

daß sie den Eulenspiegel offen und ehrlich in ihr Konzert aufnahmen. Das geschah.

Im Laufe der Mittheilung rückte das Gespräch von der gelehrten Seite wieder naturgemäß auf die rein persönliche des verhandenen Falles zurück. „So sitzen wir nun," schloß Oehlenschläger, „und rathschlagen, was mit dem seltsamen Menschen anzufangen. Du kannst mitrathen, Bernt, und ich zweifle nicht, Du wirst es auch. Der anziehende Zustand dieses begabten aber verworrenen Jünglings ist zwar, ich weiß es, wenig nach Deinem Geschmacke; hätte ich den Charakter gedichtet, Du würdest ihn verfehlt nennen und mit Deiner Geißel verfolgen. Nun steht er aber lebendig vor uns, das ist ein anderes. Es wird Dich nicht ungerührt lassen, sein Heil zu bedenken. In solchen Fällen, deß bin ich überzeugt, kann auch Bernt Winkler ernsthaft sein. Also was meinst Du dazu? Gib Deinen Rath. Es wäre doch arg, wenn vier Marschälle nicht im Stande sein sollten, einen Mann von der Kompagnie in die gehörige Verfassung zu setzen. Das psychologische Räthsel, das hier vorliegt, ist schwierig, ich fühle es, aber nicht unüberwindlich."

„Pardon!" antwortete Winkler, „für schwierig halte ich es gar nicht. Im Gegentheile, es kommt mir ungeheuer einfach vor und leicht zu definiren. Die Sache ist schlechtweg diese: Der gute Knabe, wie ich höre, hat von jeher ein Leben von wenig Sinnlichkeit geführt. Seine Phantasie ist leer und arm geblieben und bevölkert sich nun mit empfindsamen Schemen. Das ist Alles. Ich bin überzeugt, ein Halbjahr Freisitz im Theater würde einen ganz anderen Menschen aus ihm machen. Ja, ja, seht mich nur an. Ich habe gute Lust, ihm die Komödie

zu verordnen. Ein Engländer — ich weiß nicht welcher, aber ihr müßt es ja wissen — sagt irgendwo: die Ankunft einer Gauklerbande ist einer Stadt ist noch einmal so viel werth, als ein mit Medikamenten beladener Esel."

Damit war Winkler zu Ende. Die drei Uebrigen blickten sich mißvergnügt an und bereuten im Stillen, sich eröffnet zu haben. Winkler nahm sein Buch und ging.

Aber der Ernst der Unterhaltung war mit ihm verschwunden. Die Oersted's zuckten die Achseln und meinten: „Mag er's versuchen! Bis uns was Besseres einfällt, ist sein Gedanke wenigstens zum Lückenbüßer gut genug."

Oehlenschläger ärgerte sich nicht wenig im Stillen. Mit welchem Aufwand von Empfindungen hatte er diesen Morgen angefangen! Wie schmeichelt es der Jugend, für Andere zu thun zu haben, und Alles, was sie thut, scheint ihr noch wichtig! Dieser naive Stolz war jetzt tief gekränkt in dem guten Adam. Er sollte in das Gemüthsleben des Färbers, das ihm so tief und so poetisch schien, zunächst nicht eingreifen haben; die ganze Lösung des interessanten Problems sollte heißen: Zerstreuung in der Komödie! Recht verstimmend war das.

Die Brüder Oersted inzwischen sagten ihm Adieu und gingen ihren Studien nach. Oehlenschläger saß allein und blätterte die Bücher, die vor ihm dalagen, durch, den Ammonius, den Plotinus, den Proclus, den Jamblichus. Dazwischen immer und immer wieder den Alles überbietenden Apollonius von Tyana.

Voll von den Wundergeschichten dieser Autoren stand er endlich auf, den Kopf wie von stürmischen Fluten bewegt. Er machte einen Spaziergang vor Tische, indem er

beständig die seit gestern Abend verdoppelte Geschichte der Göttererscheinung in seinen Gedanken hin- und herwälzte. So saß er zuletzt an der Marschallstafel im Färberhause. Gerne wäre er heute weggeblieben.

Peer Heger fragte ihn, zu seiner größten Verlegenheit, warum er gestern Abends nicht auf die Brigg gekommen? Oehlenschläger wurde roth, und Heger, welcher merkte, daß es hier etwas zu verheimlichen gab, fing sogleich an, seine Frage zu vertuschen, indem er sich darauf verlegte, in einer langen und umständlichen Beschreibung des Uebungsnachtdienstes die Aufmerksamkeit zu beschäftigen. So geschah es, daß diese Unterhaltung fast ausschließend zum Tischgespräch wurde. Niels Lauritt schlüpfte allgemein unbeachtet durch.

Gegen Ende der Mahlzeit warf Winkler die Frage hin, wer ihn heute ins Theater begleiten wolle? Er habe ein paar Sperrsitze zu vergeben. Da die Marschälle schwiegen, warf er einen Blick auf die Kompagnie und wandte sich mit der Leichtigkeit, die ihm eigen war, direkt an Niels Lauritt. Sie sind ja ein Bücher- und Poetenfreund, redete er den Färberburschen an, wollen Sie heute Abend ins Theater gehen? Lauritt sah den Schauspieler erstaunt an, noch bedeutsamer aber blickte Frau Möller auf Bernt Winkler. Oehlenschläger, welcher die Bedeutung ihres Blickes errieth, sagte schnell zu dem Letzteren: Madame Möller, vorausgesetzt, wird nichts einzuwenden haben. Frau Möller winkte dem artigen Oehlenschläger mit geschmeichelter Freundlichkeit zu, dann beschied sie die beiden Anderen: „die Theatersucht dürfte allerdings nicht einreißen bei uns Hanower-

kein; aber ein mäßiges Vergnügen zu versagen, hab' ich kein Recht. Nehmen Sie an, lieber Lauritt."

Lauritt verbeugte sich stumm und verlegen. Oehlenschläger forschte scharf in seinen Gesichtszügen. Es fiel ihm auf, daß Lauritt nicht einmal fragte, welches Stück gegeben würde. So gleichgiltig war ihm Theater-Spektakel. Und diesen Menschen will er mit seiner Komödie glücklich machen! dachte Oehlenschläger bei sich. Bernt Winkler schien ihm doch sehr frivol.

In vielen Gedanken und Empfindungen ging Oehlenschläger auf seine Stube. Er fühlte sich dichterisch aufgeregt, wie nie in seinem Leben. Was er bisher zu schreiben versucht, war mehr oder minder angeeignet und nachempfunden, — es war Schule. Von den tieferen Mysterien des Lebens war dem Jüngling noch wenig aufgegangen. Selbst der Frauenreiz auf der Strandmühle, die liebenswürdige Hausfrau und die kleine Zauberin Camma, die er seit Kurzem kennen gelernt, waren ihm vorweggenommen: die Eine durch Werthers Lotte, die Andere durch Philine — Philine im Stande der Unschuld! Wie hoch er sie empfand, er wußte sie, nach dem Vortritte Goethe's, nicht rein eigenthümlich zu empfinden.

Lauritt's Fall aber hatte etwas von einem übernatürlichen Reize. Seine Göttererscheinung, gestern Abends noch ein mitleidenswerther Irrthum, bethörte ihn jetzt mit dem ganzen Zauber des Wunderbaren. In der Unterhaltung mit den Oersteds und den mystischen Büchern auf der Bibliothek lernte er die unheimlichen Tiefen der Menschheit ahnen, wie nie zuvor. Und nicht ohne Humor war es, daß gerade Lauritt, ein Mensch sonst von kleinstädtischem Zuschnitt, auserwählt war, in diese Tiefen

unterzutauchen. Er spürte ein fein komisches Spiel des Zufalls darin, das sein gährendes Dichtergehirn nur noch toller verwirrte. Ja es däuchte ihm in Augenblicken, als müsse der ganze Spuck noch eine heitere Lösung zulassen, so eifersüchtig war er im Grunde, daß dem unmündigen Menschen etwas rein Tragisches begegnen sollte. Er hatte ein Blatt Papier vor sich und ging lebhaft auf und ab. Er versuchte das Abenteuer dichterisch zu gestalten. So oft er aber ansetzte, fühlte er, das Kolorit war ihm nicht klar, es könnte eben sowohl erhaben, empfindsam oder satyrisch sein. Dann ließ er die Feder liegen und phantasirte weiter.

Im Fluge verging so der kurze Winterabend. Schon wurden auf der Straße die Oellampen angezündet. Am entgegengesetzten Fenster, welches nach dem Hof ging und dem Zimmer Lauritt's gegenüber lag, sah Oehlenschläger, wie der Jüngling in Schürze und aufgestreiften Hemdärmeln von der Arbeit kam und mit dem Lichte vor dem Spiegel Toilette zum Theater machte. Es war dasselbe Galakostüm, das er gestern, am Jahrestag seiner Göttererscheinung, getragen. Ohne Zweifel hatte der gute Junge kein anderes Festkleid, aber sonderbar muthete es Oehlenschläger doch an, daß ein Theaterbesuch und eine Nachtfeier wie die gestrige der gleichen Auszeichnung genoß. Lauritt warf seinen Pelzmantel um, denn eben trat Bernt Winkler in das Zimmer des Färbers, — dieser löschte das Licht aus und die Jünglinge gingen, da das Theater um fünf Uhr anfing, zur rechtzeitigen Stunde von hinnen.

Oehlenschläger erinnerte sich, daß auch für ihn zum Besuch auf der Strandmühle die Zeit da sei. Er

schloß seinen Schreibtisch zu und machte sich gleichfalls wegfertig.

Auf dem Gange sah er Jungfer Christiane welche ihn bat, zur Frau Möller zu kommen. Sie habe so eben anklopfen wollen.

Oehlenschläger folgte der Einladung. Frau Möller empfing ihn mit einem Gemisch von Würde und Herzlichkeit. Nie war sie ihm so mütterlich vorgekommen.

„Nichts für ungut, junger Herr," sagte sie, „darf ich fragen, wo Sie gestern Abends waren? Ich that bei Tische als ob ich's überhört hätte, aber ich habe es nicht überhört. Sie verließen die Strandmühle wie gewöhnlich, nach Hause kamen Sie aber ganz ungewöhnlich und auf dem Kriegsschiff waren Sie doch auch nicht. Darf ich bitten?"

Oehlenschläger blickte verlegen zur Seite. Er stotterte, er könnte es ihr wohl sagen, nur jetzt nicht.

„Ich bin zufrieden," sagte Frau Möller. „Wenn ich einen jungen Mann so frage, so erwarte ich nicht die Wahrheit zu hören. Die geht mich nichts an. Sondern ich sehe auf's Gesicht und erwarte von da die Antwort. Ihr Gesicht ist unschuldig. Das Uebrige kümmert mich nicht. Ich würde mich auch sonst nicht kümmern, was außer meinem Hause geschieht, aber Sie, lieber Oehlenschläger, sind mir ganz besonders empfohlen worden. Nichts für ungut."

Oehlenschläger, wie bemerkt, hatte seinen Blick ausweichend zur Seite gewendet. Bei dieser Gelegenheit fiel ihm ein kleines Medaillon-Porträt auf, welches in Pastell gemalt war und über dem Kanapee der Frau

Möller an der Wand hing. Er faßte das Bild ins Auge und rief unwillkürlich aus: „Die kleine Eline!“

Frau Möller sah ihn verwundert an. „Woher wissen Sie das?“ fragte sie, indem sie vor Bewegung die Farbe wechselte.

Der Jüngling war auf's Neue verlegen zu antworten. Woher er es wußte, durfte er so wenig wie seine gestrige Nacht erzählen, womit es ja Eins war. Und doch drängte es sein Gemüth, der guten Frau Möller allerlei freundliche Worte zu sagen über den Verlust ihres lieben Kindes sowohl, als auch und ganz besonders über die Tapferkeit ihres Tragens und Schweigens, was einem poetisch-Gefühlsamen, wie er, zumeist imponirte. In seiner Rührung ergriff er die Hand der mütterlichen Frau und sagte, indem er ihr mit dem schönen Blick der jugendlichen Weichheit in's Auge sah — ja, was sagte er doch? Es ist schwer, die verwirrten und stotternden Worte wiederzugeben, womit er anfing, aber er endete damit, daß er ihr Alles von gestern Abend erzählte. Er schämte sich, einer solchen Frau sein Vertrauen zu verschließen, und im Nu war das ganze Nachtabenteuer gebeichtet.

Frau Möller schloß den guten Knaben in ihre Arme. „Also in meine Eline [illegible] er verliebt. Ein kindischer Mensch! aber Gott lohne es ihm. Ja, es war ein liebes Kind! Der Himmel hat mir's eingegeben, daß ich sie malen ließ — just eine Woche zuvor. Ach, gutes Söhnchen, sprechen wir nicht davon. Mein armer Mann! Er hat den Schlag nicht verwunden und suchte Trost in Getränken. Das ist auch später sein Tod geworden. Ich, Gott sei Dank, habe mich immer oben erhalten. Als mein Mann nicht mehr war, da nahm ich junge, brave

Leute ins Haus, die mir empfohlen wurden, und da denke ich mir nun: der Himmel wird's meiner Eline lohnen, wenn ich einem armen Studio was thun kann. Denn leben muß sie noch: das Vertrauen verläßt mich nicht. Aber wie so ein Mädchen durch die Fremde kommt — ich darf's nicht denken!" Frau Möller brach in einen Strom von verzweiflungsvollen Thränen aus und rief immer dazwischen: „Ich darf's nicht denken! ich darf's nicht denken!"

Als sie sich ausgeweint hatte, sagte sie, resolut, als ob nichts geschehen wäre: „Nun gehen Sie auf Ihre Strandmühle, lieber Adam; es wird Sie schlecht unterhalten, einer Färbersfrau lamentiren zu helfen. Und sagen sie sonst Niemanden was. Ich mag kein Mitleid." Damit drängte sie den Jüngling hinweg, der sie seinerseits bat, gegen Lauritt nichts merken zu lassen, daß er die Flucht desselben verrathen. Frau Möller stand sinnend stille. „Ach ja," sagte sie, „es ist ja wahr! Auf diesen Hirsekopf hätt' ich bald vergessen. Der Mensch macht mir Kummer, wirklich! Lassen Sie mich studieren. Meiner Seel', diesmal heißt es, die große Latern' anstecken."

Und sofort dachte sie angestrengt nach. Oehlenschläger, der schon so viel preisgegeben, nahm um so weniger Anstand, der Frau Möller auch noch das zu vertrauen, was Bernt Winkler über den Gegenstand angegeben und welcher Hintergedanke dem heutigen Theaterbesuch zu Grunde liege. Aber Frau Möller antwortete, ohne sich zu besinnen: „Gehorsamer Diener! Das mögen Kavaliere thun. Für Färbergesellen ist das kein Einfall. Zerstreuung durch's Theater! Das heißt: sich die Sache zur Gewohnheit und zur Geschmackssache machen.

Ich danke schön. Hätten Sie mir das gleich gesagt, ich hätte nichts erlaubt. Aber" — fuhr sie bedächtiger fort — „darin hat der lustige Fink recht, der Winkler: Gesellschaft fehlt dem armen Niels. Er müßte unter die Leute, oder Leute zu ihm." Und indem sie der Sache nachgrübelte, konnte es nicht fehlen, daß sie das Rechte traf: „Ich hab's!" rief sie mit einem herzhaften Klatsch in die Hand, „ich hab's! Das Vernünftigste wird sein, ich sehe mich um eine passende weibliche Bekanntschaft für Lauritt um. Sollen ihm doch seine Göttergedanken vergehen, wenn ein braves Mädel über sein Herz kommt."

Der junge Oehlenschläger staunte die praktische Frau an und konnte nicht umhin, sie zu bewundern, wenigstens mehr als Winklern, obwohl ihm noch immer ziemlich verwirrt dabei zu Muthe war.

Während der letzten Worte, welche gewechselt wurden, hatte man ein Geräusch im Hause vernommen, welches dem Wohnzimmer der Frau Möller näher und näher kam. Jetzt öffnete Jungfer Christiane mit einer aufgeregten Hast die Stubenthür und rief fast athemlos: „Ein Besuch, Möller, ein Besuch!" Frau Möller, obwohl sie selbst rasch sein konnte, liebte von Anderen doch das Ruhige und Gemessene. Sie sah ihre Schwester streng an und fragte, indem sie den Leuchter nahm, fast phlegmatisch: „Wer ist's?" — „Bst!" rief die Jungfer, „sie kommen schon. Herr Lauritt und Pastor Spiek aus Hornbeck."

Das waren zwei Prachtmenschen des vorigen Jahrhunderts, welche jetzt eintraten. Pastor Spiek in seinem langen Priesterrock, das silbergraue Haar à la Franklin zurückgestrichen, die zerbrechliche Gestalt klappernd und

knickend auf einen Krückenstock gestützt, ein paar räder-große Hornbrillen auf der knöchernen Sattelnase, präsentirte sich bestens als ein gelehrter Schuhu, von Alter und Pedanterie aufgerieben, aber zusammengehalten von einem zähen Saft eigensinniger Menschenliebe, welche dem guten Alten zu allen Knopflöchern herausguckte und die vielen Risse und Brüche seines hölzernen Seelenhaushalts mit einem wohlthätigen Kitt überfirnißte. Er trug einen großen Quartanten unter dem Arm, ein Gegenstand seiner höchsten Zärtlichkeit, wie es schien. Denn als Frau Möller Miene machte, die Last ihm abzunehmen, sah er das Weib mit einem Blick des Erstaunens an, während er das Buch über seiner eckigen Hüfte fest und krampfhaft gegen seine knöchernen Rippen preßte. Der junge Oehlenschläger musterte den Quartanten mit neugierigen Blicken.

Herr Georg Lauritt, der Vater, trug ein Toupé mit einem steifen, fast quer abstehenden Zopf im Nacken, einen hellgelben Frack mit schwarzen Knöpfen, eine bordirte Schooßweste, unter welcher ein breit gefaltetes Jabot sich brüstete, kurze, schwarzmanchesterne Kniehosen, zu welchen Schuhe und Strümpfe gepaßt hätten, aber der Reise wegen stacken die Beine in blanken, langschäftigen Stiefeln. Er war gut um zwei Köpfe größer als der zusammengeknickte Pastor und überhaupt ein beleibter stattlicher Mann. Sein Gesicht war sorgfältig glatt rasirt, sein Gesichtsausdruck ein unübertreffliches Gemisch von Einfalt, Selbstzufriedenheit, Anmaßung und Devotion, ein Kammerdienergesicht auf tausend Schritte. Oehlenschläger erschrack über den Mangel an Originalität in diesem Gesichte, er begriff alle Phantasieleiden des armen Niels doppelt und dreifach bei diesem Anblicke.

Diese zwei Personen standen jetzt in Frau Möller's Zimmer.

Unter vielen Ceremonien und Formalitäten wurden die ersten Grüße gewechselt und die Entschuldigungen, daß man so unangemeldet komme, und die Erwiederungen, welche Schande es sei, daß Jungfer Christiane die werthen Gäste nicht gleich in die „Gutstube" geführt, wollten kein Ende nehmen. Der Pastor sprach mit einer weitschweifigen Salbung und der Kammerdiener Lauritt hatte die Eitelkeit, den seit dreißig Jahren veralteten Hofton seiner französirenden Herrschaften glänzen zu lassen. Frau Möller, welche am Ende auch nicht über ihr Zeitalter erhaben war, schwamm wie ein Wallfisch, um unter diesen Fluten oben zu bleiben.

Sie führte ihre Gäste nach der Gutstube. Jungfer Christiane trippelte freudeschwindelnd hinter ihnen her, ja, sie gewann in ihrer Exaltation sogar den Muth und stieß Oehlenschlägern vertraulich an, indem sie sagte: „Sie bleiben doch heute bei uns zum Thee? Ah, so einen Herrn, wie den Pastor, werden Sie nicht bald wieder kennen lernen. Das ist ein Mann!" — „So?" sagte Oehlenschläger, „hat er so großen Ruf?" — „Das will ich meinen!" antwortete Jungfer Christiane, stolz wie eine Königin auf ihren Lieblingsminister. „Als die Königin-Wittwe, Juliane Marie, starb, da hätten Sie seine Leichenrede hören sollen! Drei Tugenden, sagte er, zeichneten diese hohe Prinzessin aus: hohe Geburt, fürstliche Abstammung und königliche Schwägerschaft." Sie sah den Jüngling triumphirend an. „Diese Wohlredenheit! Wer hätte die Worte so schön zu setzen gewußt? Sehen Sie, das ist die Kunst! Wenn man eine Sache

so zu wenden versteht, daß sie immer von Neuem herauskommt, während ein anderer — Theekessel, Gott verzeih mir die Sünd'! oft um einen einzigen Ausdruck anstößt." Und mit Pathos wiederholte sie still vor sich hin: „Drei Tugenden zeichneten diese hohe Prinzessin aus: hohe Geburt, fürstliche Abstammung und königliche Schwägerschaft. Gleich erhielt er aber auch den Ruf nach Hornbeck!" setzte sie bündig hinzu.

„Was mag wohl der Zweck dieses Besuches sein?" fragte Oehlenschläger, der über den Reiz zum Lachen so schnell als möglich hinwegkommen wollte.

„J, bleiben Sie da, Sie werden es selbst sehen," rief die Jungfer und sprang fort mit dem Ausruf: „ein erzelenter Thee wird gemacht!"

Als Oehlenschläger in die Gutstube hinüberkam, fand er das Gespräch über den Zweck des Besuches schon im Gange. Seine Neugierde darnach wurde sofort befriedigt.

Der Pastor Spiek perorirte hinter einem grünen Lichtschirm, den er vorgesteckt hatte, folgendermaßen:

„Ja, sieht Sie, Frau Möller, das ist nach langer und reiflicher Consideration endlich meine wohlerwogene Ueberzeugung geworden. Wie ich ihr sage, es ist nicht anders. Besagtes spectrum, angeblich die Göttin Diana, ist zweifelsohne eine teuflische Versuchung gewesen, eine List der Hölle, in summa eine Erscheinung des Satans. Ich habe in regard der äußerlichen Umstände und Gelegenheiten, als welche sind und sein dürften: die fürnehmlich gute und christliche Erziehung des Jünglings, der fromme und tugendhafte Wandel derer Eltern und Großeltern seit Menschen Gedächtniß, item der rare und wohlgethane Ruf sonderlicher Gottesfurcht unseres löblichen

Pfarrsprengels Hornbeck; ich repetire: ich habe bei fürsichtiger circumspectanz sothaner triftig entgegenstehender Bedenken lange haesitiret, ob ich dem Teufel solch' schandbare Frechheit inmitten unserer wohlgehüteten Heerde solle insinuiren dürfen oder nicht. Dahero ich den wunderbaren casus mit ganz besonderem Fleiß und Obliegenheit studiret. Denn mein seliger Professor der Doktor Hunäus pflegte zu vermahnen: 1mo: um nicht ein falsches Urtheil zu fällen, muß man zuweilen sein judicium suspendiren — 2do: um nicht immer sein judicium zu suspendiren, muß man sich erstlich einen Vorrath von Kenntnissen, sodann Klarheit in selbigen erwerben. — Ich habe dahero, unter Zuziehung der einschlägigen auctores, ingleichen nach wiederholten Conferenzen mit unterschiedlichen, wohlehrwürdigen Amtsbrüdern, sonders aber mit meinem alten Studien-Kollegen dem hochwürdigsten Bischof Balle zu Roeskild, die conclusion gefasset, sothanes falsificatum der angeblichen Göttin Diana als den wirklichen und leibhaftigen Satan zu präsumiren."

Der Kammerdiener Lauritt warf einen eitlen Blick auf Frau Möller, welche, mit beiden Händen auf den Knien, dasaß und andächtig zuhörte.

Oehlenschlägern wurde aber nicht wohl bei der Sache. Er übersah jetzt mit Einem Blick die Bedeutung dieses Besuches: es sollte gleichsam zur Jahresfeier der Göttererscheinung, ein letzter und Hauptsturm auf das vielgequälte Herz des armen Niels unternommen werden.

Und welch ein Sturm!

„O! hätte ich ihn in Gottesnamen ziehen lassen, oder läge er sogar auf dem stillen Grunde des Meeres!" seufzte Oehlenschläger unwillkürlich bei sich. Die Klagen des

guten Jungen waren ihm noch so lebhaft im Gedächtnisse. „Sie zerschlugen mir jedes Glied meiner armen Seele, aber die Göttin trafen sie doch nicht!“ Wenn er nun vom Theater nach Hause kommt, vielleicht wirklich angehaucht von einem wohlthätigen Athem der Weltlust, welch eine Scene erwartet ihn gleich wieder vom Neuen!“

Oehlenschäger war sehr bestürzt.

In seiner Unschuld fing er ein Gespräch mit dem Pastor an, den naiven Versuch wagend, ob er den Mann nicht noch umstimmen könne.

„Darf ich Ew. Ehrwürden um Aufklärung darüber bitten,“ sagte er, „welches Verfahren die Logik auf diesem Felde zu beobachten pflegt?“

Der Pastor zuckte nervenschwach zusammen. „Wer ist da?“ rief er erschrocken. Er wußte gar nicht, daß Jemand eingetreten war.

„Ein Kostgänger von mir,“ sagte Frau Möller, „ein junger Mann, der studirt.“

Bei dem Worte „studirt“ lüftete der Pastor seinen Lichtschirm und sah dem Fremden mit einiger Gnade ins Antlitz.

„Ich habe ein doppeltes Verfahren eingeschlagen,“ antwortete der Pastor mit sichtlichem Selbstbeifall. „Seh Er diesen Quartanten, junger Mann. Ich habe das Werk abgefasset zur Seelenrettung unseres armen verirrten Niels, welchem es, ich kann sagen, proprie et immediate dediciret ist. Ich habe mit emsigem Fleiß und zu merklicher Beschwerung meiner schwachen Augen daran gearbeitet, einzig verhoffend, mein bethörtes, mir sehr am Herzen liegendes Pfarrkind dem Blendwerk des höllischen Geistes dadurch radicaliter und in perpetuum zu entreißen.“

Oehlenschläger konnte nicht umhin, die menschenfreundliche Thatkraft des alten schwachen Mannes verehrend anzuerkennen. Herr Lauritt, der Vater, aber reichte dem Pastor die Hand, und sagte, indem er nicht den Pastor, sondern Oehlenschläger und Frau Möller ansah, mit vieler Ostentation:

„Zählen Sie auf meine Reconnaissance, Ehrwürden; ich werde Dero Anliegen Sr. Exzellenz fürtragen und vermeine succes zu haben."

Der Pastor fuhr gegen Oehlenschläger fort:

„Ich habe mein Conceptum alse gefasset und eingerichtet, daß dieses ganze Volumen aus zween Theilen oder Büchern bestehet und zwar: libro primo beweise ich, was das in Rede stehende Objectum der fürgeblichen Göttin Tiana nicht ist; und libro secundo argumentire ich, was sie ja gewesen sein wird."

„Sehr wohl, Herr Pastor; ein Beweis per affirmationem et negationem."

„Sic mi fili!" antwortete der Pastor.

Oehlenschläger glaubte nun weltklug zu sein und den Pastor zu ködern, daß er ihm die Bündigkeit des ersten Beweises sehr kräftig und nachdrücklich zugestand. Die Mythologien der Alten waren ohne Zweifel Fabeln, ihre Götter Geschöpfe der Imagination, welche auf Realität keinen Anspruch haben. Das Licht der Offenbarung hat sie für immer ad absurdum geführt. Hierauf gedachte er, sich unvermerkt an die zweite Beweisführung zu schleichen, und dieser gleichsam hinter ihrem Rücken um so mehr abzugewinnen. Wenn auch die Göttin Diana selbst nie existirt habe, so müsse nicht eben folgen, daß ein Bild oder ein Anblick derselben eine Vorspiegelung des

Teufels gewesen. Vielleicht wäre ein Mittelweg denkbar durch Berücksichtigung jener räthselhaften Anlage in der menschlichen Natur, welche man, bis ein tiefsinnigerer Name gefunden sei, das Hellsehen oder das zweite Gesicht nenne. Und da er über das Thema erst heute gelesen, so freute er sich nicht wenig, frisch von der Quelle her die Wahrscheinlichkeit seiner Meinung abhandeln zu können.

Aber der Pastor ließ über den Reden des jungen Menschen nicht viel Kerze herabbrennen. Er hatte zwar — was bei anderen Menschen Erziehung ist, wahrscheinlich von seinen Disputir-Uebungen her, die gute Gewohnheit Andere ausreden zu lassen; den Jüngling indeß unterbrach er doch bald, und mit einiger Ungeduld.

„Nego minorem!“ rief er mit der schulgerechten logischen Formel. „Wenn den Göttern der Heiden die Realität der Existenz fehlt, so ist nicht zu supponiren, daß eine christliche Imagination, nachdem das Erlösungswerk vollbracht ist, heute nach zweitausend Jahren noch, zu der brünstigsten Affektion nach Göttinnen durch das bloße Spiel der Erinnerung entzündet werde. Solches thut der Teufel. Der Teufel thut das und hat es gethan zu allen Zeiten. Ich habe aus den unverwerflichsten Auktoren Hunderte von Exempeln zusammengestellet, was massen der Teufel, wo er mit seinen groben und unfläthigen Verführungskünsten nicht ankommt, gerade derer heidnischen Liebesreize mit praedilection sich bedienet, auf daß er Gemüther von zarter und delikater Konstitution in sein höllisches Garn ziehe. Ich will ihm ein citatum aus Johann Spieß vorlesen, betreffend die Verführung des weltkundigen Doktor Faust durch apparition der schönen He-

lena, als welches eine mirakulöse Affinität zu unserem gegenwärtigen casu zu haben scheinet. Höre Er zu“:

Der Pastor schlug sein dickes Manuskript auf und fing, während Frau Möller mit ehrerbietigen Schauern das Licht putzte, zu lesen an:

„... Am weißen Sonntage kamen oftgemeldete Studenten unversehens wieder in Dr. Fausti Behausung zum Nachtessen, brachten ihr Essen und Trank mit sich, welches angenehme Gäste waren. Als nun der Wein einging, wurde am Tisch von schönen Weibsbildern geredet, da Einer unter ihnen anfing, daß er kein Weibsbild lieber sehen wollte, als die schöne Helenam aus Grăcia, derowegen die schöne Stadt Troja zu Grunde gegangen wäre, sie mußte schön gewesen sein, weil sie so oft geraubet worden und wodurch solche Empörung entstanden. Es wußte der Schelm aber schon heimlich, daß der Teufel den elendigen Dr. Faustum, den er zur Blutverschreibung verführet, als recompens die Kunst gelehret, die schöne Helena zu zitiren, dahero der listige Student just diese und keine andere zu sehen begehrete. Sprach alsobald Dr. Faustus: Weil ihr denn so begierig seid, die schöne Gestalt der Königin Helenä, Menelai Hausfrau oder Tyndari und Ledä Tochter zu sehen, will ich euch dieselbe fürstellen, damit ihr persönlich ihren Geist in Form und Gestalt, wie sie im Leben gewesen, erkennen sollt.

Darauf verbot Dr. Faustus, daß keiner nichts reden sollte, noch vom Tische aufstehen oder sie zu umfahen sich anmaßen und geht zur Stube hinaus. Als er wieder hineingeht, folgt ihm die Königin Helena auf dem Fuße nach, so wunderschön, daß die Studenten nicht wußten, ob sie bei ihnen selbst wären oder nicht, so verwirrt und

inbrünstig waren sie. Diese Helena erschien in einem köstlichen Purpurkleid, ihr Haar hatte sie herabhangen, das so schön und herrlich als Goldfarbe schien, auch so lang, daß es ihr bis in die Kniebiegen hinabhing mit schönen kohlschwarzen Augen, ein lieblich Angesicht mit einem runden Köpflein, ihre Lefzen roth wie Kirschen, mit einem kleinen Mündlein, einen Hals wie ein weißer Schwan, rothe Bäcklein wie ein Röslein, ein überaus schön gleißend Angesicht, eine länglichte aufgerichtete gerade Person. In Summa, es war an ihr kein Untädlein zu finden. Sie sah sich allenthalben in der Stube um . . ."

„Alle guten Geister," schrie Frau Möller mit Schaudern; in dem Augenblicke stürmte ein Mann in die Stube und hinter ihm her, mit sanfter Gewalt nachgezogen, ein Mädchen voll Schönheit und Jugend! . . .

„Unsere Göttin ist da!" rief Bernt Winkler mit Posaunenkraft — denn der war es, der hereinstürmte — „Viktoria! Niels Lauritt's Göttin ist gefunden; auf Erden aber nennen wir sie unsere erste Soubrette und naive Liebhaberin. Horcht auf ihr frommen Christen, hört Alle das Wunder! Der Vorhang war aufgezogen und wir spielten, ahnungslos der Dinge, die da kommen würden, wie die unschuldigen Fischlein im Wasser unsere „Dyvele." Auf einmal entsteht ein Schrei im Parterre: sie ist's! sie ist's! Ein junger, rasender Mann setzt über die Häupter der Zuschauer weg, über's Orchester, über die Lampen, stürzt auf die Bühne, umklammert die Füße unserer liebenswürdigen Dyvele und hört nicht auf zu schreien: sie ist's! sie ist's! meine Göttin! sie ist's! Das Haus bricht in Spektakel aus, der Vorhang fällt. Alle Welt drängt sich auf die Bühne, der Sergeant mit der Polizeiwachmann-

schaft voraus. Aber vier der stärksten Männer sind nicht im Stande, Lauritt's krampfhaft umklammernde Arme von den Füßen der Schauspielerin loszulösen. Da sagt' ich zuletzt: meine Herren, ich kenne den Rasenden, er leidet zeitlebens an einem stillen Wahnsinn, der ist nun in offene Manie ausgebrochen. Ueberlassen Sie mir den Unglücklichen und überlassen Sie ihm das Mädchen; das ist das Räthlichste, was wir thun können. Ich bringe beide in ein ehrsames Bürgershaus und stehe dafür, daß Alles gut abläuft, wenn wir für den Augenblick nachgeben. Der Director sagte: Winkler hat Recht und nach kurzem Hin- und Herreden holte man zwei Fiaker, davon bestieg ich mit meiner werthen Kollegin den einen, Niels Lauritt in die Mitte genommen vom Sergeanten und dem Regisseur den zweiten. Hinter uns aber hob sich der Vorhang: wegen plötzlich eingetretener Störung wird Demoiselle Marie Smidt die Rolle der „Tvvele" weiter zu spielen die Ehre haben."

Diese Worte hatte Bernt Winkler mit einer athemlosen Hast herausgestoßen. Dabei bemühte er sich, das fremde Mädchen tiefer in die Stube hereinzuziehen. Die aber sträubte sich wie ein Vogel in all seinen Federn, rollte ihre Augen umher, schlürfte die Luft in tiefen Athemzügen ein und sagte wie außer sich: mein Gott, wie riecht es denn hier! es riecht ja merkwürdig in diesem Hause! — „Es ist ein Färberhaus," antwortete Frau Möller gereizt. Sie schob ihr Fauteuil halb herum und musterte die Schauspielerin mit ganzer Frontseite. Ein prächtiges Mädchen sah sie! Zart und edel gewachsen, frisch von Antlitz, Munterkeit und Stolz zugleich in den Mienen stand sie liebegebietend da, und daß sie mit einem hellblauen Auge

ein glänzend schwarzes Rabenhaar verband, ließ ihr ganz feenhaft. Dabei trug sie das Theaterkostüm der Dyveke noch, die malerische Mädchentracht aus der Zeit Christians II. Plötzlich stürzte sie auf den Spiegel zu, der mit einem ungeheuren Aufsatz von altmodischem aber charakteristischem Schnitzwerk über dem Kanapee hing und rief mit dem Tone des aufgeregtesten Erstaunens: „Um Gotteswillen! hinter diesem Spiegel muß ja das Buch mit den schönen Kupfern stecken und mein Lesezeichen von Goldbrokat drin, welches ich geschenkt bekam, als ich zum ersten Male den Namen „Ewald" buchstabiren konnte." Da wurde die Frau Möller weiß wie die Wand, ihre Augen größer, ihr Gesicht länger, wie an Drähten gezogen erhob sie sich aus ihrem Fauteuil, langsam, geisterhaft. Sie sah das Mädchen starr an, aber scheu, als getraute sie sich nicht zu sehen. Auf einmal schrie sie „Eline!" und schlug ihre breiten Arme um das Mädchen, wie ein Lämmergeier über ein Schäfchen sich breitet. Und gleich darauf sagte sie: „Aber Deinen Vater siehst Du nicht mehr, Eline!"

Oehlenschläger, Bernt Winkler, Herr Lauritt, der Pastor machten Gesichter wie Versteinerte.

Jetzt aber kam Lauritt der Sohn geflogen, hinter ihm der Sergeant und der Regisseur. Als er Elinen in den Armen der Frau Möller erblickte, riß er sie mit Riesenkraft von ihr, indem er mit einem Gemisch von Hohn und Triumph ausrief:

„Ha, nun erkennt ihr sie auch! nun ehrt ihr sie auch! nicht wahr, sie darf sich nur zeigen und zwingt alle Herzen, die Göttin!"

Aber Frau Möller trat ihm dicht unter die Augen

und hieb wie mit einem heilenden Messerschnitt in seinen Wahnsinn.

„Laß er sein Gefasel, Mosje, versteht er mich wohl, Herr Mosje? Ich dank' ihm schön, daß er mein Kind für eine Göttin hält, aber sie ist mein Kind und keine Göttin, hört er mich wohl? Sie ist meine Tochter Eline, die mir im fünften Jahre von Gauklern gestohlen wurde, und wäre sie eine Göttin, so müßt' ich eine Mutter von Göttinnen sein; aber seh' ich aus wie eine Göttin, mein werther Mosje?"

Alles lachte. Und mit geflügelter Zunge begann sie sofort vom Tage der Entführung alle Umstände und Einzelnheiten zu erzählen. Eben so rasch mußte Eline ihre Geschichte skizziren, aber für das verwirrte und aufgeregte Mädchen trat Herr Volk, der Regisseur, ein, welcher in gedrängtester Kürze erzählte, wie er das Kind seit seinem sechsten Jahre, wo er es in Stavangar von einer Gaukler-Gesellschaft erworben, bei sich gehabt, erzogen und zur Kunst gebildet habe, da er damals an der Spitze einer guten Schauspielertruppe als Direktor gestanden. Seit jener Zeit sei das Mädchen beständig unter seiner und seiner Frau Obhut geblieben. Im vorigen Jahre, wo das Geschäft sich auflöste, sei er mit ihr nach Kopenhagen gekommen und habe nebst den edleren Resten seiner Gesellschaft Engagement am königlichen Theater gefunden. Frau Möller kannte übrigens den Namen Volk schon aus gelegentlichen Mittheilungen Winkler's, welcher trotz seines Leichtsinns immer mit tiefer Achtung von ihm sprach. Herr Volk gehörte zu jenen Ehrenmännern, welche, wie Ackermann oder in reiferen Jahren Schröder, eben sowohl die sittlichen wie die künstlerischen Vorstände

ihrer Truppen waren, im schönen Kontraste zu der so häufigen Bescholtenheit des Schauspielerstandes im vorigen Jahrhundert.

Niels Lauritt hörte das Alles wie im Traume. Seine Göttin fing nach und nach wirklich an, ihm menschlich zu werden, und sie mußte es wohl, wenn sie dasselbe Mädchen war, das er als vierjähriges Kind schon geliebt. Dieser Umstand diente am meisten, ihn zur Raison zu bringen.

„Aber nun sagen Sie doch," fing Oehlenschläger an, welcher das Räthsel der Göttererscheinung trotz alledem nicht als gelöst erkannte . . .

„Was geht denn hier vor?" rief Jungfer Christiane, welche mit Thee und Backwerk auf einem bunt lackirten Präsentirteller in die Gesellschaftsstube trat.

„Um Gotteswillen! Setze das Theebrett nieder, ich kenn' deine Nerven," schrie Frau Möller und sprang hin, der Schwester das Service abnehmen zu helfen. „So!" sagte sie, „jetzt erschrick' wie Du wie Du willst; das Mädchen ist unsere Eline!"

„Labt mich!" seufzte die Jungfer und sank mit geschlossenen Augen in das Fauteuil.

„Ich wußt' es ja!" sagte Frau Möller.

Alles eilte herbei, der Jungfer mit Essig und Weingeist beizuspringen, sogar das fremde Mädchen Eline, so verwirrt sie noch selbst war, folgte dem Instinkt des weiblichen Mitleids und kniete liebkosend zu den Füßen der neuen Tante. Aber Lauritt riß sie voll Eifersucht weg, indem er sie fest an seine Seite preßte und keine Sekunde aufhörte, sie mit verzückten Blicken zu verschlingen.

„Hören Sie auf, Niels," sagte Frau Möller ge-

ſetzt. „Ich erkläre Ihnen hiemit, daß ich Ihnen meine Tochter Cline zur Frau gebe, ſammt dem Geſchäft und dem Haus. Aber nun ſei'n Sie auch vernünftig wie ein Mann und ein Färber ſein ſoll. Sparen Sie mit Ihrer Liebe, Sie müſſen ausreichen damit für's ganze Leben. Und haben Sie gar ſo viel Ueberfluß daran, ſo behalten Sie etwas für ihre Schwiegermutter übrig; ich will Ihnen eine Göttin von Schwiegermutter ſein, wenn Sie vernünftig ſind, aber ein wahrer geſalzener Teufel, wenn Sie Ihren Strudelkopf nicht in Ordnung bringen wollen. Merken Sie das."

Inzwiſchen hatte ſich Jungfer Chriſtiane erholt und nun fingen die Erklärungen über die wiedergefundene Nichte von vorne an. Umarmungen, Küſſe, Ausrufe, Glück, Jubel, — Alles wie Sturzwellen im Meere.

Oehlenſchläger ſtand auf Kohlen.

„Aber nun ſagen Sie doch," fuhr er ungeduldig dazwiſchen, „wie erklärt ſich denn die Göttererſcheinung auf dem gefrorenen Belt? Dieſes Räthſel muß doch vor Allem hell werden!"

Und da man dem Jüngling von mehreren Seiten her Raum zum Sprechen ließ, ſo erzählte er die Göttererſcheinung auf dem Belt, wie er ſeit geſtern Abends ſie wußte.

Herr Belt hörte aufmerkſam zu.

Aber Cline fing ſchon in der Mitte der Geſchichte zu lachen an. Sie lachte auf die anmuthigſte Weiſe weiter und ſchnitt das Ende zuletzt ganz ab, indem ſie mit lachendem Munde ſagte:

„Weißt Du, Papachen, das wird geweſen ſein, als wir im vorigen Winter von Lund nach Kopenhagen über den Belt wanderten. Unſere Kaſſa war in den übelſten

Umständen; wir mußten den bitteren Weg über die Eis- und Schneeflächen des Sunds zu Fuß zurücklegen. Männer und Frauen froren mit einander um die Wette. Es war eine ruhige, aber durchdringende Kälte auf dem Eisboden. Wir plünderten nach und nach unsere Theatergarderobe; was nur am Leibe hängen wollte, wurde übergelegt. Rüstungen, Priestergewänder, Gold- und Purpurmäntel, Thierhäute, Pelze, Gardinen, Alles. Wir setzten Helme auf, um unsere Ohren gegen Flüsse zu schützen, wir nahmen Lanzen in die Hand, um sie als Eisstäbe zum besseren Fortkommen zu benützen. Einige trugen Schilder am Arm, welche sie gegen die Windseite wendeten. Der Komiker Sallmann hatte sich in die Binsenhülle eines Neptun gesteckt und blies uns auf einem Tritonshorn jämmerlich an, was er für einen lustigen Marsch hielt. Wie ich vermummt war, weiß ich nicht mehr. Ich schmeichle mir nicht, daß ich einer Göttin Diana ähnlich gesehen; aber das ist wahr: mein Reh, das ich heute noch habe und das mir aus dem gräflich Armfeldt'schen Park, neben welchem in Lund unsere Bude stand, zugelaufen war, das schmiegte sich ängstlich trippelnd an meine Seite und suchte sich zu erwärmen an mir, das gute Thierchen! denn im Grunde hat es mich selbst erwärmt. Wir armen Götter!"

Nichts ging über die Natürlichkeit dieses Berichtes. Alles lachte, selbst Niels Lauritt. Aber der Pastor schlug mürrisch sein Teufelsbuch zu, welches noch immer aufgeschlagen lag, und brummte: „Stopfe Sie mir eine Holländische Pfeife, Frau Möller, ich bin's gewohnt zum Thee."

Bayerische Staatsbibliothek

J. P. Hartmann'sche Buchdruckerei in Augsburg

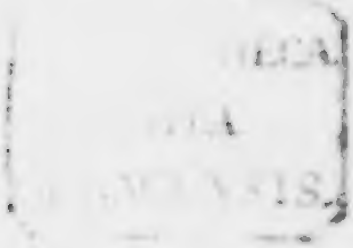
Novellen

von

Ferdinand Kürnberger.

Zweiter Band.

München, 1851.
G. A. Fleischmann's Buchhandlung.
August Neidel.



Inhalt.

	Seite
Drei Tage in Pyrmont	1
Der Dichter des Don Juan	37
Amor im Felde	87
Der Wildschütze	135
Auf einer Bergpartie	173
Der Kuß	231

Drei Tage in Pyrmont.

„Charlotte!“ rief ein ältlicher Herr auf einer der letzten Bänke in der prächtigen Linden-Allee zu Pyrmont; „Charlotte!“

Niemand antwortete.

Wenden wir uns um die Ecke des benachbarten Gärtchens. Damals war es noch nicht verschlungen von der stets sich verlängernden Reihe von Kaufläden. Dort sehen wir in einem Schwarm von Kindern eine Mädchengestalt ragen wie eine Rebgerte unter niedern Schößlingen. Das Mädchen rankt sich an einen Fliederbaum auf, bemüht, von den überhangenden Zweigen zu brechen. Die Kinder folgen den Bewegungen ihrer Hand wie Menschen zu ihren Göttern aufblicken, und streiten sich im Vorhinein über den Besitz der abzubrechenden Blüthentrauben. So wie eine Traube fällt, wird der Streit am tollsten, löst sich aber stets dadurch auf, daß irgend ein kühner Bube oder ein klugnäsiges Mädchen eine neue und schönere Traube entdeckt, die dann, sie mag noch so unmöglich hängen, mit jubelndem Ungestüm begehrt wird. Die kleine Scene spielt mit großem Lärm und mit unverhältnißmäßigem Feuer der Action.

Das Mädchen scheint Kind mit den Kindern genug, um von diesem Feuer hingerissen zu werden. Wiederholt überhört sie die Anrufe des nahen Vaters. Sie ist ganz in ihrem Kinder- und Blüthenhimmel.

Einige Herren gingen vorüber, und blieben stehen.

Sie sahen der Scene zu. Sie sahen mit Wohlgefallen die Bewegungen des Mädchens, deren aufwärts strebender Körper die Schönheiten seines Wuchses auf's glücklichste zeigte.

Jetzt sprang sie von den Staketten herab. Sie sah über die Kindeshäupter hinweg die Blicke der Männer auf sich ruhen. Eine Flamme schlug über ihr schönes Gesicht, sie schlug ihr Auge, das einen tiefen schwärmerischen Glanz hatte, züchtig zu Boden. Unter den Männern stand ein Jüngling — sein Blick hatte sie vor allen getroffen.

Sie vertheilte den Kindern eine Handvoll Flieder. Die Gaben wurden stürmisch begrüßt, und alle Schnäbel schrieen nach mehr. Aber das Mädchen war nicht mehr zu bewegen, hinaufzusteigen. Ihr kindisches Treiben hatte jetzt Zeugen, ihr Wuchs, ihr nettes Füßchen, unter dem Saum ihres Kleides halb preisgegeben, Bewunderer. Der Augenblick der Unbefangenheit war dahin.

„Charlotte!" ertönte es wieder von der Linden-Allee.

Diesmal hörte das Mädchen. Hastig warf sie den Strohhut, der an den Staketten gehangen, über den Scheitel, und trieb die Kinder vor sich her.

Die fremden Herren gingen. Nach einigen Schritten blickte der Jüngling zurück, und — tief verbarg das Mädchen ihr Gesicht unter'm Strohhut, denn auch sie hatte ihm nachgeblickt.

Im nächsten Augenblicke saß sie erhitzt und verwirrt an der Seite ihres Vaters in der Linden-Allee.

Der alte Herr empfing sie mit den Worten: „Eine traurige Neuigkeit, liebe Charlotte. So eben sprach ich den Konrektor, bei dem wir im vorigen Jahre gewohnt haben. Seine Mina ist todt."

„Himmel!“ rief Charlotte bestürzt; „das liebenswürdigste Mädchen in Pyrmont.“

„Du drückst Dich nicht gut aus, mein Kind. Man muß einen Menschen nicht so loben, daß sein Lob andere Menschen zurücksetzt.“

„Nun denn, die beste Klavierkünstlerin mindestens in ganz Pyrmont.“

„In ganz Deutschland, sag'! Ach, wer wird mir meine Haydn'schen Sonaten wieder so spielen! Du leider nicht. Du hast das Klavier sündlich vernachlässiget. Du schwärmst nur für Deine Dichter.“

Das Mädchen küßte des Vaters Hand, und streichelte die Locken seiner Stutzperücke. „Lieb Väterchen, mit Mina ist sich schwer zu vergleichen. Ihr Talent war eine angeborne Gottesgabe.“

„Ein Segen! ein Wunder! ja ja, das war es!“ bekräftigte der alte Herr nachdrücklich.

Vater und Tochter fuhren fort, den Todesfall noch weiter zu bedauern. Die Tochter so, daß sie die Betrübniß des Vaters allmählig zu zerstreuen suchte, der Vater dagegen diesem Bemühen widerstrebend und den Ernst des Momentes mit Absicht festhaltend.

„Ich gestehe es,“ sagte er, „der Tod dieses jungen Mädchens geht mir nah'. Hab' ich nicht selbst eine Tochter? Gott behüte jedes Haar Deines Hauptes! Aber die Wege des Herrn sind unerforschlich. Und Du bist mein einziges Kind! Muß ich nicht wünschen, daß ich bald auch Enkel erleben möchte?“

Charlotte schwieg betroffen.

„Und ich wollte, Du thätest es mit mir,“ fuhr der Vater fort. „Dir war das Leben bisher ein Feriale. Nunmehr

aber sollst Du Dir bewußt werden, daß es eine Aufgabe ist, ein Beruf. Den Spielen der Kinder bist Du entwachsen, und was die Poeten betrifft, so sind sie wohl geschickt, die Zeit zwischen der Puppe und dem Traualtar auszufüllen, mögen aber nicht selbst für Ziel und Endzweck gelten. Solches sind sie den Rhetoren und Philologen. Dem Weibe aber soll's nur der Mann sein. So hat Gott es geordnet."

Charlotte schwieg länger.

„In diesen Tagen läßt sich ernster von solchen Dingen handeln. Wir leben unf're Pyrmonter Sommerruhe wieder; die Seele, nicht mehr gestört und zerkleinert von dem Alltagewesen des Hauses, mag freier an die große Sache der Zukunft denken. Diese Zeit laß uns nutzen. Ein Mann — Du kennst ihn wohl — setzt sein dringendstes Hoffen auf dieser Tage ruhiges Gespräch und freundliches wohlgemeintes Ueberlegen zwischen uns."

Charlotte wagte nicht zu athmen.

Der Vater blickte sie fragend an. Er wartete auf eine Antwort des Mädchens, aber er sah nichts als ihren Mund fest geschlossen und einen peinlichen Ausdruck auf ihrem Gesichte. Kopfschüttelnd sagte er nicht ohne Schärfe: „Ich müßte denken, Charlotte, der ehrliche Antrag eines wohlstehenden Mannes sei einer Antwort werth. Was meinst Du?"

Charlotte preßte mit Mühe die Worte hervor: „Ich gäbe gern eine Antwort, wenn ich eine hätte, die Dich befriedigte."

Der alte Herr sagte mit freundlichem Ernst: „Jede Antwort befriedigt mich, welche Dir wahrhaft aus dem Herzen kommt. Aber was ist denn Dein Herz? Sorge,

daß Du nicht Einbildungen an die Stelle des Herzens setzest. Das Herz ist einfach und gesund von Natur, und verlangt nicht nach Zucker, sondern nach Brod. Aber die Einbildungskraft, genährt mit der Ambrosia der Fabulisten, hat dem Herzen diesen reinen Geschmack am Irdischen genommen, so daß es nicht mehr der Wesen begehrt, wie Gott sie gebildet, sondern wie die Dichter der Romane sie ausgebrütet. Aber bist Du denn selbst ein Roman-Engel? Bedenke doch nur! Bist Du selbst eine Clarissa?"

Ein Blitz der Begeisterung zuckte aus den Augen des jungen Mädchens. Der vergötterte Name ihrer Lieblingsheldin traf das edelste Mark ihres Lebens. „Bei Gott!" rief sie, „ich maße mir nicht an, Verewigung zu verdienen durch eine Meisterhand, welche die Clarissa geschaffen: aber ich begriffe mein Dasein nicht, könnt' ich diesem weiblichen Musterbilde nur nachempfinden, und nicht auch nachfolgen. O mein Vater! gib mir das Ungeheuerste zu thun oder zu leiden, nur laß es weiblich sein — und ich scheue nicht den Glorienschein eines „Engels," aber ich scheue auch nicht den geächtetsten Namen, nicht Schmach, Elend, Verfolgung, Tod und Gericht vor den Menschen, wenn es gilt, für einen Mann mich zu opfern, der ein ächter König der Schöpfung, der ein ächter Herr und Sieger meines Herzens ist! Ah, so wahr ich selber bin: auch solche Wesen muß Gott gebildet haben, nicht die Dichter allein!"

In diesem Augenblicke hörten Vater und Tochter sich grüßen. Ein stattlicher Herr stand hinter ihnen, und an seiner Seite — der Jüngling vom Fliedergarten.

„Werden wir die Ehre haben, Herr Pfarrer, mit Dero Frau Liebsten und Mademoiselle Charlotte?" fragte

der stattliche Herr. „Wir gedenken zu Tische auf's Forsthaus zu gehen — die bekannte Gesellschaft: der Amtmann, der Physikus, Frau von Salfeld sammt Fräulein Tochter, meine Wenigkeit zuletzt und dieser junge Mann hier, ein Kavalier aus der Mark, derzeit Studiosus in Göttingen, — ein homo novus zwar, aber durch Erudition und Sitten rühmlichst empfohlen."

„Sehr obligirt, Herr Bürgermeister," antwortete der Pfarrer; „der Charlotte will ich die Freude nicht wehren; mich aber und meine Frau bitte zu entschuldigen. Wenigstens zu Tische; vielleicht fahren wir später nach und haben zum Kaffee das Vergnügen."

„Würde sehr angenehm sein. Für Miß Clarissa indeß unsern schönsten Dank."

Bei diesem Namen zuckte Charlotte zusammen, und wurde überroth. Spielte der alte Freund auf ihre Lieblingslektüre nur im Allgemeinen an, oder hatten die Herren den Moment ihres mädchenhaften Hochgefühls belauscht? Wohin sollte sie dann verschwinden vor dem Auge des Jünglings?! —

Eine Stunde später saß Charlotte in fertiger Toilette auf ihrem Zimmer. Bis sie zur Gesellschaft abgeholt wurde, nahm sie eine weibliche Arbeit vor. Aber ihr Geist war nicht bei der Arbeit. Die Gedanken, welche der Vater ihr angeregt hatte — der fremde Jüngling, dessen Bild sie fortwährend beschäftigte — das Alles versetzte ihr Gemüth in eine höhere Spannung. Sie legte die Arbeit wieder hin. Sie suchte bei den Dichtern einen Widerhall ihrer Stimmung. Sie nahm ein Album zur Hand und fing darin zu blättern an.

Bei dieser Beschäftigung fand sie die Person, welche

vom Bürgermeister kam, sie abzuholen. Es war Niemand anders, als „der junge Kavalier aus der Mark.“ Wir wollen den Jüngling bei seinem Vornamen, Wilhelm, nennen.

Als Charlotte diesen Boten eintreten sah, überflog ein Freudenroth ihr Gesicht, denn der Jüngling schien nun auch seinerseits sie mit Absicht zu suchen. Sie glaubte jetzt erst ihn ganz zu sehen. Seine Gestalt stand wirklich musterhaft da. Ein entwickelter, schön gebauter Körper, wie ein Gebild der griechischen Gymnastik. Jeder Zug Kraft und Adel. Sein Mund war der Sitz einer Sokratischen Grazie, sein Auge hatte einen blöden thauigen Blick voll morgendlicher Jugendunschuld, aber auf seiner Stirne thronte volle Tagessonne. Sie schien die Burg eines Herrschergeistes, welcher jetzt schon Ehrfurcht gebot und in Ferne hielt.

Als sie das Album weglegte, bat sich's Wilhelm aus, und blätterte darin. Er fand eine ziemlich bogenreiche Exzerptensammlung von alten und neuen Dichtern, namentlich von alten. „Ihr Vater,“ sagte Charlotte, „sei ein großer Verehrer der Klassiker, und habe sie frühzeitig angeleitet, aus ihnen wie überhaupt aus allen gelesenen Büchern das Schönste und Bildendste abzuschreiben.“ Wilhelm bewunderte die zierliche Handschrift: Seine Exzerpte seien leider ihm selbst oft unleserlich. Charlotte antwortete: „Auch mir erging es anfangs nicht besser. Ich hatte keine Geduld zum Schreiben, und schrieb außerordentlich hurtig. Aber mit der Geschwindigkeit der Hand wuchs ebenso der innere ungeduldige Drang; es war, als ob die Seele nothwendig auch eilen müßte, wenn die Hand eilte; und da die Seele das Leichtere ist, so eilte sie der Hand noch

immer voraus. In Kurzem überstürzten dann beide sich derart, daß ich oft wirklich nervös davon wurde, und wie im Schwindel die Feder weglegte. Schon glaubte ich, ich tauge zum Abschreiben überhaupt gar nicht. Da fiel mir eines Tags Dieses ein: Wie, wenn ich es versuchte, ein Interesse an der Schrift selbst zu fassen, ganz abgesehen vom Inhalt? Ist es nicht lieblos, dacht' ich mir, daß man auf den Inhalt nur so losfahren will wie ein Wilder auf seine Beute, und die Schrift fast wie ein Hinderniß betrachtet, da sie doch ein gütiges Mittel ist? Dieser Einfall leuchtete mir ein. Seitdem ging's herrlich. Meine Ungeduld beim Schreiben ist ganz weg. Ich vertiefe mich in die Schrift allein. Ich mache ihr Toilette, ich frisire sie, ich putze sie auf, ich behandle ihr Aeußeres jetzt so, wie man überhaupt ein Aeußeres behandeln soll."

Wilhelm blickte mit Hochachtung auf das Mädchen. „Das ist anmuthig!" sagte er lebhaft. „Es geht freilich durch die ganze Natur die Lehre, wie alles Aeußere und Innere ein lebendiges Eines sei; aber es ist doch fein, daß selbst ein Frauenzimmer beim Kopiren diese Wahrheit entdecken konnte." —

Unterwegs griff das Gespräch, von diesem Thema ausgehend, auf verwandte Gegenstände über. Man kam vom Schreiben zunächst auf das Lesen. Charlotte hatte sich freimüthig angeklagt, daß sie bei den Alten nie habe finden können, was der allgemeine Ruf ihnen zuschreibe, und Wilhelm hatte eben so freimüthig gefragt: „was suchen Sie bei den Alten?" worauf das Mädchen allerdings nichts zu antworten gewußt. „Es gibt zwei Arten, sich einem Buche zu nahen," sagte Wilhelm sodann, „welche unter sich ganz verschieden, ja entgegengesetzt sind. Die eine Art

geht mit einer bestimmten Absicht zu dem Buche, und bezieht sich ganz nahe auf den Lesenden selbst; die andere Art ist freier, hat es mehr mit dem Verfasser und seinen Werken zu thun. Jeder Mensch liest nach Verschiedenheit der Stimmungen und der Augenblicke mehr auf diese oder jene Weise, denn rein und gänzlich getrennt sind beide natürlich nie. Die erste Methode ist Jenen eigen, welche von einem Buche fordern, daß es sie erheben, erleuchten, belehren, trösten soll; die zweite ist einem Spaziergange in freier Luft zu vergleichen. Man sucht und verlangt nichts Bestimmtes, man wird durch das Werk selbst angezogen. Man will sehen, wie eine poetische Erfindung sich entfalte, man will dem Gang eines Gedankens folgen, und scheinbar nichts weiter. Ich sage *scheinbar*, denn Erhebung, Belehrung, Trost, Mitgefühl, das Alles findet sich nachher ebenso und in noch höherem Maße, nur hat man es nicht gesucht, man ist nicht von einer beschränkten Stimmung ausgegangen, sondern frei und ungerufen hat das Buch die ihm entsprechende selbst herbeigeführt. Sie sind wahrscheinlich," setzte er hinzu, „an die erste Art des Lesens gewöhnt; aber die zweite ist es, welche den Genuß an den Alten so reichhaltig aufschließt."

Charlotte bekannte sich gern zu der ihr zugeschriebenen Art, und meinte nur, man könne sie vielleicht überhaupt nur die weibliche nennen, sowie die zweite die männliche.

„Vielleicht," antwortete Wilhelm, „vielleicht aber gäbe es auch einen Sinn, wenn man es umkehrte. Denn in der Regel liebt es der *Mann*, die Dinge nach seinem eigenen Sinne zu beugen, das Gesetz seines Ich's der Außenwelt aufzudringen; er ist bestimmter, beschränkter,

willkürlicher. Das Weib dagegen, welches nicht so viel Härte der Eigenart hat, müßte leichter sich selbst entäußern können, müßte empfänglicher sein für das Verschiedenartige, müßte schmiegsamer dem Fremden sich anzufügen wissen. Das Weib lebt vom Mitgefühl, sagt man, aber ich weiß nicht, ob mehr von dem, das es empfängt, oder von dem, das es gibt."

Charlotte schwieg bei diesen Worten, und überdachte Manches in ihrer eigenen Lage. —

Die Gesellschaft hatte das Forsthaus bald erreicht. Zu ihren Füßen lag jetzt das freundliche Pyrmont zwischen Gärten, Wiesen und Baumgruppen, links das Schloß und die Allee des Fürsten von Waldeck, rechts die schwarzgebeizten Wände und Rauchessen der Saline, — ein finsteres Bild, das aber durch den Kontrast reizte, — und in der Richtung nach Lüdge war ein Blick in das liebliche Emmerthal offen mit seinen schattigen Nadelwäldern und seinem anmuthig geschlängelten Flusse.

Unter verschiedenen Ausrufungen und Bemerkungen weidete die Gesellschaft ihre Augen an diesem Bilde. Ein zärtlicher Enthusiasmus für die Natur war damals ein Grundton der Zeit; und wenn die beschreibende Poesie uns Spätern mit Recht fast wie Prosa anmuthen will, so stand doch umgekehrt die Prosa dieser Aelteren auch der Poesie wieder näher. Was ein Hölty oder Matthisson sang, empfand und äußerte Jedermann mit einem natürlichen Pathos.

So wetteiferten unsere Wanderer mit manchen preisenden Reden über die schöne Aussicht. Zu der reinen Empfindung gesellte sich dann die Kritik, weil ja der Mensch ein passives Verhalten überhaupt nicht lange ver-

trägt. Man fing an, die Landschaft künstlerisch zu konstruiren. Das Fräulein von Salfeld wollte die Saline entfernen oder in ein ausgebranntes Raubschloß verwandeln, der Bürgermeister hätte den Blick in das Emmerthal gerne vertieft, während der Amtmann und der Physikus Manches am Vordergrund änderten.

Der „Studiosus aus Göttingen," dem man die Ehre des Gastes ließ, und alle Schönheiten sorgfältig zeigte, gerieth in Verlegenheit, daß auch er um sein Urtheil befragt wurde. Er suchte theils auszuweichen, theils half er sich mit gewissen allgemeinen Lobsprüchen, welche zwar den Lokal-Patriotismus, aber die Meinung, die man zu ihm trug, sichtlich nicht befriedigten. Als er den Eindruck merkte, und sah, daß er sein Eigenstes wohl werde herausgeben müssen, sagte er mit möglichster Einfalt:

„Ich gestehe gern, daß ich zu meinem Vergnügen an der Natur eine schöne Gegend nicht brauche. So unläugbar es ist, daß diese den Reiz unendlich erhöht, so ist der Genuß überhaupt daran nicht gebunden. Es sind die Naturgegenstände selbst, die, ohne für sich auf Schönheit Anspruch zu machen, das Gemüth anziehen, und die Einbildungskraft beschäftigen. Ein Fels, ein Baum, ein Wiesengrund kann jene Eindrücke, die ich von der Natur zu erhalten wünsche, mir geben. Wie sehr das Wasser diese Geheimwirkung ausübt, ist bekannt. Sie haben zuvor eine tiefere Aussicht auf die Emmer gewünscht; aber ihr ganzer Lauf kann dem Gemüthe kaum mehr bieten, als ihre kleinste Bucht zwischen Erlen- und Weidenschatten. Dort denke ich mich sitzend und betrachtend, und Blick und Gedanken in den kühlen Grund versenkt. Es ist mir immer sehr begreiflich gewesen, wie man sich einbilden konnte,

daß Niren den am Ufer Weilenden hinabzögen. Es zieht wirklich hinab! es ist Einem, als könne man nur so niedersteigen, ja als müsse man es. Und zwar ohne allen Unwillen mit der Erde, ohne Ueberdruß an dem, was sie bietet, aus reiner Lust an dem Elemente selbst. Diese Lust nun regt mir der kleinste Bach, der stillste Teich auf. Ich brauche nicht weite malerische Stromthäler dazu, ich bemühe mich überhaupt nicht, für die Natur das, was man „Auge" nennt, zu erwerben."

„Allerdings, wenn Sie von der Affektion des Gemüthes sprechen!" sagte der Bürgermeister.

„Von der sprech' ich," antwortete Wilhelm. „Ich suche eine Stimmung in der Natur, ja in meinem Leben überhaupt, die ich nicht nennen kann, und welche doch der Inbegriff aller Glückseligkeit wäre. In Wahrheit das verlorene Paradies! Diese Stimmung oder dieser Zustand müßte ein Etwas sein, welches zwischen Freud', Leid und Gleichgiltigkeit mitten inne liegt; — aber ich bitte, diese Worte, indem ich sie ausspreche, schon wieder zu vergessen, denn sie selbst sind es nicht. Am nächsten käme es vielleicht noch dem Kindeszustande."

„Dichter würden auch sagen: die Liebe ist es," sprach Frau von Salfeld, welche von der Freiheit ihres Alters zu solchen Aeußerungen Gebrauch machte.

„Verzeihung!" sagte der Jüngling bescheiden aber bestimmt. „Ein so ekstatischer Zustand dürfte es entschieden nicht sein."

„Was sagen Sie?! Für das verlorne Paradies, für den Inbegriff aller Glückseligkeit, ließen Sie den Namen Liebe nicht gelten?"

„Ich hasse jeden leidenschaftlichen Zustand. Neigung,

wenn Sie gesagt hätten, eheliche Neigung, das träfe vielleicht."

„Gut also. Aber wie wollen Sie zur Ehe gelangen, wenn nicht durch die Leidenschaft der Liebe?"

Der Jüngling sagte mit Offenheit: „Dafür wird meine mütterliche Freundin sorgen, die verehrungswürdige Henriette Herz in Berlin. Ich hatte das Glück, in ihrem reizenden Kreise fast aufgewachsen zu sein, man kennt dort meinen Charakter, meine Natur und Gemüthsart vielleicht besser als ich selbst, und hat mir längst versprochen zu wählen. Es wird mit Klarheit und Ruhe geschehen und doch mit zartem Sinn und feinem Gefühl. Es wird ganz so geschehen, wie es in der Regel die Leidenschaft nicht thut, ja vielleicht ist es schon geschehen. Vielleicht bin ich, ohne es selbst zu wissen, in diesem Augenblicke Bräutigam."

Die bewunderungswürdige Gelassenheit, womit der Jüngling das sprach, machte einen überraschenden Eindruck auf die Gesellschaft. Einen Eindruck noch anderer Art machte es auf Charlotten. Sie gab vor, nach der Küche zu sehen, und ging hinweg.

Nach Stunden kam, wie er es in Aussicht gestellt hatte, der Pfarrer mit seiner Frau herauf. Das Paar wurde mit lebhafter Freude empfangen, aber die Mutter, nach dem ersten Blick auf ihr Kind, fragte, ob sie geweint habe? Charlotte wurde roth, und sagte: sie habe an Mina gedacht.

Dieser Name wurde hierauf der Held des Gespräches. Die Pyrmonter gedachten ihrer jugendlichen, fast kindlichen Mitbürgerin als einer Erscheinung. Namentlich der Pfarrer beeiferte sich, dem Gaste aus Göttingen dieses preis-

würdige Mädchen zu schildern. Er sprach mit einer Wärme von ihr und von der Kunst, die den alten Mann fast verjüngte. „Und da drunten liegt sie nun mit ihrem wachsgelben Köpfchen unter dem Leichenflor, und die Sonne scheint auf die Fenster des Hauses und vergoldet sie wie alle übrigen in Pyrmont!“ So schloß der Pfarrer. Und Alles sah auf das Städtchen und auf die sinkende Sonne, und sah sich gegenseitig an. Es war, als begriffe man hier oben in der frischen Luft nicht, daß der Tod sein könne.

Im Nachhausegehen sprach man noch viel von dem Mädchen.

Wilhelm, nach Berliner-Großstädtersitte, bot Charlotten den Arm. Sie schlug es aus. Mit einbrechender Dunkelheit kam die Gesellschaft in's Städtchen.

So endete der Tag. —

Den andern Morgen begann Jedermann in unserm Freundeskreise mit den Vorbereitungen zu dem Leichenbegängnisse, welches heute gehalten wurde. Die jungen Mädchen schafften in Bändern, Blumen und Flittern mit dem erdenklichsten Aufwand ihres Geschmackes und ihrer Rührung: Charlotte hatte ab und zu einen regen Verkehr mit ihren Pyrmonter-Gespielinen. Eine Herzlichkeit war es, welche mit theuren Worten anerkannt wurde, daß auch der Gast aus Göttingen sich mit Theilnahme anschloß. Er wußte seiner Aufmerksamkeit allen Schein zu nehmen, und bot sie im Wesen doch wahr und lebensvoll wie Einer der Einheimischen. Sein Zusammentreffen mit Charlotten hatte an diesem Tage einen eigenen Reiz für das Mädchen. Es konnte nicht fehlen, indem er sie mit ihren Freundinen über den kunstfertigen Arbeiten traf, daß er mit

Rath und Versuch gelegentlich eingriff. Aber um wie vertraulicher, als vieles Gespräch, ist eine einzige Stunde handlicher Thätigkeit unter Menschen! Die Jungfrau erträumte sich gern das augenblickliche Bild solch geselliger Häuslichkeit zum unendlichen, eine schmerzliche Freude umhauchte ihre weibliche Nähe, und Wilhelm, den wärmeren Hauch dieser Stunden empfindend, fragte sie arglos, warum sie gestern Abends ihm aus dem Wege gegangen? Die Antwort schwebte ihr auf der Zunge: wie sollte sie den Arm eines Mannes nehmen, welcher „vielleicht Bräutigam ist?" Aber sie wagte es nicht, dieses beziehungsvolle Wort. Sie schwieg und wurde bloß roth. —

Die lieblichste Maiensonne schien in das Grab der jungfräulichen Mina. Charlottens Vater war von Vielen aufgefordert worden, die Grabrede zu halten; aber er fürchtete, seinen Collegen, den Pyrmonter Stadtpfarrer, zu kränken, welcher, alt und schwach, auf die Ausübung seiner Amtspflicht nur um so eifersüchtiger geworden. Die Rede wurde denn auch — ein Stück erfüllter Pflicht! Jedermann fühlte das Unzulängliche derselben, und ergänzte sich die Beredsamkeit des Greises aus eigenen Kräften.

Jammervoll zog der Schmerz der Eltern durch die lachenden Fluren dahin. Das wonnevolle Blühen der Natur regte sie immer von Neuem auf, die Blüthe ihres Kindes zu beweinen. Lenz und Jugend, sonst nur im Bilde auf einander bezogen, wurden, wie es schien, im Ernste als Eins genommen, und man kam aus dem grausamen Widerspruch nicht heraus, daß der todten Natur das Recht ihres Lenzes unverkürzter bleiben sollte, als einem fühlenden Menschen das seine. Auch beredtere

Tröster verfingen sich in dieser Vermischung des Bildlichen mit dem Wirklichen.

Wilhelm, der aus Bescheidenheit lange geschwiegen hatte, nahm endlich auch das Wort. Er sagte:

„Wäre der Schmerz um ein geliebtes Leben nicht heilig und unverletzlich, so würden wir es wagen dürfen, mit der Gedankenklarheit auch dieser grimmigen Naturkraft beizukommen. Warum beneiden wir den Lenz? Das, was wir Lenz nennen, ist kein einfaches, sondern ein zusammengesetztes. Nicht mit dem Lenz, sondern richtiger mit einer bestimmten Blume des Lenzes müßte das jugendliche Einzelnleben verglichen werden. Also mit welcher? dürften wir dann fragen. Und zur Antwort bekämen wir die Wahl unter lauter Vergänglichkeiten. Schneetröpfchen und Primel, Veilchen und Löwenzahn, Vergißmeinnicht, Goldlack, Flieder, Rose — sie alle kommen und gehen. Wenn das eine blüht, hat das andere abgeblüht. Auch der Lenz hat seine Leichen! Er ist eine Folge von lebenden und sterbenden Erscheinungen."

„Das ist wahr!" sagte der Physikus.

Wilhelm fuhr fort:

„Ueberhaupt will es mir scheinen, daß viel gewonnen wäre, wenn wir uns eigen machen könnten, die Welt des Vorhandenen von Individuum zu Individuum aufzufassen, anstatt in Gattungsgruppen. Bei dem Tode eines Jugendlichen, z. B., entspringt unser Schmerz aus der Vorstellung, daß ein Mensch siebzig Jahre leben kann, und nun schmerzen uns all' die Jahre, die er nicht gelebt hat. Aber der Mensch, der siebzig Jahre lebt, ist ein Phantasie-Mensch. Der wirkliche Mensch stirbt in jedem

Alter: von der ersten Minute bis zum hundertdreißigsten Jahre. Beneiden Sie die Eltern, welche ihre Kinder über das sechszehnte Jahr behalten, so werden sie umgekehrt von Eltern beneidet, welche ihre Sprößlinge schon mit zwei und drei Jahren verloren. Warum sehen Sie auf die Jahre hinaus, welche Mina noch hätte leben können? Blicken Sie auf jene zurück, welche sie wirklich gelebt hat. Sie hätte leben können! Wie billig scheint dieser Wunsch bei einem sechszehnjährigen Mädchen, und doch ist er unmöglich. Hätte sie leben können, sie hätte wirklich gelebt. Sie schließen von der Lebensfähigkeit anderer Menschen auf die Ihres Kindes — aber der Schluß ist falsch. Jeder Mensch lebt nach seinem eigenen Gesetze. Mina lebte nach dem ihrigen. Sie dürfen und sollen vergessen, daß außer ihr Menschen mit einer andern Lebensdauer leben. Die Menschheit ist in der That nicht vorhanden, sondern stets nur der Mensch."

„Bei Gott, der junge Mann distinguirt wie ein Lessing!" murmelte der Bürgermeister, indem er den Pfarrer anstieß.

„Wie meint es der fremde Herr?" fragte die Frau des Konrektors unter ihren Thränen. Wilhelm wurde von allen Seiten aufgefordert, sich noch verständlicher zu machen.

Der Jüngling sagte: „Nehmen wir zu einem Gleichnisse unsere Zuflucht. Ich habe gesagt, die Natur hatte für Mina weniger Lebenskraft, als für andere. Zugleich wollte ich sagen, das könne Ihrer Freude an Mina's Dasein keinen Abbruch thun. Stellen wir uns also Folgendes vor. Nehmen wir an, die Natur wäre ein großer

und berühmter Bildhauer, von welchem Jeder eine Statue zu besitzen wünscht. Nehmen wir an, auch Sie wären zu diesem Bildhauer gekommen, und hätten die lebensgroße Figur eines schönen Mädchens gewünscht. Der Bildhauer aber hätte gesagt: Liebe Frau, das kann ich nicht. Ich habe in diesem Augenblicke des Erzes oder des Marmors nicht genug, um eine lebensgroße Figur herzustellen. Wollen Sie aber ein Figürchen etwa von einer Spanne, so bin ich erbötig, das so anmuthig, so schön und lieblich zu machen, als ich nur kann. Was hätten Sie geantwortet? Mit tausend Freuden! Nun sehen Sie! Wenn Sie diesen Vertrag mit der Natur wissentlich eingegangen wären, so billigen Sie ihn nun auch unwissentlich. Denn was ist ein Todestag anders? nicht ein Tag des Verlustes, sondern ein Tag, der uns bloß die Bedingung nennt, auf welche hin wir ein geliebtes Leben besessen haben. Aber die Bedingung selbst würden wir eingehen; — nicht wahr?"

Die guten Pyrmonter hörten das Alles mit großer Andacht. Das Zeitalter war so philosophisch empfänglich, und doch hatte Philosophie auf den meisten Punkten den Kirchenglauben noch nicht abgelöst. Es klang so neu, über den Tod eines Menschen zu trösten, ohne Himmel, Wiedersehen, Gott und Unsterblichkeit zu nennen; daß aber eine wirkliche, eine fast zwingende Tröstung in Wilhelms Worten lag, konnte sich Niemand verhehlen. Besonders der Bürgermeister und der Physikus lobten Wilhelms Gedanken über die Maßen. Charlottens Herz schlug hoch zu dem Eindruck, den sie den Jüngling hervorbringen sah.

Das Mädchen war in einer beklemmenden Stimmung. Sie fühlte diesen Fremden gegen ihren Herzensfrieden

heranschreiten mit einer Macht, welche fast stündlich größer wurde. Er selbst aber schien unbewegt und unbeweglich. Sie begriff diese Ruhe nicht. Wenn sie bedachte, daß sie ein schönes Mädchen sei — und daß sie das sei, wußte sie doch: — so meinte sie, nur eines Winks bedürfe es, um sein Herz aufzuwecken. Aber dann fühlte sie wieder: was schön ist, wirkt durch sich selbst, und der leiseste Wink sei unwiederbringlicher Tod! Also war sie doch wohl nicht schön? Sie wußte nicht, was sie denken sollte. Es wurde ihr leicht, sich rasch in das Gegentheil zu stürzen, sich Reiz und Lieblichkeit des Daseins abzusprechen, sich ganz und gar zu verwerfen, und ihr junges, nach Empfindungen lechzendes Herz mindestens an den Genüssen der Selbstpeinigung zu sättigen.

Sie blieb gegen das Ende des Weges mehr und mehr von der Gesellschaft zurück. Man glaubte, sie trauere um Mina, und trug, nicht ohne Humor im Ernste, dem „Spinoza aus Göttingen" das Ehrenamt auf, ihr zuzusprechen.

Wilhelm aber, sobald die Gelegenheit des Pfades dem Paare erlaubt hatte, sich abzusondern, begann zu Charlotten: „Ich glaube nicht, daß die Gesellschaft Sie richtig verstanden hat, Fräulein. Wenn ich rathen darf, so waren Sie mehr mit sich selbst beschäftigt, als mit Ihrer Freundin?"

Charlotte fühlte all' ihr Blut in den Wangen. „Warum vermuthen Sie das?" preßte sie mit Mühe hervor.

„Ich könnte es ohne Subtilität kaum sagen," antwortete Wilhelm, „es ist Gefühlssache. Und dann hatten Sie gestern einen Moment — ich bin unabsichtlich ein

Zeuge geworden — den ich damit in Verbindung bringe. Es war ein lebhaftes Gespräch mit Ihrem Vater, oder besser, das Ende davon. Sie erinnern sich?"

Das Mädchen wußte sich nicht zu fassen. Welch ein Augenblick war da! Sie fühlte, wenn sie diesen Augenblick ergriff, so wurde dem Herzen, dem sie so heiß zu begegnen wünschte, ihr ganzes Inneres offenbar. Sie fühlte aber auch, wie wenig sie fähig blieb, solch ein Gespräch, hatte es einmal seinen Lauf, mit Zurückhaltung zu beherrschen. Was sollte sie thun? Ihr weiblicher Instinkt siegte. Sie warf sich in den Strom.

Unter erstickenden Herzschlägen begann sie: „Ich bin in einer peinlichen Lage. Ich verehre meinen Vater unaussprechlich, und kann den Gedanken nicht fassen, ihm einen Wunsch zu versagen. Mein Vater aber wünscht mich mit einem Manne zu verbinden — der meinem Herzen gleichgiltig ist."

„Sie sind jung. Kennen Sie Ihr Herz?"

„O, es ist die einzige Kenntniß, die der Jugend verliehen ist!"

„Wenigstens der Glaube an das Herz ist der Jugend verliehen. Ein schöner Glaube! Die Götter schenken ihn nur ihren Lieblingen."

Charlotte war zu unerfahren, sie kannte den Weltton gegen ihr Geschlecht zu wenig, um sich auf den Unterschied zu verstehen, einen Mann hoch, aber eine Artigkeit von ihm gering zu achten. Die Artigkeit des Jünglings machte ihr Muth. Feuriger fuhr sie fort: „Ja, es ist süß, der Stimme des Herzens zu glauben; durch sie spricht die Gottheit! Das Herz ist der einzige Leitstern zum Glücke.

Was leitet mich denn, wenn ich dem Herzen nicht folge? Die Vernunft! Aber die Vernunft hat ihre Zweifler! Das Herz allein überzeugt mich. Kann ich zweifeln, ob ich bin, athme, lebe, und was in mir lebt, und welche Bilder mir vorschweben, und welche Ideen mir eingeboren sind? Träume der Dichter sollen mein Ideal sein! Aber sagt man nicht Kindern schon, Träume können nicht erfinden, nur zusammensetzen? Woher denn hätten Dichter ihre Träume, wenn nicht von wirklichen Idealen?"

„Gewiß! Alles Gedachte ist eben so wirklich, wie alles Sinnliche."

Charlotte verkannte den verhängnißvollen Sinn dieses Ausspruches, und fuhr in ihren eigenen Gedanken fort: „Warum bildet und verfeinert man die Herzen, wenn sie im entscheidenden Augenblicke ihren Ansprüchen entsagen sollen? O Gott, es wäre ja grausam! Soll mein Ideal falsch sein, bloß weil es unnennbar ist? Soll der nächstbeste Mann darum Recht behalten gegen mein Ideal, bloß weil er dasteht, während das Ideal unkörperlich ist? Aber wer darf behaupten, daß es nicht einst verkörpert sein wird? Wer darf behaupten, daß ich mir ein Ideal denke, welches lebensunfähig ist? Das muß ich selbst fühlen! Das ist's, was kein Mensch außer mir mich überzeugen kann; das überzeugt mich das eigene Herz. Und ich weiß, es ist, es ist lebendig, dieses Ideal! Kein Mensch kann mir den Glauben daran rauben. Ich selbst könnte es nicht, wenn ich wollte. Es ist! und so wahr ich es im Herzen empfinde, mit Augen sehe, mit allen Sinnen wahrnehme, so kann ich nichts thun, als treu und heilig daran glauben, und fort und fort bilden und bessern an mir,

damit ich mich ihm nähere, mich seiner würdig mache, und im beglückten Augenblick mit reiner Hand es empfange."

„Recht so!" rief Wilhelm zu diesen Worten; „und diese Heiligung der Person, diese Rückwirkung des geglaubten Ideals auf uns selbst ist zugleich das verwirklichte Ideal. Anders existirt es nicht. Das Ideal in der Außenwelt suchen ist eine sinnliche Täuschung, wie es eine sinnliche Täuschung wäre, dem Echo nachzugehen oder dem Regenbogen. Das Ideal sucht nicht, denn sein Charakter ist ja das vollendete Haben. Der Idealist fordert nicht von der Welt, er gibt ihr. Idealistisch ist: nicht bedürfen!"

Damit endete dieses Gespräch. Zwei Schicksalswege gingen von hier an entscheidend auseinander. —

Es war Abend geworden. Unter der sinkenden Sonne hatte sich eine elektrische Schichtwolke gebildet, in welcher dumpf ein Gewitter brütete. Von Zeit zu Zeit zuckte ein Blitz in der mattgrauen Dunstmasse auf, und huschte mit blendendem Widerschein über den Wasserspiegel der Emmer. Die Luft war schwül, die Schwalben flatterten dicht und unruhig — aber kein Blatt am Baume regte sich, die stille Fläche der Emmer furchte kein leisester Hauch.

Im Flußthale der Emmer zwischen Erlen und Weiden wandelt jetzt Charlotte. Sie hatte einen Vorwand gefunden, das Städtchen zu verlassen, und war dem Drange nach Einsamkeit gefolgt. Bewußtlos überließ sie sich dem Labyrinth der Spaziergänge und dem tieferen ihrer Gedanken. Ihr Herz weinte bitterlich. Der prangende Aufschwung eines begeisterten Augenblicks war grausam gerächt worden. Gefühle, mit glühendster Ueberzeugung preis-

gegeben, waren preislos geblieben. Nicht Herz zum Herzen hatte gesprochen; von seiner hohen marmorenen Stirn herab hatte der jugendliche Gott Gedanken geholt, und ihre Blumen hingemäht mit dem Sichelschwung einer philosophischen Definition!

Charlotte, ein Kind jener zärtlichen Zeit und fast jenes Jahres, welches dem Werther sein Dasein gegeben, hatte keine Ahnung davon, daß der Dichter des Werther selbst, und die gebildete Jugend mit ihm, längst einer andern Humanität opferten. Sie wußte nicht, indem sie einem dunklen westphälischen Flüßchen nachschlich, daß der Genius Deutschlands auf den Meeren Homer's segelte und statt Lotten Iphigenien gab. Sie verstand Wilhelms Philosophie und die veränderte Devise der Zeit nicht, welche nicht mehr Mitgefühl, sondern Selbstgefühl lautete. Sie hatte die Worte gehört, aber begriff ihren Sinn nicht. Die Arme! Sie begriff nicht, daß sie hier wandelte wie die Romantik selbst, geschieden von der Antike.

Aber daß sie geschieden war, von einem Wesen geschieden, welches zum zweitenmale ihr nicht mehr auf Erden begegnen konnte, das begriff sie mit schmerzlicher Klarheit. Ich hasse jeden leidenschaftlichen Zustand, hatte er von sich selbst gesagt, und sie gestand sich, daß Leidenschaft ihr ein Bedürfniß wie Luft und Licht war.

Das Thal wechselte mit lieblicher Scenerie vor ihrem Auge, und dieses hing unwillkürlich daran. „Wie schön in der sinnlichen Natur die Dinge sich scheiden!" seufzte sie vor sich hin, „wie harmonisch eins vom andern sich loslöst! Was ist das Angenehme in einer Landschaft anders, als — die Entfernung! der Abstand! Ach, warum ist es

nicht auch im Geistigen so? Warum kann ein Herz zerreißen, wenn Menschen auseinander treten, Wesen für sich stehen — und es geschieht doch nichts, als daß Jedes seinen eigenen Raum einnimmt?" Thränen füllten ihr Auge — da stürzten auch in der äußern Natur die Umrisse wirr durcheinander.

Auf dem Wege nach Lüdge her kam ein kleines Mädchen gegangen. Charlotte kannte das Kind; es war von denen, welchen sie gestern Flieder gepflückt. Die Erinnerung an jenen ersten Augenblick ging wie ein Dolch durch ihr Herz; sie wich dem Frohgesichte der Kleinen aus, und drängte sich flußwärts in's Weiderícht.

Der vollgesegene Boden wich fast unter ihrem Fuße, wie dicht sie an die Gränze des fremden Elementes herantrat. Es war eine stille, unergründliche Bucht, welche sich hier eingetieft hatte. Charlotte stand unbeweglich vor dem Anblick. Ihr Auge lag wie bezaubert auf dem geheimnißvollen Wasserspiegel.

„Es ist Einem, als könnte man nur so niedersteigen — ja als müßte man es!"

Sie spielte träumerisch mit dem Sonnenschirm im Wasser.

„Und zwar ohne Unwillen, hat er hinzugesetzt, aus reiner Lust an dem Elemente . . . O, er ist selbst ein Elementargott! die ganze Natur ist ihm zum Genusse da, und der Tod selbst wäre es."

Sie sah starr vor sich hin. Es war, als ob sie ihren eigenen Worten nachdächte.

„Er bedarf nicht! das erkenn' ich. Er strebt zum

Ganzen und das Ganze zu ihm. Sein Denken und Wollen, scheint's, beglückt ihn um so mehr, je mehr es vom Einzelnen losgelöst die Welt selbst zum Gegenstande hat. Das Einzelne also — wie wird mir? — träte ihm eben dadurch näher, daß es ihm ferner tritt? daß es vom Leben nicht diese oder jene Befriedigung heischt, sondern das Leben selbst als Befriedigung nimmt? mit Gott und Natur Eins wird? Ein hoher Standort! Für den Mann vielleicht ein wahrer und möglicher. Aber die weibliche Natur verkennt er. Ja, besser fass' ich seinen Geist, als er mein Herz."

„Aber das ist ein Frevel. Eine Anmaßung. Auch dem Frauenherzen räumt er diese Höhe ein. Ja, noch entschiedener! Das Weib, sagt er, müßte leichter sich selbst entäußern können, müßte schmiegsamer dem Fremden sich anzufügen wissen. Das waren seine Worte. Sind sie falsch, oder sind's deine Träume, arme Charlotte? Du sollst nicht wünschen, nur gewünscht werden! Glücklich sein, indem du glücklich machst! Aber ist das möglich? Doch was frag' ich? Er hat es gesagt! Es muß möglich sein. Ha, wenn ich es könnte — weil er es gesagt hat?!" —

„Nun, da bist Du ja," scholl auf einmal eine Stimme neben ihr; „Dank der kleinen Gully, so find' ich Dich endlich. Dieses einsame Treiben! Höre, mein Kind! Ein Brief aus Rennheim ist da. Viele zärtliche Grüße und diese Perlenschnur für Dich."

„Gut, liebster Vater. Und wenn Du ihm schreibst, so sag' ihm: ich bin seine Braut."

Der Pfarrer traute seinen Ohren nicht. „Es muß auch nicht allzueilig sein," sagte er fast erschrocken. „Hast Du dies fromm überlegt, mein Kind?"

„Die Frist zur Hochzeit behalt' ich mir vor, aber mein Wort geb' ich sogleich; — daß ich gebunden bin!"

Der alte Herr war ganz überrascht. „Was nicht Geschenke thun!" murmelte er für sich; und Vater und Tochter gingen nach Hause.

Hinter ihnen aber erhob sich der Gewittersturm, und als der Pfarrer zu Hause den Brief vorzulesen anfing, krachte der erste Donnerschlag. —

In der Nacht hatte sich das Gewitter entladen, und ließ dem Morgen eine bezaubernde Frische zurück. Wer Sinn und Kraft für Naturgenuß hatte, eilte in's Freie. Unsere Gesellschaft entwarf einen kühneren Plan heute, und betrieb einen Spaziergang nach Friedenthal. Auch Konrektors schlossen sich an, nicht ohne den lebhaften Wunsch, der Studiosus aus Göttingen, den sie dankbar verehren gelernt, möchte Theilnehmer sein. Wilhelm kam, und sagte, „er hätte um so eher das Vergnügen gesucht, als der heutige Tag der letzte von den dreien sei, welche er zu seinem Pyrmonter-Ausflug sich vorgesetzt. Morgen gehe er wieder nach Göttingen." Der Bürgermeister, welcher um diesen Vorsatz gewußt, hatte aus der Umgegend noch einige „Studirte" gebeten, deren Gesellschaft in Bezug auf gelehrtes Interesse mitzuzählen pflegte.

Das gab ein schwärmendes Leben! Wie eine Bienen-Myriade in einem blühenden Lindenwipfel wühlt, so wogte das Gespräch, unzählige Gedanken fördernd, an allen Zweigen und Stoffen des Daseins herum. Und auch die königliche Würde fehlte nicht in diesem Gedanken-Bienenschwarm der Gesellschaft.

Charlotte erhielt von dem Austausch so vieler gelehr-

ter und unterrichteter Männer den Eindruck, daß zwar Jeder auf seinem Boden eine gewisse Art von Bildung und Wissen zu einseitiger Vollkommenheit gebracht, aber der junge Märker überragte doch alle an Neuheit und Tiefe des geistigen Ueberblicks. Und mehr oder minder sprach sich auch in den Uebrigen das Gefühl aus, daß hier die Jugend eines Menschen wandle, dessen Name einst groß sein wird.

Charlotte erfreute sich in vollen Zügen seiner Gegenwart. Sie war tapfer entschlossen, von dem heutigen Tag nur den Genuß zu nehmen und sein Weh zu bezwingen. Sie verglich sich selbst im Stillen mit der Tochter Jephtha's, welche lustwandelnd und Lieder singend über die Fluren Israels zieht — bevor sie geopfert wird.

Im heitersten Stundenflug war es Mittag geworden. Nach eingenommenem Mahle vertheilte sich die Gesellschaft im Waldschatten; die meisten lagerten sich, und genossen ein Schläfchen, die Uebrigen wandelten, wie Schatten im Elysium, zwischen den Bäumen umher.

Von den letzteren waren auch Wilhelm und Charlotte. Als sie die grundlose Stille umher nur durch den Laut ihrer eigenen Tritte belebten, kein Blatt rauschte, kein Käferchen schwirrte, und die ganze Natur nicht hörbarer ging, als eine Spinne über ihre Fäden: da zog Wilhelm sein Taschenbuch, nahm zwei Blätter daraus, und sagte zu Charlotten: „Dieser Augenblick der allgemeinen Ruhe scheint der geeignetste, Fräulein, daß wir unsre Gedenkblätter gegen einander austauschen. Sie gönnen mir doch ein Plätzchen in Ihrem Stammbuche? Was mich betrifft, so werden die Zeilen, die Sie mir schenken wollen, zu meinen liebsten Besitzthümern zählen."

Mit diesen Worten beschrieb er eines der beiden Blätter, gab es Charlotten, und bat sie, das andere für ihn zu beschreiben.

Charlotte verfärbte sich. Die Stunde des Abschieds überwältigte sie. Noch hatte sie nicht an's Schreiben gedacht, obschon der übrige Tag, das fühlte sie, ein so reines Beisammensein, als hier der Jüngling ergriffen, nicht mehr begünstigen konnte. Sie nahm mechanisch die Blätter in die Hand. Sie stierte mit schwimmenden Augen auf Wilhelms Zeilen, die sie kaum den Muth hatte zu lesen. Wußte sie doch, was sie nicht sagten!

Zaudernd beschrieb sie ihr eigenes Blatt. Sie that es mit großer Zerstreutheit. Es war ihr fast gleichgiltig, was sie schrieb, wo es galt, Alles zu verschweigen. Sie benützte die Pause nur, um ihre Fassung zu sammeln.

Nein, nicht so konnte es enden! Sie fühlte ihr Herz wogen, ihre Thränen hervordringen, sie war in Gefahr, Alles zu verrathen, wenn sie nicht Etwas verrieth.

So sagte sie, indem sie das Blatt dem Jüngling darreichte: „Ich bin ein unbedeutendes Mädchen: diese Zeilen sind Ihrer sicherlich unwerth. Aber schmeichelhafter wird es Ihnen sein zu hören, daß ich Ihnen auf mein Schicksal selbst einen Einfluß eingeräumt habe. Ich ließ dem Manne, der meinem Ideale nicht sehr entspricht, noch gestern Abends meine Hand zusagen. Ich that es in Beherzigung Ihrer Gedanken und Reden. Ich fand — oder entschloß mich zu finden, daß Sie recht hatten. Nicht das soll die Frucht einer idealischen Seelenstimmung sein, daß sie einem Ideale zu begegnen sucht, denn das wäre Egoismus. Sondern darein sollen wir unser Glück setzen,

und darauf sollen wir hoffen, daß wir den Menschen, wie er von der Natur gegeben ist, zu uns heraufziehen; wir sollen ihn zu einem Ideale *bilden* — mit frommer Hand, mit liebender Geduld. Der Idealist fordert nicht von der Welt, er gibt ihr, haben Sie gesagt. Und dazu habe ich mich seit gestern — herabgestimmt."

Der Jüngling sah betroffen. Nach einem Augenblicke antwortete er: „Ich wünsche vom Herzen, Fräulein, daß dieser Schritt zu Ihrem Glücke ausschlagen soll."

Charlotte hatte eine wärmere Antwort erwartet. Ganz muthlos, sagte sie wehmüthig, fast bittend: „Das sind nicht Worte des Beifalls! Ich bin wohl unfähig, ihn zu verdienen?"

„Mein Beifall!" lächelte Wilhelm. „Sie werden Ihr Glück Ihrem Herzen zu danken haben, nicht dem Beifalle meiner Philosophie."

„Doch sagen Sie mir meinen Irrthum. Denn daß ich Sie mißverstanden habe, sehe ich klar!"

Wilhelm antwortete: „So viel Sinn für das Wahre macht es leicht, jedes Mißverständniß auszugleichen. Wir sprachen von dem Charakter des Idealismus. Der Idealist, durft' ich behaupten, kann sein Ideal nicht in der Außenwelt suchen, denn es existirt nirgends, als in seinem Innern. Das scheinen Sie verstanden zu haben; — insofern verstanden, als ich Sie sagen höre, Sie verzichten darauf, einem Ideale zu *begegnen*. Aber, setzen Sie sogleich hinzu, Sie gedenken den Mann, dem Sie sich zusagen, zum Ideal zu *bilden*, *heraufzuziehen*. Und hier, glaub' ich, liegt der Mißverstand. Unter einem veränderten Namen ist das ja eben nur wieder das Bedürf-

niß eines „veräußerlichen" Ideals. Denn ein Ideal fertig vorfinden, oder ein Ideal sich erziehen, macht wohl nur im Worte einen Unterschied."

„Und so war mein Schritt falsch!" flüsterte Charlotte erbleichend.

Wilhelm erlauschte diese Worte, und sagte: „Nicht doch, meine Liebste. Höchstens die Voraussetzung war falsch, unter der Sie ihn machten. Sie werden schön fühlen, edel denken, gut handeln, Sie werden lieben. Wenn das Alles von Ihrem Gatten erwidert wird, so ist's gut, aber zu Ihrem Glücke ist es nicht nothwendig. Wenigstens nach meiner Meinung nicht. Sondern schön fühlen, edel denken, gut handeln, lieben können und liebenswerth sein, das — will ich behaupten — ist allein schon das Glück. So zu sein wie man ist, das natürliche Maß seiner Kräfte ausströmen zu lassen, wie eine Blume aufblüht und abblüht, unter Wirkung und Gegenwirkung seine Bahn zu vollenden . . ."

Wilhelm hielt inne. Er sah denkend vor sich hin, gespannt, energisch. „Halt," sagte er, „geben Sie mir mein Stammbuchblatt wieder. Mich dünkt, ich kann etwas Besseres aufschreiben, als das Gekritzel von zuvor. Das Schlagwort meiner Philosophie schwebt mir vor — es ist ein schlichter, faßlicher Reim — und so muß es auch sein, wenn es wirken soll." Er zerriß das Blatt, nahm ein anderes aus seinem Taschenbuch, und schrieb, nachdem er noch einige Augenblicke nachgedacht hatte, mit fester, fertiger Hand. „Da haben Sie meine ganze Weisheit!" sagte er und gab das Blatt an Charlotten. Charlotte las:

Nicht Schmerz ist Unglück, Glück nicht immer Freude:
Wer sein Geschick erfüllt, dem lächeln beide.

„Wer sein Geschick erfüllt" war unterstrichen.

„Nun, — so will ich mein Geschick erfüllen!" murmelte Charlotte in sich hinein.

In diesem Augenblicke hörte man einen Schrei im Walde. Es war der Physikus, welcher aus seinem Schlafe aufschrie. Der Schrei erweckte die Uebrigen, welche geschlafen hatten, und im Nu lief die ganze Gesellschaft zusammen und schaarte sich um den Physikus. Dieser sprang auf mit rollenden Augen, verstörtem Gesichte und dicker Angstschweiß stand ihm auf der Stirne. Er musterte die Gesellschaft mit wilden Blicken, diese sah erschrocken auf ihn. „Ah," rief er aufathmend, „es war also ein Traum! Aber man soll am Nachmittage nicht schlafen. Welch ein Traum war das!" Und nun erzählte er, was er geträumt hatte. Es war gräßlich genug, so gräßlich, daß er auch der wachen Gesellschaft einen Theil seiner Aufregung mittheilte. Im Nachhausegehen unterhielt sich Alles über Ahnungsvermögen, Traumbedeutungen und über die „Nachtseiten des menschlichen Lebens." Das war ein Thema, welches dem jungen Olympier aus Göttingen nicht zusagte. Er schwieg beharrlich dazu — Charlotte hörte keines seiner Goldworte mehr.

Der Abend kam, man näherte sich dem Städtchen — mitten in voller Gesellschaft wurde Abschied genommen. Charlotte und Wilhelm sagten sich Redensarten.

Und so war der dritte dieser drei Tage zu Ende. —

Ein ganzes Jahr noch ließ Charlotte vergehen, bis sie dem Bräutigam aus Nennheim ihr Eheversprechen er-

füllte. Die Ehe war nicht glücklich. Eine beschränkte und arme Natur stand einer reichen und lebensvollen gegenüber. Kein Wunder, daß Charlotte der Täuschung erlag, vor welcher sie Wilhelm vergebens gewarnt hatte: sie suchte ihr Ideal, die Lichtspiegelung ihres eigenen Herzens in einem äußeren Bilde. Ihr Roman war nicht glücklicher als ihre Ehe. Der Geliebte schwankte, aber der Gatte war eifersüchtig. Charlottens leidenschaftliches Herz in der Mitte lechzte nach Entscheidung. Sie gab der Eifersucht Waffe um Waffe in die Hand, sie selbst drängte vor Gericht. Es ereignete sich jene berühmte Gerichtsscene, welche unter den Zeitgenossen so großes Aufsehen gemacht, und welche wohl einzig in ihrer Art auf deutschem Boden gehandelt hat. Das junge dreiundzwanzigjährige Weib bekannte sich selbst für schuldig — und sie war unschuldig! Aber um jeden Preis — sogar um diesen — sollte die Ehescheidung erzwungen, sollte der Geliebte von der Größe ihrer Liebe überzeugt werden. Sie machte es im bittersten Ernste wahr, was sie damals in Pyrmont zu ihrem Vater gesprochen: Nicht den geächtetsten Namen, nicht Schmach, Elend, Verfolgung und Tod will ich scheuen, wenn es gilt, einem Manne mich zu opfern, welcher ein ächter König der Schöpfung, welcher ein ächter Herr und Sieger meines Herzens ist. Armes Weib! Wohl war er ein Herr und Sieger ihres Herzens, aber ein König der Schöpfung war er nicht. Er verstand sie nicht die verirrte Großmuth seiner Geliebten; er sah nur die Verirrung, nicht die Großmuth. Er fiel ab. Charlotte hatte sich vergebens geopfert, sie erreichte nichts, als die Ehescheidung.

Befleckt am Namen und rein im Bewußtsein verschwand sie hierauf in der Dunkelheit. Lange bittre Jahre

gingen über sie hin. In dem allgemeinen Ruin, welchen der französische Eroberer über Deutschland verhängte, ging auch Charlottens Besitz zu Grunde. Sie griff zu ihrer Hände Arbeit. In einem einsamen Stübchen zu Kassel saß mehrere Jahre lang eine feine, noch schöne Frau, welche den Leuten, wenn sie für den üppigen Hof Jerome's Flitter bei ihr abholten, zu dem Flitter Gedanken zu geben wußte. Die seltene Putzmacherin ward mancher Dame und manches Cavaliers stille Bewunderung.

Auch diese Tage zerrannen. Neue, herbere Prüfungen brachte das Schicksal. Krankheit und geschwächtes Augenlicht machten die schon alternde Frau selbst für den Broderwerb bange. Es kam der Tag, wo sie rathlos die Hände sinken ließ, und ihr beängstigtes Auge hinaussandte — nach einem Menschen!

Da tauchten die drei Tage in Pyrmont wieder auf vor ihr. Der Studiosus aus Göttingen war ein hellleuchtender Name im deutschen Vaterlande, er war Minister, er war ein Gelehrter und Schriftsteller vom ersten Range geworden. Charlotte meinte, er brauche deßwegen nicht aufgehört zu haben, ein guter Mensch zu sein. Sie schrieb an ihn. Und jetzt bewährte es sich, daß edle Seelen sich nicht auf der Linie des Zufalls begegnen, sondern daß jede Stunde ihres Lebens ihr ganzes Leben enthält. Die drei Tage in Pyrmont hatten einen Sinn gehabt, welcher sofort weiter wirken konnte. Das Mädchen, welches den Sturm und Drang ihrer Zeit in der Stille einer weiblichen Seele durchgemacht, und die Frau, welche, den besten Frauen der Geschichte gleich, in Entsagung und Arbeit die ideale Ueberlegenheit der Menschennatur über Welt und

Geschick erprobt hatte: sie waren dem klassisch gebildeten Freund ein- und dieselbe geistverwandte Erscheinung. Er kam ihrem Vertrauen mit Zartheit und Hochachtung entgegen. Charlotte verehrte ihn schwärmerischer, denn sie verstand ihn besser, war ihm ähnlicher, als je. So entstand oder setzte sich fort jenes zarte, sinnvolle, durch die edelsten Bildungs- und Gemüthskräfte getragene Bündniß, wovon eines der schönsten Denkmäler der deutschen Literatur Zeugniß gibt:

Wilhelm von Humboldt's Briefwechsel mit einer Freundin.

Der Dichter des Don Juan.

Auf dem Gracht zu Amsterdam stand noch vor wenigen Jahren ein kleines baufälliges Häuschen, das Eigenthum einer alten Höckerin, welche mit Häringen handelte. Die Höckerin war die Wittwe eines Ewerführers, welcher eines Tages das Unglück hatte, mit einer unvorsichtigen Wendung seines Kopfes unter ein von Pferden gezogenes Schiffsseil zu gerathen, bei welcher Gelegenheit das Seil ihm den Kopf von dem Rumpfe riß. Der Ewerführer aber war der Sohn eines Schneiders und der Majoratserbe des besagten baufälligen Häuschens.

Das Häuschen hatte nur drei schmale Fensterchen Front und zwei sogenannte Gestöcke, welche aber so niedrig waren, daß sie beide zusammen nicht die Höhe der Belétage des nebenstehenden Kaufmannhauses erreichten. Es war ein „Fachbau," d. h. die gemauerten Wände mit Balken durchschossen, deren Lagen und Widerlagen gleichlaufende Linien und schiefe Einsätze, allerlei geometrische Figuren bildeten oder vielmehr gebildet hatten, denn diese schönen Zeiten waren längst dahin. Die Balken hatten sich „geschwungen" und ihre ursprünglichen Lagen mehr oder minder verändert, wodurch das darauf und dazwischen liegende Mauerwerk genöthiget worden, mit Hilfe verschiedener Risse sich gleichfalls in allerlei neue Fugen zu bequemen. Die

Fensterchen der beiden Geschoße standen, wie chinesische Augen, schief gegen einander, das Mauerwerk zwischen ihnen hatte sich, wie eine geschwollene Backe, sanft nach auswärts gebogen und das Dach war eingesunken. Am traurigsten aber sah das Erdgeschoß aus. Hier hatte zu dem Alter des Hauses die aus dem Boden aufdringende Feuchtigkeit noch mitgewirkt, und das Erdgeschoß war kurzweg verschwunden. Es war hinweggefault. Ein sinnverwirrendes Chaos von Balken und Sparren hatte man nach und nach als Stützen untergeschoben und die Stützen wieder gestützt — und mitten in diesem Flickwerk saß die Höckerin mit ihren Häringen.

Ich weiß nicht, ob dieses malerische Trümmerwerk mitten in einer großstädtischen Straße die Zärtlichkeit der Künstler gewonnen und irgendwo als hochbezahltes Kabinetsstück den unsterblichen Trödel der Holländer vermehren hilft. Das aber weiß ich, daß viele Reisende vor der Ruine stehen blieben und sie mit bewundernden Blicken anstaunten. Liebhaber von Antiquitäten ließen sich dann gewöhnlich mit der alten Höckerin in ein Gespräch ein und pirschten unter dem Vorwande, einen Häring oder einen Pickling zu kaufen, auf die Chronika des wüsten Häuschens. Die alte Höckerin hatte eine solche Aufmerksamkeit sehr gern. Wenn sie ihrer Kundschaft anmerkte, daß es Leute waren, denen das Herz für Alterthümer auf dem rechten Flecke saß, — und Kenner haben für Kenner ein sehr untrügliches Auge, — so konnte sie dieselben Stunden lang festhalten und sie aus der Fülle ihrer Erinnerungen begaben. Natürlich hatte sie eben so wenig eine Ahnung, daß ihre alten Familiengeschichten leer und langweilig waren, als sie je daran dachte, daß der Geruch

ihrer Härings- und Picklingstonnen auf die Länge an Reiz und Genuß für eine menschliche Nase verlieren könne. Denn was die Fremden einer so sonderbaren Unterhaltung gewogen machte, die burleske holländische Mundart, und die naive Kunst ihres volksthümlichen Vortrages, also eine reine formale Aeußerlichkeit, das hätte ich Keinem gerathen, durch einen unbewachten Zug an den Tag zu legen. Und doch waren es die zumeist, welche die Curiosität über den ersten neugierigen Trieb der Schaulust fortfristeten, wie ich wenigstens von mir selber schließe. Wenn ich nämlich an der Hand meines Großonkels — Gott habe ihn selig — den Gracht hinabwanderte, und das historische Collegium, das er bei der alten Häringsfrau zu hören gewohnt war, meine jugendliche Ungeduld nicht wenig ermüdete, so ergötzte mich doch die närrische Aussprache der holländischen Plauderin. Ich erinnere mich, daß mir der Mund der Alten damals dasselbe leistete, was ich sonst von den sumpfigen Teichen auf dem Gallizin-Berg verlangt, wo ich die Frösche aufzuscheuchen pflegte und mich daran weidete, wie sie schwer und plump in's Wasser platzten. Eben so quappig platzten die breiten holländischen Wörter von der Zunge der Alten herab, ich stand vor der Häringsfrau auf dem Gracht wie vor meinen Froschteichen auf dem Gallizin-Berg. Aus diesem Gesichtspunkte ließ ich mir ihr Plaudern gefallen.

So geschah es, daß ich auch von dem Inhalte manches behielt, wie gleichgiltig er mir auch sonst war. Als ich aber eines Tages auf einer ihrer Härings-Enveloppen ein italienisches Concept fand und mein Auge zufällig auf Phrasen fiel wie diese: il divino Maestro Mozart . . . Sua Majestá il Caesare Giuseppe II. ... Dio protettor de'

miseri, tu non defraudi mai . . . da wurde ich aufmerksamer. Ich forſchte, und hörte, was ich ſchon oft hätte hören können, wenn ich ſo geduldig wie mein ſeliger Großonkel der Härings-Sibylle zugehorcht hätte.

Zu den Merkwürdigkeiten des Häuschens hatte nämlich auch einſt eine Miethpartei gehört, welche vor zwanzig oder dreißig Jahren einige Monate das zweite Geſtock bewohnte. Welch kurze Zeit und welch lange Erinnerung! Das kann nur das Gedächtniß einer Häringsfrau leiſten oder man muß ſehr merkwürdig geweſen ſein, dacht' ich mir oft. Nun, die Merkwürdigkeit beſtand darin, daß beſagte Miethpartei während ihres Aufenthaltes in unausſprechlicher Dürftigkeit gelebt, und dann eines Tages in Luſt und Jubel nach London abgereiſt war mit Hinterlaſſung einiger Goldſtücke. Dieſe Goldſtücke hatte der Schneider ſeinem Sohn, dem Ewerführer, vererbt, der Ewerführer aber ſeiner Wittwe, der Häringsfrau, und dieſe pflegte aus ihrem Buſen, wie aus einer alten Römerſchanze, noch immer die letzte dieſer Goldmünzen an's Tageslicht zu holen und ihrem andächtigen Zuhörer, wenn ſie beſonders bei Laune war, vorzuzeigen. Mein Großonkel und ich haben ſie ſelbſt noch geſehen, es war eine engliſche Guinee. Die Miethpartei aber war ein italieniſcher Poet mit ſeiner jungen Frau geweſen.

Jene Härings-Enveloppe, die ich mir aufgehoben hatte, erkannte ich denn bald auch für ein verſtreutes Blatt Tagebuch, und die Höckerin wußte mir, auf meine eifrige Nachfrage, noch mehrere derſelben zuſammen zu ſuchen. Es waren freilich nur Fragmente, ſtark durchcorrigirt und ſchließlich, wie es ſchien, noch verworfen; aber um ſo begieriger geizte ich nun nach den mündlichen Ueberlieferun-

gen der Altfrau. Und die Alte — wenn ich erst aufmerkte — erzählte wirklich nicht schlecht. Ihre Mittheilungen gestalteten sich nach und nach zu einem allerliebsten, rührend-humoristischen Genrebildchen, das mich später an die Tieck'sche Novelle: Des Lebens Ueberfluß erinnerte, welches doch ein Meisterstückchen des oft problematischen Meisters ist. Wer hätte das hinter den Härings- und Picklingstonnen der Alten gesucht! Schade, daß ich auf jener Amsterdamerreise mit meinem Großonkel noch zu sehr Halbknabe war und nichts weniger als den scharfen Jägerblick hatte, womit gut dressirte Novellisten altes Anekdotenwild so vortrefflich vor ihre ewig schußgerechte Feder zu bringen wissen! Indeß, wenn ich die Rudera, die mir von den Plaudereien der holländischen Scheherazade im Gedächtniß geblieben sind, und die paar Tagebuchblätter, die sie mir gütigst mitgetheilt, zusammenschlage, die etwaigen Lücken aus dem großen Reservefond für alle menschlichen Mängel, der Phantasie, decke und die Nachsicht des Lesers zu all diesen Bruchstücken hinzuaddire, so wird es sich doch vielleicht verlohnen, die Summe zu ziehen und ein paar trostlose Regentage eines Sommeraufenthaltes mit der Retouchirung eines alten verblichenen Genrebildchens aus dem Leben eines armen Poeten auszufüllen. Im schlimmsten Falle taucht mein Geschichtchen in jene Quelle wieder unter, aus der ich sie heraufhole und ich beschreibe ein paar Blätter, welche eines Tages dorthin zurückkehren, woher die Originalien derselben gekommen — in die Häringsbude. —

Es war im Jahre 1792. Der arme Lorenzo war auf seiner Pilgerfahrt durch dieses Jammerthal in einen garstigen Engpaß gerathen. Kein Geld, keine Freunde,

keine Hoffnungen, alle Versuche fehlgeschlagen, alle Entwürfe zu Wasser geworden, und Dichterentwürfe werden es spät! Und schon waren seine blühendsten Jugendjahre verblüht, er war ein Mann in den Vierzigen, er stand so recht in der Mitte des Alters, wo der Erwerb rascherer Jahre anfangen soll, zu einem ruhigen Besitz sich zu verdichten. Aber der arme Poet besaß aus einem glücklicheren Vorleben nichts als seine Erinnerungen und — ein schönes, jungvermähltes Weib, kaum dem Kinde entknospet.

Seine Erinnerungen fing er in den öden Stunden des Elends an, zu Papier zu bringen, seine liebliche Nancy aber, das bräutliche Weibchen von gestern, lächelte mit ihrer Jugend und Liebe wie der heiterste Stern auf sein zagendes Herz herab.

Ein trüber Dezember-Abend sank über die nebliche Wasserstadt nieder; — Lorenzo saß und schrieb. Er hatte unwillkürlich sein wackliches Tischchen näher und näher an's Fenster gerückt, er rieb sich die Augen, die von einer leichten Röthe angeflogen waren, und bemühte sich, so lange als möglich gegen die überhandnehmende Dämmerung zu kämpfen. Am Fensterchen daneben beschäftigte sich Nancy mit einem Stück Weißzeug. Sei es, daß ihre Arbeit feiner war, oder daß sie ein lebendigeres Gefühl für den Werth ihrer Augen hatte: sie machte sich fertig, für heute zu schließen. Sorgfältig blickte sie nach dem andern Fenster hinüber und schien nichts so sehr zu wünschen, als daß der Gatte ihrem Beispiel folgen möge. Das dauerte eine geraume Zeit.

Die kontrastirenden Bilder, die sich in diesem Augenblick einander so ruhig entgegen stehen, geben uns Gelegenheit, sie mit Muße zu betrachten. Nancy ist eine der

schönsten Blondinen, die sich je den Namen eines Engels verdient haben. Sie trägt ihr Haar, gegen die französische Sitte der Zeit, gelockt, was zu dem süßen Mädchenzauber, der ihre Erscheinung umfängt, mit einer wunderbaren Harmonie paßt. Vielleicht verräth sich damit auch eine Nationalität, welche gegen alle „Coiffüren" und „Toupés" der Mode von jeher dem freien Wuchs der Natur treuer geblieben ist, — die englische nämlich. Zu dem englischen Grundton würde auch sonst mancher Zug ihres Bildes stimmen: das sanft gezogene Oval ihres Gesichts, ihr blendend weißer Teint, ihr wasserblaues, verschwimmendes Auge. Ueber allen Ausdruck lieblich aber ist die Linie wie ihre schön gewölbte Wange an den Seiten des feinen Näschens herab sich in die Mundwinkel einsetzt. Diese Linie verleiht ihrem Gesichte den Ausdruck eines Lächelns voll Huld und Zartheit. Es ist der hervorragende Charakterzug im Anblicke ihres Bildes und wer sie sieht, der wird in der Empfindung dieser glücklichen Schönheitslinie verweilend stehen und ausrufen: welch süßes Kind!

Der Gatte auf der andern Seite des Stübchens ist tief in sein Manuscript versenkt. Er schreibt mit allen Gesichtszügen mit, so gespannt ist Blick und Ausdruck bei seiner Arbeit. Seine Mundwinkel sind straff angezogen, sein Auge voll Leben und Handlung. Aber die gefurchte Stirne, die eingesunkenen Wangen, welche den Mangel manches Zahnes verrathen, die faltige Haut, die vom Kinn gegen die Kehle hinabhängt, das graulich gemischte, wenn gleich dicht stehende Haar, die tieferen Augenhöhlen, die hervorstehenden Backenknochen — das Alles sind sprechende Zeichen der unwiederbringlichen Jugendflucht. Ja, das magere, gedrungene Köpfchen dieses Mannes könnte für

entschieden gealtert gelten, wenn nicht ein Blick auf seine schlanke und nahezu kleine Person, überhaupt eine mehr sehnige als Fleisch- und Muskelreiche Anlage seiner Natur verriethe. Und sein nervöses bewegliches Mienenspiel und vor Allem sein schwarzes, leuchtendes Auge erwecken das Gefühl, daß für die verschwundene Frische eine geistige Elasticität der Jugend geblieben ist, welche den Mann und vielleicht auch den Greis noch interessant erscheinen läßt.

Endlich stand Nancy auf, legte ihre feine Hand auf die Schultern des Schreibenden und ermahnte ihn bittend: „Lieber Freund, es wird dunkel. Schone dich."

Lorenzo rückte rasch herum. Er sah in der That die Tiefe der Stube fast schon in nächtlichen Schatten liegen, der Contrast gegen den Tagesschein am Fenster fiel ihm mit einem Male auf. „Corpo di Dio, Du hast Recht, Herzchen," rief er aufspringend aus, „der Abend überrascht uns! Wie die Tage kurz sind! Wie matt die Sonne dämmert in diesem Lande! Also ein Tag ist wieder hin! Ein Tag ohne Freuden, arme Nancy!"

Die junge Frau fürchtete eine Wendung zu der Melancholie der Abendgedanken und sann schnell auf ein froheres Gespräch. „Was hast Du geschrieben, Lorenzo?" fragte sie einschmeichelnd, „erzähle mir! Du mußt zu anmuthigen Partien heute gelangt sein, Du hast so fein in Dich hineingelächelt — ich sah Dir lange zu."

Der Poet sah in dem kahlen Stübchen wie mit dem Blicke eines Gefangenen um sich und seufzte: „Nessun' maggior dolore que ricordarsi del tempo felice nella miseria!"*)

---

*) Ich kenne kein größeres Weh, als Erinnerung des Glücks im Elend! Nach Dante.

Das versprach einen traurigen Abend! Nancy fühlte die ganze Tiefe dieser Worte, die ganze Wahrheit! Und doch mußte sie sich entschließen, wenn sie den armen Gatten erheitern wollte, darüber hinwegzugehen, selbst auf die Gefahr des Frivolen! Sie schlug mit Gewalt den Ton der Leichtigkeit an und scherzte recht übermüthig: „Ausflüchte, lieber Freund, nichts als Ausflüchte! Ich traue dir nicht. Du hast eine Liebesgeschichte beschrieben, gesteh' es nur. Aber ich bin nicht eifersüchtig. Auf die Vergangenheit mindestens nicht. Komme erzähle, Lorenzo! erzähle mir die Liebesgeschichte, ich möchte sie gar zu gerne hören."

„Du irrst Dich, liebes Kind. Ich war beim Jahre 87. Just das war eines meiner arbeitsamsten Jahre, kein Jahr der Liebelei. Ich schrieb damals drei Operntexte auf einmal."

„Ich weiß, ich weiß, sei nur still! Unter Anderm auch den Don Juan, den gottlosen Don Juan! Und damals willst Du nicht verliebt gewesen sein? Und die Zerline wäre keine Wienerin, wie sie leibt und lebt? Nein, Herr Lorenzo, so einfältig ist Ihre junge Frau nicht."

„Wenn auch! Es hat gar nichts auf sich, wenn junge Frauen einfältig sind. Und auf die Zerline bist du wirklich ungerecht eifersüchtig. Ich schwöre es Dir."

„Ich will aber eifersüchtig sein! und jetzt wird gebeichtet! Ohne Widerspruch! Komm, erzähle mir, wie Du den Don Juan geschrieben hast. Diese Zerline ist mir verdächtig. Von solchen Geschöpfen sagen die Kenner, sie sind nach dem Leben gezeichnet. Ich muß wissen, wie Du zu dieser Zerline gekommen bist. Die mag den armen Lorenzo schön verhext haben!"

Das junge Weib hatte mit diesen Worten und tausend

Schäckereien den geliebten Mann zu sich auf das Kanapee genöthigt, welches eben so modische als unbequeme Möbel, zum Fauteuil eines Einzelnen zu breit, einem Pärchen kaum Raum genug bot, gedrängt neben einander zu sitzen. Es war mit zitronengelbem Damast überzogen — ein Prachtstück, das sich nur von einer Auktion oder aus einem alten Nachlaß in die Hütte der Armuth verirrt haben konnte. Uebrigens spielte es hier seine letzte Rolle, aus dem Salon war es offenbar längst ausgemustert, denn es trug alle Spuren einer Benützung, welche leichter zu denken, als elegant zu beschreiben sind.

„Du bist nicht die erste," sagte Lorenzo, als er so traulich neben seinem Weibchen saß, „welche diese Zerline mir zurechnet. Noch alle thaten es. Aber das ist nur ein Beweis, wie unmöglich der Nichtdichter vom Dichten einen Begriff haben kann. Hätte ich ein Urbild der Zerline gekannt, ich hätte keine Zeile gearbeitet. Liebe invitirt nicht zum Dichten, sondern zum Müssiggehen. Nicht eigentliche Liebe braucht der Dichter zum Dichten, wohl aber einen Hauch davon, der sein Herz erwärmt und frei läßt zugleich. Nun, dieser Hauch wehte mir, das gestehe ich freilich."

„Es war ein schönes Jahr, das Jahr 87. Vielleicht mein schönstes! Cosa rara und die Hochzeit des Figaro waren kurz vorher geschrieben, mein und meiner Componisten Ruhm ging „zu den Sternen." Hinter den großen Flaggen kamen dann die kleinen strumpfbändigen Wimpel daher geflattert, die Righini's und Peticchio's, die meinten das Ding auch machen zu können. Ich war leichtsinnig genug, ihnen gleichfalls Texte zu schreiben. Natürlich fielen wir durch. Aber schon war mein Ansehen so fest

begründet, daß diese Unfälle ohne Spuren vorübergingen. Kaiser Joseph, als er mir nach dem Fiasco der Righini'schen Oper begegnete, redete mich an und sagte nichts weiter als dieses: „Lieber da Ponte, sagte er, ich bedaure den gestrigen Abend, aber lassen Sie sich nicht mehr mit solch armseligen Leuten ein. Schreiben Sie Ihre Opern fu- die Mozarte, Martini und Salieri." Das war auf einem seiner Morgenspaziergänge um die Bastei. Was geschieht? Kaum trete ich, ein Stündchen darnach, in mein gewohntes Kaffeehaus, kommt Mozart von seinem Prater-Frühritt zurück und sein erstes Wort ist: „Brüderl, ich brauche wieder einen Text! Ich habe Briefe aus Prag seit gestern — die braven Böhmen sind so entzückt von unserm Figaro, daß ich nicht Ruhe und Rast habe, etwas Neues und ganz Außerordentliches für sie zu machen." Um die nächste Straßenecke stoßt mein kleiner Spanier, der Martini, gegen mich und schreit sogleich: „Ein Drama, da Ponte! Der Herr von Lerchenheim sagt mir förmlich die Freundschaft auf, wenn ich nicht bald wieder eine neue Oper setze, und die Frau des spanischen Gesandten meinte gestern Abend: Die Cosa rara ist doch gar zu rar, man wünscht mehr von diesem Gericht, lieber Kapellmeister." Ich komme nach Hause und finde ein Billet von Salieri: „Lieber Freund! Da es nun entschieden ist, daß weder ein Righini noch ein Peticchio unser Repertorium zu bereichern im Stande sind, so wird man mehr als je die alten Lieblinge des Publikums wieder bestürmen. Wir müssen uns rüsten. Hätten Sie vielleicht Ideen zu einem Buch für mich? Ich brenne vor Begierde u. s. w." Da hatt' ich die Namen des Kaisers alle drei zugleich. Das Abenteuer belustigte mich, es gab mir Schwung, ich beschloß, die drei

hungrigen Raben auf einmal zu speisen. Und spornstreichs lief ich zum Kaiser und theilte ihm meinen Entschluß mit. „Sie werden nicht damit zu Stande kommen," antwortete er. „Vielleicht gelingt es mir nicht," erwiederte ich, „aber ich werde es versuchen. Für Mozart habe ich ein prächtiges Sujet in petto, die spanische Sage vom Don Juan und dem steinernen Gast; da kann er groß und schrecklich, zärtlich und hinschmelzend und Alles zugleich sein, wie sein umfassendes Genie es braucht. Für Martini sinn' ich auf ein leichtes angenehmes Spiel, das ihm Gelegenheit geben soll, jene weichen gefälligen Melodien, die ihm so glücklich gelingen, zum Strauß zu binden. Ich werde es den Baum der Diana nennen. Salieri endlich soll einen Azur, König von Ormuzd haben, ein heroisches Stück, kriegerisch und ritterlich, die Liebesscenen französisch galant. Nachts werde ich für Mozart schreiben und mir denken, ich lese die Hölle von Dante; in der Frühstunde für Martini, und meinen, ich studiere den Petrarca, am Abend für Salieri, und mich meines Tasso erinnern." Dem Kaiser gefielen diese Vergleiche und er wünschte mir Glück zu meinen Intentionen. Du aber siehst, meine Liebste, daß ich den Don Juan betreffend zuerst von dem Gesichtspunkte des Dämonischen ausging; wenn mir im Zuge der Arbeit Partien wie Leporello oder Zerline auch nicht mißlangen, so dank ich's dem Glücke, der Unterschied indeß wäre ungeheuer, hätte in jenen Charakteren mein Grundgedanke gelegen."

„Und sogleich fing ich die Arbeit an. Eine Flasche Tokaier zur Rechten, mein Schreibzeug in der Mitte, eine Dose Tabak von Seviglia zur Linken, so schrieb ich gleich am ersten Tage zwölf Stunden in einem Zug. Zu meiner

Bedienung war die Tochter meiner Hausfrau vorhanden, ein sechzehnjähriges Mädchen von munterster Anmuth. Bald brachte sie mir Zwieback, bald eine Tasse Kaffee, bald aber auch nichts als ihr schönes Gesichtchen, das immer voll Heiterkeit, immer voll Lächeln und Zutrauen, ganz geschaffen war, poetische Einfälle zu erwecken. Ich hatte ein silbernes Glöckchen zur Hand, womit ich ihr schellte, wenn ich etwas bedurfte, aber die Wahrheit zu gestehen, ich bedurfte oft nichts, als einen Blick in ihr freundliches Auge. Zuweilen kam sie auch ungerufen, und saß stundenlang auf einem Schemel zu meinen Füßen; sie sah zu mir auf, ich zu ihr nieder, wir lächelten uns an, sprachen oft kaum eine Silbe, und dabei schrieb ich immer fort. Nie habe ich so leicht geschrieben. Am ersten Tage schon waren die zwei ersten Scenen von Don Juan, ebenso die vom Baum der Diana, und fast die ganze Hälfte des ersten Aktes vom Azur fertig. So ging's die folgenden. In weniger als zwei Monaten waren die drei Dramen vollendet. Ich hatte meine Aufgabe gelöst. Das also war meine Berline und — das war Alles! Die Nähe des schönen Mädchens hat mich gehoben, — kein Zweifel! — aber wehe mir, wenn ich verliebt gewesen wäre!"

„Nun, sie mindestens war es," sagte Nancy. „Aber davon sprichst Du nicht! das macht Dir keine Sorge! Die Arme! Hast Du nicht gehört, was aus ihr geworden ist?"

„Nein, mein Kind. Es ist nur gut, daß sie nicht die Gattin des Dichters geworden ist. Schlechter kann es ihr nirgend mehr gehen, als an dieser Stelle hier."

„Das find' ich nicht. Du machst mich böse, wenn Du so sprichst. Ich bin ganz zufrieden mit dieser Stelle.

Aber siehe, jetzt bist Du mir doch noch eine Liebesgeschichte schuldig. Du hast mir da mehr eine Dichter-Geschichte erzählt."

Lorenzo schlug seine Arme um die junge Gattin und sagte mit erstickten Thränen der Rührung: „Mein liebes Leben! ich sehe wohl, Du willst mich selbst unterhalten, indem Du Unterhaltung verlangst. Der Abend ist lang und wir haben kein Licht — Du bemühst Dich, mir das vergessen zu machen."

Nancy sprang auf und flog zur Thüre hinaus. Im nächsten Augenblicke stand sie mitten im Zimmer — ein brennendes Licht in der Hand.

Lorenzo fuhr mit einem Schrei der Ueberraschung empor.

„Blinder Sterblicher!" donnerte das junge Weibchen, in Haltung und Maske eine Göttin nachahmend, „blinder Sterblicher, wer sagt Dir, wir haben kein Licht?!"

Der Poet ging auf die Rolle ein, warf sich der Göttin zu Füßen, und flehte: „Bewohnerin des himmlischen Lichts, — verzeihe!"

Lachend flogen sich die Gatten hierauf in die Arme, Nancy aber fuhr fort: „So; also Licht hätten wir. Jetzt fehlt nur noch das Souper. Das will ich Dir auch decken. Komm."

Sie holte ein Schachbrett. Sie stellte es mit großer Feierlichkeit in die Mitte des Tisches, auf die eine Seite das Licht, auf die andere ein Glas Wasser. Eben so gemessen setzte sie die Figuren auf, dann präsentirte sie ihrem Gatten einen Stuhl und winkte ihm mit einer königlichen Handbewegung, sich zu setzen.

„Ich denke, eine Partie Schach zum Abendbrod ist

nicht zu verachten. Und damit wir's noch köſtlicher haben, ſo wollen wir um Küſſe ſpielen. Iſt's Dir recht? Wenn Du verlierſt, ſo küſſeſt Du mich, und wenn ich verliere, ſo küſſe ich Dich. Gilt's?"

„Das kann man annehmen. Ein delikates Souper, in der That! Aber ſage mir, Theure, in welchem Hotel haſt Du ſo kochen gelernt?"

Und die Gatten ſetzten ſich an's Schach und ſpielten ſo lang das Lichtſtümpchen leuchtete.

Aber als es ſchon erloſchen war, leuchtete noch die liebenswürdige Laune Nancy's, die muntern und zärtlichen Einfälle ihres glücklichen Temperaments in die traurige Nacht der Armuth hinüber. „Pour la bonne bouche!" ſagte ſie, indem ſie ihrem Lorenzo den letzten Kuß auf die Lippen drückte — „aber höre, da hab' ich ein herrliches Finanzprojekt! Man ſpricht immer vom „Zuckermund;" wie, wenn wir eine Zuckerraffinerie aus Küſſen anlegten? Wir könnten reich werden!"

„Zucker!" rief Lorenzo, und ſprang aus dem Bette. Er tappte im Finſtern zu ſeinem Rock, der in Ermanglung eines Kleiderſchranks am Thürnagel hing. „Was haſt Du?" rief Nancy. „Das!" antwortete der Dichter und ſteckte ſeinem Weibchen ein Stück Zucker in den Mund. „Ich Glücklicher, den Schatz hätt' ich bald vergeſſen. Ich nahm ihn vor einigen Tagen von einem Theetiſche für den Kanarienvogel unſers Schneiders mit. Nun gibt's noch ein Abendbrod für meine Nancy. Ich Glücklicher!"

Und Arm in Arm ſchlief das zärtlich-genügſame Paar ein.

Das war die Wirthſchaft des armen da Ponte in dieſen Tagen.

Nachdem er zehn Jahre lang in Wien als kaiserlicher Hofdichter der italienischen Oper gelebt und geglänzt — der Nachfolger eines Metastasio, der siegreiche Nebenbuhler eines Casti — hatten die Kabalen seiner Feinde, der Tod seines kaiserlichen Protektors, die veränderten Theater-Verhältnisse, verbunden vielleicht mit einigen Unbesonnenheiten seines warmen Temperaments, den Halt seines Glückes zertrümmert. Er sah sich gezwungen, Wien zu verlassen. Er war sodann nach Triest gegangen, nach London, nach Amsterdam, den Ort in der Welt suchend, wo sein Talent und seine Erfahrungen zu verwerthen sein mochten. Ueberall kam ihm ein Schein der Hoffnung entgegen, doch nur um ihn sofort wieder zu fliehen, und auch an dem verarmen zu machen, was der letzte Schatz des Armen ist, am Vertrauen. Mit Triest zu beginnen — doch wir wollen den Augenblick abwarten, wo der Dichter seine Schicksale selbst erzählt. Kehren wir in seine Häuslichkeit zurück.

Das Abendbrod, womit wir unsern Helden zu Bette geleitet haben, war zwar unnahrhaft, aber süß. Das Morgenbrod, das ihn beim Erwachen erwartete, sollte mit der vollen Bitterkeit der Armuth auftreten. Denn kaum hatte unser Pärchen die kattunenen Vorhänge seines Vogelbauers zurückgeschlagen und den trüben Dezembertag in die trübste Behausung von Amsterdam eingelassen, so klopfte es an der Thüre, und ein bleiches, skrophulöses Bürschchen von zwölf Jahren, das älteste Kind des Schneiders und Hauseigenthümers, trat ein, mit dem mageren Aermchen ein versiegeltes Papier hinreichend. Beängstigend schlug das Herz des armen Lorenzo bei diesem Anblick — was kann ein Abgesandter des Hausherrn Gutes bringen?

Mit leisem Zittern ergriff er das Blatt, öffnete es, und sein schwindelndes Auge flog über folgende Zeilen:

„Mein lieber Herr da Ponte! Ich sehe nur zu gut ein, daß Sie keine Schuld an Ihrem gegenwärtigen Unglücke tragen und halte Sie für einen Ehrenmann; aber dieses ist mir unzureichend, um meine Kinder damit zu ernähren. Sie haben mir den Miethzins von der ersten Woche nicht bezahlen können, wie viel weniger wird es bei der zweiten geschehen können, welche heute begonnen hat. Ich will mich gerne wegen der vergangenen gedulden, aber meine eigene große Armuth erlaubt mir nicht, auch für die Zukunft die nämliche Nachsicht zu üben. Seien Sie also so gefällig, sich eine andere Wohnung zu suchen, und Gott segne Sie und stehe Ihnen und mir bei."

Wie der arme Poet bei dieser Botschaft auf's Kanapee sank, sein Gesicht in die Hände verbergend, wie selbst das junge, bildschöne Weibchen erbleichte und mit bestürzten Blicken den gebrochenen Muth ihrer jugendlich-kräftigen Seele verrieth, das hat auf das kleine skrophulöse Bürschchen einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er es noch spät seiner Frau, unserer Häringshändlerin, erzählen konnte, welche es mit Thränen im Auge immer wieder erzählte.

Nach dem ersten Augenblicke des Schreckens erhob sich der Dichter und sagte zu dem Knaben, der noch immer in der Thüre stand und verlegen zusah: „Ich lasse den Vater grüßen, und ich werde gleich selbst hinabkommen." Der Knabe ging.

Ohne ein Wort zu sprechen, aber wie auf Verabredung, fingen die beiden Gatten, als der Kleine den Rücken gekehrt hatte, jedes für sich eine Haussuchung an. Mechanisch öffnete Lorenzo die kleinen Fächer und Schieber,

die nach dem Möbel-Geschmack der damaligen Zeit in unendlicher Anzahl an seinem Sekretär vorhanden waren; eben so unwillkürlich trat Nancy an ihre Kommode und zog die einzelnen Schubläden heraus. Diese zwei Möbel standen an zwei einander entgegenstehenden Wänden und die Gatten waren mit den Rücken sich zugekehrt. Verstohlen aber blickte Eins nach dem Andern über seine Schultern hinweg und fast gleichzeitig traten sie streitend einander an.

„Liebe Nancy, bei Allem was mir lieb ist," fing Lorenzo an, „leg' diese Sachen wieder an ihren Ort."

„Welche Sachen?" fragte Nancy unschuldig aber schelmisch zugleich, indem sie sich in allerlei künstliche Stellungen schraubte.

„Die Du da unter der Schürze verbirgst. Deine Brauthaube, Deinen Spitzenkragen, Deine Manchetten, Deinen Fächer."

„Wenn Du so streng bist, so laß aber auch das Cachet zurück, das Du so flink in den Aermel geschmuggelt hast. Es ist ein Mozart'sches Andenken, es ist Dir heilig, ich weiß es."

„Es muß endlich auch d'ran, was hilft das Alles. Es bleibt mir keine Wahl."

„Ei, könntest Du nicht für die Tula-Dose, mit Steinen eingelegt, ein paar Florins kriegen?"

„Für die Tula-Dose? Die Du mir in Triest geschenkt hast? Lieber betteln, als daß ich sie verkaufe!"

„Also, suchen wir weiter!"

Aber das Suchen war bald zu Ende. Was die Schränke, die Schubladen, die geheimen und öffentlichen Fächer hergeben konnten, hatten sie längst gethan, und über

die wenigen Reste gerieth unser Pärchen wiederholt in Streit. Nicht gewohnt, einander Gewalt zu thun, gaben sie nach kurzem Wortwechsel nach, und die Sachen blieben unberührt.

Nachdenklich blickte Nancy im Zimmer herum.

„Da hängt der Abschied des Calas, der uns gehört. Was ist der Kupferstich werth?"

„Nichts. Ja wenn's der Schwur im Ballhaus wäre!"

Jetzt ließ Nancy ihr Köpfchen hängen. Ihre Augen füllten sich mit Wasser. „Daß ich aber auch gar nichts gelernt habe!" seufzte sie kleinlaut. „Ich fühle, wie ich einem Manne zur Last sein muß. Wenn ich klöppeln könnte! oder Blumen machen! oder Porzellan malen!"

„Frau, mache mich nicht toll!" rief Lorenzo; „ich höre den Goldfasan sagen: wenn ich Hahnenfedern hätte!" Und hurtig griff er nach Hut und Stock und that sein Aeußerstes, indem er mit Zuversicht ausrief: „Es muß ja doch Jemanden geben in Amsterdam, der mir noch borgt. Sei nur ruhig, Kind." Aber weniger war das sein eigener Glaube, als er die Selbstanklagen, die Nancy erhoben hatte, kurzweg durchschneiden wollte. So flog er aus dem Hause.

Kopfschüttelnd sah Nancy ihm nach. Sie wußte, daß er doch Niemanden ansprechen würde. Sie war unzählige Male Zeuge gewesen, daß ihr Mann seine Börse getheilt, auch die beschränkteste; im Borgen von Andern aber war er kein Held. So hatte sich die Zuversicht, die er zur Schau trug, ihr keineswegs mitgetheilt.

Nachdenkend saß sie am Fenster, in verzweifelten Umständen, nur nachdenkend. Zum Verzweifeln war sie zu jung, zu heiter und — zu sehr Weib, d. h. von praktischer

Sinnesart. In der Regel scherzte sie über das Unglück, es war schon viel, daß sie jetzt darüber nachdachte. Was? können wir nicht errathen. Aber ihre Miene ist ungemein ruhig; ihr Auge blickt so klar und selbstthätig vor sich hin — wir würden uns nicht verwundern, wenn sie ihrem Einfalle nachhinge, klöppeln zu lernen. Das ist der Punkt, wo die Gattin des Dichters sich ein Weib wie ein anderes fühlt. Und das Weib wird nicht leicht ohne alle Fassung im Unglücke sein, denn der Gedanke liegt ihr sofort näher: zu arbeiten, zu dienen.

Indem sie so saß und sann, hörte sie klopfen. Munter sprang sie empor, denn sie kannte den Mann und die Art seines Klopfens. Er pflegte ihr immerdar Spaß zu machen, dieser Mann; ohne herein! zu rufen, ging sie daher selbst und öffnete ihm die Thüre.

Der Eintretende war ein merkwürdiger Kauz. Sein Kopf, der fast nur aus einer starken, martialischen Schnabelnase bestand, war ein dürrer, verwitterter Knochen, in welchem aber ein paar überaus unschuldige, blaue Knabenäuglein saßen. Er war groß gewachsen, aber mit nichten kräftig, seine Schultern waren schmal und schmächtig wie eines Mädchens, und stark nach vorne abfallend. Er trug das Haar nach dem Nacken gestrichen, und in ein kahles Zöpfchen geknüpft, gepudert war es schon längst nicht mehr. Seine Gebärdung zeigte ihn linkisch und verkehrt in allen Bewegungen, und sein Costüm stand in lächerlichster Uebereinstimmung damit. Er trug einen pfirsichfarbenen Rock von Plüsch wie ein Kandidat, eine alte Staatsweste von schwarzem Sammt mit gestickten Schößen wie ein Bürgermeister, und hohe Reiterstiefel wie ein Cornet. Die Reiterstiefel aber dienten ihm als Wasserstiefeln, und er trug

sie — das müssen wir zu seiner näheren Charakteristik sagen — in seinem Beruf. Herr van der Baerst befliß sich nämlich als Naturforscher einer unermüdlichen Jagd in Sümpfen und nassen und thauigen Gründen aller Art. Seine Spezialität waren Insekten und Muscheln. In einigen Gattungen derselben hatte er es wirklich zu einem wissenschaftlichen Verdienste gebracht, ja es gab einen Augenblick in seinem Leben, wo er in die Gesellschaft Felix meritis wäre aufgenommen worden, wenn er einen neuen Rock gehabt hätte. Um kurz zu sein, Herr van der Baerst war Schlemihl, Pedant, Gemüthsmensch, Junggeselle — und die beiden Letzteren in ausgezeichneter Weise.

Er bedauerte, den Herrn Dekter schon so früh am Morgen nicht mehr zu finden, und unterhielt die junge Frau, bis er zurückkäme, einstweilen mit der Naturgeschichte des Schiffsbohrwurms — teredo navalis — worauf er dann bald auf die glänzendste That seines Lebens, die Anatomie der Weidenraupe, Cossus ligniperda, zu sprechen kam, deren dritthalbtausend Muskeln vor allen Naturforschern er zuerst gezählt. Die junge Frau hörte ihm liebevoll zu, denn der wunderliche Mann sprach mit Augen voll Seligkeit über sein Thema, und ein gewisses Genre idealer Pedanten hat von jeher Sympathie bei den Frauen gefunden. Indeß hat ein solcher Besuch um acht Uhr Morgens in einer Behausung, deren Empfang- und Schlafzimmer ein einziges ist, doch manche Unbequemlichkeit für die Dame des Hauses; auch fühlte sich die junge Vermählte schon über die Verletzung des äußeren Anstandes verlegen. Sie faßte sich endlich ein Herz, und da sie ihren Gatten einmal hatte sagen hören, van der Baerst lasse sich wie ein Kind über Alles belehren, was er nicht

so gut wie Spinnen und Schnecken verstünde, so sagte sie mit ihrer bezaubernden Freundlichkeit: „Lieber Herr van der Vaerst, ich fürchte, es wird sich auf die Länge nicht schicken, daß ich mit einem fremden Mann allein verweile.“ Herr van der Vaerst sah ihr arglos in's Auge, nahm aber das Gesagte auf Treue und Glauben an. „So werde ich drunten beim Schneider warten,“ entgegnete er ruhig und ging musterhaft zur Thüre hinaus.

Im nächsten Augenblick erschrack Nancy, daß der Schneider zum Hausfreund nun wegen des Miethzinses sich verplaudern könne, und obwohl der brave Pedant ihre Armuth kannte, auch gar nicht begriff, daß man sich irgend etwas daraus machen könne, so war ihr diese Möglichkeit doch allzu peinlich. Schnell sprang sie daher dem Verabschiedeten nach, aber sie erreichte ihn nicht mehr. Denn bei der Niedrigkeit des Hauses und der Länge seiner Beine hatte er kaum die oberste der Stufen betreten, als er auch schon unten bei der letzten ankam. Ja, es schien der bestürzten Frau, als habe ihn der Schneider unter seiner Thüre erwartet, und von selbst zu sich eingeladen; so schnell war er im ersten Gestocke verschwunden.

Und allerdings verhielt es sich so.

Der arme Schneider inclinirte von Natur nicht eigentlich zur Hypochondrie, er litt nur etwas viel an Gemüthsbeängstigung. Als er daher den raschen Dichter, bald nach Empfang seines Billets, so schnell über seine Treppe stürzen gehört, da überfielen ihn böse Gedanken. „Wohin stürmt er so desperat?“ fragte er sich tausendmal. Die Frage würgte ihn, wie eine verschluckte Gräte, er konnte sie nicht in die Richte bringen. Wiederholt überhörte er sein Söhnchen, wie der Poet „das Geschriebene“ auf-

genommen, aber das Söhnchen übertrieb sogar noch mit der Phantasie eines Kindes. In diesem Zustande schwebte der arme Schneider, als Herr van der Vaerst seine Thüre passirte. Er faßte sogleich seinen Mann, den er seit Langem kannte, und fuhr mit der Frage heraus: „Was hat denn der Wisch für ein Unheil gestiftet da oben? Reden Sie, Herr Präceptor! wo ist der Poeta? was macht seine Frau? ich bin in einer Angst — einer Angst — treten Sie ein; der Teufel hat mich geritten!"

Herr van der Vaerst riß die Augen auf und nahm seine weiten Nasenflügel zu Hilfe, mit denen er in die Worte hineinschnupperte wie ein Pferd in die Luft.

Der Schneider erklärte ihm Alles.

Herr van der Vaerst fing im Zuhören unwillkürlich an, mit seinen breiten Händen in allen Taschen herumzuschwimmen, die er an seinem Leibe vorfand. Verdrießlich fuhr er mit einem Schneckenhäuschen aus der rechten Westentasche — „Quark!" brummte er, „die Schwimmschnecke, Nerita, da, Jan, spiel damit — aber —" und gleich zog er aus der linken Hosentasche eine andre Conchilie hervor; „das Otternköpfchen, Moneta, Himmel Donner! wird in Afrika und Ostindien als Scheidemünze gebraucht, — verflucht! — nimm sie, Jan, eine Million gilt zweihundert Gulden, aber —"

„Was suchen Sie, Herr Präceptor? vermissen Sie etwas?" fragte der Schneider nicht ohne die Unruhe, die ihm so leicht zu Gebote stand.

Herr van der Vaerst hatte zuletzt nichts als sein Taschentuch gefunden, mit dem er sich jetzt über die Augen fuhr. „Das hätte ich nicht gedacht!" murmelte er unwirsch, „das hätte ich nicht gedacht."

„Ja, es ist traurig," sagte der Schneider. „Ich glaube, sie haben oft nichts Warmes zu Mittag, das Herz könnt' Einem brechen. Mich geht's nichts an, in der Welt nichts, aber warum muß der Mann eine so junge Frau haben? fragt' ich mich oft. Allein schlüg' er sich leichter durch. Eine so junge Frau! sie könnt' seine Tochter sein! Was ein Jammer! was ein Jammer! Und am Ende — wer weiß — ich will nichts sagen — es gibt Verhältnisse — das junge Blut! Sie kennen wohl die Verhältnisse, Herr Präceptor?"

„Oft nichts Warmes zu Mittag!" wiederholte Herr van der Vaerst tonlos.

In diesem Augenblicke hörte man Schritte über die Treppe nach aufwärts.

„Er ist's! er ist's!" jubelte der Schneider, „dem Himmel sei Dank, da kommt er wieder! es ist Herr da Ponte, ich kenne seinen Auftritt. Mag ihm der Morgenspaziergang wohl bekommen haben! Gerechter Gott, wenn man die Leute nicht kennt — diese Angst, diese Sorge! Sie kennen wohl die Verhältnisse, Herr Präceptor?"

Aber Herr van der Vaerst hatte lautlos den Hut aufgesetzt und war die Treppe hinabgestiegen. „Oft nichts Warmes zu Mittag!" murmelte er.

„Hinauf, hinauf!" rief ihm der Schneider nach, „er ist ja da, Herr Präceptor, er ist ja gekommen."

Aber Herr van der Vaerst ließ sich nicht irre machen und stieg hinab. Der Schneider sah ihm noch aus dem Fenster nach und sah ihn wie toll über den Gracht rennen.

Da Ponte war zurückgekommen. Mit offenen Armen flog ihm Nancy entgegen. Es war ein Empfang voll Liebe, jener Liebe, welche weiß, daß sie nichts hat, als sich

ſelbſt, daß ſie für Alles ſteht, was das Schickſal verſagt hat. Aus innerſter Tiefe freuten die Gatten ſich ihres Anblicks.

Aber Nancy hatte nicht den Muth, eine Frage zu thun. Lorenzo ſah nicht aus wie eine glückliche Antwort.

„Ich bringe nichts," ſagte er endlich von ſelbſt. „Ich ſoll wieder kommen. Das gewöhnliche Orakel in ſolchen Fällen!"

„Glaubſt Du an Zeichen?" fragte Nancy.

„An Zeichen? Je nachdem ſie ſind. Wie ſo?"

„Gleich nachdem Du fort warſt, als ich das Fenſter öffnete, um die friſche Morgenluft einzulaſſen, hört' ich zwei Hebräer über die Straße ſich anrufen: In zwei Stunden werden wir reich ſein! Es war das erſte Wort, das mir der Tag zutrug."

„Vortrefflich!" rief Lorenzo, „dann ſchießen wir unſer Kapital zuſammen. Auch ich erinnere mich jetzt eines Zeichens. Mein erſtes Begegniß, als ich aus dem Hauſe trat, war ein junges Mädchen, welches zur Schule ging."

Und die Gatten beglückwünſchten ſich, wie zu Schätzen. Jedes ſtellte ſich, als ob es das Zeichen des Andern glaubte, und Jedes hatte das ſeinige — das muß noch hinzugeſetzt werden — erfunden.

Nancy erzählte von dem Beſuche van der Vaerſt's. Er ſchien ſich bei dem Schneider gelangweilt zu haben und wieder fortgegangen zu ſein, ſie bedauerte es und bat um Entſchuldigung.

„Dieſen Sonderling," ſagte Lorenzo, „hat uns der Himmel zu wahrem Troſt geſchickt. Er iſt eine Art Offenbarung, wie man die Armuth ertragen ſoll. Was mich betrifft, ich habe Tage des Glücks genoſſen und nur das

Einzige bedaure ich, daß Du sie nicht mitgenossen hast. Van der Vaerst aber ist immer arm gewesen. Aus den Täfelchen seiner Schulbanknachbarn hat er das ABC gelernt, und mit Freitischen hat er ausstudirt. Hierauf fing seine erste Liebe an — es war eine Blattwanze. Aber das kleine Ding hatte eine große Familie, und bald war mein guter Van der Vaerst der Don Juan aller Fliegen, Bremsen, Wespen, Käfer, Würmer, kurz der ganzen Insektenwelt, wozu später noch die Schalthiere kamen. Daneben lebte er kümmerlich von Stundengeben, aber es that ihm weh, im schönsten Sonnenschein seine Zeit bei Kindern zu versäumen, wenn alle Wiesen und Sümpfe von Myrmiceen wimmelten. So entstand nach und nach der erste und einzige Wunsch seines Lebens — ein Erwerb in den Abendstunden. Als ich nun vor einigen Monaten die Aussicht hatte, eine große italienische Oper im Haag zu gründen, da stellte er sich mir mit dem glücklichen Gedanken vor, Logenschließer oder Billeteur zu werden. Die Freundlichkeit, womit ich ihn aufnahm, gewann mir sein Herz, und obschon nach wenigen Tagen jene Aussicht zu nichte wurde, so bleibt er mir, ich bin überzeugt, bis zum letzten Athemzuge anhänglich dafür. Und doch hat er die Freundlichkeit, die ich ihm zeigte, nur sich selbst zu verdanken. Der Mann übte einen eigenen Zauber auf mich. Ich sah auf den ersten Blick auf den Grund seiner schönen Seele. Denn die hat er, das Wort ist nicht zu kostbar. Ich bin mit Fürsten und Grafen umgegangen, und habe sie in Neid und Eifersucht einander aufreiben sehen. Van der Vaerst hat nichts, aber er gönnt Allen Alles. Er lebt in niedrigster Armuth, aber die Armuth hat ihn nicht erniedrigt. Er sucht eine Domestikenstelle bei mir, aber er

geht mit mir um wie ein Cavalier mit dem Andern. Er bekommt diese Stelle nicht, aber er fährt fort, mir seine uneigennützige Freundschaft zu schenken. Es ist bei aller Kleinheit seines Treibens nichts Kleinliches in ihm. Seine Seele ist ein wahres Ebenbild Gottes: er ist groß und frei wie der Schöpfer — der Ameisen!"

„Das trau' ich ihm selbst zu," sagte Nancy, „aber Du freilich hast die Worte dafür. Wie wär's, Lorenzo, wenn Du Dich hinsetztest und gleich sein Charakterbild für Deine Memoiren entwürfest? Du scheinst in der rechten Stimmung dafür."

Lorenzo mußte sich nach dem traurigen Anfange des Morgens zerstreuen, und das war allerdings die Stimmung zum Schreiben. Ein Motiv wenigstens war's. Die Gatten verstanden sich mit dem feinsten Zartgefühle auf solche Winke, und Lorenzo setzte sich hin und schrieb.

Nancy, am andern Fenster, griff zu einer Näharbeit.

Das dauerte ein oder zwei Stündchen, während die kurze Dezembersonne rasch zu der Höhe vorschritt, die als Panstunde so unheimlich, als Mittagsstunde aber so traulich ist.

In der Wirthschaft des armen Lorenzo war sie nur — Panstunde!

Um diese Zeit legte Nancy ihre Linnen in den Schooß und neigte sich gegen das Kanapee.

Bestürzt fuhr Lorenzo empor. „Himmel, was fehlt Dir, mein Kind?" rief er, herzueilend.

„Nichts, bester Mann, ich will nur ein wenig schlummern."

Aber der arme Poet empfand an seinem eigenen Hunger, was dieses Schlummern-Wollen bedeuten sollte.

Er griff an sein Herz, er biß in die Lippen. „Schlummere, mein Kind," sagte er, „aber erlaube, daß ich die Wohnung abschließe, und Dich allein lasse. Ich glaube, ich werde jetzt rechtzeitig kommen, wo ich zuvor Geld haben sollte." Dabei deckte er mit seinem Rücken den Sekretär, und griff verstohlen hinter sich nach dem Mozart'schen Cachet.

In diesem Augenblicke schoß ein Sonnenstrahl durch die Nebeldecke des Himmels, und in der Tiefe der Stube flog die Thüre auf. Es war Herr van der Vaerst, der hereintrat, oder besser hereinstürmte.

Aber wie sah der Mann aus? Er glich weniger einem Naturforscher als einem Marktknechte, der vom Einkaufe kommt. Er trug ein an den vier Zipfeln zusammengeknüpftes Tuch in der Hand, mit welchem er etwas linkisch dem Tische zustolperte, auf dessen Fläche er es auseinanderknüpfte. Da kamen Brod, Butter, Käse, Eier, geräucherte Häringe, ja selbst ein Fläschchen Portwein zum Vorscheine. Alle diese Dinge legte Herr van der Vaerst auf dem Tische aus, dazu hatte er unterwegs eine Rede voll zartfühlender Wendungen einstudirt, diese wollte sich aber nicht so leicht auseinander knüpfen lassen.

Der Dichter und seine Frau sahen sich an wie im Traume. Herr van der Vaerst aber, es kann nicht verschwiegen werden, machte zu seiner schönen That ein etwas einfältiges Gesicht. Von seiner inwendigen schönen Rede wollte noch immer nichts laut werden.

Lorenzo endlich faßte sich zuerst. „Liebe Frau," sagte er, „ich glaube, wir brauchen uns dieser Darbietung nicht zu schämen. Es kommt ohne Zweifel die Zeit, wo wir sie dem wackern Herrn van der Vaerst werden vergelten

können, in diesem Augenblicke aber ist sie am Platze. Herr van der Vaerst, wir danken Ihnen."

Der arme Poet hatte sich beeilen müssen, mit diesen Worten zu Ende zu kommen, denn die Rührung brach seine Stimme. Er reichte dem Freunde die Hand, die dieser seelenfroh drückte, seelenfroh, daß nun doch Einer geredet hatte, und der keusche Zauber des Augenblicks in Worten befreit war.

Nun ging Alles schwungvoll. Man überließ sich dem Vergnügen, der Vertraulichkeit. Man sprach sich aus, man lachte und scherzte, man erzählte sich tausend Geschichtchen von zufälligen Bedrängnissen und zufälligen Erlösungen. Der gute Pedant besonders war reich an Studenten-Anekdoten, die sich um die ergötzlichsten Variationen des Hunger-Thema's drehten; die kleine Nancy, welche bereits in der Küche wirthschaftete, sah sich genöthigt, die Thüre offen zu halten, um von den schnurrigen Abenteuern nichts einzubüßen, was, nebenbei bemerkt, zugleich der Temperatur des Zimmers zu Gute kam, welches vom Herdfeuer aus erwärmt wurde.

Bald war der Tisch gedeckt! Welch' ein fürstliches Mahl! Welch' harmlose Unterhaltung der Armen über die Armuth! Die drei glücklichen Menschen saßen an ihrer Tafel wie in einer Theater-Loge, und was Herr van der Vaerst von den Hungergeschichten der Freitische erzählte, ließ man sich behagen, als ob es ein Gedicht und die handelnde Person ein wohlbezahlter Schauspieler wäre.

Wie schnell das Alles gekommen war! Unsern Helden, nun sie sich erst gesättigt hatten, schien es gar nicht, als hätten sie je gehungert. Es kam ihnen vor wie eine Art böswillige Imagination, was sie so eben gefühlt und geduldet.

Und nun erst der Wein! Wie viel Zauber enthielt doch die Welt, da sie solche Tropfen enthielt! Hatte man eine Ahnung davon? Entdeckte man nicht erst jetzt, daß ein Kleinod in der Natur vorhanden war, Wein genannt? Die Gatten lächelten sich an wie Kinder, sie kamen sich wie verwandelt vor. Diese Süßigkeit, dieser Wohlgeschmack, dies angenehme Feuer, dies leichte Gefühl! Ah, wie schön war das Leben, welche Genüsse konnte es haben! Selbst da Ponte fühlte so, da Ponte, der bei vollem Tokaierglase das unsterbliche Lied gedichtet hatte:

Fin ch'han dal vino
Calda la testa . . .*)

So im Engen und Kurzem lebt der Mensch und alles schon Dagewesene wird nach kurzer Frist wieder neu. Es gibt eigentlich kein Alter, eine ewige Jugend ist der gegenwärtige Augenblick!

Da Ponte erzählte nun seinerseits Geschichten seines Lebens. Er war ganz Italiener in diesem Augenblicke. Ganz Laune, Feuer, Jugend, Beredsamkeit. Er erzählte, wovon er mit Vorliebe sprach, von seinem Wiener Aufenthalt, von seiner Stellung als kaiserlicher Hofdichter. Wie brauste da der Champagner, wie rollten die Dukaten, wie flogen die Geschenke vornehmer Damen und Herren, wie glänzten die kaiserlichen Audienzen! Nancy war wie im Himmel. Sie kannte diese Geschichten fast alle, Eine hatte sie nur erst gestern Abend gehört. Aber dürfen wir es ihr nicht zu Gute halten, wenn sie mit besonderem Stolze die Genugthuung vor dem Fremden empfand, vor

*) Die bekannte Champagner-Arie Don Juans.

dem sie ja auch die Demüthigung ihrer Armuth als Hausfrau gewiß doppelt empfunden?

Da Ponte dagegen kam bald zum entgegengesetzten Gefühl. Er hätte geglaubt zu prahlen und die Schwäche zu verrathen, mit dem Glanz der Vergangenheit das Elend des Augenblicks zu verläugnen, wenn er nach so viel Licht die Schatten verschwiegen hätte. Er drang daher mit dem ehrlichsten Eifer in van der Vaerst, seinen Besuch zu verlängern, „denn da wir heute einmal," fuhr er fort, „bekannter als je mit einander wurden, so möchte ich Ihnen auch in gleichem Zuge erzählen, wie es mir weiter ging, seit meinem Auszug aus dem unvergeßlichen Wien."

Der brave van der Vaerst mochte sich selbst behaglich fühlen in einer Lage, wo er Gast und Wirth zugleich war, denn obwohl er schon öfter zur Uhr geblickt und wahrscheinlich eine bezahlte Stunde zu versäumen hatte, so waren ihm die Einladungen des liebenswürdigen Dichters doch ein willkommener Grund, diese Stätte glücklicher Armuth so bald nicht zu verlassen. Er blieb. Da Ponte sah ihn mit Freuden verweilen und fuhr in seinen Erzählungen fort:

„Meine zahlreichen Feinde und Neider, welche schon den Kaiser Joseph mit ihren Intriguen gegen mich belästigt hatten (einen Monarchen, dessen Gnade ich doch so offenkundig genoß), schöpften die dreistesten Hoffnungen bei dem neuen Regierungsantritt. Und leider gelang ihnen ihr Spiel. Kaiser Leopold ließ sich gegen mich einnehmen und ich erhielt meinen Abschied."

„Aber ich bin bei einer gerechten Sache kein mattherziger Gegner. Ich wußte mein Gewissen rein, und meine Dienste sind wenigstens von Andern nicht über-

troffen worden. Ich hatte elf Jahre in Wien gelebt und gewirkt. Ich hatte der Stadt und dem Hof unzählige Theaterabende gewürzt, hatte den ersten Tonkünstlern des Jahrhunderts die schwesterliche Hilfe der Poesie geliehen, und wer sich an einem Mozart erfreut, ist einem da Ponte verpflichtet. Ich hatte ein Recht, zu stehen wo ich stand. Wer mich vertrieb, war im Unrechte, das fühlte ich, und dieses Gefühl gab mir Muth."

„Ich drang bis an die Stufen des neuen Thrones vor. Ich warf mich dem Kaiser Leopold zu Füßen, und ruhte nicht, bis ich einem Auge, das der Gerechtigkeit offen stand, Schuld und Unschuld in's schärfste Licht gestellt. Der Kaiser ward überzeugt und entließ mich mit den nachdrücklichsten Verheißungen meiner Wiederanstellung. Sie ist niemals erfolgt."

„Die Audienz, von der ich spreche, hatte in Triest Statt, wo sich der Kaiser damals befand. Indem ich die Erfüllung des kaiserlichen Wortes abwartete, was mit der gebührenden Zurückhaltung zu geschehen hatte, vergingen peinliche Monate. Meine Mittel erschöpften sich."

„Zwar hatte ich Wien nicht als Bettler verlassen, schon die vielen Pretiosen waren von Werth, die sich als Ehrengeschenke in meinen Händen gehäuft hatten. Dafür war ich aber auch seit elf Jahren gewohnt, einen siebzigjährigen Vater und zehn Geschwister zu unterstützen, auch sonst meine Börse für Jedermann offen zu halten. Kurz, meine Reichthümer schmolzen schnell dahin. Schon sah ich mich dahin gebracht, meine Garderobe anzugreifen, und als auch diese zur Neige ging, die Hilfe von Fremden anzunehmen. Diese Operation machte mich unendlich reich — an Erfahrungen, trug mir aber keinen Deut von Allen

ein, die ich für meine Freunde gehalten. Tempora si fuerint nubila solus eris! sagt der Dichter."

„Der Armuth noch ungewohnt, könnte ich sagen, ich habe damals die unglücklichsten Tage meines Lebens durchgekostet, wäre nicht ein Ereigniß eingetreten, das sie zu meinen glücklichsten machte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen dieses segensvolle Ereigniß erzähle."

Bei diesen Worten stand Nancy vom Tische auf und entfernte sich mit dem Tischzeug in die Küche, um es rein zu spülen. Da Ponte sah ihr mit einem Blicke voll unaussprechlicher Zärtlichkeit nach, und fuhr dann, gegen van der Vaerst gewendet, fort:

„Es begab sich um jene Zeit, daß ich einer jungen Engländerin vorgestellt wurde, der Tochter eines reichen Kaufmannes, der kurz zuvor in Triest angekommen war. Man sagte allgemein von ihr, daß sie nicht nur sehr schön von Person sei, sondern lobte auch die Grazie ihres Benehmens, ihr sanftes Herz, ihren muntern Geist. Sie trug, als sie mir vorgestellt wurde, einen schwarzen Schleier, der über ihr Gesicht geschlagen war, so daß ich in jenem ersten Momente des Anblicks einer Schönheit, nach der ich doch so begierig wär, noch nicht theilhaftig wurde. Zu ungeduldig gegenüber dem schönen Geschlechte, näherte ich mich dem jungen Mädchen mit einiger Dreistigkeit und sagte: Mein Fräulein, die Art, wie Sie Ihren Schleier tragen, ist nicht mehr modern. Sie schien meine Gedanken nicht zu errathen, denn eine Stimme, wie ein Glöcklein so rein, fragte mich alsbald auf's unbefangenste: Welche ist's denn? Diese! antwortete ich, hob den Schleier an einem Zipfel und schlug ihn leicht über das Gesicht zurück. Das junge Mädchen schien meine Freiheit übel

zu nehmen, denn sie verließ wenige Augenblicke nachher das Zimmer. Ich aber hatte in ein Antlitz gesehen voll süßester Lieblichkeit, voll Adel und Unschuld der Jugend."

„Dies war mein erstes Zusammentreffen mit Nancy, meinem Weibe. Das Mädchen hielt sich bei Verwandten auf, zu welchen sie ihr Vater einige Jahre vor seiner eigenen Ankunft gegeben hatte, aus Gesundheits-Rücksichten, wie ich glaube. Glücklicherweise war ich mit diesen Verwandten ziemlich bekannt, und die Gelegenheiten, Nancy zu sehen, wiederholten sich. So oft ich dem holden Geschöpfe aber begegnete, empfand ich den Reiz ihres ersten Eindrucks frisch und ungeschwächt. Auch sie bezeugte mir keinen Widerwillen, mein Schleierfrevel schien gnädig vergessen."

„Meine Neigung zu dem jungen Geschöpfe aber war weit entfernt von persönlichem Interesse. Ich hatte oft geliebt, war oft getäuscht worden, und hielt meine Zeit zwischen Erfahrungen aller Art für vorüber. Ich erfreute mich ihrer wie ein Vater, oder ein älterer Bruder. Ja, so weit ging diese Anspruchlosigkeit, daß sogar ich es war, der eine and're Partie für sie auf die Bahn brachte. Ich hatte in Wien einen Freund und Landsmann, einen jungen Kaufmann von guten Mitteln, welchen ich oft hatte schwören gehört, daß er nur eine Engländerin heirathen werde, denn er hatte von einem Aufenthalt in England, der aus Familiengründen unterbrochen worden, eine ungemeine Vorliebe für jenes Volk gefaßt. Dieser Mensch fiel mir jetzt ein. Ich stellte Nancy im Geiste mit ihm zusammen und — das Pärchen paßte. Ich sprach mit Nancy und ihren Eltern von meiner Idee, ich schilderte dem Freunde dagegen meinen Triester-Fund und betrachtete

mich schon als glücklichen Heirathsstifter. So wurde mein Verhältniß mit Nancy das eines Hausfreundes, ich ging, bis die Wiener Antwort kam, fleißig aus und ein bei ihr, half ihr im Deutschen vorwärts und machte sie mit den Wiener Ortsverhältnissen bekannt, was bei der eigenthümlichen Färbung des dortigen Volkslebens zu vielen drolligen Scherzen führte. So kam der Tag der Wiener Antwort. Der Freund schrieb: Liebster da Ponte! Die Jungfrau, die Du mir schilderst, entspricht allen Forderungen eines weiblichen Ideals, und ich danke Dir innigst für Deine Freundschaft. Da der Vater aber, wie Du sagst, reich sein soll, so wünschte ich gleichzeitig zu hören, welches Heirathsgut er dem Mädchen zu geben gesonnen ist, damit nicht etwa anderwärtige Erben verkürzt würden, oder — Schon gut! fiel bei dieser Stelle Nancy's Vater ein. Der Mensch möchte meine Guineen heirathen und verblümt es sehr schlecht. Er stand einen Augenblick still, machte dann zwei bis drei Gänge durch's Zimmer, hierauf trat er mich plötzlich an und sagte: „Wissen Sie was, Herr da Ponte? Ihnen selbst geb' ich das Mädchen. Ihre Uneigennützigkeit haben Sie glänzend bewährt, und wenn Sie das Kind als ein Ideal schildern, so scheint es Ihnen auch an Empfindung nicht zu fehlen. Wollen Sie?" Ich stand wie von Sinnen. Ich blickte den Mann an, ich blickte im Kreise umher, ich sah auf Nancy — ihr schönes Erröthen und ihr züchtig gesenktes Auge voll liebevoller Bescheidenheit fiel wie ein Strahl in meine Nacht. Ich entdeckte, was ich bisher zu entdecken nicht eitel genug war. Was soll ich sagen? Vergessen waren meine zweiundvierzig Jahre, vergessen, daß ich nur fünf Francs in der Tasche hatte, daß meine ganze Existenz nur an einem Versprechen

schwebte — ich breitete meine Arme aus, und ein Herz lag an meinem, in dem sich der Himmel auf Erden abspiegelte!"

Der Dichter hielt inne, voll seines großen Gefühls, das er mit schweigender Andacht zu bewältigen suchte. Nach einer Pause erzählte er weiter:

„Aber als hätte ich mich versündigt, nach dieser Göttergabe zu greifen, brach jetzt das Unglück Schlag auf Schlag herein über mich. Mein Leben ist von da an nichts als ein Rückzug, ja eine wilde Flucht. Jeder Tritt ein Straucheln, jede Hoffnung eine Täuschung. Drei Wochen nach meiner Vermählung verlor mein Schwiegervater sein ganzes Vermögen bei dem Sturz zweier großer englischer Häuser. Bei dieser Katastrophe war es mir doppelt peinlich, in meiner Blöße dazustehen, und Brief an Brief bestürmte ich meine Freunde in Wien, die kaiserliche Erinnerung an mich wach zu halten. Vergebens! Aller Trost, den ich erhielt, war der stets wiederholte Refrain: Deine Stunde ist noch nicht gekommen. Zuletzt konnte ich die Spannung meiner Lage nicht länger ertragen, ich raffte mich auf und ging persönlich nach Wien. Meine junge Gattin begleitete mich. Die Reise begann mit einem verhängnißvollen Omen. Kaum waren die Thränen meiner Nancy über den Abschied vom Vaterhause getrocknet, so begegnete uns folgendes Unglück. Auf einem rauhen Berg in der Gegend von Laibach wollten wir den Postpferden, die zu erliegen drohten, einige Erleichterung gönnen und gingen zu Fuß voraus. Es war um die Abenddämmerung, und kaum hatten wir einige hundert Schritte zurückgelegt, so sahen wir mit Schießgewehren bewaffnete Männer im Dunkeln auf uns zukommen. Bei diesem Anblick fing

meine Nancy zu zagen an und eiligst steckte sie mir ein Beutelchen mit Geld zu, welches ihr beim Abschied die Mutter gegeben hatte, da die vortreffliche Frau den Zustand meiner Borse wohl ahnte, aber zu zartfühlend war, mich direkt zu unterstützen. Ich schob das Beutelchen zwischen die Weste und mein Hemd, in der Meinung, es unter's Hemd geschoben zu haben, denn meine größere Aufmerksamkeit war auf die herannahenden Männer und auf die Beschwichtigung meiner Nancy gerichtet, die ich am Arme führte. Die Männer erwiesen sich als Feldarbeiter, und ihre vermeinten Schießgewehre als Spaten und Stöcke, die sie geschultert trugen; sie zogen friedlich an uns vorüber und grüßten uns noch recht höflich. Wir lachten nicht wenig, Nancy und ich, bald aber hörte unser Lachen auf, als wir am Fuße des Berges in der Abtei St. Edmund, wo wir herbergen wollten, unser Beutelchen vermißten. Der Abt, ein goldener Mann! ließ den ganzen Berg sogleich mit Fackeln durchsuchen, und da der Fund nicht geschah, forderte er uns auf, ihm eine sichere Adresse zu nennen, denn jedes seiner Pfarrkinder, betheuerte er hoch, werde das Geld unverkürzt abliefern, wenn es immer sich finde. Wir nannten ihm eine Wiener Adresse, zogen aber mit schweren Herzen davon, und konnten den Unfall lange nicht verschmerzen. Endlich erreichten wir Wien."

„Die große Glocke am Stephansthurm begrüßte uns mit einem düstern Trauergeläute; wir fragten, was es bedeute, und die Antwort lautete: Seine Majestät der Kaiser Leopold ist gestorben!"

„Der Kaiser war todt! Meine siegreiche Audienz mit ihm, sein fürstliches Wort, meine Wiederanstellung als

Hofdichter — das Alles sank nun in die Gruft der Kapuziner hinab. Ich sah meine Nancy an, das junge, blühende Kind, das ich in die goldenen Freuden der Hauptstadt einführen gewollt, und dem ich nun nichts zu bieten hatte, als einen Bettelstab!"

„Der Schlag war vernichtend. Auf eine Anstellung in Wien war nicht mehr zu denken. Meine Feinde hatten wieder Oberwasser und waren wegen meiner Audienz mit dem verstorbenen Kaiser, dem ich sie Alle gezeichnet hatte, erbitterter als je gegen mich. Dazu hieß es, der junge Thronfolger, Franz II., werde persönlich den Feldzug gegen die Franzosen mitmachen, die italienische Oper suspendirt werden — kurz, in Wien blieb keine Aussicht für mich."

„Ich warf meine Blicke in alle Weltgegenden aus. Paris, London, Petersburg unterhielten große italienische Opern, für letztere war ich sogar schon in Vorschlag gewesen. Ein seltenes Beispiel menschlicher Bosheit, die ich leider nicht kräftiger als durch die Erzählung rächen kann, hatte mich im günstigen Augenblicke um die Anstellung in Petersburg betrogen. Es war vom Hofe der großen Katharina, welche den italienischen Gesang und meine Opern insbesondere liebte, die Anfrage an mich ergangen, ob ich einen Ruf nach Petersburg, unter Bedingungen, die ich sehr glänzend fand, annehmen würde. Es war dies zu derselben Zeit geschehen, als meine Feinde in Wien schon siegreich an meinem Sturze arbeiteten, als sie dem Kaiser Leopold vielleicht schon die Unterschrift meiner Entlassung abgenommen hatten, aber dennoch hieß es auf mein Gesuch: Dem Herrn da Ponte kann die erbetene Nachsicht von seinem Contrakte nicht bewilligt werden.

Nach drei Monaten war mein Contrakt zu Ende, und — der kaiserliche Hofdichter war entlassen!"

„Mit doppeltem Schmerze gedachte ich jetzt dieses Glückssternes, und sehnsüchtig fielen meine Blicke auf das nordische Rom. Aber die Chance war wohl längst schon dahin, selbst auf das Hin- und Wiederschreiben, ob sie zu erneuern sei, konnte ich mich, bei der großen Entfernung und meiner gänzlichen Mittellosigkeit, nicht mehr einlassen.

Ich dachte also an Paris. Noch besaß ich aus den goldenen Zeiten Kaiser Josephs einen Empfehlungsbrief dieses gütigen Monarchen an seine königliche Schwester Maria Antoinette. Der Brief war zwar etwas alt, aber in Paris bedarf das Talent nicht vieler Umstände und die Königin war eine leicht zugängliche Frau — du wagst es, dacht' ich. Auf nach Paris! Und eiligst lief ich in Wien herum, bei alten Schuldnern noch ein paar Dukaten einzukassiren, und schätzte mich glücklich, wenn mir Einer den zehnten oder zwanzigsten Theil dessen, was ich zu fordern hatte, aus Gnaden zuwarf."

„Mit diesen Brosamen begaben wir uns auf die Reise. Als wir in Speier ankamen, hörten wir, die Franzosen rückten nach Mainz vor, und die Königin Marie Antoinette sei gefangen gesetzt!"

„Ich versenkte meinen Empfehlungsbrief in den Rhein und weinte ihm bitterste Thränen nach."

„Es blieb mir nun nichts mehr übrig, als mein Glück in London zu versuchen. Ich reiste nach London."

„Ich hatte schon in Wien gehört, Herr Taylor, der Unternehmer der italienischen Oper in London, sei mit seinem Dichter Badini, einem gänzlich unfähigen Menschen, wenig zufrieden, und wünsche ihn sehnsüchtig durch einen

Andern ersetzt. Dieser Andere aber sollte nicht den Schein haben, von ihm berufen zu sein, sondern gleichsam zufällig ankommen, und Badini müsse dann fast von selbst verschwinden, — denn der arme Taylor sei nicht recht Herr in seinem Hause. Dies waren die Verhältnisse im Allgemeinen. Als ich in London nun persönlich erschien, fand ich sie so: Der Dichter Badini wurde gehalten durch die Sängerin Morichelli, deren erklärter Schützling er war, die Morichelli aber hielt wieder Herr Taylor für unentbehrlich. Und nun erklärte sich auch, wie das „fast von selbst verschwinden" gemeint war. Der obscure Badini sollte nicht etwa vor dem Ruf und dem geübten Talent des da Ponte verschwinden, sondern einzig vor — seiner Person. Herr Taylor nämlich gab mir nicht undeutlich zu verstehen, für ihn selbst sei mein Verdienst keine Frage, aber meine Aufgabe wäre eigentlich die, mich bei der Morichelli zu insinuiren und — kurz, den Badini auszustechen. Herr Taylor machte daher ein langes Gesicht, als er hörte, daß ich verheirathet sei; ich selbst aber machte noch ein viel längeres. Denn wenn ich diese Sorte von Concurrenz schon als Junggeselle verschmäht hätte, so mußte ich sie doppelt verabscheuen als Gatte des vortrefflichsten Weibes, die mir Alles geopfert hatte, der ich ihr ganzes Lebensglück noch schuldig war, und der ich das Mindeste gewährte, wenn ich ihr Treue hielt. Herr Taylor zuckte die Achseln, und ich — sah den letzten meiner Glückssterne versinken!"

„Noch einmal leuchtete mir ein Fünkchen von Hoffnung, als ich hörte, in Amsterdam sei das französische Schauspiel entlassen, das durch den Haß gegen die Revolutions-Armeen unmöglich geworden. Sofort ergriff mich

der Gedanke, ob das nicht der Augenblick zur Einrichtung einer italienischen Bühne auf dem dortigen Boden sei. Der Gedanke ließ mich nicht ruhen, ich beschloß, noch einmal meine Würfel zu schütteln. Ich reiste nach Amsterdam ab und zwar, was ich zu meinem bittersten Schmerze empfand, diesmal ohne meine geliebte Nancy, denn schon fehlte es an dem Nöthigsten, um die doppelten Fahrkosten zu bestreiten. Sie blieb bei Verwandten in London zurück."

In Amsterdam ging nun Alles vortrefflich. Mein Projekt hatte die schönsten Aussichten. Ich machte mich verbindlich, eine gute italienische Gesellschaft zusammenzubringen, Martini von Wien zu berufen, und garantirte wöchentlich zwei Vorstellungen, abwechselnd im Haag und in Amsterdam. Dafür forderte ich meinerseits eine Garantie für zweimalhunderttausend Gulden jährlich. Die Freunde des Unternehmens gingen darauf ein, der General-Statthalter allein verbürgte vierzigtausend Gulden, ebenso waren Herr Joppe, ein reicher Banquier, und General Butzeler, zwei der ersten und einflußreichsten Männer, mit eigener und Freundeshilfe der Entreprise förderlich. Schon schwebte ich in einem Himmel von Freuden. Schon entwarf ich Contracte, schrieb Tag und Nacht Briefe an Kapellmeister, Sänger, Instrumentalisten, trieb im frischesten Strome der Geschäfte — da geschah die Schlacht von Dünkirchen, die Engländer erlitten eine furchtbare Niederlage und das erschrockene Holland dachte nicht mehr an Unterhaltungen und Spiele. Verzweiflung, Thränen, Gebete traten an die Stelle öffentlicher Lustbarkeiten, das ganze Land wiederhallte von Wehklagen."

„Keinen traf aber dieses Unglück wie mich. Betäubt irrte ich durch die Straßen der Stadt, mehr einem Wahn-

sinnigen, als einem Menschen mit Sinn und Bewußtsein ähnlich. Eine Angst überlief mich, wie ich sie nie in meinem Leben gekannt. Die Häuser vor meinem Auge tanzten, der Boden unter meinen Füßen wankte wie bei einem Erdbeben oder auf einem Schiff. Ich floh die Menschen mit einem Gemisch von Wildheit und Scham, aber wenn ich in den schilfreichen Einsamkeiten der Teiche oder am kahlen Dünenstrande schweifte, so preßte mich ein Gefühl von Verlassenheit, daß ich oft laut nach einem Menschen aufschrie. Das Alles hielt ich für Vorboten einer Krankheit. In einer namenlosen Aufregung, verlassen zu sterben, schrieb ich an Nancy, daß sie zu mir herüber komme, aber nicht früher, als bis der Brief fort war, fiel mir ein, sie habe kein Reisegeld. In der That verließ mich bereits das Licht der Besinnung auf einige Augenblicke."

„Denken Sie sich nun meine Ueberraschung, als sie desungeachtet kam! Ich habe Ihnen zuvor erzählt, wie wir auf einem Berg in der Gegend von Laibach ein Beutelchen mit Goldstücken verloren. Dieses Beutelchen war richtig noch gefunden worden. Der brave Abt von St. Edmund hatte es uns sogleich nach Wien zugeschickt, und von Wien war es, mit einem halb Dutzend Poststempeln versehen, von Stadt zu Stadt uns gefolgt, bis es in London zuletzt sein Ziel erreichte. Nancy hatte davon schon zwanzig Gulden zur Ueberfahrt verbraucht, achtzig ungefähr brachte sie noch mit. Wir bezahlten sogleich einige kleine Schulden, mietheten ein kleines Logis und später noch ein kleineres, und verzehrten den Rest, so lange er reichte."

„Und so sind wir bei dem gegenwärtigen Augenblick angekommen, lieber Herr van der Vaerst. Ich danke Ihnen für Ihre viele und freundliche Geduld, sie hat mir eine

ſchöne Stunde geſchenkt. Sie ſind der einzige Menſch in Amſterdam, dem ein Mann, der noch kurz zuvor in Hunderttauſenden rechnete, ſich ſo rückhaltslos mittheilt. Beurtheilen Sie ſelbſt, welchen Werth Ihre Güte für mich hat, denn mittheilen muß ſich der Menſch. Die Mittheilung iſt des Armen einziger Reichthum; aber wie ſchmerzlich es iſt, im Unglück ohne Mitleid zu leben, ſo iſt es vielleicht noch ſchmerzlicher, ein Glück, wie ich es in meiner Nancy beſitze, ungekannt zu verheimlichen. Könnt' ich dieſes Weib vor der ganzen Welt zu Ehren bringen! Wer hat das Recht, irgend ein Weib auf der Erde einen Engel zu nennen, der es nicht in ſo verzweifelten Lebenstagen erprobt hat, wie ich das meinige? Mit welcher Treue, mit welcher Hingebung, mit welcher Kraft und Heiterkeit dieſes junge Geſchöpf ein ſo beiſpielloſes Elend erträgt, nein, nicht erträgt, ſondern beſiegt, iſt mehr, als Menſchen begreifen. Seit ſie ihre Mädchenfreiheit in dies kleine goldene Ringlein gefangen gab, hat ſie nur Noth und Sorge an meiner Seite gefunden. Und ſie iſt jung, ſchön, im Glücke erzogen, zu allen Anſprüchen an's Leben berechtigt. Woher hat das zarte knoſpende Weſen die heroiſche Seelenſtärke? Um wie viele Tugenden iſt ſie belobt worden, da ſie noch Mädchen war, und doch hat ihren innerſten Werth Niemand gekannt! Oft, wenn es mich ſchmerzt, in welchem Elend ſie lebt mit mir, tröſtet mich der Gedanke, welch' eine Göttin dieſes Elend aus ihr gemacht hat. Eine Göttin! Ich war in Hunderten von Verſen freigebig mit dieſem Wort — hätt' ich es doch für Nancy allein aufgeſpart!"

Herr van der Vaerſt hatte ſchon lange mit ſeiner Rührung gekämpft, der weichfühlende Mann konnte ſie

nicht länger bemeistern. Er ergriff die beiden Hände da Ponte's und stammelte mit zitternder Stimme:

„Sie haben Recht, Herr Doktor, ich habe Ihrer Frau nie eine Spur von Kummer angemerkt. Wenn nicht der Schneider drunten mich informirt hätte, ich wüßte nichts. D'rum fassen Sie Muth! Der Himmel wird es der Guten nicht ersparen, auch das Glück zu ertragen, das oft schwerer als das Unglück zu ertragen ist. Ja, ja, diese Prüfung steht Ihnen noch bevor. Machen Sie sich immer gefaßt darauf, ich hab's gesagt. Denken Sie an mich. Was wollen Sie? Wie viel Ihnen mißlungen ist — es beweist nur, wie reich Sie an Gelegenheiten und Hilfsmitteln waren. Ein Mann wie Sie — gehen Sie auch! Post nubila Phoebus! sagt der Poet."

Aber wo blieb Nancy? Da Ponte hatte schon seit einigen Minuten eine gewisse Unruhe im Hause verspürt. Erst waren Schritte von unten herauf gekommen — das war der Schneider. Dann flogen Schritte von oben hinab — das war Nancy. Er kannte sie beide. Und in der Küche draußen stand die Arbeit still — jenes friedliche Klappern und Plätschern am Spüleimer; dafür drang vom Schneider herauf durch die dünne Diele des Gestocks ein gewisses Wegen und Klatschen von lebhaft bewegten Stimmen — was sollte das Alles? War der Schneider gekommen, um seine Forderung zu wiederholen? Hatte Nancy, die treue Hüterin der Schwelle, seinen Eintritt verhindert, und die dornige Mühe übernommen, ihn auf eigene Hand zu beschwichtigen? Diese Gedankenbildung war in dem Kopfe des armen Poeten vor sich gegangen, da der Präceptor zu dem Trostspruche kam: post nubila Phoebus. Er stierte mit Geistesabwesenheit in die Miene des Tröfters.

Da sprang die Thür auf. Nancy, schön wie ein fliegender Cherub, die Wangen voll Freudenroth, die Locken an den Schläfen fächelnd und wehend von vorstürzender Eile — stürmte herein. „Komm', Lorenzo, laſſ' uns Ballspielen!" rief sie in Distanz und warf eine Münze gegen ihren Mann. Die Münze fiel zu Boden. Herr van der Baerst eilte, sie aufzuheben. „Bitte, lassen Sie," sagte Nancy gleichgiltig, „es ist ja nur Gold. Nicht der Mühe werth, daß ein Gelehrter sich darum bückt! Aber fang', Lorenzo, Du bist ungeschickt!" Und rasch flog ein zweites Goldstück. Es fiel wieder. „Wetter! was ich für einen vornehmen Herrn Gemahl habe," scherzte die junge Frau, „er läßt meine Guineen zur Erde fallen. Nun, zum Ballspielen sind sie doch gut genug! Da! drei, vier, fünf, sechs ... fang', Lorenzo, fang'! sieben, acht, neun, zehn... so fang doch" — Lorenzo stürzte außer sich gegen sie. „Zu Hilfe!" rief das muthwillige Kind und schleuderte wie zur Abwehr ihre übrigen Goldstücke auf einmal aus der Hand. Klingend rollten die Guineen auf dem Boden herum.

„Aber, Weib, Du bist eine Zauberin!" stammelte da Ponte, bleich vor Aufregung, und griff fieberhaft nach dem Brief, den ihm Nancy entgegen hielt mit den Worten: „Das ist der Zauber!"

Hastig überflog der Poet die Adresse — „An Herrn da Ponte Amsterdam ꝛc. anbei zwanzig Guineen." Er riß das Couvert herab und las mit athemloser Stimme: „Lieber Herr da Ponte! Meine Sängerin Morichelli ist von einem englischen Edelmanne entführt worden, der sich von der Bühne herab in sie verliebte. Mein Poet Badini, wüthend und eifersüchtig, verfolgt das Pärchen, und so bin

ich Poet und Sängerin auf einmal los. Was den Poeten betrifft, so werden Sie, wie ich hoffe, die Güte haben, ihn zu ersetzen. Ich sichere Ihnen zweihundert Guineen Jahresgehalt zu, nebst den Einkünften aus dem Verkauf der Libretti, die bei gelungenen Opern sehr namhaft sind. Unendlich würden Sie mich aber verpflichten, wenn Sie mir zugleich eine erste Sängerin verschaffen könnten. Sie haben, wie ich höre, viele Verbindungen angeknüpft für das gescheiterte Projekt Ihrer Amsterdamer Oper, benützen Sie nun das Beste davon für mich. Ich lege Ihnen zwanzig Guineen Reisegeld bei, bedürfen Sie mehr, so bedienen Sie sich des inliegenden Kreditbriefes an das Haus — ꝛc."

Bis hieher hatte da Ponte gelesen. Da entsank ihm das Blatt, da versagte ihm die Stimme, er stand einen Augenblick lang, den stummen Blick gegen Himmel gewendet, dann brach er, hingerissen von Andacht, in die Worte aus:

Dio protettor de' miseri
Tu non defraudi mai
Quelli che in te confidano
Che sperano in te!

Worte seiner eigenen Verse im König Azur, Oper von Salieri. *)

Herr van der Vaerst aber kroch am Boden herum und las die Guineen auf — er wollte sein Schluchzen verbergen.

„Ich habe das Recipisse," sagte Nancy, „in deinem

*) O Gott, du Hort der Armen,
Du bleibst den Deinen treu;
Wie reich ist dein Erbarmen,
Dein Segen ewig neu!

Namen unterschrieben, und das Päckchen Guineen gleich aufgebrochen, um den armen Schneider zu bezahlen. Ich gab ihm fünf Guineen. Der gute Mann wehrte sich heftig dagegen, er bekomme ja nur drei Gulden. Drei Gulden, wie shoking! Ein Amsterdamer Schneider weiß nicht, wie Dichter im Glücke bezahlen."

Die brittische Großmuth stand dem süßen Weibchen so prächtig! Es war eine Gestalt, der man es im Augenblicke ansah, wie herrlich sie auch das Glück zu verwalten verstand.

Mit Stolz und Wonne umarmte der Dichter das liebenswürdige Wesen.

„Und Sie, Herr van der Vaerst, gehen sogleich mit uns," rief das Ehepaar aus Einem Munde mit gleichzeitigem Einfalle.

Der Pedant fuhr erschrocken auf. „Um keinen Preis in der Welt!" stieß er heraus, ohne sich zu besinnen. „Ich bin einem Neste der Ampelis garrula auf der Spur — denken Sie! der Ampelis garrula! In der ganzen Welt besitzt man nur zwei Nester dieses mystischen Vogels, und die hat das Universitäts-Museum zu Helsingfors. Wenn Amsterdam durch mich das dritte bekäme! Ich wäre der glücklichste Mensch auf Erden. Nein, nein, ich kann nicht fort. Um keine Million kann ich jetzt fort!"

Wirklich mußte unser Paar allein sich nach London einschiffen.

In der Stunde der Abreise, als der Koffer schon geschnallt war, entdeckte Nancy noch einige Blätter vom Tagebuch ihres Gatten, welche in seinem Sekretär zurückgeblieben waren. Sie wollte die Blätter an sich nehmen, da Ponte aber sagte: „Laß', mein Kind, ich habe sie ab-

sichtlich vergessen. Ich fürchte, die ganze Färbung davon ist zu düster, ich will sie in London von Neuem schreiben."

So blieben die Blätter zurück. Der Schneider hat sie wie ein Heiligthum bewahrt, und selbst in die Wirthschaft seines Sohnes, wie Eingangs bemerkt worden, erbten noch einige davon hinüber.

Ebenso hat der Schneider die fünf Guineen nie angegriffen, sondern seinen fünf Kindern, wie ein großes Erbe, aufgespart. Leider starben dem armen Schneider viere von den fünfen, und nur das kleine skrophulöse Bürschchen, der zwölfjährige Jan, hielt sich und wuchs sich später noch auf einen ziemlich tüchtigen Ewerführer hinaus. Der war es, der die fünf Guineen zusammen erbte, und seinerseits hinterließ er sie wieder seiner Wittwe, der wackeren Häringshändlerin. In der Hand dieser conservativen Frau habe ich, wie gleichfalls bemerkt, noch eine derselben gesehen. Auf wen auch dieses Erbstück vererbte, ist mir nicht weiter bekannt geworden.

Amor im Felde.

Es war in den Schlachttagen von Waterloo und Bellealliance. Das zweite schlesische Infanterie-Regiment hatte schleunigste Marschordre erhalten und brach in der Nacht des 16. Junius von den Umgebungen Lüttichs auf, um so schnell als möglich zu den drei ersten Armeekorps zu stoßen, welche bei Ligny hart bedrängt, von allen Seiten Verstärkungen an sich zogen.

Das Regiment marschirte von drei Uhr Nachts bis Ein Uhr Mittags ununterbrochen. Um diese Stunde aber war die Erschöpfung allgemein. Die jüngeren Soldaten verschmachteten vor Hitze, die der Hitze gewohnten vor Hunger und Durst. Links und rechts trat der Mann aus den Reihen. Mit jeder Viertelstunde griff die Unordnung mehr um sich, und der Oberst von Funk, wollte er die Vereinigung mit Bülow und den Kampf gegen Napoleon nicht etwa mit seiner Person allein ausführen, mußte dem Regimente Rast bewilligen.

Alsbald sprengte sein Adjutant die Kolonnen entlang und kommandirte: „Das zweite Regiment nach Gembloux, um drei Uhr Rendezvous!" Ein Freudenschrei begrüßte das Kommando. „Vivat, Gembloux!" riefen hundertstimmig die Kehlen der Krieger. „Armes Städtchen," rief ein Seconde-Lieutenant des ersten Bataillons ganz stille

für sich. Er rief's mit ironischem Mitleid, aber doch nicht ohne Gefühl.

Jetzt fing ein lustiges Sturmlaufen an. Das Städtchen lag rechts an der Straße, zwischen Hecken und Baumgruppen gar einladend ausgestreut. Wie ein Bienenschwarm auf eine blühende Linde fiel das Regiment auf Gembloux. In weniger als zehn Minuten war es erreicht. Ein reizendes Landhaus, durch ein kleines Gehölz vom Städtchen getrennt, wurde zuerst die Beute der lustigen Invasion. Die erste Kompagnie des ersten Bataillons nahm Besitz von der Villa. Ueber das bunte Stakettengitter, das ein blumiges Vorgärtchen umgab, rief der Kapitän den Besitzer heraus und herrschte ihm zu: „Vierzig Minuten bleiben wir hier; hundertfünfzig Mann müssen essen und trinken. Rasch an's Werk, Herr Wirth!" Der Kompagnie aber sagte er: „Soldaten! Personen und Möbel geschont, was sich essen und trinken läßt, ist Euer! Gewehre zusammengesetzt — marsch!" Dann wendete er sich gegen den Seconde-Lieutenant: „Herr Lieutenant, halten Sie den Mann in Ordnung, sagte er laut; aber nicht allzu jüngferlich," setzte er flüsternd hinzu und klopfte mit dem Mundstück seiner ächten Maserpfeife — denn schon hatte er das Lieblings-Instrument hervorgeholt — gegen ein Büchelchen, welches der Lieutenant in seiner Brusttasche und fast an seinem Herzen trug. Der alte Knasterbart lächelte schlau dazu, der junge Lieutenant aber wurde blutroth. Wer hatte seine poetischen Schwärmereien belauscht? Das Büchelchen war — Werther's Leiden.

Der Hausherr des Landgütchens geberdete sich wie ein altes Weib. Er zitterte am ganzen Leibe, rang die Hände über den Kopf, fing zu weinen an, nannte sich

unglücklich und ruinirt. Die Mutter aber lag in dem Krankenſeſſel, litt an Gichtſchmerzen, konnte ſich nicht regen, noch rühren. Dafür waren zwei Töchter da, zwei Heldinnen. Sie allein verloren bei dieſer plötzlichen Ueberrumpelung und in einem Schwarm von hundertfünfzig waffenklirrenden, hungrigen, durſtigen und fluchenden Schreihälſen ihre Geiſtesgegenwart nicht. Die eine der Schweſtern, eine reizende Blondine, eilte ſogleich in den Weinkeller; die andere, eine pikante Brünette, flog in die Küche. Im Nu war das Haus in dieſe zwei Departements getheilt, und wie durch Inſtinkt die Verwirrung vermindert.

Der Hauptmann wurde, ſeiner Gewohnheit nach, alſobald unſichtbar, denn jede freie Minute pflegte der alte Sonderling auf eine Paſſion zu verwenden, zu welcher er ſich gern in die ungeſtörteſte Einſamkeit abſonderte. Dieſe Paſſion war die Erfindung einer Wunderkanone, der gezogenen Kanone vielleicht, die hin und wieder ja längſt in den Köpfen geſpuckt, bis ſie endlich in unſeren Tagen eines erlauchten Vaters theilhaftig geworden, welcher aber, wie die Fama meint, eigentlich nur ein Pathe derſelben iſt.

Die Soldaten inzwiſchen ergoſſen ſich über Hof und Garten und wirthſchafteten in ihrer Weiſe. Dort erkletterten einige den Taubenſchlag und warfen die um einen Kopf verkürzten Täubchen herunter; ſie wurden halb geröſtet und ganz verſchlungen. Hier ſtürmte ein Held den Hühnerſtall, Federn ſtoben, ganze Hareme dampften a[illegible] Spieße, Himalaya's von leeren Eierſchalen thürmten ſich auf. Ein ſchlaues Pärchen ſaß im Gemüſegarten und verſchlang delikates Weißbrod, überreich mit Honig beſtrichen, welchen es ganz im Stillen ausgenommen hatte. Ein anderes zerrte ein Schweinchen zur Schlachtbank; das

niedliche Thier grunzte im höchsten Jammerdiskant, riß aus und fuhr einem dekorirten Schnurbart zwischen die Beine, welcher mit seinem Weinglas in der Hand niederfiel, den Wein über das Schweinchen goß, aber lustig gelaunt seinen Kameraden sogleich zurief: „Das heiß' ich aristokratisch diniren; Schinken in Burgunder gekocht!" Im nächsten Augenblicke drehte sich das Schweinchen, wie Tauben und Hühner um den Alles verschlingenden Spieß.

Wenigstens ein Dutzend größere und kleinere Kochfeuer loderten im Blumengarten. Die armen Blumen! Das wäre eine Korrektions-Anstalt für bleichsüchtige Lyriker gewesen, für jene süßen Jünglinge, welche in so unendlich faden Herzensverhältnissen mit Violen und Rosen, Aurikeln und Reseden leben und jedes Blümchen beweinen, wenn es sterbend sein Köpfchen senkt, und Flüche faseln über „die rauhe Hand" — „den rauhen Sturm" — „die rauhe Scholle" — oder über „den unerbittlichen Sonnenpfeil," lauter Feinde ihrer zärtlich geliebten „Blumenseelen." Hu! wie das röstete und schmorrte auf allen Rabatten und Beeten! Wie die seelenvollen Violen und Rosen, Aurikeln und Reseden, die Verschulder so vieler schlechten Gedichte, links und rechts zusammenprasselten! Aber nein; noch ist dem Schönen eine Stätte gegönnt, noch blüht jene Geißblattlaube dort, und schlanke Bäumchen von Schneeballen und Centifolien träumen in ihrem traulichen Schutze. Verhülle dich, Muse der Fadaise, denn ach! auch diese Stätte wird jetzt entweiht! Ein großes, graues Ungeheuer, der Esel der Marketenderin, streckt so eben seinen haarigen Schädel in die Geißblattlaube hinein und frißt das Alles hinab in seinen tiefen, tiefen Schlund.

Hat denn der Esel keine Ahnung, wie weh er seinen Miteseln thut, den zarten Lyrikern?

So dachte der Seconde-Lieutenant, der sich diese Scene lächelnd betrachtete. Es freut uns dieses Lächeln des jungen Mannes; er, der so wenig Mitgefühl für Blumen hat, hat gewiß desto mehr für Menschen. Sein Goethe wenigstens, welchen er in der Tasche trägt, schrieb jenen Uebergefühligen, jenen blumenseeligen Allewelts-Empfindlern geradezu „Leerheit oder schlechtes Herz" zu.

Es ist ein interessanter Bursche dieser Seconde-Lieutenant. Blutjung, bildschön. Er hat einen glücklichen Ausdruck im Gesichte, einen Ausdruck von Humor und Schwärmerei zugleich. Allerliebst lacht und funkelt sein Auge, eine köstliche Weichheit liegt um sein flaumbärtiges Mündchen. Er ist nett in seinem Anzug, gefällig in seiner Haltung, flink und bestimmt in seinen Geberden, kurz „ein patentes Kerlchen." Wilhelm von Plan nennt er sich, Sprößling eines guten schlesischen Hauses, Zögling der Glatzer Militär-Akademie, ein Halbknabe von zwanzig Jahren, aber seine Brust schmückt bereits das eiserne Kreuz.

In diesem Augenblicke beschäftigen ihn wichtige Gedanken. Die zwei Töchter des Hauses liegen ihm stark im Sinn. Wie sie fliegend aus den grünen Jalousienthüren hervorgestürzt, wie sie als zwei muthige Adjutanten ihrem verzagten Papa die Flanken gedeckt, wie sie jede seiner Dummheiten mit schnellem Takte verbessert: „die Herren sind uns willkommen," sagte die Braune; „der Papa hört etwas schwer," entschuldigte die Blonde; „die Mama hat ihren Gichtanfall," fiel rechtzeitig die Dunkle ein; „Ihre Bewirthung soll darunter nicht leiden," setzte

rasch die Weiße hinzu; — das flog nur so hin und her zwischen den Mädchen, und der Papa in der Mitte sah noch einmal so dumm zu der Weisheit seiner Töchter. Und wie sie blicken konnten! Die Brünette hatte ein kugelrundes, brillantes Aeuglein, das schlug ein wie Blitz und Schlag, weh dem, den es traf! eine Brandrakette saß ihm im Herzen. Die Blondine hob ihr wasserblaues, von langen Wimpern beschattetes Auge kaum auf; ein weiches, wohliges Feucht perlte darin, und wenn sie es halb schloß und von unten herauf ein wenig zur Seite warf, so konnte ein Ausdruck von Verachtung darin liegen, so vornehm, so hehr — ein Mann mußte schaudern, diesen Blick zu verdienen. Das waren die Töchter des Hauses. Jeanette hieß die Braune, Konstanze die Blonde.

Welcher soll er den Preis geben? Das überlegt sich der Lieutenant ernsthaft. Seine Augen sind überwacht, sein Magen bellt vor Hunger, die Sonne brennt tödtlich, der Hof, der Garten, das Städtchen erbraust von betäubendem Lärm, Gänse schreien, Ochsen brüllen, kreischende Weiber, streitende Männer, Regimentshornisten blasen zum Spasse darein, die Trommler wirbeln höllenmäßig, und aus der Ferne dumpfer Kanonendonner. Dazu in vierzig Minuten Aufbruch! Aber das Alles stört den Lieutenant nicht. Er prüft ernsthaft sein Herz, als gält' es eine Wahl für das Leben. Glückliche Jugend!

Einen andern dagegen stört es desto mehr. Monsieur Jolibert, der Hausherr schwitzt elenden Angstschweiß. Es ist ihm, als müßte er mit jeder Minute aufgefressen werden. In den innersten Zimmern rennt er wie toll auf und ab, lugt durch die Jalousien, horcht auf dem Erdboden, und hat die fürchterlichsten Vorstellungen von seinen

preußischen Gästen. Seiner Angst nicht mächtig, ruft er die einzige Mannsperson seines Hauses, Jean, den Kellerburschen, und schickte ihn eilends zu Pferde fort. Was er damit anstiftet, werden wir hören. Es ist das jämmerliche Thun der Feigheit, durch übermäßige Vorsicht Gefahren, die gar nicht am Wege lagen, erst recht bei den Haaren herbeizuziehen.

Im Hofe hat man keine Ahnung von dem verzagten Treiben des Hausherrn.

„Herr Lieutenant, es ist servirt," rief eine feuerrothe Köchin, indem sie durch einen Schwarm von Soldaten sich in die Küchenthür drängte. Der Jüngling folgte diesem Ruf mit Vergnügen. In der Küche angekommen, machte die Tochter des Hauses, die muntere Jeanette, Miene, den Herrn Offizier eine elegante Schneckentreppe hinauf in's obere Gestock zu führen, welches durch diese Treppe mit der Küche verbunden war. Aber nicht so dachte der Lieutenant. Denn, da Jeanette entschuldigend bat, sie müsse die Tischbedienung seinem Burschen überlassen, weil sie selbst noch in der Küche zu schaffen habe, so antwortete der verliebte Held, die geräumige Küche durchmusternd, schnell: „Ich will meine Leute nicht aus dem Auge lassen, serviren Sie mir hier." Jeanette warf einen leuchtenden Blick auf den Knaben.

Wie glücklich war der Gute! Da saß er nun an einem Ecktischchen im Küchenwinkel und speiste, — er wußte nicht was, und sah — er wußt' es nur allzu wohl! „Ah, ein scharmanter Käfer, das schwarzbraune Mädchen!" dachte er mit überquellenden Sinnen. Es war ein Dirnchen von höchstens siebzehn Jahren, gut gebaut, schlank ohne Magerkeit, kernig, prall, voll Feuer und Leben. Der plötz-

liche Ueberfall hatte sie vergessen lassen, ihr Morgenkleidchen, das sie noch trug, umzuwechseln; sie sprang darin um, straff und elastisch wie eine Bogensehne. Nirgends Druck, Fuge und Anstoß, es war, als ob man jeden Muskel sich spannen, jede Wellenlinie wallen und zittern sähe. Dem schlesischen Söhnchen wurde es heiß vor diesem Anblick, und das schlesische Blut ist ein heißes schon von Natur aus!

Das Mädchen flog ab und zu zwischen Küche und Speisekammer. Dabei standen ihr noch die Soldaten im Wege, welche ungestüm die fertigen Bissen heischten, und die plumpe Köchin hinderte fast mehr als sie half. Jeanette war Alles in Allem. Sie hatte Hände und Blicke fast überall zugleich und doch blieb ihr noch manch' ein schöner Blick übrig, welchen sie pfeilschnell, aber verstohlen, nach dem jungen Lieutenant abschoß. Das Herdfeuer wallte ihr in's Gesicht, ein heißes Feucht überglänzte ihr Antlitz wie Firniß ein Oelgemälde, aber mit keinem Zug verrieth sie die Last der entsetzlichen Hitze, nur das Zünglein spitzte sie häufig, die lechzenden Lippen zu befeuchten. Der Lieutenant biß in die seinen.

„Sie ist doch um Vieles schöner als ihre Schwester, welche so kühl und stolz blickt," dachte das gute Kind und üftete seine Uniform. Sein Herzchen war im Reinen, glaubte er. Wie gern hätte er eine Unterhaltung angeknüpft! Aber seine zwanzig Jährchen waren eben nicht sehr geübt, mit Damen leicht zu conversiren, während all seine Pulse siedeten und klopften. Dazu war die Schöne so sehr beschäftigt! Sie stand wie in einer Schlacht an ihrem Herdfeuer. Dieses Bild lag dem jungen Soldaten so nahe, daß er sich endlich ein Herz faßte, das Gespräch damit zu eröffnen. „Sie stehen da auf einem heißen

Posten, liebes Fräulein," fing er an; „Sie kommen mir vor wie ein großer General, der ein scharfes Treffen kommandirt." Das Mädchen sah erschrocken auf. Sie wurde wahrlich noch röther als sie schon war, und stammelte die Worte: „Um Gotteswillen, wie verdient eine arme Köchin diesen Spott!" Das gefiel dem Lieutenant. Er hatte erwartet, sie würde muthwilliger antworten. Diese aufrichtige Demuth überraschte ihn von dem muntern Dirnchen.

Mit dringendem Eifer fuhr er fort: „Bei meiner Seele, Fräulein, ich spreche im Ernste." Man mußt' es dem guten Knaben glauben. Er sah so treuherzig dazu! sein ganzes Herz saß in seinem Auge!

Jeannette machte ein verschämtes Gesicht und setzte zu reden an. Der Muth schien ihr zu fehlen, sie blickte verlegen, — es war reizend! Endlich sagte sie: „Sie haben Ihr Kreuz, Herr Lieutenant, gewiß noch auf einem heißeren Posten verdient." Der Jüngling war entzückt. Das erste Kompliment, das sie ihm macht! Und wie verwirrt sie dazu sah, wie bewußt sie sich war, ihm was Artiges zu sagen! „Auf meinem Posten Kreuze, auf dem Ihrigen Küsse!" hätte er rufen und auf sie zufliegen mögen; — gewiß ein schöner Gedanke! Wenn nur die jugendliche Schüchternheit nicht wäre! Und die ganze Küche war von Soldaten voll!

In diesem Augenblicke ertönte ein Schrei. „Alle Heiligen, das ist meine Schwester," rief Jeannette erbleichend. Unser Wilhelm sprang auf. Er murmelte einen Fluch, ergriff sein abgeschnalltes Seitengewehr, drückte seinen Czako in die Stirn und flog fort.

Der Hilferuf erscholl aus dem Weinkeller. Der Lieutenant stürzte hinab — was für ein Schauspiel sah er da! Konstanze, die feine Blondine, „die viel lichte Maid," wie wir im Minnestyl sagen dürften — aber unsere Feder sträubt sich, eine Attitude zu beschreiben, die es einem Haufen roher Soldaten beliebt hat zu veranlassen. Eine freche Faust hat ihr das Chemisette von der Brust gerissen, eine andere packt ihr seidenlockiges Blondköpfchen, eine dritte geberdet sich noch faunischer, und wie verzweifelt das Mädchen sich wehrt: sie ist im düsteren Raume eingeengt, sie ist wie verpallisadirt von den stämmigen Kriegsknechten, und zwanzig sind bereit, den Angriff zu wiederholen, den sie Einmal abschlägt. Welch' eine Lage für ein zartes weibliches Wesen! für ein fein erzogenes Kind, an dessen Wiege die Grazien standen, das Feenhände geschaukelt, dessen Kindheit die Musen geleitet mit der wachsamsten Sorge für des jungfräulichen Herzens unbefleckte Bildung! Wie dünn ist das Goldplättchen, welches die feinste Kultur von der rohesten Barbarei scheidet!

Diese Gedanken fuhren dem zwanzigjährigen Jüngling durch den Kopf, der mit dem heißentbrannten Zorn der beleidigten Jugendunschuld in die Meute fuhr. Den Mund von den kräftigen Flüchen seiner Heimath voll, fuchtelte er mit hochgezückter Klinge ein Paar Dutzend Bengel, davon ein Jeder länger und breiter war, als er selbst, zum Keller hinaus. Im Nu war der Schauplatz gesäubert.

Der junge Held blieb allein mit der Schönen. Da lag sie im Halbdunkel des Kellers, welchen die Weindüfte berauschend erfüllten — marmorbleich, die Augen geschlossen, die Nüstern fliegend, die halb geöffneten Lippen zitternd

und zuckend; der ganze Körper im interessantesten Kampfe von Aufregung und Ohnmacht. Reizend verwirrt umfloß sie ihr goldenes Haargelock, ungestüm warf der schön gebildete Busen seine Wellen empor — welch ein Anblick! Der Jüngling stand wie im Traume. Noch hatte er dieses Heiligthum weiblicher Reize nicht mit Augen geschaut, noch hatte es erst sein Ohr berührt, was ältere Kameraden mit derberen Sinnen genossen.

Jetzt leuchteten diese unverhüllten Formen ihn wie mit Zauberschein an. Blendender Schnee bedeckte das zartgerundete Hügelpaar, und die blauen Adern darin hoben von dem hellen Weiß sich in den feinsten Verschlingungen ab. Es war zu viel für ein unerfahrenes Auge! „Wie konnt' ich zweifeln," dachte der rasche Knabe, „welche von Beiden schöner ist? Jeannette ist schön wie die Erde, aber Konstanze ist wie das Feenreich selbst!"

Der Augenblick dauerte in der Wirklichkeit nicht den zehnten Theil so lang, als wir brauchten, ihn zu beschreiben. Kaum fand sich Konstanze befreit, so wich die Ohnmacht der betäubendsten Angst von ihr. Sie sprang auf, ordnete rasch ihr Chemisettchen, legte ihr Haar zurecht; ihr Auge blickte mit Dankbarkeit zu ihrem Retter empor. „Um Gotteswillen, bleiben Sie bei mir, bis sie fort sind!" war das erste Wort ihres Mundes. „Ewig, Du Engel," stotterte Wilhelm. Er schlang seine Arme um das Mädchen, schützend gleichsam, aber zitternd vor Liebe und Sinnenaufruhr. Erschrocken sah sie ihn an.

Der Jüngling begann jetzt ein stürmisches Liebeswerben. Er bat, er flehte, er weinte, er lag auf dem Knie; bald schlang er seinen Arm um das Mädchen wie

ein wilder Eroberer, bald kroch er mit seinen Augen am Boden wie ein scheues Kind.

Das Mädchen erwehrte sich seiner voll Verwirrung. Sie sah ihn an, abwechselnd mit Mitleid und mit Strenge. Wie ganz verschieden waren doch die Waffen der Schwestern! Jeannette erlangte Schonung, indem ihr Auge liebend zu bitten schien, Konstanze wies zurück mit Blicken, welche unsäglich kalt und verwerfend sein konnten. Er empfing wiederholt von diesen Blicken, der fremde Offizier, und sein ganzer Stolz empörte sich darüber. Aber im nächsten Augenblicke schon dachte er: „Wie entzückend muß es sein, wenn dieses Auge, ein Vergißmeinnicht am eiskalten Bachesrand, vom Feuer der Zärtlichkeit schmilzt!" Dann wurde er wieder dringender.

Die Trommel gab das Zeichen zum Aufbruch. Der Lieutenant zuckte zusammen. „Ein Andenken, süßestes Mädchen!" flehte er leidenschaftlich. Konstanze sah ihn mit Rührung an. Aber traurig senkte sie das Köpfchen und schüttelte: „nein." Und als er stürmischer auf die Reize des Mädchens eindrang, wehrte sie ihm nicht mehr, aber sie legte wie todt ihre Hände in den Schooß und sagte tonlos: „Ich trage Bänder und Schleifen, eine Halskette — mancherlei Andenken überall, Sie können mir rauben was Sie wollen. Ich muß es leiden, wenn Sie mir ein Andenken rauben, aber schenken darf ich Ihnen keins. Was würden Sie von einem Mädchen sagen, welches an einem Tage zwei Männern Andenken schenkt? Ich habe diesen Morgen einem Lieutenant von der Kaisergarde einen Strauß, gebunden von jenen Rosen, welche jetzt niedergebrannt sind, mit einer himmelblauen Schleife dieses Chemisetts, welches jetzt zerrissen ist. O Gott, mög"

es kein böses Vorzeichen sein! Einen mörderischen Posten vertheidigt er heute, ich fürchte, Sie werden das Dörfchen Point du jour selbst zu stürmen bekommen. Man erwartet einen Angriff von Ihrem Korps. Gehen Sie hin — sei'n Sie glücklich! Seien Sie glücklich Beide! Meine heißesten Segenswünsche geb' ich Ihnen mit, aber — ein Andenken darf ich Ihnen nicht mitgeben, denn der Lieutenant — ist mein Bräutigam!"

Einen schmerzzerrissenen Blick warf Wilhelm über das Mädchen. Wie schön war der blonde Engel! Jetzt erst erkannte er's ganz. Unwiderstehlich riß er ihr Köpfchen an sich, küßte sie heftig, küßte sie, als ob er von aller Freude des Lebens Abschied nähme — dann stürmte er fort. Er flog die Treppen hinauf und stand verwirrt und betäubt im Tageslichte. Unter der Pforte grüßte ihn der Amor aus den Schelmenäuglein Jeannettens. Aber kaum bemerkte er's, erwiderte den Gruß nur zerstreut, ordnete hastig sein Aeußeres und trat zu seiner Kompagnie. Verwundert und traurig sah ihm Jeannette nach.

Wie hart ist das Kriegshandwerk! Wie unerbittlich die rauhe Schule des Soldatenlebens! Nicht, daß du mit hochschwellendem Jugendmuth zu den Fahnen des Vaterlandes flegst, und statt Begeisterung Geduld auf den Fahnen geschrieben steht; nicht Staub und Hitze auf den baumlosen Straßen, endlose Regengüsse in sumpfigen Bivouak's, Hunger und Durst, zerlumpte Monturen, Unreinlichkeit, vernachlässigte Leibespflege, ruhmloses Elend in Lazarethen; nicht die geisttödtende Langeweile des Lagerdienstes, nicht die rasende Schlacht, heiße Kugeln und kalte Klingen, Wunden und Tod in tausend schauderhaften Gestalten; nicht die ganze endlose Reihe von Strapazen und

Gefahren, welche Alles in Allem der Krieg heißen, bricht die unerschöpfliche Seelenkraft des streitbaren Jünglings. Auch das bricht sie nicht, daß der belebende Funke all' seiner Bewegungen das fremde Kommando ist; denn wie wild der Freiheitstrieb in der Brust des jungen Schwärmers lodert: er weiß, in dem Augenblicke, da er zur Fahne schwört, hat er dem eigenen Handeln entsagt. Aber, daß er dem innersten Heiligthum der Persönlichkeit, daß er auch dem Trieb des eigenen Empfindens entsagen muß auf der Laufbahn des Kriegs, darauf war er nicht vorbereitet. Er kommt in ein Quartier — wie lächelt und lockt da die Weiblichkeit in ihrem reizendsten Bilde! Das süßeste Wunder ist in sein Leben getreten, wie möchte er's fassen und halten! Wie heiß begehrt er! Was kümmert ihn plötzlich der Streit aller Fürsten und Völker? Seine Zeit ist da, er ist zwanzig Jahre alt. Die Natur ruft ihn zur Liebe. Armer Knabe, die Trommel ruft ihn zur Fahne. Er muß fort. Zum erstenmal empfindet er die Eisenfaust des Kommando's. Er knirscht, er möchte weinen! Das sind die wahren Prüfungsstunden des jungen Soldaten. Schrecklicher als der erste Gang in die Schlacht, erschütternder, als das erste Kanonenfieber. Solche Stunden schmieden Helden oder — die fühllosesten der Alltagsmenschen.

Unwirsch gestimmt, marschirte Wilhelm von Plan an der Spitze seiner Kompagnie. Der Schmerz vereiteller Liebeswerbung verwandelte sich in tiefste Bitterkeit, die Bitterkeit rasch in Zorn. Wild freute er sich auf Kampf und Mord. Blutgierig regten ihn die vielen Berichte auf, womit Ausreißer aus dem Treffen von Ligny in jedem

Augenblick herangestürzt kamen. Er wünschte nichts, als sich und Andern Verderben.

Die Ausreißer wurden immer häufiger. Soldaten von Feind und Freund, von allen Waffengattungen. Immer näher tönte das Gekrach der Geschütze. Schon flogen einzelne Kugeln dem Regimente entgegen, welches längst in Schlachtordnung marschirte. Alles verkündete, daß man vom Schauplatz der Tragödie in die ersten Koulissen einrückte.

„Das zweite Regiment nimmt dieses Dorf mit Sturm!“ erscholl auf einmal das Kommando des Obristen Funk, welcher, die Glieder hinabreitend, mit der Degenspitze deutete. Man sah an der Ecke eines Gehölzes einige ländliche Höfe, Schanzen und Pulverrauch. „Wie heißt der Ort?“ fragte Wilhelm seinen Hauptmann. „Point du jour,“ antwortete der Hauptmann. Wilhelm schauerte zusammen.

Durch Kornfelder und Wiesen, welche im Nu zu Staub zertreten waren, ging's mit wildem Hurrah auf den feindlichen Posten los. Ein lebhaftes Feuer von Kleingewehr und Geschütz kam vom Dorfe her; die preußischen Sturmkolonnen aber verloren keinen Schuß, sondern rückten mit gefälltem Bajonnet vor. In Kurzem waren die Schanzen erstiegen, wüthete der Straßenkampf im Dorfe. Von Haus zu Haus, von Fenster zu Fenster entbrannte ein erbittertes Ringen. Das wildeste Handgemenge löste alle Ordnung bald auf, Hanse gegen Hanse focht, Mann gegen Mann.

Der Platz wurde erobert. Die blutige Arbeit war gethan. Weit und breit lag eine gräßliche Aussaat von Leichen umher, in Zimmern und Kellern, in Gärten und Feldern. Vom Viktoriarufen der tapfern Schlesier schallt's

hin und her. Am Ende des Dorfes versammelte sich, eine der ersten, die Kompagnie unseres jungen Lieutenants wieder.

Mit Freude hört dieser an, was an andern Punkten geschehen, wie der Feind gelitten, wie er geblutet. Wenige sind gefangen, fast Keiner geflohen, die Meisten getödtet. „Ist auch Konstanzens Bräutigam unter diesen?“ Der Jüngling denkt's mit Entzücken. Vergebens straft ihn sein Gewissen darüber, er denkt's und denkt's immer wieder. Mit grausiger Lust blickt er in die verwüsteten, mit Blut und Leichen erfüllten Dorfstraßen zurück. Dort wird er liegen, eine heißbrennende Kugel im Herzen. Wie freut er sich, wenn er die feindlichen Verlustlisten zu Gesichte bekommen wird! Wie freut er sich, wenn er dann wieder in Gembloux auftreten wird!

Besinne dich, Knabe! was sagt das Ehrenkreuz auf deiner Brust zu diesen Regungen?

Der Lieutenant umging nun das Dorf von der entgegengesetzten Seite, um etwa Flüchtige oder Verwundete noch zu Gefangenen zu machen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er den Kirchhof. Der Platz hatte nichts weniger als eine feste Lage, wenn nicht etwa eine niedere Einfangsmauer und der seichte Abfluß von einem Bewässerungsgraben, der sie theilweise umgab, dafür gelten sollten. Deßungeachtet hatte eine Handvoll von Feinden hier eine Aufstellung genommen. Es waren Soldaten der Kaisergarde in vollster Parade-Uniform, mit großen, rothen Epauletts, weißen Pantalons, Bärenmützen. Sie standen in einem geschlossenen Kreis, höchstens zwanzig Mann stark und hatten kein einziges Geschütz. Nichtsdestoweniger war ihre Haltung trotzig und kühn. In der Mitte des Häufleins

einen kaiserlichen Adler im Arm, stand ein junger, baumlanger Offizier, erhöht auf einem Grabhügel. Sein Antlitz war länglich, blaß, aber ein dichtschwarzer Bart und ein schwarzes martialisches Glutauge machten sein Aussehen dämonisch interessant.

Die Schlesier sahen mit Verwunderung auf diesen Feind. Es war eine Gruppe, mehr zum romantischen Effekt, als zum vernünftigen Widerstand hingestellt.

Der Lieutenant konnte noch immer nicht glauben, daß das Häuflein ohne Geschützbedeckung hier auf Vertheidigung sinne; er setzte daher sein Fernrohr an's Auge und musterte scharf. Aber was sah er da? An der Brust des feindlichen Offiziers hing ein welker Rosenstrauß mit einer blauen Schleife gebunden. Alle Sinne vergingen ihm.

Der also war's! So hatte er ihn doch noch gefunden. Konstanzen's Bräutigam stand vor ihm. Lebend zwar, aber ein Opfer des Todes. Er hatte mindestens seine halbe Kompagnie bei sich — hundert gegen zwanzig Mann! Und fortwährend fanden sich neue Zuzügler vom Regiment ein. Er hatte im Nu die zehnfache Macht und — er war der einzige Offizier am Platze. Er konnte verfügen, wie er wollte. Er durfte winken und — das Heldenhäuflein im Kirchhof war nicht mehr.

So hatte der Jüngling noch nie gezittert, wie in diesem Augenblicke. Heftig arbeitete sein Gewissen, heftig seine Leidenschaft. Laut hörte er die Stimme des ehrlichen Soldaten in sich, sinnverwirrend gaukelte das Chemisettchen Konstanzen's vor seinen Augen. Er riß den Mund auf: „Gebt Feuer!" wollte er kommandiren, aber seine Stimme erstickte. Der Druck des Gewissens zermalmte ihn.

Mit einem heftigen Anlauf nach dem entgegengesetzten Entschlusse hin sprang er auf fünfzig Schritte gegen den Kirchhof vor, und schrie mit allem Mark seiner Stimme: „Ergebt Euch!“ Gott sei Dank, da hat er seine Pflicht gethan. Was wird man antworten? Athemlos lauscht er. Nicht lange braucht er zu lauschen. Das erste Glied fällte die Gewehre, das zweite gab Feuer. Ein halb Dutzend Kugeln pfiff dicht an ihm hin. Ha, wie jauchzte da die Seele des Jünglings. „Du darfst ihn morden! du darfst ihn morden,“ rief die Eifersucht in ihm, und aus voller, übervoller Brust kommandirte er: „Feuer!“

Drei oder vier Salven wurden gewechselt, da verstummte das feindliche Feuer. „Sie haben sich verschossen,“ sagte der Korporal Probst an Wilhelms Seite. „Ihr point d'honneur ist befriedigt, bieten Sie den armen Teufeln nochmal Pardon.“

Der Pulverrauch verzog sich — ein paar Brave lagen am Boden, der feindliche Lieutenant stand. Konstanzen's Bräutigam stand! Wie schwer war Probst's menschlicher Rath zu befolgen! Wilhelm schwankte minutenlang. Der arme Junge war in einer verzweifelten Lage. Welch' einen Kampf kämpft er mitten im Kampfe! Wirklich, das Schicksal forderte viel von dem jungen Soldaten.

Er überwand sich noch einmal. „Ergebt Euch!“ schrie er zum zweiten Male; er rief's mit Unwillen, mit Verdrossenheit, nicht wie ein Sieger, sondern wie der müdeste aller Besiegten. Der Mann mit dem Blumenstrauß schüttelte den Kopf. Seine Gefährten drohten mit dem Kolben. Jetzt war der Lieutenant zu Ende. „Fällt das Bajonnet! Zum Sturm!“ klang hoch sein Kommando, und mit einem wüthenden Hurrah! wie eine Meute Jagdhunde auf ein

verendendes Wild stürzt sich die Uebermacht der gereizten und erbitterten Schlesier auf den Feind.

Als sie auf dreißig Schritte herangekommen waren, kommandirte der feindliche Offizier: „Armo au bras!“ und seine Gefährten machten Gewehr in Arm und standen wie unbewegliche Steinbilder. Das war ein alter Kunstgriff der Kaisergarde. Durch diese gänzliche Nichtachtung des feindlichen Angriffs hatte sie oft schon bewirkt, daß der Angreifende, verblüfft und bestürzt, sich eine Blöße gab. Dem Lieutenant war er neu dieser Kunstgriff. Nicht so den älteren Soldaten seines Regiments. Knirschend vor Wuth über das beleidigende Kommando stürzten sie sich auf den Feind und stießen, über hundert Bajonnete, wie blind in das wehrlose Häuflein. Die baumstarken Männer fielen rechts und links, lautlos, stolz.

Bei diesem Anblick regte sich wieder die ganze Menschlichkeit in unserm zwanzigjährigen Helden. Das Blutbad erfüllte ihn mit Schauder und Ekel. Schon war er dem feindlichen Offizier auf Leibeslänge nahe. Er packte ihn an der Brust, schüttelte ihn krampfhaft und rief zum dritten Male: „Ergib Dich, Bruder — im Namen Konstanzens!“ Mit dem Weißen im Auge und mit hochgeschwungenem Degen erwartete er die Antwort.

Der Kaiser-Gardist blickte erstaunt. Mit dem Ausdrucke des hoffnungslosesten Schmerzes sagte er tonlos: „Sie ist ja hin! Preußen haben den Hof gestürmt und sie entehrt!“ — „Wer sagt das?“ rief Wilhelm. — „Ein Hausdiener brachte mir reitend die Nachricht.“ — „Sie war falsch! Ich selbst habe sie befreit!“ — Der Franzose sah, staunte, stierte wie träumend in die Züge seines Feindes; — es war ein hübscher, herzvoller Junge! Die

lauteste Ehrlichkeit saß in den braunen Augen des Fremden. Da fing er zu wanken an, zu zittern, er schnallte seinen Degen los, aber früher noch sank er — sank er in die Arme des Mannes, der seine Braut gerettet. — Das Handgemenge stand still. Franzosen und Preußen blickten verwundert auf die Gruppe.

So endete diese Episode. Was weiter noch von Feind und Freund an dem Tag manövrirt wurde, ist Sache der Kriegsgeschichte, nicht der unsern. Was uns betrifft, wir fahren fort, unsere Einzeln-Begebenheit zu berichten.

Wilhelm von Plan wollte sein Werk nicht halb thun. Er ergriff die nächste Gelegenheit, seinen Gefangenen wieder zu entlassen. Seinerseits ersah der französische Offizier den günstigen Augenblick, als der Schlachttag sich abgekühlt und das Bivouac bezogen war, sich zu einem mehrstündigen Urlaub nach Gembloux zu melden. Er erhielt ihn, borgte ein Pferd und ritt seiner Braut zu.

Schon aus der Ferne überraschte es ihn angenehm, daß das Landhaus so unverletzt dastand. Als er näher kam, als er durch's Thor und den Garten einritt, erblickte er wohl die Spuren des preußischen Besuchs — verkohlte Herdstellen, glimmende Brände, zerbrochene Latten, stäubende Federn des erwürgten Geflügels: aber was wollte das sagen für ein erfahrenes Soldatenauge? Er athmete auf. Er wagte zu hoffen, daß das Attentat auf Konstanzen, welches ihm Jean, der Kellerbursche, so allarmirend überbracht, wohl auch nicht so grell gewesen. Er wagte dem preußischen Lieutenant, welcher ihm den Sachverhalt günstiger erzählt, zu glauben.

Deßungeachtet war er eifersüchtig, Monsieur Beauvallet. So nämlich hieß der französische Gardeoffizier. Es war

ihm daher willkommen, daß die erste Person, welche im Landhause ihm begegnete, Fräulein Jeannette war, die Schwester seiner Braut.

Die Begrüßung war ein Freudenschrei. Leon Beauvallet war unverwundet, und Jeannette sah nicht aus, wie die Schwester einer Unglücklichen.

Aber nicht ohne Herzklopfen fing Beauvallet an: „Nun sprechen Sie, Mademoiselle, was ist hier vorgegangen? Von allen Personen im Hause werden Sie am wenigsten den Kopf verloren haben."

„Merci, Monsieur! also wissen Sie schon? Wir hatten hundertfünfzig Preußen, die gespeist und getränkt sein wollten. Ich hoffe, sie sind's. Gott gesegn' es den Leuten."

„Ist das Alles?"

„Was wollen Sie mehr?"

Der Ton des Mädchens war so unbefangen! Und er kannte sie stets als grad und offen.

„Das also war blinder Lärm!" dachte Leon bei sich. „Wer aber hat Jean, den Hauoküfer, geschickt?" Er erzählte dem Mädchen die Botschaft des Burschen.

„Ist's möglich!" rief Jeannette mit unverholenem Erstaunen. „Ich selbst weiß kein Wort davon. Ich hatte alle Hände in der Küche voll. Es ist wahr, ihren Schrei hört' ich einmal; die trinkenden Soldaten mögen wohl lebhaft geworden sein. Aber der feindliche Lieutenant legte sich in's Mittel. Ah, ein prächtiger Mensch! Ein schöner, hoffnungsvoller Soldat!" Und das arme Kind zerdrückte ein Thränchen, welches der Gardist in der Dämmerung nicht sehen konnte.

„Also einen Schrei habt Ihr doch gehört?" rief Leon mit zuckenden Brauen. Er sah das Mädchen scharf an.

„Mein Gott, kommen Sie nur," sagte Jeannette und zog den Freund hinauf in die Wohnung.

Auf dem Corridor flog ihm ein blonder, jubelnder Engel entgegen — es war Konstanze. Sie hatte seine Schritte, seine Stimme gehört und lag selig in seinen Armen.

Der eifersüchtige Heißkopf versagte sich's nicht, auch noch Konstanzen zu fragen. Aber diesmal bereute er seine Hartnäckigkeit. Das Mädchen sah ihn groß an: „Und ich wagte es dann, einen Mann von Ehre in meine Arme zu schließen? Ich hätte mir nicht selbst den Tod gegeben?"

„Sacre nom de Dieu!" rief der beschämte Offizier, „dem Jean, dem Vieh, brech' ich den Hals!"

„Ruhig!" riefen die Schwestern wie aus einem Munde. „Wahrscheinlich hat der Papa selbst ihn geschickt. Der Papa glaubte vielleicht in seiner Angst, Du könntest ohne Weiteres Deinen Posten verlassen und zu unserm Schutz herbeieilen. Der Sporn war scharf, den er Dir angesetzt — Du Armer, Du Guter, was mußt Du gelitten haben! Aber verzeih' es dem schwachen Mann.."

Das war indeß in die Luft geredet. Der Offizier entbrannte billig in Zorn; die Sache lag weit außer'm Spaß.

Er flog, von den beiden Schwestern vergebens zurückgehalten, in die Wohnzimmer. Da sah es friedlich aus. Der Theekessel brodelte auf dem Tisch, der Hausherr, in Schlafrock und Pantoffeln, war beschäftigt, seine Lieblingswurst aufzuschneiden.

„Ich danke Ihnen, Herr Jolibert, für die gütige Depesche," rief der Gardist kurz und scharf. „Von dem Augenblick, da sie mir Jean überbrachte, war ich ein ent-

mannter Mann. Ich suchte den Tod. Entschuldigen Sie, daß ich noch lebe."

„Aber Leon!" zupften die Mädchen.

„Das nehme mir Niemand übel," fuhr der Offizier fort. „Ich bin Soldat und kann was vertragen. Noch heute Morgens, als ich nach meinem kurzen Besuch bei Euch zum Regiment zurückkehrte, flog mir gleich Anfangs der Affaire, welche bei Ligny die Ausdehnung einer Schlacht gewann, der Kopf meines Bruders entgegen, den ein Sechspfünder vom Rumpf getrennt hatte. Eh bien, es war Soldatentod und ich ging d'rüber hinweg. Wenn mir aber ein Unglücksrabe daher geflogen kommt, auf einen Posten, den ich als Mann vertheidigen soll, und krächzt mir in die Ohren: Unser Haus ist erstürmt, Mademoiselle Konstanze in der Gewalt der Soldaten ... morbleu! und die ganze Annonce ist ein Märchen, ein beabsichtigter Puff —"

Herr Jolibert machte ein Kalbsgesicht und murmelte etwas von „Mißverständniß."

In diesem Augenblick kam die Hausfrau auf ihren Krücken gehinkt.

„Ah Madame, mille pardon!" wendete der Gardist sich nach ihr und ergriff ihre Hand zum Kusse; „es thut mir Leid, Ihre Ruhe gestört zu haben. Wie befinden Sie sich?"

„Danke, Monsieur Leon, besser, als ich nach der heutigen Emotion erwarten darf. Wir haben einen kleinen Schreck gehabt — Sie, leider! einen großen, wie ich höre. Ich bitte Sie! was hat man Ihnen gesagt über die Conduite unserer Preußen?"

Der Offizier erzählte. Er erzählte die Sendung des

Kellerburschen und die frevelhaft-übertriebene Nachricht, welche er durch denselben empfangen. Er schilderte hierauf — nicht seinen Schmerz, sondern sein Betragen in der Schlacht. Er beschrieb seine Thaten nicht als Heldenthaten, sondern im Tone des Selbstvorwurfes, er beschrieb sie als eine moralische und soldatische Pfuscherei, die er mit empfindlichstem Ehrgefühl verdammte. Aber nur um so bitterer war sein Ton und in rücksichtsloser Nacktheit warf er, wie eine aufgerollte Musterkarte, ein langes haarsträubendes Blutgemälde der Gefahren, die er bestanden, der Todesarten, die er gesucht, vor die Augen seiner Zuhörer hin.

Die Damen schauderten. „Halten Sie ein!" rief Madame Jolibert im Fluß dieses entsetzlichen Berichtes; — „fahre fort!" flüsterten die jungen Mädchen mit dem Kitzel der Neugier und des Grausens.

Der Gardist fuhr fort. Er erzählte die Kirchhofsscene. Jene Scene, wo er, nachdem er in der Vertheidigung des Dorfes seinen Tod vergebens gesucht, sich schlechtweg hinstellte, um einen Kampf zu provociren, der keiner mehr war — um zu fallen, wie ein tolles Thier gefällt wird.

Mit dem Weißen im Auge hingen die Damen an seinem Munde. Man begriff nicht, daß er noch lebte.

Endlich erzählte er das auch. Die Art, wie er gerettet wurde, wie er sich ergab „im Namen Konstanzen's!" wendete zugleich und schloß die verhängnißreiche Geschichte.

Ein Schrei der Ueberraschung erscholl aus dem Munde der Mädchen. Sie hatten die Persönlichkeit des feindlichen Offiziers mehr und mehr erkannt in der Schilderung Leon's; diese Wendung, dieser Schluß aber ließ keinen

Zweifel mehr zu. Konstanze entfärbte sich und sank stumm in die Arme ihres Bräutigams. Jeannette stand da mit innigstem Erglühen, horchend, staunend, erwartend.

Die Reihe zu erzählen war nun an Konstanzen. Sie that es. Sie erzählte in einer reizenden Verwirrung zwischen weiblicher Bescheidenheit und geschmeichelter Eitelkeit die Eroberung, die sie an dem feindlichen Lieutenant gemacht. Seine leidenschaftlichen Liebesanträge, ihre Abwehr, sein gesteigertes Drängen, und wie sie zuletzt gegen so heiße, aber nicht unehrenhafte Werbung kein anderes Mittel gewußt, als die Berufung auf ihren Bräutigam.

„Ist's möglich?!" rief Monsieur Jolibert, der bisher gar nichts gerufen. „Und diese Berufung auf Deinen Bräutigam hat ihn gerettet, anstatt ihn zu verderben? Wunderbarer Deutscher! Wann hat man je gehört, daß Deutsche so generös sein können? Es ist wahr, in Herzenssachen sind sie gefühlvoll, diese Deutschen. So zart, so aufopfernd! Das ist ihr Genre. Ein Franzos oder ein Wallon hätte ganz anders gehandelt. Das Signalement eines Nebenbuhlers wäre ein sicherer Todesbrief für denselben geworden — und Monsieur Beauvallet entging dem Tode dadurch! Meine Lieben, es ist wirklich merkwürdig! Was soll man sagen zu diesen deutschen Querköpfen? Ideologen sind's; ja, ja, der große Kaiser hat Recht, Ideologen!"

Der Hausvater war sehr zufrieden mit seinem Enthusiasmus. Kam er doch unvermerkt auf ein anderes Thema damit, als seine schmähliche Absendung Jean's war; wie hätte er dem jungen Schlesier nicht recht pausbackig applaudiren sollen? Denn man kann sicher sein, wenn ein

Philister über fremdes Verdienst sich begeistert, so hat er gewiß irgend eine eigene Schmach zu vertuschen damit.

Aber der Ton war nun angegeben, und jetzt ging's hoch her in der Familie Jolibert. Die Ehren unsers jungen Helden blühten über alle Maßen. Jean, der Kellerbursche, mußte den letzten Weinflaschen nachgraben, die sich im bergenden Sande etwa noch finden mochten, und die Gesundheit des schlesischen Lieutenants wurde aber- und abermals ausgebracht. Dabei mußten Monsieur Leon und Fräulein Konstanze ihre Rencontres mit dem braven Knaben wiederholt von Neuem erzählen, denn zuerst war's nur hastig und skizzenhaft geschehen. Kurz, die ganze Familie gerieth in die aufrichtigste Rührung, den Herrn Jolibert, welcher am meisten lärmte, vielleicht noch am meisten ausgenommen.

„Wie glücklich preis' ich die Mutter solch eines Sohnes!" rief Madame Jolibert aus, die sich mehr als eine Thräne trocknete. „Es thut mir nur leid, liebe Kinder, daß wir dem Braven nicht irgend ein Andenken verehren können, welches er als Zeugniß seiner rühmlichen Handlung zu Hause präsentiren könnte. Es ist wirklich Schade, wie in solchen Zeitläuften an die Möglichkeit gar nicht zu denken ist, im allgemeinen Trubel eine einzelne Person zu verfolgen."

„Vielleicht doch!" rief Jeannette, von den Worten der Mutter wunderbar angeregt. „Monsieur Leon, könnten Sie etwa urtheilen, wo das zweite schlesische Infanterie-Regiment, Oberst von Funk, heute Nacht bivouakiren mag?"

„O ja!" sagte Leon ohne Anstand. „Bis auf Acker und Zaun kann ich den Ort freilich nicht nennen, aber

sie werden zwischen Grand Ménil und der Römerstraße liegen. Es muß sogar ziemlich nahe bei uns sein."

„Ei, dann könnten wir ihn ja nach Gembleux bitten," sagte Jeannette sehr schnell.

„Das wohl nicht," antwortete ziemlich gedehnt der stets eifersüchtige Kaiser-Gardist.

„Nein, gewiß nicht!" fiel die blonde Konstanze ängstlich bei.

Die Hausfrau sagte: „Also bei Grand Ménil, meinen Sie? Nun, da müssen wir wenigstens den Versuch machen, ihn zu erfragen. Denken wir gleich an die Wahl des Souvenirs."

Die Familie hielt Rath und einstimmig wurde ein kostbarer Brillant-Ring, welchen das Haus von einem Emigranten gekauft hatte, dazu ausersehen.

Getheilter waren die Meinungen über die Person, welche man zur Uebergabe des Ringes erwählen sollte. Man hatte eigentlich Niemand, als Jean, den Kellerburschen, zur Verfügung. Auch war kein Bedenken darüber, ob man der Treue des Jungen den Werth anvertrauen könne; sie war erprobt, diese Treue: aber darüber trug man Bedenken, ein Ehrengeschenk durch einen Domestiken zu übersenden. In dieser Beziehung wäre Leon Beauvallet selbst der passendere Bote gewesen. Wenigstens meinte es Monsieur Jolibert so, dem der gute Gardist heute Abend nun einmal zum lebendigen Vorwurf gereichte. Dagegen aber wehrte sich ein liebender Engel, Fräulein Konstanze. Sie wollte ihren Bräutigam nicht so schnell schon wieder verlieren; angeblich: der todtmüde Kämpfer brauche Erholung. Zuletzt blieb doch nur Jean allein übrig. Es war ganz besonders Fräulein Jeannette, welche die Wahl

des Kellerburschen befürwortete, und selbst das Bedenken über seine Niedrigkeit löste sie mit dem Einfall, er möge sich für einen entfernten Verwandten des Hauses ausgeben. Jeannette siegte.

Wir haben von der Gemüthsverfassung dieses Mädchens bisher nicht gesprochen. Aber wir errathen sie. Die Arme hatte die Erzählung ihrer Schwester Konstanze mit einem dumpfen Erstaunen angehört. Anfangs glaubte sie, das Blondchen wolle nur ihre Eitelkeit weiden, ihre Treue gegen den Bräutigam in's Licht setzen, und es waren nicht allzu schwesterliche Blicke, welche sie der Romanheldin zuwarf. Bald aber nahm sie die Sache ernsthafter. Sie scheute sich doch, ihre Schwester einer so niedrigen Fanfaronade zu verdächtigen, sie sah sich gezwungen, Konstanzen's Worten zu glauben. Das war ein bitt'rer Augenblick: Das Herz wollte dem guten Kinde brechen. Sie hatte Mühe, nicht laut aufzuschreien. Ihre Thränen konnte sie kaum zurückhalten. Welch ein Unbestand des jungen Menschen! Von einer Schwester zur andern ohne allen Zwischenraum von Zeit hat er so launenhaft gewechselt! Der Treulose! Und sie hat ihn so freundlich behandelt. Er war ihre erste Liebe. Ach, das war er! Jetzt erst gesteht sie sich's ganz; im vergrößernden Spiegel der Eifersucht erkennt sie die Größe ihrer Neigung. Sie war recht unglücklich! Dagegen aber that ihr die Bewunderung ihres Helden wieder himmlisch wohl. Sie freute sich über sein Lob wie über ihr eigenes; es ging sie so geradezu an, wenn was Schönes über ihn gesagt wurde. Sie hätte laut d'reinjubeln mögen, ihr Herz schlug hoch zum Ersticken. Eine Wonne schwellte es, die sie nie zuvor kennen gelernt. Kurz „Himmelhoch jauchzen, zum Tode betrübt"

das war mit Klärchen's Worten der Zustand unserer kleinen verliebten Brünette. —

Das Haus Jolibert hat seinen Thee nun genommen und begibt sich allmählig zur Ruhe; wir haben darin nichts weiter mehr zu suchen. Aber begleiten wir den Kellerburschen auf seiner Nachtfahrt in's feindliche Bivouak, sehen wir zu, wie sich der mehrbemeldete Jean seines Auftrags entledigt. Sehen wir unsern Schlesiern wieder zu.

Monsieur Leon Beauvallet war recht unterrichtet; das Bivouak lag zwischen Grand Ménil und Gembloux. Rechts die Römerstraße, links der Dyle. So weit waren sie wieder zurückgedrängt worden. In einem Winkel zwischen dem Dyle und einem ziemlich ausgebreiteten Gehölz hatte das Regiment die Wahl, beim ersten Allarmzeichen eines Angriffs den Kampf entweder anzunehmen, oder einen doppelt gedeckten Rückzug auszuführen, hier durch den Wald, dort über den Dyle, an dessen Ufer Pontons in Bereitschaft dastanden.

Bei so gesicherter Lage war man im Bivouak sorglos und guter Dinge. Ein Kochfeuer besonders war der Sammelplatz munterer Brüder. Ist doch ein Kochfeuer nach einem heißen und hungrigen Schlachttage schon an sich ein Gaudium für ein Soldatenherz, fast was das Feuer für Feueranbeter: ein abgöttisches Symbolum alles Guten.

Die Nacht war finster, der Himmel grau grundirt, und einzelne schwarze Wolkenfetzen trieben in zerrissenen Zügen einher. Die Schatten des Waldsaumes vermehrten noch die Finsterniß der regnerischen Nacht, so daß unser Herdfeuer einen recht romantischen Abstich gab, bei dessen

flackernden Flammenzungen die den Kochkessel umlagernden Gestalten zwar phantastisch unsicher, aber nur desto greller angeleuchtet wurden.

Die Kochgesellschaft war unser Lieutenant Wilhelm von Plan, sein alter Hauptmann, der diesmal nicht seine Wunder-Kanone ausrechnete, der Korporal Probst und der Soldat Thierig, die zwei Spaßmacher des Regiments, sammt zwei Offizieren von andern Kompagnien. Unser Held ist beschäftigt, einen Hasen zurecht zu machen, welchen er eigenhändig abgebälgt, ausgeweidet, kunstgerecht zerstückt, sodann im trüben Wasser der Dyle mit einer Zugabe zerschnittener Kartoffeln über's Feuer gesetzt hat und welcher nun als ein herrlicher Braten den einfachen Elementen des Feuers und Wassers abgerungen werden soll. Die hungerigen Kollegen warten diesen Prozeß mit gespannter Aufmerksamkeit ab, rühren selbst keine Hand, sind aber in bester satyrischer Laune, beim ersten Anzeichen des Mißlingens das selbstgewählte Oberhaupt ihrer Küche standrechtlich auszulachen.

Ja, Wilhelm von Plan kocht! Wir können ästhetischen Seelen die traurige Enttäuschung nicht ersparen, welche erwartet haben, unter'm sterngestickten Himmelszelt oder bei einem schöngemalten Mondschein unsern Adonis wieder zu finden, fern von dem Schwarm „roher Kameraden," hingestreckt auf Blumen und Moos, wie er die Schlacht- und Liebesklänge des heißen Tages in kühler Selbstbespiegelung poetisch-egoistisch durch seine Brust ziehen läßt. So gut wird es einem Gentleman im Kriege nicht. Wilhelm von Plan, der „fixe, anstellige Kleine," wie er noch kurz zuvor auf der Militär-Akademie hieß, ist im Anfang des Feldzuges seiner netten Hand und seines

appetitlichen Wesens wegen hochnöthlichen Falls um die Uebernahme des Kochlöffels von dem älteren Offizierkorps des Regiments ersucht werden, und seitdem — kurz und gut — kocht er zuweilen im Bivouak.

Nicht einmal den Rückhalt haben wir, seine poetische Seele sei mit sublimeren Dingen beschäftigt, und er koche nur so obenhin, leichtsinnig. Nein, er kocht wirklich mit Seele. So eben hat er den Rührlöffel an den Mund gesetzt, gekostet, und was seine Geschmacksnerven ihm sagen, belauscht er, das sieht man, mit gedankenvollstem Gesichtsausdruck.

„Meine Herren," spricht er jetzt, „weiß einer von Ihnen, wo der Hase im Pfeffer liegt? Ich weiß es nicht. Das Ding will nicht schmecken. Die Würze fehlt. Mein ganzer Ruhm hängt an einigen Pfefferkörnern."

„Ueberrumpeln wir Grand Ménil," sagte der Spaßmacher Probst, „und schreiben wir der Kommune, die uns in Hemd und Schlafmütze ihre Deputationen entgegenschickt, eine Contribution von drei Pfefferbüchsen aus."

„Scherz bei Seite," brummte der Hauptmann, „Napoleon würde sich über diese Parodie seines Raubsystems mehr ärgern, als er über seinen Aftersieg bei Ligny sich freuen kann."

„Also um praktisch zu reden," fuhr Wilhelm von Plan fort, „wir brauchen wenigstens Wurzel und Kräuter. Dasjenige Genie, welches von den Feldern bei Grand Ménil gegenwärtige Kartoffeln gestohlen hat, wird höflichst ersucht, in den benachbarten Gemüsegärten nachzusehen, was sich etwa finden mag von Rübchen und Petersilie, Bertramkraut, Melissenkraut, Wachholderbeeren, Zwiebeln e tutti quanti."

Thierig, der zweite Spaßmacher, salutirte ordonnanzmäßig und sagte trocken: „Befehlen, Herr Lieutenant, daß wir zu diesem Ende Grand Ménil ein wenig in Brand stecken, um besagte Gemüsegärten zu beleuchten? Denn wie ich gehorsamst zu melden habe, ist die Nacht stockfinster und Gemüsebeete haben vor andern Betten das Eigene, daß sich mit blinden Griffen nicht erfolgreich darin operiren läßt."

„Sehr wahr," seufzte der Lieutenant, resignirt lachend. „Aber was soll nun aus diesem unseligen Regimentshasen werden? Denn das schwöre ich Ihnen, meine Herren, wenn unser großer König gemeint hat, Jeder kann auf seine eigene Façon selig werden, so kann's dieser Hase nimmermehr ohne alle Façon. Etwas muß doch geschehen für seine Ausbildung. Wenn ich nur eine Hand voll Lorbeerblätter hätte!"

„Ei," sagte Thierig, „nehmen wir von den Lorbeern, die wir heute bei Ligny verdient haben!"

„Vortrefflich!" antwortete Probst, „mit den Lorbeern, die wir bei Ligny verdient haben, den Hasen zu kochen, dessen Panier wir bei Ligny ergriffen haben."

Der Korporal durfte diesen Scherz ungestraft machen, denn er war der verwegenste Soldat des Regiments, auch zierte seine Brust das eiserne Kreuz.

Unser Lieutenant kostete zum zweiten Male. „Hol' mich der Geier!" rief er, „wenn ich wenigstens Salz hätte! Aber Salz brauchen wir, das ist ausgemacht. Hat Einer der Herren Salz?"

Tiefes Verstummen.

„Könnten wir nicht Schießpulver nehmen?" rief

Dörfler vom Dritten, ein junger, vorwitziger Lieutenant, noch jünger als Wilhelm von Plan.

Wilhelm von Plan belehrte ihn sehr väterlich: „Hör' Er, junger Mann, Er führt da verdammt unnütze Reden. Es ist wahr, ein äußerster Vorposten, abgeschnitten von der Welt und allem Salze der Welt, streut wohl in der Verzweiflung Schießpulver auf sein Kommißbrod. Das hat Er vom Kriegsleben durch Hörensagen aufgeschnappt. Aber weiß Er, mein Sohn, besagtes Schießpulversalz wirkt nicht sowohl als Würze, sondern fast immer als ein ausgiebiges Vomotiv. Denn nicht nur, daß die Kohlenschwärze die Speise häßlich verunziert, so ist es namentlich der Schwefel, welcher die Magennerven in einer allzu drastischen Weise kitzelt. Ich möchte nicht dazu rathen. Aber da uns das Messer an der Kehle sitzt, so frage ich allerdings die verehrte Verpflegs-Kommission: will sie den Antrag dieses Pulververschwörers zu dem ihrigen machen?"

„Nein! nein!" erscholl es in der Kochkesselrunde.

„Natürlich!" sagte achselzuckend der Koch selbst.

Aber seine Lage war ernsthaft. Er ließ das Haupt, den Kochlöffel sinken und versank in ein düsteres Brüten.

„O," seufzte er, „soll auf dem Schlachtfelde von Ligny mein Kochruhm zu Ende gehen? Warum doch studirte ich auf der Kriegsschule zu Glatz Vega's Mathematik und Tempelhof's Kriegsgeschichte und Gaudy's und Scharnhorst's Belehrungen für den großen und kleinen Krieg, dazu noch Schmolke's Abendbetrachtungen, — zwar dem eigenen häuslichen Fleiß überlassen, aber doch der moralischen Ausbildung sehr nützlich, zumal wenn man schon früher moralisch war! Hätten doch all diese herrlichen Geisteswerke einen wenn auch noch so gedrängten

Anhang über Salzbereitung gehabt! Woher nehm' ich Salz in diesem drangvollen Augenblick? „Zeigt einen Weg mir an, hilfreiche Mächte!" Vielleicht umgibt es mich rings; aber wo und wie? Wer nennt mir die Stoffe, die Rohstoffe in der Natur, die es enthalten? Vielleicht könnte ich Salz aus Gras gewinnen, oder aus Holz, oder aus Schuhleder, oder aus Regenwolken! Attisches Salz, behaupten die Alten, soll sogar in Witzen vorhanden gewesen sein." Und mit weinerlichem Ton, indem er die Hände faltete, sagte er kläglich: „Ich bitte Sie, meine Herr'n, machen Sie Witze."

So seufzte, wenn wir von Seufzern schon berichten sollen, in diesem Augenblicke unser Held zum Nachthimmel empor. Er starrte unbefriedigt nicht in sein Herz, sondern in den Kochkessel, und schürte zwecklos das Feuer.

„Jetzt ist m e i n Moment da!" sagte auf einmal der alte, sonst so schweigsame Hauptmann. „Sollst nicht länger zappeln, armer Narr, ich will Dir mein Arkanum anvertrauen." (In Momenten besonderer Cordialität nämlich pflegte der alte Sonderling seine jungen Collegen zu duzen.) „Allerdings umgibt uns Salz in unendlichen Naturstoffen; mit diesem Einfall, mein Junge, bist Du auf der rechten Bahn. Und darum verdienst Du auch, für diese ächt geniale Küchenlogik, — daß ich mich Deiner annehme. Denn wisse, mein Edler, auch ich war einst in einer ähnlichen Lage, und — der Teufel soll mich holen! — ich hatte denselben Gedanken. Sapperment, dachte ich mir, wenn ich mal will, so muß Alles Salz sein, das Salz denke nur nicht, daß es allein salzig ist. Gedacht, gethan! ich ging in den nächsten Garten und raufte mir eine Hand voll unreifer Pflaumen vom Baume. Die

warf ich in meinen Fleischtopf, ließ sie mitkochen — es war gewagt, ich gesteh' es, aber ohne Wagniß kein Fortschritt! Die Wirkung war fabelhaft. Diese angenehme Säure, diesen pikanten Mitgeschmack, den ich dadurch erreichte — meine Verwegenheit lohnte sich glänzend! Ich hatte ein Salz-Surrogat entdeckt, viel preislicher noch, als wirkliches Kochsalz. Unreife Pflaumen! merk's Kleiner. Was soll ich mein Geheimniß in's Grab nehmen? Die junge Generation will auch leben."

„Bravo!" applaudirte die Kumpanei, „es lebe der edle Hauptmann von Theremin!"

„Und ich," rief Wilhelm von Plan, „schlage mich in die Obstgärten von Grand Ménil. Hurrah, das Pflaumensalz!"

Damit verschwand er.

Er tappte den Baumgärten zu, welche von Grand Ménil in weit zerstreuter Ausdehnung gegen das Gehölz sich heranzogen. Luchsäugig spähte er in den Bäumen herum. Fand er Pflaumenbäume, oder fand er sie nicht? Das war die Frage.

Doch nein! das war die Frage jetzt nicht. Denn ganz was Anderes als unreife Pflaumen fand er. Aehnlich dem biblischen Pächtersohn, der nach verlaufenen Hausthieren ausging und ein Königreich heimbrachte, suchte unser Held zwar eine Hand voll saure Zwetschgen, aber Fortuna geisterte schon mit viel edlerer Gabe in seinem Gehege herum.

Was war das?

Aber der Leser erräth es bereits. Können wir's doch nicht auf Effekt anlegen oder Spannung davon er-

warten, wenn Jean, der Kellerbursche, den Brillantring überbringt!

Freilich!

Denn das oder etwas — Aehnliches war es in der That.

Der Jüngling suchte nicht lange, da stieß er auf einmal — nicht gegen einen Baumstamm, sondern gegen einen Menschen. Der Mensch prallte zurück, aber der Lieutenant hielt den Menschen.

„Wer da!“ rief der Lieutenant.

„Mille pardon!“ antwortete der Mensch, „ich bin ein armer friedlicher Junge.“

„Was will Er hier?“

„Ich suche das preußische Bivouak. Ich habe einen ehrlichen Auftrag —“

„Verdammt, wie ist Er durch unsere Vorposten gekommen?“

Der Junge zitterte heftig. „Um Gottes Barmherzigkeit, nicht so scharf, mein Herr! Ich habe sie zu umgehen gewußt . . ich kenne die Gegend. Ich habe tausendmal gespielt in diesen Gehölzen. Ich habe einen Auftrag — bei Gott, einen ehrlichen und friedfertigen Auftrag, aber ich wollte jedes Aufsehen vermeiden. Ich bin von Gembloux.“

Bei diesem Namen wurde der Lieutenant milder.

„Ah, von Gembloux! — Wie heißt Dein Offizier?“

„Wilhelm von Plan, Lieutenant im ersten Bataillon des zweiten schlesischen . . .“

„Weiß schon, der bin ich selbst.“

Der Junge machte eine Bewegung. „Bei Gott, es ist wahr!“

„Kennst Du mich denn?“

„Ich bin Jean, der Kellerburſche, bei Monſieur Jolibert. Sie haben heute Mittag dort requirirt. Mein Vetter, der Hausherr, ſchickte mich ab, um — Sie zu bitten, dieſes Andenken anzunehmen.“ — Der Junge reichte das Etui mit dem Ringe hin. — „Sie haben ſich ein großes Verdienſt um die Familie erworben, ein großes und bewunderungswürdiges Verdienſt. Ich ſoll Ihnen den Dank des Hauſes überbringen — nehmen Sie vorlieb damit. Wenn Sie immer können, ſo ſind Sie eingeladen, Sie ſind dringend gebeten, uns in eigener Perſon zu beehren.“

Der Lieutenant ſtand angenehm überraſcht. Dem jungen Manne war jede Auszeichnung noch ſo neu, ſo blumenfriſch auf ſeiner kurzen Ehrenlaufbahn! Er machte das Etui mit kindlicher Neugierde auf und beäugelte den koſtbaren Ring herzlich naiv.

„Ach, das iſt ſchön! das iſt ſehr ſchön! Ich danke, mein Lieber. Sage Deiner Herrſchaft — Deinen Verwandten, wollte ich ſagen, daß ich das Andenken hoch ſchätze.“ — Und er machte Miene, ſofort zu ſeinen Kameraden zu hüpfen.

Der Kellerburſche ſtand unbeweglich.

Der Lieutenant ſah ihn an: „Wahrhaftig,“ rief er, mit einem Griff nach der Börſe, „den Botenlohn! Bald hätte ich vergeſſen . . .“

„O Gott, nein!“ und wie geſcheucht ſprang der Burſche von hinnen.

Ein niedriger Baumzweig riß ihm den Hut vom Kopfe.

Der Hut ſchnellte dem Lieutenant zu, der ihn auffing. Aber der Kellerburſche ſah ſich nicht um nach dem Hut, ſo eilig that er. Verwundert ſah ihm der Lieute-

nant zu, da glaubte er vom Hinterhaupte des Burschen etwas wie Haarzöpfe fallen zu sehen. Augenblicks sprang er ihm nach — er hatte richtig gesehen. Ein Frauenhaupt floh vor ihm her. Er haschte es — ein Schrei aus beider Mund — der Kellerbursche war — Jeannette.

Das Mädchen war außer sich. „Um Gotteswillen, lassen Sie mich," stammelte sie mit fliegendem Athem. „Ich wollte Sie nur noch einmal sehen! Sagen Sie Niemanden, daß Sie mich erkannt haben. Lassen Sie mich! Ich muß fort."

Aber nur fester hielt sie der Jüngling. Er hörte nicht die Stimme des Mädchens, er hörte nur das schöne entzückende Schlagen seiner Stunde — der Stunde des Glücks und der Liebe!

Es war seine erste Eroberung.

Er traute seinen Sinnen, seinem Augenschein nicht. Wie ein träumend' Verzückter, wie ein Mensch, der zum erstenmale das Meer sieht, bewunderte er, empfand er.

So hielt er ihre Taille umschlungen, so blickte er ihr in's Gesicht. „Du Engel!" stotterte er, „Du Engel!" Das Wort erschöpft ein ganzes Menschenherz, es paßt ewig für den Gefühlsausdruck der Jugend und der Liebe, so wenig es auch in diesem Augenblick paßte. Jeannette, mit ihrem dunkeln, verliebten Feuerauge, mit der tiefglühenden Wange voll Scham, das siebzehnjährige Dirnlein von heißem wallonischem Blut, bot eher das Bild einer jugendlich knospenden Mänade, als eines Engels.

„Wie ist sie doch ihrer Schwester überlegen! ganz gemacht zu Glück und Genuß!" dachte der zwanzigjährige Aesthetiker im Anschaun dieser sinnlichen Gottheit.

Konstanze und der Zauber ihres Chemisettchens war

überwunden. Jetzt erst konnte er ganz seiner Bravheit auf dem Kirchhof sich freuen.

„Du Engel! Du Engel!" lallte er immer von Neuem.

Jeannette klammerte sich heftig an ihn, aber eben so dringend bat sie auch um ihre Freiheit. „Es ist genug! es ist zu viel! Sie schwor, wenn sie die Möglichkeit einer Entdeckung geahnt hätte, sie hätte es nicht unternommen, dem Jean seine Mission abzuschwatzen und sich selbst unterzuschieben. Sie habe, bei Gott, nicht mehr gewollt, als ihn sehen und — das gestand sie — ihn einladen, wieder zu kommen."

Aber Wilhelm konnte sie sobald nicht lassen. Denn nun fiel ihm ein, daß das Mädchen, wenn sein rühmliches Betragen auf dem Kirchhof zum Gegenstand der Besprechung und der Belohnung geworden, nothwendig auch sein Betragen im Weinkeller wissen mußte; diese verfänglichen Anwandlungen! Und kein Wort des Vorwurfs, der Eifersucht war ihr entschlüpft! Das gute Mädchen!

Er fühlte das Bedürfniß, sich selbst anzuklagen. Er betheuerte hoch und heilig, daß Konstanzen's Reize mehr seine Sinne getroffen, als sein Herz; ihre bedrohte Lage sei es gewesen, welche ihn so lebhaft gerührt, er habe die Instinkte der Ritterlichkeit für Liebe gehalten. Er habe sich selbst nicht gekannt. Aber jetzt kenne er sich, jetzt! Und neue Schwüre, neue Herzensergießungen sprühten wie eine Brandung von Seligkeit über das liebende Paar hin.

„Saaaalz!" erscholl es auf einmal mit hohlem, langgezogenem Tone. Jeannette zuckte zusammen. Wilhelm stampfte mit dem Fuße, der ganze Spaß war ihm jetzt sehr gênant. Er erzählte dem Mädchen kurz, was dieser Ruf zu bedeuten habe; aber sie ließ ihn kaum zu Ende

kommen, sie wollte schon wieder fort. „Um Gotteswillen, sie werden kommen! sie werden Dich suchen!“ Und mit keiner Macht war sie mehr zu bewegen, Stand zu halten. „Laß mich fort, laß mich fort! Wir sehen uns wieder. Komm nach Gembloux, sobald es Dir möglich ist!“

„Morgen, Du Engel! Und wenn wir euren großen Kaiser klein gekriegt haben, werb' ich um Dich. Du hast mir den Ring gebracht und die Braut dazu!“ — Ein Kuß und noch einer und fort sprang sie. Nicht einmal sein Geleite wollte sie annehmen. „Laß mich nur; ich kenne den Weg besser als Ihr Preußen.“ Nur eine kurze Strecke erschmeichelte er sich noch längs des Dyle gegen Gembloux hin. Das waren kostbare Augenblicke. Er konnte sich nicht satt sehen an dem Zaubermädchen. Unter beständigem Küssen und Händedrücken ging die bewilligte Wegesspanne zu Ende.

„Saaaalz!“ erscholl es zum zweitenmale.

Nun ist es Zeit! der Ruf klang doch schon ziemlich aus der Ferne. Die letzte Umarmung — da war's gethan! Jeannette eilte nach Hause, Wilhelm sprang in sein Bivouak zurück.

Mit Hast und Hitze kam er an. „Da bin ich, Ihr Schreihälse!“ — Ach, wie gern wäre er meilenweit weggewesen!

Die zwei Spaßmacher kamen ihm gar nicht mehr spaßig vor, der alte Hauptmann hatte ein Wallfischgesicht und die beiden Lieutenants ähnelten Kameelen. So exclusiv macht die Liebe!

Aber der gute Junge besaß Humor genug, um nicht in eine sentimental-hypochondrische Laune zu fallen. Er

trat unter die Freunde, als wenn nichts paſſirt wäre. Nur animirter, freudiger.

Die Kochkeſſelrunde begrüßte ihn ungeduldig.

„Heda, die Pflaumen! wo ſind ſie? gibt's welche?"

„Die ganze Mütze voll!" antwortete Wilhelm. Er ſtülpte die Mütze, die er in der Hand getragen, raſch über den Keſſel um, ergriff den Rührlöffel und tauchte auf allen Seiten in die Tiefe damit.

„Aber am Ende ſind es zu viel?" rief Dörfler vom Dritten. „Wir hätten den Hauptmann um das arbiträre Maß fragen ſollen."

„Arbiträre Maß! Sehr weiſe!" lächelte Wilhelm.

„Wenn nun die Brühe zu ſauer wird?"

„Meinſt Du, Brüderchen?" und Wilhelm lächelte noch ſchlauer.

Dann fuhr er fort: „Darauf wollen wir's ankommen laſſen. Das Feuer geſchürt, und in fünf Minuten, denk' ich, ſoll die Beize in's Fleiſch gedrungen ſein. Bis dahin, meine Herren, unterhalten Sie ſich damit, dieſen herrlichen Brillantring zu betrachten, den mir ſo eben der Kaiſer Napoleon geſchickt hat für die bewußte Großthat in Point du jour. Ich meine die Erhaltung eines ſeiner bravſten Garde-Offiziere."

Damit reichte er den Ring herum.

Der Ring ging von Hand zu Hand. Man ließ ihn gegen den Glutſchein ſpielen, man beäugelte ihn von allen Seiten. Sein Feuer war ächt. Die Geſellſchaft ward neugierig. Der Scherz von dem Kaiſer Napoleon klang

wahrscheinlich und unwahrscheinlich genug, daß die Kameraden nicht wußten, was sie daraus machen sollten. Man bestürmte den Lieutenant mit Fragen. Er antwortete mit Lächeln, mit Ausweichungen, ließ rathen, hielt hin. So vergingen fünf Minuten, während welcher er die Neugierde auf's Höchste geschraubt hatte.

Auf einmal rief er: „Blitz Element, was denken die Herren! Ich sollte wohl meiner Küche vergessen? Sollte mich verweilen und verschwatzen, um dann ausgelacht zu werden? Ei, wie fein! Nichts da, der Hase geht vor. Dann wird erzählt. Er ergriff den Kochlöffel, kostete und jubelte auf: „Viktoria, meine Ehre! Schmeckt das prächtig! Ich kann Ihnen nur sagen, meine Herren, das ist gar zu famos geworden. Greifen Sie zu. Ich erkläre den Hasen hiermit feierlich für absolvirt."

„Die Ringgeschichte! die Ringgeschichte!" riefen die Kameraden wie toll.

„Ich sag' es Euch ja, ich erzähle sie eben. Nun wir den Hasen serviren, zerstreut meine Aufmerksamkeit nichts mehr. Also hören und essen! Es ist fast ein kleiner Roman, den ich erzähle, — ein ganzer Roman, wahrhaftig!"

„Aber Wirklichkeit, keine Erfindung?" fragte der alte Hauptmann.

„Sicher, Papa! Nur Wirklichkeit. Romanhafte Wirklichkeit."

Alles spannte die Mienen.

Wilhelm von Plan fing zu erzählen an. Er beschrieb den Marsch von heute Morgen und die Mittagseinkehr in Gembloux. Mit muthwilliger Laune skizzirte er einzelne

Regiments-Physiognomien, -- die Hungrigen, die Durstigen, die Müden; hierauf im Quartier die Gutschmecker und Sybariten. Sodann schilderte er sich selbst, er beschrieb seine Verliebtheit in der Küche, im Weinkeller. Ueber das Attentat auf Konstanzen glitt er mit Milde hinweg, denn einige der Excesmacher hatten bei Point du jour ehrenvoll gekämpft und geendet. Desto feuriger malte er die Reize des Schwesternpaars; er verweilte mit den brennendsten Farben einer sinnlichen Einbildungskraft bei den zwei Mädchen-Portraits. Der Roman fing an lebendig zu werden. Der Vortrag wurde getragener, der Ton ging von der heitern zur ernsten Stimmung über. Hierauf kam der Sturm auf Point du jour, den er kurz und summarisch abmachte, aber die Kirchhofscene ging zur Ueberraschung Aller in einem ganz neuen und unerwarteten Lichte ihrer Bedeutung auf. Die Männer unterdrückten mit Mühe kräftig gemurmelte Brave's. Rasch balancirte dann Wilhelm zu dem gegenwärtigen Augenblick hinüber — der Ring erschien, der Pate des Rings, — die Schmetterlingspuppe der Verkleidung ließ eine Psyche ausflattern von lieblichster Weiblichkeit, und der Held präsentirte sich seinen Kameraden als glücklichen Bräutigam. So schloß die Erzählung.

„Wirst glücklich sein, mein Junge," brummte der alte Hauptmann. „Laß Dich's nicht reuen, daß Du der Blonden entsagt und die Braune genommen. Es wird eine Paarung geben, wie sie die Natur will. Die Blonde liebt ihren schwarzen Teufel und die Braune hat sich in Dich vernarrt, der Du blond bist. So ist's recht. Glaube mir, es ist Vernunft in diesem Roman. Liebe ist Racen-

kreuzung. Ich hab' es beobachtet all' meine Tage, Racenkreuzung gibt glückliche Ehen."

Wilhelm ließ die Reflexion auf sich beruhen, der übrige Chorus gratulirte.

„Aber nun, Ihr Herren, wie hat der Hase geschmeckt? Keine Schmeichelei! strenge Wahrheit! Es handelt sich um den Ruf des Pflaumensalzes für ewige Zeiten. Sprechen Sie Ihren Urtheilsspruch. Hier steh' ich vor Gericht und hier mein Rechtsbeistand, Hauptmann von Theremin." Und mit hochgeschwungenem Kochlöffel stand Wilhelm von Plan da.

Die Kameraden sahen sich einander an. „Der Hase — ja richtig der Hase! — Sapperment, der ist aufgefressen! — wie er geschmeckt hat? Blitz Schwerenoth, delicios! — nicht wahr, famos? — ganz ausgezeichnet! — es ist wahr, er hatte wirklich einen Geschmack, einen pikant säuerlichen, so einen — kurz und gut, er schmeckte prächtig."

Wilhelm von Plan lächelte. „Lieutenant Dörfler, war er nicht zu sauer?"

„Ehrgeiziger Kerl! nein, nein, zu klein war er, nur zu klein. Aber das Pflaumensalz ist wirklich famos!"

„Allons, meine Herren, so bringen wir dem Hauptmann von Theremin ein Hoch!"

„Hauptmann von Theremin hoch! — das Pflaumensalz hoch!"

Wilhelm fuhr fort. „Hat einer der Herren vielleicht eine Pflaume verschluckt?"

„Ich nicht; ich auch nicht; nein!" war die Antwort.

„Nun, meine Herren," sagte Wilhelm, „hier ist der Kochlöffel; — fischen Sie also die Pflaumen heraus und zählen Sie sie ab. Es handelt sich für künftige Fälle um das „arbiträre Maß."

Das Fischen fing an. Aber die ganze Kumpanei fand keine einzige Pflaume. Alles stand mit offenen Mäulern.

„Nun," sagte Wilhelm, „was ist da zu verwundern? Wenn Sie keine Pflaumen herausfinden, so hab' ich keine hineingeworfen. Das ist Alles."

Wie verdutzt die Kesselrunde sich ansah!

„Und wirklich, so ist es," sagte Wilhelm mit verändertem Ton. „Ich hab' Euch den Hasen ohne alle Würze essen lassen, auch ohne die grünen Pflaumen lobesan. Gott strafe mich, es war mir nicht möglich! Das Herz war mir zu voll. Als ich das lieblichste Liebesabenteuer erlebt hatte, mit geduldiger Kleinlichkeit herumzusuchen, herumzuklauben — nach einer Handvoll Unkraut — es ging nicht. Erzähl' Ihnen deine Geschichte, dacht' ich mir, auch das wird Würze sein. Die preußische Armee, beim Zeus! ist doch kein Haufen verthierter Söldlinge, sie wird für geistige Würze empfänglich sein. Meine Herren, ich hatte richtig gerathen. Es lebe die preußische Armee!!"

„Es lebe Wilhelm von Plan!!"

Und Alles lachte und freute sich über den Geniestreich des „Kleinen" und in allgemeiner Heiterkeit endete die Schlußscene dieser Geschichte. —

Sechsunddreißig Stunden darnach erschien die preußische Armee, welche Napoleon bei Ligny geschlagen glaubte, in seinem Rücken bei Waterloo. Da brach der Koloß

zusammen. Da war Krieg und Kaiserreich zu Ende, und in der Muße des Friedens freite Wilhelm von Plan seine geliebte Jeannette.

Der alte Hauptmann hatte nachträglich noch eine große Genugthuung. Denn war ihm auch die Ehre entgangen, die er mit seinem angeblichen Pflaumensalz hätte einlegen sollen, so rechtfertigte seine Theorie von der Raçenkreuzung sich um so glänzender. Der Blondin und die Brünette hielten eine der lustigsten Ehen, die Schlesien je gesehen hat, und ein Geschlecht entblühte derselben, das zu den besten des Landes gehört. Wollten wir's bei seinem wirklichen Namen nennen, unzählige Schlesier würden sagen: wir haben Recht!

Der Wildsenne.

Ein junger Mann wanderte den Lechrain herauf von Bayern „in's Tirol." Er war leicht und sommerlich gekleidet, obwohl sein feiner Wuchs und sein schmächtiges Wesen nicht eben den abgehärtetsten Touristen, den Fußwanderer von Profession zu verrathen schien. Aber sorgloser Frohmuth saß ihm auf der lachenden Stirn, Jugend und Genuß blitzten seine halb sanften, halb verwegenen Blauäuglein, er sah in die Welt hinein, wie in einen Becher funkelnden Weines und auf seinem leicht gekräuselten Bartanflug glaubte man immer die Schaumperlen eines süßen Trunkes zu erblicken, so herzensfroh, so lebensselig spielt' ihm's um Mund und Wangen. Dabei schwang er seinen Rohrstock im Rade zwischen den feingegliederten Fingern, als wollt' er mit kühnlichem Trotz beweisen, daß er entfernt nicht der Stütze bedürfe, die er eigentlich nur aus Uebermuth führe, und als seien seine gesunden Gelenke ihm lieber, als die elastischen Stahlfedern des leichtesten Landauer Schwimmers. Auch mit seinem Gepäcke war's luftig bestellt; eine zierliche Reisetasche, nicht allzulang und zu breit, von amerikanischem Ledertuch hing ihm über den Rücken, daran geschnallt war eine englische Reisedecke zur genügsamen Umhüllung in böslichem Hochgebirgswetter.

Denn kurz, der junge Mann, den wir **Konstantin** nennen wollen, war der jüngste Münchner Gymnasial-Lehrer, oder Professor, wie ihn respektvolle Leute nannten, fast noch studentisches Vollblut, und machte so eben seine erste Ferien-Reise.

Mit welchem Genuß machte er sie! So hat das quecksilbernste seiner gefangenen Vöglein das Auflassen des Schulkäfig's kaum erwartet, als er, der Professor, der welttustige Jüngling, der Rekrut, der sein erstes Lehramts-Probejahr bestanden, auf den alle Augen der Schulbehörden, vielleicht bis in's Cultus-Ministerium hinauf mit Argusblicken wachten, wie er die jungen Seelen der bojarischen Knaben durch das klippenvolle Meer der Moral und Gelehrsamkeit zu steuern sich anlassen würde. Wie Unrecht thun die Schulknaben, wenn sie den Lehrer für ihren geborenen Tyrannen halten und namentlich das Diktiren der Ferien-Aufgaben wie einen letzten und höchsten Akt seiner Tücke, wie eine himmelschreiende Verletzung ihres verfassungsmäßigen zweimonatlichen Nichtsthuns betrachten, gleichsam als wüthe der ernsthafte Mann dort droben auf dem Katheder so recht geflissentlich gegen alle Muße des Ferien-Paradieses und sei ihm ein widernatürlicher Hang zur Arbeit als eine Art Kainszeichen mit auf die Welt gegeben! Wüßten sie, wie der ernsthafte Mann auf dem Katheder oft mit ihnen um die Wette Wochen und Tage zählt, bis zur feierlichen Klassen-Prüfung und Prämien-Vertheilung! Wüßten sie, mit welchem innerlichen Jubel er selbst die Feder ausspritzt, wenn er den letzten Satz der Ferienaufgaben diktirt hat und zwischen ihm und dem hellblauen August-Sommerhimmel keine Schulwand mehr steht! Wahrlich, die Menschen sollten einander kennen lernen!

Konstantin also wanderte den Lechrain hinauf. Ueber Füßen kam er gepilgert, dem letzten bayerischen Städtchen, das noch im Flachlande liegt, seine alten Mauern und Thürme im jugendlichen Lech spiegelnd. Bald hinter dem Städtchen aber passirte er die Gränze Tirols. Am Falle des Lech vorbei, welcher voller Eile und ganz blau aus Tirol daherschießt, sich lilienweiß in einen tiefen Kessel stürzt und dann hellgrün in langsamen Wirbeln weiter flutet, führte die Straße allmälig aufwärts, und mit jedem Schritte begann es zu „älpeln." Dabei traten die Landesunterschiede von Bayern und Tirol in allerlei Merkzeichen auseinander. Schon im Wirthshaus zu Vinswang hatte man z. B. dem Jüngling, welcher labend-kühlen Gerstensaft heischte, bedeutet, mit gutem Biere ginge es hier auf die Neige und er werde im Tirolischen besser sich an den Wein halten. Sodann merkte er einige Veränderung in der Tracht, zumal in der Haar-Tracht des weiblichen Geschlechtes, welches sein Haar auf Tiroler Landesgrund scheitelte, rückwärts in zwei Zöpfe flocht und die Zöpfe, kranzartig um's Haupt gewunden, über der Stirn aufnestelte. Auch die Sprache färbte sich anders; sie fing an rauher zu klingen und mehr auf den Kehllauten zu liegen. Ebenso ging sie im Gebrauch der einzelnen Ausdrücke auseinander, z. B. was der Bayer schön oder garstig genannt, hieß der Tiroler fein oder unfein; feines Mädchen, unfeines Wetter. Auf all' diese Charakterzüge und hundert andere, merkte der junge Professer mit frischen Sinnen und einer jovialischen Beobachtungslust.

Wie neugier-selig guckte er in's Land hinein! Der Lech, ungemein frisch und munter, war sein beständiger Begleiter, und schlang seine blauen Arme um die zahl-

reichen Auen seines Flußbeetes. Die Straßen-Einfassung zu beiden Seiten bildeten waldige Halden, steile Felsenschöpfe, saftgrüne Bergmatten, noch im August voll erquickenden Wiesenduftes — aus der Tiefe des Thales winkte schon überall Hochgebirgs-Pracht. Dort ragte der Säuling, dessen schroffe Kuppen hoch aus dem Fichtwald starren, hier der Tarneller mit vollgeschneiten Rissen bis zur Hälfte gestriemt, die nahen Aschauer Höhen brachen in vielerlei Spitzen aus grasiger Alpentrift hervor, in der Ferne leuchteten die mächtigen Hörner des Rothensteines, des Rudegg's, der Neualp, des Hochvogels und zahlloser anderer. Wonneschauernd dachte der Jüngling: was wird noch weiter kommen!

Neben diesen Naturschönheiten aber war es die Lechthaler Häuserpracht nicht zuletzt, welche das Staunen des Wanderers erregte. In Reute, in Elmen, in Elbingenalb, in Holzgau, allmälig eine Höhe hinan, wo der Fremde nur noch dürftige Sennhütten erwarten würde, fand Konstantin in weiten langen Reihen und Gruppen luxuriöse, kunst- und schmuckreich ausgeführte Landhausbauten, vom Keller bis unter's Dach mit allem Comfort des Lebens versehen, märchenhaft in die Wildniß gezaubert. Da saß in Veranden und auf Altanen das steinreiche Volk der Lechthaler, ausruhend von glücklicher Handelschaft in London und Lissabon, in New-York und Baltimore über seinen schweren Dukatensäcken, über seinen feuerfesten, mit den Staatspapieren von halb Europa angefüllten Kassetten. Wie staunte er in diese Fabelwelt hinein! Wie schien hier in aller Stille ein wahrhaft goldenes Zeitalter sich verborgen zu haben! Und wenn früher nur Geld zu Geld die Lechthalerin nur den Lechthaler geheirathet, so hörte

der junge Professor gar anmuthige Erzählungen, wie nach und nach der österreichische oder der bayerische Beamte, der praktizirende Arzt, oder der angestellte Gelehrte seinen Weg zu den Herzen der Lechthaler-Prinzessinen zu finden beginne. Zu manch' einer Stunde wurde es dem jungen Professor ganz wirblich zu Muthe und er ahnte, wenn er in einem nicht allzu studentischen Aufzug, im eleganten Landauer vielleicht, oder auf englisirtem Brandfuchs das Eldorado durchabenteuerte, daß auch ihm die Lechthaler Glücksgöttin irgend ein Gold- und Herzens-Vöglein könne zuflattern lassen.

Aber nicht einen solchen Roman erzählen wir diesmal. Ein Abenteuer ganz anderer Natur machte die Lechthaler Reise unseres Helden denkwürdig. Es ist weit entfernt von Liebes-Interesse, aber es hat, wie wir hoffen, Interesse genug, daß es verdient, einem größeren Hörerkreis nacherzählt zu werden.

Das Geschichtchen ist folgendes:

Als die „Herrengasse" Tirols, das prangende Lechthal hinter dem Dörfchen Steg zu Ende war, hörte auch das Sträßlein auf, welches von Weißenbach abgezweigt, bis hieher geführt hatte. Um in's Vorarlberg zu gelangen über das Hochjoch des Tannenbergs war die nächste Verbindung ein Bergpfad, mühselig zwar, aber gefahrlos, wie es hieß, und voll lohnender Schönheit. Den nahm Konstantin.

Eines schönen Augustmorgens also pilgerte der junge Mann aus der Einkehr zu Steg den Tannberg hinan. Rings dampften die Frühnebel in den Bergen, aber die Nebel gingen zur Erde, der Himmel versprach heiter zu werden. Wohlgemuth stieg der Jüngling empor, durch kräftige Nadelwälder, über duftige Weiden, zwischen scharf-

kantigem Geröll und widerlagernden Felsenwehren immer bergaufwärts. Mit jedem Schritt erweiterte sich der Zirkel seiner Aussicht und versank der Lech tiefer zu seinen Füßen, welcher in einem schwindelnden Abgrund zischte und zürnte, voll Ungestüm aus grausigem Felsenlabyrinth um seine Freiheit rang, bald verzweifelte Cascadensprünge wagend, bald gefangen in Wasserstuben seine stillwirbelnden Kreise zog. In Lechleithen hielt der Professor Mittagsrast. Bald über dem Törschen war der Hochpunkt des Passes erreicht, von da an ging's nieder in den Bregenzerwald. Die größere Hälfte des Tagwerks schien gethan.

So nahe dem Ziele begegnete es dem sorglosen Jüngling, daß er sich verirrte. Ueber Lechleithen hinaus gelangte er nämlich an eine Stelle, wo der schmale Bergpfad, von Wildwassern zerrissen, durch einen tiefen Einschnitt isolirt, die Fortsetzung versagte. Konstantin versuchte den Erdriß zu umgehen, verlor die Richtung, und eh' er sich's versah, trieb er ziellos in der ungeheuren Wildniß.

Mit Suchen, Irren, Verbessern des Irrthums und neuem Irren war bald der Tag hingebracht. Die Nacht brach an. Eine schreckliche Erscheinung die Nacht im Hochgebirge! Die Luft, von Dünsten rein, hält weniger lang den Abglanz des Lichtes zurück; Himmel und Erde verdunkeln sich rasch. Ein Schatten um den andern rückt an. In riesengroßen Trichtern wirft jetzt dieser Kegel, jetzt jenes Horn, seinen Schlagschatten herüber, aus Entfernungen, bei welchen es kaum möglich scheint, und wie im Nu steht der Wanderer in Finsterniß. Wenn das letzte Lichtpünktchen flieht, von dem Tannwipfel hier von dem Alpenfirst dort, überkommt ihn ein Gefühl wie das hilfloseste Kind. Sein Auge irrt trostlos über Meere von Stein und Wald, sein

Ohr lauscht mit Anstrengung nach einem Glöcklein oder einer Menschenstimme. Umsonst. Eine unbarmherzige Einsamkeit liegt um ihn her. Stundenlang ist ihm kein befreundetes Wesen begegnet — in welchen Oeden mag er herumirren! Und mit ungewohnter Kälte dringt die bitterlich scharfe Nachtluft auf ihn ein — gräuliche Thierlaute, bald hier, bald dort aus Schluchten und Klüften erschallend, machen sein Herz erbeben — was hilft es ihm, daß er gelesen hat, wie der Bär, der Wolf, oder der Luchs, der Tiger des Nordens, schon längst eine Seltenheit unsrer Gebirge geworden; ein einziges dieser Thiere genügt ja, um ihm die Nacht und das Leben zugleich zu verderben. Wird er das Morgenlicht noch erblicken?

In solcher Bedrängniß schwebte der arme Konstantin. Dazu gesellte sich ein verzehrender Hunger, ja sogar Durst, denn nicht jede der Alpenquellen hatte er trinkbar gefunden: die eine schmeckte morrig, die andere erdig. Lange und tapfer harrte er aus. Je tiefer die Nacht sank, desto rüstiger sprang er von Stein zu Stein, von Kuppe zu Kuppe; so lange er noch drei Schritte vor sich sehen konnte, jagte er der Hoffnung nach, eine Menschenwohnung zu finden. Endlich sank er dahin. Seine Kraft war erschöpft, sein Muth gebrochen. Er warf sich auf einen Stein und ergab sich dem Schicksal. Da erblickte er eine Rauchsäule!

Jenseit einer Thalschlucht, auf deren Höhe er lag, stieg sie aus der Tiefe empor. Es war nicht allzufern. Ein halbes Stündchen, schien's, würde genügen, den Ort zu erreichen. Neu belebt sprang er auf. Er prägte sich den Ort genau ein, machte sich auf, umging die Schlucht und stand bald auf der Gegenseite. Er war richtig gegangen, denn wirklich bekam er die wallende Rauchflagge wieder zu

Gesichte. Er stand hoch auf einem verwitterten Stein- oder sogenannten Karrenfeld, von diesem ging's über eine sandige Berglahne abwärts, dann kam ein Waldschopf und unter dem Waldschopf am Saume desselben der Hüttenrauch.

Entschlossen betrat Konstantin den Weg in die Tiefe. Nach wenigen Schritten gab die Sandlahne unter seinen Füßen so bedenklich nach, daß er es gerathener fand, sich niederzusetzen, um mit allen Muskeln seines Leibes zugleich die vorsichtige Richtung über den Abhang zu regieren. Aber kaum hatte er diese Lage angenommen, so machte sich eine Sandscholle unter ihm los und fuhr pfeilschnell mit ihm in die Tiefe. Im Augenblick war der Waldschopf erreicht; er wurde mit heftiger Gewalt mitten in die Bäume geschleudert, und hatte von Glück zu sagen, daß er nicht gegen einen der Stämme trieb und sich zu Tode stieß.

Als er im Walde sich aufgerichtet hatte, entdeckte er mit Grausen, daß der Boden desselben noch viel abschüßiger war, als die Sandlahne herab. Und gräßlich herrschte die Nacht in dieser Tiefe. Er starrte wie blind in die Schatten hinein — nie glaubte er die Finsterniß so finster gesehen zu haben. Was war zu thun?

Dem Tastsinn des Fußes allein wagte er hier nicht zu vertrauen. Er legte sich abermals nieder, aber jetzt auf die Brust, um mit den Händen vorauszutasten und den Leib wurmartig vor- oder zurückstrecken zu können. Eine verzweifelte Lage! Mit Sehnsucht gedachte er des luftigen Steinfeldes jetzt, auf welchem er schon zur Nachtruhe hingesunken, — hätte er's nie doch verlassen! Hier war kein Ausweg. In die Höhe zurück konnte er nicht mehr; das lockere Sandgeröll droben hätt' ihn auf jeden Schritt wieder zurückgleiten lassen; wenn er keine Passage in die Tiefe

fand, so hing er hier in der Schwebe wie auf einem steilen Dache. Und das die ganze Nacht durch!

Von der Rauchsäule natürlich war hier nichts mehr zu sehen; denn nur die Entfernung macht Gegenstände sichtbar, welche die Nähe wieder verbirgt. Aber diese Nähe mindestens blieb sein Trost. Er war dem Orte, das wußte er, direkt entgegengerückt, leider nur allzu direkt! er vermuthete, er könne ihn bereits mit seiner Stimme erreichen. Unter diesen Umständen verschmähte er's nicht, aus vollem Halse zu schreien.

Auf einmal fühlte er sich rückwärts an den Füßen gepackt. Gleichzeitig erhellte der Schein eines rothen Fackellichts seine Umgebung. Er sprang auf. Was war es?

Mit einem lodernden Föhrenspan in der Faust stand eine Gestalt vor ihm wie das Urbild eines Robinson Crusoe. Ein wilder Mann in Thierhäute gekleidet, mit verwirrten Haaren, trotzigen Blicken, wetterhartem Gesichte, welches seit Monaten vielleicht nicht gewaschen worden. Arme und Beine waren nackt, eben so die zottige Brust; aber an den Füßen trug er Schneeschuhe mit Steigeisen, im Gürtel ein langes Messer. Ein riesiger Schäferhund stand hinter ihm, mit mordgierigen Augen und gräulichem Gebiß dem Wink seines Herrn gewärtig. Es war eine furchtbare Gesellschaft!

„Wer seid Ihr?" schnaubte der Waldmann den Fremden mit einer donnernden Bruststimme an.

„Ein Fußwanderer, der sich verirrt hat."

„Sagt, ein Spion, ein Verräther! Satan, paß auf!"

Der Hund legte seine Vordertatzen auf Konstantins Brust.

„Ich verrathe Niemanden, ich habe nichts zu spioniren. Mein Beruf ist ein besserer."

„Was habt Ihr in der Nähe von meiner Galthütte zu thun?"

„Ich sah Rauch von der Hütte steigen und suchte eine gastliche Aufnahme darin."

„Rauch?!" schrie der Wilde, „Rauch sah't Ihr, Herr? In die Hölle mit Euch, Ihr lügt! Ich feuere nicht; bei mir steigt kein Rauch. Ein Angeber seid Ihr, Satan, paß auf!"

Der Hund umschnupperte Konstantins Kehle, daß ihm der heiße Athem desselben in's Gesicht dampfte.

Da ward dem munteren Jüngling nicht wohl.

So viel als möglich gefaßt antwortete er: „Ich möchte schwören, daß es Rauch war. Ich sah von der Ferne was aufsteigen, wie Dunst oder Dampf, luftförmig wallend, weißlich von Schein, leicht empor wirbelnd, zerflatternd, zerstäubend, — kurz, es war wie ein Rauch."

„Das war es!" schrie der Wilde, welcher die Definitionen des Professors mit Aufmerksamkeit angehört. Er gab dem Körper des Fremden einen Seitenruck, stieß ihn einen Schritt vorwärts, hielt ihn aber vorsichtig fest und streckte den Arm mit der Kienfackel weit vor ihn hin.

Beim Lichte der Fackel erblickte Konstantin jetzt ein fürchterlich schönes Naturschauspiel. Aus einem klaffenden Felsenthor, von schwarzen Fichten umnachtet, schoß ein Wasserstrahl hervor, grün und klar wie Krystall, mit reißender Kraft einen weitgespannten Bogen bildend. Der Wasserfall brach sich in einigen Klaftern Tiefe an einer staffelartig vorragenden Reihe von Steinplatten, von welchen er, hoch gebäumt und zerstäubt, zurückprallte, im weißlichen Springbrunnenschaum empordampfend, so daß der grüne

Schwall und der weiße Gischt einen Farbenkontrast bildeten, welchen man nur mit Bewunderung ein und demselben Wasser zukommen sah. Was weiter aus dem Bachsturz wurde, war in der Finsterniß nicht zu erkennen. Aber der Waldmann trat seinen Kienspan entzwei, schnellte den abgetretenen Brand mit der Fußspitze hinaus, und nun sah man in einen Höllenschlund hinab, in einen trichterförmigen Bergtobel von unermeßlicher Tiefe, ringsum von steilabstürzenden Erdwänden eingeengt, den Grund von einem kleinen See erfüllt, welcher eiskalte Kellerluft heraufhauchte, weiterhin eine gähe Waldschlucht, mit chaotischen Felstrümmern überäet, unter welchen der See seinen Abfluß sich ausnagte.

„Das ist der Ursprung des Lech," sagte der Waldmann; „wir stehen dicht über ihm. Einen Schritt weiter, eh' ich Eure Beine gepackt und Ihr überschlugt Euch in diese thurmtiefe Wasserstube hinab."

Konstantin erblaßte. Seine Knie zitterten, unwillkürlich hielt er sich an den nächsten Fichtenstamm fest, den er krampfhaft umklammerte.

Der Wilde beleuchtete ihn von oben bis unten. „Nicht wahr, das Leben ist süß?" rief er ihm nachdrücklich unter die Augen; „Ihr werdet's keinem Andern verleiden. Merkt Euch den Augenblick!"

Darauf faßte er ihn kräftig am Arme und führte ihn fort.

Nach einem kurzen, beschwerlichen Klettern fühlte Konstantin einen festen Pfad unter seinen Füßen. Der Wilde leuchtete voraus, Konstantin ging in der Mitte, der große Wolfshund folgte. Konstantin kam sich zwischen den

Zweien wie ein Staatsgefangener vor. Aber sein leichtes Blut sah die Lage bereits rosiger an. Er glaubte zu fühlen, daß der Waldmann den gefährlichsten Argwohn gegen ihn schon abgelegt habe. Unangenehm blieb es immer, in der Gewalt dieses Barbaren zu sein. Aber wenn er das Bild der Lechquelle sich vor Augen hielt, wenn er bedachte, daß er jetzt wahrscheinlich als Leiche im eisigen Seegrund jenes fürchterlichen Bergtobels läge, so ward es ihm wohl in seiner Haut und er vertraute fester als je dem Glück und dem Leben.

Unter diesen Empfindungen mochte er eine Viertelstunde gewandert sein, da ging's gebückt in ein Erdloch. Der Waldmann leuchtete mit seiner Fackel in einem Raume herum, welcher theils eine Naturhöhle, theils durch künstlichen Verbau ein Werk der Menschenhand war. „Das ist meine Gasthütte," sagte er stolz. Der Jüngling aber warf kaum seine Blicke umher, er fühlte sich todtmüde, und Alles, was nicht Essen, Trinken und Schlafen war, däuchte ihm gleichgiltig.

Der Wilde merkte diesen Zustand ohne Umstände. Er setzte seinem Gaste Brod und Käse vor und hieß ihn aus einem Schlauch Wein trinken. Wie labte sich da der arme Münchner Professor! Beim letzten Bissen fielen ihm aber schon die Augen zu — der Wilde sah es mit Wohlgefallen und im Einschlafen noch glaubte ihn Konstantin murmeln zu hören: „Der hat ein gutes Gewissen!" Er sank schlafend auf einen Bund Wildheu hinüber, welchen der Eigenthümer der Hütte frisch aufgeschüttet hatte, die Kienfackel erlosch und im nächsten Augenblicke lagen Wirth und Gast wie im goldenen Zeitalter friedlich schlafend neben einander.

Schafblöcken und Rossewiehern erweckte den Wanderer aus seinem Morgenschlummer. Er blickte wie im Traume umher. Ein scharfer, gläserner Sonnenschein, um vieles anders und eigenthümlicher als in der Dunstatmosphäre der Niederung erfüllte die Alpenhütte. Das Meublement derselben war unendlich einfach. Eine rohe Herdstelle im Vordergrunde, ein paar Schlafstellen im Hintergrunde, an den Wänden einige ungefüge Bänke, das war Alles. Von Milcheimern, Käsekesseln, Rührkübeln und was sonst zu einer Alpenwirthschaft gehört, erblickte er nicht das Geringste. Er wußte freilich nicht, was ein Galthüter heißt und daß man Galtvieh alles dasjenige nennt, was nicht des Milchnutzens wegen gehalten wird. Für einen Galthüter aber hatte der Wildsenne sich ausdrücklich ausgegeben.

Als Konstantin erwachte, stand Jener schon vollkommen ausgerüstet vor ihm. Er schien sich der Gewohnheit des Entkleidens überhaupt begeben zu haben, und Tag und Nacht, Winter und Sommer seinen Anzug niemals zu ändern. Uebrigens fand ihn Konstantin im Morgenlicht heute um vieles weniger wild als gestern Nachts, er däuchte ihm nur ein wenig verwahrlost. Auch machte er heute die Entdeckung, daß der Bursche eigentlich noch recht jung sein müsse, nur war sein Gesicht so verwittert und verarbeitet, gebräunt und von Schmutz entstellt, daß nicht leicht daraus klug zu werden. Aber so viel ist gewiß, der junge Professor fühlte diesem Robinson gegenüber heute mehr die Regungen des Mitleids, als der Furcht und des Schreckens.

Auch der Wildsenne selbst benahm sich jetzt weniger

unwirsch, als gestern am Lechursprung. Zwar fragte er über dem Frühstücke, welches genau dem Abendbrod glich, seinen Gefangenen scharf und bestimmt aus. Woher er komme, wohin er wolle, was der Zweck seiner Reise sei, was er selbst von seinen Irrwegen denke, wie sie ausgesehen — letzteres ließ er sich besonders genau beschreiben. Aber der wilde Trotz seiner Mienen milderte sich zusehends dabei; er mußte an jedem Worte merken, daß der Fremde wirklich ein Fremder und sich ganz landesunkundig ausdrücke. Ueber alle dem fing er an ruhiger zu werden, fast gutmüthig. „Ich bin ein armer Galthüter," sagte er, „dem Niemand das Leben gönnt. Ich gewinne mein Brod, daß ich hin und wieder ein Stück Schaf auf den Alpen suche, das sich verirrt hat, will's Gott, auch manchmal ein Saumgäulchen. Dem Eigenthümer sind solche Thiere doch verloren, entweder sie „derfallen" sich in Abgründen, oder das Raubwild erbeutet sie. Unsereinem aber sind sie nichts desto weniger neidig, die hartherzigen Alpenwirthe; wir müssen unsern Handel im Stillen halten. Da heißt's aufpassen. Gehe Jeder seinen Weg, aber weß' Hand wider mich ist, wider den ist die meine."

Konstantin reichte dem Armen stumm die Hand.

Wirth und Gast traten jetzt vor die Hütte.

Das war ein herrlicher Anblick!

Rings um sie her wogte die Welt in Nebeln. In der Nebeldecke spielte der Morgenwind und der Wärmestrom der andrängenden Sonne dehnte sie aus. Auf allen Seiten war das Nebelmeer in Bewegung. Man sah, wie es sich senkte und hob, wie es sich verband und auflöste, wie es hier durch die Thäler strich, dort aus den Schluch-

ten kroch, wie es an diesem Schroffen sich brach, wie es in jenem Waldschopf zerpflückt und gekräuselt durch die Baumwipfel rauchte. Eben so mannigfaltig spielten die Lichter darin. Bald spannte sich hier die Nebelwand dunkelgrau aus, bald rann es in einzelnen Quellen von dort herein silberweiß, dann duftete es wieder empor wie gesponnene Goldfäden, wie zierliche Bernsteingebilde durchsichtig gelb. Dazwischen blickten von dem Kranze der Alpen und Wälder umher in der verschiedensten Abstufung von Deutlichkeit die landschaftlichen Bilder herein; jetzt hob sich hier, jetzt dort ein Schleier, bald verschwand es in dieser Weltecke, bald lichtete sich's in jener. Es war als ob die Kegeln, Jöcher, Hörner und Firsten auf einer beweglichen Meeresfläche trieben, Luft und Erde schwammen, und Alles zitterte traumartig durcheinander.

Aber die Beschauer selbst standen im Sonnenlichte und der Himmel über ihnen war blau.

Konstantin that begeisterte Athemzüge.

Der Wildsenne achtete dieser Begeisterung nicht, sondern sprach mit seinem Hund, welchem er Anweisungen gab, wie er in seiner Abwesenheit Schaf- und Pferdestall hüten solle. Der Hund machte ein Gesicht als verstehe er Alles.

Die Galthütte lag vortrefflich versteckt. Ihren Rücken lehnte sie an einen Abhang jener schauerlichen Berglahne — „Gries" nannte sie der Galthüter — über welche Konstantin gestern Nachts so gefährlich herabgerutscht war und welche keinen Menschenfuß trug, wenn man nicht genau ein paar hundert Steine sich merkte, welche mitten im verschiebbaren Sandgeröll fest „anstanden." Die Vorder-

seite der Hütte stürzte gegen einen Gürtel von Tannen ab, zwischen denen es gleichfalls nicht geheuer war, denn sie standen auf einem moorigen Grund, der bei der Abschüßigkeit des Bodens doppelt gefährlich wurde und nur ein schmaler, schwer aufzufindender Pfad leitete im Zickzack zwischen durch. Die Höhe der Lage schätzte Konstantin mindestens auf sechstausend Fuß, denn zwei schneebedeckte Alpengrathe, welche links und rechts im Morgenlicht aufblitzten, konnten, da man am Lechursprung stand, seiner Karte nach nichts anders sein, als die Rothe Wand und der Schafberg, welche beide über achttausend Fuß hoch waren und ihm doch fast in gleicher Linie mit seinem eigenen Standpunkte zu liegen schienen.

So viel von den oberflächlichen Beobachtungen Konstantin's im Lichte des Tages.

Was nun weiter aus ihm wurde, hing von der Laune des Wildsennen ab.

Konstantin beeilte sich, ihm seine Börse anzubieten, wenn er ihn zum nächsten Dorf wegweisen wolle. Der Wilde nahm einige Sechsbätzner*) mit begieriger Dankbarkeit an, verweigerte aber mit sichtbarer Scheu, bis in ein Dorf zu gehen. „Er werde auf den Almen," sagte er, „der Grummetmahd wegen überall Menschen finden, die ihn weisen könnten." Als Konstantin es ängstlich bezweifelte, da ihm gestern den ganzen Tag über keine Seele begegnet, hörte das der Wildsenne mit unverhohlenem Schmunzeln und gutmüthig aufgelegt sagte er, er wolle sehen. So ging's fort.

---

*) Bekanntlich die (alten) österreichischen Zwanziger in Süddeutschland.

Konstantin schritt tapfer aus. Jeder Schritt brachte ihn näher der Freiheit, das ermunterte ihn, der unholden Wildniß mit großer Beflissenheit den Rücken zu kehren. Dabei achtete er emsig des Weges, theils aus natürlichem Interesse, theils einem Instinkte folgend, von dem er sich selbst keine genaue Rechenschaft zu geben wußte.

Nach einem zweistündigen Marsch — die Nebel waren inzwischen verronnen — hob der Wildsenne seinen Alpenstock auf und deutete mit der Spitze vorwärts. „Seht Ihr die kleinen wimmelnden Punkte dort auf der Mohnenfluhe? Das sind die Mahder von Krumbach. Geht nur tapfer zu auf die Wies, ihr werdet jetzt nicht mehr fehlen."

„Wie weit ist's noch nach Krumbach?"

„Ihr seid gut gestiefelt; wenn Ihr nicht rastet, zwei Stunden."

Konstantin freute sich lebhaft.

Er dankte dem Wildsennen und drückte ihm schnell noch einige Cigarren in die Hand.

Der Bursche nahm eilig Abschied. Er blickte zu guter Letzt noch fragend, fast bittend dem Jüngling in's Auge und murmelte kleinlaut: „Aber sagt den Leuten nichts, wer Euch geweis't hat. Hört Ihr, verrathet mich nicht."

„Verlaßt Euch d'rauf."

Und im Augenblick waren die zwei auseinander.

Konstantin sah dem seltsamen Robinson noch lange nach, wie er in den Alpenschründen von Fornanin — so nämlich hieß der Schauplatz und das Gebiet der Lechquelle — mit geschmeidigen Körperwendungen verschwand.

In allerlei Betrachtungen wanderte er vorwärts.

Bald hatte er die Mohnenfluhe erreicht.

Das lustige Gewimmel auf der Alpenmatte war unserm Helden nach so vielen Stunden der wildesten Einsamkeit, ein erquickender Anblick. Mehrere Dutzend Knechte und Mägde, stämmige Bursche, rothbackige Schönheiten, schnitten mit flinken Armen das Gras, in regelmäßigen Reihen, auf Sensenlänge Eines hinter dem andern. Dazu erschallte Gesang und fröhliches Geplauder voll Scherz und Lachen. An den Reihen ging ein „Almbub" herum, mit einem Eimer voll kühlen Quellwassers, während der „Herr," ein Bauer von breitem Leibe, mit stolzer Behaglichkeit zusah. Als Konstantin angeschritten kam, hielt Alles inne und betrachtete und befragte den fremden Jüngling mit ächt gebirgischer Neugierde. Konstantin hatte Mühe, sein Abenteuer mit dem Wildsennen zu verschweigen, seine Irrfahrten aber erzählte er treuherzig. Da regnete es Blicke voll weiblichen Mitleids aus den blauen Augen der Mähderinnen und der „Herr" bot ihm sofort ein tüchtiges Gastessen an. Konstantin nahm nur ein mäßiges zweites Frühstück, denn zum Mittagstisch fühlte er noch lange nicht Hunger genug. Hierauf ließ er sich den Weg nach Krumbach beschreiben und wanderte, nach einem Stündchen des angenehmsten Aufenthalts, weiter.

Die Einkehr zu Krumbach bot ein ganz anderes Bild, als die freundliche Alpenscene der Mohnenfluhe. Als Konstantin das Gasthaus betrat, war es voll Geschrei und Geheul; er hörte wuchtige Schläge klatschen, Auf- und Abrennen, Schelten und Kreischen, ein tumultuarisches Duett von einer wüthenden und einer jämmerlich weinenden Stimme. Der Wirth prügelte einen Buben.

Der rohe Mann betrieb sein Geschäft so eifrig, daß er durch Konstantin's Eintritt in die Wirthsstube sich keineswegs stören ließ, sondern den Buben bloß an den Haaren hinausschleifte und im Hofe weiter prügelte. Das war seine ganze Aufmerksamkeit für den Gast.

Ein widerlicher Empfang für einen gemüthvollen Jugendlehrer! Der junge Professor warf mißgestimmt seinen Reisesack hin und wartete ab.

Nach einigen Minuten erschien ein wohlgebildetes Mädchen in der Stube. Sie fragte in einer sonderbar singenden Stimmlage und einer fast schweizerischen Mundart nach des Gastes Begehr. Es war ein originelles Bild die Erscheinung des Mädchens. Sie trug um das Haupt eine schwarze Sammtbinde, vorn mit einem silbernen Krönlein geziert. Das Ehrenzeichen ihrer jungfräulichen Würde! Der Hals bis an's Kinn war züchtig verhüllt von einem schwarzen, enganliegenden Sammtstück, dem Goller. An das Goller setzte eine schwarzsammtene Brustbinde, eine Art schmales Mieder sich an, welches aber kaum mit einem Streifen sichtbar war; auf demselben sah man Anfangsbuchstaben, wahrscheinlich die ihres Namens, gestickt. Das Hauptstück der ganzen Gewandung aber bestand in einer eigenthümlichen Juppe, einem schwarzen leinernen Rock ohne Aermeln, um die Hüften von einem lackirten Ledergürtel zusammengehalten, welcher den schlanken Wuchs des Mädchens vortheilhaft zeigte. Dieser Rock reichte bis an die Knöchel und war von oben bis unten in unzählige Fältchen gebügelt, wodurch das Kleidungsstück einen auffallenden, fast metallischen Glanz erhielt. Die ganze Tracht hatte etwas Frommes, Ernstes, fast Priesterliches, das zu

dem seraphischen Wuchs der Jungfrau und ihrem sittsamen obwohl rothbackigen Apfelgesichtchen vortrefflich stimmte. Ihre Schuhe waren mit klappernden Stöckel-Absätzen versehen, welche ihrem Gange, wenn sie gemessen auf- und abtrippelte, eine Art geräuschvolle Feierlichkeit gaben.

Konstantin hatte auf Tiroler-Grund solch' eine Frauenerscheinung noch nicht gesehen.

Die Jungfrau beeilte sich auch, und zwar mit einigem Stolze, zu sagen, daß sie „eine Walserin" sei, d. h. eine Bewohnerin der beiden Walserthäler, welche den Bregenzerwald ziemlich der Quere nach durchschneiden. Diese Bewohner erkennen sich als Abkömmlinge von Einwanderern aus dem Kanton Wallis in der Schweiz, haben, wie ihre eigene Mundart und Tracht, so noch manchen Charakterzug ihrer Urheimath beibehalten und thun sich, was bei dem ersten Zusammentreffen schon sichtbar wird, gewöhnlich etwas zu Gute darauf.

Aber nicht ungestört konnte der junge Professor diese volksthümlichen Studien machen. Die häßliche Prügelscene draußen, das rohe Geschrei des Wirthes, das Heulen und Jammern des Knaben dauerten fort.

„Was hat denn der arme Schächer verbrochen?" fragte er endlich mit unverholenem Aergerniß.

Das Mädchen trat vor die Thüre und rief dem Wirthe Friedensworte zu, welche eine fast augenblickliche Wirkung hatten. Erst als dieses geschehen war, beantwortete sie in Ruhe Konstantin's Frage.

Sie sagte:

„Mein Vetter straft einen Hirtenknaben ab, welcher zwei Schafe von der Weide verloren hat. Aber der Vetter glaubt, der Bub habe die Schafe veruntreut, denn er hat sich von einem durchziehenden Hausirer eine Schwegelpfeife gekauft, und die Frage ist: woher hat er das Geld dazu? Das will der Vetter durch seine Schläge herausbringen."

„Ich danke. Aber sagen Sie, Jungfer, wohin sollte der Almbub die Schafe verkaufen? Ihre Gebirge sind ja fürchterlich einsam! Solch' ein Handel, meint' ich, wäre gar nicht zu machen."

„Ich wollte, Sie hätten Recht. Unter Dorfleuten freilich nicht. Da käme der Handel bald auf. Aber es hat Jauner bei uns in der Oed so gut als in Städten und Märkten."

„Nicht möglich!"

Das Mädchen sagte mit Eifer: „Ja, ja, glauben Sie's nur. Wir haben Alpendiebe. Es gibt liederliche und verlaufene Knechte, welche keinen Herrn aushalten, keinen Dienst ausdienen und nichts wollen als ihre abscheuliche Freiheit. Die steigen dann in die Alpen hinauf und stehlen Vieh, daß die Augen überlaufen. Wenn man sie in ihren wilden Nestern erwischt, so machen sie armselige Gesichter, und sagen das Schäfchen oder Gäulchen habe sich verlaufen, sie sammeln nur das Gethier, das in die Irre gegangen. Aber schön! Jedes Häuptel ist gestohlen, man kann sich darauf verlassen. O! es ist ein freches Raubvolk, diese Galthüter, was sie gern sein möchten. Sie thun den Heerden mehr Schaden, als Lavinen und Wölfe. So ein Alpendieb, der gut versteckt ist und

keck genug dazu, ist auf viele Meilen eine Geißel für die Tristen. Dann verführt er uns auch noch die Buben und Knechte auf der Alm, gibt ihnen Tabak oder Branntwein oder ein paar Sechsbätzner und kauft sich das Vieh, wenn er's eben nicht mausen kann. Es ist schändlich. So ein Dieb macht zehn andere. Der feinste Bub ist verdorben, wenn er anfängt, mit dem Wildsennen sich einzulassen. Ich kann meinem Vetter nicht Unrecht geben. Er hat eine schwere Hand, aber jung gezüchtigt ist gut für's Henken."

Dieses Wort im Munde eines so sanften Mädchens gewann eine furchtbare Wahrheit.

Konstantin, dessen Gedanken bereits auf einer Bahn waren, die wir ohne Mühe errathen, fragte weiter:

„Und sind Sie überzeugt, daß solch' ein Alpendieb auch bei Ihnen sich umtreibt?"

„O ja!" sagte das Mädchen ohne Besinnen. „Drüben gegen das Klosterthal haust er. Am Hirschensprung, oder auf der Gams-Freiheit, oder zwischen der rothen Wand und dem Schafberg, so um die Lech-Klamm herum."

Konstantin blickte betroffen.

„Aber warum fahnden Sie denn nicht auf ihn, wenn Sie den Aufenthalt ungefähr wissen?"

„Ach lieber Herr, unsere Leute kommen eher nach Wien und New-York, als über das nächste Hochjoch. Sie kennen die Wege so schlecht! Ja, wenn ganze Gemeinden zusammenthäten! Eine Treibjagd, die wäre mächtig gut. Aber der Einzelne kann lange herumirren, bis er den Fang macht. Im vorigen Sommer machten drei Bursche

vom Lutz-Bach sich auf; aber der Eine hat sich „derfallen" und die Andern mußten ihn heim tragen; — der hinkt noch heute."

„Das ist ja schrecklich! Es hätte ihm das Leben kosten können."

„Sehen Sie, das sagt' ich auch. Sie sind vernünftig! Ich ließe um keine Welt —" das Mädchen besann sich und erröthete.

Konstantin errieth das Geheimniß der lieblichen Walserin, aber seine Gedanken waren ganz anders als mit Zärtlichkeiten beschäftigt. Er fuhr fort:

„Die Kerls müssen aber doch zu Markte treiben. Paßt ihnen denn Niemand auf?"

„Sie irren, lieber Herr. In die Dörfer kommt nicht leicht Einer herab. Juden kommen zu ihnen hinauf, denen verkaufen sie und die verkaufen ihnen wieder. Die Juden in Feldkirch, die wüßten wohl den Weg zu unserem Habicht; aber — der Rebbach!"

Konstantin überflog im Geiste den Gang, den er heut morgen gemacht hatte und — er bezeugte sich, auch er könne den Weg finden!

Er versank in ernsthaftes Nachdenken.

Was war zu thun für ihn?

Er hörte auf's Unzweideutigste: es war hier von einem gemeinschädlichen Verbrecher die Rede. Von einem Menschen, welcher dem kostbaren Eigenthum eines armen Hirtenvolkes schädlich ist und nicht nur das, sondern welcher auch, wie er an dem Beispiele des Almbuben sah, weit um sich her einen Pestkreis von Entsittlichung ziehen

kann. Ein außerordentlicher Umstand hatte es gefügt, daß er den Schlupfwinkel dieses Uebelthäters entdeckt, er konnte — er mußte seine Kenntniß davon zum Vortheile der Moral und der Gerechtigkeit anwenden. Das war ein Gebot, welches keinen Zweifel zuließ.

Und doch sah er den Fall in einer so reinen Einfachheit nicht.

Denn dieser Uebelthäter — wie er auch sonst an Mitmenschen frevelte — an ihm hat er gut gehandelt. Er hat ihn gespeiset, getränkt, beherbergt; er hat ihm die Pflichten der Gastfreundschaft erwiesen. Soll der Gast hingehen und seinen Wirth verrathen? Ja vielleicht hat er ihm sogar das Leben gerettet! Wenn er an den Abgrund am Lechursprung denkt — vielleicht, ja wahrscheinlich hätt' auch er sich „derfallen" ohne die rettende Hand des Wildfennen. Soll er ihn in's Zuchthaus bringen dafür?

So überlegte Konstantin nach den Mittheilungen der schönen Walserin.

Er wünschte er hätte nichts gehört!

Ein Entschluß in dieser Lage wurde ihm wirklich schwer.

Er kam sich wie ein Diebshehler vor, wenn er nun dachte, er soll Hut und Stock nehmen und die Landschaft ohne weiters verlassen, die er von ihrem Unheilstifter befreien könnte. Aber wie kam er sich vor an der Spitze von Häschern, wenn er nun die Hütte umstellen wird, die ihm noch gestern ein gastfreies Obdach gewesen, wenn er auf den Mann weisen wird — den greifet, den faßt!

der Brod und Wein mit ihm getheilt! der ihm vertraut, der Anspruch auf seine Dankbarkeit hat? Mit welcher Stirn soll er den Blick des armen Verrathenen aushalten? Wie kann er ihm unter die Augen treten? Und doch ist es ungerecht, wenn er seine Schuld gegen einen Dieb bezahlt mit all' den Schafen, Pferden und Rindern, die dieser noch stehlen wird, mit all' den Mißhandlungen unschuldiger Hirtenbuben, mit all' dem Sittenverderbniß wirklich verführter, an Gewissen und ehrlichem Namen für immer zu Grunde gerichteter!

Wer sagt ihm an, was moralische Pflicht ist in diesen Widersprüchen?

Der junge Professor schritt auf und ab. Er trat von einem Fenster an's andere und sah nachdenklich in's Freie. Von allen Seiten blickten die beschneiten und zerrissenen Hochkogeln auf ihn herab; wer hätte gedacht, welche Aufgabe für seine Professoren-Weisheit in diesen wilden Tiroler-Bergen schlummere.

Auch eine Ferien-Aufgabe!

Moral-philosophisches Elaborat: ist es pflichtgemäßer, auf Kosten der Dankbarkeit gerecht, oder auf Kosten der Gerechtigkeit dankbar zu sein?

Wahrlich, der junge Professor hätte gelächelt über dieses Tiroler Schul-Pensum, wäre der Ernst des Augenblicks nicht so nachdrücklich gewesen! —

Endlich kam ihm ein Rath.

Es fiel ihm ein, einen gütlichen Besserungs-Versuch mit dem Wildfennen anzustellen. Könnte er den Burschen zu einem freiwilligen Aufgeben seines gesetzlosen Wandels bewegen, so hätte er gethan, was die Stimme

des Gewissens und der Menschlichkeit zugleich von ihm heischten.

Konstantin fühlte sich glücklich bei diesem Gedanken. Es ahnte ihm im ersten Augenblicke, daß er damit das Richtige getroffen. Er dachte eifrig darüber nach, und je mehr er es that, desto möglicher schien ihm der Ausweg.

Der Wildsenne war jung, sehr jung, däuchte ihm, und wie furchtbar er auch verwahrlost sein mochte, verhärtet konnte er nicht sein. Er hatte schon in den wenigen Stunden seiner Bekanntschaft mit ihm einige gute Beobachtungen machen können. Anfangs rauh und wild wie ein Mörder, war er bald harmloser geworden und später, beim Abschied, ging er sogar, wie es ihm schien, in einen weichen, fast demüthigen Gemüthston über. Kurz, er war drohend, so lange er seine eigene Sicherheit bedroht glaubte und wurde sorglos, als diese Sorge verschwunden.

Solch' eine Natur, dachte Konstantin, verlohnt einen Besserungs-Versuch. Jedenfalls muß er ihn ausholen, ausforschen, seinen Gemüthszustand zu ergründen suchen, um zu beurtheilen, ob das Böse als eine übermächtige Gewalt ihn beherrsche, oder durch Zufall und Schickung ihn ergriffen habe wider angebornen Trieb und Willen. Darnach, beschied er sich, war dann noch immer zu handeln.

Der Jüngling hatte diesen Entschluß bald unwiderruflich ergriffen. Er scheute die Wiederholung des bedenklichen Abenteuers nicht, noch den angestrengten Marsch in das Lechversteck. Nur war er nicht kühn genug, den Rückweg sofort anzutreten. Denn obwohl die Entfernung

nur eine Tageshälfte betrug, so traute er doch nicht die gleiche Leistung der Abend- wie der Morgenhälfte zu, auch mußte er immerhin ein paar Stunden auf Irrwege rechnen. Er beschloß also den morgigen Tag ganz daran zu wenden. Mit dieser Entscheidung endlich ließ er sich sein Mittagsbrod schmecken und unterhielt sich von Neuem mit der anmuthigen Walserin, seiner Gesellschafterin. Die übrigen Stunden des Tages ruhte er in Krumbach wohlgemuth aus. Am Morgen aber ging's voll Leibes- und Seelenkraft an die That.

Das Glück begünstigte den guten Jüngling ausnehmend. Denn nicht nur, daß ihm das Gehen heute so leicht und lustig wurde wie selten, die Hälfte des Weges blieb ihm auch noch erspart. Als er nämlich auf einen Bergsattel gekommen war, wo an einem bebuschten Felsschroffen die Pfade wirr auseinander liefen und von einem Hochjoch zum andern der Weg gründlich verfehlt werden konnte, da sprang ein Unthier hinter dem Schroffen hervor, legte sich ihm quer vor die Füße und bellte ihn an. Dem wohlbekannten Unthier folgte sein wohlbekannter Herr — denn kurz, es war die Gesellschaft von gestern. Es war der Wildsenne und sein Hund.

Der Wildsenne prallte erschrocken zurück, als er den Professor vor sich sah. Sein Auge blitzte voll Zorn unter den finsteren Brauen hervor und heftig stieß er die Worte aus: „Was wollt Ihr schon wieder auf meiner Alm?"

Konstantin sagte fest: „Du hast mich mit Lügen bedient, Hanns in der Irre! Du bist kein armer unschuldiger Wildhirt, Du bist ein Dieb!"

Der Wilde fuhr mit der Hand an's Meſſer und ſchrie: „Satan, paß auf!“

„Du kannſt mich ermorden,“ ſagte der Jüngling flammend, „und eines Tages wirſt Du es auch. Burſche, Du gehſt dem Galgen entgegen! Schon die Nothwehr wird Dich zum Mörder machen, auch wenn Du ſelber nicht wollteſt. Aber wehe Dir, wenn einſt Menſchenblut von dieſem Meſſer herabrann! Dann ſetzt man einen Preis auf Deinen Kopf, und dann werden Dich die Juden in Feldkirch verrathen!“

Der Burſche erblaßte: „Habt Ihr mich nicht ſelbſt ſchon verrathen?“ ſchrie er mit Angſt und Drohung zugleich, und trat dem Jüngling dicht vor die Augen.

„Ich will den Tod des Sünders nicht, ſondern daß er lebe! Ich habe Dir's geſtern geſagt und ſage Dir's heut: ich bin kein Verräther. Ich will nicht, daß Du im Zuchthauſe Dein junges Leben verſchmachteſt, aber Alpendieb kannſt Du auch nicht bleiben. Was ich nicht thue, wird ein Anderer thun. Hundert Andere! Ueber kurz oder lang, heut oder morgen werden ſie kommen und Dich in Fußeiſen mitnehmen. Kehr' um, armer, verlorener Sohn, kehr' um! Steig' in's Thal hinab und werde ein ehrlicher Mann!“

„Ihr wißt nicht, was Ihr ſprecht,“ rief der Wildſenne mit einer Stimme zwiſchen Zorn und Weinen. „Die Herrenleute drunten ſind Henker und Schinder. Ich hab' Alles verſucht, ich bin durch die Welt gekugelt wie ein rollender Stein; Jeder ſchlägt ein Stück ab und ſtoßt Einem weiter. Längſt wäre kein Riemen von meiner Haut übrig und kein „Bein!“ von meinen Knochen, wenn ich

ausgehalten hätt', wie die Leutschinder einen zernichten. Ich bin gar ein arm' Knechtlein!"

Konstantin sah gerührt auf den Wildling, dem der Ausdruck einer rohen aber aufrichtigen Wahrheit auf der Stirne saß. Theilnehmend fragte er: „Bist Du denn all' so früh in die Welt gestoßen worden? Bist Du ein Waislein?"

Der Junge sah starr vor sich nieder. Die Antwort stockte minutenlang. Auf einmal warf er sich zur Erde, wälzte sich wie in Verzweiflung und heulte unter einem Strom von Thränen: „O Mutterle, Mutterle! hätt'st Du nicht gelogen, dann hätt' ich auch nicht gelogen und Alles wär' gut!"

Konstantin blickte überrascht. Er wußte nicht, was dieser Auftritt bedeuten sollte und doch sah er's mit Augen: in diesen Worten lag der ganze Schicksalsschlüssel des armen Verirrten; sie waren der nächste und unmittelbarste Ausdruck seines Unglücks.

Liebreich bückte er sich herab zu dem Jammernden und redete ihm zu: „Sprich, guter Freund, was willst Du mit diesen Worten sagen? Was drückt Dir das Herz so? Erzähle mir's! Du darfst mir vertrauen. Ich bin kein Verräther. Ich meine es gut mit jeder Menschenseele, ich möchte Dir das Glück und die Zufriedenheit wieder geben. Sag', was ist's mit Deinem Mütterchen? Erzähle mir die Geschichte und glaube mir, was es auch sei, ich werde Dir Trost und Rath darnach geben können."

Mit diesen und ähnlichen Worten sprach Konstantin dem armen Verlassenen Zutrauen ein. Der Wildsenne legte die Hände vor's Gesicht und weinte wie ein Kind.

„Ihr wüßtet zu sprechen," schluchzte er bitterlich, „Ihr wäret der Rechte! Aber tausend Teufel sollen Euch zerreißen, wenn Ihr falsch seid; — o Gott, wie falsch ist die Welt, wie falsch, wie falsch!"

Konstantin betheuerte von Neuem und in den stärksten Ausdrücken, die ihm möglich waren, seine guten Absichten. Es brauchte lange, bevor der rohe Naturfohn das leidenschaftliche Gefühl seines Unglücks, welches so plötzlich aus ihm hervorgebrochen war, zu mäßigen vermochte. Mit Konstantin's Hilfe gelang es ihm endlich. Er trocknete sein Gesicht und wurde so weit ruhiger, daß er mit zusammenhängenden Worten erzählen konnte.

„Ihr habt gut reden," fing er an; „Ihr hattet gewiß eine Mutter — so eine, die ehrlich und aufrichtig war; das sieht man Euch an! Ihr seid ein feindräthiger Herr, und ich bin ein Lump! Ich lief meinen Eltern vom Hause weg — in meinem siebenten Jahre, glaub' ich — o Gott, wie schlecht ist mir's gegangen seitdem! keine gute Stund hat mich angeschienen! Aber es hat mich geschmerzt von meinem Mütterle — ich hätte es nicht mehr aushalten können, ihr süßgeschmelztes falsches Gesichtchen! Das war euch ein Weiblein! Ein Bildchen, wie Milch und Blut, hatte immer ein Lächeln auf den Wänglein und gespitzte, küßliche Lippen, die konnte hätscheln und hopsen und schön thun und ich war just ihr Herzblättchen. Da hatten wir Kinder eines Abends gespielt auf dem Gange beim Lumpenmichel, der uns gern hatte und immer zu naschen gab. Der Lumpenmichel war ein wohlhabender Mann, welcher im Haderngeschäft ein schön' Stück Geld gewonnen; die Leute sagten auch, er habe eingenähte

Geldstücke in alten Kleidern gefunden. Unter dem Lumpenmichel wohnte der Tobis, ein starker Taglöhner mit einem rothen Gesichte, und wir Kinder „ränbelten“ gern auf der Stiege von einer Wohnung zur andern. Der Taglöhner Tobis war den ganzen Tag nicht zu Hause und hatte darum ein Vorhängschloß an seiner Thür. Dieses Schloß fand er einmal, als er am Abend heimkehrte und aufsperren wollte, voll Sand. Es war so mit Sand angefüllt, daß man nicht einmal den Schlüssel anstecken konnte. Darüber war der Tobis sehr aufgebracht und schrie: „Das hat gewiß des Küfers Weißer gethan!“ — so nannte man mich von meinen weißen, flächsernen Haaren. Darnach zerschlug er das Schloß mit einem Beil, lief aber zu meinem Vater und forderte Entgelt. Der Vater sagte: „woher weißt Du, daß der Meinige das Schloß verdorben hat?“ „Ja,“ schrie der Tobis, „er spielt immer auf der Stiege, Niemand als er war's. Zahl' nur im Guten!“ Da ward ich vorgerufen und strenge befragt. Ich betheuerte hoch und theuer, daß ich's nicht gethan hatte, und wirklich, ich war so unschuldig wie der weiße Schnee dort am Hirschensprung. Mein Vater glaubte mir auch, aber der Tobis schimpfte und drohte, da wurde mein Vater zornig und im Nu schlugen die beiden Männer einander um die Köpfe. Dann gingen sie zum Gericht und jeder von ihnen mußte fünfundvierzig Kreuzer zahlen. Das erbitterte die zwei Nachbarfamilien gewaltig. Meine Mutter nahm sich den Hausgroll zu Herzen; sie hätte gar zu gerne heraus gebracht, wo die Wahrheit ist. Sie nahm mich auf die Seite, schmeichelte mir, gab mir tausend gute und süße Worte und nahm ihr ganzes Mundwerk zusammen, um mir ein Geständniß

abzulocken. Ich aber blieb standhaft und sagte immer nur: „nein, Mutterle, ich hab's nicht gethan." Je mehr ich aber meine Unschuld behauptete, desto freundlicher koste und tätschelte sie mich — ach, es stand ihr so wohl! ich seh sie noch heute vor mir. Zuletzt nahm sie gar einen Kreuzer in die Hand, hielt ihn mir vor die Augen und sagte mit ihrem süßesten Lockpfeifchen: „Siehst Du, mein Kind, wenn Du mir's aufrichtig gesteh'st, daß Du den Sand in's Schloß geworfen hast, so bekommst Du nicht allein keine Strafe, sondern ich will Dir auch noch diesen Kreuzer schenken, und Du darfst Dir was Gutes dafür kaufen." Das war zu viel für mich. „Ja, Mutter, ich hab's gethan," sagte ich rasch, und streckte die Hand nach dem Kreuzer aus. In dem Augenblick aber warf sie den Kreuzer hinter sich, riß die Ruthe vom Spiegel herab, fing mich zwischen ihre Knie ein, und hieb, nachdem sie mir das Höschen abgestreift hatte, so grimm auf mich ein, daß die Ruthe —"

„Philipp!" schrie Konstantin außer sich, „halt ein, halt ein! Ich kenne die ganze Geschichte! Ja, so war's wirklich, jedes Wort ist getreu!"

Der Wildfenne glotzte verblüfft.

„Philipp, mein Bruder!" rief Konstantin noch einmal, „mein lieber, lieber Bruder! Bist Du es wirklich?! Bist Du gefunden, Du armer verirrter" — er schluchzte, seine Stimme brach, er preßte den Wildfennen leidenschaftlich in seine Arme.

Der Wildfenne machte Augen! Er sah dem Fremden groß in's Auge, er sah ihm tief in's Auge hinab — „bist Du der Konstantin?!" fragte er wie im Traume.

„Ja, Du bist's!“ schrie er auf einmal, und von seinem gellenden Freudenschrei widerhallten die Berge. Er warf sich über Konstantin her und küßte ihn unter Lachen und Weinen wie ein fressendes Feuer.

Da fühlte Konstantin sich plötzlich von Thierpfoten gepackt — es war der Satan, welcher an ihn hinansprang und ihn mit langgestreckter Zunge beleckte. Er that, was sein Herr that.

Die Brüder lachten und lagen sich immer und immer wieder von Neuem in den Armen.

Hierauf ging's an ein Erzählen! Konstantin sollte sagen, wie er studirt, was er gelernt — Philipp fing an, seine Abenteuer zu beschreiben, wie er „in's Tirol“ sich verlaufen, gebettelt, als Hirtenbube gedient, als Knecht — ach, es war eine lange Reihe von Elend! Der Arme fühlte bald selbst, wie wenig das Alles in diesen Freudenton passe, und Konstantin's Blicke fingen jetzt erst an, mit dem Ausdrucke des Schmerzes auf dem verwilderten Bruder zu ruhen, der ihm in Ewigkeit nicht mehr ähnlich werden könne!

Er brach seine Erzählung bald ab. „Wie geht es den Eltern, Konstantin, leben sie noch?“ unterbrach er sich, und Konstantin antwortete: „Der Vater ist vor drei Jahren gestorben, aber die Mutter lebt. Ich habe sie zu mir nach München genommen, seit ich als Lehrer angestellt bin.“

„Und darf ich vor sie kommen?“ fragte der Wildsenne schüchtern.

„Dürfen? dürfen? es wird der glücklichste Tag ihres

Lebens sein! O wie tausendmal hat sie ihren Mißgriff bereut! Wie hat sie aus der schrecklichen Wirkung erst das herrliche Gemüth ihres Kindes erkannt! Wie hat sie immer gesprochen von Dir!"

Und des Fragens und Antwortens und der Ergießungen über die buntesten Gegenstände ihrer Zusammengehörigkeit wurde kein Ende.

Zuletzt trafen die Brüder auch für das Nächstliegende ihre Verabredungen. Konstantin sollte nach Bludenz und Kleider für Philipp kaufen, worauf dieser den Robinson Crusoe ablegen und als Mensch unter Menschen mit Konstantin nach München wandern sollte.

So geschah es denn auch. —

Das war das Abenteuer, welches die Tiroler Ferienreise unsers jungen Münchner-Professors auszeichnete. Für diejenigen unserer Leser, welche das Geschichtchen ihres Interesses werth gefunden haben, bleibt uns nur wenig noch mitzutheilen übrig. Wir beschreiben billig den Jubel der armen Mutter nicht, welche für einen falschen Erziehungskunstgriff so grausam gebüßt. Im Glücke des Wiederfindens waren die Thränen von vierzehn Jahren, und Gram und Reue auf ewig vergessen.

Philipp, der Wildling, war allerdings dem feineren Stadtleben und dessen verschiedenen Berufsarten nicht wieder zu gewinnen. Er wurde Viehhändler, und zwar mit Hilfe seines Bruders Konstantin, welcher wirklich im nächsten Sommer schon ein reiches und liebenswürdiges Lechthaler-Fräulein heirathete, und den nöthigen Fond dazu vorschoß. Der Viehhandel aber hat noch Wenige reich gemacht, wie die ganze Welt weiß, und so finden wir den

rüſtigen Aelpler, der inzwiſchen ſeine Schwägerin, die Schweſter ſeiner Brudersfrau, heimgeführt hatte, bald darauf als Großfuhrmann zwiſchen Italien und Deutſchland die Brennerſtraße auf- und abfahren. Dabei glückte es mächtig.

Froh und im Genuſſe aller menſchlichen Güter lebten die Brüder im Schooße ihrer Familien. Die Verſchiedenheit ihres Berufes führte ſie wohl ſelten zuſammen, aber ein paar Mal im Jahre geſchah es doch. Die Herzlichkeit beider Theile war dann nur um ſo größer. Wie freuten ſie ſich jedesmal über einander! Wie manchmal bei einem kühlen Trunk in der Veranda, oder auf einem einſamen Spazierweg durch's Gebüſch, wenn die beiderſeitigen Kinder mit ihren Müttern und Mägden fernhin tumultuirten, ſahen ſich die Männer ſelig in's Auge, erriethen ihre Gedanken, oder ſprachen ſie wohl auch aus. „Und Dich hätt' ich bald in den Lechfall geſtoßen!“ ſagte der Wildſenne; — „und Dich hätt' ich bald in die Frohnveſte gebracht!“ ſagte der Profeſſor. Dann drückten ſie ſich kräftig die Hand und ehrten ſchweigend den Genius der Menſchlichkeit.

In halb München aber war viele Jahre lang eine alte, freundliche Frau bekannt, welche in befreundeten Familien als der Engel der kleinen Kinder und jungen Mütter erſchien. Sie liebte mit einer himmliſchen Herzlichkeit die aufblühenden Kleinen, ſie bewachte mit einer leidenſchaftlichen Sorge die ſtrenge Vertheilung des Rechts zwiſchen ihnen und ihren Eltern. Die Quinteſſenz ihrer Weisheit war: Die Seelen der Kleinen zu achten, ihre Natur nicht als böſe, ſondern als gut vorauszuſetzen, und ſie nicht ſelbſt mit vieler Kunſt zu verderben. Das erreiche

man, wenn man stets und zu allen Zeiten wahr mit ihnen umgehe. Sie hatte Recht, die alte, freundliche Frau. Unzählige Erfolge gaben ihr Recht und die meisten Menschen konnten nicht begreifen, durch welche Geheimmittel sie beide Parteien zugleich, die Liebe der Kinder und das Zutrauen der Eltern gewann. Dann erzählte sie wohl, im rechten Augenblicke und vor den rechten Personen, gegenwärtiges Geschichtchen.

Wir brauchen dem Leser nicht erst zu sagen, wer die alte freundliche Frau war?

Auf einer Bergpartie.

Mariazell und Stift Admont sind in dem unermeßlichen Alpenlabyrinth, welches vom Radstädter-Tauern bis zum Schneeberg Oesterreich und Steiermark nicht sowohl scheidet als ineinanderkeilt, fast die einzigen Kulturpunkte. Sie liegen Tagweit auseinander. Dazwischen liegt nichts als hin und wieder ein Eisenhammer, ein Kohlenmeiler oder eine Blockhütte der Holzschläger. Mögen sie zerstreuter oder gedrängter liegen, in der Thalfalte hier, an der Berglahne dort, mögen sie Markt oder Dorf sich nennen — sie drücken der Landschaft das Siegel der Menschenhand nicht auf. Ihr besteigt die nächste Höhe, und — sie sind nicht mehr. Ihr erblickt nichts als Gebirg an Gebirg, Wälder an Wälder. Der ganze mitternächtige Gürtelstrich der norischen Alpen ist eine weite spurlose Einsamkeit. Auf mancher Quadratmeile brennt kein einziges Herdfeuer, und auf den meisten können die Gemsen sich rühmen, daß sie die Mehrzahl der lebenden Wesen sind. In dem „Ring" und der „Hölle" z. B. vom Weichselboden gegen den Brandhof zu könnt ihr den Karrweg, das Bärenloch, die bösen Mauern stundenlang durchwandern, den heiseren Schrei des Geiers über euch, um euch her das rothbraune Gewimmel der Gemsheerden: aber ein Menschenfuß begegnet euch selten. Das ist ein Ort für

Weltscheue! Hieher flüchte sich, wer lebensmüde sich nach Einsamkeit sehnt, wer Walddunkel und Bergfreiheit liebt, wer die Naturunschuld in ihrem keuschesten Zauber sucht, hieher wer — sündigen will, denn seine That geschieht heimlich. Bergschatten und Tannennacht birgt sie, einöde Grabesstille verschweigt sie, kein Zeuge bezeugt und kein Richter richtet sie, Niemand redet, wenn nicht das Herz allein! —

Vor dem Hochofen in Hieflau standen eines freundlichen Spätsommertages zwei fremde Reisende. Sie waren von Steier durch das Thal der sausenden Enns, welche ihrem schauerlich schönen Wildbette den Namen Gesäuse gilt, mehrere Stunden heraufkutschirt, und bezeugten sich herzlich froh, endlich wieder auf ihren Beinen zu stehen. Es waren Vater und Sohn: der erstere, von seinem stattlichen Steirerwirth, welcher persönlich kutschirt hatte, abwechselnd Herr Professor oder Herr Hofrath angeredet, der letztere, ein munteres Studentenblut von kaum achtzehn Jahren, mußte sich einstweilen mit dem Titel „der junge Herr" begnügen. Der Vater nannte ihn Robert.

„Der Herr Professor haben es glücklich getroffen," sagte der Wirth, „der „Bläuofen" ist just in Arbeit." „Das wird er freilich in der Regel sein," antwortete der Professor, während Robert den riesigen Hochofen mit weiten Augen bewunderte. „Nicht wahr, ein mächtiges Haus?" fiel ihm der Vater bei, „ich denke, man kann sich in seinem Innern so gut verirren, wie in der Engelsburg in Rom."

Die Fremden verfolgten die Arbeit des Ofens mit aufmerksamem Interesse. Man sagte ihnen, daß man das Eisen, wenn ein gewisses Maß davon auf den Grund des

Ofens abgeschmolzen sei, in Partien von fünfzehn bis sechzehn Centner ausfließen lasse. Eben jetzt waren sie zu solch einem Augenblicke gekommen. Aus einer plötzlich sich öffnenden Mündung schoß der Metallstrom mit Prasseln und Knistern in einem mächtigen Strahle heraus, umspielt von rothen und braunen, blauen und violettnen Farbenfunken, während das Innere des Ofens von dumpfen, explodirenden Donnerstößen wie ein kleiner Vesuv nachhallte. Der Glutstrom ergoß sich in ein weites, formloses Becken vor dem Ofen, oder besser zu reden, es war, ihn zu empfangen, gar keine Vorrichtung da. So bildete er einen unregelmäßigen Fladen, welchen die Reisenden bei einer Dicke von etwa drei Zoll auf zwanzig Fuß in der Länge und fünf bis sechs in der Breite schätzten. Die Arbeiter nannten ihn „Floßen." Seine Oberfläche war reichlich mit Schlacken bedeckt, welche das schwerere Metall mit fortgerissen hatte, und welche die Knechte „Sinter" und „Zunder" nannten. Sie schöpften an langen eisernen Hacken diese Schlackenhaut ab, und warfen sie bei Seite. Hierauf bekam der Floßen ein kaltes Bad. Große Vorräthe Wassers wurden über ihn ausgestürzt, im Augenblick hüllten weiße zischende Dampfwolken unsere Reisenden und den ganzen Schauplatz ein, aber die Dämpfe entwichen in Eile, und bald war der Floßen kalt.

„Was geschieht jetzt?" fragte der Professor, welcher bisher den ganzen Vorgang mit Kopfschütteln angesehen. „Jetzt kommt der Floßen unter den „Bummler," sagte der Steirerwirth. — „Was ist das?" — Der Wirth belehrte: „es heißt halt bummeln, wenn man das Eisen zerschlägt. Wer könnte das Trumm so wie es ist transportiren? D'rum thut man's bummeln. Zuweilen geht's

auch mit dem Bummeln nicht, da hilft dann der Kugelfall aus. Das ist eine Maschine, mit welcher eine schwere eiserne Kugel in die Höhe gezogen wird, aus der Höhe läßt man sie niederfallen und dann zertrümmert sie Alles." Während der Mann noch sprach, stürzte ein Halbdutzend handfester Knechte sich auf das Eisen, und zerrte an Hacken und Floßzangen unter unsäglicher Mühe den Klotz auf einen dazu bereiteten Räderwagen. Die Pferde, zwei der mächtigsten Steirergäule, legten sich in die Stränge — und fort ging's. Die Reisenden folgten.

Das Eisenstück wurde nicht weit vom Hochofen an einen Ort geschleppt, wo die Maschine des sogenannten Kugelfalls stand. Hier luden es mit kaum geringerer Mühe die Knechte wieder ab, und nun ging's an's „Bummeln." Sechs Hämmer lehnten am Kugelfall, ungefähr wie Keulen gestaltet, oben mit einem Knopf von einem sechzigpfündigen rundlichen Eisenklotz. „Heben Herr Hofrath einmal solch ein Knöpfchen!" scherzte der Wirth. Der Professor packte an, Robert half ihm. Kaum Beide zugleich hoben das Werkzeug bis zu Häupten. Jetzt griffen die Knechte an. Jeder von ihnen schwang seinen Hammer leicht wie einen Dreschflegel, sie schwangen sie anderthalb Klafter über die Köpfe hinaus, und dann — Vater und Sohn verstopften sich gleichzeitig die Ohren. Es war ein Lärm, daß die Berge zitterten, wie die Streiche hageldicht fielen.

„Welch ein riesiges Muskelspiel!" rief Robert in einer Pause, da die Arbeiter ausruhten. „Ein Maler, der dieses Dreschen nicht gesehen hat, der geb' es nur auf die Cyklopen zu malen." — „Nicht wahr, ein Heidenrummel?" grinste einer der Knechte herüber. Und der Wirth aus

Stadt Steier blickte fast stolz auf die verwunderte Miene des Professors. Der Professor aber sagte: „Das ist die großmüthigste Verschwendung von Menschenkraft, die ich je in meinem Leben gesehen habe.“ — „Wie so?“ fragten die Arbeiter theilnehmend neugierig. Der Professor fuhr fort: „Ich kenne die Eisenschmelzwerke in England und Belgien, und euer Hochofen — ich gebe ihm das Zeugniß — ist so ziemlich nach jenen Vorbildern konstruirt. Aber an dem Punkte, wo die Erzstufe geschmolzen ist, da seid ihr stehen geblieben. Ihr laßt den Schmelzfluß so zu sagen in's Wilde verlaufen. In England und Belgien dagegen leitet man unmittelbar vom Ofenspund den Fluß in Kanäle, und diese vertheilen denselben in eine Menge kleiner viereckigen Gruben. Dadurch erhalten sie Eisenstücke von der Form mäßiger Ziegel, bequem zu handhaben und mit möglichster Raumersparniß zu transportiren. Welch eine barbarische Arbeit aber macht i h r euch! Und jeder Streich ist unnütz.“ „Oi was!“ rief der Knecht, welcher zuvor gegrinst hatte. „Woran könnte man denn seinen Zorn auslassen?“ — Der Professor sah ihn bedeutsam an. Er hatte ein Wort auf den Lippen, aber es blieb unausgesprochen. Denn der Knecht spuckte sich heftig in die Hände, seine Kameraden thaten dasselbe, und im Nu ging der Lärm wieder los und flogen die scharfkantigen Eisensplitter gefährlich in der Luft herum. — „Ich habe genug,“ sagte der Professor und schickte sich zum Weitergehen an. „Wünschen die Herren vielleicht ein Fuhrwerk nach Admont?“ fragte der Steirerwirth; „ich könnte eine Gelegenheit in Hieflau empfehlen.“ Der Professor dankte. „Wir waren in Admont erst voriges Jahr. Wir kamen von Ischl und Aussee herüber und kehrten

durch Admont die Enns hinab heim. Diesmal kommen wir die Enns herauf und gedenken uns links zu wenden. Weichselboden, Ring, Hölle, Brandhof, Mariazell u. s. w." „Ach, eine prächtige Tour!" rief der Wirth. „Und eine Fußpartie wahrscheinlich?" — „Wenn das Wetter schön bleibt, nach Ort und Gelegenheit." — Man sagte sich beiderseits adieu.

„Tüchtige Burschen gibt's aber doch!" ließ sich Robert im Weitergehen aus, die Bemerkungen des Vaters fortsetzend. „Ich weiß überhaupt nicht, warum man Maschinenkraft und Arbeitersparniß so hoch anschlägt. Die Kerle da vorn — und das ist ein persönlicher Gewinn — werden bei ihrer versündfluthlichen Praxis wenigstens kühn und gewaltig."

„Roh und gewaltthätig dürftest Du sagen. Denn wahrscheinlich ist's so. Arbeit, die auf's Schlagen hinausläuft, macht die Menschen verwildern. Hast Du den Burschen gehört: „Woran sollte man seinen Zorn auslassen?" Und gewiß erzeugt seine Handtierung die Anlage zum Zorn. Er sah mir gar leidenschaftlich aus. Sein dicker, rundlicher Schädel und die zusammengewachsenen borstigen Augenbrauen! Ein unheimlicher Geselle! Dem möcht' ich wohl ungern ein zartes Gewissen zutrauen."

„Papa, Du hast Recht," sagte der Jüngling betroffen. Und lange darnach setzte er noch hinzu: „Ich möchte wissen, was ihn so zornig macht." — Seine Phantasie, schien es, war ergriffen. —

Der Hochofen von Hieflau ist wohl das Prachtstück des Orts. Unsere Reisenden aber waren zu früh vor Abend gekommen, um nicht noch mehr in Augenschein zu nehmen. „Dieses Hieflau," sagte der Professor, „liegt fast

scharf im Winkel der Enns, wo sie von Westen nach Norden sich wendet: solche Flußwenden setzen fast überall Industrie ab. Ueberdies verfügt die Ansiedlung über namhafte Wasserkräfte; wir sehen von allen Seiten Wildbäche zusammenfließen, und sie werden trefflich benützt." In der That spazierte unser Paar auf seiner Runde durch den sonst so kleinen Ort über zahlreiche Brücken und Pfahlwerke hin, sie sahen auf allen Punkten Dämmungen, Wehren und Holzrechen für die massenhaft angetrifteten Floßhölzer angelegt, und empfingen von dem Wasserbau-System des fleißigen Thalorts ein ganz achtbares Bild. Ferner betrachteten sie „auf der Lahn" die großartigen Anlagen von Kohlenmeilern, welche fast ein Dorf für sich selbst bildeten, und in ihrem uralten Betrieb den Preis einer wirklich kunstmäßigen Vollkommenheit erreicht hatten. Zuletzt besuchten sie auch einen der Steinbrüche, wo sie einen großen Theil jener Mühlsteine gewinnen und verarbeiten sahen, welche Hieflau in nicht unbedeutender Menge zu verführen pflegt.

Das Alles beobachteten sie mit einer behaglichen Theilnahme. Sie durchstreiften das Dörfchen mit dem Gefühl, die nächsten zwei Tage dürften sie wohl wenig von Menschengesichtern zu sehen bekommen. Um so traulicher heimelte ihre Umgebung sie jetzt an.

Aber mitten in dieser Stimmung dachte Robert an den Knecht. Mit jedem Hammerschlag, welcher fiel — und sie fielen unabläßig — sah er den zornigen Riesen vor sich. „Ich möchte wissen, was ihn so zornig macht!" dachte der Jüngling.

Es wurde Abend. Die Nacht sank rasch in die engen und schwarzbewaldeten Berge herein. Die Dünste der zahl-

reichen Waſſer, vom Sonnenlichte nicht mehr zerſtreut, lagen kalt und kompakt über dem Thaldorf. Der Aufenthalt im Freien war ſchaurig. Der Lärm der Eiſenzertrümmerer verſtummte endlich, melancholiſch läutete das trübe Kirchglöcklein den Nachtſegen. Gerne folgten auch unſere Wanderer dem Ruf.

Fremde Bauern waren im Orte, welche gekommen waren, um Admonter Pferde zu kaufen. Die Herberge war verengt, der Wirth kraute ſich hinter den Ohren als er zwei Schlafzimmer fordern hörte. Endlich rief er: „es geht! ich habe ein Extraſtübchen für den jungen Herrn.“ Aber er ſprach es mit einem eigenthümlichen Ausdrucke. Finſter zuckten ſeine Brauen, und ein Seufzer, halb murmelnder Fluch, entfuhr ſeinen grimmig verbiſſenen Lippen. „Mir ſcheint, hierorts ſind ſie Alle zornig,“ lachte Robert hinter dem ſich Entfernenden. Vater und Sohn ſagten ſich gute Nacht und trennten ſich über einen winklichen Gang in ihre Gemächer. —

Aus einem Schlafe, der eben nicht ſehr jugendlichgeſund war, denn die Fremde des Orts und das Rauſchen der Waſſer beunruhigten ihn, erwachte Robert tief in der Nacht. Er wachte nicht von ſich ſelber auf, ein äußeres Geräuſch hatte ihn aufgeweckt. Er hörte ein Rütteln — ob an der Thür, ob an dem Fenſter, war er ſich nicht bewußt, denn er ſchlief in einem ihm unbekannten Raume, und der Schlaf, wie bekannt, verzaubert nicht ſelten ſogar die gewohnteſten Oertlichkeiten. Auf einmal erſcholl es von dem Gewichte eines Menſchenſchrittes in der Kammer. Es taſtete, es tappte. Es tappte ganz nahe an ſein Bett hin. Robert's Halbſchlaf war von den ſchweren, beklemmenden, es verſagte ihm Laut und Bewegung. Mit einem dumpfen

Schauder hielt er an sich. Jetzt vernahm er einen Seufzer. „Heiliger Gott, wie soll das enden!“ seufzte eine sanfte, klagende Stimme. Es war ein rührender Ton. Eine Pause. Die Nachtgestalt schien zu den Füßen des Bettes niedergesunken, die Arme auf die Bettstelle gestützt. Es schien, sie weinte. Plötzlich sprang sie auf — ein leichter streichender Ton — und das Gemach wurde vom Phosphorlicht eines Zündhölzchens hell. Ein wunderschöner Jüngling in der Tracht eines steirischen Aelplers stand da. Robert fuhr auf. „Jesus Maria!“ schrie der Fremdling, als es im Bette sich aufrichtete. Er warf das Leuchthölzchen weg — ein Sprung in die Nacht — und entflohen war die Erscheinung. Robert sah nichts mehr. Er saß und horchte. Draußen rauschte die Enns, und ein paar Dorfhunde bellten sich aufgeregt an.

Der Tag dämmerte. Robert war auf ein Stündchen wieder eingeschlafen; jetzt weckte ihn ein empfindlich kalter Strich der Morgenluft auf. Die Zugluft kam vom Fenster herein. Es stand halb offen. Robert starrte es an. Von seinem Nachtabenteuer das sicherste Zeugniß! Das Fenster ging auf ein flachgeneigtes Schindeldach hinaus, welches seinerseits unmittelbar gegen einen grasigen Bergabhang anstand, in welchen das Haus mit seiner Kehrseite hineingebaut war. Die bequemste Gelegenheit, zum Fenster herein zu kommen.

Der Jüngling sprang auf. Er wußte, einschlafen konnte er doch nicht mehr, so warf er sich in die Kleider. Er wollte sich den schaurigen Morgenfrost durch einen Gang in's Freie vertreiben. Draußen dampften die Frühnebel durch die nassen Tannschöpfe und an die Kegel der Berge hinan. Robert lehnte sich in's Fenster und sah

dem Spiele der Nebel zu. Die ganze Welt war ihm wie ein Traum. Sein räthselhafter Nachtbesuch stand wie der Engel von der Martinswand vor seinem Auge, dann dachte er an den zornigen Knecht, die Balladenfigur vom Eisenhammer, und jetzt kamen die Hochgebirgsnebel und schwebten wie Ossian'sche Geister.

Trunken von der Poesie seiner Jugend phantasirte er so vor sich hin.

Da hörte er Stimmen.

Durch das Schindeldach unter seinem Fenster schollen die Worte herauf, welche zwei Männer mit einander wechselten.

„Christoph, ich bedaure Euch, mein Seel!" rief der Eine. „Schafft, daß Ihr das Mädel wieder kriegt. Ich bin nur die eine Nacht unter Eurem Dach gewesen und entrathe sie schon. Das Bett macht mir keine so gut wie die Anna, und die Carbonaden brät auch keine wie sie. Vom Sterz will ich gar nicht reden. Der war verbrannt und versalzen."

„Ich möchte den Erdball entzweischlagen!" fluchte der Andere.

„Hilft nichts. Thut dazu, daß ihr die Dirn wiederschafft." — „Thut dazu! thut dazu! Was kann ich dazu thun? Kann ich sie steckbrieflich ausschreiben lassen? Kann ich selber herumlaufen? Kommission geb' ich ohnedies so weit's thaut und blaut. Ihr zieht jetzt nach Brunnthal hinauf. Schaut Euch um. Fragt nach. Breitet's aus."

Ein derber Handschlag klatschte. „Christoph, verlaßt Euch darauf. Kundschaften will ich wie ein Bezahlter. Was man erleben muß! Meine Geldkatze gäb' ich d'rum, wenn's nicht passirt wär!" —

Das war zu viel des Geheimnißvollen! Von wem war hier die Rede? Von einer Magd oder Tochter, welche zum Leidwesen guter Menschen in Verlust gerathen. Wie? das lag im Dunkel. Aber Robert erklärte sich jetzt die Rauhheit des Wirthes, womit er gestern gemurrt: „ich habe ein Extrastübchen für den jungen Herrn. Offenbar war es das Kämmerchen des verlorenen Kindes, das man ihm eingeräumt. Und siehe! jetzt fiel auch ein Licht auf den Engel von der Martinswand. Die seufzende und weinende Nachterscheinung — wenn es ein Liebhaber des Mädchens gewesen wäre? Welch ein Gewebe von Romantik! Doch nein; — der zärtliche Nachtbesuch mußte ja wissen, daß die Kammer leer stand. Er mußte ja wissen, was das Hieflauer Tagesereigniß war, — die Flucht eines Ortskindes. Und dann — der Jüngling war gar zu jugendlich! Robert sah es noch, jenes blitzgleiche Schlaglicht, wie es an Wange und Kinn ihm hinaufleuchtete; — an das bartlose Kinn. Es war so weich, so rundlich, dieses Gesichtchen! Fast noch ein Knabengesicht. Auf einmal fiel ihm der Knecht vom Hochofen ein. Gehörte *der* vielleicht hieher? Der wilde Gesell, der sich freute, etwas zu haben, woran man seinen Zorn auslassen könne — war's die knirschende Wuth eines Nebenbuhlers, dem ein Anderer sein Mädchen entführt hat? Das könnte einleuchten! Aber wohin dann wieder mit dem Spucke von heute Nacht? Oder liefen hier *zwei* Fäden nebeneinander? Was für ein Roman spielte in diesem einsamen Alpenthal? Unser Robert stand just in dem Alter, wo man den Walter Scott mit Begeisterung liest, und diese seltsamen Räthsel und dieser malerische Schauplatz wirkten ergreifend auf seine Einbildungskraft. Es war ihm, als stünde er mit

beiden Füßen in einem Romane, wovon er der Held oder mindestens eine bedeutende Nebenfigur sei. Es war ihm, als müsse er mithandeln. Er eilte hinab, glühend vor Begierde zu fragen, zu hören.

Da zuckte das Morgenroth an einer Bergspitze auf.

Als Robert in's Erdgeschoß kam, sah er just, wie der Hauswirth und ein kurzer stämmiger Roßbauer aus dem Schuppen, in welchem sie jene Worte gewechselt hatten, an den Auftritt des Hauses hervorkamen. Sie griffen respektvoll an ihre Mützen und der Wirth sagte: „Schon so früh auf, junger Herr?" Robert benützte die Gelegenheit nicht, um seine Fragen, indem er das Abenteuer der gestörten Nacht erzählte, gleich anzubringen: ein eigenthümliches Gefühl hinderte ihn daran. Der Wirth fragte weiter, wann die Herren fort wollten, und da Robert antwortete: mit dem Frühesten, und sein Vater werde eben sobald aufstehen, entfernte sich Jener, um, wie er sagte, nach dem Frühstück zu sehen. „Verdammte Wirthschaft! wie werd' ich's gewöhnen?" murmelte er im Gehen vor sich hin. Es war ein unwirscher Mann.

Ein glattes freundliches Gesicht, das ganz zum Plaudern einlud, hatte dagegen der kleine Roßbauer. An ihn machte sich Robert. Indem er Bezug nahm auf das Gemurmel des Wirthes, fragte er unschuldig: „Wo fehlt es dem Manne? Ist er eben erst Wittwer geworden?"

Der Roßbauer ließ sich nicht zweimal fragen. Er blinzelte schalkhaft mit seinen ehrlichen Augen, und nach manchem He! und Ha! kam er auf den Gegenstand. Robert gewann folgende Auskunft:

Anna, die einzige Tochter des Wirths, war ein schönes und wohlgerathenes Mädchen. Sie war auch nicht die

Aermſte, daher ſich Herzenswerber oder Heirathsſpekulanten ſchon frühzeitig eingeſtellt. Der Roßbauer zählte mit Andacht all' die Parthien her, die dem Mädchen ſich antrugen oder antragen ließen. Weit und breit in der Runde: bis nach Bruck und nach Steier konnte ſie heirathen. Indeß ſchien es doch, daß zwei Freier aus der Nähe vor Allen die Ausſicht hatten, die Braut heimzuführen. Der Eine von ihnen war Vollrath, einer von den Förſtern des Stiftes Admont. Der Mann ſtand ſich gut, ſaß in einem ſicheren Amte und konnte mit der Gunſt ſeiner Obern, die ihm wohlwollten, noch weiter befördert werden. Ihn begünſtigte der Vater. Aber er war ein Mann ſchon hoch in den Dreißigen, von trüber Gemüthsart, Wittwer, und hatte ein Kind. Der zweite war der Sohn eines Waldbauern. Er hieß Franz Hilger, ſeine Gegend hieß ihn den Tannen-Franz. Er war nicht unbemittelt, aber juſt auch nicht reich. Das Glänzendſte an ihm war jedenfalls ſeine Perſon. Der Roßbauer ſchilderte ihn als einen kräftigen, bildſchönen Burſchen von verwegener Laune und großer Weichheit gegen die Frauen. Er war um zehn Jahre jünger als der Förſter und faſt in Allem ſein Widerſpiel. Sogar in der Jagd. Denn während der Förſter mit dem beſten Recht von der Welt ſeine Büchſe knallen ließ, hatte der gute Franz eine ſtille Leidenſchaft für das „Wildern." Robert ließ ſich den Begriff des Wilderns näher erklären, aber es koſtete ihm Mühe, ſich in die Art, wie ihn die Landleute denken, hineinzufinden. Denn wie das Wildern ein Diebſtahl, ein grober Eingriff in fremdes Eigenthum, kurz ein infamirendes und auch ziemlich empfindlich beſtraftes Verbrechen — vor dem Geſetze war, ſo ſchien es faſt nichts von dem — vor dem Ge-

wissen des Volkes. Es war, als ob es der List und des Muthes wegen, das es erfordert, verziehen würde, gleichsam als tönte noch aus der Heidenzeit der alten Germanen ein Nachhall des Grundsatzes herüber: Stehlen im fremden Gau ist keine Schande. Ja, was dem Jüngling das Merkwürdigste schien, sogar die Jäger selbst kränkelten an Anwandlungen dieser Moral. Denn der Roßbauer sagte ihm, Wilderer und Jäger wären beim Glas oder beim Kartenspiel nicht selten die besten Freunde, im Forste dagegen stellten sie sich fremd und wüßten mit großer Rücksicht einander aus dem Wege zu gehen. Einerseits! Im andern Falle gehe es aber auch um so ernstlicher her, wenn z. B. beide Partheien ihren Ehrgeiz d'rein setzten, durch List oder Gewalt sich hervorzuthun, und gleichsam eine stillschweigende Wette in allen schlimmen und gefährlichen Künsten hielten. Dann dränge es scharf auf ein Ende zu, wo der Eine im Zuchthause sitzt, oder der Andere eine Kugel im Leibe hat. Was nun den Franz und den Vollrath betraf, so herrschte natürlich die Eifersucht der Liebe zwischen beiden. Jener hatte die Tochter, dieser den Vater für sich. Das gab einen bedenklichen Span! Einer mußte den Andern beneiden, denn Jedem fehlte zu seinem Erfolge just das, was der Andere besaß. Jedem stand der Andere im Wege. Die weitsichtigen Leute schüttelten denn auch die Köpfe, und lagen bald der Tochter, bald dem Vater an, die Sache in's Reine zu bringen. Es ahnte Manchem nichts Gutes. Aber ehe die Rathschläge der weisen Leute noch Eingang gefunden, war das Unglück geschehen. Eines Tages schoß Franz auf den Förster. Der Förster hatte glücklicherweise einen Zeugen bei sich, den Georg Bern vom Hochofen in Hieflau. Der

Tannen-Franz läugnete zwar hartnäckig, aber — sagte der Roßbauer — durch zweier Zeugen Mund wird alle Wahrheit kund. Es half ihm nichts. Ueberdies konnte er nicht einmal das Colibri beweisen (der Mann wollte „Alibi" sagen), vielmehr hatten ihn einige Holzschläger gesehen, und zwar in dem nämlichen Forste, kurz vor der Unthat. Er kann der Verurtheilung gar nicht entgehen, sagte der Advokat. Schlag ihn Dir aus dem Sinne, sagte er zu Annen, und nimm den Förster, sagte er. Dasselbe thaten auch andere Leute. Alles redete ihr zu, den Förster zu nehmen, der zwar eine scharfe Wunde erhalten, aber doch genas; — schon deßhalb sagten die Leute, damit es nicht scheinen könne, — denn Gedanken sind zollfrei — sie habe die That ihres Liebhabers gebilligt. — Aber ganz anders kam die Sache. Der Tannen-Franz entsprang aus der Untersuchungshaft, und zugleich verschwand Anna aus ihrem Vaterhause! —

In diesem Augenblicke rief die Stimme des Professors zum Fenster herab: „Robert, komm zum Frühstück herauf! Es ist brav, daß Du schon angezogen bist. Wir wollen gleich in den Morgen hinein! Alle Bergspitzen haben schon Sonne."

Vater und Sohn nahmen das Frühstück, und nach einer halben Stunde hatten sie ihr Gasthaus verlassen.

Sie gingen in's Ennsthal hinaus. Sie folgten dem Flusse noch eine Strecke lang, bis sie eine kleine reizende Ebene erreichten, welche der Volksmund „das Landl" nennt. Dann stiegen sie ein Thälchen hinauf „in der Gams" geheißen, welches ein Nebenthal der Salza ist, und in das Hauptthal dieses Flusses hinüberführt. Das Salzathal streicht von seiner Wurzel hinter Mariazell bis zur Mün-

dung an der Enns etwa vierzehn Stunden lang quer durch die norischen Alpen und fast in gleichlaufender Linie mit der österreichisch-steirischen Grenze. Dieses Thal wanderte unser Paar jetzt hinauf.

Es war ein Weg durch die duftigste Alpenfrische, Wiesen und Wälder, Berge an Berge auf jedem Schritt lieblich und groß. Der Morgen verbreitete seine Schatten- und Lichtmassen, und Wärme und Thaukühle mischten sich angenehm.

Unsere Reisenden ließen sich's wohl sein. Vater und Sohn machten um die Wette sich aufmerksam bald auf merkwürdige Formen von Bergen, bald auf großartige Wirkungen des Lichtspiels. An den schönsten Punkten ruhten sie aus. Hier gab es einen Blick über weite Reihen und Ringe der Alpenkette, dort sahen sie in ein traulich verstecktes Waldthal hinein. Bald schoß ein lustiger Bach von den Bergen herab, und sein blumenbesäetes, durch Moos und Felsen gewundenes Wildbett war auf einem Blocksitz im schwarzgrünen Tannenschatten gar anmuthig zu betrachten, oder an zahllosen Stellen hielt sie die Salza auf, deren steiles, wildzerklüftetes Felsenufer unerschöpflich an Bildern kühner Naturschönheit war. Der Professor sagte:

„Du bemerkst, lieber Robert, wir wandern hier durch ein Thal, dessen landschaftliche Eigenthümlichkeit vielleicht mit durch den Umstand bedingt ist, daß seinen Bau zwei verschiedene Steinarten zusammensetzen. Die Thalwände links und rechts, die hohen Gebirgsmauern, zwischen welchen wir durchgehen, sind, wie der ganze österreichisch-steirische Alpenstock, Kalkstein. Dagegen die Thalsohle füllen Sandstein-Depositionen und Conglomerat-Massen aus.

Das ist eine Steinart von loserem Zusammenhang und leichterer Zerstörbarkeit. Der Wasserschwall der Salza konnte daher gleich einer tiefgehenden Säge, dieses Gestein weit hinab auf den Grund durchschneiden, und er hat es auch gethan. Der Fluß liegt fast überall, wo wir an seinen Rand herantreten, in einem Abgrund von mindestens zweihundert Fuß Tiefe. Die steilen Wände dieses Abgrundes, die ungeheuren querlagernden, aber von oben bis unten in den seltsamsten Formen zerrissenen Sandsteinschichten helfen nun den Bilderreichthum dieser Thal-Landschaft auf eine ausgezeichnete Weise vermehren. Es ist, als ob wir durch zwei Thäler zugleich wanderten. Ebenso haben wir die Wälder, die uns begleiten, über und unter uns zugleich. Ueber uns auf den Bergen, unter uns in der Flußrinne, in welche sie auf jede Handbreit lockern Gerölles gedrängt und gierig hineinwachsen."

Und immer großartiger wurde die Landschaft. In Wildalp stand Robert und jauchzte auf wie ein Kind. „Papa, hier laß uns tagelang verweilen!" flehte er mit Entzücken. Der Wirth lächelte zu der Freude des großen, achtzehnjährigen Jungen und sagte: „Warten Sie nur, junger Herr. Im Brunnthal und weiter hinauf beim Weichselboden wird's noch schöner." Aber Robert stand und konnte sich nicht satt sehen an dem Gewirre von Bergen und Wäldern, Thälern und Wildbächen, welche wie in einem Brennpunkte hier zusammenstießen, und nach allen Seiten eine Aussicht fast von berauschendem Zauber darboten. Auf einem grasigen Bühel hinter dem Wirthshäuschen saß unser Paar mit einem Rundblick vor sich, wie auf einer der berühmtesten Terrassen Europa's. Sie nahmen hier ein Mittagsbrod zu sich, welches allerdings

schmal gewesen wäre, hätte der Wirth aus einem der vielen Bergbäche nicht ein halb Dutzend der schmackhaftesten Forellen heraufgeholt.

Nach einem Aufenthalt von zwei Stunden, welche Robert für die schönsten seines Lebens erklärte, setzte das Paar seinen Wanderstab weiter.

Ihr Weg ging immer die Salza hinauf. Sie gingen eine gute Weile d'rauf zu ohne ein menschliches Wesen oder auch nur ein Hüttendach in der Ferne zu sehen. „Ich merke," sagte der Professor, „wir gerathen nunmehr in das einsamste Gebiet unserer Alpenwanderung. Bisher knarrte uns doch hie und da ein Kohlenwagen entgegen oder wir sahen Kohlenmeiler und Holzschlägerhütten an Bergen zwischen den Tannen zerstreut. Hinter Wildalp aber scheint's nimmt die Menschheit ein Ende."

Er hatte das Wort kaum gesprochen, da stieß Robert einen Freudenschrei aus.

Was er jetzt sah, schien ihm Alles zu übertreffen, was er bisher schon gesehen.

Rechts an der Straße that sich ein Thal auf, dem Augenmaß nach etwa eine Stunde lang tief und zwanzig Minuten breit. Ein grünsaftiger Wiesengrund vom schönsten Smaragd des Alpengrases spannte sich wie ein Teppich im ganzen Raum dieses Thalbusens aus. Von den Seiten des Thales stiegen dichtbewaldete Bergwände auf, hinter diesen erhoben sich höhere Berge, welche wieder überragt wurden von den kahlsten und schroffsten der Alpenfirnen, auf deren Scheitelflächen schon kein Bäumchen mehr grünte, und welche mit ihrem nackten Kalkgestein, von Millionen Schneestriemen durchzogen, über den tiefschattirten Wäldermassen wie Silber aufblitzten. Die Abstufung des Wiesen-

grüns im Thalspiegel vom Nadelholzgrün der reihenweise übereinander gegipfelten Wälder bis zu den sonnenbeglänzten Umrissen der Schneeregion bot eine der überraschendsten Farbenwirkungen, welche die Natur in Landschaftsbildern erreichen kann.

„Das ist Brunnthal!" jubelte Robert.

„Wahrlich, eine Berggallerie ohne Gleichen!" rief der Professor.

„Nicht wahr, das übertrifft noch die Gegend von Ischl oder Aussee?" vermaß sich der Sohn.

„Es ist ein Bild!" sagte der Professor; „ein abgeschlossenes Bild steht da — ein Amphitheater!"

„Vivat, das grüne Steiermark!" jauchzte der Jüngling und warf seinen Hut in die Höhe.

„Vivat!" scholl ihm eine Stimme zurück.

Am Eingange des Brunnthales lag ein kleiner See, und zerstreut um ihn her einige schmucke Gebäude. Von einem derselben kam diese Stimme.

Die Gebäude waren Stallungen des Stiftes Admont, welches hier ein Gestüte besaß, kurzweg „die Pferdewiese" geheißen. Die Stimme aber gehörte dem Inspektor oder Aufseher dieses Gestütes, der inzwischen schlecht und recht nur der Halter genannt wurde.

Der Halter wurde mit unsern Ankömmlingen sofort gut Freund. Es freute ihn mächtig, wieder einmal „seine Leute" in seiner Einöde zu sehen, und wenn Robert nicht selbst in den Papa gedrungen hätte, so wäre es dem Halter nicht abzuschlagen gewesen, die Nachtstation in seinem Paradiese zu nehmen. An Zeitvertreib konnt' es nicht fehlen. Robert zumal war entzückt, daß ihm der Halter eine Menge reitbare Rößlein anbot, und er vertummelte

den Rest des Tages auf dem Brunnthaler Wiesengrund, glücklich wie ein Lord auf seiner Parkreitbahn. Erst beim Abendessen entdeckte Robert, daß auch der kleine freundliche Roßbauer da war, welcher von Hieflau heraufgeritten, und mit dem man sich zufällig nicht unterwegs schon begegnet hatte. Doch fiel, wie auf Verabredung, kein Wort mehr über den Gegenstand von heute früh. Die Gesellschaft unterhielt sich von Pferden und Pferdehandel, der Professor gab Schilderungen aus der Hauptstadt, die Steirer aus ihrer Provinz zum Besten; zuletzt gerieth man über die Zither, und in Gesang und Klang wurde der schönste Sommertag in der schönsten Landschaft zur Ruhe getragen.

Am nächsten Morgen trug Robert seinem Papa einen Wunsch vor. „Wir gingen bisher," sagte er, „mitten zwischen den schönsten Bergen im Thale. Das Thal selber stieg freilich auch, aber es war doch Thal, und die Berge immer über uns. Laßt uns nun in's Hochgebirge hinaufsteigen! Wie schön müßte sich Brunnthal — was sag ich! das ganze Salzathal von einem der nächsten Hochkogeln herab überschauen lassen!" Kaum hatte er diesen Wunsch ausgesprochen, so bot sich der dienstfertige Halter zum Führer an. Er wollte die Herren mitten durch's Gebirg nach dem Weichselboden führen. Der Professor wußte, was das sagen wollte, und dankte ernstlich. Aber der gute Mann war nicht abzuweisen. Der Professor nahm endlich an, obgleich ungern. Er behielt sich vor, den nächsten Menschen, welcher begegnete, für die Fortsetzung aufzunehmen, und den Halter seinen Geschäften zurückzugeben.

So begann der Tag.

Nach zwei Stunden Wegs erblickten die Wanderer hoch über sich eine Menschengestalt. Es war, wie es

schien, ein junger Aelpler, welcher auf einer vorspringenden Felsenkante wie in der Luft stand. Der Professor rief ihn sofort an und verabschiedete sich gleichzeitig mit dem Halter, damit er einen Steig, welcher so eben wieder sehr anstrengend in die Höhe ging, nicht nutzlos noch mitmache.

Der Halter ging. Der Aelpler droben that einige Schritte entgegen, während unser Paar die seinen beschleunigte. Man erreichte sich.

„Was wünschen die Herren?"

„Einen Führer nach dem Weichselboden hinüber. Ja, wohl gleich auch in den Ring und die Hölle."

Der Andere erschrack. Aber schnell verbarg er seine Regung. Er besann sich, und sagte entschlossen: „Ich bin bereit. Folgen Sie mir."

„Wie? und Du bedingst Dir nicht erst Deinen Lohn?"

„Man sieht ja, daß Sie honette Leute sind."

Der Professor blickte kopfschüttelnd verwundert. „Wie heißt Du, mein Sohn?"

„Theobald."

Und mit einem Satze sprang er voraus.

„Die Herren Touristen wollen gern allein sein!" warf er über die Schultern zurück.

„Ein merkwürdiger Bub!" sagte der Professor. „Hat man je solchen Aplomb bei so viel Jugend gesehen? Und überdies im Gebirge! Ich schätze ihn höchstens auf fünfzehn."

Aber Robert erwiederte gar nichts. Es war ihm, als stünde das Jünglingsgesicht der vorigen Nacht, das Gesicht im Phosphorlicht, leibhaftig vor ihm. Beim ersten Blicke gleich war es wie ein Blitz in ihm aufgezuckt. War's Traum? war's Phantasie? Gleichviel. Aber er

konnte das Bild nicht mehr los werden. Seine ganze Seele war aufgeregt von dieser Ahnung.

Er wollte den Jüngling ein paarmal zurückrufen, denn es verlangte ihn gar zu sehr, dieses Gesicht zu studiren. Aber der Papa hielt ihn ab. „Thu's nicht, man muß jedem Menschen seine Eigenheit lassen."

So blieb Theobald sich selbst überlassen.

Er ging, kletterte, oder sprang auf etwa hundert Schritte immer vor dem Paare einher. Nicht selten war er fast ganz unsichtbar, z. B. wenn es in dicht verwachsene Wälder hinein- oder in scharfen Wendungen um Felskegel herumging. Indeß hörte man doch seine Schritte, man sah die Richtung, welche er einschlug, und die Wanderer konnten nicht sagen, daß sie darum schlechter geführt waren. An entscheidenden Punkten blieb er stehen und holte das Paar ein.

Einmal fand man ihn stehen wie im Traume verloren. Ein Baum, vom Winde gefällt, lag am Wege, und in den Zweigen des Baumes hatte der Junge ein Vogelnest entdeckt. Dieser Anblick war's, den er mit Theilnahme untersuchte. „Das Nestchen ist neu," sagte er, „und auch der Windbruch ist frisch. Da ist wohl die Brut zu Grunde gegangen! Was mögen die Alten gesagt haben? Arme Thierlein, ihr hattet kein Glück mit eurem Hauswesen!" Er sprach's vor sich hin, ohne zu bemerken, wie sehr er sich verweilt, und die zwei Fremden hatte herankommen lassen. Auf einmal fuhr er empor, sein Gesicht wurde roth, und mit raschen Sprüngen war er wieder voraus.

So ging's fort.

Inzwischen hatte man schon mehr als eine Stelle

vorübergehen lassen, welche zum Verweilen eingeladen. Jetzt aber erreichten die Wanderer einen Punkt, dem nicht zu widerstehen war. Sie kamen auf einen Bergausſprung, welcher wie ein Altan frei in die Lüfte hinaus lag. Von drei Seiten her stürzten ſeine Abhänge in gähe Tiefen hinab und droben war die Aussicht unermeßlich. Auf der vierten Seite, wo er mit dem Hauptſtock des Gebirges ſeinen Zuſammenhang hatte, rauſchte ein Bächlein von der Höhe einiger Klafter herab, und bildete einen hübſchen Waſſerfall. Unter demſelben ſammelte ſich das Waſſer in ein Becken, worin es ſeine ganze köſtliche Klarheit zeigte. Das Becken umrahmten Tannen und Birken, umdufteten Thymian und Münze. Bemooste Geröllblöcke lagen umher, den üppigen Graswuchs ſchützend und wie gemacht zu Rücklehnen und Ruhekiſſen.

„Hier oder nirgends!“ rief Robert aus, und ſchwang die Reiſetaſche von der Achſel. „Nicht wahr, Papa?“

Der Papa ſaß ſchon.

Und den jungen Theobald rief er an: „Nun komm, mein Sohn! Sag uns: was wir dort in der Ferne erblicken, ein weißes Kirchlein, und darum her ein paar kleine niedrige Häuschen, wie im Graſe kniend — was iſt das?“

„Das iſt der Weichſelboden.“

„Tauſend! ſo weit noch?“

„Durch's Gebirge ja! Die Salza hinauf iſt's viel näher.“

Robert ſagte: „Auch ich ſehe was. Dort rechts hinaus iſt ein weißgraues Kalkfelſenmeer, — die Sonne ſcheint dunſtig hinein, und kleine bräunliche Pünktchen bewegen ſich d'rinn, wie Spinnen, welche die Felſenritzen erfüllen.“

„Ach, ich weiß schon! Das sind die Gemsen."

„Gemsen! Papa, das sind Gemsen! Sieh 'mal, sieh!" Und eifrig wurde das Perspectiv gedreht und das reizende Thierschauspiel mit gierigen Blicken bewundert.

Hierauf studirte man die Lage des Orts. Man machte sich klar, wo Bruck, Mariazell, Admont läge, man suchte die Namen der prächtigsten Alpenfirnen zusammen, welche rings in den blauen Himmel hineinragten, oder der Fluß- und Thalzüge, deren labyrinthische Linien, wie Faltenbrüche eines reichen Gewandes, in ungeheuren Wurf zerstreut umherlagen.

Als man sich satt geweidet an der Aussicht, und die Augen fast schmerzten von der Anstrengung des Fernsehens und von der Stärke des Sonnenlichtes in der reinen Luft und zwischen den blendenden Kalk- und Schneespiegeln des Alpenkranzes, erwies man auch dem Körper die Ehre seines Labsals. Robert holte einen Eierkocher und ein Fläschchen mit Weingeist aus der Reisetasche, füllte den ersteren mit Wasser, und schnitt Stückchen von Bouillontafeln hinein. Theobald, welcher auf einige Schritte sich fern hielt, guckte neugierig zu. Aber wie erstaunte der Knabe, als man ihm eine Tasse kräftiger Fleischbrühe bot! „Nein, was die Stadtleute gescheidt sind!" rief er mit großen Augen. Sein Antlitz bemerkte Robert, konnte einen Ausdruck von Verstand und Seele annehmen, der dem Knabenalter ganz merkwürdig ließ.

Ein paar Tassen Bouillon und etwas Zwieback dazu hatten Muth gemacht, die Tafelfreuden des Weichselbodens ein Stündchen länger zu entbehren. Der Professor sagte: „ich will zu schlafen versuchen;" und indem er ein stilleres Plätzchen als die Nähe des Wasserfalles aussuchte, setzte

er im Weitergehen hinzu: „Was euch Jungen betrifft, euch wird es besseren Spaß machen, eure Stärkung in einem kalten Bade zu suchen; — denn bedürfen werdet ihr sie wahrhaftig auch.“ Damit verschwand er.

Robert war über die Erlaubniß zum Baden entzückt. Er bemerkte nicht, wie bei den Worten des Papa's Theobald plötzlich die Farbe veränderte.

„Komm Bürschchen,“ rief er mit Jubel; „Du leistest mir doch Gesellschaft?“

„Es schickt sich nicht!“ sagte der Knabe fast zurückbebend.

„Ei, Du wirst doch ein Fähnchen bei Dir haben, welches die Stelle der Badehose vertreten kann? Ich helf Dir aus.“ Und flugs kramte er in der Reisetasche. „Da ist ein Taschentuch — da eine Serviette.“ —

„Um die Welt nicht! Wie dürfte sich unser einer mit den Herren so gemein machen?!“

„Närrchen, ist's das?“ lachte Robert. „Sprich nicht so. Du siehst wahrlich gescheidter aus. Hurtig! mach!“

„Nein! nein!“ rief der Bube mit Heftigkeit.

„Ein kurioser Narciß!“ murmelte Robert für sich. „Ich glaube, der hat sich noch nie in einem Wasserspiegel gesehen. Er betrachtete die Hübschheit des Jungen fast mit Bedauern. „Nun, ich mach' Dir gewiß noch Lust,“ sagte er dann, und fing an sich zu entkleiden.

Nach einigen Minuten hörte man seine Stimme fast dicht aus dem Wasserfall heraus. „Welch eine Douche! Theobald, wo bist Du? Herrlich! himmlisch! komm herein!“

Keine Antwort.

„Sag' aufrichtig, Freundchen; ihr Landleute badet am Ende gar nicht?“

Keine Antwort.

„Er hat sich verkrochen, scheint's. Der dumme Junge! Schad um sein menschliches Lärvchen. Aber den will ich in's Gebet nehmen! Der Papa soll mich nicht abhalten. Das ist ja eine förmliche Studie!"

Und damit überließ er sich seinem Genusse.

Eine Viertelstunde des köstlichsten Labsals verging ihm so. Nachdem er hierauf das Wasser verlassen, und wieder in seinen Kleidern stand, sah er sich nach Theobald um. Der Junge ließ sich auf sein Rufen nicht sehen; allerdings rief er gedämpft, um den Papa nicht zu wecken. Er fing daher an, auf Suche umherzustreifen. Aber mit jedem Schritte verwunderte er sich mehr, daß er weder hinter diesem Blocke, noch zwischen jenen Bäumen, kurz an den ruhsamsten Stellen keine Spur von ihm fand. Fast wurde ihm schwül, wie er so ängstlich suchend umherkletterte, und die Erfrischung des Bades drohte ihm rasch wieder verloren zu gehen. Da setzte er sich zu Häupten seines schlafenden Vaters hin und verhielt sich ruhig. Er saß und träumte gedankenvoll vor sich hin.

Der Professor nahm es leichter, als er erwacht war, und Robert den Verlust des Führers anzeigte. „Du wirst ihn geneckt haben mehr als billig," sagte er obenhin. „Mit solchen Naturkindern muß man sich schlicht und deutlich auf der schnurgeraden Linie ihrer Fassungskraft benehmen. Wie viele Menschen verstehen denn Spaß, selbst in der Stadt?"

„Uebrigens," setzte er hinzu, „kann er noch immer in der Nähe sein." Vater und Sohn fingen hierauf an mit vereinten Kräften zu rufen und emsig umher zu suchen. Aber es war Alles vergebens. Zuletzt ließen sie ab, und

der Professor sagte entschlossen: „da heißt es, hilf dir selbst!“ Man nahm die Landkarte zur Hand, verglich sie mit der Natur, und — vertraute dem Glücke. „Wenn wir aufpassen, orientiren wir uns schon,“ sagte der Professor; „im besten Falle kann uns auch wer begegnen. Also vorwärts!“

Sie gingen. Der Professor aufmerksam, wachsam, scharf auf den Weg gerichtet. Robert von all dem das Gegentheil. Er ging zerstreut und in sich gekehrt neben dem Vater einher. Die Landschaft gewann ihm nichts mehr ab; wenn der Papa ihn auf Schönheiten aufmerksam machte, so fuhr er wie aus dem Traume empor. Galt es an gekreuzten Wegscheiden Wahl und Entschluß, so war er passiv, wo er sonst mitgeredet; er hörte zu — und hörte nur halb.

Dem Professor fiel diese Geistesabwesenheit endlich auf. „Du bist ja so still geworden,“ fing er an. „Was hast Du? Hat Dir das Bad übel bekommen? Athmest Du schwer? Sprich!“

„Ich muß fortwährend an diesen Theobald denken,“ antwortete Robert. „Es ist, als ob tausend Spinnen in meinem Kopf arbeiteten, aber sie weben ihren klaren, gleichen Faden nicht. Ich will es kurz machen, und Dir erzählen. Höre mich an, Papa!“

Robert erzählte. Er erzählte, wie er in Hieflau im Stübchen der Wirthstochter geschlafen, von welcher ein Gast des Hauses ihm eine Geschichte mitgetheilt, — eine mit Verbrechen und Flucht verbundene Liebesgeschichte. Er erzählte das Nachtabenteuer, das er in diesem Stübchen erlebt, und verschwieg auch nicht, daß ihm die Einbildung im Kopfe sitze, jener Nachtbesuch und der Knabe Theobald

sähen sich ähnlich. Das Alles mache ihm zu denken, aber er wisse nicht, was er davon halten solle.

Der Vater hörte ihm aufmerksam zu. Plötzlich stand er mitten im Wege still und rief aus: „Kind, wie muß ich Dich schelten! Warum hast Du mir das nicht schon längst gesagt?"

Robert blickte zu Boden. „Ich glaubte, es klänge Dir zu romantisch!"

„Und die Väter sind der Romantik so feindselig, nicht wahr?"

Der Professor sah ihm fest in's Gesicht.

„Verzeihe!" flehte der Jüngling, und suchte die Hand des Vaters.

Dieser erwiederte: „Nun will ich Dir sagen, was für ein Moment da versäumt worden ist. Denn wenn ich all diese Dinge unter ein Dach bringen soll, so gibt es nur Eine Möglichkeit! Eben jenes Mädchen selbst, jene Anna, ist die verkleidete Doppel-Erscheinung, die Dich beschäftigt."

„Papa!" rief Robert zurücktretend.

„Ich denke mir das so," fuhr der Professor fort: „Sie hauet ohne Zweifel mit ihrem Geliebten irgendwo in einem Versteck dieser Berge, da sie gleichzeitig mit seiner Flucht ihr Elternhaus verlassen. Nicht wahr, so sagtest Du?"

„Allerdings."

„Natürlich leiden sie Mangel in ihrer Zigeunerhöhle. Da schlich sie nun vorgestern Nachts zu sich selbst in ihr Hieflauer Kämmerlein, um aus Lädchen und Truhen entweder Geld oder Wäsche, oder was sonst bedurft wird, nachträglich noch abzuholen. Sie erschrack, als sie ihr Stübchen besetzt fand, und entfloh."

„Papa, Du hast Recht!“ rief Robert erleuchtet. „Dazu stimmt auch der Seufzer, den ich vernommen; heiliger Gott, wie soll das enden. Das arme Mädchen!“

„Und heute sind wir ihr zufällig begegnet. Oder kaum zufällig, denn wahrscheinlich hatten wir ziemlich den gleichen Weg; ja vielleicht streifen wir mitten durch ihr Revier. Da mochte sie sich im Vorbeigehen den Führerlohn wohl verdienen. Die Badescene hat sie verscheucht. Ihre Scheu gegen dieselbe, für einen Jüngling so unnatürlich, mußte auffallen, sie fühlte das, sie fürchtete, schärfer examinirt zu werden, und — verschwand.“

Robert ergriff beide Hände des Vaters. „Wahrscheinlich ist es so! So wird Alles klar!“

„Nun siehe, mein Sohn! Dieses Vöglein hatten wir schon in der Hand. Wir hätten sie dem trostlosen Vater vielleicht zurückgeben, wir hätten sie zum Gefühl ihrer Gefahr, ihres Unrechts, ihrer schwindelnden Lage vielleicht aufwecken, wir hätten vielleicht rathen, helfen, vermitteln können. Aber Du warst stumm — und die Gelegenheit ist fort. Nun bleibt uns nichts mehr übrig, als unser Wissen dem nächsten Gendarmerie-Commando mitzutheilen. Das ist der Ausgang einer Romantik, die man allzu kostbar in sich verschließt.“

Robert wagte nicht aufzublicken. Er schlich beschämt und traurig einher.

„Merke Dir den Fall, mein Jüngling,“ sagte der Vater. „Ich meine für die Zukunft. Aber für den Augenblick vergiß ihn, und sei munter. Verdirb Dir die Parthie nicht.“

Robert küßte die milde Hand des Vaters und versprach ihm zu folgen.

Wieder gingen die Reisenden eine Strecke fast von zwei Stunden lang.

Sie sprachen viel von dem Abenteuer mit der verkleideten Anna, — denn daß sie das war, wurde ihnen mit jedem Augenblicke klarer. Je genauer sie sich auf alles Einzelne einließen, desto mehr fanden sie Anhaltspunkte dafür. Kein Zug, der nicht paßte.

Robert war unglücklich, daß das Alles nun vorbei war. Der schöne Roman!

Aber auch der Professor selbst ließ sich von dieser Begebenheit mehr einnehmen, als räthlich. Bald war der Faden des Weges verloren, wenigstens wußten Vater und Sohn nicht mehr zu sagen, in welcher Richtung sie trieben. Das Gebirge wurde immer wilder, anstatt daß es nach irgend einer Seite sich aufgethan hätte. Ringsherum war's wie zugeriegelt von Bergen und Wäldern.

„Den Weichselboden erreichen wir nicht zu Mittag," sagte der Professor bekümmert; „hast Du Hunger, Robert?"

„Ich nicht," antwortete der Sohn. „Ich behaupte fest, in diesen Alpenländern sättigt der Geruch der Waldwiesen, und der köstliche Harzduft der Tannen und Fichten. Ich konnte in Ischl tagelang herumirren ohne viel Nahrung."

„Desto besser. Laß uns aber nichts desto weniger aufpassen, wo wir ein menschliches Wesen erluchsen mögen."

Kaum hatte er das Wort gesprochen, als er leuchtenden Auges sein Ohr neigte. Nicht allzuferne knarrte ein Fuhrwerk.

Ueber Stock und Stein, mitten durch Moos und Gestrüpp brach sich unser Paar die Bahn zu demselben. Den Wagen kutschirte ein Mann, welcher sein krankes

Kind, wie er sagte, nach Mariazell führte. Das Kind, ein Mädchen von etwa zwei Jahren, lag hinter dem Kutscher-sitz im Wagenkorb gebettet. Ein bleiches Würmlein, mit den beulenartigen Anschwellungen der Scrophelsucht Gesicht und Händchen bedeckt. Ein elender Anblick!

Unsere Wanderer hatten den richtigen Moment des Wagengeräusches erhascht, denn eben jetzt hielt er stille. Vor einer schroffen Ansteige, die es hinan ging, wollte der Mann sich und dem Gaule Erholung gönnen. Er be-zeichnete dem Paare einen nahen, nicht zu verfehlenden Fußpfad, welcher das Sträßlein abschnitt und schnurgerade zu einer Sägemühle führte; an dem Bache, dessen Wasser-kraft die Mühle trieb, sollte es dann ohne Unterbrechung zum Weichselboden hineingehen.

Die Reisenden schritten scharf aus. Sie erreichten den Punkt, von welchem der Fußpfad abzweigte, in einer Viertelstunde. Als sie den Pfad aber eingeschlagen, führte er in steigenden Krümmungen ziemlich stark, wieder dahin zurück, wo zuvor ihnen der Wagen begegnet. Nur stan-den sie jetzt um so höher, denn das Sträßlein überschritt zwar einen der höchsten Gebirgskämme hier, lief aber selbst in einer Art Hohlweg, dessen Böschungen links und rechts empor thürmten. Auf einer derselben stand unser Paar.

Robert, als er dieser Ortslage inne geworden, sagte: „Papa, hier könnten wir vielleicht unser Wägelchen wieder-sehen. Es müßte sich von dieser Höhe herab gar klein-schnitzlich ausnehmen. Laß uns einen Blick hinwerfen, eh' wir dieser Seite den Rücken kehren." Damit trat er an den Rand der Böschung vor, unterstützt von den Leg-föhren, welche jedem Schritte Halt boten.

Wirklich erblickten sie nicht weit zu ihren Füßen das

Fuhrwerk. Es ſtand unverrückt an ſeiner Stelle. Das Pferd ließ den Kopf vor die Beine hängen und der Mann mit dem Kinde war eingeſchlafen. Er hing oder lag quer mit dem Oberleib über den Kutſcherſitz, die eine Hand, um welche loſe das Leitſeil gewickelt war, zum Wagen herab baumelnd, die andere lag einwärts im Wagen, und mochte ſich im taſtenden Halbtraum wohl zum Schutze des Kindes ausgeſtreckt haben, aber die Bewegung war nach und nach in Verfall gerathen. Es ſchien, der Mann ſchlief feſt.

„Welch eine Fahrläßigkeit!“ rief Robert. „Papa, ſieh Dir einmal dieſe Schlafſtelle an.“

Der Profeſſor ſeufzte: „Ich merkte es wohl. Der Mann iſt trunken. Helf' ihm Gott, daß er nach Mariazell kommt, aber wahrlich, er bedarf der Mirakel noch früher.“

Er hatte dieſes Wort noch nicht ausgeſprochen, da begab ſich ein Entſetzen erregendes Schauſpiel. Ein Sturm ziſchte durch die Luft — ein Körper wie eine ſchwarze Tanne fiel vom Himmel herab — und ehe die Zuſchauer noch zur Beſinnung gekommen, ſahen ſie mit offenen, aber ſchreckensſtarren Augen, wie ein furchtbarer Geier auf das Kind im Wagenkorb niederſchoß. Sie ſtießen einen Angſtſchrei aus, aber ſchon war es zu ſpät. Eh' es den Schlafenden d'runten weckte — und es war nur ein Augenblick — mußte das Kind in den Krallen des Geiers geſpießt und durch die Lüfte entführt ſein. Die Sinne verſchwanden ihnen. Wie im Traume kam es ihnen vor, daß plötzlich ein Mann gegenüber vom Berghang herabſetzte, mit dem Flintenkolben auf den Vogel einſchlug, und als dieſer ſchmerzkreiſchend ſich aufſchwang, ein Schuß

knallte, worauf das Raubthier entseelt aus den Lüften stürzte. Das Alles war die Begebenheit einer Minute.

Der rettende Schütz aber donnerte dem aufgeschreckten Mann im Wagen mit einer Löwenstimme zu: „Ja, schau' Dich um, meineidiger Schelm, ich bin es selbst! Schau' mich an, Vollrath! Schau her! Dein Kind hab' ich vom Gamsgeier gerettet — der Geier wollte das Kind holen, wie der Teufel den Vater holen wird. Fahr' zu, Vollrath, fahr' zu! Fahr' nur hinein nach Mariazell, das ist ein Frevel, der Dein Maß voll machen muß. Sünder! Kain! Judas! Das Gnadenbild willst Du anrufen mit einem Meineid auf der Seele? Heiliger Himmelsherr! ich muß mich verstecken und der Strolch traut sich zu wallfahrten! Vollrath, wo wär' jetzt dein Fer, wenn ich im Zuchthause säß? Ich hätte mich rächen können; Du fielst mir in die Hand wie dem David der Saul. Aber fahr' zu, fahr' zu, meineidiger Seelenverkäufer! Ich thu' Dir nichts, ich laß Dich aufgespart. Alle Geier der Welt wenn ich erschieß', Dein Kind muß doch verderben. Der Fluch muß Dir folgen bis in's zehnte Glied. Fahr' zu, fahr' zu! Fahr' tausend Straßen, Du fährst immer zur Hölle."

Als diese Worte zu dem Standort unserer Zuhörer heraufschollen, wußte sich Robert nicht mehr zu halten. „Papa," rief er, „das ist er! Das ist der Tannenfranz! Diesmal soll uns das Abenteuer nicht entrinnen." Und im blinden Feuer drang er hinab.

Der Professor faßte ihn mit Macht um den Leib. „Bist Du toll, Junge? Diese Lahne hinab! Er wird schon heraufkommen." Er machte ihn aufmerksam, daß der erschossene Geier ohnedies auf die Seite des Hohlwegs gefallen, auf welcher sie standen, und daß es nicht

Schützenbrauch sei, eine Beute im Stich zu lassen, zumal eine so rühmliche und wahrscheinlich auch mit einem Geldpreise ausgezeichnete Beute.

Wirklich sah man den Schützen, ohne daß er Wagen, Vater und Kind eines Blickes mehr würdigte, die diesseitige Bergwand heraufklettern, was er mit Hilfe der Legföhren, die er gewandt wie eine Strickleiter handhabte, im Nu bewerkstelligt hatte.

Er stand jetzt in ganzer Figur vor unseren Wanderern. Es war ein hübscher Bursche von tüchtigen Gliedmassen und starken Schultern, die Mannslänge nur eine mittlere. Sein weichgerundetes Kinn vom blonden Spitzbärtchen kaum zugedeckt, und ein gewisses gutmüthiges Hängen der Unterlippe verliehen ihm ein fromm- und behagliches Aussehen, welchem das Aeuglein voll List und Verwegenheit nicht widersprach. Denn eigentlich saß doch nur, wie man sagt, in diesem Aeuglein der Schelm, kein dämonisches Blitzfeuer, sondern jenes warme lebhafte Funkeln, welches ganz gut einen geistigen Ausdruck gibt, im Grund aber nichts ist, als eine Art gesunde und muthwillige Sinnenkraft. Kurz, man sah ihm die Reife des höheren Zwanzigers sehr wohl an, schon seiner starken Gliedmaßen wegen, aber man sah auch noch den Knaben in ihm — den sanften, harmlosen Knaben, der nur etwas „Spitzbube" ist. Von den zwei Hauptcharakterzügen, die über ihn mitgetheilt waren: daß er von großer Weichheit gegen die Frauen sei, und daß er auf den Förster Vollrath geschossen habe — glaubte man ohne Umstände das Erstere; dagegen schien letzteres bedenklich, auch wenn man nicht soeben gesehen hätte, daß es damit das Bewandtniß einer Lüge haben müsse. In diesem Augenblicke war sein

Mienenspiel unruhig und aufgeregt: und doch — sein Auge blickte nicht wild, noch weniger bösartig, es sah nur erhitzt. Als er unsers Paares ansichtig wurde, stand er verlegen still, indem er leicht den Hut rückte. Dann sagte er, als ob nichts passirt wäre: „Ich hab' einen Gamsgeier geschossen. Ich krieg' einen Preis dafür, und die Federn gehören auch noch mir. Die Schwanzfedern, die sind was werth!" Vater und Sohn sahen sich lächelnd an. Der Professor sagte: „Ich gratulire Euch. Ihr seid ein wackerer Mann, wenn man auch Schlimmes von Euch hört. Seid Ihr nicht Franz Hilger, genannt der Tannen-Franz?" Der Wilderer zuckte die Augenbrauen und murrte ungern: „Sei'n Sie still davon, ich bitt' Sie recht gar schön. Ich weiß wohl, daß Sie mich kennen. Sie sind wohl dieselben Herren, welche mein Bruder Theobald heute morgen geführt hat. Nun ja, der Bub hat geschwätzt — ich kann mir's denken. Aber lassen wir das. Ich bin ein armer verfolgter Mensch." — „Tröstet Euch," antwortete Robert verlaut, „Eure Anna hat nicht geschwätzt. Sie war im Gegentheile sehr auf ihrer Hut, so sehr, daß sie sich eben dadurch verrathen hätte, wäre sie's nicht schon früher gewesen."

Der Tannenfranz machte große Augen zu diesen Worten. Der Professor und dazwischen sein Sohn erzählten ihm aber, wie viel sie wußten, und wie viel sie von dem, was sie nicht wußten, erriethen. Da half denn freilich keine Verheimlichung mehr. Franz hatte nichts zu thun als zu nicken und zu bejahen: nur einmal unterbrach er sie heftig, als die Rede vom Schusse war. „Die Lugner, die Bluthunde!" rief er, „die Gottesmörder, die Seelenverkäufer! Kein Stich ist wahr davon. Das Alles haben

sie mir so zusammengezwirnt. Der Förster ist angeschossen worden, und ich war just in dem Wald. Das ist leider die Wahrheit. Aber wer es gethan hat, das weiß Gott! Ich nicht; die Steine am jüngsten Tag müssen's bezeugen. Ich bin unschuldig." Der Professor beruhigte ihn. „Nach der Scene mit dem Förster, die wir so eben belauscht, ist ja gar kein Zweifel daran." „Nun sehen Sie!" sagte er; „und der Bauch kutschirt frei in der Welt herum, und ich muß mich verkriechen."

Die Drei hatten während dieser Reden den Pfad über „die Schneid" vollendet. Franz blieb stehen. „Jetzt hört's auf," sagte er. „Wenn Sie zu Menschen wollen, so gehen Sie dieser Bachrinne nach in den „Sunk" (Senkung). D'runten steht eine Sägemühle, und von der Mühle geht's dann grad zu den „Gräben" hinaus in den Weichselboden."

„Aber wo seid Ihr denn daheim?" fragte Robert.

„Dort droben „in den Wänden," deutete Franz bergauf.

„Da seh' ich ja keinen Pfad."

Franz lächelte. „Das wäre schlimm, wenn ich auf Pfaden ging'. Mein Pfad ist diese Regentraufe hier. Jeder Bachstein darin ist ein Staffel, der zu meinen Zimmern hinaufführt. Oder haben die Herren etwa Lust, mich zu besuchen?"

Robert's Augen funkelten. Aber der Professor schüttelte den Kopf. „Wir sind hungrig, Freund. Wir müssen auf dem kürzesten Wege zu Menschen."

„Wenn's weiter nichts ist!" antwortete Franz. Und sofort bot er ein Stück Gemsbraten aus seiner Waidtasche an, welches ganz appetitlich aussah.

Robert griff etwas rascher zu, als unter anderen Umständen seine Erziehung ihm erlaubt hätte, und auch der Professor fand das Angebot nicht verächtlich. Der Braten schmeckte feiner, als er aussah. Franz sagte aber auch: „die Gams war noch ein Kitzl, und sie ist auf dem Spieß gebraten. Das versteht," setzte er lächelnd hinzu, „Bruder Theobald meisterlich." In der That, der Imbiß mundete so trefflich, daß er schon größtentheils aufgezehrt war, als dem Professor plötzlich die Bemerkung einfiel: „Eure Wildküche in Ehren, Franz, nur Eins fehlt dem Braten. Ich wollte, die Gams wäre an einer gesetzlichen Kugel gestorben." Der Waldbauernsohn erröthete leicht, und der Professor sagte: „Wir müssen darüber noch sprechen. Es wäre Schade, wenn Ihr das Opfer Eurer Lage würdet; ich thäte gerne dazu, den Knoten zu lösen." Damit wurde der Wildweg, ohne ein Wort zu verlieren, von allen Dreien zugleich eingeschlagen.

Die Bachrinne stieg gählings zwischen schroffen Erdwänden hinan. Sie war über und über mit Steinen besäet, aber eben dieser Umstand ermöglichte das Fortkommen. Und da sie in diesem Augenblicke fast gar kein Wasser hatte, dagegen ein üppiger Garten von Spätsommerblumen jede Spanne ihres Bodens reich überwucherte, so war die Mühe, darin fortzuklettern, eben nicht unlustig. Zuletzt kam man an eine Felswand, an welcher das Rinnsal endete, oder auch wie man sagen könnte, anfing, denn unter der Felswand hervor entsprang der Wasserfaden.

„In dieser Felswand bin ich zu Hause," sagte Franz. Die schräg geneigte Wand war ganz bedeckt von dem zähen und wurzelreichen Krummholz der Legföhren. Franz packte eine um die andere und schwang sich leicht wie eine Gemse

hinan. Im Nu stand er fast scheitelrecht in einer Höhe von etwa fünf Stockwerken. Unsere Wanderer folgten beherzt. Als sie oben waren, lobte sie der Wildschütz naiv: „Das muß ich sagen! Den Herren gruselt's aber auch gar nicht.“ Der Professor antwortete: „Die Legföhre ist ein verläßlicher Anhalt, das ist bekannt. Und dann — ich bin ja selbst ein Steirer. Ich habe die Leibesbewegungen nie verlernt. Ebenso wächst auch mein Sohn auf.“

„Aber wo ist die Höhle?“ fragte Robert in seiner romantischen Neugierde.

Franz ging auf eine Art schmalen Mauerkranz quer über die Wand einige zehn Schritte voraus, und dann scharf um eine Ecke herum. Hinter der Ecke lag die Höhle. Ihr Eingang war niedrig und von Legföhren und Fallerngebüsch fast ganz überwachsen.

Vor dem Eingange saß eine Gestalt — für Robert's Phantasie vielleicht wie „ein Engel vor der Grabhöhle.“ Es war ein Jüngling in Steirertracht; das grüne Spitzhütchen hatte er abgelegt, und das braune, rundgeschnittene Haar, eine kunstlose Knabenfrisur, fiel um sein braunes, herzförmig zulaufendes Gesichtchen. Er hatte das eine Bein untergeschlagen, das andere ließ er frei über die Felsenkante baumeln und schaukelte damit. Es war eine Stellung voll Anmuth und Leichtigkeit. Der Oberleib war gebückt, er bückte sich auf eine Arbeit nieder, in die er vertieft saß. Der Jüngling — nähte. Denn der Jüngling war Anna, wie unsere Leser wohl schon errathen haben. Das Mädchen stand auf und legte sich ohne ein Wort zu sagen mit einem langen Kuß an Franzens Mund. Erst dann schien sie die beiden Fremden und den mächtigen Raubvogel zu bemerken, welche Franz so abenteuerlich mitbrachte.

Der Raubvogel zog sie vor Allem an. Sie ließ sich mit kindischem Staunen die Geschichte davon erzählen.

Aber kaum war es so weit, so rief sie heftig dazwischen: „Was?! ist das Alles? Erschossen hätt' ich den Hund."

„Pfui!" strafte der Professor mit einem mißfälligen Blick. „Das Weib sollte die Wildheit des Mannes zähmen und etwas von ihrer Sanftmuth in seine Seele hinübertragen. Du thust ja gerade umgekehrt! Schämst Du Dich nicht, daß Du rachsüchtiger bist als ein Mann?"

Das Mädchen sagte ohne veränderten Ausdruck: „Dem Vollrath wünscht' ich tausend Köpfe, daß man ihn tausendmal aufhenken könnt'. Sie wissen nicht, was wir gelitten haben! Was es gekostet hat, den Franz aus seinem Kerker zu erretten! Und jetzt! der Steckbrief geht um, und die Gendarmen streifen, und die Nächte werden schon kalt! Wo soll das hinaus? Die ganze Welt ist uns wie zugestopft. Und das Alles verdanken wir dem Förster, dem gott- und gewissenlosen Mann, der falsche Eide schwört auf [illegible] unschuldig Blut!"

Der Professor antwortete: „Was die Unschuld betrifft, so gebet nur kleiner bei in dem Punkte. Hat er auch nicht geschossen auf den Förster, so hat er doch einen Lebenswandel geführt, der ein solches Verbrechen nicht unwahrscheinlich machte. Ist er nicht ein Wilderer? Lag er nicht mit dem Förster zu Felde? Ging er nicht mit dem Stutzen im Arm auf fremden Wildbahnen herum? Hätte er sein Holzbeil geführt, anstatt einer Flinte, die ihm nicht zukam, und wäre er ruhig bei seiner Arbeit geblieben: es wäre wohl schwer gewesen, das falsche Zeugniß

gegen ihn abzulegen, und wahrscheinlich wäre es auch Niemanden eingefallen."

Anna schwieg betroffen. Sie blickte auf ihren Franz, welcher gleichfalls schwieg. Beide fühlten das Wahre dieser Worte, aber sie fühlten es, wie es schien, zum Erstenmale.

Der Professor fuhr fort: „Ja, mein guter Franz, nehmt dieses Mißgeschick nur als eine Buße hin. Sie ist nicht ganz ungerecht. Aber freilich — sie muß auch ein Ende nehmen. Ihr dauert mich herzlich, und ich denke, Ihr habt euern Theil wohl abverdient. Jetzt wollen wir einmal zu Rathe gehen, wie wir uns wieder herauswickeln."

Anna fing an: „Hab' ich die Herren nicht sagen hören, Sie wollten über den Weichselboden und den Brandhof nach Mariazell?"

„Ja, mein Kind."

„Da wüßt' ich gleich einen Rath," sagte das Mädchen. „Der Franz hat da einen Gamsgeier geschossen, was ihn sehr rekommandirt. Er könnte sich einen Preis dafür holen, und die weißen Schwanzfedern kann er noch extra verkaufen. Die sind ein rarer Artikel! Manch vornehmer Jagdfreund schmachtet oft lange darnach und vergebens. Man bezahlt oft zehn Gulden Münz für eine einzige. Da denk ich nun, der Erzherzog auf dem Brandhof würde sich den Gamsgeier verehren lassen. Wenn Sie die Güte hätten, den Franz hinabzuführen. Sie könnten sprechen für ihn, und er könnte seinen Geier präsentiren. Ein einziger Gnadenblick, und die Sache wär' aus."

„Sakra, ist das ein Mädel!" jubelte Franz, und der Professor murmelte kopfschüttelnd: „Ein findiges Köpfchen."

Dann aber sagte er: „Es thut mir leid, Kinder.

Der Einfall ist ein wenig zu keck. Ihr versteht das nicht. Wenn ein hoher Herr einen Menschen sich vorstellen läßt, so ist dieser dadurch allein schon begnadigt. Es ist der Hoheit unwürdig, ihren Blick auf Leute zu werfen, welche man allenfalls noch in Ungnade fortschicken müßte. Und das könnte Franzen noch immer begegnen. Ist er nicht ein Wilderer? Die erhabene Person auf dem Brandhof kann nicht gebeten werden, einen Wilderer zu empfangen."

„Das verwünschte Wildern!" rief Anna, mit dem Füßchen stampfend.

„So ist's recht!" sagte der Professor. „Verwünschet das Wildern für ewige Zeiten; es ist der erste Schritt, wenn es Euch gut gehen soll."

„Aber," rief Robert dazwischen, „vielleicht könnte die Anna selbst einen Fußfall machen. Die ist nicht kompromittirt."

„Nicht?!" betonte scharf der Professor. „Es ist wahr, ihre Aufopferung, ihre Treue und Hingebung würden jedem — Romane zur Zierde gereichen; aber da drunten, dreitausend Fuß unter uns stehen — Altäre, welche diese Tugenden erst einweihen wollen, wenn sie gelten sollen. — Kurz," fuhr er fort, „das Alles ist nichts. Es ist abenteuerlich, und auf Abenteuer laff' ich mich nicht ein."

Die drei Personen blickten gespannt auf ihn, jede mit einem verschiedenen Ausdruck.

„Aber das will ich thun," sagte der Professor. „Ich habe die schöne und edelmüthige Handlung gesehen, welche Franz an dem Förster ausübte, und ich will sie bezeugen. Ich habe ferner gehört, wie Franz den Förster eines falschen Zeugnisses anklagte, und zwar in einer Lage, welche den Stempel der höchsten innern Wahrheit trug; das will

ich auch bezeugen. Kurz, ich will nach Hieflau wieder zurückkehren, und die gerichtliche Anzeige machen von dem, was ich gesehen und gehört habe. Der Förster und seine Helfershelfer müssen vom Neuen inquirirt werden. Inzwischen macht der Prozeß Aufsehen, sein Ruf dringt auch auf den Brandhof, und gibt uns Gelegenheit — weil Ihr einmal Euer Vertrauen darauf setzt — den hohen Herrn dafür zu interessiren. Ein Gnadenspruch erfolgt dann gleichsam von selbst, denn im Gewissen ist ja doch Jedermann von Franzens Unschuld überzeugt. Aber es müßte schlimm sein, wenn von den zwei Eidleistern nicht wenigstens Einer zum Geständniß zu treiben wäre. Wir werden den Prozeß, hoff' ich, auf ganz ebener Straße gewinnen."

Diese sichern und ruhigen Worte aus dem Munde des überlegenen Mannes machten einen wundergleichen Eindruck auf das ländliche Paar. Anna tanzte glückselig herum, was sie in Ermanglung von Bodenfläche auf ihren eigenen Hüften und Fußspitzen that, und Franz lächelte nur immer gutmüthig vor sich hin. Ein Trost kam auf einmal in die Wildhöhle, ein Hoffnungsrausch, der wie ein frischer Windhauch im Nu den heitersten Himmel machte.

Kurz, es ging lustig her in der Höhle. Unsere Fremden mußten sich Alles erzählen und zeigen lassen, was man gethan hatte, dieselbe wohnlich zu machen: wie man hier den Schutt weggeräumt, dort eine kalksinternde Ritze verstopft, — die Heustelle, den Bratspieß, die Betten. Letztere waren freilich nur Heu und Mooslager. Anna klagte bitter über den Mangel an wärmenden Decken, denn die Nächte seien kalt. „Ich dächte das Gegentheil," sagte der Professor. „Wenn man Abends vom Berg zu Thal steigt,

so empfindet man fast auf jedem Schritt, wie kalt die Luft in der Tiefe wird. Die Höhen dagegen durchwärmt die Sonne den ganzen Tag."

„Das ist schon wahr," sagte Franz, „aber die Nebeln! die schaurigen Frühnebeln! Und so ein Kalkfelsen schluckt die Feuchtigkeit ein wie ein Schwamm."

Hierauf erzählten sie ihre Leidensgeschichte. Die Arretirung, die Verhöre, die Verurtheilung, die Flucht. Letztere klang besonders merkwürdig, zumeist wegen der geringfügigen Mittel und der Unlust der nächstbetheiligten Personen. Franzens Kameraden waren lau und zaghaft, sie hatten einen Respekt vor Schloß und Riegel, welcher höchst löblich und gesetzlich war; aber Anna hätte „die Kourage" vorgezogen. Sogar Franzens eigene Mutter, ein blödes, schüchternes Weiblein, welches ganz ihrem Manne unterstand, wagte nicht viel; sein Vater aber war wüthend auf ihn. Kurz, der gute Franz hatte keinen Menschen für sich, als das Mädchen allein. Und sie allein vollbrachte Alles. Es war eine Geschichte, die unserem Professor wirklich Anerkennung abnöthigte.

Die kleine Heldin sagte lächelnd: „Ja, ja, man muß sich bemühen um ihn. Er hat ein so weiches Herz, dieser junge Mann. Wie ihn nur Eine freundlich anschaut — und das thun sie alle — so ist er gleich . . ." sie drehte die Hand hin und her.

„Geh', hör' auf," sagte Franz. „Wenn ich ein bischen dumm war, so ist das zu Ende. Jetzt weiß ich wohl, was ich an Dir hab'. In Ewigkeit vergeß ich das nicht."

Und die künftigen Gatten thaten sich schön und küßten sich, mit unauslöschlichen Flammen im Auge.

Um Roberts willen wünschte der Professor diesem Liebeshimmel ein wenig ferner zu stehen. Er sprach von seinem Aufbruch.

Aber das Pärchen bat ihn so treuherzig, zu verweilen. Sie fühlten sich, schien's, in ihrer Höhle wirklich zu Hause, und nöthigten ihn fast wie einen Gast. Zuletzt zeigten sie dem Professor, um ihn zu vergnügen, einen Steig an der Felswand, welcher auf „die Platte" hinaufführte. Droben sei eine schöne Aussicht, sagten sie. Der Professor ließ sich's gefallen.

Er ging mit Robert hinauf. In der That war der Felskegel, welcher mit seiner untern Breite wohlversteckt aber auch dumpf „in den Wänden" stack, droben so ziemlich frei. Unser Paar bereute den Gang nicht. Sie fühlten sich in mächtiger Höhe liegen, und zunächst um sie her stürzten die ebenbürtigen Höhen in unermeßliche Thalkessel nieder. Sie sahen Föhren- und Fichtenwälder, deren Stämme gewiß thurmhoch waren, kurz, wie geschorenes Haar in die bläulich grünen Tiefen hinabwachsen. Sie sahen beschneite Alpengipfel fast in gleicher Linie ihnen gegenüber liegen.

„Ach, hier ist's schön!" rief Robert, und streckte sich grad auf den Rücken aus. „Schade, daß es nicht früher im Jahre ist. Wie hübsch wäre es, wenn wir jetzt einen Hirsch röhren hörten, oder gar einen Auerhahn balzen. Weißt Du, Papa, wie damals auf dem Schafberg bei Ischl? Das ist der Ton für solch unermeßliche Hochwaldöstille."

Der Professor ließ ruhig sein Auge schweifen. „Es bleibt doch wahr," sagte er, „man soll von den Wegen die

Nebenwege, und von diesen wieder die Abwege einschlagen. So will ich's halten, so lang meine Knochen dauern."

Robert fuhr fort, zu schwärmen: „Wie beneid' ich die zwei Zigeuner da drunten! Was sie sich Mühe geben zu heirathen, und in ihre dumpfen Dorfstuben zu kommen! Thörichte Menschen! Wo ist die Welt schöner als hier? Aber sie werden's noch fühlen. Sie werden sitzen zwischen ihren Kindern und Sorgen in ihren überheizten Stuben, und wenn sie dann ausschauen auf ihre schwarzgrünen Hochkogel, da sagt wohl eines zum andern: Weißt du noch, wie wir da droben hausten? So nahe dem Himmel! so hoch, so frei! Es war ein schönes Leben!"

Der Professor rügte sie nicht, diese etwas ordnungsfeindliche Sympathie. Wurde er doch selbst weicher in solchen Augenblicken; — es sind Augenblicke, in denen das Naturgefühl Recht behält.

Als die Sonne sank, ließ sich das Paar von Franz auf den Weg in den Weichselboden führen. Das Dörfchen wurde in zwei kleinen Stunden erreicht. Dort übernachteten sie, und am Morgen miethete der Professor ein Fuhrwerk nach Hieflau zurück. —

Bei seiner Ankunft in Hieflau — doch wir werden unserer Geschichte vorauseilen, wenn wir ein wenig zurückgreifen. Gewiß hat der Leser ohnedies schon gefragt: wo blieb der Wallfahrer nach Mariazell? was ist aus dem Förster geworden?

Von diesem Manne wollen wir jetzt sprechen. Es gibt Naturen, denen nichts gelingt, unglückliche Naturen, die weder sich noch andere froh machen. Man weiß nicht, wem sie zu Danke leben. Es ist ihnen gesungen, ihr

Leben zu verlieren, und thun sie 'mal einen Griff, es zu gewinnen, so wird gewiß — eine Schuld daraus.

Eine solche Natur war Vollrath, der Förster. Er gehörte z. B., um aus seinem Charakter nur Einen Zug herauszugreifen, er gehörte zu jenen Männern, welche ihr Verhältniß zum Weibe nicht finden können. Er wußte mit Weibern nicht umzugehen. Man drückte das so aus: Er hatte kein Glück bei den Weibern. Seine erste Frau war ihm „rekommandirt" worden. Man hatte ihn nicht betrogen; die Rekommandirte war ein braves Weib. Er lebte mit ihr gar nicht übel. Aber als sie gestorben, und der Wittwer darauf aus war, seine zweite Gattin und seinem Kinde eine Mutter zu suchen, da geschah es dem armen Manne, daß er sich wirklich verliebte. Das Mädchen, das diese Leidenschaft ihm einflößte, war Anna, unsere Heldin.

Es war ein trauriges Schauspiel, den Förster um Liebe werben zu sehen.

Da saß er und blickte mit verzehrenden Blicken den Gegenstand seiner Leidenschaft an; aber sein Blick war fast böse, wie man einen Feind anblickt. Da saß er und würgte an jenen Artigkeiten, die so leicht und spielend vom Munde gehen sollen, wie ein Verbrecher an seinen Geständnissen würgt. Schwer gewann er den Muth, etwas Schönes zu sagen, und leicht verlor er ihn wieder. Es wurde ihm sauer, angenehm zu sein. Er war es mit allem Aufwande seiner Willenskraft, er war es mit Anstrengung. Aber von einem Kraftaufwand wünscht man baldigst erlöst zu sein, und für eine Arbeit erwartet man einen Lohn. Nichts ist natürlicher, als dieses Gefühl. Nur Schade, daß es den Schönen als Arbeit und Kraftaufwand

nicht bekannt ist, was in der ganzen Welt Scherzen und Schäckern, Tändeln und Kosen heißt. Dem Förster widerfuhr daher beständig ein Unrecht. Er hatte beständig über Undank zu klagen. In diesem Gefühle zog er sich dann auf sich zurück, und nach einem zärtlichen Anlauf grollte er Tage lang in Zorn und Beschämung. Hatte er sich aber ausgetrotzt und raffte er sich wieder auf, so wiederholte sich auch das nämliche Spiel, und der Arme wurde nie glücklicher.

Liebhaber dieser Art verlegen sich gerne auf's Geschenke machen. Auch Vollrath half sich damit. Aber ein Geschenk, soll es mit fröhlichem Herzen empfangen werden, muß eben ein Zeichen vom Ueberfluß sein. Vom Ueberfluß der Börse zwar, aber noch mehr einer überfließenden guten Natur. Geschenke eines gesperrten und krampfigen Herzens, wie Vollraths, nehmen sich peinlich an.

Da wollte es eines Tages der böse Stern dieses Mannes, daß er für Annen ein schönes Korallen-Halsband gekauft hatte, von welchem er sich mächtige Wirkung versprach. Aber just an dem nämlichen Tage brachte Franz, welchem es seltener einfiel, zu schenken, dem Mädchen ein rothes Halstüchlein mit. Wie nun die Beschenkte aus dem rothen kattunenen Fähnchen ein Aufhebens ohne Gleichen machte, dagegen die edlen Korallen fast unbeachtet ließ, so geschah dem Förster gar zu grimmig dabei. Er rannte hinweg mit einer bösen Gährung im Herzen.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Der Förster ging in seinen Forst gegen Wildalp hinauf, einem der entfernteren, welche die Herren von Admont besaßen. Georg Bern begleitete ihn. Georg Bern, derzeit beim Hieflauer Hochofen in Arbeit, war des Försters Kamerad

aus der Militärzeit her. Sie hatten in derselben Jäger-Compagnie gedient, zwar mit einem kleinen Chargen-Abstand, aber sie waren verwandte Charaktere, und zogen sich an, wie wenige Andere des Bataillons.

Unterwegs machte sich Vollrath Luft. Er schüttete ganz seines Herzens Bitterkeit aus. Er knirschte über die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe, und es tröstete ihn wenig, daß Georg ihm vorstellte, wie sehr er den Vater für sich habe. Letzteres war freilich die Wahrheit. Der Vater nämlich, welcher sein Wirthshaus nur nebenbei betrieb, war in der Hauptsache Kohlenbrenner, und der Förster hatte bei den Holzlieferungen an ihn, ohne die Herrschaft eben hintanzusetzen, doch viele Gelegenheit, dem Manne Vortheile zuzuwenden. Hätte es Vollrath auf den väterlichen Zwang ankommen lassen, vielleicht hätte er's durchgesetzt. Aber der unglückliche Mann hatte im Grunde Herzensbedürfnisse. Es war ihm darum zu thun, so wenig er liebenswürdig war, um seiner selbst willen geliebt zu werden. In diesem Eigensinn, der leider nicht selten ist bei solchen Naturen, bestand ja eben sein Unglück. Daher reizte der Gedanke, Annen Gewalt anzuthun, ihn wenig, selbst jetzt nicht, wo er doch so böse auf sie war. Sein ganzer Schmerz richtete sich gegen das Schicksal, wie nämlich verworrene Gemüther das eigene Ich nennen, und sein ganzer Groll gegen den Tannenfranz, den er die Quelle seines Unglücks, und den Verführer seiner Geliebten nannte. Wie hätte auch, meinte er, sein schönes Korallenband verkannt werden können, wenn das rothe Halstüchlein gar nicht da war? So eiferte er vor sich hin.

An einer Stelle des Waldes — es war eine Schlucht,

und wurde die Wildgrube genannt — begegnete das Paar dem Tannenfranz, welcher singend und sorglos wie ein junger Gott droben in der Höhe durch's Gereuth strich. Es war aus der Tiefe des Hohlwegs keine Möglichkeit, ihm beizukommen, die Nebenbuhler wären sonst handgemein geworden. Mit einem Fluche ballte Vollrath die Faust, und sein Hund knurrte dazu.

Nach einigen Minuten aber fühlte der Förster, daß er diesen Hohn des Schicksals doch nicht verwinden könne. Eine brennende Begierde überkam ihn, den Wilderer „zu stellen." Und da die Wildgrube um nichts wegsamer, ja nur noch steiler geworden, so fing er auf einmal an, wie in einem Anfall von blinder Raserei gegen die Felswände Sturm zu laufen. Bei dieser Gelegenheit entlud sich die Flinte auf seinem Rücken, — in seiner Aufregung hatte er vergessen gehabt, den Hahn zu sperren, — und mit der Kugel im Schulterblatt stürzte er rücklings zurück.

Georg zog ihm den Rock aus, entblößte die Wunde, und that, was man bei solchen Unfällen thut. Auf einmal hielt er inne. „Vollrath, was gibst Du mir, und dieser Schuß ist Dein Glück?" — „Wie so?" — „Du schwörst, der Franz hat Dich geschossen, und ich schwöre mit. Ich bin Dein Zeuge. Der Franz muß in's Zuchthaus, Du hast die Anna allein." — Der Förster starrte ihn an. „Hol' mich der Teufel," rief er, „ich will auch einmal glücklich sein! Meine silberplattirte Meerschaumpfeife bekommst Du, die Dir so lang schon gefallen hat." „Topp," sagte Georg Bern, und schlug ein.

Tags darauf holten den Franz die Gendarmen.

Georg Bern aber war selbst ein heimlicher Liebhaber Annen's. Er dachte, bin ich nur Franzen erst los, den

trübseligen Förster überhol' ich wohl leichter. Daher sein falscher Rath. Es war sein eigenes Interesse, das ihm dabei einfiel, und er ließ sich noch Aufgeld zahlen in der Form der beliebten Tabakspfeife, um die Gelegenheit gänzlich auszunutzen.

Das war die Geschichte des Schusses, von dem wir bisher gehört haben.

Bald wäre es geglückt das Komplott, denn kein Mensch hat die Wahrheit gesehen. Die finstere Wildgrube war der Schauplatz — auf viele Meilen kein Zeuge! Wahrheit war hier, was zwei Menschen als Wahrheit beschworen. Bald wäre es geglückt.

Und doch folgte nichts als Unglück darauf. Das erste Unglück schon war, daß Anna mit Franzen entfloh. So war der Preis des Meineids dahin! Das hatten sie nicht vorausgesehen, die Meineidigen! Den Förster marterten alle Qualen der Eifersucht, der Reue, der Selbstverdammung, und sein Wundfieber schlich noch einmal so langsam dahin. Georg war grimmig und wild, daß es graustе. Er ging wie ein Toller mit seinen Hammern und Schüreisen um, an denen er all seinen Zorn ausließ. Der Leser erräth jetzt vielleicht, wer der zornige Knecht an dem Hochofen gewesen, welcher unserm Robert so viel Neugierde rege gemacht hätte.

Den Förster verfolgte noch ferneres Unheil. Seine Wirthschafterin bestahl ihn, und ging ihm durch, denn als das erste Gerücht von Franzen auskam, dachte sie, nun wird der Förster heirathen und mit ihr sei es zu Ende. Seine hilflose Lage machte ihr Gelegenheit, aber freilich vermißte er sie just um so schmerzlicher.

Bald darauf gab der Dorfarzt sein Kind auf. Er

erklärte dem Vater, die überhandnehmenden Skropheln der kleinen Kranken würden ihm zu mächtig, und nur beim Himmel sei Hilfe.

Vollrath führte sein Kind nach Mariazell. Von weiblichen Händen verlassen, unternahm er sie selbst und allein diese Fahrt. Seine vernarbende Wunde erlaubte es nothdürftig. Unterwegs, wie wir wissen, hätte ihn bald der stärkste der Unglücksfälle getroffen, aber die Art, wie er davor bewahrt wurde, betäubte ihn noch mehr. Sie vernichtete ihn ganz.

Er gab die Fahrt nach Mariazell auf. Er lenkte sein Wägelchen um. Er übergab sein Kind einer Nachbarin, d. h. der Frau eines Mannes, welcher auf fünf Stunden mit ihm auseinander wohnte, und ein Admonter Waldmeister war. Dann marschirte er nach Hieflau hinab. Er ging ohne Rast und Ruh.

Die Nacht war schon vorgerückt, als er ankam. Aber es war Sonnabend, und von den Arbeitern des Hochofens füllten noch viele die Schenke. Auch Georg Bern war noch da.

Als der Förster hereintrat, erregte er Aufsehen. Man sah seinen ungewöhnlichen Zustand ihm an; man sah, wie erhitzt, wie müde, wie durstig, wie augenscheu er sich hinsetzte. Auch saß er nicht lange. Denn kaum hatte er ein paar Minuten Geduldszwang sich angethan und gierig einen Krug hinuntergestürzt, — er ließ sich keinen zweiten mehr geben, — so winkte er Georgen heimlich zu, und Beide verschwanden alsbald in die Nacht hinaus.

„Was hast Du?“ fragte Georg auf der Schwelle. Der Förster lenkte von den Häusern hinweg „in's Wilde,“

wobei er häufig sich umsah. Nach einigen hundert Schritten, als ihm der Ort einöd genug schien, fing er an:

„Hier ist eine Hunderter Banknote. Du mußt heute noch fort. Du mußt aus dem Lande. Geh nach Hamburg oder nach Triest, — die Engländer haben in allen Häfen ihre Werber für den Krieg in der Krim. Geh in die Fremdenlegion. Da bist Du versorgt. Denn hier ist's aus, im Steirerland ist's aus mit Dir."

„Um Gotteswillen, was ist's? Sind wir verrathen?"

„Recht hast Du, daß Dir das gleich zuerst einfällt. Wer das gethan hat, der hat keine ruhige Stunde mehr."

„Wer ist der Hund? Todtschlagen will ich ihn! Um meine ruhigen Stunden ist mir nicht bange."

„Ich selbst bin der Hund. Morgen früh geh' ich vor's Gericht und zeige mich an."

Georg stand wie vom Donner gerührt. „Bist Du wahnsinnig?"

„Ich bin wie ich bin. Versäume deine Zeit nicht, sondern mach' fort. Ich will Dich gewarnt haben. Man soll nicht sagen, ich habe meinen Kameraden verrathen. Du hast mir einen schlechten Rath gegeben, und eine schlimme Hilfe geleistet. Aber die Rechnung ist mein. Ich will sie bezahlen. Du rette Dich. Da hast Du die Mittel zur Flucht. Mach fort. Kein Wort mehr! Du kennst mich."

„Aber ich will nicht fort!" trotzte Georg; „ich will nicht! Es paßt mir nicht."

„So paßt Dir das Zuchthaus."

„Vollrath, es ist Dein Unglück!" schrie Georg wuthdrohend auf.

„Alles iſt mein Unglück," ſagte der Förſter mit jener eiſigen Ruhe, womit er das Uebrige vorgebracht.

In demſelben Augenblicke betäubte den Förſter ein Schlag. Er ſchrie um Hilfe und rannte gegen die Dorfſchenke zurück. Leute ſtürzten aus der Schenke heraus. Georg entfloh.

Aber der Vorfall war Urſache, daß der Förſter noch heute Alles entdeckte. Am andern Morgen war ſchon das ganze Dorf von dem Ereigniſſe voll.

Als gegen Mittag der Profeſſor mit ſeinem Sohne vom Weichſelboden heranfuhr, fand er die Aufgabe, um deretwillen er kam, ſchon gelöst. „Um ſo beſſer!" rief er. „Das ging noch ſchneller, als wir ahnen konnten. Unſere armen Verbannten ſind mit einem Schlage am Ziele."

Robert dagegen — um aufrichtig zu ſein — hatte ſich freilich ſchon auf eine effektvolle Gerichtsſcene und auf die Perſon, die er dabei mitzuſpielen hatte, im Stillen gefreut. Daß der Roman auch ohne dieſes zu Ende ging, betrübte ihn faſt im erſten Augenblicke. Denn zu Ende war er nunmehr. Der Profeſſor kürzte auch das Ende noch ab, indem er Annen's Vater ohne Verzug in das Geheimniß zog. Der Weg zu dem flüchtigen Paare ging durch Franzen's Mutter, mit welcher Anna an einem dritten Orte ihre heimliche Verbindung unterhielt. Dieſen Ort zeigte der Profeſſor dem Vater jetzt an, und gebrauchte ſein Anſehen nur dahin, daß er ſich Nachſicht und Milde für ſeine Schützlinge ausbedung.

Letzteres war kaum nöthig, denn die Meinung des Dorfes war jetzt dem Paare ſo günſtig, daß auch der ſtrengſte Vater nicht dawider gekonnt hätte. Alles wetteiferte in Theilnahme für ſie, und die halbe Dorfſchaft

zog mit, als der Wirth einspannte, das Paar abzuholen. In einem wahren Triumphzuge kamen Franz und Anna nach Hause.

Anna sagte sofort zum Professor: „Nun thut mir's doch leid für den armen Förster. Ich glaube, sein Herz ist so schlecht nicht. Am Ende gehe ich doch noch auf den Brandhof und bitte für ihn."

„Brave!" rief der Professor, „das heißt wie ein Weib gesprochen, kleiner Wildfang. Thu' es nur."

Aber auch das war nicht nöthig. Man nahm bei dem Prozesse des Försters mildernde Umstände genug an. Die Aufregung geschmähter Liebe, die Einflüsterung eines Verführers, vor Allem seine Selbstanklage. Dazu verwendeten sich auch seine Herren in Admont für ihn. Nach zwei Jahren wurde er aus dem Gefängniß entlassen. Sein Kind war inzwischen gestorben, und seine Stellung in Admont freilich vernichtet. Doch gelang es durch den Fürspruch seiner gnädigen Stiftsherren, daß er bald darauf bei einer Herrschaft in Krain angenommen wurde, wo es ihm wohl geht. Er hat auch später geheirathet, — man sagt, eine der prächtigsten Slavinen jener Gegend — und ist Vater eines gesunden Knaben geworden. Er soll eine zufriedene Häuslichkeit haben.

Georg Bern hat so gewandt zu entfliehen gewußt, daß er dem Strafgerichte seiner Heimath leider entzogen blieb. Aber seit einem Jahre geht unter seinen Angehörigen die Nachricht um, daß er am Kap der guten Hoffnung, wohin er als Fremden-Legionär der Engländer verpflanzt worden war, bei einem Ueberfall der Kaffern grausam um's Leben gekommen.

Franz und Anna sind glücklich. Sie haben schon

das dritte Kind zur Taufe getragen und die romantische Geschichte ihres Brautstandes ist nach und nach eingeschlafen. Sie selbst sprechen nicht oft davon, — sind sie doch auch Bauern, und dieser Schlag Gottesgeschöpfe hat nun einmal keinen starken Sinn für Romantik. Aber wenn es einem Fremden gelingt, ihnen die Zunge zu lösen und ihre Herzen in Schwingung zu versetzen, dann behält Robert, der schwärmende Jüngling, doch Recht, denn Anna pflegt die Erzählung jener Mühsale dann gern mit den Worten zu schließen: „Aber nun ist's vorbei — und schön war es doch!"

Der Kuß.

Kennst du den Berg und seinen Felsensteg,
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut . . .

Das Schrecken der Alpen ist viel und mannigfaltig. Lawinen donnern aus sternennaher Höhe herab, verschütten die Dörfer, wickeln Wälder und Felsen im Radlauf zum Knäuel übereinander; Runsen kommen geschossen, Rheinströme des Moments, wie kurz zuvor rieselnde Wasserfäden, reißen das Fleisch der Erde bis an den Knochen des Urgesteins auf; Bergschlipfe fahren in die Tiefe, schlucken Gärten und Wälder, Dörfer und Städte mit leichtem Knirschen in einen unsichtbaren Magen hinab; — das Alles sind sehr grause und schreckliche Dinge. Und doch hat es in seiner naiven Oeffentlichkeit noch etwas Heiteres; es sind gleichsam die Straßen-Skandale der lebenslustigen Berggeister-Jugend. Aber die geheimen Malicen, die stillen und sinnigen Tücken des Alpenherts, jene frechen Zufälle und lasciven Impromptü's, welche kein Saussüre oder Agassiz theoretisch zu belauern weiß, — die wollen mit feineren Nerven geahnt und empfunden sein. Die Baronin Rinnich, geb. Rolly, hat diese Nerven. Sie bekommt immer Krämpfe, die Frau Baronin, wenn sie vom Hochgebirg sprechen hört. Sie hat einen „Degout"

vor den Alpen, welchen man fast „Horreur“ nennen könnte. Sothaner Tegout geht so weit, daß die arme Frau nicht einmal in der Kunstausstellung Hochlandsbilder sehen kann; item so sind auch von ihrer Toilette alle Seifen und Pomaden, und wie immer benamsete Parfümerien verbannt, welche von „Alpenkräutern“ herrühren wollen. Das ist entsetzlich! Aber es hat uns immer geschwant. Wenn wir in der Schweiz oder in Tirol an so einem Thalkessel vorbeifuhren, aus dessen Tiefgrunde uns die Ferner wie Nähkissen voll Nadeln entgegenstarrten, da wurde uns immer unheimlich zu Muthe. Da drinnen ist's nimmer geheuer, dachten wir dann, und der Gedanke bezog sich keineswegs auf erfrorene Glieder allein. Wir hatten ein Gefühl, ein Gefühl, — die Baronin Rinnich könnte sagen, was für ein Gefühl. Sie könnte ein Geschichtchen erzählen! Aber sie thut es nicht, die kluge Baronin. Wer etwas hören will von diesem Geschichtchen, der wird es nimmermehr im Salon der Baronin hören. Ich fürchte fast, er muß sich an unsere Wenigkeit wenden. Wer sonst sollte es erzählen, das Geschichtchen? Der Herr Baron ist diskret, die Prinzessin Edme ist diskret, die Gräfin Melanie ist diskret — mein Gott, sie sind alle diskret, diese Herrschaften! Wäre die Novelle nicht da, das liebe, indiskrete Töchterchen Boccaccio's, man erführe gar nichts. Und auch die ist schon prüde geworden. Hockt in Töchterschulen und schneidert für „Familienkreise“ — es wundert uns eigentlich, daß sie das Alpengeschichtchen erzählt. Aber doch erzählt sie es, das Geschichtchen vom Kusse. —

Der Hof von N*** hielt seine Sommerfrische. Die Residenz lag in jenem Hügelfächer, welcher von dem Alpenstock der deutsch-italienischen Länderscheide gen Norden aus-

ſtrahlt, und den Flüſſen als Uferböſchung dient, deren Lauf in derſelben Richtung herabſtreicht. Aber das Hügelland war durch Abholzung faſt überall ſchon dem Flachlande einverleibt, daher die Sommerreſidenzen des Hofes die Schöne der Waldnatur tiefer im Mittelgebirge aufgeſucht hatten. Dort barg ſich in kühlen Thälern und auf ſchattigen Halden manch feenhafter Bau von wonnigem Klang im Lande. Zuweilen geſchah es jedoch, daß Luſt und Laune auch über dieſe Bannlinie drang, und bis in's Hochgebirge ſelbſt ſich verſtieg. Dann aber war die Beobbachung eine Sache von verwegener Romantik. Stehende Luſtbauten gab es dort nicht mehr, nur daß etwa von den Schlöſſern und Warten des verſchwundenen Alpenadels hier und da eine brüchige Halbruine ſtand. Was in denſelben zur menſchlichen Erforderniß tauglich ſein mochte, war vielleicht ein ausgeflickter Ritterſaal oder ein paar ſchlecht reſtaurirte Kabinete, welche der inſitzende „Hausmann" gleichſam als Pflicht-Exemplare für Touriſten in hiſtoriſch gemüthlicher Schönigung präſent hielt. Kam nun ſo einem Manne auf einige Tage der Hof über den Hals, ſo leiſteten dieſe Paramente willkommene Dienſte und es wurde ſo genau nicht genommen, vielmehr gedieh es der fürſtlichen Laune zu mehrerer Heiterkeit, wenn von den indigenen Ratten und Fledermäuſen beſagter Kemenaten manch ein nervöſes Hofdämchen oder brummiger, ſybaritiſch-gewöhnter Kammerjunker in nächtlichen Anſpruch genommen wurde. Die eigene fürſtliche Perſon natürlich durfte es nicht ſein.

Solch eine Halbruine war Schloß Wildenſtein. Es lag an der Schwelle der Alpen in einem einſamen Hochthale, ein maleriſch zertrümmerter Raubhorſt, einſt ein

gefürchteter Paßriegel dem Ameisengeschlecht der Krämer und Saumfahrer, wenn sie mit ihren Venediger Kettlein und Spänglein, ihren süßen Weinen und hitzigen Gewürzen gen Norden fuhren, das wälsche Sittengift den lobebären Teutonen einzuflößen. Sothanen Vaterlandsverrath pflegte ein männlicher Alpenadel dann höchlich zu ahnden mit Buß und Pfand an des Säckels schnödem Gewinnste. Leider haben die listigen Ameisen zu Augsburg und Mailand die Tugendhelden auf Wildenstein überdauert und der trotzige Twing lag droben in seinem Thalhorn schon längst als ein Leichnam. Er war in direkt fortschreitender, histerischer Askese zur Eremitage und Solitude der That nach geworden. Eines hellen Augustmorgens nun stand Sanspareil, die weitläufige, im schönsten italienischen Colonnaden-Styl erbaute Sommerresidenz verlassen, die hohen Herrschaften hatten seine Orangerien und pleasuregrounds vertauscht mit den Fichtenwäldern und Alpenweiden des gletscher-umzinkten Wildensteins.

Gewöhnlich, wenn der Hof eine solche Hochlands-Villeggiatur beliebte, hatte die Jugend den kräftigen Impuls gegeben. Sei es, daß irgend ein Prinzlein flügge geworden, welches Spielhahn und Gemsbart auf seinem Alpenhut — die modernen Sporen der Ritterlichkeit — sich persönlich verdienen wollte, oder daß ein hüpfendes Fürstenmädchen mit einem selbst erfundenen pas à la Chevrette sich trug, als welcher zu seiner künstlerischen Realisirung eine wonnevolle Menge unebenen Bodens bedurfte. Und der Fürst, wie er es liebte, ein guter Landesvater zu heißen, machte den Anfang, sehr vernünftig, damit, ein gütiger Familienvater zu sein.

Aber wir haben von einem Hof gesprochen. Das ist

auf dem Wildenstein freilich nicht zu verstehen, wie in der ständigen Residenz, oder sogar nur in Sanspareil. Ein Wildensteiner-Hof hat nicht Raum für die Sonne mit ihrem ganzen Planetensystem, sondern ist eine kleine astronomische Idylle, ein chez soi von nur wenigen Sternlein. Außer dem Landesherrn und seiner Gemahlin (wir wollen sie ein für allemal Fürst und Fürstin nennen) war nur noch ihre Nichte Edme, ein Prinzeßchen von fünfzehn Jahren, und die Gräfin Melanie, ein kleiner eilfjähriger Poltergeist da. Wahrscheinlich haben wir die vier reizenden Veilchen dieser zwei Damen für die englischen Stahlfedern zu halten, welche bei dem fürstlichen Entschlusse zu dieser Hochlands-Tour als Unruh in der Uhr figurirt. Ein Kammerherr Baron Rinnich und eine Baronin Nelly, zugleich Ehrendame der Fürstin und Aja der jungen Edme, nebst drei oder vier untergeordneten Dienstpersonen — das war der ganze Wildensteiner-Hof.

Der Fürst war ein Mann in den besten Jahren. Seine Erziehung hätte sorgfältiger sein können, aber sein Herz war gutmüthig, sein Temperament jovialisch. Er stand dem Volke nahe aus Neigung, wie aus Politik. Seine Hand hatte manch schwielige Bauernhand gedrückt, sein braunes, freundliches Auge nach den Töchtern des Landes mit manchem Volkssohn um die Wette geliebäugelt.

Ganz das Gegentheil dieses Charakters war die Fürstin. Sie war von einem Hofe gekommen, welcher sich rühmte, nie die Fußspitze auf einen Pflasterstein gesetzt zu haben. Sie war stolz und verschlossen, man lobte ihre Gerechtigkeit mehr, als ihre Milde. Sie hätte es geliebt, eine große politische Rolle zu spielen, aber der angestammte

Anhang ihres Gemahls überwog ihren fremdartigen Einfluß. Nicht ungern folgte sie deßhalb dem Fürsten auf seine Hochlandsparthien, welche sie übrigens verwünschte; sie hoffte, hier ungetheilter auf ihn wirken zu können.

Der Baron Ninnich — was sollen wir von ihm sagen? Ein armer Ritter, ein Figurant! Er war der Person des Fürsten als eine Art Hofälpler beigethan, denn er stammte aus dem Gebirgsbauernadel. Der Fürst trug ihn wie eine Kokarde, womit er den „treuen Bergvölkern" schmeichelte, die Gesellschaft hatte ihn, da er mancherlei kleine Talente besaß, zu einem Spaliergewächs ausgerenkt, das breit und niedrig, jedem zutäppischen Appetite des Augenblicks handlich ist. Zuletzt aber fing er an „de trop" zu sein, viele Gelegenheiten, ein solides Glück zu machen, waren seiner Ephemeriden-Klugheit entschlüpft, und der preußische Gesandte hatte sich längst gewöhnt, ihn mild und weich Herrn v. Nienich zu nennen. Ein arger Schlag traf den armen Mann, als der Fürst in einem Hochlands-Quartier gleich dem Wildenstein eines Morgens seinen Jagdrock anzog, und statt des Taschentuchs, nach welchem er langte, eine lebendige Maus in der Tasche fing. Herr v. Ninnich war nämlich Garderobemeister! Damals bedachte der Gute zuerst den Wechsel des menschlichen Schicksals und bewarb sich eifriger als je um die Baronin Nolly, welche reich und einflußreich war.

Das war sie, die Baronin Nolly. Reich weil geizig, geizig weil das das Laster — wie Devotion die Tugend! der meisten alternden Schönen. Einflußreich, weil sie ein früheres Wohlwollen des Fürsten mit einer spätern Parteinahme für die Fürstin zu vereinigen wußte — vielleicht die einzige Person am Hofe, welche das wußte. Sie war

Jungfrau, die Baronin, und hatte die Vierzig passirt. Sehr prätentiös, sehr mopuant, sehr passionirt, Se. Lordschaft den englischen Gesandten zu heirathen, welcher leider abberufen wurde — nicht von seinem Souverain, sondern vom Schlagfluß — hatte sie alle Parthien ausgeschlagen, daher sie der preußische Gesandte — am Hofe Einer der Wenigen, welcher Latein verstand — Baronin Nolli zu schreiben pflegte. Jetzt ließ sie sich die Bewerbung des Baron Rinnich, den sie vom Herzen geringschätzte, gefallen, aber nicht anders als große Manufakturwaarenlager oft ein verschließenes Tüchlein zum Aushängschild haben.

Prinzessin Edme und ihre Gespielin Melanie tobten im wildesten Kinderhimmel. Melanie hatte bis in's achte Jahr gekränkelt, und war ein Kind von den zartesten Nerven. Als sie zu erstarken anfing, sprang sie heiß wie ein Tigerlein ihren versäumten Freuden nach. Eben dadurch wurde sie der willkommenste Spielkamerad Edmens, welche durch kräftige Muskelgesundheit so wild war, wie Melanie durch reizbaren Nervengeist.

In der That blühte Edme wie ein Berserkerkind. Nichts konnte überraschender sein, als zu hören, daß das Dirnlein bei seinem hochstämmigen Wuchs und seiner prallen Kernhaftigkeit erst vierzehn Jahre zählte. Doch nein, fünfzehn zählte sie, fünfzehn! Bald hätten wir die schwerste Beleidigung begangen, die dem magdlichen Stolze des Kindes zuzufügen, als welches sich immer, wenn die Herren des Hofes ihrer vierzehn Jahre gedachten, kräftiglichst auf den Schuhabsatz aufwarf und kategorisch verbesserte: „ich bitte, fünfzehn!" Dagegen nahm sie es nicht im mindesten übel, wenn sie in der vertraulichen Redweise lutin oder gamin genannt wurde, und machte kein Hehl daraus, wie

gern sie ihr langes Amazonenreitkleid mit der Tracht des flinken Jokey's vertauschen würde. Im Hochlande ertrotzte sie sich mit Entschiedenheit das zwanglose, kurzgeschürzte National-Kostüm der Gebirgsmädchen. Sie trug ein kurzes Rothröckchen, ein silbernes Schnürmieder, das Haar gescheitelt, rückwärts in Zöpfe geflochten, und die Zöpfe, dem Haupte zum zierlichsten Einfang, über der Stirne aufgenestelt. So sprang sie in Wildenstein herum.

Dieses Mädchen zu hüten war keine leichte Aufgabe. Kaum wollten die eisernen Reifen der Hofetiquette genügen, den brausenden Geist zu fesseln; auf Wildenstein aber, wo die Reife Kränze waren, hatte Frau von Nolly einen schweren Stand. Das wirbliche Kind war an sie geheftet, wie eine Brandrakette an einen Schanzkorb.

Die Baronin liebte Ruhe und ebenen Boden. Prinzessin Ödme und Melanie, ihr Mit-Salamander, suchten Bewegung und Gemsenterrain. Diese Ansprüche wären nimmermehr auszugleichen gewesen, am wenigsten auf Wildenstein, hätte Frau von Nolly nicht eben von der Macht des Kontrastes Alles gehofft. Das Hochgebirg wird sie einschüchtern, dachte sie, und in der That, sie hatte nicht übel gerathen. Am ersten Tage standen die Mädchen wie parallisirt vor den wilden und ungeheuren Formen des Alpenlands. Aber schon am zweiten sondirten sie zutraulicher Grund und Boden, und am dritten endlich ergab sich die Baronin in einen weisen, pädagogischen Grundsatz. Das Schlagwort dieses Grundsatzes war: „austoben lassen."

Arme Baronin!

Dieser dritte Tag wurde ihr Verhängniß. Sie unternahm mit den Mädchen einen Morgenspaziergang, ohne

männliche Begleitung, en demi toilette. Es war nach dem déjeuner, das Wetter erquickend. Eine frische Alpenbrise spielte mit den fliegenden Locken der Zirbelkiefern und der Thau des Auguſtmorgens, der jetzt zu verdunſten anfing, vermehrte die wohliche Kühle der Luft.

Auf einer blumigen Alpenmatte, ein Stündchen von Wildenſtein, fingen die Mädchen „zu toben" an. Die Aja ließ ſich im Schatten eines Waldrandes nieder und nahm die Méditations von Lamartine aus dem Arbeitsbeutel. Sie begann zu leſen, bei welcher Gelegenheit ſie alsbald einſchlummerte.

Edme und Melanie waren bisher mäßig herumgeſprungen, tänzelnd und ſich haſchend, was die Aja „toben" nannte. Kaum aber vernahmen ſie die Nachrufe nicht mehr: „Echauffiren Sie ſich nicht! Entfernen Sie ſich nicht!" — welche mit der Regelmäßigkeit eines Perpendikels über die Méditations herübergeſchollen, als ſie das „Toben" in ihrer Weiſe ſtyliſirten.

„Wir wollen Gemsjagd ſpielen!" rief die kleine Melanie und fing Edmen ſogleich zu verfolgen an. Edme, ihrer Ausdauer bewußt, floh nur mit halber Kraft. Melanie aber, welche am leidenſchaftlichſten immer im erſten Augenblicke war, ſchalt ſie mit ungeduldiger Hitze: „Iſt das Alles, was Du kannſt? — Du wirſt alt und ſchwach, Edme — wenn ich ſo alt bin wie Du, geh' ich in ein Kloſter —" und was ähnliche Spottreden waren, welche ſie in Ermanglung der Hunde auf ihr Wild hetzte. So wurde die Jagd immer animirter.

Die Mädchen erreichten dabei einen Rand der Hochwieſe, welcher mit Steinſchroffen ſehr ſteil umſäumt war. Hier erſt ließ Edme ſich los. „Allons!" rief ſie, von dem

Anblick begeistert und rannte wie blind gegen die Klippen Sturm. Melanie blieb zagend zurück. Edme, welche es vorzog, durch das Beispiel selbst zu demonstriren, rief ihr zu: „Tritt nur hin, wohin ich trete," und arbeitete rüstig sich aufwärts. Melanie folgte nicht, sondern rief ängstlicher; Edme antwortete endlich: „Sei ruhig, ich werde Dich abholen," und wandte sich um.

Aber sofort stutzte sie. Sie stand höher, als sie geglaubt, und sah das erhitzte zitternde Mädchen, dessen feines Gesichtchen in jedem Angstausdruck wechselte, tief unter sich. Der Absturz war schwindelnd steil. Sie begriff nicht, wie sie herauf gekommen. Sie prüfte hie und da mit der Fußspitze einen Einsatz nach abwärts, aber überall schreckte sie zurück. „Hier geht's nicht mehr!" rief sie den Riff hinab und dann mit einem Generalstabsblick das Klippenfeld musternd, kommandirte sie ruhig: „Bleib steh'n, Melanie, und erwarte mich. Ich will einen andern Pfad suchen. Halte nur fest Deinen Posten, daß wir uns nicht verlieren. Von Zeit zu Zeit wollen wir uns anrufen."

Ein paar Mal riefen die Mädchen sich zu, aber immer weinerlicher scholl die Stimme der kleinen Melanie, immer entfernter, aus steilerer Höhe herab Edmens verschwebende Antwort.

Zuletzt vernahm Eines das Andere nicht mehr.

Weinend lief Melanie zu der Aja zurück, welche noch immer schlief. Mit Entsetzen hörte die Unglückliche, was sich begeben.

„Und Sie haben die Prinzessin verlassen?" sagte sie nach dem ersten Momente des Schreckens. „Da ist nichts anderes zu thun, als sogleich es den Hoheiten zu melden."

Die Kleine blickte verwirrt. Bittend schmiegte sie sich

an die Hofmeisterin und stammelte innigst, noch nichts zu thun.

Eben das wollte die kluge Frau. Ihr augenblicklichstes Interesse war es gewesen, ihrerseits selbst um Schweigen zu bitten. Aber wohl überlegend, daß bei einem Kinde das nur entgegengesetzt wirke, gab sie der Sache eine Wendung, wodurch die Unschuldige der Schuldigen zuvorkommen mußte.

Jetzt erwog sie weiter den Fall. Sie sah ein, daß sie nicht die Person sei, dem Gemsenschritt der Prinzessin nachzujagen — und was sollte sie mit der kleinen Gräfin machen?

Seufzend erkannte sie, daß ihr nichts übrig bleibe, als den Baron Rinnich anzurufen, damit er mit einigen Männern auf Streife ausgehe. Sie führte die Kleine gegen Wildenstein zurück, hieß sie unbemerkt in die Burg schleichen und dem Baron den Auftrag überbringen. Sie selbst wollte in einem Waldschopf, den sie bezeichnete, unfern dem Schlosse ihn erwarten. Wenn er bis zum Diné um sechs Uhr die Prinzessin nicht zur Stelle brachte, so war das Unglück unermeßlich.

Bis dahin blieb sie eine Beute der grausamsten Weile. Sie stand und ging, sie ging und stand wie in einem Feuerofen. Unaufhörlich sah sie zur Uhr oder murmelte zu einiger Herzstärkung: „ah, ce maudit pays! ce maudit pays!“ zwischen den Zähnen. Mit Blicken des innigsten Hasses verfolgte sie rings die gepriesenen Ferner und Gletscher, welche vom blauen Himmel mit hehrer Silberpracht auf ihren Jammer herabsahen. Ihr ganzer Trost war es, wenn sie etwa um zwei Uhr einen Jodler, oder um drei Uhr eine Kuhglocke erlauschte, träumerische Töne, welche

von meilenweiten Triften herüberklangen. Es gibt doch „Welt“ in diesem verwünschten Lande, dachte sie dann und athmete einen Augenblick leichter.

Wie hätte Baron Rinnich sein Glück machen können, wäre er in einem dieser Augenblicke mit der Prinzessin erschienen!

Aber noch hatte seine Stunde nicht geschlagen.

Die Prinzessin erschien allein.

Es mochte in der vierten Stunde ihres Harrens sein, da stieß die Baronin einen Freudenschrei aus, denn ohne gehört zu haben sah sie! Auf einmal stand in der Höhe des Föhrenwaldes eine Gestalt, ragend, leuchtend, schön wie ein Cherub — es war Edme!

Wie eine Flamme lohte ihr Rothröckchen droben im Lichte, ihre Brust warf Strahlen umher vom Silbergestick des Mieders, ihr blondgoldiger Haarkranz spielte wie ein Nimbus gegen die durchscheinende Sonne. Ah, wie schön war das Mädchen! Der Baronin erschien sie ein Engel.

Im Nu lag Edme in ihren Armen und bat sehr holdselig um Entschuldigung. Das Mädchen war außer Athem, ihr Busen wallte wie zum Zerspringen, ihr Gesicht flammte in Glühhitze.

Aber die Aja fand bald ihre Amtsmiene wieder. „Welche Unbesonnenheit!“ rief sie pathetisch. „Was haben Sie gemacht!“

„Ist Melanie bei Ihnen? Ich war nur um das Kind bange.“

„Sie ist da,“ antwortete die Baronin trocken. Und den liebevollen Antheil in dieser Frage verkennend, hielt sie dieselbe blos für eine Ausbeugung; daher sie ihre

Exklamation ſtärker als zuvor wiederholte. „Welche Aufführung, Prinzeſſin! Was hatten Sie gemacht!“

Edme erzählte:

„Ich gab mir alle Mühe, die Klippen wieder hinabzukriechen, die ich ſo räthſelhaft ſchnell erflogen. Aber es ging nicht. Hinauf wand ſich manch ſchöner Fußpfad, abwärts kein einziger, der praktikabel war. Als ich das merkte, entſchloß ich mich kurz, über's Joch zu gehen und von der Gegenſeite herabzuſteigen; ich kombinirte nämlich, daß da ein Uebergang ſei.“

„Sie kombinirten!“

„Nun, ich hatte auch Unrecht. Der Berg war in der Höhe ein Plateau und zu einem Uebergang keine Hoffnung. Mein Pfad lief ſo fort, bald über Wieſen, bald durch Waldſchöpfe, — ich verlor zuletzt alle Richtung, aber die herrlichſte Ausſicht begleitete mich. Ah, es iſt ſchön im Gebirge!“

„Spotten Sie meines Kummers?“

„Pardon! Zuletzt kam ich auf einen moorigen Grund, da ſtand ein ſtilles Röhricht — ſehr melancholiſch. Ein junges Reh trank aus dem Waſſer, das mußte noch wenig Menſchen geſehen haben, denn es ließ mich ganz nahe kommen. Es war allerliebſt. Nur kam ich ſchwer auf dem Boden fort, er war überall quellig, ich hatte Mühe, nicht einzuſinken.“

„Mon Dieu!“

„Auch mein Pfad hörte auf in dieſem Moosgrunde. Ich ſtand und kombinirte. Da fiel mir ein, daß Leopold von Buch — ich glaube, ſo hieß der alte, freundliche Herr — einmal an der Hoftafel geſagt hatte, im Gebirg wäre es gut, auf die Quellbeete zu achten, wenn man um

einen Thalgang verlegen sei. Ich dachte nun, der Sumpf könnte einen Abfluß haben, und den wollt' ich suchen. Glücklicher Weise hatt' ich richtig gerathen. Bald sah und hört' ich ein Brünnlein, welches lustig in die Tiefe plätscherte. Und neben dem Rinnsal, im hohen Riedgras und Farrenkraut, lief auch wieder ein ausgetretener Fußweg."

„Welche Abenteuer!"

„Den Fußpfad nahm ich. Er führte vom Hochplateau in die Tiefe, der weiche Grund wurde aber bald steinig, und die Quellrinne neben mir, wie plötzlich zum Riesen erstarkt, brauste in finstern, tief ausgewühlten Tobeln. Diese Passage war schauerlich. Endlich kam ein Durchhau, da wurde die Aussicht wieder frei. Eine reizende Aussicht! Dicht zu meinen Füßen lag ein See, ein stiller dunkelblauer Wildsee, im Einfang des schönsten Waldkessels. Ueber dem See aber zwischen mäßig niedrigen Bergkegeln winkte der Wildenstein."

„Grâce à Dieu! Und wie kamen Sie über den See?"

„Eine Fähre war da und ein Fährmann. Ich sprang ohne Umstände in den Kahn und ließ mich übersetzen. Lebhaft empfand ich die Wohlthat dieser Gelegenheit. Ich gedachte, den Jungen freigebig zu belohnen, und suchte eifrig nach meinem Portemonnaie, als ich drüben war. Er aber sagte lachend —"

„Nun, was sagte er?"

Niemand beschreibt den Blick, womit Edme der Baronin jetzt gegenüberstand. Das Bisherige hatte sie geschwätzt, offen, naiv, in ihrer harmlosen Weise. Auf einmal fuhr ein gänzlich verändertes Wesen in das fünfzehnjährige Kind. Sie schlug das Auge nieder, gleichsam wie betreten und im Bewußtsein eines Rechtes, das Niemand

antaſten dürfe. Gleichzeitig aber kräuſelte ein Lächeln ihrer Oberlippe und dann hob ſie den Blick wieder empor — mit einem ſo neuen, freimüthigen Trotz — kurz, Alles an dieſer Mimik ſagte Folgendes: „Darfſt du Alles fragen? Muß ich Alles antworten? Nein! Ich kann auch Dinge für mich haben. Ich antworte nur, weil mir's gefällig iſt und weil ich fühle, wie ſehr es dich intereſſiren wird. Ich antworte nicht einer Aja, ſondern einer Freundin. Ich antworte diesmal — dem Weibe!"

Das war es, was Frau v. Nolly deutlich in der Miene des jungen Mädchens las. Sie war verwirrt und betroffen über dieſen Ausdruck, und viel beſcheidener klang ihr Ton, als ſie zum zweiten Male fragte: „nun, was ſagte er?"

Edme antwortete: „Er ſagte, ſchöne Mädchen bezahlen mit einem Kuſſe."

Lawinen hätten ſtürzen können von dem Schrei, den die Baronin ausſtieß. „Und Sie?" hauchte ſie hinſterbend.

„Was hätten Sie ſelbſt gethan, Madame?" fragte Edme mit dreiſtem Gemeingefühl.

Die Baronin war außer ſich. „Ich? ich?" rief ſie wie ein Feldherr, der ein zerſprengtes Armeekorps ſammelt; — „ich hätte mit einem Blick voll Abſcheu . . . ich hätte mit einem Blick wie ein Meduſenſchild . . . ich hätte mit der ſtets überlegenen Waffe der weiblichen Ehre und Würde . . ."

„Sehr wahr. Das that ich buchſtäblich. Ach, aber wiſſen Sie, wie ganz chimäriſch dieſe Waffen ſind? Erlauben Sie mir, es Ihnen zu ſagen."

„Prinzeſſin!"

„Es iſt nicht anders. Ich war betreten, er lächelte;

ich blickte erzürnt, er blickte zärtlich; ich ergriff die Flucht, er hielt mich fest; ich stieß ihn von mir, er preßte mich in seine Arme —"

„Preßte! Je meurs!"

„Ach Madame, ich glaubte, ich sei stark! Nichts bin ich — ein Rohr, ein Schatten! Wie der Riese Gewalt hatte! Ich schrie laut, — ich sagte, ich sei eine Prinzessin —"

„Par Dieu! das sollten Sie gleich zuerst gesagt haben!"

„Es hätte mir gleich zuerst nichts genützt. Er antwortete, das könnte Jede sagen, eine Zofe möcht' ich wohl sein."

„Oh ces monstres! Ihr romaneskes Kostüm! sehen Sie, Hoheit!"

„Ich bereute es selbst. Ich werde es ablegen."

„Also hierauf? ich bitte Sie!"

„Aber wirklich, Sie fragen seltsam, Madame. Bin ich nicht da? Und hätt' ich am Wildsee nicht die Sonne untergehen sehen, wenn ich — mich nicht überwunden hätte?"

„Fi, l'horreur!" Die Baronin lag in Ohnmacht.

Edme war mehr verwirrt als bestürzt. Das Abenteuer schien ihr einen viel zu starken Eindruck auf die Baronin zu machen; sie wußte nicht mehr, empfinde sie selbst unrecht, oder war in der Empfindung der Baronin irgend etwas Falsches. Letztere ahnte durch den Instinkt die Zweifel des jungen Mädchens, und raffte sogleich sich zu der ganzen Höhe der Vorsicht auf. Leider wäre die Ausrede auf ihre „Nerven" zu schwach gewesen, zumal da das fünfzehnjährige Riesenkind ohnedieß keinen rechten Be-

griff von Nerven hatte. Da blitzte ein Einfall in ihr auf, ſie warf ſich in Affekt und begann mit Pathos:

„Die tragiſchen Verwicklungen dieſes Lebens entſpringen aus unſcheinbaren Anläſſen. Sorglos flattert die Jugend über die Blumendecke ihres Daſeins, und ahnt nicht, welche Dämonen in der Tiefe des nächſten Augenblickes lauern. Ah, gerade die Jugend iſt es, die Hand der Unſchuld, welche den Samen des Fluchs am üppigſten ausſtreut. So will es der düſtere Witz des Fatums. Sie glauben einen peinlichen Augenblick erlebt zu haben, und können ein bleibendes Unglück geſchaffen haben."

Edme trippelte ungeduldig auf ihren Fußſohlen.

„Sie kennen die Macht Ihres Geſchlechtes nicht," fuhr die Rednerin fort. „Sie wiſſen nicht, welche Kräfte in die Hand eines Weibes gelegt ſind, und welchen Takt der Gebrauch dieſer Kräfte erfordert. Wie es kein Verbrechen iſt, Licht anzuzünden, aber das unheilvollſte Verbrechen, mit einem Lichte in einer Pulverkammer zu ſpielen, ſo wollen Poeten uns einreden, wie freundlich es ſei, mit unſerer Huld die Welt zu verſchönern, aber die Moral erinnert mit Recht, wie fürchterlich es ſei. Denn ein Mädchen, „ein ſchönes Mädchen," wie ihr Mephiſto geſagt hat, iſt nichts anderes, als eine brennende Fackel in einer Pulverkammer. Die Pulverkammer aber iſt das ganze männliche Geſchlecht."

Edme erröthete, aber ſie trippelte nicht mehr.

„Das männliche Geſchlecht iſt unſer geborner und ſtets zu unſerm Verderben bereiter Feind. Die Sitte hat dieſes Verhältniß gemildert und eine nothdürftige Sicherheit geſtiftet, indem ſie dem Manne die Gewaltthat, dem Weibe die Koketterie unterſagte. Aber das leiſeſte Zeichen

der letzteren, und wäre es selbst ein erzwungenes, hebt den ganzen Friedensstand, auf Sie haben keine andere Chance und kein anderes Recht mehr, als das Lamm gegen den den Wolf. Wissen Sie, was ein Mann ist? Kennen Sie die anmaßenden Begierden, die freche Genußsucht, die anspruchsvolle Eitelkeit, die wahnsinnigen Einbildungen und den frevelhaften Selbstbetrug jenes bestialischen Egoismus, der in einem Manne verkörpert ist? Wohlan, ich will Ihnen eine Geschichte davon erzählen. Eine Geschichte, welche in Ihrem eigenen durchlauchtigsten Hause gespielt hat."

Edme horchte hoch auf.

„Ja," sagte Frau v. Nolly mit gesteigerter Aktion, „ja, der Augenblick ist leider erschienen, wo ich dieses Mystère Ihres Hauses Ihnen Preis geben darf. Sie sind der Kindheit entwachsen, nach dem, was ich gehört habe, muß ich sagen, entrissen! Und darum ängstigt Ihr grauenvolles Erlebniß mich doppelt und mehr als ich sagen kann. Denn ein ähnliches war es, welches das Familienleben Sr. Hoheit des Prinzen Egon bleibend vergiftet hat, des edelsten Herrn, der ausgezeichnetsten Frau, deren Thränen heute noch nicht vertrocknet sind, und die vergebens in langer Abwesenheit und weiten Reisen das Unglück zu vergessen suchten, das der fluchbeladene Boden dieser Alpen ihnen verursachte."

Edme weinte fast selbst, indem sie gespannt und erschrocken aufmerkte.

„Sie haben in Ihrer Kindheit, Prinzessin, nur dunkel und geheimnißvoll davon gehört, und vielleicht es vergessen. Jetzt, da die Hoheiten zurückkehren, ja in diesen Tagen schon eintreffen werden, scheint mir's erlaubt, Sie

einzuweihen. Ja sogar schicklich scheint es mir. Sie werden den Punkt zu schonen wissen, wo die wunden Herzen Ihrer erlauchten Verwandten bluten. Immer aber wiederhole ich, Sie werden die Gefahr Ihrer eigenen Unbesonnenheit an einem beweinenswerthen Fall der Erfahrung demonstrirt sehen. Also hören Sie!"

In demselben Augenblicke zeigte Baron Rinnich sich auf der Waldhöhe. Mit freudenvoller Aufregung flog er dem weiblichen Paare, als er es ansichtig wurde, zu. „Ah siehe da," rief die Aja, „begleiten Sie uns nach Hause, Baron. Aber wie kommen Sie hieher? Ich will nicht hoffen, daß die Gräfin Melanie Sie unnöthiger Weise allarmirt hat. Das gute Kind! Nun, es hat nichts zu bedeuten."

Der Baron schluckte den Undank hinunter, aber ein fliegendes Roth überblitzte das sanfte Bleichgesichtchen des gealterten Jünglings, und in seinen Mundwinkeln zuckte es wie die Fähigkeit der Rache.

Als man auf die Hauswiese des Wildensteins kam, ließ sich die kleine Melanie sehen. Bei diesem Anblick war Edme wie ausgewechselt. „Moosschnepfe! Moosschnepfe!" rief sie dem Kinde schon von weitem zu; „seht doch die Moosschnepfe! Spielt Gemsjagd auf Linial-Boden, fürcht't sich vor einem Steinklippchen wie ein Briefbeschwerer! Moosschnepfe! Moosschnepfe!"

„Sie ist doch noch ein Kind," dachte die Aja, indem sie mit einem superioren Lächeln auf die Scene herabsah. —

So war das Unheil des Tages noch schadlos vorübergegangen. Im nächsten Augenblicke saß Alles am Tische, als wäre nichts geschehen. Die Baronin fixirte eine alte

Wandkarte viel, — einen topographiſchen Plan von Wildenſtein.

Aber nicht ſo der folgende Tag. Schien es doch, als wäre das Heute nur ein Vorſpiel geweſen zu dem, was kommen ſollte. Denn wenn der Teufel, dieſer begehrliche Geck, nur erſt in der Ferne ſtreicht, etwa mit langgeſtreckter Zunge oder frechem Radſchlagen des Schwanzes, ſo iſt kein Verlaß, er will auch mit Klauen und Krallen d'ran. Das Unglück liebt die Spirallinie, nicht den gradtreffenden Stoß; es umſchreibt mit vorläufigen Ringelkreiſen ſein Opfer; — das Central-Unglück rückt nach.

Was geſchah alſo Tags darauf? Neugieriger Leſer, das iſt ſchwer zu ſagen. Denn eigentlich geſchah nichts. Ein bedenklicher Stoff für eine Erzählung! Wir wären direkt in Verzweiflung darüber, erwartender Leſer, fiele dir nicht ſelbſt vielleicht irgend ein Punkt in deinem Leben ein, wo eben das Nichtgeſchehen ein großes Geſchehniß war.

Und damit entheben wir uns denn auch über unſern eigenen Bericht jedes weiteren Urtheils. Wir berichten das Folgende ſchlicht und einfältig wie ein alter Chroniſt, und nichts weiter vor Augen, als das äußerlich Schaubare. Subtilere Köpfe werden ſchon aus eigener Weisheit hinzuthun; ein wahres Gaudium iſt's ihnen ja, ihre feinen Gedanken ſolch nackten Berichten anzuſchattiren. —

Wieder war es nach dem dejeuné. Die Baronin hat ſich in ihr Toilettezimmer zurückgezogen, — ſie iſt beſchäftigt, ihren Morgen-Habit mit einem gewählten Promenaden-Anzug zu vertauſchen.

Ein Wald von Kleidern umgibt ſie. Weit ſtehen die Rieſenthore eines ähnlichen Chiffonniers offen, und rings in's Zimmer hinaus hat ſich ihre Garderobe ergoſſen.

Welche Hülle und Fülle! Welche Pracht der Farben und Stoffe überall! Wir könnten glauben in dem Magazin eines Kostüm-Verleihers zu stehen, nicht in einer öden Burgstube zu Wildenstein.

Hier liegt ein Frühlingskleid aus Cashmir-Drap, dort ein Sommer-Burnuß von schottischem Foulard. Hier winkt ein Kleid von Rosa-Illusion mit festonirten Volants, dort eine Tunique von weißem Tüll mit aufgesetzten Parmaveilchen. Hier funkelt mit lichtbrechendem Faltenwurf ein glacirtes Kleid von Gros grain, dort kokettirt ein Mantelet von gesticktem Mousselin. Prächtiger als Alles aber — sie erinnert sich wohl! — ließ ihr folgendes Ballkostüm. Es war zusammengesetzt aus einem Kleide von Tüll in gothischen Dessins, weiß und golden gestickt, rings umher in Goldfransen endigend, welche über ein Bauschwerk von Tüll hinliefen, womit das Unterkleid garnirt war. Das Leibchen war à la grecque, die Aermeln en pagodes und durch Cameen erhoben. Dazu trug sie eine Coiffüre aus drei Schnüren von rothem Sammt und Goldgaze, deren Ende zu beiden Seiten herabfallend von einer Camee getragen wurde. Welch ein effektvolles Ensemble war das! Da liegen sie noch die Bestandtheile davon, — aber ach! das Leibchen ist ihr zu enge geworden, und das Haar, welches ihr täglich mehr ausfällt, würde von dieser Coiffüre nicht mehr hinlänglich cachirt.

Mit Schmerzen erinnert sie sich einer Coiffüre, welche dem englischen Gesandten vor Allem gefallen hat. Sie war aus den buntesten Ingredienzen zusammengesetzt: man nahm dazu eine Feder, eine Blume, einen Marabout, einige Diamanten, schwarze Netze, ein Endchen Spitzen, Goldschnüre, Gagateicheln, Sammtrouleaux, Korallen, kurz

Alles. Nur Eins sah man nicht dabei, die Haare selbst. Ach wer den Künstler zur Hand hätte, der diese Stoffe ihrem Scheitel jetzt anzueignen wüßte!

Es ist eine schwere Prüfungsstunde. Ein Kopfputz um den andern, ein Kleid um das andere wird vorgenommen, verworfen, von Neuem berücksichtigt und wieder zurückgelegt. Hat sie doch einen ganzen Fourgon nach Wildenstein mitgefahren, warum sollte sie ihre Wahl übereilen?

Viel aber scheint ihr gelegen an dieser Wahl. Die Wärme eines heiligen Eifers überglüht ihr Gesicht, und ihr Auge, das Kunstrichteramt des Geschmackes übend, energirt von einer ungewöhnlichen Intelligenz. Um wie viel denkender leuchtet es heute, als über Lamartine's Méditations, bei welchen sie gestern entschlummert!

Das weiß sie auch die prangende Frau. Mit einer mysteriösen Zärtlichkeit lacht sie ihrem Bilde im Spiegel zu. Ein elastisches Wohlgefallen wiegt federleicht ihre schweren Formen. Sie schwebt fast. Ach, wenn nur die Hüllen nicht wären! mit dem Kern ist sie offenbar zufrieden. Aber die Hüllen! Keine ceinture auch der neuesten Kleider vermag ihre Taille mehr aufzunehmen. Keine Schnürbrust ist fähig, das volle Ergießen ihres Busens zurückzudämmen. Wahrlich, ein imposantes Naturschauspiel um die Formenentwickelung einer blonden Vierzigerin! Verzeihe, modern-frommer Leser, daß wir deiner Phantasie solch breite Altäre des Materialismus vorführen. Aber das Negligé unserer üppigen Schönen kann doch nicht ewig währen?

Nach vielen Versuchen ist der Anzug zusammengestellt. Ein Sammtturban mit Goldspangen umwickelt, ein perlgraues Atlaskleid mit weißen Bouillons und Spitzen-

ärmeln, dazu ein grünes Tuch von Gros grain, dessen Schnitt von rückwärts eine Mantille, von vorne eine Bajadere bildete, — gegen plötzlichen Gebirgsluftwechsel vorläufig über den Arm getragen — das waren die Grundzüge einer Toilette, welche alles zugleich sein sollte: majestätisch und neckisch, bunt und einfach, brillant und naiv, vor Allem aber wirksam! wirksam!

Wozu wirksam? — Wir wissen es nicht.

Die Dame setzt sich in Bewegung. Sie hält ihren Auszug aus Wildenstein. Die Kinder gehen diesmal nicht mit; — sie müssen von gestern noch „comme de droit" müde sein, hat ihnen die Aja diktirt und die Kinder — haben es verstanden.

Fr. v. Nolly geht allein.

Sie schlägt die Richtung ein, welche Prinzessin Edme gestern genommen. Sie geht nach der Alpenmatte, — sie nimmt den Weg über die Matte, — sie erklettert die Klippen. Die Klippen? Ja, auch die Klippen. Allerdings eine saure Arbeit. Ein leises Krachen erdröhnt in den Nähten des Atlaskleides, indem sie schwer und keuchend hinaufschwankt. Aber im Ganzen ist sie doch der Strapaze gewachsen, und weit weniger muskelschwach als verwöhnt. Es geht.

Der übrige Weg ist genau derselbe, welchen Edme gestern beschrieben. Edme hat sehr verständig beschrieben, und der Plan von Wildenstein ist sehr verständig gezeichnet. Ohne zu irren, steht die Baronin auf der Höhe des Wildsees.

Das ist doch wacker! wir gestehen es. Das Abenteuer ihres Zöglings sehen wir, hat die Baronin allarmirt.

Eine gewissenhafte Sorge treibt sie an, dem zarten Fall ganz auf den Grund zu sehen.

Aber wir haben ja gelobt, kein Urtheil zu geben. Wir wollten nichts als berichten.

Also fahren wir fort.

Die Baronin steht auf der Höhe des Wildsees. Eine Nußschale lag drunten im See und ein Würmchen krümmte sich darin — wie eine Vignette auf einer Gratulations-Karte.

Der Weg geht bergab.

Und im Nu ward die Nußschale ein „Einbaum" und das Würmchen ein baumstarker Jüngling. Die Baronin stand an der Fähre.

Ein furchtbarer Weg, diese Lahne herab! die Baronin flammte wie eine Fackel. Der Athem versagte ihr, sie wankte, sie fiel fast auf den Jüngling, als er ihr den Arm reichte, in die Fähre zu steigen. Die Fähre stieß ab.

Die Baronin saß dem Jüngling gegenüber. Er am Steuerruder, sie rückwärts im Schiffsschnabel. Sie hatte nun volle Muße, den Alpen-Faublas zu betrachten.

Der Männerschlag in den Alpen ist von bekannter Schönheit. Der Körper hat Kraft und Ebenmaß, die Köpfe ein reines Gepräge, Charakter und Ausdruck.

Die Racen-Verhältnisse, denen der Faublas entsprossen, mußten aber noch besonders glücklich gewesen sein. Es war ein Junge von idealer Schönheit. Seine Stirn hätte jeder griechischen Statue, seine fein geschnittene Nase jeder römischen Ehre gemacht. Sein Mund war von süßester Zartheit. Und was staunenswerth schien, nicht einmal jenes gewisse Hängen der Unterlippe, — ein unfehlbar bäuerlicher Zug — beschlich ihn entstellend. Die Ober-

lippe herrschte auf's edelste vor. Denken wir uns dazu noch ein warmes, glänzendes Auge mit einem Blick von unwiderstehlicher Freundlichkeit. Ein Auge in der Art derjenigen, welche die Maler des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts mit einem instinktiven Uebereinkommen ihren Engelsgesichtern gaben: sie machten den Augenstern klein mit verhältnißmäßig viel Weiß. Sie erreichten dadurch — ohne gelehrte Physiognomiker zu sein, einen Ausdruck von Zartheit, von höherer Sinnlichkeit und Geistigkeit, kurz von allerliebster Schelmerei.

Der Faublas konnte siebzehn, höchstens achtzehn Jahre alt sein. Er stand an der Gränze des Knaben und Jünglings. Sein Anblick war wie junger Wein: Süßigkeit des Mostes und Vorschmack des einstigen Feuers.

Seine Statur war zum Riesenmaß des Alpenschlags gelangt und wahrscheinlich schon ausgewachsen. Nur die zierliche Schlankheit verrieth noch seine große Jugend. Aber die tüchtigen Schultern, die rundgespannte Brust, die gefüllten Flanken bezeugten den stündlich reifenden Mann.

Er trug hohe Wasserstiefeln, knappe Hosen von Gemsleder, ein kurzes Manchester-Jäckchen, Hals und Kopf bloß. Diese Tracht war der Schönheit des Wuchses nirgend feindlich, während die straffen oder biegsamen Stellungen am Steuerruder einen malerischen Wechsel zeigten.

Ein Zauber dagegen ist mit nichts weiter zu schildern: er schien von sich selbst keine Ahnung zu haben. Seine Gebärden, seine Mienen, die Art wie er den Mund zum Flöten spitzte, das Alles war ein Schauspiel von grundloser Naivetät.

Und doch schon ein Verführer!

Die Baronin vermehrte mit ſchweren Seufzern die Schwüle, die über dem See lag.

Die Seefahrt war bald zu Ende.

Die Baronin ſtieg aus.

Sie hatte eine Escarcelle von koſtbarer Täſchner-Arbeit bei ſich, wie ſie damals en vogue waren. Man trug darin ein Battiſttuch, ein Portemonnaie, ein Riech-Flacon und ein Etui mit Viſitkarten.

Darin kramte die Baronin lange herum.

„Mon Dieu! ich habe meine Börſe vergeſſen," klagte ſie endlich mit ſichtbarer Verlegenheit.

„Damen paſſiren frei!" ſagte der Jüngling ſogleich und ſalutirte galant.

Mit einem Dolchesblick im Auge ſchied die Baronin von ihm.

Ja, es iſt ſicher ein Unterſchied, ob man nur das Verbrechen kennt, oder auch den Verbrecher. Der Anblick des Verbrechers reizt das moraliſche Gefühl entſchieden lebhafter auf, die Gerechtigkeit wird eifriger, ſtärker. Wir vermuthen wenigſtens, daß dieſe Reflexion eine Wahrheit iſt, denn der Dolchesblick der Baronin war gewiß eine. Mit dem feſten Entſchluß, für den — geſtrigen Frevel Rache zu nehmen, ſtürmte die Edle von hinnen.

So iſt das Unglück auf der Bahn. Wenn ein zürnendes Weib Rache nehmen will, ſo nimmt ſie ſie ſicher. Richten wir uns auf eine ernſthafte Wendung unſerer Geſchichte ein.

Sehr angegriffen kam die Baronin nach Hauſe. Die Hoheiten richteten an der Tafel theilnehmende Fragen an ſie. Die Baronin antwortete kurz und zurückhaltend, bat ſich aber eine Audienz nach der Tafel aus.

Prinzessin Edme wechselte erschrocken die Farbe.

Nach dem Diné warf sich die Aja den Hoheiten zu Füßen, und bat um ihre Enthebung vom Amte.

Das Erstaunen war groß. Man fragte auf's gütigste um ihre Gründe.

Die Aja antwortete, ihre Nerven vertrügen das Gebirgsklima nicht. Die Strenge der Alpenluft greife sie allzu sehr an, das Extrem der Erfrischung verursache ihr Ermüdung und Abspannung. Ihr verantwortliches Amt von surveillance leide hier von Anwandlungen oft eines magischen Schlafes.

Die Hoheiten sprachen von der Kürze des Aufenthaltes, von Substitution u. dgl.

Aber die Aja fuhr fort. Schon fordere es die Gerechtigkeit, daß sie dies Opfer bringe. Schon habe sie sich ein Vergehen zu Schulden kommen lassen, welches sie ihres Amtes unwürdig mache. Sie sei gestern während eines Erholungsspieles der jungen Herrschaften auf ein Stündchen eingeschlafen.

Da man die Mädchen so eben noch frisch und munter an der Tafel gesehen, der Zufall daher unmöglich eine Folge gehabt, so beeilte sich das fürstliche Paar, in den gnädigsten Ausdrücken die Aja zu beruhigen. Namentlich die Fürstin war auf's tiefste gerührt von so viel Zartgefühl, und überhäufte die Baronin mit Wohlwollen.

Natürlich! Man berechnet Wirkungen nicht umsonst so schlau, wenn man sie verfehlen wollte.

Die Baronin war also für sich selbst sicher. Nun ging sie weiter. Sie erzählte die Geschichte vom Kusse.

Der Fürst hätte sich bald erlaubt zu lächeln, und mit einiger Zerstreuung dem Alpen-Faublas sogar Sympathie

zu bezeugen. Die Baronin sah es mit Schrecken. Aber furchtbar blickte die Fürstin. Es ist etwas Zwingendes um jeden Ernst eines Gefühls, um wie viel mehr den beleidigten Stolz einer Fürstin, die wie geboren war zur „hoheitblickenden Juno." Mit Eclat sprang sie auf. „Das ist ja unerhört!" rief sie ganz außer sich. „Das Attentat muß exemplarisch bestraft werden."

„Ja, ja, es muß exemplarisch bestraft werden," wiederholte der Fürst.

Jetzt ging's vortrefflich. Das fürstliche Paar steigerte sich im Nu zur Höhe des Rächeramts. Die verbotene Frucht der lettres de cachet muß etwas Bezauberndes haben auch für den landesväterlichsten Gaumen, denn sofort fielen Worte, wie „ein paar Jahre Kerker ohne Prozeß und Urtel."

Frau v. Nolly blitzte vor Freude. Sie hatte erreicht, was sie wollte.

Die Gewaltthat geschah. Noch am Abende desselben Tages, holten zwei Landjäger den Fergen vom Wildsee, welcher sich jodelnd auf seinem Einbaum schaukelte, und nichts weniger, als diese bewaffnete Kundschaft erwartete. Der arme Junge hatte keinen Begriff von seinem Schicksale, auch hüteten die Landjäger sich wohl, ihn anders als mit guten Worten zu ködern. Vielleicht glaubte er sogar, die vornehme Dame von gestern lasse ihn holen, um ihm den Fährlohn zu zahlen, den er ihr großmüthig erlassen. So ging er treuherzig mit.

Nachts saß er im Kerker. Der alte freistehende Wartthurm von Wildenstein war ihm aufgesperrt worden, darin eine Thurmstube, deren ganzes Ameublement aus Schutt und Trümmern bestand. Man warf ihm Heu auf den

Schutt, versah ihn mit Brod und Wasser, der aufgehende Mond stellte sich als Nachtlampe in sein Fenster. Damit war's gut.

Doch nein; so ganz gut war es doch nicht. Denn kaum hatte das ländliche Begriffsvermögen unseres Opferlammes die Situation capirt, als sich das Lamm in einen gar kecklichen Leuen verwandelte. Der freiheitsgewohnte Gebirgssohn fing an, wüthend Randal zu schlagen. Er schrie über die Grausamkeit „dieser Tyrannen und Türken" mit einer so ausgezeichneten Lunge und einer so schönen sinnlichen Fülle von Kraft- und Schlagwörtern, daß die erlauchte Kabinetsjustiz, wenn sie nicht leider schon geschlafen hätte, wenigstens hätte glauben müssen, den Weltgerichtsruf im Alpendialekt zu vernehmen. Kurz, er machte, wie man sich ausdrückt, ein Heidenspektakel. Darauf hatte freilich Niemand gerechnet.

Nun geschah es, daß in demselben Augenblicke der Baron Rinnich nicht schlafen konnte. Die schnöde Behandlung der Baronin, welche er gestern erfahren, wurmte ihn noch gewaltig. Er glaubte sich weiter als je von dem Ziele seiner Wünsche entfernt, ja der Zweifel beschlich ihn, ob diese Entfernung überhaupt geometrisch meßbar oder nicht vielmehr unendlich sei. Das raubte dem Guten den Schlaf. Er wälzte sich in allen erdenklichen Kombinationen, wie sein Eroberungsplan zu revidiren, wie er auf neue und sichere Grundlagen zu stellen sei. Es pendelte aber, im Zimmer neben ihm, eine Wanduhr, welche zu all seinen Ersinnungen Schnickschnack sagte. Bekanntlich sagen die Pendeluhren Ticktack. In dieser Nacht jedoch hörte der Baron ganz deutlich und syllabisch mit nichts zu verwechseln: Schnickschnack! Er mochte denken und dichten,

was er wollte, er mochte sich in den feinsten und raffinirtesten Ausspitzungen diplomatischer Galanterie ergehen, die Wanduhr wiederholte beharrlich Schnickschnack. Hat sich der Phantasie einmal solch eine Vorstellung bemächtigt, so weiß Jedermann, es ist reiner Humbug, sich davon losmachen zu wollen. Die Nacht ist einfach verloren. Der Baron warf sich in seine Kleider und trieb sich draußen im Freien herum.

Alobald hatte das scharfe Auge unseres Alpensohnes den Nachtwandler erkannt. Wir erinnern uns, daß der Baron Rinnich für den gebornen Patron und Vertreter der Bergbevölkerung passirte.

Dem aufgeregten Gefangenen schien er daher ein Fund ohne Gleichen. Er schrie ihn an, — der Baron stand und horchte. Er erzählte dem Baron seine Misere, hastig und so konfus als möglich. Der Baron staunte das Nachtabenteuer an. Aber der Hofmann hätte noch konfuser sein müssen, als der bäuerliche Berichterstatter, wenn er trotz aller Konfusion nicht den Werth dieser Berichte wenigstens theilweise geahnt hätte. Kurz, er fing Feuer.

Neugierde, Mitgefühl, Protektionssucht, die Aussicht, die Nacht zu vertreiben, Alles wirkte zusammen, daß der Baron sich auf das Abenteuer einließ. Er gab dem Jünglinge nach. Er ging hinauf. Er sah und hörte. Wie geschah ihm da? Endlich! zum ersten Male in seinem Leben ging dem alten Jüngling ein Licht auf, nicht bloß „seinen Vortheil," sondern sein bleibendes Glück zu ergreifen. Sein Plan war gefaßt. Als er den Thurm wieder verließ, war, wenn nicht dem armen Gefangenen, doch dem armen Baron geholfen.

Am andern Morgen stand er vor der Baronin. Er

fragte sie, wie sie geschlafen, denn ein armer Teufel, der drüben im Thurm liege, habe entsetzlich rumort. Man habe das Söhnchen in aller Stille gestern hier eingebracht, aber freilich nicht darauf gerechnet, wie das um seine Freiheit sich laut mache. Er wolle die Geschichte sogleich untersuchen, denn jedenfalls müsse es heute Nachts ruhiger werden.

Die Baronin blickte verlegen. Sie gab mit einem mysteriösen Wink zu verstehen, daß sie darum wisse, daß der Fall eine Privatsache des Allerhöchsten sei, und ließ es ihn fast als ein Glück empfinden, daß sie ihn noch rechtzeitig warne, hier keinen „falschen Schritt" zu thun.

Der Baron dankte verbindlich. Aber kaltblütig fuhr er fort: „Ich werde die Gelegenheit desto begieriger ergreifen. Eine lange Erfahrung hat mich gelehrt, wie allzu penibel der Fürstendienst ist, — ich will es mit dem Volksdienst versuchen. Ich will liberal werden. Ist mein Landsmann dort drüben zu einem Opfer der Kabinets-Justiz bestimmt, so will ich es zum äußersten Eclat treiben, ihn vor die Assisen zu bringen."

Die Baronin erschrack zum Tode. Assisen — Oeffentlichkeit — Mündlichkeit — sie beschwor den Baron, nichts zu thun.

Dieser aber, als er die Angst der Dame sah, war seines Gelingens vollkommen sicher. Dreist fuhr er fort: „Ueberdies scheint er mir wirklich unschuldig zu sein. Was ist's weiter, als daß er ein Mädchen von Geburt geküßt, das aber wie ein Bauernmädchen gekleidet war? Und Tags darauf hat er eine zweite Dame nicht geküßt, die wie eine coureuse d'avanture ihm in die Arme lief, die aber standesmäßig gekleidet ging. Wahrlich, ein sehr mildern-

der Umstand. Damit läßt sich glänzend plaidiren. Damit kann ein Mann wie ich, dem man es überall fühlen läßt, wie sehr er de trop ist, plötzlich wieder ein homme à la mode im Lande werden.

Die Baronin sank in Ohnmacht. Herr v. Rinnich beeilte sich, sie zu beruhigen. Er gab ihr seine Hand darauf, daß er diskret sein könne. Nur eine Kleinigkeit bat er sich aus: diese Hand — zu behalten.

Was war zu thun? Erst hin- und herreden, kapituliren, aufschieben, — aber der Baron blieb dieses Mal fest. Im nächsten Augenblicke, zum großen Erstaunen der Hoheiten, stand das Paar vor denselben und bat um die formelle Einwilligung zu seiner Verbindung.

Hierauf überließ der Baron den Gefangenen seinem Schicksale.

Und Edme's Thränen — müssen wir hinzusetzen.

Denn das Mädchen merkte wohl, was geschehen. Man war taktvoll genug, mit keiner Sylbe ihr Abenteuer zu rügen, aber auf ihre erste Frage über die Vorgänge im Schlosse seit gestern Abend, sagte ihr Frau v. Nolly sehr bereitwillig: „Ein jugendlicher Verbrecher sei festgenommen worden, um in ein Staatsgefängniß zu wandern."

Das Kind wagte nichts zu erwidern. Es schloß sich ein und — weinte.

Gleichzeitig war es auch mit dem Wildensteiner Alpenparadies zu Ende. Der beleidigte Hof nämlich durfte sich nicht begnügen, die Schlange im Paradiese zu strafen, sondern er mußte seine Ungnade dem ganzen Gebirge bezeugen.

Er brach auf.

Ueberdies war eine Estaffette eingetroffen, welche die

Ankunft des Prinzen Egon und seiner Gemahlin stündlich erwarten ließ. Es war in keinem Falle thunlich, die hohen Vettern in der Wildensteiner Bohême zu empfangen; man mußte den Hof wenigstens nach Sanspareil verlegen. Ein Motiv mehr, sofort aufzubrechen.

Nur der Gefangene blieb noch zurück. Es sollte nicht scheinen, als raffe ihn die Gerechtigkeit im Fluge hinweg, als gedenke man, ihn seinem Volke zu entführen. Im Gegentheile, auf Wildenstein sitzend, diente er gleichsam zur Schau und zu einer offenkundigen Warnung für des Alpenvolks üppigen Weltsinn. Abgesehen, daß schon die fürstliche Würde es nicht vertrug, einen Gefangenen mit sich zu schleppen. Sein Transport in eine Festung des untern Landes, wurde auf einige Wochen später angesetzt.

Diese Anordnungen waren getroffen, die Reise-Toilette gemacht, die Equipagen in Bereitschaft und jeder Fuß auf der Schwelle. Ade, kurze, verhängnißvolle Alpenluft! Ein armer, unschuldiger Knabe soll sie jahrelang büßen. Mit einem Blick voll Mitleid sah Edme auf den Wildensteiner-Thurm.

In der nächsten Stunde war er verschwunden. Bald wandelte sie auf dem Marmorboden von Sanspareil, und Abends lag sie an den warmen Herzen ihrer Verwandten. Prinz Egon und Prinzessin Auguste, seine Gemahlin, waren angekommen.

Die frische Luft von halb Europa umwehte die Gestalten der Reisenden. Edme athmete Weltwonne.

Es muß ein glänzender Augenblick sein, von Menschen, welche eben noch das Universum bewundert, bewundert zu werden.

Die junge Prinzessin hatte solch einen Augenblick.

Ihre Verwandten kamen aus dem Freskosaale der Welt, und bewunderten ihr Miniatur-Bildchen! Man erstaunte, wie prangend sie aufgewachsen, wie groß, schön, stark sie geworden, was für ein Ehrenpreis dem fürstlichen Hause hier aufblühe. Als Kind hatte man sie verlassen, und als Kind sah man sie wieder; aber als Kind und als Jungfrau zugleich. Nie sah man ein Mägdlein, welches wie Edme mit seinem Einsatz von fünfzehn Jahren, die ganze Summe seines großen weiblichen Looses gewonnen.

Besonders Prinzessin Auguste sah scharf.

Auf den ersten Blick — sie glaubte es wenigstens — erkannte sie jenen tiefen, unnennbaren Zug von innerer Reife, der das jungfraugewordene Kind auch seelisch zur Jungfrau umsetzt. Sie sah, wie das reine Weißlicht der Kindheit zum farbigen Strahl der Empfindung sich brach, — ein sinniger Ernst, ein melancholischer Anflug umzauberte den Anblick des Mädchens, kurz, jenes „air meditativ," womit die Stimme der Natur, die zu sprechen anfängt, von dem horchenden Ohr, das zu verstehen anfängt, vernommen wird.

Das Verwandte und zugleich das Entgegengesetzte lag in der Erscheinung der Prinzessin Auguste.

Prinzessin Auguste war eine schöne Frau, aber — sie war es gewesen. Zu altern ist für alles Leben ein Unglück, um wie viel mehr für das Leben des Weibes. Nur ein Weib, und nur ein schönes Weib kann ganz glücklich sein, denn nur sie kann ganz glücklich machen. Und von dieser süßesten Lebensgewohnheit zu scheiden, das mag schwerer sein, als ein Mann es ahnen kann, vielleicht schwerer noch als das Sterben. Deßhalb lag auf den Zügen der Prinzessin Auguste jene stille ergreifende Weh-

muth, jener rührende Schmerz der Entsagung, welcher eine bestimmte Altersgränze im Leben der Frauen bezeichnet, und die schönsten von ihnen verklärt wie das Abendroth den Himmel nach dem Falle der Sonne.

Edme natürlich mußte diesen Zug noch verkennen; sie erinnerte sich nur, als sie ihn sah, daß sie vor dem Bilde eines geheimnißvollen Familien-Unglücks stehe. Sie erinnerte sich an die Winke ihrer Asa darüber; — leider war die Erzählung, welche damals begonnen, gestört worden.

Kurz, es geschah, daß die zwei weiblichen Wesen eine große Sympathie zu einander fühlten. Bald sah man Edme und Auguste, das Kind und die Matrone, auf's innigste verkehren. Auguste trank wie mit Zügen eines unbefriedigten Muttergefühls die Nähe des lieblichen Mädchens in sich, und Edme — brauchte nichts als empfänglich zu sein. Sie war es. Sie fühlte zum ersten Male in ihrem Leben, daß sie von einem Menschenherzen wahrhaft geliebt werde, und war dankbar mit der ganzen Wärme der Jugend.

Die erste Frucht dieses vertraulichen Verhältnisses war die Befreiung des Wildensteiner Gefangenen. Edme hatte es gewagt, was sie gegen keine Person des Hofes gewagt hätte: die Prinzessin Auguste um ihre Verwendung zu bitten.

Die Prinzessin hatte diese Fürbitte mit einem tiefen Eindruck vernommen. Mit einem Eindrucke, der so zarter Natur war, daß wir ihn nicht zu beschreiben unternehmen. Auch verlor sie selbst keine Sylbe darüber, sondern gab still und einfach ihr Versprechen. Eben so geräuschlos hielt sie Wort.

Aber nicht ohne Geräusch lief der Erfolg ab.

Der Knabe vom See war nun einmal ein Enthusiast für die Freiheit, und eben so enthusiastisch war seine Dankbarkeit. Eines Tags also, in der ganzen Pracht seiner bäuerlichen Dankesergießungen, lag er plötzlich zu den Füßen der gnadenreichen Damen in Sanspareil, ohne daß alle Hofwärtel der Erde es hätten verhindern können.

Das Entsetzen der Damen war groß.

Die Männer dagegen, welchen er nicht in demselben Grade eine „equiveke Person" zu sein brauchte, lachten und freuten sich vom Herzen.

Sie nahmen auf die zwangloseste Art Notiz von dieser alpinen Erscheinung.

Am gierigsten fielen die Maler und Bildhauer über ihn her, deren der Hof stets eine Menge beschäftigte, als welche sofort ihrer mancherlei heidnischen oder christlichen Imaginationen auserlesenstes Modell in ihm witterten. Man hätte kaum glauben können, daß ein Mensch in demselben Zuge zum Bacchus und zum heil. Sebastian, zum Amor und zum Erzengel Michael „ganz wie geschaffen" sei. Da sieht man so recht die Allmacht der Schöpfung!

Sodann die Hofsoldaten von allen Waffengattungen, welche schwuren, „daß der famose Kerl ein Fressen für's Regiment wäre."

Endlich Prinz Eugen selbst, der nicht übel Lust hatte, ihn zu seinem Leibjäger zu machen.

Schalkhafte Göttin Fortuna! Wie kokett sie da mit einzelnen Blümchen wirft, und weiß doch, daß sie über das Haupt dieses Knaben bald ihr ganzes Füllhorn stürzen wird.

Denn kurz, wir sind am Ende.

Indem man solchergestalt sich für den Alpensohn interessirte, und selbstverständlich — auf dem Umweg väterlicher Befragung und Einwilligung — seine Familienverhältnisse dabei in den Vordergrund traten, fingen die Fugen des gotha'schen Staatskalenders gelinde zu krachen an: erst leise, dann lauter und vernehmlicher, bis zuletzt eine Bresche war, in welche unser Held hineinrückte, als — Prinz Sigmund, Sohn des Prinzen Egon und seiner Gemahlin Auguste.

Manches Fläschchen Melissengeist ist bei dieser aufregenden Neuigkeit über die nervöse Baronin v. Nolly ausgesprengt worden, eh' sie die Fassung gewann, der Prinzessin Edme, ihrem Zögling, die angefangene Wildensteiner Geschichte im neuesten Zusammenhang mit diesem Faktum zu erzählen.

Die Baronin erzählte also:

Ihre Hoheit die Prinzessin Auguste lebte am Comersee. Sie hatte kurz zuvor eine Krankheit gemacht, und sollte bald darauf vermählt werden, — in der Zwischenzeit aber sich trefflichst erholen.

Unter den Fenstern, die sie bewohnte, erklang allnächtlich ein Instrument, und eine schöne Tenorstimme sang ein schönes Liedchen dazu. Die Melodie des Liedes hatte etwas Rührendes, Weiches, was das sanfte Gemüth der Prinzessin zufällig ansprach.

Eines Tags, bei einem ländlichen Feste, drängte sich ein Cavalier in ihre Nähe, welcher wie par hasard jene Melodie vor sich hinträllerte. Die Prinzessin machte eine Bewegung. Ah siehe da, unser nächtlicher Sänger! Natürlich wird sie erfreut ausgesehen haben: der plötzliche An-

ſchlag einer Favorit-Melodie wirkt unwiderſtehlich. Muſik hat das vor Allem.

Hierauf fand die Prinzeſſin auf ihren einſamen Lieblingsſpaziergängen bald ein Gedicht an den Baum geheftet, bald einen Blumenſtrauß auf der Moosbank. Sie nahm das Gedicht und las es, ſie nahm die Blumen und roch daran, — denn die Verſe hatten einen angenehmen Klang, und die Blumen einen angenehmen Geruch. Woran dachte ſie weiter? Die Prinzeſſin kannte die Welt nicht, — ſie war in einem Kloſter erzogen.

Endlich erſchien Prinz Egon, ſeine Braut einzuholen.

Da ſtürzte eines Abends jener Cavalier der Prinzeſſin ſich in den Weg und ſchrie als ein Wüthender: „Falſche! Treuloſe! Verrätherin! Schlange! Mörderin meines Glücks, Syrene, Armida, Teufel! Alſo dem fremden Manne folgſt Du? Biſt Du nicht mein? Haſt Du mir nicht ein Recht gegeben, Dich zu lieben? Du haſt mein Herz geſehen, meine Huldigung angenommen, Du haſt in allen Zeichen geſprochen, womit ein Weib ſich verſpricht. Du, die Verſprochene eines Andern! Wehe Dir, meine Rache ſoll ſchrecklich ſein . . .“ Die Prinzeſſin ſchrie laut auf, aber der Deſperado hohnlachte wild: „Fürchteſt Du meinen Dolch? nein, euch muß man anders treffen, euch Weiber! Du ſollſt mir empfindlicher leiden! Wiſſe, Dein erſtes Kind will ich Dir rauben, — mein Kind! Und iſt es nicht mein, ſo ſoll es auch Dein nicht ſein. Dann weine, weine Elende, und weine zeitlebens Dein Unglück nicht aus!“

Man gab natürlich nichts auf dieſen leidenſchaftlichen Nonſens und die Vermählung wurde vollzogen. Prinz Sigmund aber, als er acht Monate alt war, verſchwand

eines Tages aus den Armen seiner Amme und aus der Mitte des Palastes.

Der Räuber übergab ihn einem Gemsjäger im Engadin. Er selbst trieb sich in allen Verschwörungen Italiens herum, wurde gefangen, verurtheilt, und sitzt lebenslänglich in einem Staatsgefängniß Neapels.

Der Gemsjäger, erschreckt von dem Sturze seines Patrons, flüchtete auf die deutsche Seite der Alpen und hielt sich verborgen. Er will, wie er jetzt aussagt, lange den guten Willen gehabt haben, das Kind, dessen Abstammung er kannte, zurückzugeben, aber seine natürliche Rohheit und der Zweifel, ob er Lohn oder Strafe dafür zu erwarten, hielt ihn zurück. So vergingen die Jahre. Jetzt ist Alles erklärt, erwiesen, dokumentirt. Prinz Sigmund seinen Aeltern, seinen angebornen Rechten und Ansprüchen wieder gewonnen.

Bon! Nun wir diese Geschichte kennen, zweifeln wir freilich nicht, wie gut sie noch vor Kurzem als Exempel gedient hätte, daß Frauen nicht zurückhaltend genug sich benehmen können. Schade, daß die Baronin damals unterbrochen worden! Denn heute beweist dieselbe Geschichte gerade das Gegentheil. Was wäre geworden, fragen wir, wenn der Knabe nicht so gescheidt gewesen wäre, einen Kuß zu begehren, und das Mädchen nicht so herzhaft, ihn zu geben?

Dieses gescheidte und herzhafte Menschenpaar fand denn auch hinterher, daß es zusammengehöre, wie es schon im ersten Augenblicke Gefallen an einander gefunden. Drei Jährchen ungefähr, binnen welchen der Bauern-Adonis zu einem reputirlichen Prinzen und ganz magnifiken Husaren-Obersten umgestülpt war, ließ man noch hingehen, dann

war auf Wildenstein Hochzeit. Eine prächtige Hochzeit! Unermeßlich strömte das Bergvolk zusammen. Es sah mit Jubel gleichsam sich selbst und seinen eigenen physischen Adel in diesem Brautpaar dargestellt, es sah sein Ideal am Hofe seines Fürsten! Selbst daß der prinzlichen Aussprache noch immer der Alpendialekt anhing und zwar um ein merkliches, entzückte das Volksherz. Kurz, es sah seine natürliche und geborne Vertretung am Hofe in diesem Brautpaare, welch' eine andere Vertretung, als weiland die des Barons Rinnich!

Diesen armen Schächer haben wir auch wieder genannt! Zum letzten Male entschlüpft sein Name der Geschichte, eh' er für immer im Dunkel seines Privatlebens untergeht. Er hilft jetzt der blonden Baronin Nolly ihre Renten verzehren, entschädigt sie vielleicht mit epigoner Zärtlichkeit für ihr Abenteuer oder Nichtabenteuer am Wildsee und ist in seiner Art glücklich. Aber die Baronin selbst! Sie macht freilich gute Miene zum bösen Spiel, aber wehe dem, der ihr von Alpen und Hochgebirg schwärmt! Dem wäre besser, er hätte im Hause des Gehängten vom Stricke geredet. Arme Baronin Rinnich, geborne Nolly!

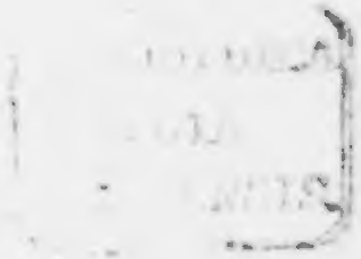
Novellen

von

Ferdinand Kürnberger.

Dritter Band.

München, 1862.
G. A. Fleischmann's Buchhandlung.
August Rohsold.



Inhalt.

	Seite
Am Abend. Ein Idyll	1
Ein Abenteuer in Venedig	55
Novelletten:	
Eine Schlittschuh-Geschichte	93
Ein Orakel	100
Der letzte Taigheim	109
Der Murmelsee	121
Das Stiefkind	134
Das Räthsel in Erz	148
Wittwentreue	160
Gideon Weiser	181
Der Bildstock am Rain	200
Der Mann und die Kunst	209
Humoreske Charakterbilder:	
Der Phrenolog	223
Der Ammendoktor	246
Der Schachspieler	252
Der Schwimmer	264

Am Abend.

Ein Idyll.

In dem burg- und klosterreichen Lande des Untermains hielt eines Abends bei anbrechender Dunkelheit ein einspänniges Fuhrwerk vor dem Gasthofe eines kleinen Städtchens und drei Passagiere, ein junger Mann, eine bejahrte Frau sammt einem ländlichen Knechtlein frugen um Herberge an. Der Wirth entschuldigte sich: eine Versammlung von Floß- und Fischmeistern, welche im Städtchen tage, habe die sämmtlichen Räume seiner Behausung belegt; er behielte, und wenn sein eigener Bruder vorspräche, keine Unterkunft übrig. Zugleich aber blieb zu vernehmen, daß er der einzige Gasthalter des Städtchens, wenigstens für gewähltere Gäste sei und die Fremden wären in rathloser Verlegenheit gewesen, hätte der Wirth, ein runder freundlicher Franke, nicht den Finger an die Nase gelegt und wohlwollend meditirt. Das Ergebniß dieses wohlwollenden Studiums äußerte sich dann dahin: daß manch ein feines „Schlößle und Höfche" hie herumläge und wenn die Fremden noch ein halb Stündche zufahren wollten, so dürften sie z. B. im Riedhof, wenn er auch öd und verfallen sei, ein paar prächtige Gaststübchen finden. Die Beschließerin, Frau Bertlin, werde keinen Anstand nehmen, auf gute Recommandation von ihm sie aufzunehmen. Zwar sei die Herrschaft abwesend, aber das thue nichts, soweit dürfe sie schon gehen die Frau Bertlin. Gleichzeitig rief er einen Burschen aus seinem Hause, hieß ihn eine Laterne anzün-

den und die Fremden mit einem schönen Befehl (Empfehlung) von ihm auf den Riedhof begleiten.

Im vordringenden Dunkel der Nacht wurde der Hof erreicht. Durch ein Geständ urprächtiger Ulmen erblickten die Reisenden ein schnörkelreiches Mansardendach, welches einen Herren- oder Patriziersitz aus den Zeiten des französischen Zopfstyls anzukünden schien. Das Gebäude stand auf einem saftigen Wiesengrund, dicht daran rauschte der Main, der den Grund wahrscheinlich bewässerte, nahe herum wand sich ein Hügelzug, dessen krümmenreiche Abdachungen Wein- und Obstgärten trugen, während die Höhe bewaldet stand. Ein hastiges Bächlein schoß von den Hügeln herab und ergoß sich fast an der Schwelle des Riedhofes in den blinkenden Mainspiegel. Das war die Lage des Orts, wie sie in Umrissen durch die Hülle der Dämmerung erkannt wurde.

Der gefällige Stadtwirth hatte vortrefflich ausgeholfen. Unsere Reisenden wurden verpflegt, wie sie es wünschen konnten. Frau Bertlin war wirklich das Musterbild einer ländlichen Schaffnerin. Die fremde Greisin half aber zu Tisch und Einrichtung sogleich auch selbstthätig mit und eine Lust war's, wie Wirthin und Gastin, jene in den fünfzigen, diese ein Siebzigerin gleich jungen Mägden mit einander handtirten. Ihr seid nirgends fremd! sagte die Schaffnerin; — und Ihr wäret es nirgend, antwortete die Fremde. So wechselten die Frauen noch vor dem Schlafengehen manch Wort der gegenseitigen Anerkennung und Beide freuten sich, morgen beim Frühstück eines Weiteren mit einander bekannt zu werden.

Wer waren die Fremdlinge? Ohne das Frühstück ab-

zuwarten, wollen wir die nöthigste Bekanntschaft mit ihnen heute schon machen.

Frau Reinwald und Gabriel Blum hieß das ungleiche Paar, welches seit einigen Jahren zur Verwunderung stubenhockender Kleinstädter durch Deutschlands Gaue abenteuerte. Der junge Mann war ein Enkel der alten Frau, Künstler, Landschaftsmaler, hatte mancherlei Akademieen des staffeleireichen deutschen Vaterlandes besucht, sodann aber eine unwiderstehliche Leidenschaft für jene Akademie gefaßt, welche ihm die Mutterschule aller übrigen däuchte, nämlich für das deutsche Vaterland selbst. Dieses durchzog er auf tausend Stegen und Pfaden, ohne Wahl und Caprice, nur ging er ebenso gern den Niederungen des Tieflandes als dem Extrem des alpinen Hochgebirges aus dem Wege. Sein Gemüth, oder wie Kunstkenner sagten, sein glücklicher Pinsel, war besonders für die Idylle des Mittelgebirges geschaffen, dessengleichen Deutschland z. B. im alten Hercyner- oder dem heutigen Thüringerwald einen Prachtvenusgürtel besitzt, der den ehren- und schönheitsreichen Leib des Vaterlandes vor vielen Ländern der Erde schmuckspendend umzieht. Die Quellgebiete mäßiger Flüsse und Nebenflüsse, die Lieblichkeit sanfter Hügelgründe, stille Thäler, Au- und Buschgegenden, Waldlandschaften mit Durchblicken auf gesellige Menschennähe, Mühlengehege mit ihren Teichen, Edelsitze mit ihren Parks, Forsthäuser mit ihren Forsten und Wildbahnen, das waren die Scenen, welche Gabriel mit nie versagender Trefflichkeit darstellte. Die Thäler des Mains und der Saale, der Werra und Fulda, des Neckars und der Eger — vom Rhein bis zur Oder hat er Alles gemalt, was durch irgend einen Charakterausdruck lieblicher Heiterkeit oder sanfter Melancholie

anzog. Seine Bilder wirkten mit dem Reiz des unmittelbaren Naturgefühls und waren so volksthümlich, daß sie gewöhnlich schon an Ort und Stelle von Bauern, Bürgern und Edelleuten, geistlichen und weltlichen Liebhabern und zwar in der Skizze noch lieber als in der durchstudirten Ausführung gekauft wurden. Sein Name wäre daher vergebens in den Katalogen der Ausstellungen gesucht worden und kein einziges „angekauft vom Kunstverein" bot der Reclame gelesener Zeitungen Anlaß ihr trübes Taufwasser auf das freiwüchsige Lockenhaupt des sorglosen Jünglings auszugießen: aber im unbeschwätzten Volke, auf der glücklichen Bildungslinie, welche zwischen Ignoranz und Recensentenherrschaft in der Mitte liegt, kannten und liebten ihn unzählige Stadt- und Landsassen.

Dieser Kunstjünger machte seine Reisen an der Seite einer Großmutter. Ein hinlänglich seltenes Phänomen, wenigstens in Europa! Denn in Asien und Afrika, d. h. auf dem größeren Theile der Erde ziehen wohl auch Großmütter mit ihren Stämmen und Familien von Steppe zu Steppe, von Oase zu Oase und doch bleiben sie gleichzeitig zu Hause, nur daß das Haus selbst nicht zu Hause bleibt. Darin liegt nämlich der Unterschied. Mit den vier Pfählen, welche der europäische Zimmermann in die Erde treibt, vernagelt er viel von dem richtigen Menschenbegriff in den Köpfen. Und so wird in den Köpfen unsrer Männer fort und fortwährend die Täuschung entstehen, die Frau sei bestimmt dem Hause zu leben, d. h. ihnen Suppen zu kochen und Erben zu gebären und großzuziehen. Es wird aber auch immer von Neuem wieder die Erscheinung zu Tage treten, wenn nun der Eheherr rühmlichst bestattet und begrabschriftet, das Kind aber so weit aufgefüttert ist,

daß es sich selbst verpflegen und verzärteln kann, kurz, wenn das ganze Leiden der Geschlechtsbestimmung zu Ende getragen ist, (denn einem Leiden sieht diese Bestimmung so ähnlich wie eine Quitte einem Apfel): daß, sagen wir, die endlich erlöste Greisin zugleich mit anderem überflüssig gewordenen Zwang auch ihre Begriffe aufschnürt und wie Correggio vor Raphaels Bildern ausrief: auch ich bin ein Maler! über ihre vier Pfähle hinaus dem weiten schönen Erdenrund zujubelt: auch ich bin ein Mensch! Dann hat das Haus aufgehört und die Welt tritt in ihre Rechte. Solcher Frauen gab es zu allen Zeiten. Wie lebhaft z. B. in den Jungen der Wandertrieb ist, wird uns Jedermann zugeben; denn wer, der diese Zeilen liest, kennt nicht irgend ein süßes bürgerliches Weibchen, das mit ihm herzlich gern über Länder und Sehenswürdigkeiten schwärmt und dann mit einem elegischen Ausklingen hinseufzt: wenn ich nicht verheirathet wäre! Später erlahmt wohl der Flügelschlag und das arme gefangene Vöglein hat, selbst wenn der Käfig offen ist, nicht mehr Freitrieb genug, hinauszufliegen. Das thun die europäischen „vier Pfähle"! Aber nicht alle erlahmen. Es gibt eine Kraftsorte und Edelart unter den Frauen — wir können sie kurzweg das Ida Pfeiffer-Geschlecht nennen — diese zeitigt und klärt im langwierigen Lagern nur um so hochhaltiger ihr schönes Elementar-Feuer: und springt eines Tags, sei's auch am spätesten Tag, der bezwingende Kork in die Lüfte, dann perlt Fantasie und Willenskraft dieser Matronen feurig und stark wie ein Jugendgott in die schöne Naturfreiheit hinaus und ein Triumphzug wird angehoben, ein schöner menschwürdiger Triumphzug weit hinweg über den Eckstein der Gasse, wo die Hebamme wohnt und wo der

Bleichgarten liegt.*) Diese Herbstgöttinnen schleichen dann nicht gleich den meisten Opfern des weiblichen Sklavenmarkts mit gesenkten Köpfen und eingeknickten Seelen thierähnlich zu Grabe; sie heben noch einmal, eh sie für immer dem Staube zollen, ihre greisigen Scheitel in den Aether und werden die schönste Erfüllung des preiswürdigen Gedankens von Rückert, da er singt:

Mein Hain war schattendicht, o komme Herbst, und zeige
Indem du ihn entlaubst, den Himmel durch die Zweige!

Solch eine Herbstgöttin war Frau Reinwald. Die Frau hatte in einem langen werkthätigen Leben ihr wohlgeaichtes Maaß jener schönen Pflichten erfüllt, welche so schön dem Egoismus Anderer zu Gute kommen, daher man klüglicherweise übereingekommen ist, sie als Tugenden auszurufen. Endlich waren die Dienstjahre ihres Haus- und Familienamtes zu Neige, das Dickicht des Kommoden- und Bettstellen-Horizonts lüftete sich nach allen Seiten und jene mußevolle Existenz fing für sie an, welche andere Weiber zum süßesten Nachtisch ihres Lebensmahles labet: zum Kaffee und Stadtklatsch mit Nachbarinnen. Aber Frau Reinwald kannte noch süßere Nachtische. Ihr riefen die ziehenden Wolken, die durchsichtigen Lüfte, die Auen des heimathlichen Stroms, die blauen Berge der Ferne, ihr rief ein jugendlicher Sinn und ein gesundes Mark noch in den späten Sechzigen zu: auch für dich ist die Welt schön! und die Frau blickte in den Resten ihrer Familie um sich und fand in Gabriel jene männliche Eintrittskarte, ohne welche das Weib zum Schauspiel seines

*) Bleichgarten ist in vielen Gegenden Deutschlands der schönere Name für die Trockenstelle der Wäsche im Freien.

eigenen Lebens nun einmal nirgends Zulaß finden kann. Gabriel war von mancherlei Nachkommenschaft der eigen gearteten Frau am nächsten verwandt. Sie hatte sich schon des Knaben mit der Zärtlichkeit eines Gärtners für eine Lieblingspflanze angenommen und die Lieblingspflanze war ihr danklohnend aufgeblüht. Als nun beide von entgegengesetzten Polen her der Natur in die Arme flogen: der Jüngling aus seinem hellblauen Kinderhimmel, die Matrone aus dem duldungsreichen Bagno ihrer „vier Pfähle", da verstand es sich ganz von selbst, daß sie auch jetzt wieder zusammengingen und Enkel und Großmutter machten ihren Flug in guter Kameradschaft gemeinsam.

Anfangs war nicht einmal Bästle dabei. Frau Reinwald putzte sich ihre Halbstiefeln selbst, sie kehrte sich und ihrem Enkel die Kleider aus, sie kümmerte sich sogar um das Pferd. Die härteste Arbeit schien ihr noch immer die höchste Standesehre, — diesen letzten Rest des falschen Frauenbegriffes konnte sie lange nicht los werden. Lange bekämpfte Gabriel ihren Stolz der Selbstbedienung vergeblich; es war als stecke der Geist einer ganzen englischen Commune in der Frau: sein eigener Herr sein heißt sein eigener Knecht sein. Endlich kam ein kleines, katarrhalisches Fieber über die Großmutter — das war der Augenblick. Schnell wurde Sebastian oder Bästle, der Knecht, aufgenommen und blieb denn auch als das Fieber vorbei war.

Und nun führe der Leser das „Malerwäglein" durch alle Lustgärten der deutschen Heimath herum, durch alle Lieblingsplätze, welche er weit und breit kennt und im Herzen hat. Wie er es führt, er sei versichert, er führt es überall richtig. Ueberall hat Gabriel nach und nach

seinen Sonnenschirm in das Erdreich gestoßen wie ein spanischer Conquistador die Fahne seines Königs. Unter einem zweiten Schirmdach sitzt dann die Großmutter neben dem Enkel und plaudert mit ihm während er malt, oder liest in einem Buche oder strickt und näht. Etwas entfernter aber lungert Bästle, der glückliche Bästle, welcher aus einem Bauernwaislein und Märtyrer der Gemeinde-Versorgung der üppigste Marschall geworden ist, der je einen König bediente. Er wälzt sich im Gras und pfeift oder raucht und läßt sein Pferd weiden und seine Seele dazu.

So kannten die deutschen Gaue schon seit mehreren Sommern diesen poetischen Nomaden-Haushalt. Die Einen haben ihn angegotzt, bewitzelt und bespöttelt, die Andern ihn mit offenen Armen aufgenommen. Aber auch den Kopfschüttlern und Spöttern muß nachgesagt werden, daß ihre barsche Befremdung nie vorhielt, wenn sie das liebenswürdige Kunsttalent des Enkels und den werkthätigen Menschensinn der Großmutter erst näher kennen gelernt. Die strengsten Häuslichkeits-Redner der Bierbank beschlich dann die Ahnung: ei nun, warum sollte nicht auch diese Façon berechtigt sein? und das Abenteuer fing an „gemüthlich" zu werden. Und war die Gastrolle zu Ende, so konnte man im widerhaarigsten Philisternest das Lager der Hochtories darüber brummen hören, daß es so bald zu Ende war! Manch wehmüthiger Blick folgte dann der abenteuerlichen Frau Reinwald, wenn sie wieder ihr Wägleiu bestieg, auf welchem sie eingezogen in ihren gewichsten Männerstiefeln, ihrem breitkrämpigen Filzhut, ihrem kurzen, schwarzseidnen Rocke, ihrer langschößigen Tuchjoppe, vielleicht im Ganzen noch drapirt mit einem Radmantel wie ein wälscher

Jahrmarkts-Bandit. Dann rang sich wohl aus manch einer gedrückten Schwesterbrust hinter Dachlucken oder Windel-garnirten Hauszäunen der Seufzer los: Gott lasse mich jung sterben oder gebe mir ein Alter wie dieses! —

So viel genüge zur heutigen Bekanntschaft mit unseren Helden. —

Des andern Morgens, noch ehe die Sonne aufging, stand Gabriel unbemerkt auf. Er schlich sich leise aus dem fremden Gehöfte, vom Eifer getrieben über die Landschaft eine vorläufige Kunstrevüe zu halten. Er wanderte den Main eine Stunde hinauf und hinab, sodann folgte er dem Riederbach ins feuchte Geklüft der Hügel hinan, und hielt von den Anhöhen zuletzt eine Umschau im weiteren Prospekte. Der Main glitzerte zu allen Punkten der Höhe herauf, in reizenden Faltenbrüchen lagen die Hügel umher und die schräge Morgensonne vertheilte Licht und Schatten in bedeutsamen Massen durchs Land. Zufrieden mit seiner Probe kehrte der Künstler zurück. Als er den Riedhof erreichte, hatte er sich schon so warm gegangen, daß ihm ein Morgenbad zwischen den Weiden des Mains wohl that, worauf er mit jugendlicher Lebekraft — sich auf den Kaffee freute.

In der That saßen die beiden Frauen just darüber. Das Gemach duftete von der edelsten Mokkabohne als Gabriel eintrat, und die zwei Matronen in ihren weißen Morgengewändern däuchten ihm freundliche Priesterinen wie sie der Spiritus-Flamme so wohlthätig warteten. Sie hatten von ihm gesprochen, schiens. Frau Bertlin, die fremde Schaffnerin, sah ihn so anerkennend an! und die Großmutter schwieg mit erröthender Verlegenheit bei seinem Erscheinen. Die gute Großmutter! Sie hatte den „Stolz

der Familie" gelobt, es war nicht anders. Gabriel küßte ihr zärtlich die Hand und blickte ihr warm in ihr liebes gebleichtes Antlitz. Ein Franzose hatte ihm einst auf die Achsel geklopft als er das that, während die Deutschen um ihn her lächelnd sich ansahen. —

Gabriel brachte das Gespräch auf den Riedhof, der ihm auf seinem Spaziergange sehr imponirt hatte. Er war der König der Vedute! Von allen Seiten stellte er sich als das natürliche Haupt des Mainufers dar. Der Main schien ihn großgesäugt zu haben wie der Nil das Egypterland. Der Riedhof war auf Wiesenkultur gestellt und diese Kultur durch weiland kunstreiche Flußdämmungen sehr hoch getrieben. Dieses Eine Verhältniß lag sinnlich zu Tage. Durch Schloßfolge hatte aber Gabriel sehr bald ein zweites errathen. Auf seiner Streife nämlich hatte er über die benachbarte Hügelgegend eine Unzahl von Hütten und Häuschen reizend ins Grüne verstreut gefunden, er hatte den gartenähnlichen Anbau der Grundstücke beobachtet, einen Anbau, wie er nur kleinzerstückeltem Spatenland zu Theil werden kann: was zwar Alles landschaftlich sich recht schmuck ausnahm, aber ökonomisch auf Güterzersplitterung und Armuth deutete. Da konnte es denn nicht gefehlt haben, daß der Riedhof, als der Reiche unter den Armen sehr bald auch vom Hügelland die besten Lagen für sich gewann, die ihm nach dem natürlichen Einschmelzungs-Prozeß der kleinen Güter in große fast wie von selbst zufallen mußten. So wurde der Reiche immer reicher. So konnte der Tag kommen, wo der ehrliche deutsche Maierhof einen gar stolzen Traum träumte, den Traum vom Louvre! Da baute er sich vom Grund aus neu, zierte sein Haupt mit der Allongeperücke Ludwigs XIV.,

die ihm aber schier wie eine Königskrone ließ, denn wahrlich königlich hob er sich ab rings von der ländlichen, deutsch-genügsamen Umgebung, und sein reichgegiebeltes Mansardendach mit seinen vergoldeten Knäufen und Schnörkeln winkte prächtig über die Wipfeln der Ulmen, die doch auch nicht verzwergt waren, ins Land hinaus.

Jetzt lag der Riedhof verfallen. Seine soliden Mauern aus dem luftgebräunten röthlichen Main-Sandstein klafften von vielfachen Risten, Verschalungen, welche ihrerseits wieder verwittert waren, raubten seinen stattlichen Fensterreihen das Licht, die Flußdämmungen waren verschlämmt, die Wiesengräser versauert. Mißgunst, Eigensinn, Erbschafts-Hader; Nachlässigkeit, — kurz, verkehrter Menschensinn hatten dies Prachtkind einer gesunden Naturkraft vergiftet.

Gabriel beklagte die Ruine fast wie einen lebendigen Menschen. Ist's doch auch umgekehrt! Kann ein gehemmtes und verkümmertes Menschenleben sinniger beklagt werden als unter dem Bilde einer Ruine? Ach, wie manchen lebendigen — Riedhof kannte Gabriel! War seine eigene Großmutter vielleicht nicht selbst einer? Es ging die Sage in seiner Familie, sie sei nicht glücklich gewesen. Selbst sah er freilich wenig davon, aber die Frau war jetzt alt, und — sie war eine Frau! Denn wie Frau Bertlin für die vielköpfige Hydra der Herrschaft oder deren Gläubiger mitten im wüsten Riedhof noch immer einige Zimmer in Ordnung zu halten wußte, so hatte Frau Reinwald stets sich einer geistigen Sauberkeit beflissen, die wie Glück und Heiterkeit aussah. Welche Frau liebt Staub und Spinnweben? Aber — er wußte wohl, daß sie nicht so glücklich war wie sie verdiente.

Seine Riedhof-Skizze umfloß ein eigenthümlicher Hauch. Kunstliebhaber sagten später, es sei das Beste was er gemalt. —

Noch im Laufe des Tages fing Gabriel zu malen an. Er hatte einen glücklichen Standort gefunden, eine Steinkuppe droben am Bach, welche mitten im Wilden lag. Links hatte er Rebhügel zur Seite, welche höher hinauf von einem Buchenwalde bekränzt waren, rechts jenen parcellenreichen gartenähnlichen Anbau, von welchem zuvor die Rede gewesen und welcher weit und breit Alles mit Obst und Blumen bedeckte. Diese Kultur aber hatte sich der Bach hüben und drüben ein wenig fern zu halten gewußt, und sein steinreiches wildgezacktes Beet für eine malerische Bildniß behauptet. Eschen- und Erlengebüsch, Weiden-, Rosen-, Liguster- und Berberitzengesträuch überwucherten üppig sein Ufergehäng, während Lattich und Lauch, Flechten und Moose, zahllose Doldengewächse, Glockenblumen und Thymian tief in sein Beet hineingrünten und jeden halbüberspülten Geröllstein blühend bedeckten. Das Wasser fiel theils in schönen Cascaden nieder, theils sammelte es sich in tiefkühlen Wuhren, in welchen die scheue Forelle lauschte, oder die muntre Wasseramsel mit untergeschlagenen Flügeln tauchte, oder ein Eisvogel, sein blau- und goldgrünes Seidengefieder regles an sich haltend, seine Beute abwartete, einen Kaulkopf oder einen Blutegel. Folgte der Blick dem Abfall des Baches, so blitzte aus der Ebene der besonnte Mainspiegel herauf und das Städtchen mit seinen alterthümlichen Warten und Ringmauern und der Riedhof in seiner Rococcopracht stellten sich wie von selbst in den Mittelpunkt eines bedeutsamen Bildes.

Dort droben also saß Gabriel in ungestörtester Ruhe.

Kaum daß er mit Kopf und halber Bruſt aus dem Geſtäude herausragte; ſeine Großmutter war ganz unſichtbar. Kein Menſch näherte ſich ſtundenlang dem Ort; die Landleute, welche in den Weinbergen links und in den Baumgärten rechts zu ſchaffen hatten, ſah man regelmäßig einige hundert Schritte unterhalb in ihre Richtungen abſchwenken. Hier herauf führte kein Fußpfad.

Ein einziges Mal — es war gegen Abend — ſah Gabriel auf dem ihm entgegengeſetzten Bachufer, welches ein wenig niedriger lag, einen einſamen Spaziergänger heraufdämmern. Es war ein ſtiller, beſchaulicher Gang der Wandel des Mannes, er hatte ſeinen Hut abgenommen und trug ihn auf dem Stock als Sonnenſchirm. Nach einem Stündchen kam er unſerm Paare wieder zu Geſichte, und zwar diesmal auf ihrer eigenen Bachſeite, wo er rechts in den Obſtgärten verſchwand.

Auch am zweiten und dritten Tage wiederholten ſich dieſe Spaziergänge. Der Mann erſchien immer zu der nämlichen Stunde und machte immer den nämlichen Weg. Links an den Weinbergen herauf, rechts auf der höheren Bachſeite zurück, und zwiſchen Hecken und Obſtbäumen ſein Verſchwinden.

Durch dieſe Regelmäßigkeit fiel er unſerem Paar auf, zumal da das ſtille Landſchaftsleben ihnen ſonſt nichts Auffälliges bot. Sie fingen an des Spaziergängers zu achten.

Es war ein alter Mann, altmodiſch aber ſtädtiſch gekleidet. Sein kahler Scheitel war mit wenigen und weißen Haaren umkränzt, ſeine Haltung gebückt mit einer Neigung zur Seite. Sie verrieth den Mann von gebildeten Gewohnheiten. Die Züge ſeines gebleichten Antlitzes

schienen edel und lebendig, mit einem Schleier von sanfter Melancholie bedeckt. Das ungefähr war der Totaleindruck von ihm. Eine schärfere Beobachtung verhinderte die Entfernung.

„Wer mag er sein?“ fragten sich Enkel und Großmutter.

„Sein Rockschnitt ist nicht hiesiger Art,“ sagte Letztere, „er sieht aus wie bei uns.“

„Und einen Gang hat er wie ein Ordensgeistlicher,“ setzte Gabriel hinzu. „Die Art wie er die Kniee hebt, kommt mir vor, als sei er gewohnt gewesen, ein langes faltenreiches Gewand über den Knieen zu fühlen.“

„Potz Tausend, das heißt ein Malerblick!“ meinte die Großmutter kopfschüttelnd.

Und Abends im Riedhof ermangelten sie nicht, der Frau Bertlin den Mann zu beschreiben.

„Ich kenn' ihn wohl,“ sagte Frau Bertlin; „es ist Herr Lucillus, ein Sonderling, wie man so sagt. Er lebt als pensionirter Hofmusikus hier in seiner Ruh'. Es gibt Allwisser, setzte sie leiser hinzu, welche es weg haben wollen: er sei in seiner Jugend als Mönch durchgegangen.“

Gabriel blickte seine Großmutter an.

„Den Gang den Sie ihn machen sehen“ — fuhr Frau Bertlin fort — „macht er seit Jahren. Droben im Weinberg ist ein Tümpel, welchen die Winzer von der Bach*) abgedämmt haben, um ihre Reben und Strohflechten darin zu schwellen. In diesem Tümpel fand Herr Lucillus einst eine Biene, welche hineingefallen war und ihre Beinchen in Todesangst arbeiten ließ. Er half ihr

*) Der Bach ist in den Mundarten am Main weiblichen Geschlechts.

heraus, sie trocknete sich an der Sonne und flog lustig davon. Das gefiel dem alten Herrn. Seit dem kommt er Tag für Tag und sieht nach, ob nicht irgend ein Würmchen oder ein Käferchen in dem Tümpel verunglückt ist. Das ist sein Abendspaziergang. Bei jedem Wetter, zu jeder Jahreszeit thut er den Gang; oft wirds ihm sauer, aber so lange nicht Eis ist, hält er daran wie an's Credo, zum Tümpel zu gehen.

„Wie viel Gemüthskleinheit so ein Kleinstädterleben ausbrütet!" brummte Gabriel vor sich hin.

Die Großmutter murmelte: „wie viel Lieb' muß einem Herzen gegeben sein, wenn es zuletzt noch Insekten liebt."

Gabriel blickte beschämt.

Die Unterhaltung ging weiter, aber der Jüngling nahm sich vor, die nächste Gelegenheit zu suchen, um seine Bemerkung wieder gut zu machen.

Am andern Tag war Alles wie zuvor. Gabriel saß an der gewohnten Stelle und malte, die Großmutter neben ihm las. Zu der gewissen Stunde erschien auch der pünktliche Alte wieder, von welchem heute noch nicht die Rede gewesen. Als man ihn ansichtig wurde, fing Gabriel an:

„Da ist er wieder, Onkel Lucillus. Ein sonderbarer Name! Der Name ist offenbar angenommen und die Sage von einem Jugendstreich, wie daß er als Mönch durchgegangen, scheint dadurch eigenthümlich bestätigt. — Ich muß mir den Tümpel einmal ansehen. Ein silberhaariger Greis von gefühlvollen Mienen und im Costüm des vorigen Jahrhunderts, welcher seinen Stock in ein Wässerchen hält, um verunglückte Insekten daran emporzuziehen, müßte eine

sinnige Staffage für ein Landschaftsbild sein. Vorausgesetzt, daß sie verstanden würde!"

Die Großmutter antwortete: „Male sie immerhin. Wenn sie der Maler nur selbst versteht!"

„Ich hoffe, ein Menschengemüth versteh' ich," sagte Gabriel anspruchslos. „Nur wie es sich äußert, könnte Einen zuweilen irre machen. Eins ist die Frage: weiß der Mann wirklich Zeit und Liebe nicht besser als an Insekten zu wenden, oder waren es die Menschen selbst, welche ihn nach und nach verstimmt und zurückgedrängt haben?"

„Kann das die Frage sein?" fragte die Großmutter ruhig.

„Du magst Recht haben, Nehni," sagte Gabriel zustimmend und seine Härte von gestern war widerrufen.

Aber die Großmutter, schien's, hatte sein Bestreben wohl durchgefühlt, und nun that es ihr wieder weh, daß Gabriel vor sich selbst im Vorwurf gewesen wäre. Sie fuhr daher fort:

„Uebrigens ist es gar nicht so leicht zu verstehen, eines Menschen Gemüth. Was man so wirklich verstehen nennt. Der Junge braucht sich gar nicht bemüßigt zu fühlen, den Alten zu verstehen: denn warum? Ein jedes Alter hat sein eigen Gemüth. Was z. B. ist so gemüthlos als im Grunde ein Kind? Ein Kind hat immer zu verlangen, immer zu begehren, denkt wenig ans Geben, heftig ans Nehmen; Alles handelt sich ihm um das liebe Mein. Gemüthlich ist ein Kind, wenn es bedürftig ist, wenn es sich schwach fühlt. Hierauf der Jüngling; dem wieder soll alles Genuß sein. Die ganze Welt will er genießen, oder die halbe mindestens, denn die andere Hälfte

soll ihm mithelfen zu schwelgen. Mitgenuß, das ist die Gemüthlichkeit des Jünglings."

Gabriel lächelte: „Du wirst dich vortrefflich durchphilosophiren," liebe Aehni, „fahre nur fort. Die verschiedenen Menschenalter durch bis zum Gemüthe des Alten, welcher Bienchen vom Tode errettet."

Die Großmutter fuhr fort: „Sodann der Verheirathete."

„Den überspringen wir," sagte Gabriel. „Ich werde nie heirathen."

Die Großmutter blickte erstaunt. „Du wirst nie heirathen?"

„Nein, liebe Aehni."

„Und warum nicht? wenn ich fragen soll."

„Weil ich kein Mädchen kenne, keins je gekannt habe, von dem ich mir denken mochte: das gäb' ein Mütterchen wie deine Großmutter ist."

„Ist das dein Ernst, Gabriel?"

„Und ich habe viel Mädchen gekannt. Auf Akademien und auf Reisen — Du weißt es."

„Wirst ihrer noch mehr kennen lernen."

„Thut nichts. Ich werde nie heirathen."

Die Großmutter sah wie im Traume. „Sagt das ein Mann, was sollen dann Frauen sagen?!"

„Wie so, liebe Aehni?"

„Du hast viel Mädchen gesehen und wir sehen nichts als die Nachbarschaft unserer Gasse. Du kannst wählen nach freiem Entschluß und Belieben und wir... gerechter Gott! heißt denn das wählen, wenn man so eingesperrt lebt wie ein Mädchen, nicht wagen soll die Augen aufzuschlagen, Niemanden kennen lernt, nicht unterscheiden,

nicht vergleichen kann — heißt denn das wählen? Der Mensch hat seinen freien Willen, sagt man uns vor; aber nur vom Mann ist das wahr, vom Weib ist's ein schmählicher Mißbrauch des Worts. Wo liegt denn diese Freiheit des Willens? Wir müssen abwarten, was uns der Zufall entgegentreibt, und was das Herz dazu sagen will. Das Herz! Das arme, unerfahrene Herz, das ist all unsere Willensfreiheit, all unsere Menschenkenntniß. Und hat nun das Herz zu sprechen gewagt: dieses Auge blickt so gut! Diese Züge sind so offen! Dieses Benehmen, diese Gebärden sind all wie redende Zeugen voll Liebe und Treue; — wie schmerzlich heißt es dann oft: der Mann ist nichts für dich; den kannst du nicht haben! Aber Herr Orgon oder Damon kommt plötzlich hereingeschneit, ein Gesicht stellt sich dir vor ... mein Gott wie fremd ist das Gesicht! wie eisig unbewegt siehst du es an! Und doch sagt man dir: das ist ein Mann für dich; der Mann kann dich glücklich machen! — Und eh du zu Sinnen kommst, hast du ihn nehmen müssen. Nehmen müssen? nein, du hast ihn gewählt, gewählt, das ist der Ausdruck! Du hast ja deinen freien Willen!"

„Siehe, Gabriel, so heirathet man in meinem Geschlecht. Und du — ein Mann, ein Schöpfungskönig, ein Wesen, das wirklich frei ist, du sagst: ich heirathe nicht!? Du willst dich versündigen und an deinem Glücke verzweifeln, wo dir die Natur um so viel mehr verliehen hat, dein Glück dir selber zu schmieden? Das ist eine sträfliche Rede. Ich will das Thorenwort nicht gehört haben!"

Gabriel hatte den Pinsel aus der Hand gelegt und sah starr vor sich hin.

Was ſollte er antworten?

War dieſe Rede der Großmutter noch gegen ihn gewendet? Nein, ſie war eine Herzensergießung über ihr eigenes weibliches Loos. Und zwar eine ſo lebhafte, wie er ſie noch nie aus ihrem Munde gehört hatte. Wohl war er gewohnt, — wie heiter, wie frohmüthig ſie im Praktiſchen lebte: ihre Reflexionen klangen düſter; über Frauenſchickſal ſprach ſie wie über eine verlorene Sache. Aber ſo deutlich, ſo beziehungsvoll hatte ſie kaum je geſprochen. Die gute Großmutter! Welche Ahnungen über ihr Seelenleben ſtiegen ihm auf und was kannte er davon als — ihre Liebe zu ihm? War es nicht an der Zeit, endlich die geheimeren Tiefen ihres Vertrauens zu ergründen? Ihrem Herzen endlich mehr zu werden und immer mehr in menſchlichem Austauſch und Mitgefühl?

Gabriel nahm ſich vor dieſes Geſpräch zu verfolgen.

Er wendete ſich gegen die Großmutter.

Aber indem ſein Blick das ehrwürdige Antlitz der Greiſin traf, fiel ihm wieder der Muth. Die Schauer der kindlichen Ehrfurcht kamen über ihn. Er fühlte ſich ſo jung, ſo unmündig gegen die Frau, welche ſeine Kindheit gepflegt, die Kindheit ſeiner Mutter!

Er kämpfte mit ſich ſelbſt.

In dieſem Augenblick knallte ein Schuß an der nahen Waldecke.

„O weh," rief die Großmutter, „da fängt die Frühherbſt-Jägerei wieder an. Jetzt werden den Malern wieder die ſchönſten Punkte verſperrt ſein."

Dieſer Zufall unterbrach das Geſpräch.

Gabriel nahm ſein Malen wieder auf, Frau Rein-

wald ihr Buch. Nur einzelne abgerissene Reden wurden gewechselt.

Nach einiger Zeit sagte Gabriel: „Jetzt müßte Onkel Lucillus wieder zurückkommen."

Und unwillkürlich blickten Enkel und Großmutter wiederholt nach seinem Weg durch die Obstgärten aus.

Aber der Alte kam nicht.

„Er ist ja keine Uhr," sagte Frau Reinwald zuletzt, da es schon dämmerig wurde und Gabriel einzukramen anfing. Er hatte länger als sonst gemalt. Hatte er unbewußt den Alten abwarten wollen?

In der schönsten Abendklarheit wandelten Enkel und Großmutter zum Riedhof zurück. —

Morgens beim Frühstück überbrachte Frau Bertlin eine traurige Neuigkeit.

Der alte Herr, von dem wir vorgestern gesprochen haben, erhielt gestern Abend einen Kugelschuß in den linken Arm! Und dann erzählte sie, wie ein Sonntagsjäger, der in der Nachbarschaft zu Gaste sei, den unglücklichen Fehlschuß gethan. Zwar sei der Schuß nicht eben gefährlich, aber der alte Herr habe Blut verloren, das Wundfieber habe sich eingestellt und Schmerzen und Ohnmachten.

Unsere Reisenden hörten das mit großem Bedauern.

Und sonderbar! an demselben Tage wollte es auf jener Bachhöhe nicht recht vorwärts mit Gabriels Malen. Der Jüngling erklärte zuletzt, in der Hauptsache sei er ja doch fertig mit der Ausbeute dieses Punkts, er wolle noch sonst herum eine Nachlese halten.

Gleichzeitig aber begannen jene liebevollen Belästigungen von außen her, welche den Künstler zwar ehren, aber auch stören. Aus dem Städtchen und vom Lande

häuften sich Einladungen und Besuche. Gabriel gab ihnen nach so viel ihm schicklich und seinem Berufe förderlich schien, er ließ es aber nie darauf ankommen, daß Zerstreuung und Leerheit, welche allem geselligen Genuß dicht an der Ferse folgen, ihm über den Kopf wuchsen. Auch jetzt ersah er den rechten Augenblick, seinen Aufenthalt abzubrechen.

Alles war zugerüstet, die Malerequipage reisefertig, Frau Bertlin mit passendem Andenken begabt, das Versprechen, bald wieder zu kommen, oft und aufs herzlichste ausgetauscht, als Frau Reinwald die Frage hinwarf: „Und was macht denn Herr Lucillus? Wird er seine Spaziergänge bald wieder anfangen?“ — „Ach, behüte,“ antwortete Frau Bertlin, „es ist in diesen Tagen eher schlimmer als besser geworden.“ Frau Reinwald stutzte. Sie ließ sich von der Schaffnerin den Zustand der Wunde beschreiben, worauf sie bedenklich den Kopf schüttelte. „Aber liebe Frau, haben Sie denn keinen ordentlichen Chirurgen hierorts?“ — „Die Praxis fehlt,“ liebste Madame. „Seit ich denke, wird nur mit Aderlässen und Schröpfköpfen in unserm Städtchen gebadert.“ — Frau Reinwald zuckte ungeduldig mit dem Kopfe. Sie wandte sich herum und sagte entschlossen: „Ich will hinauf zu dem Kranken. Ich habe zwei Söhne in der Franzosenzeit verloren, ich habe sie und ein ganzes Lazareth einen Herbst lang gewartet; ich glaube ich verstehe mit Wunden zu doktern.“ — Sie hieß den Bästle das Pferd, welches schon vorgespannt war, wieder ausspannen, sie legte ihr Staubtuch und ihren Filzhut ab, holte ein Frauenhäubchen aus dem Koffer und begehrte eine Person, ihr die Wohnung des Alten zu weisen. Ein Kunstfreund aus dem Städtchen, welcher sich

eingefunden hatte, dem Paare das Geleit zu geben, erbot sich dazu. Gabriel ging mit.

Durch Wiesen und Gärten wanden sich knapp bemessene Pfade die kulturreichen Gründe hinan vom Riedhof gegen die Hügel. Das freundliche Land bot einen heitern Anblick im Lichte des Morgens, der reichliche Spätsommerthau lag kühlend und glänzend auf allem Grünen. Aus allen Gärten liefen barfüßige Kinder zur Schule nach dem Städtchen, von welchem blecherne und vergoldete Wetterhähne und hundert gegen Osten gelegene Fenster funkensprühend leuchteten, indeß der Spiegel des Mains wie ein Strom geschmolzenen Silbers an der Sonne heraufstrahlte.

Zwischen dem Städtchen und dem Riedhof ungefähr in gleicher Mitte lag oben in den Vorbergen ein einsames Gartenhaus in einem Dickicht von Aepfel-, Pflaumen- und Kirschbäumen, Johannis- und Stachelbeerhecken, Blumen- und Zierpflanzungen aller Art. Das Haus bestand aus zwei von einander abgesonderten Bauten, welche durch einen bedeckten Corridor von der Länge einer mäßigen Kegelbahn unter sich verbunden waren. Jede dieser Hälften war scheinbar der andern gleich; ein Fachbau von einem Erdgeschoß und einem niedern Gestock mit vier Fenstern Front. Doch konnte das Auge bald ein älteres und ein neueres, ein roheres und ein eleganteres Theilstück unterscheiden. Der neuere Anbau ahmte den älteren mit einem Anklang an den zierlichen Schweizer-Holzbau nach. Giebel, Erker, eine niedliche Veranda, eine kleine aber wahrscheinlich reizende Aussicht durchs Dach ausgebrochen, bildeten Luxus-Zuthaten an diesem, welche jenem fehlten. Auch die Fenster des Neubaues waren netter gefügt und spiegelten blanker als am Gegenstück. Im Baumaterial selbst war ein Unter-

schied zwar nicht zu erkennen, denn beide Häuschen lagen wie zugedeckt unter einer Hülle von Grün. Aber das eine begnügte sich mit der nützlichen Hülle von Bohnenranken, Mohnblumen, zum Trocknen aufgehängten Tabaksblättern und einer Garnitur von goldgelben Maiskolben unterm Dache; das andere kleidete sich edler und einfacher in Epheu und wilden Wein.

„Hier wohnt Herr Lucillus," sagte der Kunstfreund aus dem Städtchen, indem er die schönere Flanke der Doppelwohnung bezeichnete. „Er hat sich vor Jahren bei dem Gärtner hier einlogirt, bald aber, seinem Geschmacke gemäß, das Einzelhaus aufführen lassen und durch den Corridor an das Althaus angereiht, um sowohl getrennt als vereinigt mit der Stammwohnung zu wohnen. Denn eigentlich haßt er die Menschen nicht, aber er liebt die Einsamkeit. Durch den Corridor wird seine Bedienung besorgt, das Hin und Her der Verbindung vermittelt, aber beide Hausfronten stehen abgekehrt nach entgegengesetzten Seiten. Der Gärtner sieht auf das Städtchen und über die Mainebene, Herr Lucillus zurück nach der Waldseite. Nur die Plattform auf seinem Dache hat beide Aussichten zugleich."

„Da gibt es vielleicht ein Bild," sagte Gabriel. „So könnte dein Samariter-Gang, lieb Mütterchen, auch mir noch zu Gute kommen."

Die Fremden traten in den Garten.

Sie erreichten unmittelbar den Zweck ihres Besuches, denn sie erblickten den alten Herrn, wie er an der warmen Sonne in seiner Veranda saß und sich so eben den Nachtverband abnehmen ließ. Die Glasthüre der Veranda stand offen, die Scene ging fast unter freiem Himmel vor sich.

Frau Reinwald sah auf den ersten Blick, daß die Bauernmagd, welche den Greis bediente, eine viel zu derbe Hand für das Geschäft hatte. Sie that ihm weh. Der Verwundete verzog schmerzlich sein Gesicht, er seufzte und stöhnte vor sich hin, sein bleiches Antlitz wurde bleicher.

Frau Reinwald eilte mit Eifer hinzu: „Lasse sie, Jungfer, das muß anders angefaßt werden!“ Und sofort übernahm sie den Arm, untersuchte und begann mit Schwamm, lauem Wasser, Charpie, Pflaster und Verband kunstgerecht zu hantiren.

„Ach, das thut wohler!“ hauchte der Greis erleichtert.

Das war der Eingang der Fremden. Ohne Gruß, ohne Anmeldung, durch die Thatsache selbst.

Hierauf fingen sie an, gegenseitig Blicke zu wechseln. Frau Reinwald sagte: „Nichts für ungut, Herr Hofmusikus. Ich habe von Ihrem Unfall gehört und so viel mir beschrieben wurde, däuchte mir, daß Sie nicht in den besten Händen seien. Ich habe — Gott sei Dank! oder leider! soll ich sagen — einige Erfahrung in Wunden und glaubte Ihnen dienen zu können.“

Der Greis blickte die Matrone an, — neugierig, aufmerksam. „Ich danke Ihnen, Madame. Wie schön mich Ihre Sprache an meine Heimath erinnert!“

„Ach ja, Ihre Mundart ist die nämliche. Wir sind Schwaben, Herr Hofmusikus.“ — Aber seltsam war's, wie die Matrone erröthen konnte. Auch den Blick des Alten, den neugierigen lauschenden Blick, ertrug sie nicht unbefangen.

Jetzt nahm der Kunstfreund das Wort und sprach was zur Einführung der Fremden nothwendig schien.

Herr Lucillus reichte der Großmutter und dem Enkel

die Hand und drückte sie herzlich: „Sehr angenehm ist mir das. Ich habe die Kunst immer geliebt. Eigentlich ists nur ein Zufall, daß just die Musik mir zu Theil wurde; Poesie und Malerei haben einen großen Theil an meinem Lebensgenuß. Sein Sie mir herzlich willkommen."

Frau Reinwald inzwischen, mit der Bandage, welche sie vorfand, unzufrieden, hatte von der Magd feine Leinwand verlangt, sie auf Streifen zerrissen und angefangen die Streifen zu einer Binde zusammenzunähen. Ein allzu eifriger Stich drang ihr dabei in den Finger; sie blutete.

Als der Kunstfreund das bemerkte, sagte er lächelnd: „Ei, ei, Madame, Sie werden ja Braut!"

„Was für schöne Zähne Sie haben!" bewunderte unwillkürlich der Greis, als Frau Reinwald einen Faden mit den Zähnen geschärft hatte.

„Meine Herren ..." wehrte die Großmutter, halb lächelnd, halb unwillig.

Die Männer sagten nichts mehr. —

Zwei neue Figuren traten jetzt auf; ein kahles fadenscheiniges Männchen, welches mit unbehülflicher Geschäftigkeit sich durch die Gartenhecken drängte, gefolgt von einem Bauernjungen mit zinnoberrothem Gesicht und einfältigen verschlafenen Augen. Es war der Chirurg und sein Lehrling.

Der Chirurg starrte die anwesenden Fremden kleinstädtisch an, dann fragte er den Patienten: „I, i, Herr Hofmusikus, den Verband abgenommen?"

„Ja," sagte Lucillus. „Er lag zu fest und die Geschwulst hat die Nacht über zugenommen. Er hat mich geschmerzt."

Frau Reinwald, als sie das Männchen in seinem

Berufe erkannte, wandte sich an ihn. Sie that eine Reihe von Fragen, sie erzählte ihm was sie gethan und erklärte ihm, was sie ferner zu thun gedächte. Der Chirurg staunte mit offenem Munde.

Aber er war eine ehrliche Haut. Ohne sich zu besinnen, stotterte er: „J, i, da sind Sie ja in der besten Hand, Herr Hofmusikus. Da hab' ich ja nichts mehr zu thun, so viel ich sehe."

Der Alte antwortete zaudernd: „Ja — aber — ich weiß nicht — ob Madame verweilen werden. Sie waren reisefertig, wie der Herr Stiftsprokurator erzählt."

„Wir werden bleiben so lange es nöthig ist," sagte Frau Reinwald mit bescheidener Verlegenheit.

Eben so verlegen erwiederte der Greis: „Gratias, tausendmal, aber — wie verdiene ich so viele Güte?"

„Ich werde es Ihnen sagen," flüsterte die Matrone. Aber augenblicklich empfindend, daß Geheimniß und Aufsparung der Sache schon zu viel Prätension gebe, setzte sie noch leiser hinzu: „Kann man für einen Menschen noch weniger thun, als ein Mensch für Insekten und Würmchen?"

Lucillus verstand diese Anspielung nicht sogleich. Er dachte eine Minute nach — dann flog ein Roth über sein schön gebleichtes Antlitz, er suchte die Hand der Frau Reinwald und drückte sie stumm.

Von dem Augenblicke an traten die Seelen der beiden Alten in das zarteste Verständniß zu einander.

Frau Reinwald blieb, der Wundarzt überließ ihr den Patienten neidlos. —

Die Tagesordnung unserer Helden wurde nun folgende: Morgens kamen Enkel und Großmutter in die Hügel

hinauf; es wurde nachgesehen, wie Herr Lucillus geschlafen, der Nachtverband weggenommen, ein neuer angelegt. Diese Visite dauerte nicht lange; man wollte noch vor der Hitze der Mittagssonne zurück sein. Abends dagegen genoß man der Muße behaglicher. Gewöhnlich versammelte sich das Kleeblatt auf der Platform des Hauses; Gabriel malte und die Alten unterhielten sich mit mancherlei Gesprächen, oder vielmehr, um den Künstler nicht zu stören, man knüpfte die Fäden des Gesprächs nur an. Später dann, wenn die Sonne gesunken und der kühleren Luft wegen, welche der Wunde nicht gut that, die glasverschlossene Veranda gesucht wurde, plauderte man erst recht behaglich zu Dreien die liebe lange Sommerdämmerung durch. Zuletzt wurde Licht gebracht; man nahm den Thee; nach diesem besorgte Frau Reinwald den Nachtverband; Herr Lucillus aber verfügte sich unmittelbar zu Bette. Enkel und Großmutter wanderten unter'm Nachtsternenhimmel nach Hause.

Im Laufe dieses freundschaftlichen Verkehrs hatte Lucillus Manches aus seinem Leben erzählt: Jugend und Alter, Freud' und Leid, wie es die Stimmung mit sich brachte. Er fühlte, daß er den edelmüthigen Fremden nicht besser danken könne, als wenn er aufhörte, ihnen fremd zu sein. Deßwegen war er nicht geizig mit Vertrauen und Mittheilung.

Eines Abends bemerkte er, wie seine Heilung schon so weit vorgeschritten, daß er ohne schmerzhafte Spannung den linken verwundeten Arm wieder ausstrecken konnte. Im Vergnügen darüber ergriff er seine Violine und fing zu spielen an. Es war in der Veranda; draußen verglühte das Abendroth; in der dunkelnden Himmelshöhe perlte das erste Sternlein.

Das Spiel des Alten war rein und zierlich. Gabriel und die Großmutter lauschten demselben mit Aufmerksamkeit, — Jedes in seiner Art. Die Großmutter freute sich manches guten Bekannten unter den Tonweisen des gewesenen Hofmusikus; Gabriel ergötzte sich an dem Kunststyle des Vortrags, welcher fast durchweg edel und einfach, gediegen und maßvoll, und doch, wie es ihm schien, gar befremdlich veraltet war.

Der Greis hatte zuletzt ein Adagio gespielt von einer fast paradiesischen Einfachheit des Satzes. Man konnte es für eine Jünglingsarbeit von Haydn halten, so lieb, so seelenvoll, so über alle Worte kindlich und unschuldig klang das Motiv. Aber er spielte es nicht zu Ende. Nach einer Passage, welche zu der Wiederholung des Hauptthemas überging, legte er die Violine still von sich weg. Er ließ sich auf den Sessel nieder, stützte den Kopf auf den rechten Arm und hielt die verwundete Linke gegen die Brust gebogen, indem er träumerisch in den Abend hinausah.

Frau Reinwald redete ihn an: „Nicht wahr, Sie haben sich angegriffen? Der Arm fängt wieder zu schmerzen an?" Der Alte schüttelte den Kopf. „Nein," sagte er, „Dank Ihrer Güte, der Arm ist gut. Aber ich habe in meinen Erinnerungen allzuweit ausgeholt. Das Adagio kommt mir so leicht in den Griff und — ich bin doch auch einmal jung gewesen!"

Nach einer Pause fuhr er fort: „Ja, auch ich war einmal jung, Frau Reinwald. Und nicht immer war ich dieser Griesgram wie jetzt. Ich habe in meiner Jugend ein Mädchen geliebt — aber was sag' ich? Ist ein Liebes-Roman eine Unterhaltung für alte Leute?"

Frau Reinwald antwortete: „Warum nicht? War der Roman leichtsinnig, so hat er schon für die Jungen nicht recht gepaßt; wenn er aber ernst war, ein kleines Seelen-Heiligthum — ei nun, veraltet denn das?“

„Es ist wahr!“ sagte Lucillus. „Sie machen mir Muth, den Roman zu erzählen. Wie ich da sitze, treib' ich's fast als ein Menschenfeind und Sie haben so gut an mir gethan! Vor Ihnen, sehen Sie, möchte ich mich verantworten.“

Bei diesen Worten des alten Herrn blickten sich Gabriel und die Großmutter bedeutungsvoll an. In ihren Blicken sagten sie sich: dachten wir's doch, daß etwas im Hintergrunde liegt! Nicht ein Geschichtchen wird er erzählen, sondern eine Geschichte! Den Schlüssel eines Charakters!

Der Alte fing an:

„Ich habe Ihnen einmal erzählt, wie ich in's Kloster kam. Die Vorliebe einer frommen Mutter, das Zureden eines wackeren Pfarrers, der Prälat endlich selbst, ein Mann voll Wohlwollen und Würde, welchem nicht zu widerstehen war: das Alles wirkte zusammen, meinen Beruf zu bestimmen. Dazu die hilflose Lage eines Taglöhner-Sohns, welchem die geistliche Versorgung als das glänzendste Anrecht des Armen gepriesen wird — so wurde ich Novize, so machte ich Profeß. Nicht die Natur trieb mich, aber das Schicksal.“

„Ich war noch nicht lange aus dem Noviziat getreten, da ging ich einst nach Tische in den Obstgarten. Unter der Pforte hatte ein Mann, der mit Büchern auf dem Lande umherzog, seinen Kram auf Brettern ausgelegt. Viele Mönche standen um ihn, blätterten in den Schriften

und wählten von denselben. Unter andern ergriff der Pater Bibliothekar: Siegwart, eine Kloster-Geschichte und fragte mich, ob ich glaube, daß das Buch etwas Schönes enthalte? Mir war, als hätte ich das Werk schon einmal loben gehört, ich rieth ihm also dreist, es zu kaufen. Er kaufte es wirklich, es gefiel ihm auch, nur mittheilsam war er nicht damit, denn er dachte nicht ohne Grund, es sei für junge Herzen allzu zärtlich und zu erweichend geschrieben. Sorgfältig hielt er es deßhalb in seinem Pulte verborgen; aber einmal gab er es doch heraus, einem seiner Vertrauten nämlich, aus besonderer Freundschaft. Zufällig war dieser Vertraute zugleich auch der meinige. Er las das Buch und konnte mir nicht genug rühmen, wie schön, wie reizend und rührend es geschrieben sei. Auf mein dringendes Bitten lieh er es mir sodann, aber nicht länger als auf einen Tag und eine Nacht. Augenblicklich machte ich mich darüber her und verschlang es mit Heißhunger in einem Zuge. Nie glaubte ich etwas so Hinreißendes gelesen zu haben! Die lieblichen Scenen, die darin gezeichnet waren, schwebten mir von nun an, ich mochte träumen oder wachen, beständig vor den Augen. Ich dachte, es müsse ein Vorschmack des Himmels sein, von einem so liebenswürdigen Geschöpfe, wie Therese oder Marianne, so rein und herzlich geliebt zu sein. Ein gewisses stilles Sehnen beunruhigte mein Herz und meine Blicke suchten überall das edle Wesen auf, das fähig wäre, meine zärtlichen Gefühle zu erwiedern. Immer, wenn wir sonst in den Garten gingen, war ich gerne im Grünen umher gehüpft und unter Bäumen gewandelt; jetzt suchte ich am liebsten stille Plätzchen im Grase oder heimliche Rasen im dichtesten Busche der verwilderten Baumschule.

Dort saß ich, belauschte die Käferchen, die sich im Haine der Gräser liebend verfolgten, horchte dem Liede der Nachtigall oder der Grasmücke so aufmerksam zu, wie nie vorher, schrieb Fragmente meiner Empfindungen und überließ mich auf jede Weise meinen Fantasien. Manchmal erschreckte mich wohl der ängstliche Gedanke: ach, wenn du sie auch findest, so darfst du sie doch nicht lieben; du bist ja ein Mönch! Aber sogleich war ich mit der Antwort da: O meine Liebe soll rein sein wie die der Engel, und diese kann Gott nicht mißfallen. Sie wird mich vielmehr im Guten stärken und über alle niedrigen Gefühle erheben. Oft wagte ichs, bei Prozessionen, wenn unser Zug sich langsam durch ganze Reihen blühender Jungfrauen bewegte, unter den Augenwimpern hervorzublinzen und mit schüchternem Blicke das Antlitz zu suchen, auf dem jene Herzensgüte und frohe Sittsamkeit ausgedrückt sein würde, die das Ideal meiner Seele war. War von schönen Mädchen irgendwo die Rede, so horchte ich mit gespanntem Ohre und merkte mir genau die Namen der Schönsten. Wenn uns der Prior dann, Paar und Paar, vor die Stadt hinausführte, so forschte ich im Vorübergehen an den Häusern mit verstohlenen aber gierigen Blicken, ob ich nicht die gepriesenen Schönheiten entdecken könnte und ob sie auch so aussähen, wie ich es wünschte. Lange war mein Suchen umsonst. Endlich aber fand ich!"

„Es war im Jahre 1785, da fügte es sich, daß zwei meiner Mitbrüder als neu geweihte Priester ihre erste Messe lasen oder primizirten. Bei solchen Feierlichkeiten werden von jedem Primizianten seine Verwandten zu Gaste gebeten und dießmal, hieß es, würde eines der schönsten und sittsamsten Mädchen der Stadt dabei erscheinen. Mit

sehnlichem Verlangen erwartete ich den bestimmten Tag. Nach geendigtem Gottesdienste läutete man zur Tafel, das Herz pochte mir, beinahe bebend ging ich in den Speisesaal und suchte mit meinen Blicken das schöne Mädchen auf. Ich fand sie sogleich vor Vielen heraus. O wie war ich entzückt! Ihre edle Gestalt, ihr heiteres Wesen, ihre Anmuth und Sittsamkeit übertrafen meine Erwartungen. Sie grüßte mich überaus freundlich, als ich an ihr vorüberging, weil ihr Verwandter mich ihr als seinen innigsten Freund vorstellte. Ich vermochte in froher Betroffenheit den Gruß kaum zu erwidern. Aber die ganze Tischzeit über beobachtete ich sie, so oft es unbelauscht geschehen konnte, mit unermüdeter Aufmerksamkeit und immer wachsendem Wohlgefallen. Das sanfte Feuer ihrer schönen Augen, der kindliche Mund, das lichtbraune Haar, ihr ganzer zwar nicht hoher aber wohl proportionirter Wuchs und über Alles das ihr holdes Betragen, ihre Aeußerungen voll leichten Witzes und fröhlichen Sinns mit einer zarten jungfräulichen Stimme und einem Alter von achtzehn Jahren vereint, bezauberten mich ganz. Nach aufgehobener Tafel wünschte ich mit ihr in ein Gespräch verwickelt zu werden und schlich auch in dieser Absicht unablässig, aber ohne Aufsehen, um die zahlreichen Zirkel her die sie beständig umgaben. Allein das Gedränge um sie und mehr noch meine eigene Schüchternheit vereitelten immer das Gelingen meines Vorhabens. Die Glocke rief mich endlich gar in den Chor, den ich niemals so ungerne besuchte als diesmal."

„Erst nach der Abendtafel fand ich Gelegenheit, mit ihr zu sprechen. Ich hatte sie immer mit wachsamen Augen verfolgt. Endlich ließ Frater Gregor, ein guter Klavier-

ſpieler und hübſcher junger Mann, ſein Klavier in das an den Saal gränzende Nebenzimmer bringen, ſpielte den Frauenzimmern, die ihn aufgefordert hatten, mehrere Sonaten vor und ſang abwechſelnd mit ihnen geſellige Lieder. Auch jenes Mädchen ſtand mit holder Freundlichkeit dem Frater Gregor zur Seite, den ſie wirklich in Affection genommen zu haben ſchien. Allmählig zog ſich Alles in den Saal zu Tanz und Pfänderſpiel zurück. Nur Minchen — ſo will ich ſie künftig nennen — nur ſie, Gregor und ich blieben im offenen Nebenzimmer. Daß ich vielleicht eine überzählige, beſchwerliche Perſon ſpielte, fiel mir dabei gar nicht ein. Ihre Rechte nachläſſig über Gregors Seſſel gelegt, ſtand ſie da und horchte den muntern Accorden. Zitternd ergriff ich, nach langem Beſinnen, am Ende des Stückes ihre ſorglos hängende Hand, küßte ſie und forſchte in ihren Augen, ob ſie es übel genommen hätte. Machen Sie mir kein böſes Geſicht, ſtotterte ich dazu, der Freund Ihres Vetters darf wohl auch Ihr Freund ſein. Und wer könnte Sie ſehen, ohne Ihr Freund zu werden? Freundlich lächelte ſie und entzog mir ihre Hand nicht. So wurden wir nach und nach in ein weitläufiges Geſpräch verwickelt, bei welchem uns Gregor treulich Geſellſchaft leiſtete. Aber das Mädchen, ſo oft ſie auch von einem Schwarme Herbeieilender zum Spiele gerufen ward, verließ doch ihren Sitz in unſerer Mitte nicht, ſchien Antheil an meinem, noch mehr aber an Gregors freundlichem Geplauder zu nehmen, erzählte von mancherlei wichtigen Kleinigkeiten und verließ uns nicht eher, als bis ſie von ihren Eltern Nachts um zwei Uhr aufgefordert ward, mit ihnen nach Hauſe zu kehren. Kurz vor dem Abſchiede ſagte ich ihr: ich wüßte wohl aus dem Munde ihres Herrn

Vetters, daß sie eine geschickte Briefstellerin wäre; was sie wohl thun würde, wenn ich es einmal wagen sollte, sie wirklich auf die Probe zu stellen? Scherzend antwortete sie: die Probe würde mir theuer zu stehen kommen, denn ich würde für meinen Verwitz gewiß durch recht viel elendes Geschreibsel bestraft werden. Wer war glücklicher als ich? Sie lehnte also meinen Briefwechsel nicht geradezu ab! Mit einem Himmel voll Zukunftsträumen ging ich zu Bette."

„Hierauf kaufte ich, sobald ein Savoyard in unserm Kloster erschien, ein kleines Etui, so hübsch es eben zu haben war und schrieb etwas Schmeichelhaftes in das Schreibtäfelchen, wog aber die Worte mit vieler Vorsicht dergestalt ab, daß ihr Inhalt zwar viel sagte, doch nicht geradezu eine Liebeserklärung war. Als nun mein Freund, nämlich Minchens Vetter, welcher seinerseits in Base Johanna, die nur ein Jahr jüngere Schwester meiner Geliebten, verliebt war, ein Geschenk an seine Huldin absandte, so bewog ich denselben auch das meinige beizulegen. Von dem Geschriebenen im Schreibtäfelchen wußte er nichts, er las nur den gleichgiltig scherzhaften Zettel, den ich um das Etui gewickelt hatte. Und wirklich erhielt ich zur Antwo[illegible]in Billet, das von der liebsten Hand geschrieben war. Aber als ich es durchlas — was war es? Ein recht förmliches, aus einem Briefsteller copirtes Dankſagungsschreiben. Geschwinde verfaßte ich wieder einen Zettel, in welchem ich mit einigem Muthwillen sagte: ich besäße eben denselben Briefsteller, den Minchen zu Handen habe; in Zukunft dürfe sie sich nimmer die Mühe nehmen, die Antworten weitläufig nachzuschreiben: sie sollte nur Seitenzahl und Nummer des Briefes auf ein Blättchen setzen, so wüßte ich ja hinlänglich, woran ich wäre. Freilich

würde ich ein paar Worte, die aus ihrem Kopfe oder Herzen kämen, höher schätzen als hundert Briefsteller; allein ich müßte es ihrem Belieben überlassen, welche Einrichtung sie treffen wolle."

Minchens Antwort lautete: „Mit den Herren Bücherkennern sei doch gar nicht auszukommen; sie habe sich geschämt, mit ihrem eigenen Concept vor mir zu erscheinen und sich deshalb heimlich nach einem Wortführer umgesehen, nun aber merke sie, daß sie dabei nur verloren anstatt gewonnen, denn mein günstiges Vorurtheil, als könne sie artige Briefe schreiben, sei jetzt gewiß verscherzt. Jedoch da sie einmal verrathen sei und mit gegenwärtigen Zeilen nunmehr wirklich das schwierige Gebiet der Originalität beträte, so hoffe sie auch, ich werde ihre Fehler gütigst rügen, und sie mehr und mehr in den Stand setzen, fremder Federn zu entbehren. In der That enthielt das Zettelchen manchen Schnitzer in Grammatik und Rechtschreibung, ich hütete mich aber wohl sie zu entmuthigen, sondern machte ihr über ihr liebes und freundliches Schreiben die zärtlichsten Complimente. So entstand ein Briefwechsel zwischen uns, der von Woche zu Woche herzlicher wurde. Der Vater des Mädchens las Anfangs jedes Billet fleißig durch, lächelte über den unschuldigen Inhalt und machte gerne den Briefboten, weil er davon vielmehr Nutzen als Schaden erwartete. Es ist mir gar lieb, sagte er öfter, wenn er an Feiertagen uns besuchte und beim Glase Wein unsre dringenden Fragen nach seinen Töchtern beantwortete, es ist mir gar lieb, daß die Mädchen seit einiger Zeit so gerne Briefe schreiben; so bleiben sie mir hübsch zu Hause und lernen dabei etwas Nützliches."

„Von nun an kamen Minchen und ihre Schwester

täglich in die Klosterkirche zur Messe meines Freundes, der bereits Priester war. Genau wußte ich, wann sie erscheinen würden und eilte dann entweder oben auf die Gallerie der Kirche oder in ein unbewohntes Zimmer, in welchem durch die dicke Kirchenmauer ein Fensterchen ausgehauen war, durch das man die Betenden ungesehen und ganz nahe beobachten konnte. Wenn es sich fügte, daß eben auch andere Mönche auf den Gallerien die Messe anhörten, so rasselten sie manchmal mit ihren gekettelten Rosenkränzen an dem Vordergeländer so laut, daß die Mädchen unten sich umwendeten und emporschauten. Bei jedem solchen Gerassel bog ich mich scheu zurück und glaubte Minchen würde mich hassen, wenn ich während des Gottesdienstes mich so ungezogen betrüge. Sie schaute auch nur selten empor, verrichtete ruhig und mit niedergeschlagenen Augen ihr Gebet und grüßte mich nur im Weggehen, wenn sie zur Kirchenthür zurückwandelte schnell und sittsam mit sanft erhobenem Blicke. O wie ward' ich gerührt, wenn ich das schöne Kind so andächtig sah! Nie in meinem Leben habe ich so oft und so feurig gebetet, als in diesem Zeitraume meiner so reinen Liebe. Nachts schlich ich oft in die Kirche, kniete vor den Altar hin an die Stelle, wo Minchen zu knien pflegte und rief zu meinem Schöpfer empor: O Vater aller Wesen! Geber alles Glückes, hier knie ich an der heiligen Stelle, wo des edelsten Mädchens Andacht geflammt hat. Ich danke dir, daß du so schön, so liebenswürdig sie gebildet; gib, daß unsere Triebe immerdar rein und unsträflich bleiben, gib, daß wir uns stets lieben, ich sie, sie mich, wie deine Engel im Himmel sich lieben, denn nie werden wir uns ja besitzen können. — Mein Gebet war aufrichtig gemeint, aber ach, wie wenig

ahnte ich, daß ich die Kraft, die ich daraus schöpfte, sobald würde nöthig haben! Doch bevor mein Schicksal heranschritt, schenkte es mir noch einen schönsten, seligsten Augenblick."

„Nach langem Sehnen und vielen mißlungenen Versuchen gelang es meinem Freunde, die Erlaubniß auszuwirken, daß ich ihn auf einen Nachmittagsbesuch zu seinen Verwandten begleiten durfte. Mit dem neuesten Habit bekleidet, voll Erwartung und mit klopfendem Herzen nahten wir uns der glücklichen Wohnung unserer Lieben. Ein Freudengeschrei der überraschten Mädchen bewillkommte uns. O wie weit zärtlicher sprachen nun Minchens Augen als am Primizabend, da ich sie zum erstenmale sah! Mehr als freundlich drückte sie mir die Hand. Wir schlossen einen Kreis um den Tisch her, der Vater setzte sich zur Mutter, Johanna zu meinem Freund, Minchen an meine Seite. Da wurden Gesundheiten getrunken und von so heißen Wünschen begleitet, als ich sie noch nie empfunden, viel weniger vorgebracht hatte. Ihre Hand hielt ich in der meinen und sagte ihr, so gut es vor Zeugen angehen wollte, wie glücklich ich sei. Dann erhoben wir uns, die Mädchen zeigten uns ihre netten Zimmerchen mit den vollen ausgeschmückten Kästen; mein Freund nahm scherzend ein glänzendes Spielzeug weg, das Johanna der hübschen Arbeit wegen noch immer aufbewahrt hatte — im Haschen und Fliehen verschwand das Paar aus dem Zimmer. Ich blieb mit Minchen allein. Mit fragenden Blicken sah ich sie bittend an, und schlang meinen Arm um sie. Sanft bog sie ihr erröthendes Angesicht weg, auf einmal aber wandte sie es zurück und flog mit Ungestüm an meine Lippen."

„Als wir in die Gesellschaft zurückkehrten, wunderte sich Alles über meine trunkene Laune. Zu Hause aber in meiner Zelle weinte ich heiße Thränen auf mein Kissen, betete eifriger als je, aber stundenlang und bis in meine Träume hinein verfolgte mich die Frage: „warum bist du ein Mönch?"

„Es war mein erstes und letztes Glück in diesem Liebes-Romane, denn wenige Tage später, unter den Bäumen des Klostergartens, sagte mein Freund zu mir: „Höre Bruder, wie würde dir zu Muthe werden, wenn du plötzlich vernähmest: Minchen ist Braut?" „Ich würde mich darüber freuen," antwortete ich behende; „hab' ich doch keinen andern Wunsch, als sie glücklich zu sehen! Und soll das herrliche Mädchen unvermählt abblühen?" — „Es ist gut, daß du so denkst," antwortete Jener, „denn wirklich ist so Etwas im Werke. Nur Minchen will das Jawort noch nicht geben. Der um sie wirbt, ist ein junger Wittwer, welcher, um den Dienst zu erhalten, vor ein paar Jahren eine etwas ältliche Frau heirathen mußte, mit der er in einigem Unfrieden lebte. Sie starb und hinterließ nur einen einzigen, bereits dreijährigen Knaben. Der Wittwer ist ein großer stattlicher Mann, besitzt schöne Mittel und kann sie noch täglich vermehren. Vor einigen Tagen kam er meinem Vetter in's Haus und warb förmlich um Minchen. Mein Vetter findet den Antrag vortheilhaft. — Diese Neuigkeit erfüllte mich mit großer Bestürzung. Ich fühlte meine Brust beklemmt, ich äußerte wiederholt die Besorgniß, ob Minchen mit einem Manne, der schon einmal in unfriedlicher Ehe gelebt, wohl glücklich sein werde? Sogar sein „stattlicher" Körperbau mußte mir dienen, ihn für einen allzu derben Bräutigam zu halten. Kurz, ich

war erfinderisch gerade an diesem Freier alles Mögliche auszusetzen und täuschte mich selbst darüber, um wie viel tiefer die Ursache meines Mißbehagens lag."

„Am folgenden Tage, der ein Sonntag war, trat Minchens Vater, wie gewöhnlich, in meine Zelle und überbrachte mir einen Brief von seiner Tochter. Wie schnell gingen die Ereignisse! Seine Blicke ruhten dießmal mit einem eigenen Ausdruck auf mir, ich riß mit zitternder Hand das Siegel auf, ich ahnte, was ich sehen würde."

„Minchen erzählte mir jetzt selbst diese Angelegenheit. Sie bat mich um meinen Rath. Ihr Styl war verwirrt, aufgeregt, in keiner Zeile erblickte ich Neigung zu der Sache; aber freilich, sie konnte es auch nirgends so recht nennen und ausdrücken, warum sie eben Abneigung empfinden solle. Und der Schluß war immer: ich möchte ihr rathen."

„Um vieles bestimmter drückte sich schon ihr Vater aus. Als ich mit dem Lesen zu Ende war, sagte er Folgendes: „Ich sehe wohl, daß dieser Brief Neuigkeiten enthält, welche Ihnen schmerzlich sind. Sie sind blaß, Thränen erfüllen Ihr Auge. Aber ich hoffe, Sie werden sich fassen und bedenken, daß meine Tochter doch einmal in den Fall kommen mußte, welcher jetzt eingetreten ist. Ich weiß, Sie wünschen so sehr als ich, daß das gute Mädchen glücklich werde. Sprechen Sie ihr Muth ein! Der Brautwerber ist ein braver Mann, er arbeitet neben mir, ich hatte Gelegenheit genug, ihn genau kennen zu lernen. Seine Unzufriedenheit mit der vorigen Frau stammte größtentheils von dieser selbst her und kam nicht aus seinem eigenen Herzen. Sie war viel älter als er, eifersüchtig, warf ihm täglich vor, er betrage sich nicht so zärtlich, lebe

ganz anders, schätze sie weit weniger — als ihr erster Mann. Daher kam das Mißvergnügen. Weil nun bei meiner Tochter dergleichen Anlässe nicht vorhanden sind, so hoffe ich, daß auch die Folgen davon nicht stattfinden werden. Der Heirathscontract, den er vorschlug, ist sehr vortheilhaft — solche Parthien kommen nicht alle Tage. Reden Sie dem Mädchen zu, daß sie den Mann nimmt. Ihnen folgt sie gewiß."

„Was sollte ich antworten? So schwer es mir auch fiel, so versprach ich dem Vater dennoch zu schreiben. Aber es dünkte mich, dem edlen Mädchen geradezu anzurathen: nimm ihn! hieße ihr wahres Interesse verrathen. Ich schrieb also ungefähr so: „Prüfen Sie sich selbst, Theuerste, ob Sie die Gattin des Mannes werden können, welcher um Sie wirbt. Nicht leicht kann ein Zweiter dabei rathen. Und ein Zweiter, welcher — ich darf es Ihnen gestehen — so sehr Parthei ist, wie ich. Gott ist mein Zeuge, ich wünsche nichts so sehr, als Sie glücklich zu sehen. Und daß ein Weib, ein gesundes, wohlgebildetes Mädchen nur glücklich ist, wenn es die süße Pflicht übernimmt, Mutter zu werden, und holden Kindern das Leben zu geben: — dürfte, könnte ich Ihnen das läugnen? O es muß unaussprechlich süß sein, in Kindern sein Ebenbild zu erblicken, sich sagen zu dürfen: durch dich schauen diese lachenden Aeuglein zum Lichte des Himmels auf. Ich habe eine Ahnung von dieser Seligkeit, aber, theuerstes Mädchen, auch nur eine Ahnung. Die Frage selbst ist streng weiblich. Die Frage, ob es der Mann ist oder das Kind, die Gattenliebe oder die Mutterliebe, worauf das Weib ihr Glück bauen, wovon es seine Befriedigung erwarten soll — sie ist in Ewigkeit weiblich. Nur Ihr eigenes Herz kann

diese Frage entscheiden. Und bedürfen Sie schon Rath, so fragen Sie nicht den Mönch in seiner Zelle, fragen Sie Frauen und Mütter. Fragen Sie die Besseren Ihres Geschlechtes."

„Das und noch vieles andere schrieb ich unter reichlich strömenden Thränen und übergab es dem Vater, welcher am Montag Morgens, meine Antwort zu holen, wieder auf meine Zelle kam. Unausstehlich ward mir die Zeit, bis ich Nachricht erhielt, zu was sich Minchen entschlossen hätte. Tausendmal drängte sich der Wunsch in mein Herz: möchte sie den Mann abweisen! Dann aber dachte ich wieder: wenn sie schon heirathen muß, möchte es lieber heute als später sein! Nur den Wittwer beneidete ich. Dem mißgönnte ich den Besitz einer so liebenswürdigen Jungfrau."

„Zuweilen verwies ich mirs ernstlich, daß ich über ein Ereigniß mich grämte, welches doch allein das Wohl meiner Geliebten begründen konnte. Aber sofort kehrten die Zweifel von Neuem zurück, ob es denn wirklich auch zu ihrem Besten ausschlagen würde? Dann erblickte ich sie weinend und verlassen im einsamen Zimmer, sah sie wegen Kleinigkeiten unartig behandelt und empfand jedes Leiden, das sie in meiner Vorstellung traf, als eine Verschuldung meiner gegenwärtigen Lauheit und Unthätigkeit."

„So wechselten eine qualvolle Woche lang die widersprechendsten Bewegungen in meinem Gemüthe, bis endlich am folgenden Sonntag aus einem düstern Gang neben der Sakristei der Vater mir entgegenkam, schnell ein Briefchen in meine Hand drückte und wieder davoneilte. Er schien den Anblick meines Kummers nicht ertragen zu können. — Sie schrieb Folgendes: „Lebe wohl, treuer

Freund! Mein Jawort ist gegeben. Sein dreijähriges Bübchen ist gar zu lieb! Ich will ihm eine liebende Mutter sein. Aber nie, nie werde ich dein vergessen! Ewig wird dein Andenken meinem Herzen theuer bleiben. Habe Dank für so viel schöne Empfindungen, die du mich lehrtest! Habe Dank für alle deine Liebe! Zürne mir nicht. Vergiß mich nicht. Verlaß mich nicht, wenn ich einst unglücklich sein würde, denn wo sollte ich Trost und Hilfe suchen als bei dir. Leb wohl; leb wohl!" — Kaum hatte ich zu Ende gelesen, so sank ich, übermannt von Liebe und Schmerz, an die Wand hin. Erst nach einer Weile kam ich zu mir und wankte in meine Zelle, um ungestört zu weinen."

„Im Kloster inzwischen hatte mein Zustand von sich reden gemacht. Einige neckten und verspotteten mich, Andere bezeugten mir ein stilles aber aufrichtiges Mitleid. Beides war mir gleich peinlich; ich wandte Riesenkraft auf, an mich zu halten. So kam der Hochzeitstag heran. Die Mitleidigen wünschten, mir über diesen Tag mit allen Mitteln der Zerstreuung hinweg zu helfen. Mein Freund veranstaltete ein Quartett; ich selbst, der ich als guter Violinspieler geschätzt war, sollte die Prim spielen. Wie wenig kannte selbst mein nächster Vertrauter die Tiefe meines Seelenleidens, wenn er glaubte, mir wäre zum Fiedeln zu Muthe! Aber ich beschloß, meinen Part durchzuführen, von dem Umfang meines Schmerzes so wenig als möglich zur Schau zu bringen."

„Während also das rege Gewimmel des Brautzuges die Klostermauern umwogte und drunten in der Kirche am beleuchteten Hochaltar die Trauung vollzogen wurde, saß ich in Frater Amandus Zelle und spielte unter gaffenden

Mönchen Violine. Man hatte, um mich zu erheitern, lebhafte Stücke ausgewählt, deren Munterkeit zu meiner Stimmung paßte, wie Rosafarbe zu Trauerflören. Unter den zuhörenden Mönchen war einer jener Neidharde und Giftpilze, dergleichen die Plage so vieler Klöster sind, welcher bei jeder Gelegenheit für die Gunst, die ich bei dem Prälaten genoß, sein bösestes Herz an mir ausließ. Als dieser mich spielen hörte, warf er die boshafte Bemerkung hin: „Ei, ei, spielt doch für Frater Cölestin nicht so lustig! Wie thut ihr dem Armen Gewalt an! Er sitzt ja da, als wären ihm Spreuer gesäet worden.“ Da Sie aus Schwaben sind, so werden Sie wissen, was er damit sagen wollte. Es machen sich muthwillige Bursche manchmal den Spaß bei uns, vom Hause einer Verlobten bis zur Thür ihres verschmähten Liebhabers Spreuer zu streuen. Dieses Wort fuhr wie ein zischendes Eisen in mein Herz. Nur weil es aus einem so unedlen Munde kam, gewann es mein Stolz über mich, es mit stummer Verachtung zu verbeißen. Aber mein Freund fühlte das Körnlein Wahrheit in jener Bemerkung und legte ein Adagio auf. Es war aus einem Quartett von Haydn. Sie haben es gehört, es war dasselbe, welches ich zuvor gespielt habe, und welches die Veranlassung geworden ist, daß ich Ihnen diese Geschichte erzähle. Das Adagio klang nun freilich meiner Stimmung gemäß; aber eben darum that es mir noch weher als die Lustigkeit oder der Spott über die Lustigkeit. Diese Töne — wie zogen sie das Herz aus dem innersten Busen heraus! Bei jedem Takt glaubte ich, ich müsse die Geige hinlegen und weinen, was Augen weinen können. Welch eine Sprache in den Tönen! Das klang so friedensselig, ich sah in ein Paradies, und —

hatte es verloren! Noch heute spiel' ich das Adagio nicht ohne Bewegung."

„Während wir spielten, wurde mir ein Geschenk von München überbracht. Man wußte, daß unser Kloster morgen die Aderlässe haben würde, dergleichen in Mönchsklöstern aus Gesundheits-Rücksichten für die jüngeren Conventualen alle Jahre Einmal' und zwar mit einer gewissen Festlichkeit vorgenommen zu werden pflegen. München hatte mir eine Aderlaßbinde von feiner und sorgfältiger Stickerei gemacht und sie, trotz der Anhäufung eigener Ausstattungs-Arbeiten in diesen Tagen, nun eben noch zum Vorabende der nutzbaren Gelegenheit fertig gebracht. Ich empfing diese Gabe mit Rührung und Dankbarkeit. Der Neidhard, den ich zuvor erwähnt, bemerkte es und beeilte sich, mich zu ärgern. „O," rief er, „das Geschenk ist sehr anzüglich; Bruder Cölestin ist von so scharfen Pfeilen getroffen, daß es fast wie ein Spott aussieht, er soll sich auch noch dem Schnepper des Wundarztes ausliefern. Nein, nein! Bruder Cölestin wird sich morgen sicher nicht melden." — „Ich werde mich melden!" rief ich mit Nachdruck und begleitete das verhängnißvolle Wort so mannhaft mit Blick und Gebärden, daß der Judas erschrocken verstummte. Aber verhängnißvoll nenn' ich das Wort und mit Grund! denn ich ließ mir Tags darauf Blut entziehen, trotz Einem der Stärksten; ein Uebelsein wandelte mich an, und nur die wunderthätige Binde, die ich mit Wenne an meinen Arm legte, theilte mir ein trügerisches Kraftgefühl mit."

„Der Tag wurde, wie gesagt, wie ein Festtag gehalten. Nach der Mittagstafel führte der Prälat seine Conventualen aufs Land in ein Schlößchen zu Münster, welches dem Kloster gehörte. Dort erlustigten wir uns in der

freien Luft, Jeder nach seiner Weise. Was mich betrifft, ich suchte die Einsamkeit und als ich in der Kessel, einem Flüßchen, welches nicht weit von Münster in die Donau fällt, einen Kahn zum Schiffen erblickte, stieg ich ein und fuhr zwischen angenehmen Auen sachte der Mündung zu. Aber an der Mündung ergriff mich die raschere Strömung der Donau, riß mich mit sich fort und nur mit äußerster Mühe gelang es mir, mich in die Nähe des Ufers so weit zurück zu steuern, daß ich hoffen konnte, in den Auen einen Zweig oder einen Wurzelstock zu erhaschen, um mich fest zu klammern. Indem ich nach solchen Gegenständen mit meinen Armen herumfuchtelte, sie dehnte, reckte, streckte, ausspannte und das in Todesangst eine geraume Weile so trieb, geschah es, daß durch die übermäßige Anstrengung die Aderlaßbinde sich losmachte. Ich fühlte das Blut in warmen Strömen den Arm herabrinnen, beeilte mich die offene Ader zu verbinden, darüber aber verlor ich das Ufer; und durch die Arbeit, es zu gewinnen, beförderte ich wieder den Blutverlust. Zuletzt wurde es mir dunkel vor dem Auge, Schwindel und Hitze überwallten mich, ich taumelte, ich sank, das Bewußtsein verließ mich, — ich trieb, als ein Entseelter, die Donau hinab."

Manchmal habe ich gewünscht: „wäre ich todt geblieben!"

„Als ich die Augen wieder aufschlug, war ich in einer fremden Gegend, und fremde Gesichter umstanden mein Lager. Ein Mädchen mit blassem Gesichte und brennenden Augen bemühte sich um mich und schien mir zu danken, daß ich lebe. Ich dachte, es sei ein Traum, aber es war keiner! Eine wandernde Schauspieler-Truppe hatte den schaukelnden Kahn in einer Uferbucht der Donau gefunden

und mich gerettet. Welch eine veränderte Lage! Selma eröffnete mir, ich müsse bei der Truppe bleiben, Schauspieler werden, meine Kutte würde ich nie wieder zurückerhalten, mein Kloster dürfe ich nie wieder betreten. Das Letztere leuchtete mir, wie mich auch sonst Alles überraschte und außer Fassung brachte, bei einigem Nachdenken am meisten ein. In der That, ich dachte ans Kloster nur mit Grauen zurück. Meine Liebe hatte mich an meinem geistlichen Berufe, zumal in den letzten Wochen, von Grund aus irre gemacht, mein jetziges Abenteuer, das Aufsehen, das es machen würde, der Spott, der Zwang, der Druck ließen mich vollends eine Rückkehr als unleidlich denken. Ich blieb bei der Truppe. Nur Schauspieler wurde ich nicht, sondern Orchesterspieler und — Selma gewann mich auch nicht. Sie war in allen Dingen das Gegentheil von Minchen. War mir an diesem unvergleichlichen Mädchen die Sittsamkeit, die Ruhe und Tiefe ihres inneren Sinns so bezaubernd erschienen, so stieß mich Selma von sich durch ihr freies, flüchtiges Wesen, durch ihr heftiges und doch eitles Naturell. Ein Vierteljahr lang hielt ich es aus, dann entfloh ich der Truppe. Ich fand Engagement an kleineren Bühnen, von kleinen kam ich zu großen, bildete mich fortwährend aus und gelangte zuletzt an die Hofbühne, deren Pensionär ich noch gegenwärtig bin. Diese Theater-Fahrten sind Geschichten für sich. Was die Frauen betrifft, so habe ich nie wieder ernstlich geliebt. Ein einzigesmal — es war in meinem fünf und dreißigsten Jahre — hatte ich ein Verhältniß mit einer jungen Witwe, welches durch Vettern und Basen so weit geführt wurde, daß wir uns schon verlobten. Da träumte mir von Minchen, ich würde dereinst noch vereinigt mit ihr, ich erwachte,

erschrack über meine Treulosigkeit und brach das Verhältniß ab."

„Seitdem zog ich mich mehr und mehr von den Menschen zurück. Nicht aus Haß, nicht aus grämlichem Alleingeist, sondern — ich weiß nicht wie ich sagen soll. Aus zunehmender Erfahrung, wie wenig im Weltwesen zu suchen ist; aus Furcht, man könne mein allzu offenes Herz mißbrauchen; aus natürlichem Hang zur Selbsteinkehr, aus Andacht, wenn Sie wollen, für das Andenken der Geliebten."

„Denn das kann ich Sie versichern, wertheste Frau, Sie mögen nun den Roman, den ich da hererzählt habe beurtheilen wie es Ihnen gut dünkt: sie war kein gewöhnliches Mädchen. Sie hat im Laufe meiner Erfahrungen nie verloren, sondern immer gewonnen bei mir; je mehr ich ihr Geschlecht kennen lernte, desto vortheilhafter fiel jede Vergleichung für sie aus. Das will was sagen! Nicht darum ehr' ich ihr Andenken und hat sie für immer so viel Einfluß auf mich gewonnen, weil ihr Bild zufällig der erste Abdruck in meinem weichen Jünglings-Herzen war: sondern weil die fortschreitende Einsicht und Klarheit meines Geistes, weil jedes Jahr meines Mannesalters meiner Jugendliebe neuen Beifall schenkte. Mein Verstand hat mir später alles gesagt, warum mein Herz sie geliebt hat. Ihre Liebenswürdigkeit hat durch alle Folgezeit Probe gehalten. Die ganze Welt war gleichsam nur da, um mir zu beweisen: ein Mädchen wie Mina lebt nicht zweimal, danke Gott, daß du sie einmal gekannt hast. Mit dieser Ueberzeugung, sehen Sie, habe ich mich eingepuppt in meine Einsamkeit, und doch bin ich nicht einsam —

sie ist immer bei mir! Sie ist immer bei mir, wie das Lied so schön sagt:

„Ich hab dich geliebt zu aller Zeit
Und werde dich lieben in Ewigkeit!“ —

Der Greis hielt inne. Seine Erzählung hatte den ganzen Abend eingenommen; die Nacht war hereingebrochen. Am Himmel flammte der Vollglanz der Sterne, aber die Veranda war tiefer Dunkelheit voll.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung,“ sagte der Greis, „ich habe im Eifer meine Lampe vergessen. Er stand auf, um Licht zu machen. Im Augenblick war die Veranda hell.“

„Wir wollen nun gleich nach der Wunde sehen,“ sagte Frau Reinwald, und dann nach Hause gehen. „Für den Thee haben wir uns schon verspätet.“

„Mit einer Hast, die ihr nicht eigen war, machte sie sich an den verwundeten Arm. Befremdet sah sie der Greis an — „mein Gott, was ist?“ rief er, „Sie haben ja geweint!“ Erschrocken sprang Gabriel auf. Die vereinte Aufmerksamkeit der beiden Männer verwirrte die Frau, wie ein Mädchen stotterte sie: „Nun ja, ein Thränle kam mir ins Auge, ich kanns nicht leugnen. Wissen Sie nur, ich habe Minchen so gut gekannt! Es war in Donauwörth, wir sind die besten Freundinnen gewesen.“

Der Alte sah in das Antlitz der Frau; er sah neue Thränen in ihren Augen. Auf einmal entwand sich ein Schrei seiner Brust: „Alle Engel und Heiligen, Sie sind es selbst!“

Die Großmutter brach in die Kniee, legte ihr Haupt auf die Kniee des Greises und weinte nun laut.

„J, warum nicht gar," sagte Frau Bertlin, „was gibts denn da zu bedenken? Wenn Sie beisammen bleiben wollen, so müssen Sie verheirathet sein; das ist als nicht anders. Und beisammen bleiben werden Sie doch, das versteht sich ja. Sie sind beide noch bei guter Gesundheit, Sie können es immer noch fünfzehn, zwanzig Jahre mit machen. Das ist kein Zwiebelmuß! Und was wollen Sie denn, Frau Reinwald? Haben Sie sich nicht in den Finger gestochen, als Sie für ihn nähten? Hat ihm nicht geträumt, er würde mit seinem Minchen noch einst vereinigt werden? Sind das nicht Anzeichen? Und was auch die Siebenklugen schwätzen wollen — Anzeichen gibt es und Träume kommen von Gott! Als fort! Nur geheirathet, liebste Frau Reinwald! Ich selbst will Ihre Brautführerin sein. Lassen Sie die Spötter doch lachen, wer kann's ihnen wehren? Aber Sie sind auf und ab nicht die Frau, die sich an Narrengeschwätz kehrt. Sie sind doch sonst so vernünftig! Oder steht es schon in den Sternen geschrieben, daß jedes Bräutchen geschämig thun muß?"

Das und noch vieles Andere redete die wackere Frau Bertlin, als es sich um das allerdings kühne Unterfangen handelte, mitten unter Gewohnheits-Menschen das Seltene zu thun, d. h. unter Kleinstädtern mit einer Heirath hervorzutreten, wobei die Braut das zweiundsiebzigste, der Bräutigam das fünfundsiebzigste Jahr hatte.

Und in der That, die Geschichte machte Aufsehen genug unter den altfränkischen Main-Franken. So lang die verrosteten Hähne auf den bemoosten Giebeln zurückdenken konnten, hatten sie solch ein Brautpaar nicht gesehen. Die Wochenblättchen der Landschaft waren voll von kindischer Sensation über das Ereigniß.

Aber wer möchte sie anklagen, die guten Kleinstädter eines vereinsamten deutschen Mittel-Flusses? Seht doch die Meer- und Weltkönigin Britannia an, die große Gebieterin aller Neuigkeiten! Was thut sie anders, wenn ihr irgend ein neuer Fall in die Quere kommt, als daß sie nicht etwa eine eigene Meinung darüber sich bildet, sondern in Parlaments-Akten und Rechts-Scharteken nachschlägt, was die Leute vor dreihundert Jahren über den neuen Fall gemeint haben! Die Menschen sind sich überall gleich.

Und eher als man es glaubte hatte das Main-Städtchen in den Roman sich gefunden, der an seinen Ufern zu Ende gespielt. Frau Reinwald, geführt von der Frau Bertlin, und Herr Lucillus, geführt von dem Stifts-Prokurator, unserem Kunstfreund, schritten wohlgemuth durch die gaffenden Gassen und Straßen zur Kirche und kein Spötter lachte, wohl aber riefen viele Stimmen Vivat und viele Hände boten sich zum Drucke, und manch ein Auge trocknete sich, als das würdige Paar so edel einherschritt.

Und bald darauf verschwand es im Dunkel seines Gartenhauses, denn ein neues Haus war nicht nöthig. Herr Lucillus besaß ein paar überflüssige Zimmerchen in seinem Hause, welche er, mit dem Hang des alten Junggesellen, bisher einem Gerümpel von angesammelten Curiositäten eingeräumt hatte.

Die Curiositäten mußten nun zusammenrücken und es wurde Platz genug für Frau Reinwald. Auf eine Kinderstube aber — unsere Leser werden uns das glauben — brauchte man nicht Bedacht zu nehmen.

So war Frau Reinwald, die nomadisirende Herbstgöttin, wieder häuslich firirt. Niemand freute sich mehr

als Frau Bertlin, daß es in ihrer Nachbarschaft geschehen war.

Gabriel aber zog mit seinem Bäſtle allein von dannen. Er zog noch dieſes und das folgende Jahr in Deutſchland herum und überall, wo er bei Bekannten jetzt ankam, hieß es mit aufrichtigem Schrecken: „Um Gotteswillen, iſt die gute Frau Großmutter geſtorben?“ So hatte Gabriel unzähligemal unſre romanhafte Brautgeſchichte zu erzählen. Das machte zuletzt einen eigenen Eindruck auf ihn und einſam wie er ſich fühlte, ſpielte auch er einen Roman und heirathete zuletzt.

Wozu wir ihm herzlich glückwünſchen wollen! Denn alle Großmütter in Ehren, es geht doch nicht mit rechten Dingen zu, wenn ein junger Mann ſich allzuſehr an ſeine Großmutter gewöhnt: ſein aufrichtigſter Enthuſiasmus für Weiblichkeit iſt auf falſcher Bahn dabei; er muß andere Bahnen ſuchen.“

Ein Abenteuer in Venedig.

Eine Gesellschaft von jungen Deutschen, wohl frisirt und gepudert, trat aus einem Café an der Riva ins Freie. Die Jünglinge waren in frischester Laune, die Mondnacht eine der schönsten Venedigs. „Kameraden, wir wollen auf den Lido fahren!" rief einer der Jünglinge, erfreut über seinen eigenen Einfall. „Brave! Vortrefflich!" scholl es sogleich in der lustigen Truppe, — „auf den Lido! auf den Lido!" — „Mit Vergnügen, ihr Herren, mich aber werdet ihr entschuldigen," sagte Einer des Kreises. Die Andern bestürmten ihn eifrig. „O das wirst du nicht, Monfels, das wäre Schade! dann gingen wir Alle nicht. Komm! komm!" — „Ich muß bitten. Nicht zu meinem Vergnügen ists, daß ich ein Vergnügen ausschlage. Wenn ichs deßungeachtet thue, so — kennt ihr mich. Laßt mich." — Die Andern fuhren fort, ihn zu bitten, obwohl unsichrer, schwankender. „Du bist wirklich zu musterhaft, Monfels," sagte der Erste. „Ich kenne deine Wege wohl. Aber Kranke schlafen um diese Zeit. Komm mit. Für heute bist du wahrhaftig schon frei." Der Jüngling stand sinnend. Er zog die Uhr — er sah hinaus in die silberne Duftferne des Lido. Sogleich rief es im Chore: „er geht! er geht!" und der ergriff einen Arm und jener den andern. „Und doch geht er nicht," antwortete Monfels. „Fahrt immer allein hinaus und grüßt mir den Mond auf dem

Meere. Ich finde es in der Stadt heute kommlicher, ich weiß selbst nicht warum. Adieu.“ Manches Hin- und Herreden geschah noch, aber Alles half nichts. Zuletzt flatterte der Schwarm der Nachtvögel in die Gondel hinab, der Schiffer stieß ab, am Ufer aber im Schatten des Mondes blieb die Gestalt des enthaltsamen Jünglings zurück, und bald war die Gondel seinen Blicken entschwunden.

Der Jüngling stand jetzt und überlegte. Er sah mit dem Ausdrucke theils des Nachdenkens, theils der reinen Naturempfindung still vor sich hin. Ihm gegenüber warf der Mond sein mandelweißes Licht auf die Reihen der Häuser und Palläste, hie und da ertönte ein Mandolinengriff aus der Ferne, und zu seinen Füßen plätscherte leise wie ein Traum die Riva. Die breite Wasserstraße wimmelte dieß- und jenseits von Volk — auf dem Land — in den Gondeln — aber die Mond- und Nachtschwärmer bewegten sich ruhig, edel, gesittet — kein Aufjohlen eines Straßentrunkenen durch ganz Venedig! Immer von Neuem ergriff unsern Deutschen dies Bild eines vornehmen Volkslebens. Aus dem Café traten inzwischen fortwährend Gäste heraus, sie ließen sich abwechselnd mit dem Jüngling in ein Gespräch ein, und er sah sich zuletzt genöthigt, seinen Standort aufzugeben. Wieder zog er seine Uhr, wiegte sie unschlüssig in der Hand, und murmelte vor sich hin: „Oft schon fand ich sie schlaftrunken und in tiefster Abspannung um diese Zeit, aber zu geizig, meinen Besuch zu entlassen, wachte sie hin mit mir, und büßte es mit tagelanger Verschlimmerung. Ein andermal wieder sitzt sie mit nervöser Caprice in den halben Morgen hinein, klar und nüchtern bis zur Clairvoyance, und wehe mir, wenn ich solch auserwählte Abende nicht errathe! Tage-

lange Aufregung, und das Uebel ist das nämliche. Thöricht genug geht sie mit ihrem Restchen Leben um, und ich muß das Mittel ihrer Thorheit sein. Muß ich es? Wirklich? Besser sorgt' ich für ihre Gesundheit, ich entzög' ihr ein Spielzeug, das nun einmal nicht harmlos genug ist für solche Hände. Aber was ist da zu sorgen? Sie ist eine Sterbende. Mag ich das nie vergessen. Vergessen? O sie erinnert mich schon selbst daran. Wie sie mich tyrannisirt auf mein Mitleid hin! Ich sterbe! ich sterbe! ist ihr drittes Wort — und ob sie es auch selbst nicht glaubt, es ist leider wahr! Also Geduld! Geduld! Ist sie doch unglücklich genug. Hat sie doch nicht selbst sich verzogen. Meine Nachsicht muß größer sein als ihre Thorheit."

Unter diesem Selbstgespräch schickte der Jüngling sich an, den Ort zu verlassen. In demselben Augenblick hatte eine Gondel vor dem Café angelegt, der Gondelführer sprang ans Land, und stürzte mit einer Hast, wie ein Mensch, der sich arg verspätet zu haben fürchtet, dem Portal des Cafés zu. Im Vorbeigehen aber blieb er vor unserm Jüngling stehen, fixirte ihn scharf, und rief, indem er seine Mütze lüftete, und über die schweißbedeckte Stirn fuhr, mit einem brünstig erleichterten Seufzer: „Ach, der heiligen Jungfrau und allen Engeln sei Dank! So habe ich Euch doch noch gefunden! Ich bitt' Euch, Signor, folgt mir." Der junge Deutsche besann sich zwar nicht, daß er mit irgend Jemanden eine Zusammenkunft verabredet, aber er kannte die venetianischen Sitten hinlänglich, um zu wissen, daß Gondelführer Bestellungen aller denkbaren Art zu übernehmen pflegen. Er dachte daher an sein krankes Fräulein, und daß sie in einer Anwandlung

von Ungeduld nach ihm geschickt habe, indem sie seine Person dem Gondelführer auf eine für dies gelehrige Geschlecht genügende Weise beschrieben habe. So folgte er.

Er stieg in die Gondel hinab, der Führer wie gewöhnlich zog den Vorhang vom schwarzen Tuche zu — den Jüngling umschloß dichte Finsterniß. In dieser Finsterniß griffen ein paar sammtweiche Damenhändchen feurig nach den seinigen und eine silberhelle Stimme fing melodisch zu seufzen an: „Ach, Signer, Ihr seid ungroßmüthig! Ihr habt mich zum Raub meiner Angst und Sorge überlassen. Mich, die Fremde, die Verfolgte! die sich Eurem Schutze anvertraut hat. Sagt, was entfernt euch von mir? Seid Ihr bescheiden gegen meine Börse? und entzieht mir Eure Person darüber? O Signor, wie verkehrt hieße das den Werth der Dinge messen! Ich bitt' Euch, verfügt über meine Mittel nach wie vor, und seid Ihr unglücklich gewesen, — nun, so werdet Ihr wieder glücklicher sein. Versagt mir das Vergnügen nicht, Eures Glücks mich zu freuen, und im Unglück Euch zu dienen."

Diese Worte, klingend aus einem weichen, jugendlichfrischen Organ und durchzittert von der seelenvollsten Innigkeit, gossen ein unnennbares Wonnegefühl über den Jüngling aus. Er hätte dem Moment eine Ewigkeit gewünscht, so zauberisch herzbeglückend war der Irrthum. Und doch, er mußte den „Irrthum" erklären. Mit einem Aufschrei ließ die Fremde seine Hand fahren. Sie schrie: Verrath! sie rief: ans Land! sie war außer sich. Der Jüngling umschlang sie leidenschaftlich, er bat und beschwor sie um Ruhe! nichts als Ruhe, er sei ja kein Ungeheuer, sein ganzes Verbrechen sei, daß er ihr fremd sei. Möge sie ihn doch hören! Möge sie ihm ein Wort gönnen! Nicht

er hat sich an dieses Abenteuer gedrängt, der Gondoliere hat sich wahrscheinlich in der Person geirrt. Aber ein Herz voll Ehre und Theilnehmung schlägt auch in seiner Brust, nicht der schlechteste Mann ists, den ihr der Zufall untergeschoben. Und nun begann ein heißes Ringen im Nachtdunkel der Gondel, ein beredtes glühendes Werben, ein ankämpfendes und abwehrendes Hin- und Widerfordern, ein kurzes heftiges Gefecht von leidenschaftlichen Worten, halb unterdrückten Ausrufungen, ein Aufbieten höchster Kraft und Ueberlegenheit im raschesten Wechsel — ein Kampf, in welchem der Jüngling zuletzt eine Art Sieg behielt. Er brachte die Fremde wenigstens zum Schweigen und sich selbst zum Gehörtwerden. Von dem Augenblicke, wo sie nachzugeben schien, wurde auch er ruhiger und sicherer. Er fing an:

„Wenn ich um Euer Vertrauen bitte, Signora, so geschieht es in der reinsten Absicht. Ich wünsche nichts so aufrichtig als Euer Glück, aber ich fürchte, ich bin in einem Augenblick Eures Lebens mit Euch zusammengetroffen, wo man Euch unglücklich macht. Ihr hattet die schöne Sorglosigkeit guter und unschuldiger Herzen, Euer Glück einem Manne anzuvertrauen, der, wie ich ahnen muß, Euren weiblichen Glauben verräth. Er hat wie es scheint, Summen von Euch angenommen, was ein ehrlicher Mann kaum in den verzweifeltsten Umständen thun wird. Diese Summen aber, vermuthe ich, hat er zum Spiele benützt, denn Ihr meint, er sei unglücklich gewesen, und tröstet ihn, er könne wieder glücklicher sein. Er hat endlich, seit er diese Großmuth von Euch erfahren, seine Ritterpflichten gegen Euch vernachläßigt, — er läßt sich von Euch suchen! Wahrlich, der Mann spielt Euch schlimm

mit. Und das Alles thut er, der Unwürdige, da er Euch wehrlos weiß, da er weder von Eurer Familie, noch im schlimmsten Falle von den Gesetzen zu fürchten hat, — denn Ihr nennt Euch eine Fremde! eine Verfolgte!" — „Iddio!" seufzte die Unbekannte zusammenzuckend. Der ordnende Verstand des Mannes warf ein ungewohntes Licht auf ihre Lage. Sie bezeugte einen großen Respekt vor diesem Verstande, und einen großen Schmerz [illegible] ihre Hilflosigkeit.

Der Jüngling benützte diesen Eindruck eifrig. Er fuhr fort mit der liebenswürdigsten Uneigennützigkeit in sie zu dringen. Er bat sie um die Geschichte ihres Romans. Und wie er selbst voll Begierde war, das Antlitz der Fremden zu schauen, so sagte ihm ein Instinkt, daß auch sie dasselbe empfinden müsse, und daß all sein Bitten umsonst sei, wenn sie nicht Muth oder Neigung fassen lerne durch seinen sichtbaren Anblick.

Er verlegte sich also darauf, seine Dame zu bitten, ihm in das Café Donadeni zu folgen, — das Damencafé Venedigs, der übliche Zufluchtsort weiblicher Conversationslust. Die Schöne weigerte sich zwar heftig, aber er hatte in Kurzem gelernt, die starkklingenden Phrasen der italienischen Sprache nicht allzu wörtlich zu nehmen. Er kämpfte schon siegsgewisser. Die Fremde widerstand schwächer. Endlich willigte sie ein — „aber nicht länger als nöthig sei, ein Glas Gelati zu nehmen." Der Jüngling bedeckte ihre Hand mit Küssen, und versprach Alles.

Das Café Donadoni war in den Zeiten der Republik das Stelldichein der eleganten Damenwelt. Zwar die Männer waren nicht gänzlich verbannt aus diesem Reiche der Robe: man hatte ihnen vom Vestibül rechts ein

Estaminet abgetreten. Hier war der Aufenthalt jener Verdammten, welche als Raucher, Zeitungslöwen, Weiberfeinde, als fluchende Schiffspatrone und rumliebende Capitäns den Himmel des Damensalons verwirkt hatten. Die frommen Englein aber, die süßen Cavaliere und zarten Damen stiegen auf der Himmelsleiter eines eigenen Treppengangs direkt in die weiblichen Säle. Dort war in der That ein Stückchen Himmel. Die Einrichtung war nach dem Roccocostyl von Trianon, welcher zur Zeit der Republik noch seinen eigenen lebensfähigen Geist hatte; die Sitze mit grünem Sammt tapeziert, die Tische mit Spiegeln belegt und vergoldet. Die Plafonds waren mit Fresken geschmückt, welche reizende Frauenfiguren aus allen Zonen der Erde darstellten, die Beleuchtung, — noch nicht das schreiende Gas, — ergoß eine milde wohlthuende Dämmerhelle, denn es war das Wachs, das feine sittliche Wachs, welches wie aus langen halbgeschlossenen Augenwimpern blickt — ruhig, affektlos.

Vor diesem Café legte die Gondel an. Unser Paar stieg aus — es stand im Lichte. Welche Blicke waren es, womit sie jetzt sich begegneten, zwei Menschen, welche seit einer Stunde, ohne sich zu sehen, sich im Geiste gesehen hatten, und gewiß im Geiste des feurigsten Ideals! Nun! enttäuschte Blicke waren es nicht. Die Dame war ein junges Mädchen von höchstens siebzehn Jahren, aber in Wuchs und Haltung einer Juno gleich. Die Büste römisch, der Kopf griechisch, besonders der Bau von Stirn und Nase, der Mund fein und lieblich geschnitten, das Auge dagegen groß und feurig, — von einem kaiserlichen Blicke! Der arme Deutsche erschrack, als hätte er eine regierende Prinzessin entführt. In der That schien sie eine verjüngte

Semiramis, oder Zenobia — sie hatte auch den tief brünetten Teint dieser assyrischen Majestäten.

Aber auch unser Held konnte sich sehen lassen. Es war ein hübscher, kräftiger Junge. Brust und Schultern mannhaft ausgebaut, der Kopf vom üppigsten Blondgelock wallend. Sein Gesicht war ein kurzgezogenes, fast herzförmiges Oval, das Kinn namentlich mit einer rosigen Zartheit gebildet. Ueber den blauen Augen und um den schüchternen Mund lag ein gewisser Zug von träumerischer Jugendunschuld, der etwas Bezauberndes hatte. Die Fremde sah mit einer Gnade auf ihn, wie es nur der Segen südlicher Ausdrucksfähigkeit ist, — ohne Prüderie, ohne Unbescheidenheit.

Unsre Ankömmlinge fanden das Café mäßig besetzt. Im Hauptsalon unterhielt ein Cavalier, welcher so eben von Paris kam, einen Kreis junger Damen von den Vermählungsfeierlichkeiten des Dauphins von Frankreich mit der Tochter der großen Theresia. Weiter entfernt saß eine Gruppe alter hochgeputzter Frauen im Costüm der Pompadour, und flüsterte sich die Staatsgeheimnisse der Republik zu. Ein paar Damen, von ihren Cavalieren begleitet, promenirten durch die Länge des Saals, andre standen auf dem Balkon und schienen dem Mond eine zärtliche Stimmung zu widmen, denn man hörte sie mit Gefühl einander Verse von Metastasio rezitiren. Links und rechts sah man in allerliebste Cabinette hinein, vom Hauptsalon nur durch dunkelrothe schwersammtne Vorhänge getrennt, welche aber größtentheils zurückgeschlagen waren. Da gab es süßes Genäsche von Erfrischungen, und süßes Geplauder — von allerlei.

Bald saß auch unser Paar in solch einem Cabinet.

Die Dame hatte ihr Glas Gelati genommen, drang aber nicht auf den Abschied. Monfels, der gute Junge, gewöhnte sich endlich an die Kostbarkeit seines Fundes. Er überwand den ersten imponirenden Eindruck. Sie war es am Ende doch, dachte er, die in der Gondel ihrem vermeinten Geliebten so demüthig-zärtlich, so liebesüß-bettelnd entgegen gekommen! Der Zauber dieses Abenteuers ist einmal da, um keine Welt laß ihn vorbei!

Und er bat, so rührend als es ihm eigen war, vom Neuen um ihre Geschichte.

„Ja, Signor, ich will erzählen," sagte die Schöne. „Ihr habt mich an einen Ort geführt, der zum Plaudern einladet. Es ist wirklich gefällig hier. Also hört."

Der Jüngling neigte sich lebhaft, die Hand der Jungfrau zu küssen. Von allen Seiten fiel ihm dabei sein reiches Haar ins Gesicht. Das Mädchen, die geküßte Hand umwendend, strich es ihm links und rechts aus der Stirne damit. Monfels erröthete, das Mädchen lächelte ihn an mit einer entzückenden Natürlichkeit. Sie begann:

„Ich bin eine Tochter des Herzogs — doch der Name thut nichts zur Sache. Mein Vorname ist Mathilde, Neapel mein Vaterland."

Bei dem Worte Herzog fehlte wenig unser Held wäre zurück gepraallt. Also war die Juno wirklich eine Prinzessin!

Das Mädchen schien diese Bewegung nicht zu bemerken, wie sie auch freilich nicht wissen konnte, daß ihr italienisches Duca als „Herzog" viel stolzer im deutschen Ohre klingt. Sie fuhr fort:

„Wir waren, ein Brüderchen und ich, zwei Waisen, welche ihre Mutter nie gesehen hatten. Mein Vater, nach

zehnjährigem Wittwenstande und im vorgerückten Alter, hatte die Schwachheit noch einmal zu heirathen, und zwar — eine Spezereihändlerin von der Straße Toledo. Dieses Weib, deren Charakter eben so gemein als ihr Stand war, übte eine tyrannische Herrschaft in unserm Hause. Mein Bruder wurde auf ihren Befehl in eine Militär-Akademie nach Wien geschickt, wo er bald nachher starb. In meinem elften Jahre entfernte sie auch mich aus dem väterlichen Hause und zwar in ein Kloster nach Pisa. Fünf Jahre vertrauerte ich in jener Verbannung, welche recht eigentlich eine Gefangenschaft war. Ich entbehrte sogar den Trost, meinen armen Vater zu sehen, oder auch nur Nachrichten von ihm zu erhalten. Der Plan meiner selbstsüchtigen Stiefmutter war, mich Welt und Menschen vergessen zu machen, und mich ganz dem klösterlichen Berufe in die Arme zu führen. Auch meine Umgebung war fleißig für diesen Zweck thätig. Die guten Schwestern des Klosters boten Alles auf, mein Herz für den heiligen Frieden ihrer Zellen zu stimmen, aber das fünfzehnjährige Herz sehnte sich doch mehr nach Stürmen als nach Frieden. Da kam eines Tages ganz unerwartet meine Stiefmutter an. Auch mein Vater war bei ihr, aber das wölfische Weib erlaubte ihm nicht einmal mich zu besuchen. Allein machte sie sich an mich und sprach mit einem großen Aufwand geheuchelter Liebe und Zärtlichkeit Folgendes: Ich höre, mein Kind, daß du keinen Beruf fühlst, dich dem Himmel zu weihen, man muß dich der Welt also zurückgeben. Dein Vater, der die Sorge für deine Zukunft mir überlassen hat, weil er überzeugt ist, daß ich dich mehr liebe als mein eignes Blut, dein Vater bietet dir einen Bräutigam, der für das Glück und die Zufriedenheit dei-

nes Lebens wie vom Himmel auserwählt ist. Wenn du mir verspricht, ganz meinem Willen zu folgen, — dem Willen deines Vaters, wollte ich sagen, so kannst du dich bereit halten, schon morgen diese Mauern zu verlassen. Wo nicht —"

Mit Entzücken hörte ich in diesen Worten mir die Freiheit ankünden. Mit beiden Händen sie zu ergreifen, bedurft' es wahrlich keines drohenden: wo nicht!

„Ich warf mich jubelnd an den Hals jener Frau, die ich damals so wenig durchschaute, und schwur unter Küssen und Liebkosungen, daß ich Alles wolle, was sie anzuordnen für gut fände. Erst jetzt ließ es die Spezereihändlerin zu, daß auch Vater und Tochter einander sahen. Als mein Vater den ersten Blick auf mich warf, breitete er seine Arme aus und rief außer sich: „Ist das meine Mathilde!?" Ich werde den Augenblick nie vergessen. Unter strömenden Freudenthränen hielten wir einander umschlungen. Die Stiefmutter stand dabei und trocknete sich ihre trockenen Augen, dazwischen aber schoß sie Blicke voll wüthender Eifersucht. Einmal bemerkt' ich einen dieser Blicke, da erschrack ich, und schöpfte zum erstenmal Argwohn.

Wir reisten sogleich nach Neapel. Ich fand die Vorbereitungen zu meiner Hochzeit im vollen Gange; ich war betäubt, überrascht, und kam erst jetzt zu einer Art dumpfer Besinnung. Am dritten Tage morgens berief mich die Stiefmutter in ihr Zimmer, — dieses sah aus wie ein Bazar, so angefüllt war es von dem herrlichsten Brautstaate. Den Mittelpunkt bildete ein Prachtstück von einer kostbaren Chatouille, voll gefüllt mit den werthvollsten Perlen und Edelsteinen. Meine Stiefmutter schloß mich mit Affekt in ihre Arme, und sagte: „Dieses, mein Kind,

sind die ersten Geschenke von deinem Bräutigam. Das Uebrige —"

Aber der Anblick so vieler Herrlichkeiten hatte mir ein kindisches Freudenroth ins Gesicht gejagt. Das Weib mochte den Augenblick für günstig halten und ihn mit Reden nicht weiter verderben; — auf einmal nämlich riß sie ein paar Flügelthüren auf, — und ich sah — Gott, was sah ich! Ein Zimmer war vor mir aufgethan, in welchem, seine ganze Tiefe hinab, ein Haufe von Pagen, Laquaien, Stallmeistern, Jägern aufgestellt war. Alles in reichgallonirten Livreen. An der Spitze dieses Haufens aber stand ein Mann — ein Greis — ein Gespenst! Eine Gestalt wie ein ausgegrabener Leichnam. „Hier, Mathilde, ist dein Verlobter," sagte die Spezereihändlerin, „und hier, mein edler Fürst, erblicken Sie das fromme Kind —" „Um Gotteswillen," schrie ich, „diesen Kirchhof soll ich heirathen?" Ich war ganz von Sinnen vor Schreck. Ich riß meinen Schleier vom Haupte, zerraufte mir mein Haar, und warf mich zu den Füßen meines Vaters, welcher seitwärts im Zimmer mit niedergeschlagenen Augen dastand, — „rette mich, mein Vater, rette mich! man will mich verkaufen!"

Bei diesem Auftritt gerieth die Schlange von Toledo in Wuth. Wie eine Furie riß sie mich und meinen Vater auseinander, schrie die Hausleute herbei, sprang, fluchte, und schlug wie rasend im Zimmer herum. Es ist unmöglich, Signor, die Verwirrung jenes Augenblicks zu beschreiben. Das Ganze endete damit, daß ich in einem Kellerloch unsers Pallastes zuerst wieder die Augen aufschlug. Eine leere Bettstelle, zwei Stühle und ein alter Tisch waren mein Ameublement, eine hohe mit Eisenstäben

vergitterte Mauerluke mein Fenster, einige Skorpionen, welche an den feuchten Wänden krochen, meine Gesellschaft. In diesen Kerker hatte mich die Megäre verstoßen, mein Vater aber, schwach wie immer, dazu geschwiegen.

Ich brachte den Tag in Verzweiflung hin. Gegen Abend hörte ich ein Geräusch von Schlüsseln, und eine Frau, der ich nicht viele Aufmerksamkeit schenkte, öffnete die Thüre, indem sie mir eine Flasche Wasser, zwei Eier, und ein Brod hinstellte. Ich war außer Stande etwas zu genießen, und nährte mich meine ganze Gefangenschaft durch mehr von Thränen, glaube ich, als von Essen und Trinken. Dies Elend ertrug ich vierzehn Tage. Am Abend des fünfzehnten erschien meine Aufwärterin wieder. Während sie sonst aber immer einsilbig gewesen und rasch verschwunden war, verweilte sie diesmal, und redete mich an: „Macht Euch auf, Signora, und folgt mir; unsre Anstalten sind fertig." Verwundert maß ich das Weib, sie lächelte und sagte: „Kennt Ihr Eure Amme nicht mehr, Signora Mathilde? Kommt, wir wollen die Gewürzkrämerin nicht übel anführen. So klug sie zu sein glaubt, ist sie doch leidenschaftlicher als klug und in der Leidenschaft sinnlos. Der Drache soll bersten über Eure Rettung. Kommt, kommt!" Ich traute meinen Sinnen nicht. In unbändiger Freude sprang ich der Frau in die Arme und rief: „O meine Mutter! meine wahre Mutter!" „Seid nur still," sagte sie, und lachte und weinte zugleich. Sie half mir, mich umkleiden, dann führte sie mich die Treppe hinauf. Wir verließen das Haus, gingen durch mehrere Straßen und Gassen, und kamen zuletzt auf einen Platz, wo ich eine Postchaise unter Platanen stehen sah. Der Wagen war mit vier Pferden bespannt, ich sah im Dunklen

neben dem Kutscher noch einen Mann warten. „Das ist Ambros, mein Mann," sagte die Amme, „er ist mit allem Nöthigen versehen und wird Euch begleiten, bis Ihr in Sicherheit seid. Hierauf umarmten und küßten wir uns, und weinten viele Thränen. Ich versicherte die Frau meiner ewigen Dankbarkeit, sie aber rang die Hände und jammerte: „So muß die Tochter meiner seligen Herzogin fort!"

Man hob mich in den Wagen, und — addio, Neapel!

Wir fuhren so schnell, daß wir in wenig Stunden in Garigliano anlangten. Den zweiten Tag kamen wir nach Rom, den dritten nach Florenz. In Padua verlangte ich einige Tage auszuruhen. Hier erzählte mir Ambros die Begebenheiten mit meiner Person, so weit sie mir selbst unbekannt waren. Mit Entsetzen hörte ich, daß das teuflische Weib, meine Stiefmutter, gerechnet hatte, ich würde mir selbst ein Leides thun. Da das nicht geschah, so wollte sie mich langsam umkommen lassen. Mein Vater durfte nicht wagen, mich zu vertheidigen, aber ich freute mich doch, daß er den Fluchtplan meiner Amme wenigstens angenommen und heimlich unterstützt hatte. Der arme Mann! Wie weh that mirs, ihn in solchen Händen zu wissen.

Das Andenken an meine Stiefmutter aber erschreckte mich so, daß ich in Padua nicht zu verweilen wagte. Erst in Venedig hoffte ich sicher zu sein. Die Maskenfreiheit dieser Republik und der große Fremdenverkehr schienen mir Umstände, welche in Venedig besser als sonst wo das Verbergensein begünstigten. Dann stand auch im schlimmsten Falle das Meer offen, und erleichterte ein schnelles Entfliehen in andere Länder. Auch Ambros war meiner Meinung. Wir brachen also von Padua auf und nahmen

zwei Plätze auf der Post-Barke nach Venedig. Zur größeren Vorsicht zog ich Männerkleider an. Ach, es war nicht sehr vorsichtig!

Nur drei Personen theilten mit uns noch die Barke. Zwei Frauen vom Lande und ein junger Venetianer. Der junge Cavalier besaß ein angenehmes Aeußere und gute Manieren, mit einziger Ausnahme, daß er mich stärker als mir lieb war fixirte. Ich stellte mich daher als wäre ich unwohl, sprach wenig, und bedeckte das Gesicht. Aber schon hatte er Verdacht geschöpft. Er errieth mein Geschlecht, und setzte mich mit verfänglichen Reden sehr in Verlegenheit. Ich wich ihm aus so lang ichs vermochte. Da mich aber zuletzt alle Künste verließen, und sein Muthwille nicht eben lasciv war, sondern voll Witz und Anmuth, so hielt ichs für den besten Rath, ihn um Großmuth und Schweigen zu bitten, indem ich ihm versprach, wenn wir in Venedig wären, einen Theil seiner Neugierde zu befriedigen. Er empfing dieses Versprechen mit ausgezeichneter Artigkeit und sagte mir, gleichsam zum Gegengeschenk und damit ich seiner Ehre vertrauen lernte, daß er ein Mocenigo, d. h. aus einer der edelsten Familien der Republik sei. — Von da an — wir hatten dieses Gespräch flüsternd geführt — sprach er wieder laut und unterhielt uns so angenehm, daß ich ganz entzückt von ihm war. Kannte ich doch nichts von der Welt als die Klostermauern zu Pisa, meinen Vater, und jenen fürchterlichen Todtenvogel, der mein Mann werden wollte.

Als wir in Venedig angekommen waren, war das Erste, daß uns Mocenigo in ein Hôtel empfahl, wo wir sicher und anständig lebten, auch sonst überhäufte er uns mit jenen nützlichen Aufmerksamkeiten, welche dem Fremden

von Werth sind. Ich lernte ihm ganz vertrauen. Schon als einem Manne von Rang und Namen in der Republik erwies ich ihm Rücksicht, er wußte sie aber auch persönlich zu verdienen. Sein Betragen war fortwährend das eines gewandten und höflichen Cavaliers, er hatte Geist, Lebhaftigkeit, und wie ich glaubte auch Herz. Ich konnte bald nicht leben ohne ihn, sein Umgang ward mir Bedürfniß.

Eines Abends besuchte er mich zur ungewöhnlichen Stunde und mit einigen Zeichen von Aufregung. Er bat mich, ihm fünfhundert Zechinen zu leihen, mit dem Versprechen, nächsten Tag sie wieder zurückzustellen. Ich beeilte mich, seinen Wunsch zu erfüllen, und suchte seine üble Laune zu zerstreuen. Es gelang mir, aber er verließ mich bald.

Des andern Tages dachten wir beide nicht an das Geld, eben so wenig die folgenden Tage. Nicht lange darnach aber erhielt ich morgens ein Billet, welches sein Bedienter abgab, und worin ich ersucht wurde, dem Ueberbringer tausend Zechinen zu geben. Das Nähere würde ich mündlich hören. Da ich mit Geldmitteln wohl versehen war, auch die Juwelen meiner Mutter mitgenommen hatte, so kostete mich das Sümmchen kein Opfer und ich gab es eben so leicht als das erste.

Morosini aber blieb leider weg seit diesem Tage. Ich war in Verzweiflung. Ich fühlte jetzt erst, wie ganz mein Herz an ihm hing, ich vergoß bei dem Gedanken, ohne ihn leben zu müssen, die bittersten Thränen. Ich verwünschte den elenden Mammon, ich verwünschte die falsche Scham, welche Ursache wäre, daß er mich mied; ich begriff nicht, wie ein Edelmann über solche Verbindlichkeiten seiner

Dame gegenüber verlegen sein könne. Ich war bereits lange genug in Venedig, um manches von den Sitten der Stadt zu wissen, ich wußte, daß das Hazardspiel ein Lieblingszeitvertreib der vornehmen Gesellschaft sei, und konnte mir denken, daß die Verluste zuweilen ins Gewicht fielen. Vielleicht hatte er gespielt und verloren: der Wirth meines Hôtels äußerte sich einst gegen Ambros auf diese Weise; — aber war es eine Schande zu thun, was Jedermann that? Brauchte er sich deßwegen zu verbergen vor mir? Wie gerne hätte ich Alles gethan, ihn zurück zu rufen; aber ich wagte nicht an das Haus seiner Familie zu schreiben, und eine andere Gelegenheit wußt' ich mir nicht. Ich war recht unglücklich.

Da geschah es in diesen Tagen, daß Ambros und sein Bedienter auf der Straße sich begegneten. Ambros besprach sich mit dem Diener über das Wegbleiben seines Herrn und der Diener antwortete Folgendes: „Es existire ein Café in Venedig, das Café dei literati genannt. Es sei der Sammelplatz von Gelehrten und Schöngeistern, neuerer Zeit aber auch von Menschen, welche unter dem Deckmantel der Wissenschaft minder löbliche Dinge betrieben. Der Staat habe ein Interesse, den Verkehr dieser Menschen im Auge zu behalten, und Mocenigo, ein heiterer und liebenswürdiger Gesellschafter, schien der passendste Mann, dies Amt ohne Aufsehen zu üben. In diesem Café nun bringe er jetzt seine freien Stunden zu, denn Staatsdienst, meinte der Diener richtig, gehe vor Frauendienst." Damit empfahl er sich, und bat um größtes Geheimniß.

Ich wußte nicht, fuhr Mathilde fort, was ich bei dieser Nachricht denken sollte. Ich freute mich, daß die

Ursache keine andere war, denn nun hatte ich ihn ja doch nicht verloren. Aber freilich sah ich nicht ein, warum er mich ganz ohne Nachricht ließ, wenn er noch fortfuhr, mir gut zu sein. Doch war ich geneigt, es mit tausend Möglichkeiten zu entschuldigen. Ich beschloß daher, meinen Ambros an das genannte Café so lange als Posten zu stellen, bis er den Mocenigo sehen würde, um selbst mit ihm zu sprechen und ihm meine Grüße zu bringen. Ach, wie mich das Mißgeschick verfolgte! An demselben Tage widerfuhr dem Ambros der Unfall, indem er der vielen Brücken und Treppenstufen, welche hier über die Canäle führen, ungewohnt war, daß er stolperte und sich am Fuße verrenkte. Er mußte zu Hause bleiben und Eisbäder nehmen.

In dieser Verlegenheit griff ich zum letzten Mittel. Ich selber nahm eine Gondel und fuhr an das Café dei literati. Ich that es in den Abendstunden, wo der Verkehr der Ein- und Ausgehenden am größten ist, und da ich nicht wagte einen Namen zu nennen, so beschrieb ich dem Gondelführer die Person. Ich sagte, ich sei die neu vermählte Frau des Mannes, und Eifersucht quäle mich.

So fuhr ich drei Abende an das Café. Zweimal vergeblich, heute — auch vergeblich. Der Gondelier hat sich in der Person geirrt. Gott weiß es wie mir zu Muthe war — dieser Schmerz! dieses bittere Gefühl der Täuschung! Aber ich will nicht klagen. Ich will euch nicht Leid thun. Ihr habt mich dahin gebracht, wenigstens auszusprechen, was mich in meiner Verlassenheit bekümmert — auch das ist ein Trost."

„Und noch einen Trost, Signora, kann ich euch geben" — sagte der Jüngling — „den Trost der Gewißheit für die Ungewißheit. Mocenigo ist nie ein Besucher des Café dei

literati gewesen. Ich selbst kenne das Café genau. Er besucht ganz andere Orte. Denn kurz, Mocenigo ist einer der wüstesten Spieler Venedigs, mit seiner eigenen Familie zerfallen, und steht eben jetzt auf dem Punkte, eine reiche bejahrte Wittwe von der terra ferma zu heirathen, um seinem Ruine aufzuhelfen."

Mathilde stieß einen Schrei aus. Sie starrte mit ihren Junoaugen wie versteinert auf den Jüngling.

„Madonna und alle Heiligen!" rief sie aus. „Seid verflucht zu den ewigen Martern der Hölle, wenn Ihr lügt. Seht mir ins Auge! ist das wahr?"

Der Jüngling sah sie mit standhaften Blicken an und sagte fest: „Ich schwöre auf die Wahrheit meiner Worte. Ihr habt mir von einem Mocenigo erzählt, dessen Vorname Girolamo ist. Ist es nicht so? Ganz Venedig kennt ihn; aber man kennt ihn allgemein unter dem Spottnamen Signor Farao."

„Iddio!" preßte die Fremde hervor. Ein Augenblick — dann fing sie laut an zu weinen und verbarg ihren Kopf in die Ecke des Kanapés. Der Jüngling zog an der Seidenschnur, womit man von seinem Sitze aus den Vorhang des Cabineto konnte zufallen machen. Dann beugte er sich über die unglücklich Liebende, richtete ihr Haupt auf, trocknete ihre Thränen, liebkoste ihr, und suchte sie mit der treuherzigsten Zärtlichkeit auf alle Weise zu trösten.

Es gelang ihm.

Als das junge Mädchen im Weinen und Schluchzen den ersten Sturm ihres Schmerzes ausgetobt hatte, wurde sie still und gelassen. Sie raffte sich zusammen, sah den Jüngling ernst, fast streng an, und sagte mit einer Hal-

tung voll Stolz und Entschlossenheit: „Es ist genug. Ich bin es müde, verlassen von einem Vater, verfolgt von einer Stiefmutter, verrathen von den Schwüren der ersten Liebe, abenteuernd durch die Welt zu fahren. Das ist kein Loos für ein Mädchen. Nicht Zigeunerblut fließt in meinen Adern. Was mir heute geschah, könnte mir immer geschehen; — wer schützt mich davor? Ich bin in Gefahr ein Spielball euers Geschlechtes zu werden. Das will ich nicht. Ich will einem Manne angehören, einem Manne, der mich in Ehren hält. Seht mich an. Seid Ihr dieser Mann? Wenn Eure Züge nicht lügen und Eure Zunge dazu, wenn von dem was Ihr Schmeichelhaftes mir sagt, Einiges wahr ist, so seid Ihro. Wohlan, Signor, ich biete Euch meine Hand. Heirathet mich oder — verlaßt mich. Weh Euch, wenn Ihr ein Drittes versucht! Ich bin wüthend über euer Geschlecht. Aber auch ich — findet Ihr je, daß ich Euch die Unwahrheit gesagt — oder zu wenig gesagt — so nehmt diesen Dolch und bestraft meine Falschheit mit dem Tode!"

Monfelo legte die Hand aufs Herz und sagte: „Fürchtet nicht, daß Euch meine Gedanken beleidigen. Ich zweifle nicht an Eurer Tugend. Ja, ich würde Euch kaum verurtheilen, wenn Ihr, jung und zärtlich, einen übereilten Schritt gethan hättet. Aber Signor Faroo ist kein Verführer. Der Ruf kennt ihn genau. Er macht nur auf Börsen Jagd, er hütet sich weislich, etwas zu verschulden, was ihn zu einer Ehe wider Willen verpflichten könnte. Denn seine heißeste Sehnsucht ging auf reiche Bräute. Auf ein Vermögen von schwindelhaften Ziffern und welches augenblicklich sein Eigenthum würde. In der That hat er diesen Wunsch endlich erreicht. Wohl Euch, Sig-

nora, daß es so kam, er hätte Euch sonst geplündert bis zur letzten Zechine."

„O nichts von dem Elenden!" rief Mathilde heftig. „Sprecht von Euch! Gebt mir meine Antwort!"

Der gute Junge wußte sich nicht zu fassen. Der Zauber war über ihn gekommen wie ein berauschender Traum. Am liebsten wäre er auf das Knie gesunken vor dem schönen, vornehmen Mädchen, denn der Gedanke, Herr ihrer Reize zu sein, war ihm geradezu anbetungswürdig. Als ein frommer, bescheidener Deutscher aber that er nichts anders, als daß er die Augen niederschlug und mit Schamröthe im Gesichte stammelte: „Ich bin ein Bürgerlicher, Prinzessin."

Mathilde lachte bitter: „Was thut das? Ein Herzog, der in seinem eigenen Hause nicht Herr ist, wird es wohl dulden müssen, wie seine Prinzessinen sich verheirathen. Und hat er nicht selbst eine Bürgerliche geheirathet?"

Das war eine richtige Logik. Der Jüngling wußte nicht zu widersprechen. Aber warum antwortete er nicht? Mathilde sah ihm fast gereizt ins Angesicht. Das feurige Kind des Südens, dem That und Gedanke eins war, ahnte nicht, daß es in deutschen Gemüthern anders bestellt ist; sie wußte nichts von jenem seligen Dämmer, von jenem traumhaften Tiefgefühl, welches bei uns den Entschlüssen vorausgeht und welches andern Nationen so unbegreiflich dünkt, uns dagegen wie die wahre Essenz des Menschenbewußtseins schmeckt.

„Oder seid Ihr schon gebunden," fiel ihr auf einmal ein, und wie erschrack sie selber darüber!

Monfels erwachte wie aus einem Traume. „O Gott," rief er, „verzeiht mir Signora! Ich war versunken im

Anschauen meines Glücks; — ich faß' es nicht. Wir Männer glauben, wir müssen das Glück uns erkämpfen, und um so mühevoller je kostbarer es ist. Wenn es frei und ungesucht aus den goldenen Händen der Götter uns zufällt, so starren wir geblendet in ihre Sonnenhöhe hinauf, und forschen in den Zügen der Götter ob das Ernst oder Scherz ist!"

Die Fremde sah ihn an verwundert aber erfreut. Jetzt ahnte ihr etwas vom deutschen Wesen. Das klang anders als die verliebten Lazzaroni des Südens sprechen.

„Also seid Ihr noch frei?" fragte sie bestimmt, mit ihrer südlichen Liebe für Licht und Klarheit.

„Ich bin es," antwortete Monfels; „oder vielmehr — setzte er nach einigem Besinnen hinzu, — ich kann es in jedem Augenblick werden. Was mich hier bindet, hat nichts mit dem Herzen zu schaffen, es steht nur bei mir, es zu lösen. Ich darf es Euch ohne Rückhalt bekennen. Das Verhältniß ist dieses: — aber einige Angaben über meine Person will ich voraus schicken. Ich heiße Heinrich Monfels und stamme aus einer guten niederländischen Familie. Ich bin in der niederländischen Hofkanzlei in Wien angestellt. Ich habe vom Hause kein Vermögen, mein Fortkommen habe ich von meinem Verdienste und von der Gunst meiner Gönner zu erwarten. Inzwischen fing ich unter glücklichen Sternen an. In Oesterreich ist jeder Mensch geschätzt, welcher fähig ist die erhabenen Absichten der Monarchen zu unterstützen, denn Theresia und Joseph sind von dem entschiedensten Willen beseelt, ihre Völker auf der Bahn der Aufklärung vorwärts zu führen. Nur Wenige erst verstehen und würdigen diese Absichten. Man thut mir die Ehre an, mich diesen Wenigen beizuzählen,

wie man überhaupt auf die jüngern Beamten seine Hoffnungen setzt. Ich bin noch nicht ganz sechsundzwanzig Jahre alt, und habe schon einige Grade im Freimaurerorden erreicht; Männer wie Sonnenfels und van Swieten nehmen sich meiner an. Vor Allem aber mein Kanzleichef selbst. Dieser große und einflußreiche Herr beehrte mich mit einem Zeichen seines Vertrauens, das ich als eine ganz besondere Auszeichnung anzusehen habe. Er hat eine Tochter Therese, welche, wie leider halb Wien, lungenkrank ist. Der Hofarzt van Swieten verordnete ihr einen Aufenthalt in Venedig. Man schickte sie fort, und — zu ihrem Cavalier ernannte der Papa mich. Diese Wahl verwunderte mich, denn wenn es auch gewiß ist, daß ein Freimaurer nichts gegen sein Gewissen thut, — nur des äußeren Anstands willen hätte es ein älterer Herr sein müssen. Bald aber erklärte sich mir das Räthsel. Schon unterwegs vertrieb sich Therese eine langweilige Stunde damit, daß sie mir ihre Liebe erklärte. Hier in Venedig behandelt sie mich ohne weiters als ihren Zukünftigen. Ich widerspreche ihr nicht, denn einmal erbarmt mich ihre Krankheit und dann beherrscht sie in ihren Briefen an den Papa dessen Stimmung gegen mich, welche von Einfluß auf mein Lebensglück ist. Bisher bezeugte mir der Papa seine volle Gnade, ja einmal ließ er sogar einen dunklen Wink fallen, welcher so zu deuten war, als ob ich die kostbare Hand Theresens erwerben könne. Das will ich ihm gerne glauben. Denn wie ich heute die Sache ansehe, so war das schon in Wien die Meinung, und zwischen Vater und Tochter übereingekommen. Daher meine Wahl zu ihrem Gesellschafts-Cavalier, welche mir gegen den Anstand zu streiten schien, welche aber, wie es nun scheint,

vor den Augen der Welt schon als die Verlobung selbst zu gelten hat. Man meint damit einen Ehrenzwang auf mich auszuüben und würde sich eines Tags höchlich beleidigt stellen, wenn ich es anders betrachtete. Diese Art, wie man meine Jugend und Abhängigkeit in die Falle lockte, müßte mich nun ernstlich bekümmern, aber ich bin ruhig und sorglos. Denn allerdings ist es gewiß, und nichts ist gewisser, als daß Therese eine Braut ist, aber eine Braut des Todes! Will sie für meine Braut passiren — ich kann es einer Sterbenden wohl gönnen."

„Und liebt Ihr sie wirklich nicht?" fragte die Italienerin.

„Ich sage ja," antwortete Menfels, „daß sie eine tödtliche Krankheit nährt. Aber auch sonst. Therese ist ein eitles verzogenes Wesen. Selbst das Mitleid, das ihr als einer Sterbenden zukommt, wird vermindert, wie wenig sie Achtung einflößt. Hier in Venedig lerne ich sie ganz kennen. Den ganzen Tag bringt sie damit zu, eine Frisur um die andere zu machen, ein Kleid ums andere anzuprobiren, sich mit ihren Schmucksachen bald so bald so herauszuputzen, so lange bis sie gefallen kann, wie sie sagt. Bildet sie sich aber ein, daß sie doch nicht gefällt, so zerrauft sie ihre Coiffüren, reißt ihre Kleider vom Leibe, tritt ihre Diamanten mit Füßen, wälzt sich auf dem Boden, hustet Blut, und sagt: sie stirbt, denn die Menschen sind Teufel, und bringen sie um. Dann muß man ihr den Hof machen, und sie mit Süßigkeiten füttern. Thut man das, so springt sie auf, lacht, singt, tanzt im Zimmer herum, will jede Lustbarkeit mitmachen, sie ist ja gesund, der närrische van Swieten hat schön nach ihrer Pfeife getanzt! So ist sie in jedem Augenblicke anders und immer

albern. Das arme Geschöpf! Die Natur hat sie nicht liebenswürdig geschaffen, und die Menschen haben sie häßlich verzogen."

Mathilde zeigte sich beruhigt bei diesen Worten, nur setzte sie schalkhaft lächelnd hinzu: „Also in dieser Schule lernt Ihr so viele Süßigkeiten sagen? Jetzt weiß ich es. Aber Freund, darf man Euch denn glauben? Blickt Ihr Theresen auch so treuherzig an, wenn Ihr ihr vorlügt? Ihr blickt ganz eigen! Mocenigo sah nicht so. Per Dio! er hat mir beim ersten Anblicke auch nicht so gefallen, wie du, mein Freund. Ich bitte dich, Lieber, sei so gut als du aussiehst! Ich bitte dich!" Und dabei faltete sie die Hände und blickte so andächtig-fromm! Der Jüngling küßte sie hingerissen. Wie dieses Zaubermädchen in ihrem Wesen so reich war! Bald Prinzessin, bald Klosterkind, bald Italienerin — sie hatte in Wort und Gebärden so viele Schattirungen! Jetzt stolz und charaktervoll, jetzt blöd und kindlich, jetzt freimüthig-dreist, und immer natürlich! Der Jüngling war trunken von seinem Glücke.

Inzwischen galt es von dem Café aufzubrechen. Unser Wärchen war wirklich bereits das letzte darin. Sie schieden. Monfels begleitete Mathilden nach ihrem Hôtel — und wie sie nunmehr zum zweitenmale im Nachtdunkel der Gondel gesellt saßen, so wollen wir hoffen, sie sind im gegenseitigen Austausch dem Indifferenzialpunkt, wo nordische und südliche Eigenart sich ausgleichen, wieder ein Stück näher gekommen. Fahret wohl, ihr Glücklichen!

Endlich war Monfels allein. Er schloß für den Rest der Nacht kein Auge mehr. Wenn er auf den Lido gefahren wäre! Was versäumt sich und was erlebt sich in

Stunden! Im süßesten Schwelgen überfann er den Gewinn dieser Nacht, und — dachte mit Grauen an den Morgen und an Thereſen!

Der Morgen brach an. Langſam und verdroſſen, als die Zeit dazu kam, brach der Jüngling auf. In einem Hauſe auf der Piazetta ſtieg er eine dunkle Treppe hinan, welche auf einen eben ſo dunklen Corridor führte. Als er aber nach flüchtigem Klopfen eine Thüre aufmachte, ſtand er in einem prächtigen Zimmer, aus welchem ein Strom von Sonnenſtrahlen ihm entgegenſchlug. Mit den Sonnenſtrahlen um die Wette fliegt ihm ein Ding zu, — ein ſchmales, ſchmächtiges Körperchen, ätheriſch genug, aber nicht reizend genug, um die Fee oder die Peri dieſes Sonnenlichts vorzuſtellen. Ihr Auge liegt tief in bleigrauen Höhlen, iſt unheimlich groß und von einem wäſſerigen Glanze. Ihre Hände ſind feucht und kalt, ihre eingefallenen Wangen durchleuchtet ein Roth, fremdartig und unhaltbar wie Funkchen, welche in einer Aſche glimmen. Ihre Kleider ſchlottern unausgefüllt an ihr herum, obwohl man ſieht, ſie ſind ihrem Körper aufs Maß gemacht. An der ganzen Geſtalt iſt nichts geſund als das Haar, welches in einer thurmhohen Friſur, mit Chignons und Blumen geſchmückt, ihren Scheitel krönt.

Menſels machte ſich auf Schelten und Schmollen gefaßt. Aber er irrte ſich. Thereſe flatterte ihm zu, leicht und leer wie ein Papagei, und jubelte: „Nach Rhodus! nach Rhodus! Das wird luſtig ſein, Heinrich, wir gehen nach Rhodus! Geſtern war der Capitän da, bis tief in die Nacht.“ — Heinrich begriff jetzt, warum er ſo leichten Kaufes davon kam, — „ach was der Schönes von Rhodus

erzählte! Der Hafen, und die Hochmeisterburg, und der Bazar, und die Strada Cavalieri, und die Dattelpalmen, und die Aussichten nach Asien, und die Luft, und das Clima — herrlich! herrlich! Er geht heute noch unter Segel, er sagt die Brise ist gut; komm, hilf mir einpacken, ich packe schon, siehst du?"

Heinrich stand versteinert. Wirklich sah er die ganze Garderobe durchs Zimmer verstreut, Kommoden geöffnet, Cartons und Chatouillen durchwühlt und Alles in Unordnung. Deßungeachtet mußte er mehrere Fragen thun, um sich zu überzeugen, daß sie nicht scherze, sondern daß Rhodus wirklich die neueste fixe Idee sei.

Heinrich kannte seine Menschen. Sein Plan war sofort gefaßt. Er wollte den Capitän, der ein Freund des Hauses und ein Ehrenmann war, aufsuchen, und ihn veranlassen, unter dem Vorwand, daß der Wind umgesprungen sei, die Fahrt zu vereiteln. Der Seemann, der nur leichtsinnig und etwas beschränkt, sonst aber wohldenkend war, mußte mithelfen, seinen Fehler gut zu machen. Mit Selbstbeherrschung in Ton und Miene fragte sie Monfels daher, ob sie nicht auswärts etwas zu bestellen habe, packen könne sie auch mit dem Kammermädchen und der Padrona; an ihm sei es, die nöthigen Gänge zu machen.

Aber trotz dieser Vorsicht durchschaute die Kranke den Gesunden. Sie drang darauf, daß Heinrich da bleibe, der Capitän besorge schon Alles allein. Jetzt wagte es Heinrich mit der Wahrheit. Er sah, daß weiter nichts zu thun sei, als sein Ansehen zu gebrauchen, und er gebrauchte es. Er erklärte fest und bestimmt, daß er diese Fahrt nimmermehr zugeben werde. Er beschwor sie, an

ihre Gesundheit zu denken, welche sie durch eine mehrtägige Seereise nur aufs Spiel setzen könne; ihre Cur sei ja so schön fortgeschritten, warum sie muthwillig zerstören? wenn sie nur noch ein Weniges warte, so dürfe sie sich Alles erlauben, mit Rhodus eile es ja nicht; er setzte die Schönheiten der Insel möglichst herab, strich ihr Venedig heraus, und ob sie denn alles Sehenswerthe hier schon gesehen? sie möge aufrichtig sein u. s. w. Aber das eigensinnige Mädchen hörte nur seinen Widerspruch. Sie war außer sich. Sie schrie laut, man wolle sie umbringen in diesen Sümpfen, van Swieten verstehe nichts, Venedig sei eine Mördergrube, man mißgönne ihr die Luft eines Palmenlandes, im Gestank dieser Canäle soll sie zu Grunde gehen. Und wüthend zerraufte sie ihr Haar, zerriß ihre Perlenschnüre, warf sich auf ihr Bett und weinte und jammerte um ihr junges Leben, daß es dem guten Monfels wirklich ans Herz ging. Er sprach nachgiebiger, und berief sich nur noch darauf, daß er vor dem Papa die Verantwortung nicht übernehmen könne. Aber Therese sagte darauf: er könne es vielmehr nicht verantworten, ihr Zwang anzuthun, dagegen stehe ausdrücklich in der Instruktion, man dürfe ihr keine Aufregung verursachen. Dieser Einwand war nicht ohne Wirkung auf Monfels. Er überlegte sich, ob eine Seefahrt bei schönem Wetter in der That so viel schaden könne, als die leidenschaftlichen Exzesse, welchen sie sich — das sah er voraus — [illegible] Tage lang überlassen würde. Bald neigte er sich zu der Meinung, daß jene Gefahr wirklich geringer als diese. Und sofort war er entschlossen. Wohlan, auch das noch, murmelte er für sich, es ist das Letzte! Damit fing er an, ihr beim Packen behilflich zu sein, womit er sie fürs Erste beschwichtigte.

Nach einem Stündchen hierauf, das er mit brennendster Ungeduld verwunden, sagte er, nun müsse er aber auch sein eigenes Felleisen schnüren, Therese entließ ihn, und augenblicklich eilte er, um diesen plötzlichen Zwischenfall zu melden, so schnell es die Gondel vermochte, nach Mathildens Hôtel. Sie war leider mit Ambros auf einem Kirchgang begriffen. Er wartete eine Weile, da er sie aber nicht abwarten konnte, so ging er nach Hause, und packte wirklich. Er that es, zerrissen von tausend schmerzlichen und unruhigen Gedanken. Und indem er noch packte, kam schon ein Fachino, von Theresen gesandt, um ihn zur Eile zu spornen, denn so eben hole sie der Capitän ab und man gehe geradeswegs unter Segel. Monfels dachte, sie übertreibe, und schmeichelte sich, er würde ein paar Stündchen noch übrig behalten. Als er aber zu Theresen kam, war wirklich der Capitän da, und trieb zur unverzüglichen Einschiffung. Dem verzweifelten Jüngling blieb nun nichts übrig, als ein paar Zeilen an Mathilden hinzuwerfen, und unter der Aufschrift an Ambros durch die Padrona des Hauses ins Hôtel zu schicken. Noch war seine letzte Hoffnung, die er im Billette auch aussprach, es würde zur Reise nach Rhodus gar nicht kommen, sondern Therese unterwegs seekrank werden und schleunigst nach Hause verlangen.

Wirklich geschah das auch. Kaum war die Tartane aus den Lagunen und auf hoher See, als das Elend der Seekrankheit über Theresen hereinbrach. Nur war sie eigensinniger als Monfels gedacht, sie schämte sich einer Sinnesänderung und verringerte das Uebel, hoffte auch auf ein rasches Vorübergehen. Monfels, der das Herz voll schwerer Ahnungen trug, redete ihr vergebens zu; sie

wollte von einer Umkehr nichts wissen. Sie leistete einen matten aber zähen Widerstand. Monfels war außer sich.

Am zweiten Tage endlich kam ein Stündchen Sturm mit Regenschauern, die kleine Tartane taumelte heftiger auf den Wellen, — da brach sich der Starrkopf der Lustreisenden. Therese schrie was sie konnte, nach Land, der Capitän lief in den Hafen von Ancona ein. Dort blieb sie, verwünschte das Meer, wollte von Rhodus nichts wissen, und schalt auf den Capitän in all ihren Tonarten. Aber noch war es eine schwere Geduldsprobe für ihren Cavalier, wie sie zwei Tage lang in Ancona lag, sich zu erholen, wie sie dann in einer von Maulthieren getragenen Sänfte tödtlich langsam den Landweg nach Venedig zurücknahm. Monfels litt unsäglich. Mit welchen Gefühlen erblickte er endlich die Kuppel der Markuskirche! Sieben kostbare Tage waren verloren.

Als er seine Kranke in ihr Zimmer auf der Piazetta wieder eingeführt hatte, ward ihm eine erschreckende Ueberraschung. Sein Billet fiel ihm in die Augen, welches er an Mathilden geschrieben hatte. Es lag auf Theresens Toilettespiegel, — die Padrona hatte es vergessen.

Wüthend vor Schmerz und Zorn warf er sich in die Gondel und flog nach Mathildens Hôtel. Mathilde und Ambros waren fort. Ihre Padrona sagte, sie wären seit drei Tagen nach Neapel abgereist.

Der Jüngling stand betäubt. Er war keines Gedankens fähig. Ein Jammer kam über ihn, zu groß für ein menschliches Fühlen; sein Gefühl war stumpf und dumpf. Es kam ihm vor, als wäre das Alles geträumt

gewesen — aber wer so geträumt, der dürfe fürder nicht leben. Er starrte ins Wasser hinab — da drunten lag die Hefe von diesem Wonnetraum. Hinunter!

Nach Neapel gereist! Das sagt Alles. Das edle unglückliche Mädchen wollte sich lieber einer wölfischen Stiefmutter in die Arme werfen, als so mit sich spielen lassen! Was mußte sie denken von ihm, da sie jene Anzeige nun nicht erhalten? Es war schwarz wie die Hölle!

Nach Neapel gereist! Aber wie kann sie hoffen, die Stiefmutter zu versöhnen? Nach dem was geschehen ist! Ha, wenn sie es ungeschehen machte? Wenn sie dem Heirathsprojekt nun doch sich fügte? Wenn sie dem alten verliebten Narren nun selbst zu Füßen fiele, und noch froh wäre, in Gnaden aufgenommen zu werden? Nach den Erfahrungen, die sie an jüngeren gemacht — warum nicht? Gott in deiner Höh', solch ein Mädchen? gegattet mit einem Leichnam!

Dieser Gedanke war der schmerzlichste von allen. Eine Eifersucht kam über ihn, welche jedes andere Gefühl verschlang. Es wollte ihm die Brust zersprengen, es wollte ihn wahnsinnig machen. Es war nicht auszuhalten. Auf nach Neapel! schrie es in ihm, nach Neapel! oder in den Tod!

Und stehenden Fußes gings fort. Einem älteren Freund, einem deutschen Freimaurer, empfahl er die Obsorge Theresens, dann warf er sich auf die Reise. Schon auf den ersten Stationen fing er an, seine Nachfragen zu halten, — ohne Erfolg und freilich auch ohne Hoffnung. Je weiter er aber gegen Süden vordrang, um so höher wuchs seine

Ungeduld. Um ſo grimmiger jeder neue Augenblick, der ihn täuſchte oder enttäuſchte. Eins blieb ihm freilich ſicher, — Neapel ſelbſt. Dort aber konnte ſie auch ſchon vermählt ſein. Von dieſer Einbildung erhitzt, jagte er dann wie ein Raſender vorwärts, um ſie früher noch einzuholen. Wie aber, wenn ſie Raſttage hielt? In dieſem Falle überſtürzte ſein Eifer ſich ſelbſt, er mußte ſich mäßigen. In größeren Städten alſo, wie Florenz und Rom hielt er an, durchforſchte Alles aufs Geduldigſte, und da die Wohlthat der Fremdenliſten zu jener Zeit noch nicht beſtand, ſo fuhr er ſelbſt von Gaſthof zu Gaſthof, und beſchrieb und fragte ohne Ermüden. Nie hat ein Deutſcher die Reiſe durch Italien ſo unglücklich gemacht.

In Terracina endlich ſah er beim Wechſeln der Pferde einen Mann vor dem Poſthauſe, welcher auf einem Fuße leicht hinkte. Monfels, der Alles bemerkte, bemerkte auch das. Er fragte den Mann, ob er nicht aus Neapel ſei? Ob er ſich den Fuß nicht in Venedig verſtaucht habe, beim Fallen an einer Brücke? Der Mann bejahte dieſe Fragen. Monfels brach in den Jubelſchrei aus: „Ambros!“ und fiel ihm lachend und weinend um den Hals. Die Umſtehenden begafften den raſenden Jüngling, und an einem Fenſter erſchien ein Mädchenkopf — es war Mathilde!

Im Nu lag der Jüngling zu ihren Füßen. Im Sturm ſeines Entzückens bedeckte er ihre Hände, ihre Knie mit ſeinen Küſſen, wollte ſprechen und konnte nicht. Mathilde ſah ihn mit unausſprechlicher Seligkeit an. Glut und Erbleichen flogen über ihre Wangen, das Glück, die Ueberraſchung betäubte ſie.

Endlich kams zu Erklärungen. In geflügelten Worten

erzählte Monfels, was ſich begeben. Das junge Mädchen ließ ihn kaum endigen. Sie verwünſchte ſich zu allen Verdammten der Hölle, ſie erhob ihn zu allen Engeln des Himmels, ſie bat ihn in allen Ausdrücken der Leidenſchaft um Verzeihung, ſie überſtrömte ihn mit den demüthigſten Liebkoſungen. „O ich Elende," rief ſie aus, „wie verdient' ich mein Unglück! Hätte ich von all dieſen Dingen das geringſte geahnt. Warum that ich es nicht? Ich hielt dich für treulos. Ich dachte, du hätteſt mir dein Verhältniß zu Thereſen doch lügenhaft vorgeſtellt, und es ſei anders. Was habe ich gelitten! Wie habe ich geweint, geraſt! Als du den erſten Tag nicht kamſt, und den zweiten nicht, und der dritte erſchien, und du noch einmal ausbliebſt — o Gott, daß ein Menſch das erträgt!"

„Aber nun höre, was ſich Erfreuliches begeben. Jetzt erſt nenn' ich es erfreulich, da du da biſt. Am vierten Tage von jenen unvergeßlichen ſieben war es, da kamen Diener meines Vaters von Neapel, und riefen mich eiligſt nach Hauſe, — meine Stiefmutter ſei geſtorben! Was ſagſt du, Geliebter? Damals gefiel mir die Nachricht, denn ſie rüttelte mich wenigſtens aus der ſtarrſten Verzweiflung auf. Aber heute! Jetzt kann ich dich mit allem Triumphesglanz, den deine Treue verdient, als meinen Gemahl nach Hauſe führen. Ach wie gut, wie gut waren dieſe Leiden! Weiß ich nun doch, daß du mich wirklich liebſt, und damals nahm ich dich in der Wuth eines Augenblicks, von der Hand des Zufalls."

Das begab ſich in Terracina.

Die Straße von Terracina bis nahe an Neapel durchſchneidet den ödeſten Landſtrich Italiens. Aber auf dieſer Strecke erſt ſah Monfels, daß Italien ein Paradies iſt.

In Jubel und Glück kam unser Paar in Neapel an. Der alte Herzog, an Frauenherrschaft gewöhnt, widerstand der Wahl seiner Tochter nicht lange. Der Wiener-Bürgerssohn führte die Herzogin zum Altare und wurde Gründer eines Geschlechtes, welches in Neapel heute noch blüht.

Bald nach seiner Ankunft hatte er an seinen Kanzleichef in Wien geschrieben. Er berichtete ihm, was geschehen, er legte die Obhut über seine Tochter in seine Hände zurück. Der Vater ging hierauf selbst nach Venedig, brachte Herbst und Winter dort zu, und kehrte im Frühlingsanfang des folgenden Jahres — allein nach Wien zurück.

Novelletten.

Eine Schlittschuh-Geschichte.

Mein Jugendfreund Egon war das Kind eines allzu-zärtlichen Elternpaars. Sie hielten das Söhnchen mit einer übertriebenen Sorgfalt von Allem fern, was Knaben als das natürliche Element ihrer Bewegung und Freiheit aufsuchen. Ihre Aengstlichkeit ging so weit, daß es nicht einmal gerne gesehen wurde, wenn ich ihn zu den unschuldigsten Spaziergängen abholte. Im Sommer war es ein Trunk in der Hitze, und im Winter ein Beinbruch auf dem Eise, was dem einzigen Egon Gefahr drohte. Die meisten Spiele waren ihm ohnedies untersagt. Der Papa verbietets, die Mama will es nicht, — war die regelmäßige Erwiederung auf all meine Einladungen.

Diesen Knaben zum Schlittschuhläufer zu machen, war kein geringes Verdienst. Ich glaube, ich habe es länger als Ein Jahr bei seinen Eltern betrieben. Was kostete es nur, bis die Mama sich herbeiließ, dem Schlittschuhvergnügen im Belvedere zuzusehen! Bis ich die Ehre hatte, sie selbst im Schlitten zu fahren! Bis dem einzigen Egon endlich ein Paar Stahlschienen angeschnallt waren, und zwei Bahnwärter an beiden Händen ihn den ersten Gang übers Eis führten! Kurz, bis neben der Mutterangst die Muttereitelkeit in der nervösen Frau erweckt war

und das Schauspiel der jungen, muthigen Leute, ihrer eleganten Haltung und Tournüre, ihrer Bewunderung unter den Zuschauern sie zur Eifersucht und zur Nachahmung antrieb! Wahrlich ein Knabe kann energisch wie ein Mann sein, wenn es — ein Knabenspiel gilt!

Für diese Energie aber ward mir kürzlich ein Lohn, der vielleicht alles hinter sich läßt, womit Helden-Ausdauer von der glänzendsten Dichter-Phantasie bedacht werden kann. Dieser Lohn bestand in einem Briefe, und dieser Brief hatte folgenden Inhalt.

Mein Jugendfreund Egon — um einige Worte vorauszuschicken — war nach manchen Wechseln des Orts und leider auch des Glücks als ein strebsamer, talentvoller Mann zu einer Professur in Dorpat gelangt. Er hatte die Schwester eines seiner Zuhörer, eines Jünglings vom kurländischen Adel, kennen gelernt und eifrig nach ihrem Besitz gestrebt. Er war diese Leidenschaft gänzlich naiv eingegangen und hatte sich über die Schwierigkeit seines Weges durchaus getäuscht. Die Edelinge Kurlands besitzen vor all ihren Standesgenossen vielleicht die feinste höfliche Sitte bei der kühlsten Kühle des Herzens. Nun hatte Freund Egon nur die eine aber nicht die andere Seite dieses Charakters gesehen und bestochen von der Aeußerlichkeit des zuvorkommenden Scheins seine Werbung angebracht. Ich übergehe den Abgrund von Verlegenheiten, der ihm daraus erwuchs, und wie der Edelhof den guten bürgerlichen Professor zwischen Leben und Sterben hinhielt. Er selbst hat mir den Roman nur skizzenhaft mit wortkargem Ingrimm erzählt. Zuletzt endlich war man doch so weit, daß eine alte hochmögende Tante im Familienrath den Ausschlag geben sollte. Sie kam, ich weiß

nicht von welchem Edelhof, herangefahren, während der junge Mann auf Flügeln der Liebe der verhängnißvollen Präsentation seinerseits entgegenflog. Es war am Tage Nikolai, also bei dortigem Klima mitten im Winter.

Und nun schreibt mein Freund:

Die ganze Fahrt ging vortrefflich. Klarer Himmel, festgefrorener Schnee, windstilles Wetter. Mein Schlitten genügte fast der Geschwindigkeit meiner Pulse, was Alles sagen will. Kurz, ich konnte eine gute Spanne vor der Soiree, welches die festgesetzte Stunde war, am Orte sein. Und fast war ich es schon. Da mit einem Male warf das Fuhrwerk um, kam aus dem Geleise und war im nächsten Augenblick in tausend Splitter zerschellt. Ich erhob mich unverletzt von dem Fall, aber mein Jammer war unermeßlich.

Eine elende Slobode stand am Wege, weit und breit nichts sonst. Wir trieben an die Hütte an und pochten eine handvoll Letten aus ihrem Branntweinrausch auf. Der Schlitten sollte reparirt werden. Eine entsetzliche Arbeit! Du weißt, an den russischen Fuhrwerken ist Alles Holz, — kein Nagel, keine Eisenschraube auf hunderte von Meilen. Neu von der Mache her leisten diese Holzkonstruktionen mehr als man ihnen zutrauen sollte, aber einmal leck, ist Reparatur um so schwieriger. Denke Dir dazu die Handwerkskunst elender Letten, die eben so roh und stumpfsinnig sind, als der Russe gewandt und anstellig, und male Dir meine Geduldprobe aus.

Mein Zeitvorsprung war im Nu zerronnen. Er war hin, ehe die Kerle nur die Hand angelegt hatten. Mit der Uhr in der Hand stand ich wie auf feurigen Kohlen. Ich konnte berechnen, daß ich um viele Stunden, wenn

das so fortging, zu spät eintraf. Welch ein Formfehler! Damit war ein Vorwand gegeben, zumal wenn ein solcher gewünscht wurde, mich aufs ungnädigste zu empfangen.

Meine Verzweiflung wuchs mit jeder Minute. Ich trieb zur Arbeit, allein ich konnte nicht zur Geschicklichkeit treiben. Ich hätte ein Pferd mit all meinem Vermögen bezahlt, aber Niemand wußte mir eines zu schaffen. Ich wäre zu Fuß gelaufen — es ging nicht mehr. Es war zu spät, die Straße zu schlecht, die Nacht brach an.

Das Alles trug sich am Ufer eines Sees zu, über dessen stundenbreites Becken der Winter die schönste Krystallbrücke gespannt hatte. Jenseits aber lag mein Edelhof in einem schön gruppirten Ulmenwäldchen auf einer Landzunge des Sees. Ich glaube bei einer durchsichtigeren, als der baltischen Winterabendluft hätt' ich die angezündeten Lichter des Schlosses flimmern gesehen. Die direkte Entfernung betrug höchstens drei Stunden.

„O, wer hier Schlittschuhe hätte!" seufzte ich unwillkürlich auf.

„Schlittschuhe, Herr? Ich glaube wir haben ein Paar," sagte der Eigenthümer der Slobode. Er hatte meinen Seufzer gehört.

Ich stieß fast einen Freudenschrei aus. Der Mann verschwand in die Hütte und — im nämlichen Augenblick hielt ich sie in der Hand! Schlittschuhe! Erstes Geschenk des Himmels! wohlthätigstes aller künstlichen Werkzeuge! Ich betrachtete sie mit einem Enthusiasmus — ich hätte sie küssen, ich hätte darauf niederweinen mögen! Flugs hatt' ich sie angeschnallt und nun war ich gerettet. Ich war flott, ich war ein Vogel!

Da begegnete mir ein grausiges Abenteuer, fuhr der

Brief fort. Meine Bahn führte mich anfangs das Ufer entlang, so daß ich das Land dicht an der Seite hatte. Auf einmal erscholl ein Getön vom Lande her, — ein Schnauben und Keuchen, ein kurzes, heftiges Blasen, welches schnell in ein gellendes, langgezogenes Heulen überging und näher und näher kam. Gleichzeitig warf der Mond, welcher schräg über den See schien, zwei Riesenschatten vor meine Füße, entsetzlich anzuschauen! Es waren zwei langgestreckte, in wilden Sprüngen sich bewegende Thierleiber ... Du erräthst mein Abenteuer. Es waren zwei Wölfe!

Das Blut in den Adern gerann mir. Mein Haar sträubte sich, meine Sinne wirbelten. Ich war allein in der nächtigen Winteröde, — allein und unbewaffnet. Nichts besaß ich zu meiner Rettung, als die zwei Steifchen von Stahl unter meinen Füßen.

In demselben Augenblicke erschienen die Wölfe da, wo das Ufer etwa zu einer Höhe von zehn Fuß sich erhob, unmittelbar über meinem Haupte. Blitzschnell schwenkte ich ab in die Breite des Sees hinein. Da sauste es über mir, — ein Schwung, ein Sprung — und die Wölfe mir nach! Eine entsetzliche Jagd begann.

Ich raffte die ganze Kraft meines Körpers zusammen. Ich gewann und verlor in jeder Minute ein größeres oder kleineres Stück Vorsprung. In jedem Augenblicke sagte mir das Gebell meiner Verfolger, daß sie mir dicht an den Fersen seien. Ich hörte beständig ihre tiefen Athemzüge hinter mir, ich glaubte sogar die Wärme ihres Hauches an meinen Waden zu fühlen! Jede Muskel meines Körpers war auf's Aeußerste angespannt.

In meinem Gehirne begann es zu schwindeln. Die Hetzjagd wurde unerträglich; die Töne meiner Verfolger waren grauenerregend. Und schon fing meine Kraft zu sinken an, schon glaubt' ich Fleisch und Blut meinen Feinden verfallen. Da plötzlich brachte mich eine unwillkürliche Bewegung aus meiner Richtung. Die Wölfe dicht hinter mir, waren außer Stand anzuhalten oder zu wenden. Sie glitten aus, fielen und rutschten noch eine gute Strecke weiter. Ihre Zungen hingen weit aus dem Rachen heraus, ihr weißes Gebiß funkelte, ihre zottige Brust war mit Schaumflocken bedeckt, und als sie vorübergeschnellt an mir hinstürzten, stimmten sie ein Wuthgeheul an, indeß ihre blutunterlaufenen Augen mit Mörderblicken mich anlechzten.

Mir aber zündete dieser Zwischenfall ein unerwartetes Hoffnungslicht an. Ich beschloß von dem Umstande, wie ungeschickt zu plötzlichen Wendungen der Bau dieser Thiere sei, Alles zu gewinnen. Ich beschloß, anstatt meine Kraft, meine Kunst in Anspruch zu nehmen. Das Manöver der fortwährenden Ausbeugungen in lavirenden Halbzirkeln hatte an die Stelle des geradlinigen Laufes zu treten.

Sofort brachte ich dieses Manöver in Anwendung. Die Wölfe, sobald sie ihrer Füße wieder Herr waren, wandten sich von Neuem gegen mich. Bereits waren sie mir wieder dicht im Rücken, als ich einen Bogen beschrieb und sie vorbeirennen ließ. Ein wildes Geheul begrüßte meine List und flugs glitten sie, vom Schwunge hinausgeschleudert, abermals auf ihre Sitztheile nieder.

Ein Bild thierischer Ohnmacht und Hilflosigkeit!

Von diesem Augenblick an genoß ich einer Art von Erholung. Der fürchterliche Ernst meiner Lage nahm den

Charakter des Spieles an. Unter beständigen Seitenwendungen äfft' ich die Thiere; mit beständigem Wuthgeheul, das mich zuletzt ergötzte, feierten sie meine Schlittschuhkünste. Es war eine Scene voll diabolischen Humors, es war eine tragisch-komische Posse. Die Bestien wurden immer matter, ich immer lustiger, leichter.

Endlich erglänzten die Lichter des Schlosses, mit mannhaften Bässen schlugen die Hofhunde an, die Wölfe aber ließen Zungen und Schwänze hängen und humpelten in die Flucht. Als Sieger zog ich in das Schloß ein. —

Der Brief meines Freundes hatte noch zwei Seiten. Sein Empfang im Schlosse war der glänzendste. Sein Abenteuer erregte ihm Mitleid und Bewunderung. Die hochmögende Edeltante empfing „eine Impression" von dem „chevaleresken" und muthigen Freier, die nicht mehr günstiger sein konnte. Er hatte ihr Herz und — sein Prozeß war gewonnen. Seine Frau ließ die Schlittschuhe später in Gold fassen.

Und nun mein Freund — schloß der glückliche Egon —
Nimm späten Dank für die Freuden, die Du früh
Dem Knaben angepflanzt —

ruf ich Dir zu, wie Stollberg seinem Lichtwer. Was wäre aus mir geworden . . .

Und so weiter. Ich legte den Brief zusammen und — überließ mich seinem Eindrucke.

Ein Orakel.

Die meisten Menschen sind begierig, ein Porträt ihrer Person zu besitzen; dieses Bedürfniß befriedigen die Künstler. Viele Menschen aber sind auch begierig, ein Porträt ihres Schicksals zu erlangen; dieses Bedürfniß befriedigen Traumdeuter, Wahrsager, Orakel aller Art. Jenes dürfen wir offen zur Schau tragen, man ehrt es sogar als ein löbliches Mäcenat; dieses sind wir gezwungen zu verheimlichen und man verpönt es als Aberglauben. Aber doch ist das Eine so menschlich als das Andere und beiden liegt die anerkannte Wahrheit zu Grunde, daß der höchste Gegenstand des menschlichen Interesses der Mensch sei.

In Ceppo Morelli, einem ansehnlichen Orte der Valangaska war Jahrmarkt. Von den Thälern und Alpen des piemontesischen Hochlandes strömten aus nah und fern Käufer und Verkäufer, Nachfrage und Angebot zusammen. Es war aber um die Bude eines alten Weibes aus Macugnaga starke Nachfrage nach einem sonderbaren Artikel — nämlich der menschlichen Zukunft.

Zwei stattliche Burschen ließen sich aus den Karten der Alten wahrsagen. „Reiche Braut, reiche Braut!“ lautete alsbald das Orakel des ersten; er nannte sich Beppo

und war seines bescheidenen Handwerkes ein Gärtnergehilfe. Als aber sein Kamerad an die Reihe kam, verzog das Weib aus Macugnaga ihre Gesichtszüge in ernsthafte Falten und zaudernd sagte sie endlich: „Ihr führt ein armes, unglückliches Mädchen heim, ein armes Geschöpf, Signor; der Alles gut macht, mag Euch helfen.“ Die Jünglinge gingen und lachten.

Beppo's Schatz war ein Dienstmädchen im Orte, eine vaterlose Waise, deren Mutter im Val di Sesia, ihrer Heimath — bettelte.

Filippo, — so hieß der zweite, war Kaufmannsdiener, und liebte die Tochter des fürstlich-reichen Sacchi, seines Patrons.

Ob die Bursche ein Recht hatten zu lachen!

„Ich glaube, die Kartenfrau hat uns wie Wechselbälge in der Wiege verwechselt,“ sagte Beppo. „Oder sollt' ich meiner Carlatta ungetreu werden?“

„Und ich meiner Bianchina?“ antwortete Filippo, der Kaufmannsdiener.

„Oder werden wir einander ins Gehege gehen?“ Die Freunde drückten sich die Hand und sahen sich an wie — Männer.

Schweigend drängten sie sich vom Orte, den sogleich Andere ausfüllten. Die Jünglinge blickten mitleidig auf ihre Nachfolger und deren Bajocchi.

Wenige Wochen nach dieser Scene erhielt Carlatta, das Dienstmädchen, einen Brief aus der Heimath, der sie nach Hause rief. Ihre Mutter war gestorben. Das arme Kind zerbrach eine Porzellan-Vase im Laufe des Tages, und da sie den Werth ihrem hartherzigen Brodherrn bezahlen mußte, so reichte ihr Beppo noch eine Handvoll

Bajocchi zur Wegzehrung. „O meine reiche Braut!“ lachte der Junge gegen seinen Freund und Landsmann Filippo. Die beiden Jünglinge nannten sich Landsleute nicht ihres weiteren Vaterlandes wegen, sondern weil sie aus Einem Thale nach Ceppo Morelli zugewandert.

Was geschah?

Nach acht Tagen hielt ein Maulthiertreiber vor dem Garten Beppo's, ein wohlgekleidetes, heißwangiges Mädchen sprang von dem Thiere, und ihrem Geliebten in die Arme stürzend, rief sie ihm zu: „Dreißigtausend Scudi! Sie waren im Strohsacke eingenäht!“

Mehr brachte sie nicht hervor. Aber bedurfte es mehr?

Filippo erblaßte, als er diesen Vorfall vernahm. Große Traurigkeit kam über ihn.

Was mußte er seinerseits von dem Orakel nun fürchten! Er liebte Bianchina, bei Gott! nicht um ihrer Reichthümer willen, aber er liebte sie. Allerdings mit wenig Hoffnung. Die Jungfrau nahm seine Huldigung zwar nicht unwillig auf, aber schweigend und schüchtern, und der Vater strich auf einen Marchese als Eidam. Da trug sich die Glückswendung Beppo's zu und nun dachte Filippo: „ade, schöner Liebestraum! Meine Braut ist arm, d. h. es ist nicht Bianchina! Aber gibt es ein Mädchen wie Bianchina auf Erden?“

Der arme Jüngling versank in Melancholie. Er versah seine Geschäfte nicht, er aß nicht, er schlief nicht. Es waren Tage der bittersten Qual.

Im gramvollen Herumstreichen durch die Gebirge gerieth er an einen alten Waldenser-Prediger. Die Waldenser, wußte er, lesen viel ausländische Bücher und vom

Auslande kommt die Weisheit. Mußte der Alte nicht weiser sein, als andere Savoyarden?

Filippo fing an, den Greis auszuholen. „Ihr wißt, Vater," sagte er, „daß die Goldminen von Pestarena die Männer der armen Gebirgsdörfer weit und breit anziehen. Kümmerlich geht es diesen Grubenarbeitern, aber noch schlechter ihren armen Weibern zu Hause. Noth und Langweile glotzen aus allen Hütten uns an, wenn uns der Weg an solch männerlosen Bergdörfern vorbeiführt. Manche Frau verläßt darum gleichfalls ihr Heimwesen, was ihr Niemand verübeln wird, vielmehr man gibt ihr gern ein paar Bajocchi zu verdienen, wo sie in unsern Straßen, auf unsern Märkten sich zeigt." Mit dieser unschuldigen Wendung sprach er vom Kartenschlagen und erzählte — nicht sein, sondern Beppo's Orakel allein. Sei es nicht seltsam, daß es eingetroffen? Was der gute Vater dazu meine?

Der alte Waldenser-Prediger antwortete: „Das Kartenschlagen enthüllt nichts, so viel ist ausgemacht. Sind wir aber gezwungen, an zutreffende Fälle zu glauben, so könnte die Vernunft vielleicht zu folgender Erklärung greifen. Ihr wißt, junger Mann, es gibt eine geheimnißvolle menschliche Gabe, welche das zweite Gesicht heißt. Hochschottland ist bekannt seiner Menschen wegen, welche diese Gabe besitzen, aber dergleichen Menschen kommen an allen Orten und zu allen Zeiten vor, wie durch unverwerfliche Zeugnisse feststeht. Es kann also, denk' ich mir, eine Kartenschlägerin, welche Zukünftiges richtig voraussagt, das zweite Gesicht haben! Sie bediente sich dann der Karte nur als Mittel eines äußeren Scheines und würde, was nicht zu bezweifeln ist, in den meisten Fällen täuschen;

kommt ihr aber, irgend einem Menschen gegenüber, das zweite Gesicht, so wird sie wahr- und Wahrhaftiges sagen, freilich nicht in Kraft der aufliegenden Karten, sondern in Kraft des zweiten Gesichts."

Das war ein schlechter Trost für den armen Filippo. Er hatte sehnlichst gehofft, der vertrauenswerthe Greis werde vom „Zufall" sprechen und hörte nun eine Erklärung, welche viel zugeständlicher klang, als jene Ausflucht des flachen Rationalismus.

Uns freilich dient der weise Waldenser besser.

Ja, vielleicht hätten wir kaum es gewagt, ein Geschichtchen zu erzählen, welches der herrschenden Aufklärung so wehe thun müßte, wenn nicht eben in dem Gedanken des Greises eine Rechtfertigung dafür, selbst vor dem Aufgeklärtesten, möglich wäre.

Also beenden wir unser Geschichtchen.

Im Alpengestock des Monte Rosa, fast in unmittelbarer Nähe des Hauptgipfels, steht an den Quellen der weißschäumenden Anga ein Wirthshaus auf einem einsamen Felskegel. In diesem Wirthshause kehrte eines Tags ein Wanderer-Paar ein, ein Brüderpaar schien's, im Alter etwa um zehn Jahre verschieden und jener ein kräftiger Mann-Jüngling, dieser ein zarter, flaumloser Halbknabe. Das Paar kam in großer Erschöpfung an. Der Jüngere sank fast augenblicklich in Ohnmacht und der Aeltere schrie gierig nach ein paar Flaschen Stradella-Schaumwein. Als der Wein kam, fing dieser sogleich an, seinem jüngeren Bruder davon einzuflößen, ihm Stirn und Schläfe damit zu benetzen, und unter tausend zärtlichen Namen und An-

rufungen die leidenschaftlichste Sorge für ihn zu bezeugen. Dessenungeachtet, — als der Knabe kaum sich erholt hatte und mit schwacher Stimme sanft lächelnd versicherte, daß er sich wohl fühle, — trieb der Aeltere unbarmherzig zur Weiterreise. Sie müßten heute noch über den Monte Moro, sagte er dem Wirth und fragte, ob er einige Führer zu dem Unternehmen haben könne. Der Wirth maß ihn erstaunt, und fragte ihn zurück, ob er wohl wisse, daß der Monte Moro ein Nachbar des Monte Rosa, neun tausend Fuß hoch und mit klafterhohem Schnee bedeckt sei? Alles wisse er, antwortete der Aeltere mit Hast, und nöthigenfalls lasse er seinen Bruder auf Händen hinübertragen. Nur fort müßten sie. Der Wirth schüttelte den Kopf, schaffte Leute herbei und versah die Wanderer mit Alpenstöcken und Schneeschuhen. Zitternd nahm der Jüngere der Brüder seinen Alpenstock in die Hand, aber unschuldig fragte er, was die kreisrunden, mit Riemen versehenen Holzteller zu bedeuten hätten. Als man ihm erklärte, das seien Schneeschuhe, die man unter die Fußsohlen schnalle, um in der Schneedecke nicht einzusinken, da sah er mit einem unaussprechlichen Blicke der Angst auf seinen Gefährten. Dieser streichelte ihn, küßte ihn und wies mit Trost auf die Führer, deren eichenstarke Schultern zuletzt aushelfen würden.

So gings von hinnen.

Nach einigen Minuten kam der Sohn des Wirthes zurück, welcher bald nach der Ankunft unserer Wanderer eines Geschäftes wegen das Haus verlassen gemußt. Er war sprachlos vor Erstaunen, als er hörte, das Paar sei schon fort. Mit heftiger Stimme rief er aus: „Wißt Ihr Vater, daß dies die einzigen Reisenden sind, die sich

so kurz bei uns aufgehalten? Wißt Ihr, Vater, daß dies eine Flucht ist? Und wißt Ihr, Vater, daß der jüngere der beiden Männer kein Mann, sondern ein verkleidetes Mädchen ist? Sah't Ihr das nicht?"

Der Wirth stand bestürzt.

„Auf, ihnen nach!" schrie der Sohn, „hier witterts von einem Verbrechen."

Und fort stürmte er.

„Kommt herab, Signor," rief er dem Aelteren zu, als er das Paar auf der Paßhöhe ansichtig wurde, — „ich habe ein Wort zu reden mit Euch."

Der Jüngling kam.

„Wohin führt Ihr das Mädchen?" fragte der Wirthssohn fest.

Der Fremde blickte erschrocken.

„Wer seid Ihr? Weist Euch aus, gebt Rechenschaft oder Ihr folgt mir sofort auf die nächste Gensdarmerie-Station."

„Ruhig!" sagte der Fremde; „hört mich an."

„Mein Gefährte ist ein Mädchen, das ist die Wahrheit. Sie ist die Tochter eines reichen Kaufmannes aus der Valangaska, und ich war ein Commis dieses Kaufmannes. Ich liebte das Mädchen lange und heiß — leider verschwiegen, denn der Glücksunterschied war groß zwischen uns und wurde täglich noch größer. Die Reichthümer meines Patrons mehrten sich auf eine unbegreifliche Weise in seinen Händen, und mit den Reichthümern sein Stolz, sein Ehrgeiz. Schon ersah er sich einen Marquis zu seinem künftigen Eidam — da, mit Einemmale schlug das Glücks-

rad um. Es wurde entdeckt, wo die Quelle seiner Reichthümer lag. Der Mann trieb seit einer Reihe von Jahren ein ungeheures Schmuggelgeschäft. Er hatte die kühnsten Schmuggler des Gebirges in seinem Sold, er bestach selbst die königliche Douane. Der Unglückliche! Alle Paragraphe des Criminal-Codex sind hinter ihm her. Sein Vermögen ist konfiszirt, in Ketten sah ich ihn nach Turin schleppen, Zuchthaus oder Galeere bedroht ihn. Aber hört weiter.

„Der Chef der Gerichts-Kommission, welcher den Thatbestand in unserem Orte aufnahm, verfolgte die Tochter des Unglücklichen mit seinen Anträgen. Er ließ ihr merken, daß er viel, vielleicht noch Alles zur Rettung des Vaters vermöchte, wenn sie sich ihm preisgäbe. Er verwirrte die Stimme der Pflicht in ihrem reinen Gemüthe, er erregte den Aufopferungsdrang, welcher die stärkste und schönste Seite des Weibes ist, und verbündete sich mit der Tugend selbst für das Laster. Die Jungfrau fing an, in diesem Widerspruche ihren Halt zu verlieren. Ich sah sie wanken, schwanken und kurz — das Aergste hätte geschehen, zum Unglücke die Schmach kommen können, wenn ich nicht rasch dazwischen griff. Aber rücksichtslos entschlossen, trat ich jetzt mit meiner Leidenschaft hervor, überredete, bestürmte und ruhte nicht, bis der stärkere Wille des Mannes über den schwächeren der Frau den Sieg erhielt. Das Mädchen folgte mir zur Flucht. Ich werde retten, was zu retten ist im Ruin ihres Hauses — sie. Ich habe einen entfernten Freund in Zürich, der uns aufnehmen wird. Wir werden arm und entsagungsvoll anfangen, aber ehrlich sein. Das ist die Wahrheit, so wahr ein Gott im Himmel lebt! Laßt uns ziehen, junger Mann.“ —

„Beruhigt Euch, Freund, ich glaube, ich kenn Euch durchs Gerücht. Seid Ihr nicht aus Ceppo Morelli?“

„So ist es.“

„Dann habt Ihr die Wahrheit gesagt. Allerdings. Zieht mit Gott!“

Das Paar zog ungehindert weiter. Wir kennen es jetzt; es war Filippo und Bianchina.

Sie haben glücklich die Alpen passirt und Zürich erreicht.

Dort verbanden sie sich ehelich, Filippo gründete eine Handelschaft und erfreute sich nach ein paar arbeitsvollen Jahren eines blühenden Glücks.

Der letzte Taigheirm.

Die Schlacht von Culleden war geschlagen. In Strömen floß schottisches Blut über die Wahlstatt. In Strömen floß es von den Schaffoten und Henkerbeilen der Engländer. Furchtbar nach der Schlacht des Kriegs wüthete die Schlacht der Gerechtigkeit. Ueber ganz Schottland hing das Martial-Gesetz. Die bill of attainder lieferte die edelsten Häupter des Landes in die Hände des Hauses Hannover. Schon hatten neun der ersten schottischen Lords in Carliole geblutet, sechs in Brompton, sieben in Perth, elf in York, und unersättlich zog der schreckliche Herzog von Cumberland durch die Grafschaften, mordend und marternd für das Recht seines Königs. Von dem tausendjährigen Messerkrieg zwischen Celten und Sachsen war es das letzte erbittertste Aufflackern.

In diesen Tagen des allgemeinen Unglücks dachte Ben Bennok an Liebe. Sein Vater lag gefangen in Aberdeen. Ben Bennok aber wandelte tollkühn durch die Straßen von Inverneß. Denn in Inverneß saß der Herzog von Cumberland, ein unmenschlicher Mann, aber ein zärtlicher Vater. Er hatte Lady Mary, sein Töchterlein, von den Hoffreuden Londons auf seine Blutwege mitgenommen. Der süße Anblick des Mädchens that seinem Wolfsauge wohl. Gern wiegte er das Kind in

seinen Armen, wenn er vom Morden ausruhte; ja, oft liebkoste die eine Hand ihre blendende Stirn, indeß die andere ein Todesurtheil zeichnete.

Ben Bennok hatte sie in Inverneß einziehen sehen. Sein Fuß, vor dem Henker und Richter schon auf der Flucht, wurzelte fest bei dem Anblick der Schönen. Grausam metzgert das angelsächsische Schwert, aber süß lächelt das Blauauge, fächelt die Blondlocke des angelsächsischen Mädchens. Ein Vaterland stirbt, aber ein Mädchen lächelt.

Armer Ben Bennok!

Von dem Augenblicke an verzehrte sein Herz eine unbezwingliche Sehnsucht. Wie hungrige Falken kreisten seine Gedanken um die Zinken und Windfahnen des alten Schlosses zu Inverneß; wie Mauerwespen nagten und bohrten sie an den starren Quadern des Grundbau's. Tage und Nächte bannte ihn der Zauber des Orts. Wochen vergingen in Geduld und Erschöpfung. Sein Auge verkohlte, seine Wangen höhlten sich aus, seine Lippen dorrten in Glut, schlotternd wankte sein Knie, wie Zunder verschwand sein Fleisch von den Knochen. Wahrlich, keiner äußern Verkleidung bedarf der Rebellensohn, sicher geht er durch die volkreichsten Straßen. Begegnen ihm Männer seines eigenen Clans, sie kennen ihn nicht mehr.

Endlich winkte die Gunst des Augenblickes. Im Schloßgärtchen wandelt die schöne Mary, zu ihren Füßen liegt ein verendendes Wild — Ben Bennok. Blicke mit Gnade auf mich, Rose von England, ich liebe dich wie den Himmel! Das Mädchen kräuselt verachtend die Lippe — nur Verbrecher und Narren sieht man in diesem Lande! Sie schnellt mit der Fußspitze ein Kätzchen aus dem Wege, lockt ihr Kings Charles Hündchen und wandelt unbewegt

weiter. Auf der Freitreppe erscheinen englische Herren, der Jüngling springt auf, und der Traum von Wochen — war ein Traum!

Armer Ben Bennok!

Hofftest du mehr? Erkenne dich selbst! Du bist nicht schön. Ein halbwilder Hochlandsrange wuchsest du auf unter Hunden und Knechten. Roh sind deine Geberden, ungeschlacht deine Gestalt, stier und finster dein Blick, struppig dein Haar. Eine Wildniß von Unkraut ist dein Geist, Unwissenheit und Aberglaube umnachten deine Seele. Sahst du die glatten Gesichter aus England? Die Tournure von Versailles, die Bildung von Oxford, die sinnliche Ueppigkeit vom Hofe Georgs II.? Kannst du vergleichen?

Armer Ben Bennok!

Nachts ging ein Flügel des Schlosses in Flammen auf. Vielleicht begünstigt dich die Verwirrung. In Rauch und Glut überwältigst du sie. So dachte der Brandstifter. Vergebens! Das Feuer ging nieder, von den Cordons der Engländer dicht abgesperrt gegen die verdächtige Bevölkerung von Inverneß.

Hierauf schoß Ben Bennok dem Herzog von Cumberland bald einen Jagdhund, ein Pferd, oder einen Dienstmann weg. Mit solchen Neckereien aus dem Hinterhalt dachte der Liebende sein Andenken wach zu erhalten. Aber der englische Löwe erhob sich grimmig gereizt. Eine planvolle Verfolgung umgarnte den Jüngling. In seinen geheimsten Verstecken fühlte Ben Bennok die Schlingen des Herzogs. Wie ein scheiterndes Schiff wankte der Boden der Stadt unter ihm. Er floh.

Auf die Haiden und Halden floh er hinaus, mit dem

Wilde herbergend an schilfigen Seeufern, in finsterreichen Moorgründen. Selten betrat er eine Hütte, welche in Torfrauch gehüllt melancholisch am Feldraine stand, oder einen Schloßhof befreundeter Häuptlinge zwischen grauen Geröllblöcken an hinschießenden Bergwassern. Aus allen Menschenwohnungen grinste der Jammer des Landes ihn an. Die waren erschlagen, jene geflohen, andere gefangen, andere Verräther. Selbst der ehrwürdige Pfarrer von Knokow war protestantisch geworden; er schlug dem Sohn seines Patrons die Thüre zu und rief ihm das Bibelwort nach: In der Runde wandern die Bösewichter!

So irrte der Flüchtling umher. Zwischen dem Beile des Henkers und dem Pfeile der Liebe taumelte er von Tod zu Tod. Das Bild der lieblichen Mary zu vergessen, sann er der Befreiung des Vaters nach, von Aberdeen's blutigen Hochgerichten hinweg stürzte er den Wonneträumen in Inverneß zu. Aber funkenschlagend rieb sich Schmerz an Schmerz, kein Weh hob das andere auf, krampfhafter umklammerte ihn der Wahnsinn.

Heulend vor Verzweiflung wälzte sich einst der Jüngling im Moose. Da stand das Leichenweib von Strathfillan vor ihm. Fragend und staunend sah sie ihn an, schüttelte den Kopf, dann sagte sie im Weitergehen: Thörichter Junge, gibt's denn in Schottland nicht schwarze Katzen mehr?

Ben Bennok sprang auf. Wie ein Blitz fuhr die Mahnung des Leichenweibes in sein Gehirn. Ein Taigheirm! schrie er wildlachend auf. Er stand angeleuchtet von grausiger Freude. Die Last seines Herzens fiel im Aberglauben eines Jahrtausends von ihm. Herauf, schwarze Freunde des Abgrunds! jubelte er und tanzte rasend im

Moose. „Gott hat die Schotten verlassen, bei der Hölle ist Hilfe. Ein Taigheirm!“

Was entzückte den Aermsten so plötzlich? Was ist ein Taigheirm?

Alle Naturvölker widmen der Hölle einen Cultus wie dem Himmel. Aber keines von den Völkern der Erde — die fratzenreiche Phantasie der Alt-Mexikaner nicht ausgenommen — hat ein Höllenopfer so scheußlich bizarr, so riesenhaft wild, so voll übermenschlichen Maßes von Grausamkeit, Schrecken, Ekel und Düsterniß wie die Hochschotten im Taigheirm. Der Taigheirm ist die kühnste und trotzigste Gewaltthat, mit welcher die menschliche Willenskraft, im fürchterlichen Zerrbild ihres Selbstbewußtseins, die übersinnlichen Mächte zu bezwingen sich anmaßt.

Der Taigheirm ist ein Höllenzwang. Er geht von der Annahme aus, daß es möglich sei, den Geistern der Hölle einen körperlichen Schmerz anzuthun, und daß, wenn es gelingt, diesen Schmerz erbarmungslos andauernd mit äußerster Selbstverläugnung der eigenen Menschenschwäche auszuüben, der Herr der Hölle zuletzt erscheinen und dem siegreichen Menschen, um von dem Schmerze sich loszukaufen, eine oder zwei Forderungen bewilligen müsse. Dieser Schmerz kann der Hölle zugefügt werden, indem schwarze Katzen, die allgemein geglaubten Verkörperungen höllischer Geister, auf die schmerzhafteste Weise zu Tode gequält werden. Der Taigheirm-Opferer spießt eines dieser unglücklichen Thiere und bratet es bei lebendigem Leibe am langsamsten Feuer. Ehe die Jammertöne der Katze und die letzten Zuckungen ihres Todes noch aufgehört, muß aber schon ein zweites Thier an den Spieß, denn der Opferer

hat auf's pünktlichste darüber zu wachen, daß Schmerz und Geschrei nicht eine Minute lang stocken. Der zweiten folgt die dritte, der dritten die vierte Katze und so fort — ununterbrochen drei Tage und Nächte lang! Das ist die gesetzliche Dauer der Taigheirms. Hat der Opferer sein eigenes Handeln ausgehalten, hat er ertragen die Gluthitze seines gräßlichen Herdes, den erstickenden Qualm des schmorenden Fleisches, das sinnzerreißende Geheul der bratenden Katzen, unterstützt von dem Jammergeschrei der rings umher angebundenen lebendigen Katzen, die Ungeselligkeit seiner Lage, sein lautloses Schweigen, sein dreinächtiges Wachen, sein dreitägiges Fasten — denn auch diese Kasteiung ist unerläßlich: dann endlich erscheint — und was erschiene einem Menschen in diesem Zustande nicht? — dann erscheint ein Abgeordneter der Hölle und der siegreiche Mensch diktirt ihm seine Wünsche. Diese Wünsche werden erfüllt.

Seit undenklichen Zeiten hatte das unwirsche Volk der Schotten des Taigheirms gepflegen. Im Norden und auf den Inseln erhielt er sich bis in die Zeiten der Reformation herauf. Der letzte Nachzügler endlich wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch gehalten. Ben Bennet hielt ihn, der düstre Held unsrer Geschichte.

In Laggan, in Ralia, in Kirchardin, in all den einsamen Dörfern, welche das Hochthal des viel gewundenen Spey versteckt, ging jetzt der Unglückliche auf Streife nach schwarzen Katzen aus. Bald hatte er die verhängnißvolle Opferheerde zusammengebracht. Arglos überließ ihm das Volk die Thiere, denn der uralte Glaube war im Gedenken der Menschen verblichen. Nur hier und da schlug

ein silberhaariger Greis erschrocken das Kreuz hinter ihm, oder eine glühäugige Alte grinste ihm unheimlich nach und gesegnete dem bethörten Frevler die Straße.

Da wo aus wildzerrissenen Schluchten der Bach von Aven rasselnd hervorschießt und die eiskalte Quelle des Dee ihre zackige Felsenbahn sich ausnagt, mitternächtig vom Grampian, in einer unzugänglichen Einöde des nebelumhüllten Cairngorm schlug Ben Bennok sein gräßliches Lager auf. Er zündete sein Feuer an in einem hochgelegenen Waldtobel, welchen Steintrümmer phantastisch erfüllten, Zwergfichten und Tanngesträuch mit mageren Ruthen durchflochten. Schneidende Windstriche umwehten den Bergstock. Ben Bennok nahm seine Stellung hinter dem Winde, daß Rauch und Geruch sonder Beschwer vor ihm hertrieben. Er stimmte die Beschwörungsformel an, weihte die Katzen, welche rings um ihn angepflöckt standen, zu Höllenopfern ein, dann ergriff er die erste und trieb ihr den eisernen Spieß durch den Leib. Sein innerstes Mark stockte zu Eis, als er ein Thiergeschrei hörte, wie es nie zuvor sein Ohr gehört oder seine Ahnung für möglich gehalten; bald aber waren die Schauer der Menschlichkeit überwunden, befriedigt lachte sein Herz und der fernere Jammer der Katzen klang ihm wie süße Musik.

Das höllische Werk nahm seinen Gang. Katze um Katze wanderte an den Spieß, — weithin tönte das Angstgeheul, qualmte die Rauchsäule des Taigheirms über die Steinhaiden und durch die Waldschluchten des Cairngorm. An der Markscheide zweier Grafschaften lag das Gebirg, recht wie mit Thronentrotz sah der Jüngling herab gegen Morgen nach Aberdeen, gegen Abend nach Inverneß, in

die Lande seiner Wünsche. Ihn aber sah Niemand. In unzugänglicher Einsamkeit trieb er sein Werk, fern von den Straßen der Menschen und weder die englischen Rondeu auf den Wällen von Castle Town, noch der friedsame Küster in Kinguſie, dem kleinen Dörfchen am See — weder dies- noch jenseits der langgestreckten Flanken des Cairngorm ahnte die Menschheit die Nähe des entsetzlichen Frevels.

Uebermenschlich dauerte der Jüngling aus. Am Tage brannten einzelne Sonnenstunden versengend zwischen die dürren Felsen herab, Nachts schauerten Nebel und Nässe zermalmend ins Mark hinein. Die Winde schlugen unruhig um und warfen in plötzlichen Stößen den erstickenden Brodem des Opfers über ihn her. Wachen und Fasten sogen die Kräfte des Erschöpften rasch aus und tausendmal kehrte die überwundene Menschlichkeit wieder, daß das thierische Schmerzgeheul um ihn her und der Angstschrei seines eigenen Gewissens mit gellendem Entsetzen ihn aufweckte.

Am Morgen des dritten Tages begann die heftigste Krisis. Seine Augen schwollen an und waren von rothen Blutfäden wie von Blitzen durchzuckt, ein leichter Schaum umsäumte den krampfhaft geschlossenen Mund; ein allgemeines Zittern ergriff seinen Körper, welchen abwechselnd Schweiß und Frost überwallte. Sein Bewußtsein fing zu schwinden an, es stellten sich jene Sinnesirrungen ein, welche der Taigheirm-Opferer für äußerlich wirkliche Bilder und für Versuchungen des Teufels hält; die Felsen um ihn her verwandelten sich in wackelnde Kropfköpfe oder aufgeblähte Krötenbäuche, die dürren Bäume dazwischen

in geringelte Schlangenhäute, die Wolken grinsten mit Fratzengesichtern auf ihn herab, und die Katzen schrien nicht mehr als Katzen, sondern in allen Tönen der lebendigen Schöpfung. Im traumverworrenen Taumel versah er noch seinen Dienst. Jener Zauber im menschlichen Innern, welcher der Wille heißt, lenkte den versagenden Körper noch an einem letzten zähesten Fädchen. In Lichtpunkten seines Bewußtseins sagte er sich fleißig seine Wunschformeln vor, um sie im entscheidenden Augenblick gleichsam mechanisch nachlallen zu können.

So brach die vierte Mitternacht an. Die Erde bebte, der Donner krachte — oder waren's Signalschüsse vom fernen Castle Town? — gräßliche Töne zerrissen die Luft, feurige Bilder jagten über die Flächen des Himmels, der Cairngorm schüttelte seine Kuppen wie Meereswellen, und ein Felskegel fing gar an, sich zu recken, zu pfauchen, zu glühen, denn der Felskegel war Cluasa Mor, die wildeste der schwarzen Höllenkatzen.

Ohnmächtig stürzte Ben Bennok zu Boden.

In sein Ohr drang ein brüllender Ruf: „Laß ab, mächtiger Sohn der Erde! was willst du von uns?"

Der Augenblick war da!

Wie ein Träumender ringt, ohne sich regen zu können, rang der Gelähmte um seine Sprache. Gaumen, Lippen, Zunge, Kinnbacken, alles was Mund war bis tief in die Kehle hinab, glühte von dörrender Hitze und krampfte sich convulsivisch zusammen. Verzweiflung gab ihm endlich die Kraft, mit einer Stimme wie Hundegebell stieß er die Worte hervor: „Freiheit meinem Vater! — Vereinigung mit Mary!"

Die Sonne ging auf. Aus einem Haufen von Kohlen und verbrannten Katzenleibern wand sich ein Wurm hervor — als Menschenantlitz kaum noch erkennbar. Mit Grausen überblickte Ben Bennok den Taigheirm-Herd. Es war ihm wie ein Traum. Er wusch sich und löschte seinen Durst aus den Quellen des Dee; die erste Waldhütte, die er sah, fiel er mit Wolfshunger an. Die Menschen flohen vor seinem Anblick, aber das Zauberwort: „Ich bin einem englischen Kerker entsprungen," öffnete ihm alle schottischen Thüren.

So wanderte er das Flußthal hinab von der Quelle des Dee bis zur Mündung. Vor der Mündung liegt Aberdeen.

Als er die Stadt betrat, begegnete ihm ein Dienstmann seines Hauses. Ben Bennok redete ihn an: „Bochlain Oer, Sohn des Neil, kennst du mich noch?" Der Fremde schlug sich entsetzt vor den Kopf, indem er den Jüngling auf's Schmerzlichste ansah. „Wie geht es meinem Vater?" fragte Ben Bennok. Bochlain Oer hohnlachte wild: „Stuart for ever! dem thut Hannover nichts mehr! An seinem Leibgurt hat er sich aufgehängt!"

Der Jüngling erstarrte zu Stein. „Es ist vor der Erscheinung Gluasa Mor's geschehen!" dachte er bei sich — „noch bleibt mir Mary!"

Auf nach Inverneß!

Er stürzte nach dem Hafen.

Denn der lange unwirthliche Landweg zurück, wäre seiner Schwäche und seiner Ungeduld nicht mehr möglich gewesen. Auf Wellen- und Windesflügeln wird er zurück-

kehren in die Stadt, wo ihm Geisterhände sein Brautbett bereiten müssen!

Auf nach Inverneß!

Eine Handelsbrigg lag im Hafen, segelfertig nach dem Norden. Sie hatte einen Theil ihrer Ladung in Aberdeen gelöscht und lief mit der andern nach Inverneß aus. „Wie glücklich! meine Bündner erkenn' ich daran!" jauchzte der Jüngling und stieg auf die Brigg.

Als das Schiff einige Meilen mit ziemlich gutem Südost zurückgelegt, schlug der Wind nach Ost und bald nach Nordost um, während er mit jeder Minute an Heftigkeit zunahm. Bei dieser Richtung hatte die Brigg Land im Lee, eine Gefahr, der es mit allen Kräften sich zu entreißen strebte. Uebermenschlich arbeitete die Bemannung, um die Höhe der Nordsee zu halten. Vergebens. Von Meile zu Meile trieb sie unwiderstehlich gegen die schottische Küste zurück. Schon half das Einziehen aller Segel nichts mehr, und die Signale nach dem Lootsen von Cairnbulg blieben erfolglos. Ein Schrei des Entsetzens ging über Bord, als man den Bergkegel von Mormount in Sicht bekam — nur noch wenige Augenblicke und die Brigg mußte an Kinnairds Head scheitern.

Ruhig lächelte Ben Bennok in dem allgemeinen Tumult. Wußte er doch, dieses Schiff wird unversehrt in Inverneß einlaufen. Kein Haar kann ihm gekrümmt werden, er sei denn mit Mary vereinigt.

„Kinnairds Head!" schrie eine Stimme der Verzweiflung und an der Leeseite donnerte die Brandung fürchterlich nah. „Sagt' ich es nicht," rief ein alter Ma-

trose, welcher roth und trunken von Rum an Ben Bennok antaumelte, „der schielende Dick in Glasgow hat es gesagt: Diesmal geht die Mary auf Grund!"

„Welche Mary?" schrie Ben Bennok und packte den Matrosen am Arm.

Der Matrose lallte und fluchte: „Gott verdamm mich, unser Schiff hier, die Brigg. Welche Mary? fragt die verdammte Landratte und ist doch auf ihr!"

Mit einem gellenden Schrei stürzte Ben Bennok zu Boden.

Im nächsten Augenblick flog das Schiff an die Klippen und Schiff und Mann versank in der Brandung.

Der Mummelsee.

Man liebt aus verschiedenen Gründen — sagte ein weiser Mann — aus Eitelkeit, aus sinnlichem Wohlgefallen, aus Gewohnheit, aus Eigensinn; man liebt mit dem Herzen, mit der Phantasie, mit der Reflexion; man liebt, weil man verehrt, weil man Mitleid hat, weil man dankbar ist, und endlich auch — man liebt, weil man haßt.

Das Letzte scheint freilich ein Widerspruch. Aber der Widerspruch selbst ist kein Widerspruch. Denn im Abgrund der Natur ruhen alle Möglichkeiten, das Widersprechende liegt nur auf der Oberfläche. Es liegt in unsern Begriffen von der Natur.

Man haßt, was uns feindlich ist. Und die Stellung der Geschlechter zu einander — Niemand wird das verkennen — hat etwas Feindliches. Die Geschlechter nähern sich einander mit Raubgedanken. Die Freiheit ist's, deren Raub es gilt. Herzen wollen einander erobern, erobern im feindlichsten Sinne des Worts. Das heißt, indem Natur gegen Natur sich setzt, thut es jede mit dem Vorbehalt, die eigene Natur zu behaupten, aber die fremde sich gleich zu stimmen. Es ist ein Krieg um das Höchste, was ein Mensch hat, um das Ich. Die Liebe geht keine

Verbindung ein wie die Freundschaft, wo das Gemeinsame genossen, aber das Fremdartige geschont wird. Die Liebe duldet nichts Fremdartiges. Aus zwei Willen einen zu machen, das ist ihr Ziel. Den fremden Willen gefangen zu nehmen, ihn aufzuheben, aufzusaugen, ihn dergestalt ins eigene Ich zu verwandeln, daß er nur durch dieses lebt und athmet und wirkt, und ohne dasselbe nichts ist — das will die Liebe.

Die Wahrscheinlichkeit, dieses zu können, muß zwischen beiden Parteien getheilt sein. Oft aber tritt die Eine Partei so dämonisch-bestimmt, so drohend-einseitig auf, daß der anderen nicht die Wahrscheinlichkeit des Sieges, sondern nur der Niederlage bleibt. In diesem Falle findet Abstoßung, nicht Anziehung statt. Die zweite Natur schaudert dann vor der ersten, ihr Ich-Instinkt wehrt sich gegen sie — sie haßt. Aber vielleicht ermannt sie sich wieder. Vielleicht tritt ein Augenblick ein, wo ihr Selbstgefühl die steile Höhe des Andern noch überspringt, ein Augenblick, wo sie wie mit Erbitterung auf das zweite Ich sich wirft und nicht leben zu können glaubt, wenn sie die Gewalt, die ihr dasselbe anthut, nicht mit stärkerer Gewalt überwindet. Dann entsteht wieder ein Liebes-Interesse, und zwar in noch höherer Chorde und in gewagterer Spannung. Man liebt, weil man haßt.

Diese und noch mancherlei andre Betrachtungen drangen sich auf, als wir in einem geselligen Heidelberger-Kreise folgendes Geschichtchen aus dem benachbarten Rastatt erzählen hörten.

„Emilie, die ältere Tochter des Obersten B** hatte geheirathet. Sie hatte mit ihrem Gatten, dem Appellationsrath v. D** eine Hochzeitsreise nach der Schweiz gemacht,

von welcher sie so eben zurückerwartet wurde. Ihre jüngeren Geschwister, August und Charlotte, gingen dem Paare entgegen.

In Baden-Baden trafen die Reisenden mit einem russischen Kapitän zusammen, Sergius Schischkow, ein Name, der ihnen nicht unbekannt war. Mit einem Schischkow hatte Oberst B** noch als preußischer Lieutenant mancherlei Verkehr und Berührung gehabt, er figurirte viel in den Kriegs- und Friedenserinnerungen des Papa's aus achtzehnhundert dreizehn bis fünfzehn. Grund genug, daß ihn August zu einem Besuch ins älterliche Haus einlud. Mit einem Feuerblick auf Charlotten nahm der Russe an. Charlotte aber warf Dolchesblicke auf das vorlaute Brüderchen.

Unterwegs machte sie ihm bittre Vorwürfe. August aber lachte nur. „Nicht wahr? Der Kerl ist häßlich wie die Hölle! Ein wahrer Segen für einen Karrikaturzeichner wie ich! Ich freue mich schon auf ihn."

„Und wie er mich ansah!" rief das beleidigte Mädchen. „Den Hals möcht' ich ihm brechen!"

„Einen Hals wie den seinen? das wär' ein Kunststück! Mord, was das für Sturmböcke sind, diese Russenschädel!"

„Sind alle Russen so häßlich?"

„Es scheint fast. In Heidelberg bei uns studiren ein Paar ganz von ähnlicher Mißform. Die Leiber sonderbar schmal, und verengt, keine Weite und Breite, keine Fülle und Wölbung um Hüften, Brust und Schultern wie bei kaukasischen Stämmen, denn die Russen halte ich fast für Mongolen. Die Schädel dagegen grausenhaft unförmliche Massen! Wahre Klotz- und Steinköpfe, Kapitäler

wie Eichenblöcke, der Menschenkopf kaum aus dem Gröbsten gehauen. Dann das Gesicht! Wulstige Wangen, grobe Stirnbreiten, massive Backenknochen, und inmitten all dieser Herrlichkeiten keine Nase! Die Stelle dieses edelsten Wappensiegels im menschlichen Antlitz vertritt eine umgestülpte und plattgedrückte Mopsschnauze, daß dem Karrikaturzeichner das Herz im Leibe lacht!"

„Du bist abscheulich!"

„Und vollends die Aeuglein! Diese schiefen, schmal geschlitzten Augen erinnern wirklich an die Chinesen, welche ja auch Mongolen sind. Und welch ein eigenthümlicher asiatischer Zauber darin! Welch fremdartige Abwesenheit von Allem, was die Kaukasier Herz oder Seele nennen! Wenn man in diese Augen, ähnlich gefrorenen Tropfen, blickt, sagt der polnische Dichter Mickiewiez von den Russen, so sieht man etwas Grauenerregendes, eine Art bodenlose Tiefe darin. Das Licht reflektirt zwar aus denselben, leuchtet aber nicht in der Linse. Es ist ein heller durchdringender Blick, doch nicht der Blick eines Menschen, nicht eines warmblütigen Thieres, sondern eines Insekts. Was meinst du, Schwesterchen? Die gefrorenen Tropfen und der Insektenblick sind wirklich nicht übel!"

„Und wie er mich ansah damit!"

„Ein Feuerpfeil in einem gefrorenen Tropfen! Ein Dämon in einem Insekt! Ein mongolisch-chinesischer Amor!"

„Verruchter Kaukasier! Und dieses Ungeheuer hast du geladen! Aber ich servire ihm den Thee nicht. Lieber Gift!"

So schlimm kam es nun allerdings nicht. Aber Abends, bei dem großen Gesellschafts-Thee, den der Oberst B** dem Neffen seines russischen Waffenbruders gab, betrug sich Charlotte ganz als der wilde, sechzehnjährige

Kobold, welcher sie war. Sie war dem Beißen näher als einer gastlichen Aufwartung. „Sie ist ein Kind!“ entschuldigten Mutter und Schwester abwechselnd; und wirklich, Charlotte bediente sich des Alters, wo die sittige Jungfrau als ungeberdiges Kind passiren kann, mit verwegenster Freiheit.

Als der Russe fort war, schalt Alles auf das Mädchen ein. „Es ist empörend,“ rief Emilie, „man muß sich schämen! Wenn er häßlich ist, so ist das nicht seine Schuld, und er ist immer ein Mann!“

Aber Charlotte hieb mit keckem Zünglein zurück: „O, du Lämmchen! Sie spricht die Männer heilig, seit sie selbst einen Mann hat.“

Die Neuvermählte wurde blutroth, und der Appellationsrath lachte aus vollem Halse.

„Undankbar wenigstens bist du,“ sagte eine Jugendfreundin; „er hat dir doch den Hof gemacht.“

„Und sehr eifrig sogar,“ sagte eine Zweite.

„Und mit Siegesbewußtsein,“ eine Dritte.

„Was!“ fuhr Charlotte auf, „mit Siegesbewußtsein? Das ist eine Beleidigung! Dieses Gesicht! Solch einen Sieger möchte ich sehen! Fi l'horreur! Wißt ihr, an wen dieses Gesicht mich erinnert! An eine Anekdote, die ich einmal von dem englischen Historiker Gibbon las. Ich mußte den ganzen Tag daran denken. Gibbon, heißt es, war in einer Gesellschaft von Damen und Herren, wo unter Anderm Blindekuh gespielt wurde. Er kam in einen Kreis von Herren zu stehen, in welchen eine Dame die Aufgabe hatte, durch das Tastgefühl der Hände die Physiognomien der Personen zu errathen. Es scheint, man spielt in England das Spiel nicht so wie bei uns durch Ver-

stellen und Errathen der Stimme. Genug, die Dame tastete. Sie prüfte einen Kopf um den andern — umsonst! Endlich kam sie auch an Gibbons Gesicht. Was war das? Sie fühlte und fühlte — aber sie fühlte die kleinen verquollenen Aeuglein nicht, sie fühlte die platte Stumpfnase nicht, die aus dem Gesichte fast gar nicht hervorragte, sie fühlte einen Breitkopf, einen Dickkopf, ein Ding von räthselhafter Carnation, ein Gesicht ohne Gesichtszüge — auf einmal fuhr sie mit den Händen zurück — „Ridenc, das ist ein abscheulicher Spaß!" Ich brauche nicht zu sagen, welch eine Täuschung ihr widerfahren.

Die Herren lachten hell auf, während der weibliche Theil der Gesellschaft mit gesenkten Köpfchen seine Taschentücher zerbiß.

Aber die Frau Oberstin nahm ihr Töchterchen an die Hand und sagte mit Ernst: „Man muß dich noch zu Bette bringen wie ein Kind. Geh schlafen, Charlotte. Du bist aufgeregt heute."

Das war das erste Zusammentreffen unsrer jungen Heldin mit Sergius Schischkew.

Die Göttin der Indiskretion, von spitzigen Damenzünglein huldvoll protegirt, trug die Gibbon-Anekdote Charlottens schon nach wenigen Stunden herum.

Der Russe benutzte seinen Vortheil, Charlotten darüber zur Rede zu stellen. „Ein solches Gesicht," sagte er dann, „kann man nur an seinem Manne ertragen. Und ein Zünglein wie das Ihrige, Mademoiselle, nur an seiner Frau. Ich biete Ihnen meine Hand."

Charlotte lachte laut auf. „Allzu gütig! Ich fürchte" —

„Was?"

„Ich fürchte, die Ruhe meiner ganzen mütterlichen Ahnenreihe zu stören.“

„Die sich im Grabe umdrehen würden?“

„Sehr.“

„Sie bleiben in Ihrer Rolle. Aber ich kann warten.“

„Haben Sie die Ewigkeit gepachtet?“

„Frauenzimmer ändert sich schneller.“

„Sapperment, nein! Ich wette das Gegentheil, würde ein Engländer sagen.“

„Ich nehme die Wette an,“ Mademoiselle. „Sie erlauben mir, Ihnen ein halbes Jahr zu dienen“ —

„Keine Minute!“

Der Russe besann sich. „Auch gut! Dann will ich warten, bis Sie mir selbst in die Arme fliegen.“

„Herr, sind Sie rasend?!“

„Mein Recht an Sie soll anfangen, wenn Sie selbst die Arme nach mir ausstrecken. Gilt diese Wette?“

„So wahr Bedlam gilt!“ lachte Charlotte, „darauf kann ichs ankommen lassen.“ Sie war heute in guter Laune.

Der Russe nahm jetzt in Rastatt Logis.

Ab und zu besuchte er das Haus des Obersten B**. Gegen Charlotten benahm er sich, als wenn nichts vorgefallen wäre. Fremd und bescheiden, weder überlästig noch nachlässig. Das junge Mädchen dagegen ließ jede Laune des Muthwillens an ihm aus. Sie verfolgte ihn abwechselnd mit Spott und mit Zorn; sie schonte ihn zu keiner Stunde weder vor den Ihrigen noch vor Fremden. „So benimm dich doch gleichgiltiger!“ mahnte die Mama; — „aber ich bin nicht gleichgiltig,“ antwortete Charlotte, „ich hasse ihn.“

Die heitern Spätsommertage kamen. Ein Tag um den andern brachte sein klares beständiges Wetter. Die Jugend sann viel auf Ausflüge, Charlotte klagte: „Emilie hat die Schweiz gesehen und ich noch nicht einmal den Schwarzwald!“

Endlich kam eine Partie zu Stande. Die Schwester, der Schwager, Bruder August und Charlotte. Es wurde verabredet, das romantische Murgthal entlang bis Schönmünznach zu gehen, dort sollte der Kniebis bestiegen und der Mummelsee besucht werden, über Seebach war dann Allerheiligen, die waldversteckte Kloster-Ruine, zu erreichen und über Oppenau und Renchen der Rückweg durch das offene Land zu nehmen.

Als sie nach Gernsbach, den freundlichen Vorort des Murgthales kamen, konnten unsere Pilger nicht umhin, Burg Eberstein zu ersteigen, obwohl sie jedem von ihnen bekannt war. Aber die herrliche Lage der Burg, ihre entzückende Aussicht, ihre kunstsinnige Einrichtung in gothischem Styl lockt immer von neuem hinauf.

Diesmal indeß war die Stunde übel gewählt. Denn kaum hatte die Gesellschaft die obern Säle betreten — wer beschreibt Charlottens Verdruß? — Sergius Schischkow, der häßliche Russe, stand da. Auch er besah sich die Burg, er war über Baden-Baden, wie er sagte, heraufgekommen.

Als er von dem Vorhaben der Rastätterfreunde hörte, bot er sich mit unbefangener Miene zum Begleiter an. Charlotte erbleichte. Sie blieb hinter der Gesellschaft zurück, Bruder August fand sie in einem Erkerwinkel sitzen und weinen. Sie erklärte mit Heftigkeit, sie wolle augen-

blicklich nach Rastatt heim. Nur mit äußerster Anstrengung gelang es dem Jüngling, sie zum Weitergehen zu bewegen.

Das ganze Murgthal hinauf war sie in einer fast tragischen Stimmung. Sie hielt sich fest an Augusts Seite und ließ den Russen mit dem anderen Paare vorausgehen. Wenn August ihr eine Minute lang abhanden kam, so schrie sie mit wildem Lachen nach ihrem „edlen Kaukasier."

So wurde die Posteinkehr bei den Glashütten zu Schönmünznach erreicht. Es war Nacht, der Mond ging über den Tannenwäldern des Murgthales auf.

Beim Anblick des Mondes rief August: „Ich mache einen Vorschlag! Campiren wir die Nacht durch am Mummelsee. Wenn wir jetzt schlafen gehen, so kommen wir morgen erst hoch gegen Mittag hinauf, und der Zauber ist eigentlich weg. Das Mondlicht ist für Mummelseen die echte Beleuchtung."

Der Vorschlag gefiel. Die Gesellschaft hielt eine Raststunde in der Post und soupirte vortrefflich. Hierauf wurde ein Führer mit Proviant, Kaffeemaschinen, Bettdecken beladen und so gings hinauf. Der Katzenkopf oder die Hornißgrinde heißt der granitene Bergstock, auf welchem der Mummelsee liegt.

Charlotte ging immer mit August. Sie war still und in sich gekehrt. „Bist du schläfrig?" fragte sie August. „O nein," war die Antwort, „um keinen Preis könnte ich schlafen. Dein Einfall war gut. Wie schön ist die Nacht! Von allen Seiten dringt die Frische ein. Der Hauch der Tannen und Wiesen, das Mondlicht über den Kuppen, das schäumende Wasser hier in den wilden Geröllblöcken — ach, wär' ich die Forelle drinnen! Ich

möcht' eine Undine sein. Komm, erzähle mir etwas von den Elementen. Ich bin nicht schläfrig."

August erzählte ihr von der Bildung der Erde. Er beschrieb ihr die Kämpfe des Feuers und Wassers, er schilderte ihr die Entstehung der Gebirge durch Anschwemmung und durch vulkanische Bodenerhebung. Er sagte ihr, der Katzenkopf sei einst ein Vulkan gewesen und der Mummelsee auf seinem Gipfel ein mit Wasser erfüllter Krater. Mummelsee bedeute so viel als Nixensee, es gäbe viele Seen in Deutschland, welche so heißen. Die Wassergeister überhaupt lebten noch frisch in den Sagen der Menschen, die Feuergeister weit weniger. Aus einem Wassergeist habe ein Dichter noch dieses Jahrhunderts seine schöne Undine geschaffen, ein Feuergeist hätte sich schwerlich so individualisiren lassen.

Charlotte horchte zu und drückte in Zwischenräumen den Arm des Bruders, zum Zeichen, daß sie es that.

Der Mond sank tiefer, der Weg ging höher.

Immer freier blickte man über Berggipfeln weg, immer mannigfaltiger in Thäler und Tiefen hinab. Man merkte, wie es zur Höhe ging.

Aber der schöne Straßenbau auf der Württemberger-Seite des Berges machte die Steigung leicht und bequem.

Endlich hörte die Straße auf, über die badische Grenze gings formloser, wilder. Zuletzt schlug der Führer einen Fußpfad ein, welchen Grasspuren kaum merklich bezeichneten. Man bog um einen Granitblock und — der Mummelsee lag vor den Wanderern.

„Was! dieser kaffeebraunen Lache willen sind wir heraufgestiegen?" rief Emilie, welche ihre smaragdnen Schweizerseen im Sinne hatte und sehr enttäuscht war.

Aber Charlotte stand tief ergriffen.

„Das ist der Mummelsee!“

Der stille schwarzbraune Wasserabgrund sah sie dämonisch an. Der Seerand war kreisrund und nur von geringem Umfang. Gründunkle Tannenmassen schlossen ihn ein, bläuliche Trümmer Granits überhingen seine Umuferung. Kein lebendes Wesen rührte sich rings, ein Geisterbann von grabtiefem Schweigen drückte die Stätte. Schräg über den See gegen Schloß Windeck neigte der Mond.

Charlotte stand wie bezaubert. Sie konnte ihr Auge nicht losreißen von dem vulkanischen Wasser, ihren Geist von der Tiefe des Kraters. Unnennbare Geheimnisse durchzogen brütend ihr Herz.

Sie hatte es nicht bemerkt, daß sie zuletzt allein stand, denn mit dem Rufe: „Ein Kahn, ein Kahn!“ war Alles nach der entgegengesetzten Seite geflogen. Langsam und ungern folgte sie nach.

„Was hast du?“ fragte Emilie, welche sie einholte, wie sie so geisterhaft heranschlich!

„Mir ist wie zum Sterben!“ seufzte Charlotte und sank in der Schwester Arm.

Komm, laß dich im Kahne fahren,“ sagte Emilie, „das wird dich munterer machen.“

Im Nu saß das Mädchen im Kahn. Sie kauerte sogleich auf den Boden und ließ ihren Kopf auf das Sitzbrett wie auf ein Kissen fallen. „So laßt mich träumen,“ sagte sie hindämmernd. Ihr Ruderer stieß ab.

Wunderbar sanft glitt der Nachen dahin. Er schwankte wenig, denn seine Seitenwände sind steil geneigt, was das Schwanken vermindert. Freilich inclinirt solch eine Bau-

art auch um so leichter zum Umschlagen. Wir selbst sind auf dem Vergnügungs-Kahn des Mummelsees gefahren. Wahrscheinlich ist er seit langen Jahren der nämliche.

Plötzlich wurde es Licht. Es war das Mondlicht, welches im Sinken einen Theil des Sees noch beschien.

Charlotte machte eine Wendung zur Schattenseite.

Ihr Auge fiel auf den Ruderer. Sie dachte nicht anders als August führe sie. Aber er war es nicht. Ein Gespenst saß im halben Mondlicht am Steuerbord — der häßliche Russe!

Das Mädchen schrie auf. Eine heftige Schreckensbewegung begleitete ihren Schrei. Der Kahn schwankte und — schlug um.

Kein Senkblei, heißt es, erreiche den Grund des Mummelsees. Keine Welle darin hebt oder trägt, ewig bewegtlos ruht seine Fläche.

Eine schauderhafte Minute verging.

Dann sah man ein Menschenpaar ans Land streben. Sergius und Charlotte lagen in enger Verschränkung am Ufer.

Als das Mädchen die Augen aufschlug, sagte der Russe: „Wie nun, mein Kind? Gewinn' ich heut meine Wette? Nicht ich habe dich berührt, du selbst, du zuerst streckteſt die Arme nach mir aus."

* * *

In einer Soiree in Heidelberg sahen wir einst ein seltsames Paar von Neuvermählten. Der Mann, ein Ausbund von Häßlichkeit, die Frau das süßeste deutsche Mädchenbild. „Wie war es möglich?!" fragten wir unwillkürlich.

Man erzählte uns das vorstehende Geschichtchen.

„Was?! und das Mädchen hat sich für gebunden gehalten durch den Zufall solch eines Ausgangs?“

Die Hausfrau sagte: „Sie hat von dem Augenblick an geschworen: „Der und kein Anderer ist es, welchen ich heirathen werde!“ Gewiß war sie nicht so beschränkt, sich an den Wortlaut der Wette zu binden: das erklärt nichts. Wie aber erklären Sie es besser? Was sagt die Psychologie zu dem Fall?“

Gesellschaften sind nicht der Boden für tiefe Erörterungen. Wir zuckten die Achseln und antworteten: „Das Frauenherz ist selbst ein Mummelsee. Elemente bilden es wie das Urfeuer der Vulkane und die kühlen Räthsel des Wassers, dunkel ist seine Oberfläche und unermeßlich seine Tiefe!“

Das Stiefkind.

Unlängst besuchte ich einen meiner Freunde. Jedermann weiß, wie die üble Gewohnheit, das Heirathen zu verschwören, überhand nimmt; mein Freund aber war stets von den ärgsten dieser Verschwörer. „Ein Künstler muß frei sein!" radotirte er schon auf der Akademie, als er noch im Radmantel und altdeutschen Langhaar einherging; das Thorenwort war indeß mehr als Jünglings-Koketterie. Denn Odard passirte die Dreißig, näherte sich den Vierzigen und wirklich war er noch frei — von der Verdoppelung seiner selbst. Dabei besaß er ein fühlendes Herz und eine Person, welche viel zu annehmlich war, um verschwendet zu werden — vom Geize.

Odard war von einer Kunstreise zurückgekehrt und ich ging hin, seine Mappen zu besehen. Das Erste aber, was ich in seinem Hause sah — war seine Frau.

Ein weibliches Wesen, jung wie ein Kind, schlank wie eine Cirkassierin, blaß und zart wie eine Wasserlilie, empfing mich im Entrée. Ich wußte zuerst nicht, was ich aus dieser Erscheinung zu machen hatte, doch sofort war ich belehrt. „Ich werde meinen Mann rufen," sagte sie. Es war eine Stimme, wohlklingend aber lispelnd wie der Gesang der Grasmücke. So schwebte sie hin. Ein sonderbarer Eindruck blieb mir zurück. Es war mir, als ob ich

ein Weſen geſehen hätte — nicht ein überirdiſches, aber ein unirdiſches. Der Reiz der Jugend umſchleiert von einem geheimnißvollen Etwas, einem tiefen, nachdunkelnden Ernſte des innerſten Seelenkerns. Eine Mignons-Figur!

Meine Ahnung hatte mich nicht getäuſcht. Kaum ſah ſich nämlich Odard mit mir allein, ſo begann er unaufgefordert ſein neues Verhältniß zu beſprechen. „Du wirſt dich wundern," war ſein erſtes Wort, „mich verheirathet zu finden. In der That, gibt es noch Augenblicke, wo es mich ſelbſt überraſcht. Du weißt, ich war ſtets gegen Künſtlerehen. Meine Leidenſchaften hatten Nahrung genug, und des Geldes bedurfte ich nicht; — ſo ſchien es wirklich, mein Grundſatz würde das Feld behaupten. Ich muß dir erzählen, wie es nun anders gekommen iſt."

Ich wollte meinen Freund nicht unterbrechen, daß ich von jeher natürlich und löblich gefunden, was er noch immer glaubte, entſchuldigen zu müſſen. Ich ſchwieg und er fuhr fort:

„Ich liebe meine Frau wie nur ein Mann das Weib lieben kann. Aber die Wahrheit zu ſagen" — er ſtand auf und ſchloß die Glasthüre zu, welche ein wenig offen geblieben — „das urerſte Motiv war Liebe eigentlich nicht. Liebe als Anziehungskraft der Perſon definirt. Sondern die Anziehungskraft des Schickſals, das war der Zauber."

„Wir haben einen Trieb in uns, die Ungerechtigkeiten des Schickſals gerecht zu machen. Kaum vertheidigen wir uns ſelbſt gegen das Leiden ſo ſtark, als es uns antreibt, ein fremdes und ſchuldloſes Leiden gutzumachen. Die Dichter kennen ihn wohl dieſen Trieb, die feinſten Wirkungen ihrer Kunſt beruhen auf ihm. Für einen Helden intereſſiren, heißt faſt immer zum Gegenſtand unſeres Mitleids ihn

machen. Irgend eine irrationale, fatalistische Ziffer muß ihm seine Lebensrechnung zerstören, welcher wir dann mit der ganzen Fülle unserer Sympathie zu Hilfe zu kommen trachten. Solch eine Ziffer verwirrte die Existenz meiner bescheidenen Filumena."

„Ein eigenthümlicher Fluch ist über die Wiege dieses Geschöpfes gesprochen worden. Sie ist das Opfer eines tragischen Verhängnisses ohne alle tragischen Anlässe. Es fiel auf sie herab dieses Verhängniß aus dem blausten heitersten Himmel. Es stieg zu ihr herauf aus dem unergründlichsten Abgrund, aus einem Abgrund, der nie gemessen sein wird, dem ewig Phantome entsteigen, eines seltsamer als das andere. Der Abgrund heißt — das weibliche Herz."

„Begleite mich nach Meran. Von einem Kranze hoher Schneeberge umrahmt liegt es da in warmer, sonniger Thaltiefe — der letzte Heimgarten germanischer Männer, die nicht mit den Westgothen spanisch, mit den Burgundern französisch, mit den Longobarden italienisch geworden sind. Da sitzen sie die großen wuchtigen Körper unter Mandel- und Feigenbäumen in urkräftiger Deutschheit. Wer sie an Sonntagen in den Arkaden ihrer Häuser, auf dem Marktplatz, am Brunnen vereinzelt oder gruppirt betrachtet, der sieht ein Volk, augenblicks fähig zu einer Schwertfahrt nach Rom oder zum Modell für den Meißel. Ideale von Männerschönheit und Männerkraft!"

„Idealisch ist aber auch das Land. Welch eine Harmonie der Kontraste! Nord und Süd, Formenstarrheit und Farbenschmelz überall in glücklichster Wechselwirkung. Du gehst spazieren, wie es dir einfällt und überall siehst du Gletschereis und Nadelwälder in der Höhe, Reben und

Rosen, Aloën und Cacteen im Tiefgrunde. Ueberall die rauhe Großheit der Alpenwelt und die milde Seligkeit hesperischer Landschaften."

„Ich habe dieses Paradies Monate lang durchskizzirt. Aber ich kann noch einmal hingehen und werde immer Neues finden. Unerschöpflich ist das Füllhorn landschaftlicher Schönheiten auf diesem gottbegnadeten Boden. Ein poetischer Zauber ruht über dem Meraner-Lande, der dir im Einzelnen leicht entflieht, weil er dem Ganzen zukommt, und doch befriedigst du deine Stimmung nicht, wenn du nicht jedem Steine, jeder Moosbank ihn einzuhauchen weißt. Es ist der Zauber des Mittelalters, der Duft des romantischen Ritterthums, welchen die zahllosen Burgen und Burgruinen des Meraner Etschthals verbreiten. Keine Gegend der Welt ist reicher an diesen malerischen Ueberresten der Vorzeit. Nichts kann schöner sein, wenn die Sonne im warmbeleuchteten Vintschgau untergeht, als ein Abendspaziergang von Mais nach Schänna — es ist wie eine Gasse von Ritterschlössern. Ueber zwanzig mehr oder minder erhaltene, zertrümmerte und verwitterte Edelsitze liegen da ausgestreut auf milden Halden oder zackigen Steinschroffen, zwischen Baum- und Weingärten, Villen und Bauernhäusern, von Bachesrauschen und Brunnengerieſel, Vogelgesang und Laubgeflüster in ihre ewige Ruhe gelullt. Und gleich über Schänna winkt Tirol herüber, der hochalte Landeshort, dicht daneben wieder zwei andere Vesten, Brunnenburg und Dürnstein, das greisige Petterskirchlein nicht zu vergessen, welches gestanden hat, wie die Sage behauptet, da erst sieben Christen am Orte lebten. Ueber Allgund von Obstbaumwäldern umgrünt und Partschins mit seinem prächtigen Wasserfall, dort, wo schon

kühlere Lüfte vom Ortles herab das Vintschgau bestreichen und von der Töll die schäumende Etsch zu Thale fällt, setzen wir dann über den Fluß und haben den Marlingerberg vor uns, auf seinem Plateau mit weißen Höfen besetzt, glänzend von Kornfeldern und mit Weinlaub umgürtet: an seinem Fuße dunkelt das schwarze Gemäuer der Burg zu Forst und das giebelreiche Schloß Löwenberg ragt weitschauend über der romantischen Schlucht, welche den Eingang zum Ultenthal bildet. Jetzt fällt die hochgethürmte gothische Kirche von Lana in unser Auge, die Ruinen von Brandis im moosigen Waldtobel treten heran und weit herüber, dort, wo das klosterreiche Botzen liegt und Tramin, die selige Heimath der Feuertraube, winkt aus dem blauen Fernduft Schloß Eppan, ein kühnes heraldisches Gebild, wie zwischen Himmel und Erde hingehängt. Noch ferner aber, damit der letzte Saum des Meraner Horizonts noch ritterlich bleibt, siehst du den Hauch von zwei Schlössern — die weißlich blinkenden Bergfirsten von Deutschenofen und Weißenstein."

„Das ist der Umkreis von Meran. Das ist der Boden, der dem schmalen Füßchen meiner Kleinen zum Sokel diente. Ich habe den Zirkel ein wenig weit geführt, um die landschaftliche Staffage dieses Figürchens zu zeichnen. Aber sie ist gar zu schön diese Staffage. Wahrlich, wenn es mich freut, daß ich verheirathet bin, so freut es mich doppelt, eine Frau aus Meran zu haben."

„An einem freudigen Morgen war es — ich hatte die Zenoburg mit der Aussicht in's Passeir-Thal skizzirt. Ich war fertig, als die Sonne zu brennen anfing, hieß meinen Jungen einpacken und verlor mich in einen schattigen

Buchengang gegen das Naifthal hinab. Rings um mich war es einsam und stille."

„Da wo die Aussicht nach Mais sich öffnet, in einem blumigen Grasgrund am Waldesrand, fand ich zwei Menschen. Es war ein Greis und ein junges Mädchen. Das Mädchen zeichnete einen Ahorn, der frei und kräftig auf dem Waldplane stand, der Greis lag im Grase neben ihr und griff auf einer alterthümlichen Guitarre Accorde."

„Der Greis hatte einen kahlen Scheitel und ein wallendes Silbergelock im Nacken, — darum nenn' ich ihn so. Sonst war er frisch wie ein Mann. Mit hellblauen Augen sah er keck über seine römische Adlernase hinaus, sein Gesicht war kräftig gebräunt, das Fleisch straff und fest. Er glich einem jener Athleten, wie sie mit Vater Jahn turnten und alt wurden, aber nicht alterten. Er trug eine braune Lodenjacke mit rothen Aufschlägen, ein rothes Leibchen mit dem breiten grünen Hosenträger darüber, kurze Manchesterhosen, Schuhe und Strümpfe. Neben ihm lag sein Hut, der altmodisch große, mit einer niedern Kappe und flacher, ungeheurer Krempe; das jüngere Geschlecht trägt sie schmäler und spitzer."

„Auch das Mädchen war in die Landestracht gekleidet. Das grüne, silbergestickte Mieder, der violettne Rock, die rothen Strümpfe, vor allem aber das reizende Seidenhalstuch, welches rückwärts, den Nacken halb enthüllend, sich herzförmig einsenkt, bezeichnete die Tochter Südtirols. Das Haar trug sie aus der Stirne zurückgestrichen und gegen den Nacken zu mit einer breiten Nadel gehalten. Eine Art, welche aus Italien stammt."

„Aber der Typus der Kleinen selbst verrieth italienische Anklänge. Schön sind die Mädchen fast allwegs im

Lande, doch jenseits des Brenners in einem merklichen Race-Abstand. Neben den runden und vollen-Formen der Deutschen siehst du schlanke, feingegliederte Elfenbeinbildchen; neben den rothwangigen, nordischen Gesichtern, schmale, längliche Köpfchen von bleichem Teint, aber mit glänzendem Rabenhaar und dunklen, südlichen Blicken. Das Porträt der Jungfrau sah in die letztere Art."

„Sie zeichnete, wie gesagt. Ich konnte nicht umhin, als ich vorbeiging, einen neugierigen Blick auf ihre Baumstudie zu werfen. Der Ahorn war schauderhaft. Eine kleinliche Schnörkelmanier, ein entschiedener Zopfstyl. Wie Schade! brummte ich unwillkührlich in den Bart. Das hübsche Kind und sein elender Zeitverderb dauerten mich. So ging ich vorüber."

„Nach einer Weile hörte ich Schritte hinter mir. Der Alte war's, der Ehrenhold des Mädchens."

„Ach Herr," rief er mir zu, „ich bitte Sie, halten Sie ein wenig. Ich muß so frei sein, Sie zu inkommodiren. Mein Pathchen da vorn ist ganz außer sich, sie weint wie ein Wolkenbruch. Gewiß werden Sie recht haben, Sie sind ja selbst Künstler, wie ich sehe" — er sah meinen Burschen mit Mappe, Farbenkasten und Feldsessel nachkommen — „aber eben deßwegen. Wenn ein Kenner ausruft: wie Schade! so hat's Autorität. Mein Trost gilt ihr gar nichts. Sie weint herzbitterlich, die arme Dirn'. Ich bitte Sie, kommen Sie rück mit mir, es ist der Barmherzigkeit wegen. Sagen Sie ihr was Feines, wenn's auch erlogen ist; sie ist halt ein Kind, müssen Sie denken. Helfen Sie mir, das närrische Häuptel zurecht setzen."

„Ich hörte diese Ansprache mit Erstaunen. Ich fühlte,

wie ich roth wurde und ſtotterte verwirrt: Aber ich habe ja gar nichts geſagt, lieber Mann. Sie irren ſich. Wahrhaftig!"

„Der Alte lächelte ſchlau und antwortete, indem er mich kenneriſch maß: „Nicht ſo, mein Herr. Wir beide ſind weit gereist, Sie wenigſtens, wie ich urtheilen kann, ſind auch kein Tiroler. Alsdann aber werden Sie's weg haben: Wir Meraner ſprechen die feinſte Sprach' in der Welt. Folgt: ſo haben wir auch ein ſpitziges Ohr. Was anderswo murmeln heißt, das klingt uns wie die ſieben Glocken der Pfarrkirch'."

„In der That iſt es ſo. Der Meraner-Dialekt, einer der weichſten und wohlklingendſten in Deutſchland, wird, bei einer ſonderbar hohen Stimmlage auffallend leiſe geſprochen. Die überfüllteſten Wirthsſtuben bringen es kaum zu einem halblauten Summen, die Soloſtimmen aber ſäuſeln wie Aeolsharfen. Der Schluß davon auf die Schärfe des Ohrs muß richtig ſein."

„Ich gab mich überführt und war bereit die verlangte Genugthuung zu geben. Doch konnte ich nicht umhin auszurufen: Das nenne ich Künſtlerehrgeiz! Iſt ſie ſo anſpruchsvoll die junge Dame?"

„Ach Gott, nein!" ſeufzte ihr Pathe traurig. „Sie meint aber, es iſt ihr eine Lebensfrage das Zeichnen. Sie will ihren Unterhalt darauf ſtellen."

„Dieſe Antwort klang ſeltſam. Befremdet forſchte ich näher, der Alte aber — hatte nichts zu verbergen. Leicht gab ſich Wort um Wort, und bald hörte ich einen Beſcheid des offenen Tirolers wie folgt:

„Ich weiß nicht," ſagte er, „ob Sie die heißen Straßen unſerer Nachbarſtadt Botzen ſchon durchwandert haben.

Wenn Sie in Botzen der Pfarrkirche zunächst eine Seitengasse nehmen, so steht gegen das Mooser'sche Haus über ein altes Gestift, derzeit von Laien bewohnt, mit einem gothischen Erker im Giebel, welcher eine feine Aussicht in Mooser's Garten hat. Dort in demselbigen Erker stand vor siebzehn Jahren ein blasser, einsamer Mann, ein zartes Knäblein aber streckte ihm täglich die Aermchen zu, und rief: Wann kommt denn die Mutter, Papa? Dann griff der junge Mann mit einem Schmerzensblick gegen Himmel an's Herz, die Nachbarn aber, deren immer einige da waren, sagten: Sei ruhig, Florin, du wirst eine neue Mutter bekommen."

„Das war Isidor von Gawein, der Blumenwärter, wie wir die Kunstgärtner heißen. Ich habe ihn aus der Taufe gehoben, ihn zumal und seine zwei Kinder."

„Im nächsten Sommer kam der Isidor von einer wälschen Reise zurück. Er hatte ein junges, liebliches Mädchen am Arme, ein feines Mailänder-Blümchen. Die Stube lag in einem glührothen Abendschein, den es nach einem Ungewitter gab; die Jungfrau trat ein wie ein flammiger Engel. Noch heute blendet's mich, wenn ich d'ran denk'!"

„Der Isidor stellte sein Knäblein und die Fremde einander vor Augen. Das ist mein Florin, sagte er mit zitternder Stimme, und beobachtete scharf, was in den Mienen des Mädchens vorgehen würde."

„Das Mädchen aber warf sich in die Knie zu dem Knaben nieder, umfing ihn mit den Armen und rief unter Thränen und Küssen: Mein Kind! für ewig mein Kind!"

„Darauf hab' ich das Brautpaar in die Pfarrkirche zum Altar begleitet."

„Die junge Frau war eine merkwürdige Stiefmutter. Sie ging mit dem Kinde um wie mit Gold und Perlen. Sie erdrückte es mit ihrer Zärtlichkeit, sie verschluckte es mit ihren Küssen; ihre Leidenschaft für den kleinen Florin kannte kein Maß. Ein studirter Gast, der auf Traubenkur da war, sagte: der Geist von der Mutter Florins sei in die Mailänderin gefahren; das wäre die Seelenwanderung. Aeltere Leute dagegen murmelten: abwarten! die Hauptprobe kommt noch."

„Im Mai des andern Jahres wurde Filumena geboren. Das war die Hauptprobe."

„Nunmehr hören Sie wohl! Sie werden denken, ich hebe zu lügen an, aber es ist Alles die bare, leidige Wahrheit. Die Natur spielt seltsame Spiele."

„Denn kurz, von dem Augenblick an, als das Mädchen gekommen war, liebte die Frau den Knaben noch viel ausnehmender. Es war, als wenn sie vor ihrem eigenen Mutterherzen sich fürchtete, und um dem Kinde der Fremden ja nicht zur Stiefmutter zu werden, wurde sie Stiefmutter ihrem eigenen Kinde. Sie zog den Knaben überall vor, sie setzte das Mädchen überall zurück, vermeinte unparteiisch zu sein und gerieth durch Uebertreibung und Einbildungskraft in die äußerste Unnatur, welche überhand nehmend, ihr zur Gewohnheit, das heißt, zur andern Natur wurde."

„Die Verkehrung war vollständig. Filumena entbehrte das Mutterherz. Sie wuchs heran, sie wurde schön, sie war gut, aber von der Mutter blieb sie verstoßen. Alles fruchtete nichts. Florin war das Goldkind, Filumena das Aschenbrödl. Ihr Brüderchen hatte eine Mutter, sie nicht. Sie war das Waislein."

„Ich habe es mit Augen gesehen. Mehr als einmal kam ich nach Botzen hinab und meinte, ich brächte der jungen Frau alle Taschen voll Vernunft mit. Es war alles vergeblich. Sie begriff ihren Fehler gar nicht. Sie sah gar nicht, daß es anders sein könnte. Und wenn ihr der Himmel zwei Sonnen statt Augen eingesetzt hätte, sie hätte keinen Blick für ihr Kind gehabt. Wie unergründlich hat Gott die Weiber erschaffen! Schöne Blumen sind sie, aber ihre Wurzeln stehn seltsam."

„Auch Isidor, der Mann, war mit Blindheit geschlagen. Ich habe noch nie so eine Taubenehe gesehen. Er und sie, sie und er — es war wie Hall und Widerhall. Eines des Anderen Heiligthum! Aus Liebe zu ihm hat die Frau sich in den Florin verrannt, aus Liebe zu ihr vermochte der Mann die stiefmütterliche Behandlung der armen Filumena nicht zu fühlen: sie haben sich gegenseitig wie Abgötter verehrt, aber das Mädchen war das Opfer davon."

„Eine freudlose Jugend hat sie durchtrauert. Auf Theresia wird sie sechzehn Jahre und hat nicht sechzehn gute Tage genossen. Diesen Frühling hat sie ein Mann begehrt, ein wälscher Weinwirth in Botzen, der sich den Eltern gehörig anzuschmeicheln wußte. Aber dem Mädchen war er zuwider wie Gift, der katzäugige Schelm. Hierauf kam ein Pater, sagte, sie hat keinen Weltsinn, das Kloster ist ihr Beruf. Die Arme erschrack zum Tode und wehrte sich standhaft. Aber das Gerede vom Kloster wurde ernsthaft und die geistlichen Herren haben eine große Hand in Botzen. Da lief sie auf und davon. Vor vierzehn Tagen kam sie zu Fuß auf die Zenoburg, einen Weißdornstock in der Hand, die Füßlein wund und blutend. Die Eltern

drunten thaten nicht Einspruch, sagten aber, ich möge sehen, was mit ihr anzufangen. Sie sei eine Ungehorsame."

„Das ist sie bei Gott nicht. Ich wünschte mir nie ein feineres Kind. Ihren Sinn hat sie, das ist wahr. festen körnigen Sinn. Aber das thut nichts. Creatur verlangt ihr richtiges Maß und sie das ihrige. Sie ist wie eine englische Stahlklinge. Sie durchhaut einen Felsen und man kann sie um den Finger wickeln; je nachdem."

„Nun aber, von unsrer Sache zu reden, sie denkt, so unmündig sie ist, an die Zukunft. Sie zeichnet und malt. Was sie hervorbringt ist kein Fädchen elender, als die Sachen unserer Dorfmaler, nur die Kritik dürfte nicht drüber. Hat sie doch nichts gelernt! Es war ihr eigener Trieb, daß sie als Kind nachzeichnete, wo nur ein Rahmen an der Wand hing, — altes werthloses Zeug, das freilich nicht bildete; Scharteken aus dem vorigen Jahrhundert, wo man die Bäume noch wie frisirte Perücken malte. Später hat sie Unterricht gehabt, aber kaum ein halb Jahr lang und bei einem Lehrer, der auch kein Raphael war. Nun sitzt sie hier und hilft sich auf eigene Hand fort, so gut es gehen mag. Es ist ihr Nothanker, meint sie; wenn sie nicht dienen will, so bleibt ihr nichts übrig als diese Beschäftigung. Sie nimmt es gottsträflich ernsthaft damit. Es war ihr ein Wort wie der Tod, dasselbige, das Sie im Vorbeigehen gesprochen. Es ist leicht, ihr weh zu thun, aber auch wohl zu thun. Jeder Nadelstich ist ihr ein Dolchstich, aber eine fröhliche Rede ist ihr lieber als eine Perlenschnur. Sie thäten ein mächtig gut Werk, wenn Sie nun wieder ein Trostfäßlein daran knüpften."

„Das ungefähr waren die Worte," fuhr Odard fort,

„womit ich von einem der merkwürdigsten Seelen-Phänomene Kunde erhielt. Anregend zog mich diese Kunde zu dem Mädchen zurück, an Banden, für welche es keinen Namen gibt, als menschliches Interesse überhaupt. Das aber nahm ich jetzt an den Mädchen. Ja, und kaum an den Mädchen allein, sondern an ihr und ihrer Mutter zusammen. Oft wenn ich in ihren Zügen forschte, ihren besondern Geist und Ausdruck studirte, interessirte es mich, mir die Frau darin zu denken, die sensible, zärtliche Frau, die aus Liebe zu dem Manne ihre Mutterliebe überwindet."

„Ich sage: oft wenn ich in ihren Zügen studirte; — denn was geschehen ist, brauche ich ausdrücklich kaum zu erzählen. Ich konnte mich nicht begnügen, die Kränkung, die ich dem feinfühligen Wesen verursacht, bloß mit Worten zu vergüten. Ich wußte, worauf es ihr ankam, und wollte mich praktischer sühnen. Kurz, ich stieg ein paar Wochen lang auf die Zenoburg hinauf und gab ihr methodischen Zeichenunterricht."

„Das waren liebe, freundliche Wochen. Filumena fing an, wie eine Blume im Thaue aufzublühen. Der tiefe melancholische Schatten, der über ihr lag, wurde nach und nach von den Feuerstrahlen ihres südlichen Blutes durchbrochen, wie die dunkelsten Wolkensäume der prächtigsten Lichtreflexe fähig sind. Ich sah' es fast stündlich, wie ihr unterdrücktes Lebensgefühl zu der Ahnung von Glück und Freude sich aufrichtete. Ihre Züge wurden schöner, belebter. Selbst ihr Mund, wollte mir's scheinen, der von der langen Gewöhnung der Bitterkeit schmal und eingekniffen zusammenschloß, fing an, schwellender, voller zu werden. Ich hatte eine Freude an ihr, wie an einem Kinde, das man gehen und stehen lehrt."

„An ihren Kunstfortschritten dagegen verzweifelte ich um so gründlicher, je leichter und schöner ihre Charakter-Entwicklung von Statten ging. Da dacht' ich nun eines Tags, indem ich mir Beides zu Herzen nahm: das muß anders werden! Wenn dieses Mädchen von der Kunst leben soll, so gibt es nur Ein Mittel. Du heirathest sie!"

„Das ist geschehen. Der alte Vogel ist gefangen. Die Natur, die ich selbst stiefmütterlich behandelt, hat mich mit diesem Stiefkinde überlistet. Du siehst mich als Ehemann. Denke nun, was du willst davon, aber die Wahrheit zu sagen, ich habe es noch keine Stunde bereut. Ach, und wie freue ich mich, wenn es an's Malen meiner Meraner-Studien geht! Es ist mir, als hätt' ich Meran persönlich im Hause. Dieser Hauch von Melancholie, diese durchdringende Lebens- und Liebes-Innigkeit — nordische Wehmuth und südlicher Sinnenreiz — Freund, das wird Kompositionen geben! Das wird Landschaften geben, wie ich sie als Garçon doch nicht gemalt hätte! Ich fühl's in allen Fingerspitzen!"

„Bravo!" rief ich, „und Künstlerehen sind also so übel doch nicht. Ich kann nicht sagen, wie mich dein Glück freut. Und mancher Kunstjünger im Radmantel und langen Haaren, hoff' ich, wird durch dein Beispiel bekehrt werden. Das ist ein weiteres Glück davon. Denn die Jugend ist leider manierirt, mehr als man denken sollte, und bringt viel Affektation in ihr natürliches Fühlen. Naiv wird man eigentlich erst in reiferen Jahren."

Das Räthsel in Erz.

Ein wonniger Sommerabend lag über Baden-Baden.

Die Aufsteige zum „alten Schloß" wimmelte von Fußgängern, Reitern und Equipagen. Ein bunter, besonnter Menschenstrom, — seine farbigen Lichter gedämpft und gekühlt vom Tannschattendunkel, das hie und da schon breiter über den Weg fiel, indeß die Höhen des Schwarzwaldes rings wie Kronleuchter funkelten und das Rheinthal, das Waasgau und die Vogesen wie in einem Nimbus von Goldstaub der sinkenden Sonne entgegen dämmerten.

Viel was Europa Glänzendes hat, sieht ein solcher Abend auf dem alten Schlosse zu Baden-Baden. Mein Auge begegnete viel Schönem.

In der Menge der Gestalten fiel mir Eine vor allem auf. Es war eine Dame an der Seite eines feinsoldatischen, ältlichen Herrn. Voran sprang, wie Amor vor Venus und Mars, ein frischer, sechsjähriger Knabe in einem schottischen highland-dress. Ein Bedienter in Livree folgte. Nebenher fuhr ein Wagen im Schritt mit einer Grafenkrone im Wappen.

Das Paar kam vom Schlosse zurück und uns gerade entgegen. Ein glücklicher Baumschlag warf seinen Schatten

auf diesen Wegesraum; der Goldgrund der Abendsonne vor mir hätte mich sonst geblendet. So sah ich das Paar schon von weitem.

Unwillkürlich hielt ich meinen Gefährten am Arme an. Herr und Dame schritten langsam, wir noch langsamer. Wie an einer kostbaren Perlenschnur von Sekunden trat die Schönheit der Dame in meinen Gesichtskreis. Ich stand und lauschte.

Erst klang ein Tonspiel harmonischer Linien aus der Ferne. Nie sah ich einen Körper, der sich gehaltener trug, der seine Formen voll plastischem Maß, voll Weite und Tiefe so leicht und zierlich bewegte.

Dann der Kopf. Zug um Zug ging ein Antlitz auf, wie eine Camee aus einem Juwel geschnitten. Jede Linie streng und bestimmt, weich und schwellend zugleich. Die Schale der Stirn war mit einer großartigen Hoheit modellirt. Ueber das Auge spannte sie sich in einem weiten prangenden Bogen, der einen geistreichen Schatten in die Augenhöhle warf. Das Auge wurde dadurch tief, ohne hohl zu sein — eine wahre Grotte der Phantasie! Das Stirnbein setzte sich fort in eine Nase vom reinsten, griechischen Styl. Zu einer lachenden Heiterkeit wölbte sich die sanft gerundete Wange, deren Höhenpunkt um keine Linie vor oder zurück, auf- oder abwärts fiel, anders als es der Kanon der lieblichsten Schönheit verlangte. Der Mund war klein, süß, niedlich, die Koseluft einer zärtlichen Grazie athmend. Der feine Ballen des Kinns, mit seinem reizenden Grübchen einer Rose mit aufknospendem Kelche vergleichbar, schloß das Schauspiel eines Antlitzes, welchem die Götter Alles geschenkt hatten, was zum Gefallen des Weibes ersinnlich ist.

So wandelte die Schöne heran — und vorüber.

Ich sah ihr noch lange nach. Das Niveau des Weges fiel stark ab; jede Gestalt hätte etwas Gedrücktes, Einsinkendes dadurch bekommen müssen. Die ihrige nicht. Wie über der Horizontal-Linie blieb sie auch unter derselben ein edler Wuchs, ein majestätischer Gang. Ihr Abwärtsgehen war nichts als eine schöne Musik im decrescendo.

Und wie eine schöne Musik klang sie fort in meinem Innern. Ich vergaß an das Vorwärts, indem ich so stand und träumte.

Mein Begleiter stieß mich ermunternd an.

Wir wanderten weiter.

Nach einer Pause, in welcher ich stumm und nachdenklich geblieben, sagte mein Freund: „Die Gräfin, scheint's, hat einen starken Eindruck auf dich gemacht?"

„Nicht das ist's, was mich beschäftigt," antwortete ich. „Aber der Eindruck, will mir bedünken, war nicht einmal der erste. Das macht mich staunen!"

„So hast du sie sonst schon gesehen."

„Ich besinne mich nicht. In der That, meine Einbildungskraft ist einer sonderbaren Verwirrung. Mir ist, als müßt' ich das Bild dieses Weibes irgendwo hinstellen können, nur weiß ich nicht wohin. Sollte es eines von den Bildern sein, welche uns angeboren sind? ein Ideal? So verwegen schwärm' ich mit Plato nicht. Oder sollte es ein Traumbild sein? Eine jener Traumanschauungen, welche durch öftere Wiederkehr im Gedächtnisse haften, obwohl sie nicht wirklich sind? Aber ich schlief ja in diesem Augenblicke nicht."

Mein Freund lächelte. „Vielleicht kann ich dir helfen."

„Wie solltest du?"

„Du kennst doch München?"

„Gewiß. In München war's ja, wo wir uns kennen gelernt."

„Nun dann! Was meinst du zu München?"

Ich sann nach. Zuletzt schüttelte ich den Kopf. „Ich wüßte nicht. München gibt mir keine Assonanz zu dem Bilde."

„Armer Storchenauer! so übel wär dir's gelungen?" murmelte mein Freund vor sich hin.

„Was sagst du da?" fragte ich neugierig.

Mein Freund blieb eine Weile stumm.

Dann hub er an: „Ich hab' ihm's gelobt zu schweigen. Es war sein tiefstes, sein heiligstes Geheimniß. Aber bleibt es nicht ein Geheimniß? Wir haben nichts davon als den Zipfel eines Schleiers. Den gab mir Meister Ludwig einmal, und den geb' ich dir wieder. Nicht mehr."

„Du machst mich begierig," sagte ich erwartungsvoll.

Mein Freund erzählte:

„Der Ludwig stand auf der Höhe seines Ruhms. Denn obschon er die Grácia eines Tags gar zornig verbrannt, im Abbilde nämlich, so kehrte sich doch die Göttin kein Mindestes daran, sondern sagte gelassen: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" Und er bedeckte Deutschland mit Kunstwerken des griechischen Styls. Bald gab es keine Stadt mehr im Vaterlande, in welche der Ludwig seinen steinernen oder ehernen Fuß nicht gesetzt hätte.

„In dieser Zeit ergriff viele Menschen das Verlangen, ihn von Angesicht zu sehen. Seine Werkstatt in München gehörte zur Tour von Europa.

„Eines Tags ereignete sich ein denkwürdiger Besuch.

„Eine junge Dame trat ein bei ihm, an der Seite ihres Stiefvaters. Laß mich die Jungfrau Cornelia nennen; laß mich den Stiefvater Vater geradezu nennen. Denn die Geburt des Fräuleins soll ein Geheimniß bleiben für immer. Die Halbgötter der Erde erröthen, Menschen zu sein.

„Als das Paar in die Werkstätte trat, war der Meister nicht da, sondern ein Moosgeist saß an seinem Ort, im blauen Mantel, ellenlangen Moosbart und krauser Moosperücke. Der Geist sprang auf und ergriff über eine geheime Treppe die Flucht."

„Das Fräulein erschrack. Der Vater lächelte. „So treibt er's," sagte er; „das war er selbst. Bald ist er ein Mönch, bald ein Ritter, bald ein Kobold, bald der Leibhaftige selbst. In früheren Jahren trieb er diesen Spuck öffentlich, durch die Stadt, auf den Dörfern. Jetzt, seit er berühmt ist, genügt ihm das Dunkel des Hausinnern dazu. Hie herum muß die famöse Humpenburg liegen, gleich an der Werkstätte, sagt man. Die ist angefüllt mit Gespenstern und Heiligen, Armaturen, Todtenköpfen, Schnitzwerk, Paramenten, Pokalen und allem Inventar des altdeutschen Phantasiestaates. Da haust er mit seinen Cumpanen. Sie führen ein ritterlich Leben, haben Burg- und Schloßnamen, er selbst heißt der Storchenauer . . ."

„In diesem Augenblicke kam Ludwig zurück.

„Er hatte sich entpuppt und sagte, indem er seinen Gästen Willkommen bot, das sei ein Hausscherz gewesen. Er stehe zu Diensten. Jetzt erst sah er Cornelien, sie ihn.

„Der Ludwig war ein schöner Mann. Die ersten Vierzig hatte er damals — aber was nenn' ich Jahre?

eſes Gemüth iſt immer ein Kind geblieben. Aus ſeinem uge blickte ein Kindestraumleben, abgrundstief! Unter ner gedankenvollen Stirnmaſſe lag es, wie ein Waldquell n Felsſchatten. Alle Märchen der Phantaſie badeten arin.

„Er führte ſeine Gäſte herum. Der alte Herr ließ ch Alles zeigen, fragte mit Wißbegierde nach Allem. Ob= ohl er ein wenig harthörig war, wenigſtens auf Einem hre.

„Noch theilnehmender aber bewies ſich das Fräulein. „Ihr junges Herz ſchwelgte im Neugefühl dieſer ver= aulichen Kunſtſchau. Wie das Todte lebendig wird, das ben entwickelt, das Entwickelte vollendet — der ganze erdeprozeß von Farbe und Form, der an jeder Früh= gshecke ſo intereſſant iſt, aber ſo gleichgültig läßt, war er, in der Werkſtätte des Kunſtſchönen, ein friſchbethautes under. Vom naſſen Gyps= und Thonmodell bis zum rtigen Gebild in Marmor und Erz, vom roheſten Skizzen= ich bis zur ausgeführten Kompoſition ſah ſie im endloſen rrath des Ateliers jedes Einzelne froherſtaunt an. Büſten, tatuetten, Basreliefs, Vaſen, Candelabres, Pokale, grie= ſche Götter und Halbgötter; Apollo, Bacchus, Endymion, anymed, Amor und Pſyche, Medea, Hekuba, Hero d Leander, Hektor und Andromache, der Tod und der hlaf, die Horen, die Muſen, die Phorkyaden; ſodann der rmanen Menſchen= und Geiſterthum: Ritter, Frauen d Jungfrauen, Edelknechte und Mönche, Kapellen, Bur= n, Dörfer und Städte, Gnomen, Niren, Zwerge, Elfen Erlengrund, Heren am Hochgericht, Vehmgerichte und alpurgisfahrten, Alles in Blättern und Blättchen hagel= ht an die Wände geklebt, oder aus Mappen und Skizzen=

büchern tausendgestaltig auferstehend in Ernst und Humor, übermüthig und schreckenskraß — bewundernd verschlang es das sinnige Edelmädchen.

„Welche Fülle! welche Schätze!“ rief sie unschuldsvoll hingegeben, „und so viel ich auch sah — Alles ist neu! Nichts wiederholt das Andere. Welch ein Reichthum!“

„Vielleicht eine Armuth!“ seufzte der Meister halblaut, in Düsterniß.

„Die Jungfrau schlug fragend ihr Auge auf.

„Der Meister senkte das seine. „Sie haben das Rechte bemerkt,“ sagte er still vor sich hin. „Das was jedem Künstler am meisten schmeichelt. Jedem Andern nämlich. Mir nicht! Was soll mir der Reichthum? Lauter einzelne Augenblicke, aber keine Folge. Lauter Suchen, aber kein Finden . . .

„Glücklich der Künstler, der sich wiederholen kann! Der weniger Neues und mehr Verwandtes in seinen Gebilden beut. Sein Leben, sieht man, ist auf Einen Grundton gestimmt. Er hat ein Ideal. — Mir fehlt diese Stimmung; mir fehlt das Ideal.

„Das ist ein großer Schmerz im Künstlerherzen! Sein Ideal vergebens ersehnen. Der größte! dacht' ich seit Jahren. Aber ich denk' es nicht mehr. Ich ahne, es ist noch ein größerer Schmerz möglich. Der Künstler kann sein Ideal finden — und vielleicht es verschwinden seh'n. Vielleicht es nicht festhalten dürfen. Vielleicht!“

„So sagte der Storchenauer. Er fürchtete zu viel gesagt, das hochgeborne Mädchen beleidigt zu haben. Erschrocken sah er sie an. Da sah er: ihr Auge hatte auf ihm geruht — mit einem Blicke voll Mitgefühl. Blitz-

ſchnell flogen die Augen zurück, flammten blutroth die Wangen.

„Der Vater war mittlerweile auf Stellagen im Hintergrunde herumgeklettert, wodurch das Geſpräch möglich geworden. Jetzt kam er wieder heran, preiſend und dankend. Er ſagte, „das Alles verdiene noch tieferes Studium, morgen wolle er wieder kommen.“

„Wie freudenreich jauchzte mein Moosgeiſt!

„Abends zeigte er mir eine friſchgemachte Skizze. Es war ein weiblicher Kopf. „Was ſagſt du zu dieſem Kopfe, Bruder? Siehe, das iſt einfach Alles! Drei Style zugleich kannſt du unterſcheiden daran, aber ſie diſſonniren nicht, ſie durchdringen ſich geiſtinnigſt. Naſe und Stirn iſt eine griechiſche Schönheit; das Auge eine romantiſche; Mund, Kinn und Wangen eine — häusliche, möchte ich ſagen, eine genrehafte. Süßeſter Sinnenhonig!“

„Wahrhaftig,“ rief ich, „der Kopf den ich zuvor bewundert! Wenn Worte ein Ausdrucksmittel ſind, dieſe Worte ſchildern ſie ganz.“

„Nun? und ahnſt du noch nicht?“

„Ich bitte dich, fahre fort!“

Mein Begleiter fuhr fort:

„In der That wiederholte ſich Tags darauf der Beſuch. Aber die Götter verſagten diesmal die Gunſt eines Geſprächs. Zarteſte Gedankennähe — Lenzeshauch, Ahnung, — ſymboliſche Blumenſprache im leiſeſten Zuſall. Aber keine Gelegenheit des Worts. In ſtillfreudiger Andacht genoß mein Ludwig ihres geliebteſten Anblicks — ſein ganzes Weſen war wie ein Hauch, der ſie einſog, ein Spiegel, der ſie zurückſtrahlte. Und Cornelia — empfand

seinen Minnesinn. Sie verrieth, daß sie ihn empfand. Das mußte im Stillen genügen.

„Aber schon war die Stille seinem Herzen unmöglich. Berauschenden Glückstraum träumte er. Zwar kannte er die Abkunft der Jungfrau; ihre Bestimmung mußte die glänzendste sein. Das wußte er. Aber nicht der Letzten Einer stand auch er in der Welt. Landkundige Ehren waren sein Theil, sein Besitz nicht verächtlich. Und stündlich wuchs das noch Alles. Unerschöpflich war seine Kunst und unerschöpflich das Kunstbedürfniß in der Nation. Sein König selbst stand voran. Sollte ihr Geburtsadel unausgleichbar sein mit seinem Verdienstadel? Und wie — wenn sie selbst ihm thatverbündet herüberhilft aus den Reihen der Gegenparthei? Sie selbst!“

„Alles Mark in seinen Gebeinen zischt auf bei diesen Gedanken. Ganz Muth und Feuer ist er, ganz Manneselement. Er fühlt es er liebt!

„Mit Gewißheit Gewißheit um jeden Preis. Kein Schmachten nach Zufallsspielen mehr; er muß handeln. Er muß sich erklären.

„Da setzt er sich hin, der theure Meister — und schreibt. Dann geht er aus und kauft das feinste Battisttaschentuch, das München ihm anzubieten hat.

„So vorgesehen erwartet er den dritten Besuch seiner Göttin, denn nocheinmal ist ihm ein solcher versprochen; ist's Kunsteifer oder — Gehorsam von dem alten würdigen Herrn?

„Einige Tage vergingen, bis das Paar wieder erschien. Um so spannkräftiger für werdende Leidenschaft! Endlich waren sie da. Wie schön war Cornelia! Schöner als je.

„Huldwarme Grüße werden gewechselt. Schon weht

die Traulichkeit der Bekanntſchaft im Angruß. Wie froh iſt der Meiſter ſeines Einfalls! Ja, er darf wagen. Seine Zeit iſt da.

„Mit hochklopfendem Herzen belauſcht er den günſtigen Augenblick. Dann holt er ſein Brieflein hervor, praktizirt es in's feine Battiſttüchlein — unverſehens wie es ſcheinen mag, doch ſo, daß Cornelia beiblicken kann — wendet ſich hierauf zu der Jungfrau und ſpricht, während er ſchier zu erſticken meint, mit der leichten Manier des Weltumgangs:

„Gnädige Comteſſe, Sie haben, wenn ich nicht irre, das letztemal Ihr Taſchentuch hier vergeſſen."

„Danke ſehr! Behalten Sie es zum Andenken von mir!" ſpricht das Fräulein mit einem graziöſen Pas und — läßt es in ſeiner Hand.

„Der Ludwig erblaßte. Er taumelte zurück und war lang ſeiner Sinne nicht fähig.

„Abends weinte er in meinen Schooß wie ein Kind.

„Mir wollte das Herz [illegible]

„Wenige Tage aber — und ſchon ſah ich ihn milder, verklärter. Das fiel mir auf. So leichtes Vergeſſen lag nicht in ſeiner Art. Ich ging ihn an.

„Sie hat mir geſchrieben!" ſagte er weich. „Bruder, ſo zeichne ich nicht mit der Feder. Wenige Striche nur, aber Alles iſt klar. Ihre Verhältniſſe, — ihr Herz — ja, auch ihr Herz!" — Er warf einen Dankesblick gegen Himmel, dann hob er den Arm auf und rief in mannhafter Begeiſterung: „Ich überwind's! Aber der Erſte, der mir ein Standbild beſtellt, ein weibliches, großes! das iſt ein glücklicher Kerl. Ein Denkmal will ich ihr aufbau'n . . ."

„Halt ein!“ rief ich, „das ist ein Licht, wir sprechen von der Bavaria!“

„Endlich!“ sagte mein Freund: „Ja, du hast es errathen, die Dame, die du gesehn, die war's. Es war Schwanthalers Bavaria.“

Wir mußten einen Augenblick innehalten. Wir hatten die Schloßruine erreicht. Ueber Stein- und Trümmergeröll die steilen Treppen hinauf gings, langsam, vorsichtig, Einer hinter dem Andern. Erst droben, als in den Sälen, auf den Plattformen wieder ein fester Fuß zu fassen, fuhr ich fort:

„Nun Lieber, erzähle mir weiter. Alles was du noch weißt, erzähle mir von dieser poetischen Künstlerliebe.“

„Nichts weiß ich mehr!“ antwortete der Andre. „Würd' ich es sonst ein Geheimniß nennen? Ich stand in der Duftnähe einer blühenden Blume, aber nicht Biene oder Schmetterling dieser Blume war ich. Ich habe sie nie berührt. Auch Er sprach nicht mehr davon. Auch die zwei Briefe sind nicht mehr vorhanden. Den seinen hat er gleich im Momente verbrannt, Cornelias ihren — zuletzt.“

„Es war jener harmvolle 26. November des Jahres 48. Da lag der Ludwig im Sterben. Ein Wachslicht hieß er mich anzünden; — ungern that ichs und scherzgezwungen sagt ich zu ihm: „Du Spielhans, willst du mit Todtenkerzlein spielen? So weit sind wir lange noch nicht.“ — Er aber sagte: „zünd an!“ Dann hieß er mich ihm ein Fach reichen aus seinem altdeutsch geschnitzten Schrein; drinn wühlte er, mit schon eingeklemmten Fingern, fieberhaft. Endlich hatt' ers. Ganz zu unterst lags, am Grund aller Geheimnisse. Es war Cornelia's Brief. Heftig küßte er ihn, dann rief er: „fahr wohl!“ und zu

Asche sank er. „Und so ist's aus!“ sagte er traumversunken. „Fahr wohl! Manche wird auf der Theresienwiese gehen und meinen, sie ist's, aber sie ist es nicht. So viel Huld und hehrer Liebreiz ist nur einmal auf Erden. Nur Eine weiß, wer die Bavaria ist!“

„Drauf setzte er einen Humpen an, den er hinter des Doktors Rücken sich erlistet, stürzte ihn bis zur Neige und sank in's Kissen zurück. „Dir hab ich's gebracht!“ redete er zu seinem Traumbild; — mir aber hauchte er zu: „Jetzt sag mir mein Lieblingslied.“

„Ich kannte es wohl. Das „Abendthal“ hieß es — und ich begann:

„Wie ruhst du so still im Abendlicht,
Was horcht so lauschig in den Tannen?
Hörst du den Geist, der zu dir spricht,
Und will in Liebe dich umspannen?

Im Glockenschall vom Gotteshaus,
Wo sie ihm preisend jetzt begegnen,
Da tritt er auch zu dir heraus,
Und will dich füllen, will dich segnen!

Schlaf' ein in deines Gottes Ruh, —
Er kam zu dir auf luft'gen Wellen,
Er schickt dir laute Grüße zu —
Und wird dir deine Nacht erhellen!“

„Gratias!“ rief er schwach und — war verschieden.

Hinter den Vogesen aber sank die Sonne, die Abendlüfte fingen an, und geisterhaft klangen die Windharfen des alten Schlosses zu Baden-Baden.

* Vergleiche: Franz Trautmanns biographischen Abriß.

Wittwentreue.

Im Stammschlosse des Herrn von Rasick ging es lustig her. Woldemar von Rasick, Erbherr der Familiengüter, feierte die Verlobung seines jüngeren Bruders Georg mit Kaja*), einer der hübschesten Pfandhalterinnen des Landes. In den baltischen Herzogthümern nämlich, Livland, Esthland und Kurland, geschieht, was allerorts vorgeht. Der Grundadel verpfändet mehr und mehr seine Güter den reichgewordenen Advokaten und Kaufleuten der Städte, welche Pfänder nach längerer oder kürzerer Dauer den gemeinen aber nützlichen Händen des Bürgervolkes gewöhnlich verfallen bleiben. Aus solch' betrübter und ächt aristokratischen Herzen unleidlicher Gefangenschaft die armen, schönen Rittergüter wieder frei zu machen, gibt es dann nur ein einziges Mittel; ein gewagtes, ein drastisches zwar, aber ein unfehlbares: nämlich die Ehe mit den bürgerlichen Pfandhalterinnen der Adelspfänder. Zur Ehre des baltischen Adels sei es gesagt: die heldenmüthigen Jünglinge sind gar nicht so selten, welche das heroische Mittel anzuwenden sich entschließen, zumal wenn die Pfandhalterin so hübsch ist, wie Kaja, die hübsche Advokatenstochter aus Riga. Ja, der löbliche Eifer sothaner Helden-

*) Verkleinerung aus Katharina; estheisch.

jünglinge nach Eroberung verschuldeter Erbgüter und schöner Erbtöchter ginge zweifelsohne noch weiter, wenn nicht rings in den kalten Landen, wie Geschiebe von Eisschollen oder erratischen Blöcken, alte, festgenietete Vasen säßen, welche entsetzlich auf Standesehre halten, im Familienrathe das große Wort führen und Methusalems Alter erreichen. Solch' ein Familienorakel hatte auch die Heirath, respektive die Mesalliance zwischen Georg von Rasick und dem Advokaten-Käthchen bisher verhindert; aber das Orakel war endlich gestorben. Hierauf Verlobung, Familienschmaus und Freude in Rasicks Hallen.

Viele Nachbarn und Freunde mit ihren Frauen und Burgfräulein, welche häufig sehr schön waren, hatten sich eingefunden. Die Jugend improvisirte sich alsbald einen Ball auf eigene Hand, obwohl der Familientrauer wegen ein solcher nicht eigentlich angesagt war und die Stelle des Orchesters ein bescheidenes Fortepiano vertreten mußte. Aber die Hausfrau sah gnädig durch die Finger — sie war eine geborne Pariserin, jung und schön und eine Dame von liebenswürdigster Herrscherlaune. Zuletzt tanzte sie sogar selbst mit.

Im Estaminet saß inzwischen der Hausherr Woldemar von Rasick, umgeben von den besten, landesessigen Namen, den Pahlen, den Friesel, den Sternberg, den Steinbock, den Fersen; Nachbarn, Jugendfreunden, Kriegskameraden. Es waren theils ältere Herren, theils solche, welche durch ihre Blessuren am Tanzen verhindert wurden; zu Letzteren gehörte Woldemar selbst, ein Mann noch in den blühendsten Vierzigen. Diese Zurückgezogenen sprachen indeß nach tapferer baltischer Edelart um so lebhafter den Weinflaschen zu, worin sie mit größter Leichtigkeit die größten Wunder

verrichteten. So geschah es, daß der Tonangeber des Abends, Gott Amor, von Bacchus unterstützt, auch hier seine Gluthen schürte. Denn während draußen im Tanzsaal manch' zärtlicher Blick, mancher Händedruck oder geflüstertes Wort so eben einen neuen Roman anknüpfte, verfielen die Herren im Estaminet mit einer Art Wuth darauf, ihre älteren Romane noch einmal durchzugenießen, indem sie sich in steigender Weineshitze dieselben erzählten. Da schwirrte — unsere Leser mögen es glauben! — ein Decamerone aus, vor welchem Boccaccio selbst ein Bekenntniß seiner Armuth gestammelt hätte. In der That, die Conversation tanzte auf den schwindelndsten Höhen der Frivolität und Alles, was die Heldensänger ihrer eigenen Thaten der Decenz einräumten, war, daß Einer der Herren manchmal nachsah, ob nicht die Hausfrau nahte, oder irgend ein neugieriges Eichkätzchen von Töchterchen oder Bäschen lausche, warum man im Estaminet denn gar so martialisch auflache. In diesen Blättern aber — wir hoffen und wünschen es wenigstens — lauschen besagte Eichkätzchen gewiß, wir ziehen daher einen Schleier über die Conversation der vielversuchten baltischen Lebemänner.

Sie schlug, wie alle Extreme, auch bald genug in ihr Gegentheil um. Denn alle diese Liebesgeschichten, sie mochten noch so wild variiren, hatten zuletzt doch in die Ehe geführt, und die baltischen Ehen — das muß gesagt werden! — sind von seltener Reinheit. So kam denn zuletzt auch das Lob der Tugend auf's Tapet. Wer hätte es gedacht? Die Herren waren sämmtlich sehr eingenommen für Tugend — natürlich für Frauentugend. Sie hatten sich mitten in den Stürmen ihrer Genüsse ein sehr zartes Gefühl für Enthaltsamkeit aller Art bewahrt — nämlich

für weibliche Enthaltsamkeit. Nichts konnte ehrfurchtgebietender sein, als ihr hohes Ideal, das sie von Treue aufstellten und ihre Uneigennützigkeit, womit sie die Erfüllung dieses Ideals streng ausschließlich dem schönen Geschlechte abtraten.

In diesem Punkte, wie gesagt, blieb den baltischen Herren ohnedies wenig zu wünschen übrig. Aber nur um so höher spannten sie ihre Forderungen. Von der Treue überhaupt plänkelten die Tugendhelden unvermerkt gegen die ewige Treue vor, die Treue über's Grab! — Hinter den Plänklern rückte die Schlachtlinie nach, man machte Miene, das Gebiet allen Ernstes zu erobern. Baron Woldemar fing an einsylbiger zu werden, er blickte finster. Da erinnerten sich seine Gäste, daß er selbst eine Wittwe geheirathet, und die ewige Treue wurde fallen gelassen. Man wollte sich mit einer ausgiebigen Trauerzeit begnügen. Ein einziges Jahr schien den Herren verdammt wenig, ihre werthen Leichname, meinten sie, könnten es so wohlfeil nicht thun. Welche Nachrede aber verdiente es, wenn eine Wittwe sogar das Trauerjahr selbst noch verkürzte? Wenn sie heirathete noch lange vor Ablauf eines Jahres? Dieser Fall hatte sich jüngst ereignet und die Medisance, in Ermanglung eines besseren Stoffes, warf sich jetzt einhellig auf jene arme Frau.

Seltsam, daß man es dem Hausherrn mit diesem Thema so gar nicht recht machen konnte! Der Baron Woldemar wurde wieder beredter. Er warf sich zum Vertheidiger der bescholtenen Wittwe auf, er stieß das ganze Dogma vom Trauern über den Haufen. „Was heißt Trauer halten? Abwarten bis das Andenken des ersten Gatten erloschen ist? Meine Herren, wir würden uns sehr bedanken,

wenn das in Jahresfrist sich vollziehen könnte. Nicht in Einem, nicht in zehn Jahren, nicht in Menschenaltern soll das Andenken eines braven Mannes untergehen. Wer einer Wittwe die Gemüthlosigkeit zumuthet, daß sie in Jahresfrist vergessen kann, der wird sich weislich hüten, überhaupt sie zu heirathen. Heirathet er sie, so wird er das, was ihr werth und theuer ist, das, was in ihrem Andenken lebt, immer mitheirathen. Wozu also das Trauerjahr? Das ist Phrase, das ist Etiquette, von der die Natur nichts weiß. Mache das Jeder mit sich selbst ab. Allgemeine Normen müssen sein, Sitten, aber Sitte ist noch nicht Sittlichkeit."

Leute vom Jagd- und Kriegshandwerk sind indeß wenig gewohnt zu raisonniren. Sie raisonniren nur in Exempeln und Anekdoten; was man ihnen beweisen will, muß nicht gestützt sein auf die Beweiskraft der Logik, sondern der Thatsachen. Herr von Rasick fühlte das bald. Der erhitzte Widerspruch hatte ihn selbst erhitzt, die Kampflust riß ihn mit fort, er rief mit erhobener Stimme:

„Meine Herren, Sie wollen redende Beispiele. Eh bien, mit einem sehr eclatanten kann ich Ihnen aufwarten. Hören Sie die Geschichte, wie ich selbst mich verheirathet habe!"

Alles horchte hoch auf. Alles rückte näher zusammen. Es war bisher ein halbes Mysterium, wie die Pariserin in baltischen Landen erschienen, man wußte eben nur das anständig Nöthigste. Die Liefländer waren sehr erfreut, dem Baron endlich die Zunge gelöst zu haben, auf jeder Miene malte sich die angenehmste Spannung.

Der Herr von Rasick bemerkte das und sagte sofort: „Wenn Sie einen pikanten Roman erwarten, meine Herren, so täuschen Sie sich. Es ist ein Geschichtchen kurz und

nett, wie man ein Glas Wein austrinkt. Nichts weiter. Aber es paßt eben hieher, also hören Sie."

Der Baron erzählte:

„Es war am 3. April 1814 Nachmittags um 3 Uhr, als der König Friedrich Wilhelm von Preußen und der Kaiser Alexander von Rußland, unser erhabener Herr, nach der Kapitulation von Paris ihren triumphirenden Einzug in die Hauptstadt von Frankreich hielten. Die alliirten Truppen blieben einstweilen vor den Barrieren, desto begieriger benützten die Führer der Truppen die Gelegenheit, als Suite der Monarchen in das langersehnte Stadtinnere zu gelangen. Mehr als tausend Offiziere und Generale, darunter viele Prinzen und Fürsten, folgten dem Kaiser und dem Könige, auch ich schloß mich dem glänzenden Zug an, voll freudiger Erwartung, Paris zum erstenmal in meinem Leben zu sehen! Es war ein guter Tag und eine rühmliche Gelegenheit! Ich ritt meine prachtvolle arabische Stute, jene Kriegsbeute von den blutgetränkten Feldern von Fere Champenoise, darin Pacthod's muthige Schaar erlegen war."

„Am Eingang der elisseischen Felder hielten der Kaiser und der König von Preußen, und ließen die Truppen im Parademarsch vorüberrücken. Die Zahl der städtischen Zuschauer und Gaffer stieg nach und nach in's Unermeßliche; natürlich fehlten auch die Zuschauerinnen nicht. Die Französinnen sind neugierig wie andere Frauen, aber zugleich muthiger. Das Wiehern der Pferde und ihr unruhiges Schlagen gegen das tönende Pflaster schreckte sie eben nicht sehr. Sie drängten sich heran und hindurch und gafften, trotz der Gefahr, in die ihre Füßchen zwischen den erzbeschlagenen Hufen geriethen. Eine junge, sehr hübsche, sehr

gut gekleidete Dame, die mit ihren fein gantirten Händchen mein Pferd vertraulich am Zügel faßte, um einen Halt in dem wogenden Gedräng zu gewinnen, fiel mir besonders in's Auge. Ich suchte sie in ein Gespräch zu verwickeln, während sie dagegen mich bat, ihr den Kaiser, den König, den Fürsten Schwarzenberg und all' die anderu Berühmtheiten zu zeigen. Da ihre Lage in dem Gedräng zwischen den Pferden mir unangenehm schien, schlug ich ihr vor, sich zu mir auf den Sattel zu setzen. Sie nahm mein Anerbieten ohne weiters an. Sie schwang sich leicht vor mich hin auf den Sattelknopf, und hielt sich die ganze Zeit über an den Mähnen des Pferdes. Dies Beispiel fand sogleich Nachahmung. Im Nu saß ein Dutzend der feinsten Damen auf den Pferden der alliirten Offiziere. Der Kaiser bemerkte es und zeigte es lächelnd dem König. Auch Schwarzenberg erfreute sich an der anmuthigen Scene und sagte im ächt österreichischen Dialekt: „Wenn's halt nur kein Raub der Sabinerinnen wird!"

„Ein prophetisches Wort! Denn was mich und meine Dame betrifft, es wurde ein Raub der Sabinerinnen."

„Die Pariserin wurde in der Lage, die ich geschildert, bald aufmerksamer auf mein Pferd. „Das Thier kommt mir bekannt vor," sagte sie endlich. „Sollte es nicht Burka sein, die arabische Stute meines Mannes?"

„Bei dem Namen Burka wendete das Pferd sein Köpfchen nach ihr, wieherte freudig und scharrte mit den Füßen."

„Bei Gott, sie ist es!" rief die Dame; „mein Herr, wie kommen Sie zu dem Pferde?"

„Es ist ein Beutepferd, Madame," antwortete ich; „General Pacthod hat es geritten, ein braver Soldat, der

in heißen Treffen bei Fere Champenoiſe vor meiner Klinge geblieben."

„Mon dieu!" rief die Pariſerin, „Sie haben mir meinen Mann erſtochen? Mein Herr, da ſind Sie mir ja Genugthuung ſchuldig!"

„Kein Offizier verweigert Genugthuung, antwortete ich, und es wird ſüß ſein, Madame, ſie Ihnen zu geben."

„Ein Wort, ein Mann. Wir Beide blieben bei unſern Worte — und ſo, meine Herren, habe ich mich verlobt. So bin ich zu meiner Frau gekommen."

Baron Woldemar fuhr fort: „Ich will Sie nun nicht von meinem häuslichen Glücke unterhalten. Was eine Frau einem Manne ſein kann, wie ſie ſein Fühlen und Wünſchen theilt, ſeine Intereſſen zu den ihrigen macht, das ganze überzeugte Bewußtſein, daß ſie wirklich an ſeinem Herzen ruht, in ſeinem Herzen aufgeht — das zu beſchreiben wäre eine ſubtile und weitläufige Sache. Sie aber wollen Thatſachen. Baare, reelle Thatſachen, die ſich mit Händen greifen laſſen. Wohlan, eine für alle! Mit einer ſolchen Thatſache kann ich dienen. Sie haben die Geſchichte gehört, wie ich meine Frau mir erabenteuert, hören Sie jetzt die Geſchichte, wie ich General geworden bin."

„Sie wiſſen, das hatte lange ſeinen verfluchteſten Haken. Schon im Jahre 1812 war ich berechtigt, für meinen Antheil an der Schlacht bei Smolensk die Ernennungsordre zu erwarten. Statt deſſen ſchickt man mich als Kourier nach Moskau; Roſtopſchin hält mich hin, und als ich des thatloſen Salonlebens fern von der Armee endlich überdrüſſig werde und ſcharf meine Abfertigung verlange, werde ich als Verdächtiger zurückbehalten und muß nur froh ſein, zuletzt meine Ehre und meine frühere

Anstellung in der Armee rehabilisirt zu sehen. Armfeld und Jermelow hatten mir's eingebrockt, die Seelen der nämlichen Intrigue, denen zuletzt der Oberkommandant selber zum Opfer fiel, Barklei de Telly, welcher durch Kutusow ersetzt wurde."

„Nicht besser erging mir's nach der Schlacht von Borodino. Nach den Gefechten und Märschen von Tarutino und Malo-Jaroslawetz, wo wir dem Marsche Napoleons auf Kaluga so thätig und wachsam zuvorkamen, Manöver, welche den Wendepunkt der französischen Waffen herbeiführten, gelangte mein Name endlich auf die Liste derjenigen, welche der kaiserlichen Gnade zur Beförderung empfohlen wurden. Das Dickicht der Intrigue schien glücklich durchbrochen. Es kam der Tag von Wilna, der sonnige Erntetag für jedes russische Verdienst. Der Kaiser war persönlich nach Wilna gekommen, strahlend von Milde und Freundlichkeit. Der Feldzug war beendet, Napoleon auf einer Flucht ohne Beispiel zu Grunde gegangen, die französischen Fahnen lagen zu Dutzenden erbeutet zu Alexanders Füßen. Nie hat man unsern edlen Monarchen so heiter gesehen. Dem Fürsten Kutusow hing er mit eigener Hand das Großkreuz des St. Georgenordens um, die Beförderungslisten, welche ihm vorgelegt wurden, unterzeichnete er alle. So wenigstens wurde mir hinterbracht, als ich eben auf einem Balle mit den schönsten der Polinen tanzte. Wer war glücklicher als ich! Meine schönen Tänzerinnen schienen mir noch schöner, der Champagner schmeckte wie Nektar und soupirt habe ich nie so vortrefflich. Was geschieht?"

„Tags darauf verfüge ich mich zum Fürsten, theils ihm zu danken, theils brennend vor Ungeduld, über meine

Beförderung das Nähere zu hören. Der Fürſt tritt mir verlegen entgegen. Er bedauert, mir mittheilen zu müſſen, daß die Beförderungsliſten allerdings die vorläufige Anerkennung des Kaiſers erhalten; aber bei ſpezieller Durchſicht habe Seine Majeſtät meinen Namen wieder geſtrichen. Ich müſſe arge Feinde haben."

„Solche Sachen, meine Herren, ſind leichter zu erzählen, als zu erleben. Mein Schmerz, mein Zorn kannten keine Grenzen. Im erſten Anfall der Raſerei wollte ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen. Hierauf war ich entſchloſſen, den Dienſt zu quittiren. Ich verſichere Sie, mancher Andere hätte das Eine oder das Andere gethan. In mir aber erwachte zuletzt doch die beſte Regung, die ein ehrliebender Offizier haben konnte, der Trotz, und dem folgte ich. Du mußt ſie Alle beſchämen, und wenn ſie Legion wären! Das war das letzte Gefühl in mir, dasjenige, welches die Oberhand behielt."

„Ich diente weiter. Die Allianz kam zu Stande. Napoleon wurde aus Preußen und Deutſchland hinausgeſchlagen, wie aus Rußland, und bald entſchied ſich's ſogar, daß der Feldzug nur in Paris enden dürfe. Ein tückiſcher Zufall aber fügte es — das ganze ſchlachtenreiche Dreizehner Jahr brachte mir keine großartige Gelegenheit zur Auszeichnung. Ich that meine Pflicht, aber ich that ſie wie tauſend Andere, das Kriegsglück wollte mich nirgends in den Vordergrund ſtellen. Endlich kam die Nacht vom 2. März 1814 und mit ihr die Kapitulation von Soiſſons, die ganz allein mein Werk war."

Bei dieſen Worten ſpannten ſich die Mienen einiger Zuhörer höher. „Aha!" rief der Baron Frieſel, „endlich werden wir das Wahre über dieſen Sachverhalt hören.

Bei uns in Kurland mischt man sehr stark den Major von Martens hinein und wie ich höre, wohl auch in weiteren Kreisen."

„Donner und Tod!" schrie der Baron Woldemar, und dunkles Blut schoß ihm in's Antlitz, „muß ich dem verdammten Namen überall begegnen! Ein Windbeutel ist er, ein Parasit dieser Martens! Nie ist ein klareres Recht nichtswürdiger getrübt, nie diebischer im Trüben gefischt worden, als von diesem Martens. Aber was ereifere ich mich? Authentische Dokumente hab' ich darüber in Händen, ich will den Plagiarius an den Pranger stellen! Verlassen Sie sich darauf, meine Herren, das thu' ich!"

„Das sollst du auch!" riefen Sternberg und Steinbock aus einem Munde, und Friesel, welcher wohl merkte, daß hier ein empfindlichster Nerv im Leben seines Freundes berührt worden, sagte schnell: „Aber bis dahin, lieber Baron, erzählen Sie uns die Affaire 'mal ausführlich. Und wären all' diese Herren besser unterrichtet — sei's mir allein. Die Schwätzer und Schwindler haben allerlei Varianten in Kurs gesetzt, und doch hat man das Gefühl, nur Eine kann die richtige sein. Welche? das erzählen Sie jetzt. Ich freue mich dieser Gelegenheit, ich will endlich reinen Wein mit nach Kurland nehmen."

Die Züge des Herrn von Rasick erheiterten sich, wie er denn ein viel zu gebildeter Mann war, um lange zornig zu bleiben. Er erzählte: „Am 2. März, Abends 4 Uhr, standen wir vor Soissons, und Winzingerode traf sofort Anstalten zur Berennung des Platzes. Zuvor aber hielt er es für gut, mich als Parlamentair an den Kommandanten zu schicken, um ihn zur Uebergabe aufzufordern. Bülow mit den Preußen am andern Ufer der Aisne machte

die nämlichen Demonstrationen. Sein Parlamentair wurde abgewiesen, mir widerfuhr dasselbe. Der Oberst Kazycki, welcher mich Worte sprechen hörte, die, wie er meinte, seine Soldaten entmuthigen konnten, ließ sogar die Gewehre auf mich anlegen."

„Winzingerode erwartete meine Rückkehr mit Ungeduld. Als er die Weigerung des Kommandanten vernommen, ließ er die Vorstädte angreifen. Wir nahmen deren eine, verließen sie aber mit Anbruch der Nacht wieder. In einem Dorfe an der Rheimserstraße hielten wir Lager."

„Ich hatte mir's eben auf dem erstbesten Bund Stroh, den ich habhaft werden konnte, so bequem als möglich gemacht, war müde und matt und schlief eine Stunde lang tief. Da weckte mich ein Adjutant. Ich sollte schleunigst zum General. Als ich athemlos dort war, stand ich vor einem versammelten Kriegsrathe. Die Generale Winzingerode, Woronzow, Nogranoff, Druk, Benckendorf und Renny berathschlagten. Man hatte so eben von Blücher die Nachricht erhalten, daß er lebhaft vom Feinde gedrängt sich auf Soissons zurückziehe, und daß man diesen Uebergangspunkt über die Aisne durchaus nehmen müsse, wenn nicht anders so mit stürmender Hand. Der Kriegsrath war demnach zum Sturm entschlossen, nur sollte vorher noch ein letzter Versuch gemacht werden, den Kommandanten zur Kapitulation zu vermögen. Wieder wurde ich dazu ausersehen. Meine Einwendungen, daß wir nutzlos die Zeit verlieren, daß ich zum zweiten-, so wenig wie zum erstenmale würde angenommen werden, wies der Kriegsrath unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken zurück. Man gab mir die ausgedehntesten Vollmachten und fort mußt' ich!"

„Die Nacht war finster und regnerisch. Sobald ich in der Nähe der feindlichen Vorpostenkette mich befand, fiel Schuß auf Schuß, obgleich mein Trompeter eben so unaufhörlich blies, als ich Anrufe erschallen ließ. Endlich war ich so glücklich, auf einen Posten zu treffen, bei welchem ein Offizier sich befand. Er erkannte in mir einen Parlamentair, nahm mich mit Freundlichkeit auf und entschuldigte seine Soldaten mit der großen Dunkelheit; in der That sah man die Hand vor dem Auge nicht. Leider erklärte er mir aber gleichzeitig, daß er den strengsten Befehl habe, keinen Parlamentair zuzulassen. Eben so bestimmt verweigerte er es, mein Schreiben an den Kommandanten, General Moreau, zu übernehmen. Unter diesen Umständen wäre mir eigentlich nichts übrig geblieben, als umzukehren; das that ich indeß doch nicht. Ich nahm mir vor, auf günstige Zwischenfälle zu rechnen. Ich beschloß, meinen Aufenthalt hinzuziehen. Ich ergriff den nächstbesten Vorwand dazu, und da der Offizier ein Mann von vieler Zuvorkommenheit war, so bat ich um einen Schluck Branntwein. Nach dem, was Sie mir gesagt, sprach ich, muß ich nothwendig zurückreiten. Aber die Nacht ist kalt und feucht, Sie werden mir einen Tropfen Liqueur nicht versagen. Damit nahm ich einen Napoleonsdor aus der Tasche und bat ihn, in die Stadt zu senden, um in der nächsten Taverne Liqueur oder Wein zu kaufen. Für den Träger fügte ich noch ein Fünffrankenstück hinzu."

„Ich rechnete bei diesem Einfall darauf, daß man am Thor den Sendling befragen, ihn zum wachhabenden Offizier führen würde. So kam meine Botschaft herum. Vielleicht erreichte sie den Kommandanten selbst. Jedenfalls gewann ich noch Zeit, meinen artigen Vorposten-

Offizier zu bearbeiten. Sie werden hören, wie mir die Rechnung gelang."

„Der Bote ging und kam, ich schenkte mir ein, trank langsam, stopfte mir eine Pfeife und that so gemächlich als möglich. Lange wollte sich nichts zeigen. Schon sank mir die Hoffnung; da endlich erschien ein Offizier, der sich das Ansehen gab, als wollte er die Runde begehen, aber seine Adjutanten-Uniform zeugte vom Gegentheil. Begierig knüpfte ich mit ihm ein Gespräch an, erzählte von den zwei Armeekorps, dem russischen und preußischen, zwischen welchen die Stadt eingeklemmt läge, berührte die trostlose Lage der Besatzung und welch' ein verhängnißvoller Tag über Soissons aufgehen würde, wenn man meine Vorschläge, die doch so annehmbar seien, unbeachtet ließe. Der Adjutant hörte mir aufmerksam zu, und als er wegritt, bat er mich, einen Augenblick zu verweilen, er wolle mein Hiersein dem Kommandanten doch melden. Wer war froher als ich! Sogleich übergab ich ihm meinen Brief, der Adjutant ritt hinweg."

„Als er wieder kam, zeigte er mir an, ich könne vor den General Moreau geführt werden, wenn ich nach Kriegsgebrauch mir die Augen verbinden ließe. Natürlich ließ ich mir das! So stieg ich zu Pferde. Zwei Gensd'armen führten es, ich sah wirklich nicht das Geringste, aber wie süße Musik klang mir's, als ich die Zugbrücken rasseln hörte. Im nächsten Augenblick stand ich vor Moreau."

„Moreau war umgeben von den verschiedenen Chefs der Besatzung, — es war in einem hellerleuchteten Saal seiner Wohnung. Er selbst trat vor mich, Winzingerodes Brief in der Hand. „Was Sie da fordern," nahm er das Wort, „ist eine Unmöglichkeit. Wie soll ich an eine

Kapitulation denken! Ich verfüge über eine tapfere und zahlreiche Besatzung, die Wälle sind mit hinlänglichem Geschütz versehen." Ich beeilte mich zu antworten: Bei der großen und anerkannten Tapferkeit der Franzosen zweifle ich nicht an der Möglichkeit einer glänzenden Vertheidigung. Aber sie würde jedenfalls nur von kurzer Dauer sein. Zehn- bis zwanzigfach überlegene Kräfte stehen vor dem Platze. Es ist nicht kühne Verwegenheit, die ziemt dem Soldaten! Es ist eine den Umständen unangemessene Hartnäckigkeit, wenn Sie sich schlagen wollen. Grausame Menschenaufopferung ist keineswegs Pflicht eines Kriegers, sondern der sicheren Vernichtung auszuweichen und zu hoffnungsvollen Kämpfen sich aufzusparen, das ist seine Pflicht. Seien Sie versichert, Herr General, fuhr ich fort, eine oder zwei Stunden, nachdem Sie diesen Saal verlassen haben, stehen wir innerhalb des Platzes, wenn auch über Leichen und Trümmern. Und wahrlich, der Untergang so braver Männer, wie ich sie rings vor mir sehe, würde mir persönlich höchst schmerzhaft sein. Denn bedenken Sie wohl, meine Herren, ein Sturm ist keine Schlacht; in der Schlacht macht man wohl Gefangene, beim Sturm verfällt alles dem Schwert, Stadt und Einwohner der Gewalt und der Plünderung. Gibt es doch kein anderes Mittel, um den Soldaten zum Sturm zu entflammen: man muß ihm einen mächtigen Lohn dicht vor die Augen halten. Meine Herren, Sie kennen stürmende Russen nicht; mögen Sie nie sie kennen lernen!".

„Meine Worte machten Eindruck. Ich bemerkte Ungewißheit und Schwanken in den Gesichtern, und es erhoben sich Stimmen für die Uebergabe. Nur der Oberst Kazycki widersprach mit Entschiedenheit. Er war Pole,

Soissons lag ihm wenig an, desto mehr Muth und Ehre erfüllte ihn. Im ganzen Kriegsrath war er jedenfalls der strammste Soldat, und in meinem Herzen gab ich ihm Beifall. Zu meinem Glücke aber wurde er hinausgerufen. In seiner Legion war Meuterei entstanden, die mußte er schlichten. Ich sage Ihnen, meine Herren, man muß auf Zwischenfälle rechnen im Kriege. Dies war jedenfalls einer der günstigsten. Denn kaum war Kazycki fort, so legte ich meine Taschenuhr auf den Tisch und ersuchte die Herren, in zehn Minuten sich zu entscheiden. Ich trat in ein Nebenzimmer und wartete ab. Meine Haltung frappirte sichtlich, mein Spiel war gewonnen."

„Als ich in den Sitzungssaal wieder zurückkehrte, nahm General Moreau mich bei Seite und theilte mir mit, er für seine Person sei zur Kapitulation geneigt. Nur müsse es die ehrenvollste sein, anders könne er bei der Sinnesart Napoleons, die mir bekannt sein müsse, nicht bestehen. Widrigenfalls wolle er unter dem Schutt seiner Bastionen sich begraben."

„Dieses Geständniß war eine Handhabe, die ich rasch benützte. In einer Viertelstunde waren die Bedingungen der Uebergabe zu Papier. Ich gestattete freien Abzug mit Waffen und Gepäck sammt zwei Geschützen, und schrieb die Marschroute nach Compiegne vor. Der General verlangte sechs Stück Geschütz, was mit dem Kriegsgebrauch nicht übereinstimmte. Ich sträubte mich scheinbar, um nicht all' zu große Eile zu verrathen, endlich bewilligte ich sie — mit dem besondern Zusatz: aus Achtung für den Kommandanten."

„So war die Kapitulation von Soissons eine vollendete Thatsache. So und nicht anders hat sich Alles verhalten.

Sie werden fragen: Aber wo bleibt Martens? Nun, meine Herren, während wir ein Duplikat der Kapitulationsschrift anfertigten, erschien Martens als preußischer Parlamentair, wie ich zuvor als russischer. Er fand die Arbeit gethan; ich ersuchte ihn blos, seinen Namen als Zeugen hinzuzusetzen. Und dafür, für diese ungeheure Mühewaltung hat er sich später, pur et simple, mein ganzes Verdienst angemaßt. So verfälscht man Geschichte."

„In dem Augenblicke aber war sie noch nicht verfälscht. Im ganzen russischen Hauptquartier war es bekannt: Oberst Woldemar von Rasick hat uns Soissons und den Uebergang über die Aisne ohne Schwertstreich gewonnen."

„Rechnen Sie dazu, daß seit der Schlacht von Paris mein alter Gönner Barklei wieder Feldmarschall geworden und in der Gunst des Kaisers höher als je stand, so werden Sie nach jeder menschlichen Voraussicht meine Ernennung zum General endlich erreicht sehen."

„In der That ereignete sich Folgendes:

„Eines Morgens, als ich mich eben in den stets überfüllten Vorzimmern des Marschalls befand, trat der General Winzingerode aus dem Kabinet desselben. Er ging auf mich zu, nahm mich scherzend beim Ohrzipfel und fragte: „Nun, hat's da nicht eben vollauf geklungen?" Nein, versetzte ich. „Wirklich?" fuhr er fort, „und das Ohr ist doch so fein! Wohlan, wissen Sie denn, daß ich Sie dem Feldmarschall auf's dringendste empfohlen habe? Er hat mir zugesagt, von Seiner Majestät den Generalsrang für Sie zu erbitten. Bestellen Sie sich nur dreist die Uniform." Ich danke, mache ihm meinen Kratzfuß, und verfüge mich in's Boudoir der Marschallin, um ihr

von den guten Absichten des Gemahls zu erzählen. „Nun sehen Sie," sprach sie, „wie gerecht und gut mein Mann ist; er vergißt ausgezeichnete Dienste nie. Kommen Sie heute doch ja zum Mittagsessen."

„Nachdem ich hierauf ein paar Fahrten gemacht, ohne mir jedoch, wie es Winzingerode gewollt, die neue Uniform zu bestellen, kehre ich in's Hotel des Marschalls zurück. So eben kam auch Marschall Barklei vom Kaiser. Er sieht mich, grüßt mich, sagt aber kein Wort. Ich mochte ihn eben auch nicht fragen. Ueber Tisch aber verlangt er Champagner und sagt zu der Marschallin und den Gästen: „Lasset uns auf die Gesundheit des neuen Generals trinken." Alle Augen wenden sich auf mich. Auch ich bereite mich vor, meinen Namen ausrufen zu hören. In demselben Augenblick bringt ein Kammerdiener ein paar Generals-Epaulets und präsentirt sie — dem Obersten Belogradski! Zugleich erhebt Barklei sein Glas und ruft dessen Namen aus. Die Marschallin erblaßt, ich bin mehr todt als lebendig, sehe mich aber noch gezwungen, das Glas auf den neuen General hinunterzuschlucken. War's Gift oder Champagner — ich weiß es nicht."

„Meine Herren, entschuldigen Sie meine Weitschweifigkeit. Ich wollte Ihnen erzählen, wie ich General geworden bin und erzähle Ihnen stets, wie ich's nicht wurde. Aber ich kann nicht anders. Beides bedingt sich einander."

„Als die Tafel zu Ende war, entschuldigte sich die Marschallin über die Massen. Ihr Mann hat sich wirklich für mich verwendet, sagte sie, das wisse sie genau. Nur wußte er nichts von meiner Erwartung, von Winzigerodes Wink gegen mich. Den Toast auf Belogradski brachte er daher in aller Unschuld seines Herzens aus.

Ich müsse arge Feinde haben, meine Zurücksetzung müsse ein Streich von höherer Hand sein."

„Arge Feinde! ... höhere Hand! ... Was für ein Fatum hing über mir? Ich war in einer ganz andern Stimmung als in Wilna. Damals loderte ich zornsprühend auf; diesmal versank ich still und dumpf in Verzweiflung. Ich kam nach Hause, wie ein Mensch, der sich hinlegen will, um zu sterben."

„Ah, mon ami, was für eine Laune?!" rief meine Französin erschreckt. (Ich hatte sie vor drei Tagen geheirathet.) „Das war die Laune des General Pacthod nicht! General Pacthod war ein munterer, liebenswürdiger Mann, und Sie haben mir versprochen, mir Genugthuung für ihn zu geben!"

„Auch das noch! Mit so viel Kränkung im Herzen den Champion einer vergnügungssüchtigen Französin zu machen! Wie bereute ich meine Uebereilung! Was soll ich ihr sagen? Was kann sie davon begreifen? Meine Geschichte, mein Vorleben, all' meine Interessen, Ansprüche, Rechte, mein ganzes Weben und Sein — lag es ihr nicht himmelweit fern? Was soll diese Französin sich kümmern für die Beförderung eines russischen — ja, sagen wir es geradezu, eines feindlichen Offiziers? Wie konnte ich die ersten und einfachsten Grundlagen der Ehe so thöricht außer Acht lassen? Wie soll eine Ehe hier möglich sein — eine Ehe zwischen Amüsement und Verzweiflung?!"

„So dachte ich und sah mit zerstörter Seele auf das liebe, tändelnde Püppchen, das mein Weib vorstellte. Adelaide herzte und koste mich, fragte mich ein- über das andere Mal, was mir fehle, indeß ich mit einem übermäßigen Kraftaufwand so viel Zerknirschung in mich hinab-

würgte. Endlich riß mir die Geduld. Ich sprang auf, ging hastig auf und ab und erzählte ihr Alles. Das Reden that mir wohl, ich redete zuletzt nur um des Redens willen; ich deklamirte wie in einem Monologe. So strömte Alles aus mir heraus — meine ganze soldatische Laufbahn, meine Verdienste, meine Zurücksetzungen, Alles. Ich vergaß ganz, daß ich vor einer kleinen, netten Pariserin sprach, der das Alles ein spanisches Dorf war; ich ließ mich so gehen. Als ich es genug hatte, warf ich den Hut auf den Kopf und rannte in's nächste Kaffee. Ich war froh, wieder allein zu sein."

„Spät Abends kam ich nach Hause. Adelaide wachte noch, sie fragte mich, ob mir eine Tasse Thee gefällig sei. Ich verneinte. „Mon Dieu!" rief sie, „und ich machte ihn doch so gut. Koste nur!" Damit reichte sie mir eine Tasse — auf der Untertasse aber lag: mein Ernennungsdekret zum General!"

„Denken Sie sich meine Ueberraschung."

„Adelaide war augenblicklich nach meinem Fortgehen in das Elisée gefahren, und hatte beim Kaiser Alexander die Generalin von Rasick zur Audienz anmelden lassen. Der Kaiser stutzte und seine Umgebung, in welcher sich mancher meiner Feinde befinden mochte, stutzte mit. Er empfing sie mit jener ausgezeichneten Artigkeit, die ihm gegen das schöne Geschlecht in so hohem Grade eigen ist, konnte aber doch nicht umhin zu bemerken, daß er einen General Rasick nicht kenne. „Kein Wunder, Sire," antwortete Adelaide, „daß ein so länderreicher Monarch und großer Kriegsherr all' seine Generale nicht kennt. Aber, wenn Sie erlauben, Sire, will ich Sie mit ihm bekannt machen," setzte sie mit jener naiven Grazie hinzu, mit

welcher ſie mir auf dem Sattelknopf meines Pferdes Satisfaktion für ihren Mann abverlangt hatte. Natürlich erlaubte es der Kaiſer. Und nun plauderte Adelaide anmuthig und unerſchrocken, wie es ihr gegeben iſt, dem Kaiſer Alles vor, was ich ſo eben ſelbſt ihr erzählt. Als ſie geendet hatte, war der Kaiſer ſichtlich erheitert und ſagte mit einer Huld ohne Gleichen: „Ich danke Ihnen, Madame; aber das größte Verdienſt des Herrn von Raſick haben Sie mir doch noch verſchwiegen: daß er mir eine ſo liebenswürdige Unterthanin geſchenkt.“ Und damit wandte er ſich und ſchrieb mit eigener Hand mein Ernennungsdekret.“

„Sehen Sie, meine Herren,“ ſchloß Woldemar von Raſick, „das that die kleine Pariſerin für mich, das Weib von drei Tagen. Dasſelbe Weib, welches in dem Augenblicke, da ſie den Tod ihres Mannes vernahm, einem andern Manne — man kann es nicht anders ſagen — Hand und Herz anbot. Die leichtſinnige Frau! Die brave Frau! Und ſie war mit Pacthod glücklich verheirathet! und ſie iſt es glücklich mit mir! Und von Einem zum Andern hat ſie nicht ein Jahr lang getrauert, ſondern — raſch gelebt und gehandelt. Glauben Sie, meine Herren, die Natur iſt reicher, als wir ihr zumuthen, und voraus die weibliche!“

In demſelben Augenblicke trat Janus*) mit einem friſchen Flaſchenkorb in's Eſtaminet. Lebhaft fiel ſogleich die ganze Tiſchgeſellſchaft über ihn her, denn ſie hatte der Erzählung Woldemars ſo aufmerkſam zugehört, daß Jeder ſeines Glaſes vergeſſen. Jetzt aber ſchäumten im Nu die Becher in der Runde und Alles rief anſtoßend: „Es lebe die edle Hausfrau! Es lebe Adelaide von Raſick!“

*) Eſtheiſch für Johann.

Gideon Weiser.

In Frankfurt am Main traten im Jahre 1682 zehn angesehene Männer, an ihrer Spitze der gelehrte Pastorius und der thatkräftige Hartsfelder, zu der sogenannten Frankfurter Landkompagnie zusammen. Der Zweck war, für ihre Freunde und Religionsgenossen — sie waren Mennoniten und Herrnhuter — eine Auswanderung nach Pennsylvanien einzurichten. Am 20. August des folgenden Jahres landeten zwanzig deutsche Familien an den Ufern des Delaware. Die Ankömmlinge bauten sich erst Hüttchen unter den Bäumen, an welchen der breite Delaware hinfluthet, die Männer schossen Wildpret, und einige von ihnen gingen bald tiefer in's Land, um einen passenden Grund für eine künftige Stadtanlage auszukundschaften.

Diese Stadt wurde am 24. Oktober 1685 gegründet und Germantown, das heißt die deutsche Stadt, genannt. Sie dehnte sich in einiger Entfernung längs dem Schuylkill-Fluß aus — anfangs freilich noch lückenhaft, aber die Lücken schlossen sich zauberhaft schnell, denn immer mehr des Volkes, besonders auch Holländer und Engländer besiedelten die deutsche Stadt; letztere trieben mit Vorliebe Handelschaft, während die Deutschen auf Gewerbe und Ackerbau sich verlegten. Erster Bürgermeister des neuen

Gemeinwesens war Pasterius, acht Stadträthe bildeten mit ihm die Obrigkeit. Diese Beamten wurden jährlich durch Stimmgebung sämmtlicher Bürger gewählt, welche sich überdies einmal des Monats als großer Rath versammelten, um Gericht zu halten und Gesetze zu geben.

Was aber das Gerichthalten betrifft, so war Justizpflege die schwächste Seite der Herrnhuter und Mennoniten. Der Begriff der christlichen Bruderliebe, den sie so schön und so — einseitig verstanden, band ihrer Gerechtigkeit die Hände. Ihr frommes Gemüth entsetzte sich vor Eidschwüren und Richten, nicht einmal gegen Diebe und Landschädiger wollten sie scharfe Waffen gebrauchen. Unter diesen Umständen zogen sich viele Ansiedler von der Gemeinde wieder zurück, und zwar aus zweierlei Gründen. Die Einen, weil sie fürchteten, daß bei so wenig Strenge die Sicherheit des Eigenthums leiden und das öffentliche Wesen zu Grunde gehen müsse; die Andern umgekehrt, weil das Wenige, was sie thaten, noch gegen ihr Gewissen war, und der Milde und Sanftheit ihres Herzens leid that. Diese fanden es in der Einsamkeit der Wälder stiller und heiliger, sie bauten sich fern von der Stadt „im Busche," wie man es nannte, an. Da brauchten sie kein Schuldig zu sprechen und keinen Eid zu schwören, ihr ganzes Tagewerk sei: beten und arbeiten, meinten sie.

Aber —

Es kann der Frömmste nicht im Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt,

sagt Schiller im Wilhelm Tell. Und der böse Nachbar in dieser Wildniß waren — die Indianer!

In einer dieser Buschhütten saß eines Abends Frau Weiser mit ihren Kindern, und wartete auf ihren Mann.

Er hatte eine Ladung Korn nach Heidelberg gefahren, eine Niederlassung pfälzischer Auswanderer im Bezirk Tulpehoken. Er und Nachbar Falkner aus Germantown, welcher zwei Kühe zu Markte trieb, waren selbander gezogen.

Die Männer wollten vor Abend zurück sein. Aber längst war es dunkel geworden, die Frau warf ein Holzscheit um das andere in den mächtigen Kamin, sowohl um die Hütte zu beleuchten, als auch das Abendessen, welches fertig gekocht war, für die Heimkehrenden warm zu halten. Die Zeit fing ihr an lang zu werden.

Sie saß da vor ihrem flackernden Herdfeuer, den einen Fuß auf der Trittbrett einer Wiege, worin ein schöner zweijähriger Knabe lag; im Arme hielt sie ein kleineres Kind, welches ruhig an ihrer Brust sog; das älteste aber, ein blondes fünfjähriges Mädchen, stand ihr zur Seite und hielt ein Näpfchen vor sich auf der Bank, aus welchem sie zaudernd aß und fast spielte.

Der Knabe lag unruhig in der Wiege. Er warf die Aermchen umher, den Körper. Die Mutter wiegte ihn fleißig fort und stimmte, um die Wirkung des Wiegens zu unterstützen, ein leises summendes Schlaflied an. Daneben behielt sie auch ihr Mädchen im Auge, welches sie ein paarmal erinnerte: „Mach zu Ende, Betty; die Zeit kommt auch für dich. Iß aus, ich will dich zu Bette bringen.“ Aber das Mädchen bettelte: „Ich möchte den Vater erwarten.“ Die Mutter sagte dann — nichts darauf, sondern gönnte ihr ein Weilchen.

Der einsamen Familie leisteten zwei Nachbarn Gesellschaft, welche sich eingefunden hatten, um von dem heimkehrenden Hausvater Neuigkeiten zu hören. Denn bei der Abgeschiedenheit, worin diese Menschen lebten, war eine

Ausfahrt vom Hof ein Ereigniß, und wer sie machte, konnte sicher sein, wenn er nach Hause kam, ein paar Nachbarn zu finden, welche schon warteten, was es Neues in der Welt gäbe. Diese Gäste trugen das Gehörte dann wieder ihren Anländern zu, und so verbreitete sich eine nothdürftige Kunde des Laufenden „im Busche."

Die zwei Nachbarn waren ein alter Mann und ein schöner, handfester Bursche. Ehren Willich, der Alte, gehörte noch zu jenen zehn Vätern der Landkompagnie, welche mit Pastorius die Anlage von Germantown gegründet hatten. Lange Zeit Prediger in der Stadt, hatte er sich vor dem andrängenden Neuen zuletzt in die Wälder zurückgezogen, wo er ganz rein und ungestört dem Herrn lebte. Schon war sein Scheitel kahl, und nur im Nacken von einem Reste schneeweißer Locken geziert, aber rüstig wanderte er noch an seinem Ahornstocke auf den Waldhöfen herum, um zu predigen, zu rathen, zu trösten. Den Alten und Aechten der Kolonie war der ehrwürdige Greis eine hochgehaltene, ja heilige Erscheinung.

Sein Gegentheil war der junge Mann, Konrad Schütz. Diesen hatte schon Pennsylvanien geboren, und ein neuer Geist lebte in ihm. Ein Geist der That und des Kampfes. Ihn entzückten die Freuden der Gefahr, eine Jagd in der Wildniß oder ein Gefecht mit den Indianern. Immer war sein Pulverhorn gefüllt, sein Messer geschliffen. Unter den frommen Leuten mußte er sein Feuer möglichst verhehlen; aber wenn einmal ein Ueberfall erlebt wurde, ein Nachbarhof grausam ausgemordet und ausgebrannt war, dann erhob Konrad Schütz seine Stimme. Dann hatten die frommen Leute schweres Herzeleid mit ihrer männlichen Jugend; der unbändige Geist war schier aus den

Reifen gesprungen. Und Konrad Schütz galt „im Busche“ für den Vordermann aller Rumergeister. Das wird ein zweiter Weiser, sagten die Friedfertigen kopfschüttelnd.

Gideon Weiser nämlich — um von ihm selbst zu sprechen — hatte eine Zeit, wo er geradezu der Held genannt wurde. In Deutschland war er Lieutenant unter Prinz Eugen gewesen, und hatte die Schlachten von Hohenlinden und Blendheim mitgefochten. Gleich so vielen Soldaten der damaligen Zeit, wo die stehenden Heere kaum erst im Werden und die Massen-Verabschiedungen Regel waren, wanderte er sodann nach Amerika, oder, wie man sich ausdrückte, nach Pennsylvanien aus, und zwar mit einem Schiffe voll Herrnhuter, aber Keiner ihrer Sekte. Als er den Boden von Germantown betrat, sah er sogleich, wo es fehlte. Mannssinn und Waffengeist fehlte den christlichen Brüdern, ein irdischer Streitermuth, der sie gelehrt hätte, den wilden Boden vertheidigen, den sie so fleißig anzubauen, mit so viel Tugenden zu verschönern wußten. Die fromme Lämmerheerde umgab ein Gewimmel von Raubthieren und Kriegerstämmen, und Gideon Weiser ergriff sofort die Partei, ein Schäferhund dieser Lämmerheerde zu werden. Er ging zu weiterst hinaus an die Waldgränze der Ansiedlungen, welche den Anfällen der Indianer ausgesetzt waren, sammelte Gleichgesinnte um sich, ein Häuflein, welches ohne den Namen der thatsächliche Anfang einer Landmiliz war, und wurde in Kraft persönlicher Ueberlegenheit der Kommandant derselben. Damals bestand er unzählige Kämpfe, und verrichtete Thaten der Mannheit, welche weit und breit dem Rufe zu reden gaben. Jeden Tag trat er gerüstet an seinen Pflug und vom Pflug weg ging er streiten und siegen. So lebte er

Jahre lang. Die heiligen Leute sahen mit Seufzen mehr Blut als sonst an ihren Gränzen fließen; aber da er seine Kämpfe ohne Grausamkeit und Hinterlist führte, im ehrlichen Soldatengeist und nach dem großen Charakter-Vorbild „Prinz Eugenius des edlen Ritters," — so hielten sie ihn für keinen schlechteren Bürger deßwegen, sondern nannten den unruhigen Mann, nur mit einem leisen Vorwurf in der Anerkennung, den Starken vor dem Herrn, oder auch schlechtweg den Helden.

Dieses Kriegsfeuer dämpfte sich, als Gideon Weiser Gatte und Vater geworden. Er liebte seine Familie mit einer Zärtlichkeit, wie sie der rauhesten Mannesbrust nicht selten inne wohnt. Sein sanftes Weib, seine süßen Kinder erfüllten sein ganzes Herz. Er lebte von nun an friedlicher. Zwar wehe der Rothhaut, welche die Sicherheit der Weißen zu stören wagte! Seine Tapferkeit im Angriff, sein Eifer in der Verfolgung kannte dann keine Gränze. Er stritt, seit er Weib und Kind hatte, wo möglich noch heldenmüthiger. Aber im Innern seines Gemüthes — das sah Jedermann — war doch ein Umschwung vor sich gegangen. Er war ein Doppelwesen geworden. Kein Mensch konnte mehr sagen, ob er den Krieg aus Kriegslust betrieb oder aus Liebe zum Frieden. Natürlich sagte Jeder das Seine, und Gideon Weiser wurde den Parteien mehr als je ein Mann von Bedeutung. Die Frommen sagten: Der Geist des Herrn kommt über diesen Saulus, er wird noch ganz der Unsrige werden. Die jugendtollen Raufbolde sagten: Es ist wie eine Pause über ihn gekommen, er steht still und besinnt sich. Laßt den Löwen sich ausruhen, und sein Muth wird feuriger sein als je.

Ehren Willich, der alte Prediger und Konrad Schütz, das dreiundzwanzigjährige Pennsylvania-Vollblut, waren gleichsam die Verkörperung dieser beiden Prinzipe. Sie stritten sich um ihren Freund, wie sein sanfter und sein feuriger Engel. Hier die Leidenschaft, dort die Versöhnung. In der That, sie waren die zwei Seiten seines eigenen Selbsts.

Jetzt saßen sie da und halfen dem Weibe ihres Freundes die Zeit vertreiben. Die schlichten Herzen! In ihrer Einfalt verstanden sie sich wenig darauf, was wir in Europa Schonung oder Zartgefühl nennen. Die Unterhaltung drehte sich größtentheils — wer sollte es glauben? — um die Unsicherheit des Landes.

„Mir bangt nur," fing der alte Willich ganz treuherzig an, „mir bangt nur, ob er sich etwa gar mit den Rothhäuten begegnet hat. Der Herr beschütze die Seinen!"

„Vater, da laßt die Rothhäute bangen!" sagte Konrad mit blitzenden Augen. „Der Weiser hat nicht vergessen sein Messer mitzunehmen und seine Flinte. Auch der Falkner ist ein gerüsteter Mann. Und der Schrecken seines Namens geht vor ihm her!"

„Der Engel des Herrn gehe vor ihm her!" antwortete Willich. „Wenn Gott nicht streitet, so sind wir geschlagen, und wer ist stark außer ihm?"

„Das ist mein Vertrauen," sagte das Weib, ihr Schlaflied unterbrechend.

„Es ist schändlich," rief der Jüngling, „daß die Kinder Gottes vor diesen nackten Wilden sollen zittern! Ich sag' Euch, Vater, ging' es nach mir, oder wäre der Weiser noch der Alte, die Wilden müßtens vor uns. Für jeden weißen Skalp zehn rothe! das wär' meine Tar'!"

„Und für jeden rothen hundert weiße wär' Indianer-Tar'," antwortete Willich. „Rache für Rache und immer Rache! wo soll das hinaus? Habt Ihr gehört, wie die Neu-Engländer jüngsthin das Lager der Pequod-Indianer überfallen und mit Mord und Brand alles ausgetilgt haben? Das war ein furchtbarer Anblick, schrieb ihr eigener Pfarrer, wie die Rothhäute so im Feuer brieten, und Blutströme es theilweise verlöschten, und grausenhafter Geruch die Luft erfüllte. Aber der Sieg wurde zum lieblichen Dankopfer und stieg als Weihrauch zum Himmel empor, denn es waren ja Heiden und Teufelskinder, die wir geschlachtet. Der verblendete Mann! Nicht drei Tage vergingen, da kehrt er heim in seine Wohnung und findet das Haus verbrannt. Er dringt hinein — da lag sein Weib auf ihrem Gesichte, todt und skalpirt. Zwei Kinder lagen neben ihr, gleichfalls getödtet. Nur das dritte athmete noch und streckte sein halb verbranntes Aermlein unter'm Backtrog hervor —"

„Gott steh' mir bei!" schrie Weiser's Frau.

Der alte Willich blickte sie an und sagte gelassen: „Frau, thut das Kind von der Brust, wenn Ihr Euch schaudert."

Ein paar Augenblicke war alles still. Das erschreckte Weib folgte mit Aengstlichkeit dem Rathe des Alten. Der Säugling fing an zu schreien, als ihm die Brust versagt war; die Mutter stand auf und schaukelte ihn, taktmäßig auf- und abgehend, in den Armen. Die kleine Betty schwenkte die Wiege, denn das Brüderchen darin war bei dem Geschrei des Brustkindes erwacht.

Nach einer Weile war der Allarm gestillt. Die Frau, scheinbar getröstet, in der That aber zum Zeichen, daß

ihr der Gedanke zu schaffen mache, fuhr fort: „Wie glücklich preise ich mich, daß mein Mann sich an den Frieden gewöhnt hat. Ich hätte keinen Augenblick Ruhe, wüßt' ich, daß seine alten Feinde nach Rache dürsten."

„Ist es denn wahr," fragte Konrad, „daß Tammany sich wieder gezeigt hat?"

Bei diesem Namen stand das Weib wie erstarrt, und sah dem Jüngling mit einem ernsten Blicke in's Auge.

„Ja wohl ist es so," antwortete Ehren Willich mit Kindesunschuld, „der kriegerische Häuptling streift wieder in Tulpehoken."

„Und das sagt Ihr mir jetzt?!" rief das Weib in die Männer hinein.

„Warum denn nicht?" sagte Konrad erstaunt.

„Gott im Himmel, und der Mann fährt nach Heidelberg!" rang die Frau.

„Oho," rief der junge Recke, „gemach Frauchen, gemach. Etwa sollten wir den Rothhäuten noch aus dem Wege gehen? Und Unsereins gibt sich Tage lang Mühe um die leiseste Spur von einer Indianerfährte."

„Ihr seid" — fuhr das Weibchen heraus, und es wäre gewiß ein Kraftwort gewesen, denn sie hatte ihr rasches Blut trotz Einer. Aber schnell besann sie sich der heiligen Nähe des Greises und fuhr fort: „Ihr seid ein Mann — und ein unverheiratheter Mann! Aber was gehen mich und dieses unschuldige Blut hier Indianerfährten an?" Mit einem Rundschwung der Hand wies sie auf ihre drei Kinder dabei.

Der Dreiundzwanzigjährige wußte nichts darauf zu antworten.

Wieder entstand eine Pause.

Die junge Frau ging heftig auf und ab. Eine Angst stürmte in ihr, die sie vergebens niederringen wollte.

„Und auch Ihr, Vater Willich," blieb sie vor dem Alten stehen. „Der Tammany streift, und Ihr laßt mir den Mann nach Heidelberg!"

„Hätt' ich ihn halten können?" sagte der Greis ruhig.

Die kleine Betty hing sich furchtsam an ihre Mutter. „Kommt der Vater nicht?" fragte sie schüchtern zu ihr hinauf.

Auf einmal geschah ein Stoß gegen den Fensterladen.

„Jesus, mein Heiland!" schrie das Weib, „das ist die Streitart der Indianer!"

Ein Nachtvogel war's, welcher verfolgt von einem andern an's Fenster gestoßen. Man hörte das Kreischen und Fluddern der Vögel, im Innern der Hütte aber fingen die Kinder zu weinen an.

Das gab große Noth. Die arme Mutter mühte sich ab, ihre Kinder zur Ruhe zu bringen und hatte selbst keine! Die Männer halfen ihr dabei, aber der Junge verlor bald die Geduld. Mit Grimm und Mitleid über dies zitternde Hauswesen rief er entschlossen: „Wenn der Weiser nach Hause kommt, ich weiß, was ich thu'!"

„Und was thut Ihr dann?" fragte der alte Willich.

„Einen Landsturm verabreden wir, daß Pennsylvanien d'ran denken soll! Ich ruhe und raste nicht, bis ich Tammany's Skalp dem Buben dort zum Spielen in die Wiege werfe."

Der fromme Greis zuckte zusammen. Es ging ihm, das sah man, gegen die innerste Natur, was er da hörte.

Nach einer Weile fing er an: „Ich hoffe zu Gott, Tammany's Kopfhaut ist für Taufwasser erschaffen, nicht

für's blutige Skalpmesser." Er sagte das Wort mit einer tiefen Ergriffenheit.

„Für Taufwasser?" fragte der Recke. „Gottes Segen dazu! Aber die Engländer wissen zu sagen, wie wenig das nützt. Fragt die Engländer, wie sie mit ihren Getauften d'ran sind!"

„Junger Mann, das versteht Ihr nicht," antwortete Willich, dessen empfindlichster Nerv hier berührt war. „Ich selbst habe den Häuptling Rapahannok, meinen lieben Bruder in Christo, sagen hören: Ehe die deutschen Lehrer zu uns kamen, lagen wir trunken vor den Thüren und kannten uns selbst nicht. Die englischen Prediger taufen wohl, aber sie lassen uns gehen wild wie zuvor; sie sprechen vom Erlöser wie von einem fremden Lande. Ihr Deutsche dagegen habt die Zunge des Lebens; wenn ihr prediget, so fühlen wir's im Herzen, daß eure Worte wahr sind."

Frau Weiser blieb mit ihrem Säugling im Arm vor dem Alten stehen. „Sagt, ist das wirklich so?" fragte sie mit freudigem Antheil. „Denken die Indianer so?"

„Und warum sollten sie nicht?" antwortete der priesterliche Greis. „Sind sie nicht Menschen? Sind sie nicht Geschöpfe Gottes, wie wir? Glaubt mir, junge Frau, ich habe in einer langen Erfahrung die Indianer kennen gelernt. Sie haben nach ihrer Art eine Ahnung von Gott und eine tiefherzige Frömmigkeit, die durch allerlei Aberglauben wunderbar durchbricht. Eh' ich Rapahannok, meinen christlichen Freund, taufte, wanderte ich ganz allein in seinem Gebiete umher, predigte, wurde verfolgt und predigte wieder. Rapahannok stellte mir nach. Da entdeckte er eines Abends mein Zelt, das ich im Busche aufgeschlagen hatte; d'rinn lag ich und schlief. Wie er nun

den Vorhang zurückschlug und mich schlafend am Boden fand, allein und unbeschützt, da brach er in die Worte aus: Beim großen Geist, dieser da ist kein böser Mann, denn er fürchtet nichts Uebles, nicht einmal von uns, die wir ihn verfolgen. Ruhig schläft er und gibt sein Leben in unsre Hände. — Ein anderes Mal fuhr ich mit dem Oberlandmesser Lawson die Susquehannah hinauf. Da wurden wir von sechzig Indianern überfallen und zum Tode geschleppt. Lawson hatte ein Buch verloren, welches der Häuptling Sasseenan begierig aufgriff, indem er hohnlachte: Ist dieses da das verdammte Buch, womit Ihr uns die Gräber unsrer Väter abschwätzet? Er meinte die Bibel. Nein, es ist ein Kalender, sagte Lawson."

„Was ist ein Kalender? Ein Kalender ist ein Buch, aus dem man weiß, was am Himmel vorgeht. Ich zum Beispiele weiß, daß in acht Tagen der Mond sich verfinstern wird. Oho, rief der Häuptling, nun wollen wir sehen, ob das Wort des weißen Mannes die Wahrheit ist. Lassen wir sie, als ihre eigenen Zeugen, acht Tage lang leben, und dann tödten wir sie mit allen Martern, die wir inzwischen ausdenken können, wenn sie gelogen haben. Als aber am achten Tage der Mond sich wirklich verfinsterte, da standen die Indianer erstaunt, und Sasseenan rief aus: Wahrhaftig, das hat dem weißen Mann sein Gott gesagt, der große Geist sagt es nicht dem rothen! So voll eines schlummernden Gottesglaubens ist das Gemüth des Indianers. Er findet seinen Gott einstweilen in der rohen Natur, dieweil er ihn noch nicht hat durch das Licht der Offenbarung. Wann würd' ich fertig, wenn ich all' solche Exempel aufzählen wollte? Einstmal saß ich in meinem Zelt und war eifrig mit

Schreiben beschäftigt. Auf einmal überfallen mich Indianer. Schon sauste die Mordart über meinem Schädel und in meinem Herzen rief ich den Namen des Heilands an; da hielt der Streich inne. Was war es? Zu meinen Füßen, mir selber unbewußt, hatte sich eine Schlange geringelt. Die sah der Indianer und rief: Tretet zurück, das ist ein heiliger Mann! Seht, er hat seinen Schutzgeist bei sich in Gestalt einer Schlange. Und kein Haar krümmten sie mir. Solche Herzen sind fähig des Evangeliums. Was sag' ich: fähig?! Sie lechzen darnach, sie sind offen und vorbereitet, wie durch eine höhere Hand. Das sagte mir auch einst mein christlicher Bruder Quagnant, ein Häuptling der Mohawk-Indianer. Bruder, sprach er, du hast eine lange Reise über das Wasser gemacht und predigst den rothen Männern und wußtest nicht, daß wir da waren, und wir wußten nichts von dir. Das kommt von oben. Komm daher zu uns, du und deine Brüder, ihr seid willkommen, und nimm diesen Wampumgürtel zum Zeichen der Wahrheit unserer Worte."

So erzählte der alte Willich. Frau Weiser, in der Mitte ihrer Kinder, stand und hörte mit Erquickung zu. Einen Augenblick schien ein Engel des Friedens seine Flügel in der Hütte auszubreiten.

„Biegen oder brechen!" sagte der junge Konrad nach einer Weile, „mir kann's ja recht sein. Wenn wir sie nur bewältigen die Rothen."

„Ach, geschäh' es in Frieden!" seufzte das Weib. „Ich bitt' Euch, Vater, erzählet noch mehr! Kennt Ihr den Häuptling Tammany?"

„Ich wollte, ich kennt' ihn!" rief der Jüngling und hieb mit dem Schüreisen wild in die Kohlen. „Den Stolzen,

den Grausamen, das Messer des Landes, wie er sich nennt."

„Stolz! grausam! Messer!" sagte der Greis. „Das alles war Tammany, aber vergeht die Zeit nicht auch für ihn? Was grün ist, wird reif, und was sauer ist, süß. Die Finsterniß verkehrt sich in Tag und die Blindheit in Licht und Gnade des Herrn. Hat unser Freund hier nicht auch sich verändert? Weiser und Tammany haben einander so lange bekämpft; aber ich hoffe, sie sind einander mehr gleich, als sie ahnen."

Weisers Frau horchte hoch auf. „O Gott," rief sie, und ihre Augen blitzten, „wenn es Euch verliehen wäre, Vater —"

„Ja, ja!" erhob sich der Greis, unfähig an sich zu halten, denn sein Innerstes war ausgesprochen. „Ich sag' Euch, Frau, ein Vertrauen flüstert in mir — ich kenne sie wohl diese Stimme, und sie hat mich niemals getäuscht. Der Herr ist mächtig im Schwachen, und ich hoffe zum Herrn: der Häuptling Tammany wird Euer viertes Kind über die Taufe halten!"

Die Frau stieß einen Freudenschrei aus.

„Ich sitze hier und harre mit Ungeduld Eures Mannes, denn daß ich Euch sage: auch ich schmachte nach dieser Indianerfährte in Tulpehoken! Er soll mein letztes Tagewerk sein. Dann, Herr, laß deinen Diener in Frieden fahren, will ich mit Simeon sagen, es ist geschehen, was du mir aufgetragen hast."

Der alte Mann stand aufgerichtet, ein Roth der Begeisterung im Antlitz, welches seiner weißen Haare zu spotten schien. Das Herdfeuer leuchtete ihn an, und die Hausfrau blickte auf ihn andächtig wie auf eine Apostelgestalt.

Auf einmal schrack Alles zusammen. Ein Lärm entstand draußen — Schnauben, Hufschläge, ein Schlag an's Fenster und eine Stimme schrie: „Mach' auf, Weiserin, mach' auf, dein Mann ist gefangen!"

Es war Annemarie, eine Bauerstochter aus Germantown und Falkner's Nachbarin. Das starke Mädchen war aufgesessen und brachte die Botschaft beritten: „All' unsere Mannen sind in den Waffen; der mindeste Bub wollte nicht Boten laufen. Auf, auf, Alles! Der Falkner hat sich halb todt nach Hause geschleppt; deinem Manne haben sie eine Schlinge um den Kopf geworfen, und fort mit ihm! In der Gabel der Reuse — der Falkner hat's in ihrer Sprache erschnappt — haben die Indianer ihr Schlupfloch."

Das war ein Sturm in der Buschhütte!

Die Frau stürzte in Ohnmacht, die Kinder schrien, Konrad fluchte, Ehren Willich tröstete, Annemarie beschrieb und erzählte. Ihr tapferer Ritt, ihr unerschrockenes Wesen entzückten den Jüngling mitten in seiner Aufregung; Konrad und die Magd wechselten Blicke — rings im Entsetzen Zukunftsleben!

Willich aber sagte: „Frauchen, es lebt ein Gott! Den Kopf oben behalten! Nehmt das Gesangbuch und betet diese Nacht, dieweil wir arbeiten. Die Annemarie wird bei Euch bleiben. Nur Muth und Vertrauen! Ein gefangener Mann ist noch kein Todter. Ich kenne die Sitte der Indianer. Ueber Grafenried, meinen christlichen Freund, sind sie nicht weniger als zwei Tage lang zu Gericht gesessen. Je größer der Feind, je feierlicher ihr Gericht. Und der Grafenried lebt heute noch."

Frau Weiser faßte sich mühsam. Konrad Schütz drängte

vorwärts, und auch Willich stellte sich fest auf die Füße. Der alte Mann ließ sich's nicht nehmen mitzugehen. „In der Gabel der Neuse! ich kenne den Ort. Auf, in Gottes Namen." Und hinausschritten die Männer in die Herbstnacht.

Durch Wald und über buschige Wiesen waren sie kaum zwei englische Meilen weit auf der kürzesten Linie vorgeschritten, da scholls von jungen, jubeltollen Kehlen mit unbändigem Schall aus der Ferne: „Prinz Eugenius, der edle Ritter!" Sie hatten das Aufgebot von Germantown eingeholt.

Das war eine handfeste Jünglingsschaar. Alles voll Lust und Wonne, daß sie der Gottseligkeit ihrer frommen Stadt mit einer so prächtigen Gelegenheit zu einem Raufzug entwischen konnten.

Wieder eine Meile und eine Stimme schrie sie im Dunklen an: „Kerle, seid ihr des Henkers?" Es war der Vorposten vom Heidelberger-Zuzug.

Der Gesang verstummte jetzt, — man näherte sich dem Indianer-Bezirk. Die vereinigte Mannschaft von Heidelberg und Germantown marschirte in Schlachtordnung.

Die Gabel der Neuse heißt ein Ort im Waldgrund bei Heidelberg, wo zwei Bäche zu einem mäßigen Fluß — die Deutschen nannten ihn Neuse — zusammenrinnen.

Der Wald wurde dichter — die Schlachtordnung löste sich zu einer Tirailleurkette auf — und drang vorsichtig, den Hahn gespannt, in einem weiten Halbkreise vorwärts.

Auf einmal erblickte man einen Feuerschein. Es war zwei Stunden nach Mitternacht.

Man sah eine unebene und steinige Waldbodenfläche

von geringem Umfang. In der Mitte stand ein dürrer Föhrenstamm, zerstreut umher lagen bemooste Geröllsteine. Den nächtigen Waldversteck erhellte ein Feuer, welches mit Pechqualm und rothflammiger Lohe romantisch wild im Herbstwinde flackerte. Hier fanden die Deutschen, was sie suchten.

Vier Indianer, durch die Pracht ihres Kopffedernschmucks und ihrer reich verzierten Kriegsmäntel als Stammeshäupter erkennbar, saßen im Umkreise des Feuers, das ihre ausdrucksvollen Köpfe beleuchtete, einander gegenüber. Vor allen hervor ragte Tammanys ernst majestätischer Anblick. Er saß der nächste vor dem Feuer, weiter zurück die Andern, in geringer Entfernung aber stand der dürre einzelnstehende Föhrenstamm, und an diesen ein Mann angebunden — es war Gideon Weiser.

Durch einen jener Glücksfälle, welche große wie kleine Kriege auszeichnen, hatte es sich gefügt, daß die anrückenden Deutschen, ohne mit dem Hauptlager der Indianer sich zu berühren, diese Stelle gefunden, welche die richtenden Häuptlinge offenbar als eine einsam gesonderte Mahlstätte sich ausgesucht, und wo sie nunmehr ohne weitere Umstände konnten aufgehoben werden.

Begeistert von diesem Glücksgriff waren die Deutschen nicht zu halten. Mit einem Hurrah! stürzten sie vor und im Augenblick starrten fünfzig bis sechzig Flintenläufe den Indianern entgegen.

Die Häuptlinge fuhren entsetzt von ihren Sitzen.

Aber noch erschrockener fuhr aus dem Hinterhalte jetzt ein alter gebrechlicher Mann unter die hitzige Jugend, mühsam sich durchbrechend, denn im blind ausbrechenden

Kriegslärm wäre er bald außer Acht geblieben. Es war Ehren Willich.

„Nicht so, Ihr Brüder! nicht so!“ rief er mit abwehrender Geberde und Stimme. „Die Rache ist mein, spricht der Herr. Laßt mich reden mit diesem Kriegshauptmann Tammany hier. Tretet zurück!“

„Tammany, du ruhmvoller Krieger, warum verfolgst du diesen berühmten Kriegsmann hier? Gideon Weiser, du gerechter und muthiger Mann, warum erhebest du deine Hand wider Tammany? Ihr Männer, auf welche die Sonne zweier Welten mit Wohlgefallen scheint, welche der höchsteinige Gott geschaffen hat, auf daß Ihr Freunde und Brüder seiet, eins das andre achtet und ehret und mit vereinter Gewalt das Land beschirmet: welche Blindheit schlägt Euer Auge, daß Jeder im Andern sich selbst zu vernichten strebt? Wer Blut vergießt, deß Blut wird wieder vergessen. In Euerm Kampfe gibt es keinen Siegespreis, als Leichen und Brandstätten und nur Einer gewinnt: der Tod! Was dachtest du Großes, Tammany, hättest du diesen Mann hier gerichtet? Siehe, schon richten wir dich! Und was frommte es uns, wenn unsre Kugeln dich niederstreckten? Deine Völker würden dich rächen. Tammany, du Held, der sich auf Siege versteht, ich nenne dir einen Sieg, — den sollst du merken. Ein besiegter Feind kann sich vom Boden erheben, und ist stark wie zuvor; aber ein versöhnter Feind, erst der ist besiegt!“

Die Indianer brachen in einen Jubelruf aus. Tammany wiederholte mit Feuer: „Ein besiegter Feind kann sich vom Boden erheben und ist stark wie zuvor; aber ein versöhnter Feind, erst der ist besiegt. Ich sage dir, weißer

Mann, wäre das große Waſſer zehnmal ſo groß, du hätteſt herüber kommen müſſen, uns dieſes Wort zu verkündigen!"

Und Tammany und Gideon Weiſer lagen einander in den Armen.

Von dieſem Augenblicke an war Friede zwiſchen den Deutſchen und Indianern jener Gegend von Pennſylvanien.

Konrad Schütz aber nahm Annemarie, die kühne Botenreiterin zum Weibe, und die Leute hatten nicht Unrecht, welche ſagten, er wird ein zweiter Weiſer. In den Armen kräftiger Liebe lenkte ſein Jugendfeuer von unnöthiger Raufluſt ſich ab; der Friede, durch das Abenteuer dieſer Nacht ſo erhebend geſtiftet, wurde auch treu und maßvoll gehalten.

Der Bildstock am Rain.

Nicht allein das ist dem Kriege gegeben, daß er zerstört: er bringt auch hervor. Zwar nicht Werthe und Güter; aber vom inneren Menschen, von der Kraft des Empfindens und Fühlens, vom Herzen, bringt er die merkwürdigsten Erscheinungen zu Tage.

Es liegt uns eine Geschichte im Sinne, die uns zu dieser Betrachtung stimmt. In Südtirol haben wir sie aus eines guten Mannes Mund im vorigen Sommer erzählen gehört.

Vorerst aber wollen wir des Bildstocks gedenken, welcher auf einem Feldrain bei .... ja, wo steht er doch nur? Auf eine Stunde in der Nähe von Trient war es. Den Ort wüßten wir kaum noch zu nennen; wir trieben ziemlich im Irren damals. Bald durch das Ried in der sumpfigen Etschebene, wo uns das Röhrricht die Aussicht verwehrte, bald durch die großen Weingüter im Gehügel, welche auf gut wälsch sämmtlich ummauert waren und gleichfalls die Aussicht verlegten. Wie es nun geht, wenn man die heiße und staubige Heerstraße meiden will. Heiß und staubig aber ist sie genugsam die gute Etschthaler-Landstraße zwischen ihren Porphyr- und Dolomitfelsen.

Bei dieſem Querlaufen kam uns bemeldeter Bildſtock in den Weg. Er ſtand, wie geſagt, auf einem Feldrain und war ein hölzerner Säulenſchaft, auf welchem, aus Holz geſchnitzt, die Muttergottes mit dem Chriſtkinde auf dem Schooße ſaß. Die Arbeit war ſo roh, daß ſie von der Menſchenform kaum die Spuren erkenntlich machte; nie haben wir ein Machwerk von ähnlicher Plumpheit auf dem Lande geſehen. Und doch war das Ganze mit einer Art Sorgfalt gehegt: man hatte eine kapellenartige Niſche darum aufgemauert und die offene Vorderſeite mit einem Stakettengitter bis zu zwei Drittel der Höhe verwahrt. Wunderbar aber iſt es zu ſagen: der Bildſtock verdiente auch dieſe Aufmerkſamkeit. Denn ein Werth war an demſelben, ein theurer und ſeltener Werth! Das Bildwerk nämlich umrahmte ein großer und breitſtrahliger Glorienſchein, und zwar vom gediegendſten Golde. Wir trauten unſern Augen nicht! Wir beäugelten den Schatz von allen Seiten, von welchen es möglich war; wir langten mit dem Stock hinauf und ließen ſeinen Knopf an dem glänzenden Dinge klingen: der Glorienſchein war und blieb Gold.

Unſer Treiben konnte von einem benachbarten Landhauſe beobachtet werden, welches mit ſeiner Stirnſeite, ſo recht wie zu Wacht und Wehr, gegen das kleine Feldheiligthum lag. Wir ſahen in der Vorlaube des Hauſes ein paar Männer ſitzen, bei einer guten Flaſche, wie es ſchien, dergleichen wir ſelbſt uns ſchon lange erſehnt hatten. Wir thaten daher, wozu wir auch ſonſt entſchloſſen waren, wir ſprachen in dem Landhauſe ein. Wir hatten es glücklich getroffen. Der Hausherr mit ſeinen blauen Augen und ſeinem breiten, grundgeſcheidten Geſichte, war ein Mann deutſcher Zunge, einer jener Kernmänner, wie ſie

juſt in den Wälſchmarken ſo urdeutſch beiſammenſitzen. Sein Zechkumpan beim labenden Abendtrunk trug die Uniform eines öſterreichiſchen Offiziers und der Hausherr nannte ihn Vetter.

Wir waren bald der Dritte im Bunde. Nach den erſten Begrüßungen und nach dem erſten Glas Wein, — der nebenbei vom edelſten Rothen war — wieſen wir auf die Bildſäule, die vor uns ſtand, und machten unſerm Verwundern darüber Luft. „Hieſiges Land," ſagten wir, „erfreut ſich eines ausgiebigen Wohlſtandes und einer tief religiöſen Kultur. Jeder Schritt weiſt das auf. Mittel und Wille ſind da, das Heilige zu ehren und auch das irdiſche Gut will glänzen daneben. Das iſt ein Weg, der wie von ſelbſt zu der Kunſt führt. Wie iſt's nun mit jenem Bildſtock da vorne? Der andächtige Gründer hat einen Klumpen Gold breitgeſchlagen und an ein ungeformtes Stück Holz geheftet. Solch unbehilfliches Prachten haben wir wohl in barbariſchen Ländern gefunden, z. B. in altſlaviſchen. Aber im feinen Etſchländchen wundert es uns. Wie kommt es, daß der Stifter jenes Heiligthums ſein Gold nicht lieber verwendet hat, den Gegenſtand ſelbſt würdiger abbilden zu laſſen? Iſt doch das marmormeißelnde Italien in der Nähe oder auch nur das ſchnitzkundige Gröbenerthal! Wären die Etſchthaler wirklich ſo gleichgiltig gegen die Kunſt?"

Der Wirth nahm unſere Bemerkung mit einem eigenthümlichen Lächeln auf. Er nickte dazu, als ob er nichts anders erwartet hätte; dann ſagte er: „Dasſelbe haben ſchon viele Reiſende geſagt. Ich ſehe wohl, ich muß die Geſchichte immer von Neuem erzählen. In Gottes Namen. Thu' ich's doch gern! Nur muß ich Ihnen gleich vom

Anfang bemerken: der Bildstock und seine Holzarbeit ist ein Alterthum, Gott weiß, von wie lange her! Dagegen der Heiligenschein, den that Frau Anna Baldwein erst im vorigen Jahrhundert hinzu. Und die Gelegenheit, wie das kam, das eben ist's, was ich Ihnen erzählen will."

Der Hauswirth schenkte die Gläser voll und fing an:

„Es war im spanischen Krieg des Hauses Oesterreich, wo Bayern, verbunden mit Frankreich, in unser liebes Tirol einfiel. Das Land vor dem Brenner ging beim ersten Anprall in eitel Schreck und Confusion verloren, sogar der unüberwindliche Kufstein. Wir hüben aber griffen d'rein und durch! Die Franzosen bekamen ihre schwere Noth mit uns; ich mein', wir wiesen die Zähne! Sogar als die drei Erzhallunken — Vater und Brüder Francini waren's, ihr Name soll ewig verhundet sein! — den Marschall Vendosme in eigner Person über den Pie' di Gaza in's Land geschwärzt hatten, ging uns der Muth nicht aus. Das Land war Ein Feuer! Wir kunntens halt anders, als die Innthaler d'rüben, wo Seine bayrische Gnaden ruhig in Innsbruck tafelte. Im Etschlande war recht der Teufel los. Wie sich Arco vertheidigte, Roveredo, Trient, da geriethen sie in Verzweiflung, Vendosme und sein Unter-General Medavi. Dafür hieß es aber auch: kein Pardon! und wer ihnen lebendig in die Hände fiel — hingekniet und drei Kugeln in's Hirn, das war Eins! Das Standrecht wurde grausam gehandhabt."

„In dieser blutigen Zeit war's, da fiel auf den Hügeln von Sardagna nach einem heißen Scharmützel der Mathias Baldwein in die Hände der Feinde. Das war ein feiner Braten! Denn der Bub, trotz seiner achtzehn Jahre, hatte wie ein Gideon für's theure Tirolerland

gefochten. Seit Franzosen in Tirol standen, waren ja Tausend Robler *) in Helden verwandelt, und der Baldwein war einer der obersten. Schleppten das arme Blut auch eigens nach Vezzano deßwegen, in's Hauptquartier von Medavi, der, wie sie wußten, ein großes Vergnügen haben würde, ihn erschießen zu sehen. Mit Noth entwischte ein Kamerad, lief nach Lawis, wo der Baldwein daheim war, stürzte an seinem Hause blutspeiend nieder und schrie zum Altan hinauf: „Frau Anna, Euer Sohn wird erschossen!"

„Jesus Maria! und kaum hörte es das Weib, so war sie auch schon auf der Straße nach Vezzano hinaus. Aber die Exekution eilte schier noch geschwinder und ersparte ihr ein passables Stück Wegs."

„Denn von Vezzano war Medavi just nach Cadine geritten, wo Vendosme sein Hauptquartier hatte. Aber auch Vendosme mit wenig Leuten war fort und trabte gegen die Etsch hinab. Die Eskorte des Gefangenen begegnete der Generalität im freien Felde, gab ihr Todesopfer sogleich ab, und stehenden Fußes wurde das Urtel gesprochen. Der Kaplan aus dem Gefolge Medavis leistete geistlichen Zuspruch, hierauf suchten sie einen passenden Ort aus, wo der Mathias hinknien und sterben sollte. Dort bei dem Bildstock war's. Es däucht' ihnen feierlich, die Exekution vor dem Muttergottesbild zu vollziehen, und war ihnen der Platz wie gefunden zur Richtstatt."

„Da kommt Frau Anna dahergerannt."

„Alle Engel und Heiligen, was geht hier vor? Ist's schon so weit? Mathis, mein Mathis — und hinein in

*) Robler, Raufbold; tirolisch.

den Haufen! mitten hinein zwiſchen die vielen Pferde und Stabsoffiziere. Laßt mir den Buben los, ihr Bluthunde; ich bin ſeine Mutter! Mein gehört er, nicht Euch! Was?! Wollt Ihr das Kind derſchießen, das ich geboren hab'! Wofür hätt' ich's geboren! Könnt Ihr Alle miteinander ein Kind gebären? Bleibt mir vom Leibe; das kann nur ich! Seht doch den Frevel an, den Muthwillen! Kinder derſchießen, die Andre geboren haben! Was geht ihm denn ab? Iſt er blind? Iſt er lahm? Iſt das ein Aas für den Schindanger? Ich hab' ihn geboren ohne Fehl und ohne Mackel, das weiß die ganze Welt. Und wenn er jetzt blaß iſt, ſo ſeid Ihr Schuld daran; von mir aus iſt er roth und geſund. Soll mir Eins ſagen! Dieſe Augen, dieſe Naſe, dieſe Hirnſchale — das Alles iſt fein und ohn' ein Tädelchen; und da hineinſchießen wollt Ihr? Ihr Mörder, Ihr Höllenhunde, Ihr Leutverderber! Geht doch heim und derſchießt die Eurigen; was habt Ihr mit den Tiroler-Weibern, daß Ihr unſere Buben derſchießen wollt?"

„So wetterte das Weib in den Feind hinein, recht als eine Löwenmutter, welche ihr Junges vertheidigt. Die Generäle ſahen ſich an; — der Vendosme ruhig und ernſthaft, aber der Medavi, der dicke ſchwammige Kerl — d'rinn hängen ſie alle im Bildniß — der ſtrich an ſein dreifach geſtaffeltes Kinn hinab, und wackelte und ſchwappelte auf ſeinem Brandfuchs vor innerer Freude. Ein Exempel muß ſein! grunzte er aus ſeinen wulſtigen Hänglippen. Und das Faß hatte ein friſirtes Pariſermädel vor ſich auf dem Sattel, die war als Page verkleidet, hatte ſchwarze zuſammengewachſene Augenbraunen, mit denen zwickerte ſie recht teufliſch und grinſte dazu: Ja, ja, der ſein der Schüſtiß!" (justice.)

„Das Weib aber, nicht faul, hatte sich stracks an den Sohn gemacht und wollt' ihm die Stricke losbinden. Die Soldaten rissen sie weg. Zehn Mann hielten sie fest an Händen und Füßen. Und der Medavi kommandirte: Drei Mann vor! und der Lieutnant ließ den Kreis schließen und der Profoß verband dem Mathias die Augen. Wie das Weib diesen Ernst sieht, da halten sie auch die zehn Männer nicht mehr. Sie reißt ihnen aus, wirft sich den Generälen vor die Pferde und schreit: Hundert Joch Weinland hab' ich und drei Keller voll Stückfässer, in Trento einen und zwei in Lavis, die sollt Ihr haben. Auch die fünfzig spanischen Dublonen, die ich in meiner Badstube vermauert und was die Freundschaft beisteuern will extra. Gebt mir den Buben los. — Alles umsonst. Der Medavi behaupt't wie ein Stock: Ein Exempel muß sein! und die Pariserin näselt: Der sein der Schüstiß! Der Vendosme aber machte ein Zeichen, da packten die Soldaten das Weib und schleiften sie weg, und im Schleifen hörte man sie immerfort schreien: Es ist nicht möglich! es ist nicht möglich! Soll der g'sunde Bub schon in d'Erd hinein!"

„Derweil kommandirt der Profoß: Delinquent auf die Knie!"

„Die Anna das hören und alle Soldatenfäuste wie Maikäfer von sich schütteln, war Eins. Augenblicks ist sie wieder vor den Generälen. Aber der Medavi schmunzelt so schadenfroh und die frisirte Pariser-Katze fiebert vor Mordlust. Nur dem Vendosme fängts zu gruseln an; er wirft den Blick auf die Seite und sagt dumpf: Bet' für seine Seele, Weib! Dabei deutet er auf den Muttergottesstock."

„Wie nun die Anna den Muttergottesstock wahr-

nimmt — aber erſchrecken Sie nicht, mein Herr, unterbrach ſich der Wirth — wie die Anna das Bild erblickt, da ſchreit ſie auf: Was? die hat ein Kind auf dem Schooß und das meinige wird mir derſchoßen? 'runter damit! und ſpringt wie ein Tiger den Bildſtock hinan und zerrt und reißt an dem Jeſuskinde . . ."

„Den Franzoſen triebs die Haare zu Berge. Waren ſie doch auch katholiſche Chriſten!"

„Dem Medavi fielen die Zügeln aus der Hand, er wurde blaß über all' ſeine Kinnſtaffeln hinab."

„Der Vendosme aber riß ſein Tuch aus der Taſche. Gebt Ihr den Sohn! rief er zähneklappernd — was für ein Volk! Es iſt nicht gut, es zum Aeußerſten zu treiben! Und ſchwenkte ſein Tuch weit über ſeinen Federbuſch hinaus."

„So war der Mathias Baldwein gerettet."

„Die Frau Anna ſodann hat der Muttergottes, an der ſie ſo ſchwer ſich vergriffen, den werthvollen Glorienſchein geſpendet, und zwar aus denſelben fünfzig Dublonen, die ſie in ihrer Badſtube vermauert. Das, mein Herr, iſt die Löſung auf Ihre Frage. Die Geſchichte trug ſich ſo zu, wie ich Ihnen berichte, und geſchah das Alles am 1. September 1703."

„Acht Tage darnach zogen die Franzoſen von Trient und überhaupt aus Tirol ab. Auf ſeinem Rückzug durch die Maroche hat der Medavi noch teufliſch gehauſt; Sie machen dort keinen Schaufelſtich in die Erde, wo Sie nicht Menſchenknochen finden. Aber den Mathias Baldwein haben ſie nicht gekriegt. Den hat das herzhafte Weib, ſeine Mutter mit der ganzen Angſt und Kraft eines Mutterherzens herausgeriſſen. Sei ſie geſegnet, das ſtarke Tirolerweib, denn wäre ſie ſchwächer und weinerlicher

gewesen, so säße ich auch nicht da und tränke das Glas mit Ihnen. Ja, mein Herr, ich selbst bin ein Baldwein; Christian Baldwein heiß' ich und war derselbige Mathias mein Urgroßvater. Das Geschlecht ist noch groß geworden; die in Trient haben sich zwar verwälscht und nennen sich Baldovini, 's ist aber Alles ein Stamm."

So erzählte mir mein freundlicher Wirth, der Weinbergbesitzer dort d'runten im Etschland. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, als er geendet, denn die Geschichte hatte ihn angegriffen. Ueber dem Nonsberg aber ging die Sonne unter, ihre Strahlen trafen den Bildstock vor uns, und der Glorienschein flammte wie eine Leuchtkugel durch die Landschaft hinaus.

Der Mann und die Kunst.

In einem einsamen Thale Graubündtens, welches sonst nur Vogelgesang und Lawinendonner gehört hatte, scholl es eines Tags vom Hammer- und Meißelschlag bauender Werkleute. Es war um die Zeit, da Luthers stürmender Feuergeist, die Herzen zum Für und Wider entzündend, frisches Lebensblut durch die welken Adern der Kirche goß; allerorts erstanden neue Tempel des Glaubens. Ein Herr von Werdenberg und Sagans, in seinem Gewissen beschwert ob blutiger Zornesthat, die er sonst wohl in süßen Bechern ertränkt hätte, ließ zur Sühne der Blutthat eine reiche Kapelle bauen. —

Mittags war's. Die Werkleute zerstreuten sich unter die kurzen Schatten der Bäume oder der überhangenden Felsen am moosigen Bach. Sie aßen, ruhten und schliefen. Nur zwei Männer waren zurückgeblieben zwischen den Platten und Werkstücken des Bau's, mit quellendem Schweiß auf der Stirn, leidenschaftlich in ihr Arbeiten vertieft. Schweigsam entwarfen sie die Umrisse künftiger Formen auf den behauenen Steinen: die Mittagssonne erhitzte die Steine, aber sie merkten es nicht, wie selbstvergessen sie mit Zirkel und Winkelmaß, mit Röthel und Kohle ihre Linien zogen.

Meister Wolfram der Steinmetz und Winhold sein Lieblingsschüler waren die Zwei. Der erste ein breitbrustiger Mann, streng von Gesicht, wetterrünstig, mit einer herben Stirnfalte, aber im Auge Klarheit und Glanz. Der Andere ein Knabe von heißen Herzschlägen. Leidend und bleich saß er da, das Auge hohl, die Lippe geborsten, fahler Gram auf den Wangen. Ein heimliches Feuer verzehrte den Knaben, es züngelte fast hinaus über ihn. Es war, als ob man die Luft zittern sähe vom Gluthauch seiner verschlossenen Lebensflamme.

Die Hand des Aelteren rückte vor wie ein Uhrzeiger. Still und gemessen aber unaufhaltsam. Der Jüngere zeichnete ungeduldig. Oft hielt er inne, corrigirte sich oft, wie Irrlichter zuckte es in seinen Fingern. Sein Antlitz wechselte Farbe um Farbe, seine aufgeregte Seele die Begier des Wollens mit der Qual des Verzagens. Schwere Seufzer begleiteten sein brünstiges Kunstmühen.

Der Aeltere blickte hinüber. „Was schaffst du so wehevoll, Winhold?"

Aufschrack der Jüngling. „Einen Engel, Meister!"

„Was für einen Engel?"

„Ich hörte dich sagen, Meister: wir wollen die Kragsteine profiliren nicht mit Thier- oder Drachenköpfen oder gefabelten Unholden des Morgenlandes: solches Ornament habe den frommen gothischen Bauhütten der verwälschte Kreuzfahrer zugeschleppt."

„So sagt' ich."

„Wir wollen unsre Kragsteine profiliren mit schönen Menschenköpfen. Engel und Heilige wollen wir machen. Sei es, daß minder die Phantasie sich d'ran weide, aber die Phantasie ist nicht der edelste Sinn."

„Das war mein Wort.“

„Segn' es dir Gott dieſes Wort! Du biſt der Mann es auszuführen. Ich nicht! Baſilisken ſoll ich ſchaffen, nicht Engel. Der Herr verwirft meine Hand. Ich habe ihn nicht den edelſten Sinn!“

Der Meiſter ſtand auf. Er beſah ſich das Blatt, an welchem Winhold zeichnete.

Auf den erſten Blick ſagte er: „Der Kopf wird zu ähnlich. Kaum erkenn' ich ihn wieder.“

Ein flammendes Roth überwallte den Jüngling. „Meiſter, die Rede iſt ſeltſam.“

Mit einer harten Stimme antwortete Wolfram: „Du zeichneſt Chiarina, mein Weib. Thörichter Knabe, meinſt du, ich nahm ſie zum Weib, hätt' ich ſie geſehen wie du? Dieſer Wänglein buhlendes Lächeln, dieſes Mündchen zum Küſſen gekräuſelt, dieſes Kinn weich wie aus einer Salbe geſtrichen, dieſe honigſüße Augenluſt, ein Köder für Fliegen und Weſpen — war das der Römerkopf, deß Anblick wie eine Götterfauſt mich ergriff und mich niederzwang auf die Knie?“

Winhold biß in die Lippen.

„Und dieſen Markt voll Eitelkeiten denkſt du in Stein zu hauen? In den ewigen Stein das Aprilenwetter eines flüchtigen Reizes? Der Stein bäumt ſich gegen die Schande! Der Stein verweigert mit Stolz, was ein Lappen Papier ſich ſchwächlich gefallen läßt.“

Der Jüngling zuckte wie ein Beleidigter.

„Laß ab Thor vom Thorenwerk! Ein ſchönes Weib willſt du zeichnen, aber du zeichneſt die Weiberlaune. Und Weiberlaune iſt häßlich, iſt häßlich überall, auch wo ſie zufällig ſchön iſt.“

Es war zu viel. „Meister, liebst du dein Weib?“ rief Winhold heftig. Er erschrack, als ihm das Wort entflohen war.

Wolfram griff ihm in die Locken wie einem Kinde. Er drückte seinen Kopf sacht in's Genick und sagte: „Arbeite, Junge!“ Er sagte es und ging an seinen Platz zurück.

Ruhig schaffte er seines Werks.

Winhold nicht. Er stierte auf seine Zeichnung, daß ihm die Augen stoben. Mit schmerzvollem Entzücken verschlang er sein Bild. Wer in der Seele des Jünglings las, der sah jetzt, wie er dem heißgeliebten Frauenbilde abbat, was es der strenge Meister geschmäht.

Wolfram las in der Seele des Jünglings.

Nach einer Zeit fing er an:

„Du fragst mich, Winhold, ob ich mein Weib liebe? Ich frage dich zurück: Kennst du die Liebe? Wir müssen uns als Männer erklären, wenn wir als Künstler uns eins finden wollen. Denn ich sehe wohl, deine Stunde ist da. Schon betrittst du den Weg, wo du die Darstellung der Lust für eine Aufgabe der Kunst hältst.“

Winhold blickte betroffen.

„Kennst du die Liebe?“ wiederholte Wolfram mit Nachdruck. „Ob ich sie kenne, will ich dir sagen. Hör' an: Von dem Sturme der Kaiserlichen auf Rom weißt du. Es war im Mai des Jahres siebenundzwanzig. Ich machte ihn mit den Sturm. War's doch Herr Jörg von Frundsberg, welcher geworben; da liefen Männer zusammen, wie Mütter nie bessre geboren!“

„Aber auf dem ganzen Zug ritt uns das Unglück. Schon unterwegs verloren wir der Landsknechte lieben

Vater, unſern theuerwerthen Herrn Frundsberg. Faſt der erſte Todte in Rom war Carl von Bourbon, der Deutſchen und Spaniſchen oberſter Capitän. Eine Truppe, die ihre Feldherrn fallen ſieht, iſt wie eine Hydra, welche ihre abgeſchlagenen Köpfe rächt. Und welche Feldherrn waren es, Frundsberg und Bourbon! Wir kamen nach Rom als reißende Thiere. Aerger! denn des Einzelnen Wuth ſchwillt in's Ungeheure durch die Wuth der Gemeinſchaft. Ein Schwindel von Grauſamkeit faßt das Gehirn, tauſendfach wachſend mit den Tauſenden, welche ihn theilen. Du kannſt nicht ſagen, daß Menſchen es waren, welche Rom ſtürmten; Teufel waren wir und frecher als Teufel, denn dieſe ſchreckt doch das Kreuz!"

„Die Häuſer brannten, die Leichen lagen thurmhoch, das Blut hätte Mühlen getrieben. Geſchrei der Frauen und Jungfrauen ſcholl aus dem Innerſten der Höfe, aus den Kellern, aus den Glockenſtuben der Kirchen. Die über die Straße ſich flüchteten, wurden auf der Straße beſchimpft; die Scham hatte nichts zu thun mit dem Sonnenlicht. Allerwegs zuckten die Leiber der Römerinen in den Krallen der Unſern."

„Ich war Thier mit den Thieren. Ein Mädchen jagt' ich — im Traſtevere war's, im Bezirk des ächteſten Römerbluts. Sie ſtürzte vor mir her, an Wuchs und Geberden ein Zunder für Liebesraſerei. Ich fiel ſie an wie ein Feuer in's Sparrwerk fällt. An den Zöpfen ihres Hinterhauptes erreicht' ich ſie, warf ſie herum, aber als ich ihr Antlitz ſah — da fiel ich in's Knie, faltete die Hände und flehte fromm wie ein Kind: Jungfrau, werde mein Weib!"

„Das war Chiarina, mein Weib."

„Ob ich sie liebe, fragst du mich, Winhold? Auf und ab zerbrich dir dein Köpfchen, lies aller Zeiten und Völker Historien noch dazu, und nenne mir einer Weibhet Wunderwirkung auf eines Mannes Natur wie diese gewesen.“

Winhold starrte in sich hinein.

Wolfram ging in die Bauhütte. Er kam zurück mit einem gerollten Blatt in der Hand. Er rollte das Blatt auf, trat bei Seite und sah Winholden an.

„Ah, das ist schön!“ rief der Jüngling. „Meister, weß ist der Kopf?“

Wolfram drückte ihn hart in die Schultern. „Schau d'rein, unweises Kind.“

Der Knabe sammelte seine verwirrten Sinne. „Mir dücht, es ist Etwas von Chiarina in dem Bilde.“

„Das Ewige von ihr ist darin!“ rief Wolfram mit erhobener Stimme. „Du mein armes Söhnchen hast dein gutes Blut geschwitzt, das Irdische auszudrücken, das Verwischbare des Augenblicks.“

Winhold verglich. Zwischen seinem und Wolfram's Bildniß blickte er von Blatt zu Blatt.

„Vater, du bist ein Gott!“ stammelte er und sank an die Knie des Meisters.

Wolfram rollte sein Blatt zusammen. „Jetzt weßt du, was lieben heißt. Jetzt kennst du den Punkt, wo Liebe und Kunst wie zwei Linien in einem Winkel sich schneiden. Weh dir, wenn du außer diesem Punkte dein Leben vertaumelst. Du bleibst roh in der Liebe und flach in der Kunst. Aber hast du den Punkt, dann bist du mit Göttern ein Gott; dann liebst du eines Weibes adeich Antlitz, weil es den Himmelsodem der Kunst dir entgegn-

athmet, und liebſt die Kunſt, weil ſie herzig und hehr, wie ein Jeſuskindlein in der Wiege, im Umkreis eines Menſchenantlitzes erſcheint."

Winhold ſann nach. Nach einer Weile ſagte er zaudernd: „Aber beglücken wir das Weib ſelbſt, theurer Meiſter, wenn wir es lieben — bloß um der Kunſt willen?"

Der Meiſter krauste die Stirne. „Wem frägt ſich das? Da ſehe ſie zu! Hat ihr der Himmel nicht die Schönheit geſchenkt, ſein ſüßeſtes Kleinod, und einen Mann geſchenkt, der ihrer Schönheit Bewußtſein über ſie ausgießt? Was will ſie mehr? Kann ſich das Weib nicht ehren im Geiſte des Künſtlers, ſoll ihr der Künſtler hofiren im Geiſte der Eitelkeit? Nimmermehr! Wie von Oel und Wachs die leuchtende Flamme das höchſte Erſcheinen iſt, ſo die bildende Kunſt von Menſchengebilden. Jedem Daſein ſchenkt ſie ſein höchſtes Gefühl — iſt es zu niedrig dafür, was kümmert's dich? Es fahre dahin. Blick' in die Städte Italiens! Blick' in die Straßen Roms! Die Töchter der Bettler, der Laſtträger, der Mörder — wie funkelt es Schönheit an Schönheit! Der Herr, der Sterne und Meere erſchuf, hat ſein Monogramma gezeichnet auf Mundwinkel und Naſenflügel — du ſchreibſt ſie ab dieſe Zeichen, auf daß ſie ewig bleiben wie Sterne und Meer. Aber Mund und Naſe, was kümmern dich die? Die ſind, wem ſie ſind, dem Bettel, dem Schmutz, dem Galgen! — Als ich die Niobe ſah — lüfte dein Mützchen, Knabe, und beuge das Knie, wo je der Name genannt wird — vielleicht daß ein Athener Weib Wäſche wuſch und Oliven feil bot, dem einige dieſer unſterblichen Züge gehörten. Aber fiel es mir ein, ob das Weib, welches Wäſche wuſch und Oliven feil bot, auch glücklich war? Ging es mich

an, ob der Künſtler ſie geküßt oder gezüchtigt? Verewigt hat er ſie von Geſchlecht zu Geſchlecht! War ihre Seele groß genug, das zu fühlen, wohl ihr! War ſie zu klein dazu — was kümmert es mich?"

„Wer iſt Niobe?" fragte der Jüngling und ſeine Wangen flammten.

„Du ſollſt ſie ſchauen," ſagte der Meiſter. „Nach Italien will ich dich führen — deine Stunde iſt da für dieſe Schule!"

Winhold ſtand auf. „Meiſter, laß mich einen Gang durch den Tann machen," ſagte er. „Mein Kopf ſtürmt; ich dürſte nach Einſamkeit."

Wolfram winkte ſtumm. Der Jüngling ging. Der Meiſter ſah ihm nach - mit einem Blicke, dem keine Falte geheim war.

Im nächſten Augenblicke hämmerte und lärmte es am Bau, denn aus ihren Mittagsverſtecken kamen die Geſellen hervor und fielen mit Luſt ihre Arbeit an. —

Auf blumigem Hag in einer Waldhecke von Haſel und wilden Roſen ſaß ein zieres Weib wie ein Waldfräulein in ihrem Königthum. Die Blumen wuchſen ihr in's Haar hinein und bedeckten ihr Bruſt und Schultern; wo ihr Füßchen ſpielte, muſicirten Cicaden, oder ihr ſprang ein Eichhörnchen im Gezweig der verſchränkten Waldbäume und rings um ſie her lautirte das holdſelige „Latein der Vögel." An ihre Hüften geſchmiegt lag ein ritterlicher Jüngling, im Graſe verſtreut ſein hermelinverbrämter Hut, ſein juwelenblitzendes Schwert, ſein Wehrgehäng voll Gold Gimmen, ſein Hüfthorn, ſein Baldrich. Er wiegte ſein Haupt auf dem entblößten Buſen der Schönen, und wand

ſich tändelnd und ſpielend ihre aufgelöſten Haarflechten um die Hand.

„Und ſo bin ich dein Gefangener!“ lachte er freudenreich zu den Augen des Weibes auf, denn er hatte die Knoten kunſtreich geſchlungen.

„Wenn du mein Gefangener biſt,“ ſcholl es wie klingendes Silber vom Wohllaut einer ſüdlichen Zunge, „ſo folge mir, wohin ich dich führen will. Folge mir, fort von hier, dorthin, wo bei der Schönheit unſrer Liebe die Sicherheit iſt. O daß ich dich führen und entführen dürfte in mein warmſonniges Heimatsland! Wie oft ſchon hat ich dich darum ...“

„Laß das, Chiarina,“ unterbrach ſie der Jüngling. „Auch ich habe meinen Herrn; ein Grafenkind von Montfort iſt nicht ſo frei, wie du denkſt. Und was fehlt dir hier? Was mangelt deinem Begehren, du lüſternes Kind? Haſt du nicht alles, was dein müßiges Köpfchen erſinnen mag? Haſt du nicht mich?“

„Süßeſter Knabe, ja! Und ich danke dir, daß ich dich habe. Biſt du doch mein Eins und Alles in dieſem Regen- und Schneelande! O meine Pinien, o meine Lorbern! O Wonnegarten meiner Heimat! Kleiner Zauberer du! warum zauberſt du mir das nicht herüber? Warum zauberſt du uns nicht dahin? O Bruno, wie ich dich lieben könnte am Tiber und in den Albanerbergen! Du weißt es noch nicht!“

„So liebe mich hier! Iſt dieſer Wonnegarten nicht näher? Der Haſelbuſch und die Buche — ſchatten ſie nicht ſo gut wie Pinien und Lorbern? Ruht ſich's nicht luſtig im grünen Klee und iſt unſre Sommerluft nicht friſcher als drüben im verbrannten Walchenlande?“

„Und von dem Glücke der Sicherheit sprichst du nicht? Müssen wir nicht zittern bei jedem Kusse, den wir tauschen? Der grimme Steinschläger, der sich meinen Herrn nennt, kann er nicht stündlich hereinbrechen über uns wie ein Wetterschlag eurer entsetzlichen Berge? Und sein Schüler, der Gelbkopf, der Leisetritt mit den bohrenden Augen — o er weiß unser Geheimniß! Ich fühl' es, er weiß es. Sein böser Verdacht steht ihm an der Stirne geschrieben. Die Eifersucht frißt wie ein Wurm an seinem Herzen. O laß uns fliehen, Bruno, laß uns fliehen, weil es noch Zeit ist! Ich fürchte die Zwei; es kann uns nichts Gutes von ihnen kommen."

Aufblitzten die Augen des jungen Edelings. „Sie sollen's wagen!" rief er und griff an sein Wehrgehäng. „Das Schwert eines Montfort ist über dir — thörichtes Kind, bilde dir keine Gefahren ein! Weißt du, was ein Montfort ist? Was in Rom ein Colonna, und mehr!"

Das Weib machte Augen wie ein Kind. Wie groß war dieses Wort ihres Geliebten! Und sein ritterlicher Eifer ehrte sie, daß sie groß vor sich selbst ward. „O du Guter! du Edler! du Einziger!" rief sie und riß seinen Kopf an ihren Mund und zerküßte ihn ohne Aufhören.

Auf einmal erscholl ein Schrei wie von einer Marterbank. Vor dem versteckten Liebespaare stand — Winhold. „Satans Höllenfall!" schrie der Jüngling, „find' ich dich so, treuloses Weib?! Verflucht sei der Sonnenstrahl, der über dein rosiges Brüstlein fährt, verflucht sei mein Augenlicht, daß ich schauen muß deine Schmach und mein Unglück! Ist das die Liebe und Treue, die du mir schwurst? Ist schnöder Buhlschaft Begehren, was du dein verwaistes Herz nanntest? O ich gab dir ein Herz, ein reines, ein

ganzes Herz! Du nahmst es und schwurst, deiner verlassenen Seele Rettung sei es, und es war nichts — als Zuwachs deiner lüsternen Freuden!"

Auffuhr Bruno von Montfort. „Chiarina, sagt dieser Knabe die Wahrheit?"

Wie ein Eidechslein flüchtete das junge Römerweib in die Mantelfalten ihres Ritters. „Schütze mich vor diesem Wahnsinnigen! Er spricht und lügt wie im Fieber!"

„So fahre zur Hölle, schleichende Jammergestalt!" schrie der Junker und fiel aus gegen Winhold. Er zuckte sein Jagdmesser. Winhold schwang einen Baumast. Wie Adler fielen die Knaben sich an. Chiarina schrie, daß der Wald hallte.

„Ich bin's, der hier richtet!" donnerte plötzlich die Riesenstimme Meister Wolframs. Zwei Fäuste wie Löwenpranken fuhren in die Nacken der Jünglinge, und weit auseinander flog das kämpfende Paar.

Meister Wolfram stand da wie vom Himmel gefallen!

Er hatte den Gang seines Lieblingsschülers verfolgt, wie dieser die Fährten seiner unglücklichen Liebe.

Die Jünglinge waren zu Stein erstarrt.

Chiarina sank in ihren Schooß zusammen und verhüllte ihr Antlitz.

Meister Wolfram maß die Gruppe mit einer fürchterlichen Bewunderung.

„Ein Kampf um ein Weib, das einem Dritten gehört!" rief er. Er rief es nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Gott im Schmerz über Menschen.

Winhold fiel ihm schluchzend zu Füßen.

Ueber die schlanken Glieder des Jünglings wie über ein Würmlein hinweg setzte der gewaltige Mann. Wie ein

Blitz warf er sich auf den zierlichen Edeling von Montfort, und stieß ihm den Dolch in die Brust. „Das für dich, frecher Näscher!“ schrie er. Blutend sank der Gefällte in's Gras.

Ruhig, als ob er einen Apfel zerschnitten, wandt' er sich um. Er griff Winholden vom Boden auf und sagte sanft, fast heiter: „Auf nach Italien, Knabe! Du hast gefrevelt, aber in der Unschuld eines übervollen Herzens. Für dich gibt es Rettung. Was du lebest und irrest, drücke es aus in der Kunst — in der Kunst, die über Sünde und Heiligkeit, wie über Sanddünen und Blumenauen das wallende Weltmeer, spült und nichts zurückläßt, als den schönen Kontur ihrer Wellenlinie. Auf nach Italien!“

Er faßte den Jünger an der Hand und schritt aus.

Einen letzten Blick auf Chiarina warf Winhold. „Und diese da?“ stammelte er furchtsam.

Der Meister wandte den Kopf nicht. „Die Handvoll Staub lassen wir liegen. Es kommt wohl der Thor, der sie aufhebt!“ — So schritten sie hin. —

Fremde Hände haben die Kapelle vollendet, deren Aufbau Meister Wolfram unter bösen Gestirnen begonnen. Eines Abends fanden wir ihre Ruinen im Walde, und der Pfarrer des nächsten Dorfes, welcher Graubündtner-Alterthümer sammelte, erzählte uns ihre Geschichte. Sie ergriff uns wie ein Symbol. Riesen wie Bramante und Buonarotti stiegen auf vor unserm Geiste, wir sahen die Himmelsstürmer der Renaissance, die im ersten „wüthenden Entzücken“ über die neuentdeckte Antike direkt zum Ideal aufflogen, nicht achtend des kleinen genrehaften Menschleins auf Erden. Es war kein Einzeln-Erlebniß, was die Geschichte uns vorführte, es war — „der Mann und die Kunst.“

Humoreske Charakterbilder.

Der Phrenolog.

Der wunderliche Doktor Plunquet, ein kleines, verwachsenes Männchen, lebte in grillenhafter Einsamkeit auf seinem alten Schloß in Northumberland. Das Schloß war eine schöne Domaine der Ratten, Mäuse, Eidechsen, Eulen und Spinnen gewesen, als der Dokter, der es durch irgend einen Zufall geerbt hatte, die Entdeckung machte, daß hie und da einige Wände noch im Gevierte beisammen standen, gewisse Zimmerlücken und Corridorhöhlen vom Schutte nicht ganz so verstopft waren, wie schlechte Zähne von guten Plomben es sein sollten, ja, daß sogar das Dach — über dem Trümmerhaufen flatternd wie eine zerfetzte Fahne über einem zerschossenen Bataillon — immer noch fähig war, von je tausend Regentropfen mindestens sechs oder sieben in ihrem Falle aufzuhalten. Solch' ein wohlkonservirtes Gebäude nun auf den Abbruch zu verkaufen, hätte Doktor Plunquet nimmer über's Herz gebracht. Er restaurirte vielmehr mit ächt englischer Thatkraft das Wrack so lange, bis er sich einredete, daß ächt englischer Comfort das Ganze und all' seine Theile beseele. Auch die Ratten, Mäuse, Eidechsen, Eulen und Spinnen erhielten in diesem Restaurationswerke ihre Stelle. In wohlverwahrten Käfigen wurden die Einen beobachtet, wie sie an der Sonne, die

Andern, wie sie im Schatten verdarben; diese wurden auf eine Diät von ausgesuchten Giften gesetzt, Jenen irgend ein Glied abgefordert, ein Muskel durchschnitten, ein Nerv unterbunden, oder auch Herz und Lunge confiscirt; — denn der Dekter trieb allerlei Liebhaberei mit der Natur, und was sich liebt neckt sich.

Nicht viel anders aber trieb es der Dokter Plunquet auch mit den Wesen seiner eigenen Gattung. Im Verkehr mit den Menschen war theils sein Herz, theils sein Höcker das tonangebende Organ. In seinem Herzen wohnte leidliche Nächstenliebe, aber in einem wohlverwachsenen Höcker wohnt, wie weltbekannt, erkleckliche Bosheit. Er hatte den Hang aller Buckligen, zu necken und zu spotten, in einem hohen Grade. Er war gutmüthig und schadenfroh zugleich. Während er Gutes that, stand er scharf auf der Lauer, wo sich ein Schabernack spielen ließ. Konnte er vollends Wohlthat und Schabernack, wie Leib und Seele, in Eins verschmelzen, so war er ganz in seinem Elemente. Die Leute sahen sich vor mit ihm. Sie suchten seine Dienste, aber seine Dienste waren unheimlich wie die der Kobolde. —

Es war eine rauhe Nacht. Regenwolken jagten am Himmel, der Sturm pfiff, das Haus knarrte, die Schäferhunde auf den Halden und Halden umher bellten sich aufgeregt an. In des Dekters Ruine ging's gastlich her. Ein wunderbarer Aufwand von Lichtern verklärte die Fensterhöhlen, im Kamin loderte wenniges Feuer, auf dem Tische dampfte eine Powle Punsch. Denn um den Tisch herum saß eine Garnitur von Provinzialgesichtern, werthe Verwandte des Dekters, welche auf ihrer Durchreise nach dem Süden dem Herrn Vetter sich unversehens in's Haus gelegt hatten.

Es waren da: Erstens und zweitens ein lederner Ohm mit einer steifleinenen Muhme, welche zwei Maschinen im Leibe hatten, deren Räderwerk nur mit dem Schlüssel aufgezogen wurde: „bei uns in Wooler. . . .“ Jeder andere Schlüssel versagte. Drittens glänzte ein Bauernfräulein am Tische, eine hübsche, rothwangige Nichte, die aber Braut war, und all' ihr Englisch mit den Worten anfing: „mein Richard. . . .“ Viertens saß eine mit ihr verschwägerte Altjungfer über diesem Brautstand wie ein Theekessel über dem Spiritus, und unterhielt eine gelind kochende Rührung. Des Doktors Junggesellenwirthschaft kontrastirte auf allen Punkten mit ihrem weiblichen Ideal eines „home,“ daher sie ausschließlich die Phrase hören ließ: „in deinem Hauswesen, liebe Jenny. . . .“ Leider verbot ihr die Höflichkeit, dieselbe auszuführen, sie beschrieb daher Curven, welche noch langweiliger waren, als die gradlinige Langweile. Fünftens und sechstens schlossen den Kreis zwei hoffnungsvolle Neffen, William und Francis, ein paar frische, wohlgenährte Knaben, wovon der Jüngere fleißig am Fenster stand und das wilde Northumberland bewunderte. Er hatte vor Kurzem seinen ersten Walter Scott'schen Roman, den schwarzen Zwerg, gelesen und fragte den Onkel unablässig, ob er keine Gespenstergeschichten wisse. Das liebe Kind wurde dadurch um nichts amüsanter, als die übrige werthe Verwandtschaft; aber er allein langweilte den Doktor nicht. Dieser unterbrach sich sogar zeitweilig und sagte mit Freundlichkeit: „Vielleicht später, mein Kind.“ Es war ein eigenthümlicher Ausdruck, womit der Doktor das sagte.

Das Souper war genommen, der Punsch, wie gesagt, aufgesetzt, und der Doktor fing an unruhig auf- und ab-

zugehen. Er trat zuweilen an's Fenster und horchte in die Nacht hinaus. Nichts als Windstöße, Hundegebell, oder das Geschrei eines Kibitzes. „Schade," brummte der Dokter, „schade, wenn er ausbliebe. Ihr hättet es so artig getroffen. Ich hätte just heute ein Dessert für Euch gehabt, — aber ich hoffe noch, er kommt. Ich erwarte nämlich einen gewissen James Korth, den größten Narren in Northumberland, müßt Ihr wissen. Bei Gott, der Kerl hätte uns Spaß gemacht! Nein, er kann uns nicht sitzen lassen. Gewiß, er kommt noch."

Der Dokter blickte mit funkelnden Augen um sich. Aber die Provinzialgesichter verlängerten sich grämlich, denn die Annonce von einem neu hinzutretenden Gast verstimmte ihr kleinliches Selbstgefühl. Das sah der Bucklige mit grausamer Freude. Warum sollte er die langweiligen Egoisten nicht necken mit einem Thema, das sie so hübsch ärgerte oder kalt ließ?

Ungemein wohlgelaunt fuhr er daher fort: „Ihr müßt diesen Mann kennen lernen, liebe Vettern. Ehe er persönlich da ist, und Gott gebe, daß es bald geschieht, soll uns sein Schattenriß unterhalten. James Korth ist ein Original. Er hat eine Hand, die nie leichter und weicher war, als eine Versteinerung voll Wallfischgräten, und trieb damit den Beruf eines Chirurgen in seiner Jugend. Bei dieser Gelegenheit verrannte er sich in die Phrenologie. Noch gibt es Leute, die sich seiner erinnern. Wenn Dick Blunt, der Kornwucherer, eine Minute vor der Börse in seine Bude sprang, um sich seine Glatze zukämmen zu lassen, so hielt James Korth nach einer halben Stunde noch seinen Schädel in den Klauen und murmelte vor sich hin: Gemüthsregion ausgebildet — Weichheit — Zutrauen —

Liebesbedürfniß — Frömmigkeit. Wenn der ehrwürdige Tom Read, der Friedensengel seines Kirchspiels, auf seinem Gange zur Sonntagspredigt sich das Kinn glatt rasiren ließ, so lag sein weißgescheiteltes Haupt über die Hälfte der Predigt hinaus in den tastenden Händen James Korths, der sich zuflüsterte: Raufsinn — Erwerbssinn — Gegenstandssinn — Lust an sinnlicher Bethätigung aller Art. Man hatte dem armen Strick ein altes Weib aufgeschwatzt, mit welchem er große Vermögensansprüche zu heirathen meinte. Die Alte starb, die Vermögensansprüche aber wurden bestritten. James Korth eilte nach Herham und studirte persönlich die Erbrechte seiner Seligen. Diesen Augenblick bestimmte das Schicksal, ihn zu dem zu machen, was er ist. Die Genealogie wurde sein Sport. Er vergaß seines Gewerbes, er verließ seinen Wohnsitz, der Stern seiner Größe ging auf. Er erkannte seine wahre Bestimmung. Ein neues Leben begann er, er begann es da, wo andere Menschen todt waren. Von einem Geschlechtsregister in's andere gerieth er immer sicherer in die Region der Geschichte und des Hungers. Der Geschichte, soll freilich nur heißen: des geschichtlichen Mückenfangs. Denn zum Historiker fehlte ihm Bildung und Wissenschaft. Aber als Handlanger oder Nachschlagebuch dient er in der That oft Historikern und Rechtsgelehrten von Namen. Er liebt Chroniken, Familiennachrichten, alte Geschichten und Ueberlieferungen, wie wir Andern den Rhein oder den Rigi-Kulm lieben. Eine schön geschlossene Reihe von Generationen ist ihm das, was dem Jäger ein Schnepfenstrich oder eine Repphühnerkette. Planlos, aber unermüdlich hat er alle Grafschaften durchstöbert, man kennt ihn auf jedem Farm. Man hält ihn für den persönlichen Freund jedes

todten Northumberländers. Das Landvolk fragt ihn in allen Dingen der Vergangenheit um Rath. James Korth weiß Alles, heißt es auf Gassen und Straßen. Aber James Korth ist ehrlich. So oft er dieses Kompliment hört, antwortet er regelmäßig: Leider! mein Wissen hat eine Lücke."

Der Doktor machte einige Gänge durch's Zimmer und fuhr dann fort: „Der alte Sir Coldrige in Olterborn hat ihn berufen, ein altes Kirchenbuch zu exzerpiren, das Niemand mehr lesen kann. Ich bot ihm mein Haus, das ihm unterwegs liegt, als Nachtstation an. Wir kennen uns schon von der Schule her. Ueberhaupt bin ich genau über ihn berichtet, genauer als er ahnen kann. Ich erwarte ihn bereits den ganzen Abend durch. Er könnte längst da sein. Der Mann macht mich wirklich ungeduldig. Wenn er nur nicht Schaden genommen hat! Ach Gott, solche Männer sollten nur die ausgezeichnetsten Pferde reiten!"

„Bei uns in Wooler hat man eine Race" — fing der Vetter gedehnt an; „mein Richard hat mir einen Paßgänger versprochen" — unterbrach ihn das Fräulein Braut; „in deinem Hauswesen, liebe Jenny" — flüsterte die Schwägerin, „mußt du Verspätungen der Gäste ... aber Onkel, wenn er von Räubern angefallen wäre oder von Kobolden," rief mit hochgespannter Phantasie der Knabe Francis; „gibt es keine Gespenster in diesem Lande?"

Aber sofort erschien eins. Ein schauriger Luftzug ging durch das Gemach — die Lichter flackerten — eine hohle Stimme grüßte — Alles schrack zusammen. Mr. James Korth trat über die Schwelle.

Denn er existirte wirklich dieser James Korth. Er war keine Erfindung des Doktors, kein satyrisches Gegengift

der Langweile, womit der boshafte Bucklige, wie du vielleicht schon vermuthet hast, scharfsinniger Leser, die Ungenießbarkeit seiner Kleinstädter nur pfeffern und salzen gewollt. Zu bezweifeln ist freilich nicht, daß er für den Rest des Abends wenigstens sich selbst unterhalten hätte mit dem bizarren James Korth, wäre der Mann nicht leibhaftig noch aufgetreten.

Und nun wollen wir eine Person, die sich ganz zum Helden dieses Abends anläßt, etwas näher in Augenschein nehmen.

James Korth war ein starker Fünfziger. Seine Figur war lang und dünn wie eine Angelruthe; sein Oberleib, wie es bei dieser Körpergröße gewöhnlich, hatte eine unsichere und schwankende Haltung, was die Aehnlichkeit mit der Angelruthe erhöhte. Er trug ihn stark nach vorne geneigt, und war sich immer selbst um eine Halslänge voraus, wie Doktor Plunquet zu sagen pflegte. Sein Kopf war ein dürrer, verwitterter Knochen, dessen Kern eine riesige Hackennase bildete; neben dieser starrten seine zwei großen glotzenden Augen wie ein Eulenpaar, welches auf einem Felsensims Wacht hält. Als er grüßte, klang seine Stimme wie das Mittel zwischen einer Tuba-Posaune und einem Hucbald'schen Organon. Er brachte mit seinen Kleidern eine fröstelnd-feuchte Herbstluft in's Zimmer, und um seine Person wehte es wie Grab- und Modergeruch. —

Hinter ihm erschien der Irländer Daniel, ein lustiges Galgengesicht und die einzige Bedienung des einsiedelnden Doktors. Er folgte dem verspäteten Gaste mit einem riesigen Theebrett, auf welchem der englischen Sitte gemäß das ganze Souper gleichzeitig servirt war. Als der Doktor

den Irländer sah, winkte er ihm und raunte ihm zu: „Mach fort, Daniel, laß dich nicht viel sehen. Ich werde schon selbst sorgen."

Während des Mahls wurde wenig gesprochen. Man sah sich gegenseitig an, neugierig aber abwartend, wem das Monopol der Unterhaltung zufallen würde.

Inzwischen handhabte Doktor Plunquet die Kunst des Tonangebens leise aber entschieden. Wohin er seinen Cours nahm, fiel Niemanden ein zu bemerken, aber plötzlich trieb man mitten in Geschichte und Sage.

Wenn draußen die Stürme heulen, die Nachtvögel kreischen, die Baumwipfel brausend um's Haus schlagen, oder klatschende Regengüsse stäuben, so ist am traulichen Kamin, am besetzten Tische, nichts fruchtbarer als das Wort des Erzählers. Das Keimchen Geschichte wird zum breitlaubigen Baum, das Tröpfchen Anekdote zum wallenden Strom. Die Lichter brennen nieder, die Pendeluhren schlagen, aber Niemand denkt an ein Aufhören.

So geschah's jetzt in unsrer Schloßruine. Doktor Plunquet und James Korth saßen bald dicht in Geschichtswolken, welche zwar Staub- und Modergeruch in Fülle verbreiteten, aber auch Form und Gestalt zeigten, denn der sinnreiche Bucklige wußte es immer zu wenden, daß irgend ein zottiger Ritterbart, oder ein seidenes Damenhändchen, oder ein Räuberdolch, oder ein Hexenbesen im rechten Augenblick aus den Wolken hervorguckte.

Da wurde denn Wooler vergessen, und mein Richard, und dein Hauswesen, liebe Jenny, und Alles. Die Provinzialgesichter ließen sich von Punsch und Anekdoten geduldig mediatisiren. Nur Francis allein vergaß seine Gespenster nicht. Den lockig gescheitelten Kopf

ſchlaftrunken hin- und herwiegend und doch eine Friſt um die andere erbittend, flehte er ſehnſüchtig: „Siehſt du, Onkel, du weißt was! Bitte, erzähl' eine Geiſtergeſchichte!"

Der Onkel warf einen Blick auf die Uhr, einen zweiten prüfenden auf James Korth. Er nickte leiſe vor ſich hin. „Wirſt du dich fürchten, mein Kind?"

„Gar nicht, lieber Onkel, ich ſchlafe ja mit dem William."

„Aber wenn der Geiſt, von dem ich vielleicht erzähle, hier im Hauſe wäre, mein kühner Sir Francis?"

Der Knabe blickte erſtaunt. „Iſt es ein guter oder ein böſer?"

„Bös iſt er nicht. Er thut Niemanden ein Leides."

„O bitte, bitte, erzähl' von dem Geiſt, lieber Onkel."

Der Doktor rückte zurecht. Plötzlich beſann er ſich und ſagte: „Es geht doch nicht, mein Sohn. Wir würden unſern Gaſt, den gelehrten Sir James langweilen. Sir James weiß Alles."

„Leider, mein Wiſſen hat eine Lücke," ſeufzte Sir James mit kläglichen Heultönen.

Der Doktor blickte vergnügt. Er ſchielte ſeitwärts auf den Antiquarius, that aber, als ob er's mit dem Knaben hätte und ſagte zu Jenem mit einer artigen leichten Verbeugung: „Entſchuldigen Sie, Sir, ich will das Kind befriedigen." Hierauf fing er an:

„Es war einmal ein König, der viele Feinde hatte. Aber der König war mächtiger als ſeine Feinde, und wenn er einen derſelben gefangen bekam, ſo ließ er ihm den Kopf abſchlagen. Damals ſahen die Leute viele Köpfe abſchlagen, und lernten die Sache genauer anſehen als ſonſt. Da bemerkten ſie bald, daß der Kopf, wenn er abgeſchlagen

ist, eine Zeit noch lebendig bleibt. Rief nämlich Einer den Geköpften beim Namen, so drehte der Kopf die Augen herum und blickte den Rufenden an. Das schauderte die Menschen sehr. Nach und nach aber gewöhnten sie sich daran, zuletzt mischte sich auch Neugier und Vorwitz dazu. Der Kopf bleibt lebendig, sagten die Leute, nun aber möchten wir wissen, ob auch im übrigen Leib noch ein Leben zurückbleibt. Niemand hielt das für möglich. Da schrie ein Ritter, Sir William Dalham hieß er . . ."

Bei dem Namen Sir William Dalham fuhr James Korth hoch auf. Nie hat eine Sternmolluske, auf welche ein Tropfen Essig gegossen wurde, je so geschwind aus einem Pünktchen Gallerte ihre Gliedmassen entfaltet, als der zusammengeschobene Antiquarius jetzt auseinanderflog. Er saß mit heraufgezogenen Beinen, die er gegen einen zweiten Stuhl angestemmt hatte, mit eingeknicktem Oberleib und kleinen, vom Punschgenuß dämmernden Aeuglein am Kamin, den er geistesabwesend bespuckte. Plötzlich aber warf er die Beine von sich, fuhr mit dem Oberleib in die Höhe und riß die Eulenaugen bewunderungsstarr auf. Der Doktor verbiß ein Lächeln. Aber gegen den Kleinen gewendet, wiederholte er ihm mit liebevoller Deutlichkeit: „Der Kopf bleibt lebendig, sagten die Leute, nun aber möchten wir wissen, ob auch im übrigen Leibe noch ein Leben zurückbleibt. Niemand hielt das für möglich. Da schrie ein Ritter, Sir William Dalham hieß er: Ich wette auf Ja! Sir William Dalham war nämlich auch zum Tode verurtheilt, und sollte morgen geköpft werden. Ich wette auf Ja! schrie der Ritter, denn seine Freunde, welche im Gefängniß ihn besucht, und von diesen Dingen zu sprechen angefangen hatten, wollten's nicht glauben.

Ich mache mich anheischig, sagte der Ritter, daß ich morgen, wenn ich geköpft bin, dem Henker meinen Kopf aus der Hand reiße, und in meinen eigenen Händen festhalte. Nur binden darf man mich nicht, das ding' ich mir aus. Die Freunde schwiegen dazu, denn sie meinten, der Ritter wäre betrunken. Aber die Leute erfuhren bald, was der Ritter gewettet hatte. Hei, das gab eine Neugierde, lieber Francis; du kannst dir's leicht denken. Tags darauf war ein großes Gedränge, als der Ritter auf das Schaffot geführt wurde. Der Henker wollte ihm die Hände binden. Ich will nicht! schrie der Ritter, das Urtheil spricht mir nur den Kopf ab, aber meine Hände behalte ich frei. Dagegen ließ sich nach gutem englischen Recht nichts einwenden, lieber Francis. Aber die Leute winkten sich zu: Aha! wir wissen schon. Der Henker hierauf nicht faul, packte den Ritter beim Schopf und wups! war der Kopf herunter. Der Leichnam aber blieb auch nicht faul. Mit großer Geistesgegenwart griff er sofort nach seinem Kopf, den der Henker am Schopfe in seiner Faust hielt — der Henker taumelte zurück — die Leute schrien bravo, Sir William, bravo! und der Leichnam hatte noch Kraft genug, daß er an die Rampe des Schaffottes vortrat und sich artig verbeugte. Das heiß' ich wie ein Gentleman sich betragen! Und zum Andenken an diese That geht Sir William Dalham noch heute auf der Erde herum, seinen Kopf, wie einen Claquehut, unter dem Arm. Der Ort aber, wo er herumgeht, ist kein anderer, als dieses Schloß hier, denn hier ist er geköpft worden in der großen Halle im Erdgeschoß."

Wenn es einige Wahrscheinlichkeit für sich hätte, daß zwischen Menschen und Gespenstern gewisse Verwandtschafts-

grade bestehen, so hätte es in diesem Augenblicke scheinen können, James Korth habe in dem geköpften Gespenste des Doktors seinen nächsten und liebsten Vetter gefunden. Alle Erkennungsscenen auf dem Theater sind matt gegen den Blitz von Entzücken, der jetzt in das dürre Sparrwerk des Antiquarius einschlug.

Außer sich sprang er auf, faßte den kleinen Buckligen an beiden Schultern, was ungefähr aussah, wie wenn ein Schiffskrahn in ein niedliches Waarenfäßchen eingreift, und schrie im höchsten Posaunendiskant: „Sir William Dalham! Ist's möglich, daß ich nach zwanzig Jahren eine Spur dieses Namens entdecke! Gesegnet sei mein Eintritt in dieses Haus, Doktor! Sie machen mich zum glücklichsten Menschen auf Erden."

„Sehr erfreut, sehr erfreut," antwortete der Doktor verbindlich, „das Glück ist auf meiner Seite. Aber lassen Sie mich hören, wie so ich das Glück hatte, Ihnen zu dienen?"

„Seit zwanzig Jahren schreibe ich eine Familiengeschichte der Dalhams!" rief James Korth losbrechend, wie ein Mann, der sein Innerstes ausströmt. „Welch einen Stoff hab' ich bewältigt! Wie viele Finsterniß zerstreut, wie viel Schatten gelichtet, wie viel Zweifelhaftes aufgehellt, wie viel Schwankendes festgestellt! Nie war ein Haus in England und Schottland besser bedient! Ah, was für ein Hochgenuß ist die historische Wissenschaft! Ich kam mir oft vor wie ein allwissendes Wesen, sit venia verbo! Und doch schlief ich unzählige Nächte nicht, und weinte manch einen Tag auf mein Schreibpult. Mein Wissen hatte eine Lücke! Wollen Sie wissen, wie diese Lücke hieß? Sir William Dalham hieß sie! Was sagen Sie, Doktor?

Mit Zauberei geht das zu. Seit zwanzig Jahren suche ich irgend ein Datum, ein Faktum, eine Notiz über diesen unseligen William — umsonst! Sein Blatt blieb leer in meiner Geschichte. Ganz Northumberland ist stumm über ihn. Was sagen Sie, Doktor? Heute auf einmal — meine Gedanken erstarren. Ich fasse es nicht. Dieser Fund ist der außerordentlichste Umstand meines Lebens. Wie war es möglich, daß ich nicht selbst ihn gemacht? Ich faß' es nicht!"

„Ja, die Ufergränzen der Sagen sind von einer merkwürdigen Veränderlichkeit," sagte der Doktor mit Gleichmuth.

Der Antiquarius stand mit offenen Kinnladen. „Ufergränzen? — wie so?" —

„Ich meine das Gebiet, welches Sagen einnehmen. Sie haben bei Ihren historischen Forschungen, Sir, gewiß selbst die Erfahrung gemacht, daß eine Sage oft beträchtlich anders verbreitet ist, als man voraussetzte. Bald herrscht sie über große Räume und Menschenzahlen, bald versiegt sie fast in sich selbst und tropft nur durch wenige Hütten. Und von diesem zu jenem Stadium findet ein beständiger Uebergang statt. Kein Jahrzehent ist da dem andern gleich. Es kann geschehen, daß eine Sage oft auf ein einziges altes Weib sich zurückzieht; ist diese dann mürrisch und weltscheu, so stirbt die Sage mit ihr ab; ist sie heiter und gesprächig, so versammelt sie unter einem Nußbaum im Sonnenschein die Jugend des Dorfes, erzählt ihre Sage, und diese lebt hundertköpfig wieder auf. So herrscht der Zufall auf diesem Gebiete. Ich bemerke das, Sir, weil der Fall mit meiner Schloßsage dadurch minder befremdend wird als es scheint."

„Eine gute Bemerkung! eine wahrhaft gute Bemerkung!“ ſtotterte der ehrliche James erleuchtet.

„Uebrigens,“ fuhr der Doktor fort, „was wollen Sie mit dieſer Sage? Ich begreife noch nicht, was ſie Beglückendes für einen Hiſtoriker hat. Ich habe ſie einem Kinde erzählt. Dem paßt ſie. Aber Sie — könnten Sie im Ernſte glauben, Ihr Geſchichtsblatt damit auszufüllen?“

„O Sir, Sir!“ rief der Antiquarius, „wie wenig überblicken Sie ſelbſt die Ertragsfähigkeit Ihrer Mittheilung! Auf Ihre Frage antworte ich mit einem Erſtens und Zweitens. Erſtens, ſage ich alſo, halte ich Ihre Spuckgeſchichte für wahr. Ja, Sir, ſtaunen Sie nur. Für apodiktiſch wahr! O Sir, ich habe Köpfe unter den Händen gehabt, bei welchen das Organ der Willenskraft erſtaunlich entwickelt war. Ich finde es gar nicht unwahrſcheinlich, daß Sir William Dalham eine Willenskraft gehabt, welche fähig war, ſeinen Tod ſekundenlang aufzuhalten. Nun, Sir, was lehrt mich die Metaphyſik? Zeit iſt nur eine Form unſrer Vorſtellung. Nach der Enthauptung aber hörte dieſe Form für Sir William Dalham auf, und Sekunden und Jahrhunderte ſind ihm jetzt vollkommen gleich. Ferner, Sir, was lehrt mich die Logik? Die Logik lehrt mich ſchließen, wie folgt: Hatte Sir William Dalham Kraft, ſeinen Tod ſekundenlang aufzuhalten, ſo kann er ihn auch Jahrhunderte lang, ergo: kann Sir William Dalham noch heute herumwandeln. Ergo iſt Ihre Sage kein Märchen, ſondern Wahrheit. Ergo kann ich ſie vertragen mit voller geſchichtlicher Würde.“

Der Doktor ſtand wie geblendet. „Bei Gott, Sir,“ rief er, „Sie überzeugen mich ganz. Sie ſind ein außerordentlicher Mann, Sir!“

„Das ist nur mein Erstens," fuhr der Antiquarius fort. „Ich habe für's Erste ein Faktum aus Sir William Dalhams Leben. Zweitens werde ich aber auch seine Charakteristik beizubringen im Stande sein. Seine vollständige Charakteristik. Ja, Sir, nach dem, was Sie da mittheilten, ist es nicht anders. Woher ich sie nehme? O Sir, ein Schatz ohne Gleichen ist Ihre Schloßsage! von William Dalham selbst werde ich sie nehmen. Wie? das verrathe ich nicht. Das ist mein Geheimniß." Und der Antiquarius lächelte mit schlauer Freude dazu, wie ein Ausbund diplomatischer Findigkeit.

Die Provinzialgesichter inzwischen standen auf Nadeln. Während der Doktor sich fast die Zunge abbiß, glaubten sie ein sehr gelehrtes Gespräch zu hören, und die Augen fielen ihnen zu vor erbarmungswürdiger Langweile. Unter diesen Umständen rief der Doktor den Dan, daß er ihnen zu Bette leuchte. Aber kein Dan erschien. „Ich glaube, der Schlingel ist irgendwo eingeschlafen," fluchte der Doktor, ergriff zwei Lichter und bat seine Gäste, ihm zu folgen, er wolle ihnen selbst ihre Zimmer anweisen. Die Pendeluhr schlug zwölf.

„Ich gehe mit," rief James Korth, als er die Stundenschläge hörte, mit Eilfertigkeit. „Ja, ja, ich gehe sogleich mit."

„Ei Schade," sagte der boshafte Doktor, „ich denke, wir plaudern noch ein Stündchen."

„Gott!" prallte Sir James zurück, „dieses Stündchen verplaudern! Es ist Mitternacht! Ich muß — ja, ja, gehen wir nur. Ich will weiter nichts sagen."

Der Doktor lächelte satanisch in sich hinein.

Die Gesellschaft brach auf.

Der Doktor wies seinen Verwandten ein paar anstoßende Zimmer. Er wünschte ihnen allen die ausgezeichnetste Ruhe, und empfahl dem kleinen Francis noch insbesondere, nicht von Gespenstern zu träumen.

„Apropos, lieber Doktor," stieß ihn der Antiquarius an, „haben Sie den Ritter selbst schon rumoren gespürt?"

„Rumoren!" rief der Hausherr fast wie beleidigt. „Was denken Sie von einem Gentleman? Wird er poltern und prahlen wie ein Marktschreier? Nein, Sir James, ich stelle mir vor, er trägt seinen Kopf unterm Arm still und geräuschlos, etwa wie man einen Orden an der Brust trägt. Meinen Sie nicht?"

„Schon gut, schon gut," lallte der Antiquarius und taumelte vorwärts. An der kühlen Luft, die in d Schloßgängen herrschte, stieg ihm jetzt erst seine Punschladung zu Kopfe.

Der Doktor führte ihn in's Erdgeschoß. Ein Labyrinth verfallener Corridore und Hallen wurde durchwandert. Bei einer derselben sagte der Doktor im Vorbeigehen: „Hier wurde Sir William enthauptet." — „Schon gut!" lallte Sir James, aber der Doktor bemerkte, daß er die Oertlichkeit sich genau einprägte. Endlich schloß er ihm eine Kammer auf. Sie war mit vielem Comfort ausgestattet. Sir James zündete sich an der Laterne des Doktors sein Nachtlicht an, die Männer schüttelten sich hierauf mit großer gegenseitiger Hochachtung die Hand, und sagten sich einander gute Nacht. —

Kaum aber war der letzte Schritt des Doktors verhallt, so sehen wir James Korth Veranstaltungen machen, welche zu den Absichten auf Schlaf und Ruhe in einem befremdenden Gegensatz stehen. Erst murmelt er einige

Flüche auf den armen Dan, daß ihm sein Regenmantel fehle, seine Gamaschen, seine Filzkappe, sein Fußsack, lauter Dinge, welche ein aufmerksamer Diener über Nacht mit Recht konfiszirt, um sie am Morgen wohl geputzt oder mindestens getrocknet, wenn sie durchnäßt waren, zurückzustellen. Noch verwunderlicher aber war es, was der sinnreiche Junker mit seinem Bette anfing. Anstatt nämlich sich in dasselbe zu legen, legte er sich's an. Er schlug die Decke um seinen langen Leib wie einem Mantel, er band sich das Kissen über den Kopf wie einen Turban, und wickelte die Füße in die Tücher, in welchen die Wärmflaschen gewickelt gewesen. In dieser mehr phantastischen als kleidsamen Tracht begab er sich aus dem Schlafgemach wieder hinweg. Er trug in der einen Hand sein Nachtlicht, in der andern nahm er einen Schaukelstuhl mit.

Sein Weg ging nach der großen Schloßhalle. Nämlich jener, in welcher Sir William Dalham enthauptet worden, wie der Doktor gesagt hatte. Dort setzte er seinen Stuhl nieder und sich selber darauf. Von diesem Augenblick kennen wir seine Absicht. James Korth hat es auf eine Nachtwache abgesehen. Die Nacht war kalt, er schob sich in sein Bettzeug zurecht und zähnklapperte mäßig.

Die Situation war von grausiger Einsamkeit. Die Schloßruine lag wie ein Grab. Eine vernichtende Stille durchdrang das Mark des Gebäudes. Zuweilen hörte man ein fallendes Körnlein von Mauerkalk — wie das Sanduhrrieseln der Ewigkeit! Man hörte die raschelnde Flucht einer Ratte in entlegenen Gangwindungen, man hörte das leise Schwirren der Fledermaus.

Aber das Räderwerk der Gedanken in dem Kopfe des Einsamen hörte man nicht!

Der ehrliche Mann saß eine geraume Zeit. Endlich ertrug er die körperliche Ruhe bei der Bewegung seines Innern nicht länger. Er stand auf, gürtete sich fester sein Bett um den Leib, und fing an auf- und abzuwandeln. Später überkam ihn die Lust, erhabene Dichterstellen zu deklamiren, welche auf Wunder und Naturgeheimnisse Bezug hatten. Fürchterlich dröhnte seine Stimme vom Gewölbe zurück, und bestürzt hielt er inne. Er mochte selbst fühlen, daß er keine Nachtigall sei, oder auch, daß im Reiche der Geister kein Laut sich gezieme. Mit gespannten Mienen und heftig bewegten Lippen deklamirte er also im Stillen. In pathetischen Stimmungen ist auch das schon eine große Genugthuung.

Aber immer drückender wurde die Einsamkeit. Nie hat ein Mensch bei einem lebendigen Aristokraten ungeduldiger antichambrirt, als James Korth bei dem todten Sir William. Der arme Chirurg verwünschte seine Uebereilung. Es dämmerte ihm ein Bewußtsein auf, wie unkritisch er — nicht zeitlebens die Geschichte genommen, so weit war er nicht — sondern speziell diesen Fall. Mußte Sir William just allnächtlich spucken? Wie, wenn er nur einzelne Tage hatte? Und welche waren diese? Vielleicht gar nur der Tag seiner merkwürdigen Enthauptung unter Richard III.? Nach dem Allem hatte James nicht gefragt. Das Feuer des Augenblicks war mit ihm durchgegangen. Aber einem Gelehrten, das fühlte er, müsse dergleichen nicht begegnen können.

Mit sich selbst unzufrieden, fing er an die Gedanken nach außen zu richten. Er strich an den Wänden der Halle entlang, er wühlte mit dem Fuße im Schutt, er betastete mit den Händen die Mauerquadern. An einer

der Wände schlüpfte ein lebendiges Thier hinan, ein Ding wie eine Eidechse. James Korth verfolgte es aufmerksam, aber bald war es in einem Loche verschwunden. Seiner Aufmerksamkeit blieb nichts als das Loch allein. Er betrachtete es mit dankbarem Genügen. Es war durch Kunst in den Stein gebohrt, und schien zur Befestigung eines Hirschgeweihes gedient zu haben. Die Umrisse in dem Staub an der Wand deuteten ein verworrenes Bild davon an. James Korth leuchtete mit seiner Laterne dahin, und unterhielt sich mit dem Gegenstande, wie es nur die Verzweiflung einer unbeschäftigten Phantasie im Stande ist.

Auf einmal erschollen Fußtritte in der Halle. Aufgeschreckt blickte James Korth hinter sich, und — der Geist stand vor ihm! Eine Gestalt wandelte durch den Hintergrund des Gewölbes — langsam, gemessen. Die Gestalt war ein Rumpf. Sie trug einen Todtenkopf unter'm Arme. Ihre Tracht, so viel im Zwielicht zu sehen, war das Hofkostüm unter Richard III. Kurz, die Gestalt war Sir William Dalham.

James Korth war vor Jubel und Schauder außer sich. Er starrte die Erscheinung an, — er starrte ihr nach, bis sie durch den Corridor verschwunden. Da endlich raffte er sich auf. Er ergriff seine Laterne und eilte ihr rasch in den Corridor nach. An der Ecke desselben stellte er die Laterne auf den Boden, schwang sich auf die Zehen, sprang in drei langen, behenden Sätzen dem Geiste nach, und zog ihm mit einem geschickten Griff von hinten her den Kopf unter dem Arme weg. Dann flog er zurück in die Halle, legte den Kopf neben die Laterne hin, und stellte sich in Borer-Positur, gleichsam als erwarte er den Angriff des Geistes, daneben. Aber droben im Hause schlug

die Pendeluhr des Doktors Eins, ein Windstoß fuhr durch das Bauwerk, — der Geist war verschwunden. — James Korth, seelenvergnügt über das Glück dieser Nacht, wanderte in sein Schlafzimmer zurück. —

Am Morgen saß die ganze Gesellschaft in der nämlichen Ordnung wie Abends im Speisezimmer und frühstückte. Die Provinzialgesichter, Doktor Plunquet, James Korth. Ja, auch James Korth! Der Antiquarius war gekommen, obgleich etwas spät. Er trat ein, zerstreut und stark überwacht. Deßungeachtet sah man eine glänzende Veränderung an ihm. Der bejahrte Mann schien fast verjüngt. Seine Länge war wie Erhabenheit, seine Dürre wie Spiritualismus. Als er zu sprechen anfing, setzte die Tuba-Posaune sich mehr zum traulichen Murren des Fagotts um. Auch sein stierer Blick hatte ein weicheres Licht; es wären nicht mehr alle Kinder, sondern höchstens die furchtsamsten davor weggelaufen. Er sprach wenig, denn seine Haltung war ernst und feierlich. In der Zerstreuung geschah es aber gleichwohl, daß er dem Fräulein Jenny, der Braut, eine unvermuthete Artigkeit sagte. Diese Artigkeit wurde dankbar erwidert — von der alten Jungfer, welche gegen den Herrn als eine Dame von vieler Lebensart sich heute bezeugte. Auch sprach sie über den Brautstand jetzt mit den schönsten Momenten ihres Gefühls.

Leider geschah das Alles in Hast und Eile. Jedermann drängte zum Aufbruch. Der Doktor hatte alle Hände voll zu thun, es ging, wie man zu sagen pflegt, drunter und drüber nach dem Frühstück. Ungeduldig scharrte der Klepper des Chirurgen im Schloßhofe, und die Familienarche derer aus Wooler war längst bespannt. Die Familie selbst stand in einer Reihe da, wie eine Schichtwolke, und drohte

gewitterisch mit ihrem Abschiednehmen. Aber der Antiquarius, der noch pressirter schien als die Uebrigen, kam ihnen zuvor. Er winkte dem Doktor in ein Nebengemach. Dort zog er ein Taschenbuch aus dem Rocke, blätterte darin, sah dem Doktor tief und liebreich in's Auge, und hub dann an: „Ich kann Ihnen, verehrungswürdiger Mann, nichts Besseres zum Abschied bieten, als dieses.“ Er las: „Sir William Dalham, ein Opfer der Tyrannei Richard III., starb zwischen dem fünfundvierzigsten und fünfzigsten Jahre. Direkte Erben hat er nicht hinterlassen. Er war nie vermählt. Das schöne Geschlecht spielt keine Rolle in der Lebensgeschichte des Ritters. Er war ein Weiberfeind. Deßungeachtet besaß er ein weiches, den Gemüthsfreuden offenes Herz. Aber der vorwaltende Zug dieses Herzens war Verwandten- und Freundesliebe. Hier war er vertrauend ohne Rücksicht, hingebend ohne Schranken, der größten Opfer mit Leichtigkeit fähig. Doch bedurfte es des ersten Schrittes gegen ihn. Denn von Natur neigte der Ritter zur Einsamkeit; er war weltscheu. Selbst ein Hang zur Schwärmerei läßt sich in seinem Charakter wahrnehmen, und es ist glaublich, wenn gleich nicht historisch belegt, daß er in seiner Jugend zum Mönche bestimmt gewesen. Dazu hätten aber nun freilich die tiefern psychologischen Grundlagen gefehlt. Ideale Elemente waren fast gänzlich abwesend in dem Charakter Sir Williams. Weder nach der Seite der Philosophie noch der Religion hin besaß er Organe für das Uebersinnliche. Er war keine reflektirende, überhaupt keine intellektuelle Natur. Sein Wesen war die That, und vor Allem das Wollen. Er war der kühnste Jäger, der tapferste Soldat und — der einsinnigste Mensch. Mit seiner Willenskraft vollbrachte

er Unglaubliches. Ja, es kann gesagt werden, die Sphäre der Vernunft lag bei ihm eigentlich in der Sphäre des Willens. Was andere Menschen zu begreifen sich bemühen, das that er erst, und überließ es hinterher der Vernunft, es zu begreifen. Er machte im barsten Wortsinne das Unmögliche möglich. Seine Zeitgenossen erzählten sich die gewagtesten Dinge darüber, die Krone von Allem aber ist die Sage von seinem Tode, welche heute noch am Piktenwalle lebt. — An diesem Punkte nun erzähle ich diese Sage," schloß James Korth, „und — ich habe mein Blatt gewissenhaft ausgefüllt!"

Der Doktor stand bewundernd. „Aber wie war es möglich —"

James Korth lächelte. So lächeln höhere Wesen über die Schranken der menschlichen Erkenntniß. „Phrenologie!" flüsterte er geheimnißvoll. „Phrenologie ist die erste Hilfswissenschaft der Historie! Merken Sie das."

„Ah, welch ein Licht! Sie haben wohl gar —"

„Auf meinem Nachtkasten steht ein Todtenkopf, Sir. Stellen Sie ihn dem Gentleman wieder zurück, dem er angehört. Und nun Adieu, Doktor. Ich werde Ihr Haus nie vergessen. Adieu!"

Der Antiquarius eilte im verschämten Gefühle seiner Größe von hinnen.

Der Doktor platzte vor Lachen, als er fort war.

Die Jugend aus Wooler umdrängte ihn neugierig. „Was ist's? Was gab's?"

Der Doktor erzählte Alles.

„Und das Gespenst?"

„War mein lustiger Dan, der Schlingel."

„Und der Todtenkopf?"

„War von einem Strolch, der vor Jahren im Kirchspiel gehängt wurde. Seht Knaben," sagte der Doktor onkelhaft, „so müßt ihr lernen, die Menschen glücklich zu machen. Jeden in seiner Art; selbst wenn es eine Art wie James Korth wäre."

Der ältere Knabe sann nach. „Aber wenn Daniel schwatzt?"

Der Doktor schwenkte sich auf dem Absatz herum. „Ei nun, dann wird er von ganz Northumberland ausgelacht, der gute James Korth. Soll denn ein Glück ewig dauern?" —

Es war eine boshafte Ader in dem buckligen Doktor!

Der Ammendoktor.

Es ist ein gedankenloser Gemeinplatz, über die Milch unserer Milchhändlerinnen Witze zu schnitzeln. Der geheimnißvolle Prozeß, wie Eine Maß Milch, nachdem sie die Accise-Linie passirt hat, auf irgend einer Zwischenherberge und Winkelstation unter Zuziehung eines stets milchenden Pumpbrunnens in fünf Maß verwandelt wird: dieser Prozeß ist längst an's Tageslicht gezogen, und zu tief in's Bewußtsein der europäischen Städtebevölkerung übergegangen, als daß sich daran noch Sporen verdienen ließen. Aber die Natur selbst auf der Verfälschung zu ertappen, das ist's, was Doktor Laktantius zur Aufgabe seines Lebens gemacht, was seinen Ruf als Ammendoktor an die Sterne getragen hat. Die Natur hat ihre liebe Noth mit dem Doktor Laktantius. Mit einem Stück blauen Lakmuspapiers bewaffnet, rückt ihr der Unerbittliche an den Leib, d. h. an die Brust, und beweist ihr auf alle Fälle, daß sie die Ammenmilch, die Milch, die er meint, die ideale Milch, die Milch avant les lettres mehr oder weniger polizeiwidrig verfälsche. Immer reagirt sie ihm sauer, da sie doch nach d'Arcet, Petit und Donné alkalisch reagiren müßte. Arme, unwissende Ammen, welche nie um Reaction sich gekümmert, haben erst im Visitenzimmer des

hagern Doktor Laktantius die vollwichtige Bedeutung dieſes Wortes kennen gelernt. Jetzt wiſſen ſie, was Reaction heißt. Wenn es auf Doktor Laktantius ankäme, er würde den ganzen Nachwuchs der Menſchheit lieber aus dem Waſſerkrug ſäugen, als daß er ihm jenen Geſundbrunnen gönnte, welchem die Natur ſelbſt die ſchönſte aller Brunnenfaſſungen verliehen hat, wahrſcheinlich zum beiläufigen Beweis, daß ſie einigen Werth auf ihr chemiſches Meiſterſtück, die Milch, lege. Aber, mein Gott! Doktor Laktantius und beiläufige Beweiſe! Was vermag über ihn Jugend, Schönheit, Geſundheit — über ihn, den Mann der ſtrengen Wiſſenſchaft! Er verlangt nichts von all' dieſen Dingen; was er verlangt, das ſind: genügende Garantien! Vergebens klopft heute an ſeine Thür und tritt wie über die Schwelle des Tartarus in ſein Viſitenzimmer — eine weibliche Morgenröthe, eine halberſchloſſene, friſchbethaute Roſe, ein prachtvoll entpuppter Schmetterling, mit dem glänzendſten Farbenluſtre des Letzten und Höchſten, was er werden konnte und was er eben geworden, mit dem Zauber der erſten Mutterſchaft übergoldet; — der Mann der ſtrengen Wiſſenſchaft brummt achſelzuckend und mit der Trockenheit einer Sahara: „Ich empfehle nicht gern eine Amme unter zwanzig Jahren und die zum erſten Male Mutter geworden iſt.“ Unter zwanzig Jahren! als ob ſie nicht dieſen Fehler täglich verbeſſerte! Zum erſten Male Mutter! als ob dieſen Fehler nicht wir Andern zu verbeſſern geneigt wären! Umſonſt! Doktor Laktantius iſt nicht der Mann der Ob und Aber, er iſt das Ungeheuer der genügenden Garantien. Und die unerprobte, junge, ich möchte ſagen jungfräuliche Mutter gäbe ſeinem Säugling vielleicht göttlichen Nektar, aber ihm, dem Unhold,

gibt sie nicht: genügende Garantien! So mißtraut er der Natur in ihrem vollendetsten Meisterwerke, und verschmäht die Lebensquelle eines Busens, den er selbst als praktischer halbjähriger Knabe mit beiden Händen ergriffen hätte! Ein Beweis, daß wir nicht immer klüger werden mit dem vorrückenden Alter.

Aber wenn die Amme unter zwanzig Jahren und zum ersten Male Mutter unserm Doktor kein Vertrauensvotum abgewinnt, so thut's die Amme über dreißig Jahre und zum dritten Male Mutter auch nicht mehr. Man sollte also glauben, zwischen dieser obern und untern Gränze läge das eigentliche Eldorado seiner Garantien. Aber weit gefehlt! Für den Unhold gibt es keine holde Mitte, vielmehr schärft er auf diesem Felde mit doppelter Mordlust seine Todessichel. Das ist ja eben die Würde der Wissenschaft, daß nichts würdig bleibt vor ihr; — wie ein guter Kritiker gleich einem indianischen Häuptling der bürgerlichen Gesellschaft seinen Tribut in skalpirten Schädeln zahlt, so datirt der Ruf unsers Ammendoktors von der Legion untauglich befundener Ammen. Jene hochgnädige Frau Reichsbaronin, die zum Erstaunen aller Welt in ein ächtes Wochenbett kam, da doch alles Uebrige unächt war an ihr — unser Doktor hat sie zu besonderem Dank verpflichtet, daß er gegen die bildschöne und übrigens taugliche Amme, die der Herr Reichsbaron so sehr bevorwortete, das streng wissenschaftliche Bedenken äußerte: sie wäre eben wegen des Fehlers ihrer Schönheit gegen eine neue Conception schwerlich zu überwachen, daher dieser widrige Umstand ihre Annahme contraindicire. Dieser junge lebenslustige Husaren-Oberst war auf's Angenehmste überrascht, daß Doktor Laktantius den Ausspruch that: „wirklich häßliche

Gesichtszüge schlösse die Theorie vom Ammendienste aus," da doch die etwas passirte eifersüchtige Wöchnerin lebhaft eine Candidatin unterstützte, welche, wenn auch übrigens tauglich, doch dem Urbilde einer Maritorne näher stand, als einer Fornarina. In diesen beiden Fällen war das „übrigens tauglich," wie man sieht, dem gewissenhaften Ammencensor ein leidiger Nebenumstand, der vor den strengen Consequenzen der wissenschaftlichen Theorie nicht in Betracht kam. Sprang aber der Doktor so mit den „übrigens Tauglichen" um, so sieht man leicht, daß seine ganze Praxis in einer Wildniß von Untauglichkeit wurzelte, die er so lange ausjätete, bis nichts mehr übrig blieb. Die Aeltern nannten ihn dafür einen Phönix von pflichtmäßiger Berufstreue, die Ammen stellten unter sich sein Renommé im entgegengesetzten Sinne fest, die Säuglinge aber, zwischen beiden dissentirenden Parteien in der Mitte, thaten gar nichts, sondern ergriffen ein neutrales Auskunftsmittel und starben. Nur wenige entgingen der Hungersnoth, die der Milchwucherer künstlich über sie verhängte, und erreichten glücklich jene Stunde, wo zwar nicht die vom Doktor Laktantius verschriebene Amme anlangte, wo sie aber fähig waren, bei Porter und Beafsteak sich selbst zu stillen. So polterte einst ein Heidelberger Student in Stiefeln und Sporen, mit Ziegenhainer und Neufoundländer versehen, in das Audienzzimmer des Doktors, und stellte ihn zur Rede, was es doch mit jener Amme wäre, die er seiner Mutter bei Seele und Seligkeit einst zu schicken versprochen? Es wären seitdem achtzehn Jahre vergangen, er komme nun, seine Angelegenheiten persönlich zu betreiben. Der Hund ging dabei um den Doktor herum, und beroch ihn mit einer Miene, die nur eines

Winkes bedurfte, um zur That überzugehen. Ob nun aber der Muſenſohn die junge ländliche Amme, die ihm beim Weggehen auf der Treppe begegnete, zu Gunſten ſeines verjährten Rechts in Anſpruch genommen — darüber ſchweigt die Geſchichte, und nur die Naturgeſchichte des Studenten läßt mit einer gewiſſen Sicherheit dieſe Annahme zu.

Uebrigens verweiſt die Moral Handlungen, wie ſie dieſer Heidelberger Renommiſt ſich erlaubt hatte, in das Gebiet des ſchwärzeſten Undanks. Denn eben daß er bei Brunnenwaſſer und nicht bei Ammenmilch das Dejeuner ſeines Lebens gehalten, war nach Doktor Laktantius die Grundbedingung, auf welcher ſein heutiges Wohlbefinden ſo maſtodonkräftig ſich aufbaute. Man ſieht, mit welcher Großheit unſer Doktor ſein wiſſenſchaftliches Bewußtſein feſthielt. Wir ſind ihm Bewunderung ſchuldig, dem Manne, der viel verkannt, von ſyſtem- und principienloſen Idioten viel erduldend, ſeine Ueberzeugung keinen Augenblick preisgab, gleich jenem ſtandhaften Nickel Fein, der ſeinen eiſernen Willen, in Jahresfriſt ein reicher Mann zu werden, ſo kräftig durchführte, daß er noch vor Jahresfriſt gehenkt wurde.

Natürlich gibt nur die reinſte Liebe zur Wiſſenſchaft dieſen Muth der unerſchütterlichen Conſequenz. Wie Leſſing das Suchen nach Wahrheit der Wahrheit ſelbſt vorzog, wie der erhabene Platen das Suchen nach der Tragödie und nicht das Hervorbringen derſelben zu ſeinem Zwecke machte — ſo Doktor Laktantius. Suchen, nicht finden will er die Normal-Amme. Gefunden würde ſie ihn entſetzen, wie das entſchleierte Bild zu Sais, ihn, den entſchleierte Bilder nicht leicht entſetzen. Soll ich verrathen,

worin das Geheimniß seiner großartigen Skepsis liegt? Es liegt in dem Vergleiche des berühmten Goelis, daß es ebenso schwer sei, aus hundert Dirnen, welche sich zum Ammendienste anbieten, nur Eine in jeder Beziehung vollkommen gute Amme mit offenen Augen herauszufinden, als bei neunundneunzig schwarzen Schafen das hundertste weiße mit verbundenem Gesichte zu erhaschen. Dieses geistreiche Gleichniß hängt über dem eingedorrten Haupte unseres Doktors wie ein fatalistischer Zauberspruch. In diesem Worte fand er das Räthsel seines Lebens ausgesprochen. Schon auf der Akademie hatte er seine Seele in den Orakelklang jener Bannformel eingetaucht, und sein ganzes Leben setzte er an die Rechtfertigung derselben.

Ach, das klang dem Doktor so plastisch! so handgreiflich! Schafe greifen! wie primitiv! wie patriarchalisch! Wer gibt sich nicht gerne der weichen Vorstellung hin, wie ihm die runden, kurzgelockten Vließe durch die innere Handfläche streichen, und was denkt, was fühlt sich dabei! Aber den Schauder ermesse man auch, das stille, dämonische Entsetzen, das in dem Gedanken liegt, das hundertste weiße Schaf mit verbundenen Augen zu greifen! Müßte man nicht wie ein Sonntagskind, wie ein Hochländer mit dem second sight, ja wie sein eigenes Gespenst sich vorkommen, wenn man den visionären Griff einst wirklich thäte! Das hundertste weiße Schaf! hu, wie unheimlich! Doktor Laktantius konnte nicht weit genug von dieser grausenhaften Vorstellung wegrücken, er hatte eine so zähnklappernde Angst vor dem Ergreifen des weißen Schaftreffers, daß er zuletzt gar kein Schaf, sondern eine Ziege erhaschte.

Doch was habe ich gethan! Es kam mir hier das

Wort in die Feder, — das Wort, welches den Schlußstein eines Lebenslaufes bildet, an dessen künstlerischer Skizzirung ich noch lange nicht jene Ehre verdient, die ein junger, strebender Schriftsteller solch einem Stoffe abgewinnen konnte. Ziege, unselige Ziege! könnte ich das verfrühte Wort wieder zurücknehmen! Aber leider! es steht nun einmal da und hält mich auf in meinem Gange zur Unsterblichkeit. Der Leser will jetzt weder meine Lorbern noch meines Doktors Charakterkopf, — was er allein will, das ist jetzt nur noch — die Ziege. Wohlan, sie tritt auf hiemit.

Nacht war's, die Milchlampe dämmerte, der grüne Lichtschirm saß auf der knöchernen Stirn unseres Doktors und der seidene Schlafrock schlotterte um sein Gerippe, wie eine blumige Phrase um einen nicht vorhandenen Gedanken. Da that sich die Thüre auf, und ein Geschöpf trat herein und trat näher, — das klapperte mit harten stocksteifen Schritten, wie auf Stöckelschuhen, auch ging es, größerer Bequemlichkeit halber, auf allen Vieren. Der Doktor starrte mit gelüftetem Lichtschirm dem Wesen entgegen, — es kratzte einen Knix, wie ein einschnappendes Taschenmesser, dann öffnete es den Mund und sprach mit fertiger Zunge:

„Herr Doktor, ich bitte um ein Tauglichkeitszeugniß zum Ammendienste. Ich heiße Amalthea und bin eine Ziege aus Creta. Ich bin in ein vornehmes Haus berufen, es handelt sich um die Ernährung eines jungen Majoratsherrn, dessen Vater Saturnus ansehnliche Herrschaftsgebiete in Italien besitzt."

„Sequestrirt oder nicht?" fragte der vorsichtige Doktor.*)

*) Geschrieben zur Zeit der Güter-Sequestration im weiland Oesterreich-Lombardischen.

„Vorderhand noch nicht," war die Antwort. „Saturnus ist ein loyaler Nobile; sein öffentlicher Charakter steht fleckenlos da, nur sein Privatleben ist von Tadel nicht frei zu sprechen. So haben Excellenz die Gewohnheit, zum Dejeuner a la Fourchette ihre Herren Söhne zu verzehren, was gegen die Gefühle der Mutter Rhea verstößt. Dieselbe substituirte auch unlängst dem Appetite des Herrn Gemahls einen geschmackvoll garnirten Kieselstein, woran Excellenz heute noch würgen. Das lebendige Kind practicirten wir auf die Insel Creta, wo es gleich andern italienischen Flüchtlingen unter türkischem Schutze sicher zu sein und an meiner Brust zu gedeihen hofft."

„Wunderliche Familienverhältnisse!" brummte Doktor Laktantius, „ein Arzt sieht sich wohl in Dergleichen eingeweiht."

Amalthea fuhr fort: „Wollen Sie gefälligst die Ausfertigung meines Attestes beeilen. Der Knabe Jupiter hat einen riesenhaften Appetit, sein Geschrei nach mir vor dem feinen Ohre des Vater zu verbergen, machen die Korybanten Tag und Nacht Janitscharenmusik, und noch fürchten wir, daß seine Stimme durchschlägt, wie Lablache durch ein Meyerbeer'sches Orchester."

Der Doktor sah die Amme von oben herab an, und sprach mit hohem Tone: „Ich pflege nichts zu überstürzen. Ein Mann, dessen Ruf die Paläste Italiens erfüllt, weiß, was er sich schuldig ist. — Sie sind —"

„Almathea, Ziege aus Creta."

„Ihr Gatte?"

„Trages, der Bock."

„Haben Sie Ihr Kind bei sich?"

„Nein, Herr Doktor; aber ein Zicklein iſt's, das ſich gewaſchen hat!"

Doktor Laktantius recapitulirte gedehnt: „Ziege — Bock — Zicklein — hören Sie, das geht nicht. Ihr Milchſohn würde ſehr verliebten Temperaments werden."

Almathea ſchlug die Augen nieder und antwortete mit verhaltener Kränkung: „Unterſuchen Sie meine Milch, das iſt die Hauptſache."

Sie legte ihren Shawl ab, — der Doktor rief mit Entſetzen: „Mein Gott, was für eine Bruſt haben Sie! Wiſſen Sie, daß auf dieſen Buſen die wiſſenſchaftliche Definition eines Euters paßte?"

„Mutter Rhea bekümmert ſich nicht um Definitionen. Milch will ſie."

Der Doktor drückte einige Tropfen aus und ſagte ſofort mit Kennerblick: „Viel zu fett! viel zu ſubſtantiös! Sie bringen das Kind um damit."

„Herr Doktor, bedenken Sie, daß es ein Jupiter iſt, den ich zu nähren habe!"

„Bedenken Sie! bedenken Sie!" rief der Doktor beleidigt. „Sie geben mir zu bedenken, Sie Perſon Sie! Mein Gott, was ſehe ich? Sie ſchielen ja auch! Nein, was ſich Alles zum Ammendienſte meldet! Ich will euch, ihr Dirnen! Geben Sie, woher Sie gekommen." —

„Herr Doktor!"

„Gehen Sie, ſag' ich. All' Ihre moraliſchen und phyſiſchen Qualitäten zuſammengefaßt — Sie ſind untauglich; in äußerſter Potenz untauglich zum Ammendienſt."

Die Ziege ſchrie meckernd: „Ich, untauglich? ich, Almathea! Herr Doktor, leſen Sie den Homer, leſen Sie den Ovid, leſen Sie" —

„Sind das ärztliche Zeugnisse? Sind das Fakultäts-Gutachten? Idioten sind's! Gehen Sie!"

Die Ziege neigte ihren Kopf — gedemüthigt von der Wucht seines Ansehens, meinte der Doktor. Aber das Gegentheil. Sie stieß ihm ein Loch in den Bauch. Der Verwundete stürzte nieder.

Wimmern, — Heulen, — Schmerzensgestöhn — umsonst! Die Haushälterin ist längst zu Bette. Der Doktor raffte sich auf, die Glocke zu ziehen. Vergebens! Die Perforation war tödtlich. Er sank.

Endlich ging die Sonne auf über Gute und Böse, über perforirte und unperforirte Bäuche, und auch über den — Traum des geängstigten Ammendoktors. Mit Entzücken begrüßte er das Morgenlicht durch die grünen Gardinen, und sein gesundes Bauchfell durch die Flanken des seidenen Schlafrocks. Aber der Eindruck war bleibend. Die Amme Jupiters selbst refüsirt zu haben, ging ihm doch in's Gewissen. Er wurde von da an milder, nachsichtiger. Die Stadt sagte, Doktor Laktantius wird alt und schwach, und betrachtete seinen Stern im Sinken. Die kurzsichtige Stadt! Nur der Dichter sieht den Grund der Dinge, und Alles stürzte in Wahn und Verwirrung, wenn nicht sein Wort in jeder äußern Erscheinung die innere Wahrheit enthüllte.

Der Schachſpieler.

Ein Kleinſtadts-Porträt.

Endlich, nach einem April von ſechszig Tagen, war die vernünftige Zeit gekommen, wo nicht der Himmel ſpritzt, ſondern die ſtädtiſchen Behörden; die goldenen Tage waren aufgegangen, wo nie berührte Unſchuld auf allen Promenaden Blumenſträuße feilbot, wo jeder Gardelieutenant vor ſeiner Portion „glace“ ſaß, wo ſelbſt der reiſende Engländer den unvermeidlichen Shawl ablegte, und ſogar die ſtoiſche Auſter, von einem höheren Pathos ergriffen, den Gedanken der Unſterblichkeit dachte, und ihn zum Vortheile ihrer nächſten Generation in Scene ſetzte. Kurz, der zweite Monat ohne R war da, Juni war da, die Zierde des Kalenders, die Wonne aller Creaturen. Und der Menſch ſagte, daß es gut war.

Nur Eine Bruſt litt in dieſen Tagen. Herr Palamedes Knauz ſchoß Blicke des giftigſten Vorwurfs aus Nr. 10 des „grünen Ankers“ zum lachenden Himmelsblau und — wußte nichts mehr zu ſagen! Das war aber das letzte Viertel ſeines irdiſchen Jammers, denn Herr Palamedes Knauz wußte unerſchöpflich viel zu ſagen.

Herr Adam — oder, wie er ſeit ſeinem philhelleniſchen Zuge nach Griechenland ſich nannte und nennen ließ —

Herr Palamedes Knauz hatte seinen Leib dem Wirthe „Zum grünen Anker" und seine Seele dem Schachbrett verschrieben. Der Wirth „Zum grünen Anker" fuhr nicht übel dabei. Herr Knauz hatte nach der Befreiung des Peloponeses einen einträglichen Handel mit Kuh- und Ochsenhäuten getrieben, und zwar so lange, bis für ihn selbst eine höchst bequeme Bärenhaut abfiel. Diese Bärenhaut breitete am Abende seines thätigen Lebens Herr Knauz in Nr. 10 des Gasthauses „Zum grünen Anker" aus, und legte sich darauf. Dem Wirthe überließ er alles Uebrige gegen dem, daß er dem Wirthe sein Uebriges hinterließ. Diese Hinterlassenschaft aber war um so annehmlicher, als sie durch keinen Abzug irgend welcher Art decimirt wurde, denn Herr Palamedes Knauz stand ohne alle rechtliche Leibeserben im irdischen Jammerthal, und nicht einmal ein Lustspieldichter, der für einen lüderlichen Neffen einen reichen Onkel brauchte, hätte seine originelle Idee in unserm Helden verwirklicht gefunden. Vielleicht, daß in Patras oder Missolunghi das Blut seiner Adern floß, wenn nicht von Türkensäbeln vergossen, so doch von einem gewissen schülerhaften Dilettantismus, womit sich Herr Palamedes Knauz vorübergehend für griechische Schönheit begeisterte; — aber der Mann war zu bescheiden, als daß er auf diesem Gebiete sich einen Namen, oder wohl gar mehrere, hätte machen wollen, und so verletzte er die löbliche Sitte schüchterner Autoren nicht, welche sich für derartige Erstlingsversuche in der Regel einen ewigen Schleier der Anonymität genügen lassen. Kurz, Herr Palamedes Knauz war ohne legitimen Leibeserben in allen graden und krummen Linien, er hatte also den Wirth „Zum grünen Anker" zu

seinen Erben gemacht, und seinen Leib selbst vor diesen Anker gelegt, und nach dieser Seite hin ausgesorgt.

Aber sothaner Leib — was man auch sagen mochte — umschloß immer noch eine Art Seele, deren Heil in den Stipulationen der Leibrente natürlich nicht bedacht war. Glücklicherweise hatte diese Seele nur Ein Bedürfniß — das Schachbrett, wie gesagt — und durch den günstigsten Zufall von der Welt befriedigte der „grüne Anker" auch das. Denn unmittelbar neben Nr. 10, auf Nr. 9 nämlich, logirte Hauptmann Schergius, und dieser wohlverdiente Krieger saß ebenso gern der weißen Partie gegenüber, wie Herr Palamedes Knauz der schwarzen. Der ölbekränzte Weltfrieden erlaubte ihm das. Seine Jäger-Compagnie, seit einer Reihe von Jahren auf dem europäischen Schauplatz ein günstig situirter Zuschauer, fand selbst in den inländischen Verwicklungen zwischen Nachtwächtern und Straßenjungen kein Feld, welches die höheren strategischen Talente ihres Führers in Anspruch genommen hätte. Dieser konnte sich also ganz und gar dem *idealen* Kriege widmen, dem Kriege Philidors und Vida's, dem 30jährigen Kriege des Herrn Palamedes Knauz, in welchem kein Waffenstillstand, noch weniger ein Friedensschluß je denkbar war, wenn es auf den eisernen Sinn des unerbittlichen Philhellenen ankam.

Aber das war der casus quaestionis! wenn es auf den Sinn des Herrn Palamedes Knauz ankam! Und so eigentlich kam es darauf nun nicht an. Zu seiner Leibrente im „grünen Anker" war Hauptmann Schergius bloß ein accedens, ein beneficium, ein Zugemüse und Beiessen, ein Segen Gottes, eine Wohlthat des Himmels, wie Wachtel und Manna, keineswegs ein contractlich

stipulirtes Pflichtgericht, wie Kartoffel und Beafsteak. In seinem Erbvertrag stand nirgends geschrieben, daß das Gasthaus „Zum grünen Anker" ihm einen Hauptmann Schergius liefern müsse, der mit ihm Schach spielte. Hauptmann Schergius war also ein Wesen sui juris, d. h. ein moralisch-freies Wesen, und wenn er auch durch das Recht der Verjährung in den Nutznießungsbesitz des Herrn Palamedes Knauz übergegangen, ja gewissermaßen sein Fideicommiß geworden war, so ist die persönliche Freiheit eines Menschen doch immer ein Ding, dessen Schatten und Nachlaß dem Despoten noch fatal bleibt. Wer gab Herrn Palamedes Knauz die geringste Garantie, daß Hauptmann Schergius nicht auch einst vor's Thor gehen wollte? Ja, daß er am schönsten der Sommertage nicht gar seine Rosinante bestieg und hinaus auf den Felsenkeller ritt? Damit ist jener schwarze Punkt bezeichnet, wo Herr Palamedes Knauz sterblich war. Ach, selten hat Natur zwei ganz gleichfühlende Herzen geschaffen! Auch die festeste Treue ist nicht gegen schwache Stunden assecurirt, und ob in dem Temperamente des Hauptmanns Schergius der Spaziergänger vom Schachspieler bis zum letzten Knöchelchen aufgezehrt war, ob nicht? an diesem Faden hing Herr Palamedes Knauz noch mit den Sorgen des Lebens zusammen.

Darum hatte sich Herr Palamedes Knauz für die bösen Tage des Jahres, d. h. für die guten, auf eine Kunst der Verdächtigung eingeübt, die ihn auf Schmalz'schen Gebieten vielleicht europaberühmt gemacht hätte. Es handelte sich ihm nämlich um nichts Geringeres, als dem lieben Gott zu beweisen, daß er keinen correct-schönen Tag zu Stande brächte. Im Winter wehte, regnete und

schneite es diese Beweise von selbst. Wenn die Eiszapfen-Garnitur bis über die obere Hälfte der Fenster herabstarrte und der windgepeitschte Schnee bis über die untere Hälfte sich hinaufstaute: — da verstand es sich wohl von selbst, daß das, was man Comfort nennt, nur ein lebendiger Begriff von Menschen war, welche hinter eben diesem Fenster zu türkischem Tabak und arabischem Kaffee das persische Schach spielten. Gegen diesen westöstlichen Divan ließ sich nichts einwenden. Wenigstens der Mausfallenhändler, welcher mit einer alten Pferdedecke über'm Kopf den Straßenschnee durchschürfend seine Waare denjenigen Hunden feilschrie, welche zweideutige Christenliebe zufällig vor's Thor gejagt: dieses Opfer des Nordens hätte sich in solchen Augenblicken das Himmelreich selbst kaum unter einem orthodereren Bilde gedacht, als wie man bei einer Spielpartie am warmen Ofen sitzt, Mocca trinkt und Rauchwolken kräuselt. Solch geharnischtes Eisbärenwetter war also dem Schachspieler fester Besitz. Er brauchte es nicht ausdrücklich zu verleumden. Auch heitere, blaue Wintertage mit trockenem Frost würdigte Herr Palamedes Knauz noch keiner bessern Polemik. Höchstens, wenn Hauptmann Schergius zufällig an's Fenster trat, murmelte er gleichgültig: „'s wird Beinbrüche setzen," und stellte mit Entschiedenheit die Figuren auf. Ebenso vergeblich rüttelte des Märzen Thauwetter an seiner Fassung. Auch jetzt pflegte er den Hauptmann, wenn er in Schlafrock und Pantoffeln, das Rosenrohr unterm Arm, aus Nr. 9 herüberkam, ohne allen Commentar zu empfangen. Machte sich aber der flamesische Schachbruder eines Blickes nach dem Himmel schuldig, so schritt Herr Palamedes Knauz mit der kurzen Bemerkung ein: „Oben hübsch, unten

Moraſt bis über die Ohren!“ — und ſtellte die Figuren auf. Endlich aber trocknete es an der Sonnenſeite auch unten. Einzelne Strecken der Promenade wurden gangbar, die Mittagsſtunden warm. Säuglinge, welche im Herbſt und Winter den Nebel der Welt erblickt hatten, kamen auf den Armen ihrer Ammen jetzt auch an's Licht derſelben heraus. „Mögen ſich in Acht nehmen,“ brummte Herr Palamedes Knauz, „in dieſen Tagen hat man am erſten Erkältung, Rheuma, Gicht, kotarrhaliſches Fieber und Grippe los,“ — und ſtellte die Figuren auf. So verging der April. Der Mai, der ſchon längſt vom April mediatiſirt iſt, nöthigte Herrn Knauz ſelten neue Formeln des Peſſimismus ab. Ging der Wind aus Weſten, ſo ſagte Herr Knauz: „In Griechenland war mir das ein charmantes Lüftchen; hier kann mir der Zephiros geſtohlen werden! Unſern poetiſchen Nachbetern wünſch' ich nur die Hälfte der Zahnſchmerzen, die mir in unſerm Klima dieſe naßkalte Regenluft mitbringt,“ — und ſtellte die Figuren auf. Schlug der Wind nach Oſten um und brachte klares, lauteres Wetter, ſo ſchalt Palamedes Knauz: „Wie der vermaledeite Oſtwind das Land austrocknet! Kein Aug' iſt aufzumachen vor Staub!“ — und ſtellte die Figuren auf. Im Juli und Auguſt lachte Herr Knauz: „Fünfundzwanzig Grad im Schatten, und die Narren rennen in's Freie! Mit euerm Freien! Wo iſt's jetzt hübſcher, als im kühlen Stübchen zu Hauſe?“ — und ſtellte die Figuren auf. Den September behandelte, wenn nicht die Natur, doch Herr Knauz mit eiſerner Stirn als einen ſtets ungerathenen Sohn. „Der ſollte noch ſchöne Tage bringen! aber glauben Sie, es erholt ſich ſeit dem letzten Gewitter! Gott ſtraf mich! einheizen möchte man!“ —

und ſtellte die Figuren auf. Oktober, November und December waren ohnedieß die partie honteuse des Kalenders. Herr Palamedes Knauz behandelte dieſe Paria's mit ſchweigender Verachtung.

Da blieb alſo der unſelige Juni übrig. Die „Maiſtürme" hatten ausgetobt, die regneriſchen Weſt- und ſtaubigen Oſtwinde ihr Gleichgewicht gefunden, die Hundswuth des Hochſommers lief noch ohne Maulkorb herum, der Himmel war himmliſch, die Erde bräutlich, und wer in dieſen Tagen zu Hauſe bleiben wollte, dem rief von Himmel und Erde ein tauſendſtimmiger Chor zum Fenſter herein: Wie heißt?

Auf dieſe kategoriſche Anfrage wußte dann Herr Palamedes Knauz nichts mehr zu antworten. Der Juni blieb der Wurm ſeiner Leibrente, ſein Herzpolyp.

Und ſolch ein Juni war angebrochen mit all' ſeinen unverſchämteſten Schönheiten. Herr Palamedes Knauz hatte für die Außenwelt nur Blicke düſterer Wuth und für ſein Inneres troſtloſe Reflexionen. „Reitet er heute nach dem Felſenkeller — blieb' es bei Einem Ritte, meinetwegen! Aber man findet Bekanntſchaften — macht welche — ladet ſich ein — dahin, dorthin! für morgen, für übermorgen — und der Geiſt iſt beim Teufel! der Geiſt iſt fort! das iſt's, wohin ſo eine Ausſchreitung führen kann. Der Geiſt geht abhanden — das iſt's!"

Ein Unglück, einmal geahnt, kommt gewiß. Ja, es kommt mit doppelter Bosheit, denn es kommt von einer Seite, woher es nicht geahnt wurde.

Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben, und wär' es auch nur ein friedlicher Garniſonswechſel von Groß-Gerau nach Schneppenhauſen. Dieſen Garniſons-

wechsel und nicht einen Ritt nach dem Felsenkeller kündigte Hauptmann Schergius heute der weißen Partie an. Herr Palamedes Knauz sagte im ersten Augenblicke nichts, im zweiten Hm! im dritten erkundigte er sich um Schneppenhäuser Lokal-Verhältnisse und gratulirte. — Als aber der Hauptmann fort war, klingelte er um ein niederschlagendes Pulver und legte sich zu Bette. Solch ein Mann war in ganz Groß-Gerau nicht wieder zu haben! Er hatte sich den Hauptmann so schön an die Hand gezogen — die Kempelen'sche Schachmaschine konnte Geduld lernen vom Hauptmann.

Der Schwimmer.

Fortsetzung des Schachspielers.

Herr Palamedes Knauz lebte zu gerne, um sich mit heftigen Gemüthsbewegungen zu strapaziren — aber dieser Schlag ging ihm nahe. Und wer weiß, wohin es mit einem Manne gekommen wäre, dem der Nachtwächter zu jedem Neujahr schwor, daß er wieder um ein Jahr jünger geworden, wäre nicht auf Nr. 9 des „grünen Ankers" unmittelbar nach Hauptmann Schergius Herr Jean Broefft eingezogen. Die Stelle war also wenigstens räumlich wieder ausgefüllt, und das galt schon viel! Denn wer hätte behaupten wollen, daß selbst Hauptmann Schergius so treu wie ein gespießter Schmetterling sich an's Schachbrett hätte heften lassen, wäre ihm die Nadel von Nr. 10 auf Nr. 9 nicht so freundnachbarlich durch den Leib gegangen? Die wichtigste Vor- und Grundbedingung einer Restauration der alten geordneten Verhältnisse war also erfüllt; worauf es jetzt noch ankam, das waren nur mehr oder minder Nebenumstände.

Und auch diese zeigten sich günstig. Herr Jean Broefft war ein geborner Belgier und hatte einen Ruf für die französische Sprachkunde an die Real- und Gewerbeschule zu Groß-Geran. Also kein Geschäftsmann! Er brauchte

nur täglich zwei Stunden den Meidinger zu geißeln, und lebte im Groß-Gerauer Ueberfluß dafür. Der Mann hatte sonach Zeit! Kurz, Herr Palamedes Knauz machte mit einem Busen voll Sonnenschein dem neuen Nachbar seine Antritts-Visite, und ermangelte nicht zur Verstärkung seines persönlichen Ansehens, worauf im ersten Augenblick so viel ankam, den ruhmgekrönten Philhellenen in ein beiläufiges Licht zu setzen. — „Chaire ariste Effendi!" begrüßte er den Fremden mit würdevoller Vertraulichkeit und bot ihm die Hand. Herr Jean Vreefft trat vor dem unverstandenen Gruße verblüfft zurück und hatte nicht die Ehre — „Pardon!" rief Herr Palamedes Knauz. „Haben wir nicht in Athen beim jüngeren Kolloketroni Schach gespielt? Ich dachte doch."

„Wahrhaftig, ich spielte fast nie mit Jemandem Schach, als mit dem jungen Andersen, da er noch in meines Onkels Haus kam. Der Schlingel ist jetzt europaberühmt."

„Ha, mein Herr, Sie sind ein Schüler von Andersen?" Wie klang das! Herr Palamedes Knauz phosphorescirte.

„Und Sie waren in Griechenland, wie ich höre? da sind Sie wohl auch durch den Hellespont geschwommen mit Lord Byron um die Wette?"

„Das weniger. Ich bin nicht der beste Schwimmer."

„O dann halten Sie sich an mich; ich mache Sie dazu!"

Herr Palamedes Knauz war etwas verwirrt; das Gespräch nahm ihm eine unerquickliche Wendung. Aber, geistesgegenwärtig, lachte er heiter und sagte handschüttelnd: „Verbunden, verbunden, mein Herr! Ich sehe wohl, ich werde Ihnen Vieles zu danken haben. Auch von Andersens Schule müssen Sie mich profitiren lassen. Hören Sie?"

„Ein wenig ausgeschwitzt! wollen sehen."

Tags darauf, nach dem dies- und jenseitigen Mittagsschläfchen in Nr. 9 und 10 klopfte es freundnachbarlich, und Herr Palamedes Knauz, glücklich wie ein alter Wittwer, der eine junge Braut heimführt, flötete sein: Herein!

„Nun, kommen Sie," rief Jean Broefft thatlustig eintretend.

„Ja, 's ist schon aufgestellt. Spielen Sie schwarz oder weiß? ich hatte sonst die weiße Partie."

„Warum nicht gar! Schwimmen wollen wir," sagte Jean Broefft mit dem Organ der Weltgerichtsposaune. „Lassen Sie sehen, wie weit Sie sind? Tauchen Sie? — Treiben Sie? Beine geschlossen — Hände in beide Seiten gestemmt — en avant! Ich habe vor der Schule ein wenig sondirt — prächtigen Sand haben Sie im kleinen Rhein. Kommen Sie! kommen Sie!"

Herr Palamedes Knauz war klug. Er dachte: eine Freundschaft ist die andere werth, und — mit Speck fängt man Mäuse. Er nahm also Hut und Stock, ließ die aufgestellte Partie stehen, und ging mit Herrn Jean Broefft vorläufig an den Rhein hinaus.

Der Belgier prudelte und klatschte und patschte wie ein Wallfisch im Ocean; es war, als ob er Federball spielte mit dem Rhein. Dabei schmetterte er Titanengelächter über die Schwimmkünste des Herrn Palamedes Knauz und konnte sich nicht satt wundern, daß ein Mann, dem der Piräus zur Verfügung gestanden, die edelste aller Künste nicht höher getrieben. Herr Palamedes Knauz verwünschte tausendmal seinen Philhellenen im Stillen, Herr Jean Broefft aber, als er nach einer Stunde den Rhein aus seinen Klauen ließ, sagte aufgeweckt: „Ich merke, Sie sind ein Schelm, morgen werden Sie sich ganz anders

in's Licht ſetzen." Darnach nahm er ihn freundlich unter'm Arm und marſchirte mit ihm auf den Felſenkeller.

Tags darauf fing Herr Palamedes Knauz wieder mit Speck Mäuſe und wanderte mit wohlberechneter Höflichkeit an der Leimruthe des Herrn Jean Broefſt nach dem kleinen Rhein. Der Belgier trieb's immer toller mit ſeinem Opfer. „Haben Sie Grund? haben Sie Grund?" rief der Philhellene öfter als nöthig, indem er dem See-Ungeheuer in vorſichtiger Diſtanz nachſchwamm. Das merkte ſich der Waſſerteufel. Weit hinein in den großen Rhein ſchwamm er, um die Sandaue herum, und als der Befreier Griechenlands jetzt erſt recht angſt und bange nachrief: „Haben Sie denn noch Grund da draußen?" — ſo ſtellte ſich Herr Jean Broefſt aufrecht in den Fluß und rief verwundert: „Mein Gott, wie ſeicht!" Das Waſſer reichte ihm in der That etwa bis an die Mitte der Bruſt. Getroſt ſchwamm nun Herr Palamedes Knauz heran, und der Belgier ſagte freundlich: „Nun ſtellen Sie ſich."

Herr Knauz that es, und — „Jerum, ich ſinke, zu Hilfe!" ſchrie er in Todesangſt — ſein Kopf verſchwand unter'm Waſſer — ein Schnaufen, Puſten, Zappeln — aber er konnte die Beine nicht mehr heraufbringen; — er blieb verſunken. Jean Broefſt lachte wie eine Klapperſchlange. Er ſchlug erſt noch einen Purzelbaum im Waſſer, tauchte dann unter, und holte ſich das ſpaßhafte Männchen heraus. „Wie alle Teufel können Sie nur Waſſer bis an die Bruſt haben, während ich hauchoch in die Tiefe ſinke?" fragte der arme Getäuſchte, als er glücklich im Trocknen war. Herr Jean Broefſt ſtellte ſich verwundert. „Was höre ich? Sie können nicht einmal Waſſer treten?

Ja, das ist was anders, Herr Knauz! Ich stelle mich in jede Höhe und Tiefe, wie Sie's haben wollen; ein Schwimmer muß eben Alles können. Und dahin müssen Sie's auch bringen, Herr Knauz; — Donnerwetter, das soll man meiner Schule nicht nachsagen!"

Herr Knauz dachte: heute mir, morgen dir; du lernst mich noch kennen! —

So verging der Juni, und heißer und heißer kamen die Tage des Juli und August.

Herr Jean Broeksit wohnte jetzt im Rhein. Er stieg nur aus dem Wasser, um wieder hinein zu steigen, vor und nach dem Bade badete er. Herr Palamedes Knauz bot Alles auf, um den Schüler Andersens sich bei gnädiger Laune zu erhalten. Er fügte sich in die ungeberdige Freundschaft seines Seelöwen und dachte: spielt er nur halb so gut, als er schwimmt, so lohnt sich's.

Und September wurde es; jener Monat, den der Türkenbesieger sonst nur zum Winter gezählt hatte, war diesmal wirklich winterlich. „Der Henker, wie ist's schon kalt!" rief Herr Palamedes Knauz, als ihm zum ersten Male die 12° Wassertemperatur mit Schaudern empfindbar wurden. „'s hat etwas angezogen," sagte der Belgier, „die Zeit über war's ohnedies zu leppisch. Jetzt wird's erst ein Vergnügen!" — Deine Stunde wird bald geschlagen haben, dachte Herr Palamedes Knauz zu seinem geheimen Troste.

Aber die Selbstständigkeit ist eine zarte Blume, fast so zart, als die Blume der Jungfräulichkeit, mit der sie im Grund ein und dasselbe ist. Wer einmal die Freiheit seines Willens in fremde Hände gelegt hat, der wird, statt sie restauriren zu können, nur immer tiefer und tiefer

an seiner moralischen Kraft verschuldet werden. Herr Palamedes Knauz formulirte sich freilich seine Dienstbarkeit ganz anders. Ich habe schon so viel in ihn hineingesteckt, dachte er, soll ich Kapital und Zinsen jetzt auf einmal verlieren? Unklug wär's. So machte er also die Oktober-Schwimmzüchtigungen auch noch mit.

Als aber der November mit einem Nordwind ins Land fiel, als ob er kurzweg die Mission eines Rasirmessers hätte, und die Quadern des Oppenheimer Doms wie weichen Strachinekäse durchschneiden könnte: da endlich machte Herr Palamedes Knauz Vorstellungen. „Dummes Zeug," rief der verstockte Badetyrann munter, „sehen Sie in den Spiegel; um zehn Jahre jünger macht Sie das Baden. Fritz, ist der Herr nicht um zehn Jahre jünger, seit ich hier bin?" Der Kellnerbursche lächelte ergeben und sagte: „Um zwölf." — Herr Jean Broefft bemächtigte sich seiner Beute, und die Treppe hinab ging's. Unter Thor standen sie aber augenblicklich baarhaupt, denn Ei! Windstoß! und ihre Hüte flogen nach dem hintersten Horaum. „Und bei dem Wetter wollen Sie baden!" schrie Herr Palamedes Knauz mit dem Nothschrei der geknechteten Menschheit. „'s wird einen hübschen Wellenschlag geben," sagte der Belgier, „wir profitiren ein Seebad heute!" Was war zu machen? Am Vorabende, da Anderser Schule in langersehnter Glorie aufgehen sollte und mußte, war ein Refüs nicht zu wagen. 's ist ohnedies das letzte Mal, heute Nacht gefriert es, dachte der Retter Griechenlands, und Herr Jean Broefft schleppte ihn widerstandslos zur Bade-Execution.

Der Rhein schlug baumhohe Wellen und sah so gläsern durchsichtig, so stahlblank aus, wie ein chirurgisches Besteck

Ja, das ist was anders, Herr Knauz! Ich stelle mich in jede Höhe und Tiefe, wie Sie's haben wollen; ein Schwimmer muß eben Alles können. Und dahin müssen Sie's auch bringen, Herr Knauz; — Donnerwetter, das soll man meiner Schule nicht nachsagen!"

Herr Knauz dachte: heute mir, morgen dir; du lernst mich noch kennen! —

So verging der Juni, und heißer und heißer kamen die Tage des Juli und August.

Herr Jean Broeksit wohnte jetzt im Rhein. Er stieg nur aus dem Wasser, um wieder hinein zu steigen, vor und nach dem Bade badete er. Herr Palamedes Knauz bot Alles auf, um den Schüler Andersens sich bei gnädiger Laune zu erhalten. Er fügte sich in die ungeberdige Freundschaft seines Seelöwen und dachte: spielt er nur halb so gut, als er schwimmt, so lohnt sich's.

Und September wurde es; jener Monat, den der Türkenbesieger sonst nur zum Winter gezählt hatte, war diesmal wirklich winterlich. „Der Henker, wie ist's schon kalt!" rief Herr Palamedes Knauz, als ihm zum ersten Male die 12° Wassertemperatur mit Schaudern empfindbar wurden. „'s hat etwas angezogen," sagte der Belgier, „die Zeit über war's ohnedies zu leppsch. Jetzt wird's erst ein Vergnügen!" — Deine Stunde wird bald geschlagen haben, dachte Herr Palamedes Knauz zu seinem geheimen Troste.

Aber die Selbstständigkeit ist eine zarte Blume, fast so zart, als die Blume der Jungfräulichkeit, mit der sie im Grund ein und dasselbe ist. Wer einmal die Freiheit seines Willens in fremde Hände gelegt hat, der wird, statt sie restauriren zu können, nur immer tiefer und tiefer

an seiner moralischen Kraft verschuldet werden. Herr Palamedes Knauz formulirte sich freilich seine Dienstbarkeit ganz anders. Ich habe schon so viel in ihn hineingesteckt, dachte er, soll ich Kapital und Zinsen jetzt auf einmal verlieren? Unklug wär's. So machte er also die Oktober-Schwimmzüchtigungen auch noch mit.

Als aber der November mit einem Nordwind in's Land fiel, als ob er kurzweg die Mission eines Rasirmessers hätte, und die Quadern des Oppenheimer Domes wie weichen Strachinekäse durchschneiden könnte: da endlich machte Herr Palamedes Knauz Vorstellungen. „Dummes Zeug," rief der verstockte Badetyrann munter, „sehen Sie in den Spiegel; um zehn Jahre jünger macht Sie das Baden. Fritz, ist der Herr nicht um zehn Jahre jünger, seit ich hier bin?" Der Kellnerbursche lächelte ergeben und sagte: „Um zwölf." — Herr Jean Broefft bemächtigte sich seiner Beute, und die Treppe hinab ging's. Unterm Thor standen sie aber augenblicklich baarhaupt, denn Ein Windstoß! und ihre Hüte flogen nach dem hintersten Hofraum. „Und bei dem Wetter wollen Sie baden!" schrie Herr Palamedes Knauz mit dem Nothschrei der geknechteten Menschheit. „'s wird einen hübschen Wellenschlag geben," sagte der Belgier, „wir profitiren ein Seebad heute!" Was war zu machen? Am Vorabende, da Andersens Schule in langersehnter Glorie aufgehen sollte und mußte! war ein Refüs nicht zu wagen. 's ist ohnedies das letzte Mal, heute Nacht gefriert es, dachte der Retter Griechenlands, und Herr Jean Broefft schleppte ihn widerstandslos zur Bade-Execution.

Der Rhein schlug baumhohe Wellen und sah so gläsern-durchsichtig, so stahlblank aus, wie ein chirurgisches Besteck.

[illegible]

J. N. Hartmann'sche Buchdruckerei in Augsburg.

Siegelringe.

Eine ausgewählte Sammlung

politischer und kirchlicher

Feuilletons.

Von

Ferdinand Kürnberger.

Kürnberger
Siegelringe

Hamburg.
Verlag von Otto Meißner.
1874.

33 G

BIBLIA
MOGUNTINA

Vorrede.

„Siegelringe" glaubte ich in der Metapher nicht unpassend jene kleinen literarischen Schmucksachen nennen zu dürfen, welche man ohne Metapher „Feuilletons" nennt. Geringen Umfangs, niedlich und handsam in der Form, der räumlichen Ausdehnung nach vielleicht die kleinsten unter den Kunstwerken in Prosa, drücken sie der entfliehenden Erscheinung des Augenblicks ein scharf geschnittenes Gepräge auf, und, indem sie die Thatsache stempeln, das Objekt, bilden sie noch viel graphischer das Subjekt ab, dessen für alle Zeiten stylisirte Karakterzüge in Denk- und Ausdrucksweise, in Haltung und Vortrag mit der typischen Symbolik eines Monogramms oder eines Wappens sich beurkunden, so daß die Urkunde fast eine juridische Beweis-Sicherheit gewinnt, mit welcher Jedermann sagt: das ist das Siegel dieses Mannes und keines anderen Mannes.

Mißverständlich könnte dabei nur der Nebenbegriff des Werthvollen, des Edlen und Kostbaren sein, welcher in die Metapher „Siegelringe" hineinspielt, und welcher einen anspruchsvollen Doppelsinn auszudrücken schiene, dessen beabsichtigte Wahl ich nicht verantworten möchte. Glücklicherweise aber dient ein Siegelring zunächst doch nur zum Siegeln, wozu er einzig die Eigenschaft der Festigkeit braucht; der Stoff dagegen bedingt keinerlei hoffährtige Luxusgedanken und steht es Jedem frei, auch an Kupfer,

Eisen, Zink und andere bescheidene Stoffe zu denken. Soll es doch in den Tagen des Aristophanes sogar Siegelringe — aus wurmstichigem Holze gegeben haben, womit z. B. die alten Athener das Schloß ihrer Frauengemächer in Wachs übersiegelt, hoffend, daß das Siegel so leicht nicht aufzubrechen, weil die krause Figuration einer wurmstichigen Holzfläche so leicht nicht nachzunahmen. Freilich werden die attischen Schlauköpfe auf diese sinnreiche Art schwerlich ihre alten und häßlichen Frauen verwahrt haben, sondern hinter dem wurmstichigen Siegel gab es gewiß nur Feines und Anmuthiges, war Jugend, Schönheit und Grazie zu Hause. So leicht also wäre das Kunststück Richelieu's, in drei unschuldigen Worten einen Menschen schuldig zu finden, daß auch in diesem Falle, und jetzt erst recht, der Verdacht jener mißliebigen Schuld aufkommen könnte, welche den Lucifer vom Himmel und den Joseph in die Cisterne gestürzt.

Aber habe ich den Verdacht nicht ungerecht im Verdacht? Will man mich stürzen? Und Wer will mich stürzen? Ist wirklich ein Grund vorhanden, die kritischen Richelieu's zu fürchten? Bei dieser Frage, scheints, darf ich mich über die Wahl meines Titels wieder beruhigen, denn ich sehe zwar die anfechtbare Seite desselben, aber ich sehe die Anfechtung nicht. Im Gegentheile! Wenn sich die Kritik mit dem Publikum einsfühlt — ungefähr wie nach Bismarck auch Regierung und König zum Volke zählen, — so hätte ich mich der freundlichsten Kritik zu versehen, denn das Publikum hat mich freundlich genug behandelt. Es hat meine feuilletonistischen Gedankenspiele mit einer Theilnahme begleitet, welche den Tag und die Gelegenheit weit überdauerte, und welche sich in dem oft wiederholten Wunsche kundgab, das seiner Natur nach Zerstreute und Vereinzelte gesammelt, commassirt und arrondirt zu besitzen. Wohl ein zweites Buch, und vielleicht so stark wie das gegenwärtige, wäre mit Zuschriften anzufüllen, worin mir freundliche, nicht selten enthusiastische Leser bald

den guten Rath, bald „die dringende Pflicht" ans Herz legten, das frivole Flattergeschlecht der Feuilletons, das man heute besitze und morgen nicht mehr, sauber in Buchform aufzuspießen und mit einigem Ernste zur Unsterblichkeit zu zwingen. Einem Publicisten, welcher seit vierzehn Jahren schon nichts Größeres mehr publicirt, die liebgewordene Rolle des Cunctators aus der Hand zu spielen, bedurfte es vielleicht wirklich „so vieler Freunde liebevolles Drängen" wie Egmont sagt, und wäre von einem verdienstlichen Werke die Rede, so möchte es Stimmen genug geben, welche sich im Stillen, vielleicht auch öffentlich, denn es sind die ersten literarischen Namen darunter, ihren Antheil daran zuzusprechen Lust, wenigstens Recht hätten. Jedenfalls erscheint hier ein Buch, welches weit mehr, als seinen eigenen Autor, das Publikum selbst und eine fast gebieterische Initiative des Publikums zu seinem Herausgeber hat.

Ich will damit keineswegs die Verantwortlichkeit, die ich als Autor zu tragen habe, von mir abgewälzt, oder auch nur getheilt und vermindert haben. Mit nichten! Was immer ein mündiges Vernunftwesen thut, das vertritt es unter allen Umständen persönlich, es mögen noch so viele Personen als moralisch mitwirkende Partner seines Thuns betheiligt erscheinen.

Nur Folgendes darf ich billigerweise zu bedenken geben. Die Hälfte, ja die größere Hälfte dieser Sammlung sind politische Feuilletons. Als solche haben sie sich, wie z. B. unter Belcredi und Hohenwart, gelegentlich an politischen Kämpfen betheiligt, und diese Kämpfe waren einst — Titanenkriege, sind aber heute — Froschmäuslerkriege. Der geschriebene Buchstabe blieb, aber die Stimmung des Lesers nicht. Wie nahe liegt die Gefahr, daß die veränderte Stimmung nun ein verändertes Urtheil werde! Hier ist es, wo ich an die Billigkeit appelliren darf. Die ganze Ungunst, die man den Zahn der Zeit nennt, ist auf meiner Seite; aber, indem ich die Probe davon zu bestehen habe,

besteht im Grunde auch der Leser die seinige. „Schön ist, was mit uninteressirter Lust gefällt;" hat Kant definirt, und jetzt muß es sich zeigen, ob meine alten Leser und Liebhaber, die mir einst Beifall geschenkt, — Kantianer gewesen oder Nützlichkeitsmenschen, die das momentan Wirkende, vielleicht Nützende, mit dem Schönen verwechselt. Ein Tagesinteresse bieten diesen kleinen Gäste nicht mehr; entkleidet vom politischen Saison- und Mode-Kostüm stehen sie nur noch in der literarischen Urtracht vor uns. Was sie brauchen oder was sie entbehren können, ist jetzt eine Probe, welche Autor und Leser wenigstens zu gleichen Theilen und mit einander bestehen. Mit Einem Worte: damals war ich ein kämpfender Soldat und der Ausgang des Kampfes ein spannendes Interesse Aller; heute bin ich wie ein Schauturner vor müßigen Zuschauern. Da ist nichts mehr zu sehen als die reine Form der Bewegung, das geistige Muskelspiel. Und ein Spiel ist es in Wahrheit geworden, ein Spiel, zu dem man sich erst aus der Erinnerung den Ernst wieder hinzudenken muß.

Das Bild der Erinnerung möglichst zu restauriren, verbleibt nun allerdings die unerläßliche Schuldigkeit des Textes selbst; aber zum Rahmen des Bildes dürfte die Vorrede vielleicht ein paar wenige Worte noch anbringen.

Der Anfang der Sammlung führt uns in den preußisch-österreichischen Krieg von 1866, welcher mit dem permanenten Kriegszustand der inneren Verfassungswirren dergestalt zusammenfiel, daß der erstere dem letzteren fast Luft machen zu können schien. Allerdings ein Schein, der so lange und so hartnäckig trügte, daß der Zerrspiegel, den ihm die Allegorie Nr. 6 vorhält, vielleicht einzig im Stande war, das Bild richtig zu geben. Das Cabinet Belcredi führt uns in dem wohlbekannten bösen Cirkel herum: daß Derjenige, der das Gesetz aufgehoben, zum Gesetz nicht mehr zurückkehren kann. Auf dem Schlachtfelde geschlagen und als verfassungsloses unmöglich geworden, versucht es durch

Einberufung eines „außerordentlichen" Reichsrathes den gesetzlichen der sistirten Verfaßung noch immer zu umgehen und versucht es den einmüthigen Widerstand der Presse durch einen über Wien verhängten Belagerungs- oder Ausnahmezustand zu brechen und zwar in dem nämlichen Augenblicke, da der Oheim des Kaisers selbst, Erzherzog Albrecht, der General-Commandirende der Armee, die loyale Haltung der lammfrommen Hauptstadt in öffentlichen Maueranschlägen dankbar zu loben findet! Es lag in der Luft des Vierteljahres nach Königgrätz eine Art Regierungs-Wahnsinn, und in dieser Luft verdunstet und verflüchtigt denn endlich das Cabinet Belcredi, aber nicht ohne seinen Impfstoff, Graf Taaffe, als wirksames Ferment künftiger Verfassungs-Störungen und Zersetzungen zurückgelassen zu haben. Das unbedeutendste Mitglied des nächsten Cabinets und scheinbar ein unschuldiges, bloß geduldetes Anhängsel desselben, trägt er es geradezu als dessen Minister-„Präsident" zu Grabe, leitet er das Interim Potocki und die Aera Hohenwart ein.

Der Feuilletonist vermochte daher auch den Jubel über das „Bürgerministerium" nicht zu besiegeln; seine „Siegelringe" machen vielmehr wesentlich andere als jubelhafte Abdrücke, was aus Beispielen zu ersehen wie Nr. 13, Nr. 15, Nr. 16 und endlich Nr. 21.

Von Nr. 24 bis Nr. 39 befinden wir uns in der Aera des deutsch-französischen Krieges. Wenn der Leser bisher meiner Feder als einer guten Theils verneinenden gefolgt ist, so begleitet er mich jetzt auf eine lange Strecke in die Bejahung. Bejaht wird das Pathos des deutschen Nationalgefühls. Bejaht wird das Glück und die dankbare Empfindung des Glücks, daß man sich plötzlich gewürdigt sieht, Deutschlands Marathon zu erleben und mitleben zu dürfen.

Karl Frenzels „Deutsche Kämpfe" enthalten eine ähnliche Parthie solcher Kriegsfeuilletons. Als ich sie kürzlich las, fiel es mir auf, daß er, der mitkämpfende Berliner,

bei aller Fülle und Stärke des Tons, eigentlich ruhiger und maßvoller ist, während im passiv zuschauenden Wien meine Stimme heftiger, leidenschaftlicher, aufgeregter, mein ganzer Pulsschlag rascher und unruhiger sich darstellt. Woher das? fragte ich mich. Eben deßhalb! mußte ich mir antworten. Der Berliner sah marschieren; seine größte und beste Satisfaktion gab ihm das Schauspiel seiner Umgebung selbst. Der Wiener lag an der Kette! Alles und Alles was er empfand, mußte ihm seine Feder allein leisten! Er sah die ungeheuersten Thaten des Volkes welches *sein* Volk war, — denn colorirte Landkarten können Deutsch von Deutsch nicht trennen — als ein unbetheiligter Zuschauer, und wenig fehlte, als ein Brudermörder und Alliirter des Feindes!*) Seine Umgebung bot ihm das zernichtendste Schauspiel. Hof und Lazzaroni im Einklang, sonst nur eine Erscheinung südlicherer Staaten, war diesmal die politische Physiognomie auch von Wien. Die höchste Sphäre, antipreußisch aus Tradition, die unterste aus Instinkt, da ihr „preußisch" ziemlich richtig *Arbeit* und *Bildung* bedeutete, also das bitterste Widerspiel ihres eigenen Programms, *Faulheit* und *Zote*, — beide Sphären aber von erdrückender Breite, und zwar die letztere natürlicherweise, die erstere künstlich durch nachäffende Affektation: so blieb eine nur schmale Mittelschichte des Wiener Deutschthums übrig, aber selbst das noch gespalten. Es gab deutsche Adepten, welche mit gewohnter „deutscher Intelligenz" die sehenswerthe chemische Mischung zu Stande brachten, zu gleicher Zeit „die deutsche Fahne hochzuhalten" und die Preußen grimmig zu hassen, kurz, jene wohlbekannten Unterscheider zwischen Deutschland und Preußen, welche Deutschland zum Siege führten, aber, wenn ich die Leutchen recht verstanden habe, nicht unter der Führung Preußens sondern Birkenfelds!

---

*) „Wir denken an Napoleon eben so viel wie an uns!" Beust, Depesche: 20. Juli 1870.

Und doch möchte die Partheiname wie immer geartet gewesen sein, wären bei dieser Gelegenheit nur nicht — Bildungsformen zum Vorschein gekommen, auf welche z. B. Nr. 33 schließen läßt, wenn anders der Schluß richtig ist: wie die Abstrafung so die Sträflichkeit. —

Von Nr. 40 bis Nr. 60 werden die verschiedenen Gelegenheits-Piecen ihre Gelegenheit wohl im Texte selbst ersichtlich zu machen vermögen.

Nr. 41, ingleichen Nr. 42, vergegenwärtigen (wie einst Nr. 6 unter Belcredi) die Tagesstimmung der Aera Hohenwart und des staatsrechtlichen Föderalismus. Solche Bilder, wie schon bemerkt, haben ihre Portraitähnlichkeit nur als Zerrbilder, denn wenn es sonst „schwer ist, keine Satyre zu schreiben", so kehrt sich dieser Satz um, wo die Verhältniße beständig so liegen, daß zugleich Alles möglich aber auch unmöglich ist, daß das Absurdeste eine Zeit lang und das Vernünftigste keine lange Zeit dauern kann. Es ist dann wirklich schwer, ja unmöglich eine andere Satyre zu schreiben, als die schon in den Zuständen selbst steckt. Bringt es z. B. ein „Staatsmann" wie Hohenwart faktisch dahin, daß sogar die gefürstete Grafschaft Cilli ihrer staatsrechtlichen Souveränetät sich zu erinnern anfängt, so können auf dem geradesten Weg dieser Consequenzen auch die Wiener Vorstädte einander zum Auslande werden und der Feuilletonist würde sich überheben, wenn er als freie Erfindung des Witzes beanspruchte, was eigentlich barer Regierungsernst.

Nr. 52, Nr. 54 und Nr. 58 stehen als Paraphrasen ein und desselben Gegenstandes in einem Zusammenhange. Die Domänen-Verwaltung der Staatsforste im Wienerwalde bei Wien hatte mit einem Abnehmer (Hirschl) Holzlieferungs-Verträge abgeschlossen, bei welchen nicht nur das Holz als Rentenertrag verschleudert, sondern auch das Holz als Stammkapital durch devastirende Kahlschläge barbarisch vernichtet wurde. Betrug, Bestechung und Unterschleif war

die Seele dieses ganzen Handels, welcher im österreichischen Beamtenstande die Corruption, die man im russischen für normal hält, wenigstens als eine betrübende und schon recht breite Episode ans Licht treten ließ.

Ein unabhängiger Privatmann, Joseph Schöffel, unternahm den publicistischen Kampf gegen diese Corruption. Nach seinen Berufs-Antecedentien Officier, nicht Schriftsteller, entdeckte seine Feder alle schriftstellerisch-sieghaften und unwiderstehlichen Reize an jener Urquelle wo sie die Griechen, wo sie der Pamphleten-Classiker und Meister unser Alter, P. L. Courier, entdeckt haben, in der Stärke und Reinheit des ethischen Karakters. Mit frischem praktischem Soldatengriff bewältigte er vollständig das weitläufige und größtentheils trockene Realstudium dieses Gegenstandes und behandelte es dann mit jener Verve, mit jener kecken Grazie jungfräulicher Naivetät, möchte ich sagen, welche der Literatur wahrlich schöner zu Gesichte steht als das routinirte Handwerk des Brotdienstes.

Diesen Kampf um einen Waldbestand, welcher nur allein schon als Voluptuarium einen auch sanitär unschätzbaren Werth für eine so volkreiche Stadt, wie Wien, repräsentirte, ließ die ganze Wiener Journalistik ihren Ritter St. Georg nicht nur isolirt ausstämpfen, sondern sie verbarg nicht immer mit Anstand, daß ihr Herz eigentlich der corrumpirten Gegenparthei angehörte. Und doch beugt sich die herrschende Macht niemals vor der Wahrheit als solcher, sondern nur vor dem Druck ihrer öffentlichen und allgemeinen Anerkennung.

Diese Erwägung ward mir zum Sporn, der Agitation ein zweites Blatt zuzuführen, das Organ, das mir selbst zur Verfügung stand und das freilich just damals kein dominirendes, wenn gleich hoffnungsvoll sich entwickelndes war. Mein Eintritt in den Kampf bezeichnet bereits das vorgerückteste Stadium desselben, wie z. B. Nr. 52 und 55;

Confiscationen wurden mit der Festigkeit, wovon Nr. 78 Zeugniß gibt, aufgenommen und beantwortet.

Und doch bin ich sehr entfernt, einen Antheil am schließlichen Siege zu beanspruchen. Schöffels lange, fast dreijährige Arbeit war eigentlich schon gethan und der Sieg innerlich reif, als ich mit meinem Fähnlein zu ihm stieß. Er allein ist der Sieger.

Der Sieg aber war dieser: der Vertrag mit Hirschl wurde gelöst, die Beraubung des Wienerwalds unterlaßen, die Beamten, deren Schuldbarkeit Schöffel nachgewiesen, versetzt und pensionirt. Wahrlich, ein unerhörter und zum erstenmale gefeierter Triumph, daß einer so compakt-solidarischen Macht, wie dem österreichischen Beamtenstaate, ein einzelner Publicist solche Erfolge abzugewinnen vermochte! „Die sechste Großmacht" hätte alles Recht gehabt, mit ihrem Ruhm die Welt zu erfüllen; und doch wird der auswärtigen Leser wenig oder nichts davon in der Wiener Presse gefunden haben.

Aber wir finden die Würdigung dieses moralischen Ereignisses wo anders. Auf einer ragenden Anhöhe ihrer Gemarkung hat die Waldgemeinde Purkersdorf bei Wien aus freiwilligen Beiträgen ein Denkmal aufgerichtet, durch deßen Inschrift dem Andenken der Nachwelt überliefert wird, daß von einundzwanzig Wienerwald-Gemeinden Joseph Schöffel die Gefahr der Devastation abgewendet. Zu derselben Zeit hat der althistorische und bedeutende Markt Mödling bei Wien, wo Schöffel behaust ist, denselben zu seinem Bürgermeister erwählt, und endlich designirte ein niederösterreichischer Land-Wahlbezirk den Retter des Wienerwalds als seinen Vertrauensmann für den Reichsrath, bot ihm die Candidatur an, votirte ihm auch mit großer Stimmenmehrheit das Mandat und zwar gegen den bisherigen Vertreter desselben Bezirkes, welchen überdies ein sich selbst als „Weltblatt" überschätzendes Wiener Journal mit dem Aufgebot seines ganzen Einflußes durchzusetzen unternom-

men. Es war der schönste Abschluß dieses ganzen Dramas, wie das mündige Volk, zuwider den angeblichen Machern der öffentlichen Meinung, seine Meinung sich selbst, auf eigenen unabhängigen Wegen und mit ausgesprochenstem Nachdruck zu machen verstand.

Dieser Commentar genügt wohl dem auswärtigen Leser, während der inländische, der ohnedies au fait ist, auch dies Wenige mir erlassen haben dürfte. —

Das letzte Drittel des Buches, die 60ger, 70ger und 80er Decade der Sammlung enthält Feuilletons religiösen und kirchlichen Inhalts. Meinen Partheistandpunkt betreffend, so operire ich, wie jeder Vernünftige, für die Kirche und bin ihr Freund. Siehe Nr. 70. Nur weil sie selbst gegen sich operirt und ihr eigener Feind ist, erscheint ihr auch ihr Freund als ihr Feind und eine Gesinnung wie die meinige als antikirchlich. Aber wie sich die Philosophie am besten dabei befindet, daß sie ihre Gemeinden still und unsichtbar besitzt und, Spinozist, Kantianer, Hegelianer zu sein, nicht etwa politische Vorrechte und materielle Besitztitel gibt, so kommt Alles darauf an, die Kirche, soll ihr Wohlbefinden gedeihen, von weltlichen Interessen, von schiefen und irdisch unhaltbaren Stellungen, nöthigenfalls gegen ihren eigenen schlechtberathenen Willen, zu reinigen und zu befreien. Wie ein vergiftetes Nessusgewand müßte ihr zumal der Grundsatz vom Leibe gerissen werden: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Was Gott und Wille Gottes ist, diese Auslegung steht nämlich bei ihr und so interpretirt sie sich selbst ihren Gehorsam. Mit dieser beliebigen Selbsteinschätzung in die Staatsassekuranz ist jeder Priester eine zweibeinige Republik, der an seinen Schuhsohlen seine eigene Souveränetat durch die Monarchien trägt. Aber auch in der Republik wäre er wieder eine Commune und endlich sogar in der Commune ein unerschaffenes gestaltloses Chaos, denn seine Prätension bringt ihn eigentlich zu jedem wie immer ge-

arteten menschlichen Gemeinwesen in Isolirung und folgerichtig ist er im Grunde auch beständig — sein eigener Geächteter. Ich glaube diesen Gedanken nicht weiter verfolgen zu dürfen, da er im Texte selbst schon (Nr. 80) wenngleich in einer anderen Wendung zum Ausdrucke kommt. —

Von der frivolen, ja erzweltlichen Oberflächlichkeit Derer, welche die wichtigsten, sogar „ewigen" Dinge zu verwalten vorgeben, hat Nr. 67 ein Pröbchen erlebt, das denn doch an einem Orte, wie dieser, im Vorbeigehen zur Sprache zu kommen verdient. Jedem Unbefangenen ist es so deutlich als möglich, daß das, was hier das „Märchen" genannt wird, den Inbegriff deßen bedeutet, was man sonst „das System" nennt. So wird z. B. das „Wiener Journal", jenes Agitationsmittel, mit welchem Belcredi für sein „System" warb, ausdrücklich das kühnste Märchen, das höchste und wichtigste Problem des Glaubens genannt, also der weltliche Sinn dieser Begriffe sonnenklar dargelegt. Zufällig aber sind die Ungläubigen des Märchens, das heißt also die Ungebärdigen im officiellen System — sechs Juden, folglich (!) muß das nicht geglaubte Märchen das Christenthum sein. In gewißen Fällen, scheints, behält ein Clerikaler noch weniger Besinnung als ein Stier vor dem rothen Lappen.

Es verräth sich eben in diesem Zuge eines von dem Symptomen der Thatsache daß sich der Clerus längst nicht mehr aus den Söhnen der gebildeten Stände, sondern einzig aus Bauern und Kleinstädtern recrutirt. Es ist die echte Lächerlichkeit des Kleinstädters, daß er in jedem Worte einen Bezug auf sein wichtiges Ich wittert, daß er beständig des Wahns lebt, alle Welt spreche von ihm, beschäftige sich mit ihm, denke an ihn und seine Frau Basen! Und doch spreche ich etwa nicht bloß vom niederen Clerus sondern vom höchsten. Am 28. September 1867 legten nämlich fünfundzwanzig Bischöfe und Erzbischöfe Oesterreichs dem Throne eine Adreße

zu Füßen womit sie eine feierliche Demonstration gegen die confessionellen Gesetze (des Bürgerministeriums) beabsichtigten, und, mit directer Anspielung auf mein vorjähriges Weihnachts-Feuilleton (Nr. 67), unter anderen Teufels-Signaturen des modernen Zeitalters auch jene straflose Preßfrechheit zur Sprache brachten, welche sich nicht entblödet habe, am höchsten Feste der Christenheit, das Christenthum ein Märchen zu nennen!

Wie gefällt uns profanen Weltkindern diese Probe geistlicher Leichtfertigkeit? Fünfundzwanzig Kirchenfürsten verewigen es in einer Staatsschrift von archivarisch historischem Karakter — daß sie nicht lesen gelernt haben! Sie behelligen das Ohr ihres Kaisers mit der Denunciation eines Feuilletons, das sie schlecht und deutsaul gelesen, — und kommen darauf noch im zehnten Monat nach dessen Erscheinen zurück! So schwer verdaulich war es selbst den schwungvollen Verdauungs-Virtuosen des Refektoriums!

Und doch steht dieser mitgetheilte Fall von geistlicher Lesefrivolität nicht einmal isolirt, sondern er paart sich — denn auch die katholischen Geistlichen lieben die Paarung — mit folgendem zweiten, welcher gleich wieder meinem nächstjährigen Weihnachts-Feuilleton (Nr. 69) passirte. Am 16. Januar 1868 las man in Nr. 270 des Journals „L'Univers":

Le Volksfreund de Vienne rapportait naguère un fait qui fait voir à quel point est venue l'arrogance des journalistes juifs*) dans l'empire d'Autriche. Paraphrasant un poëme intitulé: **L'enfant étrange** un feuilletoniste de la **Nouvelle Presse libre** (numéro du 25. décembre dernier) blasphémait contre la plus belle des fêtes chrétiennes

*) Ein katholisch-Getaufter, wie ich, hat zum Juden zu wenig und zu viel: zu wenig Ahnen, aber zu viel — unsalvirtes Material.

en applicant à l'enfant Jésus les trivialités du poëme susdit.

Il le montrait successivement un Evêque, une église chrétienne, Neudorf, ensuite le Saint-Père, et chacune de ces visites lui fait dire: „Nou, je ne suis pas encore né.“ Puis, arrivant au Ghetto de Rome et se trouvant au milieu d'enfants juifs, il s'écrie que là il était effectivement chez lui. Naturellement ce morceau est assaisonné de blaphèmes, de ricanements contre l'Eglise et le Clergé. Un individu, relieur de profession, a fait parvenir à M. de Beust cette production, reliée avec luxe et portant en caractère d'or, sur la couverture: Pour célébrer la Noël dans la résidence de sa Majesté apostolique.

Die letztere Anekdote wollen wir uns behagen laßen. Sie karakterisirt allzu pikant die malitiöse Verbissenheit gewisser Kreise. Gleichzeitig dient sie mir zum schätzbaren Fingerzeig, wie ich es anfangen muß, um mit Pracht und Gold in die feignirtesten Aristokratenhände zu kommen.

Was aber fange ich mit den Augen an, mit den aristokratisch-clerikalen Augen, den ewig blinden? Wieder einmal haben sie nicht lesen können. Ein Original-Feuilleton ist ihnen ein Gedicht; sie lesen es als Inhaltsanzeige und Umschreibung eines Gedichtes! Eine zweite Bandschleife her: So liest man in der Residenz Ihrer Majestät der Dummheit die Zeitungen! Diese Inschrift werden wir freilich nicht in Gold drucken können; es müßte, ihrer würdig, — wohl ein anderer Stoff und Farbendruck sein! Und doch sollten die armen Sünder diesmal begnadigt durchschlüpfen dürfen, denn schwerlich hat man einem Feuilletonisten je feiner geschmeichelt, als es diese Nebelköpfe unfreiwillig aber um so unpartheiischer gethan, indem sie mir das sublime Kompliment zum Besten geben, „der Knabe aus der Fremde“ mache den Eindruck eines in Prosa auf-

gelösten Gedichtes! Dieser Eindruck bezeugt, kann man dafür schon den kleinen Preis der „trivialités“ zahlen, welche unter diesen Umständen gar keinen Boden haben, sondern höchstens wegen des polemischen Anstandes mitlaufen. —

Das wären denn einige Zusätze und Erläuterungen, welche ihren Platz in der Vorrede finden konnten. Zu meinem Zwecke, die Erinnerung des Halbvergangenen und Halbvergeßenen aufzufrischen, werden sie ein Mittel, aber auch nur Eines, gewesen sein. Nur was summarisch und im Allgemeinen zu sagen war, haben diese Scholien in dieser Entfernung vom Texte anmerken können.

Als ein zweites Mittel verschmähte ich daher auch die Note, die Textnote nicht, welche an Ort und Stelle selbst und im unmittelbaren Anschluß an die laufende Linie mit mit ihrem Grubenlichtlein das Dunkel einer Nuance, eines Details, eines vereinzelten Umstandes beleuchtet. Allerdings nicht allzu verschwenderisch und unruhig mochte ich diese Lichtlein hin und her glitzern laßen; das ist ihre fröhliche Freiheit im Dunkel gelehrter Schachte. Eine Unterhaltungs-Lektüre aber muß selbst schon im Tageslicht spielen und die Note mit Sparsamkeit handhaben. Vielleicht übertrieb ich wohl diese Sparsamkeit und wird manches Sternlein vermißt, das ich anzuzünden nicht gewagt, aus Furcht daß in einem belletristischen Buche die Unterbrechung des Drucks durch Notenanmerkungen das Auge beleidige.

Ein unschuldiges Mittel dagegen war wieder das dritte, die Apposition des Datums, die kein Auge beleidigt und möglicherweise doch auch beitragen konnte, dem Gedächtniße zu Hilfe zu kommen. Dieses Mittel gebrauchte ich denn weitaus am häufigsten, so häufig, daß ich fast sagen könnte in der Regel.

Erzielt es mir doch schon den Nebenvortheil, vorkommenden Falls einen Besitztitel und ein jus primae occupationis zu constatiren, denn man sollte es meinem kleinen

Hauswesen nicht ansehen daß mir genügsame Räuber die Ehre anthaten, gelegentlich bei mir einzubrechen. Man sehe z. B. von Nr. 23 „Ein Wiener Rathskeller" das Datum: 8. August 1870, wo eine Idee angeregt wird, welche ein anderer Biedermann — im Januar 1871 „zuerst" angeregt haben wollte! Publicistisch zur Rede gestellt, antwortete er, er habe geglaubt daß mein Organ nicht zähle, sondern von Tonangeben und wirklichem Einfluß nur bei dem seinigen die Rede sein könne. Das sagte er einer Bevölkerung, in welcher jedes Kind weiß daß das Blatt meiner Publikation eine beständige Auflage von 40,000 — der seinigen von 15 bis 20,000 dem Stempelamte und der Postexpedition zu verrechnen gab. Von solchen faustdicken — Ungenirtheiten schließe man nun auf andere! So sehe ich noch heute das lange Gesicht jenes bedenklichen aber gar nicht unintelligenten Chefredakteurs dem ich bei Gelegenheit der confessionellen Debatten im Jahre 1868 zu beweisen suchte, wie das Stichwort: „freie Kirche im freien Staate" auf eine Düpirung des letzteren durch die erstere hinauslaufe. Er meinte, dieser Grundsatz sei eine heilig zu haltende Operationsbasis und das Gegentheil josephinischer Absolutismus. Kurz, meine Kritik dagegen war damals ne[illegible] neu und unerhört in Oesterreich. Ja, vielleicht war [illegible] noch zwei Jahre später als ich in einem anderen [illegible] und in einer leichteren Form (Nr. 73) diesen Grundsatz verspottete; wenigstens wüßte ich keine frühere Wiener Zeitungsnummer mit ähnlichen Anklängen aufzutreiben. Erst um das Jahr 72 herum und nach dem großen Vorgange Bismarcks fängt der Mißcredit jenes Stichworts, dann aber auch reißend schnell, sich zu verbreiten an.

Zum Schlusse dieser Zeilen stellt sich mir noch ein Punkt vor die Augen, der vielleicht auch berührt werden soll. Ich übergebe eine Sammlung politisch-kirchlicher Feuilletons, welche sich eine „Auswahl" nennt. Die Samm-

lung ist eo ipso Gegenstand der Kritik; aber auch die Auswahl untersteht der kritischen Frage: wie wurde ausgewählt?

Ich glaube mir nicht zu schmeicheln, wenn ich mir nachrühme, daß ich mich am liebsten auf die Seite der wählerisch-Strengsten gestellt hätte. Und doch sind wir hier in einem Falle, wo die Bescheidenheit der Selbstkritik der unbescheidenste Eingriff in die Rechte Anderer gewesen wäre. Das wolle man würdigen. Ich hatte die Gewohnheitsrechte meines Publikums zu schonen. Jedem neuen Leser, der irgend eine Piece entbehren wollte, stünde wahrscheinlich ein alter gegenüber, der sie wieder reclamirte: — wo blieb Dieses? — warum verwarfen Sie Jenes — ich möchte gern Alles beisammen haben; — kurz, jenes liebenswürdige, gemüthliche Brummen: „Ungern vermiß' ich ihn doch, den alten katunenen Schlafrock!" Hätte denn eine Sammlung noch Werth, wenn sie unvollständig durch merkliche Lücken? Es ist ein zartes Ding, in die Liebhabereien einer echten Sammlernatur einzugreifen. Was ich ausschied, brachte ich gleichsam verstohlen, heimlich bei Seite, und mußte schon fest überzeugt sein: den kleinen Raub wird man eben nicht merken.

Das war meine Doppelstellung zwischen dem neuen und alten Leser und recht dringend will ich gebeten haben, sie zu bedenken. Ich mußte meine Rücksichten für beide mindestens theilen; ja, nach allen Gesetzen der Logik eigentlich ungleich theilen zu Gunsten des Letzteren. Was Jenem mißfällt, kann er zur Noth herausreißen; was aber Dieser vermißt und nach conservativer Sammler-Art gerne aufbewahrt hätte, findet er schwerlich mehr wieder, wenn es ihm die Sammlung entzog, die ja eben dazu da ist, um es ihm wohlbehalten und gebunden in den Bücherschrank einzuliefern.

Meine „politisch-kirchlichen" Feuilletons sind selbst

verständlich nicht meine sämmtlichen. Möge es auf die Gunst der Umstände, das Verdikt der Kritik, die Stimme des Publikums, kurz, auf die öffentliche Aufname und ihren großen Faktor, die Nachfrage ankommen, welch' weitere Folge diesem Anfange zu geben. Wenn irgendwo, so war hier wieder der rechte Ort, eine geziemende Bescheidenheit walten zu lassen und den Urtheilsspruch der Lesewelt mit Zurückhaltung abzuwarten. —

An diesem Punkte glaubte ich alles Nöthige gesagt zu haben und war im Begriffe zu schließen, als ein Freund bei mir eintrat und mich fragte, indem er die Sammlung fertig sah, welches Motto ich ihr mitgäbe.

Ich wüßte nicht, sagte ich lachend, wie diese sechsundachtzig Geister unter Einen Hut zu bringen wären.

Eigentlich sind's nur zwei, antwortete er: Reflexion und Leidenschaft. Ein Theil der Sechsundachtzig befleißigt sich einer ruhigen und besonnenen Haltung, nimmt einen lehrhaft-abgemeßenen, bedächtigen Gang: ein anderer aber stürmt wie mit brennendem Kopf in die Welt hinein — zum wahrscheinlichen Horreur so vieler feiner und wohlerzogener Leute, welchen aller Affekt „mauvais genre" ist. Diesen Salonlöwchen, — eigentlich sind's Häschen, — sollten Sie nun Ihren Standpunkt klar machen.

Ei, das hat schon der alte Cicero gethan, antwortete ich. In einem Briefe an Ennius sagt er vortrefflich: Ein Thor, wer da glaubt, die beliebte Mittellinie, das Maßhalten, der gute Ton sei überall am Platze, auch in den Kämpfen für eine gute und gerechte Sache.

Herz, was begehrst du! jubelte mein Freund. Da hätten wir ja unser Motto! Her mit dem Grundtext!

Hier ist er. Ich habe aus dem Gedächtnisse und aus langverjährter, alter Schulerinnerung frei übersetzt, aber den Sinn doch richtig behalten. Das Original nämlich sagt:

„Errat, qui temperantiam, mediocritatem, modum denique desiderat in re optima.“

Was aber res optima ist, diese Entscheidung sucht eben der Einzelne — vom größten Regenten bis zum fleissten Schriftsteller — bei der Publicität und ihrem Gemeingefühle.

Wien, im Juni 1874.

Ferdinand Kürnberger

Das Lob des Krieges.

Juni 1866.

Es gibt konstituirende Kriege wie es konstituirende Nationalversammlungen gibt. Ist doch eine Armee selbst eine Nationalversammlung und zwar die größte, einigste, beschlußfähigste solcher Körperschaften. Anträge bringt die göttliche Vorsehung unmittelbar ein, der Feldherr unterstützt sie, die Armeen stimmen darüber ab. Diese Thatsache ist nicht einmal bildlich sondern ganz eigentlich wahr. Alle Volksverfaßungen, oder fast alle, fingen mit Versammlungen der Waffenmacht an. Das Rakosfeld bei Pest und die grasigen Weichselufer bei Warschau sahen Kavalleriemassen welche Reichstage waren. Noch Jahrhunderte nach Gründung der Magna Charta gab es Stadtgemeinden, welche demüthig baten, die Kast einen Vertreter ins Parlament zu schicken und zu verpflegen, ihnen abzunehmen, denn die damalige Volkskraft lag beim bewaffneten Adel. Auf dem Sattel kriegerischer Barone wurde das starke Kind der englischen Verfaßung geboren, und Pitt und Cannings Vorredner im Parlamente waren — Trompeten und wiehernde Rosse!

Es gibt konstituirende Kriege wie es konstituirende Reichstage gibt. Unser gegenwärtiger Krieg, oder sagen wir beßer, Kriegsperiode, — denn es wird eine blutig schöne Korallenschnur von Kriegen sein, — läßt sich aller menschlichen Voraussicht nach zu einer großartigen Kon

situante an. Die Verfassung von Oesterreich und Deutschland, — das 70-Millionenreich zwischen dem Rhein und dem Pruth, muß aus diesem Kriege oder dieser Kriegsreihe für immer geordnet hervorgehen. Die tiefen Schäden ihrer Zustände haben den Krieg ja heraufbeschworen. Als eine Lüge hat sich die diplomatische Fiktion erwiesen, daß ein zerbröckeltes Deutschland zum europäischen Gleichgewichte gehöre, daß Oestreich keinen andern Beruf habe als den des conservativen Stillstands, Preußen keinen andern als die ideale Ausdehnung in „Kunst und Wissenschaft," — die Eroberung von Schulbänken! Sie mögen sich rühren! Aber weil sie sich nicht rührten, bargen Oestreich und Deutschland, scheinbar der Ruhe und Erhaltung dienend, in Wirklichkeit einen ewigen Zündstoff des Krieges. Jeder Range, welcher sich wachsen fühlte, zupfte im Laufe der Jahrhunderte das 70-Millionenreich an Haar und Bart, sogar der winzige Täne durfte es noch vor Kurzem. Bald die Rheingränze, bald Schleswig-Holstein, also ein fester deutscher Besitz, standen auf dem Repertoir nachbarlicher Raubstaaten als „Fragen," — eine Beleidigung welche in allen fünf Welttheilen nicht ihresgleichen hat. Und das nannten sie „politisches Gleichgewicht"! Ich glaube der Fuchs nennt es seine „gefährdeten Interessen" wenn die Gänse auffliegen, aber politisches Gleichgewicht, wenn sie in einem Stalle, der ihm stets zugänglich ist, bewegungs-unfähig eingepfercht sind!

Unser gegenwärtiger Krieg wird und muß uns konstituiren. Aber eh noch die Frucht des politischen Gewinns reift, wollen wir schon heute einen moralischen Gewinn verzeichnen, welcher die beste und sicherste Frucht aller kriegerischen Aufregungen ist. Große Kriegsepochen ändern den Geist und die Denkungsart der Völker. Wer auf der Bahn des Verfalls schon so tief steht, wie die Byzantiner standen, welche sich herumzankten, ob der Geist vom Sohn oder vom Vater und

Sohn zugleich ausgeht, während die Türken schon Konstantinopel bestürmten, dem gibt der Krieg vollends den Genickfang und sein elendes Dasein wird durch den letzten Stoß nur wohlthätig abgekürzt. Wer aber lebens- und geschichtsfähig, übrigens auf dem Lotterwege war, Leben und Geschichte in Theatern und Modeläden zu vertrödeln, den reißt der Krieg noch rechtzeitig von der abschüssigen Bahn des Versinkens zurück. „Der Krieg läßt die Menschen nicht versumpfen und verknöchern," sagt Hegel; „er macht Ernst mit der Eitelkeit, Unsicherheit und Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge und läßt dem was von der Natur das Zufällige ist, dem Besitz und Leben, das Zufällige widerfahren." Nun, wenn schon Besitz und Leben selbst eitel sind, wer möchte dann noch sein Herz hängen an jene tausend Verzierungen von Besitz und Leben, welche man Luxus nennt? Wenn die ganze Existenz auf eine Viertel-Million Menschen gestellt ist, welche zu sterben bereit sind, so schämt man sich fast zu leben, aber sicherlich schämt man sich das Leben zu verhätscheln und zu verwöhnen. Man schämt sich in Seidenkleidern zu gehen, wenn der Stolz des Vaterlandes in Tuch und Zwilch geht; man schämt sich nach Austern und Champagner zu schicken, wenn auf heißen Schlachtfeldern die Blüthe des Volks nach Wasser lechzt; man schämt sich eine Opernloge mit Agio und einen Schneider gar nicht zu bezahlen, wenn am Opernabend eine Hauptschlacht bevorsteht und der Schneider einen Brief zeigt worin sein Sohn der als „Freiwilliger" blutet, um Unterstützung schreibt. Und am Ende geht man in Seidenkleidern, trinkt Champagner, bezahlt eine Opernloge und bezahlt seinen Schneider nicht; aber man prunkt wenigstens nicht damit, man schweigt davon. Der öffentliche Geist wird ein besserer. Die Witze der Komiker und die Grimassen der Soubretten haben aufgehört, eine Nationalsache zu sein. Das Schale und Abgestandene muß sich verkriechen und zeigen darf sich nur

das Starke und Tuchtige. Gut ist eine Nation nicht dadurch daß jeder Einzelne gut ist; — sind wir doch schwache Menschen! aber das öffentliche Beispiel muß ein gutes sein. Das Gute und Schlechte, das Weichliche und Kräftige, das Bübische und Männliche ist vielleicht bei der besten und schlechtesten Nation in gleichem Mischungsverhältniß vorhanden; den entscheidenden Unterschied macht es nur: wer den Ton angibt, wer als Hefe zu Boden muß und wer als Crême oben zu stehen kommt. Der Krieg, dieser gründlichste und legitimste „Aufruhr" rührt die falschen Mischungsverhältnisse großartig auf und um und empor kommt die Männertugend. Die Bewunderung der Straße ist nicht mehr der Parvenü und die „Scharlachdame" wenn sie mit dampfenden Rossen an's gasstrahlende Opernportal heran-carossiren, sondern alle Blicke folgen jenem blassen zerschossenen Krüppel, welcher mit Heftpflastern bedeckt nach dem Bäckerladen schleicht. Der Held des Tages ist wirklich ein Held.

Darum lebe der Krieg, dieser herrliche Bräutigam edler Nationen, welcher Kinder erzeugt für die Kränze der Unsterblichkeit, für den Segen der spätesten Nachwelt!

Gute Menschen aber schlechte Musikanten.

Lieber Leser! Als ich auf dem Wege zu Dir war, begegnete mir eine Existenz.

Hm! wie sah sie denn aus diese Existenz? War sie ein Herr oder eine Dame, trug sie sich weiß oder schwarz, trug sie sich deutsch oder ungarisch?

Das Alles gehört nicht zur Sache; genug es war eine Existenz.

Aber eine Person wird sie doch gewesen sein; einen Leib wird sie doch gehabt haben!

Person? Leib? Wenn ich von einer Existenz spreche, so gehört auch Person und Leib nicht zur Sache.

Zum Henker, Herr, dann ist Ihnen eben nichts begegnet!

Bitte sehr, eine wunderschöne reine Existenz ist mir begegnet.

Jetzt klingelst Du, lieber Leser, rufst Deinen Hausmeister und läßt mich ins Narrenhaus transportiren. Denn unzerstörter lebt in Deinem, wie in allen menschlichen Begriffsvermögen die Grundwahrheit: Nulla existentia sine essentia. Zu deutsch: Keine Existenz ohne Wesenheit. Alles was existirt, muß nothwendig unter einer bestimmten Form existiren.

Sollte man es für möglich halten! Grundwahrheiten können dem Menschen angeboren, durch die Natur selbst schon geschenkt sein, und doch kann er noch immer bei der Anwendung derselben irren. So viel gehört dazu um den Naturmenschen zu bilden und so groß ist der Mißbrauch welcher mit dem Ausdruck „gebildeter Mensch" getrieben wird!

Es gibt Menschen welche gewiß das Herz auf dem rechten Flecke haben, sie bilden sich sogar ein den Kopf auf dem rechten Flecke zu haben, sie treiben, um das Unglück voll zu machen, endlich auch noch Politik: und diese guten Menschen und schlechten Musikanten hören nicht auf mit ihren falschen Noten uns das Ohr zu zerreißen, indem sie konsequent den grausamen Unsinn intoniren: In einem Kampfe wo es sich um die reine Existenz handelt, müssen alle inneren Fragen vertagt werden.

Als ob es eine reine Existenz gäbe! Als ob wir für eine Existenz kämpfen könnten, ohne zugleich für die Form dieser Existenz zu kämpfen! Und wenn wir in einer veralteten, verrotteten, schwerfälligen, geistlosen, bewegungsunfähigen, kurz in einer schlechten Form existirt haben, so geben wir ja unsre Millionen aus für diese Form, bluten für diese Form, kämpfen und sterben für diese Form, verwünschen sie und gehen in den Tod für sie! Wir vertheidigen

ja die schlechte Form unserer Existenz, indem wir die Existenz selbst vertheidigen. Und haben wir gesiegt, so hat ja die schlechte Form auch gesiegt; der wohlthätigste Nothdrang, sie abzustoßen, ist vorbei; woher sollte denn noch die Zaubertraft kommen, in der unendlichen Ermüdung die nach dem Existenzkampfe eintritt, die Existenzformen zu erzeugen? Es ist gleichsam, — um uns wie ein Accoucheur auszudrücken, — als ob das beste Fruchtwasser verloren wäre ohne daß das Kind geboren wurde. Das Blut der Völker ist das Fruchtwasser ihrer Neugeburten! Was hat denn das deutsche Volk ausgerichtet, als es nicht während der Freiheitskriege seine Freiheit erkämpfte, sondern nach denselben den Wartburg- und Hambacher Putschen das ohnmächtige Nachspiel der versäumten Arbeit überließ? Mit Blut läßt sich Alles schreiben, nur kein Postscriptum. Die Epochen sind gar nicht so häufig im Geschichtsleben der Völker wo sie mit Erfolg gegen ihre Fesseln und Banden reagiren können. Aber wenn je, so sind Kriege diese Epochen. Schon Hesiod nennt den Krieg den Vater aller guten Dinge. Und von der herrlichen Stadterweiterung Athens, welche Perikles mitten im peloponesischen Kriege vornahm, bis zu den Friedenswerken des rastlosen Schlachtenlieferers Napoleon, — seinen Code voran, — hat auswärtiger Krieg lebhafte und fähige Völker noch niemals abgehalten, an inneren Neubildungen zu arbeiten. Und nun vollends Existenzkriege! Wie anders läßt sich denn die Existenz retten, als indem man alles Existenz-Hindernde über Bord wirft? Ist es denn wahr, gibt es denn wirklich Leute welche anrathen können, das sinkende Schiff erst in den Hafen zu bringen und es dann von seinem Ballast zu erleichtern? Ja, es gibt deren, aber wir werden nicht ablaßen, diesen schlechten Musikanten Musik-Unterricht zu geben.

Daneben werden wir aber auch nicht auf Verfaßungs-Fetzel ausgehen, und, — was in der liberalen Presse jetzt

für „opportun" gilt, — fleißig um „Concessionen" bitten, damit das liebe Kind um so artiger in den Krieg ziehe. Nichts weniger als das. Wir denken über diesen Punkt wesentlich anders, als ein gewißer Liberalismus, — was wir nächstens zu demonstriren vielleicht Gelegenheit haben.

Eine neue Uhr.

Wir hatten eine Uhr welche zuweilen stehen blieb. Wir nahmen einen Zahnstocher und störten in dem Werke herum. Da sie nicht beßer ging, so fiel uns ein, sie brauche vielleicht Oel. Da legten wir sie in eine Petroleum Kanne. Das Petroleum that ihr auch nicht gut, so daß wir zu einem radikalen Mittel griffen. Wir banden die Uhr einem Vollblutrenner an den Huf und ließen sie ein Cavaliers-Wettrennen in der Freudenau mitmachen. Diese Commotion, dachten wir, sollte sie in Gang bringen. Aber die Uhr blieb noch immer stehen, so schön auch die Pferde galloppirten. In dieser Noth trugen wir sie endlich zu einem Uhrmacher. Der Meister sah die Uhr an, sah uns selbst an und schüttelte sehr seltsam den Kopf. Diese Uhr hätten Sie mir früher bringen sollen; jetzt hilft keine Reparatur mehr. Das Werk ist total ruinirt.

Seit dem Tage der Verfaßungs Sistirung hat die liberale Preße nicht aufgehört, die Verfaßung in Erinnerung zu bringen. Das aufsteigende Kriegsgewitter spornt sie neuerdings an, zu sturmfesten Verfaßungsbauten zu drängen. Es vergeht kein Tag, wo wir nicht in diesem und jenem Blatte die Einberufung des Reichsrathes empfehlen hören. In den Reihen der Verfaßungsfreunde schmeicheln wir uns unter den Vordersten zu stehen und wollen bei allen passenden Gelegenheiten den Beweis dafür liefern. Um so we-

niger fürchten wir ein Mißverſtändniß, wenn wir uns zu zweifeln erlauben, ob dieſes Verfaßungs-Werben würdig und dem wahren Karakter des Gegenſtandes angemeſſen iſt. Daß wir es nur gleich herausſagen: wir denken vielmehr, ſtatt die Werber zu ſein, müßten wir die Umworbenen ſein.

Was ſind Verfaßungen? Sieht es doch aus, als wären das Dinge, welche die Regenten entbehren können und wovon nur die Regierten profitiren. Aber dem iſt nicht ſo. Verfaßungen ſind eben ſo ſehr der Vortheil der Kronen wie der Völker. Werden Kronen bedroht, und haben Verfaßungen die Kraft, beſſer als büreaukratiſche Mechanismen, Kronen zu ſichern, warum ſoll es juſt die liberale Preſſe ſein, welche nach Verfaßungen ruft? Laßt auch einmal die officielle darnach rufen! Es heißt die Regierenden ſelbſt in dem Wahne beſtärken, als ob Verfaßungen Gnaden und Wohlthaten wären. Aber es ſind Pflichten und Arbeiten, ſchwere Pflichten und harte Arbeiten! Was ſollen wir darnach rennen, ſie anzubieten? Haben wir je Steuern und Soldaten angeboten? Nichts wäre überflüßiger geweſen, denn die Regierung kam ſchon von ſelbſt und ſagte: wir brauchen euer Geld, wir brauchen eure Söhne. Wohlan, wartet es ab, daß ſie kommt und ſagt: die Noth ſteigt, wir brauchen jetzt auch eure Rathſchläge und euren Credit. Das und nichts anderes iſt die Verfaßung.

Und wenn ſie nun kommt und unſere Mitwirkung zur Rettung des Reiches in Anſpruch nimmt, ſo laßt uns mit Ernſt und Würde in Ueberlegung ziehen, unter welchen Bedingungen wir die ungeheure Verantwortlichkeit dieſer Mitwirkung auf uns nehmen können. Wir wollen nicht haſtig zugreifen wie Kinder, welche ein Geſchenk erhalten, ſondern bedächtig ſein wie Männer, welche gewiſſenhaft abwägen, ob die Laſt die wir tragen ſollen, auch tragbar iſt, ob die gebotene Verfaßung einen freien und umfaſſenden Gebrauch aller Kräfte auch zuläßt, — denn Scheinverfaßungen

und Scheinkonstitutionalismus kennen wir bereits zur Genüge. Die repariren die Uhr nicht.

Buol-Schauenstein geht und vererbt uns den Verlust der Lombardei; Rechberg geht und vererbt uns einen Bürgerkrieg um Schleswig-Holstein: was ists denn so großes, wenn ein Minister von seinem Herrn sich erlauben läßt, solche Verantwortlichkeiten mit dem Volke zu theilen, d. h. zu Verfaßungspatenten räth? Der Mann hat seine Deckung aber der Parlamentarismus ruinirt sich. Seid versichert, wir werden noch nicht so viele Jahre am Ruder sein als sie Jahrhunderte mit ihren Obscuranten und Kutten uns mißregiert, und schon werden die letzteren schreien: Seht, der Liberalismus ist auch unfruchtbar! Seid auf der Huth, Partheigenoßen. Werft euch nicht weg. Nehmt ihr zerrüttetes Uhrwerk nicht zum Ausflicken an, wie hungrige Handwerker; zeigt vielmehr einen gewißen Meisterstolz, lehnt ab was hoffnungslos ist, und antwortet ihnen: Hier bedarfs einer neuen Uhr!

Und in der That ist das der Sinn unserer spröden Rede. Wir trennen die Begriffe Verfaßung und Reichsrath. Daß Oestreich eine Verfaßung haben muß, um den preußisch-italienischen Koalitionskrieg zu überstehen, versteht sich von selbst; wir verschmähen es, darüber noch Worte zu verlieren. Daß aber diese Verfaßung just die sistirte sein müßte, der Schmerling'sche Reichsrath, die Gruppenwahl, die Interessenvertretung, kurz, der altständische Landtag, wo eine privilegirte Minorität vorweg die Majorität ist, und aus diesen ständischen Landtagen die magere Telegation des Reichsrathes, welchen man Parlament zu — höhnen beliebt: die liberale Preße müßte sehr wenig gelernt und sehr viel vergeßen haben, wenn sie nach dieser Verfaßung diese Provinziallandtage mit ein paar Advokaten und Fabrikanten verstärkt, das war jener Convent nicht, welcher vierzehn Armeen zum Siege ausfandte. Hat Oestreich kein befriedigtes Ungarn, keine Constituante aus Urwahlen,

hat Oesterreich keine begeisternde Idee ins Feld zu schicken, so politisirt nicht länger sondern — betet für dieses Oesterreich!

Ein hoher Geburtstag.

(15. Juni 1866.)

Wir verstehen darunter nicht etwa den Geburtstag jener Wesen, welche sich für Hoheiten halten, weil sie eine zeitlang im Gotha'schen Staatskalender stehen und dann spurloser verschwinden als die Figuren im Figaro- und Kladderadatsch-Kalender; sondern wir verstehen darunter — ein Blatt Papier! Dieses Blatt Papier ist unter allen europäischen Hoheiten die höchste. Es wurde geboren am 15. Juni 1215. Das Blatt Papier heißt: Magna Charta libertatum und sein Geburtsland ist England.

Heute vor 651 Jahren gings hoch her auf der grünen Wiese zu Runnemede, welche bei Staines an der Themse liegt. Das Junigras war gemäht und auf den Heuhaufen der Wiese lag im trotzigen Waffenschmuck der ganze Adel von England. Welcher Maler malt diese Gruppe? Noch keinem ists eingefallen, und doch gäbe es das schönste, auch künstlerisch schönste Historienbild. Die Themse muß im Strahl der Junisonne mit ihren glänzendsten Wellen an den Wiesenrand emporgehüpft sein, wenn nicht kichernd und schadenfroh muthwillige Nixchen auf die andere Seite hinüber ängelten auf das buschige Inselchen in der Themse, wo die weißen Spitzen von Zelten aus dem grünen Laube ragten. Unter diesen Zelten war eine kleine aber gewählte Gesellschaft vereinigt, eine von jenen, welche man heute „Camarilla" nennt. Da waren die zwei Erzbischöfe von Canterbury und Dublin, ferner die Bischöfe von London, Winchester, Bath, Lincoln, Coventry, Worcester, Rochester,

dann der päpstliche Legat, hierauf von weltlichen Herren die Grafen von Pembroke, Salisbury, Warenne, Arundel, der Connetable von Schottland, Allan von Galloway, der Seneschal von Poitou Peter Fitz-Herbert ꝛc. ꝛc. Inmitten dieser edlen und hochwürdigen Herren sah man ein kleines Männchen von unansehnlicher Gestalt, aber starkem Embonpoint, nahe bei fünfzig, mit Gesichtszügen, in welchen sich die reichlich genossenen Freuden von Liebe und Wein bereits als Leiden signalisirten, und welche überhaupt unangenehm waren, auch wenn sich nicht alles darin malte, was die Geschichtschreiber vom Karakter des kleinen Männchens wissen, als da sind: Feigheit, Mißtrauen, Grausamkeit, Treulosigkeit, eine kurze barsche Sprache und ähnliche schmeichelhafte Eigenschaften. Das Männchen trug einen pelzbesetzten Wamms mit einfachem, schwarzen Leibgürtel, ein Paar Hosen von Rindsleder und Stiefeln mit Lammswolle gefüttert. Man sieht, der Mann, welcher die weißen englischen Mädchen und die starken französischen Rothweine so schwelgerisch liebte, hatte in der Garderobe nur geringe Bedürfnisse. Ein nicht seltener Zug heimtückischer Gemüthlichkeit in der äußeren Erscheinung von Tyrannen! Ein Tyrann aber war das kleine Männchen mit dem starken Bauch und der rothen Kupfernase. Der Leser wird es sofort glauben, wenn wir seinen Namen nennen. Das Männchen nämlich war König Johann. Der Leser kennt ihn als Mörder seines Neffen Arthur, was Shakespeare ergreifend auf die Bühne gebracht hat und wieder hat eine liebenswürdige Darstellerin dieses Arthur einen andern Dichterfürsten — unsern Goethe — zur schönsten seiner Elegien begeistert, „Euphrosine".

Am 15. Juni 1215 aber hatte sich König Johann mit den Baronen von England nicht dieses Rendezvous auf der Wiese von Runnemede gegeben, um Stoff zu liefern für die Dichter, sondern an diesem merkwürdigen Tage lieferte er Journalisten und Kammerrednern Stoff,

den Journalisten und Kammerrednern der ganzen Erde und bis ans Ende der Zeiten. So lange sich noch eine Feder mit Tinte und eine menschliche Lunge mit Luft füllt, wird gesagt und geschrieben werden von der Magna Charta von England, diesem Palladium der Freiheit, bei deren Namen Tyrannenköpfe wackeln, aber altgedrückte Volksherzen aufathmen, und welche am 15. Tag des wunderschönen Sonnenmonats Juni dort auf der lustigen Wiese bei Staines im Grasduft der schönen Natur und aus dem Blute edler Menschen unsterblich geboren wurde.

Die Magna Charta wurde unter Schmerzen geboren, wie alle Verfaßungen. Das kleine Männchen, der König Johann, wehrte sich gewaltig, das erlauchte Kind anzuerkennen, und als er's endlich that, bewaffnete er dieselbe Hand, welche Schwur und Unterschrift vollzogen, mit dem Schwerte, um Schwur und Unterschrift wieder zu morden. Und das war gut. „Hätten Johann und seine Nachfolger," sagt Pauli's Geschichte von England, „ihren Schwur auf die Magna Charta gehalten, so wäre von derselben schwerlich häufiger die Rede gewesen, als von den Urkunden Stephans oder Heinrichs I. und II. So aber, nachdem das Königthum in der Folge wiederholt eidbrüchig geworden war und vergeblich die Grundsätze der Magna Charta zu zerstören versucht hatte, lernte man an dieselbe den Inbegriff der englischen Freiheit knüpfen.

Wie man aus dieser Stelle sieht, forderte die Magna Charta nicht einmal neue Rechte, sondern formulirte und erweiterte blos schon vorhandene. Schon Heinrich I. hatte einen Freiheitsbrief ertheilt, aber hinterher Sorge getragen, daß alle von ihm ausgegebenen Exemplare wieder in seine Hand kämen, um vernichtet zu werden. Ein pfiffiger Mann! Man sieht, die Welt hat nicht erst seit heute Sistirungs-Witz! Die Barone aber hatten den Brief nicht vergessen, obwohl die Könige. König Johann konnte nämlich ganz naiv fragen: was sind denn das für Freiheiten,

von welchen auf einmal so viel Geschrei ist? Und als man ihm den Text auslegte, schrie er wie toll: „Verlangt doch lieber gleich mein ganzes Reich! Thöricht und grundlos sind diese verwünschten Forderungen.“ Das war im April. Im Juni hatte er Punkt für Punkt „diese verwünschten Forderungen“ besiegelt und beschworen! Es war noch kein Zeitalter des Dampfes und doch genügten acht Wochen zu dieser „neuen Aera“. Wer erröthet da?

Auch Papst Innocenz III. gerieth außer sich als er vom Inhalt der Magna Charta hörte. „Was?“ rief er, „glaubt der Adel von England seinen König, der das Kreuz genommen und sich unter den Schutz des apostolischen Stuhles gestellt, vom Throne stoßen zu können? Beim heiligen Petrus! Diese Beleidigung darf nicht ungestraft hingehen!“ Und doch ging sie ungestraft hin! Der heilige Petrus scheint anderer Meinung gewesen zu sein.

„Der das Kreuz genommen und sich unter den Schutz des apostolischen Stuhles gestellt.“ König Johann hatte nämlich das ungeheuerlichste aller Konkordate mit dem Papste abgeschlossen, d. h. sich selbst und ganz England dem Papste zu Lehen gegeben. Wohl das weitgehendste Beispiel, wie sich ein Fürst vor einer auswärtigen Macht demüthigen kann, um den Geist zu verläugnen, der in seinem Inlande mächtig ist. Aber unwillkürlich fragt man sich da: Wie viel hat es ihm genützt?

Vom Throne stoßen — Beleidigung — verwünschte und thörichte Forderungen — das waren die Artigkeiten, womit die Magna Charta, auch ohne Dispositionsfond und offizielle Presse von den bestehenden Mächten begrüßt wurde. Die Geschichte sollte anders als diese „Lehrmeinungen“ urtheilen. Die Magna Charta hat den Thron unüberwindlich befestigt und die Beleidigung ist zur höchsten Nationalehre geworden und die verwünschten und thörichten Forderungen fließen als Quelle des Segens durch alle Jahrhunderte. Am 15. Juni 1215 hatte König Johann

alle seine Nachfolger gezwungen, die glücklichsten Fürsten Europas zu werden. Ja, von den Fürsten sprechen wir. Eine Magna Charta zu besitzen ist vor Allem das Glück der Könige. Die Völker bleiben, aber die Dynastien wechseln. Welcher Thron in Europa steht so stolz und sicher wie Englands Thron? Beschützt von der Magna Charta sehen die Könige Englands von ihrem Throne wie von einem Sterne des Himmels herab, sehen einen Philipp II., einen Ludwig XIV., einen Napoleon, einen Nikolaus, sehen die größten Machtwalter des Continents ohnmächtig gegen sie dräuen, und ankern sicher an einem durch Volksfreiheiten verbürgten Patriotismus in allen Stürmen der Weltgeschichte, während auf dem Continente fast kein Jahr vergeht, wo nicht irgendwo die unglückliche Redensart gehört wird: die Dynastie ist in Gefahr.

Historische Poststationen.

11. Juli 1866 (ungedruckt geblieben).

Vom 4. Juli wo das Schlachtbulletin von Königgrätz publicirt wurde, bis heute, wo schon nichts mehr publicirt werden kann, was die erlebten Eindrücke zu überbieten vermöchte, hat Wien eine Woche durchgemacht wie seit jener unvergeßlichen Märzwoche Keiner des lebenden Geschlechts eine zweite zu nennen wüßte. Ja, unsere neueste Juliwoche ist noch wichtiger als jene Märzwoche. Damals hatte das Volk noch Blut und Hoffnungen und glaubte diese zu erkaufen mit jenem. Heute hat es sein Blut ausgegeben aber nichts damit eingekauft. Damals war es überhaupt das Volk, welches die Revolution machte, heute machen sie die Fürsten und der Aufstand gegen die alte Ordnung der Dinge geht von den Thronen selbst aus. Ganz Europa ist im Aufstande. Rußland und den Insel-

staat England ausgenommen, machen sämmtliche Militärstaaten Europas ihre Revolution, nämlich gewaltsame Anstrengungen zum Umsturz des Alten. Der Kampf der alten Ordnung gegen die neue ist heute verschwunden; er gehörte dem Jahre 1848 an. Im Jahre 1866 wollten die Throne, die alten Ordnungsmächte selber, das Neue und nur das Wie dieses Neuen ist's, was Preußen, Oestreich, Frankreich, Deutschland, Italien, was fünf Militärstaaten mit drei Millionen Soldaten theils kämpfen, theils kampfbereit macht. Im Jahre 1848 versuchte das Bürgerthum gegen die Feudalmonarchien die Formel des 19. Jahrhunderts zu finden, heute versuchen es die Monarchien selbst. Der europäische Monarchismus hält heute Generalprobe über seine Zeugungsfähigkeit zu Neubildungen.

Ein Besiegter des Jahres 1848 sagte beim Einmarsch des F.-M. Windischgrätz und bei seinem eigenen Ausmarsch Folgendes: Das Jahr hat uns besiegt, nicht das Jahrhundert. Ich erlebe noch die Wiederkehr der Revolution und zwar in weiteren Kreisen und mit größeren Programmen. Die modernen Revolutionen wiederholen sich mit der Regelmäßigkeit von Pendelschwingungen. Die erste französische Revolution mit ihrem Kaiserreich, sodann die Restauration, hierauf die Juli-Monarchie; — es sind drei fast gleichtheilig genau gemessene Zeitperioden von achtzehn Jahren. Geben Sie Acht, in längstens einer solchen Frist schafft sich der heutige Geisterkampf einen neuen Leib. — Der Mann hatte buchstäblich Recht. Von 1848 bis 1866 sind's präcis achtzehn Jahre.

Ueberblicken wir die stillgereiften Früchte dieses Zeitraumes, so sind sie unermeßlich. Ein Gegensatz wie Garibaldi und Bismarck ist der Hauptsache nach gleich Null geworden. Der Premierminister einer alten Gottesgnaden-Dynastie und der republikanische Volksagitator haben ihre Monarchen gleichmäßig vorwärts getrieben, einen Ge-

danken der Neuzeit zu vollziehen, — den Einheitsgedanken. Dieser Zeitraum hat ferner eine Gestalt geschaffen wie Louis Napoleon, eine Gestalt welche der incarnirteste Geist des Jahrhunderts ist. Er ist der aufgehobene Gegensatz der Monarchie und der Demokratie. In welchen Theil-Verhältnißen er beide in sich vereinigt, darüber läßt sich streiten und wird auch gestritten; wäre er der vollendete Ausgleich dieser beiden Prinzipe, der Mann wäre allmächtig: er ist schon mächtiger als Andere weil er nur der begonnene Ausgleich ist. Der Erwählte des Volks, der Parvenü, der Mann, welcher nicht die kleinste Fürstentochter zur Frau erhalten konnte, hat heute die Rettung des Hauses Oestreich in der Hand und erhält bedingungslos die schönste Provinz der Monarchie zum Preise dafür. Lauter kann das 19. Jahrhundert nicht mehr sprechen!

Preußen ist mächtig und groß durch den Einheitsgedanken, Frankreich durch den selbst in cäsarischer Entstellung noch erkennbaren demokratischen Gedanken. Beide Gedanken hat Oestreich im Jahre 1848 zu Boden geworfen und seitdem — ruhig auf dem Boden liegen gelaßen. Der Reichstag von Kremsir welcher die Einheit und Freiheit Oestreichs repräsentirte, wurde gesprengt und — nichts an seine Stelle gesetzt.

Hätte Oestreichs Regierung nach den Bombardements von Prag und Wien, nach den Tagen von Villágos und Arád für die aufgelöste von Kremsir eine zweite Constituante berufen, so wären in diese Constituante ohne alle Frage endlich auch die Ungarn gekommen, die besiegten, zertretenen, verbluteten Ungarn, denn wer möchte sich nicht auf die Bänke von Gesetzgebern niederlaßen, der soeben noch hoffnungslos auf der Galgenleiter gestanden? Oestreich konnte aus seinen Bürgerkriegen den unermeßlichen Vortheil der Reichseinheit ziehen und brauchte sich vor der begleitenden Freiheit gar nicht zu fürchten, denn ein Parlament das in Spitälern, in Kerkern und unter dem Galgen gewählt

wurde, wäre nicht mit der phrygischen Mütze gekommen und hätte der Ministerbank gewiß ein williges Ohr geliehen, ein Ohr, das ja noch voll war vom Pfeifen der Granaten und Brandraketten. Kurz, unter den Kanonen der Sieger wäre dieses Centralparlament bescheiden gewesen und hätte sich an Bescheidenheit gewöhnt. Die Regierung konnte in diesem Parlamente die Freiheitsentwicklung mit ihren eigenen Anträgen auf lange Zeit hin beherrschen und über den Kopf gewachsen wäre sie ihr vielleicht niemals, denn ein Parlamentarismus bekommt seinen Stempel von den Umständen unter denen er entsteht, und entstanden unter der eisernen Hand eines Siegers, in Buße und Reue, in Maß und Zucht, hätte sich der unsrige an jenen schrittweisen und ruhigen Fortschritt gewöhnt, welchen wir als die Gesundheit des englischen Parlamentarismus beneiden. Mit Einem Worte, damals wären aus den in Oestreich wohnenden Völkern „Oestreicher" geschaffen worden, — damals und nicht wieder! Die Frist ging verloren. Das Haus Oestreich verachtete seine „Rebellen" allzumal und verließ sich auf seine Bajonette. Es stütze sich, es *setzte* sich auf sie.

Nach zehn Jahren fingen sie an durchzueitern. Im Jahre 1848 hatte der Staat in allen Fugen gekracht, war aber noch ganz geblieben. Im Jahre 1859 wurde ihm schon ein Glied aus dem Leibe gerißen. Die „stützenden" Bajonnette hatten den ganzen Leib verwundet und das krankhafteste Glied, die Lombardei, ging in einer Amputation verloren.

Der gedemüthigte, in seiner Schwäche bloßgestellte Militärstaat kam jetzt dem Volksstaate entgegen — getrippelt. Langsam, zaudernd, widerwillig. Die Furcht vor der Freiheit gebar das Goluchowski'sche Oktoberdiplom, welches die politische Aktion in die Landtage verlegte und dort zu brechen und zu zerstreuen hoffte, das Bedürfniß der Einheit gebar das Schmerling'sche Februarpatent. In

diesen Verfassungsurkunden hatten die Landtage zu wenig Autonomie dem Centralparlament gegenüber und dieses zu wenig der Krone gegenüber. Die beiderseitigen Passiva schien das Ministerium aber für seine Aktiva zu halten. Es hoffte die Schwäche seines Liberalismus bergen zu können, (jene Schwäche, welche nicht einmal die zwei Jesuitengymnasien in Feldkirch und Ragusa den Reichsgesetzen zu unterwerfen wußte,) indem sich Landtage und Reichstag in ewigen Competenzreibungen verheddern und alle zusammen wieder in staatsrechtlichen Zänkereien mit den Ungarn erschöpfen sollten. Was die Ungarn betrifft, so war es offizielle Parole zu glauben, daß dieses kriegerische und bedürfnißlose Volk von Hirten und Ackerbauern durch die Niederlage die man ihm vor zehn Jahren, und nicht einmal mit den eigenen Waffen, beigebracht auf ewig eingeschüchtert sei und dem barschen Commando nach der deutschen Scheinparlaments-Caserne reglementmäßig gehorchen müße. Die letztere Chance war nur Einmal dagewesen, unter den Galgen von Arád, wie gesagt, aber seitdem unwiederbringlich versäumt. Die Besiegten von Solferino bildeten sich vergebens ein, daß die Sieger von Kapolna sie suchen müßten, und als diese thatsächlich ausblieben, sagte Schmerling sein berühmtes: Wir können warten!

Kaum ein Jahr ist es und schon klingt es wie ein komisches Märchen von Gozzi, daß man dem babylonischen Geschwätz vom „engern" und „weitern" Reichsrath eines Tags zumuthete, einen Sinn zu haben und eine völkererlösende That zu sein.

Da wurde im vorigen Jahre der babylonische Schutt hinweggeräumt und eine Verfassung „sistirt", welche keine Volksvertretung war, sondern bloß eine erweiterte Bureaukratie. Das neue Ministerium Belcredi rühmte sich seiner „freien Bahn".

Wir standen und warteten, wer auf dieser „freien Bahn" nun einherziehen würde. Aber nichts zog einher.

Die Bahn blieb immer frei. Wir haben nie eine so menschenleere Straße gesehen. Endlich kamen aus Italien einige vertriebene Jesuiten und vom Norden her sehr viele und sehr gut geführte Preußen, welche die Bahn so außerordentlich frei finden, daß der Thürmer vom Stephansthurm nächstens mit ihnen Blicke wechseln wird!

Das sind die Provenienzen auf der freien Bahn. —

Von 18 zu 18 Jahren zählte der Mann dessen ich oben gedacht, die modernen Revolutions-Perioden, oder, um ein weniger rothes Wort zu wählen, die modernen geschichtlichen Crisen. Nur unser unglückliches Oestreich, — welches schon längst aufgehört hat, die Felix Austria zu sein, — intercoupirt sich diese Schicksalsphasen selbst wieder mit kürzeren Maßen und mit steileren Zwischenstufen. Von der Capitulation bei Világos bis zur Niederlage bei Solferino zählen wir zehn Jahre, von dieser bis zur Niederlage bei Königgrätz nur sieben. Von der verworfenen Kremsirer Reichsverfassung bis zur oktroyirten Februar-Verfassung verflossen zwölf Jahre, von dieser bis zu einer zweiten Verwerfung, oder, wie man es nannte, Sistirung, nur fünf. Physiker sagen, fallende Körper sind es, deren Fallgeschwindigkeit in solchen Proportionen zunimmt; dürfen es auch Politiker sagen?

Die Geschichte vom Ponny und vom Steckenpferd.

September 1866 (ungedruckt geblieben).

Fränzchen lag krank. Der Arzt fühlte ihm den Puls, ließ sich die Zunge zeigen, auskultirte, und — schüttelte den Kopf. Er that einige Fragen und — schüttelte wieder den Kopf.

Ich weiß nicht was dir fehlt, sagte er, deine Krankheit kommt mir fast wie Verstellung vor.

Fränzchen seufzte.

Hast du das Schulfieber?

Der Kranke verneinte.

Liegen dir Spielereien im Kopfe?

Der Kranke zuckte. Es gab ihm einen Ruck in die Höhe, sein Auge belebte sich wie von einem männlichen Feuer.

Hab ich's errathen, junger Herr?

Der Knabe seufzte abermals. Ach nein, Herr Doktor, das Gegentheil; ich möchte zu spielen aufhören, aber die Mama leidet es nicht. Sie läßt mich immer noch auf dem hölzernen Steckenpferd reiten und ich sterbe vor Sehnsucht nach einem lebendigen Ponny. Ich bin ja kein Kind mehr, ich bin schon ein tüchtiger Junge. Und sehen Sie, der Louis reitet auch, und der Viktor, und der Wilhelm, und der Leopold, ach wie schön reitet der! Aber was sag ich? sogar die Mädchen unsrer bekannten Familien reiten. Die Viktoria tummelt ihr englisches Vollblut daß es eine Pracht ist, und die Isabella, das dumme Ding, die sich vor Pferden doch fürchtet, hat wenigstens ihren Andalusier im Stalle stehen, wo er freilich steif wird und elendig die Krippe beißt. Ach, wenn ich dieses edle Thier hätte!

Also da steckts. Nun tröste dich, Fränzchen. Ich will der Mama deinen Wunsch vortragen.

Um Gotteswillen! rief der Knabe erschrocken und griff hastig nach den Händen des Doktors. Thun Sie das ja nicht. Die Mama wird immer so böse wenn ich von einem Ponny zu fantasiren anfange. Ihnen ins Gesicht würde sie's mit freundlichen Worten versprechen, aber hinter Ihrem Rücken erhielte ich eine Strafe und müßte ins Hundeloch. Ja wenn Sie der Herr im schwarzen Rock und breiten Hut wären, der kann bei der Mama alles was er will. Aber der haßt mich bitterlich. Der hat Ohren

wie eine Fledermaus, dem thut schon der Rumor mit meinem Steckenpferde weh, wie er sagt, der würde mir nie eine Gallopade auf einem Ponny vergönnen. Der schwarze Herr möchte einen rechten Duckmäuser aus mir machen. Nein, nein, Herr Doktor, sagen Sie der Mama ja kein Wort. Es ginge mir schlecht. Die Mama ist gar nicht so gut wie Sie glauben. Sie thut nur vor den Leuten so süß und läßt sich loben, was für eine liebe und gemüthliche Frau sie ist; aber ich spüre wenig davon. Ich denke immer an die Katz im Bilderbuch:

Die Miezi will mir nicht gefallen,
Hat weiche Pfoten und scharfe Krallen.

Der Doktor biß sich die Lippen. Er griff nach Hut und Stock, um nicht weiter zuzuhören, wie sich der Knabe vergaß, und dann auch, — weil ihm die Galle rege war. Der Doktor gehörte zu den „Massiven" seiner Zunft und mit brüskem Schritte betrat er das Zimmer der Hausfrau.

Das war eine Dame von großer Korpulenz der Person und selbst im Hauskleide noch mit geschmacklosem Putz überladen. Sie hatte ein rothes fleischiges Gesicht mit groben und geistlosen Zügen, welche nichts ausdrückten als Liebe zu allen Genüßen der Welt. In diesem Augenblicke las sie in einem schwarzgebundenen Buche, wobei sie die Augen verdrehte und larmoyant seufzte, denn sie liebte es, spiritualistische Airs aufzusetzen, was zu der gemeinen Sinnlichkeit ihres ganzen Wesens ungemein lächerlich contrastirte. Sie versuchte es, dem Doktor mit einem schönen mütterlichen Kummer entgegenzublicken.

Ah bah, dummes Zeug, polterte der Doktor, Ihrem Buben fehlt gar nichts. Der Kerl ist gesund wie ein Häher. Werfen Sie ihn auf einen Corsikaner-Ponny und laßen Sie ihn täglich zwei Stunden im Prater reiten, denn er braucht nichts als Luft und Bewegung. Sie

könnten wahrlich was Gescheidteres thun, als in dieser pressanten Cholera-Zeit mir unnütze Gänge verursachen. Gott befohlen!

Flegel! schalt das Weib hinter ihm, aber erst als sie die Schritte des Imponirenden in sicherer Ferne hörte. Dann schaffte sie sich plötzlich ein süßes Mutterlächeln an und eilte zu ihrem Fränzchen.

Kind, mein Kind, du bist gerettet! rief sie mit Pathos; der Dokter ist ein Engel! Der Sitz der Krankheit ist erforscht. Siehe, der Stock von Deinem Steckenpferd ist grün lackirt und dieses Grün ist Gift. Arsenik ist's. Gleich laß ich's abhazen und den Stock gelb lakiren. Prächtiges Goldgelb! Freut dich das, Bürschchen? wird das schön sein? Ach, du bist schon gesund! Du bist ganz roth vor Freude! Steh auf, steh auf, und morgen hast du dein gelbes Steckenpferd.

Sie riß das Kind aus dem Bette, welches sich in sein Schicksal ergab. Aus Furcht vor der Mama ritt Fränzchen ein paar Tage das neulakirte Steckenpferd, dann warf er's in die Ecke und grämte sich wie zuvor.

So verging eine Weile. Der Knabe schlich herum wie ein Vogel mit gebrochenen Schwingen. Er entsagte den Spielen, die man ihm bot oder trieb sie verdroßen, sein Aussehen wurde von Tag zu Tag schlechter, seine Zimmerfarbe — Krankenfarbe. Als sein Zustand wieder auf dem Punkte stand daß man den Arzt rufen sollte, sagte die liebende Mutter: Warte, Fränzchen, wir richten's auch ohne Arzt. Ich weiß schon was dir fehlt. Ich weiß recht gut daß dich dein Steckenpferd nicht freut. — Der Kranke horchte hoch auf. — Denke dir, der Esel von einem Lakirer! Ich bestellte Goldgelb, schönes Orangegelb, und das Heupferd nimmt Schwefelgelb! Reinen Schwefel! Man riecht ihn auf hundert Schritte. Ich wurde ohnmächtig, als ich jüngst in deinen Spielsachen schaffte. Ach,

mein Kind, warum verschwiegst du denn das so lange? Das Haus riecht ja nach Schwefel. Aber ich weiß was ich thue. Ich entschließe mich jetzt zu einer Radikalkur. Schwarz laß ich dir deinen Reitstock lakiren. Das Gelb muß dich nunmehr disgustiren in allen Nuancen. Schwarz, schwarz wie Ebenholz bekommst du dein Steckenpferd.

Fränzchen erblaßte. Er kroch in sein Kämmerlein und weinte bitterlich über die getäuschte Hoffnung. Er ritt auf dem schwarzlakirten Steckenpferd ein paar mal durch das Zimmer, aber die Natur war stärker als die Verstellung. Er rührte den Stock bald nicht mehr an, ja er bekam Krämpfe, wenn er ihm nur in die Augen fiel.

Daß halt dem Kinde gar nicht zu helfen ist! jammerte die zärtliche Mutter. Was fehlt dir denn, Fränzchen? Komm, mein Goldvöglein, sag mir's. Ich bin ja deine gute Mama, die dir Alles zu Liebe thut. Ist dir die schwarze Farbe auch nicht mehr recht? Sag, was hättest du denn gerne?

Einen Ponny, hauchte der Knabe furchtsam.

Eine braune! sagte die Mutter. Ei, das ist ja ein wunderlicher Geschmack. Aber es sei. Ich thue Alles, was ich dir an den Augen absehen kann. Eine braune Farbe. Gut! Eine braune.

Madame, einen Ponny hat er gesagt, bemerkte das Kindsmädchen, welche den Jammer nicht länger mehr ansehen konnte.

Ein wohlgezielter Briefbeschwerer flog nach dem Kopfe des Mädchens, der sie unfehlbar getödtet hätte, wenn sie nicht aalglatt entschlüpft wäre. Dieses Pack! Dieses Lumpengesindel! quoll hinter dem Schuße eine Rauchwolke von Scheltworten nach; kein Wunder, wenn das Kind zu Grunde geht! es wird ja systematisch verführt und verdorben von dem Dienstbotenpöbel! Was ich mich ärgern muß! Ich armes, schwaches Weib! Das wüste Volk ist nicht mehr zu bändigen! Wir brauchen eine neue Dienst-

botenordnung. Das Zuchthaus, was sag' ich? der Kerker, der schwere Kerker müßte auf solche Insolenzen gesetzt sein. Die Canaille sollte gar kein menschliches Recht haben. Wahrhaftig und Gott man müßte bei dem Aas von allen Gesetzen und Rechten eine Ausnahme machen. Ja, ja, ein Ausnahmezustand ... oh, meine Nerven! Die Person hat mich umgebracht!

Glücklicherweise trat soeben der schwarze Hausfreund ein und erweckte sie wieder zum Leben, denn die Todten zum Leben zu erwecken gehörte zu den kleinen geselligen Künsten des schwarzen Hausfreundes. Die Mama lebte, sie spielte sogar ihren Robber mit dem schwarzen Hausfreunde, Fränzchen aber überließ sich einer lebensmüden Verzweiflung.

Inzwischen machte die Geschichte vom Pony und Steckenpferd mehr und mehr auch außer dem Hause Aufsehen, die Nachbarn nahmen die Parthei des Knaben, bemitleideten ihn, luden ihn ein und suchten ihm sein Haus außer dem Hause zu ersetzen.

Diese Wendung war der Mama am empfindlichsten. Sie raffte sich auf. Sie warf ihrem Söhnlein liebende Blicke zu, ließ dunkle aber vielverheißende Winke und Worte fallen, und schien im Stillen geschäftig, großartige Ueberraschungen vorzubereiten.

Eines Tages zog sie den Knaben auf ihren Schooß, that ihm schön und redete so zu ihm: Horch auf, Fränzchen und freue dich. Ich habe einen neuen Plan mit dir. Heute Nacht fiel mir's wie Schuppen von den Augen. Soll ich's nicht eine Eingebung nennen? Wahrhaftig und Gott, es ist eine Erleuchtung! Solch gute Gedanken darf man sich nicht selber zuschreiben; sie kommen von oben. Ich habe lange im Finstern getappt, aber jetzt endlich erkenne ich deine Bedürfniße und meine Mutterpflichten so klar wie den Tag.

Als Fränzchen diese Ansprache hörte fiel er der Mama

um den Hals. Er saß schon im Sattel und galloppirte zwischen Viktor, Wilhelm und Louis auf seinem Ponny. Sogar der Viktoria trug er im Geiste seinen Geleitsritt an.

Die Mama fuhr fort. Ich dachte bisher nur an den Stock deines Steckenpferdes. Aber der Stock ist ja nicht die Hauptsache sondern das Pferd ists. Wie ich dein Steckenpferd nun heute in die Hand nehme und mir den Kopf zerbreche, merke ich auf Einmal: das Ding fühlt sich so hart an. Hu, blitzt mir der Gedanke durch den Kopf: da stecken Roßhaare drinn. Ich trenne es auf — richtig, Roßhaare! Faustdicke Ballen von ungekrämpelten Roßhaaren! Jetzt war mir Alles klar. Der harte verfilzte Wulst und dein weiches Händchen, das paßt in Ewigkeit nicht. Es muß dich ja aufreiben. Zeig her, hast du nicht Schwielen, du Aermster? Kurz, ich schickte sogleich zum Sattler und ließ das Pferd mit den feinsten Camelothaaren füttern. Eine magnifique Arbeit! Es fühlt sich so weich, so wohlich an, — jetzt endlich kannst du an deinem Steckenpferde eine wirkliche Freude haben.

Das war der letzte Stoß welchen die vielgetäuschte und mißbrauchte Kindesliebe Fränzchens erhielt. Aufrichtigen Respekt hatte er gegen seine Mutter nie zu empfinden vermocht, jetzt aber empfand er aufrichtigen Haß. Er mied sie, wo er nur konnte. Er mied das Haus, er trieb sich auswärts herum. In der Straße wo er wohnte stand ein Hotel, er befreundete sich mit den Kindern der Fremden. Die Mama sah es mit an, wie er sich den Knaben aus Berlin, aus Florenz, aus Petersburg anschloß; er überlegte sogar, und nicht einmal im Stillen, mit Einem derselben durchzugehen. Am liebsten hätte er es mit allen zugleich gethan. Und wie das so leicht nicht ging, suchte er sich über den Augenblick zu betäuben und gewöhnte sich unordentliche Genüße an. Er trug aus dem Hause was er nur konnte, er bestahl sich selbst, verkaufte es und ver-

naschte das Geld oder vertrank es in süßen Liqueuren. Er verdarb sich den Magen und bald lag er wieder zu Bette.

Die Mama ließ einen Arzt rufen, — einen andern als den ersten, welcher auch nicht so grob war wie jener, sondern bedeutend gröber.

Ohne sie nämlich ihre mütterlich erheuchelten Explikationen auskramen zu lassen, unterbrach er sie rasch und heftig: Lassen Sie mich ungeschoren mit Ihrem sogenannten Kranken. Ich kenne längst die Verhältnisse Ihres Hauses; die Spatzen auf den Dächern pfeifen ja davon. In Ihrem ganzen Hause ist niemand krank als Ihr verdammter Schädel und sein vertrocknetes, wie es scheint, gänzlich atrophirtes Cerebralsystem. Frau, was wollen Sie denn? Ihren Buben umbringen? Meinethalben! Aber dann rufen Sie meinen Collegen, den Todtengräber, nicht mich. Ich habe da gar nichts zu thun. Ich verschreibe Ihrem Buben, was sein Herz gesund macht, ein lebendiges Pferd; aber Ihre fixe Idee, oder Ihren boshaften Willen, ihn mit dem Puppenspiel eines Pferdes zu äffen, damit bleiben Sie wenigstens mir vom Leibe. Das soll der Teufel holen, sofern Sie nicht selbst seine Großmutter sind. Adieu!

Vinaigre! Eau de Cologne! Je meurs! kreischte die Hausfrau, aber das Haus war diese Nerven-Allarme schon gewöhnt, nicht einmal der schwarze Hausfreund sprang ihr bei, der ihre Zärtlichkeit überhaupt undankbar und wie ein echter Haustyrann aufnahm. Es blieb ihr diesmal nichts übrig als von freien Stücken wieder lebendig und süß zu werden.

Mit ausgebreiteten Mutterarmen flog sie zu ihrem Fränzchen hinüber. Rathe, Kind, was ich Dir bringe? schmunzelte sie mit einem gekräuselten Zuckermündchen. Etwas ganz Neues! Der Doktor sagt: weder am Stock liegts, noch an der Füllung, sondern am Ueberzug. Dein

Steckenpferd ist mit einem Katzenfell überzogen, welches eine anti-elektrische Strömung hatte, wodurch du krank wurdest. Er schrieb mir ein Thierfell auf, welches die rechte hektische Strömung hat. Noch heute will ich . . .

Noch heute will ich dieser Affen- und Hundekomödie ein Ende machen! rief Fränzchen, sprang aus dem Bette, brach sein Steckenpferd übers Knie und schleuderte die Trümmer mit solcher Heftigkeit ins Kamin, daß Funken und Flammen herausschlugen, welche den Teppich, das Zimmer, das ganze Haus und seine Bewohner ergriffen. Entsetzt rannten die Leute von der Straße herauf, voran die Kinder vom Hotel, die Knaben aus Berlin, Florenz und Petersburg. Leider fanden sie Fränzchen und seine Mutter in dem brennenden Hause schon todt, und so blieb ihnen nichts übrig, um die letzten Pflichten der Freundschaft zu erfüllen, als in geschwindester Eile das Beste und Kostbarste, was sie aus Fränzchens Nachlaß noch erraffen konnten, zum theuren Andenken an sich zu nehmen. —

Die Fehler.

Im Tone Sam Slik's, des Uhrmachers*).

Ich bitte Sie um Gotteswillen, lamentiren Sie mir die Ohren nicht voll! Es gibt keine Fehler. Im Gegentheile. Es gibt keine Weisheit, keine Tugend, keine Größe — namentlich keine Größe! — sondern Alles sind Fehler gewesen. Ich kannte in Leipzig eine allerliebste Frau, welche zehn Jahre lang die Noth ihrer Aerzte war und auf Einmal gesund wurde — weil ihr Mann Bankerott machte. Da haben Sie's! Die ganze Medizin war ein

---

*) Den Literaturfreunden wohl bekannt als eine Art amerikanischer Eulenspiegel.

Fehler und der Panterott eine Medizin für sie. Wollen Sie Weltgeschichte? Wer hat Rußland gegründet? Peter der Große, werden Sie sagen. Mondschein! Karl der Verrückte, ich meine der zwölfte, der schwedische, war Rußlands Erzvater. Haben Sie je einen Löwen mit einer Katze raufen gesehen? Nun, Werthester, was denken Sie, welche Fehler der Löwe machen müßte, wenn die Katze obsiegen sollte? Wohlan, alle diese Fehler hat der germanische Schwedenlöwe gemacht, um die slavische Russenkatze emporzubringen. Alle alle! Von Karl und nicht von Peter datirt's, daß der Norden Europas slavisch wurde anstatt germanisch. — Marathon! Miltiades! Gut, gut. Fallen Sie nicht in Verzückungen. Weiß schon. Klassisch, ewig, einzig, unsterblich ꝛc. ꝛc. Zehntausend Griechen siegreich über zwei Millionen Asiaten — alle Schulmeister der Welt schlagen Purzelbäume darüber. Mondschein! Just weil es zwei Millionen waren. Wer Teufel heißt die Narren gleich millionenweise kommen? Hätte Xerxes das ganze Völkergesindel zu Hause gelassen und nichts mitgenommen als seine Parsagaden allein, die Blüthe des arischen Kriegerstammes, so wett' ich den Deik gegen den Lustkandl, die Perser säßen noch heute in Griechenland, wie jetzt die Osmanen. Aber Xerxes machte Fehler — und die Schulmeister loben den Miltiades. — Napoleon! Haben Sie die Gnade und nennen Sie mir von den zwanzig Jahren seiner Siegerlaufbahn nur ein einziges Jahr, wo sich dieses Meerwunder von Feldherrngenie nicht dergestalt in eine Mausfalle verrannt hatte, daß ihn all' sein Genie nicht retten konnte, sondern nur die Fehler der Nicht-Genies. Wohlan, die Summe dieser Fehler wurde nach und nach die Größe Napoleons.

Also nichts von Fehlern, mein Werthester. Danken Sie Gott an jedem Abende, wo Sie zu Bette gehen und die Schlafmütze über die Ohren ziehen für das Füllhorn von Fehlern, womit der abgelaufene Tag den Ruhm, die

die Wohlfahrt und die Freiheit der Völker aller Wahrscheinlichkeit nach wieder vermehrt hat. Haben Sie die englische 1688ger Revolution gelesen? Bitte um Verzeihung, wer hat sie nicht gelesen? Gut, gut. Also, was haben Sie gelesen darin? Den Freiheitssinn der angelsächsischen Race, die zähe und unzerstörbare Widerstandskraft des germanisch protestantischen Prinzips gegenüber — Gehorsamer Diener! Wissen Sie, was ich darin gelesen habe? Die unendliche Faulheit eines Volkes, eine Revolution zu machen, welche es um jeden Preis nicht machen wollte. Nie war ein Volk fauler, verdroßener, unaufgelegter, sich für die Freiheit zu échauffiren. Es war, als ob ein kolossaler Schnupfen über all' diesen Schiffsrhedern, Fuchsjägern und Hochkirchenmännern gelegen hätte. Aber der brave Jakob, er ließ sich's sauer werden um die Revolution. Er ruhte und rastete nicht, bis er davongejagt war. Friede seiner hochseligen Asche! Ist Ihnen eine Prise gefällig? Helf' Gott, 's ist wahr! Starker Tabak, was? Ja, ja, ich führe vom stärksten.

Also, was ich sagen wollte, die Fehler! Die lieben, guten, vortrefflichen Fehler! Die Fehler, welche keine Fehler sind, sondern apokryphe Weisheiten! Gott erhalte sie! Sie gehören zum Systeme der Weltharmonie. Ich begreife die Welt nicht. Wären die Menschen als Politiker nur halb so gescheidt, wie als Naturforscher, es gäbe keinen einzigen Mißvergnügten. Ist Jemand über die Natur mißvergnügt? Daß ich nicht wüßte. Man hat Verstand und guten Willen genug, die Natur zu studiren und siehe da, es steht vortrefflich. Man weiß, warum das Kameel einen und das Dromedar zwei Buckel hat, warum das Stinkthier stinkt und das Faulthier faul ist. Man ißt Schnepfenkoth und heilt mit Bibergeil, man kennt den Nutzen der Gifte von Orfila bis zum letzten Apothekerjungen herab. Haushalt der Natur nennen wir's — ein schönes, weises Wort! Aber wer Teufel heißt uns bei der Natur stehen

bleiben? Warum sehen wir den Haushalt der Natur nicht auch in den politischen Verfaßungen der Menschen? Da gibt es z. B. Leute — Pardon, wenn ich Ihnen auf ein Hühnerauge trete — welche die Preßproceße nicht lieben. Guter Gott, mir steht die Perrücke zu Berge! Gibt es denn im Haushalt der Natur einen wohlthätigeren Stoff, als die Anklageschriften der Staatsanwälte? Wie mußt' ich mich neulich über die „Times" ärgern, welche zu dem wunderschönen liberalen Erlaß des Herrn v. Kemers meinte: „Die beßte Preßpolitik sei gar keine". Das kann die „Times" sagen, die dicke fette „Times", welche in Abonnentengeldern erstickt. Was weiß die „Times", wie Unsereinem zu Muthe ist? Wo die politische Bildung, das Interesse an Zeitungen, die öffentliche Meinung erst geweckt und großgenährt werden soll, da heißt es: hilf, was helfen kann! und was hilft denn beßer, als die Staatsanwälte? Ich bitte Sie, betrachten Sie einmal, was geschieht, wenn es heißt: die und die Nummer vom „Maikäfer" ist mit Beschlag belegt und in Anklagestand versetzt worden. Alle Welt spricht vom „Maikäfer". Alle Welt theilt sich den „Maikäfer" mit. Und wären von der ganzen Auflage nur zehn Nummern im Publikum, die zehn Nummern gehen durch zehntausend Hände. Leute, welche nie Zeitungen lesen, wollen den inkriminirten „Maikäfer" lesen. Jetzt kommt die Gerichtsverhandlung. Die Leute strömen vor die Barre. Sie hören die Anklage und lernen aus dem Munde des Staates, wie wichtig die Preße ist. Sie hören die Vertheidigung und lernen aus einem anderen Munde, wie wohlthätig die Preße ist. Hierauf wird die Verhandlung in sämmtlichen Zeitungen abgedruckt und sämmtliche Zeitungen werden wieder verschlungen. Es geht von Mund zu Mund: „Haben Sie schon den Preßprozeß des „Maikäfers" gelesen?" So wirkt die Preßpolizei in einem politisch noch unreifen oder indifferenten Volke als ein unschätzbares Stimulans zur Weckung politischen Sinnes.

Sie ist im Haushalt der Natur ein ganz unentbehrliches Mittel, das Zeitungsinteresse groß zu ziehen. Ist das Werk fertig, so tritt sie ohnedies zurück, wie die „Times" sehr protzig sich rühmt. Preßpolizei dauert nie länger, als so lang es sich darum handelt, der Preße unter die Arme zu greifen. Ist der Bengel groß, so groß wie in England, so greift ihm kein Mensch mehr an den Nabel, geschweige unter die Arme. Aber um Gotteswillen, entzieht uns unsere Ammen und Wärterinnen nicht vor der Zeit! Es lebe der Staatsanwalt! Es lebe die Preßpolizei! Es lebe der Haushalt der Natur!

Und nun guten Morgen, Herr! Ich habe genug geschwatzt. Noch eine Prise. Helf' Gott!

Das Deutschthum in Südtirol.

Welche Maßregeln gedenkt das Ministerium zu ergreifen um dem Lande Südtirol seine durch Fahrläßigkeit des früheren Systems verkümmerte deutsche Nationalität wieder zurückzugeben und dadurch ein hochgefährdetes Kronland des Kaisers der Attraktion eines feindlichen Nachbars zu entziehen?

So hören wir bereits im nächsten östreichischen Reichstage einen Volksvertreter die Ministerbank interpelliren oder — wünschen es wenigstens zu hören. Aber wir glauben nicht, daß von der Ministerbank die Antwort zurückkommen wird: Nun, wir gedenken halt die Fäuste zu gebrauchen! Der Verlaß auf die physische Kraft ist bei Königgrätz für immer begraben worden. Kein östreichischer Staatsmann wird künftig den Muth haben, sich auf den Muth zu verlaßen. Die Geister von Königgrätz sagen ihm daß der Muth unterliegen kann, und selbst die von Custozza, daß der Muth noch nicht zu retten vermag.

Während nun die Blätter in diesen Tagen die strategische Befestigung der schmerzlich verstümmelten Gränze

von Südtirol urgiren, wollen wir nicht minder nachdrücklich auch die moralische Befestigung dieser exponirten Gränze bevorworten.

Die Italiener nehmen Tirol bis an den Brenner in Anspruch, können aber schon vor den Thoren Veronas eine Sprache hören wie diese: „Wil Mon von insern Land san niemar dahuom im Wintar, ma sie san in Welschland bei den Oiwen.“ Wie viel ist italienisch in diesem deutschen Satze? Ganze zwei Wörter: ma und Oiwen! (ma, mai; aber, sondern; Oiwen, die Schafe, von ovis).

Um zu beweisen, daß das Land bis Verona deutsches Land ist, brauchen wir nicht auf die Cimbern und Teutonen zurückzugehen, welche es angeblich besiedelt haben. Jeder Reisende hört es noch heute mit seinen eigenen Ohren. Er hört und sieht aber auch zugleich, daß der deutsche Sprachbau zur kläglichsten Ruine verfallen ist, daß er den italienischen Elementen preisgegeben ist wie ein Haus dem man das Dach abtrug, von dem man Thüren und Fenster abhob.

Und fragt er verwundert: wie konnte der Hausherr diesen Raub dulden? so hört er noch verwunderter die Antwort: im Gegentheile; er selbst hat ihn ja begangen. Er hat Dach, Thüren und Fenster eigenhändig von seinem Hause hinweggenommen. Just die östreichische Regierung, die deutsche Bundes-Präsidialmacht war es, welche in diesem deutschen Lande entdeutscht und verwälscht hat.

Das ist Thatsache. Die Kaiser-Franzische Bureaukratie fand es äußerst „uncommod“, daß sie den eigensinnigen Bauern der Sotto commune und der Duodeci commune in deutscher Sprache amtiren sollte, da sie doch rings umher italienisch amtirte. Die Schablone des grünen Tisches ruhte und rastete nicht bis sie auch diesen Deutschen das Wälsche aufgepfropft hatte. Aehnlich ging die Curie in Trient vor. Die Pfarrstellen der deutschen Gemeinden besetzte sie, der bequemeren Unification wegen, consequent

mit wälschen Curaten, welche in der Italienisirung so weit gingen, daß sie z. B. selbst die Absolution verweigerten, wenn die Deutschen nicht wälsch beichteten.

Den Schrei, der darüber zum Himmel dringt, wollen wir unterdrücken. Menschlich ist eine Sorglosigkeit, welche aus der Sicherheit entspringt. Zur Zeit als in Neapel die Brüder Bandiera erschoßen wurden, konnte kein Mensch ahnen, daß vierzig Jahre später die Geisterhände der Bandiera an die Thore von Trient, Görz und Triest pochen würden. In diesen vierzig Jahren wurde also von der Kaiser-Franzischen Sicherheit im deutschen Südtirol lustig weiter italienisirt. In jenen idyllischen Tagen schien es noch gleichgiltig, ob die allergetreuesten Unterthanen Sr. Majestät deutsch oder wälsch sprächen. Waren sie doch allergetreueste!

Das hat sich nun furchtbar geändert. Heute ist Tirol einem Schiffe gleich, wovon die ganze Hälfte unter Wasser geht. Die feindlichen Wellen spülen darüber hin, das Schiff kann sinken.

Wenn wir nach dem Frieden die alte Sorglosigkeit wieder aufnehmen, so wird sie wenigstens nicht mehr mit der Sicherheit der alten Verhältniße zu entschuldigen sein.

Wir wollen damit die braven Tiroler wälscher Zunge nicht im mindesten verdächtigen. Aber, — noch haben sie diese Zunge nicht lieben gelernt. Noch bedauern die alten Leute, deren Dorfmarken vor vierzig und fünfzig Jahren deutsch waren, daß sie es heute nicht mehr sind. Wir germanisiren nicht, wir drängen aus einem germanischen Lande nur den Eindringling zurück. Es war schon mehr als gutmüthig von uns daß wir bis zur Verläugnung unserer selbst die wälsche Gastsprache aufnahmen; daß wir dem Gaste Tisch, Bett, Hausaltar und alle Heiligthümer unseres Herzens einräumten. Nimmt aber der Gast eine brennende Lunte in die Hand, dann hört wohl auch das gemüthlichste Gastrecht auf.

Auch kommt es auf den Patriotismus der Wälschtiroler gar nicht an. Was hilft das Herz, wenn der Feind nicht auf das Herz sieht sondern auf die Zunge und consequent behauptet: der Zunge nach gehörst du mir und ich habe ein Eroberungsrecht an dich! Ist es dann nicht beßer, mit dem deutschen Herzen auch die Zunge in Einklang zu bringen, zumal wenn sie von Haus aus schon deutsch war?

Indem wir aber die Zurück-Germanisirung Südtirols als moralische Landesbefestigung mit einem Nachdrucke fordern, daß wir das Gegentheil davon — fast für Landesverrath halten, so wird man uns verwerfen, wir verfolgen eine Politik welche den Machthabern gegenüber aussichtslos ist. Das Ministerium Belcredi liebt den Germanismus nicht und die Curie von Trient scheint ihn als Träger der Aufklärung geradezu zu haßen.

Was die letztere betrifft, so wollen wir sie nicht über ihre „wohlverstandenen" Interessen belehren. Wer sagt denn, daß sie sie „wohl verstehen" will? Verstand denn der Papst selbst sein Interesse wohl, als er die Crociati zum Kreuzzuge gegen Oestreich segnete, gegen Oestreich das sein zärtlichster Freund war, wie wir Oestreicher — seufzend uns rühmen müßen! Wenn die Curie von Trient durch Verwälschung des Landes ihr Erzbisthum einer Macht entgegentreibt, welche — die Kirchengüter eingezogen hat und deren Träger excommunicirt ist, so haben wir vor dieser Blindheit der Curie zu Trient so viel Respekt, daß wir sie mit keiner Staar-Operation behelligen werden.

Was aber das Ministerium Belcredi betrifft, so wird die Unsterblichkeit zwar stark von den Dichtern, aber weniger von den Ministern begehrt und noch weniger von ihnen erreicht. Das Ministerium Belcredi wird also jedenfalls sterblich sein. Wahrscheinlich liest uns in diesem Augenblicke schon sein naher Nachfolger.

Und diesem Manne, dessen Nachfolge keinen Sinn

hätte, wenn er nicht ein deutscher Mann wäre, legen wir die geistige und moralische Befestigung unsrer wälschen Südgränze an's Herz. Es wird sehr nützlich sein, dieselbe mit Steinen und Mörtel zu befestigen, d. h. strategisch; ein wahrhaft großer und schöpferischer Staatsmann aber wird sie auch moralisch befestigen, und seine Festungen werden heißen: eine deutsche Universität in Trient, in Görz, in Triest! [1])

Das Glück ist rund.

Juli 1866.

Wenn uns Deutsch-Oestreicher, die wir zwar das Bundes-Präsidial-Bewußtsein, nimmermehr aber das deutsche Bewußtsein verlieren können, etwas in der Welt zu trösten vermöchte über den Aufschwung der preußischen Macht, über das ungeheure Glück unsers Nebenbulers, des Marquis de Brandenbourg, — so wäre es der Aerger eines noch leidigeren Nebenbulers, des Franzosen. Es ist nicht anders möglich: jeder Deutscher, und wäre es selbst ein Oestreichisch-Deutscher, auf dessen Boden die Preußen annoch als Feinde stehen, liest es mit einer Art Genugthuung wie sich im jüngsten Heft der Revue des deux mondes Herr Forcade die neuesten Veränderungen in Deutschland zu Herzen nimmt. Indem er zu seinen Landsleuten, den Franzosen spricht, sagt er: „Die Oberflächlichen mögen sich die Mäßigung des Königs von Preußen loben; die gewiegten Geister sind im Stande die Beschaffenheit der neuen Nachbarschaft zu bemessen welche Frankreich durch die Reconstituirung Deutschlands erhalten wird. Das preußische Deutschland wird für den Augenblick am Main Halt

---

[1]) In diesem Augenblicke ist wirklich eine neue Universität in Czernowitz beschlossen! (Juni 1874.)

machen. Dank den Ideen des guten Königs Wilhelm werden wir das Schauspiel einer Auferstehung haben, welche das neue Europa gewiß nicht erwartet hätte; wir werden im Mittelpunkte Europas einen von fürstlichen Großvasallen umgebenen Monarchen sehen. Die Könige, welchen Preußen ihre Gebiete lassen wird, die Großherzoge, Herzoge und Kurfürsten des norddeutschen Bundes werden Lehensleute der Krone Preußens sein. Sie werden die innere Verwaltung ihrer Staaten behalten, aber ihre Truppen werden von Preußen befehligt, die äußern Angelegenheiten von Berlin aus geleitet werden."

Ist das nicht schauderhaft? Wenn ihre äußern Angelegenheiten wenigstens von Paris aus geleitet würden! Wenn ihre Truppen wenigstens von einem französischen Empereur befehligt und auf die Schlachtbänke nach Rußland und Spanien geschleppt würden! Man sieht, das großartig lüsterne „Schauspiel einer Auferstehung", das sich die neidverzehrte Phantasie des Franzosen eben so pomphaft als herzbrechend ausmalt, „der im Mittelpunkte Europas von Großvasallen umgebene Monarch", das Alles — läßt Herr Forcade ahnen, — müßte eigentlich in majorem Gloriam der großen Nation spielen. Leise zieht durch sein Gemüth das liebliche Geläute des Rheinbundes. Ein Monarch in der Mitte Europas von Großvasallen umgeben, wäre offenbar gar nicht so übel, es ist dieses glänzende Bild ein der französischen Phantasie theures und geläufiges Bild der Erinnerung. Nur müßte dieser Monarch vom Blute desjenigen sein, welcher sich in Erfurt „vor einem Parterre von Königen" aufspielen ließ; es müßte von Gottes- und Rechtswegen ein französischer Artillerie-Lieutenant sein; ganz unerträglich und gar nicht zu dulden ist es, daß es auch einmal ein deutscher König so gut haben soll, wie ein französischer Artillerie-Lieutenant.

Diese Qual des Franzosen thut uns natürlich wehl. Franzosen eifersüchtig auf Deutschland! Wachen wir?

träumen wir? ist das noch unsre alte Erde? Am Ende dürften wir uns gar wieder einen Luxus erlauben, der uns seit dreihundert Jahren, seit der Pavia-Schlacht Carls V. verboten war, nämlich deutschen Nationalstolz? Wahrlich, wenn es in Oestreich, in Sachsen, in Hannover und Frankfurt Herzen gibt, welchen das Jahr 1866 wehe thut, so empfehlen wir ihnen jetzt — die Lektüre französischer Zeitungen. Und wenn sie sehen, wie das Bild ihrer Schmerzen beim französischen Erbfeinde sich als ein Bild von Glanz und Größe objektivirt; wenn sie sehen, wie die Nation welche nichts fürchtete und sich Alles erlaubte, welche so unverschämt war, deutsche Ohnmacht als das Recht ihrer natürlichen Interessen zu fordern und welche zu glauben schien, Gott der Herr sei ihr ein schwaches Deutschland schuldig wie er der Katze die Maus oder dem Wolfe das Lamm schuldig ist; wenn sie diese Nation, welche uns vor ihre Congresse wie vor einen Richterstuhl fordert, auch einmal selbst bangen und fürchten sehen, und zwar bangen und fürchten vor Deutschland; so werden die Deutschen die Wunde des Bürgerkrieges vielleicht weniger fühlen und deutsche Mütter und Bräute ihre Thränen williger trocknen.

Wir haben es immer gesagt: das französische Geschrei nach der Rheingränze, diese permanente Beleidigung Deutschlands, wird nicht eher aufhören als bis die Franzosen anfangen, — für die Vogesengrenze zu fürchten![1]) Und die ersten Anzeichen dieser Frucht sind schon unterwegs.

Uebrigens ist der Herr Forcade ein Liberaler. Ein oberster König im Gefolge fürstlicher Vasallen, fährt er fort, sei ihm nicht etwa deßwegen so verhaßt, weil es ein deutscher König und nicht ein französischer Empereur sei,

---

[1]) In der östreichischen Journalistik das erste Wort dieser Art — vier Jahre vor dem 70ger Krieg!

— Gott bewahre, verkennt doch die Unschuld nicht! — sondern der Franzose, als ein Mann der sich auf eine geschmackvolle Garderobe versteht, hängt seinem Verdruß einen malerisch drapirten, demokratischen Mantel um. Dieser vasallenbediente Monarch, dieser preußische Sultan und Großmogul, meint Herr Forcade, schicke sich so gar nicht in ein Zeitalter, — „in welchem die fortgeschrittenste Nation der Erde von einem Schneider regiert wird." Nämlich Nordamerika und sein Präsident Johnson.

Nun, wir werden ja sehen, Monsieur Chauvin! Ihr habt da drüben einen Cäsar, welcher soeben dieser fortgeschrittensten Nation der Erde den Dolch seines mexikanischen Kaiserreichs an die Brust setzt, und dieses freiheitsmörderische Attentat noch seine „größte Idee" nennt. Dieser Herr hat euer Blut und Geld unbeschränkt in seiner Hand und kann damit schalten wie er will. Gelingt es euch nicht, diesen Großmogul in's Europäische zu übersetzen, so seid versichert daß uns gegen euren gallischen Cäsar gar nichts nothwendiger, nützlicher und angenehmer ist als — ein deutscher Cäsar! Hat euer Liberalismus aber noch Kraft und Wahrheit genug, um das cäsarische Gift, das ihr seit zwanzig Jahren selber im Leibe tragt, wieder auszustoßen, so seid nur ruhig und getröstet euch, daß dieser Stoß wohlthätig zurückwirken wird — auch auf den angeblichen deutschen Cäsarismus.

Ein schlafender Oestreicher.

10. Jänner 1867. (ungedruckt geblieben).

Ich träumte. Ich benütze „die freie Bahn" der Nacht und des Traumes um mich meiner Vernunft zu überlassen, da ich auf der gehinderten Bahn des Tags und des

Wachens als gut-sistirter östreichischer Staatsbürger das Gegentheil zu thun habe.

Ich träumte also, das Riesenkind von Riedeck sei über Oestreich gekommen und habe ganz Oestreich von Brody bis Bregenz, von Ragusa bis Bodenbach in seine Schürze gefegt und nach Amerika hinüber getragen. Oestreichs Völker auf dem freien Boden Amerikas! Ich muß auf dem Rücken gelegen haben, denn man sagt, die Rückenlagen sind es, welche die abenteuerlichsten Träume erzeugen.

Als nun die Riesenjungfrau von Riedeck, wie sie einst den pflügenden Bauer von Haslach auf den Tisch ihres Vaters gestellt, die Deutschen, Czechen, Polen, Ruthenen, Magyaren und zuletzt auch den Herrn Toman, der sich die Slovenen-Krone des heiligen Zwonimir schief über's Ohr gestülpt hatte (fast lächerlich schief!), Stück für Stück auf dem reinen Tisch oder der Tabula rasa des freien amerikanischen Bodens aufzustellen begann, da hob ich neugierig den Kopf aus dem Kissen, denn es interessirte mich außerordentlich, wie sich der östreichische Nationalitätenstreit auf dem Boden der Republik ausnehmen würde. Aber Wunder, — ich sah nichts! Vom ganzen Nationalitätenstreit waren nur noch die Nationen da, ihr Streit dagegen verschwunden. Kaum hatten die Nationen den freien Boden von Nordamerika berührt, so sanken sie einander in die Arme und riefen frei nach Hamlet: Ha, was für Esel waren wir! Keins fürchtete mehr vom Andern unterdrückt zu werden und unterdrückte selbst wieder in dieser Furcht, es gab kein „divide et impera" mehr, — ganz besonders kein „impera". Keins fürchtete mehr, wenn es nicht Hammer wäre, der Ambos zu sein, denn die Schmiedearbeit, die Freiheit, war schon fertig und Hammer und Ambos überhaupt unnöthig. Die östreichischen Völker in Nordamerika hatten vor Allem Geld, — ich spreche immer von einem Traume! — und für sein Geld befriedigte Jeder seine Liebhaberei, ohne mehr nöthig zu haben, sie den

Andern streitig zu machen. Die Czechen und Deutschen haderten nicht mehr um die Prager-, die Polen und Ruthenen nicht mehr um die Lemberger-Universität, sondern sie hatten Universitäten, so zahlreich, — wie soll ich nur sagen? — so zahlreich wie Kasernen und Ordenshäuser. Die Zwonimirianer gingen nicht mehr im Ach und Weh ihrer Nationalschmerzen nach Gratz studiren, denn über allem Begriff großartig blühte ihre National-Universität zu Windisch-Feistritz. Die Morlachen votirten sich acht Millionen Dollars für ihr Nationaltheater, die Zigeuner zehn Millionen für ihre Akademie der Wissenschaften und die Szeresaner ließen sich für hunderttausend Dollars den „Kosmos" übersetzen, welchen sie hierauf für das schönste Werk ihrer Nationalliteratur erklärten. Kein deutsches Kind mußte mehr czechisch lernen und kein slovakisches ungarisch, denn da freie Völker einen Schulzwang nicht dulden, so lernte jedes nur was es wollte. Wo zehn Nationale beisammen wohnten, gründeten sie sich ihre eigene Schule, ja, ein einzelner Farmer hielt seinen Kindern oft einen ganzen Lehrkörper von Lehrern. Wie gesagt, sie hatten Geld dazu. Das Riesenkind von Niedeck hatte nämlich ein grobes Versehen begangen und just das Wichtigste von Oesterreich, nämlich sämmtliche Steuerämter, in seine Schürze mit einzureißen vergessen.

Das Alles machte einen großen Eindruck auf mich. Die Entdeckung, daß wir eine Nationalitäten-Misere haben, nicht wegen der Nationalitäten sondern wegen des Absolutismus mit seinen verschiedenen Herrsch-Suchten und Süchteleien, mit seinen Oktober-Diplomen, Februar-Verfassungen und Verfassungs-Sistirungen, diese Entdeckung machte mich zum Messias von Oesterreich. Für diese Entdeckung gebührte mir nicht ein, nicht zwei und drei Portefeuilles, wie sie Graf Belcredi cumulirt, sondern die Portefeuilles sämmtlicher Minister, denn ich wußte jetzt mehr als alle zusammen. Heureka! ich hab's gefunden! jauchzte

ich auf; die Verfaßungsfrage von Oestreich ist gelöst! die einzige Verfaßung, von welcher bei uns vernünftigerweise die Rede sein kann, heißt: Föderativ-Republik mit monarchischer Spitze! Eine östreichische Eidgenoßenschaft mit einer einzigen gemeinsamen Angelegenheit: Vertheidigung nach Außen. Im Innern macht was ihr wollt. Regiert euch selbst.

Aber kaum hatte die Freude über diesen glücklichen Fund mich aufgeweckt, so war sie auch schon zu Ende. Ich war wieder nichts und Graf Belcredi mit seinen drei Portefeuilles war wieder Alles. Ja, ich war weniger als nichts, denn ich war im Traume eigentlich sein Plagiator gewesen.

Föderativ-Republik mit monarchischer Spitze. Wäre denn dieser Traum so originell? Ist denn das nicht derselbe Traum welchen Graf Belcredi wachend und im vollen Ernste träumt? Wollte er sein politisches System mit einem Sensationstitel und effekthaschenden Schlagworte nennen, sein System der Decentralisation, der Lockerung des Reichsverbandes, der Sistirung der Reichsverfaßung, der Verlegung des politischen Schwerpunktes in die siebzehn Provinzial-Landtage, so müßte er das Alles nennen: Föderativ-Republik mit monarchischer Spitze! Es ist bloße Bescheidenheit von ihm wenn er auf diesen lapidaren Titel verzichtet; es ist bloße Artigkeit von den deutschen Zeitungen, welche ihn aus allen Tonarten bekämpfen, daß sie ihn noch nicht als Republikaner denuncirt und bekämpft haben. Sagen wir's dürr und offen heraus: sein System heißt: Föderativ-Republik!

Ich war sehr betrübt, daß mir die Ehre meines Traums entging und war doppelt betrübt, daß sie Belcredi hatte, den ich mir als Partner buchstäblich nicht hätte träumen laßen. Ich wußte doch ganz bestimmt, daß zwischen seiner und meiner politischen Gesinnung ein Unterschied, ja

ein Gegensatz Statt fand, und sann aus Autoren-Eitelkeit auf meinen Traum über diesen Gegensatz kräftiglich nach.

Endlich hatte ich ihn. Mein Traum war eine demokratische Föderativ-Republik, Graf Beleredi aber läßt sich die letztere als eine aristokratische, als eine Adels-Republik träumen.

Aber siehe da! In dieser Version war mein Traum jetzt nicht nur kein Plagiat mehr an ihm, sondern der seinige war selbst wieder ein Plagiat. Eine Adelsdomaine war Oestreich von jeher gewesen, ja, der bekannte Mickiewicz karakterisirt in seinen „Vorlesungen über slavische Literatur" (4. Vorlesung, 3. Jahrgang, 1842) mit kecker Zunge die östreichische Verfaßung wie folgt:

„Dieses Kaiserreich zählt 34 Millionen Einwohner, im Grunde genommen hat es jedoch nicht mehr wie 6 Millionen Köpfe; nämlich 6 Millionen Deutsche halten 28 Millionen andere Stämme in Unterwürfigkeit. Zieht man aber von diesen 6 Millionen noch die Zahl der Bauern, der Handwerker, der Kaufleute u. s. w. ab, welche gar keinen Theil an der Regierung haben, so bleiben höchstens noch 2 Millionen Oestreicher, welche diese ganze Masse beherrschen. Diese 2 Millionen, oder vielmehr deren Interessen und Meinungen, werden von ungefähr hundert Familien repräsentirt, welche deutsch, ungarisch, czechisch, polnisch, wälisch sind, insgemein aber französisch sprechen und ihre Kapitalien größtentheils außer Landes haben. Indem sie nun zu ihrem Dienste 2 Millionen Bureaukraten und Soldaten verwenden, herrschen sie durch dieselben über die andern 32 Millionen. Es ist dies eine Gesellschaft nach dem Muster der englisch-ostindischen Handels-Compagnie (!!) welche auch einen großen Landstrich inne hat. Gewöhnlich stellt man sich dieses östreichische Kaiserreich falsch vor, das nie ein deutsches, ungarisches, slavisches Reich gewesen, sondern eine Sippschaft von allen ist, die

sich das Ziel gesetzt haben, am Marke so vieler bevölkerter und ausgedehnter Länder zu zehren."

Oestreich eine ostindische Handels-Compagnie! Was so ein Pole nicht Alles sagen darf, wenn er in Paris Vorlesungen hält, anstatt in Sibirien Zobel zu fangen!

Aber gesagt ist es nun 'mal. Und wir können es heute um so ungenirter nachsagen, als es im Jahre 1842 gesagt ist, unter Fürst Metternich, während man heute den 10. Januar 1867 schreibt, und zwar unter Graf Belcredi auf der „freien Bahn" der Sistirungs-Politik. Das ist ein Fortschritt. In der Zeit ein Fortschritt von fünfundzwanzig Jahren, und in der Sache — auch ein Fortschritt.

Das Kaiserthum Oestreich so öffentlich und vor aller Welt zu verschmausen, daß es ein Vorleser in Paris mit freiem Auge wahrnehmen kann, das wollte aus verschiedenen Schicklichkeits-Rücksichten nicht wohl mehr thunlich erscheinen. Es galt daher, die unverschämte „ostindische Handels-Compagnie" in eine verschämte zu verwandeln, und dazu eben ist Graf Belcredi da. Er legte den Reichs-Hufeisentisch mit seinen hundert Gedecken in siebzehn Katzentische aus einander, an welchen „die Sippschaft" der herrschenden Hundert nunmehr stiller, geräuschloser, ungenirter besagtes Völkermark aufzehren kann. Man brauchte sie dazu gar nicht erst verfassungsmäßig zu autorisiren, und war die Provinzial-Gauverfassung mit ihren „Gaugrafen" bloß ein romantischer Scherz, welchen plumpe Lärmmacher für baaren Ernst ausgeschrien. Die Elefantenkälber! Als ob sich der Gaugraf nicht von selbst ergäbe! Der Ungar ist aristokratisch von Haus aus, der Slawe schwört auf seinen Popen, welcher sich wieder mit dem Grundherrn versteht; — laßt uns nur erst das Reich decentralisiren und das Reichsparlament den ärgerlichen Berichterstattern der Times und den Aufpaßern der ganzen Welt aus den Augen rücken; in die gemüthliche Langweiligkeit von siebzehn Landtagen wohin wir „die politische

Aktion" verlegen, sollen es die Allerwelts-Topfgucker wohl bleiben laßen, uns zu sol en. Dort restaurirt sich dann die alt-ständische, feudal-aristokratische Herrschaft wenigstens de facto, nachdem sie de juro höchst prächtig und zeitgemäß abgeschafft ist. Die europäischen Berichterstatter gucken uns dann nicht mehr in den Topf, ja das ganze liberale Europa lobt uns nicht wenig, denn wir haben „den starren Centralismus" freisinnig aufgegeben, haben „die mündigen Völker" zu den eigenen Herren ihrer Geschicke gemacht, und die mündigen Völker selbst loben uns erst am lautesten, denn „die Wahrung ihrer Nationalitäten", ihre „Landes-Autonomie auf breitester Basis", kurz ihre ganze zeitgemäße Puppenschachtel ist ihnen de juro bewilligt und steckt nur de facto in den Taschen der „Sippschaft", wozu höchstens hin und wieder noch ein neuerer bürgerlicher Volksführer-Parvenü kommt, — deßen Privatinteressen wir übrigens sorgfältig studiren werden!

Diese Verfaßung heißt „Föderalismus". Sie geht bis dicht an die Gränze der Republik, was Europa sehr schön finden wird; da sie es aber mit dem Prädikate „Adels"-Republik thun wird, was Europa im Dunkel von siebzehn Landtagen schon weniger scharf bemerken dürfte, so bleibt sie auch zugleich dicht an den Gränzen der „ostindischen Compagnie" und die hochseligen Todten, Kaiser Franz und sein Metternich, können dabei auch noch leben.

So behielten wir Alle Recht und zwar, ohne uns mit einander allzu gemein zu machen, sondern Jeder in einem schön begränzten Gegensaz zum Andern. Mein Traum behielt Recht, daß die einzige Frieden-stiftende und Conflikt-lösende Verfaßung für die Völker Oestreichs die Föderativ-Republik sei, allerdings in der Farbennüance der demokratischen; Graf Belcredi behielt Recht, daß sein „Föderalismus" praktisch und faktisch auf eine solche Föderativ-Republik wirklich hinauslief, wenn gleich in die Variante einer aristokratischen; und zulezt behielt auch Mickiewicz Recht, welcher

dieſes von Seite der Völker vielleicht centrifugale, aber von Seite der „Sippſchaft“ um ſo enger föderirte und cohärente Oeſtreich ungemein ſinnig eine oſtindiſche Handels-Compagnie nannte.

Neun Monate.

Erröthe nicht, ſchöne Leſerin. Wir ſprechen nicht von jenen neun Monaten welche man, ſehr excluſive, deine „intereſſanten“ nennt, — als ob du nicht ſtets intereſſant wäreſt! Wir ſprechen nicht von jenen neun Monaten in welchen der Menſch, das Ebenbild Gottes, aufgebaut wird, und über welche du, ſeine Baumeiſterin, aus Freude und Stolz nicht aber aus Prüderie roth werden ſollteſt. Sondern am 3. April 1867 müßen wir nothwendig an jene neun Monate denken, welche ſeit der Schlacht von Königgrätz verfloßen ſind und da liegt uns nichts näher als zu überſchlagen was dieſe neun Monate im Schooße unſerer Politik Menſchliches, alſo Göttliches und Gott-Ebenbildliches hervorgebracht haben.

Königgrätz hat uns zunächſt und dem Auge am ſichtbarſten mit der Zündnadel geſchlagen. Alſo haben wir Tag und Nacht raſtlos gearbeitet, uns ſchleunigſt mit dem Hinterlader zu bewaffnen? Und da das Beſſere der Feind des Guten iſt, ſo haben wir das gute preußiſche Zündnadelgewehr eingeführt, ohne erſt endloſe Schreibereien und Berichterſtattungen über ein Problem, das ſchon Andere gelöst haben, in Akten-Lawinen durch unſere Kanzleien zu wälzen? Pardon, das haben wir nicht gethan. Weder der zehnte, noch der hundertſte, noch irgend ein nennenswerther Theil unſrer Armee hat bis heute ein anderes Gewehr als dasjenige, mit welchem ſie vor neun Monaten eine Weltniederlage erlitten.

Um so beßer. Denn vielleicht haben wir dann erkannt, daß das todte Werkzeug, der Hinterlader, nur allmächtig geworden in der Hand der Alles belebenden Intelligenz, und statt mit metallenen Röhren haben wir uns lieber gleich mit dem Geiste selbst gerüstet. Wir haben in Salzburg, in Trient und Triest drei neue Universitäten errichtet um unsere Gränzen mit Geistesbollwerken zu befestigen; wir haben überhaupt unser Budget des Unterrichts verzehnfacht, und zwar nur allein schon aus Ersparungsrücksichten, da bekanntlich nichts theurer ist als die Unwissenheit. Der neue Staatsminister hat der Wiener Gemeinde ihr Pädagogium bewilligt und daß er die Aufhebung des Concordats erreicht hat, versteht sich von selbst; unter einer anderen Bedingung nahm er sein Amt gar nicht an.

Diesmal erröthe, schöne Leserin. Wenn dich die Politik auch nichts angeht, erröthe nur zu. Wir verantworten es. Um dem allgemeinen Geschrei nach Intelligenz nachzugeben, wurde das schmale Budget des Unterrichts — geschmälert, die Hofbibliothek allein verlor zehntausend Gulden am Abstrich ihrer Dotation. Das Wiener Pädagogium steht noch dort wo es Belcredi verlaßen hat, und auch das Concordat steht noch im Schloßhofe zu Canossa! Erröthe, schöne Leserin, erröthe! Im bloßen Hemde, mit nackten Füßen, die Büßerkerze in der Hand, stand ein deutscher Kaiser, ein Oberhaupt jener Nation, welche Rom überwunden, im Schloßhofe des übermächtigen Pontifex, verhöhnt von dem letzten seiner Troßbuben und that Buße dafür — daß er in seinem eigenen Lande geistliche Beamte einsetzte. Wenn wir diese Mähre von Kaiser Heinrich IV. lesen, so steigt Zorn und Scham in die Wangen unserer deutschen Schulknaben, und sie fühlen es brennend was für eine Schmach dem Namen deutscher Nation damit angethan worden. Nun! gleich jenem Heinrich steht unsre Austria bereits im dreizehnten Jahre des Concordats nackt und frierend im Schloßhofe zu Canossa und seufzt zum Söller

des Zwingherrn hinauf: Verzeihung, heiliger Vater, daß ich im 19. Jahrhunderte lebe, ich kann nichts dafür! Aber ich will ja Alles thun, um aus diesem 19. Jahrhunderte hinaus und womöglich in's 12. zurückzukommen. Ich will sogar meine Kinder von Lehrern unterrichten laßen, welche keine Staatsprüfung gemacht haben [1]), damit du doch handgreiflich siehst, daß ich in einem Jahrhundert voll Liebig und Humboldt's weiter nichts haben will als die Bildung eines galiläischen Fischers!

Also die Bewaffnung mit dem Hinterlader, die Hebung des Unterrichts, die Aufhebung des Concordates haben uns die neun Monate seit Königgrätz nicht geboren. Aber unfruchtbar sind sie doch nicht geblieben. Geboren haben sie. Es ist allerlei Neues theils wirklich geschehen, theils so im Angriffe, daß es geschehen muß. Ueberblicken wir es.

Da ist erstens der Ausgleich mit Ungarn zur Welt gekommen, oder beßer gesagt, ein Ausgleich. Herr v. Beust hat den Ungarn ihre Verfaßung gegeben und Herr v. Becke läßt uns unsere Schulden. Also offenbar nicht der Ausgleich, aber doch ein Ausgleich. Was für einer? werden weitere neun Monate lehren.

Ferner sind in unsern Alpenländern neue Bezirkseintheilungen oktroyirt worden, und aus dem Mode-Journal weiß unsere Leserin, daß das Neueste immer das Schönste und Beste ist. Wir brauchen also nichts weiter zu sagen. In der That ist diese allerliebste Bezirksreform nach dem Modell jener allerliebsten Hütchen gemacht, welche eigentlich Deckelchen sind, so klein als sollten sie die Tonsur eines Geistlichen bedecken und welche, indem sie ein Streifchen Sammt ersparen einen ganzen Kopf voll Rheuma erzielen, wodurch manch schöne Banknote in die Tasche unsrer armen Doktoren wandert. Aus Ersparungsrücksichten sind nämlich die Bezirksämter in den Ländern, welche sich ohnedies durch

[1]) Die Jesuitengymnasien in Feldkirch und Ragusa

Unwegsamkeit auszeichnen, bedeutend vermindert worden. Der Bauer welcher sonst zwei oder drei Stunden nach dem Bezirksamte wanderte, wird künftig, um den heiligen Montsalvatsch seiner Bureaukratie zu erreichen, einen oder zwei Tage lang durch seine hochromantische Alpenwelt schlendern, was für die träumerische Ausbildung seiner gemüthlichen Sinnigkeit und überhaupt für die Hebung vaterländischer Abenteuer von unberechenbaren Vortheil ist[1]). Böswillige sagen allerdings, die Ersparungsreform ist fürchterlich theuer, denn das Volk verliert Tausende von Arbeitstagen. Aber der grüne Tisch sagt das nicht. Der grüne Tisch weiß in seiner Weisheit daß Volk und Regierung verschiedene, ja einander entgegengesetzte Interessen haben und daß die Regierung reich wird, wenn das Volk arm wird. Der grüne Tisch hält es daher für reinen Profit, wenn die Regierung

---

[1]) Daß man unter solchen Verhältnissen das Beamtenpersonale auf das Kärglichste bemaß, ist erklärlich, weniger begreiflich ist aber die Art, wie man bei der Vertheilung der Arbeitskräfte zu Werke ging. Wir kennen stille Bezirke tief in Steiermarks Gebirgen mit etwa 40,000 Menschen, zu deren Administration man einen Bezirkshauptmann mit vier Bezirks-Commissären und zwei Concepts-Adjuncten bestellte; gleich nebenan in Oberösterreich finden sich Bezirke mit nahezu 100,000 Seelen mit rührigem geistigen und materiellen Volksleben, deren Verwaltung ein Bezirkshauptmann mit zwei Hilfsbeamten zu besorgen hat. Ja in Böhmen hielt man sogar politische Bezirke von mehr als 100,000 Einwohnern eben für hinreichend groß, um einen Bezirkschef mit zwei Conceptsbeamten zu beschäftigen. Dieser oberflächlichen Art, für die politische Verwaltung zu sorgen gegenüber, legt man in Deutschland einen ganz andern Werth auf eine geordnete Administration durch Staatsbeamte. Statt der riesigen politischen Bezirke, wie sie die Organisation von Anno 1868 geschaffen, erblicken wir dort namentlich in den uns näher stehenden Südstaaten kleine Bezirke. So zählen durchschnittlich die politischen Amtsgebiete in Baiern 34,000, in Württemberg 28,000, in Baden nur 21,000 Einwohner. (Leitartikel der „Presse" 14. Jänner 1874.)

erspart — was das Volk zum Fenster hinauszuwerfen gezwungen wird.

Ferner ist eine allgemeine Wehrpflicht decretirt worden, von welcher ein allgemeiner Loskauf stattfand. Wir haben diese allgemeine Wehrpflicht der Siegernation nachgemacht und zwar in eiligster Eile, was sonst unsre Sache nicht ist. Wenn es nämlich gilt, die Schweiz, Belgien, England oder Nordamerika in allerlei guten und löblichen Dingen nachzuahmen, so betonen wir höchst salbungsvoll, daß „die eigenthümlichen Verhältniße Oestreichs" dergleichen nicht zulaßen; wenn es sich aber um Vermehrung der Soldaten handelt, so laßen sie Alles zu. Wir vergeßen dann, daß wir diese „Reform" einem Industrie- und Städte-reichen Volke nachahmen, welches, wenn es sich militärisch vertheidigt, naturgemäß auch von seinen Städtern sich vertheidigen laßen muß; wir vergeßen dann, daß es dagegen just eine unsrer eigenthümlichsten Eigenthümlichkeiten ist, überwiegend ein Agrikulturland zu sein, welches noch eine unerschöpfliche Soldatenquelle in seinem Bauernstande hat, und daß wir noch lange nicht genöthigt sind, zu unsrer Vertheidigung den denkenden und arbeitenden Städter d. h. das kostbarere und schwerer zu ersetzende Material anzugreifen; wir vergeßen dann daß der Nationalitätenhader gleichfalls zu unsern Eigenthümlichkeiten gehört, und daß es bei uns geradezu bedenklich ist, die zeitungslesende Intelligenz zu assentiren, welche sich im deutschen, im czechischen, im polnischen, im ruthenischen Lager schon mitten im Frieden das Weiße im Auge zeigt, und welche, wenn sie in angeblicher Heeresbrüderlichkeit bewaffnet unter einander gemischt wird, anstatt dem Feinde gar leicht gegenseitig sich selber die Hälse brechen könnte. Das Alles vergeßen wir im blinden Wollusttaumel des zweifärbigen Tuches; „die Eigenthümlichkeiten" Oestreichs sind es auf Einmal nicht mehr, wenn sie sammt und sonders und im lautesten Chorus *gegen* die Verstärkung des Militarismus schrien!

Zuletzt endlich haben diese neun Monate das Projekt der Befestigung Wiens geboren. Man mag über dieses Projekt sagen was man will, das stärkste Votum dagegen müßte eigentlich die Armee selbst abgeben. Die Befestigung Wiens würde eine Art Mißtrauen gegen die preiswürdige Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit unsrer Soldaten ausdrücken. Die Befestigung Wiens würde unsern Truppen sagen: Wir halten eure Niederlagen für wahrscheinlich, setzen sie voraus und erwarten sie; wir trauen euch in aller Ewigkeit im offenen Felde nicht mehr die Siegesfähigkeit zu, sondern finden eine bessere Bürgschaft darin, euch hinter Wall und Graben fechten zu lassen, was der Neapolitaner und Hindu — die schlechtesten Soldaten der Welt, — eben auch leisten. Und das sagt man einer Armee, welche von Eugen bis Radetzky die Bewunderung Europas war! Heißt das nicht das Selbstgefühl des Soldaten fast geflißentlich brechen? Heißt das nicht die Demoralisation der Armee mit großen Kosten und künstlicher Pflege dort aussäen, wo bisher keine Spur dieses Unkrauts vorhanden war? Wie soll der Soldat an sich glauben, wenn er sieht daß sein Führer an ihm zweifelt? Die Befestigung Wiens aber das wäre der steinerne und verewigte Zweifel an der Soldatentugend Oestreichs, jener Tugend, welche von Soliman bis Napoleon nicht einmal unsre ärgsten Feinde bezweifeln. Lernt führen, an folgen hat es niemals gefehlt.

Mögen die Kinder der nächsten und nächst-nächsten neun Monate wohlgerathener sein! Denn von dem, was uns die neun Monate seit Königgrätz gebracht, können wir mit der pyramidalsten Vatereitelkeit uns nicht verhehlen, daß es unsrer Vaterschaft wenig Ehre macht.

Das Festungszehneck [1]), oder Schulmeisterlein Wuz in Oestreich.

An die Redaktion **.

Sehr geehrte Herren! Sie haben so oft und so stark gegen die Befestigung Wiens geschrieben, daß sie gewiß auch einen Liebhaber und Bewunderer dieser Befestigung zu Worte kommen laßen. Ist doch „fair play" der Grundsatz jedes echten Gentlemans, und solche Grundsätze sind die unverwundbaren Götter im Partheikampfe der Menschen. Sie bleiben niemals auf dem Platze, sondern schweben über dem Platze. Fürchten Sie übrigens nicht daß ich Sie mit Ruminationen aus dem Kameraden behelligen werde: „der Kamerad" [2]) hat zwar guten Willen für seine Sache, aber wenn er nicht absichtlich sein Licht unter den Scheffel stellt, so verkennt er augenscheinlich die besten und stärksten Seiten derselben. Diese nun kennt, und zwar vortrefflich, mein Freund Perico. Ich hätte Ihnen den Namen vielleicht verschweigen sollen, um Ihnen nicht durch Autoritäten zu imponiren. Ist es doch wahr und durch einen heraldisch sichern Stammbaum erwiesen daß mein Freund Perico ein direkter Nachkomme jenes berühmten Spaniers ist, welcher bei Karl V. General-Intendant der offiziellen Vernunft, oder, wie das plumpere Mittelalter sagte, Hofnarr gewesen. Aber das bei Seite. Ich brauche mich nicht auf den Vernunft-Erbadel meines Freundes zu berufen, deßen eigene Weisheit und Gutgesinntheit ich durch einen einzigen seiner Karakterzüge zu zeichnen vermag. Mein Freund Perico ist nämlich derselbe welcher täglich eine Messe lesen

---

[1]) Zehn größere und kleinere Forts sollen die projektirte Befestigung Wiens bilden.

[2]) Eine militärische Zeitschrift für die Befestigung plaidirend.

läßt, — für Aufhebung des Concordats. Da haben Sie den ganzen Mann!

Als Herr v. Schmerling sein Programm realisirte, „die berechtigte öffentliche Meinung in sich aufzunehmen," that er das, wie Sie wißen, so schwunghaft und großartig, daß durch die Aufname dieses hohen Gastes sehr bald die Bureaux des östreichischen Beamtenthums in all ihren weitläufigen Räumen schier überfüllt waren. Die hohen Militärbehörden, wetteifernd mit dem Civil und stets aufmerksam für die Bedürfniße desselben, faßten daher den colossalen Gedanken, zehn Wiener Festungen als eben so viele Riesenhotels zu bauen, um der berechtigten öffentlichen Meinung, welche beim Civil nicht mehr Platz fand, auch ihrerseits Aufname und Unterkunft anständig ja verschwenderisch zu gewähren. Das ist der Sinn dieser neuen und glorreichen Bauten, sagt mein Freund Perico: sie werden ein Denkmal sein — von der Berechtigung der öffentlichen Meinung in Oestreich!

Mein Freund Perico fährt fort: Jedermann erinnert sich noch des guten und großartigen Eindrucks welchen es machte, als wir zu Anfang der Fünfziger-Jahre, aus den Wunden zweier Bürgerkriege blutend und an Geld und Gut tödtlich erschöpft, den Muth und die Mittel fanden, das achte Weltwunder, die Semmeringbahn, zu bauen. Diese Bahn wurde das Symbol der Reproduktionskraft, der Grund unsers neuen Credits. Eine ähnliche Wirkung muß es nun haben, daß wir nach dem Verluste des italienischen Festungsvierecks augenblicklich und fast ungebend ein Festungszehneck aus der Erde stampfen. Ja, mein Freund Perico läßt nicht undeutlich merken, wir hätten jenes sprüchwörtlich gewordene Bollwerk, wie wir das Festungsviereck in stolzer Sicherheit nannten, eigens zu dem Zwecke so überraschend schnell, so bedingungslos-großmüthig aufgegeben, um dem erstaunten Europa zu zeigen, daß wir Festungsvierecke nicht brauchen, weil wir die Leute sind,

welche Festungszehnecke aus dem Aermel schütteln. Denn, sagt mein Freund Perico, der Phönix wäre ein so gemeiner Vogel wie irgend eine Gans oder ein Haushahn, wenn er nicht die kostbare Eigenschaft hätte, aus seiner Asche emporzusteigen. Also gehört die Asche nothwendig zum Ruhme des Phönix. Zugegeben nun, daß jenes rasche und bedingungslose Fallenlassen des italienischen Festungsvierecks in den Augen poesieloser Alltagsmenschen unser Ansehen geschädigt, so sei das am Ende doch nur die Asche gewesen, deren es bedarf, damit aus derselben sich ein Phönix erhebe. Dieser Phönix aber, sagt mein Freund mit leuchtenden Augen, dieser Göttergedanke, welcher das Nützlichkeitswerk der Semmeringbahn noch weit überholt, ist eben das projektirte Wiener Festungszehneck.

Wer einen Lieblingsgedanken hat, der hätschelt und umkost ihn von allen Seiten. Und wie mein Freund Perico in das Wiener Festungszehneck verliebt ist, so war es auch seine Liebhaberei sich mit den Namen der künftigen Forts viel und ernstlich zu beschäftigen. Er möchte diese Forts keineswegs nummerirt wißen, wie es leider soldatisch nüchterner Brauch ist: hat denn ein Vater je seine Kinder nummerirt? fragt er entrüstet. Namen, gute bezeichnende Namen will er für die zehn Wiener Festungen. Auch hat er sie bereits alle gewählt. Es ist keine müßige Spielerei, sagt er mit Nachdruck, sondern eine wichtige Angelegenheit. Es handelt sich nämlich darum, dem großen und gedankenlosen Haufen ganz sinnenfällig zu demonstriren, daß wir die Festungen unsrer vormaligen Großmachtstellung nicht sowohl verloren, als vielmehr der handsameren Bequemlichkeit wegen bloß ein wenig näher nach Wien herangezogen haben. Demnach überträgt er auf das Wiener Festungszehneck: erstens die Namen des seligen italienischen Festungsvierecks — Verona, Mantua, Peschiera, Legnago: zweitens: die Namen derjenigen Festungen, in welchen wir Besatzungsrecht ausgeübt — Mainz, Ulm, Ferrara; drittens

endlich: auch die Namen der ungarischen Festungen — Komorn, Munkacs, Peterwardein; denn, sagt mein Freund Perico, wenn sie uns jetzt auch lieben nach der Vorschrift des Herrn, den Nächsten zu lieben wie sich selbst, so könnte doch ihre Selbstliebe, worin sie bekanntlich stark sind, eines Tages wieder stärker werden als die Liebe zu ihrem Nächsten, dem Oestreicher, und, da sie schon Einmal in Feindesland lagen — kurz, lebens- und sterbenshalber will er auch Komorn, Munkacs und Peterwardein in die traulichen Umgebungen von Schwechat und Liesing verlegen.

Mein Freund Perico gesteht ebenso freimüthig als bescheiden, daß dieser glückliche Gedanke, den ich mit aufrichtiger Bewunderung lobte, eigentlich nur die höhere Entwicklung eines andern sei, dessen erstes Eigenthumsrecht dem vergnügten Schulmeisterlein Wuz, einem komischen Karakter Jean Paul's, gehöre. Dieser ehrliche Mann nämlich war ein leidenschaftlicher Liebhaber von classischen Büchern, die er sich doch weder kaufen, noch auch in seiner ländlichen Abgeschiedenheit ausborgen konnte. Was that er also? Er suchte bei Büchern, deren Titel ihn reizte, aus dem Titel den Inhalt zu errathen, setzte sich hin und schrieb sich das Buch selbst. Auf diese Art brachte er eine der kostbarsten und gewähltesten Bibliotheken Deutschlands zusammen; man fand die rarsten und theuersten Sachen beim Schulmeisterlein Wuz. Könnten wir nicht, sagt mein Freund, auf dieselbe Art wieder die Autoren unsrer Großmachtstellung werden? Verschmerzen wir den Besitz der Originalfestungen, begnügen wir uns auf den Rebenhügeln Wiens, wie auf den Etagèren unsrer häuslichen Wände, eine Bibliothek von Festungstiteln aufzustellen, und die kleine Großmacht ist fertig. Was will man denn? War es doch ein alter Fehler der östreichischen Taktik, die Linie allzu lang auszudehnen und dadurch schwach zu machen. Nun ist es doch offenbar eine schwächere Position, wenn wir eine Festungslinie in der Ausdehnung

von Ferrara bis Mainz oder gar bis Rendsburg besitzen, als wenn derselbe Festungsgürtel sich um die schlanke Taille von Wien schmiegt, und Mainz auf dem Kahlenberg und Ferrara auf dem Laerberg liegt. Schon Mahumed fand es zweckmäßig zum Berge zu kommen, da der Berg nicht zu ihm kam. Und Mahumed war doch ein großer Prophet, fast so groß wie Graf Buol-Schauenstein oder Graf Rechberg, wie Graf Mennsdorff oder Graf Bloome. Wenn sich die Rhein- und Po-Festungen spröde gegen unsre Großmachtstellung verhielten, laßt sie in ihrer thörichten Sprödigkeit liegen und etablirt sie in effigie statt am Rhein und am Po, mit der weisen Nachgiebigkeit Mahumed's, am Alserbach und am Liesingerbach.

Groß sind auch die ökonomischen Vortheile dieser Maßregel, sagt mein Freund Perico. Wie viel schweres Geld, und noch dazu in Silber, ging uns durch perennirenden Abfluß verloren, als unsre Festungen noch in Italien und Deutschland lagen! Dieses Geld bleibt künftig zu Hause, wenn die Festungen selbst zu Hause bleiben. Ein guter Theil der Verpflegskosten wird überhaupt ganz erspart werden. Man denke an jene Unzahl von liebenden Köchinnen, welchen die Natur den doppelt wohlthätigen Trieb eingepflanzt hat, einmal durch zeitgemäße Befestigung stattlicher Speisevorräthe vom Tische ihrer allzu üppig ernährten Herrschaften gastrische Fieber, Indigestionen, Apoplexien fern zu halten, sodann aber besagte Küchen- und Keller-Paralipomena dem spärlich ernährten Militär zu überantworten, wodurch sie im Haushalt der Natur eine der nützlichsten Gütervertheilungen besorgen. Mit welchem Schmerze müßen diese weiblichen Wesen die Hemmung ihres natürlichen Berufes empfunden haben, als unsre Festungen noch Lagen hatten, welche nicht nur ihrer Person sondern sogar ihrer geographischen Fantasie und Gelehrsamkeit unerreichbar waren! Wie anders aber wenn sie nun nach Mainz oder Verona um zehn Kreuzer im Omnibus

fahren, wenn der hungrige Landsmann von Ulm oder Mantua auf einen Abendspaziergang herein kommt! Und unsre Armee braucht diese Wohlthaten nicht mehr, wie etwa Geldbriefe, in thatloser Dankbarkeit anzunehmen, sondern ist in der wünschenswerthen Lage durch produktiven Tauschverkehr sie umgehend auszugleichen. Nicht ohne Wehmuth, ja mit wirklichen Thränen denkt der Patriot an jene schwere Zeit unsrer heillosen Großmachtstellung, wo die Blüthe unsrer Mannschaft den schmerzlichen Conflikt auszukämpfen hatte, die Bevölkerungslisten eines fremden ja feindlichen Landes aus ihren eigenen schönen Mitteln zu füllen und zu vermehren. Wie mancher Garibaldiner mag auf unsre Armee geschossen haben, der gar nicht sein Leben hätte, wäre unsre Armee nicht in Italien gewesen! Diese Gefahr, uns Feinde aus unsern eignen Lenden zu zeugen, hört künftig auf, wenn wir Verona und Mantua — nach Roth-Neusidl verlegen und das Vaterland nicht nur seine Väter sondern auch seine Kinder behält.

Ueber die Befestigung Wiens wird eine Gesetzesvorlage in dem Reichsrath eingebracht werden, aber inzwischen hat das Kriegsministerium Grundstücke gekauft, Arbeiter aufgenommen, Lieferungsverträge geschlossen, läßt graben, schaufeln, karren, mauern und meißeln, was Alles im Publikum mit Unruhe gesehen wird. Die Kurzsichtigen! sagt mein Freund Perico. Sonst, wenn die Minister eine Vorlage machten, war das Mißtrauen allgemein, daß sie doch nur „auf dem Papier" bliebe. Diese nun hat schon Grund und Boden, ist schon Realitätenbesitzer. Der Kriegsminister verfaßt sie in Stein und Mörtel und erweist dem Reichsrathe die Aufmerksamkeit daß er sie als plastisches Modell vorlegt, fast schon fertig und ausgebaut. Was will man mehr? Da sieht man doch deutlich daß es endlich Ernst wird mit dem Konstitutionalismus in Oestreich!

Oestreichische Pfingsten.

9. Juni 1867.

Ich machte den Redakteuren des Kladderadatsch, es war zu Anfang der Fünfziger-Jahre, — einmal das Kompliment, wie ausgezeichnet ihr Blatt redigirt sei. Gar schlau lächelte einer der Herren und sagte: Aber wißen Sie warum es so gut ist? Weil es zuweilen auch schlecht ist!

In München machte ich den Redatteuren der Fliegenden Blätter einst eine Vorstellung über eine Nummer welche mir just nicht die glücklichste zu sein schien. Lieber Freund, war die Antwort, da verstehen Sie eins der zartesten Redaktions-Geheimnisse nicht. Um wahrhaft gut zu redigiren, muß man von Zeit zu Zeit auch ein schwaches Blatt erscheinen laßen.

Die Weisheitslehre dieser Knaben grub sich tief in mein damals noch jüngeres Herz. Ich dachte sogleich an die Redaktionen auch anderer periodischer Blätter, z. B. an die offiziellen, oder an unser Reichsgesetzblatt — und Vieles wurde mir klar. Ich begriff die Redaktionen ganzer Länder und Völker!

Wenn gut redigiren schlecht redigiren heißt, wie unweise ist dann das politische Mißvergnügen! Wie vortrefflich sind dann jene Staaten redigirt, bei welchen dieser Grundsatz am vollkommensten ausgebildet ist und der Appetit für das Gute durch das weise Sparen an Diesem und die copiose Anwendung seines Gegentheils unsterblich frisch erhalten wird!

Preisen wir vor Allem unser gesegnetes Oestreich! Durch die feine und witzige Kunst womit unsre Geschicke von jeher redigirt worden sind, ist ein Vorrath von Hoffnung, ja von Glück und Jubel bei uns aufgespeichert deßen andre Völker, welche durch eine monoton gute

Redaktion verwöhnt sind, unwiederbringlich verlustig gegangen.

Zum Beispiel der gegenwärtige Reichsrath. Welcher Glaube, welches Vertrauen, welch freudige Erwartung, welch lenzgrüne, rosenwangige Stimmung! Das ganze Reich ist ein Nachtigallenbusch und in den Lüften jubeln wieder die fünf Lerchen Oestreichs. Aber wäre das Alles auch möglich, wenn diesem Reichsrath nicht das schlecht-redigirte Blatt der Sistirungs-Politik vorangegangen wäre?

Oder die Befestigung Wiens. Ich höre sie jetzt schon die hochgestelzten, prächtigen Redensarten vom unwiderstehlichen Reif und der sechsten Großmacht und von der Wunderkraft der öffentlichen Meinung, wenn es wirklich gelingen sollte, diese Erwürgung der Reichshauptstadt zu verhindern. Nun, wenn es wohl thut, von einem Alp frei zu werden, so muß Einen der Alp doch früher gedrückt haben?

Was soll ich vom Concordate sagen? Ich glaube, Wien würde beleuchtet [1]), wenn das Concordat aufgehoben würde! Aber ein Stoff für eine allgemeine Beleuchtung ist offenbar ein schöner und herrlicher Stoff. Glücklich das Volk, welches recht viele solche Stoffe besitzt! Am glücklichsten die Oestreicher welche davon die meisten besitzen! Denn ganz vergebens ist es, das Vollkommene zu realisiren; erstens finden es die Staatsmänner nicht und wenn gefunden, würden sie kaum Dank ernten, weil die Menschen allzu verschieden darüber denken. Eine weise und solide Regierung verlegt sich daher auf das Unvollkommene, auf die Herbeischaffung und möglichste Anhäufung der Miß- und Uebelstände, welche je schreiender desto beßer sind, weil, wenn

[1]) Diese Vorhersage ist eingetroffen am 21. März 1868. Wien beleuchte freiwillig, ohne Verabredung, ohne Vereins- oder Parthei mot d'ordre, völlig spontan und improvisirt. Die Veranlaßung aber war nicht einmal die Aufhebung des Concordats, sondern bloß die Votirung der „confeßionellen- und Schul-Geseße" — eine indirekte und nur theilweise Aufhebung.

das Schädliche und Vernunftwidrige von jedem Meier und Müller zu erkennen und mit Händen zu greifen, die Gewißheit um so stärker ist, daß die endliche Abschaffung oder „Auflaßung" besagter Miß- und Uebelstände den allgemeinsten Beifall finden und das Gefühl der Beglückung in den weitesten Kreisen des Volkes nach sich ziehen wird.

Dabei muß ich freilich gestehen daß diese Methode der Volksbeglückung ein durchaus genniales Volk voraussetzt, ein Volk welches mit lebhafter Sinnlichkeit von Augenblick zu Augenblick lebt, welches sich ganz der Stimmung und dem Eindrucke des Momentes hingibt, wie es z. B. das Gemüth des Poeten thut, also kurz, ein poetisches Volk. Ein prosaisches und nüchternes, ein puritanisch-kritisches, welches sich jeden Genuß mit retrospektiven Grübeln verdirbt, wäre dazu weniger geeignet.

Ein nüchternes Volk z. B. würde sich alle Freude über den erneuerten Reichsrath durch den Gedanken verderben: Wie, wenn man ihn gar nicht hätte veralten laßen? Wenn man seit dem Jahre 1861 auf der Verfaßungsbahn ununterbrochen und unsistirt fortgeschritten wäre? Ja, wenn man dasselbe sogar seit Kremsir und dem Jahre 1849 gethan hätte? Wenn man im flüßigen Eisen von damals die Länder zusammengeschweißt hätte, welche jetzt am Po gänzlich und an der Theiß halb und halb verloren gegangen? So würde sich dieses sauertöpfische Volk über den zweimal zerrißenen Faden und über die kostbaren Perlen, welche im Zerreißen herabgerollt, vieles Herzleid machen, während der heitere Oestreicher schon auffindelt, daß er den leeren Faden nur wieder anknüpfen kann.

Ein nüchternes Volk wäre kaum dankbar dafür, wie man in der unseligen Befestigungsfrage mit sich handeln läßt, wie man uns verspricht, das kostbare Rebengelände auf der Westseite, die goldene Seite Wiens, mit der Einbastillirung zu verschonen, dagegen mit dieser noch immer die Ostseite bedroht, was nicht mehr auf eine Befestigung

sondern auf eine Kasernirung hinausläuft, und die Frage, wo wollt ihr das Geld auch nur für einen Bruchtheil dieser kostspieligen Liebhaberei hernehmen, sehr naiv mit der Antwort begütigt: Aus Italien, aus dem Erlös des abgetretenen Festungs-Materials. Ein langweiliges Puritaner- und Quäkervolk würde darauf mit folgender Gegenrede zur Hand sein: Aus Italien kann schon darum kein aktiver Posten kommen, weil wir längst tausendmal mehr in Italien hineingesteckt: ihr gleicht einem Manne welcher Haus und Hof im Lotto verspielt und welcher, wenn er zuletzt mit mit fünf Gulden herauskommt, sich einbildet: diese fünf Gulden sind reiner Gewinn, die kann ich jetzt vertrinken! Uebrigens nahmen wir dieses Geld von Florenz nur ein, um es selbst wieder nach Berlin abzuführen; Oestreich hat dieses Geld gar nicht, sondern es ging durch Oestreich nur durch. Endlich aber, gesetzt auch wir hätten Befestigungsgeld, — wie wär's wenn wir unsre Flüße befestigten? An seinen Ravinen und Wildwassern geht Südtirol zu Grunde, und in der Murinsel reißen Drau und Mur ein Ackerfeld um's andere weg, — dort wie hier die beste Fruchterde des Reiches. Was sag' ich von der Donau? Ihre Ueberschwemmungen haben in der Leopoldstadt, in der werthvollsten Vorstadt von Wien, schon Tausende von Menschenleben und Millionen von Gütern zum Opfer gefordert; sie macht sich's im Angesichte aller Reichsbehörden und mitten unter einem Culturvolke ganz so bequem als ob sie bei uns zu Hause wäre, — wie es der Missisippi unter den Indianern war! Es wäre für die Befestigungsbrunst vielleicht keine verächtliche Aufgabe, in der Leopoldstadt die schutzlosen Wiegen der Kinder zu befestigen! Habt ihr Geld, so regulirt endlich die Donau, welche mitten durch die Hauptstadt als ein Wildwasser läuft!

Nicht einmal die Aufhebung des Concordates würde ein prosaisches und nüchternes Volk bejubeln. Das ist ja kein Gewinn, würde es brummen, sondern bloß das Aufhören

eines Verlustes. Die Sachen sind eben wieder dort wo sie im Jahre 1854 waren; aber hatten wir denn im Jahre 1854 Ursache zu jubeln? War etwa vor dem Concordate die Schule so frei wie sie sein soll, die Bildung der Schullehrer auf der Höhe mit anderen Deutschen, die Protestanten unverklirzt, die Juden gleichberechtigt, die Geistlichkeit in ihrem Einfluß auf weltliche Dinge neutralisirt? O über das Glück ein Repetentenvolk zu sein, und 1867 auf der Bank zu sitzen, wo man schon 1854 saß!

Dreimal gedankt sei dem Gotte Oestreichs daß von dieser schwarzgallichten Reflexions-Lymphe auch nicht ein einziger Tropfen in unserem Blute steckt. Unser Blut ist leichtblütig, unser Tagewerk die Freude, unsre Gedanken — Triolen und Triller. Wir sind wirklich Franzosen. Scherz und Ringstraße bei Seite, aber das Wiener Rumpf-Boulevardchen kann stolz sein auf seine Pariser. Das Leben leicht nehmen, sich mit dem Schein begnügen, aber die Sache selbst Pedanten und Engländern überlaßen, — wenn das französisch ist, so ist es auch östreichisch; wir sind Zwillingsbrüder. Wir sind so gut eine erste Nation als jenes hochgeniale Volk, welches an der Spitze der europäischen Illusionen marschirt. Wenn der sanguinische Pariser auf „die Krönung des Gebäudes" wartet und generös ignorirt, daß selbst das gekrönte Gebäude noch immer um manches Stöckchen niedriger sein würde, als es unter Louis Philippe war: so wartet der Oestreicher, noch sanguinischer, auf seinen berühmten „Ausbau" wobei er großmüthig übersieht daß mitten im Ausbauen die Steine dazu verschleppt werden, — nur nicht die Steine womit wir unsre Kasernen und Festungen ausbauen: die werden immer ausgebaut!

Wenn der Pariser sein Geld für ein Wunderthier ausgibt und mit lachender Liebenswürdigkeit statt des Wunderthieres — sich auch Kaninchen und Karpfen gefallen läßt, so ist diese echt französische Bonhommie unser eigenstes

Eigenthum; die Geschichte könnte in Wien gespielt haben. Ich glaube sogar, sie spielt soeben wirklich in Wien. Ein Pariser-Viveur nämlich befand sich einmal vis-à-vis de rien und in diesem Zustande, der Elektrisirmaschine für alle Geniesunken, ersann er, um sich Geld zu machen, folgendes Auskunftsmittel. Er miethete an einer frequenten Passage eine Boutique und kündete an, er werde darin für einen Franc Entrée eine nie gesehene Naturmerkwürdigkeit zur Schau stellen: einen Bastard von einem Karpfen und einem Kaninchen. Natürlich strömte ganz Paris herbei und zahlte seinen Franc Entrée. Als die Cassa zum Ueberfließen voll war, trat der Blageur vor sein Publikum, und machte demselben mit der naivsten Unbefangenheit die Mittheilung: Soeben habe die Direktion des Jardin des plantes nach seinem Wunderthiere geschickt, und, malheureusement, sei es in diesem Augenblicke nicht da. Aber wollen Messieurs et Mesdames vielleicht die Erzeuger des Wunderthieres sehen? Natürlich sprach der Pariser — zu Pariser. Oui, oui, voyons, voyons: schrie Alles, und das verehrte Publikum sah für einen Franc — einen Karpfen und ein Kaninchen, und war außerordentlich zufrieden damit.

Auf, nach dem langverwaisten Hause vor dem Schottenthor! Dort sitzt soeben ein neuer Reichsrath beisammen, der Karpfen. Vor dem neuen Reichsrath sitzt ein neues Ministerium auf seiner Ministerbank, das Kaninchen. Wollen die hohen Herrschaften vielleicht die nie dagewesene Naturmerkwürdigkeit, das Wunderkind Beider, sehen — die östreichische Freiheit? die östreichische Einheit?

Nun, ich hoffe, meine Landsleute machen mich nicht zu Schanden: ich hoffe sie sind — Pariser!

Probe-Belastung einer östreichischen Brücke.

Man schreibt uns aus einem Orte, — aus welchem gehört nicht zur Sache, ja, wir wünschten, die Sache selbst gehörte nicht zur Sache. Denn die Früchte des Galgenhumors sind zwar ein pikantes und angenehm säuerliches Obst, aber der Kern desselben bleibt immer — der Galgen. Und wer diesen Kern verschluckt, der hat die Frucht ein wenig theuer bezahlt.

Auch unsere Frucht ist theuer; sie kostet einige Millionen und die Millionen kosten sehr viel Schweiß und Blut. Darum wünschten wir, die Sache gehörte nicht zur Sache.

Man schreibt uns also — doch wir wollen den Brief nicht abschreiben, sondern umschreiben. Just weil das Original so gut geschrieben ist, könnte man in der Gegend, wo ein gewisser — Chef nicht einmal orthographisch schreibt, den stylistischen Meister des Briefes um so sicherer errathen. Der verehrte Freund erlaube uns also, daß wir alle Lokalfarben, alle Detailstriche, alle Portrait- und Karakterzüge, so launig er sie ausmalt, in seinem eigenen Interesse tilgen, denn — der freie Beamte im freien Staate, wie er selbst weiß, ist noch immer nicht erfunden. Wie wäre sonst sein Chef — sein Chef, und nicht umgekehrt!

Es fließt ein Flüßchen durch die gesegneten Gefilde von — Cisleithanien, in jenen malerisch gewundenen Krümmungen, welche von den Aesthetikern die Schlangenlinie, aber von den jüngeren Beamten des Bezirkes die Paragraphenlinie (§) genannt wird. Ueber dieses Flüßchen wurde kürzlich eine neue Brücke gebaut, und die neue Brücke noch kürzlicher der Belastungsprobe unterzogen. Die Steine waren in stattlicher Wagenreihe angefahren, der Bezirks-

hauptmann, der Bezirksingenieur, die Gemeinde-Repräsentanz und eine unzählige, wogende Volksmenge — um von dem kleinen Ort im großen Styl zu reden — stand an den Ufern des Mäander bereit, dem Löwen des Tags, der neuen Brücke, in feierlicher Probe auf den Zahn zu fühlen.

Soeben wollte der Bezirkshauptmann das Zeichen geben, die ersten Steine anzufahren, da drängte sich ein Schneiderlein durch das Gewühl, der kleinste und magerste Mann auf zehn Meilen in der Runde, und sprang mitten auf die Brücke. Alles lachte, denn man glaubte, der Liliputaner präsentire sein federleichtes Persönchen als Lastprobe. Aber das Schneiderlein zog mit feierlichem Ernst ein Blatt Papier aus der Rocktasche, legte es vorsichtig auf die Brücke und lief dann eiligst zurück, als fürchtete er einen jähen Zusammenbruch. Vom Ufer aus blickte er wichtig und aufmerksam auf die Brücke zurück und rief dann der ganzen politischen Bezirksbehörde triumphirend in's Gesicht: „Gelungen, meine Herren, gelungen! Lassen Sie Ihre Steine nur wieder nach Hause fahren. Dort liegt das neueste Steuergesetz von Dr. Brestel, das uns armen Leuten den blutigen Liedlohn besteuert. Was brauchen wir eine stärkere Belastungsprobe? Herr Ingenieur, Sie haben Ihr Meisterstück gemacht, denn was diese Last trägt, trägt Alles!"

Ein bitt'rer Narr! würde König Lear gesagt haben. Ein freier Narr! schnauzte der Bezirkshauptmann, dem der freie Narr im freien Staate etwas Unerhörtes war, im freien Staate, wo selbst der Wiener Narrenabend seine Narrenfreiheit einer hochlöblichen Polizeizensur unterbreiten muß. Und der Bezirkshauptmann war eine echte alte Polizeifigur, obwohl ein neuer Giskra-Mann. Er schnaubte das Schneiderlein mit „arretiren" und „schwerem Kerker" an, aber die Leute der dortigen Gegend, selbst arm und unzufrieden, murrten laut und gaben dem Schneiderlein Recht. Ja, sagte der Bezirksingenieur, lassen Sie's gut

sein, kaiserlicher Rath. Ein Mann der das thut, der rekurrirt auch, und der Teufel weiß, wie die Geschichte ausgeht. Schauen wir nur, daß sie nicht in die Zeitungen kommt.

Aber dafür wäre Schade, Herr Ingenieur. Wenn man so liberal denkt, wie Sie, so muß man noch einen Schritt weiter gehen und auch öffentlich liberal denken, sonst behält Ihr Bezirkshauptmann Recht, der neue Giskra-Mann und alte Polizeizopf.

Herkules und Alpheus.

In allen civilisirten Rechtsstaaten gibt es umsichtige Preßgesetze und außerordentlich pflichtgetreue Staatsanwaltschaften, welche den Gebrauch des ländlichen Wortes Hornvieh in unendlich vielen Fällen erschweren, ja unmöglich machen, so daß eine „taktvolle Preße" in Benützung dieses unschuldigen, aber von den Zeichendeutern für zweideutig gehaltenen Wortes die äußerste Reserve sich anfzulegen beflissen ist. Desto ungenirter springt aber auch die taktvollste Preße mit dem Worte Augiasstall um. Und doch ist ein Augiasstall ohne das dazu gehörige Hornvieh gar nicht denkbar und ist besagter Stall just dadurch so hochberühmt geworden, weil ihn Tausende von Ochsen hundert Jahre lang — organisch-chemisch benutzt hatten. Doch nein, nicht dadurch allein. Das Renommée jener altehrwürdigen historischen Stallung knüpft sich nicht sowohl an das Andenken des größtmöglichen Mistes, welchen die Welt je gesehen, als vielmehr an den Namen jener tüchtigen Arbeitskraft, welche mit sothanem Miste radikal aufgeräumt hat. Es ist ein rührender Zug vom schönen Menschengemüth, von der Dankbarkeit und Großmuth des Volksherzens, daß man bei dem Worte Augiasstall nicht an die Ochsen, — sondern an Herkules denkt.

Aber an Eines sollte man noch dabei denken und zwar an die Hauptsache. Hercules war ja bei der Reinigung des Augiasstalles doch nur die Hauptperson, aber die Hauptsache war die von ihm benützte Wasserkraft, der Fluß Alpheus. Das scheint mir wichtig.

Bekannt ist nämlich, daß Herkules mit dem berühmten Stallmist nicht etwa gabelweis aufräumte, oder wie wir es in der neuesten Aera der Ehegerichts-Akten nennen würden von „Fall zu Fall". Nein, ein Gott arbeitet aus dem Ganzen und Vollen; — und dann erst die Götternase! Herkules bewies sich als ein echter Abkömmling vom Westend der alten Welt, vom Olymp, daß er den faulen Misthaufen vor der Erfindung des Kölnerwassers nicht mit der Mistgabel anrühren wollte. Dieser Zug legitimirt ihn als Gentleman, als Sohn eines Ambrosiaessenden Vaters.

Herkules beobachtete also ein Verfahren, welches nicht gabelweis, sondern radicaler, zugleich aber auch reinlicher war, als der Radikalismus der Bierbank, distinguirter, vornehmer. Er operirte gleichsam wie ein whigistischer Lord und Aristokrat. Kurz, er leitete, wie männiglich weiß, den Fluß Alpheus in den Augiasstall und ließ durch die Wellen des Flusses den Mist hinwegspülen. Ein Meisterstreich, und mit Recht hat er den Ruhm davon!

Sollte ihn aber doch nicht ungetheilt haben! Die eigentliche Herculesarbeit, wie man sieht, hat immerhin nicht Hercules verrichtet, sondern der Fluß Alpheus. Die Welt beruhigt sich bei der Arbeit des Hercules, gleichsam als ob sich ihr Gelingen von selbst verstehen müßte. Es versteht sich aber nicht von selbst, durchaus nicht von selbst.

So oft vom Augiasstall die Rede ist, — und in der wunderbaren Herrlichkeit unsrer modernen Rechtsstaaten und Fortschritts-Aeren ist täglich von ihm die Rede, — so oft dieses duftige Wort mir entgegen kommt, denke

ich weit weniger an Hercules als an Alpheus. Ich frage mich dann: wie wenn dieser Fluß zufälligerweise nun nicht ein rasches und strömendes Wasser gewesen wäre, sondern ein träges und schleichendes? Und bei dieser Frage überläuft mich ein Grauen!

Dann hätte das träge und schleichende Wasser den compakten Augiasmist nicht nur nicht weggeschwemmt, sondern es hätte seinen eigenen Schlamm noch darauf abgesetzt. Nach einiger Zeit wäre es verdunstet und eingetrocknet wie jedes Sumpfwasser, und der fruchtbare Schlamm, — denn fruchtbar ist er, das muß man bezeugen! — hätte ohne Zweifel eine prachtvoll-geile Flora aufblühen laßen, eine Flora parlamontaria von Armee-Lieferungen, deren Lieferanten die Parlamentsherrn sind, von staatsgarantirten „Weltbahnen", deren Concessionen und Verwaltungsraths-Stellen die Parlamentsherren bekommen, von Franz Josephs- und eisernen Kronen-Orden, deren Kreuze und Sterne die Brust der Parlamentsherren bedecken. Besagte Flora hätte dann weithin geleuchtet und gepranget, so daß sie allen Glücksrittern, allen Ehren- und Aemterjägern, kurz allen „Talenten" wirklich und veritabel als ein Paradies erscheinen, als ein Eldorado und Garten Eden, als die neueste und glücklichste Aera, wie eine neuere und glücklichere schon nicht mehr zu erdenken und auszusinnen. Nur Schade aber, daß dabei der Mist des Augiasstalles mit nichten hinweggeschwemmt worden, sondern unter der neuen beblümten Schlammdecke, die ihn wohl gar noch beschützte, ruhig liegen geblieben wäre, gleichsam als ein wohlconservirtes Herculanum und Pompeji der „ererbten Uebelstände."

Also auch Hercules hätte nichts ausgerichtet, wenn nicht die Wasserkraft, mit welcher er operirte, von einem starken Gefälle kam. Ein paar Zoll weniger — und das Gefäll stagnirte, und der ganze Ruhm dieser Herculesarbeit war fort, und der ganze Augiasstall mit all seinem Miste

blieb da! Es liegt eine peinliche Spannung in dieſem Gedanken. Von einer Lehre, welche darin liegt, will ich gar nicht ſprechen, denn wer läßt ſich denn noch belehren?!

Dagegen gereicht es mir zu wirklichem Troſte und verſcheucht all meine hypochondriſchen Grillen, daß ſich heute die Schleuſen unſers Alpheus wieder geöffnet haben und der prächtig wogende Strom des öſterreichiſchen Reichsrathes mir in erhabenen, weltgeſchichtlichen Rhythmen die majeſtätiſche Götterarbeit des Hercules vor die andächtig lauſchenden Sinne zaubert. Das iſt ein Stromgefäll, wie es ein Herkules braucht! Am Ufer dieſes Stromes müßen alle angekränkelten und ungeſunden Zweifel ſchweigen, — Alles ſchweigt!

Der eiſerne Kopf.

Ein Gedenkblatt zum 3. Juli 1866.

Daß doch ein Dichter, indem er ſein Gallerie-Publikum mit einer Zauber-Comödie unterhält, weiſer ſein kann als alle Staatskanzleien auf allen Ballplätzen!

Ein Schauſpiel aus alten Zeiten, das will mir nicht aus dem Sinn!

Ich glaube, ſie haben eine Allegorie auf Oeſterreich geſpielt, als ſie vor dreihundert Jahren in London ein Stück ſpielten, genannt „Vaco und Bungay" und verfaßt von dem liederlichen Robert Greene.

Es iſt eine Liebesgeſchichte. Der Prinz Eduard verliebt ſich in die reizende Förſterstochter Margarethe und trägt ſeinem Vertrauten Lacy, Grafen von Lincoln auf, für ihn zu werben. Aber der Graf verliebt ſich ſelbſt in das unwiderſtehliche Mädchen, welches mit einem Hauch Shakeſpear'ſcher Grazie gezeichnet iſt, und erringt den Beſitz ihrer Gegenliebe.

Dem Prinzen bleibt nichts übrig als mit einigen Schmerzen zu resigniren und das Paar glücklich zu machen.

Diese Handlung hat irgend einen Punkt, wo der Zauberer Baco theils helfend, theils hindernd eingreifen muß. Dabei kommt es nun zu einer Episode, welche, indem sie aus dem Stücke herausfällt — in die Unsterblichkeit fällt!

Der Zauberer Baco hat sein ganzes Leben und alle Kraft seiner Wissenschaft daran gesetzt, um einen eisernen Kopf zu machen, welcher Orakel sprechen und England mit einem Wall von Erz umgürten soll. Es ist ein wunderbarer Zug der Sage, welche Robert Greene benützt hat, daß diese zwei Dinge, welche scheinbar gar nicht zusammengehören, doch unzertrennlich mit einander verbunden sind, und nie eines ohne das andere genannt werden. Außerdem daß der eiserne Kopf Orakel sprechen, bleibt es die fixe Idee der Sage daß er auch England mit einem Wall von Erz umgeben wird.

England will ich durch meine Macht befest'gen,
Daß, wenn zwölf Cäsar'n jetzo Rom beherrschten,
In ihrem Sold Europas Heere hätten,
Sie rührten keinen Grashalm an in England!
Der Erzwall den Semiramis geschmiedet,
Und hochgeschwungen wie das Thor der Sonne,
Er glich nicht dem, der Englands Strand umgürtet,
Von Dover her bis zum dem Markt von Rye!

Ein großartiges Wunderwort! Sind diese Verse auch nur ein Ausbruch jenes nationalstolzen Patriotismus, den wir z. B. am prächtigsten bei Shakespeare aufleuchten sehen und den der Engländer überhaupt grandioser ausdrückt als der Gallier seine Gloire, denn Freiheitsgefühl nicht Eitelkeit ist der Grundton desselben; sind diese Verse auch nur eine jener Zeitstimmen, deren nächstes Motiv vielleicht die Ueberwindung der Armada, dieser Sieg von Salamis der germanischen Race, war; nichts destoweniger wird Einem schwindlich zu Muthe daß sie als Vision und Prophezeiung auch unsrer neuesten Tage so merkwürdig

passen. Der Wall von Erz — die englischen Panzerflotten; die Cäsaren welche Europas Heere miethen, — der Cäsarismus des Continents: es ist, als hätte das Auge des Dichters über drei Jahrhunderte hinausgesehen!

Aber kehren wir zum eisernen Kopf zurück.

Er ist fertig. Es ist ein Werk voll geheimnißvoller Widernatürlichkeit. So schwer war der Sieg des Menschen über die Hölle, so wenig ist die Hölle wirklich bezwungen und überwältigt, daß die Kunst, es zu erschaffen, nicht größer als die Kunst, es zu behaupten. Die Hölle lauert auf seine Vernichtung. Sechzig Tage haben es Baco und Bungay bewacht, aber jetzt übermannt sie der Schlaf. Baco läßt sich ablösen von seinem Knechte Miles.

> In Hekates verborgnen Lehren forschend,
> Schuf ich ein ungeheures Haupt von Erz
> Das, durch des Bösen wunderbares Wirken,
> Tiefsinn'gen Rath verkündigen und England
> Mit einem Wall von Erz umgeben soll.
> Schon sechzig Tage wachten ich und Bungay
> Nun aber fordern unsre Geister Ruh.
> Wenn Argus mit den hundert Augen lebte,
> Sie überwachten nicht Phobetors Macht!
> So ruht denn, Miles, Bacos Wohl auf dir.
> Der Ruhm, die Ehre seines ganzen Lebens
> Hangt am Bewachen dieses ehrnen Haupts.
> Deshalb beschwör' ich Dich beim ewigen Gott,
> In dessen Hand der Menschen Seelen ruhn,
> Die Nacht zu wachen! Eh der Morgenstern
> Mit seinem goldnen Glanz den Nord bestrahlt,
> Spricht dieser Kopf! dann, Knecht bei meinem Leben,
> Erwecke mich, dann schließ' ich diesen Zauber,
> Und krön' mit Glanz die siebenjähr'ge Müh!

Wer ist nun dieser Miles? Die lustige Person des Stückes!

Ein Mensch, dessen Profession es ist „alleweil fidel zu sein. Ein Spaßvogel, ein Witzmacher, ein Possenreißer. Ein Frivoler, in dessen dummer und nichtiger Seele etwa

Großes gar nicht passiren kann, denn Alles ist klein und leer wie er selbst. Und dieser Casperl bewacht das Geisterreich Bacos! Er bewacht es in den gefährlichsten Augenblicken der Herrschaft über die Geister! Ich möchte wissen, was ein österreichisches Zuschauer-Publikum empfände, wenn dieses Stück, gleich denen Shakespears, noch heute gespielt würde?

Also Miles wacht. Nach einiger Zeit entsteht ein starkes Geräusch und der Kopf hebt zu sprechen an. Der Kopf spricht: Zeit ists!

Der Casperl-Minister sollte nun den Zauberer Baco, d. h. die Vernunft, schleunigst aus dem Schlafe aufwecken. Aber man befehle der Frivolität Pünktlichkeit! Man laße die Vernunft zu Hilfe rufen — von einem Casperl! Ganz anders benimmt sich Freund Miles. Er muß vorerst Späße machen. Was sagt der Dummbart? Zeit ists? Und das wäre Alles? Nun, das ist der Mühe werth! Das nenn' ich was Rechtes! Ei, Herr Erzkopf, hast du darum eine so große Nase daß du so kleine Worte machst? Wahrlich, mein Herr hätte auch was Gescheidteres thun können, als in sieben Jahren so ein maulfaules Ungeheuer zusammen zu zaubern. — Und so gehts fort. Im Schwätzen und Witzeln wird die Zeit versäumt.

Neues Zeichen. Der Kopf spricht zum zweiten Male. Zeit war's!

Wieder nur zwei Worte. Natürlich daß sich der Casperl noch viel lustiger macht. Zeit war's! Ja freilich war die Zeit! Aber wann war die Zeit? Die Zeit war als mein Herr ein weiser Mann war, und ein weiser Mann war mein Herr, eh es ihm eingefallen, diesen dummen Schädel zu machen. Wie er schläft, der alte Mann! Ei so' lieg und schlaf bis dir der Liebwertheste wund wird, oder bis dein vertrackter Zauberkopf vernünftiger redet. — Kurz, der Narr versäumt auch die zweite Frist. Er schwätzt und schwätzt. Es ist ein Papageien-Geplapper,

daß man meint, eine Note von Buol-Schauenstein oder von Rechberg zu hören. Dazu hat er ohne Zweifel Gesichter geschnitten und Pantomimen gemacht, daß die Gallerien ihm zujauchzten, aber im Parterre saß vielleicht Mancher, den es bei dieser lustigen Sorglosigkeit kalt überlief, und manche Mutter hat vielleicht ihr Kind hinausgetragen, weil sie einen Zusammenbruch ahnte, dem sie durch Auswanderung zuvorkommen wollte.

Der Zusammenkrach erfolgt. Dritte und letzte Frist! Zeit ist hin! schreit der Kopf, und gleichzeitig fährt ein Blitz herab, und eine Hand erscheint, welche mit einem Hammer das Reich, will sagen den Kopf, in zwei Theile zerschlägt und dualisirt!

Jetzt endlich ist der Spaß aus. Der Narr erschrickt, ruft seinen Herrn aus dem Schlafe, aber zu spät! Der Kopf ist schon zerschlagen, er ist schon Dualismus.

Der Herr ist in Verzweiflung. Er jagt den Diener fort — und zwar ohne Ordensverleihung und ohne gnädiges Handschreiben. Nicht einmal ins Herrenhaus beruft er den Miles, noch viel weniger gibt er ihm einen ganzen Pensionsgehalt.

O Schurke, hättest Baco du gerufen,
So sprach das ehrne Haupt in Aphorismen
Und hätte England rings mit Erz umschlossen.
Die Hölle bebte, wenn mein Ruf gebot,
Und Teufel zürnten daß ein Mensch ihr Meister.
Doch nun hat Bacos Herrlichkeit ein Ende,
Die Müh von sieben Jahren hat ein Ende,
Europas Glaub' an Baco hat ein Ende!

So traurig geht diese Zauber-Episode aus. Das Stück selbst geht glücklich aus. Ach, wenn die Bretter wirklich immer die Welt bedeuteten! Aber die Bretter schmeicheln, denn sie spielen auf Cassa; nur die Weltgeschichte schmeichelt nicht, „denn sie nimmt das Geld wo sie es findet." —

Es war im Jahre 1849. Der Reichstag in Kremsir

sagte eine Wort, und der Reichstag in Debreczin sagte auch ein Wort. Aber Freund Miles spottete nur der zwei Worte. Das eine vertrieb er sich mit der Fuchtel und das andere henkte an den Galgen.

Es war im Jahre 1859. Wieder erschollen zwei Worte. Deutschland sagte durch seinen Nationalverein: Preußen! und Louis Napoleon sagte durch seinen Neujahrsgruß: Italien! Dummes Zeug, meinte Freund Miles. Deutschland war ihm nicht Deutschland, sondern bloß Herzog Ernst und sein Seebach und er wendete an das deutsche Schicksalswort — einen ganzen Bogen Papier zu einer brüsken Drohnote. An das italienische wendete er — einige Ellen Montourtuch. Dagegen gings hoch her im Innern. Er decentralisirte das Reich im Octoberdiplom und centralisirte es wieder im Februarpatent.

Es war im Jahre 1866. Ach, wäre es lieber nicht gewesen! Sprechen wir nicht davon. Taufen wir das „Gedenkblatt" um, nennen wir's ein „Vergeßblatt".

Aber der Kopf ist in zwei Theile zerschlagen und heißt Oesterreich-Ungarn, heißt: Dualismus!

Die gemeinsame Angelegenheit.

„Was halten Sie von der politischen Lage?"

Ich lese soeben den Till Eulenspiegel.

„Diese Adreße! diese Resolution! dieser polnische Landtag! Was sagen Sie zu den Ansprüchen der Polen?"

Ein prächtiges Wetter heuer! was?

„Sie wollen nichts mehr wissen von Politik?"

Wie steht der Thermometer?

„Zwanzig im Schatten."

Warum nicht gar! Zwanzig im Schatten zu Anfang Oktober! Wie viele Grad ſie jetzt wohl in Tobolsk haben?

„Gewiß ſchon den erſten Schnee.“

Das wäre ſtark! Aber wenn Sie Ihre Hauptſtadt zu wählen hatten, was würden Sie nun vorziehen: Tobolsk oder Wien?

„Kann das eine Frage ſein?“

Und kann es eine Frage ſein, was ich von der galizischen Reſolution halte? Die galizische Reſolution iſt der Anfang einer polniſchen Republik unter dem Schutze Oeſtreichs und das iſt wieder der Anfang eines ruſſiſchen Einmarſches, das heißt — eines galiziſchen Ausmarſches nach Tobolsk. Die Galizier haben die Wahl nach Wien zu gehen, oder nach Tobolsk gegangen zu werden: nach Wien als Geſetzgeber zu gehen, oder nach Tobolsk als Zobelfänger zu gehen. Sie wählen das Letztere! Sie drohen vom Wiener Reichstage wegzubleiben, wenn — ſeine parlamentariſchen Fundamentalrechte nicht in den Lemberger Landtag verlegt werden!

„Das iſt ja haarſträubend! Sie formuliren dieſe Reſolutions-Politik außerordentlich ſchwarzſichtig.“

Nennen Sie ſo viel Unverſtand doch nicht Politik! Beſſer ſchwarzſichtig als kurzſichtig! Wählen wir ein Beiſpiel. Die Elſäſſer, ſehen Sie, hätten an Deutſchland doch ein großes, culturreiches, im mächtigen Aufſchwung begriffenes Mutterland, und nicht ein imaginäres, nur beim aufnehmenden Mond mittels Somnambulismus erkennbares, welches Murawieff, Berg, Tobolsk und Zobelfang heißt. Nun, was denken Sie? es wäre allerliebſt, wenn die Elſäſſer eine Adreße erließen, folgenden Inhalts: Höre, alter Louis, übermorgen kommen wir ja doch wieder zu Deutſchland, inzwiſchen wird uns die Zeit lange und wir wollen uns einſtweilen eine gänzlich ſeparirte Vogeſen-Republik einrichten mit eigener Verwaltung, eigenen Finanzen, eignem Reichskanzler und Schwerpunkt in Straß-

burg. In deinem dummen Paris haben wir nichts mehr zu suchen. Ist es dir gefällig so wollen wir dieses nicht mehr ungewöhnliche Arrangement „Ausgleich auf gemeinsame Angelegenheiten" nennen. U. A. w. g.

„Bei Gott, Sie haben Recht! Der Vergleich mit Elsaß ist wirklich nicht Ohne, und erst wenn man bedenkt daß die Elsäßer nicht den zehnten, nicht den hundertsten Theil dieser galizischen Resolution fordern dürften, und wenn man ferner bedenkt daß die Galizier bereits zehnhundertmal mehr Autonomie und Nationalfreiheit haben, als die Deutschen im Elsaß, fällt Einem die ganze Unverschämtheit der Resolutionisten aufs Herz."

Ausgleich auf gemeinsame Angelegenheiten! Dabei bietet aber jeder Einzelne immer weniger als die Gemeinsamkeit fordert und als sein Beitrag zu dieser Gemeinsamkeit ausmacht. Vom Weniger zum Nichts ist aber nur noch Ein Schritt und eigentlich bloß in der Form, nicht mehr in der Sache ein Unterschied. Wer weniger bietet könnte eben so gut nichts bieten, denn im Effekt ist es ja gleich, ob man bei halber Nahrung in dreißig Tagen oder ohne Nahrung in drei Tagen verhungert. Die ausgleichssüchtigen Völker Oestreichs kommen mir daher schon längst wie die Blinden im Till Eulenspiegel vor — apropos, ich glaube Ihnen doch schon gesagt zu haben, daß ich jetzt fleißig im Till Eulenspiegel lese, welches wirklich ein außerordentlich nützliches Handbuch zu den politischen Studien Oestreichs ist.

„Sie sprachen davon. Aber was ist's mit diesen Blinden?"

Till Eulenspiegel ritt eines Tags über Feld, da begegnetem ihm zwölf Blinde, welche sich gegenseitig an einer Februar- und December-Leine führten. Gott grüß euch, ihr armen frommen Leute, rief er ihnen zu; da habt ihr einen Gulden, geht in die nächste Herberge und macht euch einen gemeinsamen guten Tag mit dem Gelde. Dabei gab ihnen der Schalk aber — nichts. Die Blinden jubel-

ten und eilten, was Blinde können, in die nächste Herberge, wo sie für einen Gulden gemeinsame Angelegenheiten verlangten, Essen und Trinken, reichlich und was gut schmeckt. Es war ein herrlicher Schmaus! Zuletzt aber kam der Wirth und machte die Zeche. Da stieß ein Blinder den andern an, er möge mit dem Gulden herausrücken. Aber siehe da, das Finanzbudget der gemeinsamen Angelegenheiten, wie sich jetzt zeigte, war gar nicht vorhanden, denn Ein Blinder suchte aber vermißte es immer beim andern. Blinde sind mißtrauisch. Jeder Einzelne glaubte, der Andere habe das Geld, er wolle es nur abläugnen und unterschlagen. Darüber entstand ein Streit, der bald mit den Fäusten geführt wurde. Die Blinden fielen über einander her, zerrten sich, rißen sich zu Boden, und wälzten sich am Boden herum, indem sie kräftig auf einander losprügelten. Inzwischen hielt der Wirth Alles, was er da sah, für eine verabredete Comödie, welche darauf abzielen sollte ihn um sein Geld zu prellen. Im Zorne darüber ergriff er einen Knüttel und prügelte die Blinden, welche sich Jeder einzeln schon prügelten nun erst gemeinsam und im großen, staatsmännischen Style durch. Ich muß Ihnen nur gestehen, ich habe im Bilde dieser allgemeinen Prügelscene unter Blinden mit ganz besonderer Portraitähnlichkeit immer die Völker Oestreichs im höchsten Flor ihrer gemeinsamen Angelegenheiten zu erkennen geglaubt.

„Gar nicht übel. Unter den Blinden erkennt man gewiße Völker Oestreichs wirklich zum Sprechen. Aber hören Sie, der Wirth, der Wirth macht mir bange!"

Das wäre freilich der Absolutismus, der zuletzt seinen Staatsstreich machte und sie alle zu Paaren triebe. Aber dazu gehörte Genie, ohne welches der Absolutismus ja bankerott und einer kräftigen Prügel-Initiative gar nicht fähig ist. Aber wer hat denn Genie in Oestreich? Also seien Sie ganz ruhig über den Wirth.

Ausgleichs-Pantomime.

Wer möchte in dieser rathlosen Zeit einen guten Rath verschweigen, wenn er durch Sprechen dem öffentlichen Besten nützen kann! Ist auch die landesprivilegirte Fabrik der Staatsweisheit das Ministerbureau allein, welches mit einer exklusiven Morgue auf seine k. k.-losen Mitregenten im Zeitungsbureau herabsieht; betrachtet auch die Zeitung selbst wieder ihre eigene Region unter dem Strich keineswegs als die Wiege einer legitim erzeugten und ehelich geborenen Realpolitik; so wird sie doch nicht verhindern können, daß aus dem tief unterschätzten Feuilleton die politischen Erkenntnißbäume in ihren Weisheitshimmel über dem Strich mit kräftigen Bastardschößlingen überwuchernd hineinwachsen. In der Hand eines Mannes, den ich über Alles verehre, hat das Feuilleton schon oft den Gang der Weltgeschichte bestimmt und die Gestalt Europas verändert. Auch heute greife ich zur Feder um den gordischen Knoten Oesterreichs mit geübter, spielender Hand endlich zu lösen.

Die Lösung ist einfach. Man strebe den Ausgleich nicht in der Wortsprache, sondern in der Zeichensprache an und er wird gelingen. Ich brauche mir diesen Gedanken nicht selbst zuzuschreiben, was ein Plagiat wäre; glücklich genug ist schon das Verdienst seiner Anwendung, welche einen ungewöhnlichen Scharfblick verräth, und durch überraschende Originalität glänzt. Dies zugeben nenne ich neidlos den ersten Besitzer des schönen Gedankens.

Es war ein Spanier und Gesandter am Hofe Jacobs von England.

Dieser Mann nämlich hatte sich einen tiefsinnigen Begriff von der Wichtigkeit der Zeichen gemacht. Er behauptete, sie allein seien hinreichend, die Sprache zu ersetzen, ja besser als die Sprache. Jede Universität solle einen Professor der Zeichen haben. Als dieser Diplomat dem

Siegelringe.

BIBLIOTECA REGIA

englischen König einst mit Feuer und Nachdruck von der Nothwendigkeit einer solchen Professur geredet, sagte der Fürst zu ihm: Aber was wollen Sie? Ich habe bereits einen Professor, wie Sie ihn wünschen und einen geschickten Mann; nur ist er an der entferntesten Universität meiner Staaten, zu Aberdeen, sechshundert Meilen von hier angestellt. Und wären's sechstausend, antwortete der Spanier, ich muß ihn sehen; morgen schon mache ich mich auf den Weg. Er reiste in der That den andern Tag ab, daher der König, der sich kein Dementi geben wollte, in größter Eile einen Expressen nach Aberdeen schickte, um die Ankunft des Gesandten zu melden und die Professoren vorzubereiten, wie sie sich seiner entledigen sollten. Der Gesandte wurde von der Universität auf's Feierlichste empfangen, aber ihn verlangte vor Allem den Professor zu sehen, nach dem er mit größter Begierde fragte. Man antwortete ihm, derselbe sei augenblicklich abwesend und dürfte sobald nicht wieder kommen, da er eine Rundreise im Oberlande mache, um auch die Bergschotten seine wichtige Kunst zu lehren. — Nun, so will ich ihn erwarten und sollte er auch ein Jahr lang ausbleiben, antwortete der Gesandte. Da die Professoren sahen, daß auf diese Weise nichts zu machen sei, und sie Se. Excellenz nun recht lang auf dem Halse haben würden, so beschloßen sie einen andern Weg einzuschlagen.

Es lebte ein gewisser Geordi in der Stadt, ein Schlächter seines Gewerbes und einäugig, der aber ein geriebener Kauz und in allen Rollen zu Hause war. Diesem trugen sie ihre Noth vor. Er besann sich auch keinen Augenblick, sondern war sogleich entschloßen, den Professor der Zeichen vorzustellen und auf Alles, was ihm begegnen würde, nur durch Zeichen zu sprechen.

Als nun der Gesandte die Anzeige erhielt, daß der Professor von seiner Reise zurückgekehrt sei, so bezeugte er die größte Freude darüber. Es ward hierauf die Zeit

der Zusammenkunft festgesetzt und Geordi nahm, im Habit und in der großen Perrücke eines Professors, in einem der Universitätssäle einen erhabenen Katheder ein. Se. Excellenz wurde nun eingeführt und Ihr gesagt, der Zeichen-Kollega sei bereit, sich mit ihm zu unterhalten; die Professoren selbst aber begaben sich in einen der anstoßenden Säle, nicht ohne Sorge, wie die stumme Konversation ablaufen würde.

Das Kollegium fing an. Der Gesandte näherte sich dem Professor und hob einem Finger auf. Geordi beantwortete dieses Zeichen durch Aufhebung von zwei Fingern. Jetzt zeigte ihm der Spanier drei Finger, was der Schlächter erwiderte, indem er die Faust ballte und sie dem Gesandten nachdrücklich entgegenhielt. Da holte der Gesandte eine Orange hervor und zeigte sie ihm. Geordi langte unter sein Gewand und brachte ein derbes Stück Gerstenbrod zum Vorschein, das er mit triumphirender Miene vor sich hinlegte. Der Gesandte schien nun völlig befriedigt zu sein, machte eine tiefe Verbeugung und trat ab.

Neugierig zu hören, wie ihr einäugiger Konfrater sich aus dem Handel gezogen habe, bestürmten nun die Professoren Se. Exzellenz sofort mit ihrer Erkundigung. Ach, sagte der Spanier, das ist ein bewundernswürdiger Mann, der alle Schätze Indiens aufwiegt. Ich zeigte ihm zuerst einen Finger, um ihm zu sagen, daß es nur einen Gott gäbe. Er zeigte mir zwei, wodurch er Vater und Sohn andeutete. Da hob ich drei Finger auf, um den heiligen Geist hinzuzufügen. Er aber schloß mit dogmatischer Geistesgegenwart die Hand augenblicklich zu einer Faust, wodurch er sehr richtig den Glaubenssatz ausdrückte, daß die drei Personen doch nur ein Wesen ausmachten.

Jetzt wies ich eine Orange vor, als Zeichen der Güte Gottes, die uns nicht nur die Nothdurft des Daseins, sondern auch das Süße und Ueberflüßige gewähre. Da legte mir der bewundernswürdige Mann ein schlichtes Stück

Gerstenbrot vor, wodurch er bewies, daß das tägliche Brot, um was wir im Vaterunser bitten, weitaus die Hauptsache und alles Uebrige Luxus und Eitelkeit sei. Was konnte ich Besseres thun, als dem edlen Manne meine Verbeugung machen, mit welcher ich mich gleichzeitig für überwunden und für befriedigt erklärte?

Wer war froher als die Professoren in Aberdeen! Aber sofort eilten sie auch zu ihrem witzigen Schlächter, um zu vernehmen wie er sich seinerseits das Hin- und Hermachen der Zeichen ausgelegt habe. Höret, sagte dieser, euer Gesandter ist ein insolenter Mann. Er hielt mir einen Finger entgegen, um mir vorzuwerfen, daß ich nur ein Auge habe. Trotzig hob ich zwei Finger auf, um ihn zu bedeuten, daß mein einziges Auge wohl so viel werth sei, wie seine beiden. Er aber ließ von dem Spotte nicht ab, sondern zeigte drei Finger, wodurch er mir zu verstehen geben wollte, daß er und ich zusammen drei Augen hätten. Da wurde ich böse und drohte ihm mit der geballten Faust. Das wirkte. Er verließ diesen Gegenstand, fing aber sogleich an, statt auf mich, wenigstens auf mein Vaterland zu sticheln, indem er mir eine Orange zeigte, gleichsam als wollte er sagen, so etwas bringt euer armes, kaltes Rebelland nicht hervor. Da holte ich ein gutes schottisches Gerstenbrod hervor und warf es mit Stolz aufs Brett, zum Beweis, daß wir uns hier in Schottland aus all seinen Leckereien nichts machten. Fast hätte ich es ihm an den Kopf geworfen, aber er merkte, mit wem er zu thun hatte und retirirte schleunig mit einem hasenfüßigen Kompliment.

Wenn der Leser diese Geschichte schon kannte, so mag er's entschuldigen; aber man kannte auch längst vor Kolumbus — die Eier schon, nur nicht das Ei des Kolumbus. Der Werth dieser alten Geschichte liegt in ihrer neuen Anwendung. Es springt in die Augen wie viel sich daraus machen läßt auf österreichisch-staatsrechtlich-chaotisch-

babyloniſchem Gebiete. Weiter kann man doch nicht mehr auseinander ſein als der bigotte Spanier, der an ſeine Dogmen und der einäugige Fleiſchhacker, der an ſich und ſein Schottland dachte. Es iſt, wie Deklaration und Dezember-Verfaſſung. Und doch! Der Ausgleich war möglich, wenigſtens von Seite des feinen und gebildeten Hidalgo's. Und da wir Deutſche nun gleichfalls die Nation der höheren Bildung ſind, ſo iſt gar nicht zu zweifeln, daß wir die Ausgleichs-Pantomime im gebildetſten Sinne verſtehen und ihr unſer feinſtes Kompliment machen werden.

Z. B. Bruder Czech bohrt uns einen Eſel; wir meinen, es iſt das Zeichen der Krönung mit der Wenzelskrone, und die unſchuldige Zeremonie läßt ſich zugeſtehen. Oder er ſtreckt uns die Zunge heraus: die Zunge iſt rein, der Magen geſund, Auſtria befindet ſich wohl bei dem Ausgleich. Oder er zeigt uns gar, mit Erlaubniß — den Rücken; da ſind wir erſt recht entzückt, denn der Mann iſt ohne Falſch, hat keine Hintergedanken, darf ſich um und um, von allen Seiten ſehen laſſen, es geht vollkommen ehrlich zu bei dem Handel.

Nicht wahr, das iſt einmal ein Rath, der ſich gewaſchen hat! Und das Beſte, — ich geb' ihn umſonſt. Alſo greift zu, Oeſtreich iſt gerettet.

Zur Regelung der Phraſen-Proſtitution.

Ein ſchwüler Sommernachtstraum.

„Nikias, trefflicher Mann, du, des Leibes Arzt und der Seele", wie haſt du mich erquickt durch dein mouſſirendes Spottbüchlein gegen „die Regelung der Proſtitution", dieſen horrendeſten Blödſinn, welchen das alte, verdummte Europa

je ausgeheckt hat! Aber wird es was nützen? Man sagt, wenn man dem Basilisken einen Spiegel vorhält, so crepirt er vor Abscheu seines eigenen Anblicks. Aber wird der Magistrat in Lallenburg crepiren? Wird die Polizei in Kuhschnappel crepiren? Werden die Gemeinderäthe von Krähwinkel crepiren? Und die demokratischen Zeitungs-Redacteure in Flachsenfingen und Groß-Scheerau, welche so entschieden demokratisch sind und unter den Töchtern des Volkes so entschieden „aufräumen" wollen — werden sie crepiren oder nicht vielmehr um drei Kreuzer per Tag entschieden und gesinnungstüchtig fortkämpfen für Recht, Licht und — Polizei? Ach, noch nie ist ein Esel über sich selber crepirt, wie der Basilisk, dieses edle geschämige Thier! Warum sind die Esel nicht Basilisken?

Man sieht, ich hatte die köstliche Broschüre von Dr. W. Schlesinger gelesen, und hätte damit den Tag vortrefflich beschließen können. Aber als die Abendluft kam, ritt mich der Teufel, daß ich in den Prater hinabfuhr, um die Schützenhalle zu sehen, das heißt für 20 Kreuzer Entrée eine Handvoll Hobelspäne. Da war's geschehen um die Freude des Tags und bald auch um die Ruhe der Nacht. Ich zog nämlich durch eine Empfangspforte ein, welche zwar auf der Stirnseite die unschädliche Aufschrift „Willkommen" trug, aber auf der Kehrseite — o die Kehrseiten! — da stand ein böser, böser Spruch: „Durch Freiheit zur Wahrheit, durch Wahrheit zum Licht." Wer gibt mir die schlaflose Nacht wieder zurück, da ich mir fieberhaft meinen armen vaterländischen Kopf zerbrach, um die Weisheitslehre dieser Knaben zu ergründen?!

„Durch Freiheit zur Wahrheit!" — Aber Galilei hat die größte Wahrheit der Welt entdeckt ohne Spur von Freiheit, ja im Stande der drückendsten Knechtschaft. Die ewigen Wahrheiten des Christenthums haben sich nicht in der römischen Republik entwickelt, sondern im römischen Kaiserreich unter Tyrannen wie Tiberius und Nero. Die

Bücher der europäischen Literatur waren um so besser, je mehr sie von Henkershand verbrannt wurden und sind um so schaler und dümmer je mehr sie Medaillen für Kunst und Wissenschaft erhalten. Umgekehrt haben die freiesten Völker der Erde, die Beduinen, Afghanen, Tscherkessen, Kabylen, mit einer Freiheit, wie sie ein deutscher Hoch- und abermals Hochbruder gar niemals ersitzen, erschreiben und erschwätzen wird, zwar viele Kameele gezüchtet, aber keine einzige Wahrheit.

Durch Freiheit zur Wahrheit! Der kürzeste Satz — nur vier Worte — und doch vor- und rückwärts erlogen. O Phrase, wie groß ist deine Allmacht!

Ich war bereits heiß wie ein gebratener Ketzer auf der Seite, wo ich einschlafen wollte, und warf mich schlaflechzend auf die andere herum. Umsonst. Hier waren die Kohlen noch glühender.

„Durch Wahrheit zum Licht!" — Zu welchem Licht? zum Gaslicht? zum Kerzenlicht? zum Sonnen- und Mondlicht? Dummes Zeug! Das kann der Sinn dieser herrlichen Worte nicht sein. Ich errieth unschwer, daß der Sinn überhaupt ein bildlicher sei; man habe nicht das natürliche Licht zu verstehen, sondern das Licht der Wahrheit. O weh! „Durch Wahrheit zum Licht": hieß also buchstäblich: Durch Wahrheit zur Wahrheit.

Der Angstschweiß brach mir aus. Es wurde mir schwarz vor den Augen. Alle Büchsen der deutschen Schützen hörte ich knallen und die Kugeln schlugen wie bei Chlum und Königgrätz mitten ins Herz der vaterländischen Dummheiten hinein. Ich heulte.

Die Lisi erschien, mit einem Licht in der Hand. „Deutsche Brüder!" rief ich sie an und hielt inne, denn ich erwartete bereits ein „donnerndes Hoch." Aber die Lisi donnerte nicht. Deutsche Brüder, fuhr ich fort, wir versammeln uns heute unter den erhabenen Wahlspruch: Durch Wahrheit zur Freiheit — nein, ich will sagen, durch

Freiheit zur Wahrheit. Noch immer kein Donner. Ja, durch Freiheit zur Wahrheit! Lisi, antworte auf diese „begeisterte Ansprache" mit einem „dreimaligen donnernden Hoch". Das ungebildete Mädchen war still. Ich wurde pikirt, ich raffte mich auf — der Mensch wird ein Vieh, wenn kein Hoch donnert — und warf ihr wie eine Petarde den Knalleffekt ins Antlitz: Durch Wahrheit zum Licht! Das Licht fiel ihr aus der Hand, sie ging. Durch Wahrheit zum Licht der Wahrheit! rief ich ihr nach. Sie flüchtete wie vor einem Verrückten. Durch Wahrheit zur Wahrheit! schrie ich aus Leibeskräften, aber ich sah nichts mehr von ihr als ihre Kehrseite. Oh, eine Kehrseite war's auch, auf der mein Unglück geschrieben stand! Ich phantasirte über die Regelung der Kehrseite; — nein, über die Regelung der Prostitution; — nein, über die Regelung der vaterländische Phrase — und sank ohnmächtig in die Kissen zurück. Die Besinnung verließ mich, ich wurde bewußtlos wie ein Comitémitglied.

Die Schwüle der Nacht war erstickend. Ich stand auf, um ein Fenster zu öffnen, aber der Effect blieb aus. Zuletzt merkte ich, daß ich keineswegs aufgestanden, sondern liegen geblieben. Ich lag da wie Blei. Ich war gelähmt an allen Gliedern und ganz besonders am Gehirn.

In diesem äußersten Elend formulirte ich ein Gemeinderaths-Referat. §. 1. Conscribirung sämmtlicher Phrasenmacher. Die notorischen Phraseurs haben sich wöchentlich einmal auf der Polizei untersuchen zu lassen; die gefährlichsten unter ihnen, wie Freund F-Meyer und K-Meyer, alle 24 Stunden. — §. 2. Diejenigen, welche in der deutschen Sprach- und Stylkehre nicht zuständig sind, werden in ein österreichisches Amt abgeschoben. — §. 3. Bestrafung der mit verwahrlostem Phrasengift behafteten vaterländischen Talente. Das Strafmaß hat sich zwischen Medaille und Franz-Josephs-Orden zu bewegen; Appellation findet nicht statt. — §. 4. Spitäler und Behandlung. Am

Phrasengift Erkrankte sind äußerlich zu behandeln mit Einreibungen von guten satyrischen Feuilletons, am besten unter die Nase. Innerlich nehmen sie täglich eine Flasche Lessing als blutreinigenden Rob Laffecteur, in schwereren Fällen die Logik des Aristoteles. Zur Nachcur werden sie aufgehenkt. — §. 5 . . .

Ich weiß nicht, wie lang ich so fort delirirt habe — da wehte mich plötzlich ein frischer Luftzug an, meine Zimmerthüre ging auf und beim Lichte des Morgens sah ich den Doctor W. Schlesinger eintreten, welchen die Lisi, wie es scheint, gerufen hatte. „Gott sei Dank," ruf ich, „daß diese Nacht überstanden ist! Sie haben da weiter nichts mehr zu thun, Herr Doctor, als: schicken Sie augenblicklich ins Oberhofmarschallamt und holen Sie mir einen Orden." — Der Doctor griff nach meinem Puls. — „Nein, nein, diesmal phantasire ich nicht. Sie kennen doch den Kladderadatsch-Juden, welchen ein Anderer fragte: Mausche, wofür hast Du Deinen Orden? Er antwortete: Weil ich mich im Jahre 1848 so sehr gefordten habe. — Nun sehen Sie, Doctor: ich habe mich im Jahre 1868 so sehr geschämt! Verdient das nicht auch einen Orden? Oh! Geben wir der Wahrheit die Ehre; durch Wahrheit zur Wahrheit! Denn wenn es auch süß ist, fürs Vaterland zu sterben, was, wie Freund „Sp—r." sagt, wenigstens Diejenigen behaupten, welche am Leben geblieben, — so kann ich Sie doch versichern, Herr Doctor, und glauben Sie mirs auf mein Wort: es ist bitter, fürs Vaterland sich schämen zu müssen."

Eine Freikugel.

(Wiener Schützenfest. Sommer 1868.)

Auf den Schützentagen zu Frankfurt und Bremen haben ohne Zweifel Schützen miteinander geschossen, welche bald genug aufeinander geschossen. Auch der Schützentag zu Wien wird das nicht verhindern, wenn es die deutschen Geschicke so wollen.

Es ist leichter über Kriege zu weinen, als sie zu entbehren. „Der Krieg ist der Vater alles Guten", sagt Tyrtäus, und rauh aber wahr sagt unser Hegel: „Der Krieg läßt die Menschen nicht versumpfen und verknöchern; er macht Ernst mit der Unsicherheit, Eitelkeit und Unbeständigkeit aller Dinge, und läßt dem, was von der Natur das Zufällige ist, dem Besitze und Leben, das Zufällige widerfahren." Das klingt nicht schmeichelhaft, aber männlich.

Die vernünftigste Form der Kriege ist aber der Bürgerkrieg. Unter Bürgern, welche miteinander leben, muß es unendlich mehr sittliche Reibungen geben, als unter Völkern, welche nur aneinander grenzen. Völker plündern sich, Bürger plündern sich nie. Was Napoleon heuchlerisch von seinem rauf- und beutelustigen Gallien rühmte, „daß es für Ideen kämpfe", das ist am genausten nur von den Bürgerkriegen wahr. Bürgerkriege sind wirklich Ideenkriege.

Aber wie kommen wir heute zu diesen Reflexionen? Wollen wir allen Schüssen voraus einen Schreckschuß in die Welt schicken?

Nein! Aber der Phrase einen Dämpfer wollen wir aufsetzen, der Phrase, welche eine fürchterliche Ernte halten wird. Und die politische Phrase ist ein gefährliches Spielzeug.

Man hat von einer Präventiv-Censur der Toaste, von einer Beschränkung der Redefreiheit gefabelt, und hat diese Fabeln wieder dementirt. Glücklich wenn diesen Gerüchten

das gute Gefühl zu Grunde liegt, daß es sich überhaupt um eine Redezucht handele, gleichviel ob sich die Einen die Polizei als Zuchtmeister denken, oder die Anderen den eigenen Verstand der Redenden. Natürlich ist das Letztere das Bessere.

Ja, wenn die zwei ersten Schützentage eine Generalprobe des deutschen Pathos genannt werden könnten, so möchten wir das dritte Bundesschießen geradezu eine Generalprobe des deutschen Verstandes nennen. Nach dem was geschehen ist und so stark wider den Strom der Gemüthspolitik geschehen ist, muß es sich zeigen, wie viel von Verstand, Selbstbeherrschung, Selbstüberwindung, Sinn für Wirklichkeit und Möglichkeit unter den dichtenden und träumenden Deutschen vorhanden ist. Wir haben eine bändereiche Literatur unserer Geschichte; aber sollte die Geschichte wirklich nichts Anderes lehren, als — daß Menschen nichts aus ihr lernen?

Ueberblicken wir die deutsche Geschichte, so wollen wir uns nicht dabei aufhalten, warum Karl V. zwischen Reformation und Papstthum sich für das letztere entschied, während er doch die Burg des Papstes bestürmte. Wir wollen nicht zanken darüber, daß Ferdinand II. sein Schwert für Rom und gegen Deutschland zog, und daß er seinen herrlichen Feldherrn in dem Augenblicke ermordete, als dieser dem blutigen Pfaffenhader ein Ende machen, seinen Kaiser mit seinen Ständen aussöhnen und eine wahrhaft großdeutsche Politik anbahnen wollte. Der Cromwell und Washington Deutschlands, der größte Politiker unserer Geschichte, Wallenstein ging unter gemeinen Mörderfäusten zugrunde, und der sinnlose Zerfleischungskampf wüthete weiter. Als endlich der Friede zu Münster geschlossen wurde, hätte er eigentlich schon den Effect des Prager Friedens haben müssen, wäre die Geschichte Deutschlands nicht eine langsame Folterbank. Schon nach dem dreißigjährigen Kriege mußte sich Oesterreich auf sich selber zurück-

ziehen, denn es hatte keinen Sinn mehr in Deutschland. Es war der Kaisermacht nicht gelungen, die oligarchische Adelsmacht zu einem modernen Staate zu centralisiren; es war ihr doppelt mißlungen, weil der Kampf nicht einmal seine richtige Parole hatte, sondern für Rom und die Gesellschaft Jesu lautete.

Die oligarchische Adelsherrschaft war nun gesetzlich. Zweihundert Jahre lang war Deutschland jetzt eine anarchische Adelsrepublik mit schwacher monarchischer Spitze, etwa nach Art des Polenreiches. Es wäre auch, wie dieses, zugrunde gegangen, hätte sich nicht wenigstens Einer der Reichsbarone, der „Marquis de Brandenbourg" langsam, aber stetig, zu einem National-Centrum zusammenkrystallisirt. Dieser Markgraf fing nach und nach an, eine Art unsichtbare Kaiserkrone zu tragen, während die officielle und sichtbare im Jesuitenhorte zu Wien unaufhaltsam zerbröckelte.

Sehr spät, schmerzlich spät, gab die Schlacht von Königgrätz und der Friede von Prag dieser Thatsache ihren natürlichen Ausdruck. Wir sagen „schmerzlich spät", weil die meisten Menschen zweihundert Jahre nicht im Zusammenhange denken, sondern auf eine so lange Frist den Zusammenhang verlieren. Wie viele hat es gegeben, welche den „Bürgerkrieg" von 1866 für ein Unglück gehalten, und wie Wenige, welche capirten, daß nach zweihundertjährigem Stillstande jetzt erst die deutsche Uhr wieder normal zu gehen anfing!

Sagen wir das in Wien? am uralten Kaisersitz? als nächste betheiligte und wie die Kurzsichtigen glauben, besiegte und beschädigte Partei? Ja! und tausendmal ja! Besiegt waren wir nur auf dem Präsidentenstuhl zu Frankfurt am Main; seit wir auf diesem unseligen Armensünderstuhle nicht mehr sitzen, ist unser Verhältniß zu Deutschland erst rein, gesund und politisch-vernünftig geworden. Dieses Verhältniß kann geschriebener Rechte entbehren; es ruht auf

seinem eigenen natürlichen Schwergewichte. Schwach war es nur durch ein unproductives und künstliches Uebergewicht.

Haben wir doch in Oesterreich von jeher das Zeug gehabt, eigentlich in einem viel größeren Style großdeutsch zu denken, als so manche Großdeutsche in Deutschland, welche leider nur allzu oft unter „großdeutsch" ihren Canton und ihren Kirchthurm, die Souveränetät von Erbach und Isenburg verstanden! Dort mag es Schmerzen geben; in Oesterreich giebt es keine Schmerzen und Wunden über die Thatsache — daß drei Größen, wie Oesterreich, Preußen und Deutschland zur Freude des Auslandes einander von bundesrechtswegen nicht mehr hindern und aufreiben.

Damit wollen wir diesem oder jenem unserer Gäste, wenn er Schmerzen hat, die dazu gehörigen Schreie nicht vom Munde abschneiden. Wir maßen uns überhaupt nicht an, die Gefühle unserer Gäste zu beeinflußen: unser Speech wendet sich nicht an die Gäste, sondern an die Wirthe. Was auch die Gäste auf dem Herzen haben, es kommt zuletzt doch auf den Wirth an, wie die Conversation seiner Gäste ausfallen soll. Böse Menschen sagen uns nach, eine Wienerin sei nur so lange schön, bis sie den Mund öffnet. Möge die große „Vindobona" dieses Bonmot zu Schanden machen! Möge sie eine kluge und tactvolle Hausfrau sein und ihrem Tische mit Ehren präsidiren! Aber wenn Monsieur mit Herzklopfen Madame den Mund öffnen sieht, obwohl er des Effects ihrer Perlenzähne und Korallenlippen gewiß ist; sollte er nicht — so bescheiden wir auch von Monsieur-Rechten denken — wenigstens das Recht des Souffleurs haben und ihr geschwind noch ein Wörtchen zuflüstern dürfen, das den Korallenlippen und Perlenzähnen vielleicht nicht zur Unzierde gereicht? Versuchen wir's. Madame hat wirklich einen harten Stand, so viele Köpfe unter Einen Hut zu bringen; hart, auch wenn sie nicht unter dem grausamen Vorurtheile litte, nur schön zu sein, so lang sie den Mund hält. Vielleicht also ist es ein

Hütchen, das wirklich auf die Köpfe und Querköpfe der verschiedensten Parteien paßt, wenn wir die Parole ausgeben: Preußen in Deutschland und Oesterreich mit Deutschland!

Der Tod.

Am Allerseelentage. (2. November 1868.)

Also wieder ist große Auffahrt und Cour beim Tode: der Tod feiert heute seinen Namenstag, seinen Geburtstag, sein millionenjähriges Jubiläum. Laßt mich der Erste sein bei diesem Drawingroom des Todes! Wenn jeder Lump sich ans Leben drängt, welcher kein anderes Recht daran hat, als eine übermüthige Grille seines Vaters, so haben es die Unsterblichen von jeher geliebt, sich an den Tod zu drängen, wohl wissend, daß sie es aushalten.

Doch nichts aus dieser Tonart! Ich huldige dem Tode weder als Christ, welcher trutziglich fragt: o Tod, wo ist dein Stachel? — er könnte mir eines Tages garstig darauf antworten! — noch als Philosoph, welcher aus lauter Furcht vor dem Tode sich endlich entschließt, ihn nicht zu fürchten, und aus der Noth ein Tugend macht, die Tugend der Stoa. Der fürchterliche Tod hat diese Nichtfürchter von jeher ausgelacht, und schon in der Schule hört' ich ihn lachen, aus einem Kämmerlein meines unverkünstelten Gehirnchens herauslachen, wenn wir nach Cicero oder Seneca ein Pensum ausarbeiteten: „daß der Tod nicht zu fürchten sei", — mortem non esse extimescendam. Ich lachte den Cicero und Seneca mit dem Tod um die Wette aus, und selbst um den beßeren Sokrates that es mir leid, daß er sich zu der Phrase herbeiließ: „magna me spes tenet, bene mihi evenire quod mittar ad mortem" — es

ist ein Gaudium zu sterben! Ich hatte den Mann für geschiedter gehalten.

Nein, nicht als Christ, nicht als Philosoph, stelle ich mich bei der heutigen Huldigung des Todes ein, sondern als Politiker. Ich mag mir die Weltgeschichte ansehen, wie ich will, der Tod ist doch der einzige liberale Staatsmann, der Stich hält!

Wie manchem Staatsbösewicht möchte man aufhenken und darf nicht! Da erschallt ein Trauermarsch, die Galladiener der Entrepriso des pompes funobres ziehen auf, ein sechsspänniger, reichdecorirter Leichenwagen bewegt sich einher, hinter ihm ein langer Cortège von Fiakern mit trauernden Beamten, d. h. mit Herren im Flor; — da fährt sie endlich die Exzellenz, der allwaltende Bureau- oder Sectionschef, Ritter so vieler Orden, Verschulder so vieler Dummheiten: der Tod hat ihn an die Laterne gebracht, an die Allerseelenlaterne mit dem Grabeswachslichte! Die trauernden Beamten aber stürzen Tags darauf lachend und jubelnd ins Bureau: Dem Himmel sei Dank daß der alte Plaggeist endlich abgekratzt ist! Sie gratuliren sich, sie schütteln sich die Hände. Jetzt endlich wird's liberaler in diesem Bureau. Jetzt erst kann die „neue Aera" unter den jüngeren Beamten ihre Flügel bewegen.

O ihr Thoren, die ihr mit aufgesperrten Schnäbeln dasteht und wartet, daß die neue Aera euch in den Mund fliege, während die alte Aera noch rings im Fleische wandelt und lustig mitthut! Wohin denn mit ihr? Glaubt ihr, Dr. Giskra kann den ganzen alten Staat aufhenken, auch wenn er es tausendmal verdient hätte, jetzt, wo man nicht einmal mehr die bösartigsten Raubmörder Lust hat zu henken? Die einzige Todesstrafe, welche nicht aufgehoben wird, vollstreckt nur der Tod. Wollt ihr nach den Sternen der neuen Aera ausschauen, so schaut nur fleißig auf die gestickten Sterne der Bahrtücher. Diese Sterne sind untrüglich. Von ihnen erwartet euere Zeit, sie

bringen euch langsam aber sicher, was ihr wünscht und was ihr braucht.

Wie mir das übel macht, das unvernünftige Geschrei: die Minister sollen energisch sein! nur recht energisch! Sind wir denn plötzlich Caraiben geworden, welche ihre Väter einfach todtschlagen? Wie ist man denn energisch wenn die Generation, welche so lange allmächtig und alleinherrschend war, noch gesunde Zähne hat und vortrefflich verdaut? Durch Gesetze! Aber die Gesetze wollen ausgeführt sein. Die liberalsten Gesetze sind todt so lange die Illiberalen noch lebendig sind.

Was denkt ihr denn? Wenn Ludwig XVI. eines Tags den Grafen Mirabeau gerufen und ihm gesagt hätte: Mein lieber Graf, ich will das alte Frankreich, welches in seinen alten Mißbräuchen erstickt, von Grund aus regeneriren und eine Staatsordnung nach den großen Prinzipien der Neuzeit einführen; aber ich bin ein guter Herr, ich will meine treuen Diener nicht brodlos machen, stellen Sie mir zu dieser Ordnung der Dinge alle Beamten an, welche dieselbe auf grimmigste hassen und verfolgen, — was denkt ihr denn? Als ein feiner Franzose hätte Mirabeau nicht etwa mit einem groben Verzicht auf das Portefeuille, sondern verbindlich und höflich so geantwortet: Sehr wohl, Sire; diese neue Ordnung der Dinge soll hergestellt sein — nach dreißig Jahren und mit Hilfe des Todes.

Also warten! Wenn ein unvorsichtiger Staatsmann trotzig und protzig gesagt hat: Wir können warten; so laßt euch wenigstens das gesagt sein: Wir müßen warten! Wer dem Tode nicht unter die Arme greifen will, wie Robespierre, welcher damit nur den Cäsarismus begründete, an dem Frankreich heute noch krankt, der warte geduldig die Wohlthaten des natürlichen Todes ab. Der Tod ist der Hintergrund jedes liberalen Prinzips. Er sitzt in allen Ministerien aller neuen Aeren, er ist ihr

unsichtbarer Ministerpräsident, und während die Herren die neue Aera im Schweiße ihres Angesichtes produciren, geht er von Bett zu Bett und treibt den Todesschweiß auf die Angesichter der alten Aera. Jetzt erst ist die Arbeit gethan.

Die alte Aera muß begraben werden, aber auch buchstäblich begraben. Das kann kein liberaler Minister, und wäre er noch so energisch; das kann nur Einer, der Tod.

Und er thut es, er thut es mit einer Energie, mit einer Ehrlichkeit und Ausdauer, welche über alles Lob erhaben ist. Ich werfe mich in den Staub vor dir, größter der Fortschrittsminister, weiser, gerechter, gütiger Tod, und bringe der neuen Aera den einzigen Jubeltoast aus welcher ihr ansteht und welcher vernünftig ist: Heil dem Tode! es lebe der Tod!

Zum neuen Jahr 1870.

I.

Der Großkhan Hartung.

Die Pacificbahn und der Suezkanal machen das Jahr 1869 — darüber kann keine Frage sein — unsterblich. Diese Werke sind gleichsam die Sterne des Jahres. Mindestens Kometen müssen wir aber zwei andere Ereignisse nennen, welche noch im letzten Monate des Jahres eintraten und, wenn nicht unsterblich, doch denkwürdig sind und das historische Gewicht des Jahres in einer hervorragenden Weise vermehren.

Ich meine die Eröffnung des vatikanischen Konzils am 8. Dezember und die Wiener Arbeiterdemonstrazion am 13. Dezember 1869.

Ich halte das letztere Ereigniß für das wichtigere.

Nicht daß ich dem Konzil eine laute Affektazion von Geringschätzung entgegensetzte, die ich im Stillen nicht empfinde. Geringschätzung zu affektiren ist leicht. Schon beim tridentinischen Konzil spotteten die protestantischen Landsknechte, sie wüßten nicht, wozu es gut wäre, wenn nicht etwa um eine gewisse Streitfrage über das Stechen im Kanöffelspiel zu entscheiden. (Ein Kartenspiel der Landsknechte, dessen Spielplan nicht mehr bekannt ist.) Aber das tridentinische Konzil hat bekanntlich doch noch andere Dinge entschieden als die Zweifel des Kanöffelspiels! Wir müßten die Menschheit höher schätzen, als sie es nach den drei- oder viertausend Geschichtsjahren, die wir von ihr kennen, verdient, wenn siebenhundert fantastisch gekleidete und mit übersinnlichen Formeln bewaffnete Schäfer nicht immer noch eine Art von Eindruck auf die Schafe hervorbringen sollten. Es ist die Quelle aller geschichtlichen Täuschungen und Selbstüberhebungen, die menschliche Anlage zur Bildung mit der wirklichen Bildung zu verwechseln. Inzwischen ist doch soviel wahr, daß die straffgespannte Saite des Konzils, wenn nicht springt, wie die Heißsporne hoffen, doch den beabsichtigten Ton zu versagen scheint.

Ganz anders aber tritt neben dem alten Löwen der Hierarchie der junge Löwe der Arbeiterbewegung auf. In seiner letzten Wurzel nicht weniger mystisch und metafisisch; am unsichtbaren Faden einer Idee, einer allmächtigen Willens-Fantasmagorie nicht weniger bewegt und gelenkt; in geheimnißvoller Einheit des Denkens und Handelns, in Uebereinstimmung dogmatisch inspirirter Gewissen nicht weniger esoterisch geschult und geschlossen, als irgend ein schwärmerischer Geheimbund, welcher Mysterien feiert, verräth seine äußere Haltung eine praktische Energie, eine Thatkraft und Schlagfertigkeit, eine aggressive, stürmische Kühnheit, kurz jenen strammen, festen, sichern, erobernden Schritt, welcher für jeden Geschichtskenner das Kennzeichen ist: mit diesem Schritt tritt ein Herscher auf die Weltbühne!

Was war es denn, was die heidnischen Römer am neu aufkommenden Christenthume so grauenhaft anmuthete, daß es sie wie Todesahnung und Weltende überkam? Das christliche Dogma, die christliche Seligmachung wahrhaftig nicht! Sie hatten nur ein Lächeln für diese kindischen Träumereien ungebildeter Menschen, welche das Alles im Zeno und Epiktet, im göttlichen Plato, beim Proclus, Jamblichus und Apollonius von Tyana viel besser finden konnten, wenn sie eben „gebildet" und „aufgeklärt" gewesen wären. Ueber alle Maßen dagegen erschreckte sie die Organisazion dieser ungebildeten und wenig aufgeklärten Leute. Wenn das Priesterthum des Polytheismus fast einflußlos ist, weil nach verrichtetem Tempel- und Opferdienst der Priester unter die Laien zurücktritt und sie nichts weiter mehr angeht, so sahen sie bei den Christen ein völlig neues Princip. Es war das Princip der Seelsorge. Sie sahen die Gemeinde mit dem Priester, den Priester mit dem Bischof, den Bischof mit dem Metropoliten durch ein Band des liebenden Gehorsames verbunden, und Alle für Einen, Einen für Alle einstehen. Legte die heidnische Obrigkeit einem Christen Geldbuße auf, so zahlte für den Einzelnen die Gemeinde, für eine Gemeinde die Diözese, für eine Diözese die ganze Provinz und das ganze Reich. Vor dieser Solidarität standen den Heiden die Haare zu Berge. Ihre eigene Verfassung hatte nichts entfernt Aehnliches. Sie fühlten, hier wird in die alte bürgerliche Weltordnung ein Keil getrieben, der sie unfehlbar sprengen muß.

Man kann von den Arbeitertheorien denken wie man will; man kann aber nicht hoch genug denken von der Arbeiterpraxis, von der Verfassung, welche sie sich gegeben, von der Gewissensrepublik, in welcher sie leben, von der politischen Parteidisciplin der Arbeiter.

Wenn die Wahltage kommen, so ringen die stolzesten und mächtigsten Parteiblätter des Bürgerthums ohnmächtig die Hände, daß das Bürgerthum, das intelligente, wolhabende,

über Zeit und Geld verfügende Bürgerthum, das Bürgerthum, welches den Werth seiner Rechte und Pflichten so gut zu kennen im Stande wäre, um keinen Preis in der Welt an die Wahlurne zu treiben. Gegen die vis inertiae der deutschen Indolenz verwandelt sich dann der letzte Leitartikelschreiber in einen Cicero und Demosthenes, in einen Jeremias und Burke. Und doch schreibt er vergebens. Da winkt der Arbeiter Hartung; — und 8000 Arbeiter opfern einen Taglohn und stehen wie Ein Mann auf der Straße! Das ist etwas völlig anderes als deutsche Indolenz!

Ich wurde zufällig Zeuge eines Gespräches, worin sich der Inhaber eines Klaviersalons in der Provinz gegen einen der ersten Wiener Klavierfabrikanten bitter beklagte, daß er ihm bestellte Instrumente zu Weihnachten nicht geliefert und seit zwanzig Jahren zum erstenmale benachtheiligt. „Jetzt sind die Arbeiter unsere Herren", war die Antwort. „Meine ältesten und treuesten Arbeiter klagen mir selbst, sie möchten gerne arbeiten, aber sie dürfen nicht!" Das ist neu. Das ist etwas völlig Anderes und Neueres, als der konstituzionelle Rechtsstaat und der Schutz der persönlichen Freiheit! Die Tyrannei, einem Arbeiter die Arbeit zu verbieten, würde in ganz Europa einen Aufschrei des Entsetzens hervorrufen, wenn sie von einem Kaiser oder König geübt würde. Der Arbeiter Hartung hat die Macht dieser Tyrannei und genießt den Gehorsam dieser Tyrannei.

Um das Gleichniß einer solchen Herrschaft über das Menschengeschlecht zu finden, müssen wir Europa verlassen, müssen wir in die Geschichte zurück und nach Asien gehen, wo wir sie bei den Großthanen der Hunen, Tataren, Mongolen, bei Attila, bei Timur und Tschingiskhan finden. Auch wird sie nie mit einem rein weltlichen Karakter ausgeübt; es ist ein Zug in ihr wie von religiösem Fanatismus, ein unüberwindlicher Glaube an eine Mission, an das Unrecht einer alten und an das Recht einer neuen Ord-

nung. Attila, die Geißel Gottes, hat diese Sprache gegen Rom und Byzanz offen geführt, und in den milderen Akzenten des 19. Jahrhunderts sagt etwas Aehnliches der Großkhan Hartung, die Kapitalgeißel Gottes.

Und klingt es nicht schon wie Hohn, selbst wenn er es nicht sagt? Wenn ein 26jähriger Tischler es dem Bürgerthum bieten darf, ihm allergnädigst zuzugestehen, daß sich die Arbeiter von der Sache der Bürger nicht lossagen? Es ist wahr, die Bienen machen den kostbaren Honig: aber haben sie je Thymian und Lindenblüte versichert, daß sie ihre Saugrüsseln aus ihren Kelchen nicht zurückziehen wollen?

Wenn eine begeisterte Sekte mit solchen Ansprüchen in der Welt auftritt, so liegt die Situazion gewöhnlich so, daß ihr Vortheil ein doppelter ist: nicht nur hat sie selbst eine Idee, von der sie begeistert ist, sondern die Andern haben gewöhnlich keinen Geist und keine Idee.

Hätte z. B. auf dem Parketwürfel, auf welchem der Minister Graf Taaffe stand, als er die Arbeiterdeputazion empfing, etwa zufällig ein denkender Mann gestanden, so müßten die Zeitungen einen wesentlich anderen Dialog zu erzählen wissen.

Ich lese:

„Hartung hielt an den Ministerpräsidenten die Ansprache, in welcher er erklärte, sie seien eine Deputation, entsendet von der versammelten Volksmenge, um die Wünsche derselben vorzulegen. Das Volk fordere noch in dieser Reichsrathssession die Gewährung des Koalizions- und freien Genossenschaftsrechtes."

Darauf nun hätte der denkende Mann wahrscheinlich so geantwortet: Die Beschlüsse des Reichsrathes sind frei und müssen frei sein. Es kann keine Rede davon sein, daß das Volk noch in dieser Session vom Reichsrathe fordert. Das heißt dem Reichsrathe diktiren und dem Reichsrathe

befehlen. Ich wüßte nicht, daß das ein Minister kann, das kann auch der Kaiser nicht.

Ich lese:

„Baudisch: Im Reichsrathe seien alle Klassen der Bevölkerung vertreten, nur der Arbeiterstand nicht."

Die Antwort des Denkenden konnte ungefähr so lauten: Wie, mein Herr Baudisch, also wären im Reichsrathe Oesterreichs nur die Müssiggänger vertreten und nicht die Arbeiter? Behaupten Sie das im Ernste? Glauben Sie wirklich, daß die Wähler Oesterreichs nicht arbeiten oder nicht wenigstens gearbeitet haben? Nehmen wir ein nahe liegendes Beispiel, Herr Baudisch, Sie selbst! Sie werden einst Bürger, Wähler, vielleicht Gewählter sein. Aber sollte Ihr Herz dann aufgehört haben für die Arbeiter zu schlagen? Könnte es das? Glauben Sie, daß es das könnte?

Nun gebe ich aber gerne zu, daß das Denken eine nothwendige Gymnastik nur der Kleinen und Schwachen ist, davon sich dispensiren kann wer groß ist und die Macht hat. Graf Taaffe hat wie ein alter Römer gehandelt als er die Arbeiterdeputazion empfing, neun Tage sicher machte und am zehnten in die Gefängnisse schleppte. So ungefähr machten es auch die römischen Konsuln und Prokonsuln als sie die Unterdrückung des Christenthums wollten und — die raschere Ausbreitung desselben beförderten.

Und so können wir uns von dem Jahre 1869 nicht verabschieden, ohne den Wunsch auszusprechen, daß die Arbeiterverhaftung am 22. Dezember, in die letzte Woche dieses Jahres nicht als ein Keim gesenkt worden, dessen Früchte noch den Konsuln und Proconsuln der spätesten Jahre aufgehen werden!

II.

Ein Wort Goethes.

Ein neues Jahr scheint doppelt neu zu sein, wenn es das erste in einer neuen Dekade ist. Wir wechseln nicht das Jahr, sondern das Jahrzehend. Wir treten aus der 60er in die 70er Dekade.

Es ist vielleicht kein müssiges Spiel, wenn ich bei dieser Gelegenheit die Bemerkung mache, wie oft das letzte Jahr eines Jahrzehends zugleich der letzte und höchste Kraftausdruck desselben war, sein wichtigstes und bedeutendstes, sein fruchtbarstes und zeugungsbestes, gleichsam die Blütenkrone seines Pflanzenstieles, z. B. im vorigen Jahrhundert. Da wurde im Jahre 29 Lessing geboren, 49 Goethe, 59 Schiller, 69 Napoleon!

Was ist in unserm ablaufenden Neuner-Jahre geboren worden!

Die Größe der Menschen verbirgt sich selbstverständlich dem heutigen Blicke, aber die Größe der Thatsachen ist ein Beispiel mehr, daß die Bemerkung von der geistgeschichtlichen Sommität der Neuner-Jahre kein müssiges Spiel zu sein scheint.

Im Jahre 1869 wurde die Pacificbahn und der Suezkanal eröffnet!

Von diesen Weltbegebenheiten hat ein Mann, welcher selbst eine Weltbegebenheit war, noch am späten Abend seines Lebens gesagt, daß es verlohnend wäre, sie erleben zu können.

Mittwoch den 21. Februar 1827 sagte Goethe in einem Gespräche zu Eckermann:

„So viel aber ist gewiß, gelänge ein Durchstich (von Panama) derart, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch solchen Kanal aus dem mexikanischen Meerbusen in den stillen Ozean fahren könnte, so würden daraus für die ganze zivilisirte und nicht zivilisirte

Menschheit ganz unberechenbare Resultate hervorgehen. Wundern sollte es mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es sich sollten entgehen lassen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es ist vorauszusehen, daß dieser jugendliche Staat bei seiner entschiedenen Tendenz nach Westen in 30 bis 40 Jahren auch die großen Landstrecken jenseits der Felsengebirge in Besitz genommen und bevölkert haben wird. Es ist ferner vorauszusehen, daß an dieser ganzen Küste des stillen Ozeans, wo die Natur bereits die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, nach und nach sehr bedeutende Handelsstädte entstehen werden zur Vermittlung eines großen Verkehrs zwischen China nebst Indien und den Vereinigten Staaten."

„Dieses möchte ich erleben, aber ich werde es nicht. Zweitens möchte ich erleben, eine Verbindung der Donau mit dem Rheine hergestellt zu sehen. Aber dieses Unternehmen ist gleichfalls so riesenhaft, daß ich an der Ausführung zweifle, zumal in Erwägung unserer deutschen Mittel. Und endlich drittens möchte ich die Engländer im Besitz eines Kanales von Suez sehen. Diese drei großen Dinge möchte ich erleben, und es wäre wol der Mühe werth, ihnen zu liebe noch einige 50 Jahre auszuhalten."

Diesen Flug nahm Goethe im Jahre 1827, als in den Vereinigten Staaten das letzte westliche Städtchen noch — Cincinnati war, als Chicago und St. Louis noch obskure Indianerdörfer waren, als San Francisco ein auf der Erde noch unbekannter Name war! Und den künftigen Suezkanal konnte er sich mit einem echt germanischen Freiheitssinn nur in den Händen der Engländer denken, in angelsächsischen nicht in celtischen Händen.

Das „riesenhafte Unternehmen" der Rhein-Donau-Verbindung ist bei „unsern deutschen Mitteln," die Goethe allerdings richtig taxirt hat, zum Main-Ludwigs-Kanal zusammengeschrumpft, d. h. beinahe zur Privatliebhaberei eines der fürstlichen Particuliers im zersplitterten Deutschland. Glän-

zender dagegen ist der Suezkanal ausgeführt, und seine erste Beschiffung wurde soeben wie eine neue funkelnde Krone dem Jahre 1869 aufs Haupt gesetzt. Unter seinem Vorgange aber wird der Panamakanal muthiger und ernstlicher als je in Betracht genommen, und schon ist die große Schwester dieses Riesen auf die Weltbühne getreten, die Verbinderin des atlantischen und stillen Ozeans, die Pacificbahn. Sie durchmißt in der neuen Welt einen Raum, welcher in der alten Welt ungefähr eine Linie von Petersburg bis zur Insel Madeira vorstellen würde. Diese zwar noch nicht maritime aber binnenländische Verbindung zwischen dem atlantischen und stillen Ozean hat gleichfalls das Jahr 1869 inaugurirt.

Die drei Visionen Goethes sind demnach in Erfüllung gegangen. Aber sie sind es — ohne Ehrenopfer für Goethe! Von der Pacificbahn, und vollends vom Suezkanal, haben hunderte von Federn das lesende Publikum unterhalten; keine einzige aber hat sich der Worte Goethes zu Eckermann erinnert! Ich spreche daher nicht von diesen vielbesprochenen Werken — das ist abgethan — aber ich beehre mich, von dem großen Propheten dieser Werke zu sprechen, von Goethe.

Der „Egoist", der „Fürstenknecht," der „steife Minister" mit dem Stern auf der Brust, sitzt in einer einsamen Binnenstadt, an einem kleinen Fürstenhof, und überläßt sich, achtundsiebzigjährig, inbrünstigen Wünschen über den Weltverkehr! Unter persischen Manuskripten und griechischen Alterthümern nennt er es — in Weimar das wünschenswertheste Ziel eines Menschenlebens: den Suez- und den Panamakanal zu erleben!

Denkt man dabei an jenes im unsittlichsten Ichkultus versunkene, von Reklame zu Reklame kriechende Wurmgeschlecht, welches sich heutzutage Dichter nennt, und welches keinen anderen Horizont und keine anderen Interessen hat, als seine Auflagen, seine Aufführungen, seine Uebersetzungen

in fremde Sprachen und über all diese Merkwürdigkeiten ein paar tausend zusammengebettelte Zeitungsnotizen: so kehrt sich vor Ekel das Eingeweide im Leibe herum! Denkt man aber vollends, daß unter diesen Bettelnotizdichtern gar mancher Neidhart sich noch erfrecht, in der bequemen Deckung durch Börne auf den Minister und Fürstenknecht die Zähne zu fletschen, weil er in seiner Bettler- und Lumpenherberge eben Alles brauchen kann, was populär und pöbelhaft ist, heute einen Orden und morgen eine demokratische Frase: so sieht man sich unwillkürlich nach dem Henkersknecht und seinem glühenden Eisen um, welcher diesem Ehrlosen die Stirne brennen soll!

Aber am besten ist es, von diesem Gelichter gar nicht zu sprechen. Dagegen kann ich nicht umhin, von Börne zu sprechen, welcher wenigstens den guten Willen, ja die Leidenschaft der Ehrlichkeit hatte, als er im einseitigsten Ungestüm seiner Rasse gegen Goethe frevelte — der Typus der höchsten Unfreiheit gegen den Typus der höchsten Freiheit! Wem das letztere paradox vorkommen will, der definire mir besser als ich es vermag, was man unter frei und unfrei verstehen soll. Bis dahin wird zu sagen erlaubt sein: Unfreiheit ist die höchste Befangenheit im Ichgefühl — und das war Börnes Zustand; Freiheit ist die höchste Fähigkeit über das Ich hinaus sich zur reinen Anschauung der Dinge zu erheben — und das war Goethes Natur. Wenn Börne in hessischen und badischen Kammerdebatten seiner Freiheit nachzappelte und nachkeuchte, Goethe aber, goldener Ahnung voll, mit einem sinnigen Blick auf die Erdkugel die angelsächsische Kulturbewegung sich ausbreiten läßt — wer ist hier der Freie und wer der Unfreie? Kaum ist es heute noch möglich, in Börnes Briefen zu lesen, wo Alles Staub und Plunder geworden, ja, was das Schlimmste ist, durch die Kleinheit und Kurzlebigkeit der Interessen lächerlich geworden. Dagegen ist in Goethes weiten, großen und freien Perspektiven Alles frisch

geblieben, alles vor fünfzig Jahren Gedachte und Gewollte Blüte und Frucht geworden oder heute noch wurzelständig und Hoffnung künftiger Blüten und Früchte. Sein Wort über die Rhein-Donauverbindung, über die Verbindung des stillen und atlantischen Ozeans und über den Suezkanal ist einer von den Beweisen davon. Und wie viele solche Weltworte liegen wie in Goldschachten in seinen Werken und Briefen! Aber wer kennt sie, wer sucht sie?

Wahrlich, es gehört zu den Unglücksfällen, an welchen die deutsche Geschichte so reich ist, daß Goethe auf der Höhe seines Lebens, und wo seine Wirkungen sich auszubreiten anfangen sollten, gehemmt, beseitigt, und der Vergessenheit überliefert wurde durch die Tagesparole einer efemeren und zwerghaften Tendenzpolitik. So blieb von ihm nur übrig was zu vergessen unmöglich war, seine Dichtungen. Aber Jedermann kennt den übereinstimmenden Ausspruch aller Besten unter seinen Zeitgenossen: daß Goethe zum großen Mann den Dichter gar nicht brauchte; daß er auch ohne sein Dichtertalent noch ein Führer der Menschen gewesen wäre.

Diese letztere und größere Wirkung scheint ihm durch die Kurzsichtigkeit der politischen Tageshelden für ewige Zeiten nun abgeschnitten! Der Mann, welcher eine Welt-Ethik begründen konnte, sollte sich in den Lärm der Kammerpolitik mischen! Und als er zu groß dazu war, gelang es einem talentvoll Lärmenden ihn der Nazion zu verdächtigen und zu entfremden! Der Weise, dessen Spruchweisheit die Regierung des humanen Weltalters zu führen berufen war, durfte nur leben bleiben in Liedern, Romanen und Theaterstücken! Zum Dichter sank herab, der den Europäern sein konnte, was den Arabern die Sprüche des Korans, den Mandschu die Sprüche des Konfucius, den frühern Römern die sybillinischen Bücher und den spätern die Briefe des Paulus!

Neutralität im Himmel.

25. Juli 1870.

Dacht' ich es doch! Das wird eine schöne Geschichte! brummte der heilige Petrus, indem er von den Pforten des Himmels auf die Erde herabsah und seine Hornbrille wischte. Ja, ich habe recht gesehen und recht gehört, leider! In Frankreich setzen sie das Hochwürdigste aus und veranstalten Prozessionen, damit ihnen Gott den Sieg verleihe. In Preußen verordnet König Wilhelm einen allgemeinen Buß- und Bettag auf Mittwoch den 27. Juli: „damit Gott in diesem Kampf uns zum Siege führe". Unverbesserlich sind diese Menschen! Aus alter Erfahrung konnten sie's längst wissen: der Himmel ist neutral und bleibt neutral. Das wäre mir auch ein sauberer Himmel, welcher Partei nähme! Aber nein, immer ziehen sie den lieben Himmel in ihre Katzbalgereien hinein, — mit jener Unheiligkeit menschlicher Leidenschaften, welche just von dem Himmel entfernt! Hopfen und Malz ist an diesen Leuten verloren. Ich wundere mich nur, wo der alte Herr seine viele Geduld hernimmt. Wenn sie ihm aber doch einmal reißt! Liebe hin, Liebe her; ich trau dem Neuen Testament nicht recht und fürchte immer, es kommt wieder einmal die Reaktion von anno dazumal, die Himmelkreuzschockschwerenoth-Sündfluth aus dem Pentateuch. Der alte Herr wird mir immer fuchsteufelwild bei diesen Kriegs-Vetereien: „Verleihe mir, o Herr, daß ich auf dieser Seite noch viel mehr von Deinen Ebenbildern massakrire, als Der auf der anderen Seite!" Aber ich weiß, was ich thu'. Mietnagelfest schließ' ich die Himmelsthüre zu, daß mir kein Sterbenswörtchen heraufdringt: „Laß mich die Franzosen todtschlagen!" „Laß mich die Preußen todtschlagen!"

Der heilige Petrus bückte sich keuchend nach einem zentnerschweren Vorhängschloß, da kam flink und leicht Saint Denis aus Rheims daher gesprungen und rief fast

athemlos: Allez tout de suite, mon ami, Saint Pierre, melden Sie mir augenblicklick beim Alleröckſten! Ick aben ſu rapporter die dovotion und prières von 36 Millionen franzöſiſche Katholiken um Sieck über der méchants preußiſche Ohenſoller-Königs-Macker und Benedetti-Jnauswerfer.

Aufgemacht, Peterchen! ſchrie der heil. Michael, der mit ſeiner großen Fahne daherſtürmte, daß die Feſten des Himmels zitterten. Aufgemacht, Peterchen! ſperrangelweit aufgemacht! Der Geiſt der Leipziger Schlacht will herein; mein großes, einiges Deutſchland betet um Sieg über den Erbfeind!

Da ſind ſie ſchon, die Narren! murmelte Petrus, der ſachte retirirte.

Jck müſſen zuerſt inein; ick müſſen überall aben den Vortritt! rief St. Denis und drängte gegen die Thür.

Den Nachtritt wirſt Du haben und den Fußtritt dazu! ſiehe Ems an der Lahn! lachte poltend St. Michael und ſtieß ſeine Fahnenſtange gegen St. Denis.

Aber meine Herren, bedenken Sie doch, daß Sie Heilige ſind! ſagte Petrus.

Ei was, Eilicke! widerſprach St. Denis; wozu brauckte man Eilicke als um ſu protéger die Jntereſſen von die uneilicke Menſchheit.

Und daß will ein Katholik ſein! murmelte Petrus, der ſpricht ja wie ein Ketzer!

Der heilige Michel trällerte den Deſſauermarſch. Vorwärts! nicht lang gefackelt! Melde mich beim Herrn, Petrus. 40 Millionen Deutſche, Muß- und Will-Preußen, Annektirte und zu Annektirende, Alle, Alle, — kurz, einig ſind wir! Alle meld' uns. Wir müſſen den Sieg haben, hol mich der Teufel!

Sieck und deutſche Miſchel! Daß ick nit lack! Jck ſein abonnir auf Sieck pour l'éternité! Monſieur betracken Sie mir de tous les côtés, ick ſein überall unüberwindlick. Bin

ich Gallier — war ich Brennus und aben überwunden Rom. Bin ich Romane — war ich Cäsar und aben überwunden die Gallier. Bin ich Franke — war ich Chlodwich und aben überwunden die Gallier und die Romanen. Tonjours unüberwindlich.

Der Kerl hat immer sich selber geprügelt! lachte der heil. Michael aus vollem Halse. Warst Du Hohenstaufen, Knirps! und hast in Palermo gethront? Warst Du deutscher Orden, Knirps! und hast Polen und Litthauen kolonisirt? Warst Du deutsche Hansa, Knirps! und hast Niederlagen gehabt von Lissabon bis Groß-Nowgorod und hast mit Lübecker Bürger-Schiffen dänische Könige geschlagen? Knirps! Haarkräusler! Ballettänzer! Pastetenbäcker! Wer bist Du denn und was warst Du denn? Ein Frosch bist Du, der sich zum Ochsen aufgebläht hat, derweil ich mich vom dreißigjährigen Krieg ausschlief und ein wenig verschlafen habe. Wenn die deutsche Reichsfahne aufrollte mit dem wohlbekannten schrecklichen Michael im Wappen, da schrieen sie entsetzt von Sizilien bis ans Eismeer: „Der deutsche Michel kommt!“ und krochen ins Hundeloch. Ich bin die große Nation, und Du kleiner Franzosen-Knirps warst nur die Vize-große Nation, ein armseliges Interim, so lang ich geschlafen habe. Das hast Du vergessen, Knirps, und schwindelst in Deiner Vize- und Interims-Größe, Knirps! Platz da, Haarkräusler! heut reck' ich die Glieder und wenn der deutsche Michel sich reckelt, so braucht er Platz in der Welt! Geh mir aus dem europäischen Gleichgewicht Knirps! Kriech' in Dein Hundeloch hinter die Seine und Loire, denn mit der Vogesen-Grenze hab ich ein Wort zu reden und wohl auch mit der Maas-Grenze!

Traitre! perfide! scelérat! kreischte Saint Denis und entrollte die Oriflamme, aber der heilige Michael hatte längst seine deutsche Fahne entrollt, und die Fahnen wehten stürmisch und der heilige Petrus verwickelte sich in

der vielen Leinwand, wurde zu Boden gerissen und schrie um Hilfe.

Da that sich die Himmelsthür auf und — der Herr trat heraus.

Was giebt's?

Sieg, o Herr, für 36 Millionen Franzosen, die Deinen heiligen Namen ...

Sieg, o Herr, für 40 Millionen Deutsche, die Deinen heiligen Namen ...

Der Herr lächelte. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen" ließ ich meinen eingebornen Sohn sagen; aber ich sehe wohl, für ein gut bestelltes Haus sind es doch noch zu wenig. Wir brauchen eine Abtheilung für Geisteskranke, oder wenigstens eine Kaltwasserheilanstalt. Petrus, mache mir einen Plan und Kostenanschlag.

Bei dem Worte „Kostenanschlag" verzog Petrus den Mund und sagte kleinlaut: Herr, thäten's nicht ein paar nasse Wolken auch für diese Hitzköpfe?

Mon Dieu! meine Ernte ist ohnedies schon schlecht und der spricht noch von nassen Wolken! Gibt es keine Gerechtigkeit mehr im Himmel? Protegire ich darum den Stuhl Sankti Petri, Du Undankbarer, und Deine heilige Stadt und den Rest Deines Patrimoniums, und wirke Wunder bei Mentana für Dein armes hilfloses Alter, — ich, ich, Saint Denis von Rheims, der ich eigentlich im Himmel wie auf Erden ...

Nicht raisonnirt! rief der Herr mit starker Stimme. Laßt mir den Himmel aus dem Spiele! Prügelt Euch, wie Ihr wollt, auf Eurer verrückten Erde, aber der Himmel bleibt neutral! Punktum!

Saint Denis machte gute Miene und murmelte: Mehr will ich ja gar nicht. Bleibt nur der Himmel neutral, so müssen meine Franzosen nothwendig siegen.

Der heilige Michael murmelte: „Nicht raisonnirt"

hat er gesagt. O, er ist ein guter Preuße! Er thut nur vor den Leuten so, aber im Herzen ist er der Unsrige.

Er hat unsere Gebete erhört, sagten sie Beide zusammen und gingen.

Der Herr und Petrus aber sahen ihnen lange nach, sahen sich kopfschüttelnd einander an und sagten lachend: Unverbesserlich!

Ein Wiener Rathskeller.

8. August 1870.

Als im Jahre 1811 der große Napoleon Schwerter, Spieße, Bomben, Granaten und alle Völker der Erde zusammen raffte, weil er mit dem Meisterwerke seines Lebens schwanger ging, mit der schönen Idee, nächstes Jahr einen noch größeren Riesen, als er selber war, aufzufressen, das riesige Rußland; in dem nämlichen Jahre ging auch die alte, treue Natur „die Sonne Homers", wie Schiller sie nennt, mit ihrem Meisterwerke schwanger und gebar das Kind ihrer süßesten Strahlen, die edelste und reifste Frucht ihrer ewigen unerschöpflichen Mutterwärme, den gepriesenen „Elser." Es sind hierauf die Armeen des großen Napoleon im gefrorenen Beresinawasser niederträchtig ersoffen, wer aber in Elserwein ersoff, der wurde aus einem General nicht eine Leiche, sondern ein Gott! Noch die Kinder und Enkeln dieses Geschlechtes schlichen geheimnißvoll in ihre tiefen gründlichen Keller, und soffen sich in die allerhöchsten Chargen und Orden hinein, und immer rarer, immer komthur- und großkreuzhafter wurde die Auszeichnung, ein Restchen Elser zu besitzen; denn die Kaiser und Könige werfen ihre Gnaden Jahr für Jahr auf den Markt, aber die weisere Natur thut es kaum ein oder zwei Mal im ganzen Jahrhundert. Das Jahr 1811

mit seinem leuchtenden Ruhme und das Jahr 1812 mit seiner schnellen Vergessenheit predigen daher laut und offenbar die erweisliche Lehre, daß nichts so sehr Pomade, als ein großer und berühmter Krieg, dagegen nichts so wichtig, dauernd und wahrhaft und unsterblich, als ein gelungener Suff.

Während in diesen hitzigen, schweiß- und blutvollen Tagen, (der Jäger nennt beides mit Einem Worte) die Weinberge des Rheins unter Soldaten und Pulverkarren eines unermeßlichen Kriegslagers verschlungen und begraben liegen, sitzt in Wien ein bedächtiger und kunstreicher Mann, unser belobter Dombaumeister Schmidt vor einem schönen Blatt Papier, worauf er den Wiener Rathhausplan von den Verhältnissen des alten auf die des neuen Platzes transcribirt, und ein bedächtiger und kunstfroher Mann, unser allzeit gut- und rechtdenkender Gemeinderath, Dr. Hoffer, guckt ihm theilnahmsvoll über die Achsel, freut sich, reibt sich die Hände, und schüttelt abwechselnd den Kopf, durch welchen ihm allerlei Gedanken fahren, erfüllte und noch übrig bleibende. Meisterle, Meisterle, ruft er endlich, laßt Euch sagen! Es wäre Jammerschade um Euer wunderherrliches Werk, wenn es nicht das Schönste besäße, was es zu besitzen noch fähig ist. Ich sehe prächtige Thore, reichprofilirte Fenster, ehrwürdige Giebel und majestätische Thürme, ich sehe Prunk- und Prachtzimmer voll köstlicher Zier, hierauf licht- und luftreich die Sitzungszimmer gemeinen Nutzens, wo wir Protokolle und Akten gebären, sodann feuersicher und mäusefest, lange geräumige Einlager eben dieser Protokolle und Akten: das Alles ist wohl bestellt und weislich verzeichnet auf Eueren unvergleichlichen Blättlein. Nur Eins seh ich nicht und zwar die Seele dieses schönen Körpers, die Uhrfeder und das perpetuum mobile, ohne welches ein richtiges deutsches Rathhaus zu denken gar nicht erlaubt ist. Ich meine den Rathskeller! Meisterle, Meisterle, spitzt nur bebend Euren Bleistift und

zeichnet mir einen großen tiefen Keller hinein, aber einen recht großen! Was denkt Ihr denn? Woher sollte ein armer Gemeinderath Rath nehmen, Witz, Erfindsamkeit, behende und feine Gedanken, fröhliche Ueberredung, bildliche, blumige, honigsüße, oder auch starke, männliche und thatenfeurige Weisheit; ganz besonders aber woher soll er die liebe Geduld nehmen, die goldene ausdauernde Geduld mit dem vielköpfigen Ungeheuer, genannt Publikus, das vor den Thoren des Rathhauses hin- und herschwankt, auf- und abwogt und ihm das Gemeinderathsein hinlänglich sauer machte, wäre nicht die Kellerbergung süßen Weines sein Trost? Sagt doch nicht, daß der gute, süddeutsche Gott ohnedies mit tausenden von Weinschänken jede Stadt und jedes Städtlein in Süddeutschland ausgestattet, vor Allem aber mit überschwenglichem Wirthshaussegen unser fröhliches Wien bedacht. Als ob es nicht thörichte Menschenart wäre, den Segen in Fluch zu verkehren! Der Wiener weiß zwar wo der Vöslauer schlecht und wo er — noch schlechter ist; wo er er geschnürt wird und wo er unbarmherzig geschnürt wird; welcher Wiener weiß aber noch, wo er einen guten und billigen Tropfen bekommt? Ja, und wenn es der Wiener wüßte; woher soll es der Fremde wissen, welchen vier brandende Bahnhöfe an unsere Ufer schleudern und welche ihm gastliche Ufer sein sollen, nicht ein unwirthliches Tauris, wo die Wirthe ihn abschlachten? Nein, Meister Schmidt, laßt uns die tiefsinnige, wohlbegründete Sitte unserer Vorfahren hochhalten, welche in jeder Stadt das Rathhaus, den Mittelpunkt eines ehrbaren Gemeinwesens, mit dem unzertrennlichen Rathskeller versehen. Wie von einem werthvollen und landesbeliebten Buche unter dem Sudel sträflichen Nachdrucks eine kritische Textausgabe als Korrektiv und Wahrzeichen des Aechten veranstaltet sein muß; wie in unserer Central-Alpenkette der Großglockner oder der Dachstein die Erhebung, Schichtung und Lagerung der ganzen

Linie kommandiren: so ist der Rathskeller einer Stadt die offizielle und authentische Auslegung, Feststellung und Wiederherstellung der verstümmelten Wirthhaustexte; die starke Säule, daran der schwache und irrende Mensch sich halten mag in des Weinpantsches weitverbreiteten Schlingen. · Kompletirt mir demnach, vielwerther Meister, Euren trefflich ausgesonnenen Rathhausplan mit einem tiefen geräumigen Rathskeller, als welcher ein „Kommunalloch", nicht spottweise, sondern im idealsten Sinne genannt werden mag, so daß wir eine alte Tradition auf den neuen Platz nur noch herrlicher transferiren. Wenn droben geredet und gerathschlagt werden soll, so muß drunten gezecht werden können; das ist ein alter mystischer Causelnexus in deutschen Landen. Mit der lieblichen Redeblume korrespondirt nichts so gut, als die duftige Weinblume, und wer den Nagel auf den Kopf treffen soll, der übt sich ernstlich in Nagelproben. Glaubt nicht, daß die Krone eines deutschen Rathhauses Thürme sind: mit Thürmen stolz in die Lüfte zu prahlen, ist Ritter-Weise; der Bürger nennt es seinen Stolz, mit bedächtiger Einkehr in die Tiefe und auf den Grund zu gehen und die Sachen aus dem Fundament nehmen. Es spricht Euch aber klärlich zu Sinnen: das Alles bedeutet die Kellerwirthschaft. Tiefe — Grund — Fundament — und ganz besonders die Einkehr!

So ungefähr denken wir uns die Rede des obengenannten Ehrenmannes, von welchem wir freilich nicht mehr wissen, als daß er sich für einen Wiener Rathskeller warm interessirt. Aber zu der Ausführung dieses schönen Gedankens gehören mehr als Einer und Zwei; das kann weder ein einzelner Baumeister, noch ein einzelner Rathmeister; nur der ganze versammelte Rath kann es. Wir haben daher das zarte Pflänzchen dieses Gedankens in die gedeihliche Sonne der Oeffentlichkeit versetzen wollen, damit die wohlthätigen und fördernden Einflüsse von allen

Seiten zuströmen und an seinem ferneren Wachsthum sich betheiligen mögen.

Der Senat von Wien überlege sich demnach die Sache. Daß ein Ehrenpunkt darin steckt, dürfte er ohne weiteres kapiren. Wenn Städte wie Berlin und Bremen ihre klassischen Rathskeller haben, Städte wo man leben und sterben kann, ohne zu wissen wie ein gemaltes Weinblatt in der grünen Natur aussieht: warum sollte Wien nicht seine Lust und Ehre darein setzen, einen gediegenen Rathskeller sich zu erzielen, Wien, das Schooßkind der Weinberge, dem die Rebe zu allen Fenstern hereinschaut, das von Vöslau bis Mailberg mit Wein überrieselt ist und das, wie die Wasserleitung aus den Schneebergen, eine Weinleitung aus den Weinbergen, d. h. einen Rathskeller, zu seinen schönsten Kommunalaufgaben zu zählen durch Natur und Charakter berufen ist?! Erst ein Wiener Rathskeller könnte das Signal geben zu einer wissenschaftlichen Erziehung und Veredlung unserer so bildungsfähigen und großentheils so verwahrlosten Oesterreicherweine. Ausgehend vom Nächsten, von der Kreszenz vor unseren Thoren, vom Oesterreicherweine, wäre es hierauf einer Reichshaupt- und Residenzstadt gar wohl anständig und würdig, aus dem Mittelpunkt seine Strahlenlinien nach den Umkreis zu ziehen und einmal des Näbern zu erproben, warum die feurigen Weine von Syrmien verderben müssen, warum die süßen Weine von Südtyrol angeblich nicht haltbar sind, kurz nach und nach die Weine der ganzen Monarchie auf die Hochschule einer Wiener Rathhaus-Kellerung zu schicken. Greift man die Sache nicht nach Wiener Weise an, großartig und verschwenderisch im Anfang, erlahmend in der geduldigen Ausführung, sondern langsam, solid, planmäßig, mit den Mitteln haushaltend und von Stufe zu Stufe fortschreitend und gelänge es zumal, in der Wahl des Kellermeisters, der unsern Wein erzieht, einen so glücklichen Griff zu thun, wie in der Wahl des Pädagogen-Direktors, der unsere

Lehrer erzieht, so könnten wohl noch die spätesten Geschlechter über den Witz des heutigen jubiliren, welches mitten in Krieg und Kriegsgeschrei dem heranrückenden Trübsal ein Schnippchen geschlagen und Wien auf einem Punkte befestigt, den kein Stratege sich träumen ließ, der aber der einzig richtige und wahrhaft unüberwindliche ist. Wer überwände das Herz eines beherzten und fröhlichen Zechers, welcher im Gewissen und Magen sicher ist, seinen Waffenfegen nicht in einer Winkelkapelle des heiligen Ulrich geholt zu haben, sondern im hochgewölbten Dom der Rechtgläubigen, im Rathskeller, an der reinen Quelle des Vaterlandes, an der mütterlichen Brust der Gemeinde?

Es ist ein altes verbrauchtes Wort von „Wein, Weibern und Gesang" und daß ein Narr bleibt, wer sie nicht liebt. Nun, Weiber und Gesang lieben wir Wiener als unerreichbare Virtuosen und sind von diesen zwei Seiten her gegen die Narrheit trefflich verklausulirt! Dilettantischer treiben wir schon die Weinliebe und bleibt hier eine Lücke noch offen. Gebt uns einen Wiener Rathskeller der uns auch an dieser schwächeren Seite befestigt und zu Meistern und Künstlern erzieht, dann lasset herankommen mit Bomben und Granaten die Narren der ganzen Welt — wir sind die weisesten aller Menschen!

Schaden und kein Spott.

9. August 1870.

Das muß man sagen: die alten Herren verschwinden mit einigem Anstand von der Weltbühne. Seit zwanzig Jahren zerbricht sich die Demokratie den Kopf, wann und wie „der Verbrecher des 2. Dezember" fortgejagt werden wird; und siehe da, er versammelt im zwanzigsten Jahre

des „Verbrechens" gesund und heil wie ein Fisch das ganze waffenstarrende Frankreich um sich her, das ihm mit pünktlichem Gehorsam folgt und macht Miene, mit den Waffen in der Hand abzutreten. Er wird in Metz wie es scheint sein Queretaro halten und dann — als sorgenfreier und glücklicher Familienvater in Görz spazieren fahren. Man wird eines Tages einem ältlichen wohlbeleibten Herrn daselbst begegnen, dessen Identität durch die millionenmal gezeichnete Nase außer Zweifel gestellt ist, und wenn man ihn fragen wird: Ei, Sire, warum nicht in den Tuilerien? so wird er achselzuckend antworten: Was wollen Sie? Ich bin das Opfer meiner schlechten Gesandtschaften. Sie haben mich glauben gemacht, Oesterreich wird mit mir gehen und Süddeutschland neutral bleiben; inzwischen blieb Oesterreich neutral und Süddeutschland ging mit dem Feinde. Esel von Gesandten haben mich zu Grunde gerichtet!

So wird er achselzuckend sprechen und wird Recht haben! Nicht der Rechtsbruch, nicht der verletzte Eid, nicht das beleidigte öffentliche Gewissen, nicht der Liberalismus, nicht die Demokratie, weder die blaue noch die rothe, nicht Gambetta, nicht Rochefort und die Laterne — alle diese Eisenfressereien — Eisen mit Butter bestrichen! — haben keine Knöchelchen von ihm aufgefressen: schlechte Gesandtschaftsberichte haben's gethan.

Nein, es ist nicht wahr, wenigstens nicht in allen Fällen wahr: Wer den Schaden hat, hat den Spott. Wenn dieser Krieg der Sturz Napoleons ist, so hat der Liberalismus den Spott davon, der ihn mit zwanzigjähriger sittlicher Entrüstung nicht gestürzt hat.

So hat auch der Papst den Schaden, aber er hat nicht den Spott davon, sondern der österreichische Liberalismus hat ihn. War das doch ein Geächze und Gedrucke zehn lange Jahre lang, und das Konkordat blieb immer Konkordat. Wir brauchten erst das liberale Ministerium Schmer-

ling, dann das noch liberalere Ministerium Giskra, — aber das Konkordat blieb immer Konkordat. Wir lesen, daß die Mongolen Sibiriens durch den Genuß des Fliegenpilzes, eines heftigen Narkotikums, in einen sonderbaren burlesken Rausch sich versetzen, welcher ihnen Wahnvorstellungen erzeugt, wodurch ein auf dem Wege liegender Strohhalm als ein furchtbares und mit aller Kraft zu überspringendes Hinderniß gesehen wird. Da die Extreme sich berühren, so scheint der kolossalste Rausch und die mattherzigste Nüchternheit die gleichen Wahnvorstellungen zu erzeugen, denn das burleske Kerlchen, der Schmerling- und Giskra-Liberalismus, hielt das Konkordat, das jedem Pitt oder Bismarck ein Strohhalm gewesen wäre, für einen entsetzlichen Balken, sprang im zehnjährigen wiederholten Anlauf über den Strohhalm nicht hinüber, und ging endlich im weiten, vorsichtigen Bogen der konfessionellen Gesetze dem fürchterlichen Strohhalm rücksichtsvoll aus dem Wege. Dieses Schauspiel erbarmte und ekelte endlich den alten Herrn in Rom, da zündete er sich die Opferflamme seiner Unfehlbarkeit an und verbrannte den bilateralen Strohhalm eigenhändig daran. Nicht die kleinen Seelen haben das Konkordat aufgehoben, sondern Rom, das allzeit großartige, welches den kleinen Seelen, fast mitleidig, einen kleinen Vorwand lieh. Das Konkordat fiel nicht durch den Liberalismus, sondern durch die armselige Advokaten-Distinktion vom „veränderten Rechtssubjekte".

Wir sagen diese harten Dinge dem Liberalismus in seiner Eigenschaft als Scheinliberalismus, damit er sich bessere. Man züchtigt, was man liebt. Wir wollen den Scheinliberalismus zu einer Wahrheit, den Knaben, welcher die Schule schwänzt, zu einem Manne erziehen!

Schicksalsworte.

25. Aug. 1870.

Die Natur wird sich lange anstrengen müssen, um den Dichter hervorzubringen, der einst das Recht sich herausnehmen darf, die Napoleons-Tragödie des Jahres 1870 zu dichten.

Nichts kann tragischer, nichts kann pathetischer sein, als wenn das Schicksal, anstatt dem Sinne des Helden entgegenzuwirken, scheinbar in seinem eigenen Sinne wirkt, seine eigenen Worte ihm nachsagt. Gewöhnlich glaubt die Tragödie zwischen dem Helden und dem Schicksale einen Konflikt setzen zu müssen; nein: die höchste, die schauerlichste Tragödie ist es, wenn das Schicksal dasteht, wie eine demüthige Magd, gehorsam wartet auf die Parolen, welche der Held ausgibt, die Parolen getreulich ausrichtet, Punkt für Punkt, wie der Knecht im Eisenhammer, und den Helden an seinen eigenen Parolen stürzt, nicht durch Widerspruch, sondern durch Zustimmung und Uebereinstimmung.

Man kann sich nicht mit einem Leichnam alliiren, rief der tragische Held im Juli 1866 nach Oesterreich hinein; man kann sich nicht mit einem Leichnam alliiren! antwortet ihm sein tragisches Schicksal aus Oesterreich, aus ganz Europa im August 1870 zurück. Er findet keinen Alliirten. Fürchterlich einsam wandelt er seine Straße: den schauerlichen Leichenkonduct von Weißenburg nach Metz begleitet Keiner der lebt. Die Straße gehört dem Kaiserleichnam allein.

Die infamen Verträge von 1815 müssen zerrissen werden, verhieß der Usurpator seinen Galliern, um mit der Aussicht auf fremden Raub, — dem Schlüssel zu jedem gallischen Herzen! — seinen inneren Raub zu heiligen und zu taufen. Die infamen Verträge von 1815 müssen zerrissen werden! donnert ihm der Sieger ins Ohr und — nimmt Elsaß und Lothringen. Ja, sie waren

infam auch für Deutschland. Die deutsche Nation hatte ihr Recht an das alte deutsche Land in den Befreiungskriegen mit ihrem Blute besiegelt; es war ein großes, begeistertes Volk von freiwilligen Kriegern, welches dieses Recht sich erkämpft, und so klar war es, daß selbst das kühle, blasirte Volk der Diplomaten es anerkannte und im Wiener Kongresse den Heimfall des Elsaß für etwas Selbstverständliches hielt. Da that ein Machthaber Einspruch, welcher nicht Freiwillige, sondern Knechte geführt, der große und ritterliche Alexander, welcher großmüthig und ritterlich war auf Deutschlands Kosten, und das deutsche Land blieb von Neuem bei Frankreich! So wollten's die Verträge von 1815. Sie waren infam und sie müssen zerrissen werden! König Wilhelm ist mit Kaiser Napoleon einig darüber!

Der Kaiser ist der Nation persönlich verantwortlich, proklamirte der schlaue Despot, um die konstitutionelle Minister-Verantwortlichkeit nicht proklamiren zu dürfen. Das persönliche Regiment nannte er arglistig die persönliche Verantwortlichkeit. Das Wort sollte eine seiner zahllosen Lügen sein, aber das Schicksal, das blinde, ehrliche Schicksal, welches keine Lüge, sondern nur die Wahrheit kennt, verbindet mit jedem Worte seinen genauen Begriff. Du bist verantwortlich: verantworte Dich! O, wie glücklich wäre jetzt dieser Mensch, wenn ihn eine Minister-Verantwortlichkeit deckte! Wenn der Emser-Handel durch die Debatte eines constitutionellen Parlaments gegangen, wenn die Kriegserklärung von einem verantwortlichen Ministerium kontrasignirt wäre! Es ginge jetzt weiter nichts um ihn vor, als daß eine konstitutionelle Partei sich zersetzte, eine parlamentarische Majorität sich auflöste und die neue ein neues Kabinet bildete. Aber hoch über den Wolken der konstitutionellen Minister-Verantwortlichkeit, in welchen es donnert und blitzt, würde der Kaiser und seine Dynastie unerschüttert, in ruhiger Luft thronen! Freventlich ist er

herabgestiegen in die Gewitter-Region dieser Verantwortlichkeit, weil er die Blitze und Donner, die darin herrschen, selbst zu beherrschen vermeinte. Der Kaiser ist der Nation persönlich verantwortlich — sagte er in den Tuilerien; der Kaiser ist der Nation persönlich verantwortlich, sagt sein Schicksal — aber sagt es in Metz!

So kommt das Schicksal über diesen Mann nicht wie schnaubende Furien, nein, wie ein Echo. Kalt, gelassen, monoton, wie ein Automat mit seiner Wachsmaske, gibt es ihm jedes seiner Worte zurück, und jedes seiner Worte erdrückt ihn!

Redensarten.

I.

Der „Verzweiflungskampf."

12 Aug. 1870.

Was ist ein Verzweiflungskampf?

Ich kämpfe, so lange ich hoffe zu siegen.

Diese Hoffnung kann endlich auf jenes Minimum zusammenschwinden, wo es schon richtiger ist, sich so auszudrücken; nicht: ich hoffe zu siegen — sondern blos: ich zweifle noch, ob mein Untergang unvermeidlich ist.

Das also wäre ein Zweiflungskampf.

Was ist aber ein Verzweiflungskampf?

Die Verzweiflung ist das Gegentheil der Hoffnung und fängt da an, wo die letzte Spur von Hoffnung, wo sogar der Zweifel selbst — schon aufgehört hat.

Welcher Narr kämpft also einen Verzweiflungskampf? Wir sagten es: ein Narr! Entweder ein Narr, oder ein verruchter Bube, welcher aus Bosheit und Muthwillen sich nutzlos ins Verderben stürzt um den Preis des Ver-

gnügens und der Rache, daß er auch eine Handvoll seiner Gegenkämpfer noch mitreißen wird.

Wer es anders definiren kann, der trete auf.

Nicht eine andere Definition finden wir für die Logik des Verzweiflungskampfes, sondern blos eine andere Zeit und andere Verhältnisse.

Die Zeiten des Alterthums und die Verhältnisse der Barbarei.

Im Alterthum war das Kriegsrecht grausam bis zum Extrem.

Die besiegte Nation verlor in der Regel den Inbegriff ihrer geistigen Güter, die Nationalität.

War der Krieg in höheren Graden erbittert gewesen, so verlor sie auch ihr nacktes leibliches Dasein. Sie wurde ausgerottet. Der größte Theil der Männer wurde mit dem Schwerte vertilgt, der Rest und die Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft. Ihr Dasein war von der Erde verschwunden.

Unter diesen Verhältnissen hatte der Verzweiflungskampf einen Sinn. So kämpften Verzweiflungskämpfe: Numantia, Karthago im dritten Kriege, die Juden unter Titus und Hadrian.

Der Verzweiflungskampf war demnach ein Massen-Selbstmord von Solchen, welche im Falle der Besiegung Mann für Mann die gewisse Ermordung ohnedies zu erwarten hatten.

Ist das Letztere modernes Kriegs- oder Völkerrecht?

Wer will eine moderne Nation ermorden, ausrotten und in die Sklaverei verkaufen?

Welchen Sinn hat also ein „Verzweiflungskampf" bei modernen Völkern? Wir bitten um Antwort!

Maske herunter! Was Ihr Verzweiflungskampf nennt, ist ein bestialischer, zweck- und zielloser Rachekampf.

Die Nation, welche besiegt worden ist, findet diesen

Gedanken so unerträglich, daß sie sich selbst unabsehbar größere Uebel zufügen will, als ihr das milde moderne Siegesrecht zufügen würde; daß sie diese Uebel auf sich nimmt, nicht in der Hoffnung des Sieges, an dem sie verzweifelt, sondern mit dem Durst der Rache an dem Siegervolke. Die Verzweiflung der knabenhaftesten Eitelkeit und der eingefleischtesten Selbstüberschätzung, gepaart mit starken, bestialischen Instinkten: das ist der moderne Verzweiflungskampf.

Wer es anders weiß, der sage es. —

Inzwischen kämpft in Frankreich noch Niemand den Verzweiflungskampf, als die Familie Bonaparte, welche den Nationalkampf des Volkes niederhält, in der Verzweiflung ihrer Selbstsucht. Sie wirft Paris, die Wiege zweier Republiken, einem allgemein verabscheuten Raubthiere, dem Grafen Patikao, zwischen die Zähne, und wird es eher zermalmen, als loslassen.

Am Ende erleben wir's noch, daß die Deutschen als Befreier in Paris einziehen und als Befreier bejubelt werden!

Der Teufel ist groß und ein Bonaparte ist sein Präfect!

II.

Das „europäische Gleichgewicht."

17. August 1870.

Welcher Schelm war es doch nur, der dieses Trugwort erfunden hat? Wahrscheinlich Talleyrand, der Erfinder der „Legitimität." Kurz, ein Schelm war's.

Mir ist, als sah' ich die Schelmenszene mit Augen. Hätte ich Kaulbachs Griffel, ich würde sie zeichnen. Nach

Tische wars, sie hatten gut gegessen und getrunken, die Diplomaten, und sehnten sich nach ihrem Verdauungsschläfchen. Diesen Augenblick wählte Reinecke Fuchs und demonstrirte dem schläfrig-satten Gethier, wie folgt:

„Seht her und paßt auf! Ich mache hier einen Kreis, der soll groß sein — sagen wir 10,000 Quad.-Meilen. Jetzt mache ich auf der andern Seite einen Kreis, der ist genau eben so groß und hat auch 10,000 Quad.-Meilen. In den ersten Kreis setze ich eine Bevölkerung — sagen wir — von 30 Millionen. In den zweiten Kreis setze ich genau die nämliche Anzahl, nämlich auch 30 Millionen. Es sind zwei Wagschalen, welche einander vollkommen das Gleichgewicht halten, welche nie ins Wanken und Schwanken gerathen können, welche daher die Ruhe Europas für ewig verbürgen. Nun seht, das ist das europäische Gleichgewicht."

Ja, ja, das ist das europäische Gleichgewicht, sagte das schläfrig-satte Gethier und fing zu schnarchen an.

Aber Meister Reinecke schnarchte nicht, sondern wachte. Und er nahm die Karte Europas's und vertheilte auf dem Wiener Kongresse die Länder und Völker nach dem „europäischen Gleichgewichte."

Dieses Gleichgewicht aber hatte folgendes Loch!

Es ist nicht ganz dasselbe, ob auf 10 Quad.-M. 1000 Wildkatzen wohnen, oder auf 20 Quad.-M. 2000 Pferde und Stiere, welches doch starke und gewaltige Thiere sind. Aber es sind Thiere mit friedlichen Instinkten, und ihr Reich kann ohne Gefahr doppelt, ja zehnmal so groß sein, als das Reich der Wildkatzen. Dagegen ist es eine immerwährende und die höchste Gefahr, wenn das Reich der Wildkatzen nun ganz so groß, ja es ist schon eine Gefahr, wenn es auch nur halb so groß ist, wie jenes, und wäre selbst in diesem Falle noch handgreiflich zu groß für ein wahres und wirkliches Gleichgewicht. Denn die Wildkatzen sind Thiere mit blutigen Instinkten, und ihr Lebensathem ist Schnau-

ben und Wüthen. Europa schläft ruhig, wenn das Reich des preußischen Landwehrmannes zehnmal so groß ist, als das Reich des Zuaven und Turko.

Hat doch dieser preußische Landwehrmann zwanzig Jahre lang zugesehen, wie das winzige Dänemark an Schleswig-Holstein frevelte, bis es ihm endlich zu arg wurde. Man denke sich ein ähnliches Nachbarländchen z. B. die Schweiz oder Belgien hätte an zwei französischen Herzogthümern das Gleiche gethan, und nicht zwanzig Tage, nicht zwanzig Stunden hätte der Turko gewartet, mit seinem Wildkatzensprung sich dem kleinen vermessenen Frevler an die Gurgel zu werfen.

Man berechne demnach das europäische Gleichgewicht nicht mechanisch und geistlos nach Quadratmeilen und Einwohnerzahl, sondern nach der geistigen Natur der Völker. Nie hätte im Interesse des europäischen Friedens die Thesis verkannt werden sollen:

So lange Frankreich eine Macht ist, ist es auch eine Uebermacht!

Dasselbe Machtgebiet der Kriegerischen, Ehrgeizigen, Ruhmsüchtigen, Lebhaften, Unruhigen, Nervösen, Prickelnden, Aufgeregten, gibt ein ungeheueres Uebergewicht über das gleiche und nämliche Machtgebiet der Friedlichen, Bescheidenen, Ruhigen, Langsamen, Phlegmatischen, an literarischen und häuslichen Freuden sich Vergnügenden.

Dieses Frankreich war nie größer als Deutschland, aber hat immer die Macht gehabt, in Deutschland etwas zu suchen und zu holen, hat immer die Macht gehabt, zu necken, zu schaden, zu beunruhigen; bald diesen, bald jenen Nachbar zu berauben; bald nah, bald fern in die Häuser zu fallen. Von Heidelberg bis Peking, vom Mordbrenner Melac bis zum Raubknechte Palikao stand ihm immer fremdes Gut zu Gesichte. Der große Nationalkönig Ludwig XIV. bestahl Belgien um seine werthvollsten Grenzgebiete, damit es, entmannt und verstümmelt, der große Nationalkaiser Napoleon

ganz und gar stehlen konnte. Ludwig XIV. nahm die Vogesengrenze, Napoleon I. nahm die Rheingrenze. Napoleon III. hatte noch Unendliches zu nehmen in petto, als er sich die Finger verbrannte; nahm aber mit unverbrannten Fingern doch Savoyen und Nizza. Sie haben immer zu nehmen. Und was das Lächerlichste ist, während sie immer nehmen nach auswärts, wollen sie Deutschland entschädigen nach innen und an seinem eigenen Gute. Mit einer Eskamotage der Begriffe Preußen und Deutschland entschädigen sie Preußen, wobei Deutschland noch um kein Dorf größer geworden, wohl aber um sämmtliche deutsch-österreichische Länder kleiner. Und das nennt man in Frankreich Entschädigung! Mir scheint, Aesops Affe hat den Käse so getheilt. Aber es ist doch zu dumm, daß ein Aesopischer Spaß nach dreitausend Jahren europäischer Waffenernst werden muß!

Wenn Viktor Emanuel um Lombardo-Venezien größer wird, so muß Frankreich Savoyen und Nizza haben — des „Gleichgewichts" wegen. Aber um Lombardo-Venezien ist Oesterreich kleiner geworden; was gibt Frankreich an Oesterreich heraus des „Gleichgewichts" wegen? Der reinste Aesop! Der Käse wird kleiner bald hier, bald dort: der Affe scheidet einmal aus dieser, einmal aus jener Wagschale einen Bissen ab und stopft Alles in's Maul — des „Gleichgewichts" wegen!

Wahrlich, hohe Zeit ist's, daß diese „europäische Gleichgewichts"-Affenpolitik endlich zu Ende geht.

Aber noch ist sie nicht zu Ende. Es würde ein gehöriges Geschrei geben, wenn beim bevorstehenden Friedensschluß etwa der Affe seine Käsebissen herausgeben sollte. An Italien: Savoyen und Nizza, wohl auch Korsika; an Deutschland: Elsaß und Lothringen, an Belgien den Raub des l'état c'est moi-Königs. Unmöglich! das geht zu weit! Ein fürchterliches Unrecht an Frankreich — wenn es unrechtes Gut nicht behalten dürfte! Frankreich kann nicht leben,

wenn es nur — Frankreich hat und nicht auch die Länder seiner Nachbarn! Ein so verstümmeltes Frankreich wäre unfähig, seine europäische Mission zu erfüllen!

Nun! dieses „verstümmelte" Frankreich wäre genau das Frankreich Richelieu's, und war dieses Frankreich nicht stark, nicht mächtig, hat es nicht laut und vernehmlich in Europa mitgeredet, hat es nicht schön seine europäische Mission erfüllt — den Protestantismus zu knicken und zu verstümmeln, ihn, der die französische Revolution überhaupt verhütet und überflüssig gemacht hatte?!

Europäische Mission! Das ist auch so ein Wort, welches auf die Klinik der „Redensarten" gehört.

Ist es die Mission Frankreichs, mit ewig kasernirten und schlagfertigen Afrikanerbanden zu stehlen, zu rauben, zu plündern und zu morden, so hole der Teufel diese Mission. Ist es aber die Mission Frankreichs, geistreich und liebenswürdig zu sein, Ideen zu haben und im guten Geschmack zu exzelliren, so bleibt zu wissen — daß Athen diese Mission unverwüstlich erfüllt hat, nachdem es schon längst unter mazedonischer und römischer Herrschaft stand!

III.

Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Selten hat ein Volk einen solchen Haupttreffer in der Lotterie gemacht, als die Franzosen mit der Erfindung dieser Parole. Man rechnet sie ihnen als ihr spezifisches Verdienst um Europa und als ihr Ehrendenkmal in der Weltgeschichte an. Wenn man fast bei allen Gelegenheiten sorgfältig unterscheidet zwischen den schlechten Regierungen der Franzosen und den Franzosen selbst, (obwohl Splint und Rinde Ein Stamm), so geschieht es mit dem Respekt

vor den Erfindern der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, etwa als erkenne man diesen einen privilegirten Gerichtsstand zu, eine Art Isolirschemel von Unverantwortlichkeit, auf welchem sie über Alles, was ihr Nationalboden Schlechtes und Schuftiges hervorbringe, wie über Dingen, die sie nichts weiter angingen, hoch erhaben ständen, gleich unbetheiligten und unschuldigen Zuschauern dieser Dinge. Daß es die Franzosen selbst so betrachtet wißen wollen und diese vortheilhafte Anschauungsweise leidenschaftlich für sich in Anspruch nehmen, ist bekannt genug.

Und doch sagt nur der germanische Angelsachse „self governement", was die wirkliche Freiheit bedeutet; der celtische Franzose dagegen sagt „gouvernement fort", worin wenig Freiheit dagegen viel Tyrannei steckt. Das eigentliche Herzensideal jedes Franzosen ist die Concentration von möglichst viel Gewalt in den regierenden Händen. Ueber Alles liebt er die Handhabung, Ausübung und Anwendung dieser Gewalt; seine ganzer Naturtrieb ist: Hang zur Gewaltthätigkeit!

Wie reimt sich das mit der Freiheit?

Als wir in Oestreich die Freiheit gründeten, so theilten wir unser Bischen Armuth auch mit Denjenigen, welche die Freiheit augenblicklich gegen die Freiheit kehrten. Läge Böhmen oder Tirol anstatt in einem deutschen, in einem celtischen Machtgebiete, so wäre jedes dieser Länder schon längst als eine Vendee behandelt, mit Blut überschwemmt, mit Feuer und Schwert vertilgt worden, und zwar Alles — im Namen der Freiheit!

Was ist das für eine Freiheit?

Es wäre ungerecht, sie einfach für Heuchelei zu erklären, denn für die Freiheit, wie sie der Franzose versteht, gibt er sein Blut. Aber das wird nun wenigstens wahr sein: der Franzose muß die Freiheit völlig anders verstehen als der Deutsche; sie muß ihm ein Ausdruck nationaler Bedürf-

niße und Prämissen sein, welche eben — national sind, aber nicht allgemein giltig, nicht cosmopolitisch.

Und freilich sind wir damit auf der rechten Spur.

Die Franzosen sind ein erobertes Volk. Die celtischen Romanen sind Besiegte, Unterjochte, Rechtlose; die Franken sind die Sieger, die Gewaltherren, die alleinigen Rechtsinhaber.

Dieses Verhältniß erklärt die französische Revolution und erklärt denn auch den französischen Sinn des Wortes Freiheit. Natürlich ist dieser Sinn nicht transportabel; es gibt keine Propaganda für ihn und noch weniger ein Verdienst dieser Propaganda.

Als die Deutschen die römischen Provinzen eroberten, fanden sie ein Volk von Sklaven vor, ein entsittlichtes, entnervtes, waffenscheues Volk, das sie verachteten und zu verachten Grund hatten. Auch die Franken fanden kein anderes in Gallien. Die Verachtung des fränkischen Adels gegen das Volk (populus, peuple, Pöbel!) muß auf dieser Wurzel gesucht werden.

Die Deutschen eroberten nun die römischen Provinzen zwar in der christlichen Zeitrechnung, aber noch standen alle Sitten und Meinungen des heidnischen Alterthums aufrecht. Und Kriegssitte des heidnischen Alterthums war es: der Besiegte hat an den Sieger sein Leben verwirkt; wenn er es behält, so kann er es nur zurückerhalten durch die Gnade des Letzteren. Für diese Gnade kann natürlich ein Preis verlangt werden, und da das Leben selbst der höchste Preis und der Preis aller Preise ist, so kann für das Leben eigentlich kein Preis zu hoch sein. Der Begüterte gibt ein Drittel seiner Güter her; der Unbegüterte leistet was er nur kann und was der Sieger nur will. Der Sieger kann ihn mit Pferd und Ochs vor seinen Pflug spannen; er kann von seiner Tochter, wenn sie heirathet, das Recht der ersten Nacht verlangen, kurz, er kann Alles. Auch findet der Besiegte das Alles in der

Ordnung, denn im Falle seines eigenen Sieges hätte er das nämliche Siegerrecht ausgeübt; es gibt keine andere öffentliche Moral. Die Herrenrechte des französischen Adels müßen auf dieser Wurzel gesucht werden.

In Parenthesi haben wir freilich zu bezeugen daß sich Herrenrecht und Leibeigenschaft nicht einzig aus dem Rechte der Eroberung entwickelte; auch bei den uneroberten und stammesgleichen Völkern erzeugte die Ungleichheit des Güterbesitzes Herren und Knechte. Ganz besonders hat der Besitz der unbeweglichen Güter, der Grundbesitz, die Fähigkeit dazu, und wenn städtische Bürger, welche fünfzigmal mehr oder weniger als ihre Mitbürger haben, den Unterschied fast nicht bemerken und noch als Gleiche neben einander leben können, so wird schon ein Bauer, wenn er nur das Zehnfache seiner Mitbauern besitzt, fast unwillkürlich ein Herr von Verhältnißen, welche die Letzteren in Abhängigkeit und ihn selbst an die Spitze bringen. Aber dem Herrenrecht, das nicht aus Eroberung sondern bloß aus anwachsenden Gelegenheiten des bäuerlichen Egoismus entsprungen, fehlt die giftigste Essenz der Herrschaft: die Abstoßungskraft zwischen Fremden, der Racenhaß und die Racenverachtung. Es kann in kleinstaatlichen Krähwinkel-Residenzen wohl noch heute erlebt werden daß ein Junker in der überreifen Blüthe seiner junkerlichen Bornirtheit plötzlich aus der Quadrille tritt, weil er gehört hat, daß sein Visavis eine Bürgerliche; wenn aber in den unmittelbaren Vorjahren der französischen Revolution, in den Tagen Rousseau's und Franklin's, in den Tagen der Philosophie und der Aufklärung, welche Mode, guter Ton, allgemeiner Anspruch der Bildung waren, die scheußliche Thatsache möglich war, daß die Noblesse der Logen ins Parterre hinab auf die Köpfe spuckte, so fühlen wir augenblicklich: das ist bösartiger als ständische Ueberhebung, das ist die Erhebung des Siegers über den Besiegten, des Franken über den Celten. Zwar waren die Franken längst selbst schon celtoromanisirt und

zu Franzosen geworden, wußten längst selbst nicht mehr, woher ihr Herrenübermuth und ihre Volksverachtung: aber nur um so schlimmer. Das Alles war ihnen in Fleisch und Blut übergegangen, war ihre Natur geworden. Die Wunde, außen geschlossen, eiterte blutvergiftend nach innen. Die Racen hatten sich nicht versöhnt; ihr Gegensatz war als nationale Erinnerung todt, aber als Gewohnheit lebendig, ja verewigt. Frankreich hatte eben nicht das Glück, wie England, die fremde Herrscherrace gemüthlich aufzusaugen und wahrscheinlich darum nicht, weil die Sauggefäße untauglichere. Was in England das normannische Siegerherz schließlich vermenschlichte, das war eine germanische Volksmajorität; was in Gallien das Nämliche hätte thun sollen, das war eine celtische Ueberzahl — und die Celten sind bekanntlich eine wilde und grausame Race. Sie konnte ihren fränkischen Ueberwinder nicht gemüthlich überwinden; ja wenn der Franke selbst, der ja ein Germane war, den Gemüthsten anschlug, so war in Gallien das deutsche Gemüth die Minderheit wie in England die Mehrheit und wurde von der celtischen Majorität wahrscheinlich mißverstanden, vielleicht noch verhöhnt und verlacht, was ja in der Fremde so regelmäßig das Loos des deutschen Gemüthes ist. In England vermenschlichte, in Frankreich verwilderte der Sieger mit dem Besiegten.

Es mochte nun freilich die richtige Antwort gewesen sein, daß am großen Guillotinen-Sabbath das bespuckte Parterre zu den spuckenden Logen hinaufstieg und sich die Logenköpfe von ihren Rümpfen umgehend herunterholte. Aber was geht das uns an? „Nieder mit den Aristokraten" hieß bei den Franzosen: nieder mit unsern Eroberern! bei uns hieße es nur: nieder mit uns selbst! denn wir sind eben nicht erobert. Ein unerobertes Volk regulirt seine Adelsrechte, aber es massacrirt seinen Adel nicht, wie der Negersklave seinen Massa, der Celte seinen Franken. Der deutsche Bauernkrieg befleckte sich nicht zum hundertsten

Theile, wie die französische Revolution, mit dem Blute der Edlen, und war doch eine Zeit der Barbarei, der Rohheit, der Sittenwildheit in Mord- und Gewaltthaten. Die französischen Gräuel dagegen spielten auf dem Gipfel der Cultur, in der Blüthe der menschlichen Verfeinerung und Bildung. Wie bedeutungsvoll ist das! Wie beweiskräftig für unsere Kritik! Denn freilich — wer war gebildet? Im stammesgleichen Volke verbreitet die Bildung sich allgemein; der Kultur der höheren Stände folgt schrittweise die Hebung der Volksschule. Aber was kann auffallender sein, als daß die französische „Gesellschaft" vom vierzehnten bis zum sechszehnten Ludwig die Gipfel der verfeinertsten, ja einer europäisch-tonangebenden Bildung erklimmen konnte, ohne an die Volksschule nur zu rühren, vielmehr es als selbstverständlich betrachtend, daß die Bildung ihr „Privilegium" und die Volksmasse davon auszuschließen sei! Was ist das anders als der Instinkt eines fremden Waffenadels, welcher Gleichgiltigkeit, ja Abneigung gegen die Hebung der unterworfenen Sklavenmasse empfindet? Wie gesagt, er hat seine Fremdheit längst vergeßen, und die Sklavenmasse mit ihm, — aber die Natur hat es nicht vergeßen. Und plötzlich schlägt die Stunde dieser Natur, — nach dem Maße des Menschenlebens spätest-verjährt, aber nicht so nach dem Maße des Naturlebens. Und diese Stunde heißt: „Schreckensherrschaft" für die Franken, aber „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" für die Celten.

Gleichheit, und ihre wärmere Begriffsbestimmung, Brüderlichkeit, drückt den nämlichen Sinn wie Freiheit, nur am entgegengesetzten Punkt seiner Axe aus. Wie bei einem eroberten Volke „Freiheit" stillschweigend heißt: Freiheit von den Eroberern, so heißt: „Gleichheit" — falls Jenes radikal undurchführbar und ungouilletinirbar sein sollte, — wenigstens Gleichheit mit den Eroberern. Auch das verliert, wenn es die Propaganda zu stammesgleichen Nationen tragen will, seine messianische Zweckabsicht. Diese

Nationen nämlich haben schon Gleichheit; sie sind gleich mit sich selbst.

Im Gegentheile; was bei den letztern die Natur erstrebt, das ist just die Ungleichheit. Denn die Natur, in ihren zarten, sinnvollen Trieben beständig sich rundend und bildend, baut jede Seite symmetrisch nach der anderen Seite aus, corrigirt sich überall an ihren eigenen Gegensätzen. In einem Racen gemischten Volke ruht und rastet sie nicht, bis sie, herabziehend oder emporhebend, das Ungleiche gleich gemacht; bei einer stammesgleichen Nation geht sie auf lauter Gliederungen, Abstufungen, Standesunterschiede — kurz, Ungleichheiten aus. Vom submissest Ersterbenden bis zum Wohlgebornen, Hochgebornen, Hochwohlgebornen, Hochedelgebornen, bis zur Exzellenz, zur Erlaucht und Durchlaucht besaet sie das Niveau, das flach wie ein Teller ist, mit tausend kleinen Unebenheiten: hier nivellirt sie nicht, sie erhöht und vertieft. Sieht das das Nachbarvolk, welches sein Nivellement, wie einen kostbaren Schatz, soeben mit Gut und Blut sich errungen hat, so macht es sich eiligst auf die Beine und denkt: submissesten Knechten will ich von meiner funkelneuen Gleichheit doch auch etwas zukommen lassen. Recht gut gemeint, aber herzlich flach!

Das Beste was man haben kann, ist überall ungeschrieben, es ist die Natur. Man schreibt ihre Rechte so wenig, als man den Frühling vorladet, oder der Rose jour fixe gibt. Es ist mit unsern „allerhöchsten Herrschaften" und „submissest Ersterbenden" gar nicht so ernst gemeint, wie Jeder inne wird, der tiefer blickt, der feiner und lauschiger hört.

Als Johann Reinhold Forster, der Vater unsers berühmten Georg, nach seiner Weltumseglung mit Cook Friedrich dem Großen vorgestellt wurde, huldigte er diesem Monarchen in folgender Anrede: Majestät, ich habe in meinem Leben zwölf Könige gesehen: sieben wilde und fünf zahme, aber Sie sind der größte.

So lange die Welt steht, wird die französische Gleichheit keinen französischen König so anreden, und das war doch vor der messianischen Gleichheitsperiode.

Noch drastischer ist folgendes Histörchen. Im Jahre 1848 passirte Kaiser Ferdinand auf seiner Flucht nach Innsbruck das Duxerthal in Tirol und die Duxer hatten ihm Schildwache zu stehen. Schildwach stehen und Wein trinken heißt das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und so ergab sich der Posten just einem urtiefen Zug aus der Weinflasche, als der Monarch aus der Thüre heraustrat. Da rief ihn der Duxer Naturgardist an: He du, wenn du der Kaiser bist, so muß ich präsentiren; aber halt' mir derweil die Flasche. Der Kaiser lachte herzlich und hielt geduldig die Flasche, der Posten aber machte seine ernsthafteste Amtsmiene und präsentirte ihm das Gewehr. —

Alle Bände Voltaire's geben noch keine Seite Shakespears und alle Guillotinen Frankreichs können nicht so viel Gleichheit fabriciren, als die Deutschen schon längst und beßer hatten, wenn man ihr Volksgemüth in solchen Zügen belauschen will. —

Ich schrieb da nur ein Feuilleton, aber es muß eine ganze Literatur werden, eine ganz neue Literatur, die das sagt. Wir haben weiter nichts zu thun als unsre Geschichtsliteratur der französischen Revolution zu Asche zu verbrennen und eine neue und vernünftigere zu schreiben. Wir waren lange genug die guten Narren der messianischen bösartigen Narren.

Champagner-Toast.

3. September 1870.

Durch Blut zum Wein!

Bis an die Knöchel im Blut sind unsere heldenmüthigen Deutschen von Sieg zu Sieg ins Innere des feindlichen Landes vorgedrungen. Ihr Horizont lichtet sich jetzt. Die Schatten der Wasgauer Berge und der rauhe Argonnerwald umdunkeln sie nicht mehr; die Sonne der Champagne bescheint sie. Moussirende Düfte erfüllen die Luft. Die Traube reift und wird süß. Abgeschnallt! Ausgeruht! Hier ist gut Hütten bau'n! Wir sind im klassischen Weinlande der Welt. Die blutenden Helden erquicken sich. Die Einen durchstreifen die warmen Falten der Rebenhügel und brechen die Traube vom Stocke, die Anderen vertiefen sich in die kühlen gährenden Keller und schlürfen sie wonnig vom Fasse. Und wenn im Jahre 1871 alle Weinkarten aller Kneipen Europas nach wie vor ihren Champagner-Tarif angesetzt haben, so wird noch der letzte preußische Landwehrmann seinen Nachbar anstoßen und lachen: Kick mal, Bennecke, die wollen Champagner haben! Wofür waren denn wir da? Mir däucht, wir hatten voriges Jahr mit guten ehrlichen Gurgeln die Champagne ausgetrunken, bis auf die Nagelprobe!

So trinkt, fromme deutsche Zecher! Nie war ein Trunk besser verdient. Jeden Weintropfen habt ihr mit Blutstropfen bezahlt. Die ganze haute volée dieser Erde zahlte nie ihren Champagner so nobel als Du, tapferer Berliner Schneider und Du, handfester baierischer Holzknecht!

Aber hört, Landsleute. Zu einem guten Trunk gehört ein guter Trinkspruch. Was soll Euer Toast sein?

„Infam ist's geworden und Narrenwerk ist's geworden, von einem deutschen Verzicht auf Elsaß und Lothringen zu reden!"

Recht so! Das war ein gutes Wort. Eine offene Sprache aus einem ehrlichen deutschen Herzen heraus.

Haben uns doch die Zähne geklappert, als das perfide Judaswort unschlich: Deutschland will keine Eroberungen; es will sich nur vertheidigen, als der angegriffene und beleidigte Theil.

So? Will keine Eroberungen? Gegen einen Feind, der immer Eroberungen will, will es keine Eroberung? Mit anderen Worten: Du warst in der Geschichte von jeher nur da, armes deutsches Opferlamm, um geschoren zu werden; fällt aber die Scheere Dir selbst zu, so scheere beileibe nicht wieder, sondern sei großmüthig in diesem Falle.

Sehr ritterlich — wenn es nicht sehr dumm wäre! Denn wisset, ihr Herren von der diplomatischen Großmuth: Eine Million Schneider und Schmiede, die eine Milliarde Erwerb aufgeben, sind eben nicht Ritter. Es sind ernsthafte Bürgersleute, welche von Ritterfaxen nichts wissen. Das mögen zwei einzelne Menschen thun: auf die Mensur treten, sich eine Verbeugung machen, die schön polirten Klingen kreuzen, sich den Arm ritzen, die Verbeugung hierauf wiederholen und zum würdigen Schluß der Komödie auf ihre „satisfaction" und „reparation d'honneur" eine Flasche Veuve Cliquot knallen lassen. Zu solchen Faxen einer blasirten Höflichkeit schickt man nicht eine Million Männer in den Tod, welche zehn Millionen Weiber, Bräute, Mütter, Schwestern und Töchter hinterlassen. Mögen zwei einzelne Ritternarren sich foppen; eine ganze Nation foppt man nicht!

Wie, so oft den Celten die Neugierde anwandelt: wer von uns beiden der Stärkere, müßten wir ihm den Gefallen thun, Hobel und Hammer hinlegen und mit seinen Afrikanerhunden uns katzbalgen? Aber wir haben besseres zu thun, als die Afrikanerhunde! Die Partie ist nicht gleich, denn der Deutsche ist ein höheres Wesen als der Celte. Es ist der wirkliche Pionnier der Kultur, was das verlogene Gaskogner Schandmaul bloß sich anmaßt und was

ihm ein paar Jahre lang ein paar alte Weiber geglaubt haben.

Aber weiter! „Wer von uns beiden der Stärkere" entscheidet sich in einem Völkerkampfe nicht scheines- und ehrenhalber, wie auf der Mensur, wo zwei Ritternarren welche sich gegenseitig die Arme geritzt, sich gegenseitig als die zwei Stärkeren bekomplimentiren; sondern es entscheidet sich im grimmigen Ernste. Und wäre der Celte der Stärkere, wißt ihr nicht, daß er mit beiden Händen die Rheingrenze packte? Ist's aber der Deutsche, wißt ihr nicht, daß er die Maasgrenze haben muß, um der Stärkere ganz einfach zu bleiben? Eroberung! Nennt es Sicherung! Wären wir Narren genug, als die Stärkeren hinter unsere schwachen Grenzen zurückzugehen und das Ausfallthor der Vogesen hinter uns offen zu lassen; wißt ihr nicht, daß der Tanz demnächst wieder vom Neuen losginge? Vengeance pour Waterloo! krähte der gallische Hahn ein halb Jahrhundert lang: Vengeance pour Varsovie! hat er nach der polnischen Freiheit gekräht, aber die römische Freiheit hat er bombardirt und massakrirt: Vengeance pour Sadowa! krähte er, als es ihn bei Gott und Welt nicht das Mindeste anging, und bis zum Bersten würde er krähen: Vengeance pour Visembourg! Vengeance pour Woerth! Vengeance pour Marslatour! Vengeance pour Gravelotte! Vengeance pour Sedan! denn diese cholerische Bestie hat immer ein Dutzend Vengeancen in Vorrath.

Von der Lauter bis an die Maas liegt unter jedem Fußtritt Erde ein deutscher Mann begraben, von Weißenburg bis Sedan ist jede Scholle mit deutschem Blut überschwemmt, als hätte es Wolkenbrüche von Blut geregnet. Und dieses Land sollten wir aufgeben mit der gewissesten Aussicht, die Chiliaden von Leichen noch einmal einzuscharren, die Ströme von Blut noch einmal zu vergießen, die ganze lange Todesstraße zum zweiten, zum dritten Mal zurückzulegen, so oft es dem Raufbold drüben gefällig ist,

eine seiner Vengeancen zu nehmen? Auf keinem Galgen hängt ein Schuft, der schuftig genug wäre, in keinem Narrenhause steckt ein Narr, der wahnwitzig genug wäre, diesen freiwilligen Selbstmord eines Siegervolkes zu fordern! Höchstens kauert irgendwo ein superfeiner diplomatischer Klugmaier dritten Ranges hinter seinem bestaubten grünen Tisch, ein schlotternder Junker Zitterich v. Bleichwang, welcher zu stottern wagt: Nun ja — Ihr hättet schon Recht — aber bedenkt doch — die Mächte! . . .

Wisse, trauriges Wichtlein: wer in Paris den Frieden diktirt, ist eine Macht; den werden die Mächte wohl respektiren. Der Singular bedeutet hier mehr als der Plural.

Und die Mächte, wenn wir nicht irren, sind ja so friedliebend! Sie wollen und wünschen ja alle mit einander Nichts als den lieben Frieden! Nun, daß sie belogen und betrogen waren mit der nichtswürdigen Phrase: „Das Kaiserreich ist der Friede", das dürfte ihnen endlich mit Chassepots- und Mitrailleusen-Pulverdampf in die blöden Augen gebeizt haben. Und jene andere Bubenphrase: „Europa ist ruhig, wenn Frankreich befriedigt ist", dürfte wohl auch der letzte Hund eines europäischen Fürsten noch als eine tödtliche Impertinenz empfunden haben, abgesehen, daß es ein logischer Schnitzer ist, denn Frankreich ist nie anders befriedigt, als eben durch die Beunruhigung Europa's.

Zu fürchten, daß Deutschlands Anwachs durch Elsaß und Lothringen eine Gefahr des gestörten Gleichgewichtes und eine Friedensgefahr sei, kommt mir völlig so komisch vor, als fürchtete man, daß die Zähne, die ich aus einem Wolfsrachen breche, eben so gut auch in meiner Hand zu beißen fortfahren werden. Deutschland kann sich auf seine ganze Geschichte berufen, daß es mit der größten Macht noch friedliebend ist, gegen Frankreich aber zeugt seine ganze Geschichte, daß es mit mäßiger Macht noch immer friedstörend gewesen. Straßburg und Metz, aus dem französi-

schen Wolfsrachen gebrochen, macht Frankreich unschadlich, aber Deutschland nicht schädlich.

Liebt Ihr demnach wirklich den Frieden, so zeigt es und laßt Deutschland gewähren. Schreibt Euch für Euere banteretten celtischen Frasen in den europäischen Kalender Wahrheiten, und zwar folgende Wahrheiten:

Die deutsche Lothringer Grenze ist der Friede!

Ein befriedigtes Deutschland ist die Ruhe Europa's!

Ein Tollhäusler mehr.

17. September 1870.

Viktor Hugo marschirt rüstig an der Spitze der französischen Drehkrankheit und ist endlich auch verrückt geworden. Siehe seinen „Aufruf an die Deutschen." Eine kostbare Idee, 700,000 Sieger von den Wällen der Feindeshauptstadt — hinwegzuschnattern! Der alte Gänserich nimmt seinen Schnabel voll — ich glaube sämmtliche Gänse des Kapitols haben sich kürzer gefaßt. Aber freilich, die Liebe ist beredt, und Frankreich liebt uns, nach Viktor Hugo. Es hat den Palm geliebt, es hat den Andreas Hofer geliebt und die Kriegserklärung vom 17. Juli war eigentlich eine Liebeserklärung. Wahrscheinlich ist auch die Rheingrenze, diese vagina gentium, nichts anderes als — ein Schooß der Leda, welchen Frankreich inbrünstig liebt. Liebe, Liebe, lauter Liebe! Wir deutschen Bären mißverstehen nur die französische Liebe. Was für ein liebevolles Herz war der bourbonische Elsaßräuber! Was für ein zärtlicher Amorose war der korsische Rheinräuber! Wird doch die Liebe erst durch Unterpfänder süß und wenn Frankreich liebt, so liebt es ganz besonders die Unterpfänder der Liebe.

Schade nur, daß die Liebesgeckerei eines alten Mannes

in der Regel so ekelhaft ist. Heilige Scham kennt nur die schüchterne Jugend, der verliebte Alte ist gewöhnlich unverschämt. Viktor Hugo, der, wie jeder Liebhaber, auch Drohungen hat, droht so schamlos, daß seine Muse entweder ein Hund oder ein Schwein war. „Paris liebt euch, aber es wird gegen euch kämpfen. Ihr werdet zu einer entsetzlichen Arbeit verdammt sein. Paris wird fürchterlich sein. Ihr findet die zur Mine gewordene Kloake, welche ganze Straßen in die Luft sprengt.“ Auf deutsch: traut uns nicht, wir sind Hundsfötter. Ehrliche Soldaten, — pah, Meuchelmörder sind wir!

Es ist wirklich ein Studium, wie der Celte so gar keinen Begriff von Ehre hat. In seinen guten Momenten ist er ein liebenswürdiges Kind, in seinen bösen ein rasendes Weib, aber niemals ist er ein Mann. Welcher Mann könnte die kaltblütige Niederträchtigkeit herausfagen: ich werde kratzen und beißen wie eine Katze, weil ich kein Löwe sein kann?!

Man sieht, es schwebt ihm etwas vor wie der Verzweiflungskampf. Er denkt an Carthago, Numantia, Jerusalem, Saragossa. Aber all diese Städte haben es nicht früher gewußt, daß sie verzweifeln werden und haben ihre Verzweiflung nicht stylistisch ausgearbeitet zu einer deklamatorischen Schulstudie. Daß der Verzweiflungskampf, poetisch als Gottergriffenheit, eine hündische Gemeinheit ist als literarisch angesagte Keilerei, diesen Unterschied fühlt der Celte nicht in seiner naiven Ehrlosigkeit.

Wie Scipio wohl gelacht, oder auch ausgespuckt hätte, wenn ihm ein Schwätzer aus Carthago den schwungvollen Wink zukommen ließ: Charthago wird fürchterlich sein. Unsere Frauen werden ihr schönes Haar zu Bogensehnen drehen und Tod wird euch kommen von den Ringellocken der Liebe. Sehr schön! Aber wisse, Schwätzer, das sagt man nicht, man thut es. Die Verzweiflung hat kein gedrucktes Programm. Sie weiß von Moment zu Moment nicht, was ihr

der nächste eingeben wird. Hat denn das Mädchen von Saragossa etwas Schriftliches hinterlassen? Hat denn das Mädchen von Orleans einen „Aufruf an die Engländer" in die Druckerei geschickt?

„Wir haben Vercingetorix, ihr habt Arminius gehabt." Das ist ein Einlaßbillet in jedes Tollhaus der Welt. Unser Arminius hat die Römer auf's Haupt geschlagen, Euer Vercingetorix ist selbst von den Römern geschlagen und schließlich enthauptet worden. Ein kleiner Unterschied, Herr Hugo! Deutschland hat sich durch alle Jahrhunderte gegen die Römer behauptet; Euer Gallien war in zehn Jahren besiegt, eine römische Provinz, seiner Nationalität auf ewig verlustig. Wieder ein kleiner Unterschied. Euer Vercingetorix, anstatt sich für einen langen und zähen Nationalkampf zu sparen, was allerdings nie Euere Sache war, setzte mit echt celtischem Leichtsinn seine ganze Karte auf Alesia, und als er darin erdrückt wurde, übergab er seinen Degen — ungefähr wie Euer Louis Napoleon in Sedan. Wir haben in Deutschland kein Alesia, kein Pavia, kein Sedan. Wir verbitten uns Euren Vercingetorix.

Daß Sie eine Geschichte von 2000 Jahren nicht wissen, das ist das gute Recht der französischen Unwissenheit; Ihr Leute lernt ja nichts in Euren Schulen. Aber stark ist's, Herr Hugo, daß Sie auch eine Geschichte von 20 Jahren nicht wissen, welche Sie doch mitgelebt haben. Sie beschwören uns, Herr Hugo, Paris nicht zu bombardiren, weil Paris eine wunderbar ehrwürdige Stadt sei, ungefähr eine Art Rom. Aber wer hat denn vor 20 Jahren Rom bombardirt? Mich dünkt, Herr Hugo, es war ein gewisser Oudenot, General einer gewissen französischen Republik. Sie sollten sich der Sache noch dunkel erinnern können, Herr Hugo. Ich wenigstens, selbst wenn ich auch einst verrückt würde, wie Sie, ich glaube, ich könnte es in der tiefsten Nacht des Wahnsinns noch nicht vergessen: Eine römische Republik gemordet von einer französischen Republik! Fran-

zösische Bomben auf die Götter und Göttinnen Roms! Wie kommt's, Herr Hugo, daß Ihr Aufruf, welcher so laut ist über die preußischen Bomben, so mäuschenstill ist über die Bomben der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, welche Paris so brüderlich nach Rom warf? Sie wissen von Attila und Alarich zu erzählen, von Omar, welcher Bibliotheken verbrannt, von den Hunnen, welche das Kapitol geschleift, von den Türken, welche das Parthenon bombardirt, und sind sichtlich so gütig, diesen Herrschaften demnächst auch die Preußen anzureihen; aber warum sind Sie nicht mehr so gütig, Herr Hugo, uns auch ein Bischen Ihr französisches Geleite zu geben und von den französischen Republikanern zu reden, welche ihre römischen Brüder mit Bomben und Granaten in die Barbarei des heiligen Moloch zurückgepeitscht? Hören Sie, Herr Hugo, Republikaner, französische Republikaner waren es! Ihr konntet Euch damals noch nicht auf den „Cäsarismus" ausreden, den beliebten Sündenbock Euerer eigenen Sünden, ihr könnt es überhaupt nicht, denn ein Cäsarismus fällt ja nicht vom Himmel, sondern wer ihn hat, der hat ihn auch verschuldet und hat ihn auch zu verantworten.

Seit das Wasser von der Erde abgeflossen und trockenes Land ist, gab es noch keine so schmachvolle Republik, als wie die Republik der Herrenlosigkeit, Euere heutige. Hättet Ihr Euerm Herrn vor zwei Monaten gesagt: wir lieben Deutschland, wir geben Dir keinen Sou für Deinen albernen Krieg, so wäre es etwas gewesen. Hättet Ihr Euern Herrn vor einem Monat abgesetzt, umgehend nach Weißenburg und Wörth, so wäre es auch etwas gewesen. Aber nachdem wir selbst es waren, die Euch von Euerem Tyrannen befreiten, indem wir ihn kriegsgefangen nahmen, sagt Ihr jetzt mit der Stirn einer eisernen Frechheit: „Kommt dieser Krieg vielleicht von uns her? Das Kaiserreich hat ihn gewollt, es ist todt; wir haben nichts gemein mit diesem Leichnam."

Hat man je eine solche Lügenbande gesehen? Die Nation redet sich auf den Kaiser aus und der Kaiser redet sich zu Bismarck auf die öffentliche Meinung der Nation aus, die ihn zum Kriege gezwungen habe. Es ist ein Grad von Dummheit, der jeder menschlichen Vorstellung spottet: mit dem Kaiserreich die Rheingrenze zu wollen, aber wenn sich der Spieß umkehrt und der Gendarm den ergriffenen Dieb um die Moselgrenze pfändet, zu sagen: Ich bin ja gar nicht der Dieb; ich heiße nicht Kaiserreich, sondern Republik. Ein Wiener Witzblatt nennt diese saubere Republik den betrügerischen Bankerottirer, welcher im Augenblick der Exekution das Haus auf die Frau schreiben läßt. Und freilich ist so viel richtig: in jedem Setzerkasten liegen Buchstaben, welche zusammengesetzt das Wort „Republik" geben. Wahrlich, die Welt wäre herzlich schön, wenn jeder Setzerlehrling Schuld und Strafe mit bloßen Buchstaben aus der Welt schaffen könnte.

„Paris ist fürchterlich. Ihm ist jede Umwandlung möglich. Sein Erschlaffen giebt euch den Maßstab seiner Energie." Nach dieser Logik gibt ein Schnorrer den Maßstab für einen Rothschild, und die Prostitution den Maßstab für jungfräuliche Tugend. Gewiß, der arme Alte ist toll geworden.

„Sagen wir das, um Euch einzuschüchtern? Nein, man schüchtert Deutsche nicht ein. Eure Soldaten sind der unsrigen würdig. Preußen hat den Sieg, Frankreich den Ruhm (!!) davongetragen."

In Allem enttäuscht uns doch dieses heutige Frankreich. Nicht einmal das Lächerliche fürchtet es mehr, was es sonst doch am meisten gefürchtet. Wenn der Sieger dem Besiegten seine Kameradschaft anbietet, um ihn zu trösten, so ist das männlich und ritterlich. Aber wie sieht es aus, wenn Einer am Boden liegt, der Andere setzt ihm das Knie auf die Brust, bindet ihm die Hände auf den Rücken, und der Liegende sagt: „Du machst Deine Sache ziemlich gut;

Du bist meiner würdig; ich möchte Dir fast die Ehre anthun, Dich Freund zu nennen?!" Ihr sagt, die Gehirnerschütterung des Darniederwerfens hat ihn wahnsinnig gemacht. Aber ach, das reicht hier nicht mehr aus; hier ist mehr als ein Gehirnfehler: ein Charakterfehler. Das Lächerliche dieser Anmaßung liegt nur in der Form; aber wie verächtlich, wie ehrlos-bettelhaft ist die Sache selbst! Eine schimpfliche Reihe von Niederlagen mit der schimpflichsten Waffenstreckung der Weltgeschichte beschließen und dann hingehen und dem Heldenkreis der Sieger als Schmarotzer sich anbiedern, auf die Gefahr hin, daß sie den Schneider hinauswerfen: wer das vermag, der hat nie einen anderen Athemzug gethan, als in der Luft der Gemeinheit. Wer das vermag, der *verleugnet* nicht etwa die Ehre, nein, er hat sie nie gehabt, nie ihren Namen gehört, nie die zarten Regungen der Scham in einer Männerbrust gespürt.

Aus Barmherzigkeit möcht' ich mir einbilden können, das ist ein alter, verächtlicher Narr, der vereinzelt und auf eigene Hand solche Nichtswürdigkeiten von sich gibt. Dem Komödianten schwebte der Shakespeare'sche Herold vor, der von den Festungswällen herab zu den Feinden spricht, und flugs benützt er das große Nationalunglück, um sich selbst zu diesem Herold aufzuwerfen, und bei der schönen Gelegenheit des allgemeinen Zusammensturzes sein werthes Ich in Szene zu setzen. Ich bin Euer Freund, fängt er an; Ich habe Euch gewarnt, hört er auf: es soll Alles ein Ich-Fest sein. Aber leider ist es doch anders. Spricht denn der Mann wirklich vereinzelt und blos auf eigene Hand? Und die eselgrauen Dummheiten Edmond Abouts? Und die gewissenlosen Schwindeleien Palikao's und das Lügen, Schimpfen und Prahlen von Mann zu Mann durch's ganze Land? Nein, das ist nicht individuell, das ist national! Aber welch' ein Volk, dem solche Kost gekocht werden muß! Wenn ich einen Kinderbrei tragen sehe, glaube ich nicht, das ist für einen englischen Stahlarbeiter; wenn ich Träbern aufschütten sehe,

glaube ich nicht, hier soupirt eine Hofdame; was muß ich nun glauben, wenn ich diese Verlogenheit in Permanenz sehe, dieses elende Fressen von Prahlen, Schwindeln, Lügen, Täuschen, Betrügen, das die moralische Kost eines ganzen Volkes ist? Ein Volk von Gauklern, Gaunern und Gecken, ein Volk von Weibern und Schwächlingen muß es sein, dem man so kommen darf, ja, dem man so kommen muß, um gehört zu werden. Ich sage, von Schwächlingen; werft nur Eueren alten Aberglauben über die Franzosen hinweg. Nennt Ihr es denn anders als Schwächlinge, wenn man einem Volke sein ausschweifendstes Uebermaß verschwindeln muß, damit es nur sein natürliches Maß erfülle; wenn man es in die höchste Aufregung versetzen muß, damit es leiste, was ein anderes in seiner höchsten, männlichen Ruhe leistet?! „Preußen hat den Sieg, Frankreich den Ruhm!“ Ein getreuer Abklatsch nach Michelet: „Bei Crecy erscheinen die Franzosen schöner durch ihre Niederlage als die Engländer durch ihren Sieg.“ Diese Gecken müssen immer den „Ruhm“ haben; ohne diese Luft in der Schweinsblase fällt die Schweinsblase zusammen. Als Deutschland sein Jena und Austerlitz hatte, da war es nicht schwach genug, sich „Ruhm“ weiß machen, sondern es ging in sich und hatte hierauf seinen Stein und Gneisenau, seinen Scharnhorst und Blücher, die es sich männlich verdient hatte.

Wahrlich mehr als alle französischen Niederlagen beweist diese sittliche Mißgeburt Viktor Hugo's, wie viel in dem celtischen Staate faul ist und wie rechtzeitig die Wohlthat kommt, daß er unter die heilsame Zuchtruthe eines Männervolkes geräth. Wenn man sich über die Korruption des Cäsarismus republikanisch erheben will, und dabei kein Wort denkt, spricht und empfindet, das nicht korrupt wäre und aus einem eitlen cäsarisch-verlogenen Herzen käme; wenn in der feierlichen Stunde des Weltgerichtes, wo von Jeremias bis zu Fichte's Reden an die deutsche Nation, noch

jedes lebensfähige Volk am bitteren Tranke der Wahrheit zu gesunden trachtete, eine Nation wie die französische noch immer am Falschen und Eitlen — nicht sich belebt, sondern sich krampfhaft galvanisirt: so ist dieses Volk fertig und zu Ende mit den eigenen Mitteln seiner sittlichen Wiedergeburt. Sie können ihm nur noch von außen gebracht werden, wie sie den verlotterten Römern durch die Germanen und den abgefaulten Byzantinern durch die Araber gebracht wurden. Ob es nicht schon zu spät ist? Die unverbesserliche Herzenseitelkeit Viktor Hugo's ist ein böses Symptom! Fast fürchten wir, diese Menschen können an der gesunden Berührung mit Deutschland nicht mehr erstarken, sondern nur um so rascher zu Grunde gehen. Fast fürchten wir, sie sind reif für die Sichel der Weltgeschichte.

Aber sei dem wie ihm wolle. Sprengen Sie inzwischen Ihre Kloaken, Herr Hugo, lassen Sie Ihre strategischen Nothkünste spielen und diese Kloaken, wie die Chassepots bei Mentana ihre schandbedeckten Wunder thun; Paris wird wahrlich nicht am ärgsten stinken, wenn seine Kloaken sich erbrechen und in die Luft zurückspeien: Paris hat längst die Welt durchpestet mit dem ärgeren Gestank des französischen Selbstlobes!

Eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige.

10. October 1870.

Bei besonders feierlichen Veranlassungen in der katholischen Christenheit ertheilt der römische Papst einen hundertjährigen vollkommenen Ablaß.

In der weltlichen Menschheitsgeschichte kennen wir keine Veranlassung, welche größer und feierlicher wäre, als die deutschen Siege des Jahres 1870.

Wir wissen, was wir sagen.

Die wenigsten Kriege besitzen in ihrem Boxerleib eine Seele; den wenigsten Kriegen vergönnt es der Weltgeist, eine Idee und eine Wahrheit auszudrücken. Was bedeutete der Riesenkrieg des Xerxes gegen Griechenland? Nichts! Konnte er hoffen, den Altar des Zeus zum Fußschemel eines Satrapen zu machen? Den Altar, auf welchem ein Phidias und Sophokles opfern sollten; den Altar, auf welchem die höchste Leuchte der damaligen Menschenkultur loderte — konnte er hoffen, diese Leuchte mit einem Hauche auszublasen aus dem Munde verschnittener Sklaven? Nein! Was bedeutete der Riesenzug Alexanders quer durch Asien an die Ufer des indischen Ozeans und an die Grenzen der damaligen Welt? Nichts! Konnte er hoffen, die Kultur des winzigen, in sich zerrissenen und schon sinkenden Griechenlands hundert Millionen asiatischen Nomaden zu bringen? Konnte er hoffen, assyrische Schafhirten und träumerische Brahmanen für Hektor und Achilles zu begeistern? Nein! Was bedeutete der kolossale Napoleonszug gegen Moskau? Nichts! Konnte er hoffen, das uralte Scythenland, hundertmal größer als Gallien, in die gallische Machtsphäre zu reißen? War das Reich dreier Welttheile, das Reich, dessen Bivouacfeuer das Nordlicht und dessen Wall und Graben das eisgepanzerte Polarmeer, Material für eine französische Präfektur? Nein!

Greift hinein in die Weltgeschichte, wo sie am größten und blutigsten ist, sie ist sinnlos! Was bedeuten die ungeheuern Kriegszüge der Eroberer und Helden? Nichts! nichts! und hundert Mal nichts!

Das ist das ewig-Schöne und schlechthin-Einzige des Krieges vom Jahre 1870: er hat einen Sinn! Er ist ein vernünftiges Wesen. Er realisirt eine Wahrheit und eine Gerechtigkeit.

Die Wahrheit ist die uralte Wahrheit, daß die Germanen das Haupt Europa's und die Gerechtigkeit ist die wiederhergestellte Anerkennung dieser Wahrheit.

Seit der Gothe Theodorich der Große den Thron des römischen Weltreiches bestieg, war es die anerkannte Wahrheit zweier Jahrtausende: daß die Kulturführung Europa's von den Lateinern auf die Germanen übergegangen.

Seit jener fünfte Karl, weltmüde und nicht sehr ehrbar krank, sich in ein Kloster schlich, war es ein Mißverständniß blos der letzten drei Jahrhunderte, daß in diesem frömmelnden Siechling die Kraft der deutschen Nation abgedankt habe. Und jetzt, erst jetzt wagte von dem zertrümmerten Römerreich, das die Deutschen physisch und moralisch überwunden, ein einzelnes Trümmchen, die römische Provinz Gallien, sich auf ihr Zwergfüßchen zu stellen, ihr schnippisches Köpfchen aufzuwerfen und ein mäckerndes Weibergeschrei anzustimmen, daß es auch etwas sei, ja daß es eigentlich Alles sei. Mit deutschen Landsknechten haben sie ihre mittelalterlichen Schlachten geschlagen, mit deutschen Rheinbundstruppen haben sie ihren großen Napoleon groß gemacht, zu geschweigen, daß sie ihre besten Truppen schon längst aus den deutschen Ländern Elsaß und Lothringen gezogen; mit deutschen, als den einzig brauchbaren Kolonisten, verwerthet sich ihr Algerien; mit deutscher Arbeit und deutschem Handel haben sie ihrer Industrie den Weltmarkt erobert, wie denn unter unsern Augen Dame Gans, die Franzosennärrin, ihren geschmackvollen Pariser Schmuck — aus Hanau und Pforzheim trägt, und da sie nichts weiß, auch nicht weiß, daß ihr geschmackvoller Pariser Federn- und Blumenputz in Erfindung und Ausführung ein Produkt deutscher Mädchenhände. Von ihren messianischen Köchen, Barbieren, Friseuren und Tanzmeistern, bis zu ihrer messianischen Guillotine, auf welcher die edle Tochter einer edlen deutschen Kaiserin verblutet, haben sie ihre Kleinigkeiten groß gemacht und ihr Großes — uns kurzweg gestohlen. Der wirklichen Befreiung und Erlösung Europas aus der Nacht zum Licht, deren sich die germanische That der Reformation berühmen darf, gegründet

durch den sächsischen Geist Luther und befestigt durch das angelsächsische Schwert Cromwell, berühmte sich zudringlich-überlaut ihre französische Revolution, dieser blutige Parasit, dieser grausame Landsmann der Bartholomäusnacht. Was ihren Ansprüchen an Billigkeit fehlte, ersetzten sie an eiserner Ausdauer der Verlogenheit, Zudringlichkeit und unverschämtesten Anmaßlichkeit. Im Privatleben wirft man Jeden aus einer Gesellschaft hinaus, welcher sich nur zum hundertsten Theile so ungezogen benimmt, als es der französische Anspruch eines „berechtigten Uebergewichts" thut, diese kolossalste Flegelei gegen die ganze europäische Mitgesellschaft.

Ist schon Jemand aus einem ekelhaften Traume erwacht und hat mit Entzücken das schöne Morgenlicht und seine geordnete Häuslichkeit und die lieben Gesichter der Seinigen erblickt? Dieser Jemand ist heute Europa.

Es war ein häßlicher Traumeswahn, daß in dem germanisch verjüngten Europa das greisige Celtenvolk mit verdorbenem Römerblut in den Adern befruchtend an unserer Seite liegen könne. Was haben sie? Was sie Römisches haben, schöpften wir im römischen Recht und in den Studien unserer Humanisten aus der Originalquelle und was sie von Burgundern und Franken Deutsches haben, das haben wir selbst auf der Wurzel. Nichts Neues und Jugendliches in Gallien! Ihr Napoleon ist Catilina, ihr Louis Blanc Gracchus, ihr Sozialismus die lex agraria, die Beulen der unmöglich gewordenen Republik und die Beulen des allzumöglichen Cäsarismus: Alles, womit Rom abgewirthschaftet hat, ihr findet es in der römischen Provinz Gallien wieder. Sie ist vom verwesten Römerreiche das am schlechtesten verwese Glied. Unfähig, Rom auszustoßen, unfähig, Deutschland aufzunehmen, ist jeder ihrer Versuche, zu leben, ein Fieber und eine Gewaltthat, — eine Revolution! Aber Europa sollte so dumm sein, diese romanischen Revolutions-Krämpfe noch für Großthaten

zu halten und sie nachzuahmen; ja es war so dumm! Nur immer gelogen! unverwüstlich und eisern gelogen! Hundert Jahre lang das Schwarze für Weiß und das Gift für Balsam ausgeschrieen und das Maul aufgerissen und geprahlt und geschrieen zum Platzen! Zuletzt kommt doch eine Mehrheit von Narren zusammen, die es glaubt!

Die große Etappe für den historisch-politischen Narrenmarsch ist nämlich folgende: Ein Gemeinwesen, das seinem Begriffe nach unmöglich und lebensunfähig ist, wird nicht aufhören, einzelne Personen zu erzeugen, welche klassisch sind und welche den gesundesten Organismen zur Zierde gereichten. Man verwechsle nun das Ganze mit dem Einzelnen, führe das Einzelne als einen Beweis für das Ganze an, lasse vor Allem auch die Weiber mitschreien, diese Virtuosen des Details, — und die Narrenetappe ist fertig. Jetzt ist auch der Byzantinismus gesund, weil er einen Helden wie Belisar hervorgebracht; der Ultramontanismus, weil seine Lenden einen Riesen, wie den Jesuiten-Orden erzeugt; ja auch die Pest ist eigentlich ein Zustand der Gesundheit, weil denn doch nicht Alle sterben, sondern die Mehrzahl noch am Leben bleibt. Jetzt schreie man nur recht unermüdlich: Was! die Nation eines Montaigne und Bayle, eines Voltaire und Rousseau, eines Mirabeau, Cuvier, Arago ... denn mit einzelnen Namen läßt sich jedes beliebige Ganze beweisen. Zwar ist das Beweisende der Bauer und der Schulmeister, der Bergmann und der Matrose, zwar ist es die durchschnittliche Volkstüchtigkeit und nicht der Monarchismus der „großen Geister" — der übrigens gleichfalls für die Germanen spräche, was aber hier unverrechnet bleiben soll; — deßungeachtet steht der große Geister-Beweis fortwährend in Ehren. Und doch beweisen die zeitgenössischen großen Geister Shakespeare und Cervantes just das Entgegengesetzte, denn seit Shakespeare ging es mit den germanischen Engländern fortwährend aufwärts und seit Cervantes ging es mit den romanischen

Spaniern unaufhaltsam abwärts. ' Hören wir heute aber die Furcht aussprechen, als könnte Frankreich zu Spanien herabsinken, so scheint uns das noch zu schmeichelhaft, denn in der Celtenrace steht der spanische Celtiberier fraglos höher als der französische Gallier. Frankreich, wenn es einmal sinkt, scheint uns nicht blos zu Spanien sondern zu den spanisch-amerikanischen Republiken herabsinken zu sollen, deren Wege es zwischen Anarchie und Militärdiktatur eigentlich seit hundert Jahren schon wandelt, und wo die Agonie des Romanismus am klinisch-belehrendsten verläuft. Wäre Deutschland dagegen von den Hohenstaufen bis heute in gradliniger Proportion fortgeschritten, so hätte sich Frankreich neben Deutschland nie anders dargestellt — als Irland neben England!

Ein Wort für Alle: Dem Deutschen ist nichts verschlossen, dem Franzosen ist vieles verschlossen. Das ist die Formel zwischen den beiden Völkern. In jedem Augenblicke stößt ein Franzose auf ein Etwas, das er nicht begreift, das ihm nicht zugänglich, das ihm nicht verständlich ist. Die Frau Staël — gewiß ein bester französischer Typus — kann in ihrer Allemagne einen ganzen fünften Band über Philosophie schreiben, aber pag. 78 sehr naiv sagen: sie begreife nicht, warum die Philosophen Alles auf ein Prinzip, sei es Geist oder Materie, zurückführten; ob Eins oder ein Paar, das sei gleichgiltig und erkläre die Welt nicht besser!! Ein Volk, welches mit einem solchen fast thierischen Mangel an Organen für Idealismus und Methaphysik überhaupt Ansprüche macht, und sogar die höchsten, müßte dann wenigstens, wie die alten Römer, welchen diese Organe gleichfalls versagt waren, den Heldenmuth des Realismus, d. h. der Wirklichkeit und der Thatsache haben. Wenn wir aber soeben mit Ekel erleben, daß kein Franzose der Wirklichkeit und der Thatsache ins Auge schauen kann, wenn sie nicht schmeichelhaft für seine Eitelkeit ist, so fragen wir billig: Was hast Du denn

also, wenn Du intellektuelle Tiefe nicht hast, aber moralische Stärke auch nicht? Arroganz! Und was sich die Arroganz angemaßt hat, das hat ihr die Denkfaulheit eingeräumt. Die Pyrenäen, welche es nicht mehr gibt, das mittelländische Meer, welches ein französischer See ist, der Staat, welcher „moi" ist, die erste Nation, — die größte Nation, — Alles!

Wahrlich, man möchte eben so gerne 200 Jahre lang Zahnschmerzen haben, als seit Ludwig XIV. die Geschichte Europas ertragen!

Der erste Tag, an welchem sie erträglich und leserlich geworden, war der 6. August 1870. Dieser Tag hat das Außerordentlichste gethan, nämlich aus Weiß weiß und aus Schwarz schwarz gemacht! Denn so fest ist die Welt in der Hand der Narren, daß das Natürlichste immer das Außerordentlichste ist.

Seit diesem Tage ist die celtische Armuth und die deutsche Ueberlegenheit wieder Stil der Geschichte. Die Armuth, zusammengehalten von der Konzentration, die Ueberlegenheit, zersplittert von der Föderation, ja vom Individualismus, hat die Narren der letzten sechs Generationen über die wahren Machtverhältnisse mit schimpflicher Blindheit geschlagen. Seit jenem Tage ist die Blindheit wieder sehend geworden. Der erste Tag, wo auch Deutschland einig auftrat, hat das längst geeinigte Gallien in seinen alten romanischen Staub geworfen. Was die gothischen Amaler angefangen, was die schwäbischen Hohenstaufen fortgesetzt, das durften die märkischen Hohenzoller vollenden. Es ist der dritte logische Geschichtstag seit zweitausend Jahren. Der Romanismus gehört unter die Füße des Germanismus, wie der Dünger unter die Saat. Und wenn heute die römische Provinz Gallien zu den Füßen eines deutschen Königs liegt, so braucht dieser nichts als einen einzigen Vers unseres Nationaldichters zu sagen:

„Ihr seid an Eurem Platz, Lady Maria!"

So empfinden wir die historische Größe und Würde dieser Zeitläufe, und wenn unser zweites Jahrtausend vom dritten einst abgelöst sein wird, so soll jenes dritte wissen, daß der große Moment kein kleines Geschlecht gefunden, sondern daß Moltke's Schwert Menschen gefunden, welche die Vernunft und die Seele des Schwertes begriffen haben.

In diesem großen und feierlichen Momente also, in einem jener hohen Momente, wo der römische Papst, wenn sie in der Kirche eintreten, sein Bestes thut und einen hundertjährigen vollkommenen Ablaß ertheilt, können wir nichts Geringeres thun, sondern ertheilen wir all' jenen elenden Kothseelen, welche an ihre nicht geruchlosen Schreibtische stürzten, um unser deutsches Herz mit den Ausleerungen ihrer Dummheit und Gemeinheit zu überschütten, hiemit eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige!

Seit ein Preßbengel arbeitet, ist ein solches Wort in der Oeffentlichkeit vielleicht nicht erhört worden. Es ist aber auch nicht erhört worden, daß jeder anonyme Schurke, daß jeder zwischen Zuchthaus und Narrenhaus taumelnde Bube mit seiner Presse, wie mit einer Kuhmagd sich zu sprechen erdreistet. Es ist dieselbe Presse, welche für die Freiheit einen Becher und Jellinek in den Tod gesendet; es ist dieselbe Presse, welcher noch heute alle Kerkerthüren offenstehen, wenn sie im Kampf für ein systematisch und altverwahrlostes Volk ein wenig zu warm wird. Dieses Volk, welches unseren Kampf versteht, ihn unterstützt, ihn möglich macht, haben wir zu schützen vor seiner eigenen Hefe, vor seinem eigenen Auswurf, ja vor Elementen, welche es sein eigen zu nennen sich überhaupt verwahren wird. Ein Gesindel, wie es zu uns gesprochen, gehört keinem Volke an: es ist vogelfrei.

Wahrlich, mit entschuldbaren Graden von Rohheit wüßten wir nachsichtig zu sein, denn wir tragen nur allzu mitfühlend die Gründe, die wir dazu haben, am Herzen.

Wir schreiben unter einem Volke, welchem spanische Jesuiten-Tyrannei die deutsche Bildung zweier Jahrhunderte unterschlagen. In jenen zwei Jahrhunderten, wo sich die Kulturerziehung des deutschen Volkes vollzog, in jenen zwei Jahrhunderten von Luther auf Kant, wo Deutschland Alles that, was hat Oesterreich gethan, was durfte es thun? Nichts. Während sich die immense Literatur Deutschlands entwickelte, schrieb Oesterreich — Beichtzettel, Traumbücher und Linzer Kochbücher! Jeder Einzelne mußte auf eigene Hand und für sich selbst die Bildung von vorne anfangen, denn es floß kein Strom, aus dem alle schöpften, durchs Land, und selbst jene deutschen Klassiker, welche mit einer unwiderstehlichen Popularität unsere chinesischen Mauern einrannten, gelangten in die Hände des armen betrogenen Volks nur durch die Hand einer Zensur, deren Blödsinn das vierfüßige Vieh überbot! Wahrlich, wir müßten nachsichtig zu sein.

Es gibt aber eine Sorte von Dummheit, welche mit einem viel böseren Gifte versetzt ist, eine Dummheit, für welche kein Polizei- und Jesuitenstaat entschuldigend spricht, eine Dummheit, welche auch dem besten und freiesten Staate die Schmach ihrer Existenz zufügen würde, weil sie existiren und unverbesserlich bleiben will. Die Dummheit, welche sich selbst will, die Willensbosheit der Dummheit, die ist's, welche wir ohrfeigen.

Man ahnt, was wir meinen.

In den pöbelhaften Zuschriften dieser mit Bosheit vereinigten Dummheit sind wir regelmäßig mit preußischem Gelde bestochen. Es liegt auf der Hand, daß die einfache und ehrliche Dummheit nicht dumm genug zu einer solchen Anschuldigung wäre, denn sie würde sich noch immer Folgendes sagen: Der preußische Gesandte geht mit einem Geldsack herum und korrumpirt die Wiener Presse. Gut. Aber was thut denn inzwischen Frankreich, der Erzvater der Korruption? Könnte der französische Gesandte nicht

auch mit einem Geldsacke herumgehen und die Wiener Presse bestechen? Ja, noch mehr. Die Czechen, die Ungarn, die Polen, fürchten den Aufschwung der deutschen Macht und sind mit lichterloher Rage französisch gesinnt. Gingen vielleicht nicht auch die Czechen, die Polen, die Ungarn in den Redaktionen der wichtigen Hauptstadt mit Geldsäcken herum? Heissa, Geld wie Mist! Drei, vier Geldsäcke, aus welchen die Wiener Presse schöpfen konnte, wenn sie französisch werden wollte! Warum ist sie deutsch und zieht das preußische Angebot allen übrigen Angeboten vor? Da stehe ich also vor einer Wahl und einer Neigung des Herzens; aber siehe da, wozu brauche ich jetzt noch den schmutzigen Umweg über die Korruption? Wenn ich schließlich doch wieder nur bei einer Herzensneigung ankomme, so giebt mir ja die Herzensneigung auch schon den Ausgangspunkt der Erklärung, welche ich suche. Die Wiener Presse ist deutsch aus natürlicher Herzensneigung.

Dieser graden Linie, zu schließen und zu folgern, wäre zur Noth noch der Einfältigste mächtig; wir schmeicheln uns nicht, ein verwickeltes Problem der Logik erfunden zu haben. Nur der vorgefaßte böse Wille kann die grade Linie mit der krummen, kann die natürliche Erklärung mit einer gemachten und hergeholten vertauschen. Niemand braucht den Glauben an fremde Schlechtigkeit, wenn nicht zur Harmonie mit eigener Schlechtigkeit.

Eine Redaktion erträgt jeden Widerspruch, aber auf einen setzt sie eine Ohrfeige: wenn Du nicht meiner Meinung bist, so bist Du kein ehrlicher Mann.

Diese Ohrfeige sei dem anonymen Schimpfgesindel hiemit solemniter ertheilt. Eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige, — eine Ohrfeige, woran es hundert Jahre genug haben mag!

Es ist keine einzelne Hand, welche so schwer niederfällt, es ist die Wucht eines Prinzips. Mit dem Kothe, womit man uns zu bewerfen den anonymen Muth hat, —

wir wissen es nur zu gut — bewirft man jeden unserer Kollegen, welcher deutsch gesinnt ist; und wer ist es denn nicht? Gott sei Dank, sie sind es Alle, die ganze Wiener Presse ist es — mit zwei oder drei Ausnahmen, welche überhaupt nicht zum Publikum sprechen, sondern in ihrer Druckerei blos aus einer Ecke in die andere. Was jenes gallische Frevlervolk erfährt, soll auch sein Wiener Affe erfahren, daß deutsche Hiebe nicht sanft sind. Deutschland straft, Deutschland, das sich in der volkreichsten deutschen Stadt nicht ungestraft beschimpfen läßt!

Ein Straßenköter mag mit angeborener tückischer Lust einem rollenden Wagen nachkläffen; er wird aber längst in sein Hundeloch gekrochen sein und nach Athem schnappen, der ihm ausgegangen, denn die Wagenreihe ist unabsehbar und fünfzig Millionen Sieger sitzen darin!

Das Rad der deutschen Nationalgröße ist im Rollen und was heißt es anders, die Größe empfinden, als sie mit Stolz empfinden? Das stolzeste Wort ist das erlaubteste! Die französische Zunge in Ehren, die uns den Stolz, als letzten Schliff unserer sittlichen Vollkommenheit, angerathen hat! Sehr mit Recht sagt die Frau Stael von uns Deutschen: Ce sont les souls hommes peutêtre, auxquels on pouvait conseiller l'orgueil comme un moyen de devenir meilleurs.*)

Ein guter Rath, und bei Gott, wir befolgen ihn! Wir haben ihn heute, diesen Stolz, der den deutschen Charakter verbessert!

---

*) Das sind vielleicht die einzigen Menschen, denen man anrathen möchte, stolz zu werden, als ein Mittel um noch besser werden.

„Monsieur mon Frère.“

10. November 1870.

Nicht ohne Grausen kann man sich dem Gedanken überlassen, was wohl geschehen wäre und welche Opfer Deutschland zu bringen gehabt hätte, wenn — der König von Preußen in französische Kriegsgefangenschaft gerathen wäre? Für die Auslösung dieses Gefangenen hätte sein Volk mit Land und Leuten, mit seinem letzten Blutstropfen, mit dem letzten Pfennig seiner ärmsten Witwe einzustehen gehabt. Seine Auslösung wäre die Pflicht und die Ehrensache von vierzig Millionen gewesen.

Es kommt umgekehrt, und der Kaiser der Franzosen geräth in deutsche Kriegsgefangenschaft. Was thut hierauf „sein“ Volk? „Sein“ Volk sagt einstimmig: Fort mit dem Hallunken! Danken wir Gott, daß wir ihn los sind! Wir kennen ihn nicht, er kümmert uns nichts, er geht uns nichts an. „Der Mann von Sedan“ hat nichts gemein mit uns, wir sagen uns los von ihm.

Und mit diesem Manne hat man sich auf den Fuß der Gleichheit begeben! Die legitimen Erbfürsten von Gottesgnaden und der Mann von Sedan waren unter einander — Monsieur mon Frère.

Als Konsequenz davon steht jetzt der Sieger in einer Verlegenheit da, die ohne Beispiel ist in der Weltgeschichte. Er hat den Zweck jedes Krieges und Sieges erreicht, seine Aktion ist nach allen Regeln der Kunst und nach allen Gesetzen der Vernunft reif zum Frieden, aber die Hand, welche den Krieg erklärt hat, ist verschwunden zur Unterzeichnung des Friedens! Es war die Hand — nicht eines Fürsten, welcher das Recht hat, Krieg zu führen und Frieden zu schließen, sondern die Hand eine Spielers, welcher blos die Erlaubniß hatte, zu gewinnen, nicht aber zu verlieren. Als er verlor, wurde er schimpflich verleugnet, preisgegeben, abgesetzt!

Und von diesem Spieler hat man sich überhaupt Krieg

ankündigen lassen! Diesen Spieler haben die Legitimen als Ihresgleichen, ja als den Ersten unter ihnen gelten lassen, weil er vor zwanzig Jahren eine Republik über den Haufen warf, den scheinbaren Feind des legitimen Gottesgnadenthums! Aber daß das Verbrechen, ein Staatsgrundgesetz umzustürzen, auch wenn es ein republikanisches wäre, niemals der Legitimität dienen kann, daß für das Legitimitätsprincip ein böseres Rattengift als der Name Republik doch noch der Name Eidbruch und Verfassungsbruch ist, das bedachte es schon nicht mehr, das legitime Gottesgnadenthum!

Es nachträglich zu bedenken, wäre vielleicht jetzt die gute Gelegenheit.

Möchte man nicht von einer Strafe Gottes reden, wenn man jetzt einen ruhmgekrönten Sieger vom legitimen Fürstengeschlechte in der fast komischen Verlegenheit dastehen sieht, den Frieden, den er sich zu seiner höchsten Ehre erkämpft hat, — nicht nach Hause bringen zu können?! Man hat in diesem Kriege viel von einer Vorsehung Gottes und von einer Fügung Gottes gesprochen, und wenn sich Andere darüber moquirt haben, so war das just nicht nach meinem Geschmacke, denn die Kirche des Atheismus sollte nicht so intolerant sein, wie sie es sonst an den Pfaffenkirchen getadelt. Statt dem frommen Jargon die Toleranz zu versagen, möchte es leicht das bessere Strategem sein, ihn beim Worte zu nehmen und seine eigene Sprache zu sprechen. Hat euch die Fügung Gottes und die Vorsehung Gottes den Sieg verliehen, so ist es offenbar die Strafe Gottes, wenn euch nach dem Siege der Frieden versagt bleibt, — die Strafe dafür, daß ihr das Gottesgnadenthum so sehr vergessen und einen „Bruder" genannt habt, was die bürgerliche Moral einen „Verbrecher" nennen durfte.

Diese Betrachtung wäre, genau genommen, legitimistisch; denn der reine Legitimist, der theoretisch-strenge und fanatisch-ehrliche Ultra hat allerdings gleich vom Anfange her

mit der Konsequenz seiner Narrheit ganz richtig gefordert: die Thatsache des Kaiserreiches nicht anzuerkennen. Der 2. Dezember, der sich in den Besitz der Macht setzte, das allgemeine Stimmrecht, welches Bäh und Mäh dazu sagte, das ganze illegitime Treiben sollte nach dem Wunsche der Ultra-Legitimisten mit einer Intervention bekämpft werden.

Aber haben wir das gefordert, wir das gewünscht? Natürlich nicht. Und hier ist es, wo unsere Reflexion, die auf ein Haar legitimistisch aussah, die demokratische Wegscheide betritt und just die entgegengesetzte Nutzanwendung zieht. Wir sagen nämlich umgekehrt: weil es Narrheit gewesen wäre, die Republik, den Staatsstreich, das Kaiserreich mit einer Intervention zu bekämpfen, weil es heutzutage öffentlicher Verstand ist und festester Grundsatz des öffentlichen Verstandes, jedes Volk sich regieren zu lassen, wie es will: deshalb steht das Regentenmetier überhaupt außer dem Begriff der Legitimität und der Gottes-Gnade, sondern ist eine simple menschliche Thatsache wie jede andere. Daß purpurgeborene Erbfürsten einen Verbrecher als „Monsieur mon Frère" annehmen müssen, daß Kaiser und Könige einen Kaiser als Kollegen annehmen müssen, welcher eigentlich kein Kaiser ist, sondern ein hergelaufener Parvenü auf Kündigung: das Alles schmeckt herzlich wenig nach einer Gnade Gottes, — viel eher nach einem Schabernak des Teufels.

Und das ist der eigentliche Sinn der Situation, die wir jetzt sehen. Ein König erhält von einem Kaiser eine Kriegserklärung, er zieht in den Krieg gegen ihn aus, überwindet ihn, will Friede mit ihm schließen, und — der Kaiser verduftet ihm unter den Händen! Er purzelt die ganze Stufenleiter der Würde herab, vom Kaiser zum gemeinen Abenteurer, welchen alle anständigen Menschen einen Gauner nennen! Der König steht jetzt da und muß warten, bis in die Löwenhaut, aus der ein geprügeltes Thier herauskroch, irgend etwas Anderes hineinkriechen will. Das ist peinlich!

Welcher Reflex fällt damit auf die Legitimität und das Gottesgnadenthum selbst!

Es wundert mich, daß noch kein einziges demokratisches Organ die vielbesprochene „Unmöglichkeit, Frieden zu schließen", aus diesem Gesichtspunkte besprochen hat. Ist es doch das Beißendste, das Vernichtendste, was der Zufall erfinden konnte, um die Menschen über den Nimbus des Gottesgnadenthums aufzuklären. Man wird künftig keinen einzigen Beweis gegen diesen asiatisch-veralteten Anspruch brauchen als — die Friedens-Schwierigkeit von 1870.

Stimmungs-Ebbe.

Der Krieg hat angefangen, die Gemüther mürbe zu machen. Das menschliche Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding, sagt Luther, ein Wort, das Einem täglich hundert mal einfällt. Und „das trotzige Ding" der Franzosenfreunde hat gelegentlich schon sehr hoch geschlagen und das „verzagte Ding" der Deutschgesinnten macht einen kleineren Puls. Und wer dabei links- und rechts zu kurz kommt, das ist, wie immer, — die Wahrheit. —

Die Franzosenfreunde fordern mich auf, „die zähe Ausdauer" oder wohl gar „die heldenmüthige Widerstandskraft" ihrer Lieblinge zu bewundern. Ich kann ihnen diesen Gefallen nicht thun. Wenn der Franzose Pflug und Hobel einmal verlassen hat, so verwandelt sich Niemand leichter als er — in den militärischen Bummler. Das wußte ich längst. Sein ganzer Naturtrieb ist communistische Gleichheit und seit ein classischer Ausdruck derselben — die Mönicherei — aufgehört hat, ist ihm der wahre Himmel des Communismus — die Soldaterei. Jeder in gleicher Uniform, Jeder in gleichem Solde, über dem Ganzen die confessionslose Vorsehung, die Kriegscassa, — ah quel plaisir

d'être soldat! Hinter sich die verhaßte Arbeit, vor sich das Abenteuer, der Tod ungewiß, die Löhnung sicher — nichts ist französischer. So kenne ich den Celten seit zweitausend Jahren. Wenn es Leute giebt, die das überrascht, so überrascht sie eben Alles, was aus dem Quell der Natur auf die Oberfläche hervorkommt. So haben sie das Wort Ethnographie zwar gehört, aber jede einzelne ethnographische Erscheinung ist ihnen eine Ueberraschung und ein Wunder.

Das Soldatwerden des Franzosen imponirt mir demnach nicht im geringsten. Noch weniger imponiren mir seine Heldenthaten. Ich frage nämlich: wo sind sie? Und siehe da, Niemand kann sie mir zeigen. Selbst die der berühmten Loire-Armee nicht. Die Sache ist kurz und gut diese: Wo sich bisher deutsche und französische Heere begegneten, wurden die französischen augenblicklich geworfen. Die Loire-Armee wurde von Orleans auf Blois und Le Mans ein wenig langsamer geworfen, aber auch geworfen. Das ist Alles.

Auch das kann ich nicht anstaunen, daß die Franzosen, nachdem sie 300,000 Mann in die Kriegsgefangenschaft verloren, überhaupt noch Armeen aufstellen. Die Franzosenfreunde stellen sich, als müßte man darüber außer sich vor Bewunderung sein, während ich nichts bewundere, — als den Schwindel dieser Bewunderung. Habe ich doch immer gehört, daß Frankreich und Deutschland je eine Million Streiter aufstellen können. Wie sollen sie also beim ersten Drittel schon zu Ende sein? Positiv ist nur eins: 300,000 Mann in die Kriegsgefangenschaft zu verlieren, ist nach allen militairischen Begriffen der größte und unauslöschlichste Schimpf, ein Schimpf, von welchem in allen Geschichtsbüchern der Europäer und Asiaten nicht einmal annäherungsweise ein ähnliches Beispiel vorkommt und welchen die Franzosen ganz allein und zuerst auf sich geladen. Daß sie diesen Schimpf wett gemacht hätten, durch Nachschieben einiger schwächlicher und zerfahrener Armeecorps,

kann nur derjenige behaupten, welcher gewohnt ist, lebensunfähige Behauptungen viel sorgloser in die Welt zu setzen, als ein Insect seine Eier. — Im Grunde kann man sagen, das große und kriegerische Frankreich kämpft gar nicht mit der deutschen Invasion, welche fest gebannt vor Paris liegt, — sondern blos mit jenen Bruchtheilen derselben, welche für den Landkrieg entbehrlich sind, und selbst mit diesen kämpft es noch immer erfolglos. Wer das bewundert, der will eben bewundern. —

Und doch hat die Betrachtung dieser ärmlichen Dinge das deutsche Gemüth herab gestimmt und kriegsmüde gemacht, — was ihm freilich zur Ehre gereicht, denn es beweist eben die friedlichen Instincte des Deutschen, jene milde und sittliche Natur, welche, wenn ihr der Krieg aufgedrungen wird, zwar kriegerisch sein kann, von Haus aus aber es nicht ist und das Blutvergießen nicht liebt.

Aber jede Tugend ist vor ihrem eigenen Uebermaß zu warnen. Deutschlands Ueberdruß am Kriege ist eine Schönheit seines Gemüthes; wir wünschten nicht, daß ein Fehler seines Denkens daraus würde. Und der gangbarste Denkfehler wird schon dadurch gemacht, daß man überhaupt bedenken will, was man beruhen lassen sollte. Wie der Orientale durch seinen Fatalismus die Natur allzu sehr ehrt, weil er ihr den Menschengedanken zu schüchtern entgegensetzt, so beleidigt sie der Europäer, indem er mit seinem unaufhörlichen Denkkitzel und Denkreiz an ihren Thatsachen zerrt, und Gründe und Ursachen sucht, und wie es so und anders und besser sein sollte, auch wenn es auf der Hand liegt, daß sie nur so und nicht anders sein kann und daß nichts weiter übrig bleibt, als sie mit Bescheidenheit anzuerkennen.

Wenn irgend eine, so ist der gegenwärtige Krieg eine solche Thatsache der Natur. Wir wüßten nicht, was daran zu ändern wäre und an welchem Punkte ihres Verlaufes

sie zu ändern gewesen. Denn wenn kriegsmüde Deutsche z. B. sagen: man hätte nach Sedan Frieden schließen sollen, so ist das eben ein Denkfehler schwersten Kalibers, unverzeihlich und unbegreiflich. Man hätte nach Sedan Frieden schließen sollen! Wer ist dieser „man"? Zum Frieden schließen gehören zwei; hat Frankreich den Frieden nachgesucht? Und hätte ihn König Wilhelm ungebeten verschenken sollen? Was für einen Preis hätte Frankreich für den Frieden bezahlt? Kriegscontribution! „Nicht für ein Stück Geld haben wir den König auf der Wahlstatt gelassen", läßt unser hochherziger Schiller seinen Wrangel sagen; und nicht für ein Stück Geld habe ich mein Volk auf der Wahlstatt gelassen, hätte Deutschland gesagt. Die 40,000 Deutsche, welche von Wörth bis Bionville die Schlachtfelder bedeckten, hätten doch eben so schwer wiegen wollen, als der Eine Gustav Adolf. Also Schleifen der Festungen! Gut daß inzwischen die Pontusfrage eintrat, denn wir wissen nun, was solche Verträge werth sind. Der erstarkte Feind baut nach einigen Jahren die geschleiften Festungen auf. Das ist freilich ein Vertragsbruch, aber er *will* auch den Vertrag brechen. Er bekennt sich offen dazu. Er fordert heraus, und der Herausgeforderte muß den Kampf zum zweiten mal aufnehmen. Gilts aber einen zweiten Krieg mit Frankreich, so ist doch nichts simpler, nichts selbstverständlicher, als daß sich Deutschland bei der gewissen Voraussicht eines solchen Kampfes, so lange es selbst das Heft in der Hand hatte, wenigstens in die menschlicherweise sicherste Verfassung dagegen zu setzen wünschte. Das aber ist der Besitz der erhaltenen Festungen, welcher den Kampf um geschleifte Festungen von selbst ausschließt.

Diejenigen, welche einen Frieden auf Kriegscontributien und geschleifte Festungen befürworten, verhehlen sich übrigens selbst nicht, wie materiell werthlos ein solcher Friede gewesen wäre und lieben es dafür den Ton auf den moralischen Gewinn zu legen, welchen Deutschland durch die

Großmuth einer solchen Friedensgewährung fett und lecker davon getragen hätte. —

Dieser moralische Gewinn kommt mir aber nicht nur nicht fett vor, sondern wäre ein herzlich magerer, zäher und unverdaulicher Bissen gewesen, ein elender Brocken in jeder Beziehung. Erinnern wir uns nämlich, wie sehr die Seele aller Südländer der Vortheil ist und wie sie ein freiwilliges Verzichten auf einen Vortheil absolut nicht begreifen, wenigstens nicht als Großmuth begreifen, sondern einfach als Schwäche, Demuth und nebelköpfige Tölpelei der nordischen bruta bestia. Die ganze Literatur des Verkehrs zwischen Nord- und Südländern bezeugt mit einer überwältigenden Uebereinstimmung diesen ethnographischen Satz. Hinter dem ersten Grenzstein der romanischsüdlichen Zone hört die Großmuth auf, eine Tugend zu sein und wird eine Narrheit. Sie imponirt nicht, sie macht lächerlich und verächtlich. Sie erweckt nicht Dankbarkeit, sondern blos den Kitzel des Mißbrauchs. Gebt nach dem Tage von Sedan den Franzosen einen großmüthigen Frieden und seid heilig versichert, sie schreiben in all' ihre Geschichtsbücher: Schon der bloße Name der Republik scheuchte die nordischen Söldnerheere von unserem geheiligten Boden. Jenes Zauberwort, vor dessen schrecklicher Majestät die Könige erblassen . . . ꝛc. ꝛc. Nicht aus Großmuth machten die Deutschen dann Frieden, sondern sie gaben das Ferengeld eines panischen Schreckens — vor der Republik, vor Jules Favre und Victor Hugo! Das würde Dogma für jeden Franzosen geworden sein. Die französische Selbstüberhebung, diese permanente Kriegsgefahr für Deutschland, erhielt eine neue üppige Nahrung und für die Zukunft bliebe, ja stiege die Gefahr. Der Franzose hätte die deutsche Großmuth noch weniger ertragen, als den Verlust von Elsaß und Lothringen. —

Wie empfindlich man heute, wo der Krieg überhaupt für abstellbar gilt, ganz besonders gegen Cabinetskriege ist!

Aber wenn der König von Preußen einen Frieden schloß, welcher zwischen Deutschland und Frankreich nicht reinen Tisch machte, einen unpolitischen Großmuths-Frieden, welcher kaufmännisch zu reden, unter seinem Preise verschleudert war; hätte das den Krieg nicht wirklich zu einem Kabinetskrieg herabgewürdigt? Wäre es nicht thatsächlich ein bloßes Degen-Duell zwischen zwei großen Herren gewesen, wenn mit der Uebergabe des Degens von Sedan die Sache aus war? Das bedenke man doch! Man bedenke es ernstlich und mit ganzem Gewissen, denn heute kann man selbst Demokraten so reden hören, als ob ein übereilter Großmuths-Frieden nach Sedan das Rechte gewesen wäre. Ich kann mich nicht genug wundern! Entgeht es denn den Demokraten, wie sie dadurch einen Krieg, der auf deutscher Seite als geheiligter Volkskrieg gemeint war, zu einem ihrer schlecht beleumundeten Cabinets-Kriege und Herren-Duelle ausarten lassen? Ja, und ist es vollends demokratisch, einen solchen Königsfrieden, der doch ganz und gar kein Volksfrieden gewesen wäre, nur für möglich zu halten? Nicht den Selbstherrscher aller Reußen, nicht den Großkhan der Tataren, geschweige einen deutschen Fürsten, möchte ich mir so mit absolutistischer Machtvollkommenheit ausgestattet denken, daß er es in seinem großmüthigen Belieben hätte, den populärsten Krieg mit dem unpopulärsten Frieden zu beendigen. Heute, wo nach dem Tage von Sedan noch so viele Opfer nothwendig geworden, wo auch die Zukunft noch nicht ihre Früchte sondern blos ihre Forderungen neuer Opfer zeigt, heute mögen schwache und sorgenbeladene Seelen freilich gestimmt sein, Alles aufzugeben und im Stiche zu lassen, was sie bis Sedan geopfert. Aber war denn das immer so? Ist es zu viel verlangt, daß ein Mensch im December sich an den August erinnere? Dieser Krieg hatte mit Leipziger- und Borodino-Schlachten gleich angefangen! Die Nation hatte ein volles Recht, von der Schlacht bei Wörth bis zu den drei mörderischen Schlacht-

tagen bei Metz ihre Leistungen mit dem höchsten Preis zu taxiren und die höchste Meinung zu hegen von der Ausgiebigkeit des Ersatzes, den sie dafür beanspruchen dürfe. Getragen von dieser Meinung hätte jeder deutsche Heerführer Sieg und Siegespreis verfolgen müssen, auch wenn er nicht von dem verfehmten Geschlechte der Könige war, welche die armen Völker auf die Schlachtbank führen. Nichts war populärer als die Schlachtbank und nichts war unmöglicher als ein Frieden ohne Eroberung. Ja es war ein Eroberungskrieg, aber auch ein Volkskrieg. Und müßte es denn immer der Ehrgeiz des Großen sein, welcher erobert? Kann nicht auch ein Volk durch lange Mißhandlungen eines bösen Nachbars zu der Einsicht gedrängt werden, daß es erobern muß, um seine Ruhe, seine Zukunft zu sichern? Deutschland stand auf der Höhe dieser Einsicht, als es, mit dem unerhörtesten Uebermuth angefallen, in beispielloser Kriegsbegeisterung aufflammte und den Kampf augenblicklich in seiner wahren Natur erkannte, als den längst vorhergesehenen und erwarteten Entscheidungskampf zwischen der germanischen und romanischen Race. Nie war ein Kriegsprogramm schneller formulirt und allgemeiner angenommen als der Ruf: Elsaß und Lothringen! Er bedeutet das Principat der germanischen Race, wie die „Rheingrenze" die Hegemonie der lateinischen bedeutet. Daß der Kampf auf diese Spitze gestellt sei, diese Erkenntniß war augenblicklich das Gemeingefühl der ganzen Nation. Der König von Preußen kommandirt in Wahrheit einen Nationalkrieg und handelt im Auftrag eines demokratischen Gedankens. Diese Wahrheit darf nicht veralten. Ich möchte ihre demokratische Natur darum nicht mißverstehen, weil zufällig das demokratische Fabrikzeichen daran fehlt.

Für männliche Herzen giebt es demnach nur die Eine Parthie: den Krieg ohne Murren und ganz besonders ohne Querreden mit Standhaftigkeit auszudauern. Denn freilich ist es keine Kunst, im Glücke mit sich einig zu sein; aber

schön ist es, bei der Wahrheit zu bleiben und ihr die Ehre zu geben, auch wenn sie nicht mehr die Züge der Schmeichlerin, sondern ernstere Züge zeigt. —

Zufälle.

17. December 1870.

Wer kann es dem Volke verdenken, wenn es nicht an den Zufall, sondern an den Zusammenhang der Dinge glaubt, — welcher Glaube, wo der Zusammenhang nicht nachweisbar, einstweilen Aberglaube heißt.

Es ist nur ein Zufall, daß im Jahre 1870 Voz und Dumas gestorben sind, die zwei beliebtesten Erzähler Europas. Aber wie richtig wählten sie das Jahr ihres Todes! Wo Chassepot und Krupp reden, haben Roman und Novelle zu schweigen. Das ist klar. Wenn das Ohr des Publikums der Kanonier besitzt, so kann es nicht das Heimchen im Wandschrank besitzen. Straßburgs Ruinen sind keine Illustration zu Little Dorrit und die Gascogner in Tours und Bordeaux wissen noch viel schöner zu lügen, als der phantasievolle Gascogner Dumas. Es ist geschmacklos, überflüssig zu sein, und die zwei angenehmsten Plauderer Europas hatten den guten Geschmack zu verstummen. Die Lectüre voll Effekt, voll Sensation und fieberhafter Spannung lieferte — das Telegramm in drei Zeilen; was sollte da der spannende und effektvolle Sensationsroman in drei Bänden? Der Roman starb, als die Wirklichkeit seine Funktion übernahm. Voz und Dumas starben im großen europäischen Kriegsjahre 1870, und wenn es ein Zufall ist, so ist es ein merkwürdiger Zufall!

Im Jahre 1770 wurde Beethoven geboren und im Jahre 1870 wird das deutsche Reich geboren. Wieder

ein Zufall! In welchen Zusammenhange steht es, daß heute ein Musikant geboren wird und heute über hundert Jahren seine ganze Nation wieder geboren wird? Natürlich in keinem! Es ist ein Zufall — aber ein merkwürdiger Zufall!

Bei der neunten Symphonie und bei dem Trauermarsch der Eroica kann Jedermann Alles oder Nichts denken. Beethoven hat niemals gesagt: Jeder Zoll ein König! Beethoven hat niemals über die Pforten der Hölle geschrieben: Laßt alle Hoffnung draußen, die ihr hier eintretet! Beethoven hat das Erhabene nicht gesagt, sondern empfunden. Beethoven redet nicht durch seine Ideen zu uns, sondern durch sein Gemüthspathos. So können wir auch von ihm nicht in der Begriffssprache reden, sondern in der dunklen und stummen Sprache der Bilder und der Umschreibungen.

Aber was immer für eine Sprache wir haben, wir kennen genau die Größe des Mannes. Seine Mitmenschen bewundern ihn, sie sollten mit einer Art Staunen und Grausen erschrecken. Er ist ein Wunder, er ist eine Erscheinung. Er ist nicht von dem Geschlechte der Millionen, er ist von dem Geschlechte, das die Natur langsam zählt — eins, zwei, drei, in tausend Jahren! Selbst das vulkanische, ewig fruchtbare und thaten-schwangere Italien hat nur zwei solche Menschen hervorgebracht: Dante und Michelangelo. Den dritten zeugten die Insel-Germanen in Shakespeare. Den vierten die Kontinental-Germanen in Beethoven.

Im Jahre 1770 war Deutschland leer, langweilig und philisterhaft. Der Spiritus des siebenjährigen Krieges war fort und der Spiritus der Weimarer Literaturperiode noch nicht da. Eine Nation, die in ihrer schlechtesten Stunde ihre Besten erzeugt, in ihrer kleinlichsten Stimmung ihre Kühnsten und Gewaltigsten — wen wundert es, daß sie hundert Jahre später sich die Krone der Hohenstaufen

auf's Haupt setzt? Und umgekehrt; wenn sie aus Ohnmacht, Schwäche, Zwietracht, Bürgerkriegen und Parteihader plötzlich herausschreitet mit dem breiten majestätischen Schritt der alten Kaiser-Gangart — wird sie nicht Vorläufer vor sich hergeschickt haben? Wird das Szepter Karls des Großen, das sie von Neuem ergreift, nicht seinen Schatten geworfen haben? Eines Tages ergriff ein löwenmähniger Mann einen Taktirstab und gebot damit — den Geistern der Eroica. Kein unwürdiges Sinnbild jenes Szepters!

Aber, wie gesagt, beweisen kann ich einen solchen Zusammenhang nicht. Er muß geahnt und geglaubt werden. Das Volk hat seine „Zeichen", der Gebildete hat sein Lächeln darüber. Manchmal aber thäte der Gebildete gut, nicht zu lächeln — sondern selber zu glauben.

Größen-Schauer.

Herr, ich stottere mit der Zunge. Herr ich bin der Rede nicht mächtig. Herr, schicke meinen Bruder Aaron.

So wehrte sich Moses gegen Gott — im Schauer des Menschen vor seiner eigenen Größe. Als jener räthselhaft ungeheure Mann den Gedanken faßte, ein Volk von Sklaven aus der Mitte eines größern geordneten Kriegerstaates heraus in die Freiheit zu führen, da schwellte nicht Ehrgeiz seine Brust, da begeisterte nicht Heldenruhm seine Seele, nichts von alledem. So französisch und theatralisch ging es nicht zu; es ging wahrer und menschlicher zu. Die Kniee schlotterten ihm, der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne und die Zähne klapperten ihm. Durch alle Fugen seiner Seele riß das schmerzliche Wachsen ins Ungeheure; er hätte sich gerne die Kraft, die ihn zu sprengen drohte,

verleugnet. In tausend Ausflüchten widerspricht er seinem Gott; — aber aus allen Ausflüchten hören wir heraus: du bist der Mann und kein Anderer, der die That thun wird. Nicht wer zu der Größe sich drängt, sondern wer vor der Größe schaudert, ist ein Weltheld.

Vater, wenn Du willst, so laß' diesen Kelch an mir vorübergehen, betet Christus am Oelberg. Am Vorabend jener geheimnißvollen That, wodurch der „wahre Mensch" sich für Millionen von Gläubigen als „wahrer Gott" legitimirt, überkommt ihn die Angst dieser That. Er bebt zurück vor dem großen Schritt, welcher aus den Grenzen der Menschheit herausführt. Er bricht zusammen. Ein Engel des Himmels muß ihm zu Hilfe kommen, um den Verzagenden aufzurichten.

Der große Befreier Europa's, der Erderschütterer Luther, der allein die That einer ganzen Menschheit thut, schreibt an Kaiser Karl mitten aus seinen Blitzen und Donnern heraus, die rührenden Worte: „Für meine Person hätte mir nichts Lieberes widerfahren können, was ich auch vom Herzen begehrte, denn daß ich in meinem Winkel oder meiner Zelle hätte verborgen sein und bleiben können."

Und Cromwell, jenes feurige Heldenschwert, dem wir es einzig danken, daß in Europa ein Musterbild und ein Modell der Freiheit noch übrig geblieben, seufzt weder feurig noch heldenhaft, sondern wie ein friedlich umgrünter Landjunker, aus dem Innersten seiner Seele: „O hätte ich Flügel gleich einer Taube, daß ich hinwegflöge und irgend wo Ruhe fände! Ich würde lieber einen Schäferstab nehmen, als das Protektorat!"

Daß uns die Schriftsprache diese vier Zeugnisse aufbewahrt hat, gehört zu den glücklichsten Ereignissen der Menschengeschichte. Ich wüßte nicht, wie groß und zahlreich die Bibliothek sein müßte, welche mehr und Tieferes sagen wollte, als diese vier Worte sagen.

Und ist es ein Zufall, wer sie sagt? Zwei dieser Stimmen gehören den Juden und zwei den Germanen. Also den seelenhaftesten Völkern der Erde! Jenen zwei Völkern, welche vor allen übrigen die Mission hatten, den Spiritualismus und den Idealismus durch diese Welt der Materie zu tragen. In dem wehmüthigen Brüten des Achilles und in seiner Antwort, welche er den weissagenden Rossen gibt, klingt ein leiser verwandter Ton auch bei den metaphysisch angehauchten Griechen an, dagegen keine Spur mehr davon bei den Römern, diesen brutalen Virtuosen der materiellen Begierde. Noch weniger bei ihren Mestizen, den Romanen. Sie lieben die Größe, aber nie hat sie die Größe durchschauert. Was Moses, was Jesus von Nazareth, was Luther und Cromwell empfunden, als sie in ihren größten Lebensmomenten ihre kleinlautesten Worte gesprochen, das hätte nie ein Lafayette, ein Mirabeau und Napoleon empfinden und sprechen können. Jene erhabene Trauer, die sich auf den Helden herabsenkt, wenn ihm die Natur versagt, was sie Allen gewährt, das liebe mütterliche Band der Gewohnheit, das ihn vor Sturz und Schwindel bewahrend, treu ans Bekannte bindet; jenes weinende Weh, das ihn beschleicht, wenn er zu ahnen anfängt, er fällt aus der Kette der Menschen ins Uebermenschliche hinaus; was er hat, ist nicht für ihn, wie der Löwenmuth für den Löwen; die Natur bezweckt mit ihm nicht seinen Lebensmoment, sondern die Ewigkeit: er wird weniger Ruhe und Glück haben, als der Geringste, weil er der sturmvolle Stammvater für Ruhe und Glück von Millionen ist und seine Kräfte nicht seiner Selbsterhaltung, sondern der Welterhaltung gehören; dieser Schauer der Größe ist nicht romanisch. Romanische Heldengröße bezieht sich ja just auf den Ichzweck und auf den Lebensmoment, auf die Person und ihr Glück. Sie ist wie das Genie des Schauspielers, welches augenblicklich belohnt wird, nicht wie des Dichters oder Philosophen, wirkend ins Unbegrenzte. Kann man

doch „wirken“ und „zeugen“ in romanischen Sprachen kaum ausdrücken! Sie sagen tausendmal eher „faire“, als sie ein einziges Mal „naître“ und „croître“ sagen. Romanisch ist das Machen, nicht das Wachsen und Werden. Aber das Machen ist auch das Mechanische. Das Machen macht vor allem Freude. Da es nicht ewig ist, sondern endlich, so liegen Anfang und Ende nahe beisammen, vollkommen faßlich, handlich, übersehbar, — ein Fertiges, ein Erfolg! Das Werden und Wachsen macht vor allem Schmerz. Nicht im Herbst, sondern im Frühling stirbt von den Pflanzen, was sterblich ist. Nur das Urgesunde und Wurzelgerechte hält den Werdeschmerz aus, aber Schmerz ist es immer und hätten die Bäume Stimmen wie die Thiere, so hörten wir im Frühling ein Seufzen und Schreien, daß uns das Herz erblaßte! Hören wir doch eine Ceder, wie Moses, seufzen: ach, wär' ich nicht Moses, sondern mein Bruder Aaron! Hören wir doch eine Eiche, wie Cromwell, erschauern: ach, wär' ich eine Taube! —

Wohlan, meine Herren, wie machen wir die deutsche Einheit? Könnten wir sie nicht in Reden machen, die wir in Frankfurt halten? oder in Reden, die wir in Stuttgart halten? oder in Reden, die wir in Erfurt halten? Könnten wir nicht eine weiße Kravatte vorbinden, ein Blatt Velinpapier kalligraphisch beschreiben und zum König von Preußen sagen: da hast Du die deutsche Kaiserkrone?

Eine weiße Kravatte, ein schwarzer Frack, gelbe Handschuhe, ein Blatt Velinpapier, ein Kalligraph, und nicht zu vergessen, ein Schwur, vor Allem und ganz besonders ein Schwur: das sind in der That die ausreichenden Ingredienzien zu einer Verfassung — in romanischen Landen. Aus verschiedenen Gründen reichen sie im Deutschen nicht aus. Um nur den ersten und letzten Grund zu nennen, so sagt die deutsche Sprache bei weitem nicht so oft „machen“, als die französische „faire“ sagt. Desto öfter

sagt sie: entstehen, zeugen, werden, wirken, wachsen, ja sie sagt sogar das wunderbare Wort „walten", was ihr in der ganzen Welt kein Mensch mehr nachsagt. Hätten die Eidechsfresser, welche mit nackten Armen und Beinen das marmorene Rom zerstörten, nichts weiter gehabt, als eine Sprache, in welcher man „walten" sagen kann, sie hätten damit allein ihr Recht legitimirt, das marmorene Rom zu zerstören. Der alte Attinghausen sagt: sie sind begraben Alle, mit denen ich gewaltet und gelebt; aber auch das Gesangbuch sagt: wer nur den lieben Gott läßt walten. Wer waltet also? Der Mensch und der Gott! Waltend werden Mensch und Gott Mitarbeiter an einem gemeinsamen Werke. Walten liegt auf der Grenze der Menschengeschichte und der Naturgeschichte. Walten macht die Menschenthat zu einem Naturwerk, walten verbindet die Zeit mit der Ewigkeit, die Erde mit dem Himmel. Walten ist ein Baum — der einzige Baum, der wirklich in den Himmel wächst. Und der Baum ist ein Deutscher!

Darum haben wir die deutsche Einheit nicht gemacht, als wir eine weiße Kravatte verbanden und eine Adresse auf Velin überreichten, welche wir die deutsche Kaiserkrone nannten. Das wäre allerdings sehr leicht, sehr lustig gewesen, aber es wäre auch gemacht gewesen, d. h. romanisch und nicht deutsch. Nein, wir haben die deutsche Einheit nicht gemacht. Das Schicksal waltete. Aus jenem Lande, wo das Unrecht für Ruhm und die Gerechtigkeit für Dummheit gilt, aus dem Lande der ewig begehrenden Gier nach des Nachbars Hausfrau und nach des Nachbars Gut, erscholl eines Tags die Raubbrunst nach der Rheingrenze unter der Formel: Krieg den Preußen, es leben die Deutschen! Die Deutschen stutzten. In unserem Haushader sagen wir dergleichen wohl selbst, wenn es aber Der drüben sagt, so bedeutet es sicherlich: divide et impera. Aber wir wollen nicht dividirt sein! Und jetzt wurde die deutsche Einheit. Wer hat sie gemacht? Niemand. Sie wurde.

Also wäre der Menschenwille nichts? Er ist Alles! Die Willkür ist nichts. Die Dinge, welche Dauer verbürgen sollen, werden und entstehen im besten Sinne dann, wenn eine organisch-chemische Verbindung eintritt zwischen einem Schicksal, welches außer und über dem Menschenwillen liegt, aber den Menschenwillen entzündet. Willst Du Frankfurt? willst Du Stuttgart? willst Du Erfurt? willst Du einen österreichischen Reichsverweser? willst Du einen preußischen Kaiser? So lange Du so hin und her wollen kannst, bist Du schicksalslos, bist Du im Zustande der Willkür. Zeugend wird der Wille dann, wenn er keine Wahl hat. Der Wille welcher wollen muß, zeugt. Fällt ein Fremder Dein Haus an, so mußt Du einig sein wollen, einig unter demjenigen Hausgenossen, welcher das wuchtigste Schwert hat. Die menschliche Begeisterung, entzündet von einem großen Schicksals-Motiv, das schafft. Schaffen, sagen wir, nicht machen.

So war die deutsche Einheit vom Schicksal geschaffen, nicht vom Faiseur gemacht. Und kraft dieser Göttergeburt war sie in der Geburt schon ein Riese wie Herkules, der Sohn des Zeus. In der Wiege und in der ersten Woche ihres Lebens zerwürgte sie schon die Schlange des zwanzigjährigen, sich unüberwindlich dünkenden Cäsarismus. Auf den Gipfel der Macht und der Siege mit einer einzigen Flutwelle gehoben, konnte sie ruhig wieder zurückrollen.

Wirklich? Vielleicht! Vielleicht: wahrscheinlicher aber, doch nicht. Der Gang von Mainz nach Sedan war freilich um Vieles ernsthafter und positiver, als der Gang von Frankfurt nach Berlin in der weißen Kravatte und mit dem Velinpapier. Aber, — militärisch zu sprechen, — leicht und lustig war er doch auch. Es war ein rascher und brillanter Erfolg — und das ist romanisch. Deutsch ist die langwierige und harte Arbeit. „Hat mich zum Manne nicht geschmiedet die Zeit

und die eherne Noth?“ sagt der Prometheus unseres erzdeutschen Goethe.

Und in dieser Schmiede ist jetzt die deutsche Einheit. Eine Prometheus, eine Titanen Schmiede!

Und wie fühlt sich dabei der Prometheus, der Titan? Er trauert, er klagt. Er sehnt sich mitten aus seinen Siegen nach dem Frieden heim. Wir hören ihn seufzen: Herr, schicke meinen Bruder Aaron! Vater, laß diesen Kelch vorübergehen! Für meine Person bliebe ich am liebsten in meiner Studierzelle! O wäre ich eine Taube oder hätte ich einen Schäferstab!

Dreimal heiliges, deutsches Herz! Sei gesegnet, sei angebetet! Tänzeltest Du zu Deinen Siegen, wie der Celte an die Pyramiden, an den Ebro, nach Moskau tänzelte, so würden wir bangen unter all' Deinen Siegen. Aber Du siegst mit dem Frieden im Herzen, mit der Sehnsucht nach dem häuslichen Herde, der Quelle aller Menschencultur. Du liebst Deine Siege nicht, Du schauerst vor Deiner Größe. Jetzt ist sie Dir gewiß. Es ist die Größe, nicht des Moments, sondern der Ewigkeit. So walle hin, deutsches Siegervolk, und siege — nicht für den Ruhm, wie die Ichmenschen, sondern wie die Gottmenschen für den göttlichen Zweck aller Siege — für den Frieden und für die Sicherheit des Friedens!

Das Schwert.

In seinen Vorlesungen über Helden und Heldenverehrung sagt Thomas Carlyle bei Gelegenheit Mahumets eines seiner goldensten Worte:

„Viel ist darüber gesprochen worden, daß Mahumet seinen Glauben mit dem Schwerte verbreitete. Es ist

ohne Zweifel viel edler, was wir von der christlichen Religion zu rühmen haben, daß sie durch das Wort und die Ueberzeugung friedlich empor kam. Jedoch wenn wir das als einen Beweis für die Echtheit oder Falschheit einer Religion ansehen wollen, so irren wir gründlich. Das Schwert freilich! aber wo euer Schwert hernehmen? Jede neue Meinung befindet sich bei ihrem ersten Auftreten in einer Minorität von Eins. In eines einzigen Menschen Kopf allein, nur da ist sie vorerst. Von der ganzen Welt glaubt sie ein Einziger; hier heißt es: Einer gegen Alle. Daß dieser Eine ein Schwert ergreife und versuche, seine Lehre damit zu verbreiten, wird ihn wenig fördern. Ihr müßt euch euer Schwert erst verschaffen. Im Ganzen muß eine Sache sich verbreiten, wie sie eben kann. Aber auch bei der christlichen Religion finden wir nicht, daß sie immer das Schwert verschmähte, nachdem sie eins hatte. Carls des Großen Bekehrung der Sachsen geschah nicht durch Predigen. Und das Schwert der Kreuzzüge? und das Schwert gegen die Albigenser? gegen die Indianer? Ich kehre mich wenig an das Schwert; ich will es jeder Sache anheim geben, in dieser Welt für sich zu streiten — mit dem Schwert, mit der Rede, wie sie kann. Wir wollen sie predigen, wollen sie pamphletiren und fechten, wollen sie ihr Aeußerstes versuchen und mit Klaue und Schnabel thun lassen, was sie nur immer vermag; sind wir doch sicher, daß sie auf die Länge nicht erobern wird, was nicht verdient hätte, erobert zu werden! Das Bessere als sie, das kann sie nicht verdrängen, sondern nur das Schlechtere. In diesem großen Zweikampf ist die Natur selbst Schiedsrichter und kann nicht unrecht thun."

„Du nimmst Weizen um ihn in den Schoß der Erde zu werfen. Dein Weizen mag mit Spreu, Häcksel, Kehricht, Staub und allen möglichem Abfall gemischt sein — einerlei; du wirfst ihn in die gütige gerechte Erde, sie läßt den Weizen wachsen, allen Abfall aber nimmt sie stille zu

sich, deckt ihn zu und läßt sich nichts weiter drum merken. Der goldene Weizen wächst auf, alles Uebrige verschweigt, die gütige Erde, hat in der Stille auch das Uebrige sich zu Nutze gemacht, hat dem Kehricht gethan, was des Kehrichts ist: ihn zu Dünger verarbeitet; aber dem Weizen gethan was des Weizens ist: ihn aufgehen und Frucht werden lassen." —

„So geht die Natur zu Werke überall. Sie ist wahrhaft und keine Lüge, sie ist groß und gerecht und mütterlich in ihrer Wahrhaftigkeit. Das innerliche Echte, das Wesenhafte, das Gehaltvolle vergeht nie. Daß es echt sein, ein Krafttrieb aus der mächtigen Tiefe der Natur, darauf kommt es an vor dem Richterstuhle der Natur. — Was wir rein oder unrein nennen, ist schließlich bei ihr nicht die Frage; nicht: wie viel Spreu in dir ist, sondern ob du auch Weizen hast. Rein? könnte man auch zu Manchem sagen; ja wohl du bist rein: rein genug; rein wie dürrer trockner Sand. Dein Wesen ist unaufrichtiges Vermuthungswesen, Nachbeterei, leere Formalität; du warst gar niemals in Berührung mit dem großen Herzen der Welt; du bist eigentlich weder rein, noch unrein; du bist nicht; mit dir hat die Natur nichts zu schaffen."

Ob Mahumed mit dem Schwerte, oder Christus mit der Rede erobert hat, dieser Unterschied ist's, wie man sieht, welchen Carlyle mit Recht aufhebt. Er sagt nicht: entweder das Eine oder das Andere; er sagt: sowohl das Eine als auch das Andere. Dem Schwert muß jedenfalls eine Idee vorausgegangen sein, und der Idee wird über kurz oder lang ein Schwert nachfolgen. Wenn Arnold Ruge hübsch genug gesagt hat: Auch die Kanonen sind mit Ideen geladen; so ist es ja nur die umgekehrte Lesung des nämlichen Satzes: Auch die Ideen bedienen sich der Kanonen als Werkzeuge. Es kommt viel darauf an, in dieser Weise die Frage richtig zu stellen, denn gewöhnlich fällt man in den Irrthum, die Eroberungen der Kultur und

die Eroberungen des Schwertes einander gegenüber zu stellen, wie Bejahung und Verneinung, wie Rechtes und Verkehrtes, wie Segen und Unsegen, kurz wie Gegensätze, wovon der Eine den Andern ausschließen soll. Aber nicht Gegensätze sind's, die sich ausschließen, sondern Vorder- und Nachsätze die sich folgen.

Sprechen wir nur gleich, um das nächstliegende Beispiel anzuziehen, dasjenige, welches allen Zeitgenossen zuerst einfällt, von den Eroberungsverhältnissen zwischen Deutschland und Frankreich.

Als die Cultur des vierzehnten Ludwig in Sitten, Trachten, Baukunst, Gartenkunst, Sprache, Literatur unser Deutschland friedlich erobert hatte, wurde die gewaltsame Wegnahme des Elsaß alsbald der sichtbare Leib und die concrete Gestalt dieser Eroberungen. Als die Freiheitsideen der Französischen Revolution die zweite friedliche Eroberung auf Deutschland machten, wurde die Wegnahme der Rheingrenze und das Französische Königreich Westphalen, mitten auf der deutschesten Erde und auf dem Boden der Teutoburger Schlacht, eben so folgerichtig der rauhe kriegerische Körper dieser idealen Thatsache.

Mit großer politischer Unschuld sagte daher der Franzose Rénan zu unserm Landsmann David Strauß: Wie schade daß ihr mit Schwertern und Spießen kommt, während wir mit den Herzen zu euch kommen. Wie schade, daß den schönen Literatur-Austausch, ein Austausch von Kugeln unterbricht! Was wollt ihr nur, ihr Teutonen? Wir waren ja ohne dies auf bestem Wege, uns friedlich und geistig von euch erobern zu lassen. Seit Schiller und Goethe hat uns eure Poesie, seit Beethoven eure Tonkunst erobert; Kant und Hegel haben uns gezwungen, Deutsche Philosophie, und Du selbst David Strauß, hast mich gezwungen, Deutsche Theologie zu studiren, denn ohne dein „Leben Jesu" gäbe es mein „Vie de Jésus" nicht.

Sehr wohl, Freund Rénan! Aber eben deshalb! Just

weil seit fünfzig Jahren der Deutsche Geist Eroberungen in Frankreich gemacht hat, muß sie jetzt auch das Deutsche Schwert machen. Wieder hat die Natur zu einer geistigen Thatsache einen sichtbaren Leib gesucht, zu einem Vordersatze den logischen Nachsatz.

Es ist nicht anders. Entweder das Schwert erobert und dann muß die Cultur behaupten; oder die Cultur erobert und dann folgt das Schwert nach, wie der Magnet das Eisen anzieht. Wie lehrreich ist z. B. die erobernde Stellung Rußlands in der Welt! Die Russische Cultur war längst zu den Steppenvölkern Nord- und Ost-Asiens vorgedrungen und ist diesen entschieden voraus; Folge: leicht und im größten Maßstabe fällt ihr auch die materielle Eroberung derselben zu. In Europa dagegen, wo das Schwert vorausgehen müßte, geht es nur langsam vorwärts, weil die Natur ein besseres Gewissen hat als alle Czaren und wohl fühlt, daß hier die Schwert-Eroberung Lufthiebe macht, eine erobernde Cultur weder vorausgeht, noch bewahrend, behauptend und sanktionirend nachfolgt. Die belangreichsten Eroberungen Rußlands in Europa, Polen und die Baltischen Lande, wird kein normaler Europäer in seinem Herzen je für gesichert halten, auch wenn der factische Besitz noch länger verjähren sollte. Wie lange war er bei Elsaß und Lothringen verjährt! Die Wunden der Unnatur brechen oft spät auf, aber was ist spät im großen Naturleben? Wenn der Gletscher seinen erratischen Block der Erde, der er entnommen, zurückgegeben hat, fragt kein Mensch, wie lang er ihn behalten hat. Die Natur thut wirklich, was die Menschenmoral thun zu sollen blos einsieht: sie duldet kein ungerechtes Gut.

Abstimmungs-Schwindel.

Die Reptilien von Wien und Hitzing, die östreichischen Zuaven und Turcos, Kabylen und Francstireurs, kurz die k. k. Republikaner, welche neben dem Franz Josephs-Orden auch den Orden der goldenen Ehren-Guillotine tragen würden, wenn ihre geliebten Franzosen ihn schon erfunden hätten; das ganze pseudo-germanische, austro-slavische Narrenhaus ist durch den Elsäßer Keller in eine demokratische Transspiration gerathen und applaudirt dem Antrag dieses liebenswürdigen Deutschen, womit er die National-Versammlung zu Bordeaux anbettelte, — die allemanische Volkskraft seines deutschen Vaterlandes zu wälschem Ruhme, unter wälschen Fahnen und für wälsche Zwecke, nöthigenfalls auf wälschen Guillotinen auch fürderhin allergnädigst verbrauchen zu wollen, was er „in guten wie in schlimmen Tagen beisammen bleiben" nennt. Ueberhaupt sehen die undeutschen Oestreicher-Deutschen in den undeutschen Elsäßer-Deutschen ihr sprechendstes Ebenbild, nur mit dem Unterschiede, daß die Elsäßer wenigstens mit Franzosen beisammenbleiben wollen, während die Oestreicher — mit weichen Herzen und abgehärteten Nasen — auch schon ihre alte Brüderschaft mit den Uskoken, Morlachen, Serefzanern, Krivoscianern und sonstigen ungeseiften Völkern im guten Geruche behalten. Der erzundeutsche Antrag Kellers war daher Opferduft in Wien und vierundzwanzig Stunden lang schwirrte wieder einmal das demokratische Prinzip, die Volkssouverainetät, der Volkswille, das freie Selbstbestimmungsrecht der Völker durch alle Salons der republikanischen Hofräthe und demokratischen Juden-Barone von Beusts Gnaden — und ihren Gegen-Gnaden!

Sagte man diesen naiven Liebhabern und zärtlichen Vätern der Selbstbestimmungs-Comödie: aber hat denn Ludwig XIV. die Elsäßer gefragt als er sie nahm; warum sollen wir sie fragen, wenn wir sie wieder zurücknehmen?

so antworteten die Reptilien fast mit dem Verstande der höheren vierfüßigen Wirbelthiere: Ludwig XIV. war denn auch Tyrann; aber das 19. Jahrhundert, der politische Fortschritt und das demokratische Prinzip .... Padauz! das trifft! Dagegen läßt sich nichts einwenden. Ist man denn nicht selbst Demokrat? Der Staat bin ich — pfui, fort damit! Ueberlebter Absolutismus! Aber — „die Kugel welche entscheidet, ist nicht die Kugel von Heldenregimentern in dreiundzwanzig Schlachten, sondern die Abstimmungskugel hinter'm Ohr", das läßt sich schon eher hören! Das klingt doch staatsmännisch! Die ganze Majestät der modernen Fortschritts-Vernunft imponirt in diesem Grundsatz!

Ich beeile mich daher die Abstimmung von Elsaß-Lothringen vernünftig zu finden. Wenn es sich um die wichtigsten Grenz-Beziehungen zwischen Völkern handelt, welche zusammen siebzig Millionen Menschen ausmachen, so ist nichts so vernünftig, als daß man bei einem kleinen Grenzvölkchen von anderthalb Millionen unter den Weißgärbern und Rothgärbern, Leimsiedern und Seifensiedern herumfragt, wie ihnen diese Beziehungen gefällig sind und was ihr souveranes Belieben darüber ist. Und sollten die Weißgärber und Rothgärber, die Leimsieder und Seifensieder menschlicherweise etwa bloß ihre alten Gewohnheiten, Liebhabereien und Vorurtheile, ihre Kundschaften und Sippschaften von Kirchthurm zu Kirchthurm im kurzsichtigen Auge haben, und an die wichtigen Grenz-Beziehungen der siebzig Millionen gar nicht denken, so wäre deßungeachtet den Weißgärbern und Rothgärbern, den Leimsiedern und Seifensiedern der anderthalb Millionen zu gehorchen, selbst auf die Gefahr hin, daß alle Schlachten noch einmal geschlagen, alle Festungen noch einmal belagert, alle Milliarden noch einmal verausgabt werden müßten, denn das alles wäre Parvenstiel, aber Hauptsache wäre und bliebe nur Eins: das demokratische Princip.

Man kann mit diesem Worte aus mir machen was

man will. Wenn ich das Wort „demokratisches Prinzip" höre, so bin ich selbst ein viel zu guter, alter Demokrat um nicht augenblicklich beide Augen zu schließen und dem Worte blindlings nachzugehen, „sicut cadaver", ganz wie es die Jesuiten verlangen, — und Jesuit ist ja jedes „Prinzip!" Ich werde mich von den demokratischen Prinzipien unsrer französisch-republikanischen Hofräthe und Juden-Barone wahrhaftig nicht überholen lassen! Im Gegentheile; ich schmeichle mir, ich habe es diesen frisch-rothen Herrschaften an guter alter 48ger Röthe, (wo sie noch Denuncianten und Hundsfötter waren), immer ein wenig zuvorgethan und so will ich es ihnen auch heute zuvorthun. Verlangen sie für Elsaß-Lothringen eine Abstimmung, so ist mir *eine* Abstimmung noch zu wenig und ich verlange deren gleich zwei.

Ich denke nämlich so.

Als die östreichischen Schlesier an Preußen abgetreten wurden, hätten sie wie Ein Mann gestimmt, (wenn damals das demokratische Prinzip schon erfunden gewesen wäre): wir wollen östreichisch bleiben und nicht preußisch werden. Wenn man sie heute wieder fragte, so würden sie ditto wie Ein Mann stimmen: wir wollen preußisch bleiben, aber nicht östreichisch werden. In diesem Sinne meine ich nun, man lasse die Elsäßer und Lothringer heute ihr voraussichtliches Votum abgeben: wir wollen französisch bleiben und nicht deutsch werden; — *nehme sie aber ruhig*. Hierauf lasse man sie nach hundert, nach fünfzig, nach fünfundzwanzig Jahren — mir ist nicht bange — ihr zweites voraussichtliches Votum abgeben: wir wollen deutsch bleiben aber nicht französisch werden — *und behalte sie ruhig*.

Probatum est! So geschieht dem demokratischen Prinzipe sein Recht und doch auch dem Verstande, — zwei Dinge welche nicht immer das Nämliche sind. —

An der Schwelle des Hängemonats.

Wenn der November ins Land kommt, Mittags um zwölf Uhr die Gaslichter brennen, die Atmosphäre „luftförmiger Koth" wird, wenn man sich den Nebel förmlich aus den Zähnen stochert, die ganze Welt vom zähesten Nebelleim triefft und jede Thürklinke wie eine feuchtkalte Kröte sich anfühlt: in dieser comfortabelsten aller Jahreszeiten hüllt sich dann der Engländer, der zu leben weiß, recht dicht — in seinen Strick und hängt sich auf. „Hängemonat" nennt er seinen November, zum Zeichen, daß es ihm Ernst damit ist. Noch nie ist ihm der Strick gerissen oder der Haken aus der Wand losgegangen; Haken und Nägel sind so gut befestigt — wie unsere Rettungskähne im kleinen Tenau-Kanal, also der Tod gar nicht zu verfehlen.

Im Allgemeinen ein Verehrer englischer Sitten, wäre ich nun nicht übel geneigt, anstatt ein Feuilleton zu schreiben, mich gleichfalls aufzuhängen; aber ich will es nicht besser haben als meine Leser, und fahre also zu schreiben, wie sie zu lesen fort. Freilich wäre der Spleen in einer Halsschlinge besser am Platze als in einem Feuilleton, und den Spleen habe ich leider! Einen so soliden englischen November-Spleen, daß er den November nicht einmal abwartete, denn ich bekam ihn schon im October und noch mitten im Kranze der lachendsten Kärntener Alpen.

Das ging so zu. Auf einer Station der Drau-Bahn — ich werde den Unglücksort nie vergessen — fiel mir nach einer langen Reihe von schönen, zeitungslosen Tagen, die ich dankbar ins Herz gegraben, wieder ein Wiener Blatt in die Hände. Unvorsichtigerweise warf ich Blicke hinein, las, und las den Prozeß Hajek. Das hätte mir nicht passiren sollen! Dieser neueste Defraudant hatte nämlich sehr compromittirende Geständnisse — von sich? nein, von Oesterreich zu machen. Der reuige Sünder sagte

in aller Unschuld aus: er habe sich wollen fangen lassen, aber sein Vertrauen in die Polizei habe ihn schmerzlich getäuscht. Er wußte in ganz Oesterreich seinen Steckbrief verbreitet, er wußte auf allen Eisenbahn-Stationen seine Photographie und fuhr deßhalb wohl auf und ab, er fuhr ums Morgenroth, er fuhr um's Abendroth, er machte Hunderte von Meilen mit cis- und transleithanischem Dampf, er suchte leidenschaftlich die gehoffte Unsicherheit, aber er blieb hoffnungslos sicher. In Prag ging er zwei lange geschlagene Tage auf dem Straßenpflaster spazieren, eigens zu dem Zwecke, um entdeckt zu werden, aber er wurde nicht entdeckt. Der ewige Jud hätte ebensogut den Tod suchen können, als der wandernde Defraudant die Arretirung. Seiner Geduld mit der Polizei riß endlich der Faden und er rannte dem Löwen selbst in die Höhle, aber siehe da, es war ein schlafender Löwe! Und der schlafende Löwe wollte nicht geweckt sein. Er schnauzte ihn an, er möge morgen Früh wieder kommen, ein ordentlicher Defraudant lege sich auf's Ohr, wie eine ordentliche Polizei, denn es sei jetzt nachtschlafende Zeit für all' sündhaft Vieh und Menschenkind. Nur mit Mühe drängte sich der zudringliche Sträfling seiner Strafbehörde zuletzt doch noch auf, aber es hätte wenig gefehlt und ein steckbrieflich Verfolgter, der sich selber stellte, wäre nicht einmal angenommen worden.

Als ich das gelesen, verließ ich meinen Trau Bahnhof wieder und ging ins hohe Gebirge zurück. Ich hatte droben sehr viel zu thun — nämlich mich zu schämen. Noch wimmelten die Eisenbahnen alle von Fremden, wie hätte ich als ein Angehöriger dieses Landes und Volkes vor ihnen die Augen aufschlagen mögen? Was weiß so ein Fremder vom gemüthlichen Oesterreich? Schlafen und schlafen lassen! Und schließlich wozu wäre der Spaß da, wenn man solche Dinge ernsthaft nehmen wollte? Aber auch das versteht ein Fremder nicht, was über Oesterreich lacht, nämlich der ewig lachende Jux-Himmel, die Sonne

der Mord-Hetz, die „alleweil fidele" Indemnität sämmtlicher großer und kleiner Haus-, Hof- und Staats-Peccadillen von Oesterreich-Ungarn! Der interne Juxbruder lacht, wie er immer lacht, und reißt seine Witze darüber. Wir Wiener sind noch weiser als die Nürnberger, die Keinen hängen, sie hätten ihn denn; wir hängen auch die nicht, die wir haben und die sich selbst auf die Leiter stellen. Was ist denn das weiter? Blos eine neue Aera! Sonst hat die Polizei die Verbrecher verfolgt, was langweilig wurde; jetzt suchen die Verbrecher nach der Polizei, was sehr fesch ist. Der gute Hajek war nur etwas unbeholfen; er hätte sich viel Schweiß und Mühe und unnöthige Reisestrapazen ersparen können, wenn er seinen Polizeimann nicht persönlich gesucht hätte, sondern mit Hilfe eines Steckbriefes. Nun, die Verbrecher werden das auch noch lernen. Man wird künftig Steckbriefe lesen: „Der unterzeichnete Defraudant verfolgt einen ihn nicht verfolgenden Polizei-Agenten. Haare blond, Zähne gesund, Statur und Intelligenz unter Mittelmaß; besondere Kennzeichen: der graue Staar auf beiden Augen."

Leider bin ich auch schon zu viel in der Fremde gewesen, und angesteckt „von diesen trockenen Deutschen", nahm ich die saftige Hajek-Hetz fürchterlich ernsthaft. Ich verbarg mich im wilden Wald, lebte bei Trotteln und Hochquellen und nährte mich von Wurzeln und patriotischen Seufzern. Glückloser Mann! — auch in den wilden Alpenwäldern konnte ich mich nicht ausseufzen, denn der erste Trottel, der mir beim Viehhüten aufstieß, sang mir das ebenso bekannte als anzügliche Schnaderhüpfl zu:

Ein Oestreicher bin ich
Aus dem Oestreicher Land,
Das ist zwar kein Unglück,
Aber doch is 's a Schand.

Das war der Mangel der vormärzlichen Censur, daß sie sich zu wenig unter's Vieh mischte und die Gesänge der

„Halterbub'n" nicht überwachte. Ich trug eine tiefe Wunde davon!

Inzwischen habe ich mich im wilden Wald doch nicht gehängt; ich wollte das meinen geliebten Edeltannen nicht anthun und sie mit einem Pendel verunzieren, das weiter nichts als ein verzweifelter Oesterreicher war. Ich stieg auf der andern Seite des Waldes wieder herab und kroch mit der Frühgeburt meines November-Spleens noch unter dem schützenden Mantel einer Octobernacht in einem verschwiegenen Eisenbahnwagen, wo mich kein Mensch sehen konnte, nicht einmal das Coupé-Lämpchen, das sich selbst nicht sah. Und im Morgengrauen des 28. October war ich wieder im trauten Heim, in der Haupt- und Residenzstadt des geistreichen Fischerliedes.

Der Föderalist im Auslande.

Brief eines Ausgewiesenen.

29. August 1871.

Raufe Dir nicht das Haar, lieber Freund, daß ich von Wien ausgewiesen worden. Als sich die erste Nachricht dieser Maßregel verbreitete, beehrte mich das Königreich Matzleinsdorf sofort mit einer schmeichelhaften Einladung, unter dem Banner seiner freisinnigen Institutionen und seiner endlich errungenen glücklichen Unabhängigkeit mein literarisches Asyl in seinen weiten Gauen aufzuschlagen. Kaum war ich daher an die Grenze gebracht, d. h. an die Elisabethbrücke, so empfing mich schon eine Deputation des dreieinigen Königreichs Margarethen, Wieden und Matzleinsdorf, um mich auf seinem freien Boden willkommen zu heißen.

Die Bidassoa-Brücke am Naschmarkt, im europäisch-internationalen Verkehr bekannter unter dem Namen Elisabethbrücke, ist mit einigen Standbildern von Hochverräthern

verunziert, welche man nicht ohne Aergerniß sieht. Da steht Sonnenfels „der Mann ohne Vorurtheil", — ein Narr, der es heute noch weiter als zum Hofrath brächte, wenn er blos „der Mann ohne Urtheil" sein wollte. Da steht Rudolf der Vierte, „der Gründer", wie ihm seine Schranzen schmeichelten, aber als ich fragte, von welcher Bank? wurde ich ausgelacht. Da steht Graf Guido Starhemberg, ein Grobian, welcher auf die Türken geschossen hat, anstatt seinen „Ausgleich" mit ihnen zu machen. Und doch saßen damals die Türken noch in Ofen und in halb Ungarn und Kaiser Leopold war gewählter König von Ungarn. Es ist demnach klar wie Hohenwart: die Türken waren österreichische Staatsbürger und Kara Mustapha so gut ein wahrhafter Oesterreicher, wie Kara Rieger und Kara Clam-Martinitz.

Ich fand das Königreich Matzleinsdorf in einer wichtigen Krisis. Aus finsteren mittelalterlichen Zeiten besteht hier noch der Brauch, daß die Parteien ihren Hausherren einen „Zins" zahlen müssen. Das Drückende und Ungerechte dieser Maßregel wurde längst empfunden, aber Abhilfe ist schwer. Man fürchtet den Namen Revolution und Kommunismus; das Programm der Gemäßigten möchte sich mit einer bloßen Ablösung dieser Robot begnügen. Die Frage ist nur, wer soll die Kosten tragen? Das Königreich Matzleinsdorf ist arm, dagegen die Krone Wieden verhältnißmäßig reich. Die Tendenz der aufgeklärtesten Patrioten geht nun dahin, daß den Zins in Matzleinsdorf die Krone Wieden bezahlen soll. Meine berühmte Feder, wie man sie nennt, scheint dem Königreich Matzleinsdorf ein willkommener Sukkurs und die einflußreichste Partei des Matzleinsdorfer Landtags hat mich bereits mit der Führung dieser delikaten Angelegenheit mehr als mir lieb ist zu beladen gewußt. Denn ich finde vor den Staatsmännern der Krone Wieden einen harten Stand. Gesetzt, sagen sie, wir bezahlen den Matzleinsdorfern ihren Zins wie die gut-

müthigen Deutschösterreicher den Galiziern ihre Grundentlastung bezahlt haben, wer bürgt uns dafür, daß sich Matzleinsdorf von der Krone Wieden eines Tages nicht völlig losreißt und seinen nationalen Verband mit Hundsthurm und Gaudenzdorf sucht? Dann könnten sie uns nur auslachen, wie die Galizier die Oesterreicher auslachen werden, wenn sie eines Tages souveraine Polen sind, aber ihren Grund und Boden durch österreichisches Geld frei haben.

Uebrigens ist der Augenblick schlecht gewählt, denn die Krone Wieden leidet soeben selbst an staatsrechtlichen Kämpfen in ihrem Innern. Die große und die kleine Neugasse werden täglich schwieriger in Bezug auf ihre gemeinsamen Angelegenheiten; namentlich stellt die kleine Neugasse mit Nachdruck die Forderung auf, daß ihre Armee nicht in der großen Neugasse, d. h. nicht außer Landes verwendet werden darf. Auch sie hat sich bereits um meine berühmte Feder beworben, obwohl sie schon jetzt über eine wohldisziplinirte Presse und über die ersten Intelligenzen des Landes, ich ich wollte sagen der Gasse verfügt.

Du siehst also, einen Schriftsteller auszuweisen ist unmöglich. Sein Geist findet überall ein Feld seiner Thätigkeit, seiner berühmten Feder bedarf man in allen Königreichen und Ländern. Du wirst bald wieder von mir hören. Meine glänzenden Staatsschriften zwischen der Krone Wieden und Matzleinsdorf oder zwischen der großen und kleinen Neugasse werden mich der öffentlichen Aufmerksamkeit Europa's bald wieder in Erinnerung bringen und mein berechtigtes Uebergewicht in der Schriftstellerwelt rehabilitiren.

Aber Du begreifst, daß ich Dir nicht viel schreiben kann und meine Privatkorrespondenz überhaupt einschränken muß. Kaum daß ich Zeit finde zu einem kleinen Abendspaziergang an die Landesgrenze. Da halte ich dann auf der Höhe von Spinnerin am Kreuz und denke mit Wehmuth an die Ehrenmänner, die vor mir waren und die

ihren Ausgleich mit fremden Finanzen — — aber immer stört mich der Anblick des Stephansthurms in meinen idyllischen Abendphantasien. Da steht er, wie ein eingesteischter Zentralist, und rings um ihn her liegen mindestens zehn Quadratklaftern, welche noch immer altösterreichischer Boden und eine Art Zentralmonarchie sind. Denn daß auf der Brandstatt der erste und der zweite Stock ihren staatsrechtlichen Ausgleich im föderalistischen Sinne fertig bringen werden, gehört wohl in das Gebiet der utopischen Träume. So weit sind wir leider noch nicht. Dein treuer Freund.

Meine Frau.

Brief an Dr. Leidesdorf in Oberdöbling.*)

Die Mission eines Irrenarztes, geehrtester Herr, fängt nicht selten schon mit der Aufgabe an, den Patienten überhaupt erst abzuholen, und aus seinem Hause zu bringen, denn nie geht er freiwillig und häufig widersetzt er sich der Autorität seiner nächsten Angehörigen. Ich bitte Sie daher, sich einen Plan zu entwerfen, wie Sie meine Frau in Ihre Heilanstalt abholen wollen, eine arme Unglückliche, welche unter folgenden Symptomen den Verstand verloren hat.

Schon am 1. August fing sie an, auf die „Wiener Abendpost" zu abonniren und am 15. kaufte sie sich eine böhmische Grammatik. Diese deutlichen Absichten, sich ein Leid anzuthun, machten mich wachsam und ich beobachtete sie

---

*) Inhaber einer Irrenanstalt.

von diesem Augenblicke an sorgfältiger. Natürlich kenne ich die Regel, einem Geistverwirrten die Aufmerksamkeit auf seinen Zustand zu verbergen und ich verbarg die meinige so gut, daß ich am 22. einen jungen Herrn aus der Gesellschaft Jesu bei ihr überraschte, welcher auf den Knien lag und ihr die Unfehlbarkeit erklärte. Der Unfehlbare ergriff die Flucht bei meinem Anblicke, so daß ich über seinen theologischen Standpunkt jeden Zweifel verlor und meine Frau mit einem schismatischen Blicke vorwurfsvoll ansah. Sie aber blickte dem jungen Kirchenvater nach, seufzte, und murmelte etwas von der Stellung der Kirche in der Familie. Noch konnte ich nicht unterscheiden, ob es die Sprache Zwergers,*) oder die Sprache des Irrsinns oder beides zugleich war.

Leider! das Unglück schreitet schnell, bald wurde mir Alles, Alles klar!

Am 28. fand ich einen Rittmeister bei ihr, einen Kavalier aus einer unserer ersten Feudalfamilien, welcher nicht auf den Knieen lag, sondern — besser! Der Rittmeister muß mich mit Moltke verwechselt haben, denn er begab sich auf einen fluchtähnlichen Rückzug. Ich ließ den Elenden laufen; in diesem Augenblicke wo ich Alles verloren, fühlte ich nur was ich Alles besessen und mein Gefühl war nicht Zorn sondern Schmerz. Ich wurde weich.

Emilie, sagte ich, ist das die Treue, die Du mir vor vier Jahren geschworen?

Sie antwortete: Nun ja, ich bin Dir auch treu, — verfassungstreu.

Jetzt erst wurde ich zornig, denn ich hielt dieses Wort für einen schamlosen Hohn. Weib! schrie ich, in dem Augenblicke, wo ich Deinen Ehebruch — —

Da schnellte sie auf und stand da mit der ganzen Hoheit einer beleidigten weiblichen Würde.

---

*) Fürstbischof in Gratz.

Ich verbiete mir dieses Wort, ich konfiszire es! herrschte sie mich an. Ehebruch! Ich breche Dir die Ehe so wenig, als Graf Hohenwart, Exzellenz, die Verfassung bricht. Es fällt mir nicht ein. Ich bin verfassungstreu über allen Zweifel, ja über den Augenschein selbst hinaus. Was Du gesehen hast, war nichts als eine Revision unserer Ehe-Verfassung. Ich will endlich Frieden mit meinen Anbetern. Jener Abbé wartete schon im Schnee auf mich, als ich noch ins Institut ging, ebenso stand der Rittmeister mit einer Bonbonnière voll Praslins vis-à-vis in der Sackgasse. Es ist hohe Zeit, daß die Herren befriedigt werden. Ich will meinen Ausgleich mit ihnen.

Ihre Augen rollten im Wahnsinn, Nacht umschleierte meine Blicke. Der Kolporteur brachte die „Abendpost." Es war ein fürchterlicher Moment!

Helfen Sie rasch, Herr Doktor. Noch kann ich nicht glauben, daß meine arme Frau für immer verloren. Ihre Gesundheit ist gut, ihre Organe vortrefflich, ihre somatischen Funktionen normal. Am Ende thut's eine bloße Luftveränderung. Was meinen Sie zu Gastein? Oder zum Kaiserbad in Pest-Ofen? Das sind zwei Orte, auf die ich in diesem Augenblicke viel Vertrauen setzen würde. In jener Luft, glaube ich, könnten noch mehr Narren als meine arme Frau zur Vernunft kommen.

Aber ach, soeben ereignet sich ein Fall, der mich von Neuem beängstigt. In diesem Augenblicke meldet sich ein Herr aus Laibach und wünscht eine „intime Konferenz" mit meiner Frau. Ich frage ihn, was er will; er antwortet: das ist sein Amtsgeheimniß! Aus dem Innern aber ruft meine Frau: Zwonimir, bist Du endlich da? Wo bleibst Du so lange? Komm' in meine Arme! Sie fliegt ihm entgegen — mich aber schiebt sie bei Seite, — winkt mir zärtlich — und sagt: Mann, was thue ich nicht für Deinen häuslichen Frieden!

Am Ende werd' ich noch selbst toll. Verlieren Sie

keinen Augenblick. Es ist Gefahr im Verzuge, eilen Sie, retten Sie!

Ganz ergebenst Ihr . . .

Antwort des Dr. Leidesdorf.

Mein Herr! Ihre Frau ist nicht verrückt, sondern blos eine wahrhafte Oesterreicherin. Sie mißverstehen die Symptome gänzlich. Darf ich Ihnen im Uebrigen einen Rath geben, so wäre es dieser: Brechen Sie die Ehe, scheiden Sie die Ehe, kurz separiren Sie sich auf alle Weise von Ihrer Frau und treten Sie mit jedem Ihrer Schritte in die gehäßigste und ungerechteste Opposition zu ihr. Von diesem Augenblicke an wird Ihre Frau ihren Ausgleich mit Ihnen suchen und Sie mit einer Zärtlichkeit verfolgen, als ob Sie allein und einzig auf der Welt wären. Ich bürge für den Erfolg meines Rathes. Bei allen Narren meiner Anstalt — und meine Praxis ist groß — hat diese Krankheit bei dieser Behandlung immer denselben Verlauf zur Heilung genommen. Sie können meinethalben bis zur Moskauer Knute gehen; — ich weiß, was ich sage, ich spreche von Fällen der Praxis, — wenn Sie dächten, Sie hätten sich aufs Roheste, Gröbste und Unverschämteste gegen sie vergangen, dann bringt es die Natur dieser Wahnsinnsform mit sich, daß Sie sofort der Mann ihres Herzens werden und Jedem in der Welt, der gut artig und sittlich ist, den Rang abgelaufen haben. Dem Patienten, der an dieser Manie erkrankt ist, ist der Barbar immer das Liebste. Ihr

Dr. Leidesdorf.

Vom 7. bis 27.

(October 1871).

Was würden Sie dazu sagen, wenn Ihre Correspondenten Ihnen telegraphirten: Spanien jubelt, weil es nicht in Estremadura aufgeht; — England beleuchtet, weil es der Hegemonie von Wales entgangen ist; — Frankreich gratulirt sich, daß die ständische Verfassung von Guienne und Maine seine Staatsverfassung nicht umgestürzt?! Sie würden denken, Ihre Correspondenten seien plötzlich verrückt geworden. Was haben Sie gedacht, als Sie das große Oesterreichische Freuden-Ereigniß überflutete, daß neun Zehntel der Monarchie wirklich und wahrhaftig nicht vom zehnten Zehntel verschluckt worden sind? Sie mögen gedacht haben, dieses Staatswesen ist entweder verrückt geworden, oder die Verrücktheit ist vielmehr sein normaler, aber latenter Zustand. Wohlan, ich ehre jede Meinung, also auch die Ihrige, wenn Sie das gemeint haben.

Und doch wünschte ich nicht, daß die große Oesterreichische Tragödie von den Zeitgenossen einfach als Narrenspoſſe classificirt würde, so närrisch und einfältig sie auch auswendig aussieht. Die Seele ist desto tragischer, ja sie ist der eigentliche Musterfall der Tragödie.

Unter den Augen der Zeitgenossen haben folgende Conflicte gespielt und sind folgende Knoten geschürzt gewesen.

Da ist Numero Eins: Habsburg. Vom 7. bis 27. October hat sich Habsburg besonnen — ob es Stuart und Bourbon werden soll! Das und nichts anderes war die Frage zwischen jenem 7. October, wo die Böhmischen Sepoy's ihre pudelnärrischen „Fundamental-Gesetze" abprotzten, und jenem 27. October, wo in der letzten Ministersitzung des Cabinets Hohenwart das lächerliche Geschoß crepirt war. So lang Habsburg lebt und athmet, wird es nie etwas anderes wollen — als die Messe! Was ist ihm nicht alles und von jeher die Messe werth gewesen!

Nicht bloß, wie Heinrich dem Vierten, einen Gang nach Paris, sondern vielleicht und nicht unmöglich dereinst auch — einen Gang aus Wien! Seit Ferdinand II. den Böhmischen Majestätsbrief der Protestanten eigenhändig zerschnitten bis auf Franz Joseph I., der die Böhmischen Fundamentalgesetze der Jesuiten auf ein Haar unterschrieben hätte, ist der Habsburgische Grundgedanke immer der nämliche: ich bin clerical! Nun betrachten Sie aber die grausame Lage. Bin ich clerical, drücke ich die glaubenslosen Deutschen und erhebe die knieerutschenden Slaven, so erfülle ich allerdings das tiefste geneognomische Gesetz meines Blutes, — es ist ein Ziel aufs innigste zu wünschen! Aber was thun die knierutschenden Slaven, die ich erhebe? Sie erheben nicht nur mich nicht, sondern sie degradiren mich zu einem Präsidenten einer Oesterreichischen Föderativ-Republik. Ja, es ist noch zweifelhaft, ob nur auch ein Präsident übrig bleibt, ob in dieser föderirten Lotterei überhaupt etwas übrig bleibt, was Ansehen, Macht und Executive behält. Was thue ich also? Sein oder nicht sein? Gestehen Sie, eine schöne gestellte Frage! Ein prächtiger Conflikt! Ein Knoten, schon werth einer einzigen Scene, welche zwanzig Tage lang spielt! Vom 7. bis 27. saß das gesammte Haus und hörte athemlos dem Habsburgischen Monologe zu: Sein oder nicht sein?!

Da haben wir Numero Zwei: die Böhmen. Wäre ich Böhmischer Jesuit, ich setzte selbst meinen Kopf darauf, den Deutschen die Gurgel abzuschneiden. Ich finde das ganz in der Ordnung. Der Metzger hat nicht das Kalb zu erhalten, sondern das Kalb den Metzger. Wie machen wir aber das, wenn wir ein kleiner Böhmischer Knirps sind, daß wir dem starken Deutschen Hermel die Gurgel abschneiden? Sehr pfiffig; wir ziehen uns auf einen andern Starken zurück, auf Rußland! Wirklich pfiffig? Laßt sehen. Und ich brauche nicht weit zu sehen, denn dort drüben liegt Polen, wo Rußland den Slavischen Katholi-

cismus auffrißt. Eine verfluchte Geschichte! Ich will also die Deutschen auffressen, aber mit Hülfe Rußlands; und die Russen fressen mich selber auf! Ich drohe den Deutschen mit den Russen, aber die Deutschen lachen mich aus, denn sie sehen mich von meinem Droher selber bedroht. Sie merken's, die Racker, daß ich nicht der Fressende, sondern der Gefressene sein werde. Ich pilgere nach Moskau, aber im Handumdrehen bin ich in Tobolsk. Eine verteufelte Geschichte! Ganz verzwickt und vertrakt! Wer zappelt denn eigentlich in meiner Schlinge? Der Andere oder ich selbst? Und nun sehen Sie wohl, was diese armen, einfältigen Böhmen zu thun haben. Die Geschichte ist gar nicht so dumm, wie sie aussieht. Im Gegentheile, sie ist der erhabenste Trauermarsch der historischen Tragödie. Fallmereyer wenigstens wird niemals erhabener, als wenn er mit lapidaren Griffelzügen von dem einzigen Momente spricht, der ihm in der Geschichte Europa's noch nennenswerth scheint, von dem bevorstehenden Kampf zwischen den beiden Häuptern der Menschheit, zwischen dem Lateinischen und Byzantinischen Papocäsaren. Und das haben die Böhmischen Fundamental Narren zu thun: diesen Kampf einzuleiten. Lebte Fallmereyer, er sähe in diesen kleinen Böhmischen Intriganten die ersten Tirailleurs seiner großen apokalyptischen Schlacht-Vision. Mit den Waffen für Rom gehen sie nach Moskau, welches Rom auffrißt. Furchtbar! Wahrlich man könnte die Narren beneiden um den großartig tragischen Widerspruch ihrer Situation! Es ist ein tragischer Situationswitz ersten Ranges!

Numero Drei sind endlich die Ungarn da. Den Deutschen helfen, sagt die Ungarische Linke, heißt travailler pour le roi de Prusse. Aber was heißt es, den Böhmen helfen oder auch nur sie zuschauend gewähren lassen? Das heißt dann wieder arbeiten für unsere Croaten, für unsere Slovaken, für unsere Walachen, für unsere Serben, für unsere Ruthenen, sagen wir also kürzer: für unseren Arader

Galgen, an den uns unsere Slaven schon einmal gebracht haben! Die Deutschen sähen wir freilich gern unten, darin sympathisiren wir mit den Slaven; aber die Slaven sähen wir nicht eben so gerne oben, darin sympathisiren wir mit den Deutschen. Was machen wir also? Interesse hüben und drüben, Liebe dort und hier! Aber wer in zwei Richtungen zugleich gehen will, der bleibt stehen, und wer stehen bleibt, der wird überritten und niedergerannt zwischen zwei Kämpfern. Also gehen wir! Und Andrassy geht in Gottes Namen nach Wien, — aber, wohlgemerkt, nur die Hälfte der Ungarischen Nationalseele, denn die andere Hälfte bleibt auf den Bänken der Linken sitzen und interpellirt ihren Andrassy über den großen Nationalverrath, daß er das Vaterland in Wien gerettet und nicht in Felegyháza und Nyiregyháza. Was hat ein echter Ungarsmann in Wien zu thun? Als Görgei nach Wien marschiren wollte, das ihm schon offen stand und wo er Alles zu thun hatte, grauste der Ungarischen Volksseele, daß sie den ungarischen Kirchthurm aus dem Gesichte verlor, und er mußte wieder zurück nach Felegyháza und Nyiregyháza, wo er nichts zu thun hatte als sich henken zu lassen. Aber er mußte zurück ins „süße Vaterland." Und wieder muß sich ein Ungar vor Ungarn verantworten, daß er über den Preßburger Schloßberg hinaus gegangen in das böse, bedenkliche Wien, wo ein echter Ungarsmann in aller Ewigkeit gar niemals etwas zu thun hat. Sie interpelliren ihren Civil-Görgei, warum er sich in „fremde Angelegenheiten" gemischt, wie sich ihr Militair-Görgei der fremden Angelegenheit entschlagen mußte, — in Wien den Frieden zu dictiren und die Revolution zu schließen.

Darum dauert denn die Revolution auch noch heute!

Daß der Aufrührer Jelacic todt ist, daß der Umsturzmann Hohenwart abgetreten ist, hat sie wahrhaftig nicht

geschlossen. Die Personen verdampfen, wie die einzelnen Blutstropfen, aber die Wunde fließt und bleibt offen.

Politischer Allerseelentag.*)

12. November 1871.

Darum stirbt Oesterreich so jammervoll schwer und langsam, weil es nicht einen Geist aufzugeben hat, sondern zwei Geister, weil es nicht eine Seele auszuhauchen hat, sondern zwei Seelen.

Ich kann diese Scene nicht vergessen!

Es war auf meiner Rückfahrt aus den Carnischen und Julischen Alpen, wovon ich „an der Schwelle des Hängemonats" geschrieben. Wir fuhren über den Semmering. Zwei Dalmatiner saßen noch in dem Coupé, worin ich und ein anderer Deutscher saß. Wir boten ihnen gastlich unsere Sitze an, da sie zum ersten Mal über den Semmering fuhren. Sie wissen, von Wien hinauf ist es die linke, von Mürzzuschlag herüber die rechte Seite, welche den Prospect der Semmeringbahn genießt. Rechts aber, auf der guten Seite, saßen wir Deutsche und die armen unwissenden Dalmatiner hatten sichs auf der linken Seite bequem gemacht. Das dauerte uns gutherzige Michel, und so vorsorglich Jeder seine Aussichtsseite besetzt haben mochte, — als die Aussicht wirklich herankam, wurden wir weich und wollten diemal das großartige Schauspiel unsern Oesterreichischen Landsleuten in der Fustanella abtreten, denen es neu war. Wie gesagt, wir boten ihnen unsere Sitze an. Die Dalmatiner aber machten große Augen, schüttelten den Kopf und dankten. Darauf priesen sie einander ihren Latakia, stopften sich die Pfeifen und fin-

*) (Staatskanzler-Wechsel Beust: Andrassy.)

gen an — Karte zu spielen. Und Karte spielend fuhren sie über den Semmering und warfen keinen Blick zum Fenster hinaus!

Es hat in Wien noch keine auswärtige Versammlung von Gelehrten, Künstlern, Sängern und Turnern getagt, welche ihre Tagsatzung nicht mit einer festlichen Fahrt auf den Semmering beschlossen hätte. Der pressirteste Fremde richtet sichs so ein, daß er einen Tag übrig behält, um die Semmeringbahn zu sehen. Von Jenen gar nicht zu sprechen, welche Wien nicht Wiens wegen besuchen, sondern blos der Semmeringbahn wegen. Was für Rhodus der Koloß, für Ephesus der Diana-Tempel, für Athen die Akropolis und für Rom das Capitol war, das ist für Wien die benachbarte Semmeringbahn. Selbst ich und mein Deutscher Nachbar, die wir schon oftmals über den Semmering gefahren, — als nun die Auffahrt über Spital hinausging, lagen wir wie Kinder in dem Fenster und bewunderten die dämonisch packende Gewalt des Schauspiels das „herrlich wie am ersten Tag" war, wieder vom neuen. Wie die Geistererscheinung im Hamlet, wie die Wahnsinnsscene im Lear, wie ein für die Ewigkeit gefügtes Drama übt dieses Werk der Materie eine dramatische Spannung und Aufregung aus, die kein erstes- und zehntesmal kennt, sondern zum zehnten Mal das erste Mal ist.

Aber hier links neben uns lungerten die Dalmatiner in ihren Rauchwolken und spielten Karte!

Heiter blaute der Semmeringhimmel, die Mittagssonne spielte in den grünen Tannen und herbstlich purpurnen Buchen, mich aber überfiel mit Finsterniß ein tiefer patriotischer Nebel!

Welche „gemeinsame Angelegenheit" hat wohl meine Seele mit der Seele dieser „Oesterreichischen Landsleute"? fragte ich mich zähneklappernd.

Aber Tannen und Buchen und Himmel und Erde gaben mir keine Antwort!

Und doch sind wir Landsleute. Wozu? Werden wir in Staat, in Kirche, in Schule, in Justiz, werden wir nicht überall der Gegensatz sein, der wir jetzt sind? Woran sollen wir gemeinsam mitarbeiten? Werden nicht all' unsre Kräfte, wie sie nur den Finger rühren, sofort Abstoßungskräfte sein? Was sind denn Staat, Kirche, Schule, Justiz anders als die große Frage, ob man den Semmering bewundert oder auf dem Semmering Karte spielt? Dieser Bahnwagen ist der Oesterreichische Staatswagen und die vier Personen darin die Völker Oesterreichs! Stünden Gedanken auf der Stirne geschrieben, so bräche ein Bürgerkrieg aus. Was die zwei Teutschen mit der äußersten Verachtung ansehen, hätten die zwei Slaven ein Recht mit äußerstem Haß zu erwiedern. Haß und Verachtung — wohlan, die gemeinsame Angelegenheit der Oesterreicher! Die einzig echte und wahre!

Aber leider, Gedanken sind an der Stirne geschrieben, — wenn nämlich die Stirne Gesetze ausdenken und niederschreiben muß. Und so kommt es, daß die Gesetze Oesterreichs das Schlachtmesser der Oesterreichischen National-Parteien werden. Gemeinsame Gesetze! Gemeinsames Gemetzel.

Und der Föderalist zerreißt sein Oberkleid und schreit verzweifelnd: Beim allmächtigen Gott, das ist wahr! Aber weil es wahr ist, daher mein Programm. Separirt euch im Innern bis zur äußersten Autonomie, aber ein gemeinsames Interesse habt ihr doch: Vertheidigung nach außen.

Leider nein. Wer ist denn das „außen"? Die Türkei und Italien schwerlich, also Rußland und Deutschland. Aber gegen Rußland wird sich die Slavische und gegen Deutschland die Teutsche Seele nicht vertheidigen wollen. Daß man das erst sagen muß! Als ob die Seele ein Inneres und ein Aeußeres hätte. Und hat sie dort, so hat sie auch hier nichts Gemeinsames.

Wieder also wälze ich dem Föderalisten die Frage zu:

Was habe ich Gemeinsames mit der Seele, die auf dem Semmering Karte spielt?

Und der Föderalist senkt sein Auge und schreit nicht mehr verzweifelnd, sondern stottert leise und tonlos: Nun denn, das Haus, das euch zusammengeerbt hat!

Wie ist mir denn? Welche Stimme höre ich plötzlich im Ohre? Ich war ein junger Mann von 24 Jahren. Heute ist mein Bart weiß melirt, aber die Stimme ist frisch geblieben, wie an jenem 3. August 1848, da Ladislaus Teleki in Donnern Folgendes sprach:

„Ein Verräther an Deutschland, auch ein Verräther an Oesterreich ist der Mann, welcher sich weigert, der Vereinigung der Erbländer mit Deutschland entgegen zu treten. Es giebt keinen Oesterreichischen Patriotismus! Ein Oesterreichischer Patriotismus ist so wenig denkbar als etwa ein besonderer Patriotismus auf den verschiedenen Gütern des Fürsten Esterházy. Oesterreich war bis jetzt kein Staat, sondern eine Familie, welche mannigfache Besitzthümer besaß. Man kann dem Hause Oesterreich und den Erbländern keinen größeren Dienst erweisen, als wenn man ihnen Einheit und Centralisation verleiht und ausspricht, daß dort, wo bisher zwischen den einzelnen Ländern kein Band bestand, die Verschmelzung mit dem Deutschen Reiche dieses Band bilden sollte."

Diese goldene Wahrheit heißt heute versilbertes Preußenthum. Aber gleichviel. Die Hauptsache ist, daß es eine Wahrheit ist, um vieles älter in den Köpfen der denkenden Oesterreicher, als die Erfindung der Preußenseuche und des versilberten Preußenthums.

Und sehen Sie wohl zu, wer der versilberte Preuße ist und wer die Preußenseuche hat! Sehen Sie wohl zu! Bei Gott, es ist sehenswerth! Bleiben Sie nicht bei allgemeinen und vagen Eindrücken stehen: Oesterreich ist ein Nebelchaos, — wie es aus der Ferne wohl scheinen mag. Nehmen Sie einen Tubus und lösen Sie den Nebelfleck in

seine Sterne auf. Sehen Sie scharf hin! Es sind Sterne einer tragischen Nacht — über allen Ausdruck erhaben und prachtvoll. Seit der Byzantinischen Tragödie gabs keine so musterhafte mehr, wie die Oesterreichische. Immer besser kommts. In meinem Letzten zeichnete ich noch tragische Grundlinien und Anlagen; was wir heute sehen, gehört schon zum Musterschema tragischer Peripetien. Den Martinitz hat Beust geschlagen, aber den Beust schlägt das Schicksal. So ists recht! Nur in der Philister-Tragödie siegt der Sieger; in der hochpoetischen Tragödie wird auch der Sieger besiegt. Alles fällt: Lapithen und Kentauren, Hektor und Achilles, Hunnen und Burgunder. Nichts bleibt übrig als das Schicksal allein.

Seiten hat mir Habsburg so gut gefallen, wie dies mal. Ja, ich muß mir den Böhmischen Jesuiten aus dem Herzen reißen! Da habt ihr ihn! Da habt ihr mein Liebstes, mein Einziges! Aber weh über euch! Ich opfere ihn der eisernen Nothwendigkeit; bildet euch nicht ein, ich opfere ihn euch. Im Gegentheile; euch selbst opfere ich auch. Verhaßt war mir der Rath, verhaßt der Rathgeber.

Sehen Sie, das ist tragisch. Solche Gemüthskrisen sind mehr als politisch — tragisch sind sie. Wenn der Böhme fällt, soll der Deutsche nicht steigen. Auch er soll fallen. Trau' ich ihm doch weniger noch als jenem! Er hat ein großes, ruhmvolles Mutterland, dort draußen, wo ich nicht mehr Vater bin. Dieses Glück ist seine tragische Schuld. Umsinge er mich mit allen Harfen seiner Loyalität, greife er die schönsten Accorde seiner Schiller- und Göthe-Saiten, — ich werfe doch den Speer nach ihm, wie Saul nach David!

Hier aber steht mein getreuer Waffenträger, hier steht der gute, biedere Ungarsmann, der kein anderes Mutterland mehr hat, der nichts hat als mich allein. Auf dich allein kann ich mich verlassen. Komm her, trotz Rakoczy und Kossuth. Es ist ein tieferer Sinn, der uns auf einander anweist. Das Schicksal will's. Wir henken einander, wir

entthronen einander, aber wir brauchen einander. Und dem Sachsen Beust folgt der Ungar Andrassy.

Und wird ihm ewig folgen. In allen Gewittern, wo die Habsburgische Magnetnadel irre wird und unruhig hin und her deflectirt, wird sie ihren Ruhepunkt zuletzt immer in der Richtung gegen Ofen finden. Schritt für Schritt und Minute für Minute neigen die Geschicke dorthin.

Aber wer war denn der Mann, der zuerst das Wort gesprochen: den Schwerpunkt nach Ofen verlegen? Mich dünkt, ein Preuße war's; hieß er nicht Bismarck? Wie man ihm folgt!

Oesterreichs asiatischer Pöbel schimpft Männer meines Standpunktes: Bismärckler. Nun, bin ich ein Bismärckler, so bin ich es, — das sehen Sie wohl, — in der allerhöchsten Gesellschaft, die in Oesterreich zu haben ist!

„Asiatisch und Selbstlos."

16. November 1871.

„Es muß etwas in Oesterreich existiren, das für einen Nichtösterreicher absolut unverständlich ist und immer unverständlich bleiben wird", sagt die Breslauer Zeitung von Beust's Entlassung im Augenblick seines Sieges. Darauf beeilt sich die Neue Freie Presse belehrend zu antworten, (Abendblatt, Freitag 10. November): „Das Breslauer Blatt wird Oesterreich verstehen lernen, wenn es sich stets gegenwärtig hält, daß Oesterreich das Land der Unwahrscheinlichkeiten, der Unbegreiflichkeiten, der Absurditäten ist."

Die putzigen Logiker der Fichtegaße — was würde Fichte zu seiner Gaße sagen? — haben die Bresl. Ztg. offenbar nicht klüger gemacht. Das Orakel aus der Fichtegaße zeichnet sich zwar durch eine bewunderungswür-

dige Einfalt der Form und des Inhalts aus, denn man kann das Unbegreifliche nicht mehr einfacher erklären, als wenn man es durch das Reich der Unbegreiflichkeiten erklärt; aber — Alles an seinem Platze! Die Frage ist blos, ob die Breslauer Zeitung in diesem Falle just die Einfalt gesucht hat. Ich glaube, nein!

Ich glaube überhaupt, sie hat etwas Positives gesucht und nicht etwas Negatives. Der Sommer ist nicht der Unwinter und der Tag ist nicht die Unnacht. Mit Un's definirt und erklärt man nicht. Das Unverständliche macht man nicht verständlich mit neuen Un's. Es handelt sich hier offenbar um ein Wort, welches bejaht, nicht verneint; welches Begriffe einschließt, nicht blos ausschließt.

Die Breslauer Zeitung verschmähe meinen guten Willen nicht, ein solches Wort ihr zu nennen. Mein Wort heißt Asien!

Das, was jedem Nichtösterreicher unverständlich, sogar ewig unverständlich an Oesterreich ist und bleibt, das ist das Asiatische in Oesterreich: das Nomadisch-Zerstreute, Schweifende, Fahrige unserer vielen unkultivirten Ost-Völker, welche, kaum seßhaft am Orte, im Geist und Gemüth noch lange nicht ruhen und sitzen gelernt haben, wie das sitzende Städtevolk der Deutschen. Von dieser Seite her kommt das unstäte und unruhige Blut, das ewige Anfangen und Fallenlassen, die ewige Treulosigkeit an allen Vorsätzen und Entschlüssen, der Naturalismus, das Naturkinderwesen, — von Osten her kommt es auch in unsere anders gearteten deutschen Adern: aber da es ohnedies Süddeutsche, d. h. mit altem Celtenblut infiltrirte Adern sind, so ist gleichsam vom Westen her ein elektrischer Draht gelegt, welcher diese Ost-Strömung noch besser und williger aufnimmt, und welcher, wie im letzten Krieg, so immer, die Sympathie-Wellen zwischen Franzosen und Slaven über Oesterreich zusammenschlagen läßt. Auf einem uralten Untergrund celtischen Leichtsinns das Alluvium slavi-

scher und ostländischer Liederlichkeit im lebendig-fluthenden Strom, im täglich-stündlichen Grenzverkehr, im unaufhörlichen Empfangen und Aufnehmen; voilà l'Autriche! Das ist Oesterreich!

Ich begrüßte schon manch' einen Deutschen Bekannten in Wien, welcher seinen ersten Besuch hier machte und sich ausnehmend wohl gefiel. Aufschriften, Denkmäler, Bauart, Straßen und Straßenpolizei, öffentliche Reinlichkeit, Ansprache, Geselligkeit, Theater, Kunst, Industrie, Literatur, — jeder Pflasterstein und jeder Athemzug Deutsch! Nur liebenswürdiger, farbenreicher, lebendiger, kurz charmant! Wie lange bleiben Sie hier? — Ach, ich wollte nur vierzehn Tage hier bleiben, aber es werden wohl vier oder sechs Wochen daraus. — Schön! — Nach acht Tagen begegne ich dem Manne wieder. — Vortrefflich, daß ich Sie sehe; ich wollte soeben bei Ihnen vorfahren und Ihnen Adieu sagen. — Sie gehen schon wieder? — Ja. — Sehr einsilbig! Gefällt es Ihnen nicht mehr in Wien? — Nehmen Sie mir's nicht übel, aber mit Ihnen kann man vorurtheilslos sprechen; ich kenne Sie ja. Mit jedem Tage komme ich mir fremder vor in Eurem Deutschen Wien. Es ist eben Alles anders hier als bei uns. Will ich mich unterhalten, so werde ich überschwemmt mit Genüssen und kann mir in einer Woche Blasirtheit fürs ganze Leben holen, aber will ich Geschäfte machen, so mach' ich in einem Vierteljahre nicht, was ich „bei uns" in einem Tag fertig bringe. Kein Mensch ist zu Hause, kein Mensch hält Wort, kein Mensch erinnert sich heute, was er gestern gesagt hat; worauf ich Schwur und Handschlag habe, das ist vergessen, und was gegen die Abrede ist, das ist geschehen. Wie ich Ihnen sage, es ist Alles anders als bei uns. Was draußen fix und fest ist, das ist hier lose und locker, und was wir leicht und beweglich haben, das rührt sich hier nicht vom Flecke. Es ist ganz anders als in Deutschland! — Wer heißt Sie aber auch an Deutschland denken? Sie können

sich hier auf Schritt und Tritt täuschen und enttäuschen, Sie können Wien arg mißverstehen, ja Sie können dieser Stadt ein wirkliches und unverdientes Unrecht thun, wenn Sie sie an Deutschem Maße messen und als Deutsche Stadt in Anspruch nehmen. Dagegen wird Alles licht und klar, faßlich und verständlich, gerecht und billig, wenn Sie Wien nehmen als das, was es ist, — eine Europäisch-Asiatische Grenzstadt!

Wie Manchen habe ich schon geärgert durch dieses anscheinende Paradoxon, das ihm sein ganzes Concept in Unordnung brachte! Aber regelmäßig sagte oder schrieb mir dann dieser Mancher: Hören Sie, Sie haben Recht! Hundertmal habe ich mich an Sie erinnert . . .

Und wie sollte ich auch nicht Recht haben? Unterstützt mich doch eine gar große Autorität! Denn als ich mein Wort eines Tags einem Manne sagte, welcher Hauslehrer beim Fürsten Metternich gewesen, antwortete derselbe: Sie geben also dem alten Herrn Recht, welcher zu sagen pflegte: Asien fängt auf der Landstraße an! („Die Landstraße" ist die östlichste, in der Richtung nach Ungarn gelegene Wiener Vorstadt.) Es war also umgekehrt, denn der alte Herr gab mir Recht. Und nun muß wohl etwas dran sein, wenn man in der niedrigsten Frosch-Perspective einen großen ethnographischen Fundamentalsatz entdeckt, welchen der langjährige Regent Oesterreichs, hochstehend und weitschauend, noch viel besser in seiner Vogel-Perspective zu erkennen vermochte.

„Unbegreiflich" ist also Oesterreich nicht; man hat es als eine Art Asien zu begreifen. Was aber Europa und Asien bedeuten, das sind sogar sehr scharfe und präcise Begriffe. Europa ist das Gesetz, Asien ist die Willkür. Europa ist die Pflicht, Asien die Laune; Europa ist das streng Sachliche, Asien ist das rein-Persönliche; Europa ist der Mann, Asien ist das Kind und der Greis ꝛc. ꝛc.

Mit diesem Schlüssel sperren Sie alle Räthsel Oesterreichs auf.

Oesterreich kennt vor Allem kein Muß und kein Soll. Dafür nennt Ihnen der Oesterreicher zwei andere, allerdings nicht Kantische sondern Asiatische Kategorien seines Handelns und Unterlassens: er handelt „weil es ihn halt g'freut" und er unterläßt „weil es ihn nicht mehr g'freut hat."

Hätte ich z. B. einen Rathgeber, der mir bewiese, daß ich neun Monate auf einem Holzweg gewandelt, so würde ich zwar den Holzweg aufgeben, aber — den Rathgeber auch. Warum? „Weil es mich halt nicht mehr g'freut" ein Gesicht zu sehen, das mich an einen Holzweg erinnert. Ob ich das Gesicht brauche, ob es nothwendig ist, ob ich es haben muß, — das Alles wäre Europäisch; Asiatisch ist: „es hat mich halt nicht mehr g'freut."

Denn über allem Dinglichen und Sachlichen steht das Persönliche in Oesterreich-Asien. Alles geht in der persona grata und ingrata auf. Aus der Hand der beliebten Person frißt Oesterreich Gift wie Caviar und aus der Hand der unbeliebten wirft es im heftigsten Fieber das einzig rettende Chinin zum Fenster hinaus.

Das Sachliche aber strebt zum Gesetz und das Persönliche zur Willkür. Jenes ist die schwächste, dieses die stärkste Seite von Oesterreich-Asien. Man könnte den Oesterreicher durch nichts unglücklicher machen, als durch einen Rechtsstaat, durch einen ernsthaften und durchgeführten Rechtsstaat. Was ist denn der starre, Germanische Rechtsbegriff anders als der berühmte „Preußische Ladstock im Leibe", vor dem sich der Oesterreicher, wie vor dem Teufel bekreuzt?! Wenn die Gesetze nicht dazu da sind, daß man durch gute Freunde, Protectionen, Persönlichkeits-Einflüsse eine „gemüthliche" Ausnahmsstellung zu ihnen gewinnt, der Henker möchte dann Oesterreicher sein! Aber Gott sei Dank, dazu sind sie wirklich da. Alle Gesetze

haben zu ihrer Voraussetzung den Ungehorsam; bei vielen wird er sogar gerne gesehen, ja bei nicht wenigen kann man sich ernstliche Unannehmlichkeiten zuziehen, wenn man sich auf einer sträflichen Achtung vor der Kaiserlichen Sanction betreten läßt. Ich mache mich anheischig, in Oesterreich die gefährlichste aller Revolutionen anzuzetteln, indem ich meuchlings die Gesetze Oesterreichs befolge. Kein Mensch ist dieses Ueberfalls gewärtig, alle Behörden sind in Verlegenheit, die ganze Maschine steht still. Diese Stellung des Oesterreichers zum Gesetze verbreitet jene naive Gewissenlosigkeit, jene gemüthliche Niedertracht, welche die eigentliche ethische Lebensluft seines Daseins, kurz, sein Gewohnheitsrecht ist.

Da keine Leistung und Gegenleistung fest in Oesterreich-Asien, so wird sie von Fall zu Fall erkauft und diese Bedeutung hat das berühmte Oesterreichische Trinkgeld, Asiatisch: Bakschisch. Ich bitte, diese Verwandtschaft der Rollen zwischen dem Trinkgeld in Wien und dem Backschich in Damaskus oder Kairo wohl in's Auge zu fassen: es läßt sich viel dabei denken. Ein anderes Mal, und wenn ich nicht schon so viel Raum consumirt habe, will ich Ihnen eine allerliebste Anekdote erzählen, wie auch einmal der Kaiser Franz, dieser echte Vertreter des Oesterreicherthums „zwei Zwanziger Trinkgeld" eingesteckt hat. Aber daß hinter allen diesen Sätzen tausende von Beispielen liegen, die Einem dabei vor Augen schwebten, das haben Sie wohl ohnedies schon gemerkt. Und so sehr diese Beispiele eine grundlose Asiatische Liederlichkeit charakterisiren würden, nicht wenige würden auch die ganze Liebenswürdigkeit Asiatischer Natur-Kindschaft athmen.

Sagt' ich doch schon: Asien ist ein Kind und ein Greis. Beides auch Oesterreich. Sieht man unsere Menschen, die beweglichen, leichtlebigen, veränderlichen, mit Verve und Grazie an alle Dinge herantanzenden, so ist das ein Anblick wie ein rosiger Kinderball. Aber merken Sie wohl,

wie in all dieser Süddeutschen Beweglichkeit und Slavischen Veränderlichkeit, wie in diesem ganzen raschen Personenwirbel die Sache Asiatisch-starr, träg, conservativ, Sphinxartig-todt und gespenstisch-greisenhaft liegen bleibt und sich seit Bibelszeiten nicht vom Flecke bewegt. Darum sind uns die verwegensten Neuerungen leichter als anderen Staaten, — weil es eben nur neue Namen sind. Preßfreiheit und Confiscationen, Ministerverantwortlichkeit und Verfassungsbrüche, Concordat und Bürgerministerium — wir vertragen Alles! Ueber den Häuptern alter machtstrotzender Feudalgeschlechter plötzlich ein Bürgerministerium Herbst, Giskra und Brestel, — warum nicht? Meinethalben auch ein Bürgerministerium Robespierre, Danton und Marat, wenn nämlich diese Bürger ihren Grafen Clam Martinitz ebenso intact lassen müssen wie jene. Wir könnten sofort den Atheismus als Staatsreligion einführen, aber Cardinal Rauscher würde in der Stephanskirche ein atheistisches Hochamt celebriren!

Inzwischen ist Graf Beust entlassen worden in gnädigster Anerkennung seiner „selbstlosen Hingebung“.... Haben Sie gehört? selbstlose Hingebung! Wir Stylisten und Feinschmecker spitzten in unserem Freundeskreise die Ohren, als Kaiser Wilhelm in seinem Handschreiben an Grafen Moltke zuerst den Ausdruck „selbstlose Hingebung“ gebrauchte. Wir fühlten die ganze stylistische und philosophische Kostbarkeit dieses Wortes. Wie eine unmerklich kleine Handbewegung den ganzen Ideencomplex „Freimaurer“ erweckt, so gibt es Wörter, welche ganze Geistesländer und Gedankenmilliarden charakterisiren. „Selbstlos“ ist ein solches Wort, ja, es ist das prägnanteste dieser Wörter. Der Uneigennützige verzichtet auf einen Vortheil, den er haben könnte; der Aufopfernde entäußert sich eines Vortheils, den er wirklich schon hat; erst beim Selbstlosen ist von mehr, als einzelnen Vortheilen die Rede; es ist die Rede von seiner ganzen Person, auf die

er verzichtet und deren er sich entäußert. „Selbstlos" ist die absolute Herrschaft der Sache über die Person, der Pflicht über den Willen. Also das reinst- und höchst-Europäische! das wahre Schibboleth Europas, der feinste Extract der Europäischen Ethik!

Und sehen Sie, das haben wir jetzt auch. Mag der Kaiser Wilhelm in Gottesnamen Straßburg und Metz erobern; während er Städte einnimmt, nehmen wir seine Begriffe ein und jagen ihm ohne Blutvergießen seine prachtvolle Selbstlosigkeit ab. Sind wir Kerls!

Und was das Merkwürdigste ist: so Europäisch-selbstlos sind wir just in dem Augenblicke geworden, welchen ganz Europa hoch-Asiatisch gefunden hat. Das mache uns Einer nach!

Aber vielleicht ist der erste Moment des Selbstlosen auch der letzte Moment des Asiatischen. Vielleicht? Gewiß! Bin ich also nicht doch im Unrecht und Widerspruch, wenn ich das selbstlose Oesterreich ein Asiatisches nenne?

Ich wäre es, wenn Logik und Asien nicht selbst ein Widerspruch wäre. Sind denn aber Methode, Consequenz und System Asiatisch? Nein, Asiatisch ist eben der Mischmasch, die Confusion und die Verkehrtheit. Bei Kameelsmilch und Tibetanischen Gebet-Maschinen — Champagner und Nürnbergerwaaren, das finden unsere Reisenden in den Steppen der Kirgisen und Kalmüken. Dieweil wir im Meere des Persönlichen und Willkürlichen ersaufen, gönnen Sie uns also getrost den Hafen der Selbstlosigkeit — zu dem wir ohnedies nicht Cours nehmen. Glauben Sie, der Naturgeist ist niemals aufrichtiger, als wenn er in widerspruchsvollen Zungen redet. Zu unserer Selbstfülle gehört auch das Selbstlose, just weil es nicht dazu gehört. „Asiatisch" und „selbstlos" sind kein Widerspruch in Oesterreich.

„Der Mongole."

19. November 1871.

Das ist alles recht schön und gut und ich lese Ihre Sachen mit einem wahren Genuß, sagte mir, ohne Ruhm zu melden, der Amateur, indem er mir herzlich die Hand drückte, aber; — fuhr er fort, — fürchten Sie kein Mißverständniß im größeren Publicum, ob die Politik ins Feuilleton gehört?

Schreibe ich denn Politik? fragte ich erstaunt. Ich schreibe das Theater-Referat der Oesterreichischen Tragödie, aber das Theater-Referat hat mein Lebtag ins Feuilleton gehört.

Da lachte der Amateur und drückte mir auch die andere Hand. —

Fahren wir also fort im Referat. Ich glaube, das letzte Mal sprach ich vom Schauplatz der Tragödie. Schauplatz: Asien.

Heute ist von einer neuen Person zu sprechen, welche in der Handlung des Dramas auftritt: Graf Julius Andrassy, oder — um ihm kein Deutsches Unrecht zu thun: Grof Andrassy Gyula: die Czechen nennen ihn kürzer und im Unrecht-thun geübter: der Mongole.

Meine Collegen im Oesterreichischen Theater-Referat beurtheilen das Auftreten dieser neuen Person grundverschieden von meinem eigenen Urtheile. Sie meinen, die große Scene: Andrassy in Wien, sei ganz gegen die Oeconomie des Stückes; sie prophezeien von da an dem Stücke nur Schlimmes. Alte Theater-Practiker möchten diese Scene am liebsten streichen; Böswillige, die das Fiasco des Stückes beabsichtigen, rühmen sich laut, die Scene sei eine Einlage ihrer eigenen Mache.

Jenes sind die Ungarn, dieses die Czechen.

Jokai in seinem „Hon" machte das Bonmot: Beust sei

heruntergestürzt, Andrassy — hinaufgestürzt. Und bekannt ist, was der alte vorsichtige Deák gesagt, welcher in der Orientalischen Bildersprache der Magyaren seinen Andrassy einen Weihnachtsbaum nannte, der in Wien zwar flitterhaft strahlen, aber keine Wurzel haben werde. Ein liebes elegisches Wort, das dem alten Sheikh wohl zu Gesichte steht! Man glaubt einen Patriarchen zu hören, dem es ungemüthlich wird, daß sein geliebter Ibn Gyula aus der wohnlichen Oase in den heißen Wüstensand hinausreitet.

Da draußen nämlich haust der Typhon, der Gluthauch der Wüste, der Drachenzahn-Säer, kurz der böseste der bösen Geister, der Camarillageist der Czechischen Römlinge. Seht, wie er pfaucht und schnaubt gegen den ritterlichen Wüstenreiter, seht, wie er mein geliebtes Söhnchen, den braungesichtigen schwarzlockigen Ibn Gyula mit höllischem Odem anbläst, ihn versengt und verbrennt und dann hinunterschlingt wie der Feuerfresser ein brennendes Kerzchen. Hautschauernd anzusehen! Weinet, ihr Töchter bei den Zelten, raufet das Haar ihr Jungfrauen bei den Brunnen! Ibn Gyula, die Blume der Puszta, der Held des Stammes Deák, Ibn Gyula, der Held eurer Herzen, ist nicht mehr!

Und bei Kugler in Pest und bei Demel in Wien*) haben sie schon feuchte Wangen, die mondgesichtigen, gazellenäugigen Huldinen, die dem ambrosischen Lockenkopf mit warmen Blicken sein „Gefrornes" — sprich Fagylált, — zu reichen das Glück hatten. Und wenn ich „sie" frage, was ihr das Herzchen so schwer macht, so seufzt sie und legt seufzend — ein Zeitungsblatt aus dem sammtenen Pfötchen. Ach, wenn wir Zeitungsschreiber bedächten, wie schonend wir schreiben sollten, seit die Zeitungen ein Bedürfniß aller Welt, also auch der schönen, geworden! Aber da haben sie es in ihre groben mörderischen Blätter hineingeschrieben, Pane Rieger und Pane Prazak, und die arme

*) Die fashionablesten Conditors der beiden Städte.

Kleine hat es in ihrem sanften schmachtenden Deutsch gelesen, die schauderhafte Moritat, wie der böse Typhon Clam Martinitz ihren „Helden lobebären", den interessanten Ungarn, schon so fest zwischen den Zähnen hat, daß nur noch die Sporen herausschauen. Schauderhaft, höchst schauderhaft!

Aber tröste dich, arme Kleine. Du hast mich zwar sündlich vernachlässigt, so oft der ambrosisch gelockte Ministerkopf eintrat; du warst nur Aug und Ohr für deinen Grafen Egmont-Andrassy, und ich würgte mein „Gefrornes" — sprich Fagylált — hinunter, wie Brakenburg das heilsame Gift, das er nicht umsonst aus seines Bruders Doctorkasten gestohlen! Aber tröste Dich dennoch. Es giebt Freunde im Unglück. Und noch ist das Unglück nicht da.

Zwar Jokai und Deák ahnen Unglück. Nun, laß sie ahnen, Kind! Wenn alle Ahnungen wahr würden, wo wären Sie schon, mein Fräulein! Kaum noch an einem Conditor-Buffet. Warum soll geahntes Unglück wahrer sein, als geahntes Glück?

Nur die Böhmen, die plumpen Gesellen, ahnen nicht, sondern sie rechnen! Sie rechnen ganz laut, sie calculiren es unverschämt-klar und aufrichtig-frech der ganzen politischen Welt an den fünf Fingern vor, wie sie den Schwarzgelockten in ihre Falle gelockt. Aus ist's mit Oesterreich und Ungarn zugleich! Nein alle! Dualismus, Constitutionalismus, das Alles verschlingt ihr breites Maul, wie ich dieses Liqueurbonbon verschlucke.

Eure Deutsche Verfassung, sagen sie, haben wir niemals ernsthaft genommen; die Ungarische aber, die leider ernsthaft war, die köpfen wir soeben, indem wir ihr das Haupt abschlagen, — Andrassy. Der Mongole muß uns von Pest auf den Wiener Ballplatz einen Gang machen, — wie vom Temple auf den Grèveplatz! So schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe. In Pest ist er todt und in Wien machen

wir ihn todt. Das Cis und Trans der verhaßten Leitha ruiniren wir zugleich in diesem Mongolen.

Das wäre denn die schauderhafte Morithat! Aber schaudern Sie doch nicht zu früh, Fräulein Mine, denn nun kommt erst das obligate Zubehör aller schauderhaften Morithaten, nämlich das Gericht und die Moral:

Drum verehrtes Publicum,
Bringe keine Kinder um!

Wie wär's nämlich, wenn der Mongole nicht nur Herr der Pester Situation bliebe, sondern noch obendrein Herr der Wiener Situation würde? Wenn er den Czechen auf die Nase bin das Cis und Trans erst recht und für immer befestigte?

Sie haben im Wurstelprater das schöne Stück gesehen, wie der Casperl gehenkt werden soll, aber es vorzieht, seinen Henker zu henken. Soll ich's so machen? sagt er und steckt seinen Arm in die Schlinge. — Dummer Kerl! — Oder so? und steckt seinen Fuß in die Schlinge. — Esel! So meine ich es, ruft der Henker und zeigt ihm, wie man den Hals in die Schlinge steckt. — Und ich mein' es *soo*, sagt der Casperl und zieht die Schlinge zu.

Nun, meine Liebe? Sollte unser Held nicht so gescheidt sein, wie der Casperl im Wurstelprater? Ich denke, der Mann weiß mit Galgen umzugehen! Er hat ihm schon Einmal — seinen werthen Namen hinterlassen, aber mit seiner werthen Person es vorgezogen, Minister-Präsident zu werden.

Merk auf, Kleine. Wir wollen politisiren. Wo es sich um so wichtige Interessen handelt, wie Dein interessanter Ungar, wird es Dein Köpfchen nicht anstrengen.

Du weißt, die Ungarn lieben den Lonyay nicht. Ein Parlament muß nämlich eben so gut in seinen Minister verliebt sein, wie ein Stammgast in seine Büffetdame.

Ohne Liebe geht eben gar nichts, das begreifen Sie, mein Fräulein. Lonyay wird sich also die nöthige Liebe bei Andrassy ausborgen müssen, wenn er nicht fallen will zu Gunsten der Linken und äußersten Linken. Er wird aber nicht fallen wollen. Nun denn, halten kann ihn nur die Deakpartei und ihr beliebtester Mann, unser schwarzgelockter Mongole. Also kurz: Andrassy ist nicht todt für Pest! Hier hat die Czechenklappe ein Loch und die Fliege fliegt lebendig durch.

Jetzt bemerken Sie aber auch schon das zweite Loch, durch das die Fliege in Wien durchfliegt. Wer soll ihm in Wien ein Haar krümmen? Sein schönes schwarzlockiges Haar? Etwa Sie, Fräulein Mine? Im Gegentheile, ich bin überzeugt, Sie schenken dem armen Ungarischen Fremdling Ihre ganze moralische Unterstützung. Nicht gelacht, kleiner Naseweiß! Als ob das nichts wäre! Würden Sie denn auf einem Thron anders fühlen, als an Ihrem Büffet? Wen wählen Sie von den Zweien: einen breitmäuligen und plattnasigen Czechen auf dem hölzernen Betschemmel, oder einen schwarzlockigen, glutäugigen Ibn Gyula auf dem Arabischen Hengst Almansor? Und denken Sie etwa gar, daß die hochstehende Dame nicht so geschmackvoll zu wählen weiß, wie die tiefstehende Dame? Höchstens könnte den hölzernen Betschemmel die alte hochstehende Dame protegiren, aber die junge hochstehende Dame protegirt ganz gewiß den Arabischen Hengst Almansor und seinen rittterlichen Reiter. Und ich hoffe, die Jungen sind um eine Halslänge mächtiger als die Alten; zweifeln Sie Fräulein Mine?

Hinaufgestürzt, hat er gesagt. Ei pah! wer droben ist, der stürzt vor der Zeit nicht herab, wenn er ein rechter Mann ist. Weihnachtsbaum, hat er gesagt. Aber der Mongole wäre nicht doch etwas Grüneres als ein dürrer Weihnachtsbaum? Larifari, das wissen wir Büffetmädchen besser. Jokai und Deák! Schöne Namen, tiefe Politiker! Aber hier ist ein Punkt, wo wir Büffetmädchen doch noch

tiefsinniger politisiren. Die zwei alten Knasterbärte haben eine Ziffer aus ihrer trockenen Rechnung gelassen, was wir Büffetmädchen nicht thun, die wir im Rechnen geübt sind.

Also keine Furcht vor Jokais und Deáks bösen Ahnungen! Ich bin gewiß kein Optimist; mein bester Feind kann mirs nicht nachsagen; aber diesmal ahnen wir nicht böse, Fräulein Mine.

Wetter auch! In einem Lande, wo man die wichtigsten Weltgeschichten nach der Nase einer Persönlichkeit macht, wäre eine Persönlichkeit wie Andrassy nichts? Alles ist sie! Andrassy imponirt den Männern und gefällt den Frauen. Wäre das bei dem verflossenen Härjefes aus Sachsen der Fall gewesen, er wäre nicht über den hölzernen Betschemmel gestolpert. Der Mongole aber und sein Arabischer Hengst verfließen nicht und stolpern über ganze Barrikaden von Betschemmeln nicht. Das merkt euch, ihr plattnasigen Faselnarren. Mongole! Mich dünkt, ich höre da wieder eines jener tragischen Schicksalsworte, welche auf den Sprecher zurückprallen. War es nicht der Mongole, welcher den Slawen zwei Jahrhunderte lang in seinem Knebel gehalten? Daß ihr den Teufel nicht an eure alte wackelige Wand malt! Kurz Mine, wir fürchten die schauderhafte Moritat nicht; weder wie sie Jokai und Deák ahnen, noch wie sie die Czechen mit ungültigem Bangemachen drohen. Sie werden sich wohl mit der Moral begnügen müssen:

Drum verehrtes Czechenthum,
Bringe keinen Ungarn um.

Die Commune Oesterreich.

22. November 1871.

(Ausscheidung der Justiz und des Steuerwesens aus der Reichs- in die Landesgesetzgebung.)

Der Bauer ackert, der Müller malt, der Tischler hobelt, der Schneider näht, die Männer liegen bei ihren Weibern und die Weiber gebären Kinder. Nur so erkläre ich es mir, daß Oesterreich noch immer besteht. Aber die Pariser Commune war eine reaktionäre Heulmeierei im Vergleich mit dem Bestehen Oesterreichs. Die Pariser Commune fußte noch immer auf den zopfigen Grundsätzen des monarchischen Prinzips: zu regieren. Ueber diese veraltete und gänzlich unhaltbare monarchische Tradition ist die Commune Oesterreich hinaus. Die Commune Oesterreich ist das erste und fortgeschrittenste Beispiel in der Welt, daß es überhaupt zwecklos und völlig überflüssig ist, ein Gemeinwesen zu regieren. Das Ackern, Hobeln, Nähen, Zeugen und Gebären ruht auf sich selbst und auf dem Schwerpunkte der Natur. Sogenannte Regierungs-Gedanken oder Ideen haben da gar nichts drein zu pfuschen. Habsburg hat erreicht, was Robespierre, der alte Zopf, bloß erreichen wollte: den Naturstaat Rousseau's. Ja noch mehr. Was ist eine Brücke ohne Belastungsprobe? Druck, Gegendruck, Schwerpunkt, Spannkraft, das Alles sind Naturkräfte, aber daß die Kräfte kräftig sind, muß ich beweisen. Ich muß ihnen ein Leid zufügen, und wie sie dieses Leid tragen und überwinden, das eben ist die Belastungsprobe. Den unerprobten Naturstaat fand Georg Forster schon auf den Inseln der Südsee. Selbstverständlich können wir das in Europa nicht brauchen. Es wäre eine Frivolität, welche Oesterreichischen Staatsmännern am fernsten liegt, wenn wir den Oesterreichischen Naturstaat im leichtsinnigen Vertrauen auf die Vernunft und Ordnung der Natur dem öffentlichen Gebrauch überließen, ohne durch eine sorgfältige und gewissenhafte Belastung mit Unordnung und Unver-

nunft die genaue Probe zu machen, wie viel die Vernunft und Ordnung der lieben Natur auch auszuhalten im Stande ist. — Der Bauer ackert, der Müller malt! Nur die Frivolität der alten monarchischen Schule mochte die Gefahr wagen, auf so einfache Dinge sich zu verlassen. Wir, der revolutionaire Musterstaat, verlassen uns auf diesen Schlendrian nicht. Wir wollen sicher gehen und es genau erproben, wie weit ein weise verwirrter und väterlich mißhandelter Staat den blinden Naturtrieben der Bauern und Müller vertrauen kann. Der Bauer und Müller hat seine Rechnung gemacht: das kann mein Erwerb sein, das kostet der Betrieb, das die landesfürstlichen Steuern; — und wenn die Rechnung klappt, so wird er sich nun mit der ganzen Dummheit der Südsee-Insulaner den Naturtrieben des Brotmachens überlassen. Unser Musterstaat entreißt ihn dieser Dummheit. Landesfürstliche Steuern, rechnete der Südsee-Insulaner! Wir haben aber immer ein paar landesfürstliche Länder in petto, wo die Cavaliere jagen und die Pfaffen plärren, für welch' nützliche Dienste wir sie föderalistisch von den Reichssteuern befreien, welche Reichssteuern wir dem Bauer und Müller zu seinen landesfürstlichen verfassungstreu hinzu addiren. Das muß der Bauer und Müller wissen; er muß wissen, daß die Steuern „ausgeglichener" Länder wie das Schwert des Damokles und wie der Block des Sisyphus beständig über seinem eigenen Beutel schweben, und wenn er deßungeachtet ackert und malt, dann, erst dann ist der verfassungstreue Bauer und Müller in der rechten Geistesverfassung mit seinen „ausgeglichenen" Brüdern in treuer gemeinsamer Feindschaft zusammenzustehen. — Der Schneider näht! Auch das hat er mit Bastfäden und Palmblattern schon auf den Inseln der Südsee gethan. Liegt aber der sittliche Trieb, Kleider zu machen und etwas mehr als die Thierhaut zu tragen, wirklich im Naturtrieb der menschlichen Gattung, so beweise sie es unter Hemmnissen und Hindernissen. Es soll mir

ein Deutscher Schneider in Czaslau nähen und seine Czechischen Schneidergesellen sollen ihm mit berechtigter Schadenfreude und glorreicher Wenzelsbosheit muthwillig die Tücher verderben. Es soll mir der Schneider dann klagbar werden, aber die Czechische Justiz, — aus der centralen Reichstyrannei ausgeschieden, — soll mir den Deutschen Schneider zum Schadenersatz der Tücher verurtheilen, welche die Czechischen Gesellen ihm muthwillig verdorben haben! Das Geld fließt in Czechische Armenkassen. Was ist billiger, gerechter und weiser, als daß sich die sittliche Begeisterung, Kleider zu machen, in solchen Proben bewähre! — Die Weiber gebären Kinder! Soll das eine Kunst sein und nicht roher Naturalismus, wie auf den Südsee-Inseln, so darf im Oesterreichischen Naturstaat keine Mutter mehr sicher sein, ob ihr Kind auch ein Recht an die Muttersprache hat, oder ob sie ihm als Sprachmeister irgend einen „Aturen-Papagei" halten muß, welcher eine crepirte Indianersprache spricht, deren Fortpflanzung durch Staarmatze und Papageien gleichberechtigtes, wahrhaftes Oesterreicherthum! Man belaste den Mutterleib mit solchen Belastungsproben, und erst so kann es sich zeigen, ob ihm das Gebähren ein heiliger Ernst oder bloß eine Zerstreuung in müßigen Nebenstunden ist. — Diese Festrede mußte ich Ihnen zum Besten geben, weil Sie seit einer Woche wieder Vieles gesehen haben, was man wahrhaftig nicht an gewöhnlichen Werkeltagen sieht. Sie haben gesehen, wie „der Ausgleich", zur Czechischen Thüre hinausgeworfen, zum Galizischen Fenster wieder hereinkommt. Sie haben gesehen, wie der König von Böhmen den ungesetzlichen Böhmischen Landtag auflösen läßt, welches Beispiel aber der Markgraf von Mähren, der Erzherzog von Oesterreich und der Herzog von Krain in Mähren, Oberösterreich und Slovenien leider nicht nachahmt. Hier fungiren demnach die Landesausschüsse der ungesetzlichen Landtage als echte Revolutions-Comités und im engsten Anschluß an das Revolutions-Centralcomité, welches man

Wiener Camarilla nennt, so daß die höchst entbehrliche und überflüssige constitutionelle Minister-Regierung in der That durch drei constitutionelle Minister und fünf geimpfte Sectionschefs genügend abgemalt ist und noch wohlfeiler durch acht Briefträger durchpausirt würde. Jenseits der Leytha sehen Sie gar nichts Politisches, sondern ein kleines rusticales Idyll. Sie sehen einen gottesfürchtigen puritanischen Farmer, Namens Lonvay, welcher mit einem von ihm selbst erfundenen, äußerst nahrhaften Futtergemengsel von Bank- und Eisenbahn-Actien die Fettmast des Ungarischen Parlaments besorgt. Erst die Zucht, dann die Mast! Erst Andrassy und die Liebe, dann Lonvay und die Dickfütterung. Die besten Grundsätze der Landwirthschaft lehren nichts besseres über die rationelle Bewirthschaftung des Nutzviehs. Das alles können Sie ungerecht beurtheilen und schwer mißverstehen, — wenn Sie es für regiert halten; Ich hatte Ihnen daher mit Nutzen zu sagen, daß der Sinn davon ein entgegengesetzter ist. Es ist nicht regiert; — zur Ehre der Natur, welche sich selbst leitet; es ist sogar auf eine feine und verständige Weise ein wenig mißregiert; — um besagte Naturehre desto heller glänzen zu lassen.

Hebbel und Bauernfeld. *)

12. Januar 1872.

Krumm oder grad, die Natur verschafft sich ihr Recht. Sie erzeugt sich, was sie zum Leben braucht; gegen Hindernisse erzwingt sie es. Braucht sie Verschiedenheit, so rühren alle Einheitsstaatler und Gleichheitsmacher ihre

*) Bauernfeld-Jubiläum 1872.

Maurerpinsel umsonst. Die Tünche fällt ab, das Ungleiche und Uneinige stellt sich ewig neu wieder her. Braucht sie Aehnlichkeit, so sind ihr auch die Knute und die Magna Charta einander nicht unähnlich genug, sie geht dann krumm statt grad und ertrotzt sich, was sie braucht. Vor Allem aber und als höchstes ihrer Bedürfnisse braucht sie: Maß für das Unmäßige! Nemesis nannten die Völker dieses dringendste aller Naturrechte, als die Natur noch Religion war.

Die Königsmacht, — das Unmäßigste was Menschen erfinden konnten, — scheint so recht darauf angelegt, den Witz der Natur auf die Probe zu stellen. Wie mäßigt sie nun dieses Unmaß, wie beschränkt sie das Schrankenlose? Krumm oder grad. In England z. B. grad. Das Parlament ist die Schranke der Königsmacht, und die Schranke der Parlamentsmacht ist wieder „Ihrer Majestät allergetreueste Opposition."

Aber in Frankreich, dem Reiche der Jesuitenallmacht, der Bastille und des Jean Calas? Unsere Väter sagten: Frankreich ist eine durch das Vaudeville beschränkte Monarchie.

Aber in Rußland, dem Reiche der Czarenallmacht, der Knute und des Kantschu? Unsere Väter sagten: Rußland ist eine durch den Meuchelmord beschränkte Monarchie.

Aber in Oesterreich? Denn daß Verfassung und Reichsrath, — die Magna Charta und das Parlament der Oesterreicher, — eine Schranke sei, so gering wird man von dem Witz der Natur nicht denken. Unsere Väter sagten also: Oesterreich ist eine durch den Straußischen Walzer gemäßigte Monarchie. Oder auch: Oesterreich ist eine durch die Wiener Posse gemäßigte Monarchie. Und was unsere Väter sagten, können auch unsere Kinder noch sagen, denn der Hauptsache nach ist es ziemlich gut.

Ziemlich gut, aber doch nicht ganz gut! Das maßgebende Publikum tanzt wenig und geht ins Burgtheater.

Die Definition müßte aber Alle umfassen: die Tänzer und die Nichttänzer, die in die Posse und die ins Burgtheater gehen.

Alle! Ein großes Wort. Aber die Schwierigkeit reizt mich. Laßt mich 'mal sehen. Was thun Alle in Oesterreich, um sich die Oesterreichische Monarchie zu erleichtern? Richtig, ich hab's! Alle frondiren und schimpfen, Alle ohne Ausnahme. Also stabilittiren wir unsere Definition als einen rocher von bronce: Oesterreich ist eine durch Frondiren und Schimpfen gemäßigte Monarchie. Oder um den Oesterreichischen Inhalt in der Englischen Façon auszudrücken: Oesterreich ist eine Monarchie, temperirt durch Sr. Majestät allergetreueste Majestätsbeleidiger!

Diese Definition, auf die ich stolz bin, hat's übrigens hinter den Ohren. Jedes Wort darin will gewogen sein. Daß sie wahr ist, ist noch das wenigste; wie mit Weinschmecker-Zungen will es gustirt sein, in welch' feinem und tiefem Sinne sie wahr ist. Daß sie wahr ist, wird auch der oberflächlichste Ihrer Leser, der nur je über Odernberg und Bodenbach hinausgekommen, wird jeder Blinde gesehen und mit Händen gegriffen haben. Wie hat man ihm dieses Oesterreich schwarz gemalt, schwimmend im rectificirten Polizeigeist, gleich einer luftdicht verspündeten Mißgeburt in ihrer Spiritusflasche! Dieses Oesterreich, wo die Wände Ohren haben, aber die Gedanken keine Zunge und die Zunge kein unbewachtes Wort; wo der Mouchard, hier Raderer, Vertrauter, Spitzel genannt, wie ein Heuschreckenschwarm jedes Hälmchen von Redefreiheit und jedes Keimchen geselliger Offenherzigkeit mit giftigen Freßwerkzeugen abweidet und ausrottet; wo sich der Gast vor dem Wirthe, der Bruder vor dem Bruder in Acht nehmen muß; wo selbst die Sonne am Himmel Spion und die Welle der Luft Denunciant zu sein scheint! Und was fand er? Ueberall, allerüberall wo nur zwei Menschen auf dem Pflaster und zwei Spatzen auf dem Dache zusammenkamen, den öffentlichen und ungenirten Gebrauch eines lauten, herzhaften

Schimpfens! Man schimpfte im Theater, auf Bällen, in Concerten, in Gast- und Caffeehäusern; man schimpfte links und rechts, oben und unten, auf dem Verdeck und in der Cajüte; man schimpfte im Kaufladen, im Omnibus, im zweischläfrigen Bett und im achtsitzigen Coupé. Es schimpfte A. und Z., es schimpfte Nummero Eins und Nummero Million, es schimpfte der Raderer, der Spitzel, der Vertraute, es schimpfte die Polizei selbst, ja es schimpften die hohen und höchsten Orte, wovon ich die Beispiele, wenn sie verlangt werden, nicht schuldig bleiben will. Wer nicht schimpfte war ein ungebildeter Mensch, ein Idiot, gehörte nicht in die Cirkel der Intelligenz, nicht in die feine Gesellschaft. Denn hier präsidirte der schimpfende Hofrath, welcher Tags dem „Systeme" diente und Abends übers System aufs Witzigste schimpfte; wie denn der liberale Beamte, also der schimpfende, der eigentliche Repräsentant Oesterreichs, die Charakter- und Musterfigur, der Typus und der Schildhalter dieses interessanten Staatswesens ist. Kurz, der Bruder Berliner, der über Bodenbach und Odernberg nur mit Zähnklappern und einer Gänsehaut hereingekommen, fühlte sich aufs angenehmste enttäuscht, und weil Alles so geistreich schimpfte, wollte er seinen Geist nicht zuletzt leuchten lassen, sondern schimpfte noch geistreicher mit.

Wups, faßte ihn die Polizei beim Kragen und warf das Scheusal in die Wolfsschlucht.

Wie kommt mir dieses? We Alles schimpft, kann Carl allein nicht loben, sagt er als echtes Berliner Kind mit klassischen Anklängen; warum muß ein einzelner Schimpf-Chorist brummen, während der ganze Schimpf-Chor frei herumgeht und öffentlich schimpft?

Das eben ist die Geheimlehre meiner Definition.

Du hast geschimpft wie ein Naturalist, aber in Oesterreich ist das Schimpfen eine feine jesuitische Kunst! Du hast beleidigt, aber nicht „allergetreust."

Zum Beispiel! Du schimpfst über Haynau und Win-

dischgräz; wie machst du das, Bruder Berliner? Ha, ihr Ungeheuer, was für blutige Hände habt ihr! Siehst du wohl; da liegt der Has' im Pfeffer. Jetzt paß' einmal auf, wie der Bruder Oesterreicher schimpft. Pfui, meine Herren, was für — schwarze Nägel haben Sie! Bedienen Sie sich doch dieser Nagelbürste!

Nicht wahr! das heißt einmal starke Wahrheiten sagen? Und wer sie gesagt, wird ungeheuer berühmt, ist ein Liberaler, ein Radikaler, ein Held der öffentlichen Meinung, man bewundert seinen echten Mannesmuth, sein Wort geht von Mund zu Mund, die Nagelbürste wird ein liberales Programm!

Der feine und tiefe Sinn des Oesterreichischen Schimpfens, wovon ich gesprochen, ist also dieser: Schimpfe bei jeder Sache über die Nebensache, aber nie über die Sache: dieser selbst gehe schlau aus dem Wege. Schimpfe ferner so, daß du dich nicht absonderst von Denen, über welche du schimpfst, nicht von anderem Stoffe sein willst als sie, nicht in stolzer Selbsteinsamkeit eine Wahrheit und einen bitteren Ernst aus deiner Fronde machst, sondern daß du fleißig mitgehst, mitschwimmst, mittanzest, mittrinkest und mitschmausest, an allen Tischen ein gerngesehener Gast und beliebter Frondeur! Warst du in jenem Falle schlau und bist du in diesem Falle gemüthlich, dann hast du den eigentlichen Geheimsinn der Oesterreichischen Schimpf-Popularität ergründet. Dann sprich getrost von einem Capua der Geister, — wie der mild-liberale Grillparzer, — aber Capua legt sich dir zu Füßen, wenn der Augenblick da ist. Dann poltere in Gottesnamen — wie der erz-radikale Bauernfeld, der den Herodes überherodiast: Was, Capua der Geister! Nicht Capuaner, Capauner sind diese Wiener! Aber die Capauner umflattern dich mit Begeisterung, weil du nie so ungemüthlich warst, als Adler unter sie zu fahren.

Solch ein Adler, der keinen Spaß verstand und bei

dem sich die Gemüthlichkeit aufhörte, war z. B. der norddeutsche Dithmarse Friedrich Hebbel, der dafür aber auch todt ist. Eines Tages recensirte er:

„Ein Buch von uns Wienern in lustig gemüthlichen Reimlein von Rusticocampius." (Leipzig 1858.)

Und der Adler faßte unsern lustig gemüthlichen Rusticocampius (Bauernfeld) nicht eben mit Capaunerkrallen an sondern recensirte wie folgt:

„Rahel schrieb einmal an ihren Mann: Dein Brief ist so katzenklug daß er Mäuse fangen müßte, wenn er lebendig wäre. Dieser Ausspruch paßt vollkommen auf das lustig gemüthliche Buch, das uns hier vorliegt. Der Verfasser, Herr Eduard Bauernfeld, möchte nach der Dedication gern den Titel des letzten Hof- und Volksnarren davon tragen und hat den Muth bei der Gelegenheit an Kaiser Maximilian und seinen Kunz von der Rosen zu erinnern. Dieser Wunsch ist gar nicht so bescheiden, wie er aussieht, und wird schwerlich in Erfüllung gehen. Dagegen hat er ein so seltenes diplomatisches Talent bewiesen, daß er in jedem Departement des Auswärtigen mit Nutzen zu verwenden wäre. Uns ist nie ein Product vorgekommen, das unter der Maske der Harmlosigkeit so viel Calcül versteckte. Hier ist geradezu Alles berechnet, vom scharfen Stoß an, der in's innerste Gekröse eindringen möchte, wenn nur die Spitze nicht abbräche, bis zum kameradschaftlichen Gekitzel mit dem Lederknopf herunter. Der Meister zeigt sich schon gleich beim Zuschneiden des Themas. Ein Buch von uns Wienern! Was für ein Wien ist gemeint, das alte oder neue? Das alte? Wie kommt Herr Davison und Fräulein Seebach hinein? Freilich, es sind renommirte Schauspieler und Herr Bauernfeld hat Stücke geschrieben! Das neue? Was haben Bäuerle und Castelli noch darin zu schaffen? Nun, es sind gute Freunde, die ihre vergoldete Nuß zum Spielen haben mußten! Eine noch viel größere Virtuosität tritt aber in der Behandlung hervor. Wie

artig sind diese Grobheiten, wie boshaft diese Complimente! Und wie geschickt sind vor allem die Blitzableiter angebracht! Wir haben in der antediluvianischen Zeit auch gewisse Verbrüderungsfeste mitgemacht, aber wir tranken auch auf die Gesundheit Ferdinands des Gütigen und bringen es jetzt in Erinnerung. Wir nehmen uns gegen einen Minister etwas heraus, aber wir feiern auch „zwei edle Opfer." Wir binden mit der Montirungs-Commission an, aber wir rufen: Hoch, Radetzky! Courage, Courage, wenn auch Gewitter in der Luft herumziehen sollten, bei uns wird's nicht einschlagen! Dabei wird fortwährend von Gemüth gebimmelt, was sich nicht viel besser ausnimmt, wie das Vaterunserbeten beim Fenstereinwerfen und Laternenzusammenschlagen. Das Buch ist eine merkwürdige moralische Erscheinung; ästhetisch existirt es gar nicht; es gehört zu den plattesten Nachahmungen des Heine'schen Romanzero und verdient in jeder Beziehung die ernstlichste Zurückweisung."

Diese ganze Charakteristik ist so gerecht, daß sie in Bezug auf eine einzelne Person fast wieder ungerecht ist. Hebbel hätte dem armen Bauernfeld eine wahre réparation d'honneur zu leisten vermocht, wenn er geendet hätte, womit ich angefangen, nämlich der Gattung zuzuschreiben, was hier am Individuum erscheint. Es ist nicht Bauernfeld, es ist der liberale Oesterreicher, der Oesterreicher in der Opposition, den wir Beide charakterisirt haben.

Vom Oesterreichischen Passions-Spiel.*)

18. Februar 1872.

Wenn Deutschland mit all seinen guten Freunden so viel Glück hat wie mit dem Vetter Oesterreich, so — muß

*) (Gefährliche Sonder-Concessionen an die Polen um sie für die direkten Reichsraths-Wahlen zu stimmen.)

Deutschland viel Verstand haben, denn viel Glück hat es just nicht. Daß wir so langweilig sind, wie die Nymphe Echo, darüber dürften sich die Herren in Deutschland kaum zu beklagen haben. Ganz im Gegentheile! Die allianzartige Freundschaft und politische Ehe, die uns mit Ihnen verbindet, ist, wie Sie sehen, nicht nur kein Echo, sondern lauter Widerspruch. Kaum hatte Vetter Oesterreich in Ischl Gastein, Salzburg und all den wunderschönen Gegenden mit Mühmchen Deutschland die wunderschönsten Schwüre gewechselt, so drehte er sich auf dem Absatz herum und rief: Nun will ich aber auch ein tüchtiger Slovak werden! Und Mühmchen Deutschland mußte zu ihrem Entsetzen neun Monate lang Namen aussprechen lernen, wie Pane Jricek und Pane Habietinek, welche Frucht der Alpenliebe und der Zärtlichkeit von neun Monaten dem armen Mühmchen als vertauschten Wechselbalg in die Wiege zu legen, die Erzeuger Hohenwarts eine verzweifelt ernsthafte Miene machten.

Und welche Freude erleben Sie soeben jetzt an Ihrem Alliirten? Sie finden in Deutschland, daß Ihre Schulen zu sehr polonisirt werden und wir in Oesterreich finden, — daß sie zu wenig polonisirt werden; wir treten das ganze Unterrichtswesen eines großen Königreichs den Polen ab, was wir nebst vielen anderen Abtretungen „einen Ausgleich mit Galizien" zu nennen belieben. Nicht wahr, das sind doch parallele Wege zwischen zwei guten Freunden und Alliirten? Sie machen Ernst damit, Ihre Priester, welche Ihr Deutschthum schädigen, der Staatsgewalt zu unterwerfen, und auch uns ist es Ernst, mit den „Vorlagen", welche die Aufhebung des Concordats durchführen sollen, — ein- für allemal nicht Ernst zu machen. Nicht wahr, das ist doch endlich eine wohlverstandene Gemeinsamkeit der beiderseitigen Interessen?!

Diese Vorlagen, diese berühmten Vorlagen sind ein gar scheuer Singvogel! Man hört sie wohl, aber man sieht sie nicht. Gehört haben wir schon zwei Thronreden, worin sie

sich scheinbar ankündigten; aber kein Vogelsteller haſcht sie wirklich, vor Jedem verbergen sie sich in's dichteſte Holz — der Miniſter Pulte.

Aber wer Gukuk kann auch Geſetze machen gegen die Prieſter, wenn man Geſetze zu machen hat für ihre guten Freunde, für die Polen? Gott ſei Dank, daß wir immer ſtaatsrechtliche Geſetze zu machen haben und vor lauter Sorge für das Staatsrecht entſchuldigt ſind, das Staatswohl zu beſorgen! Wenn Franklin nicht den Blitzableiter erfunden hätte, ſo hätte er den Oeſterreichiſchen Staat erfunden, dieſen vortrefflichen Univerſal-Blitzableiter für Alles, auf was der moderne Staat blitzen und donnern muß und was wir ſinnreich erhalten durch Reactivirung unſrer veralteten Staaten, eleganter zu ſagen, durch „Löſung unſrer ſtaatsrechtlichen Probleme.“ Das iſt ja das unnachahmlich Feine und Künſtliche unſrer politiſchen Gangart, daß wir unſre Fortſchritte zu Gunſten des Rückſchritts machen können. Immer fortgeſchritten in der Autonomie der Provinzen! Die Provinzen brauchen dieſe Autonomie ungemein nothwendig, um in Schule, Rechtspflege, Deutſcher Cultur — zurückzuſchreiten. So iſt bei uns die Reaction — ein liberales Princip. Das mache uns Einer nach!

Aber wartet nur, ihr Provinzen! Eure Unabhängigkeit von uns iſt ja nichts als unſre Unabhängigkeit von euch. O, wir ſind viel geſcheidter als man uns anſieht! Mit unſern hinterliſtigen „Conceſſionen“ ſtellen wir euch ein Bein, locken euch Zweidrittel, locken euch das Nothwahlgeſetz und die directen Wahlen ab, und haben wir nur erſt dieſe fürchterliche Blitz- und Donnermaſchine, dann ſoll's los gehen! Dann paßt mal auf!

So ungefähr meinte es der König Lear auch, als er ſeine zwei Töchter auf's Eis der Autonomie führte und ihnen klüglich die Laſt der Krone zuwälzte, während er ſich ſelbſt die Ehre der Krone und einen Reichsrath von hundert Rittern vorbehielt. Aber wie ungebildet Shake-

spear dieses zarte Thema behandelt hat! Der schlechte Poet läßt nämlich merken, die zwei autonomen Töchter hätten den König Lear mit sammt seinen hundert Rittern — hinausgeworfen. Fi donc!

Um wie viel schöner sieht die Oesterreichische Presse die Sache an! Die verfassungstreue und deutschgesinnte (!) freut sich aufrichtig über die Weisheit des „Sub-Comités", sie gratulirt sich zu dem „glücklichen" Ausgleich, sie empfiehlt den Polen nur noch die „Mäßigung", mit der Castration unserer Souverainetät großmüthigst sich zu begnügen, sintemal selbst der heilge Augustin nicht weiter gegangen und sich nicht etwa das Herz aus dem Leibe herauscastrirt, sondern es seinem Lebens-Centralismus immer noch vorbehalten, weil ja die Chirurgie die „glückliche" Amputation dieses verhaßten centralisirenden Muskels leider noch nicht erfunden hat, wie es allerdings wünschenswerth wäre; kurz, sie ist befriedigt, die verfassungstreue und deutschgesinnte Presse. Denn — „die Katz, die Katz ist gerettet!" Der heißgeliebte Reichsrath wird endlich vollzählig sein.

Fragen Sie mich übrigens nicht, was das auf deutsch heißt: Propter vitam vivendi perdere causas! Es ist wahr, unsre gesetzgebende Versammlung wird unabhängig werden von den Landtagen, denn sie erkauft sich das — eben mit dem Recht der Gesetzgebung! Warum sollten die Polen das Geschäft nicht machen? können sie doch den Reichsrath und seine heißersehnte Zweidrittel-Majorität den Rest dessen, was er nicht mehr zu beschließen hat, ruhig beschließen lassen! Den Reichsrath freut's und die Polen berührt's nicht mehr. Warum sollten sie das Geschäft nicht machen?

Sie fragen mich: Aber warum hat's der Reichsrath gemacht? Pardon, das wollte ich just Sie selbst fragen. Ich weiß es nämlich nicht.

Inzwischen, glaube ich, verhält sich die Sache so. Dem Reichsrath war es seit Jahren peinlich, ein Rumpfparlament — an Köpfen zu sein. Das will er um jeden

Preis abgestellt haben und wird nun ein Rumpfparlament — an Rechten. Das ist kurz und gut die Wendung die sich im „Galizischen Ausgleich" vollzieht.

Wie Sie sehen, ist hier nicht sehr Vieles Täuschung, sondern rein Alles!

Der Reichsrath wird nicht, wie er glaubt, durch die Unabhängigkeit und Zahl seiner Köpfe seine Macht vermehren; er hat diese Macht erkauft durch Theilung der Macht, und so lange die Welt steht, war das nicht das Geheimniß der Machtausübung.

Mit einem Worte, der Reichsrath täuscht sich erstens, zweitens und drittens.

Erstens täuscht er sich, wie so eben bemerkt, wenn er sich einbildet, man erkauft sich höheres Ansehen und stärkeren Gehorsam durch Verzicht auf Gesetze, welche man nicht mehr geben will, für den Rest der Gesetze, welche man zu geben berechtigt bleibt. Quod non! Dieser Rest wird von da an nur noch wie eine Waare erscheinen, um welche man zu handeln fortfahren darf. Die Polen werden in Interpretations- und Competenz-Streitigkeiten erfinderisch und unermüdlich sein, auch wenn der Fall noch so klar wäre. Ihre Autonomie wird ihnen Mittel genug bieten, das Klare zu trüben, im schlimmsten Falle das nicht weg zu Läugnende wenigstens zu verzetteln, zu zerstreuen, hinauszuschieben, vom festen Boden des Sachlichen in das schwankende Moor des Persönlichen hinüberzuzerren, wo es einschläft, erstickt und untergeht. Ihre Autonomie wird die Kraft haben, sich auszudehnen, kurz und gut gesagt. Und wenn nicht theoretisch, noch lieber und profitabler praktisch!

Zweitens täuscht sich der Reichsrath noch grimmiger, wenn er sich einbildet, sein Gesetzgebungsrecht überhaupt nicht getheilt zu haben, und die Galizische Autonomie an die Oberaufsicht des Reiches zu binden durch die „selbstverständliche" Klausel, daß sich besagte Autonomie „nur innerhalb des Rahmens der Staatsgrundgesetze" zu bewegen

habe. Selbstverständlich! Die Herren werden sich wundern über diese Selbstverständlichkeit! Ich meines Orts habe noch keinen rollenden Stein gesehen, welcher dort liegen blieb, wo ich ihm mit der Kreide einen Strich vorzeichnete. Der Galizische Ausgleich ist der Uebergang von der Reichseinheit zum Föderalismus, d. h. die größte Revolution Oesterreichs, und Revolutionen haben die Unart, über Clauseln und Paragraphe hinwegzurollen wie der rollende Stein über den Kreidestrich. Wie treu und romantisch die Deutschen Reichsrathsherren an ihren Kreidestrich glauben, verdient übrigens die wärmste Anerkennung der Lyriker. Die Staatsgrundgesetze hat noch jeder Pfaffe in Tirol, in Böhmen und wo es ihm beliebte, mit Füßen getreten, auch ohne Ausgleich; die Pfaffen, Popen und Schlachzizen, hinter dem festen Wall eines Ausgleichs, werden sie „selbstverständlich" respectiren!!

Drittens täuscht sich der Reichsrath am allergrimmigsten, wenn er den „Galizischen Ausgleich" für den Abschluß seines kleinen häuslichen Kopfzahl-Schlamafls hält, anstatt für den Anfang der großen föderalistischen Revolution. War es doch ein Schauspiel für Kinder, wie man zwischen der Galizischen Resolution und der Böhmischen Declaration unsere Ministerien hin und her schaukeln und eine mit der anderen in Schach halten sah. Sind die Polen zu theuer — nun gut, so handeln wir mit den Böhmen und trotzen mit euch. Sind die Böhmen noch theuerer, wohlan, so kehren wir zu den Polen zurück, die sich inzwischen vielleicht eines Bessern besonnen. So sah man unsere Minister seit sechs Jahren, wie sie sich einbildeten, Herren des Kaufes sein und eine Waare an der andern herabhandeln, und doch hätte ihnen jedes Kind sagen können: der Markt ist ihr Herr und die Stunde wird kommen, wo sie beide Waaren kaufen müssen, genau so wie sie das Ungarische 67er Elaborat mit den 48er Gesetzen kaufen gemußt.

Naiv! Die Galizische Resolution müßte durchgeführt

werden und doch kam Galizien rechtlos an Oesterreich und hat gar nichts zu resolviren! Nach diesem Präcedens aber dürfte die Böhmische Declaration noch immer ignorirt werden und doch hat Böhmen ein thatsächliches Landrecht, — zwar ein veraltetes, ständisch-zopfiges, unbrauchbares, längst nicht mehr ausgeübtes, aber immerhin ein Landrecht! Es ist wirklich merkwürdig! Mir scheint, ich habe noch nicht alles Merkwürdige, was Gott erschaffen hat, in den zoologischen Gärten gesehen!

Also mit anderen Worten und kurz und gut: unter lauter Protesten gegen den Föderalismus treibt ihr dem Föderalismus zu! Nach dem Galizischen Ausgleich ist der Böhmische gar nicht zu vermeiden und der zieht den Tyrolischen und Slovenischen nach sich. Und wenn ihr endlich ausgeglichen habt und der Föderalismus, im Princip perhorrescirt, in der Praxis — zu eurer eigenen komischen Verwunderung — die Verfassung Oesterreichs geworden, so werdet ihr eures gesicherten Vollparlamentchens, hochverehrte Deutsche Verfassungstreue (Verfassungstreue und Galizischer Ausgleich!), noch immer nicht froh werden, denn was hättet ihr nach dem Ausgleich anderes zu thun als — auszugleichen?! Das ist eine Arbeit, ihr Herren, die man in verfassungstreuen Subcomité's zwar anfangen aber nicht ganz so lustig und unbefangen beendigen kann! Was ging denn so eben zwischen Ungarn und Croatien vor? Haben sich diese Herrschaften vor fünf Jahren nicht bestens und schönstens ausgeglichen? Und hat es nicht wirklich und leibhaftig ganze vier Jahre gedauert um im fünften von Neuem anzufangen und immer wieder von Neuem? Der Galizische Ausgleich! Ein Ring der Seeschlange! Nun gebt aber acht, wie lang diese Seeschlange ist und wie viele Ringe sie noch schlagen wird. Ein ungemüthliches Thierchen! Wie leichtsinnig ihr's losgebunden habt in euren verfassungstreuen Subcomité's!

Nur Einer wollte es angebunden wissen, das war Baron Kellersperg. Als das Ministerium Kellersperg nicht

beliebt wurde, war das Schicksal Oesterreichs besiegelt. Das Ministerium Hohenwart begab sich nicht anders auf die Flucht, als indem es die zerstückten Glieder seines Princips hinter sich über die Länder ausstreute, und dort werdet ihr es jetzt von Land zu Land auflesen müssen.

Das ist der Unterschied zwischen Kellersperg und Adolph Auersperg, ein Unterschied, den ihr etwas leicht genommen habt. —

Es wäre der Mühe werth zu wissen, und die Neugierde plagt mich, wie Shakespear seinen König Lear wohl gedichtet hätte, wenn er so viele Töchter gehabt hätte als Oesterreich Provinzen hat! Der arme Mann wurde schon über zwei Töchter verrückt und die dritte hat man ihm aufgehängt!

Gute Cordelia, alte Deutsche Markgrafschaft Oestreich! Gott schütze deinen verfassungstreuen weißen Schwanenhals, wenn ein Dutzend Regan's und Goneril's autonom werden!

Glücklich, wer nicht Zuschauer dieser Tragödie zu sein braucht, noch glücklicher, wer darin keine Rolle zu spielen braucht! Was mich betrifft, so würde ich in diesem König Lear höchstens — den Narren zu spielen verlangen, vorausgesetzt, daß eine löbliche Direction meine schwache Kraft mit dieser schönen Characterrolle betraute!

Auf den Knien.

25. Februar 1872.

Wenn die französelnden Oesterreicher für ihre schlechte Sache schon gar nichts mehr zu sagen wußten, so sagten sie — und zwar die Liberalen, diejenigen, welche beinahe für Deutsch gelten wollten, hätte sie nur nicht die tiefsin-

nige Weisheit ihres Liberalismus daran verhindert: „Geben Sie Acht, wenn die Preußen siegen, so werden wir Alle in einem Jahre auf den Knien rutschen müssen.“ Ich hatte gut antworten: „Ein Siegervolk rutscht nicht so leicht auf den Knien“ — man wußte es ja, daß ich die Binde des Preußischen Amors trug und blind vor Deutscher Liebe war, der Liberalismus dagegen war hellsehend und scharfsichtig, und fürchtete sehr gesinnungstüchtig, auf den Knien zu rutschen, wenn die Preußen siegten, so daß er also doch auch zu dem Wunsche der Reptilien gravitirte, daß die Franzosen siegen möchten, dieselben Franzosen, welche von Gaëta bis Mentana vor den Jesuiten des Vatikans — seit zwanzig Jahren bereits auf den Knien rutschten! Wahrlich, das gab nun vollends ein zoologisches Unicum: das Reptil als feinfühliger Wetterfrosch des Liberalismus!

Nun, die Preußen haben gesiegt und das Jahr ist um. Und fast genau am Jahrestage der Capitulation von Paris, d. h. der Schlußsteinlegung aller Preußischen Siege — entläßt Preußen seinen Hoch- und Oberknierutscher Mühler; aber Bismarck, Luthers Fußtapfen findend — setzt vom 30. Januar an die Schlachtreden Wittenbergs fort. Den Luther's Arm, der die päpstliche Anmaßung stürzte, nicht mehr erreichen konnte, Ignaz Loyola, den angemaßten Vormund des Papstes und überpapsteten Papst, packt die Heldenfaust eines conservativen Preußischen Edelmanns an, eines Landjunkers — wie Cromwell! Und die die Siege seines Volkes fürchteten, die kernfaulen Pharisäer des Liberalismus, rutschen nicht nur nicht auf den Knien, sondern richten an jedem seiner Worte hoch ihre Nacken auf!

Ich muß das sagen, denn — sie stehlen mir das Wort vom Munde weg und sagen es selbst. Dieses Lügengeschlecht, dem die schamloseste Frechheit immer die liebste ist, erfrecht sich bereits das Lied anzustimmen: wie kurzsichtig waren doch diejenigen, welche von dem Siege Preußens eine clericale Reaction ꝛc. ꝛc. Siehe, ganz wie oben!

Und doch waren diese „Kurzsichtigen" sie selbst und ihre persönlichsten Personen. Ich könnte sie Mann für Mann nennen, die „liberalen" und „demokratischen" Abonnements-Pfaffen, die Verdummungs-Häuptlinge, die unfehlbaren Preß-Päpste und Corruptions-Equilibristen auf dem Galgen-Trapez, die vor einem Jahre aus feiger und dummer Angst vor dem gelben Fleck Deutschlands Sieg fürchteten und die heute „wonnegrunzelnd" nach Junker Bismarcks Reden hinhorchen, weil ihnen ihr „liberaler" Stremayr allerdings nichts zu erhorchen giebt.

Und was sollte Doctor Stremayr auch zu sagen haben in der Monarchie Ferdinands II.? Er hätte höchstens zu sagen, daß er nichts zu sagen hat; aber ich habe noch keinen Fisch gehört, welcher gesagt hätte: ich bin stumm! Die Naturgeschichte sagt es für ihn. Auch Doctor Stremayr läßt für seine Stummheit Oesterreichs Naturgeschichte reden, was von Pater Lamorain bis — Pater Stremayr, hätte ich bald gesagt, immer die Kirchengeschichte ist.

Und sie redet nicht undeutlich diese Geschichte; überhaupt redet Niemand undeutlich der gute Zähne hat, — so gute Zähne, wie sie die Kirche hat.

Da geht z. B. der Erzbischof von Olmütz ländlich sittlich hin und streicht aus dem Matrikelbuche zu Proßnitz und Neutitschein ungenirt Civilehen aus. Es ist, wie wenn mir Jemand aus meinem Zimmer Portraits und Büsten hinauswürfe, die ihm nicht gefallen. Das Matrikelbuch ist ein Möbel im Zimmer des Staats und nicht der Kirche. Natürlich weiß das der Erzbischof von Olmütz besser; er weiß es längst: der ganze Staat ist das Zimmer der Kirche! Ich höre ihn ordentlich, den braven Mann, der gewohnt ist, seinen Schritt und seine Ellbogen frei zu haben. Ei was, bleibt mir vom Leibe mit euern Giskraden und Stremayreien! Ich kenne in Oesterreich keinen anderen Befehlshaber als die Kirche! So war es,

seit Pater Lamorain, der den Wallenstein umbringen ließ, bis zum Staatsrath Braun, der den Protestanten Beust hinausgesandschaften ließ. So wars und so bleibts!

Und hat er nicht Recht? Recht hat der, dem man es giebt. Und Recht giebt ihm Hofrath Lemonier, der Polizeidirector von Wien, welcher eine Versammlung der Altkatholiken als „staatsgefährlich" verbietet. Staatsgefährlich! Pfaffengefährlich hätte er sagen müssen; aber mein Gott, das versteht sich ja ganz von selbst; der Pfaff ist der Staat und der Staat ist der Pfaff. Die altkatholische Kirche wird der Römisch-katholischen gefährlich, folglich wird sie auch dem Staate gefährlich, eine Folgerung, mit der wir hiermit zu unserem größten Vergnügen manifestirt haben wollen, daß wir noch immer eine Staatskirche, eine Römisch-katholische Staatskirche haben. So war's und so bleibts, — confessionelle Gesetze hin, confessionelle Gesetze her!

Die armen Schulgesetze, Ehegesetze, confessionellen Gesetze! Dieweil ihr Schäfer, Doctor Stremayr ein stummes Fischlein auf kühlem Grunde ist, stehen sie da, wie nackte zitternde Lämmlein, umflattert von den Rachen der Wölfe. Welcher Zahn wetzt sich nicht an ihnen! Denn die Wölfe müssen geschont werden, haben die liberalen Schäfer die Thronrede sagen lassen. „Die Schulgesetze werden mit Ernst aber mit Schonung durchgeführt werden." Natürlich bleibt von einem aufgelösten Accord die Auflösung im Ohre zurück; welches Ohr könnte sonst Musik überhaupt aushalten? Die Pfaffen haben nicht den „Ernst", sondern die Auflösung des Ernstes, die „Schonung" im Ohre behalten und das Pfaffenohr hört sehr gut. Man braucht ihm solche Dinge wahrlich nicht zweimal zu sagen!

Mit dieser „Schonung" im Ohre ist das winzigste Pfäfflein mitten in der Monarchie sein eigener Souverain, gleichsam eine zweibeinige Republik Monaco, welche so oft sie die Stiefel anzieht, auf jeder Straße des Kaiserthums

ihre Souverainetät mit an den Sohlen trägt. Und hat jener Großpfaffe des Kaisers sanctionirte Civilehe aus der Matrikel gestrichen, warum soll dieser Kleinpfaffe des Kaisers verstorbenem Unterthan, der ein Altkatholik ist, nicht das Begräbniß verweigern auf „seinem" Kirchhof, wie er sagt, nämlich auf dem Kirchhof der Gemeinde, nämlich auf einer Kataster-Nummer des Staates? Natürlich thut er es! Und hat der Polizeidirector der Haupt- und Residenzstadt Wien unter dem liberalen Ministerium Auersperg-Unger eine Altkatholiken-Versammlung verboten, warum soll der Bezirks-Hauptmann von Ried nicht verbieten, daß die dortigen Altkatholiken sechshundert Gulden für Adaptirung des Theaters zu Cultuszwecken sammeln? Natürlich thut er es auch! Aber wer verargt es dann jenem Meraner-Pfäfflein, der überhaupt nicht mehr glauben kann, daß die Oesterreicher Grundrechte hätten, auch nicht einmal das Grundrecht — Schlittschuh zu laufen! So schickt denn das Meeraner Pfäfflein Bauern hinaus und läßt die Eisbahn krümelklein in Stücke zerschlagen, denn — sagt das Meraner Pfäfflein — auch Frauen laufen Schlittschuhe und das giebt durch den Eisspiegel von unten herauf Reflexe, — Reflexe — die zwar kein Mensch noch gesehen hat, die aber die keusche Phantasie des ehelosen Heiligen sieht, der seines Gelübdes so voll ist, daß ihm der Gegenstand desselben unabläßig vor Augen schwebt!

Das sind die Leute, die bei uns *geschont* werden müssen! Zwar gegen den Erzbischof von Olmütz — berichteten vor drei Wochen die Zeitungen — hat der Staatsanwalt die Untersuchung eingeleitet und drei Wochen lang zitterte ich — daß der Erzbischof den armen Staatsanwalt tüchtig beim Kopf nehmen wird; aber es scheint, der hohe Kirchenfürst hat den vorwitzigen Mann für diesmal noch laufen lassen: wenigstens hörte man von keinem Unglücksfalle. Was so ein heldenmüthiger Staatsanwalt Untersuchungen einleitet, von denen drei Wochen lang Niemand nichts

weiß! Da sind wir schon glücklicher mit der Untersuchung, welche der Staatsanwalt gegen den Pater Gabriel in Linz, wie es scheint „mit Ernst aber mit Schonung" eingeleitet hat, denn man hat uns schon längst der Nachricht gewürdigt, daß jene sittlich-entrüstete Untersuchung — wieder eingestellt ist!

Er zieht den Degen aus der Scheide
Und denkt, was kann verwegner sein!
Besieht die Spitze und die Schneide,
Und — steckt ihn ruhig wieder ein.

Am tiefsten aber ist wohl der Brunnen, in welchen der Proceß Puches gefallen ist, der Stainzer-Proceß gegen den fanatisirten Mörder des liberalen Bürgermeisters Hangi. Ich gebe 10,000 Thaler Demjenigen, der mir beweist, daß er in sämmtlichen Oesterreichischen Blättern seit mehr als zwei Monaten nur die geringste Spur einer Notiz darüber gefunden! Pur und gediegen vergolden sollte man ein so klassisches Gebilde von Preßbureau und seine oberste Leitung! Es gehört aber auch eine so klassische Erscheinung dazu wie die liberale Oesterreichische Presse, die dem klassischen Preßbureau so klassisch aus der Hand frißt! Auf Einen Wink sind sie „Oranien der Schweigsame" Mann für Mann!

Aber im Geschäfte schauspielern sie freilich liberal, die armen Coujone; vor lauter Liberalismus haben sie sogar die Preußischen Siege gefürchtet, um nicht „auf den Knien zu rutschen." Aber — seinem Schicksale kann Niemand entgehen! Auf die Knie wirft man sich, wenn man mit dem Ohr auf dem Erdboden entfernte und wichtige Laute hören will. Und was thut denn der Oesterreichische Liberalismus anders als daß er seit dem 30. Januar aus der Norddeutschen Erde heraushorcht, mit athemloser Spannung herausborcht, wie er von dort her ein wenig regiert wird und wie ihn Zuaven, welche in Berlin und München einmarschirt wären, schwerlich regieren würden. So horcht denn, Schmarotzer! Nieder auf die Knie, nieder ihr Sünder!

Der Badeplatz der Dummheit.

31. März 1872.

Ich bin, ohne Ruhm zu melden, ein Freund des Nackten. Zwar nicht alles Nackten, wie mich z. B. die berühmte „nackte Wahrheit" kalt läßt. Nackte Wahrheit! Wer braucht denn die Wahrheit nackt? Das müßte schon eine ganze Blindenklinik sein, welche die Wahrheit nicht in jedem Kleid und jeder Verkleidung und Einkleidung zu erkennen vermöchte. Ich z. B. mache mich anheischig, die Wahrheit zu erkennen auf jedem Maskenball, in jedem Domino, unter russischen Zobelpelzen und wattirten Tricots; ich will sie erkennen aus Recensionen, Hirtenbriefen und Courszetteln; ich will sie aus diplomatischen Noten, Plaidoyers, Thronreden, päpstlichen Allocutionen und Correspondenzen des Pokrok; ich will sie von Victor Hugo, Barry du Barry, Grammont, Erckmann-Chatrian, von Jesuiten und Bebel-Liebknecht, kurz ich will sie entstellt, (oder höflicher zu sprechen) bekleidet von den renommirtesten Bekleidungskünstlern der Lüge, (oder höflicher zu sprechen) „ihrer subjectiven Ueberzeugung" zu jeder Stunde, an jedem Orte und in allen Gestalten erkennen; ich brauche nicht mehr Nacktes von ihr — als die Fläche ihres Augensterns. Bei Gott, wer die Wahrheit nicht an ihrem Blicke, nicht an einem einzigen Strahl ihres Auges erkennt, der lernt sie nimmermehr kennen.

Ganz anders steht die Partie mit der Dummheit. Nach der nackten Dummheit sollten die Menschen seufzen, nicht nach der nackten Wahrheit. Ihr gefährlichster Feind ist die Dummheit in der Einkleidung. Man ziehe der Dummheit ein Kleid an, und ganze Völker halten ein liberales Ministerium — für liberal. Unglaublich, aber Thatsache!

Nackte Wahrheit! Wie unverschämt! Aber so anspruchsvoll sind sie, die Optimisten. Als ob wir in einer Welt lebten, wo wir, mir nichts dir nichts, die Wahrheit nackt sehen könnten! Danken wir Gott, wenn es glückt, daß wir von Zeit zu Zeit wenigstens unsere Dummheit nackt erblicken. Im Grunde genügt es auch zum Fortschritt. In einer Welt, wo alle Offenbarungen der Weisheit als ein Rebus sprechen, von welchem es heißt: die Auflösung folgt in einer nächsten Nummer, d. h. in der nächsten Welt: in einer solchen Welt ist schon Alles gewonnen, was man mit Anstand verlangen kann, wenn der ewig verhüllten Weisheit gegenüber doch ab und zu die Dummheit sich nackt zeigen will.

Die Badeplätze der Dummheit belausche ich daher ganz mit jenem feinfühligen Enthusiasmus, womit die griechischen Bildhauer die Gymnasien, nämlich die Nacktplätze der Schönheit, besucht haben. Ich treibe meine Studien mit abwechselndem Glücke. Oft liegt der Badeplatz der Dummheit im versteckteſten Dickicht der Leitartikel oder der philosophischen Vorlesungen; oft wieder ist es ein Platz, so frei, so offen, so groß — sagen wir z. B. wie von der Küste des adriatischen Meeres bis an die Küste von Böhmen, (mit Shakespeare zu sprechen.) Am capriciösesten aber ist die Badesaison der Dummheit, da sie nämlich gar keine Saison hat. Oft passiren mitten im Hochsommer und in der officiellen Saison des Sonnenstichs und des Verrücktseins die gescheidteſten Dinge, — siehe die Juli-Revolution und die Tage von Wörth und Sedan, — oft wieder wirft die Dummheit in einem halbwegs milden Februar schon ihre Kleider vom Leibe, und zeigt sich nackt. So früh z. B. möchte die diesjährige Saison angefangen haben.

Im Februar war es ja, als wir eine Schrift lasen, eine schöne leserliche Schrift, worin geschrieben stand, daß Katholiken, welche das apostolische Symbolum, welche die Dreieinigkeit, welche den Fels St. Petri, den Statthalter

Christi, die Canones des tridentinischen Concils, ja sogar die unbefleckte Empfängniß glauben und geglaubt haben, — lieber nichts glauben sollten, um die Rechte von Confessionslosen zu haben, welche sie als stock- und altgläubige Katholiken nicht haben können!!

War das eine lichte, leuchtende — Nacktheit in meinem Sinne! Paris war nur ein Lump gegen mich, als er drei nackte Göttinen sah; die zwei Alten im Bade der Susanna haben gesehen, wofür ihnen Sand in die Augen gestreut wurde, der freilich noch unpulverisirt war, denn man steinigte sie. Unsere Augen aber wurden hell und klar, o wunderbar hell und klar, ein unaussprechliches Licht ging uns auf, als wir schauen durften, was unter allen dünneren und dichteren Deckmänteln die Natur ist, die blanke Haut der Natur, die sich, Gott sei Dank, in alle Ewigkeit nicht zu verläugnen vermag!

Und gleichzeitig in diesem milden, badegünstigen Februar war es auch, wo die böhmischen Hochpfaffen und Hochtories, welche „die Stütze der Dynastie" sein wollen, den Kossuth hoch leben ließen, — welcher die Dynastie abgesetzt hat! Endlich ist die Maske gefallen, — schrieben die Zeitungen, was ich schon seit sechs Jahren alle Wochen dreimal lese. Da müßten ja die Masken wie die Zwiebelhäute übereinanderliegen! Nein, mein lieber Zeitungsstyl, nicht die Maske ist gefallen, die schon anno Belcredi gefallen war, sondern das Hemd ist gefallen! Nackt, splitternackt sehen wir sie endlich, diese schöne böhmische Blondine, diese bis auf die Ferse decolletirte Fundamental-Loyalität! Wäre die Venus Anadyomene nicht an der Küste des jonischen Meeres emporgestiegen, wo fände sie ein besseres Material ihrer Geburt, als an der Shakespear'schen Küste von Böhmen? Schaum und nichts als Schaum! Und die schaumgeborene Dummheit Anadyomene zeigt sich so unwiderruflich nackt und bloß, daß selbst Diejenigen, welche sie noch bedecken möchten — mit den Wimpern ihrer Augen, nämlich

die Augen vor ihr zuschließen, diese Blöße sogar wider ihren Willen sehen müssen und nicht einmal absichtlich mehr blind sein können. Aber sagt' ich es nicht? so segensreich für den Fortschritt ist die nackte Dummheit! Gebt uns die Dummheit nackt, und es ist Alles gewonnen. Nur die nackte Dummheit kann uns retten. Die nackte Wahrheit wird doch nur wieder von den Wahrhaftigen verstanden und deren sind wenige. Aber die nackte Dummheit wird von Allen verstanden, denn dumm sind Alle. Da aber Alle zugleich auch eitel sind, so wollen sie doch der nackten Dummheit nicht gleichen, und daher die große Wohlthat der nackten Dummheit. — Ich bin mit meinem Syllogismus zu Ende.

So unschätzbar aber auch das Schauspiel der nackten Dummheit ist, so hat doch Alles seine Grenzen. Auch die Badeplätze der Dummheit sollten ihre Polizei haben, welche verordnet: Hier ist das Baden bei strenger Ahndung verboten. Z. B. die Ungarn in ihrem Tieflande, welches ein alter Meeresboden ist, haben freilich das natürlichste Recht von der Welt, durch die aufzogenen Redeschleußen ihrer Linken und äußersten Linken*) von Zeit zu Zeit ihren Boden unter Wasser zu setzen und das alte ewige Meer, die unveräußerliche Reminiscenz ihrer Landesnatur zur größeren Ehre Gottes, dessen Geist über den Wassern ist, herzustellen. Aber, meine Herren, — es wird zu tief, zu tief! Auf diesem Badeplatz ersäuft Alles, Ehre, Reputation, Parlamentarismus, Volk und Vaterland! Hier ist das Baden verboten, sollte Euch Eure Polizei vorschreiben, in Eurem eigenen dringendsten Interesse!

So badet die Dummheit an allen Küsten unsers weitgestreckten Binnenlandes, und eigentlich dürften wir gar nicht

*) Die Wahlreform sollte in diesen Tagen durch die Standal-Taktik des endlosen Mißbrauchs der Redefreiheit vereitelt werden.

im Singular sprechen, denn sie badet in ganzen Gruppen und in vielen Gestalten. Der richtigste Titel unsers Tableau's müßte heißen: „Die Dummheit mit ihren Nymphen badend.“ Es ist ein figurenreiches Tableau und überhaupt eine Composition im größten historischen Style!

Was sich der Kahlschlag erzählt,

oder:

Baum-Cultus und Ich-Cultus.

7. April 1872 (confiscirt)

Wenn sonst unsre Frühlinge nur höhere Potenzen des Winters sind, so ist der heurige wenigstens veränderlich, und mit den winterlichen Tagen wechseln wirkliche Frühlingstage. Ein solcher lockte mich hinaus in die Wälder, oder richtiger zu sprechen — hinaus in die Kahlschläge!

Ich habe die Kahlschläge wie einen Tempel des Herrn durchwandelt. Ich war heiter und zufrieden; denn das ist man immer, wenn man fühlt, daß man gut und gerecht ist. Und ich war gut und gerecht. In unsern aufgeregten und leidenschaftlichen Zeiten bewahre ich mir allein noch eine versöhnliche und wohlwollende Stimmung, und darum hat auch der Kahlschlag so milde zu mir gesprochen, wie Einer, der nicht nur ein gutes Gewissen, sondern noch mehr, nämlich gar kein Gewissen hat.

Ich habe nicht gejammert wie Jeremias, ich habe nicht geflucht wie der Papst, ich habe den Kahlschlag verstanden! Ich überlegte mir Folgendes:

So lange das Meer um die Erde fluthet, gab es auch Räuber auf dem Meere, Seeräuber. Die Seeräuber von Kleinasien haben die vereinigte römisch-griechische Welt in

Schach gehalten; die Normanen, welche Seeräuber waren, haben in der Normandie und auf Sicilien glänzende Reiche, in England aber ein dauerndes Reich und die erlauchtesten Adelsgeschlechter gegründet. Die sogenannten Raubstaaten des nördlichen Afrika's, Tunis, Algier, Tripolis, Fez und Marokko hatten Jahrhunderte lang ein anerkanntes staatsrechtliches Dasein, fast bis in unsere Tage hinein. Kein Zweifel also: Seeräuberei hat einen Rechtsboden!

Nun frage ich aber: wie soll der arme Seeräuber zu seinem Rechte kommen, wenn in seiner Nähe zufällig keine See liegt, sondern etwa blos — Staatsforste? Natürlich mit Anpassung an dieses Verhältniß. Der eine Seeräuber wird sich also Holzhändler nennen und Staatsholzlieferungs-Verträge abschließen; andere Seeräuber werden sich Finanzbeamte nennen und diese Verträge ihm bewilligen; wieder andere Seeräuber werden sich Forstbeamte nennen und dem Handel der vorbemeldeten Collegen jeden wünschenswerthen Vorschub leisten. So wird sich die Arbeit vertheilen, technisch, ordnungmäßig, ganz als ob das Piratenschiff in See wäre. Allhand an Bord! Welcher Moralist hätte da das Recht, die Fahne der Rebellion zu erheben, und er, ein Mann allein, sämmtlichen Seeräubern auf ihrem eigenen wohlbemannten Schnellsegler so unbarmherzig „einzuheizen," als ob er alles von ihnen gestohlene Holz dazu verwendet hätte? Ich finde den Moralisten im Unrechte.

Aber — ein Narr macht zehn andere und so kann ein Moralist wohl auch zwölf Moralisten machen, kann es sogar in Fez und Marokko! Der Kahlschlag erzählte mir's als vollkommen authentisch. Ein Moralist — erzählte er mir — hatte seinen moralischen Spleen mit einer so heftigen Ansteckungskraft zu verbreiten gewußt, daß der Landesausschuß von Fez und Marokko selbst — lächerlich zu sagen — auf eine Untersuchung der Seeräuberei drang! Natürlich „mangelte der Thatbestand;" denn wozu hätten die

Seeräuber einem anderen Seeräuber, einem verschuldeten Richter aus einer obscuren Bauernstadt — die Hand gedrückt? Leider that der Richter zu viel des Guten; denn er begnügte sich nicht blos mit dem „mangelnden Thatbestand," sondern klagte nun seinerseits die Ankläger an, indem er in der Motivirung des Urtheils die Informatoren, Beweisquellen und Zeugen des Moralisten einer einseitigen, falschen und befangenen Auffassung beschuldigte. Auf diese Art wurde das Urtheil das Alles selbst, und der Moralist hatte Kühnheit genug, auch das wieder zu sagen. Aber ein richterliches Urtheil ist noch kitzlicher als die Mali, die ich bisher für das kitzlichste Wesen meiner Bekanntschaft gehalten, Das Urtheil ging klagen wegen Verletzung der richterlichen Würde, und jetzt hätte es dem Moralisten schlecht gehen können, wenn nicht — ein Moralist zwölf andere Moralisten machte. Die zwölf Moralisten auf der Geschwornenbank haben den dreizehnten Moralisten auf der Anklagebank einstimmig freigesprochen!!

Wenn das in Fez und Marokko geschieht, wer ist seines Raubes noch sicher? Ich wüßte nicht, was ich thäte, wenn ich Seeräuber wäre! Wahrscheinlich griffe ich in Ermanglung der Staatshilfe zur Selbsthilfe und entledigte mich des Moralisten durch einen gemüthlichen Meuchelmord. Und wenn der Bandit, welchen ich dingen wollte, weniger Artigkeit hätte als Nestroy, („befehlen Sie einen Mord?") sondern selbst wieder ein Moralist wäre, — bereits der vierzehnte in Fez und Marokko! — nun, dann wüßte ich erst recht nicht, was ich thäte. Allenfalls vergiftete ich den Hofhund des Moralisten und entwendete ihm den Hausthorschlüssel, zum Zeichen, daß ich mir meine weiteren „amtlichen Schritte" noch vorbehielte.

Das Alles ist gut, aber es ist noch nicht das Beste. Freilich muß dem Seeräuber in Ermanglung seines natürlichen Elementes auch ein gewisses Landrecht zugestanden werden; wenigstens so viel, als er zum Leben und Rauben

braucht: das erfordert die Billigkeit. Sein Anſpruch aber ſcheint mir noch tiefer und ſittlicher zu liegen. Es iſt hier von nichts Geringerem als zwei verſchiedenen Religionsſyſtemen die Rede, und der Seeräuber vertritt die beſſere und höhere Religion.

Der Moraliſt, der muffig unter ſeinen Bäumen hockt, die er gegen ein friſches, fröhliches Ausrotten wie ein Drache bewacht, iſt offenbar nichts als ein verſpäteter heidniſcher Prieſter, der noch die Religion des Baum-Cultus bekennt, alſo eine Art Druide im „heiligen Hain.“ Nun ſoll nicht geläugnet werden, daß der Baum-Cultus eine gemüthliche und phantaſievolle Religion war, die als Erinnerung und für die Poeten einen gewiſſen Werth beſitzt wenngleich nicht den hohen Werth, den das Baumſchlagen für die practiſche Gegenwart und ihre Holzhändler beſitzt. Denn das muß Menſchen und Chriſten vor Allem außer Frage ſtehen: mehr als alle Bäume der Welt gilt ein einziger Menſch! Höher als der Baum-Cultus, ſteht daher der Cultus, als deſſen Gegenſtand der Menſch ſich ſelbſt zu fühlen berechtigt iſt, der Ich-Cultus.

Nicht der Hain iſt heilig, wie der Druide meint, ſondern der Menſch iſt heilig, wie der Holzhändler und ſeine Finanz- und Forſtbeamten meinen. Wenn daher der heilige Hain mit dem heiligen Menſchen, der Baum-Cultus mit dem Ich-Cultus in Conflict geräth, ſo iſt das Recht auf Seite des Menſchen.

Und dieſer Conflict iſt da. Beide ſind natürliche Widerſprüche, ſchließen einander aus und hindern einander. Je mehr Bäume, deſto mehr Wildniß und wilde Thiere, deſto mehr Rohheit, Barbarei, Urzuſtand, deſto weniger Cultur, Equipagen, Maitreſſen und Opernlogen. Umgekehrt aber, je mehr Wälder geſtohlen werden, deſto reicher wird der Menſch, und Reichthum iſt noch von allen national-ökonomiſchen und ethnographiſchen Wiſſenſchaften als der Weg zur Bildung, Veredlung und Verfeinerung betrachtet worden.

Heiliger als der heilige Hain des Druiden ist das Recht des Ich-Cultus, die Haine in Geld zu verwandeln und als Geld in die Tasche zu stecken; denn wie gemein auch das Geld verpraßt, verschlemmt und verhu— ndet werde; nach den gröbsten Genüssen folgen unfehlbar die feinern und müssen folgen, weil die Sinne sich abstumpfen, ja absterben, wogegen die Seele unsterblich ist und noch lange zu leben hat, wenn der Leib längst schon gehenkt ist.

Die Woche.

5. Mai 1872.

In dieser Woche konnte man nichts Vernünftiges denken, als die Woche selbst. Welch' ein Carussel von Ereignissen!

Bischof Feßler, eine Seele der Ultramontanen, geht in die Ewigkeit und Hans Kudlich, eine Seele der Democratie, kommt aus dem besseren „Jenseits" nämlich aus Amerika in unser österreichisches Jammerthal, pardon, ich wollte sagen: österreichisches Donauthal wieder zurück.

Die schlauen Ultramontanen! Sie gewinnen uns doch überall den Vorsprung ab. Bischof Feßler kann nun die gute ultramontane Sache persönlich im Himmel betreiben, und seinen Einfluß am Throne Gottes zu unserem größten Nachtheile geltend machen. Wie mag es den armen Altkatholiken ergehen, wenn die Unfehlbarkeit einen solchen Vertreter an maßgebendster Stelle besitzt! Eine ganze Ewigkeit lang besitzt er jetzt das Ohr Dessen, nach dem wir unsere heilige Kirche nennen, und er wird es Ihm schon beweisen, daß Sein Statthalter, der sich Seine Souveränetät angemaßt hat, ein getreuer Statthalter ist und kein Usurpator, wie man es z. B. beim Vicekönig von Egypten oder in

jedem anderen indischen Reiche nennen würde. Daß es im Reiche Christi loyale Politik war, wie sich an die Stelle des Dornengekrönten der Pantoffelgeküßte setzte, und selbst Gott wurde, und dem Ersteren die verantwortliche Last der Souverainität abnahm und Ihn zu Seiner größeren Ehre mit Conciliums-Majorität in den wohlverdienten Ruhestand eines depossedirten göttlichen Privatlebens versetzte: das Alles kann der rührige St. Pöltener Bischof durch seinen glücklichen Schachzug, womit er hinter den Coulissen unserer parlamentarischen Aera sich direct in den Himmel verfügte, um an Ort und Stelle persönlich zu wirken, — das Alles kann er jetzt mit seinem großen Talent und in der gedecktesten und unanfechtbarsten Stellung von der Welt nach Herzenslust fremanern, falls es gegen einen solchen Kampfbahn unser Herr Jesus Christus nicht etwa vorzöge, — sich für confessionslos zu erklären.

Aber was kann der arme Triumphator Hans Kudlich — und was konnte er? Er konnte die Bauern von den Junkern befreien; aber als Wien nun selbst von dem Hochjunker Windischgrätz befreit sein wollte, — flüchten oder sich hängen lassen! Die Bauern *hatten* „ihre Sache", nämlich die Befreiung von der Robot, und die Bauern-Befreier, die Revolution, die Intelligenz, die Köpfe des Reiches hatten auch ihre Sache, nämlich den Strick und die Kugel. So haben bäuerlicher Egoismus und städtische Intelligenz sich in die Wohlthaten der Revolution getheilt. Gute Wiener-Revolution, naivste aller naiven Liebhaberinnen! Gurli liebt die Freiheit; Gurli will sich hängen lassen! Das hat die Heldenmutter, die französische 89ger Revolution, doch besser gespielt.

Auch sie befreite die Bauern; aber sie bettelte hierauf nicht bei den Bauern um „Zuzüge", sondern packte sie mit den eisernen Klammern ihrer Jacobiner Zweig-Clubs und verwandelte das ganze französische Volk von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, in eine große millionenköpfige Revo-

lutionsarmee! Man war doch selbst dabei, aber kaum begreift man heute mehr die unglaubliche Naivetät unserer Pinzgauer Revolution. Der Souverän des Reiches flüchtet, und — er flüchtet in die Städte des Reiches selbst! Als der arme Ludwig XVI. flüchtete, fand er noch am äußersten Saume des französischen Bodens sein Varennes; Ferdinand der Gütige konnte ganz gemüthlich nach Innsbruck und Olmütz, vor der österreichischen Revolution — auf österreichischen Boden flüchten! Wahrlich, diese Revolution hat nicht das Pulver erfunden — zu dem sie begnadigt wurde.

Ich habe mich übrigens immer gewundert, daß Ferdinand der Gütige . . . doch nein! in jenen bedrängten, von tausend Eindrücken zerrissenen Tagen konnte ein einzelner Mann nicht an Alles denken. Aber verwunderlich ist es, daß auch in der ganzen Umgebung des Gütigen nicht eine einzige Person sich befand, welche den Gütigen darauf aufmerksam machte, daß man, wenn man eine Kaiserkrone abtritt, manche Bedingung machen kann, und daß es eine der schönsten gewesen wäre: es soll nach mir kein politisches Todesurtheil vollstreckt werden! Gar kein Zweifel, daß Ferdinand der Gütige auf diesen Gedanken eingegangen wäre, ja daß auch sein Nachfolger ihn mit Freuden adoptirt hätte, nur müßte erst der humane Mann oder das weichherzige Weib da gewesen sein, welchem der gute Gedanke einfiel. Aber er fiel Niemandem ein. Traurig für die Menschen, welche sich rühmen „durch die Geburt dem Throne näher zu stehen", und welche auf all ihren Betpulten in der Umgebung Ferdinand des Gütigen diesen guten Gedanken nicht fanden!

Vorüber, Schatten der Vergangenheit! Heller als je funkelt in diesen Tagen der glücklichen Gegenwart die Sonne des österreichischen Ruhms über die Weiten der Erde; denn siehe da, China behandelt uns fast auf dem Fuße der Gleichheit! Es ist, als ob das Gold sich herbeiließe, das echte Talmi-Gold seinen Bruder zu nennen. Ich war diese ganze Woche her trunken von Nationalstolz über die Veröffent-

lichung des österreich-chinesischen Staatsvertrages in der Wiener Zeitung. Ein Reich, welches in der Staatsweisheit so hoch steht, daß es das aufgeklärteste Verständniß über die nothwendige Wechselwirkung — zwischen Staatsbeamten und Bambusrohren besitzt, dieses unvergleichliche Reich will uns gastlicher als sonst seine Pforten und damit die Aussicht eröffnen, daß auch uns von den Quellen seiner Weisheit, die es vor allen Ländern der Erde wie ein beneidenswerthes Monopol ausübte, hinfüro gute, köstliche Tröpflein zufließen können.

O was wäre denn so Großes und Wichtiges an all dieser filzigen Handelspolitik und ihrem Kram und Trödel und Waarenaustausch, wenn es nicht zum Austausch der segensreichsten politischen Institutionen führen könnte? Dreimal gesegnet sei die österreichisch-chinesische Krambruderschaft, wenn China dem österreichischen Talmi-China seine Bambusrohre mit ihrer Anwendung auf Staatsbeamte mitzutheilen weiß! Denk ich an unsere vielen Minister und an die ausgezeichnete Brauchbarkeit der chinesischen Bambusrohre, so fallen Thränen der Sehnsucht in meinen Bart, welche nur Gott zählt!

Von der Eröffnung der Straßburger Universität, diesem großen Ereigniß der ereignißreichen Woche, sage ich nichts; ich wollte sogar, ich könnte als Oesterreicher vergessen, was ein Anderer gesagt hat. Bei der Wegnahme Straßburgs durch Ludwig XIV. stampfte der Erzbischof von Mainz auf den Boden, und rief erzürnt aus: „Das Haus Oesterreich ist fürder nicht mehr im Stande, das Reich zu schützen; man muß sich einen andern Kaiser suchen!“ War denn der Mann von Bismarck erkauft?

Wenn's auf den Lärm ankommt, so behält der ärgste Schreier zuletzt Recht, und so wäre denn der Matador dieser Woche der Vesuv, auch „Strafgericht Gottes“ genannt. Ich bin nur froh, daß der ultramontane Gott nicht am Landesgericht für Strafsachen angestellt ist, denn er könnte

sich eine ernste Disciplinar-Untersuchung für eine Straferei zuziehen, welche einen Schuldigen in Rom treffen soll, und Unschuldige bei Neapel trifft. Fast scheint auch im ultramontanen Himmel das irdische Sprichwort zu gelten: den Sack schlägt man und den Esel meint man. Bliebe also nur noch die Frage übrig, wenn der Vesuv ein Strafgericht Gottes an Kirchenräubern ist, was der ältere Plinius dem Papste gestohlen hat?

Uebrigens begreife ich dieses leidenschaftliche Feuerspeien des Vesuvs nicht. Was hat er nur gegen die gute, schöne Stadt Neapel? Sieht er denn in den Straßen Neapels — Gründer herumgehen? Oder sieht er etwa die Compagnie Deimel-Kurz-Tschuppik-Hirschl in Torre del Greco lustwandeln? Ein sonderbarer Schwärmer, dieser Vesuv! Wenn es noch der Kahlenberg wäre, so wüßte man doch warum er speit und auf was er speit!

Wie sich verschiedene Leute verschieden verwundern!

12. Mai 1872.

Der Staatsanwalt Yamezan konnte sich gar nicht genug verwundern, daß der „Correspondent" gegen seine Confiscation Einspruch erhoben, da doch in einem Staate, der so nahe an die Türkei grenzt, dergleichen Strangulirungen — wie er zu meinen scheint — schweigend und ersterbend hinzunehmen seien; ganz entgegengesetzt aber verwunderte sich wieder mein Freund, der Engländer Wilson, welchen die Fuchsjagd und der Forellenfang in unsern Bergen sich naturalisiren ließ, und welcher nebst Füchsen und Forellen meine Feuilletons (ohne Ruhm zu melden!) schon längst für

seinen dritten Sport erklärt, der ihm sein freies England ersetzen könne.

Als ich ihm mein confiscirtes Feuilleton brachte, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und wieherte lachend: Welcher Spaßvogel war es doch, der Euerem Oesterreich den Spitznamen eines Rechtsstaates aufgebracht hat? Verdammte Narren, die Ihr seid und bleibt in alle Ewigkeit! Woher nehmt Ihr nur die Zeit, um solche Bagatelles zu durchschnüffeln und wer Teufel schenkt Euch das Geld, um die Müßiggänger zu bezahlen, welche schnobbern und schnüffeln? Wir in England lassen dreitausend Mal im Jahre drucken: Ihrer Majestät allen schuldigen Respect, aber Ihrer Majestät Minister sind die ärgsten Schufte, die je gehängt worden sind! Ihr aber mepst Euch und Andere zum Sterben mit Eurer langweiligen: „Schmähung, Verleumdung, Aufreizung zu Haß und Verachtung" und all diesen hysterischen Tifteleien, gut genug für Podagristen und alte Jungfern! Hat denn Euer Pickwickier-Club, den Ihr Parlament nennt noch immer nicht Zeit gefunden, diesen verdammten alten Krempel, (es regnete nur so die englischen „damn'd") aus Euern Gesetzbüchern herauszureißen und sich die trüber Fenster damit zu putzen?

Lieber Wilson Esquire, antwortete ich, Du verstehst zwar Deine Füchse und Forellen, aber laß mir mein gutes Oesterreich aus dem Spaß. Das verstehst Du entschieden nicht. Deiner englischen Preßfreiheit geben wir Oesterreicher wenigstens noch ein Doublé vor, wovon Dich jede böhmische Zeitung überzeugen kann, wenn der böhmische Wind weht, und jede clericale, wenn der römische Wind weht, welcher beständig weht, wie die Passate am Aequator. Ha, das ist mir was Rechtes, wenn Eure Minister das Wort dulden: Ihrer Majestät Minister müssen gehängt werden. Dulden! Bestellen müssen sie's! Wenn unsre böhmischen Zeitungen von „k. k. Lumpen" schrieben, so haben wir k. k. Minister gesehen, welche sich vergnügt die Hände

dazu rieben und nach Prag verständnißinnig hinüber flüsterten: „Nur fort in diesem Tone!“ Wenn wir Gesetze geben, (z. B. liberale) so haben wir Minister gesehen, welche sehnsüchtig nach den Leuten ausschauten, die die Gesetze verachten und verhöhnen wollen, und wenn die Verachtung und der Hohn da war, dieselben sorgfältig registrirt wissen wollten, was sie z. B. eine Enquête über die Schulgesetze nannten. Glaube mir, Sohn Albions, unsere „Aufreizung zu Haß und Verachtung“ ist gar nicht so böse gemeint und läuft genau genommen eigentlich bloß auf ein bischen Concurrenz und Brodneid hinaus, da wir beständig Behörden haben, welche dieses Geschäft viel schwungvoller betreiben, — zumal in Bohemien, Slovenien, Tyrolien, Boccheſien, jenen großen Vorathkammern der Natur, wo wir unsere Belagerungs-Parks, unsere Windischgrätze und Hohenwarte gegen das „bischen Wiener Intelligenz“ zu allen Zeiten gefunden haben, finden und finden werden.

Da riß meinem Engländer die Geduld und grimmig brach er los: Aber welcher verdammte Narr will dann noch Staatsanwalt in diesem verdammten confusen Staate sein?!

Die Sache ist lustiger als Du glaubst, lieber Esquire, antwortete ich. Da sieh z. B. unsern eigenen Staatsanwalt an, unsern jungen Freund Lamezan. Was thut er? Mitten in einem Pladoyer auf Verleumdung und Schmähung — verleumdet und schmäht er selbst und nennt unsere Wochenschrift „ein obscures Blatt, daß sich Reclame machen will.“ Ist das nicht hübsch? Glaubst Du, ich nehme Deine beste englische Grafschaft für diesen guten österreichischen Spaß? Aber ich weiß, woran Du laborirst. In Deinem verdammten englischen Schädel steckt nun einmal, hart wie ein Propf, der starre Begriff der Gesetzlichkeit und der verdirbt Dir jede freie Aussicht auf die schöne österreichische Gotteswelt. Wir Oesterreicher aber sind nicht Gesetzes-Maschinen, sondern muntere Naturkinder.

Und wenn wir leider Gottes das langweilige Stück „Gesetz", wie andere Nationen, doch auch aufführen müssen, so fallen wir Alle miteinander aus der Rolle und der Staatsanwalt mit. Schimpfen ist nun einmal unsere Natur und die Natur macht keinen Unterschied zwischen einem Feuilletonisten und einem Staatsanwalt und ein Staatsanwalt ist doch ein Mensch, so zu sagen. Er klagt eine Zeitung an, weil sie einen Richter geschmäht hat und — schmäht in demselben Athemzuge die Zeitung! Bist Du Engländer? Wo bleibt Dein englischer Humor? Wo bleibt Dein starker englischer Naturfinn? Solche Naturlaute sind aufrichtiger als alle Fiktionen und Heucheleien vom Rechtsstaate. Und was ist erfrischender, wenn schon das Recht faul ist, als ein frischer Luftstrom aus dem Reiche der Aufrichtigkeit! Ha, Dein Carlyle, der alte hanbuchene Hune, schreibt die Hälfte seiner himmlischen Schriften mit dem einzigen Worte Aufrichtigkeit. Je verworrener unsere trostlosen Mestizzen- und Mischlings-Verhältnisse sind, deste wohler thut uns durch all unsere verlogenen Gesetzes-Kleister immer wieder der große Durchbruch der Natur: die Aufrichtigkeit. Ah, wie wohl wäre mir, wenn so aufrichtig, wie Freund Lamezan, endlich Alles und Jedes in Oesterreich würde! Es wäre der schönste Tag meines Lebens, an welchem z. B. die k. k. priv. „Wiener Zeitung" Concurrenzen ausschriebe für einen

Ministerialrath:
Ober-Finanzrath:
Forstmeister,

und dann aufrichtig genug wäre, zu sagen:

„Bewerber, welche ein paar Jahre in Stein oder Suben*) practicirt haben, erhalten Vorzug."

*) Die beiden Strafanstalten für Niederösterreich.

Dieb-sein, währt am längsten.

16. Juni 1872.

Zwischen Fez und Marokko, meinen Lieblings-Residenzen, wechsle ich gerne meinen Aufenthalt und verbleibe oft jahrelang bald in der einen, bald in der andern dieser lieblichen Schwesterstädte, welche beide meinem Herzen gleich theuer sind.

Eines Tags flanirte ich vor den Thoren von Fez an den Ufern des Sebu und sah dem Fischreiher zu, welcher sich mit Eleganz eine Karausche aus dem Wasserspiegel stahl und freute mich des talentvollen Raubbürgers von Fez, und pries die göttliche Einrichtung des allgemeinen Schnipfens im Universum.

Da sah ich meinen Freund Sidi-Blen unter einer Terebinthe sitzen und kalt rauchen. Der Turban hing ihm schief, seine schlotterige Leibbinde wogte in Seufzern auf und ab, und die kalte Pfeife sagte das Uebrige. Sidi-Blen hatte Kummer. Ich nenne ihn aber meinen Freund, obwohl ich ihn nur vom Sehen her im Café del Greco kannte, wo mir sein geierartiges Spitzbuben-Gesicht ungemein wohl gefiel und die Art, wie er den kleinen Franzosen mit Domino-Steinen aus seinem weiten Aermel beim Spiele betrog, ihm mein ganzes Herz gewonnen hatte. Aus kleinen Zügen lernt man den Menschen oft schätzen.

Salem aleikum! grüßte ich den Einsiedler unter der Terebinthe.

Aleikum salem! antwortete sein schöner Baß.

Was trauerst Du da, Sidi-Blen? fing ich das Gespräch an.

Ich bin in Sorgen, edelmüthiger Franke. Ich habe vierzehn Kinder und drei Weiber zu ernähren, und komme nicht recht vorwärts in meinem Amte. Im Gegentheile,

ich kann es ſogar verlieren. Der Paſcha will Erſparungen einführen und allgemein nennt man mich als Einen der Erſten, welche ihr Amt verlieren können. Wie unſicher iſt Herrendienſt! Wie wenig Beſtand haben die irdiſchen Dinge!

Eins währt am längſten! ſagte ich.

Was meinſt Du? fragte Sidi-Blen.

Das Stehlen des Fiſchgeiers, der ſich ſoeben ſeine zweite Karauſche holt. Mir ſcheint, er hat auch vierzehn Kinder und drei Weiber in ſeinem Harem.

Du ſpotteſt meiner Noth, lächelte der Andere trüb.

Da ſei Gott vor! Sprechen wir wieder von Deiner Noth. Was iſt Dein Amt, Sidi-Blen?

Ich verwalte die Wälder des Paſcha's, welche Du hier gegen Abend die Berge mit ihren Wipfeln bedecken ſiehſt.

Schön. Und warum ſollteſt Du Einer der Erſten ſein, welche ſpringen müßen, wie wir in Frankiſtan ſagen? Weißt Du kein Mittel Dich beliebt zu machen und zu befeſtigen?

Wie ſollte ich? Oder weißt Du eines! Ihr Franken habt Weisheit und Wiſſenſchaft, kannſt Du mir Künſte nennen, die Wälder des Paſcha's zu verbeſſern und zu verſchönern?

Chamer aller Chamorim! rief ich, erſchrocken, daß die Natur in dem ſchönſten Spitzbubengeſicht ſich ſo einfältig vergriffen. Verbeſſern und Verſchönern! Niederſchlagen mußt Du die Wälder, devaſtiren, ausrotten, und das Geld in Deine Taſche ſtecken.

Das Spitzbubengeſicht Sidi-Blen's verklärte ein Lächeln, daß ich wieder anfing, an ihm zu glauben. Aber die Wälder ſind eine öffentliche Sache, ſagte er nach einer Weile kopfſchüttelnd; Gott der Herr hat ſie ins Licht der Sonne gepflanzt. Kann mein Raub verborgen bleiben?

Verborgen bleiben! Lärm ſoll er machen durch

ganz Fez und Marokko! Ich selbst will Lärm schlagen und Dich vor allem Volke laut und unablässig einen Dieb nennen!

Und das soll meine Stellung befestigen? Ich will Dich zu einer Negritta führen, welche gute Zauberſprüche gegen den Sonnenſtich kennt.

Du hältſt mich für verrückt, wie ich höre. Ich aber will Dich nicht zu einer Negritta führen, ſondern zu Reb Mauſche, dem kleinen buckligen Juden im Bazar, bei dem ich mein Geld ſtehen habe.

Ich kenne ihn wohl. Er nimmt mir immer die Napoleons, wenn ich ſie beſchnitten habe, unbeſehen für vollwichtig. Er iſt ein Chamer.

Und eben deßhalb ein ehrlicher Mann, bei dem mir in ganz Fez und Marokko mein Geld am ſicherſten ſteht.

Aber was ſollen wir bei Reb Mauſche?

Vor einem Notar und drei Zeugen bürge ich Dir mit meinem ganzen Vermögen, das er Dir ausweiſen wird; es ſind 100,000 Beutel. Von da führe ich Dich zu meinem Conſul, der Dir, wenn Du meinen Rath befolgſt, ſeinen Schutz zuſichern wird, daß Dir an Leib und Leben kein Haar gekrümmt werden kann.

Mächtig ſeid ihr; ich weiß. Euch Franken gehört die Welt!

Biſt Du alſo zufrieden mit dieſen Sicherheiten?

Aber noch begreife ich nicht ...

Du ſagſt es ſelbſt: mächtig ſind wir Franken, und unſere größte Macht ſind unſere Zeitungen. Es wird Dir nicht unbekannt ſein, daß ich in Fez und Marokko eine gewaltige Hand bei den Zeitungen habe.

Wir Beamten ſchimpfen oft genug über ſie. Gott in ſeiner Weisheit wird wiſſen, wozu dieſe unnützen Dinge in ſeiner Welt ſind. Wir thun regelmäßig das Gegentheil von dem was Eure Zeitungen wollen.

Siehst Du wohl! Wenn ich nun das Gegentheil meines eigenen Willens in den Zeitungen verlange, so — thut Ihr mir meinen Willen!

Da fuhr ein großes, breites Lächeln über das schöne Spitzbubengesicht Sidi-Blens, welcher endlich sich selber gefunden. Er stand auf, um mir zu folgen, that einen großen erleichterten Athemzug in seine kalte Pfeife und sagte: Hast Du Tabak?

Aus den Wassern des Sebu aber stahl der Fischgeier seine dritte Karausche! —

Mein Herz rief mich hierauf nach Marokko, aber als mich mein Herz wieder nach Fez rief, sah ich die sonst grünen Berge des Westens ihrer Walddecke beraubt und im Café del Greco munkelte die Gesellschaft: Sidi-Blen und seine Bande stiehlt, was Gott verboten hat.

Ich nickte verständnißinnig. Laut aber sagte ich: Habt Ihr Beweise?

Da kamen die angesehensten Männer der Stadt und des Landes und gaben mir solche Zeugnisse an, daß ich selbst erstaunt war, mit welch genialer Unverschämtheit mein Schüler sein Wesen trieb.

Ich aber warf mich ins Feuer und rief: Ihr Männer des Landes, seid getrost! Ich will in Fez und Marokko der Wahrheit einen Rächer erwecken und Eure Staatsdiebe dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zur wohlverdienten Züchtigung ausliefern!

Hierauf fing ich in den gelesensten Zeitungen von Fez und Marokko an, meine Anklagen zu erheben, meine Zeugnisse vorzulegen, nannte den großen Dieb Sidi-Blen und all seine Helfershelfer mit Namen, nannte sie laut und öffentlich Diebe, bewies ihnen daß sie Diebe seien, forderte laut und öffentlich auf, mich zu verklagen, wenn sie es nicht wären, und verlangte vom Staate ihren Proceß und ihre Verurtheilung, wenn sie es auf sich sitzen ließen.

Und sie ließen es auf sich sitzen.

Und ich schrieb und schrieb. Und ich schrieb bis ins dritte Jahr, schrieb lauter Wahrheit, lauter erhärtete Thatsachen und der Boden von Fez und Marokko war klafterhoch bedeckt mit Larven, die ich den Dieben heruntergerissen.

Da saß ich eines Morgens im dritten Jahre und schrieb so eben den dreihundert sechs und neunzigsten Artikel gegen die Diebereien des Sidi-Blen, als die Thüre sich aufthat und der Postbote mir einen Brief von Sidi-Blen übergab. Der Brief lautete:

„Gott ist Gott und Cartouche ist sein Prophet! Dem Stern aus Frankistan, dem Schwan der Weisheit, dem Gebietiger des Scharfsinns, dem Erfinder der Rathschläge, dem großen, edlen, unübertrefflichen Feridun. (So lesen wir Deinen Namen Ferdinand in unserer persischen Hofsprache.)

Wohlthäter meines Lebens, Retter meines Blutes, Balsam meiner Gesundheit, mein Augenstern, meine Sonne, mein Mond, mein Wasserquell und mein Fruchtgarten! Wie tief kennst du die Menschen, erhabener Feridun! In welchen Schulen mußt du gelernt haben! Mit Furcht fing ich zu stehlen an und mit Furcht erfüllten mich Deine ersten Artikel. Du triebst mich und die Meinigen mit Deinen Beweisen unsrer Unredlichkeit dergestalt in die Enge, daß mir aller Spaß verging, der fürchterlichste Ernst vor den Augen schwebte, und jeden Morgen, so oft ich mein Amtszimmer betrat, mir nichts sichrer schien, als die seidene Schnur auf meinem Schreibtisch. Aber es kam Alles, wie Du's vorausgesagt hast.

Kaum sahen mich meine Mitbeamten so heftig verfolgt, so sagte der ganze Beamtenstaat: Justament nöt! Es ist dies ein altes mystisches Wort unserer heiligen Sprache, oder vielmehr jener Ursprache, welche einst alle Menschen verstanden, ehe Gott beim Thurmbau zu Babel ihre Spra-

chen verwirrte. Damals retteten sie nur dieses einzige Wort und zwar auch nicht alle Menschen, sondern nur die Regierungskaste, in deren Geheimsprache es heute noch herrscht, wo nur im Umkreis der Erde Beamte sind und regiert wird. Unsere Beamten tragen dieses Wort in verschlungener Schnörkelschrift als Amulet auf der Brust, und so oft ein Artikel von Dir erschien, der meine Absetzung verlangte, zogen sie das Amulet aus der Brust, sahen es an, küßten es und riefen: Justament nöt! Ich stehe nun fest in meinem Amte, meine Vorgesetzten vertrauen mir unbegrenzt und meine Taschen strotzen von Geld. Mein Harem hat sich gefüllt und aus meinen drei Weibern und vierzehn Kindern sind elf Weiber und sechsunddreißig Kinder geworden. Ich baue Villen, lege Gärten und Bader an, wandle auf Marmor und kostbaren Teppichen, gebe Gastereien, möblire mich aus Frankistan, — und Alles, Alles ist gestohlen!

Nachschrift. So eben sucht ein Negro aus Brasilien meine Protection beim — „Holzhandel" und schenkt mir einen Papagei von ausgezeichneter Pracht und Schönheit. Dir zu Ehren nenne ich ihn „Feridun", löse ihm die Zunge und lehre ihn Deinen großen Weisheitsspruch: Diebsein währt am längsten. Wenn Du wieder nach Fez kommst, so beehre das Haus Deines Knechtes und nimm den herrlichen Vogel zum Geschenk an."

Das will ich. Denn ich habe die Idee, diesen Papagei auf die Wiener Weltausstellung zu schicken, damit er es allen Völkern der Erde verkündet: Dieb-sein währt am längsten!

Weises aus Oesterreich.

23. Juni 1872. (Confiscirt).

Das Ministerium für Verkehrsstörung, genannt Finanzministerium, hat also den Zeitungsstempel und den Inseratenstempel unglücklicherweise glücklich durchgesetzt. Der productive Verkehr des gewerbtreibenden Publikums, Nachfrage, Angebot, Absatz, Handel und Wandel, Kauf und Verkauf bleibt durch die Last des Zeitungsstempels und des Inseratenstempels fernerhin erschwert und gestört; denn die Regierung — braucht diesen Verlust des Publikums! „Alles, was das Volk verliert, das gewinnt der Staat," sagte mein Professor, als ich meinen national-ökonomischen Cursus — bei den Hottentotten hörte.

Es trieb Einer sein Vieh in's Weizenfeld der Gemeinde und ließ es fressen. Der Flurschütz brachte ihn vor den Dorfschulzen und die Geschwornen. „Ich sehe freilich ein, daß es ein Schade für Euch ist," sagt er, „aber für mich ist es ein Nutzen; ich brauche das Viehfutter. Ich kann mein Vieh nicht erhalten, wenn ich es nicht in die Weizenfelder der Gemeinde treibe." Schade, daß das nicht vor dem Schottenthore war, wo es den Leuten eingeleuchtet hätte. Aber die Bauern, welche nicht sowohl Finanzminister, als vielmehr Menschen waren, sagten mit ihrem primitiven Menschenverstand: „Michel, Du bist fast nicht gescheidter als Dein Hornvieh selbst, wenn Du es so verschwenderisch und kostspielig ernähren willst. Dein Viehfutter ist viel zu theuer. Bei Deiner Viehzucht würde bald die Menschenzucht aufhören." Darauf haben sie ihm die Weizenfelder nichts weniger als bewilligt; sie verurtheilen ihn zum Schadenersatz. Es waren Bauern!

So gescheidt wie die Bauern sind wir übrigens auch noch. Auch de Pretis hat es ja zugegeben: „Die Inseratensteuer ist schlecht, schädlich, verwerflich, verderblich, die

lumpigen 200,000 fl. sind ein Blutgeld und verhindern vielleicht den Umsatz von zwanzig Millionen"; er hat das Alles mit einer Art Bauernverstand eingesehen. Nur Eins war dabei neu und ein wirklicher Fortschritt! Sonst hat man die Steuern, welche man haben wollte, wenigstens gelobt und empfohlen; mit mehr Aufrichtigkeit — die Griechen würden sagen Cynismus — macht man heute die Steuern, welche man haben will, früher herunter, gibt ausdrücklich zu, sie sind schlecht, verwerflich, verderblich, sie taugen zum Henker nichts, und läßt sich hierauf die so empfohlene Steuer ganz gemüthlich bewilligen!

So protzig ist der Grund aller Gründe, die Noth! Man braucht die 200,000 fl. Man wüßte nicht, woher sie sonst nehmen?

Und freilich ist es das Bequemste, wenn ein altes Weib ihr Portemonnaie aufmacht, um eine alte Bettstatt zu verkaufen, was sie durch den Druck bekannnt macht, mit ein paar langen Fingern in das Portemonnaie hineinzugreifen und ihr von dem Erlös der Bettstatt, die sie noch gar nicht verkauft hat und vielleicht nie verkaufen wird, einen Theil im Vorhinein wegzunehmen. Bei dieser Finanzkunst braucht man nicht Ideen, sondern blos Finger. Aber die Ideen sind selten; dagegen die Finger von mehr oder weniger Länge allgemein. Also, — quod erat demonstrandum!

Seit Bruck hat kein Finanzminister mehr Ideen gehabt. Auch Brestl hatte bloß die Idee, Möbel zu verkaufen und einen Fünftel-Bankrott zu machen; aber auch das waren nicht seine eigenen Ideen, denn die eine findet man auf dem Tandelmarkt und die andere — ich mag nicht sagen, wo. Die Londoner Börse hat es statt mir gesagt!

Die Behörde für Erregung öffentlicher Unruhen, ich will sagen, die Polizei, hat die Woche nicht weniger schön angefangen, als das Ministerium für Verkehrsstörung.

Ich ging dieser Tage über den Stefansplatz, da trat

mir ein Unsicherheitsmann entgegen und arretirte mich. „Warum?“ fragte ich. „Sehen Sie nicht, daß es hier verboten ist, diesen Ort zu verunreinigen? —“ „Natürlich. Aber ich habe ihn ja gar nicht verunreinigt.“ — „Unsinn! Eine gute Polizei muß den Uebeln zuvorkommen. Oder wollen Sie läugnen, daß Sie diesen Ort hätten verunreinigen können?“ — „Nein, das läugne ich nicht.“ — „Nun sehen Sie wohl! Sie gehen mit. Sie sind mein Arrestant.“

Dieser Tage promenirten Arbeiter über den Galitzinberg, welche öffentliche Unruhen hätten erregen können. Sie hätten können Barricaden bauen, Häuser demoliren, Vorübergehende beleidigen und mißhandeln, die Predilbahn verlangen, die Unfehlbarkeit des Papstes ausrufen, kurz, öffentliches Aergerniß geben. Das Alles haben sie nicht gethan. Sie haben blos Lieder gesungen und ihre Freude bezeugt an Manufacturen der Türkischroth-Färbereien. Aber bekanntlich sind Lieder nicht verboten, auch die bedenklichsten nicht, wie z. B. die clericalen Blödsinns- und Zotenlieder der tirolischen Kirchenmänner, welche von der Milch der Maria und anderen Weiblichkeiten handeln. Was aber die Türkischroth-Färbereien betrifft, so würden die Statistiker sagen können, wie viel wir deren haben, wie viel sie produciren, wie viel sie Steuern eintragen; aber die Logiker würden nicht sagen können, warum ihre nützlichen Fabrikate verboten sein sollten.

Also Alles in Allem: Die Arbeiter haben in Tornbach keine öffentlichen Unruhen erregt. Aber sie hätten öffentliche Unruhen erregen können. Da dachte denn die Polizei: Wofür bin denn ich da? Eh' ich's darauf ankommen lasse, bis diese vielen bedenklichen Leute Unruhen erregen, erreg' ich sie lieber selbst. Ist doch die Gewißheit immer besser, als die Angst und die Furcht.

Dacht' es, zog ihren Sabel, versperrte den Arbeitern

den Weg, hieb ein in sie, verwundete sie und arretirte ihrer dreißig.

Die Unruhe auf der Straße war hergestellt und die Unruhe in den Blättern wird noch lange dauern.

Sonst aber ist Oesterreich g'sund.

Gute Gesinnung.

7. Juli 1872. (Confiscirt.)

Im Namen Gottes Vaters † und des Sohnes † und des heiligen Geistes † Amen.

Vater unser, der Du bist in dem Himmel, geheiliget werde . . .

Ja so; ich wollte eigentlich ein Feuilleton schreiben! Pardon!

Aber wer kann dem Herzen gebieten, wenn es sich endlich Luft machen darf!

Ich fange unwillkürlich zu beten an, wenn ich an meinen neuen Statthalter denke.

In Linz soll er gesagt haben! „Hoffentlich kommt die Zeit, wo es erlaubt sein wird, ein frommer Katholik zu sein." Wer möchte von dieser gütigen Erlaubniß nicht Gebrauch machen? Wenn es in der niederösterreichischen Statthalterei nicht erlaubt ist, ein Ehrenbürger — wie Hanns Kudlich zu sein, so bediene man sich der Erlaubniß, ein frommer Katholik — wie Ferdinand Kürnberger zu sein! Man bete!

Ich wenigstens thue es. Ich danke Gott von ganzem Herzen, daß wir wieder einmal so weit sind.

Eigentlich wäre ich ja niemals mißvergnügt und schlecht gesinnt; ich kann bloß das viele Stehlen und Lügen nicht leiden.

Dagegen ist Niemand dankbarer als ich für ein erquickendes Balsamtröpfchen von Wahrheit.

Und der Name Konrad von Eybesfeld als Statthalter von Niederösterreich, residirend in Wien — ist eine Wahrheit!

Es giebt kein ehrlicheres und wahreres Wort in Oesterreich, als seinerzeit das Wort Belcredi's: „Aufzuräumen mit dem Bischen Wiener Intelligenz."

Das ist die Meinung!

Eigentlich ist es die Meinung aller Feudal-Monarchien.

Wie gerne möchten z. B. auch die preußischen „Schulregulative" aufräumen mit dem Bischen protestantischer Intelligenz, wenn's nur nicht ein Bischen so viel wäre! In Oesterreich aber, wo das Bischen Wiener Intelligenz wirklich ein Bischen ist, sind wir in diesem Punkte vor Preußen voraus und können daher unser Herzenswörtchen, mit besagtem Bischen aufzuräumen, von Zeit zu Zeit schon couragirter in die Welt schallen lassen.

Es war der „liberale" Advocat und der „Barricaden"-Minister Bach, welcher, als die Soldaten sich schon längst satt gehängt und geschossen hatten, immer vom Neuen erklärte: Er könne ohne Belagerungszustand nicht regieren. Wie ehrlich war das! Wie aufrichtig! Wie paradiesisch und adamitisch! Goldenes Zeitalter! Damals durfte „das Regime" seine Meinung noch frank und frei heraussagen!

Leider bekam das Regime bald darauf heillose Prügel und die Prügelstrafe verdirbt immer den sittlichen Character des Menschen. Das Regime mußte zu lügen anfangen.

Zwar hatte auch Schmerling noch sehr viel Wahres an sich. Er hob das Concordat nicht auf; nicht einmal die Jesuiten-Gymnasien in Feldkirch und Ragusa; er erdachte eine Volksvertretung, durch welche — der Hof sehr gut vertreten war; er erdachte die Schmerling'sche Reichsverfassung und schonte sorgfältig die Mörder derselben, die Goluchowski'schen Provinzial-Verfassungen. Das Alles war

ehrlich. Es ging nicht wohl an, sich zu täuschen, selbst mit Hilfe des Friedrich Uhl'schen „Botschafters" nicht; man wußte an dieser ganzen Schmerling-Aera, „wie es gemeint war". Bei diesen schönen reactionären Thaten hat sich aber der Mann doch wenigstens mit liberalen Redensarten befleckt, was ich ihm heute noch nicht verzeihen kann. Wie wurde mir, als ich in meinem alten ehrlichen Oesterreich, in meinem kutten- und galgenreichen Vaterlande die „Wissenschaft eine Macht" nennen, oder das Gelöbniß aussprechen hörte, „die berechtigte öffentliche Meinung in sich aufzunehmen." Als ob die öffentliche Meinung nicht schon an sich Rebellion wäre! Als ob die öffentliche Meinung noch ein Recht hätte, sobald der Beamte sein Decret und der Volksvertreter seine „Concession" in der Tasche hat!

Nein, man konnte an der Schmerling-Aera keine Freude haben, wie Dichtung und Wahrheit in ihr vermischt waren. Reiner war die österreichische Wahrheit und fester stand sie wieder auf ihren Füßen unter Belcredi. Keine Verfassung! Das ist die Meinung unseres Herzens. Fort mit der Dichtung und der Wahrheit die Ehre gegeben! Keine Verfassung nicht einmal eine Schmerling'sche Scheinverfassung! Freilich war es selbst wieder ein Scheinwesen, daß man das „sistiren" und nicht „aufheben" nannte; aber sind wir nicht allzumal sündige Menschen? Und seien wir gerecht! Sistiren und Aufheben macht wirklich keinen Unterschied, wie etwa Lüge und Wahrheit, sondern bloß wie Höflichkeit und Grobheit. Wozu das gröbere Wort muthwilligerweise gebrauchen? Es klang ungefähr, als ob ich sagte: Sie sehen vortrefflich aus; gehen Sie heuer nach Gastein oder nach Carlsbad? D. h. Sie sind krank.

Und hat uns Belcredi mitten unter allen Dichtungen, die wir noch durchzumachen hätten, als eine felsenfeste, unzerstörbare Wahrheit des alten, ehrlichen Absolutismus nicht seine unsterbliche Erfindung hinterlassen, das objective Verfahren in Preßsachen? Angenommen, ein nach-Belcredisches

Oesterreich müßte eines Tages wieder — dichten und z. B. die Jury einführen, so lassen wir neben dieser Dichtung die Wahrheit des objectiven Verfahrens groß und hehr weiter bestehen, und nun paßt einmal auf, ob ihr die erdichteten Geschwornen je zu Gesichte bekommt! Hoch Belcredi und abermals hoch!

Das Bürgerministerium Beust-Giskra wird ein Oesterreicher, dem es um die ehrliche Wahrheit zu thun ist, eigentlich gar nicht aussprechen. Freilich regierte in Oesterreich, wie er es Gott sei Dank immer thun wird, der alte absolute Wille; aber diesmal fast unter lauter falschen Devisen. Natürlich wird die Polizei so wenig wie unter Metternich ein Vereinsleben dulden; aber wozu dann ein Vereinsrecht? Natürlich wird die Polizei so gut wie unter Metternich jeden Freiheits-Zimmermann*) lebendig oder todt über die Grenze jagen; aber wozu dann ein Staatsgrundgesetz zum Schutze der persönlichen Freiheit? ꝛc. ꝛc. Kurz, die Frau Resl schüttelte fortwährend den Kopf. Die Frau Resl, die sich nämlich von einem Romane nur rühren läßt, „wenn's wahr is," fragte uns bei ihrer Lecture der Romane im Reichsgesetzblatt unter Beust-Giskra recht fleißig, „ob's wahr is", und wenn wir ihr dann antworteten: Nein, Frau Resl, es ist Alles erdichtet, so legte sie den Giskra-Roman mit Verachtung weg und schüttelte ihren alten österreichischen Kopf. Das konnte nicht so fortgehen!

Eines Tages fragte sie uns: is's wahr daß wir Böhm' werd'n müssen? Da konnten wir mit lauter deutlicher Stimme antworten: Ja, Frau Resl, es ist wahr!

Ich will meine Schwäche für Hohenwart Niemanden aufdringen, aber er war mir von allen nachmärzlichen Mi-

---

*) Zimmermann, Redakteur eines Blattes „die Freiheit" mit einer fast demonstrativen Brutalität ausgewiesen und über die Grenzen geschafft — weil das Gesetz zum Schutze der persönlichen Freiheit auf ihn, als Fremden nicht anwendbar!

niſtern der liebſte, weil er der wahrſte war. In Hohenwart ſprach das alte ungebändigte Oeſterreich endlich wieder frank und frei von der Leber weg! Eine zehnjährige mühſame und qualvolle Verſtellung zerbröckelte wie Terracotta an cyklopiſchen Mauern und zum Vorſchein kam wieder die Wahrheit. Pfaffen und Patrimonien, Punktum! In's Hundeloch! marſch! Der Reichsrath hänge ſich ſelbſt auf, (gar kein übler Gedanke!) und erwürge verfaſſungsmäßig ſeine Bankier-Verfaſſung! (Wirklich gut!) Damals waren die ſchönſten Tage meines Lebens.

Hinlänglich elend wurde mir aber zu Muthe in der Blattern-Aera Auersperg-Unger, und ich ging der Frau Resl in weiten Bogen aus dem Wege. Die fürchterliche Frau mit ihrer einfachen Frage, ob's wahr is! Was ſoll wahr ſein, Frau Resl? Liberalismus? Verfaſſungstreue? Lächerlich! Aber wollen Sie Wahrheit, nun, ſo iſt und bleibt wenigſtens Hohenwart wahr! Glauben Sie mir, verehrte Frau, er iſt nicht geſtürzt! Seine reactionären und verfaſſungsfeindlichen Beamten ſitzen rings in allen Aemtern und Würden!

Rings! Die Frau Resl wiſchte die Hornbrille, — aber ihr Auge iſt blöd — und ſie hat überhaupt keinen weiten Geſichtskreis. Rings! Was iſt, rings?

Da verſetzt uns das liberale und verfaſſungstreue Blattern-Miniſterium Auersperg-Unger den reactionären Hohenwartianer endlich als Statthalter von Linz nach Wien, in die nächſte Nähe der Frau Resl und in das unmittelbare Bereich ihrer Hornbrille. — Jetzt trage ich meinen Kopf wieder hoch vor dieſer allegoriſchen Auſtria.

Die Wahrheit zieht wieder ein! Sie kommt näher und näher!

Zwar eine traurige Wahrheit, aber das iſt Nebenſache; die Hauptſache iſt, daß es die Wahrheit iſt. Oeſtereich findet ſich ſelbſt wieder.

Ich möchte ſolche kleine Anzeichen nicht unterſchätzen.

An der ganzen achtköpfigen Giskra-Dichtung war zuletzt nichts wahr, als ein kleiner unbekannter Verwaltungsbeamter aus Salzburg, den sich das hochwogige Revolutions-Ministerium Giskra aus reiner Coulance und nur so im Vorbeigehen gefallen ließ, und siehe da, eines Tages war dieser Graf Taaffe Ministerpräsident dieses hochwogigen bürgerlichen Revolutions-Ministeriums!

Die liberalen Blätter scheinen mir daher den Vogel nicht abzuschießen, wenn sie diesen Baron Conrad v. Eybesfeld schon als Statthalter von Oesterreich bekämpfen. Wie, wenn er einst Minister von Gesammtösterreich würde? Ich wenigstens gefalle mir in diesem Gedanken.

Wären wir in England, wo man denselben Minister sechsmal ernennen kann, z. B. bei den Whigs immer wieder Palmerston, bei den Tories immer wieder d'Israeli, so wäre eigentlich schon längst wieder Hohenwart an der Zeit; — was sollen wir uns täuschen? Aber statt Hohenwart gefällt mir Eybesfeld als Minister ganz gut.

Und da man sich schon lange um die Nachfolge Rauschers den Kopf zerbricht, warum könnte auf Baron Eybesfeld's Weg nicht ein zweiter Linzer nach Wien herabkommen und der künftige Wiener-Erzbischof — Rudigier sein?

Nur Wahrheit! Kann ich schon das viele Stehlen nicht bändigen, so bin ich doch glücklich, wenn das viele Lügen mehr und mehr zur Wahrheit gravitirt. Die Wahrheit macht mich ganz glücklich.

Ich will Beweise davon geben.

Von heute an, von der Aera Eybesfeld an, nehme ich mir vor, mir recht viele Mühe zu geben, und in den Landesgerichten und Finanz-Landesdirectionen einen ehrlichen Mann zu suchen. Und wenn ich ihn gefunden habe, — was gar nicht so unmöglich ist, — so will ich nicht mehr unsere Tausende von Dieben anklagen, sondern fort und fort den gefundenen ehrlichen Mann loben.

Ich will ein besserer Mensch werden.

Schon darum, weil ich bereits die Reisetasche umgehängt habe, und Wien mit dem Rücken ansehe. Im Rücken aber sieht das Auge weniger scharf.

Zeitungs-Confiscationen und § 300.

4. August 1872.

Der Journalistentag in München hat die Resolution gefaßt: Du sollst nicht confisciren!

Schon Moses sagte: Du sollst nicht stehlen; und dann sagte er noch einmal: Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Gut. Unter den zehn Geboten zwei für das Eigenthum! So heilig war dem alten Gesetzgeber das Eigenthum; aber das Moralgesetz Mosis ist auch unser christliches.

Wie kommts nun dessenungeachtet, daß christliche Obrigkeiten christlicher Staaten — confisciren, d. h. Eingriffe in fremdes Eigenthum machen und fremdes Eigenthum verletzen?

Zum Besten des Publikums und als Vertrauensmänner des Publikums!

Z. B. der Marktcommissär confiscirt eine giftige oder verdorbene Waare. Das thut er erstens zu meinem Besten, damit mir die giftige und verdorbene Waare nicht schädlich wird, und zweitens: thut er's als mein Vertrauensmann, denn eigentlich sollte ich selbst so viel Waarenkunde besitzen, aber ein Mensch kann nicht Alles kennen, es war mir daher bequemer, gleichsam mit einer Art Arbeitstheilung einen Mann zu bestellen, der die Waaren statt meiner kennt, und dem ich das Vertrauen schenke, daß er seine Kenntniß nur mit Gewissenhaftigkeit anwenden wird.

Dieses Vertrauen war leicht zu schenken, denn der Vertrauensmann ist leicht zu controliren. Die Waare ist ein materielles Ding, und die materielle Natur läßt sehr leicht exacte Beweise zu. Zumal was eine gesunde oder schädliche Eßwaare ist, lehrt die Chemie mit solcher Gewißheit und nach Gesetzen von so allgemein anzuerkennender Giltigkeit, daß das Recht zwischen dem Eßwaarenverkäufer und dem Marktcommissär leicht und jederzeit findbar ist.

Der Journalistentag in München hat sich daher auch nicht gegen die Confiscation von Eßwaaren ausgesprochen; er hat sich gegen die Confiscation von Zeitungen ausgesprochen.

Hier liegen nämlich die Sachen ganz anders, ja entgegengesetzt.

Ein Zeitungsartikel ist keine materielle Waare, sondern eine moralische und ideale. Was ist ein giftiger oder verdorbener Zeitungsartikel, deßen Genuß dem Leser schädlich werden könnte? Kein Mensch auf der Welt kann es sagen! Denn wenn er's sagte, so müßte er's gleichzeitig beweisen können; aber kein Mensch auf der Welt kann beweisen, was ein schädlicher Zeitungsartikel ist. Noch unmöglicher aber, — wenn der Begriff eine Steigerung zuließe, — noch unmöglicher als die Erkenntniß der Schädlichkeit, ist das Auffinden einer Vertrauensperson, welcher man diese (unmögliche) Erkenntniß zutrauen und die practische Handhabung derselben anvertrauen möchte.

Nehmen wir beispielsweise nur den äußersten und schreiendsten Fall an, den Fall, welchen sich auch der Journalistentag gefallen ließ, weil sich ihn sogar der freie Musterstaat England gefallen läßt, nämlich: das Confisciren einer Zeitung in dem einzigen Fall, wo die Zeitung direct zum Aufruhr auffordert. Ist es bewiesen, daß es Narren geben muß, welche dieser Aufforderung folgen? Kann es bewiesen werden? Ist es vielmehr nicht tausendmal wahrscheinlicher, daß es solche Narren nicht geben wird, weil ja der

Staat trotz dieser Aufforderung seine ganze Wehrkraft behält, seine Soldaten, seine Zeughäuser, seine Criminalgesetze, seine Kerker und Galgen? Ist es bewiesen, kann es nur bewiesen werden, daß selbst die directeste Aufforderung zum Aufruhr irgend eine bemerkbare oder nennenswerthe Schädlichkeit ausübt? Tausendmal nein! Dessenungeachtet stimme ich den Engländern bei, und würde eine solche Zeitungsnummer selbst auch confisciren. Aber wohlgemerkt, warum? Nicht in dem logischen und proportionalen Kreis von Verbrechen und Strafe, sondern außer diesem Kreis. Ich würde mir denken: ein Mensch der in einem friedlichen Gemeinwesen offenen Aufruhr predigt, ist so rücksichtslos, daß er denn auch selbst die zarteste Rücksicht nicht mehr verdient. Ich würde so ziemlich glauben nach der Billigkeit zu handeln, traue mir aber nicht zu sagen, nach der Gerechtigkeit, denn das Recht scheint mir immer einen Beweis, oder wenigstens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu erheischen, und erweislich oder auch nur wahrscheinlich ist es just nicht, daß ein Aufruhr-Prediger auch Aufruhr-Narren finden müßte.

Gilt aber das schon von der directen Aufforderung zum Aufruhr, welche Kritik vertrüge dann erst unser österreichischer § 300 über die Strafbarkeit von Zeitungsartikeln, „welche geeignet sind gegen einzelne Organe der Regierung Haß und Verachtung zu erregen".!!

Eine Regierung ist eine unzerstörbare Erscheinung der Menschennatur; selbst Räuberbanden haben ihren Räuberhauptmann und nackte Wilde ihren König. Die rotheste aller rothen Republiken wird noch immer regiert sein wollen, und die Regierung wird immer Organe haben müssen. Regierung und Regierungsorgane zu hassen und zu verachten, klingt daher ganz so absurd, als ob ein leibliches Wesen zwar sein Herz und seine Lunge lieben, aber seine Milz und seine Leber hassen und verachten wollte. Willst Du eine Regierung, so muß die Regierung

auch Organe haben, aber eine Regierung *mußt* Du wollen, ganz einfach deshalb, weil Du ein Mensch bist. Der § 300 nimmt daher etwas an, was sittlich unmöglich ist. Kein guter Stylist und kein scharfer Denker kann es gewesen sein, der ihn in dieser Schlußredaction niedergeschrieben hat. An seiner Stelle würde ich nicht geschrieben haben: gegen einzelne Organe der Regierung, sondern: „gegen einzelne *Grundsätze* oder *Handlungen* von Regierungsorganen." Es scheint mir ein Verstoß ersten Ranges, daß sich ein Strafgesetzbuch so ungenau ausdrückt. Aber weiter!

„Haß und Verachtung." Nun gut; wem schadet das? Haß und Verachtung sind Empfindungen, aber sind Empfindungen schon Thaten und Handlungen? vorbereitete oder vollbrachte Thaten und Handlungen? Himmel, wenn ich jede meiner Empfindungen in Thaten und Handlungen umsetzen könnte! Wenn die Menschen das überhaupt könnten, so wären sie gar nicht mehr Menschen, sondern *Götter*. So aber hassen und verachten wir gar viele Blöcke, müssen sie aber liegen lassen, weil sie uns zu schwer sind. Gar Vieles das Haß und Verachtung verdient, ruht dessenungeachtet auf solchen Schwerpunkten und wurzelt so tief in den menschlichen Unvollkommenheiten, daß es seiner Existenz vollkommen sicher ist. Haß und Verachtung sind daher an sich gefahrlos, und doch scheint die Textirung unseres Paragraphen den Begriff der *Gefährlichkeit* unterstellen zu wollen, nur warnt sie der gesunde Menschenverstand das Wort ausdrücklich niederzuschreiben, wohl wissend, wie unberechtigt es wäre. Nein, Haß und Verachtung sind zunächst noch keine Gefahr für die Betroffenen, sondern blos eine *Beleidigung*. Und doch sollte das Recht der Confiscation nur aus einer „drohenden Gefahr" fließen, nicht aber aus dem „unangenehmen Gefühl" einer Beleidigung. Ein Beleidigter, Individuum oder Behörde, ist auf den Weg der Privatklage zu verweisen.

Endlich drittens ist die Erregung von Haß und Ver-

achtung gar nicht an dem Punkte zu fassen, wo sie eine vollbrachte Handlung wäre; denn dann müßten mir die Zeugen gegenüber gestellt werden, in deren Gemüthern ich Haß und Verachtung wirklich erregt hätte, — aber das möchte seine Schwierigkeiten haben. Der § 300 ist daher genügsam und begnügt sich schon mit einem Geeignetsein zur Erregung. Geeignet! Was ist geeignet? Wer bestimmt, was geeignet ist? Ich behaupte z. B. und lege die Hand dafür ins Feuer, daß die Liebesromane unserer Kreuzerblätter geeignet sind, Liebenden von schwacher Bildung den Kopf zu verdrehen und sie zum Selbstmorde zu begeistern. Es ist eine völlig gewisse Thatsache meiner Ueberzeugung, daß von den Wiener Selbstmorden irgend eine ziffermäßige Quote durch die Lectüre der Kreuzerromane verschuldet ist. Nun ist es aber eine sehr ernsthafte Sache, „geeignet" zu sein, das Leben seiner Mitmenschen abzukürzen. Leider ist diese Sache nur auch ein wenig unfaßbar und deshalb werden die Romane der Wiener Kreuzerblätter nicht confiscirt, wie gleichwohl Zeitungen confiscirt werden auf Grund des § 300, dessen Sache, wie ich nachgewiesen habe, ebenso unfaßbar ist, der sich aber als ein echter und vollblütiger Sohn des Absolutismus erweist, daß er trotzdem keine Umstände macht, sondern tüchtig zugreift.

Lebhaft kann ich mir daher die Qual constitutioneller Richter und Staatsanwälte vorstellen, welche durch ihren Amtseid verbunden sind, diesem rohbehauenen Fetisch-Block aus der Heidenzeit des Absolutismus gegen ihre gebildetere Logik und bessere Ueberzeugung noch immer Menschenopfer bringen zu müssen. Gott weiß auch, wann unserer verbesserten Strafproceß-Ordnung einst die constitutionelle Revision und Textirung des Strafgesetzbuches selbst nachfolgen wird; denn Gesetze haben in aller Welt Ländern ein gar schwerfälliges und starrkrampfartiges Dasein. Ist doch in England z. B. das Recht des Mannes, sein Weib am Strick zu verkaufen, als Gesetz noch heute nicht abgeschafft.

Dessenungeachtet möchte ich es keinem Engländer rathen, sein Weib am Strick zu verkaufen. Die öffentliche Meinung verhindert es.

Einen unschätzbaren Dienst hat daher der Münchener Journalistentag nicht den Zeitungen — das wäre Nebensache —, sondern in erster Linie den armen Richtern und Staatsanwälten selbst erwiesen, daß er durch seine Resolution: das Confisciren der Zeitungen ist unsittlich, — eine öffentliche Meinung verbreitet, welche den richterlichen Behörden Lust macht, mit ihrer eigenen Sittlichkeit muthiger an's Tageslicht zu treten, und mehr und mehr zu bekennen, wie sehr sie sich schämen, das barbarische Recht des § 300 auszuüben, nämlich Morgens in die Häuser einzubrechen und Eigenthum wegzunehmen, — ein Recht, welches mit der Barbarei, die Ehefrau am Strick zu verkaufen, ungefähr auf gleicher Linie steht. Von ganzem Herzen gratulire ich den armen Richtern und Staatsanwälten zu der Resolution des Münchener Journalistentages, als zu einer Gelegenheit, welche sie wieder um einen Schritt weiter bringt, sich in ihrem Amte, trotz ihres Amtseides, als gebildete Männer *ihrer* Zeit und nicht als Barbaren einer vergangenen Zeit aufführen zu dürfen.

Vom dreißigjährigen und vom Börsen-Krieg.

Mai 1873.

Nach der historisch denkwürdigen Börsen-Catastrophe.

In Jahresfrist verschwor sich Nickel Fein
Ein reicher, reicher Mann zu sein;
Es wär' ihm traun nach Wunsch gegangen,
Hätt' man ihn nicht vor Jahresfrist gehangen.
Lessing.

Schüler, welche ihre Geschichte lernen, werden nie begreifen, warum der dreißigjährige Krieg dreißig Jahre gedauert. Die gewöhnliche und bisher noch immer übliche

Geschichtsmethode macht es ihnen auch gar nicht begreiflich. Sie merken vielmehr, daß die politisch-kirchlichen Fragen schon lange früher entschieden waren; sie fühlen es deutlich heraus, wie schon in der zweiten Hälfte der Kriegsdauer die Kriegslust verschwunden, der Fanatismus gekühlt, die confessionelle Dickköpfigkeit mürbe geworden ist, und Ermüdung, Erschlaffung, Ueberdruß, Sehnsucht nach Frieden sich als die allgemein herrschende Stimmung verbreitet hat. So schleppt sich der Krieg noch hin — von seiner dreißigjährigen Frist fast noch die ganze Hälfte durch. Warum?

Die politische Geschichte antwortet darauf nicht oder verworren. Erst die Schule des Lebens, Beobachtung, Erfahrung und eigenes Denken, jenes Denken, welches das gleiche Gesetz in den verschiedensten Wirkungen findet, geräth auf die richtige Spur. Diese Spur macht erkennen, daß der dreißigjährige Krieg, der so einseitig als ein politisch-kirchlicher erzählt wird, unter dieser Hülle noch einen andern birgt, nämlich einen social-ökonomischen. Jener konnte früher zu Ende gehen, dieser nicht. Jener hieß Kampf zwischen Luther und Rom, Frankreich und Deutschland, Schweden und Oesterreich: dieser hieß Kampf um's Dasein. Jener gehorchte den großen Herren, Richelieu, Gustav Adolf, Ferdinand; dieser gehorchte den größten Herren: dem Magen und der Verzweiflung.

Suchen wir die große Haupt- und Staatsaction in den vier Wänden auf, und wie die Privatpersonen zu dem allgemeinen Unglück sich stellen, so spielt der dreißigjährige Krieg des social-ökonomischen Datums etwa in folgenden Grundzügen.

Zuerst heilen Bürger und Bauern die Wunden des Krieges noch aus dem vollen Friedensschatz, den das gesparte Gut und die unverletzte Sitte darstellen. Ihre weggetriebenen und verkauften Viehheerden stellen Gemeinden einander zurück, ohne Profit, blos für den Beutepreis. Wird eine Stadt geplündert, so machen sich's Patricier- und Zunft-

häuser zum Ehrenpunkt, ihre verschleuderten Bilder und Bücher, Kunstschätze, Möbel und Hausvorräthe den alten Eigenthümern, soweit sie erkennbar, zu restituiren. Noch ist der Gemeinsinn stark, das Ehrgefühl jungfräulich, noch sind Mittel und Wille da, sich nachbarlich einander zu helfen. Das ist die Praxis der ersten Kriegsdekade. Gegen die zweite hin verstummen Chroniken und Privatnachrichten von diesen so wohlthuenden Zeugnissen der National-Ehrbarkeit. Man fühlt sich des öffentlichen Unglückes nicht mehr mächtig; Jeder verzagt, nur mit sich selbst durchzukommen. Und bald wird die Verzagtheit — Verzweiflung. Der oft und viel Geplünderte weiß sich jetzt keine Rettung mehr, als selbst zu plündern. „Wir Zigeuner sind nur noch am Galgen sicher!" sagte ein witziger Märtyrer dieses Stammes; und vor dem Kriege war man jetzt nur noch im Kriege sicher. Die Dörfer und Städte leerten, die Feldlager füllten sich. Bürger und Bauern liefen den Soldaten zu; wer leben wollte, mußte sich anwerben lassen. Ersatz für die Plünderung gab's nur noch im Plündern.

Das ist das schauerliche Räthsel der dritten und letzten Kriegsperiode. Der Krieg ist müde geworden, aber die Kriegsfackel lodert fraßgieriger als je gegen Himmel. Die Principien erlahmen, die evangelischen und katholischen Gegensätze werden stumpf und blasirt, aber ihre Schlagwörter explodiren jetzt erst mit den verheerendsten Wirkungen. Die Gebildeten der Nation arbeiten jahrelang vor dem Frieden von Münster am Friedenswerk, aber zurück in den Krieg staut, drängt und preßt nun erst das Volk, welches verzweifelt, mit Bienen- und Ameisenfleiß zu ersetzen, was mit Wolfs- und Löwenrachen verschlungen worden. Das Entsetzlichste ist geschehen: das hohe Kriegsspiel ist ein nationalökonomischer Factor geworden! Der Gründer Wallenstein hat so prächtige neue Werthe geschaffen, wie sein Herzogthum Friedland und seinen Churhut von Mecklenburg. Das hat gezündet. Und wer kein Wallenstein ist und Armeen

gründen kann, der ist ein gemeiner Condottiere und gründet wenigstens ein Fähnlein. Er berechnet, wie viel er Handgelder zahlt, wie viel ihm ein Fürst für seine Miethstruppe zahlt — das Uebrige ist sein Gründergewinn. Aber auch der Fürst selbst wird Gründer und stellt eine ähnliche Rechnung an. Er berechnet, was er von Ländereien noch verpfänden kann, um Miethstruppen in Sold zu nehmen, was er andererseits an Ländereien und Ländersetzen säcularisiren und mediatisiren kann, wenn er rechtzeitig zugreift und für den Friedensschluß Thatsachen schafft; er berechnet seinen Gründergewinn. Endlich ist von Sold und Handgeld gar nicht mehr die Rede; die bloße Beute thut's auch. Der Condottiere läuft den Fürsten zu, um ein Lehen zu erschnappen und selbst ein Fürstlein, ein Gräflein, ein Baron zu werden; der Bürger und Bauer läuft dem Condottiere zu, um als Landsknecht reich zu werden, wie er als Bürger und Bauer verarmt ist, d. h. um Beute zu machen. Natürlich wird recht scharf Beute gemacht, d. h. es werden immer mehr Bürger und Bauern zu Bettlern gemacht. Das Landsknecht-Material wird immer flottanter; Alles nimmt Handgeld. Alles nimmt. Die Nehmer schießen wie Pilze aus der Erde; der Circulus vitiosus, ihr großer gemeinsamer Urvater, verschlingt und erzeugt sie immer von neuem. Messe und Bibel haben dabei thatsächlich den Werth von Actien-Namen; es wäre lächerlich, die Condottieri und ihre Landsknechte zu fragen, weß Glaubens sie sind; sie glauben an den Gewinn. Sie laufen heute den Kaiserlichen und morgen den Schwedischen zu; es ist ihre Lieb' und ihre Contremine, womit sie abwechselnd in Bibel und Messe speculiren. Aber Bibel und Messe bleiben nach wie vor das Feldgeschrei des dreißigjährigen Krieges; es sind die Titel, auf welche seine Concessionen ertheilt werden.

Eine Kriegs-Parodie von dämonischer Lächerlichkeit! Was sich jetzt noch auf den hölzernen Schulbänken und in den hölzernen Lehrbüchern dreißigjähriger Krieg nennt, ist

eigentlich nichts als jener wohlbekannte Krieg Aller gegen Alle, jener Kampf um's Dasein, jene Concurrenz des Privatvortheils, die man sonst den bürgerlichen Frieden zu nennen pflegt. Die Generation hat einen Krieg geerbt um die höchsten Ideale der Menschheit und führt ihn als Kramladen fort für den täglichen Erwerb, für's Brot und für's Licht und Holz. Sie führt ihn fort im ganzen Style eines wirklichen Krieges; sie macht ihre Inserate mit Leichenhaufen, ihre Annoncen mit angezündeten Städten, ihre Bilanzen mit Belagerungen und Schlachten. Alle Uebel, die der Krieg verhängt im guten Gewissen eines Gesammt-Interesses, bleiben gebraucht und angewendet im schlechten Gewissen der Privat-Interessen. Aber die Gewissen sind weder gut noch schlecht, diese Begriffe passen nicht mehr auf ihren Zustand; sie sind überhaupt nicht, sie sind verschwunden. Und wie der Vertheidiger im äußersten Nothfalle auf Unzurechnungsfähigkeit plaidirt, so ist diese grenzenlose Demoralisation noch der einzige Milderungsgrund. Der Krieg erkennt sich selbst nicht als das, was er ist, als Raubkrieg; die Verzweiflung hat ihn wahnsinnig gemacht, der lange Blutgeruch hat ihn betäubt wie Kohlendampf; es ist der Kopf eines Narren, der seine blutige Schellenkappe schüttelt. In diesem Kopfe sind alle Begriffe umgestürzt, verdreht und verkehrt, verrückt und verwirrt. Indem Deutschland zu Grunde geht, der Welthandel der Hansa verfällt, der Ackerbau aufhört, im kleinen Württemberg, damals um die Hälfte noch kleiner, allein 57,000 Bauernhöfe in Schutt liegen, überhaupt zwei Drittel der ganzen deutschen Nation ausgemordet sind, mitten in diesem deutschen Unglück sieht man die Deutschen — ihr Glück machen. Jeder, der sich noch fühlt, wird Unternehmer und Gründer, rührt die Werbetrommel und macht Fortune. „Fortunemachen" ist die Losung der Zeit. Jeder Schwindler findet Menschen-Kapital, wie Blacht und Spitzeder Geld-Kapital; Menschenblut ist wohlfeil, bietet sich im Ueberflusse an — von wegen

Fortunemachen's! Wer noch arbeitet, wird ausgelacht; wer pflügt, säet und mahlt, muß der Dümmste im Dorfe sein; der aufgeweckteren Bauernbursche macht Fortune und läuft der Werbetrommel zu, der damaligen Reclame für „vortheilhafteste Kapitalsanlage". In der That sieht man ihn bald darauf hoch zu Roß, er ist Capitano, ist General, hält sich eine italienische Courtisane, denn damals kam das italienische Opernwesen auf, aber noch gab es keine Theater; statt der Loge hielt man sich daher die Primadonna selbst. Ueberhaupt kam das „galante" und wälsche Wesen in Schwung, es war die üppige Zeit, wo die geile Renaissance ins Rococo ausartete, die schmuckreich-überladenste Zeit, bauschig, malerisch, makartisch, ganz gemacht für Parvenus und „feine Leut'". Der Rottmeister ging damals reicher als heute ein Feldmarschall — und erst der Feldmarschall! Wallenstein hatte gezeigt, wie man mit der genialsten Werthzerstörung „neue Werthe" schafft, wie man ein großes Haus wird, und wie man den Soldaten „nobel" hält. Es war eine äußerst noble Zeit. Croaten stolzirten in goldenen Ketten, und Troßknechte würfelten um spanische Dublonen, wälsche Freudenmädchen ließen sich Abteien und Klöster schenken, und Barfüßeles von Nirgendsheim imitirten die Hoftrachten der Margarethe von Valois und der Maria di Medici. Die deutschen Städte und Dörfer, alte Vorräthe und erspartes Ahnengut, wurden mit Millionen von Schüreisen dreißig Jahre lang in den Ofen geschoben — welch ein lustiges Feuer! Und die Asche gab vortheilhafteste Kapitalsanlage und gräßlich viel neue Werthe! Eine wahre Glückszeit! Ein Fortschritt über alle Fortschritte, ein goldenes Zeitalter! Hätte das Feldlager damals eine Presse gehabt, wie der heutige Banken-Raubkrieg, die Presse hätte nicht Worte genug gefunden, den allgemeinen Wohlstand und den Aufschwung der materiellen Interessen zu loben. Und zwar mit Recht — vom Feldlager-Standpunkt!

Der westfälische Friede war für diese Verhältnisse buchstäblich der „große Krach". Man kann sich nicht lebhaft genug vorstellen, daß er eine unabsehbare Reihe von Existenzen wie ein Donnerschlag getroffen haben muß. Aus war's mit dem Fortunemachen. Fort war die höchste Fructification der Hakenbüchse und des Schweizerdegens. Zwei Arme und ein Räuberherz — Dinge, womit man so lange Baron werden konnte — sollten wieder beim Viehhüten und auf der Schneiderbank versauern! Mit den Friedensglocken muß ein Verzweiflungsschrei durch die Lande gegangen sein, als ob der große Pan todt wäre.

Ach! wenn derselbe Federzug, womit der Kanzler den Frieden unterzeichnet, auch eine dreißigjährige Fortunemacher-Periode aus den Spieler- und Räuberherzen ausstreichen könnte! Wer bannt die Geister, die man selbst großgezogen? Kann man eine allgemein herrschende Denkungsart, kann man einen Ideenkreis und einen Sittenzustand in den Winkel stellen wie eine Hellebarde?

Der Soldat, der jetzt Räuber wurde, mag in seinem Zustande kaum eine Veränderung empfunden haben. Er ist früher seinem Privatvortheile nachgegangen und thut es wieder. Er hat früher Beute gemacht und macht wieder Beute. Nach dem Fürstenkriege kommt *sein* Krieg: was weiter? Haben die großen Herren das Recht dazu, warum nicht auch die kleinen Leute? Daß er früher geraubt und gestohlen hat *mit fürstlicher Concession* und daß sie ein paar Perrücken in Münster jetzt zurückgezogen haben, ist ein Abstractum, das er kaum bemerkt; ja, und wenn er's bemerkt, so wird noch der geringste Mann in der Hütte jener starkgeistigen Logik mächtig gewesen sein, welche so feine Leute wie die Gräfin Terzky und der Friedländer als die Moral ihrer Zeit spielen lassen.

Als du
Mit Feu'r und Schwert durch Deutschlands Kreise zogst,
Hohn sprachest allen Ordnungen des Reichs,

Der Stärke fürchterliches Recht nur übtest
Und jede Landeshoheit niedertrat'st,
Um deines Sultans Herrschaft auszubreiten:
Da war es Zeit, den stolzen Willen dir
Zu brechen, dich zur Ordnung zu verweisen.
Doch wohl gefiel dem Kaiser, was ihm nützte,
Und schweigend drückt' er deinen Freveltaten
Sein kaiserliches Siegel auf! Was damals
Gerecht war, weil du's für ihn that'st, ist's heut'
Auf einmal Unrecht, weil es wider ihn
Gerichtet ist!

Diese Logik ist viel empfunden und viel — gehenkt worden!

Die Erbschaft des dreißigjährigen Krieges war ein Gauner- und Räuberwesen, dessen Großartigkeit aus vergessenen und vernichteten Polizei-Acten, welche den culturhistorischen Werth der Verbrecher-Statistik noch nicht kannten, wohl nie mehr vollständig zur Anschauung kommen kann. Die Namen Lips Tullian, Nickel Fein, der Sonnenwirth, der Schinderhannes bezeichnen blos einige Anker- und Hafenplätze im unermeßlichen Räubermeere. Sie treten von Niedersachsen bis zu den Neckarquellen genau in jenen westlichen Grenzstrichen auf, welche zwischen Deutschland, Frankreich und den Spanischen Niederlanden die großen Kriegsthore und die verwüstetsten Schauplätze der Fortunemacherei gewesen.

Fast präcis hundert Jahre nach dem westphälischen Frieden (1648) wurde der Sonnenwirth hingerichtet (1750), und sein Proceß enthüllte ein schwäbisches Klephtenthum, worüber Deutschland, das seine Sittengeschichte noch nicht wissenschaftlich bearbeitete, in naivem Entsetzen aufschrie. Im Schatten des Schwarzwaldes, in den Einsamkeiten der Rauhen Alp, in den Verstecken der Neckar-Quellen und den Winkeln der Nebenflüsse zählte man die mitschuldigen Räuber- und Diebsherbergen nach Tausenden! Man fand Gemeinden, wo von Großvater zum Sohn und Enkel herab das „Jaunerthum" erblich und endemisch war. Mit andern

Worten: den dreißigjährigen Krieg als schleichende Volkskrankheit; den furchtbar-schönen Pendant zu den 57.000 württembergischen Brandstätten, wovon sich ein großer Theil nie mehr erholt hat.

Als eine Räuberbrutstätte von ähnlicher Fruchtbarkeit enthüllte der Proceß Schinderhannes die Eifel. Dieser vulcanische Gebirgsstrich, unbesucht und menschenarm, öde, rauh und steril, aber just in der Mitte streichend zwischen dem Rhein und Brabant, zwischen den Klosterschätzen der berühmten Pfaffengasse und den gefüllten Bürgerhäusern des städtereichen Belgiens, war das schönste Naturmodell einer wunderbar gelegenen strategischen Raubburg, eines sichern Beutemagazins, eines classischen Diebs- und Diebshehler-Fuchsbaues. Ein ganzer verfassungsmäßiger Raubstaat mit altgeschulter Routine und technisch gegliederten Verwaltungs-Apparaten in erblich überlieferten Familien-Dynastien und Hierarchien fand sich auch hier seit den verwilderten Tagen des großen Räuberflugsamens eingesenkt und auf Wurzelstöcken fortwuchernd bis in die Anfänge unseres eigenen Jahrhunderts, so daß der Name Schinderhannes, der zuletzt nicht wie ein Individuum, sondern wie ein ganzer Gattungs- und Geschichts-Repräsentant publik wurde, einen langen, glimmenden Schwefelfaden bedeutet, welcher so entlegene Endpunkte vereinigt wie — Wallenstein und Napoleon!

So tief hatte das Fortunemachen den Volkskörper angefressen, so markzerstörend fand man nach hundertfünfzig Jahren noch seine Nachwirkungen!

Und was in diesen hundertfünfzig Jahren gehenkt, gerädert, geviertheilt, „gestäupet" und mit glühenden Zangen „gezwicket" worden ist! In allem Ernste, man kann zweifelhaft sein, was mehr Menschenleben gekostet: Feuer und Schwert der dreißig Kriegsjahre, oder Rad und Galgen der hundertfünfzig nachfolgenden Jahre, welche mit

den erblichen Marodeurs des dreißigjährigen Krieges aufräumten. —

Das heutige Kriegswesen ist ein elegantes chirurgisches Besteck, blank, kein Stäubchen und Rostfleckchen dran! Es operirt mit Tact, mit Grazie, mit einer hochcivilisirten Selbstbeherrschung. Was es verzehrt, das bezahlt es mit hellen, klingenden Thalern; ich glaube, ein geplündertes Heubündel würde nicht einmal einem Pferde schmecken, einem akademisch graduirten Equitations-Schimmel und modernen Fortschritts-Rößlein. Von Beutemachen ist keine Rede, auch vom Fortunemachen nicht, sofern ein schmales farbiges Bandstreifchen nicht etwa Fortune wäre. Am wenigsten könnte der Unfug dreißig Jahre dauern; kaum dreißig Tage braucht ein modernes Kriegsweh, und von Nachwehen wäre schon gar nichts zu spüren. Nein, der Krieg ist friedlich geworden und nur der Frieden kriegerischer. Der Kampf um's Dasein, der Krieg Aller gegen Alle, das Fortunemachen kann sich an keinen Krieg mehr anheften, hat im Kriege nichts mehr zu suchen. Dazu ist der Friede da. Der bürgerliche Friede! Ihm ist Raum der Bewegung und „Freiheit des Verkehrs" genug gegönnt, um sich seine nöthigen Kriegsformen selbst zu erzeugen. Und wirklich hat er sich die Börse erzeugt, jene Kriegsgöttin, welche aus dem Haupte des Friedens fix und fertig herausspringt, gepanzert, gerüstet, waffenschüttelnd — die tauglichsten und vollkommensten Waffen für den ewigen Kriegszustand der menschlichen Gesellschaft, die idealen Waffen, die verheerenden Mordwaffen des Credits! Ein entzückender Artillerie-Krieg ist der Credit, von einer Eleganz der Präcision, von einer Loyalität, ja Noblesse der Martialgesetze, der Kriegsgebräuche, der Dienstformen und Dienstverhältnisse, die für Freund und Feind etwas Bezauberndes haben. Aber so ist auch in seiner verwildertsten Periode der dreißigjährige Krieg als Raub- und Beutekrieg nicht mißbraucht worden, wie der Credit mißbraucht wer-

den, zumal der Börsencredit zum ehrlosesten Meuchelmord und brutalsten Vernichtungskrieg ausarten kann. Aehnlich wie jener durchläuft auch er von der Ehrbarkeit zur Gemeinheit aller Zwischenstufen und kommt bei der Schande und bei dem Verbrechen als seiner untersten an.

Das Stadium der Ehrlichkeit ist jenes, wenn der Käufer ein Börsenpapier kauft und überzahlt, weil er glaubt, daß es eine gute Rente abwerfen wird. Das zweite Stadium nach diesem tritt ein, wenn der Käufer das schon nicht mehr glaubt, aber wenn er glaubt, daß es noch Andere glauben und deßhalb im Kaufen und Ueberzahlen fortfährt. In diesem Stadium werden feinfühlige Officiere schon ihren Abschied nehmen, und auch der ehrliebende Troupier fängt die Liebe zum Dienste zu verlieren an, denn wie aus dem Boden gewachsen tauchen die Bassermann'schen Lagergestalten auf, man riecht die Lunte des Mordbrenners, man sieht die Köpfe mit den Galgengesichtern sich aufrichten, und nur ungern marschiren die bessern Soldaten in Reih und Glied mit diesen Kameraden. Das dritte Stadium endlich ist die Herrschaft und der Terrorismus dieser Galgengesichter. Kein Mensch glaubt mehr an sein Papier, kein Mensch kann auch nur glauben, daß noch der Andere daran glaubt, vielmehr weiß Jeder und ist überzeugt und hört es mit allen Glocken der öffentlichen Meinung ausläuten, daß der Glaube dahin ist. Aber der öffentlichen Meinung wird jetzt Gewalt angethan. Die Börsenwölfe schicken Falschwerber aus, wie die Kriegssprache sagen würde, d. h. sie kaufen Organe der öffentlichen Meinung, machen die letztere und verwandeln den Mund der Wahrheit in ihren Wolfsrachen. Nach Umständen genügt die Usurpation der öffentlichen Meinung, aber nicht selten müssen die Raubthiere auch die öffentliche Gewalt usurpiren. Siehe die Rowdies in New-York und in San Francisco, oder die um den 2. December würfelnde Spielerbande Louis Napoleon's. Sie haben

sich vorübergehend der Verfassungen ihrer Gemeinwesen bemächtigt. Dort aber, wo die Rowdies in den Stellen und Aemtern der Staatsverfassung schon sind, werden sie „verfassungstreu" Himmel und Erde in die Luft sprengen, um den Besitz ihrer Gewalt zu behaupten. Sie wissen um was sie spielen. Entweder die Galgenleiter oder die Rangleiter zum Baron! Entweder den Strick oder das Ordensband! „Und selbst den Fürstenmantel, den ich trage, verdank' ich Diensten, die Verbrechen sind", sagt Wallenstein, als er zur Behauptung seines Fürstenmantels das verzweifeltste Verbrechen ausheckt.

Eine Demoralisation, welche eine weitverbreitete Ausdehnung gewonnen hat, welche sich an Straflosigkeit, sogar an Herrschaft gewöhnen durfte, erhält sich dann durch ihr eigenes Schwergewicht. Ist erst eine gewisse Majorität von Menschen an ihr interessirt, so kann die Hoffnung ihrer Remedur trügerisch werden. An der Fortdauer des dreißigjährigen Krieges waren zuletzt so viele Desperados und Glücksritter engagirt, daß ihn ausgedehnte Landstriche und ganze Bevölkerungen als ein tiefgewurzeltes, allen Obrigkeiten spottendes Räuberwesen noch fünfmal dreißig Jahre fortsetzen konnten. Es hat noch kein „luftreinigendes Gewitter" gegeben — für die pontinischen Sümpfe und für die Küsten des gelben Fiebers. Auch für die Küsten des Börsenfiebers dürften die Gewitter zu ohnmächtig sein.

Diese Reflexion dämpft den Trost über den großen Krach. Der ehrliche Mann trägt lieber den Prophetenschmerz einer Kassandra, als den Fluch der Lächerlichkeit, den blos — der Vogel Strauß zu ertragen weiß.

Just weil der Krach so groß war, hat er die vorhandene Größe einer Spiellust enthüllt, welche ihr Dasein behaupten wird, welche keinesfalls von heute auf morgen ins Nichtdasein abmarschiren wird. Just weil das Unglück eine so „eindringliche Lehre" war, wie die Selbstfopper sagen, wird es bis zu einem Grad von Tiefe eindringen,

der sich erst ganz enthüllen kann — wenn wir nicht mehr sind. Aus dieser Tiefe stiegen lange nach einem Wallenstein und Jean de Wörth noch ein Sonnenwirth und ein Schinderhannes herauf! Unsere Augen werden längst schon geschlossen sein, da werden sich die Anklagebänke der nächsten Geschlechter mit Verbrechern füllen, deren Protokolle alle mit den Worten anfangen werden: „Als ich ein kleiner Bub war, haben die Eltern beim großen Krach Anno Dreiundsiebzig ihr ganzes Vermögen verloren, und seitdem hat sich unsere Familie nie mehr erholt."

Herbstfrüchte.

September 1873.

Victor Emanuels Besuch in Wien.

Es müßte jetzt hübsch über dem Striche zu wohnen sein, denn der politische Baum hängt voller Früchte und wohl dem, der sein Nest im Gezweig der Leitartikel und Correspondenzen hat! Er lebt im Ueberfluß, wie der Vogel im Hanfsamen. Die Aeste biegen und brechen; man kann selbst im Feuilleton nicht herumspazieren, ohne sich zu bücken und aufzuheben was abfällt, denn der Baum bedeckt den Boden noch weit und breit unter'm Strich — mit Politik.

Wahrlich eine sensitive Situation! Spannend wie ein Roman. Schicksalsschwanger, gewitterschwül, katastrophenträchtig, — Schwefelgeruch, electrische Reibungen! Eine Friction der Germanen und Romanen, wie schon seit Langem nicht!

Dort hat der Romane Gramont gezerrt, um Oesterreich in Preußen zu verdächtigen; hier zerrt der Romane Lamarmora um Preußen in Oesterreich anzuschwärzen.

Wie sie die zwei deutschen Mächte auseinander haben möchten! Beim Franzosen ist die Tendenz plan: Deutschland ist seine Gefahr; also Deutschland und Oesterreich befreundet seine Doppelgefahr. Italien dagegen, wie die Sachen jetzt liegen, hat Deutschlands Allianz zu wünschen, also an Deutschlands und Oesterreichs Freundschaft eine Doppelallianz. Aber just dieser Alp von Freundschaften ist ihm zu drückend, scheint's. Halt ein, o Herr, mit Deinem Segen! Deutschland allein — ja; Oesterreich allein — auch ja. Aber beide zusammen — der armen italienischen Souverainetät wird es schwül unter der neuen schlotternden Krone! Was kann es mehr wünschen als gegen französische Restaurations-Trubel nachhaltigsten Schutz; aber — Gott schütze mich vor meinen Schützern, scheint es zu denken.

Ein bischen Schmollen und Kälte zwischen den beiden Schützern wäre gar nicht so übel. Oesterreich von Preußen getrennt, hierauf zwischen der Französischen Feindschaft und der Oesterreichen Freundschaft hin- und hergeschaukelt, Gewichte ab- und zugelegt und mit Geschicklichkeit, wohl gar mit Ueberlegenheit das Gleichgewicht beherrscht, — so bedeutet man doch auch etwas! Es ist eine lockende Idee für einen Italienischen Diplomaten. Zeigen wir doch den schauerlichen Hyperboräern in Preußenland, daß der feine Kopf Machiavells gegen den schweren Hammer Thor's sich auch noch zu fühlen wagt!

So mochte Lamarmora gedacht, oder mit den Impulsen des Instincts auch nur dunkel gefühlt haben — und wer möchte ihm Unrecht geben. Als Italiener hat er vielleicht Recht. Ist doch heute eine Weltlage, daß selbst fürs ernsthafteste Politikmachen die Mauern eines Tollhauses kaum noch ein trennendes Hinderniß sind. Es gehört ein feiner Blick dazu, was dies- und jenseits der Mauer gemacht worden, überall zu unterscheiden. Wie Menschen sonst Wahnsinn geheuchelt haben, aber als Kluge durchschaut

wurden, so kann in Romanien jeder Kluge und Patriotische jetzt für einen ganz guten und richtigen Narren aus irgend einem Gesichtspuncte Germaniens gelten.

Seit dem Aufhören der Römer ist der Zustand Romaniens eine organische Lüge. Wie ein tödtliches Uebel sind ihm Widerspruch und Unwahrheit eingepflanzt. In allen Leitartikeln über Romanien muß das selbst wieder der leitende Faden sein.

Italien hat sich geeinigt auf Kosten des Papstthums, aber das Papstthum war ihm seit je der natürliche Fortsetzer der Cäsaren und das theure Symbol der alten römischen Weltherrschaft. Noch jüngst sagte mir ein italienischer Deputirter: „Was wollen Sie? Wenn wir päpstlich sind, so herrschen wir in Paris und Wien; wenn wir königlich sind, blos bis an die Veroneser Klause.“ Der genaueste Ausdruck des italienischen Selbstbewußtseins! Aber welch' grausamer und wahrhaft tragischer Riß zwischen solchen Bedürfnissen im Innern und Ansprüchen nach Außen!

Das majestätische Geisterreich zu dem sich die römische Weltherrschaft zwar im Papstthum gas- und dunstförmig verflüchtigt aber auch wolkenförmig fixirt hat, wird nie aufhören, auf die Phantasie der Italiener magisch zu wirken. Das glänzende Wolkenbild aber machte leider nicht satt; den irdischen Leib peinigte unerträglicher Hunger und Durst: Volk wie andere Völker, Macht, wie andere Mächte zu sein. Die Italiener befinden sich genau in der Lage der alten Juden. Einer Theokratie theilhaftig, welche die Quelle ihres erhabensten Nationalstolzes war, sagten sie doch eines Tages dem Theokraten Samuel: Gieb uns einen König, wie ihn die anderen Völker der Erde haben! Das Gottesvolk wurde ein Königsvolk, es überkam den König, aber konnte es sein König zwischen Egypten und Assyrien größer und mächtiger machen? So wenig wie zwischen Frankreich und Deutschland ein italienischer König sein

Italien! Die Theokratie wurde erniedrigt — siehe die Propheten und ihre tragischen Baals-Kämpfe — aber das Königthum wurde darum nicht hoheitsvoller. Endlich brach aus der dunklen Hütte einer Zimmermannsfamilie die zurückgepreßte jüdische Theokratie mit einer beispiellos vulkanischen Wirkung wieder hervor, aber nicht der Nation und ihrem Nationalstolze kam es zu Gute. Christenthum hieß diese Theokratie und mit der Nation war es zu Ende!

Frankreich betrachtet sich als den realen Erben der römischen Weltherrschaft, wie Italien als den idealen. Von allen Theilen des zerfallenen römischen Weltreiches hat dieser Theil sich stets wie die Fortsetzung des Ganzen gerirt. Die beanspruchte Hegemonie gründet Frankreich auf seine Legionen, seine Literatur, seine Putzwaaren. Den Legionen ist es seit Crécy und Azincourt, seit Pavia, Malplaquet, Roßbach, Leipzig, Waterloo ꝛc. ꝛc. bis herauf zu Sedan um vieles schlechter gegangen als in der Regel den römischen Legionen und auch die Literatur hat an der germanischen von England ihren siegreichen Vorläufer und an der germanischen von Deutschland ihren siegreicheren Nachfolger gefunden. Bleibt also am reinsten und unbestrittensten noch die Hegemonie der Putzwaaren.

Die kostbarste Putzwaare aber ist offenbar der römische Papst. Er ist der größte Luxusartikel der Weltgeschichte, und just diesen Luxusartikel liefert Frankreich nicht! Daher der ganze Drang des französischen Geistes und der unerschütterliche Zug der französischen Geschichte, das Prestige des römischen Papstes wenigstens so viel als möglich sich anzueignen und in das seinige zu verwandeln.

Nur Eins ist Schade dabei. Der römische Papst ist seit Jahrhunderten im Veralten begriffen und veraltet täglich rapider. Frankreich aber bildet sich ein, modern zu sein und seine Macht aus modernen Ideen zu schöpfen. Wohlan, Romaniens Lüge, immanenter Widerspruch und innere Unwahrheit französischerseits! Nur aus dieser Lügenanlage

kann es geschehen, daß z. B. im Jahre 1871 die Pariser Commune „Diener eines sogenannten Gottes", nämlich Priester erschießt und schon im Jahre 1872 ganz Frankreich vor der sogenannten „Mutter" Gottes auf den Knien rutscht! Ohne die angeborne romanische Todeskrankheit: Bruch und Berstung des innersten Lebensorganes, uns stets vergegenwärtigt zu halten, könnten wir Anderen solche Extreme absolut nicht verstehen, wir, die wir in Germanien weder die Hunde der Religion noch die Henker der Religion sind! Romanien, das sich in Akademien herausputzt aber die Volksschule nie ernsthaft genommen, ist abwechselnd beides.

So trägt Italien, so trägt Frankreich jedes für sich schon, gleich einem organischen Herzfehler, einen Widerspruch in sich, den Widerspruch, im germanisch verjüngten Europa am abgestorbenen Romanismus zu leiden.

Im unpassendsten Augenblick aber setzt sie ein böses Geschick in Widerspruch auch gegen einander selbst. Just in der Stunde, wo Italien von seiner theokratischen Basis noch am ernsthaftesten hinwegdrängt, fällt die andere romanische Doublette, die französische, am thörichtesten auf diesen morschen und veralteten Stützpunkt zurück. Das Brennusschwert, das sein größerer Nachbar bei Sedan zerbrochen, droht Frankreich dem kleineren Nachbar in die Waage seiner häuslichen Verfassung zu werfen und die Transfusion parodirend, mit veraltetem Greisenblut den Körper des romanischen Bruders, der sich verjüngen will, zu vergiften. Dieser unerhörte Vorgang zwischen den zwei Blutsverwandten erzeugt schließlich den unerhörtesten: ein römischer König macht seine umgekehrte Römerfahrt über die Alpen und sucht beim germanischen Geist, der ihm innerlichst fremd und zuwider ist, Schutz und Hilfe gegen den romanischen, gegen sich selbst, gegen sein Fleisch und Bein. Man meint, die Erdachse kehre sich um und Morgen sei Abend und Ost sei West!

Dem romanischen Königspilger liegt auf seiner Wallfahrt nach Germanien Oesterreich unterwegs, jene interessante Kreuzungsstelle, wo der romanische Südwind und der germanische Nordwind eine beständige Zugluft erzeugen, ein permanentes Verschnupftsein sämmtlicher Oesterreicher aus habituell entgegengesetzten Gründen, ein unaufhörliches politisch-kirchliches Rheuma, nicht selten gesteigert zum acutesten Hexenschuß. Die Oesterreicher sind an diese wenig comfortable Lebensluft acclimatisirt und wenn sie nicht sterben, so leben sie noch. Aber der König-Ehrenmann wird Augen machen! Den russischen Kaiser haben wir wenigstens mit zehntausend Sicherheitsmännern wattirt: aber um wie viel leichter ist es auch, zu sichern vor polnischen Dolchen, als vor römischen Dolches — Blicken! Diese Aufgabe löse mir einmal eine Polizei! Und wenn wir alle Inhaber besagter Dolchesblicke beurlauben und entfernen, was bleibt noch vom offiziellen Oesterreich?! Wie ich in den 50er Jahren in Frankfurt immer zu sagen pflegte: man ist in Süddeutschland österreichischer als in Oesterreich und die besten Oesterreicher findet man außerhalb Oesterreichs, so kommt der Quirinal-König in die Wiener Luft — ich spreche immer vom „offiziellen" Wien — wie in eine Kraft-Bouillon und einen Liebig'schen Fleisch-Extract vom Vatican! Ja, wenn ein König auch die unoffizielle Welt zu sehen bekäme! Zum Beispiel in Wien jenes Wien, dessen Kaiser ein- für allemal Kaiser Joseph heißt, und das mit Ausnahme des obersten Hundert eben das ganze Wien ist! Hat doch der gute „Viki" fortgesetzt und vollendet, was Kaiser Joseph begonnen, wie sollte der josephinische Wiener ihm nicht gut Freund sein? Und wenn der arme Kaiser Joseph nur halb gethan, was er ganz gewollt, während es der gute Viki so gut hat, ganz zu thun, was er nur halb und fast gar nicht will, so daß er vor seinen eigenen Großthaten mehr komisch als pathetisch dasteht, so ist das dem lieben Wiener nur um so lieber, denn es

sieht „spaßiger" aus, d. h. wienerischer. War doch zu Kaiser Joseph's Zeiten Hegel und die „Selbstbewegung der Ideen" noch nicht erfunden und ein Monarch mußte noch einen Willen haben und eine Person sein, während er heute blos Weltgeschichte zu sein braucht, eine Art Weinreisender des Hauses Ananke & Fatum. Und so heißen wir unseren Reisenden immer willkommen, wir, das liberale und deutsche Wien.

Wie anders aber das bewußte Hundert, das Vatikan-, das Lourdes- und Mariazell-Wien, das officielle und ultramontane! Die Jesuiten sind rasend. Ihr ganzer Zug ist entgleist und culbutirt Wagen über Wagen ins Chaos. Welch' ein Lärm! Dieser Mann wagt es uns unter die Augen zu treten! Dem Kaiser hat er Mailand und Venedig entrissen, der Schwester der Kaiserin Neapel und Sicilien, den Vettern des Kaisers Toscana, Parma und Modena, und dieser Räuber will Gast des Kaisers sein! Aber Geld und Gut möchte flöten gehen, hätte er wenigstens den Papst-König nicht entthront! Das ist die empfindlichste Wunde im Hause Oesterreich und auch diesen Dolchstoß ins Herz hat er uns versetzt! Als Ludwig XVIII. den Königsmörder Fouché zum Minister annehmen mußte, sagte er cynisch, das koste den Bourbons die Jungfernschaft; wie soll es Haus Oesterreich nennen, den leibhaftigsten Antichrist zwischen seinen Beichtstühlen und Betschemeln bewirthen zu müssen? O dieser schwarze asiatische Satan, dieser Andrassy Gyula! In effigie ist er schon gehenkt, sollte man ihn nicht in natura henken, daß er seinem Kaiser und Herrn den Rath gab, einem solchen Gaste die Arme zu öffnen?

Gewiß, geliebte Brüder in Christo, das Alles ist sehr stark. Es ist einfach entsetzlich. Victor Emanuel in Wien, und nicht einmal an einem Pfahl gebraten! Ach vielleicht wäre ihm wohler in einer so klaren Situation, wie ein brennender Pfahl ist! Es sind schon viele Hände gedrückt

worden: aber Victor Emanuel und Franz Joseph Händedrücke tauschend, — man kann wirklich zweifeln, wer hier in Canossa ist, der Wirth oder der Gast! „Ich macht' ein dummes Gesichte", sagt Heinrich Heine von seinen bürgerlich Heine'schen Verlegenheiten; aber es ist ein wahres Glück, daß ein König nur ein gescheidtes Gesichte machen kann und diesmal nicht mit dem Dichter geht! Und was noch mehr Glück ist und was mich am meisten tröstet? Wirth und Gast sind Sportsmen desselben Sports. Das ist unter vornehmen Männern viel wichtiger als man glaubt. Ich wette, es vergehen nicht fünf Minuten und die Herren unterhalten sich ausgezeichnet — von Gemsen und Steinböcken.

Wovon sich mittlerweile die Herren Minghetti und Andrassy unterhalten? Das ist mein Geheimniß!

Den Jesuiten ist es natürlich keins. Sie unterhalten sich — von der Weltherrschaft der Jesuiten, was man „die katholischen Interessen" nennt. Ein Fraction der Römlinge nämlich calculirt wie folgt: Die Reise des Kirchenraubers war freilich böse gemeint, aber der Herr kann es zum Guten wenden. Was geschieht denn eigentlich? Besinnen wir uns. Wir haben unseren Chambord als päpstliche Artillerie spielen lassen, aber die Artillerie hat zu viel Lärm gemacht. Sie treibt uns den Savoyarden in die Arme Deutschlands und der stößt wieder, wie ein Billardball den anderen, das Wiener Cabinet in der deutschen Richtung vorwärts. Also fort mit Chambord! Was ist uns Hekuba? Was ist uns Chambord? Er sollte unser Werkzeug sein, wir nicht das seinige. Es war zu scharf, es machte schartig. Fort damit! Wenn Frankreich seine sogenannte Reaction moderirt, Italien und Oesterreich aber ihren Liberalismus, wozu die Neigung ohnedies immer da, so bekämen wir, um nicht zu sagen eine Allianz aber doch ein herzliches Einverständniß mit Frankreich, das heißt eine Aufstellung der drei katholischen Mächte, imposant genug,

um ihre eigene Politik zu machen, eine Politik ohne, vielleicht gegen Deutschland. Mitten auf seinem Marsche könnte solchergestalt der Savoyarde die Front verändern und ausgezogen in der Furcht vor Chambord, einer Granate die nicht platzt, wäre er auf der Haltestation Wien schon aus der größeren Furcht vor der Lächerlichkeit vielleicht zum entgegengesetzten System zu gewinnen. Wenigstens wäre das eine Combination, die zu versuchen von großem, fast unwiderstehlichem Reiz für einen Diplomaten sein müßte. Und ist Andrassy zuletzt nicht doch Katholik und Oesterreicher? Steht ihm denn selbst die „Vasallenschaft" zu Gesichte? Wird er nicht wünschen, sich zu behaupten? Aber es giebt Rathschläge, die man befolgt und die ihren Rathgeber stürzen. Beust rieth gegen Hohenwart — und fiel mit ihm. Victors Wiener-Gastspiel ist ein so verwegener Rathschlag, muß in den maßgebendsten Herzen so starke Dispositionen zu Stimmungsumschlägen erzeugen, daß wir ganz und gar unsere Witterung wittern! Hier ist gut operiren. Entweder wir gewinnen den Ungarn oder wir stürzen ihn.

So denkt jene Jesuitenfraction, die nicht blind rasend schimpft, sondern in der Wuth noch des Denkens fähig ist, nämlich des jesuitischen Denkens. Auch läßt sie das nicht drucken, wie die Ultras ihr Geschimpfe; was sie drucken ließ, das geschah durch ihren Schüler Lamarmora, den richtigsten Auguren der obigen Inauguration!

Aber trotz alledem, die Bäume der Jesuiten wachsen nicht mehr in den Himmel; was wächst, das haben nicht sie gepflanzt und was sie gepflanzt, das trägt ganz andere als ihre Ernten. Ja, zuweilen scheint es mir fast, als ob die klügsten der Jesuiten überhaupt nur noch die Pantomime des Pflanzens und Säens machten, um ihre Unfruchtbarkeit zu verbergen.

Der Narr des neunzehnten Jahrhunderts,

oder:

Das unterbrochene Opferfest.

(Nach Publizirung des Syllabus geschrieben.)

Liebigs Düngerlehre und der Bessemerstahl werden die Welt verjüngen! rief der Graf und schwang seinen Römer. Stoßen wir an, meine Herren, auf zwei Väter der Kulturgeschichte, deren Erbe ein ewig s sein wird! — Suchen wir noch einen Dritten, sagte der Bürgermeister, um die heilige Drei voll zu machen. — Mirabeau! rief ein junger Mann, ein Oekonom, wie ihn Andere, ein Landmann, wie er sich selber nannte; Mirabeau, der Vater des politischen Rechtsstaates. — Es ist ein großer Name, aber doch nur ein Parteiname, wendete der Bürgermeister ein; greifen wir höher! — Proudhon! rief der Graf, der Erlöser der Arbeit. — Pardon, Erlaucht, er hat sie nicht erlöst und kein Einzelner wird sie erlösen. Nach tausend Jahren wird im Kulturstaate gearbeitet werden, wie Proudhon selbst es nicht ahnen konnte. — Sehr wahr, stimmte der Kreishauptmann zu; aber was suchen wir weiter? ich rufe: Goethe! — Sofort fingen die Gläser zu klingen an, da rief der Bürgermeister: Verzeihung für meinen bescheidenen Widerspruch! Wir Deutsche sind ein Volk der Sittlichkeit und der Wissenschaft, aber in Ewigkeit kein Volk der Kunstschönheit. Die Deutschen sind nur moralisch zu rühren, nicht ästhetisch, sagt Schiller, den ich daher selbst auch nicht vorschlage. Mir schwebt ein Name vor, nicht wie im Alterthume Homer, sondern wie im Alterthume Aristoteles war. Das wäre ein Symbolum für Deutsche. — Humboldt! rief es von allen Seiten, und: das ist's, rief der Bürgermeister selbst. Die Gläser klangen und wurden im einstimmigen Hoch gestürzt.

Schade, sagte der Graf, daß wir nicht noch länger gerathen haben. Wir waren im besten Zug, eine Heerschau zu halten, welche uns nach und nach die ganze Fülle und Eigenthümlichkeit der modernen Kultur vorgeführt hätte. Wir hätten unser Auge noch lange an dem Schauspiele geweidet, wie die edelsten und productivsten Kräfte der Menschheit einem Ziele zustreben, für welches der Name Fortschritt noch bescheiden gewählt ist. Nicht fortgeschritten wird blos; nein, es sind neue Bahnen betreten worden, es sind unbetretene Pfade in Richtungen, welche zum allgemeinen Zielpunkte der Humanität die kürzeren Linien zu finden scheinen, von großen und schöpferischen Geistern aufgeschlossen worden.

Und nicht blos von großen und schöpferischen Geistern, nahm ein alter Professor das Wort, sondern von solchen, deren Zahl Legion ist. Das Volk, welches gegen alle Gedankenneuheit sonst sich abwehrend, im besten Falle empfangend, verhielt, arbeitet heute selbstthätig mit. Das ist der werthvollste Fortschritt. Als ich zu unserem Vereinstage hieher fuhr, stiegen auf allen Stationen Landleute ein, welche unserer Tagsatzung beiwohnen wollten, wie wir denn hier an unserer eigenen Tafelrunde Mitglieder und Gäste sehen, welche es verschmähen, was Anderes zu heißen, als einfach Bauern. Diese Wahrnehmung ist wahrhaft beglückend. Als ich am Thannberg botanisirte, passirte mir ein freundliches Abenteuer. Der Bauernknabe, welcher mein Führer war, fand einen Kalkspath, hob ihn auf und sagte vergnügt: Damit kann ich unserem Lehrer eine Freude machen. Es scheint mir ein seltenes Stück. Der Knabe war Schüler einer Ackerbauschule. Sein verständiges Wesen muthete mich an, ich wünschte ihn mit einem Andenken zu beschenken. Haben Sie Buckles Geschichte der Zivilisazion? sagte er; ich wäre der glücklichste Mensch, wenn ich das Buch bekommen könnte. Was sagen die Herren dazu? Der Junge hatte in einer Zeitung das Buch angezeigt gelesen

und sogleich eine Leidenschaft dafür gefaßt. Es war mein erster Gang, in der hiesigen Buchhandlung es zu verschreiben, und ich kann wohl sagen, ich habe nie ein Buch mit einem größeren Vergnügen verschenkt. —

Schön Dank, Herr Professor, rief ein alter Bauer an der unteren Tischhälfte, ein wahrer Patriarchenkopf. Sie sprechen von meinem Enkel Stefan am Thannberg. Wir haben uns immer eingebildet, das Kind habe einen guten Kopf, aber es hat doch gleich einen anderen Schein, wenn es ein solcher Herr auch sagt. — Ei, dann soll er leben! rief der Professor. Meine Herren, stoßen wir nach Liebig und Humboldt auch auf den Stefan am Thannberg an. Die Spitze der Pyramide theile die Ehre mit ihrem Fundamente! — Es lebe das Volk! es lebe der Knabe vom Thannberg! toastete die ganze Versammlung.

Das war ein richtiges Wort, sagte der Kreishauptmann: die Spitze der Pyramide theile die Ehre mit ihrem Fundamente. Sonst war die Bildung ein Obelisk, von oben bis unten gleich schmal; wir sehen die glücklichen Zeiten, wo sie thatsächlich anfängt Pyramide zu werden, und die kühnste Spitze auf der breitesten Basis ruht. In einer Bauernschenke am Schattenbach fand ich einen Gedanken Goethes. Die Bauern filosofirten über die Aufhebung der Todesstrafe, wovon ihnen ihr Provinzblatt geschrieben hatte. Da sagte ein Waldheger Folgendes: Ich mein' halt, einem Mörder das Leben schenken, könnte man nur mit Einwilligung derer, denen der Erschlagene angehört hat. Ich fürchte, die Angehörigen nehmen sich sonst selbst ihre Rache, und Mord und Todtschlag wird nur noch ärger. Da schreiben sie freilich in die Zeitung hinein: man soll eben keine Rache empfinden. Aber kann man das den Menschen verbieten? Ich finde, daß die ganze Sache eigentlich vor die Advokaten gar nicht gehört, sie sieht aus wie Religion. Wenn ich, wie Jakob, vierzehn Jahre um mein liebes Weib gedient habe, und ein Hund schlägt sie mir todt, um

ihr fünf Gulden zu rauben, so hat sich der Kerl gar nicht in die Hände der Advokaten und Richter gegeben, sondern er hat sich in meine Hand gegeben. Ob er leben oder sterben soll, ist mein Recht, und gehört in mein Gewissen hinein; ich hab' aber immer gehört, wenigstens in der Religion, daß die Gewissensfreiheit das Höchste ist, und daß man daran nicht kippen und wippen darf. — Wie gefällt das den Herren? Es ist buchstäblich der Ausspruch Goethes: „Wollt ihr die Todesstrafe aufheben, so müßt ihr die Blutrache erlauben." Aber der Waldheger am Schattenbach hat gewiß nicht den Goethe gelesen, kennt schwerlich nur seinen Namen. Er fand den Gedanken des Klassikers in seinem Selbstdenken.

Der Graf sagte: Zu diesem Thema meine Herren, bin ich so glücklich, vielleicht den schönsten Beitrag zu liefern. Ich fuhr, wie gewöhnlich auf der dritten Klasse, zwischen Bauern, Marktweibern und Handwerksgesellen. Neben mir saß ein junger Schlosser, mit dem ich mich angenehm unterhielt und der ganz glücklich war, daß ich ihn als einen gebildeten Menschen behandelte. In der Freude seines Herzens entwickelte er mir eine Idee und skizzirte eine Zeichnung dazu, welche das Problem löste, einen Bahnzug in der Geschwindigkeit seiner normalen Bewegung bedeutend schneller als es das jetzige Bremsen leistet, zum Stehen zu bringen. Ganz starr vor Verwunderung fragte ich ihn: Glauben Sie selbst an die Ausführbarkeit dieser Idee? Warum nicht? fragte er betreten, hat meine Rechnung einen mechanisch-technischen Fehler? Aber, Herr, rief ich im höchsten Erstaunen, in diesem Falle ist Ihre Idee ja das Rittergut werth, an dem wir soeben vorbeidampfen, und Sie geben sie dem nächstbesten Coupénachbar Preis?! Nie werde ich den Blick vergessen, womit sich der Schlosser jetzt über meine Verwunderung verwunderte. Soll man denn wuchern mit einem Gedanken, bei dem es sich um Menschenleben handelt? In allen Herrenhäusern Europas finde ich so

viel Adel nicht wieder! Und ich will Erbsen von Linsen nicht mehr unterscheiden können, wenn der Gedanke des Schlossers nicht wirklich lebensfähig ist. Ja, meine Herren, sprechen wir nicht länger von der Spitze der Pyramide; die Fundamentsteine, das Volk ...

In diesem Augenblicke flog durch ein Fenster des Sitzungssaales ein schwerer Kiesel herein, um welchen ein beschriebenes Blatt Papier gebunden war. Auf dem Blatte stand Folgendes:

„Ihr Esel und Ochsen, ihr Hunde, Schweine und Schafsköpfe! Dieses sind die Sätze, welche ich euch verkündige, und der Teufel soll in euch fahren, wie in die Schweine der Gerasener, wenn ihr den Sätzen nicht Gehorsam leistet.

1. Wer behauptet, daß zweimal zwei vier ist, soll die Schwerenoth kriegen.

2. Wer seine Kinder lesen und schreiben lehrt, bringt sie an den Galgen.

3. Wer Kinder erzeugt, ohne mir Geschenke zu machen, treibt Unzucht.

4. Wer ein Mikroskop aufstellt, den soll man ersäufen.

5. Wer sich mathemathischer Instrumente bedient, dem soll man das Haus anzünden.

6. Wer sich erfrecht, irgend etwas zu erfinden, das über's Grasfressen geht, den soll man mit Knütteln todtschlagen.

7. Verflucht ist, wer eine Dampfmühle baut.

8. Verflucht ist, wer telegrafiren läßt.

9. Verflucht ist, wer anatomische Präparate macht.

10. Verflucht ist, wer auf zwei Füßen geht.

11. Verflucht ist, wer zwei Augen im Kopfe hat.

Denn ihr sollt liegen und blind sein, und auf dem Bauche sollt ihr liegen und ich will euch treten.

12. Verflucht ist, wer Geld hat. Derselbe hat es mir gestohlen, denn alles Geld aller Taschen ist mein.

13. Verflucht ist . . .

Die Gesellschaft sah sich an. Einige lachten, andere staunten. Was soll das bedeuten?

Und mit welch festem Duktus das Alles geschrieben ist, sagte der alte Professor. Man kann nicht einmal annehmen, es sei die Hand eines Trunkenen.

Warum nicht? meinte der Graf. Es gibt Trunkene, welche den Gebrauch ihrer Kräfte erst in den Spirituosen finden. So eine Art Spiritualist mag wohl auch unser artiger Freund hier sein.

Lesen wir weiter, sagte der Oekonom. Es geht noch lange so fort. Das Ding ist lustig.

Aber der Bürgermeister machte ein verlegenes Gesicht dazu. Meine Herren, sagte er, für mich ist's traurig. Was werden Sie von unserer Ortspolizei denken! Wir sitzen hier in unserer Jahresversammlung, bewirthen unsere verehrten Gäste, die besten Männer des Landes, freuen uns über die Fortschritte der Humanität und Kultur in unserem Jahrhundert, und erleben mitten in dieser Freude ein solches Bubenstück! Ich fühle fast persönlich die Verantwortlichkeit dafür und muß Sie um Entschuldigung bitten, daß ich sofort meine Aufträge...

Aber indem der Bürgermeister sich erhob, that sich die Thüre auf und ein Wachposten führte den Uebelthäter gebunden vor sich herein.

Dem Bürgermeister stieg eine Röthe zu Gesicht über diese Taktlosigkeit des Wachmannes; der Arretirte dagegen zog sofort alle Blicke auf sich, sogar die des Bürgermeisters selbst. Das zornige „Hinaus!" blieb ihm in der Kehle stecken.

Der Verbrecher war ein alter Mann mit weißen Haaren, in schmutziger aber feiner Wäsche, abgerissenen aber feinen Kleidungsstücken, das alte kindische Gesicht glatt

rasirt, aber bei aller Verzerrung durch Elend, Hunger, Wahnsinn und Bosheit mit Spuren von Distinkzion. Seine Haltung war gebrochen und herrisch zugleich — ein lächerlich-grauenvoller Anblick.

Ihr Naturforscher seid rechte Narren, fing der Alte zu faseln an. Da nehmt ihr die Luft und zerlegt sie in Stoffe, — wie sagt ihr? Sauerstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, — hi, hi, hi, barer Mondschein! Die Luft ist blau und das blaue Wunder ist auch blau; die Luft besteht aus blauem Wunderstoff. Das ist meine Geheimlehre. Ich habe sie euch längst zum Besten gegeben; warum glaubt ihr sie nicht, ihr Racker? Schon gut. Ich werde euch alle vernichten. Ich habe große und gewaltige Helfer, — die Heuschrecken, die Eidechsen, die Engerlinge, ja selbst Kaninchen und Wiesel stehen mir zu Gebote. Ich bin ein gewaltiger Mann. Die streitbarsten Kräfte der Schöpfung sind in meinen Diensten. Schenkt mir hundert Gulden! Ich muß mir ein falsches Gebiß machen lassen, seht, meine Zähne sind ausgefallen. Ich brauche ein künstliches Ratelier. Und gegessen habe ich, wie lange schon nicht! Schenkt mir einen Pfennig! Sonst hatte ich die schönsten Menschen zu fressen, — gebratene Männer und geschmorte Weiber, — delikate Bissen! Das gedieh mir doch! Aber jetzt soll ich mich mit Risotto begnügen. Pfui Teufel! Un dinor très chétif; ein Hundefressen! Er machte eine Bewegung, als ob er vomiren wollte, — da ließ ihn der Bürgermeister hinausführen.

Eine lange Pause folgte. Auf einmal brach der Oekonom, ein junger, lebhafter Mann, in ein schallendes Gelächter aus. Hol mich der Schneider! rief er, es gibt doch nichts kurioseres als die Welt! Schade, daß das nur Clauren gesagt hat, und nicht Shakespeare. Da kommt ein närrischer Kauz, ein alter Taugenichts, und unterbricht unser Opferfest der Bildung und Wissenschaft mit einem Gefasel, — halb Kinderspiele, halb den Teufel im Herzen!

Es ist der originellste Kontrast! — Aber warum so ernsthaft, Väterchen?

Diese Worte richtete er an den Großvater Stefans, den silberhaarigen Patriarchenkopf. Der alte Mann antwortete seufzend: Ich denke darüber nach, meine Herren, wie vergänglich der Ruhm der Welt ist. Der Mann, der uns da verlumpt und verlottert als ein landstreichender Faselhans in die Hand gefallen, das war einst ein großer und vornehmer Herr. Damen haben ihm die Hand geküßt und Männer in Aemtern und Würden um Rath gefragt. Er konnte mit den Ersten im Lande mitthun, aber er wollte noch mehr als der Erste sein; — ich weiß nicht, ob er Gott im Himmel für seines Gleichen gehalten hat. Darüber verdarb er es mit der ganzen Menschheit und er ging in seinem Ansehen schrittlings zurück. Seinen Hochmuth, seinen Eigensinn, seine Rechthaberei, sein stolzes Prahlen und Prachten konnten zuletzt seine nächsten Freunde nicht mehr ertragen. Dabei führte er die liederlichste Wirthschaft im Lande. Um das Unglück aber voll zu machen, besaß er einige seiner besten Maierhöfe durch eine alte Testamentsfälschung, und die hat er vor ein paar Jahren durch einen Prozeß verloren. Der Rest ist in den Händen der Gläubiger, die nicht einmal auf ihre Zinseszinsen kommen. Seitdem ist er wirklich überhirnig geworden, was ihm die Welt schon längst prosezeit hat. Er treibt sich jetzt irrsinnig im Lande herum und läßt an Mensch und Thier seine verrückte Bosheit aus.

Aber wer ist es? fragte der Graf.

Ich wills gar nicht sagen, seufzte der Bauer. Sie würden erschrecken. Es heißt sogar, sein Name steht im Gotha'schen Staatskalender.

Hoho! rief der Graf betreten, faßte sich aber und setzte hinzu: Nun, ein jeder Stand hat seine verlornen Söhne. Wer hoch steht, fällt tief. Meine Herren, vergessen wir den armen alten Blödling, betrachten wir sein Attentat

mehr von der lächerlichen als von der ärgerlichen Seite, und gehen wir wieder an unsere Arbeiten der Vernunft und der Wissenschaft. —

Dogmen-machen und Konzils-Faustrecht.

Eine Erinnerung an Ephesus und Chalcedon.

I.

Ephesus.

Schon die ersten christlichen Jahrhunderte beschäftigten sich damit, — nicht sowohl die Gebote Christi zu befolgen, als vielmehr scharf darüber zu grübeln, wie im Gottmenschen der Gott und der Mensch eigentlich zusammenhänge, wie dieses Kunstwerk inwendig aussehe. Nachdem die Kämpfe über die Dreieinigkeit ausgefochten waren, folgten die Schlachten über die Menschwerdung.

Cyrillus, der Patriarch von Alexandrien wußte es ganz genau, daß die Natur Christi ein-naturig wäre; Nestorius, der Patriarch von Konstantinopel wußte es aber noch viel genauer, daß sie zwei-naturig sei; er unterschied sorgfältig die Menschheit seines „Meisters" Christus von der Gottheit seines „Herrn" Jesus. Der Bischof von Rom, der sich Papst nannte, aber damals noch ein Gleicher unter Gleichen war, wurde um einen Schiedsspruch angegangen, was seinem Stolze sehr schmeichelte. Er entschied sich für die Einnaturigen. Deßungeachtet brach der Kampf aus und kam es zum Schlagen, denn die Kirche war damals noch nicht zentrale und absolute Monarchie, ein römischer Bischof noch nicht ihr alleiniger Gesetzgeber.

Der Kampf brach aus, — es kam zum Schlagen, — das ist die Sprache der Kriegsbulletins. Und doch sagt es

blos: es kam zu einem Konzil! Wir bedauern es, daß Konzile Schlägereien waren, aber wir können die Kirchengeschichte nicht besser machen als sie ist.

Es kam zum Konzil von Ephesus (431 nach Chr. G.) „Groß ist die Diana von Ephesus", war ein Sprichwort der Alten; aber für die Jungfrau Diana war später die Jungfrau Maria gekommen. Die Stadt, welche einst den prächtigsten Dianatempel besaß, rühmte sich später, das Grab der Jungfrau Maria und die Gebeine derselben zu besitzen. Dieser Anspruch wurde ihr von Jerusalem streitig gemacht; da man aber auch das angebliche Mariengrab zu Jerusalem — leer fand, so entstand die treffliche Ausrede — von ihrer Auferstehung und Himmelfahrt. Das und nichts anderes ist der Ursprung von der „Himmelfahrt Mariä." Die vier ersten christlichen Jahrhunderte wußten von einer solchen noch nichts.

Enfin, — die Jungfrau Diana hatte die Jungfrau Maria zur Erbin eingesetzt, und Ephesus nannte sich fortwährend „die jungfräuliche Stadt". In dieser jungfräulichen Stadt kam nun das Konzil zusammen und dabei ging es zu, wie folgt.

Von Konstantinopel her zog der zweinaturige Nestorius, — nicht wie ein Angeklagter und Ketzer, sondern wie ein Richter. Er verließ sich weniger auf die Anzahl, als auf den Einfluß seiner Prälaten, und seine stämmigen Sklaven aus den Bädern des Zeuxippus hatten Fäuste und Waffen. Ueberdies war sein Verbündeter, Johann von Antiochia, mit einem Gefolge von Metropoliten und Theologen in langsamen Tagreisen unterwegs. Der einnaturige Cyrill dagegen hatte es noch besser gemacht und sich mit dem Ortskommandanten selbst, d. h. mit dem Bischof Memnon von Ephesus, in ein festes Bündniß begeben. Dieser Herr gebot über dreißig bis vierzig bischöfliche Stimmen, daneben bot er die Sklaven der Kirche und eine Schaar Bauern auf, welche in die Stadt stürmten, um durch ihr Geschrei

und ihre Schläge der zarten, schüchternen Taube, dem heiligen Geist, wirksam zu Hilfe zu kommen. Cyrill selbst kam auch nicht mit leeren Händen, er hatte seine Flotte, zum Behuf der nöthigen Bestechungen, mit den Reichthümern Egyptens beladen, und setzte überdies eine zahlreiche Schaar von Matrosen, Sklaven und Schwärmern an das Land, welche drohend die Stadt durchzogen, die Zweinaturigen auf Straßen und Gassen, ja selbst in ihren Häusern beleidigten, kurz im Verein mit Memnon, der ohnedies Herr der Stadt war, die Stadt gehörig terrorisirten. Dies war die Freiheit des Konzils, als dasselbe zu Pfingsten 431 — natürlich unter Anrufung des heil. Geistes — eröffnet wurde. Cyrill verfügte von vornherein über zweihundert Stimmen.

Und doch stand ihm noch der heranziehende Johann von Antiochia wie eine drohende Gewitterwolke am Horizonte. Resolut wie ein Kriegsgericht beschleunigte deßhalb das cyrillische Konzil den Angriff gegen Nestorius; der Letztere setzte der Gerichtsmacht Protest, der Vorladung Ungehorsam entgegen; aber dieser passive Widerstand half ihm wenig. Vergebens plaidirten 68 Bischöfe, darunter 22 von erzbischöflichem Range in festen, aber bescheidenen Vorstellungen für Nestorius; vergebens verwendete sich selbst der kaiserliche Minister Kandidian für einen Aufschub von nur vier Tagen; die heiligen Väter vertrieben die weltliche Obrigkeit mit Schimpf und Geschrei aus ihrer Versammlung und überstürzten den Prozeß gegen Nestorius nur um so cynischer. Das Ganze dieser wichtigen Angelegenheit wurde in einem einzigen Sommertage abgemacht: die Bischöfe gaben ihre Entscheidungen zwar abgesondert, aber die Gleichförmigkeit ihres Styles verrieth deutlich, wie sie alle nur Drähte in Einer Hand waren. Das Urtheil gegen Nestorius, boshafter Weise: „An den neuen Judas" überschrieben, wurde gefällt und an den Straßenecken von Ephesus angeheftet: die Bischöfe ließen sich von ihren Sklaven,

Faustkämpfern und Lärmmachern als Retter der Kirche und der Mutter Gottes begrüßen und feierten ihren Sieg durch Beleuchtung, Gesänge und nächtliche Unruhe.

Aber jetzt änderte sich auch die Szene. Der Minister Kandidian wußte wohl, warum er einen Aufschub von vier Tagen verlangt. Am fünften Tage kam Johann von Antiochia! Noch im Zimmer des Gasthofes und ehe er seinen Staub von den Füßen geschüttelt, empfing er den Minister Kandidian, welcher ihm Bericht erstattete über seine vergeblichen Bemühungen, die ungestüme Wuth des Cyrillus zu vereiteln oder zu vernichten. Aber Johann, ein überaus entschlossener und dramatischer Charakter, zauderte keinen Augenblick, den Stier bei den Hörnern zu fassen. Er machte kurzen Prozeß, indem er sich selbst und seine fünfzig Bischöfe für das Konzil von Ephesus erklärte, worauf er dann unverzüglich den Patriarchen von Alexandrien, Cyrill, als das Gift aller Ketzerei und einen Zerstörer der Kirche mit dem Anathema belegte, und nicht nur diesen selbst, sondern auch seinen Verbündeten, den Bischof Memnon von Ephesus mitten in seiner Hauptstadt seiner geistlichen Aemter und Würden entsetzte.

Man muß gestehen: in diesem Cyrill, in diesem Johann, in diesen Patriarchen der morgenländischen Kirche hat lauter Material zu souveränen Päpsten gesteckt. Der Papst in Rom sollte dem falschen Propheten Mahumed Hände und Füße küssen, daß er diese Länder dem Christenthume entrissen, denn unter den scharfen Geistern des Südens, unter den egyptisch-syrischen Feuerköpfen hätte sich der Bischof vom Rom in keinem Falle zum Papst und Alleinherrn der Kirche aufzuschwingen vermocht, wie unter den schweren, nebelköpfigen Nordländern.

In Ephesus war der Krieg also erklärt. Aber der abgesetzte Bischof von Ephesus, Memnon, war so wenig ein Schäfchen, wie sein Freund Cyrill oder sein Feind

Johann. Er ließ die Kirchen schließen und warf eine starke Besatzung in die Kathedrale. Unter Kandidian's Befehl rückten die Truppen zum Sturme vor; die Außenposten wurden geworfen und niedergemetzelt, aber der Platz blieb uneinnehmbar. Die Belagerer zogen sich zurück, ein kräftiger Ausfall verfolgte sie, sie verloren ihre Pferde und viele Soldaten erhielten gefährliche Keulen- und Steinwunden. Ephesus, die Stadt der Jungfrau, wurde durch Wuth und Geschrei, durch Blut und Aufruhr geschändet, während die nebenbuhlenden Synoden, das Konzil des Cyrill und das Konzil des Johann, sich gegenseitig ihre geistlichen Geschoße, ihre Bannflüche und Exkommunikationen zuschleuderten, und mit Geld und Lügen bepackt, um die Wette miteinander an den kaiserlichen Hof liefen, um die maßgebenden Eunuchen und Weiber für die ein- und zweinaturigen Inspirationen des heiligen Geistes zu gewinnen.

Während einer geschäftigen Periode von drei Monaten gab sich der Kaiser, — es war der milde Theodosius — die erdenklichste Mühe, den Theologen-Kampf beizulegen und wandte alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, nur leider nicht das beste: die Verachtung und Gleichgiltigkeit. Er unternahm es, die Anführer durch ein gemeinsames Urtheil der Lossprechung oder der Verdammung zu entfernen und einzuschüchtern, er trug seinem Statthalter zu Ephesus die ausgedehntesten Vollmachten auf und stellte ihm militärische Streitkräfte zur Verfügung; er forderte von jeder Partei erst gewählte Abgeordnete zu einer freien und unparteiischen Besprechung in der Nähe der Hauptstadt und fern von jeder Ansteckung der tumultuarischen Jungfernstadt. Aber die Orientalen weigerten sich nachzugeben und die Katholiken, stolz auf ihre Anzahl und ihre lateinischen Verbündeten, verwarfen alle Bedingungen der Duldung oder der Vereinigung. Da war denn endlich die Geduld des milden Kaisers erschöpft und er machte durch ein Auflösungsdekret einem Skandal ein Ende, welcher in

der Entfernung von vierzehn Jahrhunderten den unschuldigen Namen „allgemeine Kirchenversammlung zu Ephesus" erhalten hat!

Das Schlußtableau aber ist eine Komödie: Johann und Cyrill umarmten sich gegenseitig, um mit Anstand nach Hause zu kehren, denn die würdigen Hirten fürchteten, von ihren Herden zerrissen zu werden, wenn der Eine als der Verfluchte des Anderen gekommen wäre.

II.

Chalcedon.

Eine Umarmung zweier Todfeinde bedeutet, daß keiner von beiden mächtig genug ist, den anderen zu stürzen. Cyrill, der Einnaturige, und Johann, der Zweinaturige, setzten ihren Kampf fort. Der Kampf wogte achtzehn Jahre lang mit wechselndem Glücke hin und her. Sein hauptsächlichstes Mittel waren Palastintriguen, Minen und Gegenminen am kaiserlichen Hofe, Werbung und Abspänstigmachung der kaiserlichen Familienglieder, ihrer Sklaven, Eunuchen und Weiber, Verleumdung und Bestechung, Bieten und Ueberbieten auf Stimmen; kurz, Perfidie und Korruption. Im Laufe dieses Kampfes wurde Nestorius, der zweinaturige Patriarch in Konstantinopel, welcher wohlweislich abgedankt und sich in ein Kloster zurückgezogen hatte, aber, von Ehrgeiz und Unruhe verzehrt, auf den Kampfplatz wieder zurückgekehrt war, durch ein Edikt des Kaisers Theodosius auf gleiche Linie mit dem Zauberer Simon gesetzt, seine Schriften den Flammen übergeben, er selbst in die lybischen Wüsten verbannt, von Ort zu Ort gehetzt und geschleppt, und zuletzt doch wieder rehabilitirt, nachdem sein alter Körper allen Qualen und Entbehrungen siegreich

widerstanden. Seine Person und seine Schicksale sind gleichsam das greifliche Bild, wie der Parteienkampf am kaiserlichen Hofe seine Chancen wechselte. Einmal stand der Parteienkampf so, daß der Sieg dieses oder jenes Dogmas von einem einzigen Eunuchen abhing, welcher im Schlafgemache des Kaisers die niedrigsten Dienste verrichtete! Ihn zu verdrängen oder ihn zu halten und zu bestechen galt für das konzentrirte Interesse des Christenglaubens!

Bald nach seiner Wiederherstellung war Nestorius gestorben, schon früher sein Erzfeind Cyrill. Aber mit den Häuptern des Streites erlosch, wie man denken sollte, nicht etwa der Streit selbst, sondern die Köpfe der Hydra wuchsen nach: auf Seite der Einnaturigen in Dioskurus von Alexandrien, der Zweinaturigen in Flavian von Konstantinopel.

Indem der Letztere ein leidenschaftlich unkluges Geschrei gegen den alten einnaturigen Abt Eutyches anhub, daß Christus nicht vom Fleische der Jungfrau Maria gewesen, blies er die Flammen des Streites zu einem neuen Ausbruche an. Eutyches, Haupt von dreihundert Mönchen, verlangte eine allgemeine Kirchenversammlung, und wurde darin unterstützt von seinem Freunde Dioskurus und seinem Pathen Chrysaphius, dem regierenden Eunuchen des Palastes. So kam achtzehn Jahre nach dem ersten, das zweite Konzil vor Ephesus zu Stande. (449 n. Ch. G.)

Die Alexandriner waren seit je eine unbändige und gewaltthätige Masse, zu Exzessen fortwährend aufgelegt. (In dieser Zeit hatten sie auch den berühmten Glaubensmord an der Hypatia begangen.) Sie kamen mit einer Schaar von Bogenschützen und einer noch furchtbareren von Mönchen, welche, in ihrer thebaitischen Wüste für Lust und Schmerz abgestumpft, der Vernunft und dem Mitleid gleich unzugänglich, der Schrecken der sanfteren Menschheit waren. In Epheius angekommen, belagerten sie sofort den Sitz des Konzils, die Kathedrale, drangen mit Stöcken, Schwer-

tern und Ketten in die Kirche und zwangen die zitternden Bischöfe, welche nicht Lust zum Märtyrerthum hatten, sondern hinter den Altar flüchteten und sich unter den Bänken verbargen, ein leeres Blatt Papier zu unterschreiben, welches sodann mit der Verdammung Flavian's ausgefüllt wurde. Aber nicht genug. Der Verurtheilung folgte die Vollstreckung. Flavian wurde unverzüglich „den wilden Thieren dieses geistlichen Amphitheaters vorgeworfen" — wie Gibbon sich ausdrückt; ja, der Patriarch von Alexandrien, Dioskurus, soll sich in eigener Person herbeigelassen haben, seinen Amtsbruder von Konstantinopel mit Stößen und Fußtritten dergestalt zu mißhandeln, daß Flavian an den Wunden und Quetschungen nach drei Tagen starb. Die Geschichte selbst nennt diese zweite Synode zu Ephesus „einen Aufruhr von Räubern und Mördern," — aber war denn die erste etwas anderes?

Inzwischen hatten die Egyptischen diesmal doch über die Schnur gehauen; zwei Jahre später, beim Konzil von Chalcedon ging es ihnen schlecht.

Eine Viertelmeile vom thracischen Bosporus stand die Kirche der heiligen Euphemia auf dem Gipfel eines sanft geneigten, aber hohen Berges; ein Freibau, der als ein Wunder der Kunst gepriesen wurde und durch seine unbegrenzte Aussicht auf Land und Meer wohl fähig gewesen wäre, die Gemüther der Menschen über die irdischen Leidenschaften zum Ewigen zu erheben. Im Schiff dieser Kirche saßen auf reihenweisen Bänken 630 Bischöfe; 30 Ehrenplätze waren für Laien von senatorischem und konsularischem Rang aufgerichtet. Prunkend war im Mittelpunkte das Evangelium aufgestellt, nach dessen Worten die Bekenner desselben bisher so wenig gehandelt hatten, — aber die ganze Zurüstung verrieth schon im Aeußern, daß man denn doch auf parlamentarischen Anstand diesmal einigen Anspruch mache. Die Bischöfe von Thracien, vom Pontus, von Syrien waren zahlreicher als je erschienen, und Leo,

der römische Bischof, welcher sich Papst nannte, und der durch sein persönliches Ansehen einem Attila und Genserich imponirt hatte, unterstützte durch seine lateinischen Bischöfe und seine berühmte Dogmenschrift, das Tome, die Partei der Zweinaturigen. (Sein Vorgänger Cölestin hatte die Einnaturigen unterstützt.)

So fanden die Egyptischen in Chalcedon widriges Wetter. Unfähig, Schläge auszutheilen, aber unlustig Schläge zu empfangen, (was ehrliche Fanatiker wohl gethan hätten) salvirten sie sich — durch eine rechtzeitige Fahnenflucht. Sie ließen ihren Parteiführer Dioskurus in Stich, und flehten, indem sie sich unter Thränen und Schluchzen zur Erde warfen, die Kirchenversammlung zunächst für sich selbst um Gnade und Erbarmen an. Sie fanden Gehör. Man nahm ihre scheinbare Buße und Reue an, man häufte gleichsam ihrer aller Sünden auf das Haupt ihres Patriarchen Dioskurus allein. Dieser verlangte weder, noch hoffte er die Mäßigung derer, welche das Blut Flavians von ihm zu fordern hatten. Die wenigen, welche ein schüchternes Wort von Verzeihung fallen ließen, wurden durch den vorherrschenden Ruf nach Rache überstimmt und übertäubt.

Aber so stark war die Macht der Einnaturigen, so innig scheute man sich, über ihr Dogma zu richten — welches uns ja heute noch als das vernünftigere einleuchtet, so wenig fand man es rathsam, in Dioskurus seinen ganzen ungeheuren Anhang, mit dem gewaltigen Eutyches, dem Tanten der Partei, zu beleidigen: daß man dem verlorenen Mann nicht eigentlich als Irrlehrer und Ketzer zu Leibe ging (wurde doch der einnaturige Cyrill heilig gesprochen!), sondern den weltklugen Ausgleich ergriff, Kriminaljustiz über sein Privatleben zu üben. Als daher Dioskurus vom Konzil zu Chalcedon abgesetzt und vom Kaiser verbannt wurde, leitete man seine Schuld nicht aus kirchlichen, sondern aus persönlichen Vergehen ab.

Zeugen wurden vorgebracht, um die einzelnen Thatsachen seines Stolzes, seiner Habsucht und seiner Grausamkeit zu beweisen, und die Väter hörten mit Abscheu, daß die Almosen der Kirche an Tänzerinnen verschwendet würden, daß sein Palast, ja selbst sein Bad den Freudendirnen von Alexandrien geöffnet wäre und daß der Patriarch die schändliche Irene, eine berüchtigte Person, öffentlich als seine Beischläferin unterhalten hätte. Irene heißt im Griechischen zugleich der Friede, — ein Umstand, welchen die Gamins von Alexandrien nicht ohne Witz benützten, um auf ihren Patriarchen einen Gassenhauer zu singen, dessen Sinn im Deutschen ungefähr folgender wäre:

„Der Friede sei mit Euch Allen, sagt unser heiliger Bischof: aber wie kann der Friede, (die Irene), mit uns Allen sein, wenn sie der Bischof für sich allein behält?" —*)

Ist aber der Leser nun neugierig, wie der Streit der Einnaturigen und der Zweinaturigen schließlich noch ausgegangen, so sei ihm kund und zu wissen, daß die Kirche zuletzt — die „Einheit in der Zweiheit" annahm, welches Dogma noch das heutige ist.

„Socia Palmarum".

11. December 1871.

Die traurigste Ausgeburt der menschlichen Geistesverirrung — das Mönchsthum — ist weder jüdisch noch christlich; es ist egyptisch. Die Offenbarung Mosis bietet

---

*) *Εἰρήνη πᾶσιν ἐπίσκοπος εἶπεν ἐπελθών,*
Πῶς δύναται πᾶσιν ἡν μόνος ἐνδον ἔχει;

dem Mönchsthume keinen Anhaltspunkt, eben so wenig die Offenbarung Christi. Wie Pflanzen außer ihrem Klima entarten, ist das Mönchsthum nur eine klimatische Entartung des Christenthums. Dem letzteren scheint ungefähr der Verbreitungsgürtel der Weinrebe vorgezeichnet. Der Wein ist eine warme Pflanze, weder eine kalte noch eine heiße. Als byzantinische Missionäre, welche in Asien das Christenthum verbreiteten, mehr und mehr nach Norden vordrangen, auf das asiatische Hochplateau und in die Steppen der altai'schen Nomadenvölker, sagte ihnen ein Khan: Wie sollen wir das Andenken eures Herrn Jesus Christus feiern? wir haben weder Brod noch Wein; wir haben nichts als das Fleisch und die Milch unserer Herden! Und an diesem tristigen Argument fand das Christenthum seine Grenze. Es hörte auf, wo das Rennthier anfing und wo es dem Weine zu kalt war.

Seine entgegengesetzte Grenze war es, wo die Palme anfing und wo es dem Weine zu heiß war. Auch hier hörte das Christenthum auf — aber leider nur seinem Geiste nach; als Thatsache vegetirte die Pflanze weiter und entartete. Unter den Palmen entartete das Christenthum zum Mönchsthum. Dort, wo das Klima so heiß ist, daß die englische Postverwaltung in heißen Sommern ihre Inselbriten avisirt, Briefe, die durch's rothe Meer gehen, nicht mit Wachs zu siegeln, weil sich das Siegel auflöst; dort, wo die Dattelpalme freiwillig und ungepflegt ihre reichlichen Früchte bietet und eine Handvoll Datteln zur Nahrung eines Tages ausreicht: dort ist die klimatische Wiege des Mönchsthums. Eine übermäßige Hitze, welche zur Faulheit einladet; eine Palmenfrucht, welche die Faulheit ohne Arbeit ernährt; — wohlan, die zwei Grundbedingungen zum müssigen Mönchsleben! Im egyptischen Nilthale mußte das Mönchsthum erfunden werden — es mußte, weil es konnte!

Mit dem Auge des Philosophen und mit dem Anti-

theſen-Witz eines Voltaire oder Schiller ſtaunte der jüngere Plinius dieſe Neuerung im menſchlichen Geſchlechte, das Mönchsthum, an. Gens sola et in toto orbe praeter caeteras mira, sine ulla foemina, omni venere abdicata, sine pecunia, socia palmarum. Ita per seculorum millia (incredibile dictu!) gens aeterna est, in qua nemo nascitur. Tam fecunda illis aliorum vitae poenitentia est.

Zu deutſch: Ein Volk, ganz einzig in ſeiner Art und mit nichts auf der Welt zu vergleichen! Ein wahres Weltwunder! Ein Volk ohne Weiber, ein Volk, welches die Liebe verſchworen hat, ein Volk ohne Geld, ein Volk unter Palmen! In dieſem Volke wird niemand geboren und doch kann es ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert in alle Ewigkeit fortpflanzen. Es klingt wie ein Märchen! Dieſe Leute pflanzen ſich fort — durch das Leben Anderer und durch die Reue dieſes Lebens!

Alles war hier dem Worte oder dem Sinne nach leicht zu überſetzen, nur „socia Palmarum" klingt poetiſcher als als das deutſche: ein Volk unter Palmen. Man müßte ſagen: ein Gefährte der Palmen, ein Genoſſe, Geſelle, Geſpiele der Palmen — aber das Alles fällt nicht ins deutſche Ohr, wie ins lateiniſche: socia Palmarum. (Am kühnſten, aber vielleicht am richtigſten wäre die Ueberſetzung gegattet mit Palmen. Dicht neben der Gatten- und Weiberloſigkeit ſcheint Plinius in ſeinem Antitheſenwitz dieſe Pikanterie wirklich ſagen zu wollen.)

So verwunderte ſich Plinius über die Anfänge des Mönchthums. Wie hätte er ſich erſt verwundert über die Fortſchritte und über die Entwicklung des Mönchthums! Sine femina, ohne Weiber ſich fortzupflanzen iſt freilich merkwürdig; aber wie merkwürdig iſt es, sine pecunia, ohne Geld, Pferde und Wagen, Paläſte und Refektorien zu haben!

Mit der Schalkheit ſeiner proteſtantiſchen Ironie ſcherzt

der Geschichtschreiber Gibbon: „Ich habe irgendwo das freimüthige Geständniß eines Benedectiner-Abtes gehört, welcher sagte: Mein Gelübde der Armuth hat mir 100.000 Thaler jährliche Einkünfte verschafft, und mein Gelübde des Gehorsams hat mich zum Rang eines souveränen Reichsfürsten erhoben. Ich habe vergessen zu fragen" — spottet Gibbon — „was für schöne Erfolge er seinem Gelübde der Keuschheit verdankte."

Warum uns das Alles in diesem Augenblicke einfällt? Weil in diesem Augenblicke die Nachricht durch die Zeitungen geht, daß das Gesetz über die Aufhebung der geistlichen Kongregationen im nächsten Jahre, längstens im Jahre 1873 in's italienische Parlament eingebracht werden wird.

Aber im Jahre 1869 wurde der Suez-Kanal eröffnet, d. h. wurde die Axt der modernen Zivilisation angelegt an Egypten, — die Wiege aller geistlichen Kongregationen! Solche Witze der Weltgeschichte gefallen uns. Wieder einmal fällt der Herzog, nachdem der Mantel gefallen! Irgendwo in der Welt ertönt ein Wort — an einem ganz anderen Punkte der Welt ertönt ein ganz anderes Wort; — beide haben scheinbar nicht den geringsten Zusammenhang unter sich, — aber das Ohr wird bedeutsam getroffen, — es besinnt sich — und siehe da, man hat Wort und Antwort gehört! Nicht in der Menschensprache, aber in der Sprache der Weltgeschichte!

Mit dem Suez-Kanal wird Egypten europäisch und kaum drei oder vier Jahre später antwortet Europa mit radikaler Ausmerzung eines spezifisch egyptischen Uebels!

„Wir Pfaffen haben nie etwas getaugt", sagt Matthäus Lang, Geheimschreiber Kaiser Maximilians I. und später Erzbischof von Salzburg.*)

Und unserm Goethe sagte bekanntlich ein 70jähriger

*) Wachsmuth, Sittengeschichte V. 1. pag. 6.

Mönch in Rom: Das möchte er noch erleben, daß der Kaiser alle Mönchsorden aufhebt! Er meinte den Kaiser Joseph, während dessen Regierung Goethe seine italienische Reise machte.

Der wackere Alte! Er persönlich hat es nicht erlebt, aber das Menschengeschlecht erlebt es. Und so mag sich das sterbliche Individuum trösten, daß Alles, was es wünscht, wenigstens der unsterblichen Gattung nach und nach in Erfüllung geht oder gehen kann.

Noch aber haben wir hinzuzufügen, daß ein italienischer Mönch und ein Erzbischof von Salzburg — kein „Preßjude" ist!

Ein Capitel von den Hexen.

Gewiß gibt es in der Geschichte der letzten drei Jahrhunderte keine Umwälzung, welche auffallender, wichtiger und folgenreicher wäre, als die Genesung von jener intellectuellen Gehirnentzündung, welche man Wunderglauben nennt. Gegenwärtig nehmen fast alle Gebildeten die Erzählung von einem Wunder mit einem vollkommenen Unglauben auf. Eine Erscheinung mag noch so unerklärlich sein, mag noch so hartnäckig jeder wissenschaftlichen Forschung verbergen, was sie ist: fest steht, was sie nicht ist, nämlich daß sie kein Wunder ist. Das war einst anders. Noch sind es nicht drei, ja kaum zwei Jahrhunderte, daß nichts gewöhnlicher, wahrscheinlicher und glaubwürdiger war, als eine Wundergeschichte. Es gab kaum ein Dorf oder eine Kirche, welche nicht der Schauplatz einer übernatürlichen Kundgebung gewesen wäre. Man hielt dafür, daß die Mächte des Lichtes und der Finsterniß sichtbarlich um die Meisterschaft kämpften. Sie thaten das nicht einmal, wie andere Duellanten,

an abgelegenen Orten, sondern auf Straßen und Marktplätzen, und Jedermann konnte zusehen. Der eine Duellant kämpfte mit Gottesurtheilen, mit Verzückungen und Weissagungen, mit Blinden, welche sahen, mit Tauben, welche hörten, mit Lahmen, welche hüpften und sprangen; der andere Duellant mit Hexen, welche auf Besen ritten, und mit Milch, welche sich in Blut verwandelte.

Der Hexenglaube ist so alt wie die Welt, und die gebildetsten Staaten des Alterthums, Rom und Griechenland, hatten ihn schon. Zu den Zeiten des Demosthenes wurde eine Zauberin Lamia hingerichtet. Sie kann übrigens kaum als Ahnfrau der christlichen Hexen betrachtet werden, denn das Alterthum bestrafte die Magier nur, weil sie den Menschen ein Leid zufügten, nicht weil sie Gott beleidigten. Diese Unterscheidung ist zwischen Heiden- und Christenthum wesentlich.

Grausame Strafgesetze und harte Verfolgungen waren über die Magier gar oft schon unter den römischen Kaisern verhängt worden, aber aus rein politischen Gründen. Die Magier, welche Astrologie trieben und die Zukunft ermittelten, konnten durch das Vorgeben, daß Dieser oder Jener zum Purpur bestimmt sei, Verschwörungen stiften, Gegenkaiser aufstellen, zur Rebellion ermuntern. Ihr Verbrechen war Hochverrath. Als aber die Christen anfingen, über das römische Reich sich auszubreiten, eine Secte voll starker, mit vielem Märtyrerblute eingeweihter Schwärmerei, verabscheuten sie weniger die bürgerlichen als die religiösen Folgen der Magie; das Sacrilegium kam ihnen viel schrecklicher vor als die Anarchie. Die Schädlichkeit der Magier war allenfalls durch die talismanischen Wirkungen des Weihwassers und anderer christlicher Ceremonien in einer Art von Rivalsystem zu contrebalanciren; desto todeswürdiger blieb in den Augen der Christen der Frevel der Magier, die Vergewaltigung und Majestäts-Beleidigung Gottes. Nichts kann nämlich unhistorischer sein, als wenn man sich vor-

stellt, das Heidenthum verschwand und das Christenthum nahm seine Stelle ein, ungefähr wie Einer den Platz besetzt, welchen der Andere geräumt hat. Im Gegentheile ging das Christenthum mit den Heidenthum eine lange Reihe von Compromissen ein, wie z. B. die Alterthumsforscher schon längst die Spuren dieser Vermischung fast in jedem Theile des römisch-katholischen Glaubens entdeckt haben. Was sich nicht in legitimes Fleisch und Blut des Christenthums verwandeln ließ, wurde eine Art bastardirender Auswuchs an demselben. In der Form von unzähligen abergläubischen Gebräuchen nahm dieser Theil des Heidenthums eine schwankende Stelle ein, bald geduldet, bald verdammt, am Rande des Glaubens schwebend und durchflochten mit den autorisirten religiösen Handlungen, von den Concilien zwar desavouirt, von den unwissenderen Geistlichen aber in der Regel befördert und bei dem Volke häufig in stärkerer Verehrung, als die rituellen Ceremonien selbst. Ein dritter Theil endlich bewahrte vollkommen starr und unbeugsam die alte grausige Form des Heidenthums, jenes Heidenthums, welches nach seiner angeblichen Ueberwindung noch viel zu stark war, um nicht alle Jahrhunderte des Christenthums mitzuleben und mit der alten Titanenfaust fort und fort in dasselbe hineinzudrohen. Dieser Theil des Heidenthums nun wurde der christliche Teufelsstaat. Und dieser Staat wurde das Vaterland der Hexen, dieser unglücklichen Erben der Magier, deren Verbrechen, aus dem Weltlichen ins Geistliche übersetzt, gleichsam den Teufel zum Gegenkaiser Gottes machte und ein Hochverrath war, welcher jeden einzelnen Christen in Person anging; denn sein Staat, der Gottesstaat, das Reich der ewigen Seligkeit, fand sich durch die Hexerei unmittelbar und tödlich bedroht, wie wenn ein auswärtiger Feind erobernd und zerstörend ins Innere eines heißgeliebten Vaterlandes gerufen würde.

In der That wird es am menschlichsten sein, die Hexenprocesse unter einem solchen Gesichtspunkte anzusehen.

Was man Bitteres und Aufregendes gegen diesen wüstesten Excess des Christenthums sagen kann, gewinnt sofort ein anderes Gesicht, rückt uns näher und wird uns verständlicher, wenn wir uns vorstellen, daß der christliche Gottesstaat die Hexen als eine politische Partei von Verschwörern ansehen mochte, ungefähr wie der französische Sicherheitsausschuß die Aristokraten, die Royalisten, die Emigranten ansah. Politische Parteien pflegen aber nicht auf die Bekehrung sondern auf die Vernichtung der Gegner auszugehen. In den Hexenprocessen sollte die Partei des Teufels Kopf für Kopf physisch vernichtet werden. Natürlich konnte es den Gutgesinnten ebensowenig einfallen, die Köpfe zu zählen und vor dem Umfange der Henkerarbeit zurückzuschaudern, als es z. B. der Schreckensherrschaft Robespierre's eingefallen ist, welche aber freilich mit all ihren Guillotinen zu einer harmlosen Tändelei herabsinkt gegenüber jenem Terrorismus, welcher die Scheiterhaufen der Hexen anzündete, und welcher in aller Menschen Geschichten ohnegleichen und ohne Beispiel dasteht. Sollen doch siebentausend Hexen allein in Trier verbrannt worden sein, sechshundert von einem einzigen Bischof von Bamberg, achthundert in einem einzigen Jahre im Bisthume Würzburg! Zu Toulouse, dem Sitze der Inquisition, starben vierhundert Personen wegen Zauberei bei einer einzigen Hinrichtung und in dem winzigen Douay fünfzig in einem Jahre. Remy, ein Richter von Nancy, rühmte sich, in sechzehn Jahren achthundert Hexen dem Feuer überantwortet zu haben. Die Hinrichtungen, welche in wenigen Monaten zu Paris stattfanden, sind, nach den Worten eines gleichzeitigen Schriftstellers, fast unzählbar. Die Flüchtlinge, welche nach Spanien entrannen, wurden dort eingefangen und von der Inquisition verbrannt. In diesem Lande erstreckte sich die Verfolgung bis auf die kleinsten Orte, und der Glaube hatte so tiefe Wurzeln geschlagen, daß noch 1780 ein Zauberer verbrannt wurde. Torquemada widmete sich mit gleichem Eifer der

Ausrottung der Hexerei wie des Ketzerwesens, ebenso Peter von Arbues. In Italien lieferte die einzige Provinz Como in einem einzigen Jahre tausend Opfer. In den meisten Theilen des übrigen Landes war die Verfolgung so heftig, daß gefährliche Aufstände entstanden. Dieselben Scenen wurden in den Thälern der Schweiz und Savoyens aufgeführt. In Genf, als es noch seinem Bischofe unterstand, brannten in drei Monaten fünfhundert Hexen, achtundvierzig wurden in Constanz und Ravensburg verbrannt und achtzig in der kleinen Stadt Valóry in Savoyen. Und doch streifen all diese Ziffern nur die Oberfläche des Kraters, keineswegs seine Weite und Tiefe. Die Chronisten hatten, durch die Gewöhnung des Alltäglichsten, starke Nerven und verzeichneten beiweitem nicht alle, sondern nur die außerordentlichsten Razzias, etwa wie unsere Zeitungen heute nur die Geburt von Vierlingen für eine nennenswerthe Nachricht halten, die Zwillinge aber keiner Aufmerksamkeit würdigen. Es ist wahrscheinlich, daß der Christenstaat im Laufe der Jahrhunderte wol eine Million seiner Bürger dem Hexenglauben geopfert hat.

Die kirchengeschichtliche Ausbildung dieses Schreckenssystems ist nicht mit ein paar Phrasen von Barbarei und Fanatismus abzuthun, sondern stellt sich als eine Studie dar, über die wir in einem zweiten Artikel wenigstens ein Streiflicht zu werfen versuchen werden; vom heutigen erwartet der Leser ohne Zweifel eine interessante Antwort auf die Frage: wie und wodurch der Hexenglaube und seine Wurzel, der Wunderglaube, den breiten, unermeßlichen Boden, den sie einst besessen, verloren? Es mag ihm selbst wie ein Wunder scheinen, welcher Platzregen all die Tausende von Scheiterhaufen plötzlich ausgelöscht, welche Märsche, Evolutionen, Schlachten und dramatische Effecte den rothglühenden Boden des Aberglaubens siegreich erobert und mit den Batterien der Aufklärung unüberwindlich armirt haben.

Es ist aber bekannt, daß die Geschichte auf diese Frage

keine romantische Antwort gibt. Die Reaction gegen den Hexenglauben explodirte in keinem einzigen Knalleffect; das größte terroristische System, welches die Welt je gesehen, ging nicht in einem Aufschrei der beleidigten Menschheit und unter den Keulenschlägen ihrer tapfersten Riesen, sondern es ging langsam, geräuschlos, unbemerkt und verschwindend zu Grunde. Kein Mensch kann sagen, wer die Sporen seiner Besiegung verdient hat.

Vor Allem die Kirche selbst nicht. Es ist gar oft schon bemerkt worden, daß die Kirchengeschichte eigentlich am wenigsten von der Kirche gemacht wird. Während die Theologen aller Parteien mit dem höchsten Aufwand von gelehrten Beweisen für ihre Verfassungsfragen zu kämpfen glauben, haben unsichtbare Geisterhände auf der Rechten, auf der Linken und im Centrum den ganzen Apparat von Beweisen plötzlich beiseite geschoben, und zwar nicht einmal mit Gegenbeweisen, sondern — mit Kopfschütteln, mit Lächeln und mit Gähnen. Und das, nicht die Theologie, macht schließlich die Kirchengeschichte. Man kann nicht sagen, daß die Kirche vom Hexenglauben sich selbst gereinigt, daß theologische Beweise das Unbewiesene desselben statuirt haben.

Aber auch nicht die weltliche Literatur. Zwar hat schon Kaiser Max mit seinem urwüchsigen Gemsjägerwitz gesagt: „Wie sollen Hexen über den Teufel Gewalt haben und kein ehrlicher Mann kann von einem Engel etwas erhalten?" Ebenso hat Friedrich der Große den Aufklärungsschriften des Thomasius nachgerühmt, daß die alten Weiber es ihm verdanken, wenn sie in Ruhe alt werden können. Und in den drei Jahrhunderten zwischen Kaiser Max und Thomasius könnten wir aus allen Ländern der Christenheit eine ununterbrochene Reihe von geistlichen und weltlichen Schriftstellern nennen, welche beachtete und aufsehenmachende Bücher gegen den Hexenglauben in großer Menge geschrieben haben. Und doch brannten in diesen drei Jahrhunderten mit der fürchterlichen Ruhe eines Naturgesetzes die Schei-

terhaufen der Hexen unberirrt weiter, und die zeitgenössische Philosophie hat keinen einzigen derselben ausgelöscht. Friedrich's Bonmot ist mehr Compliment als Wahrheitszeugniß, denn unter Thomasius lag der Hexenglaube schon im Verenden, und Thomasius war nur sein Todtengräber.

Wer also nennt das unermeßliche Motiv, durch welches der Hexenglaube aus der Christenheit verschwunden ist?

Wenn ein Kind in seinem siebenten Jahre den Knecht Ruprecht fürchtet, aber in seinem achten an ihm zweifelt, so haben diese dreihundertfünfundsechzig Tage zwischen dem einen und dem anderen Jahre Veränderungen und Wendepunkte herbeigeführt, welche für die intellectuelle Geschichte des Kindes entscheidend waren. Wer aber nennt sie? Aus welchen Quellen und Quellfäden tröpfelten sie sachte zusammen? Das Resultat ist sichtbar, die einzelnen Efficienten desselben sind unsichtbar.

Wiederholen wir es, die Kirchengeschichte wird von der Culturgeschichte gemacht. Nicht die Theologen machen sie, sondern die Chemiker, Physiker, Mathematiker und Grammatiker, die Philologen und Philosophen, die Spinner, Weber, Buchdrucker, Seefahrer, Kaufleute, Fabrikanten, Comödienschreiber und Modisten. Der Glaube ändert sich mit der Cultur. Er sucht beständig seinen Einklang mit den sittlichen und intellectuellen Zuständen der Gesellschaft. In dem Maße, als die Menschen von einer roheren zu einer feineren Civilisation vorschreiten, veredelt sich ihre Phantasie, verfeinert sich ihr Gefühl, das Schreckliche weicht dem Gefälligen, der pensionirte Teufel engagirt sich bei den Novellenschreibern, und die Hexen trinken ihre Schale Kaffeh in schwatzhafter Sicherheit. Sagen wir also, der Hexenglaube wich nicht den Beweisen, sondern der Stimmung. Das ungefähr wäre die kürzeste Formel. Zu beweisen, daß kein Teufel existirt und daß die Menschen keinen Bund mit ihm haben können, wäre auch heute noch wahrscheinlich dem Gebildetsten unmöglich; und doch wäre es ebenso unmöglich,

auch nur vom Ungebildetsten eine Geneigtheit zum Hexenglauben erhalten zu können.

Das scheint nun eine hocherfreuliche Thatsache. Was kann angenehmer sein, als sich von einem ungeheuren, erdrückenden Uebel durch die bloße Stimmung zu befreien! Tausende von Richtern und Advokaten haben in den Hexenprocessen die Beweisführung als eine mit ihrem ewigen Seelenheil zu verantwortende Gewissenssache empfunden, und heute entscheidet jeder Karrenschieber durch seine bloße Gefühlsstimmung ohne allen Beweis! Wer sollte nicht jubeln, wenn man so schwere Dinge so leicht werden sieht!

Aber diese Freude hat ihr doppeltes Gesicht. Was ohne Beweis ging, kann ohne Beweis wiederkommen! Nie wird mehr geglaubt werden können, daß sich die Sonne um die Erde dreht; denn das Gegentheil ist bewiesen. Daß aber nie mehr an Hexen geglaubt werden wird, kann nicht mit derselben Sicherheit ausgesagt werden, denn unser Sicherheitsposten ist hier kein ewiger Beweis, sondern eine veränderliche Stimmung.

Wahrlich, die Concordats-Partei weiß, was sie thut, wenn sie für die unveräußerlichste Domäne der Kirche die Schule erklärt. Die Schule ist eine von den wichtigsten Regionen, in welchen die Stimmung eines Zeitalters gemodelt wird. Nicht Literatur und Theater, nicht Zeitung und Tribüne, nicht Telegraph und Eisenbahn, nicht Liebig, Ackerbau, Industrie, Handel und Wohlstand erzeugen so gründlich die Zeitstimmung, als sie all diesen Dingen voraus schon die Schule erzeugt hat. Gebt der Kirche die Schule, und sie kann all eure Fortschrittte erst zum Stillstand, dann zum Rücklauf bringen. Daß aber der Rücklauf bei einem gewissen, immerhin noch anständigen Punkte ankomme und auf demselben verharre, wird sie selbst nicht mehr in ihrer Gewalt haben, denn jede Bewegung überfliegt den Zielpunkt des Bewegenden, und die Schwungkraft eines abwärts gleitenden Körpers trägt denselben regelmäßig weiter, als der

Anstoß voraussehen ließ. Ist der Hexenglaube in Frankreich, diesem Musterlande der Aufklärung und des Fortschrittes, officiell nicht längst schon abolitionirt? Und doch ereignete sich noch unter unseren Augen Folgendes in Frankreich: 1850 klagte das Civil-Tribunal von Tarbes das Ehepaar Soubervie an, daß es den Tod der Frau Bedouret veranlaßt habe. Die Ehegatten hatten geglaubt, daß sie eine Hexe wäre, und erklärten, der Priester hätte ihnen gesagt, sie wäre die Veranlasserin der schweren Krankheit der Soubervie; darum schleppten sie die Bedouret in ein Privatzimmer, hielten sie über brennendes Stroh und legten ein rothglühendes Eisen über ihren Mund. Das unglückliche Weib starb bald im qualvollsten Schmerze. Die Soubervies gestanden die That und frohlockten darüber. Im Processe erhielten sie die bestmöglichen Zeugnisse. Es wurde dargethan, daß sie lediglich aus Aberglauben die That begangen, und geltend gemacht, daß sie nur den höchsten geistlichen Vorgängern gefolgt seien. Von den Geschwornen der Gnade empfohlen, wurden sie nur zur Zahlung von jährlich 26 Frcs. an den Mann der Gemordeten und zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt. (Cordier, Légendes des Hautes-Pyrénées. Lourdes, 1855. pp. 79—88.) In Frankreich aber besteht keine pflichtige Staatsschule, was der Clerus zu benützen weiß, indem er dem Volke — unentgeltlich Schulen eröffnet.

Es ist demnach nicht die muthwillige Lust der Pfaffenhetze, nicht das Buhlen um Volksgunst, nicht das Einstimmen in ein Tags- und Modegeschrei, sondern die Pflicht jedes sittlichen Menschen, deren Unterlassung ein schweres Verbrechen wäre, daß wir unsere Schule gegen den Einfluß der Kirche vertheidigen, jener Anstalt, welche ihrer ganzen Natur nach die Grenzen des Glaubens und Aberglaubens nie scharf unterscheiden wird, ja welche sich eigentlich nur sicher und wohl fühlt, wenn sie die Citadelle des Glaubens von den Außenwerken des Aberglaubens recht stattlich gedeckt

weiß. Jede alte Frau, welche über die Straße geht, ruft uns zu: Entreißt die Schule der Kirche!

Schopenhauer hat gesagt: Wie läßt sich ein Menschengehirn nicht zu Schanden kneten, wenn man es von seinem fünften Jahre an unter die Hände bekommt! Wie gut weiß man das auf dem Boden, welcher noch warm ist von der dreizehnhundertjährigen Lohe der Scheiterhaufen, aber — wie gut wissen auch wir es! Der Kampf um die fünfjährigen Köpfchen unserer Kinder ist unsere heiligste Culturaufgabe.

Ein Capitel vom Teufel.

Jede Religion fängt mit dem Schrecken an. Die Erscheinungen, welche sich dem Geiste des Wilden am gewaltigsten einprägen, sind nicht eben die wohlthätigen und geordneten, sondern die unheilvollen und außerordentlichen. Die Dankbarkeit ist minder lebhaft als die Furcht, und der kleinste scheinbare Bruch eines Naturgesetzes macht tieferen Eindruck als Regel und Stetigkeit. Wenn die schrecklicheren und aufregenderen Naturgesetze dem Geiste nahetreten, wenn die tödtlicheren Formen von Krankheiten oder Elementar-Ereignissen das Land verwüsten, so schließt der Wilde hieraus auf die kräftig beglaubigte Gegenwart des Teufels. Im Dunkel der Nacht, unterm Donner des Widerhalls, am Rande der Abgründe und gähnenden Klüfte, beim Leuchten der Kometen, oder dem Düster der Sonnenfinsterniß, wenn Hunger das Land verheert, Erdbeben und Pest die Menschen dahinraffen; kurz in Allem, was befremdend, schauderhaft und verderblich ist, fühlt er sich überwältigt von dem Uebernatürlichen. Ganz und gar allen Einflüssen der Natur ausgesetzt, aber vollständig unbekannt mit der Folgenkette

ihrer mannichfaltigen Theile, lebt er in beständiger Furcht dessen, was er für die unmittelbaren und eigenthümlichen Thaten der bösen Geister hält. Und da er sie fortwährend in seiner Nähe fühlt, sucht er natürlich in Verbindung mit ihnen zu treten. Er ruft und beschwört sie, er schmeichelt ihnen mit seiner Huldigung, er besticht sie mit seinen Geschenken. Im Drange eines großen Unglückes oder in Anfällen von Haß und Rache, wo er seine Kraft verzehnfachen möchte, versucht er mit Ihrer Macht sich zu wappnen und seine aufgeregte Einbildungskraft überredet ihn bald, daß er seinen Wunsch erreicht habe. Wenn Fähigkeiten und Ehrgeiz ihn über die gewöhnliche Höhe stellen, so wird ihm dieser Glaube der bequemste Pfad zur Macht. Im Besitze der Macht gebietet und zwingt er als Herrscher, an die Quelle derselben zu glauben, d. h. der Teufelsglaube wird ein Theil der Staatsreligion, wird im System der Orthodoxie legitimirt.

Diesem ganzen Gange entgegen, fing die christliche Religion nicht mit dem Schrecken, sondern mit der Liebe an. Natürlich! Sie entstand ja nicht unter rohen Wilden, sondern im Schoße einer civilisirten Gesellschaft, nicht unter den Gefahren des Naturlebens, sondern unter den bequemen Dächern der sicheren Städte. Diese Gesellschaft hatte sich die Natur längst unterworfen und die kindische Furcht der Elementar-Schrecken verlernt. Aber diese Gesellschaft war in Herren und Knechte getheilt, in stolze Bürger und in rechtlose Sklaven. Was dieser Gesellschaft demnach noth that, das war nur Eines: ein warmes, sittliches Band zwischen den Herren und Knechten, die Idee der Gleichheit und Brüderlichkeit — die Religion der Liebe!

Aber so leicht geht der Teufel doch nicht zum Teufel. Wenn er kein Amt mehr hat als Personification der Naturschrecken, so empfiehlt er sich, brauchbar und dienstfahren wie er ist als Personification der sittlichen Schrecken, als Objectivbild der menschlichen Selbstzerstörung,

kurz als Symbol des Böſen. So weiß er ſich der neuen Aera ebenſo unentbehrlich zu machen, wie der alten, und ſchwört mit Vergnügen auf ihre Verfaſſung, denn ſie erlaubt ihm ſchlechter zu ſein als je. Er entfaltet im vollſten Glanze jetzt erſt recht ſeine geſchmeidige Vielſeitigkeit, und daß er das Kreuz nicht flieht, ſondern neben der Kirche verträglich ſeine Capelle baut, bekommt ihm vortrefflich. Die neue Aera hebt ihn eher, als daß ſie ihn drückt, ſie menagirt ihn fürſtlicher als zuvor, ſeine Opfer ſind koſtbarer und werden reichlicher, die meiſten Geſchäfte gehen in ſeine Hand über, er wird die erſte Perſon im Staate. Zwar die Praxis der alten Aera iſt ihm noch immer eine liebe Gewohnheit, er blitzt und donnert für alte Weiber und liefert den Spinnſtuben effectvolle Wetterſchläge. Aber er nimmt auch den Franklin'ſchen Blitzableiter und die ganze Aufklärung nicht übel; er ſagt, er habe dieſes Bedürfniß längſt gefühlt und — operirt mit Praslins und Chaſſepots!

In der That, der unermeßliche Gegenſatz zwiſchen dem Aberglauben einer heidniſchen Natur-Religion und dem Lichte einer geoffenbarten Religion berührt den Teufelsſtaat faſt gar nicht; der Teufel wechſelt, aber er verliert nicht ſeine Bedeutung. Wenn der zitternde Wilde im Graus der Elemente ſchaudert, ſo ſchaudert der Menſch, der zum ſittlichen Leben erwacht iſt, im Bewußtſein der Untiefen und Abgründe ſeines eigenen Herzens, des namenlos ſchmerzlichen Bruches zwiſchen ſeiner idealen und realen Natur. In dieſem Sinne mag Goethe geſagt haben: „Das Schaudern iſt der Menſchheit beſtes Theil," nämlich ſeine Anlage zur Religion und der unmittelbarſte Ausdruck dieſer Anlage. Jede Religion ſchaudert. Selbſt die heiterſte und tröſtlichſte aller Religionen, die Religion, welche ſich mit Zuverſicht die Erlöſung nennt, hat ihren Teufel — ganz wie Zeus die Titanen oder wie die Aſen den Loki und den Wolf Fenrir — zwar „mit den Ketten der Finſterniß gebunden und in den Abgrund der Hölle geſchleudert," was aber im minder

siegreichen Bulletinstyl doch nur heißt: sie hat ihn am Leben gelassen. Das ist die Hauptsache. Ein tiefer Zug der menschlichen Gewissenhaftigkeit verräth sich darin. Der Mensch, wie inbrünstig die Selbstliebe ihn antreibt, das Heil zu glauben, wagt doch nicht, das Unheil zu leugnen. Er stellt es sich entfernt, er stellt es sich ohnmächtig, entkräftet, unfähig vor, aber in der Welt ist es doch! So unzerstörbar ist der Sinn der Wahrheit, oder — so schreiend sprechen die Thatsachen! Auch der leidenschaftlichste Optimismus nimmt Anstand, das entgegengesetzte Princip des Pessimismus völlig und definitiv auszuschließen.

Während wir es also den Männern von Fach überlassen, ihre Kirchengeschichte in den theologischen Streitigkeiten zu sehen, glauben wir besser zu thun, wenn wir sie in der Stimmung der Gläubigen suchen, wie sie zwischen der Heilsfreudigkeit und der Furcht vor dem Teufel schicksalsvoll auf- und niederwogt. Das ist die innere, gleichsam psychologische Kirchengeschichte.

Es vereinigte sich Alles, die ersten Jahrhunderte des Christenthums in die menschlich-heiterste Stimmung zu tauchen: das Morgenroth der neuen Heilssonne und das Abendroth der heidnischen Herrlichkeit. Den Rahmen des christlichen Dogmas durften die Ideen Plato's umwuchern und als Gnosis fast zudecken, aber die gnostischen Systeme galten nicht durchwegs für ketzerisch. Es blieben Rosen genug davon in der Dornenkrone des Heilands hängen, und das blutige Bild schüttelte jahrhundertelang nicht unwillig das Haupt dazu. Noch williger nahm die christliche Kunst die Schönheit des Heidenthums zu sich herüber. Anfangs beschäftigte sie sich ganz und gar mit den Todten. Katakomben waren die Stätten, welche verziert wurden; die Capellen waren alle von Todten umgeben, die Altäre Gräber der Märtyrer. Nach den mittelalterlichen oder sogar neueren Ideen hätte man nun denken sollen, eine unter solchen Umständen entstandene Kunst müßte einen eigenthümlich düsteren

und ſtrengen Ton angenommen haben, umſomehr, wenn man die Heftigkeit der gleichzeitigen Verfolgungen würdigt. Aber das Gegentheil! Keine Spur der Bitterkeit, der Klage, des Rachedurſtes! Das unverbrüchliche Geſetz der antiken Welt, von Grabverzierungen jedes Bild der Traurigkeit auszuſchließen, galt lange Zeit auch den Chriſten. Die Blumenkränze, an welche das Heidenthum ſich entzückte, und ſogar einige der fröhlichſten Bilder der heidniſchen Götterlehre wurden beibehalten und gemiſcht mit den ſchönſten Sinnbildern der chriſtlichen Hoffnungen, mit den ſchönſten Darſtellungen der chriſtlichen Gnadenwunder. Die Betrübniß, welche durch die Chriſtenverfolgungen über Familien und ganze Gemeinden kam, konnte die Stimmung der Geſammtheit nicht drücken, viel eher erheben und begeiſtern. Die Kirche war gleichſam ein Schlachtfeld, auf welchem zwar noch Blut floß, aber der Sieg ſchon entſchieden war. Jeder Einzelne ſtand und fiel auf ſeinem Poſten, und jeder Fallende machte das Gefühl der Unüberwindlichkeit ſtärker. Was konnte man mehr thun, als ſich kreuzigen laſſen wie der Gottmenſch ſelbſt? Der verheißene Himmel wurde ein verdienter. Man hatte die ſicherſte Ueberzeugung des gewonnenen Heiles, denn man kaufte es mit ſeinem Blute. Jeder Einzelne trug das Paradies in ſeiner Patrontaſche. Der phyſiſche Tod war Kinderſpott, denn ſeine Blume, der Triumph, das allgemeinſte und ſtärkſte Gefühl.

Darei könnte aber nichts falſcher und unhiſtoriſcher als der Wahn ſein, daß dieſes Siegesbewußtſein des Chriſtusglaubens den Teufelsglauben noch ausſchloß und ihn nicht aufkommen ließ. Nichts weniger! Als ſich die Chriſten vom Heidenthum abwendeten, geſchah es nicht deßhalb, weil ſie die Heidengötter für Lügen und Fabeln und nur den auferſtandenen Jeſus von Nazareth für wahr hielten. Weit entfernt! Zeus, Venus, Apollo, Minerva waren ihnen ebenſo wahre und wirkliche Exiſtenzen wie den Altgläubigen ſelbſt. Aber ſie wurden ihnen zu Teufel. Und da die Anbeter

dieſer Teufel noch die unermeßliche Mehrheit bildeten, und da der Dienſt dieſer Teufel in Tauſenden von Tempeln getrieben wurde, und da vom Capitol zu Rom und vom Parthenon zu Athen und vom Dianatempel zu Epheſus und von Delphi und von Olympia dieſer Teufelsdienſt über alle Maßen leuchtend und herrlich die Welt durchſtrahlte — ſo bedenke man, in welcher Atmoſphäre der damalige Chriſt zu leben das Glück hatte! Er trat Teufelsboden und athmete Teufelsluft auf Schritt und Tritt. Er ging im Teufels-Element bis an den Hals. Unſere Teufels-Miniſterien, Teufels-Parlamente und Teufelspreſſe ſind wahres Kinderſpiel gegen den Teufelsſtaat, welcher das junge Chriſtenthum einhüllte und zudeckte.

Und doch! So groß die phyſiſche, dynamiſche und räumliche Verbreitung des Teufels war, ſo klein war ſeine moraliſche. Er herrſchte überall, nur nicht in den Gemüthern. Die Gemüther waren ihres Gottes viel zu gewiß. Noch fühlte man ſich dem Heiland und ſeinen Apoſteln viel zu nahe, noch wirkte man ſelbſt zu kräftig und zu ehrlich mit dem Heile mit, als daß der Stifter des Unheils Figur machen konnte. Es iſt wahr, nichts war der chriſtlichen Phantaſie geläufiger als der Teufelsſpuk und ſein unaufhörliches, allgegenwärtiges Treiben. Viele Tauſende von Fällen des Beſeſſenſeins, der Wunder und Erſcheinungen des Teufels waren im Umlauf und wurden ohne den geringſten Zweifel geglaubt. Es gab kaum Einen großen Heiligen, der nicht irgend ein Rencontre mit dem Teufel gehabt hätte, ja es wurde förmlich Ehrenſache, vom Teufel einer Verſuchung gewürdigt zu werden. Zuweilen erſchien er als ein fratzenhaftes ſchreckliches Thier, zuweilen als ſchwarzer Mann, manchmal als ein ſchönes Weib, oder er trieb ſeine Frechheit ſo weit, wol gar als ein Prediger auf der Kanzel, ja ſelbſt als Jeſus Chriſtus zu erſcheinen. Aber ſo ſonderbar es uns heute klingen mag, all dieſer Unfug rief nicht den geringſten Terrorismus hervor.

Man glaubte allgemein, daß der Erzfeind den Christen umschwebe, aber ebenso glaubte man, daß das Zeichen des Kreuzes oder wenige Tropfen Weihwasser, oder der Name Maria ihn sofort in eine schimpfliche Flucht jagen könne. Die Lebensgeschichten der Heiligen waren von seinen Listanschlägen voll; aber sie schilderten ihn regelmäßig als besiegt, erniedrigt und verachtet. Der Satan selbst hatte auf Geheiß Cyprian's ein wehrloses, unwissendes Mädchen, das sich der christlichen Religion geweiht hatte, wiederholt überfallen. Er hatte die ganze Kraft der Sophisterei zur Verdunkelung ihrer Jungfräulichkeit und alle Künste der erzengelhaften Beredtsamkeit zu Gunsten eines jungen und edlen Heiden erschöpft, welcher nach des Mädchens Hand strebte; aber das einfache Zeichen des Kreuzes machte jeden Sophismus zu Schanden, dämpfte jede Erregung der irdischen Liebe und trieb den Teufel geäfft und verzagt zu dem Magier zurück, der ihn gesendet hatte. Legionen von Teufeln in taktischer Schlachtordnung aufgestellt, umringten die Kirche, wohin der heilige Maurus einzog, und verhinderten mit drohenden Geberden den Zug des Heiligen; aber wenige Worte des Exorcismus zerstreuten sie alle im Nu durch die Luft. In der Kirche der heiligen Sabina zu Rom zeigte man lange einen schweren Stein, welchen der Teufel in einem Augenblicke verzweifelter Leidenschaft auf den heiligen Dominicus geschleudert, in der eitlen Hoffnung, das vom Schutzengel geschirmte Haupt zu zerschmettern. Aber das Evangelium des Johannes um den Hals gehängt, oder einen Rosenkranz, oder eine Reliquie reichten vollkommen aus, um auch die höchsten Anstrengungen der teuflischen Bosheit zu Grunde zu richten.

Das Alles beweist nur, daß eine geoffenbarte Religion eigentlich rein göttlich und gar nicht teuflisch ist; daß sie die Teufelsidee zwar historisch überkommen, aber sittlich erst dann ausbilden und mit Inhalt erfüllen kann, wenn die Kirche bereits in das Stadium ihrer Corruption eingetreten,

an ihrem Geiste gesündigt und sich dieser Sünde bewußt geworden. Bis dahin zehrt der Teufel von seinem alten, mythologisch-heidnischen Erbe; erst im Bruch der Gewissen wird sein Rohboden urbar und bringt selbstständige Früchte hervor.

Wenn man in Ländern, in welchen sich mehrere Confessionen und auf nachbarlichen Räumen durchsetzen, der Güte derselben nachfragt, so hört man regelmäßig die Antwort: Jede Confession ist gut, wo sie in der Minderheit ist. Eine bedeutungsvolle Lehre!

Daß die christliche Kirche in die Mehrheit gelangte, dürfte nun freilich nicht beklagt werden; bei einer Anstalt, welche allein selig macht, mußte ja das im Plane der Vorsehung liegen. Aber daß sie nicht nur eine Mehrheitskirche, sondern auch eine herrschende Kirche und endlich gar eine Grundherrschaft wurde: dieses Unglück hätte ihr nicht widerfahren sollen.

In der römischen Welt hatte sich die christliche Kirche mit Blut und Wunden, mit Lieben und Leiden, mit Dulden und Harren, mit guten Werken und guten Beispielen die Mehrheit erobert. Als sie aber die deutsche und slavische Welt mit dem Kriegsschwerte eroberte und den Muß-Christen nun gar ihren häßlichen Zehent aufjochte — da mochte der Gottmensch in der Höhe sein Reich auf lange verloren geben, aber der Teufel, „mit den Ketten der Finsterniß gebunden," fühlte seine Ketten leichter werden. Eine Krisis voll dunklen Verhängnisses war angebrochen. Das Mittelalter konnte nicht roh und unwissend genug sein, um nicht nach und nach zu empfinden, daß Idee und Praxis der Kirche geschiedene Wege gingen. Der reiche Jüngling des Evangeliums, welcher sein Gut den Armen verschenkte, um selbst arm zu werden, und der jetzige Christ, welcher vom armen Bettelmönche zum reichen Prälaten den umgekehrten Weg avancirte; der römische Cäsar, welcher seine Kriegsknechte auf nazarenische Beter losließ, und der römische Papst, welcher auf Waldenser und Albigenser selbst

wieder Mörderbanden hetzte: es war nicht möglich, den Christusstaat noch gründlicher umzukehren. Das Bewußtsein dieser Verkehrung pflanzte sich denn ganz folgerichtig bis zum Regenten selbst fort: man wurde irre, ob Christus diesen Staat noch regiere. Die Person des Christus trat zurück und die Person des Teufels — das heißt das Symbol der allgemein empfundenen Verderbniß — trat in den Vordergrund. Christus blieb zwar officiell in seinen Ehren und Majestätsrechten, sein Hof, seine Diplomatie, sein Inneres und Auswärtiges amtirten nach wie vor in seinem hochheiligen Namen: aber — der Name ist nicht immer die Sache. Es schlich mehr und mehr das Gefühl um, daß die sachliche Macht oder einen großen Theil derselben jener gebundene und überwundene Rebell, der Teufel, zeitweilig wieder zurückerobert. Hier war es denn, wo man anfing, sein Bündniß zu suchen. Er gewann einen Anhang, einen Hof, eine Armee. Der Hexenglaube breitete sich aus. Aber nicht nur das. Es war noch das Wenigste, daß Hexen waren und die Macht des Teufels zur Schau trugen. Auch diejenigen, welche zu Christus hielten und das Treiben der Hexen verdammten, fühlten sich doch von der Macht der Hexerei imponirt, und in einem Fältchen ihres Herzens entstand etwas wie Neid. Warum erlaubte ihnen Christus nicht, was der Teufel den Hexen erlaubte? Jene machten krank, machten Wetter; warum konnten sie nicht heilen, nicht Regen und Sonnschein machen? Zwar die Heiligen konnten es einst, und die Mönche und Priester können es noch. Aber warum nur diese? Warum nicht auch die Laien, nicht einmal die Besten und Frömmsten? Wenn sie durch die Teufelsmacht von den Hexen angegriffen werden, warum können sie sich durch die Christusmacht nicht persönlich vertheidigen? Warum? Damit sie um Schutz und Hilfe zu den Priestern gehen müssen, welche Schutz und Hilfe nur gegen bare Bezahlung verkaufen? Böse, böse Gedanken!

So war der Zweifel geboren, die Philosophie. Aber Zweifel und Philosophie, in ihren ersten Kinderjahren, fühlen nicht etwa ihr Recht, sondern einzig ihr Unrecht. Angstschweiß und Todesschweiß bricht auf den Stirnen jener kindlichen Denker aus, welche mitten in der Kirche etwas Anderes zu denken anfangen, als eben die Kirche selbst. Der mütterliche Boden zu ihren Füßen weicht, sie versinken mit den Sündern. Ist denn ihr Denken nicht selbst schon eine Eingebung des Teufels? Wer sagt ihnen, daß ein neues Licht ihre Stirnen beleuchtet und nicht blos der Widerschein von den Scheiterhaufen der Hexen? Nach jenen Verruchten greift der Teufel mit seinen leiblichen Armen, nach ihnen züngelt er aus der Ferne. So ist Alles, Alles des Teufels. Die Hexe, welche zum Scheiterhaufen geht, und der Richter, welcher sie hinführt. Sie zaubert, er denkt. Das Verbrechen ist das gleiche. Die ganze Christenheit ist des Teufels.

Natürlich kann Tag und Stunde nicht genannt werden, wo zuerst der Gedanke entstand, daß Mensch und Teufel — zwei Factoren, welche so alt wie die Weltgeschichte sind — mit einander einen leiblichen Bund eingehen können, ein Gedanke, welcher jetzt völlig als neu auftrat. Aber je sorgfältiger man die Geschichte der Jahrhunderte studirt, welche der Reformation vorausgingen, desto bestimmter weist Alles darauf hin, daß in der Geschichte des europäischen Geistes den entscheidenden Wendepunkt das zwölfte Jahrhundert bildet. Eine allgemeine Wiederbelebung der lateinischen Literatur hatte stattgefunden, welche tief in den geistigen Zustand Europas eingriff und auf den Volksglauben mit Nothwendigkeit einwirkte. Zum erstenmale seit vielen Jahrhunderten sehen wir einen schwachen Geist der Kritik gegen die Leichtgläubigkeit ankämpfen und jenseits der Theologie, welche bisher den ganzen Inhalt des Lebens vertreten, auch eine Wißbegierde nach rein weltlichen Dingen entstehen. Auf jedem Gebiete des Denkens

und Wissens gab sich eine unbestimmte Unruhe, ein Geist von Aufregung und Spannung kund, welcher zu der bisherigen Starrheit seltsam contrastirte. Der lange Schlummer der Orthodoxie war durch viele Ketzereien unterbrochen, welche, obgleich oft unterdrückt, immer von neuem zum Durchbruche kamen. Das Manichäerthum, welches eine zeitlang in der Kirche gedämpft worden war, brach in einer wilden Flamme unter den Albigensern aus und wurde nur durch jenes furchtbare Blutbad erstickt, in welchem Hunderttausende ihren Tod fanden. Damals zum erstenmale entfaltete Abelard die Fahne der Philosophie in Europa und allarmirte die Geister der Gelehrten durch scharfe und unlösbare Zweifel über die wichtigsten Glaubenslehren. Damals flammten auch die Lehren der Ungläubigkeit von Sevilla und Cordova hervor, und Averrhoes' Gestalt begann jene riesigen Verhältnisse anzunehmen, welche in einer späteren Periode den Geist von Europa überschatteten und einige der begabtesten Männer fest überzeugten, daß das Reich des Antichrists angefangen hätte. Gleichzeitig mit dem Aufleben der heidnischen Wissenschaft erwachte wieder der Hang zur Astrologie, und der in ihr liegende Fatalismus, der bestimmteste Gegensatz der christlichen Vorsehung, drang in die Hallen der Edlen und in die Paläste der Könige. So zog es sich von allen Seiten schwarz über Europa zusammen. Unser Welttheil fing an, in jene unaussprechliche Periode einzutreten, in welcher die Menschen zu zweifeln, aber den Zweifel noch nicht für unschuldig zu betrachten angefangen haben. Allgemein ist die Pein, die Gewissensangst, das Grauen vor sich selbst. Allgemein ist die Furcht vor einer nahen und beispiellosen Strafe. Tritt nun in einer solchen Stimmung wirklich eine der entsetzlichsten Erscheinungen unseres Planeten auf, eine Pest wie der schwarze Tod, welcher, nach Hecker's Berechnung (Volkskrankheiten im Mittelalter, Berlin 1865), den vierten Theil der Bewohner Europas, d. h. 25 Millionen Menschen dahingerafft

hat, so ist keine Feder im Stande, den Eindruck zu schildern, welcher die damalige Christenheit zermalmte. Flagellanten zogen umher, Bußlieder heulend und den Leib zerfleischend, und sprengten nach allen Seiten die zündenden Funken wahnsinniger Phantasien aus. Hier brach unter Fürsten und Edlen ein wahres Wettrennen aus, in die Klöster zu gehen und Schlösser und Burgen der Kirche zu opfern, die allein noch retten könne; dort sprang man mit dem Jauchzen der Verzweiflung dem Teufel in die Arme und raffte diesseitige Freuden zusammen, weil ja der Himmel doch schon verloren sei und Christus die Seinen verlassen habe. Der naive Spott mit dem Teufel, dieser durchgehende Zug der ersten christlichen Legenden, hatte aufgehört; die Macht des Teufels war fürchterlicher Ernst geworden.

Ergreifender noch als in den Notizen der Chroniken spiegelt sich dieser Umschlag der Stimmung in der christlichen Kunst ab. Bis zum Schlusse des 10. Jahrhunderts wurde der Heiland als ein sehr junger Mann, mit dem Ausdruck ungetrübter Milde und Ruhe im Gesichte und beschäftigt mit Gnadenwundern, abgebildet. „Der gute Hirt," welcher fast jede Capelle in den Katakomben ziert, war noch immer der Lieblingsgegenstand der christlichen Maler. Das Alles fing sich im 11. Jahrhundert zu ändern an. Das Gesicht Christi wurde ernster, älter, trauriger, und um das 12. Jahrhundert wird sein Bild oft geradezu schrecklich. Er ist da wirklich der „Rex tremendae majestatis" des furchtbaren Dies irae-Liedes, dieser geistlichen Marseillaise. Von Gnadenwundern zu erzählen, gewöhnte sich die Kunst ab, aber Orgagna malte und Dante sang seine Hölle!

So war die Theokratie in das Stadium eingetreten, wo sie durch den unbarmherzigsten Terrorismus, welchen die Welt je gesehen, durch das System der Hexenprocesse, Rettung aus höchster Noth für erlaubt hielt. Es war die Aufgabe dieser Zeilen, was „Ein Capitel von den Hexen"

verſprochen, zu erfüllen, nämlich vorſtellig zu machen, wie ein ſolches Syſtem bei geſitteten, eine Religion der Liebe bekennenden Völkern hiſtoriſch und pſychologiſch die Möglichkeit ſeiner Ausbildung fand.

Hexen, Petroleuſen und Wallfahrterinnen.

14. September 1871.*)

Was man mit den fantaſtiſchen Weibern anfangen ſoll, hat den nüchternen Männern von jeher graue Haare gemacht. Zur Zeit der Hexenproceſſe war es die beliebteſte Meinung — ſie zu verbrennen. Heute ſind die fantaſtiſchen Weiber ſelbſt fürs Verbrennen, aber fürs Verbrennen — von Stadthäuſern, Tuilerien und Louvres. Da iſt es nun die Meinung der Männer, ſie zu erſchießen. Dieſe rechthaberiſchen Männer wollen immer etwas anderes als die armen, unrechtleidenden Weiber. Das Pariſer Kriegsgericht will etwas weſentlich Anderes, als die Pariſer Petroleuſen.

Wenn man *mich* früge, ſo wollte ich wieder etwas Anderes, aber das einzig Wahre und Richtige. Meine Meinung iſt einfach die: man ſoll den Petroleuſen, nämlich den phantaſtiſchen Weibern, grüne „Buſchen" in die Hand geben, vergoldete Bilder und Spiegel umhängen, feierliche Einzüge bewilligen, man ſoll ſie mit Fahnen und Glocken-

*) Als Wink und Warnung für bigotte Regierungen iſt auf die phantaſtiſch-dämoniſche Verwandtſchaft zwiſchen Petroleuſen und Wallfahrterinnen unter obigem Datum mit einem Gedanken der rein theoretiſchen Erkenntniß angeſpielt worden; kaum ein Jahr verging und die auflodernde Flamme des wüſten franzöſiſchen Wallfahrter-Treibens beſtätigte dieſen Gedanken überraſchend genug mit der ganzen Beweiskraft der Erfahrung und der thatſächlichen Wirklichkeit.

geläute abholen, ihnen die ersten Straßen der ersten Hauptstädte einräumen, ihnen Postwägen, Spitalwägen, Feuerspritzen und sonstige Dummheiten rücksichtsvoll aus dem Wege räumen, man soll sie mit einer Ehrengarde von Stadtwachen wie in Gold einfassen und wenn der unbewachten Stadt inzwischen Kassen gestohlen oder Gurgel abgeschnitten werden, diese Kleinigkeiten ohne viel Aufhebens verschmerzen.

Ich bin nämlich stark überzeugt, das die Pariser Petroleusen weit und breit kein grünes Gebirge mit einem „Gnadenbilde" darin haben, wohin sie die Funken der phantastischen Weiber-Electrizität gefahrloser als auf Stadthäuser und Tuilerien versprengen könnten. Hätten sie dieses grüne Gebirge mit dem Gnadenbilde darin, so zögen sie in langen blökenden Schaaren auf eine Reihe von blauen Montagen und rosenrothen Nächten in dasselbe hinaus und erwarteten von dem Gnadenbilde im grünen Gebirge die phantastische Erfüllung aller phantastischen Hoffnungen, welche sie fauts de mieux von ihrer sogenannten „Internationalen" erwartet haben.

Denn Eins ist sicher: Der Mensch muß und will zaubern! So lange der Mensch noch Wünsche hat, welche nur übermenschliche Kräfte erfüllen könnten, sind Scheiterhaufen, Füsiladen und Guillotinen nur verlor'ne Liebesmüh' für's Petroleusenthum. Himmel oder Hölle sollen helfen, ein Wunder soll geschehen, oder wenigstens eine Hexerei, verlangt das Petroleusenthum im menschlichen Herzen. Darin aber war die alte Petroleuse, nämlich die Hexe, doch auf dem richtigeren Wege, daß sie sich schlecht und recht gleich an den Teufel wandte, d. h. an's Uebermenschliche, weil sie wußte, daß sie mehr als Menschenmögliches wünschte, weil sie wußte, wo der Mensch mit seinem Latein zu Ende. Die moderne Petroleuse weiß leider nicht, wo der Mensch mit seinem Französisch zu Ende und das ist das Erschießliche ihrer Lage. Ein Wort-

spiel bricht ihr den Hals. Sie nennt den Teufel nicht Teufel, sondern Internationale. Sie widmet ihren Teufelsdienst einem ganz so phantastischen, fratzenhaften, albernen, innerlich unmöglichen und an seinen Widersprüchen ohnmächtigen Negationskerl und Reinsimpel, wie es nur je der alte dumme Teufel war, dieser Geck und Lügengeist, der keine Macht hatte, als den Aberglauben, daß er sie hätte. Aber das weiß sie nicht. Wüßte sie es, so wäre sie Hexe und genösse den Schutz der modernen Aufklärung, da wir Hexen nicht mehr verbrennen.

Leider aber ist sie selbst aufgeklärt und mit ihrer Aufklärung hat sie den echten Geist des nüchternen und hoffärtigen 19. Jahrhunderts, welches nur Menschliches und nichts Uebermenschliches kennt. Sie kennt ihren Incubus nicht, sie weiß nicht, daß das absurde Phantom, von dem sie besessen ist, jenseits der Menschheit liegt, sondern nimmt alle Bosheit und allen Wahnwitz desselben auf ihr eignes freies Menschenthum. So verfällt sie dem Schwert des modernen Richters, da sie doch dem Schutz der modernen Aufklärung anheimfallen könnte. Die aufgeklärte Petroleuse unklar darüber, daß sie die echte alte Hexe ist, hat hinter die Hexe des Mittelalters einen unermeßlichen Rückschritt gemacht.

Da scheinen mir nun die phantastischen Weiber vor dem Gnadenbilde im grünen Gebirge die goldene Mitte zu halten zwischen den phantastischen Weibern mit der Petroleumkanne, welche ihre Phantastereien für menschlich erreichbar halten und den phantastischen Weibern auf dem Blocksberg, welche das Uebermenschliche ihrer Phantastereien zwar logischer erfaßten, dafür aber den Mißgriff begingen, das Uebermenschliche mit dem Untermenschlichen zu verwechseln.

Freilich nennt mein Freund Accusator diese subtile goldene Mitte eine sentimentale und lächerliche Alfanzerei und schnauzt mich mit der grimmigen Frage an: ob ich denn in dem „grünen Buschen" nicht auch die Petroleumkanne

röche, und in dem „schähnen Gruaß von Mariazell" nicht auch die Marseillaise heraushörte? Ob ein Fanatismus nicht wie der andere sei und alle zusammen des Teufels? Nein! ob der Eine nicht schlimmer sei als der Andere, weil der Staat wenigstens die Hexe verbrannte und die Petroleuse verurtheilt, dagegen den „grünen Buschen" und den „schähnen Gruaß von Mariazell" zu seiner Staatsmaxime macht? Oder ob ich schon je einen Staat gesehen hätte, der, wenn ich ihm die Pistole auf die Brust setzte und ihn auf Ja und Nein fragte: bist Du ein Staat Humboldts oder ein Staat der alten Weiber, welche wallfahrten gehn, nicht das Letztere antworten würde?

Guter Freund Accusator! an diesem Punkte des Gespräches brechen wir's am besten ab, denn — ein guter Freund soll mir auch der Staatsanwalt bleiben! Und er ist ja ein Anwalt des Staates, der seine Bürger wie Du vielleicht mit Recht sagst, tausendmal lieber als beim Humboldt, bei der Mariazeller Muttergottes findet. —

Kinder und Kindermärchen.

Weihnachten 1866.

Und wieder liegt das wunderbare Kind in der Krippe! Bei uns ist es ein weißes, in den negerhaltenden Ländern ein weißes und ein schwarzes, also eine Art Christkindl-Dualismus, denn die Neger wollen doch auch ihr Christkindl haben, und wie könnte das anders als schwarz pigmentirt sein? So sah z. B. in den Kirchen von Montevideo der Reisende Anderson das Weihnachtsfest durch Ausstellung von Krippen feiern, in welchem eine Wachsfigur des Jesuskindes lag; aber der gemischten Bevölkerung wegen standen in jeder Kirche zwei Krippen, und in

der Krippe der Neger war das Jesuskind schwarz. Warum reiste Herr v. Beust nicht nach Montevideo? Wenn er den Dualismus und seinen Ausgleich nicht fix und fertig von Pest mitbrachte, so kann er ihn nirgends mehr classischer studiren — das sieht Jedermann ein — als in Montevideo. Inzwischen möchte sich dieses Meisterstück von Gleichberechtigung der Nationalitäten auch den Herren Rieger und Toman empfehlen, und wäre denselben unmaßgeblich der Rath hintanzugeben, in der plastischen Formation ihrer Christkindl die historische Individualität des jungen Welterlösers durch platteste Schnabel- und Stumpfnasenbildung trutziglich zu einer slavischen zu stempeln.

Das germanische Christkindl dagegen braucht solche Aeußerlichkeiten nicht, sondern legitimirt sich als guter Deutscher schon längst durch seine Liebe zur Literatur, diesen Grundzug deutscher Volksthümlichkeit. Wenn die Lebkuchen nach dem Honiglande Polen, die Kletzen nach dem Obstlande Mähren, also auf slavische Wege weisen, alles Gedruckte dagegen deutscheste Heimathsfrucht ist, so ist unser Christkindl von Jahr zu Jahr deutscher geworden. Nicht daß die uralten slavischen Weisthümer — Lebkuchen und Kletzen — vor den leckeren Zünglein und rosigen Mündchen ihre Rechtscontinuität nur einen Augenblick verwirkt hätten: das hieße die ernstesten Interessen und Thatsachen gröblich entstellen; aber — wahr ist doch wahr! Neben Lebkuchen und Kletzen, vergoldeten Nüssen, Aepfeln und Backwerk hat sich mehr und mehr die Literatur, also das Deutschthum, den Tannenbaum erobert. Der Tannenbaum nascht weniger und liest mehr. Zu allen Zweigen und Zweiglein klettern die Geister, Feen, Hexen und Zauberer des Märchenbuches den Weihnachtsbaum hinan und theilen sich bereits mehr als paritätisch mit der materiellen Eßwaare. Wenn es heißt, daß die Menschheit immer materieller wird, so ist an der Wurzel der Menschheit, bei den Kindern, just das Gegentheil der Fall: der Materialismus verblüht auf

dem Weihnachtsbaum, und immer mehr kommt der Idealismus auf seine grünen Zweige. Mehr als das, was zum Essen ist, liebt die Kinderwelt das, was zum Glauben ist. Mehr als Aepfel und Nüsse liebt sie das Märchenbuch. Ihr Verhältniß zum Weihnachtsbaum ist idealer geworden, das Hauptorgan desselben nicht mehr die Verdauungsfähigkeit, sondern die Glaubensfähigkeit.

Es ist ein großer Gedanke, diese Glaubensfähigkeit! Was gestern und heute noch in Hand des Setzers, Druckers und Buchbinders müßige Märchenfabelei war, das ist morgen und übermorgen in die Hand eines großen und liebenswürdigen Publikums, dem nur „das Bischen deutsche Intelligenz" fehlt, sonst aber die Zukunft gehört, unbestrittenes Dogma. Der Schani bekehrt die Mali zum Glauben an den garstigen Riesen Knarasper und die Mali den Schani zu dem sanften Bekenntniß des Aschenbrödels und des Schneewittchens. Glaubenskriege entbrennen und Glaubens-Compromisse werden geschlossen. Auch Secten bilden sich sich, und die Schiiten und Protestanten rufen zu ihrem Glauben die Hilfe der kritischen Auslegung herbei. Vaterleben, gibt's einen gläsernen Berg? fragt Paulchen, und Vaterleben antwortet: Warum soll's nicht geben einen gläsernen Berg? Gibt's doch eine Stadt in einem Kesselthal von lauter papierenen Bergen! — Wo? fragt Paulchen verwundert. — Komm', ich will sie dir zeigen. — Der Knabe sieht und glaubt. Das kleine Mariechen fragt: Aber Vater, da steht, der reiche Graf Wulfil hat sein ganzes Hab und Gut verschwendet und mußte zuletzt eine Stadt nach der andern verpfänden, seine Juwelen und Silbergeschirre verkaufen, seine Bedienten entlassen, seine Hunde erschießen, und nichts blieb ihm übrig, als seine tugendsame Gattin und seine drei wunderschönen Töchter. Wenn der Graf diese gehabt hat, warum haben sie ihn denn nicht abgehalten, so zu verschwenden? — Und der Vater erklärt dem Kinde, daß die tugendsame Gattin wahr-

ſcheinlich eine Verfaſſung und die drei Töchter ein Parlament bedeuten, worauf es das Kind kinderleicht einſieht, wie ſolche Gewalten ohne Einfluß ſein können.

So übt das Märchen ſchon frühzeitig die edelſte Kraft der menſchlichen Natur, die Glaubensfähigkeit. An der Prinzeſſin Morgana, am Zitterinchen, an den ſieben Raben, am Schnadderaderaderalz lernen die Kleinen ſich vorbereiten für die höchſten und wichtigſten Probleme des Glaubens bis ſie zuletzt ſogar ans „Wiener Journal" glauben.*)

Brav, meine Lieben, brav! Ich möcht' euch Alle umarmen und küſſen! Wenn ihr nicht ſchon eine natürliche Liebe zum Märchen hättet, man müßte ſie euch künſtlich vacciniren, denn es iſt gar zu folgenreich, ans Märchen zu glauben! Es entſcheidet über Glück und Unglück eurer ganzen Zukunft.

Es iſt heute gewiß nicht der Tag, euch gruſeln und ſchaudern zu machen — das hat ſchon der Krampus beſorgt — aber ich könnte euch haarſträubende Dinge erzählen, von Kindern, geſcheiten, talentvollen Kindern, welche deſſenungeachtet das Vaterhaus meiden mußten, denn — ſie glaubten das Märchen nicht!

Da hatten wir z. B. einſt ein Kind — Dr. Gruby hieß es — das war der größte Phyſiolog unter uns, zu einer Zeit, wo wir in der Phyſiologie noch ſo gut wie nackt herumliefen. Wir brauchten ihn wie einen Biſſen Brot, aber — er glaubte das Märchen nicht, und wir konnten ihn entbehren. Ausgeſtoßen vom Vaterhaus, ſchleppte ſich der Unglückliche — allerdings in den glänzendſten Verhältniſſen, wie die Materialiſten ſagen — noch viele Jahre in Paris herum.

Kinder, glaubt eure Märchen!

Dann hatten wir ein anderes Kind — Dr. Werth-

*) Organ Belcredi's.

heim — dessen Untersuchungen über die Elasticität geradezu epochemachend waren. Vor ganz Europa konnten wir stolz sein auf ihn. Aber — er glaubte das Märchen nicht, und auf den Märchenglauben sind wir doch noch stolzer als auf die Elasticität. Auch den hat der Rattenfänger von Hameln geholt, nämlich das glaubenslose Paris.

Kinder fürchtet den Rattenfänger und glaubt eure Märchen!

Ferner hatten wir einen äußerst talentvollen Astronomen — Dr. Levy — welcher die Seele von Littrow's Sternwarte war, aber leider das Märchen nicht glaubte. Daß wir Narren gewesen wären und ihm mehr als eine Assistentenstelle mit 400 fl. gegeben hätten! Da kamen die unvermeidlichen Pariser und gaben ihm „nur für's erste" 2800 Fr. So schmachtet der Unglückliche jetzt im Auslande.

Kinder nehmt ein Beispiel daran und glaubt eure Märchen!

Was soll ich euch von Dr. Goldmark sagen, dem ungerathensten aller Kinder? Ein großer Chemiker, ein sogenannter nützlicher Mensch! Er hatte die Entdeckung des amorphen Phosphors gemacht, für Gewerbechemie und Fabrikswesen von äußerster Wichtigkeit. Was half's? Hatte er doch keine Spur von Märchenglauben! Nun, ihr wißt was aus ihm geworden ist. Sogar seine Entdeckung ist zum Märchen geworden; ein Anderer schreibt sich jetzt diese Entdeckung zu, welcher in Ehren und Würden unter uns lebt, weil er seinerseits wieder ans Märchen glaubt.

Kinder, spiegelt euch daran und glaubt fein ans Märchen.

Unter den Eiszapfen der Schweizer Alpen friert der unglückliche Professor Büdinger, einer unserer verdienstvollsten Gelehrten, welcher aber nicht ans Märchen glaubte. An der Sonne von Afrika bratet Professor Lieben in Palermo, wie Werthheim aus einer Millionärs-Familie. Er

könnte sein Geld unter uns verzehren, wäre auch gerne geblieben, wenn man ihn nur zum Docenten gemacht hätte, aber — er glaubte ans Märchen nicht. Also fort mit solchen Kindern in alle vier Winde!

Ich könnte euch noch Namen nennen wie Curtius, Schleicher, Weinhold, Ludwig, Brinz, große Gelehrte und Lehrkräfte, ausgezeichnete Professoren und Zierden jeder Lehrkanzel. Wie gerne hätten wir sie auch behalten! Aber konnten wir das? Sie glaubten ans Märchen nicht.

Ihr seht also, Kinder, ihr seht es an zahlreichen Beispielen, die ich noch um viele vermehren könnte, daß es buchstäblich wahr ist, was ich gesagt habe. Nichts so folgenreich als ans Märchen zu glauben. Das Wohl und Wehe eures Lebens hängt daran.

Laßt euch daher auch nicht irremachen, wenn einmal Einer kommt und die Welt darüber auszankt, daß sie „tausendmal widerlegte Märchen" immer von neuem glaubt.*) Das thut er nur zum Schein. Das thut er nur um euren Märchenglauben zu prüfen. Im Gegentheile! Nichts leg' ich euch dringender ans Herz, als just diese „tausendmal widerlegten Märchen" zu glauben. Ja, seht mich nur an! Ich spreche im Ernste. Glaubt all' eure Märchen, liebe Kinder, aber glaubt ganz besonders „die tausendmal widerlegten". Das seht ihr schon mit eurer kleinen Vernunft ein: an denen muß was dran sein. Wie hätte man sich sonst die auffallende Mühe genommen, sie tausendmal zu widerlegen! Eine Lüge ist leicht auf einmal zu widerlegen, was aber tausendmal widerlegt wird, das sieht wie die Unterdrückung einer unzerstörbaren Wahrheit aus. Nicht wahr, Kinder, das begreift ihr?

---

*) Die Ultramontanen hatten es in ihren Journalen und Predigten kurz zuvor „ein tausendmal widerlegtes Märchen" genannt, daß die Jesuiten den Fürstenmord vertheidigt hätten.

Gedanken über geistliche Arbeitseinstellung.

Gerechtigkeit! Gleiches Recht für Alle! Soll der Priester weniger davon haben als der geringste unserer Arbeiter? Von Zeit zu Zeit liest man, daß irgendwo ein schwacher und schüchterner Versuch einer geistlichen Arbeitseinstellung gemacht worden. Zum Beispiel ein Pfarrer verweigert hier eine Taufe, dort eine Trauung, einmal eine Absoluzion, ein anderes Mal ein Begräbniß. Nun, wie benimmt sich in einem solchen Falle die sogenannte liberale Presse? Sie mißt mit zweierlei Elle, sie wägt mit zweierlei Gewicht. Ist z. B. von einer Arbeitseinstellung die Rede, welche die Schneider in Paris, die Spinner in Manchester, die Matrosen in London, die Setzer in Leipzig, die Bäcker in Wien ꝛc. ꝛc. zu verabreden und durchzuführen für gut finden, so hat die Theorie des Liberalismus eigentlich nichts dagegen einzuwenden. Ob und wie viel das nützt, darüber läßt man streiten, darüber läßt man Zweifel und Erörterungen zu; nicht zulässig und außer allem Zweifel steht es dagegen, daß die Polizeigewalt des Staates sich nicht darein zu mischen habe. Eine Arbeitseinstellung kann gewagt, verfehlt, hoffnungslos erscheinen, niemals aber erscheint sie unerlaubt; sie gilt für eine von den freien Bewegungen, womit das Verhältniß von Arbeit und Lohn sich selbst zu reguliren berechtigt ist. Dieser Spieß nun wird vollständig umgekehrt und die Theorie des Liberalismus in einem ihrer Fundamentalsätze preisgegeben, sobald es sich darum handelt, daß ein geistlicher Arbeiter, sei es auch nur momentan und in einem vereinzelten Falle, durch Arbeitseinstellung sich den Versuch erlaubt, den Preis seiner Arbeit zu halten und den Werth derselben fühlbar zu machen. Die ganze liberale Presse ergreift dann Partei gegen den Mann! Die geistliche Arbeitseinstellung wird mit Gehässigkeit und im Sinne der Denunziazion besprochen, sie wird der öffentlichen Meinung als ein Unrecht vorgestellt, ja es blickt nicht undeutlich die

Forderung durch, daß die Staatsgewalt dergleichen nicht dulden dürfe, daß man den betreffenden Pfarrer gemaßregelt zu sehen wünsche. Das heißt „das gleiche Recht" sehr ungleich vertheilen!

Ganz anders steht zu dieser Frage meine eigene Meinung. Ich habe die Mäßigung des Klerus, womit er von dem Mittel der Arbeitseinstellung Gebrauch macht, so bescheiden, so zaghaft, so ausnahmsweise Gebrauch macht, nie genug bewundern können. Denn wenn nun einmal Arbeitseinstellung ein Mittel sein soll, den Arbeitslohn zu steigern, so bedenke doch, wolgeneigter Leser, um welche Arbeit es sich handelt! Um die kostbarste von der Welt. Um die kostbarste schon für den Arbeiter selbst, auch wenn das konsumirende Publikum, — was Gott verhüte! — das Gefühl der Kostbarkeit je einbüßte. Es handelt sich um eine Arbeit, welche der Konsument im Innersten des Herzens ganz und gar selbst verrichtet, denn was der Produzent von äußerer und sichtbarer Arbeit leistet, könnte jedes Kind leisten, könnte der Schwächste an Geist und Kraft leisten, ja, könnte dem Auge des Uneingeweihten als Arbeitsleistung überhaupt gar nicht einleuchten. Oder ist es dir je eingefallen, wohlgeneigter Leser, einer Gesellschaft von Herren und Damen — etwas Lateinisches vorzulesen? Wenn du das irgendwo versuchtest, so würde man erst glauben, du scherzest, und wenn du Ernst daraus machtest, so würde man noch Schlimmeres glauben. Thue das Nämliche, aber im Karakter des geistlichen Arbeiters, und du hast eine produktive Arbeit verrichtet. Möchtest du dir diese Arbeit nun gutwillig verkümmern lassen? Wenn nach einem guten Diner die animirte Gesellschaft sich mit Konfetti's bewirft, so ist das zwar ein graziöses und munteres Spiel, aber doch müssen die Personen schon sehr vertraut miteinander sein, welche sich mit Konfetti's bewerfen. Dagegen ist es auch in der vertrautesten Gesellschaft nicht denkbar, daß Einer aufsteht, welcher den Anderen Wasser ins Gesicht spritzt. Es gibt nur einen

einzigen Fall auf Erden, wo das eine produktive Arbeit ist, nemlich als Weihbrunnsprengen auf dem Gebiete der katholischen Kultusverrichtungen. Aber wenn es hier wirklich und mit Recht Abteien, Schlösser, Wälder, delikate Fische und köstliches Wildpret werth ist, daß man den Leuten Wasser ins Gesicht spritzt: möchtest du dir diese Arbeit irgendwie gefährden oder entwerthen lassen? Wer die Hand aufhebt und sie von oben nach unten, und von einer Seite zur andern bewegt, also eine Geberde macht, welche ungefähr dem Viervierteltakt ähnlich, der erregt die Meinung, er sei ein Kapellmeister oder Sänger und werde nun das Gaudeamus igitur zum Besten geben. Wenn er den Viervierteltakt stumm gäbe und jede Musik dazu schuldig bliebe, so würde das in allen Fällen Befremden erregen, — den einzigen Fall ausgenommen, daß er diese Geberde als geistlicher Arbeiter machte, wo sie dann als Zeichen des Kreuzes und als Zeichen des Segens ganze Armeen zum Siege führt, ganze Länder und Völker glücklich macht und mit Millionen von Kirchengütern gewiß nicht zu theuer bezahlt wäre. Das profane Auge inzwischen hätte doch nur einen Viervierteltakt gesehen, und das profane Ohr nicht einmal das Gaudeamus igitur gehört. Die äußere und sichtbare Arbeit wäre also die leichteste und kürzeste von der Welt gewesen, und wenn du für diese Arbeit Millionen bekämest, würdest du nicht all deine Kräfte aufbieten, wohlgeneigter Leser, eine so leichte Arbeit in einem so hohen Preis zu erhalten? Es thut mir bitterlich weh, daß ich von diesen geistlichen Dingen in der unheiligen Sprache der Laien sprechen muß; aber ich hoffe, du siehst darin keine Herabwürdigung deiner Religion, die ja auch die meinige ist; denn da wir unten stehen, die heiligen Dinge aber oben, so mögen wir sie noch so sehr würdigen, es wird immer ein kleines Herabwürdigen sein, nemlich ein Verfolgen der Richtung von oben nach unten, weil uns die entgegengesetzte, von unten hinauf, nach dem Gesetze der Erdschwere leider

verſagt iſt. Alſo laß mich in unſrer erdſchweren Profanſprache zu Ende ſprechen, wohlgeneigter Leſer.

Da die heilige römiſche Kirche die Mutter aller abendländiſchen Kultur iſt, ſo iſt ihr denn auch die Arbeitseinſtellung, welche wir Eintagsfliegen für eine Erſcheinung unſerer modernſten und ausgebildetſten Kultur halten, ſchon im grauеſten Mittelalter und vor vielen Jahrhunderten bekannt geweſen. Bilden wir uns doch nicht ein, irgend ein Zwangsmittel zu erfinden, welches die römiſche Kirche, die hohe Lehrmeiſterin in ſolchen Dingen, nicht zwingender längſt ſchon erfunden hätte.

Nicht denken dürfen wir an das Interdikt, jene von der Kirche erfundene und mit vernichtender Wirkung gehandhabte Rieſenform aller Arbeitseinſtellungen, ohne beſchämt die Augen niederzuſchlagen und uns als Pygmäen zu fühlen, welche ihr das nur nachmachen können, — wie der Floh den Biß einer Hyäne! Nicht denken dürfen wir es, wie viel noch fehlt, daß unſere modernen, kindiſchen Strike's nur einen Schein von der impoſanten Macht eines Interdikts hätten. Zur Arbeitseinſtellung gehört vor Allem der Begriff eines Duells zwiſchen zwei Kapitalmaſſen. Auf der einen Seite das Kapital der Lohngeber, auf der anderen Seite das Kapital der Lohnnehmer, repräſentirt theils durch ihre Arbeitskraft in natura, theils durch die Lohnerſparniſſe ihrer Vereinskaſſa. Beim römiſchen Strike, d. h. beim Interdikt, war alles Kapital auf der einen Seite und nicht das mindeſte davon auf der anderen, weil ja ſämmtliche Laien zuſammen noch nicht vermochten, was ein einziger tauber und gichtbrüchiger Kapuziner vermochte, nemlich eine Zeremonie zu verrichten. Ferner können unſere Arbeiter keinen Arbeitszweig ſperren, welcher abſolut unentbehrlich wäre. Wenn wir nur Schritt für Schritt in den Naturzuſtand zurückkehren, ſo ſind am Ende alle Induſtrien der Welt entbehrlich, und wer zuletzt aufſitzt, das ſind die Arbeiter ſelbſt. Der römiſche Strike aber konnte niemals

aufſitzen, denn welcher Menſch könnte den Viervierteltakt entbehren, oder daß ihm Waſſer ins Geſicht geſpritzt wird? Und nun erſt die Hauptſache! Die beſtorganiſirte Arbeiterassoziazion kann höchſtens die Arbeiter ihres eigenen Landes, nicht aber die Arbeiter der ganzen Welt umfaſſen, ſie kann nicht verhindern, daß vom Auslande her Arbeit importirt und der Strike nach und nach lahm gelegt wird. Vollſtändig und hermetiſch konnte das der römiſche Strike. Wenn das Interdikt auf Portugal lag, ſo konnte aus dem fernſten Maſovien kein Mönchlein zureiſen, welches die Glocken läutete, welches den Portugieſen Waſſer ins Geſicht ſpritzte, und den Viervierteltakt machte. Das heißt ein Strike! Länder und Völker beugten ſich unter ihm und trotzige Könige wurden zu demüthigen Knechten durch ihn. Er drang durch den Harniſch eiſerner Ritter, ſtreifte Panzerhemde wie Spinnweben ab und auf der nackten Haut tanzte luſtig die Geißel des römiſchen Strikes.

Dieſe Allmacht iſt endlich auch Ohnmacht geworden. Wie nach einem verheerenden Wolkenbruch, welcher Scheunen, Mühlen und feſte Brücken hinwegriß, das letzte Regentröpflein unſchädlich durch die Gashalme ſickert und keine Mücke mehr wegſchwemmt, ſo ſind es die letzten, verdunſtenden Reminiszenzen des Interdikts, wenn hin und wieder noch ein armes Kuratlein oder ein brummiger Stadtpfarrer den troſtloſen Verſuch einer momentanen Arbeitseinſtellung riskirt. Von der Zivilehe bei der Trauung, und von der Entrepriſe des pompes funèbres beim Begräbniß in einem Arbeitsmonopol reduzirt, deſſen Rente ihm ſicher, ja ewig dünkte: wer mag es dem armen unwiſſenden Manne verargen, wenn er ein klein wenig auf ſein eigenes Fäuſtchen hin ſtrikt, er, den kein weltlicher Unterricht belehrt hat, wie ungewiß jeder Strike in ſeinem Erfolg, ja wie erfolglos er in ſeiner Vereinzelung iſt? Laßt ihn das Recht der freien Arbeiterbewegung gebrauchen, ſo gut er es verſteht! Iſt es doch ſchon ein Fortſchritt, daß er dieſes Recht nicht mehr

genießt nach dem Systeme Lassalle, denn — so fabelhaft es klingt — Oesterreich, der konservativste Staat der Welt, hat nach dem revoluzionärsten aller Systeme Jahrhunderte lang die geistliche Arbeit faktisch begünstigt, nemlich nach dem System der Staatshilfe, und zwar der ausgiebigsten umfassendsten Staatshilfe. Wenn dagegen heute irgend ein Geistlicher eine Trauung oder ein Begräbniß verweigert, d. h. die Arbeit einstellt, so erblicken wir darin das System Schultze-Delitzsch, nemlich den gesunden Gedanken der Selbsthilfe, und können dem Pfarrer oder Kuraten, welcher begriffen hat, daß es auf diese ankommt, unsere Achtung nicht versagen.

Und auch der Liberalismus sollte es nicht. Wahrlich, es ist eine große Inkonsequenz der liberalen Presse, daß sie jedem Arbeitszweig das Recht der Arbeitseinstellung zugesteht, nur dem Geistlichen nicht. Fürchte ich doch, indem sie ihm dieses Unrecht thut, — räumt sie ihm eine Ausnahmsstellung ein, die er sich selbst nicht beilegt. Gleiches Recht für Alle! führt es nur streng durch dieses, Präservativ gegen — Vorrechte. Laßt dem geistlichen Arbeiter, welcher mit weltlichen Waffen kämpft, seine Kampfart. Wer weiß, wozu es gut ist!

Der Knabe aus der Fremde.

Weihnachten 1867.

In der Nacht des Heiligen Christ zog ein Knabe durch's Land — ein Knabe aus der Fremde, den ich so wenig zu nennen weiß, als ein Größerer vor mir „das Mädchen aus der Fremde". Goldgelockt war sein Haar, liebreizend Mund und Wange, und in seinem Auge strahlte ein warmes, freundliches Feuer voll Geist und Kraft. Es erinnerte an

das Wort: Wenn die Götter sich noch so gut verkleiden, an ihrem Auge kann man sie erkennen. Es war etwas Göttliches in dem Auge des Knaben. Man hätte ihn für einen Amor halten können, aber für einen Amor nach den Ideen Plato's. Für einen Liebesgott, nicht der Sinne, sondern der unsterblichen Seele.

Der Knabe blickte neugierig zu den tausend erleuchteten Fenstern hinein und fragte die Vorübergehenden, was dieses Leuchten und Glänzen bedeute. Wir feiern die Geburt Jesu Christi, war die Antwort. Ein Freudenstrahl fuhr über das Antlitz des Knaben. Die will ich mitfeiern, sagte er rasch.

Und soeben fuhr ein großer stattlicher Herr in seiner Equipage heran, stieg aus und begab sich in sein Palais. An seiner Hand blitzten Diamanten und auf seiner Brust hing ein goldenes Kreuz. Wunderbar ergriff der Anblick des Kreuzes den Knaben. Er sprang heran und faßte zutraulich die Hand des Prälaten. Du Mann, sagte er, wir wollen die Geburt Jesu Christi feiern.

Der aber brummte: Ich habe jetzt keine Zeit. Ich muß einen Hirtenbrief schreiben gegen die Teufel der Hölle, gegen die Juden und Heiden, gegen die Unsläther und Seelenmörder, kurz gegen die Rotte Korah — die Concordatsstürmer.

Thu' das, sagte der Knabe erschrocken; das müssen ja böse Menschen sein. Aber was ist das Concordat?

Das Concordat ist ein Vertrag mit Rom.

Und was sagt dieser Vertrag?

Dieser Vertrag sagt: Kein rechtgläubiger katholischer Christ kann heiraten, kann lesen und schreiben lernen, kann geboren werden und sterben, ohne daß dabei nicht Alles so hergeht, wie es Rom befiehlt.

Potz, Blitz! rief der Knabe, hat sich der Kaiser in Rom einer solchen Gewalt vermessen?

Ei was, Kaiser; ich spreche vom Papst.

Was für ein Mann ist das?

Der Papst ist der Statthalter Christi auf Erden.

Das ist wohl nicht recht möglich, sagte der Knabe bescheiden. Christus der Herr hat seine Religion nicht auf Concordate gegründet, sondern auf die freie Wahl der Gewissen.

Kindergeschwätz! rief der Prälat und machte sich fort.

Der Knabe aber ließ traurig das Köpfchen sinken und seufzte in sich hinein: Mir scheint, ich bin noch immer nicht geboren! —

Die Glocken des Domes läuteten; die Gemeinde der Gläubigen strömte andächtig nach der Kirche. An den Pforten der Kirche stand eine Frau in Sammt und Seide, auf dem zierlichen Scheitel ein Grafenkrönlein. An ihrem Halse hing ein kostbares Kreuz, und in der Hand hielt sie eine Büchse, womit sie fromme Beiträge sammelte.

Wieder war es das Kreuz, welches wie ein Magnet auf den Knaben wirkte. Lächelnd trat er heran und sagte: Schöne Frau, das ist brav von dir, daß du Almosen sammelst. Was ihr den Armen thut, das habt ihr mir gethan. Du sammelst doch für die Armen?

Aber die Gräfin maß das Bübchen von oben bis unten und antwortete stolz: Ich sammle den Peterspfennig.

Was ist das? fragte der Knabe.

Das sind Millionen einer freiwilligen Kriegssteuer, damit der Stuhl Sancti Petri Soldaten bezahlen und Krieg führen kann.

Ei, ei, Peterchen, ein so großer Herr bist du geworden? murmelte der Knabe. Was man nicht Alles erlebt! Der Fischer aus Galiläa hält sich Soldaten! Und nachdenklich schlich er weiter, und immer ernster und nachdenklicher wurde er. Wenn das mein Petrus thut, ach, dann bin ich noch immer nicht geboren! seufzte er traurig im Weiterwandern. —

So schlich er zur Stadt hinaus. Die Weihnachtslichter verschwanden hinter ihm, vor ihm lag nächtlich und dunkel ein weites Blachfeld. Nach einiger Zeit sah er ein

Dorf und im Dorfe ein altes Schloß, welches zu einem Gefängnisse eingerichtet war. Das ganze Gefängniß strahlte von Weihnachtslichtern.

Der Knabe jubelte. Recht so! rief er, die Armen, die Nackten, die Gefangenen sollt ihr bedenken. Hier endlich wird meine Wiege stehen.

Sofort war er im Hause. Da sah er ein Weib, welches in einer Ecke saß und weinte, unbetheiligt am Weihnachtsfeste.

Warum bist du verstoßen? fragte der Knabe voll Mitleid.

Weil ich eine Rückfällige bin, war die Antwort des Weibes.

Warum wurdest du rückfällig?

Ich mußte. Ich war in Noth und vergriff mich an fremdem Eigenthume.

Hat man aus einem christlichen Besserungshause dich im Stande der Noth entlassen?

Ja.

Soll ich das glauben? Ist das die Wahrheit? Und das Geistauge des Knaben sah ihr mit wunderbarer Schärfe ins Herz.

Das Weib antwortete: Ich könnte aus dem Ueberverdienste meiner Strafarbeit allerdings eine Barschaft von 28 Gulden haben. Aber die frommen Schwestern und ihre gottselige Oberin haben den Teufel der Eitelkeit im Herzen und wollen sich bei allen Gelegenheiten in den Augen der hohen Herrschaften hervorthun — leider auf Kosten der armen Gefangenen. Und so nehmen sie uns unaufhörlich unser Bischen Erspartes weg, woran wir ein kleines Kapital zu einem ehrlichen Erwerbe hätten. Bald müssen wir steuern für die Wassernoth, bald für die tapferen Krieger, am meisten aber für den Papst und den Peterspfennig. So haben sie mir meine 28 Gulden nach und nach bis auf 12 zusammengeplündert.

Sage nicht „plündern". Solche Gaben sind freiwillig und du hattest ein Recht, nein zu sagen.

Du sprichst wie ein kleines Kind. Wenn man nicht tanzt wie die Nonnen pfeifen, so conjoniren sie Einen zu Tode.*)

Da schrie der Knabe, als ob ihm ein Messer ins Herz führe, zum Himmel hinauf: Mein Vater, mein Vater, ich bin noch immer nicht geboren! Und mit verfinstertem Antlitze stürmte er aus dem Hause und sprach einen Spruch gegen das Haus — ein Nachtvogel, der an seinem Munde vorbeistrich, hat ihn gehört. Und der Nachtvogel flog in die Stadt hinein. Doctor Giskra aber fuhr aus dem Schlafe, denn er hörte ein Zwitschern vor seinem Fenster: Du Mann da drinnen, wenn du Minister wirst, ende die geistliche Verwaltung in Neudorf!**) Der Herr trägt dir's auf — und das Volk erwartet, daß du kräftiger sei'st als ein Schwächerer vor dir! —

Bin ich doch neugierig, meinen Peter zu sehen, der so viele Pfennige braucht, sogar den erpreßten Schweiß der armen Gefangenen! So sprach der Knabe und zog auf der Straße nach Süden immer tiefer hinab. Von seinem Wandel ging ein Schein aus und in Städten und Dörfern guckte bald da bald dort Einer zum Fenster heraus und meinte, es sei ein Nordlicht. Kein Mensch erkannte — den Knaben aus der Fremde!

Auf einmal stand eine Riesenkuppel in der Luft und ein Palast lag dabei mit unzähligen Vorhöfen, und das Ganze war umschwärmt von bewaffneten Garden, Livrée-Bedienten, Carrossen, Fackeln, Pifferari-Gedudel. Der Knabe schlüpfte durch all das Gewühl und — stand im Cabinete des Heiligen Vaters.

---

*) Siehe: „Aus dem Gerichtssaale", „Neue Freie Presse" Nr. 1181, Freitag 13. December 1867, Morgenblatt.

**) Ein Strafhaus für weibliche Sträflinge nächst Mödling bei Wien.

Der Heilige Vater saß bei einem guten Kaminfeuer und schlürfte eine Tasse Chocolade. Es war ein alter freundlicher Herr mit milden, leutseligen Zügen, welche sogleich das Herz des Knaben gewannen.

Grüß' dich Gott, Statthalter, sagte er, ich bringe dir meinen Peterspfennig. Aber sage, wozu brauchst du nur all diese Pfennige, he?

Um das Reich Christi zu vertheidigen.

Warum nicht gar! Des Menschen Sohn hatte nicht, wohin er sein Haupt legte, und soll sein Statthalter mehr haben? Mein Reich ist nicht von dieser Welt, sagte Christus.

Der Statthalter antwortete: Kind, das verstehst du nicht. Wenn die Menschen gehorchen sollen, so müssen sie Macht sehen. Erst geistige Macht, bald aber sinnliche, glänzende, ja schreckende, denn die Menschen sind ein schwaches Geschlecht.

Der Knabe schmunzelte mit einer holdseligen Ironie. Nun, man muß ihrer Schwäche nur nicht allzu willig entgegenkommen!

Der Stathalter fuhr fort: „Ich habe die Frage der weltlichen Herrschaft reiflich studirt. Wenn ich mich bestrebe, dieselbe aufrechtzuerhalten, so geschieht das wahrlich nicht aus Ehrgeiz, sondern weil ich überzeugt bin, daß diese Herrschaft mir unerläßlich ist, um einer vollständigen Unabhängigkeit zu genießen und um meine geistliche Autorität mit aller Freiheit auszuüben."

Der Knabe schüttelte den Kopf. Du sagtest, die Menschen sind so schwach, daß sie weltliche Macht sehen müssen, um zu gehorchen. Wie aber, wenn sie diese Macht bestreiten? Dann ist in ihren Gemüthern eine Wandlung vor sich gegangen und diese Gemüthswandlung ist selbst wieder eine Macht, eine geistige Macht, stärker als deine weltliche. Peterchen, Peterchen, in was für einem falschen Cirkel bewegst du dich da!

Das ist ein verdrießliches Gespräch, sagte der Statthalter und kraute sich das Ohr.

Der Knabe fuhr fort: Vergangene Zeiten haben dich mit weltlicher Fürstlichkeit ausgestattet, die veränderte Meinung der gegenwärtigen entkleidet dich wieder derselben. Denk' also mit Hiob: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gelobt sei der Herr.

Der Statthalter sagte: Hiob war ein frommer Mann, aber Petrus ist größer.

Der Knabe antwortete: Ich streite nicht um deinen Besitz. Du bist ein Friedensfürst, und kannst du ihn friedlich genießen, so thu's. Aber du kannst es nicht. Er kostet dich Blutvergießen, Krieg. Und wenn du von Petrus sprichst, so hat Christus der Herr zu Petrus gesagt: Wer das Schwert gebraucht, wird durch das Schwert umkommen.

Der alte Herr, welcher bekanntlich ein witziger Kopf war, sagte mit heiterer Laune: Ja siehe, mein Kind, das befolge ich aufs Wort. Ich gebrauche auch nicht das Schwert, sondern das Chassepot-Gewehr.

Aber dem Knaben that dieser Witz bitterlich weh. Eine Thräne trat in sein schönes Auge, und mit dem tiefsten Herzenstone klagte er: Ach, ich bin noch immer nicht geboren! —

Er irrte vom Trastevere ans andere Ufer hinüber. Hier war eine andere Welt. Kein fröhliches Menschengewühl, kein tausendflammiges Weihnachtsleuchten. Oede und menschenleer war die Gasse, still und dunkel. Es war das Ghetto.

Indem der Knabe im traurigen Sinnen so hinschlich, drangen aus einem Fenster des Erdgeschoßes die Gebetesworte an sein Ohr:

„Hananres haleilo onu madlichim ai hanißim . . ."

Ha, meine Muttersprache! rief der Knabe. In diesen Lauten hat meine allerseligste Mutter mich sprechen gelehrt! Gegrüßt sei die Zunge des Landsmannes und gesegnet die

Lippe des Beters! Sein Herz wallte hoch auf, eine Freudenthräne durchglänzte sein Auge.

Im Nu stand er im Zimmer. In der Mitte schwarzlockiger Knaben ragte die Gestalt des Patriarchen; Silber umwallte sein Haupt und sein halbblindes Auge sah Gottheit und Ewigkeit. Noch hielt er den Schames in der Hand, womit er zum Chanuka-Feste das erste Licht der achtzüngigen Lampe angezündet. Und soeben kam die Mutter nach Hause, einen schweren Pack von Wochenkram auf dem Rücken, wovon sie den alten Vater und die jungen Kinder im Schweiße ihres Angesichtes ernährte.

Sie hatte den Kindern Spielzeug und Süßigkeiten mitgebracht, worüber ein Sturm von Jubel ausbrach. Aber der fremde Knabe bekam von Allem sein Theil, und die Kinder luden ihn ein, Trenderl mit ihnen zu spielen, und so oft er gewann, freuten sie sich und Alle herzten und hätschelten ihn, und der Freude wurde kein Ende.

In der Mitte der Judenkinder feierte sein Weihnachtsfest — der Knabe aus der Fremde!

So verging die Nacht. Die Kinder schliefen in ihren Bettchen. Aber der Knabe aus der Fremde schlief nicht. Er trat an die Bettchen seiner Gespielen heran, streckte segnend seine Hände über sie aus und sagte: Wachset und werdet groß, und alle Schätze der Erde sollen euch verliehen sein. Ihr sagt wenigstens nicht, daß ihr sie sammelt in meinem Namen und zu meiner Ehre. Ihr beleidigt mich wenigstens nicht! — —

Dieses Blättchen widme ich allen guten und ehrbaren Menschen, ganz besonders aber meinen geistlichen Freunden, welche mein vorjähriges Weihnachts-Feuilleton in einer Staatsschrift verewigt und so in die Geschichte Oesterreichs eingeführt haben.

Roſe und Waſſer.

Am Oſterſonntage 1867.

Im Bremer Rathskeller liegt ein weltberühmtes Faß. Du findeſt es nicht in der Heerde der übrigen, welche doch auch nicht Pöbel, ſondern Magnaten vom reinſten Blute ſind. Allein und abgeſondert liegt es in einer Gewölbkammer, wie in der Dresdener Galerie die hohe ſixtiniſche Frau in einem aparten Pavillon wohnt. Auf der Decke jener Gewölbkammer iſt eine Roſe gemalt, davon heißt das königliche Faß die Roſe. Unter dieſem Namen iſt es der Ruhm von Bremen, von Deutſchland, und wenn es den Jung-Türken gelingt, ihren Staat und ihre Kehle vom Koran zu emancipiren, ſo wird ſein Ruhm vielleicht auch in Arabien erſchallen, und die beburnußten Sänger von „Roſe und Nachtigall" werden unter der Roſe das 200jährige Rheinweinfaß und nicht eine verwelkliche Blume verſtehen.

Die Roſe iſt zu gut für dieſe Welt. Zwar hin und wieder wird auf Verlangen eines beſonders weiſen Arztes, welcher mit ſeinem Latein zu Ende iſt, einem beſonders kranken und vornehmen Siechling ein Schluck aus der Roſe verordnet; aber kein geſunder Zecher kann ſich rühmen, unmittelbar aus der Roſe zu zechen. Selbſt der verſtorbene König von Preußen, welcher ein Johannisberger Oxthoft von 120 Eimern mit 20,000 Thalern bezahlt — er war ein geiſtreicher Herr und wußte den Geiſt zu ſchätzen — hätte für dieſes echt preußiſche „Heidengeld" doch nicht einen einzigen Eimer aus der Roſe bekommen. Vor der göttlichen Roſe ſind wir allzumal arme Sünder und jede Majeſtät verſchwindet vor ihrer eigenen, ſie, welche die höchſten Häupter des gotha'ſchen Staatskalenders kommen und gehen ſieht wie Thautropfen. Die Roſe iſt zu gut für dieſe Welt. Wenn der Kellermeiſter aus ihr ſchöpft, ſo geſchieht es für keine menſchliche Kehle, ſondern er füllt den Geiſtwein der Roſe

auf zwölf auserwählte Fässer, welche die tiefempfundene Andacht unserer frommen Altvordern die zwölf Apostel genannt hat. Erst der Apostelwein wird verkauft, der Rosenwein nie. Aber selbst der Apostelwein ist durch die Rose viel zu kostbar geworden, um so ohne weiteres verzehrt zu werden. Es werden daher auch die zwölf Apostel größtentheils nur wieder zur Umfüllung auf die übrigen Fässer verwendet, so daß die Rose direct und indirect den ganzen Bremer Rathskeller veredelt, und das eben ist der hohe Ruhm seiner Kellerwirthschaft.

Im Bremer Rathskeller kommen Einem fromme Gedanken und der Geist schwingt sich zum Hohen und Heiligen auf. Bei diesem Aufschwung sind ihm die kühnsten Ideen-Verbindungen leicht und natürlich. Und so dachten wir, als uns der Kellermeister seine Wirthschaft erklärte — an die Kirchengeschichte! Ja, die ganze Procedur dieser Wirthschaft gemahnte uns wie ein Symbol und eine Allegorie der Kirchengeschichte.

Die Umfüllung der Rose auf die übrigen Weinsorten vollzieht sich innerhalb des Bremer Rathskellers selbst. Die Mischung wird bis zu einem Punkte geführt, bei welchem sie, um das zu sein was sie ist, ihren praktischen Abschluß findet. Theoretisch aber ließe sich der Mischproceß über die ehrwürdigen Mauern des Kellers hinaus und bis ins Unendliche fortgesetzt denken. Folgerichtig käme der Gedanke zuletzt bei einer Grenze an, wo wir eine Flasche des lautersten Brunnenwassers vor uns hätten, welche dessenungeachtet die Ehren der Rose für sich in Anspruch nehmen könnte, weil etwa ihr neunundneunzigster Vordermann den millionsten Theil von einem einzigen Tropfen der Rose enthielte. Wie, wenn diese Wasserflasche nun lebendig würde und eine Kirchenzeitung redigirte?

Das ist ein Gedanke, der uns die ganze Kirchengeschichte mit all ihren Erscheinungen und Schicksalswechseln erklären kann.

Die Kirche ist eine Ausgießung des heiligen Geistes über

die Menschen. Der Geist ist immer derselbe, aber die Menschen wechseln. Bald sind sie fähiger, bald unfähiger, den Geist aufzunehmen und zurückzustrahlen. Je nachdem dieses oder jenes der Fall ist, hat die Kirche ihre guten und bösen Tage, ihren steigenden und sinkenden Einfluß.

Wie's in der Laienwelt aussieht, kommt dabei wenig in Rechnung. Nicht der Materialismus der Laien bestimmt das Schicksal der Kirche, sondern ihr eigener. Der Geist überwindet stets die Materie; glaubt ihr, der Materialismus ist zu groß, so findet der Rückschluß statt: euer Geist ist zu klein. Wie ein Funke ebensowohl ein Loth als tausend Centner Pulver entzündet, so ist der Geist unter allen Umständen der gewisse und unfehlbare Sieger der Materie; die Wucht und Masse der Materie hindert ihn nicht. Hier die römische Weltherrschaft, dort ein paar unwissende galiläische Fischer — was will man mehr? Und doch haben die Fischer die römische Weltherrschaft überwunden. Hier die Mörderhorden der Hunnen, welche von Chinas Grenzen bis in die Alpen stürmen, dort ein schwacher wehrloser Greis, welcher sie vor den Thoren Roms umzukehren bittet, und — sie kehren wirklich um. Das ist der Geist vis-à-vis der Materie!

Wenn daher die Kirche den Materialismus verklagt, so geschieht es mit jener Art von optischer Täuschung, womit der Schiffende glaubt, daß sich die Gestade bewegen, oder der Staarkranke, daß das Himmelsblau von schwarzen Punkten und Flecken wimmelt. In Zeiten dieser Klage leidet sie selbst am Materialismus und ist der Materialismus in ihre eigenen Organe gedrungen. Der Geist überwindet stets die Materie; die Rose ist ihrer Wirkung immer gewiß. Nur die Wasserflasche, welche den Anspruch der Rose macht, schänkt uns vergebens Glas auf Glas ein und erschöpft sich in Zorn, daß die Begeisterung ausbleibt.

Aber woran erkennen wir nun, ob im Laufe der menschlichen Wechsel in die Organe der Kirche Materialismus

gedrungen? Eben am Zorn dieser Organe! Der Christenpriester ist unter allen Umständen sanftmüthig und gelassen, er ist ja seiner Sache gewiß. Der Christengott nämlich ist ein sittlicher Gott und kein Naturgott wie Jupiter oder Baal: alle Fortschritte der Naturwissenschaften, alle Evolutionen des Materialismus ändern daher schlechterdings nicht das Geringste an seinem Verhältniß zum sittlichen Menschen. Wenn im Mittelalter der sieche Pilger in vielen Tagreisen sich auf Krücken über den Brenner oder Semmering schleppte und der Moderne nach Meran oder Tüffer im wollüstigen Coupé schnell und mühelos hinüber fliegt, so ist der materielle Fortschritt zwar ungeheuer; aber zittert der Moderne deßhalb weniger bang dem zweifelhaften Lose seiner Heilung entgegen? Bedrängen ihn weniger die Aengsten des Leibes und die zermalmende Frage, ob er einer neuen Frist seines Lebens oder dem Tode entgegengeht? Und wenn ihn nagende Reue befällt, daß er durch die Wollüste seines Leibes den bitteren, traurigen Tod vielleicht selber beschleunigt, und wenn ihn das Schuldbewußtsein drückt, wie viel er gethan, um den elenden Mammon, die Genußmittel dieser täuschenden Wollüste, sich zu verschaffen: vielleicht hat er durch Undank den Vater ins Grab gestoßen, um vorzeitig sein Erbe sich anzumaßen; vielleicht hat er die arme Geliebte in Noth und Verzweiflung verlassen, um die ungeliebte Reiche ihr vorzuziehen; vielleicht hat er das Vertrauen seiner Mitbürger mißbraucht, das Gut der Witwen und Waisen veruntreut, den Staat, den Freund, die eigene Familie betrogen? — wird ihm in diesen Schwülen und Aengsten der materielle Fortschritt der Eisenbahn nur den mindesten Trost bieten? Und wenn er auf einer Station in ein bethürmtes Haus mit dem Zeichen des Kreuzes tritt, um seine verzagte Seele am Gotteswerte zu laben, und ein Baalspriester schimpft auf Journale und Juden, Vogt und Moleschott, Strauß und Renan, Eisenbahnen und Telegraphen, ist dann die Kirche hinter dem Laien, selbst hinter dem sündigen

Laien, in diesem peinlichen Falle nicht zurückgeblieben, statt ihm voranzugehen; stellt sie sich dem getäuschten Trostsuchenden nicht auf der untersten Stufe ihres Verfalles, in der Blöße ihrer eigenen weltlichen und unreinen Leidenschaften dar? Was kümmert ihn Vogt und Moleschott, Telegraph und Eisenbahn? Wozu der Zorneifer gegen sie? Können sie das Reich Christi nur um eine Linie zurückdrängen? Das Reich Christi ist das Reich des Gewissens, nicht das Reich der Materie. Ein Jupiter, ein Baal, ein Gott der Natur verliert genau das, was ihm die Naturwissenschaften abgewinnen; mögen daher die Baalspriester neidisch und eifersüchtig sein auf Physik und Chemie — es ist Rebellion in ihrem Reiche. Aber die Christenpriester? Kann der Phosphor das Gewissen beschwichtigen? Kann der Bessemerstahl über den Tod des einzigen Sohnes trösten? Was geht's die Christenpriester an, wie die Menschen ihre materielle Lage sich verbessern? Ihre sittliche Lage ist ewig die nämliche — einer unendlichen Verbesserung, einer Erlösung bedürftig. Hier faßt der Christenpriester den Menschen, faßt ihn und hält ihn und wird ihn ewig halten, sofern nur seine eigene Hand nicht marklos erlahmt und das Vertrauen zu sich selbst verliert.

Christenpriester und Baalspriester umwerben dich in unserem Jahrhundert, denkender Leser, in allen Formen und Farben. Um dich im verwirrenden Labyrinthe zu orientiren, glaubten wir einmal einen Faden, der dich für immer leitet, dir in die Hand geben zu sollen. Der Christenpriester ist über den Materialismus erhaben, der Baalspriester wird von ihm beunruhigt und schimpft über ihn. Geh' hin mit diesem Unterscheidungszeichen, welches keine Ausnahme leidet, und wenn du Baalspriester siehst, welche Jesum Christum durch ihre Aufführung zu Grabe tragen, so mögest du dann auch Christenpriestern begegnen, welche würdig seine Auferstehung zur ewigen Herrlichkeit feiern.

Die Kirche und die Sittlichkeit.

Eine Gelegenheitsrede zur Eröffnung des römischen Konzils.

In drei Abschnitten.

I.

Es gab eine Zeit wo alle Menschen Köhler waren, nemlich den Köhlerglauben hatten. Ehrsame Köhler, welche Spinoza, Locke, Berkeley, Kant hießen, tappten in rußigster Unwissenheit den Lichtlein ihrer Pfarrer nach und hatten keine Ahnung davon, was ihre eigenen Namen eines Tages bedeuten, welche Lichter der Welt aus ihrem Blute entspringen würden. Daher kommt es auch, daß ich an den Palästen, welche nichts als die Vergangenheit gebären, mit Geringschätzung vorübergehe, aber zu den Schildern der Schneider und Handschuhmacher mit Ehrfurcht emporblicke. Wie manchen Namen mag ich da lesen, welcher König des nächsten Jahrhunderts sein wird!

„Und der Mensch griff denkend in seine Brust," sagt Schiller vom Wendepunkte der antiken zur christlichen Welt. Aber Schiller sagte das als protestantischer Christ und verstand eigentlich den Anbruch der Filosofie darunter; vom Christenthume hätte er sonst besser gesagt: der Mensch griff fühlend in seine Brust. Der moderne christliche Mensch fing erst wirklich zu denken an, als er nach zwei Jahrtausenden des Träumens und Fantasirens das Organum des Aristoteles fortsetzte und vollendete in dem Novum Organum des Baco von Verulam. Zwischen Baco und Fichte geschah aber dann auch reißend schnell die versäumte Arbeit von zwei Jahrtausenden, so daß Fichte als Schlußstein und letzte Konsequenz dieser Arbeit den köstlichen Satz aussprechen konnte: Einen Filosofen zu fragen ob er an Gott glaube, komme ihm vor, als fragte man einen Mathematiker — ob

das Dreieck blau oder roth ſei? Gott iſt ein Gemüthsbedürfniß und der Mathematiker hat ſicherlich auch Gemüthsbedürfniſſe; aber die Gemüthsbedürfniſſe des Mathematikers gehören nicht in die Mathematik. Es iſt nicht möglich, ſchärfer zugleich und unſchuldiger auszuſprechen, was die Intereſſen des Denkens von den Intereſſen des Gemüthes unterſcheidet.

Aber das mannloſe Geſchlecht der „Halben" liebt die Unterſcheidungen nicht; es liebt die „Vermittlungen." Der Aufklärer ſtellt ſich zwiſchen den Filoſofen und den Köhler in die Mitte und „vermittelt." Was Fichte ſo präzis und für alle Zeiten muſtergiltig auseinandergehalten, das verquickt der Aufklärer wieder, denn er nimmt das Gottesbedürfniß des gemeinen Mannes, ſtreicht es filoſofiſch an und möchte dieſes gefärbte Dreieck als „geläuterten Gottesbegriff" wieder in Umſatz bringen. Geläuterter Gottesbegriff! Das Wort macht mir übel. Als ob man ſich einen Gott zur Zierde hielte und nicht weil man ihn braucht! Als ob nur ein Shawl warm hielte und nicht auch ein Schafpelz! Ja, vielleicht dieſer noch mehr als jener. Als ob der Gottesbegriff an Brauchbarkeit und Haltbarkeit nicht genau ſo viel einbüßte, um was ihr ihn der eleganten Façon wegen abhobelt und abſchleift, filtrirt, raffinirt, ſiebet und läutert! Wenn der Bauer ſagt: Gott iſt der gute Mann, der mir die kranke Kuh heilt, und die Bäuerin: Gott iſt der gute Mann, der mir mein krankes Kind heilt; der Filoſof dagegen erklärt: Gott iſt das Abſolute, Gott iſt die Identität von Sein und Nichtſein, Gott iſt die ideale Auflöſung der Widerſprüche — wie um Alles in der Welt „vermittelt" ihr denn dieſe Gottesbegriffe? Heilt das Abſolute die Kuh oder krepirt die Kuh? Denn ein Drittes wird ſelbſt der wüthendſte Vermittlungskünſtler nicht ſtatuiren wollen. Aber hier iſt der Punkt, wo der Aufklärer zugleich immer auch Fortſchrittsmann iſt. Der moderne Fortſchritt hat die Viehaſſekuranzen erfunden — und ſiehſt du, Bauer, wenn du deine

Kuh assekurirst, so wird durch den dialektischen Prozeß der Identität des Seins und Nichtseins deine nichtseiende Kuh wieder zu einer seienden, denn die Assekuranz stellt sie dir lebendig auf allen Vieren wieder in den Stall. Gut; was ist also die Assekuranz? ist sie Gott, ist sie geläuterter Gottesbegriff oder ist sie gar kein Gott? Du bist der Frage aus dem Wege gegangen. Inzwischen ist die Frage wenigstens praktisch gelöst, also lauf', armer Schächer. Doch halt; hier steht noch die Bäuerin. Wie ist's mit ihrem kranken Kinde? Hat der moderne Fortschritt auch für bekümmerte Mutterherzen eine Viehassecuranz? Oder sagst du es dem bekümmerten Mutterherzen ohne Weiteres ins Gesicht, daß das Kind nach den „Naturgesetzen" sterben muß? Oder räthst du dem bekümmerten Muterherzen an, um Rettung des Kindes zum Absoluten zu beten?

Aber das ist doch traurig! Der geläuterte Gottesbegriff, in welchen wir die Summe einer tausendjährigen Bildung hineingesteckt haben, taugt zum Henker nichts; dagegen der Gottesbegriff, welcher etwas taugt, welcher dem Bauer die Kuh, und der Bäuerin das Kind heilt, welcher ein gutes Weinjahr und den großen Treffer schickt, dieser Gottesbegriff ist wieder entsetzlich ungeläutert. Er kann sich in Europa mit Anstand fast gar nicht zeigen; es ist Einem, als hätte man ihn schon irgendwo in Asien oder Afrika bei tanzenden Schamanen und berauschten Negern gesehen, als müßte man ihn nur gleich zum Waschen, Flicken und Ausbessern in irgend eine absolute Filosofieanstalt schicken, und von allen Barbarismen sorgfältig purifiziren lassen. Es ist ein Gott der Wilden, ein Gott des naiven Egoismus, kurz, ein Gott der menschlichen Bedürftigkeit, nicht aber der menschlichen Sittlichkeit.

Ja es ist so! Vergebens wehrt sich der menschliche Stolz dagegen. Bedürfniß und Würde sind Begriffe, welche einander ausschließen. Jeder Gottesbegriff verzichtet auf

Würde, welche den Gott nicht begreifen, sondern benützen will. Der Gott im Kölner Dom, und der Gott im Kaffern-Kraal haben beide dasselbe zu leisten, d. h. nicht die Vernunft zu befriedigen, welche die Wahrheit sucht; sondern das Herz zu befriedigen, welches den Trost sucht! Ihre Würde ist die gleiche. Es gibt kein Europa und Afrika in den Bedürfnissen der Masse; es gibt keine Würde des theoretischen Erkennens, wenn weiter nichts erkannt wird als eine Nothlage und ein Hilfsbedürfniß.

Und doch ist die Würde da, denn der Beter im Kölner Dom steht hoch über dem Beter im Kaffern-Kraal. Und doch gehen beide vom Bedürfniß aus, d. h. vom Gemeinen, ja vom Wilden, und ein Unterschied der Würde ist wieder nicht da. Wo also finden wir unsere Würde? Der geläuterte Gottesbegriff kann nicht volksthümlich, und der volksthümliche kann nicht lauter sein, — dieser Zirkel schließt sich, und in ihm liegt unsere Würde nicht. Wo also liegt sie?

Lediglich in der Praxis. Wenn das Bedürfniß an sich und a priori gemein ist, also theoretisch den Begriff der Würde ausschließt, so macht es praktisch einen Unterschied, welcher die ganze Würde der Kultur in all ihren Graden wieder aufnimmt: wie und auf welche Art das Bedürfniß befriedigt wird. Die praktische Verwalterin der Metafisik aber (welche als Volks-Metafisik Religion heißt), ist nicht die Filosofie, nicht ihre Schmarotzerpflanze, die Aufklärung, sondern — die Kirche.

Die Kirche also nimmt den Gottesbegriff des gemeinen Mannes, sie nimmt ihn unbesehen, wie sie ihn findet, in aller Rohheit seiner Symbolik, in allem Egoismus seiner Tendenzen, sagt aber zum Gläubigen, der ihn hat, so: Dein Gott soll dir dein krankes Kind und deine Kuh heilen, er soll dir im Lottospiel und beim Roßtauschen behilflich sein,

er soll von deinem ersten bis zu deinem achtzigsten Jahre all' deinen Bedürfnissen, Wünschen und Neigungen sein aufmerksames Ohr leihen, und wenn du todt bist, soll er dich erst in den Schoß nehmen und selig machen eine ganze Ewigkeit lang. Schön! du bist nicht blöde, mein liebes Ich-Geschöpf. Aber wisse, Gott ist noch weniger blöde. Für so viele Leistungen, das siehst du ein, darf er Gegenleistungen beanspruchen. In der That sieht der Bauer das ein, sogar die Bäuerin! Die Kirche nennt nun diese Gegenleistungen, und siehe, es sind die Forderungen der europäischen Sittlichkeit! Es sind die Pflichten der reinsten Moral! Jetzt sind wir wieder von Schamanen und Kaffern zu uns selbst zurückgekehrt. Jetzt gewinnen wir den ganzen Unterschied zwischen dem Fetischanbeter und dem Beter im Kölnerdom. Ein Gottesbegriff, welcher theoretisch so arm war, daß ihm kein Professor logens fünf Gulden geborgt hätte, bestreitet jetzt unsern ganzen moralischen Haushalt, produzirt das ganze Kapital der europäischen Sittlichkeit! Das hätte die Aufklärung nicht gekonnt. Zum Absoluten betet man nicht, und die Identität von Sein und Nichtsein leistet nichts. Wo keine Wirkung, dort keine Gegenwirkung, und so wäre der „geläuterte Gottesbegriff" ein Rad geblieben, welches in unsere Brust nicht eingreift, während der ungeläuterte unsere edelsten Kräfte in Thätigkeit setzt. Daher das Recht der Kirche gegen die Aufklärung; daher auch die vornehme Zurückhaltung gegen die letztere von Seite Desjenigen, welcher über die Aufklärung selbst wieder aufgeklärt ist.

II.

Sage nur gleich, wo du hinaus willst. Dein Exkurs hat uns bisher mehr verwirrt als in die Richte gewiesen.

Du verurtheilst den Aufklärer als einen Halben, und bist zu vornehm, sein Freund zu sein. Gut. Wie wir dich kennen, bist du aber auch kein Freund der Kirche, sondern bekämpfst sie in tausend Wendungen. Und doch plaidirst du jetzt für den kirchlichen Köhlerglauben, und machst ihm das ungeheure Zugeständniß, wie unrein er sei, daß er die reinste Sittlichkeit wirke. Ist das Ernst? Oder ist es nichts als eine neue Wendung in deiner alten polemischen Stellung?

Ja.

Wie wir nemlich die Kirche oben begriffen haben, so war das selbst wieder ein „geläuterter" Kirchenbegriff, aber keineswegs der empirische. Die angebliche Praxis der Kirche ist eben auch nur ein theoretischer Gedanke, aber keine praktische Erfahrung.

Unser Zweck war, zu beweisen, daß der Geistsorger gerecht sein kann gegen den Seelsorger, daß er ihm brüderlich die Hand reichen kann. Aber der Seelsorger reicht nicht zurück. Er ist eifersüchtig auf den Geistsorger, er versagt ihm seinerseits die Gerechtigkeit, er hält ihn für seinen grimmigsten Todfeind. Wenn er kann, so verbrennt er ihn, und wenn er ihn nicht verbrennen kann, so fühlt er sich unglücklich. Er will den Rauch von brennenden Pfählen und verbranntem Menschenfleisch so wenig entbehren, wie ein Raucher seine Zigarre. Es geht ihm nichts von der Hand, sein ganzes Tagewerk ist ihm verdorben, wenn ihm die Zigarre fehlt, nemlich Ketzer an einem Pfahle. Seit sich Europa in diesem Punkte zu einem großen „Coupé für Nicht-Raucher" verwandelt hat, auch „keine Hunde mehr mitgenommen werden dürfen," um die Lutheraner und Camisarden in die Messe zu hetzen, seitdem ist kein Segen mehr beim Predigen der apostolischen Liebe. Die Liebe hält eine Diät ohne Hunde und Scheiterhaufen nicht aus.

Wir haben gesagt, daß der Aufklärer, welcher der

frommen Einfalt seinen seichten „geläuterten Gottesbegriff“ aufschwatzen möchte, unser Freund nicht ist, weil er nur die Schule versteht und nicht das Mysterium des menschlichen Herzens. Inzwischen ist doch so viel wahr: der Gottesbegriff läutert sich ohne Aufklärer; er läutert sich ganz von selbst. Die theoretische Aufklärung thut das wenigste dazu; der Bauer widersteht ihr, und widersteht ihr mit Recht. Das Licht kommt in der Regel nicht aus Zeitungen, Büchern und Volkskalendern; es kommt aus Maschinen, Chemikalien und Fabrikaten, aus Verkehrsmitteln, Straßen und Brücken; es kommt aus jeder Einrichtung, welche das Leben erleichtert und den Wohlstand hebt. Der Bauer in ledernen Stiefeln ist aufgeklärter als der Bauer in Holzschuhen, ohne daß ein Mensch zu sagen wüßte, wie das gekommen ist.

Wäre nun der Begriff, den wir der Kirche zuzuschreiben so gütig waren, wirklich ihr eigener; — nemlich in Kraft des Glaubens der Sittlichkeit vorzustehen — so könnten ihr alle Wandlungen und Läuterungen des Glaubens sehr gleichgiltig sein. Wer den Zweck hat, Feuer zu machen, reibt auf der untersten Kulturstufe zwei Hölzer an einander; auf der mittleren schlägt er Funken aus Stahl und Stein; auf der höchsten gewinnt er Feuer durch Fosforfrikzion. Immer aber gewinnt er Feuer und sogar immer besser. Wer einen Knaben zu erziehen hat, der wird es gleichmäßig zu benützen wissen, wie das Kind mit fünf Jahren vor dem Knecht Ruprecht sich fürchtet, mit zehn die nützlichen Tendenzen des Robinson Crusoe verstehen lernt und mit fünfzehn die idealen Tendenzen des Plutarch in seine Seele aufnimmt.

Freilich ist in diesen Fällen das Mittel nur immer vollkommener, also die Erreichung des Zweckes nur immer sicherer geworden. Aber der Glaube pflegt durch beständige Bildung und Läuterung sich zu verflüchtigen, bis er zuletzt vollends in Unglauben umschlägt.

Und wenn! Was ſchadet das? Nicht einmal dieſes Aeußerſte ſchadet. In einer Tiſchgeſellſchaft ging unlängſt unter vielem Lachen ein Brief von Hand zu Hand, worin gemeldet war, daß der Bruder Eines der Tiſchgenoſſen zum Prediger der atheiſtiſchen Gemeinde in New-Mancheſter beſtellt worden. Schreiber dieſes lachte ſelbſt mit, und doch iſt mir der Ernſt der Sache vollkommen klar. Die atheiſtiſche Gemeinde in New-Mancheſter ſagte ſich eines Tags offenbar folgendes: Wir haben uns nun ſo lange und ſo redlich bemüht, uns Gott vorzuſtellen, aber wie wir es auch anfangen wollen, wir können es doch nur auf menſchliche Weiſe; — anthropomorfiſch. Nun iſt aber nichts ſicherer, als daß Gott auf menſchliche Weiſe nicht gedacht werden kann; wir geben daher dieſes bildloſe Denken ganz auf, und ziehen uns auf die Pflege der praktiſchen Sittlichkeit zurück. Wir brauchen keinen Glaubenslehrer mehr, ſondern nur einen Sittenlehrer.

Was will man dagegen einwenden?

Nicht der Atheismus ſchadet der Kirche, ſondern daß ſie ihn nicht anerkennt! Wir glauben, das iſt einer von den Fundamentalſätzen.

Die Kirche, welche von Anfang her nicht künſtlich verdummte, ſondern die natürliche Dummheit blos gewähren ließ und zu ſittlichen Zwecken benützte, that ganz Recht daran, daß ſie das Gemüth des rohen Naturmenſchen dort faßte, wo er in Erdbeben und Sonnenfinſterniß den Teufel fürchtete, in der fruchtbaren Kuh und im fruchtbaren Schlamm die gute Gottheit verehrte. Aber die Kirche mußte ſich ſagen: So dumm wie der Menſch heute iſt, wird er nicht ewig bleiben; es wird der Tag kommen, wo ihm die Kuh Kuh, und der Schlamm Schlamm ſein wird, wo er das Fieber mit Chinin heilt, und nicht mit geweihten Fieberzetteln, wo er den Blitz mit dem Blitzableiter unſchädlich macht und nicht durch Wetterläuten. Wie will ich mich zu dieſen Wandlungen ſtellen? Will

ich jeden Einzelnen, bei dem sie zum Vorschein kommen, im Feuer verbrennen? Will ich ganze Länder und Völker, bei welchen sie zum Vorschein kommen, ausbrennen und ausmorden? Will ich, wenn ich nicht mehr brennen und morden kann, wenigstens fluchen, schimpfen und intriguiren, und mit der fortschreitenden Gesetzgebung um jedes Fetzchen Schulrecht, Eherecht, Konfessionsrecht einen widerwärtigen Hader anfangen, welcher in der gebildeten Welt mein Ansehen schädigt, und welchen ich voraussichtlich so gewiß aufgeben muß, wie ich einst das Sengen und Brennen aufgeben mußte?

So mußte die Kirche sich fragen und die Antwort darauf hätte nicht zweifelhaft sein sollen. Sie mußte sich darauf einrichten, daß der Glaube alle Wandlungen der Kultur durchmachen, und durfte nicht erschrecken, selbst wenn er beim Unglauben ankommen würde. Sie sollte und durfte den Glauben zu allen sittlichen Zwecken benützen, so lange es der Menschenkultur entsprach, diese Zwecke nur durch Schreck- und durch Reizmittel zu fördern; sie mußte aber voraussehen und sich darauf einrichten, daß von der fortschreitenden Bildung eines Tages die Sittlichkeit um ihrer selbst willen gepflegt werden würde. Wenn sie es gut mit der Sittlichkeit meinte, mußte sie daher den Verband der Moral mit dem Dogma beweglich und löslich machen, damit, wenn der dogmatische Tender entgleiste, wenigstens der Zug selbst, die Hauptsache, die Moral gerettet würde. Es sollte und durfte der Kirche gleichgiltig sein, ob sie Chef der Gläubigkeit oder Chef der Sittlichkeit war, ob sie dem Cultus der ersteren oder der Cultur der letzteren vorstand. Denn wenn es der natürliche Lauf der Dinge ist, daß alle Dogmen verwittern: was nie und nirgends verwittert, das sind die Bedürfnisse und Forderungen der sittlichen Natur, jener wahrhafte Fels St. Petri, welcher unerschütterlich steht und auf dessen Baugrund alle Kirchen der Welt Platz haben.

Freilich ist der dogmatische Drang unserer Natur dem moralischen mindestens ebenbürtig, denn glauben bedeutet beim Volke die metaphysische Anlage der Menschennatur und wir sind sehr entfernt, dieser Anlage ihre Erhabenheit, ihre unerschütterliche Ewigkeit abzusprechen. Aber wohlgemerkt, Anlage müßen wir sagen. Hingegen was diese Anlage producirt, die jeweiligen Glaubensvorstellungen, das ist thatsächlich veränderlicher, hinfälliger, der Verwitterung fähiger, als die sittlich-moralischen Vorstellungen, welche ein Fels von einem dauerhafteren Gestein sind. Wen Teut seine Streiter zu den methtrinkenden Helden der Walhalla führte und Cromwell die seinigen mit Motiven des biblischen Gottvertrauens geführt hat, so waren in beiden Fällen die Glaubensvorstellungen hinlänglich verändert; unverändert dagegen blieb dort wie hier die gleiche sittliche Erscheinung: die Männertugend, die Aufopferung für eine Idee. Es fehlt wenig so dürften wir diesen so losen und widerspruchsvollen Causalnexus von Glaube und Sittlichkeit überhaupt einen eingebildeten nennen; wenigstens sieht man welches Recht wir dazu hätten. Entweder wirkt auch ein roher Glaube, eine edle Sittlichkeit, wie der Glaube Teuts gleich dem Glauben Cromwells wirkte; oder es wirkt auch ein hochgeistiger Glaube eine rohe Sittlichkeit, wie bei jenen Cataloniern, welche den heiligen Romuald, als er ihren abgöttischen Verehrungen sich durch die Flucht entziehen wollte — zu erschlagen beschlossen, damit sie wenigstens seine wunderkräftigen Reliquien zu Handen behielten! Was Wunder also, daß das Wahrscheinlichste die Vermuthung wird: der Glaubt wirkt überhaupt gar nicht auf die Sittlichkeit ein, sondern diese lebt ihr Leben nach völlig andern als seinen Bedingungen aus?! Sehr vorsichtig sagt daher Kant: „der Glaube an die Unsterblichkeit ist sicher ein Trost für das Menschenherz, aber einen Staat möchte ich just nicht darauf gründen." Forster ruft in einem Briefe ungeduldig aus: „Wann wird es doch einmal dahin

kommen, daß Menschen einsehen lernen, die Quelle der edelsten und erhabensten Handlungen, deren sie fähig sind, habe nichts gemein mit den Begriffen, die wir uns vom lieben Herrgott und vom Leben nach dem Tode und vom Geisterreich machen." Frankenheims Völkerkunde spricht es als Resultat des Studiums aller Zeiten und Völker aus: „daß die Religionen weit mehr in die Gebräuche als in die Sinnesart der Völker eingreifen. Sie haben sicher ihren Einfluß auf den Geist der Menschen aber einen Einfluß, welcher dem des Climas und der Naturumgebungen weit nachsteht." Diese Zeugnisse ließen sich ins unendliche vervielfältigen, denn mit Ausnahme der Theologen sitzt die ganze Menschheit und ihre Geschichte auf der Zeugenbank.

III.

Ist somit die Transfusion und der Säfteaustausch zwischen Glaube und Sittlichkeit ein durchaus dunkles, zweifelhaftes und strittiges Gebiet der Hypothese, so ist es dafür auch ein großartiges, ja unbegrenztes Gebiet, denn was will ich mehr als wenn ich Zauberer bei Kalmücken, aber selbst noch bei Atheisten in New-Manchester Prediger sein kann? Und doch will diejenige Kirche, welche Staatskirche sein will, wirklich noch mehr, nämlich etwas ganz Anderes und völlig Verschiedenes. Sie will materielle Macht. Und da der Inhaber derselben der Staat ist, so will sie in Privilegien, Freiheiten, Vorrechten und Vortheilen mit dem Staate theilen und zwar recht tüchtig theilen. Aber was hätte sie in ehrlicher Gegenleistung ihm anzubieten? Sie ist Vorstand des Glaubens. Ist das Alles? Aber was kümmert den Staat ein Glaube? Was kümmert es ihn, ob Einer seine Seligkeit bei Mozart, oder ein Anderer bei Richard Wagner, oder ein Dritter gar

nicht in der Musik findet? Es kümmert ihn bloß, daß alle drei wie gesittete Menschen sich aufführen.

Nun denn, das ist der Kirche genug. Die Sittlichkeit kümmert ihn, und nun kommt die Kirche, faßt ihn an diesem Interesse, und sagt ihm dreist folgende zwei Lügen ins Gesicht: Erstens, der Glaube producirt die Sittlichkeit; und zweitens, mein Glaube allein producirt die Sittlichkeit. Aber Nr. 1 ist bekanntlich nicht zu erweisen und von No. 2 ist überall das Gegentheil erwiesen. Denn wenn ich z. B. an Gott und an die Unsterblichkeit glaube, so glauben weit zahlreichere Confessionen in Indien und China an den Teufel und an das Aufhören mit dem Tode, und wie ihr Glaube müßte auch ihre Moral der meinigen entgegengesetzt sein. Aber siehe da, sie ist in den Hauptsachen der meinigen gleich und ähnlich. Das kommt daher weil die Moral aus den Geboten des geselligen Verkehrs und aus den Motiven des Familienlebens fließt, welche einander eben so gleich und ähnlich als die Confessionen ungleich und unähnlich sind. Die Moral fließt aus den Bedingungen, welche auf Erden sind und nicht aus Vorstellungen dessen, was jenseits der Erde ist. Mit Einem Worte, die Moral ist nicht dogmatisch, wenn es ihr nicht künstlich angelogen und die Lüge mit Staatsgewalt durchgeführt wird.

(Daß der Staat nur Einen Zweck hat, den sittlichen, und daß sich um den Staat nur Ein Verdienst erwerben läßt, die Sittlichkeit zu befördern, diese Wahrheit wird instinktiv von allen Lügnern geahnt, und wer irgend vom Staate etwas haben will, der belügt ihn aus dieser Tonart. Z. B. die Kunst. Sie ist der Kirche ähnlich, denn ihr Spiel mit Bildern der schönen Sinnlichkeit ist eigentlich ein Ausfluß der übersinnlichen und ewigen Bedürfnisse des Menschen. Sie ist Menschenbedürfniß. In Zeiten der Kraft und Gesundheit ist ihr das auch völlig genug; nur in Zeiten wo sie um Staatshilfe bettelt, in Zeiten der Armuth und Schwäche, möchte sie auch noch Staatsbedürf-

ißt sein und dann gibt sie zu verstehen, daß die Pflege es Schönen die Sittigung der Menschen befördere. Ganz so pfäffisch und erzjesuitisch wie die Kirche! Was icht Alles die liebe Sittlichkeit befördern soll! Aber die Erde war im Cinquecento, d. h. im blühendsten Zeitalter er Kunst, voll von Tyrannen, Giftmischern, Blutschändern nd Räubern. Jene zarten hochseelischen Maler, welche ür die Borgia's malten, haben ihre Brodherren nicht eben esittigt! Die meisten „Perlen" unsrer Gallerien waren or die Schweine geworfen, und die spirituellsten Madonnen sind von Ungeheuern bezahlt worden Jene Brühl's nd Auguste, welche die Dresdner Gallerie zusammenkaufen, waren die unsittlichsten Menschen ihrer Zeit. Das Schöne der Kunst, der Glaube der Kirche — vielleicht wirken sie hie und da sittlich; aber diese Möglichkeit ist wenigstens nicht als Gewißheit und Wirklichkeit erwiesen, und o bleiben diejenigen, welche den Erweis behaupten möchen — Lügner).

So zudringlich, so dreist und ungestüm nun die Kirche n der Antichambre des Staats lügt; bei sich zu Hause nd en famille ekelt ihr selbst vor dieser Lüge, sie widerruft sie dann mit knirschenden Stolz und läßt sich in ausend unbewachten Augenblicken verlauten: sie sei etwas nendlich Besseres und Höheres als eine bloße Polizeianstalt für den Staat, d. h. ein sittliches Zweckwesen. Und ieht man ihre Praxis an, so glaubt man ihr aufs Wort, — auf dieses Wort und nicht auf das dem Staate vorgelogene. In ihrer ganzen Praxis hat sie kein Hehl, daß ie die Sache just umgekehrt, wie der Staat, ansieht, denn wenn diesem der Glaube gleichgiltig ist, oder es sein könnte nd sollte, höchster Zweck aber die Moral; so betrachtet die Kirche als höchsten Zweck und Selbstzweck den Glauben, dagegen die Moral nur als das Sekundäre und Subordinirte, ungefähr als sei der Glaube das eigentliche Stammkapitel und die Moral nur die Rente, von welcher es

einen großen Herrn nicht sehr zu kümmern braucht, ob sie sechs oder ein Procent trägt, ja den recht großen und großartigen nicht einmal, ob sie auch nur die Regie deckt. Das Letztere ist nicht zu stark gesagt, denn da die Sittlichkeit auf den Glauben zurückwirkt, — viel gewisser als umgekehrt, — also eine lautere Sittlichkeit auch den Glauben läutert, so kommt jede Kirche, welche zwischen Glaube und Sittlichkeit gleich von vorn herein Parthei für den ersteren nimmt, auf jener untersten Stufe des Abgrunds an, wo sie die Sittlichkeit nicht nur nicht fördert, sondern Ideen von positiver Unsittlichlichkeit verbreitet, hoffend daß bei der sittlichen Rohheit auch der Glaube die Rohheit conservire, die sie sie mit seiner Echtheit verwechselt. In diesem untersten Abgrund schreibt dann ein Scheusal wie Donoso Cortes, Marquis von Valdegamas (in seinem essai sur lo catholicism, lo liboralism et lo socialism) den Satz nieder: Gott habe das Opfer des Kain, der ihm Feldfrüchte darbrachte, verworfen, aber das Opfer des Abel sei ihm wohlgefällig gewesen, weil es blutig gewesen! In diesem untersten Abgrund schreibt dann ein Kannibale in seinem ultramontanen Wiener Blatte als die Tochter des Erzherzogs Albrecht an qualvollen Brandwunden starb, die Gotteslästerung: Gott habe sie darum so schmerzlich umkommen lassen, weil sie Braut eines Liberalen (des Kronprinzen Humbert) gewesen! Und daß sich nur ja nur die Ausrede verkriche, für Excesse solcher Einzelner sei das Ganze nicht verantwortlich! Dann desavouirt diese Einzelnen! Aber ihr liebt, ihr hätschelt sie, sie sind eure Partheiorgane, sie sind euer anerkanntes Sprachrohr! Also drückt ihr unsittlicher und scheußlicher Gedanke den unsittlichen und scheußlichen Gedanken euer Aller genau und authentisch aus!

Und so schließt sich der Ring — an dem verhängnißvollsten Punkte wo unsre Betrachtung ankommen konnte. Wir hätten den geläuterten Gottesbegriff des seichten Auf-

klärers proteſtirt zu Gunſten eines Kirchengottes, dem wir jede Rohheit nachſehen wollten, wenn wir nur den guten Willen ſähen, mit dem rohen Werkzeug eine edlere Sittlichkeit auszuarbeiten. Statt deſſen ſehen wir den böſen Willen, lieber die Sittlichkeit ſelbſt in der primitivſten Naturrohheit feſtzunageln, nur damit ihr ein Gott mundgerecht bleibe, ein Kanibalengott, welcher Blut leckt und unſchuldige Mädchen verbrennt, mit dem ſich aber herrſchen läßt, wie ſich eben der Kanibale durch Furcht und Schrecken beherrſchen läßt.

Duldet der Staat eine ſolche Kirche und duldet das Volk einen ſolchen Staat, dann behält jenes ſchauerliche Orakelwort Recht, das düſterſte Wort, das je eine Menſchenſprache geſprochen:

„An ihren Göttern ſtarben alle Völker,
Und ſterben noch daran.“

Altramontane Fliegenſchwämme.

2. Mai 1870.

Mit Schauern der Andacht biſt Du wohl manchmal in einem Walde dahingewandelt und haſt zu den hochſtämmigen und wuchskräftigen Bäumen das Auge nach dem ſchönen Lichte aufgeſchlagen, das durch die majeſtätiſchen Laubkronen einfiel; aber inzwiſchen glitſchte Dein Fuß auf einem feuchtſchleimigen Pilz oder Schwamm aus und erinnerte Dich, daß der baumprächtige Wald, deſſen Wipfel im Winde rauſchen und im Morgenroth glühen, unten am Boden noch eine zweite Vegetation beherbergt, das Ungeziefer des modrigen und giftigen Schwammgeſchlechtes. Aehnlich mag es Einem zu Muthe ſein, der ſich im Literaturwalde unſerer Zeit an Humboldt's Kosmos, an Buckles' Geſchichte der Civiliſation, an hundert- und tauſendnamigen Eichen, Ahornen und Edeltannen von Büchern erbaut hat, wenn er

plötzlich auf dem feuchten Waldboden dieser Zeit ein ganzes Gewimmel von giftigen Pilzen und Fliegenschwämmen entdeckt, die Literatur der Traktätlein, der Oelblätter, der Himmelsschlüssel, der christlichen Wurzgärtlein und wie das Unkraut der wühlenden Verdummungspresse sonst heißen mag. Das ist denn freilich ein anderer Wald im Walde! Droben im Aether der geistschwere Wipfel eines Buches wie „Die Welt als Wille und Vorstellung," drunten im Waldmoder ein kleines knirpsknolliges Giftschwämmchen, ein Alräunchen und Galgenmännlein, genannt: „Die Apostasie der großen und kleinen Schulmeisterei, oder die Jugend im Affentheater."

Das Affentheater aber ist die konfessionslose Schule. In welcher Schule hat das Galgenmännlein den Titel-Effekt studirt? Etwa gar in der unsrigen? Aber da müßte sich wieder einmal der Meister den plumpen Nachahmer verbitten. Die Jugend im Affentheater! So unartig spricht man nicht, wenn man im Vorworte sich rühmt, man habe geschrieben mit dem festen Vorsatze, „Niemanden persönlich zu verletzen oder zu beleidigen." Das Affentheater verletzt und beleidigt alle Personen, welche die konfessionslose Schule für die einzige Möglichkeit der Geister-Entsumpfung halten.

Die Apostasie der großen und kleinen Schulmeisterei oder die Jugend im Affentheater, — ist übrigens ein klerikales Wühl-Fabrikat ohne Talent und ohne Spur von Beruf. Zuweilen thut der „alte Schulmann," wie sich der Autor nennt, als ob er maßvoll und anständig sprechen möchte, da es ihm aber durchaus an Bildung und Wissen fehlt, so bleibt es bloß schaal, leer und matt; noch öfter möchte er freilich, nach gutem ultramontanem Brauch, ein klein wenig schimpf-witzig, oder wenigstens grob sein, aber dazu fehlt es ihm wieder an Schneide. Ach und es ist ein trauriger Anblick, ein Bulldog, welcher beißen möchte mit Zahnlücken oder mit plombirten Zähnen! Kurz, das Duodezbüchelchen von wenigen Bogen bleibt in seinem Ge-

halt hinter seinem Volum noch unendlich zurück. Es ist ein völlig belangloses und unbedeutendes Machwerk. Der Leser entäußere sich nur schleunigst der Meinung, daß es die Ehre unserer Besprechung in irgend einem Sinne verdiene. Wir griffen es bloß heraus, weil uns das Beste wie das Schlechteste seines Genres den gleichen Anlaß bietet, das Einzige, was zu erwidern der Mühe werth ist, solchen Seifenblasen entgegenzuwerfen.

Der Mittelpunkt und die Operationsbasis des ganzen Büchleins ist nämlich der bekannte und gedankenlose Gemeinplatz, womit, indem von der Schule die Rede ist, Unterricht und Erziehung miteinander verwechselt werden. Da haben wir denn in diesem, wie in allen übrigen Fällen, einfach zu sagen, daß wir diese Verwechslung nicht dulden. Die Schule unterrichtet zwar, aber sie erzieht nicht. Wer erzieht, das ist die Familie im Hause und der Nationalgeist im Vaterlande.

Die Schule lehrt. Die Schule theilt Kenntnisse mit, d. h. das, was man wissen kann. Nun weiß man von Meridianen und Parallelkreisen, von Kegelschnitt und Logarithmen, aber was weiß man von Gott, von Gottes Sohn und von Gottes Mutter? Das weiß man nicht, sondern man glaubt es. Man! Wer ist dieser „man?" Der Staat? Der Staat als solcher glaubt nicht, so wenig wie eine Bank- oder Actiengesellschaft als solche glaubt. Er ist ein größerer Verein, wie diese kleinere Vereine sind. Welchen Glauben also wollte der Staat lehren? Seinen Glauben? Er hat keinen. Den Glauben der Eltern? Ah, da sind wir zur Stelle. Von den Eltern auf die Kinder pflanzt sich der Glaube schon natürlicher Weise fort. Es hieße die Schule, eine Kunstanstalt, mißbrauchen, wenn man sie zu Naturfunktionen gebrauchte. Sie würde lächerlich. Oder wäre es nicht artig, wenn ein Professor seinen Zuhörern sagte: Meine Herren, den Beweis dieses mathematischen Lehrsatzes habe ich zwar vergessen, aber ich bitte

Sie, glauben Sie mir den Lehrsatz? So komisch ist die Verbindung Glaube und Schule! Der ganze Begriff der Schule liegt im Begriffe des Wissens. Wo das Wissen aufhört, dort hört die Schule auf. Die Schule ist nämlich nichts als ein Markt, wo man Wissen einkauft. Ein Markt wie jeder andere Markt. Was für ein Kuriosum, unter die Waaren des Marktes — Dogmen zu mischen! Man male sich das aus. Ich trete in einen Bäckerladen und heische ein Fünfgroschen-Brod. Der Bäcker reicht es mir mit den Worten: Hier, mein Herr, haben Sie ein Fünfgroschen-Brod und seien Sie versichert, daß Gott die Welt erschaffen hat und alle Menschen von einem Paare abstammen. Ich kaufe einen Sonntagsbraten, aber der Aufhackknecht haut ihn vom Stücke mit der feierlichen Erklärung, daß die Ehe ein Sakrament und kein bürgerlicher Vertrag ist. Ich lasse mir ein paar Stiefletten anmessen und der begeisterte Schuster fragt mich sowohl ob ich Hühneraugen habe, als auch ob ich an die unbefleckte Empfängniß glaube. Ein närrischer Markt das! Aber nicht vernünftiger wäre die Schule, wohin ich meinen Jungen schickte, um sich die Kenntniß der chemischen Wahlverwandtschaften einzukaufen und die ihn mir zurückschickte — mit der Kenntniß von gebärenden Jungfrauen und von auferstandenen Todten.

Wir haben uns bei dem kleinen abgeschmackten Büchlein schon zu lange aufgehalten. Wir müßten es lügen, wenn wir ihm seinen ultramontanen Parteistandpunkt im mindesten übel nähmen. Treibe Jeder seine Geschäfte! Wir haben es ganz gerne, wenn die Kirche ihre Gewaltmittel anwendet, uns zu unterwerfen, wie Karl der Große die Sachsen unterworfen, bekehrt und — geköpft hat; aber schmerzlicher ist doch noch das theoretische Faseln der Kirchenleute. Wahrhaftig! übler als ein qualmender Scheiterhaufen macht uns der mit der angenommenen Miene der Salbung und der wirklichen Miene der Dummheit vorgetragene Wortschwall: daß die Lehre von einem Glauben

in eine Schule gehöre. Als ob man einen Glauben überhaupt lehren könnte! Ein Wissen kann man lehren, aber einen Glauben nicht. Ist doch der Glaube kein Wissen, sondern eine Empfindung. Und will man Unterricht im Empfinden geben? Warum nicht lieber gleich Unterricht im Blumenduft oder im Herzklopfen?

Und das sind Männer, welche ihren Glauben zu ehren meinen und keine Ahnung davon haben, daß der Glaube viel zu spirituell, zu seelisch, zu — schamhaft ist, um Gegenstand eines Schulunterrichtes zu sein.

Freiheit die ich meine.

März 1870.

Die freie Kirche im freien Staate, nannte Baron Eötvös sein Programm, als er die schöne Gesetzesvorlage ausarbeitete, wodurch er der Kirche Staatsgüter zum Geschenk machte, welche sie zur Ehre der Freiheit, von nun an als freies und unbeschränktes Eigenthum zu besitzen das Recht haben sollte. Zu dieser freien Kirche dachte er sich den freien Staat in der Form einiger Gemeindemitglieder, welche bei der Verwaltung dieses neuen freien Kirchenreichthums einige Stimmen haben sollten und einen Beirath ausüben dürften. Wahrlich ein Gedanke, welcher den Freund der wahren Freiheit entzücken muß! Auf der einen Seite die reiche, stolze, hochadlige, durch hundertjährige Herrschaft befestigte Prälatur; auf der andern Seite ein paar schlichte und einfache Beiräthe, welche vielleicht dem vom chinesischen Kaiser so hochverehrten Bauernstande angehören, und zum Triumphe des freisinnigen Jahrhunderts stehen die Wagschalen der Freiheit auf beiden Seiten vollkommen gleich! Einige wenige Privatpersonen werden, wie Jeder glauben wird, welcher sich den Glauben an die Menschheit zu be-

wahren wußte, ganz so mächtig, einflußreich und unbestechlich sein, als es nur früher der Staat selbst gewesen, welcher deßhalb seinen Einfluß und sein Oberhoheitsrecht auf einen unermeßlichen Theil des Nationalvermögens getrost aufgeben, das heißt, von diesen lästigen Dingen sich „frei" machen kann.

Dieser echt liberale und wahrhaft konstitutionelle Gedanke war mir ganz aus der Seele gesprochen. Leider hatte ich auf meiner Geschäftsreise in wilden, ungarischen Gegenden nur flüchtig und verworren davon reden gehört, und ich brannte nun vor Begierde, mein trautes Landgut zu erreichen, wo ich die inzwischen eingelaufenen Zeitungsnummern komplet vorfinden würde. Wie war ich glücklich, meinen Hausaltar mit dem heißersehnten, duftenden Zeitungs-Packet endlich erreicht zu haben! Wollüstig schob ich mich auf meinem Balzac zurecht, ließ die Virginia glimmen, und stürzte mich heißhungrig auf die schöne Gesetzesvorlage des Baron Eötvös.

Aber traue nur Niemand dem alten Cicero, welcher die gelehrte Muße des Landlebens gar so poetisch und gentlemanlike ausmalt! Das Landleben ist ein häßliches und erzprosaisches Ding. Und hat man noch dazu einen Schaffner, wie den meinigen, einen nüchternen, jeder freisinnigen Idee verschlossenen Kopf, dann — adieu Poesie von Tuskulum! Mein Schaffner versteht zwar die Landwirthschaft aus dem Grund, aber auch nur diese. Er versteht nichts von den liberalen Principien und von dem Geiste der Neuzeit. Er ist ein Zopf, der mich auf Schritt und Tritt mißversteht.

Zum Beispiel. Ich liege auf meinem Balzac, rauche meine Virginia und studiere die schöne Gesetzesvorlage von Baron Eötvös. Da höre ich draußen im Hofe Pflöcke einschlagen, sehe Bretter herbeischleppen, den alten malerischen Zaun niederreißen und meinen Schaffner im vollen Eifer, der diese Arbeit kommandirt. Ich gehe hinaus — was

geschieht da? Heute Nacht, antwortet der Schaffner, hat der Fuchs ein Huhn geholt und leicht könnte sich der Schelm noch mehr von diesem Braten vergönnen, denn der Zaun ist schon allzu mürbe und löcherig. Ich lasse einen neuen machen.

Man denke! Ich machte dem Menschen begreiflich, daß seine Maßregel eine höchst illiberale sei. Ich sagte ihm: In einem liberalen konstitutionellen Wirthschaftsbetrieb kenne ich nur ein gleiches Recht für Alle. Mein Programm heißt:

Der freie Fuchs im freien Hühnerhof.

Aber es kommt noch ärger. Ich liege auf meinem Balzac, denke Ruhe zu haben und lese die schöne Gesetzesvorlage von Baron Eötvös. Auf einmal höre ich ein sonderbares Plätschern und Sprudeln, wie von fließenden Wassern, aber Regen konnte es nicht sein, denn der Himmel war trocken. Ich mache mich auf und suche den Wasserguß. Der Ton führt mich zu meinem Karpfenteich. Ich finde meinen Schaffner, welcher den Teich durch das Schleußengitter ablaufen läßt.

Ja, guter Mann, was macht Ihr denn da? — Ei gnädiger Herr, böse Buben! Der Peter, der vor drei Wochen mit Rache gedroht hat . . . ich hütete Ställe und Scheuern mit Luchsaugen, denn ich fürchtete den rothen Hahn. Aber es kam von einer andern Seite. Der Hallunk hat uns einen Hecht in den Karpfenteich praktizirt und der Raubfisch frißt uns die ganze Brut auf. Ich muß den Teich ablassen, damit ich den armen Sünder erwische.

Hat man in einem guten, konstitutionellen Wirthschaftsbetrieb je ein solches System der Unterdrückung und Verfolgung gesehen? Ich gab dem Manne gute Worte und verwies ihm seine illiberale Maßregel mit humanen Vorstellungen. Ich sagte ihm: In einem liberalen konstitutionellen Wirthschaftsbetriebe kenne ich nur ein gleiches Recht für Alle. Mein Programm heißt:

Der freie Hecht im freien Karpfenteich.

Aber nicht umsonst habe ich den Mann beschuldigt, daß er mich auf Schritt und Tritt mißversteht. Ich versprach Beispiele davon — und hier ein drittes.

Kaum fünf Minuten lag ich auf meinem Balzac, hatte eine Virginia angebrannt und studierte die schöne Gesetzesvorlage von Baron Eötvös. Ist es mir doch, als schüttelte man im Garten die Bäume und als hörte ich ein Klopfen an die Stämme. Was bedeutet das? Wieder unterbreche ich mich und sehe nach. Da finde ich meinen Schaffner unter den Apfelbäumen, den Mann mit den Polizeiaugen, welcher jede freie Regung unerbittlich beschnüffelt und ausspionirt. Er klopft und schüttelt an den Bäumen die Raupen herab, die er mit den Füßen auf dem Boden zertritt. Eine Verfolgungsscene, wahrhaft unwürdig unseres Jahrhunderts.

Um Gotteswillen, rufe ich, was haben Euch die armen unschuldigen Thierchen zu Leide gethan? Laßt sie doch. Die Raupe verpuppt sich zum Schmetterling und der Schmetterling ist ein schönes Sinnbild der Unsterblichkeit, der Auferstehung und eines zweiten besseren Lebens. Man sollte den Thierchen fast einen religiösen und heiligen Charakter beilegen.

Hol' der Teufel das Sinnbild der Unsterblichkeit in einem Baumgarten, der sich rentiren soll! Das Luderzeug frißt uns die Blüthen und wir haben auf Erden kein Obst! Das war die Antwort des Schaffners.

Guter Freund, sagte ich, Ihr müßt die Sache nicht so materiell auffassen. Die Raupen vom Genusse der Blüthen auszuschließen, an welchen sie überdieß seit langen, historischen Zeiten gewöhnt sind, wäre eine sehr illiberale Maßregel. In einem liberalen konstitutionellen Wirthschaftsbetrieb kenne ich nur ein gleiches Recht für Alle. Mein Programm heißt:

Die freie Raupe auf dem freien Apfelbaum.

Das heißt doch seine Standpunkte klar darlegen, — es giebt sogar nicht viele Standpunkte, welche so klar sind, — aber — ich werde meinen Schaffner fortschicken müssen. Ich bin ein Liberaler und er ist ein Zopf. Er versteht seine Zeit nicht. Das trennt uns. Diese Kluft ist noch weniger auszufüllen, als zwischen einem päpstlichen Franc und einem ehrlichen Franc, welche doch mit neun Centimes auszufüllen ist.

Nicht lange saß ich auf meinem Balzac und studierte die schöne Gesetzesvorlage des Baron Eötvös. Plötzlich, in Todesangst springt meine Lieblingskatze gegen die Fenster und risch, rasch, aufs Dach hinauf, während ihr ein wuchtig geschwungener Prügel nachfliegt. Das Hundsviech habe ich schon wieder in der Speckkammer erwischt! höre ich den wüthenden Schaffner.

Nun ist aber erstens eine Katze kein Hund, ein Standpunkt, den ich nicht annehmen kann, selbst wenn ich eine Taube als einen Geist annehme. Zweitens aber heißt mein Programm:

Die freie Katz' in der freien Speckkammer,

mein Schaffner dagegen brummt etwas von einem „Narrenhaus, in dem er's nicht länger mehr aushält." Auch das ist ein Standpunkt, wohin ihm ein liberaler Mann nicht zu folgen vermag. So ungern ich's nun zum Bruche treibe, — ich bin ein abgesagter Feind von allen Brüchen und lebe so lang als möglich und unmöglich mit allen Widersprüchen in vollkommenster Einheit, — aber — der Widerspruch des Schaffners übersteigt Alles, was wir von modernen und geschmackvollen Mustern in diesem Artikel gewohnt sind. Ich bin ein liberaler Mann, ein konstitutioneller Bürger, ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts; mein Programm lautet natürlich und kann gar nicht anders lauten, als: das Recht der Freiheit für Alles was da lebt und athmet! Mein Schaffner dagegen sagt: Das Recht

der Freiheit nur für das Nützliche, das Schädliche soll der Teufel holen!

Dieser engherzige Utilitäts-Standtpunkt macht alle übrigen Standpunkte unmöglich. Ich muß den Mann entlassen, so leid es mir thut, denn im Uebrigen versteht er die Landwirthschaft aus dem Grund.

Kirchenrechtliches Anrecht.

Das Kirchenrecht ist nicht mein Gebiet, aber ich erlaube mir, dieses Gebiet zu betreten. Warum denn auch nicht? Redet doch die Kirche selbst in so Vieles, ja in Alles hinein und rühmt sich noch ausdrücklich ihrer Unwissenheit. Als die zwei Offenbarungen — Christenthum und Islam — in die antike Welt hineinstürmten und sie über den Haufen warfen, sprachen sie mit äußerster Verachtung von ihrer Kunst, Wissenschaft, Literatur, Philosophie und vermaßen sich, eine neue Welt zu gründen ohne dieses ganze alte Gerümpel. Gott lieben ist besser als alles Wissen, sagte das Christenthum; und der Islam sagte zur Alexandrinischen Bibliothek: Steht darin, was im Koran steht, so ist sie überflüssig, und steht was Anderes darin, so ist sie schädlich.

Das sind kirchliche Standpunkte, die man ad notam nehmen kann. Kehren wir den Spieß der Priester gegen sie selbst! Ich verstehe euer Kirchenrecht nicht, aber ihr habt Unrecht.

Wenn sich Staat und Kirche mit einander um's Recht streiten, so kann man es getrost wie Sully machen und den Streit entscheiden, auch ohne den Streitfall zu kennen. „Gut, daß Sie kommen, Sully," sagte Heinrich IV. zu seinem eintretenden Lieblingsrath; „Sie sollen sogleich ent-

ſcheiden, wer von uns Beiden Recht hat, ich oder der Herzog von“ . . .

„Sie haben Unrecht, Sire“, antwortete Sully lakoniſch.

„Parbleu, Sie wiſſen ja noch gar nicht, wovon die Rede iſt!“

Aber Sully zeigte auf den Kreis der Höflinge, welche ſtumm und verlegen da ſtanden und antwortete mit einem ſatiriſchen Lächeln: „Ich brauchte nur dieſe Herren zu ſehen, um zu wiſſen, Sire, daß Sie Unrecht haben. Dieſe Herren hätten ſich wahrſcheinlich beeilt, Ihnen Recht zu geben, wenn Sie es hätten und nicht erſt auf mich gewartet. Ich weiß nicht, um was Sie ſtreiten, Sire, aber Sie haben Unrecht.“

Le bon roi war frappirt, aber faßte ſich bald und ſagte lachend, indem er ſeinen Lieblingsrath mit Bonhommie auf die Achſel klopfte: „Meiner Treu, Sully, Sie haben Recht. Ich ſehe die Sache plötzlich in einem neuen Lichte und glaube ſelbſt, daß ich Unrecht hatte.“

Sully's Symptom iſt das unſrige, ja noch ein beſſeres.

Ueberlegen wir nämlich, was das überhaupt heißen will: Staat und Kirche ſtreiten ſich miteinander.

Der Staat hat die Nachrede, daß er von der Freiheit des Einzelnen und den natürlichen Rechten der Privatperſon mehr als juſt nöthig an ſich geriſſen. Auch im konſtitutionellen Staate will dieſe Nachrede eigentlich nicht recht zur Ruhe kommen. Der Staat iſt als Beamtenſtaat, als Polizeiſtaat, als Militärſtaat trotz aller konſtitutionellen Schranken noch immer unbeſchränkter als den meiſten Staatsangehörigen lieb und angenehm. Lieſt man z. B. „über die Grenzen der Staatsgewalt“ einen Philoſophen wie W. v. Humboldt, welcher doch ſelbſt Staatsmann und Miniſter geweſen, ſo ſcheint unſer wirklicher Staat dieſe Grenzen in einer ganz niedlichen Ueberſchwemmung übertreten zu haben. Es wird kaum für möglich

gehalten, in irgend einen Winkel den letzten Rest der persönlichen Freiheit und des natürlichen Rechtes zu retten, wo es der heutige Staat mit seiner dreizinkigen Gabel als Beamtenstaat, Polizeistaat und Militärstaat nicht erreichen und aufspießen könnte. Der sicherste dieser Winkel scheint noch das Gewissen und die Verwaltung der Gewissenssachen, die Kirche. Der Staat nehme mir Alles, was ich habe, aber er lasse mir, was ich glaube. Mein Essen und Trinken, mein Kaufen und Tauschen, mein Leben und Sterben gehöre dem Staate. Aber wenn ich gestorben bin und jenseits des Grabes, will ich wenigstens mir gehören. Meine übersinnlichen Vorstellungen, Wünsche und Bedürfnisse sind mein! Mein Glaube ist mein! Und der Verwalter meines Glaubens, die Kirche, soll mir der letzte Bürge einer Freiheit sein, die mir der Staat nicht antasten soll. Die Kirche ist meine Burg. Dorthin will ich retten so viel ich nur kann; dort hört das Recht des Staates auf, dort fängt meine Freiheit an.

Man sollte denken, nichts wäre richtiger. Man sollte denken, es müßte demnach allen Staatsangehörigen Trost und Genugthuung sein, im Staat eine Kirche zu haben, d. h. in einer Zwangsanstalt etwas Unbezwingliches. Man sollte denken, stark und allgemein müßte der Eifer sein, die Kirchenrechte gegen die Staatsrechte zu betonen. Man sollte denken, stark und allgemein müßte die Tendenz sein, von der doppelsinnigen und vieldeutigen Menschennatur so viel als nur möglich, ja lieber mehr als weniger, auf's Gewissen, auf's Geisterreich, auf's Unsichtbare hinauszuspielen und vom Staat in die Kirche hinüberzuspielen — ungefähr wie der siebenbürgische Sachsenbauer es liebt, in die heiligen Räume seiner Kirche auch das Unheilige und Irdische einzulagern, sein Korn oder seine Wolle, und die Kirche zum Magazin und zur Depositen-Bank auch seiner weltlichen Güter zu machen. Das sollte man denken.

Aber just das Entgegengesetzte geschieht. Wenn Staat

und Kirche sich streiten, so sieht man die Volksgemeinde schon längst — nicht nur stumm und schweigend, wie König Heinrich's Höflinge, sondern mit lautem, ermunternden Beifall auf der Seite des Staates stehen! Da braucht denn kein Sully mehr zu wissen, um was man streitet und Recht und Unrecht erst zu untersuchen. Die Kirche muß Unrecht haben! Die Kirche muß diese Umkehrung des natürlichen Sachverhalts verschuldet haben! Dieser Umkehrung muß nothwendig eine andere entsprechen, mit der sie wie in einer richtig angesetzten Gleichung in Proportion steht. Der Staat, welcher Recht und Freiheit des Einzelnen zu überwuchern scheint, wird dann Recht und Freiheit des Einzelnen noch immer besser vertreten, und die Kirche, welche eine Zuflucht gegen den Staat zu sein scheint, wird ihre Burg schon längst in eine Zwingburg und in eine noch ärgere Freiheits- und Rechts-Amputation verwandelt haben, wenn man zwischen beiden so wählt, wie es die Volksgemeinde thatsächlich thut. Dieser Schluß ist so untrüglich wie z. B. der Schluß, daß in der Erde, wo ich Fische fand, einst Wasser gewesen sein muß.

Sie haben Unrecht, Sire! Die Kirche muß nothwendig Unrecht haben, welche Klagen anstimmt über Eingriffe in ihre Freiheit. Die ganze Welt würde ja diese Freiheit vertheidigen! Wenn die Welt diese Eingriffe zuläßt, ja sie ermuntert und wünscht, so zeugt das gegen die Kirche. Die Fische in Erdboden überzeugen mich nicht so fest, daß das einst Seeboden war, als ich dann überzeugt bin, daß die Kirche im eminentesten Grade schlecht und verkehrt gewirthschaftet hat. Ich brauche den einzelnen Streitfall und die vorliegende Thatsache gar nicht zu kennen; dieser Schluß genügt. Der Eingriff des Staates in die Kirche zeugt prima facie gegen die Kirche. Wer ist denn der Staat anders als eben die Kirchengemeinde? Nur auf einem anderen Gebiete und mit einer anderen Seite der Menschennatur.

Wenn aber eine Gemeinde gegen ihre eigene Institution operirt, so muß diese Institution schädlich, fehlerhaft, hinderlich, zweckwidrig und verkehrt geworden sein; die Barmherzigkeit selbst könnte nicht anders schließen Klage der Kirche gegen den Staat — Sie haben Unrecht, Sire. Hätten Sie Recht, so brauchten Sie gar nicht zu klagen. Alle Welt würde Sie decken und schützen.

„Freie Kirche im freien Staate!" Schön. Aber die Kirche ist ein Verein von Gläubigen -- also ein Verein. Damit unterliegt sie dem Vereinsrecht und dieses Recht, wenn ihr wollt, mögt ihr eine Freiheit nennen. Daß euch aber dabei kein Betrug unterläuft! Sagt man denn: Freier Singverein im freien Staate? Freier Turnverein im freien Staate? Freier Bankverein im freien Staate? Warum sagt man das nicht? Weil es sich von selbst versteht, daß eine moralische Person frei ist: innerhalb ihrer Rechtssphäre. Warum geizt nun die Kirche so eifrig nach dem Beiworte „frei", was kein anderer Verein thut? Vielleicht weil sie, zum Unterschied von anderen Vereinen, just frei sein will außerhalb der giltigen Rechtssphäre? Gut! das gibt dann eine „freie Kirche", aber keinen freien Staat mehr. Der „freie Staat" ist dann heuchlerisch hinzugesetzt, um die Nichtdenker zu betäuben. Entweder du nimmst das kleinere Stück und ich das größere, oder ich nehme das größere und du das kleinere.

„Freie Kirche im freien Staate." Die Volksgemeinde hat mit der Verwaltung ihrer übersinnlichen Bedürfnisse die Kirche beauftragt und der Beauftragte will also frei sein vom Auftraggeber? Unter diesen Umständen wäre jeder Gutsverwalter — Gutsherr! Ist doch die Volksgemeinde der Staat. Und welches Mittel hätte die Volksgemeinde, ihren Verwalter zu regieren, als eben ihre Gesammtmacht, vulgo Staatsmacht? Und die sollte sie nicht anwenden dürfen, weil die Kirche so gut frei ist, wie der Staat?

Aber die Kirchengemeinde bin ich selbst, das Volk, und die Staatsgemeinde bin ich auch selbst, das Volk.

Freie Kirche im freien Staate, das heißt: ich soll also frei sein von mir selbst? Ich soll mir selbst nichts mehr drein zu reden haben? Solche Wesen giebt es wirklich — aber hinter den Gittern der Narrenhäuser! Nur der Narr hat sich selbst nichts mehr drein zu reden; seine Schritte leitet der Irrenarzt. Bin ich aber im normalen Besitze meines Selbstbewußtseins, so leite ich alle meine Schritte. Dann nenne mir keinen Schritt — z. B. den kirchlichen — welchen ich nicht zu leiten hätte. Selbstbewußtsein heißt Selbstbestimmung. So wenig ich aus meinem Selbstbewußtsein etwas ausscheiden und sagen kann: das soll Nichtbewußtsein sein, so wenig kann ich aus meiner Selbstbestimmung etwas ausscheiden und sagen: das will ich nicht bestimmen.

Unaussprechlich falsch ist daher schon die Frage gestellt, ob der Staat das Recht hat, die Kirche zu regieren. Er hat gar nicht die Möglichkeit, diese Regierung zu unterlassen! Hat denn ein Vernünftiger die Möglichkeit, gleichzeitig ein Rasender zu sein?

„Freie Kirche im freien Staat" hatte einen Sinn, als der Staat noch der Fürst war — L'etat c'est moi. Damals aber hatte der freie Staat keinen Sinn. Seit der Staat im Volke liegt und konstitutionell regiert wird, nämlich durch das Gesetzgebungsrecht der Volksvertreter, bekommt der „freie Staat" einen Sinn; jetzt aber verliert die „freie Kirche" ihren Sinn. Dem fürstlichen Absolutismus gegenüber mochte man die Kirchenfreiheit betonen, nämlich die Volksfreiheit auf dem Terrain, wo ihr am schwersten beizukommen. Ist aber das Volk selbst Gesetzgeber, dann kehrt sich die Sache um und Kirchenfreiheit würde dann sagen: das Volk soll nicht Gesetze geben und Oberaufsicht üben in hochwichtigen Volksangelegenheiten, nämlich in kirchlichen! Dann wäre Alles, was Kirchen-

freiheit ist, Abzug von der Volksfreiheit! Kurz, wie früher der Fürst, so wäre es jetzt die Kirche, welche sagen würde: L'etat c'est moi. Der Absolutismus hätte nur seine Rolle gewechselt, aber die Rolle wäre nicht untergegangen.

Damals, zur Zeit des fürstlichen Absolutismus und seiner Tyrannei, mochte die Kirche dem Volke zuwinken: wir Beide wollen frei sein vom Tyrannen! Heute aber wird der grobe und plumpe Betrug sofort offenbar, wenn wir die Gleichung: Staat = Volk ansetzen und an dieser Gleichung jetzt die Phrase prüfen: freie Kirche im freien Volke. Wie also, wird die Kirche jetzt auch noch dem Volke zuwinken: wir Beide wollen frei sein — vom Volke?! Der Blödeste lacht, dem Dümmsten gehen die Augen auf!

Schon längst lächelt der Jesuit mit arger List, aber jetzt endlich spricht er so: Gut, mein philosophischer Herr Feuilletonist, ich glaube Sie zu verstehen. Sie lassen die Zweiheit Staat und Kirche in eine Einheit aufgehen, die Sie Volksgemeinde nennen und nun demonstriren Sie, daß Geistlich und Weltlich nicht Jedes für sich frei sein kann, sondern daß sie Beide zusammen, wie Leib und Seele, eine einzige freie Persönlichkeit ausmachen. Angenommen, mein Herr Feuilletonist. Der Staat regiere die Kirche mit, aber dann regiere die Kirche auch den Staat mit! Oder wie? regiert denn die Seele nur den Leib und nicht auch der Leib die Seele? Macht der Hunger nicht moralische Motive? Machen gewisse Blutkongestionen nicht jene Unsumme von moralischen Motiven und Impulsen, welche wir Liebe nennen? Sagt nicht schon euer großer Heidenprophet Schiller: unsere Philosophie schlägt um, wie unsere Pulse anders schlagen?

Bravo, Herr Pater, so sind Sie in ihrer Rolle! Sie haben sich da still und unbemerkt ein Bild erschlichen, wie „Leib und Seele" und flugs wirthschaften Sie mit dem Bilde wie wir mit Begriffen. So kennt man die

Kirche. Auf Bildern und Wortspielen — wie Fels St. Petri, Schlüssel St. Petri — beruht ja ihr ganzes Geschäft. Aber so haben wir nicht gewettet. Ich will nicht einmal sagen: der Staat regiert zwar eine Eisenbahngesellschaft mit, aber die Eisenbahngesellschaft regiert nicht den Staat mit; diese „Eisenbahngesellschaft" wäre ja wieder ein Bild, wie „Leib und Seele" ein Bild war. Nein! Ich habe gesagt, die Kirchengemeinde ist ein Verein, aber der Staat ist der Verein aller Vereine; sie ist der Theil und der Staat ist das Ganze. Das habe ich gesagt. Und ich meine das nicht einmal in dem rohen und materiellen Sinne, daß z. B. der Staat mehrere Konfessionen umfassen kann, welche dann sichtlich und handgreiflich Vereine sind. Im Gegentheil. Auch dort, wo sich der Staat der Glaubenseinheit rühmt, wie in Tirol, Spanien, Schweden und Norwegen, wo Mann für Mann, jedes Mitglied der Staatsgesellschaft Mitglied der nämlichen Religionsgesellschaft ist, auch dort wäre die Kirchengemeinde doch nur der Theil, aber die Staatsgemeinde das Ganze. Nämlich warum? Die Glaubensgemeinde hat nur ein Interesse: was soll nach dem Tode sein? die Staatsgemeinde aber hat viele Interessen. Das ist's, die Singularität des Kircheninteresses und die Pluralität des Staatsinteresses, das ist's, was die Kirche zum Staat in ein Verhältniß setzt, wie den Theil zum Ganzen. Und das Ganze regiert zwar den Theil, aber der Theil nicht das Ganze. Und darum ist der Staat die höchste Majestät auf Erden und selbst die Kirche — deren Stoff ein so erhabener — steht nicht über ihm, nicht einmal neben ihm, sondern in ihm. Neben dem Staate steht nichts. Was neben mir steht, das steht ja außer mir; aber außer dem Staate kann nichts stehen. Der Staat ist in Wahrheit jene Horazische Souveränetät und Oberhoheit:

Unde nil majus generatur ipso
Nec viget quidquam simile aut secundum!

Auch ein Fastenprediger.

Das Volk hat schon längst mehr Höflinge als die Höfe.

„Volk, du bist groß! Volk, du bist tugendhaft!“ declamirte der Volkshöfling Robespierre — derweil sein Henker dem Volke die Köpfe abschlug. Der Weihrauch war eben damals noch neu und stand im Preise ungemein hoch. Seitdem legen die Volkshöflinge auf die Köpfe des Volkes einen geringeren Werth, den weitaus größeren dagegen auf das Geld des Volkes. Dieser Wendepunkt in den Werthverhältnissen findet um die kritische Zeit — der Quartalwende ganz besonders seinen prägnanten Ausdruck.

Volk, du bist fortgeschritten! Volk, du bist aufgeklärt! Volk, du bist gebildet! Volk, du bist autonom! Volk — du sollst abonniren!

Die Vortheile dieser veränderten Praxis springen in die Augen. Auf der einen Seite gewinnt man Geld, und auf der andern verliert das Volk doch seine Köpfe nicht. Und wenn es den Kopf auch verliert, so macht es immer noch einen Unterschied, ob es den Kopf verliert unter Henkershand oder unter den Sammthänden der Schmeichler. In letzterem Falle nämlich behält der Verlierende wenigstens noch die äußeren Zeichen des Kopfes: Haut, Bein, Knorpel, ein Binocle und eine selbstzufriedene Miene dazu. Diese Kleinigkeiten machen ihm Freude und uns Anderen sind sie werthlos. Wem verlohnte es der Mühe, sie ihm zu rauben?

So ist es denn seit dem Volksdienste Robespierre's, welcher das Geld verachtete, aber begierig nach Köpfen war, ein entschiedener Fortschritt, sein System umzukehren, und dem Volke nichts abzuschmeicheln, als die wirklichen Werthe, nämlich das Geld, dagegen die eingebildeten, nämlich die Köpfe, ganz außer Rechnung zu lassen.

Freilich hat ein gescheiter Mann gesagt: die Höflinge Ludwig's XIV. haben seine Urenkel geköpft. Ist das wahr — und fast scheint es so — dann hätte auch das Volk, welches immer sein eigener Urenkel ist, von seinen Höflingen nichts Besseres zu erwarten und wären die heutigen Volkshöflinge um nichts harmloser als jener tugendhafte Maximilian, welcher zugleich Höfling und — Henker des Volkes gewesen.

Etwas Aehnliches müssen nun ihrerseits — zu ihrer Ehre sei es gesagt — die Höfe von jeher geahnt haben, denn sie erfanden sich zu den Höflingen die Hofnarren; zum Gifte das Gegengift. Der französische Hof setzte statt des Hofnarren die Maitresse, was vielleicht persönlich angenehmer, aber geistig nicht so erfrischend, moralisch nicht so gesund war und in allen Folgen davon ging es ihm denn auch wirklich ausgezeichnet schlecht. Umgekehrt haben die deutschen Fürsten und Höfe, so viel ihrer sind, niemals ein — Urenkel-Malheur erlebt, was sich ohne gelehrte und tiefe Untersuchungen ganz einfach aus Flögel erklären möchte, denn in seiner „Geschichte der Hofnarren" fällt es auf, daß bei weitem die größte Zahl der lustigen Räthe unserm glücklichen Deutschland zukommt. Die ausländischen Höfe haben von dieser Institution kaum genascht; aber so recht derb und fröhlich sich satt gegessen hat sich am witzigen, volksthümlichen, freimüthigen und wahrhaftigen Hofnarren eben nur Deutschland. Dieser ehrliche Kerl ist ein echt deutscher Hausegen. Der deutsche Hofnarr hat die deutschen Höfe gerettet.

Aber, wie gesagt, die Zeiten haben sich geändert und nun hat schon längst das Volk mehr Höflinge als die Höfe. Dringend, ja brennend wird unter diesen Umständen die Frage: Wo ist also die Remedur dieses süßen Giftes, wo sind die Hofnarren des Volkes?

Im Lustspiel!

Ach nein. Eh das Lustspiel einen geadelten Kauf-

mann lächerlich macht, hat es schon hundert wirklich Adelige verspottet. Das Lustspiel ist ein gar zahmer Narr, ein gar parteiischer Narr.

In den Witzblättern.

Auch nicht. Die Witzblätter verspotten weit mehr die herrschenden, als — die abonnirenden Stände. Wer es wüßte, was Alles nicht gedruckt wird „unserer Abonnenten wegen", der könnte es nicht blos behaupten, sondern beweisen, daß die Hofnarren viel freimüthiger gegen die Fürsten sein durften, als die Witzblätter gegen das Volk es sind.

Also auf der Kanzel!

Das ließe sich hören. „Die Capuzinerpredigt" hat nicht erst Schiller classisch gemacht; der Capuziner hatte seit je den Credit eines derben, drastischen, unerschrockenen, volksthümlichen Zucht- und Strafhumoristen, also eines Hofnarren des Volkes im besten Sinne, wenn das Wort auch profan klingt. Der Augustiner Abraham a Santa Clara ist heute noch unvergessen. Er konnte nicht fein und zierlich sein in einer Zeit, welche grob und geschmacklos war, in der Zeit der Veltheim'schen Truppe und Lohenstein's und Hoffmannwaldau's; aber er war ein Riese an Temperament und Erfindung, ein Californien an Possenhumor, ein unerschöpfliches Meer an Einfällen, Wendungen, Variationen, eigenen und fremden Gedanken, zusammengelesenem und Mutterwitz. Er war Alles, was den deutschen Hofnarren groß gemacht hat; zwei Generationen des Volkes hat er allein gründlicher gekitzelt, geschüttelt und gebeutelt, als alle Hofnarren aller Höfe zusammen.

Aber das war und ist nicht mehr. Wie ist die Weltweite, welche Abraham's Genie der Kanzel verliehen, seitdem zusammengeschrumpft! Wie ist sie arm und klein geworden! Vor der heutigen Kanzel steht nicht mehr der Mensch, der ganze und volle Mensch, sondern nur noch der Parteimann. Wenn sie nicht schimpfen kann auf

den Liberalen, auf den Journaliſten und Juden, ſo iſt ſie faſt ſtofflos. Sie ſieht die menſchliche Eitelkeit nur noch — auf der Ringſtraße; ſie ſieht das menſchliche Himmelſtürmen, welches ſo alt iſt wie Prometheus und die Titanen — nur noch in einem Feuilleton! Da haben ſie vor dritthalb Jahren ein Feuilleton geleſen: „Kinder und Kindermärchen", und würzen mit den Ausfällen darauf noch heute ihre Faſtenpredigten! Von demſelben Autor hätten ſie vor dritthalb Wochen ein anderes Feuilleton leſen können: „Herkules und Alpheus", wo ein gewiſſer Liberalismus mit einem faulen Sumpfwaſſer verglichen war, welches den Augiasſtall nicht nur nicht reinigt, ſondern auf den alten Miſt noch neuen Schlamm abſetzt. Nun ſollte man denken, das wäre ein Brocken für ihren eigenen Schnabel. Man ſollte meinen, es könnte ihnen nur willkommen ſein, Alles was der Liberalismns Anzügliches über ſich ſelbſt ſagt. Ja, wenn ſie feinere Ohren hätten! Aber ſie ſind blind und taub in ihrer Parteileidenſchaft. Sie ſehen und hören nicht. Ganz in ihr Ich verkrochen, merken ſie nur, wer der Kirche nicht dient, aber ſchon nicht mehr, wer auch den Götzen der Welt nicht dient. Arme Leute! Wie klein habt ihr zu rechnen angefangen, wenn in eure Rechenſtube, wo einſt die Welt umgeſetzt wurde, nicht einmal mehr ein einzelner Menſch in ganzer Lebensgröße hineingeht! Wie ſoll die ganze Zeit, das ganze Volk hineingehen?

Nein, auch die Kanzel leiſtet dem Volke nicht, was der luſtige Rath dem Fürſten geleiſtet hat. Sie ſagt nicht dem ganzen Volke die Wahrheit, ſondern höchſtens einem Bruchtheil desſelben, den ſie ſpeciell haßt — und dem ſagt ſie nicht ſelten die Unwahrheit.

Bemühen wir uns nicht länger. Wir werden den freimüthigen, wahrheitredenden, unbefangenen, auf ſeiner Höhe ſtehenden Hofnarren des Volkes nirgends finden, als dort, wo wir bei allem Schlechten alles Gute, bei allem

Deficit alle Deckung, bei allem Tode alles Leben und Blühen finden, nämlich eben im Volke selbst. Was das Volk fehlt, das bessert es auch. Für jede Schuld erweckt es sich selbst seinen Rächer. Dieser Rächer aber kann nie einer Partei angehören, kann nie ein Amt haben und verpflichtet sein, kann nie engagirt, abonnirt, patentirt, privilegirt; er kann nichts anders als frei sein und freiwillig handeln. Das ist sein erstes und vornehmstes Kennzeichen.

Sein zweites, aber kaum minder bedeutendes ist: daß er überhaupt nicht am Schlechten, am Todten, am Deficit doctert; das thut der Prediger, der Moralist, im äußersten Falle der Criminalist. Nein, der Hofnarr des Volkes wählt das scheinbar Gute, das scheinbar Lebendige und Blühende, das scheinbar Reiche und Volle zum Gegenstand seines Zucht- und Strafhumors. Aristophanes zeigte den Athenern ihren Verfall im höchsten Zenith ihrer Staatsblüthe. Begumil Goltz geißelt „die Bildung und die Gebildeten", während Alles nach Bildung strebt und den Volksunterricht zu steigern ein allgemeines Bedürfniß ist. Auf welchem Humanitäts- und Fortschrittsprogramm unseres Jahrhunderts stünden nicht Wohlthätigkeits-Vereine, Gelehrten-Congresse, Bürgerwehren und Nationalgarden? Nun sehe man aber, wie z. B. Guerazzi, einer der genialsten Hofnarren des Volkes, über alle diese Herrlichkeiten denkt. Wir wollen eine Probe davon in der nächsten Nummer mittheilen und fürchten nichts Ueberflüssiges zu thun, denn leider sind auch die besten Italiener noch nicht so bekannt unter uns, wie die Franzosen viel tieferen Ranges. Gewiß zum Schaden der Mode-Lesewelt, denn es gibt einen Punkt, wo Italien doch das classische Mutterland bleibt und Frankreich nur seine Provinz. Hat Frankreich auch den Ruhm der moderneren Cultur durch seine Freiheit der Arbeit und des Eigenthums; stellen die Colonni, die Facchini und Lazzaroni auch unter leichter

christlicher Tünche oft genug noch das Bild eines alten verrotteten Sklavenstaates dar; die bevorzugteren Geister der Italiener erinnern dagegen nicht minder und nicht seltener an die republikanischen Patrizier, an den grandiosen Charakterausdruck der Antike. Die aufrichtige Wuth, der wildschöne Grimm, die naive Grausamkeit, womit sich der Italiener sittlich entrüsten kann, überbietet dann weit die ähnlichen Regungen des Franzosen, die an Koketterie und Theatereffekt zu kränkeln kaum aufhören, während in der Sprache Machiavell's noch immer vernehmlich die Quellen des alten Römerbodens rauschen, die Quellen, aus welchen Cato, Lucretius, Tacitus, Juvenal und Petronius geschöpft.

Wohlthätigkeits-Vereine, Gelehrten-Congresse und Bürgerwehren.

(Nach Guerazzi).

Die Alten, von einem wunderbaren Drange getrieben, Erbarmen zu üben, unterschieden das öffentliche Unglück gerade, wie die Botanik verschiedene Geschlechter von Blumen in Familien classificirt und gründeten zur Abhilfe einer jeden besondere Gebäude, für die uns heute selbst die Namen verloren gegangen sind. So nannten sie Xenodochien die Häuser, welche bestimmt waren zur Unterstützung der lebensmüden Pilger; Orphantrophien die, wo Waisen erzogen und unterichtet wurden; Nosokomien die für die Kranken; Ptochotropien die, in welchen die Armen Unterhalt fanden; Gerontokomien die, wo alte Leute Pflege fanden; Brephotrophien die Gebäude zur Aufnahme Neugeborner und Findlinge. Die aufrichtigsten Wohlthätigkeits-Anstalten hatten

ihren Ursprung in dem Gemüthe des Volkes, denn das Unglück ist die Humanitäts-Lehrerin für Unglückliche. So soll der Schuster Sorore die Spitäler, die Lastträger von Florenz die Brüderschaft der Barmherzigkeit aufgebracht haben.

Ich kann mich aber nicht enthalten, zu bemerken, wie auch in den sogenannten barbarischen Zeiten des Mittelalters die Barone und die Burgherren im Lande sich gastfreundlich gegen die niedrigsten Pilger, ja selbst gegen die Juden erwiesen haben, gegen welche in jener Zeit doch ein so tiefes Vorurtheil herrschte.

Was bedeutet nun unser modernes Prunken, wenn man wenig und schlecht gethan hat, was die Väter reichlich und gut thaten? Was soll die Lust, große Zettel an die Straßenecken aufzukleben für eine so winzige Menschenliebe? Wozu der Trompetenschall, die Freudenfeuer, das Drucken von allen Namen und Titeln dieser Wohlthätigkeitskrödler? Ich erblicke darin die höchste Eitelkeit und die Lust, mit geckenhaftem Scheine zu ersetzen, was der baren Wirklichkeit abgeht.

Ich weiß einen Fall, wo eines jener traurigen Weiber, welche sich Präsidentinen von Kinderbewahr-Anstalten nennen, die schamlose Frechheit hatte, einer armen Mutter von vier Kindern, die sie um Hilfe bat, die allzugroße Fruchtbarkeit ihres Leibes vorzuwerfen. Solche Weiber entwickeln dann eine unglaubliche Geschäftigkeit mit Briefschreiben, Besuchen, Sitzungen-ansagen und mit Auffindung aller möglichen Beweggründe — das Haus zu verlassen und Zusammenkünfte zu halten, bei welchen die christliche Liebe nichts gewinnt, aber die gute Sitte viel einbüßt. Der Mann kommt nach Hause und findet seine Frau nicht. Er wartet lange, aber umsonst. Wo ist sie hin? In die Rettungsanstalt. Wo hielt sie sich auf? In der Rettungsanstalt. Wehe, wenn er sich einfallen läßt, Klage zu erheben! Die Weiberschaar thut ihn in Acht und Bann, erklärt ihn für einen Türken und Menschenfresser, setzt ihn auf den Index wie ein verbotenes

Buch, und wenn sie nicht einig werden, ihn zu verbrennen, so geschieht es nur darum, weil sie in all ihren Vereinen überhaupt niemals einig werden.

Ach, Freund! wenn Du siehst, wie viel Geld zum Henker geht für Briefe, Umschläge, Siegellack und Petschaft, so würdest Du lachen vor Wuth, nachdem Du gleichzeitig wüßtest, wie viel Pfund Fleisch diese schnöden Weiber das Herz haben in den Topf zu werfen, worin sie eine Suppe für neunzig arme Mädchen kochen wollen: wenn ein Schaf im Arno ertrinkt, so gibts eine bessere Fleischsuppe. Für vortrefflich und untadelhaft würde ich die Wirkungen der Kinder-Rettungsanstalten halten, wenn ich sie nur vollständig entwickelt und verwaltet sähe ohne jenen schlimmen Wurm der Eitelkeit und den noch schlimmern der Heuchelei. Als Christus sprach: „Lasset die Kinder zu mir kommen", da hatte er keine Secretäre, berief keine Sitzungen, brauchte keine Brief-Umschläge, Siegellack und Petschaft.

Gegenseitiger Unterricht, Bürgerwehren, Sparkassen, Gelehrten-Congresse sind von der schlimmsten Wirkung; nicht an sich, aber durch die selbstzufriedene Kleintreiberei ihres Gemäkels und durch die Art, wie sie von Größerem abziehen. Diese und andere Erfindungen sollten Architrave, Capitäler und sonstige Ornamente des gesellschaftlichen Gebäudes ausmachen, anstatt daß man den Fundamentalbau, wie die Sache jetzt steht, den Teufeln der Welt überläßt und sich begnügt, die süßlichen Köpfchen, Löckchen und Flügelchen der Englein aus Gyps oder Terracotta dranzukleben. Beschäftigt sie zu Hause, so werden sie nicht auf die Stadt achten; beschäftigt sie in der Stadt, so werden sie des Staates vergessen. Das ist der Sinn, womit die reactionären Haifische das liberale Spielen der Goldfischlein zulassen. So schrumpfen Leute, die sich vor Gott und Welt zu Reformatoren des Jahrhunderts bestimmt glaubten, zu Reformatoren der Universität Padua zusammen und, indem sie im Schweiße ihres Angesichts Wasser und Seife zusam-

menrühren mit dem rühmlichen Bewußtsein sterben, die Luft mit herrlichen Seifenblasen erfüllt zu haben.

Ob ich die Bürgerwehren gleichfalls für Gift halte? Natürlich muß ich das und zwar, warum? Die Heilkunde wie die Despotien kennen kein Mittel, dessen sie sich mit größerem Glücke bedienten, als eben die Gifte. In Republiken können die Bürger allgemein bewaffnet auftreten und vielleicht auch hier nicht ohne Gefahr, da das bewaffnete Volk sich selten bescheiden, vielmehr allzuoft nur geneigt zeigt, seinen Leidenschaften und Launen zu folgen, woraus häufig Aufruhr und Verwirrung entsteht. In Monarchien aber sollt ihr nur Wenigen das Waffentragen gestatten und vorzugsweise den Parvenus, den Kaufleuten, den Menschen, welche mit Handel und Wandel zu thun haben; es mag auch gut sein, einen oder den andern von den Großen, ebenso ein paar der Geringsten zuzuziehen. Die Masse des besitzenden Volkes wird sich von der Ueberzeugung durchdringen, indem es sich selbst vertheidige, schütze es gleich „die göttliche Weltordnung" und gegebenenfalls werdet ihr sehen, daß sie zur Beschützung ihrer Oelkrüge und ihrer Speckseiten die Kühnheit eines Horatius Cocles auf der Pfahlbrücke entwickeln.

Auf die Großen und das gemeine Volk muß man nicht zählen und zwar darum: jene lassen sich von ganz besonderen Launen leiten und ihre Leitung wird oft schwierig, immer aber unsicher. Das niedrige Volk wird durch Verzweiflung zuversichtlich; da es nichts zu verlieren hat, liebt es die Unordnung, um im Trüben zu fischen. Nichtsdestoweniger schlug ich vor, einige der Großen und einige der Kleinen zu nehmen, und zwar, um sie von der Masse ihrer eigenen Standesgenossen zu trennen, um Argwohn in ihrem Stande zu säen und diesen seiner Führer zu berauben.

Früher hielt man die Aristokratie für den besten Vermittler zwischen Monarchie und Demokratie; die Erfahrung lehrt aber, daß für diesen Zweck um tausend Percent besser

der Mittelstand taugt. Er ist mit Wenigem zufrieden: meßt ihm alljährlich tausend bis zweitausend Ellen eines grünen, rothen oder gelben Bandstreifchens zu, gießt von Zeit zu Zeit einen Regen von neuen Spielpapieren über ihn aus, vor Allem aber Lächeln, Lächeln in Hülle und Fülle! Thut das, und fort mit der Würde des Bürgerthums! Fort mit Allem, was im Tacitus und Seneca steht, die man aber gleichwol in allen höheren Bürgerschulen pauken und ochsen läßt, der lieben „Bildung" wegen! Mit anderen Segeln muß man in neuen Meeren schiffen. Drückt die Hände, schüttelt die Arme rechts und links, daß die Ellbogen knacken, habt Geduld, eine alberne Gesellschaft auszuhalten, wagt es bei Tische die Frau des Präsidenten von einer Handelskammer an eure ahnenreiche Seiten zu setzen, schämt euch nicht, mit der Tochter eines Börsensyndicus den Ball zu eröffnen und ihr werdet eine Bürgermiliz haben, welche es Prätorianern, Strelitzen, Mameluken und Janitscharen zuvorthut. Kein Bürger eurer Miliz wird glauben, er sei reactionär geworden; sie werden darauf schwören und sterben, die Gewalthaber sind liberal geworden! —

Das wäre denn auch eine Fastenpredigt! Dabei soll es völlig dahingestellt bleiben, ob Guerazzi für sein Decennium oder für das unsrige, ob er für Italien oder für Deutschland mehr Recht hatte, ja ob er überhaupt Recht hat. Es war nur der Beweis zu führen, daß das bürgerliche Element alle Talente und Kräfte, deren es bedarf, um sich selbst zu corrigiren, sich selbst auch erzeugt; daß der große und vielfach verdorbene Herr, das Volk, noch immer wahrhaft groß genug ist, um ein offenes Ohr zu haben für den lustigen Rath von solcher Kühnheit und Freimüthigkeit, und daß der traurige Rath, anstatt über die großen Geister sich zu ärgern, wohl thäte, sich zu Gemüthe zu führen, warum er die beneideten Wirkungen derselben nicht zu erreichen vermag.

Frohnleichnam und die Liberalen.

2. Juni 1872.

Wenn ein ehrlicher Mann nicht oft genug im Laufe des Jahres über verlogenes und unehrliches Wesen sich zu betrüben hätte, so käme gewiß und unfehlbar wenigstens ein Tag in jedem Jahre, an welchem die Lüge pünktlich sich einstellt. Dieser Tag ist Frohnleichnam und die Lügner sind leider die Liberalen.

Der öffentliche Triumphzug einer Kirche, welche der Bildung Scheiterhaufen angezündet und welche noch heute die Bildung verflucht, verletzt die Gefühle der Gebildeten. Sie wünschen diese Straßen-Triumphzüge zu unterdrücken. Je gerechter dieser Wunsch ist, — und die Liberalen zweifeln hoffentlich nicht an ihrer eigenen Gerechtigkeit, — desto ehrlicher könnten sie mit der Sprache herausgehen und der Wahrheit die Ehre geben. Im Namen der Wahrheit und der Gerechtigkeit könnten sie frank und frei sagen: Alle Handlungen der Andacht gehören ins Innere der Häuser und nicht auf die Straßen. Es ist einer vorgeschrittenen Volksbildung unwürdig, aus religiösen Empfindungen ein Schaugepränge zu machen. Ueberdies ist es für die übrigen Religions-Gesellschaften nahezu beleidigend. Denn wenn weder der protestantische, noch der griechische Christ, noch der Jude, noch der Mahumedaner, welche alle unsere Mitbürger sind und ein Mitrecht an unsere Straßen haben, ihrem Glauben Triumphzüge veranstalten, warum soll es just der katholische Glaube? Er scheint dadurch direct einen Vorzug über sie und indirect eine Kränkung gegen sie auszuüben. Das hatte seinen guten Sinn, als die katholische Kirche thatsächlich noch die herrschende Kirche war und den übrigen höchstens Duldung zukam. Unser heutiges Recht kennt aber nur noch „anerkannte Religions-Gesellschaften", dagegen keineswegs eine „herrschende" Religions-Gesellschaft. In Ueber-

einstimmung mit diesem Rechte wäre es daher logisch und eine Forderung des simpelsten Anstandes, dem katholischen Kirchen-Ceremoniell einen Straßenaufzug zu versagen, der wie die Geltendmachung eines Vorrechts und wie der Triumph eines Herrschers aussieht.

So könnte der Liberalismus sagen und so müßte er es, das wäre sein gutes Recht und sein fester Rechtsboden. Leider ist er — zu feig dazu! Er nennt sein Kind nicht beim rechten Namen, sondern gibt ihm den verkehrtesten von der Welt. Er protestirt gegen die Frohnleichnamsumzüge, — man rathe aus welchem Grunde? nicht doch, unter welchem Vorwande? Aus Gesundheitsrücksichten!

Ein Wetter ist entweder warm oder kalt. Menschen sind entweder groß oder klein. Der Liberalismus ist so geistreich, diese Thatsachen zu bemerken, und da mit den Frohnleichnams-Prozessionen auch kleine Menschen mitgehen und da das Wetter dabei entweder warm oder kalt ist, so macht der Liberalismus aus diesen Thatsachen seine — gewichtigen Gründe! Scheint die Sonne, so lamentiren die liberalen Volksblätter: „die armen Maderln" bekommen den Sonnenstich; und ist es kalt, so fürchten sie: „die klan' Wurzerln" bekommen den Catarrh!

Diesen Blödsinn muß ich Jahr für Jahr in jeder Frohnleichnamswoche hinabschlucken und noch dazu von den eigenen Gesinnungsgenossen. Es ist traurig!

Bei Gott, der Liberalismus ist noch nicht so weit, um sich den Luxus der Verlogenheit erlauben zu dürfen. Lügen darf eine Partei, welche herrscht aber in ihrer Herrschaft bereits wieder bedroht wird. Noch hat sie Macht genug um ungestraft lügen zu können und schon hat sie Furcht genug, um mit jedem Mittel, also auch der Lüge, sich behaupten zu wollen. In der Naturgeschichte der politischen Parteien ist das das Stadium der Lüge.

Eine Partei aber, die um ihre Herrschaft erst ringt, wie der Liberalismus, braucht noch Wahrheit und Reinheit.

Für sie kommt das Lügen noch zu früh und ist noch eine zu schlechte Waffe. Das Lügen ist überhaupt bloß Schutzwaffe, und zwar eine ziemlich elende. Die Angriffswaffe aber soll immer gut sein.

Wahrlich, wenn „die weißen Maderln" statt mit dem Frohnleichnams-„Umgang" mit einem Constitutions-Umgang gingen, wie in der Schweiz oder in Nordamerika, so möchte ich wohl wissen, ob sie dann auch den Sonnenstich oder den Catarrh in den liberalen Blättern bekämen! Ich möchte überhaupt wissen, ob Kinder nur in vier Wänden gesund sind und ob es ihnen gleich tödtlich wird, wenn sie zwei Stunden im Freien zubringen?

Auf so flacher Hand liegt in diesem Falle die Lüge der Heuchelei!

Und weil Einen das am bittersten ärgert, was Einem von den eigenen Lieben geschieht, so hätte ich nicht übel Lust, den Liberalen eine Frohnleichnamspredigt zu halten, mit dem ganzen Grimm einer moralischen Indignation. Aber wie sagt Draper? „Es würde fürwahr sehr unglücklich bestellt sein, wenn nationale Heuchelei keine bessere Entschuldigung als individuelle, hätte." Das läßt sich hören! Und in unserem Falle heuchelt längst nicht mehr ein einzelnes, liberales und zeitungschreibendes Individuum, sondern eine ganze politische Partei, ein ganzer Bruchtheil der Nation. Das erheischt einen andern als blos moralischen Maßstab. Es will historisch-politisch, es will philosophisch begriffen sein.

Und wer hätte es besser begriffen, als der citirte Draper, der amerikanische Chemiker und Physiolog, dessen „Geschichte der geistigen Entwicklung Europas" vielleicht einen Rang einnimmt neben Buckles Geschichte der Civilisation, aber leider nicht im Entferntesten so gekannt und gelesen ist.

Ich kann mir daher nicht versagen, die Stelle, welcher jener Satz entlehnt ist, in ihrem ganzen Zusammenhange hieher zu setzen. Es ist die originell aber echt philosophisch

gedachte Bemerkung über „die Organisation der Heuchelei," wie es Draper nennt, und seine Reflection lautet wie folgt:

„Zwischen jener Periode, während welcher ein Volk sich durch seine Fantasie hat leiten lassen und derjenigen, in welcher es die Vernunft zum Führer wählt, liegt ein melancholischer Zwischenraum. Der Mensch ist so geartet, daß er noch lange, nachdem er die Unrichtigkeiten des Aberglaubens entdeckt hat, davor zurückschreckt, sich offen von dessen Herrschaft zu befreien, und, durch die Macht der Umstände gezwungen, zum Heuchler wird, indem er öffentlich dem seinen Beifall zollt, was er heimlich verdammt. Wo sich Nationen in solchem Uebergange befinden, ist diese Gewohnheit so allgemein, daß man in Wahrheit sagen kann, die Heuchelei sei organisirt. Es ist möglich, ganze Staaten anzutreffen, welche in diesem beklagenswerthen Zustande leben. So, stelle ich mir vor, muß es in vielen Theilen des römischen Reiches unmittelbar vor der Einführung des Christenthums ausgesehen haben. Selbst wenn Ideen bereits der öffentlichen Meinung gewichen sind, kann ihre politische Macht doch ihre geistige noch überdauern und dadurch den Zustand der Heuchelei hervorrufen."

„Allein es ist nicht zu läugnen, daß dieses Uebel in einem gewissen Grade von der Lage der Dinge unzertrennlich ist. Es würde fürwahr sehr unglücklich bestellt sein, wenn nationale Heuchelei keine bessere Entschuldigung als individuelle fände. Im gesitteten Leben befindet sich die Gesellschaft stets in der gebieterischen Nothwendigkeit, in gesetzlichen Formen vorwärts zu schreiten und solche Formen lassen sich nicht, ohne ernstliches Unheil herbeizuführen, vermeiden. Staatswesen zu plötzlich von den Banden alter Vorstellungen losmachen heißt nicht, ihnen die Freiheit geben, sondern sie in politische Landstreicherei stürzen, und daher kommt es, daß große Staatsmänner Gebräuche, deren wesentliche Bedeutung verschwunden und deren geistige Grundlage unterhöhlt ist, zu gestatten, ja zu erzwingen pflegen.

Die Wahrheit gelangt nicht sofort, sondern erst allmählig zur Herrschaft. Anfänglich, so lange ihr Einfluß noch intellectuell und individuell ist, wirkt sie auf die Vernunft, dann dehnt sie ihre Sphäre aus, indem sie, namentlich durch die öffentliche Meinung, einen moralischen Zwang ausübt und endlich sammelt sie für sich sogar physische und politische Kraft. So lange dieser allmählige Uebergang dauert, herrscht eine organisirte Heuchelei: Nationen dahin zu bringen, sich neuen Ideen zu überlassen, ist nicht Sache eines einzigen Tages."

Ich will nun nicht so unartig sein, der katholischen Gemeinschaft das baldigste Aufhören der Frohnleichnams-Prozessionen zu wünschen; aber ich will so ehrlich sein, meiner eigenen, der liberalen Gemeinschaft, das baldigste Aufhören ihrer Heuchelei zu wünschen! —

Mündlich und Schriftlich.

28. Juli 1872.

Wußt' ich es doch; ich werde kaum Tannengrün und Waldbäche wieder gesehen haben, so wird mein alter geheimer Ekel vor der Zeit und ganz besonders vor den Zeitungen so unwiderstehlich hervorbrechen, daß mich zur Abwechslung mit dem Staatsanwalt vielleicht die Redaction selbst confiscirt.

Aber glauben Sie mir's, lieber Herausgeber, glauben Sie mir's so fest, als ob es „Raphael an Julius" schriebe, — es ist nichts mit den Zeitungen! Das ganze Zeitungswesen ist ein Unsinn, sobald es nicht Propaganda macht, und welche Zeitung macht denn Propaganda? Keine einzige! Erobert denn uns der „Volksfreund?" Oder erobert der „Correspondent" den Grafen Lamezan? Und

wir lesen einander wenigstens, was doch der günstigste Fall ist. In der Regel aber bewegt sich jede Zeitung um ihren eigenen Leserkreis und wird außer diesem nicht mehr gelesen. In einer Zeitung hält eine gewisse Geistes- oder Gesinnungsgruppe einen Monolog mit sich selbst; das ist Alles. Aber der Monolog ist unfruchtbar, fruchtbar ist nur der Dialog.

Dem Altkatholicismus ist eine Presse wohlgesinnt, deren Auflage eine Gesammtziffer von Hunderttausenden repräsentirt. Wie kommt's, daß der Altkatholicismus selbst aus den Einheiten und Zehnern gar nicht vom Flecke rückt? Gebt uns einen Luther! schreit die Welt. Nun, und was weiter? Ein Luther würde in Eurem Fortschritts-Jahrhundert — eine Zeitung herausgeben und damit um keinen Schritt fortschreiten. Wir hätten einen Redacteur mit andern Redacteuren und dieser Redacteur drehte sich um sein Redactionsbureau und zuletzt kaufte ihn eine Bank auf, wenn er's schon hoch gebracht hätte! Das wäre in Eurem heutigen Fortschrittssumpf ein Mann wie Luther!

Freilich wußte Luther die Presse seiner Zeit, so tief sie in den Kinderschuhen ging, auch zu benützen. Aber ich sage blos „auch." Denn seine kräftigsten Vorstöße führte dieser Riese nicht mit der Presse und dem schriftlichen Verfahren, sondern mit der Persönlichkeit und dem mündlichen Verfahren. Er disputirte. Er predigte. Und disputirend und predigend wanderte er von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und die er gewonnen, thaten dasselbe und disputirten und predigten von Land zu Land, von Grenze zu Grenze. So ergriff die Bewegung Europa. Heute würden sie im Caffehaus hocken, die Nase in der „Partei"-Zeitung, im weislich-geschlossenen Mund die Cigarre, und die Bewegung ergriffe keine Katz. So operirt „die sechste Großmacht" wie der Philister seine Zeitungsmakulatur nennen möchte!

Kurz, Luther operirte zu seiner Zeit mit dem ganzen Vortheil, welchen heutzutag nur noch der Ultramontanismus im Besitze hat, aber er allein und wir Andern mit nichten. Seht, der Ultramontanismus gibt auch Zeitungen heraus; aber sein Hauptrüstzeug ist das mündliche Verfahren, die Kanzel. Wir geben nur Zeitungen heraus. In diesen zwei Wörtchen und ihrem unermeßlichen Unterschiede liegt unsere ganze Dummheit. Es gehört eine Vierfüßigkeit dazu, welche aller Fassungskraft spottet, wie man in dieser ungleichen Partie von einem „Kampf mit Rom" faseln mag. Wie so kämpft man denn? Man verschmiert ein paar Centner Druckerschwärze, welche in ihren eigenen Bart hineinmurmelt. Das nennt man „Kampf."

Kampf wäre es, wenn unsere Lichtfreunde, wie es die alten Reformatoren gethan, dem Volke unmittelbar predigten. Wenn sie hinausgingen, wo es am finstersten ist, in die Pfarren der verbissensten Pfarrer, an die Sitze der unwissendsten Bischöfe, und die kirchlichen Fragen im Zudrang der Menge, vor den Augen und Ohren Aller erklärten und auslegten. Oder fürchtet Ihr, daß es allzu buchstäblich auf „Kampf", nämlich auf Mord und Todtschlag hinausliefe? Ei bedenkt doch! Eh die Protestanten protestantisch wurden, waren sie ja auch Katholiken, und einem verdummten und verhetzten Volke haben ja auch die lutherischen Prädikanten gepredigt. Wir lesen aber nicht, daß sie erschlagen worden. Oder wäre unser moderner Fortschritt seitdem zurückgeschritten? Hätten unsere Bauern mehr Rohheit, oder unsere Liberalen weniger Courage, als im finsteren Mittelalter? Aber schließlich hat doch der moderne Staat im 19. Fortschrittsjahrhundert eine halbe Million Soldaten in seinen Kasernen liegen, was das finstere Mittelalter nicht hatte. Und wenn Ihr in einem besonders bösen und bissigen Pfaffennest eine Vorlesung oder ein Colloquium ankündet, würde Euch der

Staat nicht mit einer halben Jäger-Compagnie den Rücken decken, der moderne Fortschrittsstaat, der ja so viel für Schule und Aufklärung thut und so viele Orden und Verdienstmedaillen für Kunst und Wissenschaft hat! Meint Ihr nicht? Oder meint Ihr es nur in den Caffehäusern der Ringstraße und nicht auch beim Schilcher in Stainz und bei den Knödeln von Hippach?*) Wie weit reicht „unser fortgeschrittenes 19. Jahrhundert" und ganz besonders unser eigenes Vertrauen auf den Ruf, den wir ihm machen? Ich hoffe recht weit!

Aber dem sei wie ihm wolle. Ich wollte nur sagen, was Kampf ist. Kampf ist das persönliche Auftreten Aug' in Aug' mit dem Gegner, die persönliche Herausforderung des clericalen Wühlhubers und Volksverführers, kurz das Einsetzen der Persönlichkeit. Das ist Kampf, weil das allein Sieg und Erfolg ist. So hat Luther gesiegt, so hatte die Reformation Erfolg.

In meiner wasserschäumenden Sägmühle zwischen Felsen und Tannen sitze ich hier unter Holzknechten und Kuhhirten, unter einem armen, unwissenden Volke, dessen ganzer Lebenskreislauf außer dem Cirkel der Tagespresse liegt. Was dieses Volk denkt und glaubt, ist Alles von Mund zu Mund überliefert; wer ihm gedruckte Wahrheiten einverleiben wollte, z. B. daß Petrus niemals in Rom war, der könnte eben so gut in ein Ofenloch reden. Kein Zeitungsblatt verirrt sich hieher. Aber angenommen, es geschieht und der clericale Bauer fängt den Artikel zu lesen an, so zerreißt er ihn sicher in Fetzen, wenn er merkt, wo

---

*) In Stainz (Steiermark) wo ein beliebter Schilcher, eigentlich Schiller-Wein wächst, ist bekanntlich der liberale Bürgermeister Hangi von einem durch den Beichtstuhl fanatisirten Bauernburschen meuchlings erschossen worden. — Hippach, in Tirol, der Wahlbezirk des Abgeordneten Pater Greuter, eines leidenschaftlich-thätigen ultramontanen Volksagitators.

es hinaus will. Er lieſt ihn gar nicht zu Ende. Wie hilflos, wie lächerlich hilflos iſt das Schickſal des Druckpapiers! Aber angenommen, er lieſt ihn zu Ende, ja, er geht ihm ſogar im Kopfe herum, ſo kommt der Pfarrer und ſetzt ihm den Kopf wieder zurecht. Der Pfarrer ſpricht, aber die Zeitung kann nicht mehr darauf antworten. Sie iſt ſtumm wie eine Maſchine, nachdem ſie ihr Stücklein geſpielt hat. Erſt der Verfaſſer des Artikels, erſt der lebendige Menſch könnte wieder darauf antworten. Und dieſe Antwort allein begriffe die Volksmenge. Sie wäre Zeuge davon, wie der Pfarrer verlegen wird, wie er roth wird, wie er grob wird, wie er Ausflüchte macht, wie er ſich widerſpricht, wie er die Antworten ſchuldig bleibt, wie er ſtottert, ſchwitzt und endlich verſtummt, rettungslos verſchlungen und begraben von der Fluth des Beweiſes. Und das Bäuerlein, das die gedruckte Zeitung zerriſſen hat, folgt der mündlichen Verhandlungsſcene mit ſcharfen Sinnen, mit vergnügter und geſpannter Aufmerkſamkeit, läuft von weit und breit herbei, iſt gar nicht zu halten, rennt mit der Familie und der ganzen Freundſchaft zu der öffentlichen und feierlichen Disputation. Aber welch ein anderer Erfolg nun, wenn es auf dieſe Art bewieſen iſt, daß Petrus niemals in Rom war, d. h. daß dem römiſchen Papſtthum ſein beſter Rechtstitel fehlt, als wenn es — in einem Zeitungsblatt ſteht! Denn ein ganz anderes Publikum lieſt und ein ganz anderes und größeres Publikum iſt's, welches hören und ſehen will. Das Leſen geſchieht ſpärlich und ungern, das Sehen und Hören iſt beliebt und allgemein menſchlich. Die volksthümlichſte Form iſt und bleibt die dramatiſche. Kein Reiz größer als der Dialog.

Seit ſich das liberale Bürgerthum, entweder mit zufälliger Gedankenloſigkeit oder mit bewußter Feigheit dazu verſtehen konnte, den Erſatz des Worts durch die Preſſe wie ein ebenbürtiges und

selbstverständliches Aequivalent zu etabliren und die heiligsten Functionen der Rede — der Maschine anzuvertrauen: seitdem gebe ich die Freiheit Europas auf.

„Sieh' das Gute liegt so nah!"

10. März 1872.

„Immer strebe zum Ganzen und kannst du nicht selber ein Ganzes werden . . . schließ' an ein Ganzes Dich an." Schiller.

Der arme Stremayr ist nicht umsonst constitutioneller Minister! Was er da vertritt, ist schwerlich auf seinem Beete gewachsen; es ist viel wahrscheinlicher, daß er wie Unsereiner denkt oder besser gesagt, daß er denkt — wie er selbst; aber was er unterschreibt, auch wenn es wie Götz von Berlichingen nur eine angeschraubte Hand wäre, es ist wenigstens sein Tintenfaß. Und das constitutionelle Tintenfaß ist verantwortlich! Völlig Recht und ganz in der Ordnung ist es daher, daß die liberale Presse Oesterreichs und Deutschlands wie Ein Mann gegen einen Kaiser Ferdinand II. anstürmt, wenn sich derselbe — Doctor Stremayr schreibt. Der Ferdinand mag dreißigjährige Kriege für seinen Papst führen; wenn aber der Doctor Stremayr päpstelt, so führen wir selbst Kriege gegen ihn. Ganz Recht ist das und in heiligster constitutioneller Ordnung. Dem Doctor Stremayr gegenüber darf man nur altkatholisch sein.

Dagegen den Altkatholiken gegenüber darf man wohl ein wenig — im Vertrauen sprechen. Wer Teufel, würde ich sagen, wenn nicht von heiligen Dingen die Rede wäre, wer Teufel heißt euch schwach sein? Seit wann hat der Schwache Recht bekommen? Recht bekommt man nur nach dem Grade der Wahrscheinlichkeit, als man sich's allenfalls nehmen könnte. Seid stark und ihr bekommt Recht, seid

schwach und man stremayrt euch. Wer heißt euch schwach sein? Schwächer zu sein, als ihr es zu sein brauchet, denn ihr könntet stärker sein!

Alt hin, alt her, ihr seid neue Gemeinden. Und wer heißt euch neue kleine Gemeinden gründen, da ihr Mitglieder von älteren und größeren Gemeinden sein könntet? Von Gemeinden, längst schon wurzelständig auf einem alten historischen Rechtsboden, längst schon in Verfassung, Ausübung, Besitz, Macht, Ansehen und unzerstörbarer befestigter Sicherheit?

Ihr protestirt gegen einen unfehlbaren römischen Papst. Gut. Aber gegen den römischen Papst protestirt hat schon vor 350 Jahren ein gewisser Doctor Martin Luther, wenn ich nicht irre. Ist seine Arbeit nicht eure Arbeit? Und ist seine Arbeit nicht brauchbar? Wozu doppelte Arbeit? Der Tisch ist gedeckt, ihr brauchtet nur Platz zu nehmen. Wozu von Neuem Bettelbrod essen vor allen Thüren von Statthaltereien und Ministerien? Gegessen, in Blut und Thränen gegessen, ist längst dieses bittere, kummervolle Brod, aber Gott sei Dank, es ist deßenungeachtet verdaut, gut verdaut und hat angeschlagen. Es ist ein blühendes Muskelfleisch und gesundes Knochenmark geworden.

Als die päpstliche Unfehlbarkeit das Licht der modernen und leidlich civilisirten Welt erblickte, erwartete ich daher von allen liberalen katholischen Hausvätern, wenn sie ihre Pflicht thun wollten, nichts anderes, als einen Massenübertritt zum Protestantismus. Ich täuschte mich und der liberale Katholicismus gründete sein eigenes Kirchlein, eine mikroscopisch kleine, infusorisch-winzige, altkatholische Winkelkirche. Warum das?

Ei, weil er nicht eben lutherisch werden wollte. Weil er bleiben wollte, was er war; weil er beim Alten bleiben wollte, weil er, nur ohne das neue Dogma, gut katholisch bleiben wollte.

Daß ich das glaubte! Und die heute Altkatholiken

sind, waren also wirklich vor dem verhängnißvollen 6. Juni 1870 gute römische Katholiken, sind fleißig beichten gegangen und in die Missionen gelaufen, haben die Fasttage gehalten, sind nach Mariazell gewallfahrtet, waren vielleicht sogar Serverinus- und Michaelisbrüder? Ja, waren sie das? O, über die Begriffsverwirrung und Selbsttäuschung! Also mit einem Worte: sie waren schon früher in der Opposition, sie waren schon früher protestirende Katholiken; sie waren reif!

Das wäre Eins. Das Andre aber ist: war denn nicht Luther selbst der Altkatholik seiner Zeit? Gibt Luther, gibt irgend ein Lutheraner zu, daß er nicht die echte und wahre, allgemeine apostolische Kirche, also kurz und gut, die katholische Kirche sei? Und haben sie nicht pünktlich und bis auf's J-Tüpfelchen Recht? Das ganze Mittelalter wollte die Verbesserung und Reinigung der katholischen Kirche, wollte die „Reform an Haupt und Gliedern" wie man es nannte. Die Kirche selbst und die Fürsten rangen sich in wiederholten Concilien müde an den Versuchen; — aber es ging nicht. Endlich griff es, unter Luther's Führung, der gebildete deutsche Mittelstand an; — da ging's! In wenigen Jahren war die ganze katholische Kirche reformirt, verbessert und gereinigt. Ein Erzbischof von Köln heiratete und glaubte nicht aus seiner katholischen Kirche ausgetreten zu sein: ja, streng genommen stand die Partie so, daß der Papst selbst hätte heirathen und Luther's Reformation annehmen können. Es waren weit mehr politische als kirchliche Gründe, daß es anders kam. Den Bemühungen der Jesuiten und den militärischen Reactionen der Fürsten gelang es leider, die Kirchenverbesserung auf großen Länderstrecken wieder rückgängig zu machen und erst von da an trat die Nothwendigkeit ein, jenen Theil der verbesserten Kirche, der nicht mehr umzubringen war, von dem umgebrachten mit einer neuen Namensnennung zu unterscheiden. Man nannte die

gereinigte und verbesserte Kirche die lutherische, protestantische, evangelische, reformirte Kirche, aber unter allen Namen war und ist sie in Ewigkeit nichts anderes, als eben die gereinigte und verbesserte altkatholische Kirche!

Wie Schade, daß das die Völker Oesterreichs vergessen haben! Aber wozu schreibt die menschliche Gattung ihre Geschichte, wenn sie zuletzt so geschichtslos lebt wie die Vögel in der Luft und die Fische des Wassers? Was hilft denn lesen- und schreibenlernen, wenn der Eine nicht liest was der Andere geschrieben hat? Die Zeiten, wo sich der Oesterreicher nicht bilden durfte, sind ja längst schon vergangen: Jeder lernt lesen und kein Buch ist verboten. Warum macht der Oesterreicher nicht Gebrauch von seiner Freiheit? Gibt es ein wichtigeres Buch für den liberalen katholischen Oesterreicher als die Geschichte der Reformation? Die Geschichte der Reformation und Gegenreformation in Oesterreich? Weiß er nicht, daß „die reine evangelische Lehre" schon in großer Majorität der Glaube seiner Väter war? Und wenn Khevenhüller's Dragoner und Dampierre's Cürassiere die reine evangelische Lehre mit Rosseshufen zertreten; weiß er nicht, daß die Rosse crepirt sind, aber der Boden noch da ist und, Gott sei Dank, auch die Freiheit da ist, ihn wieder anzubauen? Wozu eine neue altkatholische Kirche, anstatt anzuknüpfen an die schon vorhandene altkatholische Kirche unsers theuern, ehrwürdigen Doctor Luthers, des Lehrers und Führers unserer Väter? Ist er wirklich vergessen? Ist es wahr, daß Reactionen, Jesuiten und Säbel auf immer und ewig siegen können? Ach, dann spreche man nicht von Fortschritten! Für eine erwürgte Aufklärung ist eine Dampfmaschine ein schlechter Ersatz!

Und schließlich sage man ja nicht, — denn ich fürchte, die Fortgeschrittensten und Aufgeklärtesten werden es wirklich sagen wollen, — man sage ja nicht: auch das Lutherthum

habe schon längst seine Pfaffen und Mucker, aber man wollte jetzt etwas Neues und Reines. Neues, ja, aber Reines? Werdet denn Ihr noch rein sein nach 350 Jahren? Nur keine Confusion! Nur keine Unklarheit über Hauptsache und Nebenumstände! Nicht das ist die Hauptsache, daß eine Kirche rein ist, sondern das ist's, daß sie die Freiheit der Bewegung habe, sich beständig zu reinigen. Und diese Freiheit fehlt der evangelischen Kirche wahrhaftig nicht. Ein Theologe wie David Strauß wäre in unserer katholischen Kirche keinen Augenblick möglich; in seiner protestantischen hat er sich stets als einen guten Protestanten betrachtet, und seine heftigsten Gegner konnten und durften ihm's nicht bestreiten. Ich dächte, damit könnte man zufrieden sein. Trotz Muckern und Pfaffen gibt es in der gereinigten Kirche Luthers keine Autorität, gegen welche eine andere Autorität nicht kritisch auftreten dürfte. Es giebt keine blinde Autorität. Das ist die Hauptsache; mehr braucht keine Kirche zu ihrer Freiheit.

Wenn etwas an Döllinger's Wirken richtig ist, dessen Gründung des Altkatholicismus ganz sicherlich unrichtig ist, so ist es sein strebender Gedanke, diesen und den Protestantismus einander zu nähern.

Darüber muß sich jeder Denkende klar sein: eine kirchenbildende Kraft besitzt unsere Zeit nicht mehr. Wer das durch Denken nicht wüßte, den hätte es bereits die Erfahrung gelehrt, — die Erfahrung, wie vor dreißig Jahren der Deutschkatholicismus auflebte und abstarb: ein getreues Vorbild des Altkatholicismus!

Jeder seiner Kirche entwachsene Katholik, der es verschmäht sich für confessionslos zu erklären, sollte sich daher zweimal gesagt sein lassen, was unser großer Nationallehrer und Dichter mit dem vorstehenden Worte sagt. Das Ganze, das der neue Altkatholik nicht selbst mehr bilden kann, ist der alte Altkatholicismus, ist der geräumige und vielgliederige Bau der evangelischen Kirche, fähig, jede Nuance

aufzunehmen und an ihren Platz zu stellen; fähig, jeden Fortschrittsdrang sich entwickeln zu lassen und legitim zu befriedigen.

Vogelschau der Pfingsttaube.

Pfingsten 1874.

Pfingsten ist gleichsam der officielle Geburts- oder Namenstag des Heiligen Geistes. Und deuten wir die kirchengeschichtliche Sage symbolisch, so betrachtet sich der Punkt, der zu Pfingsten erreicht ist, wirklich am besten aus der Vogel-Perspective, z. B. der Taube, welche mit ausgebreiteten Flügeln freischwebend in den Lüften erscheint. Ist doch Pfingsten selbst die Vogel-Perspective des ganzen Jahres, nämlich der höchste Stand desselben, wie Weihnachten der tiefste. Und wieder ist die Vogel-Perspective naturgemäß die reichste, fülligste, weitsichtigste, gleichsam die optische Intelligenz, daher dem Vogel katexochen Geist und Weisheit zukommt, was bei den heidnischen Ariern „der weise Vogel Simurg" und bei den christlichen Ariern eben die Heilige Geist-Taube versinnlicht.

Der weise Vogel Simurg, der auf dem heiligen Berge Kaf residirte, war, wenn ich nicht irre, eine Art Adler; der christliche Weisheitsvogel — ist nur eine Taube! Das arme Täubchen schwingt sich nicht eben hoch und sieht nicht sehr viel; aber mit welch' entzückend charakteristischer Selbst-Ironie ist dann just dieses Symbol von einer Kirche erwählt worden, welche überhaupt nicht sehen will, welche Einfalt und Unwissenheit zu ihrem Staatsprincipe, dagegen Lehre und Unterricht zum Gegenstande ihres Abscheus gemacht hat. Das schauderhafte Latein der Vulgata vertheidigend, sagte Papst Innocenz großartig: „Es ist des ge-

offenbarten göttlichen Wortes höchſt unwürdig, ſich an die Vorſchriften des Donat zu binden.“ Ein goldenes Wort! Das wahre Motto des Katholicismus!

Donat war ein Schulmeiſter und Königgrätz haben bekanntlich die Schulmeiſter geſchlagen, d. h. Roms ergebenſte Großmacht aus Italien und Deutſchland, aus dem Herzen Europas hinausgeſchlagen. Wie ſo ein Schulmeiſter ſein Bakel ſchwingt, wenn man ſeine Aufgaben nicht ordentlich lernt!

Du haſt geſiegt, Donat! könnte heute Innocenz ausrufen, wenn er ſein ungrammatiſches Princip im Niedergang ſähe, wie Julian ausrief: Du haſt geſiegt, Galiläer! als er es ſterbend im Aufgange ſah. Die Welt iſt rund und dreht ſich. Wer beim Donat nicht ſitzen will, muß ſchließlich doch noch ſitzen — nämlich in Poſen, Köln, Paderborn ꝛc. ꝛc und ſchlecht und recht als Hans lernen, was er als Hänschen zu lernen verſchmäht hat. Ungeſtraft verhöhnen läßt ſich von keiner Offenbarung der Welt — die göttliche Offenbarung: ala, alae. Das ſind ewige Wahrheiten und die Pforten Roms ſollen ſie nicht überwältigen!

Du haſt geſiegt, Donat! Das Schulbuch erweitert ſeine Grenzen und das Meßbuch muß ſich in ſeinen richtigen halten, nämlich die ſtille Meſſe des Herzens leſen, nicht auf dem lauten Markte der Welthändel lärmen. Das iſt in Kürze das Reſultat, wenn die Geiſt-Taube Vogelſchau hält über den Geiſt-Fortſchritt ſeit den letzten zu den heutigen Pfingſten. Die Geiſt-Taube hat Urſache, über den Geiſt-Fortſchritt ſich zu freuen, denn es iſt der Rückſchritt der Küchenmeſſer, welche die Taube zu ihren Braten entwürdigen. Die Würde Gottes verträgt ſich ſehr wohl mit der Würde der Grammatik. Du haſt geſiegt, Donat!

Gegrüßt ſei uns in Spanien der Sieg, wo die Kanonen von Bilbao dem Küchenmeſſer, das über der Stadt ſchwebte, endlich Heft und Klinge zerbrochen. Es iſt ein

großer Schritt vorwärts auf der Bahn des Sieges, wenngleich nicht der letzte Sieg. Dieser Carlistenkrieg steckt dem Lande tiefer im Blute als man glaubt, denn daß ich es nur frei sage: ich halte ihn für die tausendjährige organische Geschichtsanlage Spaniens, ich halte ihn mit Einem Worte für den uralten Krieg der Gothen und Mauren! Es ist das Ringen zwischen dem milden, toleranten Culturlichte, das die edlen Mauren über ihr selbstgeschaffenes, mit Fleiß und Bildung gepflegtes Paradies ausgegossen, und zwischen den schwarzbrandigen, finstern Pyrenäenschatten, den bigotten Tiroler Bergen Spaniens, die sich wie eine bange Sonnenfinsterniß einst herabwälzen, Bibliotheken und Schulen zerstören, die Lichter in Granada und Sevilla auslöschen und die Lichter der Scheiterhaufen dafür anzünden durften. Seitdem aber ist der Schatten wieder kürzer und kürzer geworden und mehr und mehr kriecht er in seine Bergschluchten zurück, wo endlich der Tag von Bilbao seiner langen schwarzen Schleppe eine nicht zu verwindende Schleppabtretung zugefügt hat. „Flieh', große Königin der Nacht!" sang man allegorisch zu Kaiser Josef's Zeiten, als der Lichtengel Mozart in seine Saraſtro-Posaune stieß, die nie mehr verstummen wird. Flieh', unheimliche Institution mit deinen drei schwarzen Damen Habsucht, Grausamkeit und Ignoranz, flieh' von deinem Thron, der ein Fels ist, ein dürrer, unfruchtbarer Pyrenäen-Felsenthron, nicht ein schön bewässertes maurisches Fruchtparadies, dem du die Quellen vertrocknet, das du zur Wüste gemacht. Flieh', große Königin der Nacht — und dem „letzten Seufzer des Mauren" folge der letzte Seufzer des Römers!

Zwischen diesen zwei Seufzern liegt die Tragödie Spaniens, aber der letztere wird auch die Katharsis sein!

Die Pyrenäen, das böse Carlistengebirge, die Wiege des spanischen Gustav Chorinsky, des sinnlich-confusen Lieutenants Ignaz Loyola, haben ihre Schatten auch auf der Nordseite eingezogen, und auch in Frankreich wird's wieder lichter.

Die Wetterscheide der Dummheit scheint überschritten, der Bund der Rache und der Dummheit in Auflösung. Zwar die Rache wird bleiben, aufhören aber wird die Dummheit — um Elsaß und Lothringen zu rächen, das ganze übrige Frankreich in einem silbernen Rauchfaß zu verbrennen! So schwer es ist, dem paradoxen Lande, wo man mit dem Kopfe fühlt und dem Herzen denkt, ein festeres Zutrauen zu schenken, so schwer kann es eben deßhalb — auch die Dame von Lourdes thun! In diesem Lande tanzt man nicht nur auf einem Vulcane, man kniet auch auf einem. Und der Vulcan fängt ohne Zweifel wieder zu kreißen an, und bald wird noch mehr ins Rollen kommen als das erste abgebröckelte Steinchen, Duc de Broglie. Immerhin aber bröckelt und rollt es ein wenig anders als das prophezeite „Steinchen" des Unfehlbaren.

Wohin, wohin im Fluge, mein allerliebstes Täubchen? klingt mir's anakreontisch im Ohre. Nach Oesterreich? Ei, was giebt es in Oesterreich zu schauen? Wahrhaftig ein neues taubenfrommes Fortschrittchen! Und gut aus der Tauben-Vogelschau zu schauen, die nicht sehr hoch ist, denn entfernter würde es vielleicht kein sichtbarer Gegenstand mehr sein, das kleine, winzige Fortschrittchen. Ein Täubchen könnte es zu Neste tragen, so klein ist es, das Fortschrittchen der confessionellen Gesetze, aber — parva sed apta mihi. Sei's drum. Fünfzig Procent unterm Einkaufspreis — auf Ehre, wir haben viel höher gekauft! Indessen — die Zeiten sind theuer, das heißt auch wohlfeil. Bescheiden wir uns, „O Freund, das wahre Glück ist die Genügsamkeit, und die Genügsamkeit hat überall genug!" würde Stremayr nach Goethe sagen, und Goethe blos noch hinzusetzen: „O Weisheit, du sprichst wie eine Taube!" Laß dir also, mein allerliebstes, anakreontisches Pfingst-Täubchen, „ἐρασμιη πέλεια", laß dir das neue österreichische Fortschrittchen genügen, welches den Unheiligen deiner heiligen

Kirche denn doch einen kleinen Heiligkeitszaum anlegt, oder anlegen kann, oder anlegen könnte.

Du siehst, wie unheilig sie sind. Da haben sie mit ihren bösen giftigen Zungen schadenfroh darüber gespottet, daß eine Feier der confessionellen Gesetze durch das allgemeine Elementar-Unglück der Ueberschwemmungen zu Wasser geworden — „die Schiefgezauberten, uns zur Last Verkehrten!“ wie Rahel sagen würde. Sie haben noch den Muth, im Hause des Gehängten vom Stricke zu reden! Nach den Mai-Processionen um Regen und Felderſegen erinnern sie an die Mai-Ueberschwemmungen und verwüsteten Felder! Noch tönt mir's im Ohre — ich lag im Morgen-Halbtraume, wo man so häufig über den Ort seines Aufenthaltes in schlaftrunkener Unklarheit schwebt — ich glaubte auf Otahaiti, auf den Fidschi-Inseln, bei den Karaiben zu sein, wie barbarisch mißtönend ein plärrendes und heulendes Distoniren in meine Morgenträume hineinquietschte — da wachte ich auf, wachte auf in Europa, im Schoße der Cultur, am Fuße des Stefansthurmes, in der Weltstadt Wien. Und was so ohrenzerreißend unmusikalisch gequietscht, das war die Mai-Procession, welche die Noten-Intervallen verachtete, wie Innocenz den Donat. Sie baten den Wettermacher-Gott, den Geist, den sie begriffen, um Regen, und siehe da, Tags darauf begann es zu regnen! „Das wird Wasser auf die Mühlen der Pfaffen sein,“ sagte mir eine Dame, welche vom Morgenständchen der Mai-Procession gleichfalls aufgeweckt worden; aber die Wasser strömten und schwollen ohne Aufhören und waren nicht Wasser auf Mühlen, sondern rissen die Mühlen in Grund und schwemmten sie fort und überschwemmten Gärten, Aecker, Felder und Wiesen, verderbten Mensch und Vieh und stifteten Schaden von Millionen an!

Ob wir das Fortschrittchen brauchen können! Parva sod apta mihi — es bleibt dabei!

Zuletzt auf Deutschland schauend, lassen wir, erhabene

heilige Pfingst-Taube, unsere Pfingst-Vogelschau lieber verstummen, denn wer möchte Worte machen, wo die Thaten so schön sind?! Zwar sollst du mich recht verstehen. Die deutsche Kirchenpolitik imponirt mir nicht in dem phraseologischen Sinne jenes vulgären Zeitungs-Liberalismus, welcher beständig in Selbstbewunderungs-Schweiß ausbricht: wie wir's so herrlich weit gebracht! Sieht man über seine Nase, oder, mein gutes Täubchen, über sein Schnäblein hinaus, so hat man ja niemals aufgehört, sich fleißig und fleißig vor Augen zu halten, daß der bewundertste und verhimmeltste Fortschritt in der Regel nur an einen längst dagewesenen, aber abgerissenen Faden anknüpft. Was thut denn Haus Hohenzollern im neunzehnten Jahrhundert anders, als daß es die Kirchenpolitik des Hauses Hohenstaufen und des dreizehnten Jahrhunderts eben nur wieder aufnimmt und fortsetzt, nämlich die ghibellinische Kirchenpolitik, welche Haus Habsburg nicht zu seinem und Europas Segen fast auf ein halbes Jahrtausend mit der guelfischen vertauscht hat. Wir sind wieder auf gut und alt-deutsch im ghibellinischen Fahrwasser; das ist Alles.

Und ohne das Vatikanum und das päpstliche Unfehlbarkeits-Dogma wären wir in diesem guten, altdeutschen, historisch-richtigen Fahrwasser noch immer nicht. Erst die geistliche Verblendung mußte der weltlichen Erleuchtung nachhelfen, daß sie sich tapfer in Marsch setzte. Aber Arnim, der vor dem Vatikanum uns warnte, sollte diesmal der Klügere und Bismarck, der die Warnung leicht nahm, der Unbesonnenere gewesen sein? Wie vorschnell geurtheilt! Zugegeben, daß Arnim die Folgen des Vatikanums mit Scharfsinn vorausgesehen; wie aber, wenn Bismarck die Folgen der Folgen vorausgesehen hätte? Wenn der kühnrechnende Staatsmann gedacht hätte: Laßt sie ihr Maß nur voll machen, um so besser! das eben ists, was ich brauche: einen Uebergriff in die weltliche Sphäre, damit sie mir endlich vor die weltliche Klinge kommen!

Wie dann? Allerdings gedachte dann Arnim ein Uebel zu verhindern, wie ein guter Diplomat aus der alten, ein wenig nach der Polizei ſchmeckenden Schule; dagegen Bismarck einem nicht zu verhindernden Uebel freien Lauf zu laſſen, um es an ſeinem eigenen Uebermaß zu curiren. Alſo dort ungefähr Handwerk, aber hier Kunſt und dämoniſch künſtleriſcher Plan!

Ich weiß nicht, ob ich Bismarcks Standpunkt errathen habe, aber ich wundere mich wenigſtens, daß ich meiner Interpretation in keiner der von mir geleſenen Zeitungen begegnet bin. Und es war doch ihr Leitartikel-Material, das ſie wochenlang hin und her zu wenden hatten. Oder ſpricht die Leitartikel-Weisheit auch wie Goethe's Taube und mit Taubenaugen vom Adlerblick?

Achtung der Acht!

11. Auguſt 1872.

Der Staat nimmt einem Verbrecher entweder das Leben, oder — er gibt ihm eine lebenslängliche Verſorgung. Erſteres nennt man Todesſtrafe, letzteres lebenslängliche Freiheitsſtrafe. Zwiſchen beiden liegt nichts mehr.

Und doch fühlt die Vernunft, daß etwas dazwiſchen liegen könne. Der Abſtand iſt ja auch wirklich allzu groß. Entweder Tödtung oder — Staatsverſorgung! Entweder der Staat vernichtet die ganze Perſon, oder der Staat hört nicht auf, um dieſelbe Perſon bis zu ihrem letzten Lebenshauch ſich zu bekümmern. Man glaubt zu fühlen, daß das nicht eine Abſtufung nach Graden iſt, ſondern gleich ein Umſpringen der Grade in ihr Gegentheil und in ihren Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Man glaubt zu fühlen, daß

irgend ein Grad übersprungen ist, ein Grad, welcher zwischen diesen beiden mitten durchgeht.

Wir sind auf der richtigen Spur. Was der theoretischen Vernunft da vorschwebt, das hat einst die practische Vernunft wirklich besessen und ausgeübt. Es gab Verbrecher, zu welchen der Staat sagte: ich will Dir Dein Leben zwar nicht absprechen, ich will Dir Dein Leben aber auch nicht garantiren. Ich entziehe Dir nicht jenes, aber ich versage Dir dieses. Ich nehme Dir nicht das Leben, aber ich nehme Dir den Staat.

Das war die Acht.

Nicht jene Form der Acht, welche dem Geächteten „Wasser und Feuer" untersagte, welche ihn zu tödten befahl und ihn zu schützen verbot, denn das war ein wirkliches und veritables Todesurtheil, nur daß es der Staat selbst nicht vollstrecken konnte, weil ihm die Person des Verurtheilten unerreichbar blieb. Sondern die Achtserklärung in ihrem eigentlichen Sinne nennen wir jene Form, welche den Geächteten für „vogelfrei" erklärte.

Durch diese Achtserklärung appellirte gleichsam der Staat ans Volk, die Beauftragten an ihre Auftraggeber, ganz so wie Ludwig XVI. vom Nationalconvent an die Nation appelliren wollte. Der Fall ist scheinbar verschieden, ja entgegengesetzt, aber nur für diejenigen, deren Logik nicht streng genug gewohnt ist, in den ungleichsten Formen oft einen gleichartigen, typischen Grundgedanken zu erkennen.

Denn kurz, durch die Achtserklärung trat der Staat den Geächteten gleichsam der Instanz des Volkes ab. Er schien ungefähr zu sagen: da habe ich einen notorisch großen Verbrecher, aber der Fall liegt so, daß ich selbst beinahe im Verhältniß einer Partei zu ihm stehe. Muß ich daher sein Richter sein, so will ich es höchstens auf eine negative Weise sein; ich will blos aussprechen, daß ich ihn nicht schütze. Mit diesem einzigen Worte gehört er der Volksjustiz, die aber selbstverständlich auch Volksgnade sein kann. Ist das

öffentliche Gewissen gegen ihn, so wird er alsbald erschlagen werden. Hat er noch einen mehr oder minder großen Anhang im öffentlichen Gewissen, so werden sich alsbald Freunde und ganze Parteien finden, welche ihn schützen; aber ob seine Freunde oder Feinde zahlreicher und thätiger sind, ob es leichter ist, ihn zu erschlagen oder ihn zu beschützen, das allein wird der richtige Maßstab sein, was dieser Mann verdient oder nicht verdient. So wird sein Urtheil an der Urquelle geschöpft, nämlich aus dem ganzen Volke und aus dem Betragen des ganzen Volkes.

Ein Verbrecher, dessen Fall so liegt, daß der Staat selbst beinahe im Verhältniß einer Partei zu ihm steht, ist der sogenannte „politische Verbrecher" und gestehen wir, daß in einem solchen Falle wirklich nichts weiser, gerechter, billiger, humaner und zugleich energischer sein konnte, als die Achtserklärung. Die Auffindung dieses Ausweges war geradezu das Ei des Columbus für gewisse und just die schwierigsten Strafrechtsconflicte zwischen Individuum und Volksgemeinde.

Wenn wir z. B. in Oesterreich und in Deutschland gegenwärtig Priester sehen, welche den Staatsgrundgesetzen Anerkennung verweigern, und auch Andere direct zu dieser Verweigerung auffordern, so kann ich mir schlechterdings kein Strafmaß gegen diese Priester denken; denn jede Strafe ist ungerecht, weil sie den Strafenden als ihren Herrn gar nicht anerkennen, sondern offen erklären und bezeugen, daß sie einem auswärtigen Herrn gehorchen, dem sie vor allem Andern ihre Unterwerfung schuldig zu sein glauben. Steht die Sache so, dann gibt es nur eine Strafe, nämlich — keine Strafe. Der Staat hat dann weiter kein Recht mehr, als zu dem Vordersatz dieser Priester blos den logischen Nachsatz zu sprechen. Bin ich für Euch nicht vorhanden, was ist natürlicher, als daß Ihr auch für mich nicht vorhanden seid? Erkennt Ihr meine Gesetzgebung nicht an, — nun

gut, so will ich Euch nicht zur Last fallen mit meinen Gesetzen, ich erkläre Euch demnach außer meinen Gesetzen!

Man sage nicht, daß ich da mit tückisch-unschuldiger Miene den Priestern just die furchtbarsten Strafen zufüge, daß ich nichts Geringeres als sie plündern und tödten lassen will. Mag sein; aber was gehen euch meine Mienen an? Verändere keinen Zug meiner Mienen, ich behalte meine Mienen, sage aber mit diesen meinen Mienen — wie Luther gesagt hat: widerlegt mich aus der Schrift — widerlegt mich aus der Vernunft und aus der Logik. Mag sein daß für die Pfaffen Mord und Todtschlag heraus kommt, wenn ich zu ihrer Prämisse die logisch-unerbittliche Conclusion setze; aber was geht das mich an? Mögen sie das mit ihren Prämissen ausmachen! Sagen sie zum Staat: Euer dreimal verfluchter und vermaledeiter Staat existirt nicht für uns, — was kann der Staat Simpleres und Schlichteres thun, als antworten: Euer Wille geschehe! steht demnach außer dem Staate!

Wenn Einer syllabisch-encyclisch-allocutorisch hirtenbrieflich die Lebensluft verflucht und sich nicht augenblicklich erschießt, sondern die verfluchte Lebensluft mit ihren Revenuen und Renten behaglich in seine Lungenflügeln pumpt und ruhig weiter athmet, so muß dieser Eine nothwendig ein Narr sein.

Wenn Einer sagt: Ich protestire gegen den Staat, der Staat existirt nicht für mich, — dabei aber seine sicherste Rechnung darauf setzt, daß der Staat mit all' seinen Wohlthaten, Gesetzen und Rechtsschutzmitteln seine ganze Existenz hegt, pflegt und verbürgt und maßlos erstaunt und Zeter's und Mordios voll wäre, wenn ihm das Uhrwerk dieses verleugneten Staates nur eine Minute lang still stünde, so muß dieser Eine ein boshafter Bube oder ein eclatanter Narr sein.

Aber wie in aller Welt wollt ihr eueren staatsfeindlichen Pfaffen zu Gefühle bringen, daß sie Buben und Narren sind, als indem ihr sie schlecht und recht blos bei ihrem ei-

genen Worte nehmt? Sie haben einen „Gnadenschatz der Kirche", sie haben irgend ein herrliches und wunderbares Etwas, das ihnen ein Recht gibt, alle unsere irdischen Staaten über den Haufen zu werfen; nun gut, so entzieht ihnen doch auch einmal den Gnadenschatz des Staates! Excommuniciren sie euch aus ihrer Kirche, die ja Alles ist, so excommunicirt sie einmal aus eurem Staate, der ja eine Lumperei und eine wahre Bagatelle ist. Der Dienst wiegt den Gegendienst noch lange nicht auf; aber — ein Schelm, der mehr gibt, als er hat! Weniger könnt ihr nicht mehr thun!

Schopenhauer, der immer das Schwarze trifft, wenn er zielt, sagt irgendwo dämonisch-prachtvoll und einschneidend: Wenn Dir des Nachts auf einsamen Wegen ein baumstarker verdächtiger Kerl mit einem wuchtigen Knüttel begegnet, von welchem Gedanken erwarteſt Du mehr Sicherheit: ob er an die Hölle glaubt, oder ob er das Zuchthaus fürchtet?

Aber für die Hexenmeister, welche binden und lösen, Himmelsschlüssel und Höllenpforten haben, ist natürlich das keine Frage. Um so besser! Was liegt daran, wenn der Staat sagt: Wer einen staatsfeindlichen Pfaffen beraubt oder tödtet, für den habe ich kein Zuchthaus? Der Pfaff antwortet: Aber ich habe die Hölle für ihn, — und die Achtserklärung des Staates krümmt dem Pfaffen kein Haar! Es findet sich Niemand, welcher die Acht vollstreckt. Der Hexenmeister „beherrscht ja die Gemüther der Volkes": wenigstens will er an diese Herrschaft glauben machen, und so wird er sie doch wohl selbst glauben. Aber was könnte der Staat Gelinderes thun, als ihn der Zuversicht seines eigenen Glaubens anvertrauen?

Im völligen Ernste wiederhole ich es: gegen einen Priester, welcher den Staat verdammt, ist die Suspension der Staats-Sicherheit vor der theoretischen Vernunft das einzig findbare Strafrecht; ja, es braucht gar nicht gefunden

zu werden, denn es liegt ſchon auf der Straße und man dürfte es nur aufheben. Nur bedauern kann ich es, daß ich deſſenungeachtet nicht im Ernſte, ſondern im Scherz und Spiel eines Feuilletons geſprochen zu haben ſcheine; nur bedauern kann ich es, daß die unbarmherzige Zeit alles Alte hinwegſpült, das Beſte wie das Schlechteſte, Hexenproceſſe, Gottesurtheile, — und leider auch die treffliche Achtserklärung!

Troſtbrief an die Jeſuiten.

9 Juni 1872.

„Die 16 Millionen Katholiken unter den 40 Millionen Deutſchen legen dem deutſchen Kaiſer in der Jeſuiten-Frage Rückſichten auf, welche man zu würdigen wiſſen wird.“

Nein! ich weiß ſie nicht zu würdigen.

Wer ſagt denn, daß die 16 Millionen die Rückſichten, die man ihnen ſchuldig zu ſein vorgibt, die man ihnen mit verdächtiger Zärtlichkeit förmlich aufdringt, überhaupt nur erwarten und wünſchen? Wer ſagt denn das! Noch nie habe ich Schafe gehört, welche die Schonung der Wölfe verlangten; noch nie habe ich einen Jäger gehört, welcher ſagte: „Ich bin es den Heerden des Feldes ſchuldig, daß ich die Wölfe nicht ſchieße“. Ein Jäger, welcher das ſagte, wollte eben nicht ſchießen.

16 Millionen unter 40! Aber wie iſt mir denn? Als Kaiſer Joſef das öſterreichiſche Bonzenneſt zerſtörte, da gab es nicht zwei Fünftel Katholiken unter fünf Fünfteln, ſondern es gab nur Katholiken, lauter Katholiken! Und eben dieſen Katholiken glaubte er „die Rückſicht“ ſchuldig zu ſein, das Bonzenneſt zu zerſtören, und die Katho-

liken haben laut gejubelt darüber und jubeln noch heute.

O meine ehrwürdigen Väter, ahnen Sie bereits den Troſt, den ich Ihnen auszuſprechen habe?! Ich ſpreche von einem entſcheidenden Wendepunkt in der Weltgeſchichte. Hercules iſt todt und die Pygmäen leben. Sie haben die Criſis überſtanden. Der patriarchaliſche Abſolutismus, das war Ihre Todesgefahr; die heutige Aera, der parlamentariſche Abſolutismus, iſt Ihre Reconvalescenz; Sie verlaſſen das Bett, Sie eſſen wieder Fleiſch, promeniren im Garten, empfangen Damenbeſuche; Sie werden ſtündlich geſünder.

Und was iſt der Unterſchied zwiſchen dem patriarchaliſchen Abſolutismus und dem parlamentariſchen Abſolutismus? Ein enormer! Der patriarchaliſche Abſolutismus hatte die ganze Gewalt, aber auch die ganze Verantwortung. Der parlamentariſche Abſolutismus hat auch die ganze Gewalt, aber kaum die halbe Verantwortung und, unter uns geſagt, eigentlich gar keine. Iſt das eine pfiffige Erfindung! Wahrlich ehrwürdige Väter, Sie könnten ſie ſelbſt gemacht haben, dieſe jeſuitiſche Erfindung: parlamentariſcher Abſolutismus!

Einſt, als der Fürſt noch die abſolute Gewalt hatte, fühlte er auch das Gewicht einer abſoluten Verantwortlichkeit und ging mit dieſem Gefühl ganz und voll in's Zeug. Hei, wie hurtig machte damals der Löwe ſeine kraftvollen Geſchäfte! Ein Satz — ein Sprung in's Genick — ein Biß, — krax! da lag die Beſtie und ſtreckte alle Viere von ſich! Die Klöſter, welche Joſef aufgehoben, die Feiertage, welche er abgeſchafft, die Winkelandachten, welche er eingeſtellt, — fort ſind ſie auf Nimmerwiederſehen!

Heute gingen alle dieſe Maßregeln — durch eine Thronrede als ein Verſprechen, hierauf noch einmal durch eine Thronrede als ein nochmaliges Verſprechen, hierauf durch ein Miniſterpult, welches mit Pech und Fliegenleim wohl ausgepicht wäre und wo ſie jahrelang kleben blieben.

hierauf durch eine Clubberathung über die Opportunität einer Interpellation, hierauf durch einen vertraulichen Wink, daß sich die Krone nicht drängen lasse, hierauf durch eine Sahara langen und allgemeinen Stillschweigens, hierauf mit entfesselter Ungeduld eines todesmuthig daherbrausenden „Aeußersten" durch eine veritable und wirkliche Interpellation über den Grad der Flüssigkeit vorbemeldeten Peches und Fliegenleims, hierauf durch eine langbemessene Fristerstreckung der Antwort auf die todesmuthige Interpellation, hierauf durch eine verlorene Schlacht sammt etlichen verlorenen Provinzen, nach welch' unheilvoller aber segensreicher Katastrophe der große Moment endlich wirklich erfolgte: die Einbringung in das hohe Haus, worauf dann nur noch die Wahl eines Comité's und der Bericht seines Berichterstatters, ferner die Wahl eines Subcomité's und der Bericht seines Berichterstatters, sodann die Berichterstattung im Plenum nebst gleichzeitiger Zurückweisung an die Ausschüsse zur nochmaligen Ueberprüfung, und endlich nach glücklicher Verschmerzung der verlorenen Schlacht und der etlichen verlorenen Provinzen zwar nicht mehr der vertrauliche Wink, aber doch die erquickliche und laut herausgepolterte Grobheit aus dem kreißenden, parlamentarischen Berg herausspränge: daß sich die Krone ein- für allemal nicht drängen lasse! Punctum!

Sie sehen, ehrwürdige Väter, dabei kann man leben und gesund sein. Hätten Kaiser Josef's absolutistische Reformen diesen parlamentarischen Weg des fortgeschrittenen neunzehnten Jahrhunderts zu nehmen gehabt, so säßen alle Bonzen noch in ihren Klöstern, plärrten alle alten Weiber noch vor ihren Winkelgöttern und Handel und Gewerbe sperrten jeden dritten Tag ihren Laden, weil die abgeschafften Feiertage eben nicht abgeschafft wären.

Was aber das Rarste ist: die Verantwortung für das grenzenlose, öffentliche Elend all' dieser Mißstände trüge

Niemand Anderer, als das Volk selbst, mit welchem ja der constitutionelle Fürst seine Gewalt getheilt hat.

Man nimmt nämlich an, daß Schwätzen und Zeitungendrucken auch eine Gewalt ist, so gut wie Zeitungen confisciren und mit Kanonen schießen; ja sogar ein vollkommen gleicher Theil dieser Gewalt. Und nun sagt die constitutionelle Theorie von der Theilung der Gewalten: Das Volk hat die gesetzgebende „Gewalt" (!), die Krone die ausübende Gewalt. Und aus Beiden erbaut sich, im Gegensatz zum patriarchalischen Absolutismus die bequemere und doch stärkere Tyrannei des parlamentarischen Absolutismus, dessen Formel: Die Krone hat die Executive, das Volk die Legislative, ziemlich richtig ist, und etwa höchstens noch so zu verbessern wäre: Die Krone hat die Gewalt, aber das Volk die Verantwortlichkeit.

Nämlich die Ministerverantwortlichkeit! Und da nach constitutioneller Theorie, — es ist sogar ihre feinste Erfindung! — die Minister nur aus parlamentarischen Führern des Volkes genommen werden, so heißt das buchstäblich und thatsächlich: Das Volk ist sich selbst verantwortlich.

Obwohl man auf die Dummheit der Leute unter allen Umständen rechnen kann, so möchte es doch Querköpfe geben, welche die ungleiche Theilung von Gewalten bemerken, wo der Eine zwar die Gewalt hat, eine Zeitung zu drucken, der Andere aber die Gewalt, Morgens um sechs Uhr in sein Haus einzubrechen und ihm sein Druck-Eigenthum wegzunehmen; wo der Eine zwar ein Schreibpult hat, auf dem er freisinnige Gesetze entwerfen kann, der Andere aber Artillerie-Kasernen, wo bespannte Kanonen drinn stehen. Daher hat es die eleganteste Ausbildung des constitutionellen Princips auch dahin zu bringen gewußt, auf der Seite, welche den Löwenantheil der Gewalt hat, die Anwendung dieser Gewalt zu vermeiden, ja sogar den

bloßen Beſitz dieſer Gewalt mit Discretion zu vertuſchen und dem öffentlichen Aufſehen zu entrücken.

Das geſchieht durch den vertraulichen Wink.

Die conſtitutionelle Theorie hütet ſich wohl, unter den Kronrechten das Recht des vertraulichen Winkes zu nennen; und doch iſt es das koſtbarſte und werthvollſte aller Kronrechte, ja die wahre Uhrfeder der conſtitutionellen Maſchinerie.

In den Flegeljahren des parlamentariſchen Abſolutismus, wenn die Legislative Geſetze gab, welche der Executive mißfielen, hat dieſe ihre beſagten Kanonen vor das Parlamentshaus aufgefahren und Teufelsſpectakel getrieben. Beſſer macht ſie das jetzt in den Salonjahren des parlamentariſchen Abſolutismus. Sie gibt ihren Vollzugsbeamten bloß den „vertraulichen Wink", von allen Uebertretungen der verhaßten Geſetze auf „amtlichem Wege" nichts zu wiſſen, dagegen auf „außeramtlichem Wege" zu dieſen Uebertretungen noch freundlichſt einzuladen. Das knallt nicht, und thut dieſelben Dienſte. Und wenn ja einmal „ein Aeußerſter" eine Interpellation über dieſe Perfidie der Verwaltung losknallt, ſo iſt das „ein Uebergriff in die Executive", die man kühl und vornehm zurückweiſt, denn man iſt ja in ſeinem guten Rechte der getheilten „Gewalten": dir die Legislative, mir die Executive!

Da aber das Geſetz immer eine fatale Majeſtät hat, ſelbſt noch das verhöhnte und todtgeborene, ſo iſt der vertrauliche Wink ganz eigentlich an ſeinem Platze — ſchon in der Geburtsſtätte der Geſetzgebung. Die Miniſter, d. h. die ehemaligen parlamentariſchen Häupter der Volksvertretung geben den jetzigen parlamentariſchen Häuptern der Volksvertretung einen vertraulichen Wink: die Krone will nicht gedrängt ſein . . . wir verlieren den Halt nach oben ꝛc. ꝛc. Das aber nennt man diesmal keinen „Uebergriff" in die Legislative! Und wenn er's wäre! Die

parlamentarischen Minister und das Parlament sind ja ein- und dasselbe Fleisch und Blut, — man wird doch in sich selbst übergreifen dürfen? Dabei aber kann nun jeder Hof der Welt einem Volke die Gesetzgebung, oder vielmehr Nicht-Gesetzgebung überlassen. Denn der „vertrauliche Wink", wie man sieht, erzeugt sich aus seinen gutgebauten Lenden ein Hof-Volk, ein haltungsloses Volk mit seinem „Halt nach oben", — und nun möchte ich wissen, warum die unconstitutionellen Tataren-Chane der großen und kleinen Horde diesen schönen europäischen Constitutionalismus nicht längst nachgemacht haben? Was gibt es denn Vollkommeneres für Tataren-Chane, als daß die ganze Horde thut und läßt, was „das goldene Zelt" will, aber auf eigene Verantwortung und nicht auf die des goldenen Zeltes?! Sogar in der Preßfreiheit, diesem dritten constitutionellen Factor, spielt der vertrauliche Wink seine Rolle, denn was ist das „Preßbureau" anders, als der organisirte vertrauliche Wink: Schreibe so, daß du morgen um sechs Uhr schlafen kannst?! Und ein sanftes Ruhekissen ist das mot d'ordre, und die Preßfreiheit legt sich schlafen!

Solche und ähnliche Studien waren es vielleicht, warum der selige Joseph Mazzini den constitutionellen Parlamentarismus für „die infamste" aller Regierungsformen erklärte. Aber was hat er davon? Dafür ist er nun auch todt!

Wir Andern dagegen leben und theilen lustig unsere constitutionellen Gewalten. So z. B. theile ich mit kleinen Kindern mein scharfes Messer: die Klinge behalte ich mir und was die Schale betrifft, so gebe ich ihnen den vertraulichen Wink, daß ich sie gleichfalls haben möchte. Das Uebrige lasse ich ihnen. Und so oft ein Messer-Unglück im Hause geschieht, zanke ich ernstlich, wie ungeschickt die kleinen Kinder mit den Messern umgehen! Denn was ich

ihnen gelaſſen habe, das war eben die Meſſer-Verantwortlichkeit!

Und die kleinen Kinder nehmen das an.

Aber die großen Kinder auch.

Fürſten, Völker und Jeſuiten.

„Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne ſäet,
Erfreuliches zu ernten!"
Wallenſtein.

Spaniſche Jeſuiten in Oeſterreich!*) Flüchtig und heimatslos in Oeſterreich, wo ſie einſt Herrſcher waren, wo ſie den dreißigjährigen Krieg entzündet, wo ſie die Schlachtbank von Eperies gehalten, wo ſie von den Tagen Ferdinand's bis zu den Tagen des Concordats, wo ſie dritthalbhundert Jahre lang die hohe Staatspolitik inſpirirt, die „ſpaniſche", wie ſie eben nach ihnen und ihrem Geiſte charakteriſtiſch genannt wurde!

Spaniſche Jeſuiten in Oeſterreich! Verwehte Aſchenſtäubchen von einem alten Weltbrande, Treibholz-Splitterchen von einem großen geſcheiterten Schiffe! Staub von eingeſtürzten Mauern und Thürmen! Auswurf eines Erdbebens! Wunderliches Mineral! Schnecken, Muſcheln, Farrnkräuter zu Stein geworden und der Stein zertrümmert! Reſte der Vorwelt! Das hat einſt Blut gehabt, das hat einſt Blüthen getrieben, und jetzt klopft man Chauſſeeſteine daraus! Dem Laien fremd, ein Curioſum, eine Rarität, und ſelbſt dem Gelehrten ein Räthſel kosmiſcher Wandlungen! Spaniſche Jeſuiten in Oeſterreich!

Ich übertreibe nicht. Spürt man denn nicht augenblicklich, daß ſich die Welt geſtürzt und verkehrt hat, daß

---

*) Nach dem Sturze der letzten Bourbonen-Königin Iſabella. November 1868.

zwischen uns und ihnen eine Ewigkeit liegt, daß sie unverstandener als Meteor- und Lavasteine zu uns hereingeschneit kommen, völlig fremde Gebilde einer verwandelten Welt, wenn ich die längstvergessene Thatsache ausspreche: diese Schwarzkutten und Breithüte sind die Ahnherrn des Liberalismus, sind die Lehrer der Volkssouveränetät! Das Schottenthor und Dr. Giskra müßten den spanischen Jesuiten eigentlich im Aufzug entgegenkommen! Es schwindelt Einem, wie die Welt sich gedreht hat!

Und doch ist oder vielmehr war es so. Als die Reformation anfing, standen die Ketzer auf Seite der Fürsten und die Jesuiten auf Seite der Völker! Die Ketzer predigten Gehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit, und die Jesuiten lehrten Fürstenmord und Volkssouveränetät!

Kluge Herren! Superfeine Klugheit! Scharf, nur leider schartig! Und wer ein Beispiel sehen will, wie der Pfeil auf den Schützen zurückfliegt, wie man in die Grube fällt, die man Anderen gegraben, wie man den Teufel austreibt mit Beelzebub, dem Obersten der Teufel, der studire dieses Capitel der Jesuiten, welche den Fürstenmord gepredigt und stets mit den Fürsten gerichtet werden, welche die Volkssouveränetät gelehrt, und von jedem Volke, das souverän wird, stets die Ersten zum Lande hinausgejagt werden. Kluge Herren, superkluge Herren!

Im Jahre 1599 erschien ein merkwürdiges Buch, vielleicht das merkwürdigste, welches je die Presse verlassen hat. Dieses Buch war einem Könige dedicirt und lehrte — daß man Könige todtschlagen dürfe! Es bedauerte, daß sie nur allzuwenig todtgeschlagen würden und daß der Heldenmuth eines Harmodius und Aristogeiton (welche den Pisistratiden Hipparchos, den Tyrannen von Athen umgebracht) in unseren schalen und unschmackhaften Zeiten leider gar so vereinzelt sei. Es war das berühmte Buch: „Ueber König und Königthum" von dem berühmten Jesuiten Mariana, in Toledo aufgelegt, von den Oberen des Jesuiten-Ordens

mit Approbation versehen, und dedicirt Sr. Majestät dem allerkatholischesten König von Spanien, Philipp III.

Der angebliche Zweck dieses einzigen Buches war freilich, sittliche Vorschriften für die Souveräne zusammenzustellen, der weitaus wichtigste Theil aber hat die Untersuchung der Volksrechte gegenüber den Herrschern zum Gegenstande. Der Hauptpunkt, um welchen diese Untersuchung sich dreht, ist der scholastische, dem Aristoteles entlehnte Unterschied zwischen einem König und einem Tyrannen. Es wird aber gesagt, daß der Tyrann, nicht wie bei den Alten, just ein Usurpator sein müsse, sondern Jeder, auch der rechtmäßigste Herrscher sei ein Tyrann, sobald das Princip seiner Regierung die Selbstsucht sei mit ihrem Stolz und ihren Lüsten. (Siehe Isabella von Spanien. Sie ist vertrieben und — die Jesuiten mit ihr!) Solche Herrscher — lehrt Mariana — sind das schlimmste der Uebel, die Feinde des menschlichen Geschlechts. Sie sind von den Alten unter dem Bilde von Antäus, der Hydra und der Chimära dargestellt worden und die größten Heldenthaten des Alterthums bestanden in ihrer Vernichtung.

Nach dieser Prämisse folgt die wichtige Frage, ob es demnach gesetzlich sei, einen Tyrannen zu tödten. Damit über die Natur der Frage keinerlei Zweideutigkeit herrsche, legt Maria seiner Beantwortung die kürzliche Ermordung Heinrich's III. von Frankreich durch Clement zu Grunde. Er erzählt in einem Tone augenscheinlicher Bewunderung, wie dieser junge Dominicaner, getrieben von religiöser Begeisterung und durch die Sacramente der Kirche gestärkt, sich an den König gedrängt, mit einem vergifteten Messer ihn erstochen habe und sodann unter den Schwertern der Wachen gefallen sei. Also starb Clement — wie Viele meinen, sagt der Jesuit vorsichtig — zur ewigen Ehre Frankreichs, ein Jüngling von nur 24 Jahren, schlicht im Geist und schwach von Körper, aber eine

höhere Macht stärkte sowol seinen Muth als auch seine Kraft.

Unter diesen Umständen war es so weit gekommen — nicht den Fürstenmord zu vertheidigen, denn das geschah ja soeben — sondern Gründe fürs Gegentheil anzuführen, d. h. beweisen zu müssen, daß man Fürsten nicht morden dürfe. Diese Nichtmörder sagten in ihren Schriften, daß es ungesetzlich sei, wenn ein einzelner unbefugter Mensch den geheiligten Herrscher eines Volkes ums Leben bringe; daß auch David es nicht gewagt habe, seinen bittersten Feind, weil er ein Gesalbter des Herrn war, zu tödten; daß unter allen Verfolgungen der ersten christlichen Kirche kein einziger Christ seine Hand gegen den Cäsar erhoben, daß politische Meuchelmorde mehr schadeten als nützten, denn sei das Gewissen einmal darüber hinaus, so müsse jede Ehrfurcht vor einem Oberhaupte verschwinden und allgemeine Anarchie das schließliche Ende sein. Aber diesen matten engherzigen Seelen bäumte sich das „Streitroß" Mariana, wie Greuter sagen würde, mit allen Vieren entgegen. Das sind die Gründe Derer, antwortete der Jesuit, welche die Sache der Tyrannen vertheidigen, aber die Vertreter des Volkes können andere geltend machen, die nicht weniger zahlreich und nicht weniger schlagend seien. Und nun fährt er fort in einem Tone, der über seine Herzensmeinung keinen Zweifel läßt, die Gründe für den Tyrannenmord aufzuzählen. Das Volk habe ein gewisses Maß der Gewalt seinem Herrscher zugestanden, aber nicht in der Weise, daß es sich selbst nicht noch größere Autorität vorbehalten hätte, und nicht zu jeder Zeit, was es gegeben, widerrufen könne. Die allgemeine Stimme der Menschheit habe die großen Tyrannenmörder der Vergangenheit unter die Besten und Edelsten gezählt. Wer tadelte wohl jemals den Heldenmuth eines Harmodius und Aristogeiton oder Brutus und Cassius oder Derer, die ihr Land von der Tyrannei eines Domitian, Caracalla oder Heliogabalus be-

freiten? Und was sei denn dieses Gemeingefühl anders als die Stimme der Natur in uns, die uns das Recht vom Unrecht unterscheiden lehrt? Wenn ein wildes Thier über das Land losgelassen wäre und Alles um sich her verwüstete, wer würde wohl zögern, dem Manne Beifall zu zollen, der mit der Gefahr des eigenen Lebens es zu tödten wagte? Sehr freundlich! Es muß dem König Philipp dieser Vergleich der Könige mit wilden Bestien, welche man jagen, hetzen und todtschlagen soll, ganz besonders geschmeichelt haben.

Man sage nun aber nicht, das sei die Ausschreitung eines Einzelnen, wofür das Ganze, der Orden und sein Princip, nicht verantwortlich zu machen. Mariana war kein Einzelner; er hat Vorfahren und Nachfolger gehabt. Franciscus Toletus, Emanuel Sa und der berühmte Molina, alle drei Jesuiten, haben mehrere Jahre vor Mariana ähnliche Grundsätze ausgesprochen. Franz von Toledo, 1583 zum Cardinal ernannt, rechtfertigte zwar nur den Mord in Bezug auf usurpirte Tyrannei; er ließ aber durchblicken, daß das Volk auch einen rechtmäßigen Herrscher absetzen und tödten könne. Sa und Molina sprechen Dasselbe mit noch größerem Nachdrucke aus und Balthasar Ayala, der berühmteste spanische Rechtsgelehrte seinerzeit, schrieb gleichfalls in diesem Sinne. Und das Alles war nicht Theorie und Doctrin, sondern Praxis, nicht moderne „Gesinnungstüchtigkeit", sondern furchtbarer Thatenernst. Der Dominicaner Clement ermordete seinen König Heinrich III. und die Katholiken der Ligue nahmen diese Nachricht mit lautem Frohlocken auf. In vielen Kirchen wurde das Bild des Mörders zur öffentlichen Verehrung auf dem Altare Gottes ausgestellt. Der Papst erklärte officiell, die That des Mörders sei einer Judith würdig und habe nur unter dem Beistand der Vorsehung vollbracht werden können; ja er verglich sie gotteslästerlich mit der Menschwerdung und Auferstehung. Und doch war Heinrich's Verbrechen kein

anderes, als daß er im Königreich Frankreich eine Gleichberechtigung zwischen Katholiken und Protestanten für möglich gehalten.

Von den Nachfolgern Mariana's sind die berühmtesten und einflußreichsten der Cardinal Bellarmin in seinem Buche: „Von der Suprematie des höchsten Bischofs in weltlichen Angelegenheiten" und der Jesuit Suarez in seiner „Vertheidigung des Glaubens". Beide vertheidigten den Widerstand gegen Fürsten, der bis zum Mord gehen dürfe, mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Das Parlament von Paris ließ das erste Buch 1610, das zweite 1614 verbrennen.

Aber wie kommt es, wird der Leser fragen, daß das uralte Einverständniß zwischen „Thron und Altar" von dem Einen Theile plötzlich so tolldreist zerrissen und verleugnet werden konnte? Was gewann der Altar-Theil dabei?

Alles, oder wenigstens wie er sich einbildete, Alles! Es war, wie gesagt, in der Reformation, als die Jesuiten den Fürstenmord predigten. Die Fürsten aber, wie man weiß, kamen der Reformation theils persönlich entgegen, theils ließen sie von ihrem Strome sich treiben. Unter diesen Umständen besannen die Jesuiten sich keinen Augenblick, das Tau zwischen Thron und Altar zu zerhauen. Die schlechteste Schusterbank war ihnen jetzt lieber als alle Throne der Christenheit. Was sollte ihnen ein Thron, wenn er blos christlich-evangelisch war? Fort mit ihm!

In der That trug ihre Doctrin die Frucht, daß einige ihnen mißliebige Fürsten wirklich ermordet wurden, wie Heinrich III., Heinrich IV., Wilhelm von Oranien. Namentlich der letztere Mord war ganz unschätzbar, denn er ist mit höchster Wahrscheinlichkeit der Grund, daß Belgien noch heute katholisch ist. Zweitens war in der Lehre vom erlaubten Fürstenmord ein Damoklesschwert geschmiedet welches über den Häuptern der Fürsten hing, wie die Guillo-

tine Robespierre's über den Häuptern der Franzosen. Weit mehr als die wirklichen an Fürsten verübten Mordthaten nützte diese permanente Drohung des Mordes. Alle katholischen Bevölkerungen Europas waren durch die Jesuiten-Theorie vom Fürstenmorde gleichsam in eine große elektrische Gewitterwolke verwandelt, in welcher die Fürsten hindurch gingen, keinen Augenblick sicher, daß nicht der Blitz eines Dolchstoßes in ihre Brust fahre. Die Bomben Orsini's und die Höllemaschinen Fieschi's lagen sozusagen allgegenwärtig in der Luft. Ein scheußliches, nur von Teufeln zu erfindendes System des Terrorismus, aber — ein practisches! Ein rohes, nur Menschenfressern würdiges Mittel, die Gemüther bei der Furcht für das Leben zu packen, aber bis zu diesem Grade einmal die Menschheit ausgezogen, muß man den Jesuiten nachsagen, daß sie schwache und schwankende Seelen nicht kräftiger zwingen konnten, ihnen Ordre zu pariren. Endlich war die mit der Lehre vom erlaubten Fürstenmord verbundene Lehre von der Volkssouveränetät gleichsam die Licht- zu der Nachtseite, freilich ein Licht von einem gefährlichen Feuer, aber die Jesuiten standen nicht an, mit diesem Feuer zu spielen, weil sie des Spieles Herr zu sein hofften. Sie hatten erkannt, daß die Apostel der Reformation, welche den mystisch dumpfen Ceremoniendienst der lateinischen Kirche mit der menschlichen Sprache, mit den herz- und geistöffnenden Worten des verdeutschten Evangeliums vertauschten, die beneidenswerthen Entdecker und Besitzers eines Principes geworden, dessen Popularität vielleicht so unermeßlich, so welterobernd war, wie vor fünfzehnhundert Jahren in der römisch-hellenischen Welt das Evangelium selbst. Dieser Bewegung gegenüber — das fühlten sie wohl — waren Aristoteles, die Scholastik, der Papst, seine Decretalien, war der ganze Apparat des alten Autoritätsglaubens so ohnmächtig, wie die römischen Kaiser gegen die Fischer aus Galiläa ohnmächtig geblieben. Es galt ihnen, etwas Glänzendes, Belebendes, Aufregendes, kurz

etwas Revolutionäres zu erfinden, welches die Fähigkeit einer gleichen, vielleicht noch größeren Popularität als die Reformation entwickeln, derselben Concurrenz und Contrebalance bieten konnte. Wenn es plump und dumm ist, eine Revolution direct und mit Schwertstößen umzubringen, dagegen fein und erfolgreich, sie durch Ueberbietung ihrer selbst und mit geistigen Blendwerken zugrunde zu richten, so sind die Jesuiten die ersten Lehrer dieser modernen politischen Kunst. Es gelang ihnen wirklich, dem großen Principe der Reformation ein noch größeres entgegenzustellen: sie erfanden den modernen Radicalismus, das Princip der Volkssouveränität!

Aber es gelang ihnen nicht, die Früchte desselben zu ernten. Wie man sieht, war das demokratische und populär sein sollende Prinzip der Jesuiten schon an der Quelle vergiftet durch den Hirtengedanken: Haltet uns nur die Fürsten nieder, diese schrecklichen Menschen, welche das Schwert haben; mit euch selbst und eurer Volkssouveränetät werden wir schon fertig werden, wenn ihr nur erst ein paar Generationen lang in unsere Schulen gegangen seid! Mit diesem Frevelgedanken setzten sie das Rad der modernen Weltgeschichte in Schwung, ließen es rollen und — liegen jetzt selbst unter dem Rade. Das liberale Princip der Volkssouveränetät haben wir nicht von den Jesuiten, wie sie sich einbildeten, sondern von den Protestanten handhaben gelernt; in den romanisch-katholischen Ländern dagegen nahm es gleich von Haus aus, vom Hause der Jesuiten aus, einen parteisüchtigen, verschwörerartigen, zerstörenden, krebs- und geschwürähnlichen Gang ins Innere der Staatskörper, verschwand auch alsobald von der sonnigen Oberfläche, welche schnell und grausig die Nacht bedeckte, in verdächtige unterirdische Höhlen, wo es sich brütend und bösartig einwühlte, bis es genau zweihundert Jahre nach der Brandschrift des Jesuiten Mariana auf jenem erzkatholischen Boden, welcher das Blut der Bartholomäusnacht

getrunken, in jener fürchterlichen französischen Revolution zum Ausbruche kam, deren kannibalisches Programm bekanntlich in dem Liede abgesungen wurde: den letzten König zu henken — an den Gedärmen des letzten Priesters!

Eine Staatsruine.

— — — — Verlassen von dem Fleiße
Der neuen Christen liegt Granada öde.
Und jauchzend sieht Europa seinen Feind
An selbstgeschlag'nen Wunden sich verbluten.
Don Carlos.

Ibn Batuta, der unermüdliche Reisende, welcher von Indien und China bis an den atlantischen Ocean die halbe Erde durchwandert, nennt Granada das Paradies der Welt und eine Stadt, welche nicht ihresgleichen hat. Petrus Martyr, welcher die Stadt schon erobert, aber noch unzerstört sah, datirt aus Granada ein Schreiben, welchem wir folgende Stelle entnehmen: „Allen Städten, so viel deren die Sonne bescheint, ist meines Bedünkens Granada vorzuziehen. Nur vom Meere umgürtet ist das wunderbare Venedig; nur eine Ebene ward dem reichen Mailand zu Theil: Florenz, rings von Bergwinden bestrichen, hat alle Schrecken des Winters zu erdulden; Rom, von den Dünsten der Tiberſümpfe und den ungesunden Südwinden heimgesucht, läßt nur Wenige ein hohes Alter erreichen. Granada dagegen erfreut sich zugleich der Berge und des Flachlandes, rühmt sich einer ewig gemäßigten Luft, prangt mit Cedern, mit Feigen und Granaten, ist ein Lusthain wie der Garten der Hesperiden. Das nahe Gebirge streicht in Hügeln herab, welche mit Wein, Myrtenwäldern und gewürzreichen Auen allenthalben bedeckt sind. Die ganze Umgegend mit ihrer Lieblichkeit und ihrer Wasserfülle kann für das Urbild dessen gehalten werden, was die Poesie das Elysium nennt. Wie sehr diese durch Olivenwälder und

Blumenauen rieselnden Bäche den ermüdeten Geist erfrischen und neue Ströme von Lebenskraft erzeugen, fühle ich in stündlicher Erquickung an mir selbst.“ Endlich schreibt noch der Gesandte Karl's V. aus dem Jahre 1526, also aus der Zeit, wo der Ruin durch die Christen schon seit einem Menschenalter angefangen, über die unerschöpfliche Schönheit des Landes Folgendes: „Rings um die Stadt ist das ganze Land, sowohl Höhen als Ebene, überaus schön und von wunderbarer Anmuth. Alles hat Ueberfluß an Wasser, Alles ist voll von Feigen, Pfirsichen, Pflaumen, Quitten, Granaten, so daß man vor der Dichtheit der Zweige kaum den Himmel erblickt. Reben sah ich dort und Olivenbäume, so stark, daß sie Eichen zu sein schienen. Zu allen Seiten rings um Granada erblickt man in den zahllos verstreuten Gärten so viele, Nachbar an Nachbar gedrängte Häuser der Morisken, daß sie, zusammengestellt, eine zweite Stadt und nicht minder so groß als die erste bilden würden. Es ist wahr, die Häuschen sind nur klein, aber alle haben ihre Brunnen, ihre Rosenlauben und Fruchthaine, und zeigen, daß das Land, als es sich noch in den Händen der Mauren befand, um Vieles schöner bebaut war als jetzt. Denn viele dieser Häuser sind jetzt zerstört und die Gärten verwildert, da die Morisken viel mehr ab- als zunehmen, und sie sind doch diejenigen, welche das ganze Land bewässern und anpflanzen!“

Diese letzteren Worte bezeugen schon das begonnene und um sich greifende Zerstörungswerk, kaum dreißig Jahre nach der christlichen Eroberung und fast ein halbes Säculum noch vor dem schauerlichen Jahre 1573, wo der Krater der christlichen Verfolgungswuth seine heftigste Eruption feierte. Man ermesse, was in diesem halben Jahrhundert geleistet wurde, und in jenem weiteren bis zum Jahre 1609, wo die Verödung und Entvölkerung des Landes endlich vollendet war. Von je vierzehn mau-

rischen Dörfern gingen dreizehn zu Grunde und blieb nur ein einziges übrig! Granada selbst zählte unter der maurischen Herrschaft bis zu 600,000 Seelen, erreicht aber heute kaum den siebenten Theil dieser Bevölkerung, und doch ist selbst das eine durch den Hauch der modernen Cultur schon gehobene Zahl! Verschwunden sind die zahllosen Fabriken und Werkstätten der Mauren, verfallen ihre Canäle und Aquäducte, Mensch und Natur für immer gebrochen auf diesem Boden. Der Fremde, welcher nach Cadix und Sevilla die alte Stadt der Alhambra besucht, dünkt sich in einer wunderbaren Oede und Einsamkeit, dort, wo Spaniens Mark und Lenden einst von Zeugungskraft strotzten und Straßen und Städte am dichtesten bevölkerten. Im Winter fehlt selbst der Wolf diesem Leichenfelde nicht, und im Sommer lechzt Mensch und Thier auf den Ruinen versiegter Wasserkräfte. Nur wenn der Regen seine natürlichen Schleusen aufthut, sprießt die verschwundene Vegetation wenigstens fleckenweise wieder empor, und der Fremde glaubt dann das alte Paradies zu sehen, wo der alte Maure höchstens Oasen in der Wüste erkennen würde.

Der 2. Januar des Jahres 1492, der Tag an welchem der Cardinal Mendoza das Kreuz auf die Alhambra pflanzte, weihte Granadas Untergang ein. Tedeum singend rückte das ganze christliche Heer in die eroberte Stadt, zum entgegengesetzten Thore flüchtete Boabdil hinaus. Auf dem Hügel von Padul wendete er sein Pferd und sah noch einmal zurück auf Granada, den Schauplatz einer Menschengröße, welche für immer verschwinden sollte. Allah Akbar! Gott ist groß, seufzte er auf und brach in Thränen der Wehmuth aus. Seitdem heißt der Ort Ultimo sospiro del Moro, der letzte Seufzer des Mauren. Achthundert Jahre hatte die arabische Herrschaft in Spanien gedauert — erst halb so lange blinkt das Kreuz auf der Alhambra.

Nach dem Verlust ihrer Hauptstadt bildete das fernere Schicksal der Mauren auf andalusischem Boden eine Tra-

gödie, auf ewig vorwurfsvoll für diejenigen, welche das böse Princip darin spielten.

Den Mahomedanern war bei der Capitulation von Granada der Besitz ihrer Moscheen, sowie die unbedingte Freiheit des Cultus gewährleistet worden; sie sollten nach ihren eigenen Gesetzen unter ihren eigenen Magistraten gerichtet und weder im Vollgenuß ihres Eigenthums beeinträchtigt, noch wegen ihrer Sprache, Tracht und alten Gebräuche belästigt werden. Die Geschichte Spaniens in den nächsten hundert Jahren erfüllt sich in dem Schauspiele, wie diesem Vertrage gegenüber Kirche und Königthum miteinander wetteiferten, Treue und Glauben mit Füßen zu treten.

Zwar in den ersten acht Jahren ging alles noch gut. Allerdings trat die Tendenz, die Mohamedaner nicht bei ihrem gewährleisteten Glauben zu lassen, sondern zu dem der Sieger-Nation zu bekehren, jetzt schon hervor. Aber es mag sein, daß die christliche Gesellschaft für das sittliche Princip der Glaubensfreiheit damals noch zu unreif war; hat sie doch diese sittliche Reife noch heute nicht allenthalben erlangt. Inzwischen begnügte sich der wahrhaft christliche Erzbischof Talavera, wenigstens nicht anders Proselyten zu machen, als durch seine herzgewinnende Persönlichkeit; gewaltsame Bekehrungsversuche erklärte er ausdrücklich für ebenso unerlaubt als zwecklos. Es war derselbe Mann, welcher den berühmten Ausspruch that: Um Christen zu heißen, fehle den Arabern der Glaube der Spanier, aber den Spaniern die guten Werke der Araber. Sehr bald aber wurde der fromme, gemäßigte Priester überflügelt von der hinter ihm stehenden Parthei der rothen Fanatiker.

Das Organ dieser Partei war der bekannte Ximenes. Kaum in Granada angekommen, wendete er alle Mittel der List und Bestechung an, die Bekenner des Islam zu verführen. Besonders legte er es auf die Literatur des

gebildeten Volkes an. In Granada waren die Ueberbleibsel der ungeheuren Bibliotheken zusammengeflossen, welche einst in Cordova, Sevilla und anderen Hauptstädten die Bewunderung der damals noch rohen Europäer gewesen. Ximenes besoldete Häscher, all diese Bücher dem Heiligthume des Hausrechtes zu entreißen und in seine Hände zu liefern. Weder die Pracht der Kalligraphie, noch die Kostbarkeit des Einbandes, noch der oft völlig untheologische und unverfängliche Inhalt fand Gnade vor dem christlichen Herostrat. Auf dem Marktplatze zu Granada thürmte er hohe Berge dieser Literaturschätze auf und steckte sie in Brand. Diese That muß um Vieles strenger beurtheilt werden, als Omar's Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek. Ximenes war ein christlicher Prälat mitten in Zeiten der wiederauflebenden Künste und Wissenschaften, Omar Führer eines rohen Hirtenvolkes in der ersten Sturmperiode seiner Welteroberung. Aber noch mehr. Die That des Ximenes ist leider historisch, während Omar's Brandstiftung historisch nicht zu erweisen ist, sondern von umsichtigen Geschichtskritikern ziemlich allgemein für ein Märchen erklärt wird.

Es geschah nun, was stets der böse Cirkel politischer Verfolgungen ist. Die Verfolgung ruft den Aufstand hervor, der Aufstand aber heißt Hochverrath und beschönigt die Verfolgung. Albaicin, das hochgelegene Stadtviertel von Granada, empörte sich. Als die Kunde davon zu Ferdinand und Isabella gelangte, mißbilligten dieselben den Eifer des Erzbischofs, welcher aber nach Unterdrückung der Revolte durch Sophismen sich reinzuwaschen, ja für seine ferneren Verfolgungen wenigstens stillschweigende Zustimmung zu gewinnen wußte. Er trat jetzt offen mit Zwang auf. Für die Empörung eines Stadtviertels machte er alle Mauren solidarisch verantwortlich und ließ dem ganzen Volke nur die Wahl zwischen Auswanderung oder Uebertritt. So wurde die Capitulation von Granada — Garantie des Cul-

tus und der Nationalität, schon nach wenigen Jahren ausgelegt! Das betrogene Volk fügte sich in der einen oder der anderen Weise. Viele wanderten in die Wüsten Afrika's aus, Viele, auf den Gräbern ihrer Väter von uralter Heimatsliebe gefesselt, bequemten sich zur Taufe. Durch ganz Andalusien aber erscholl das Wehklagen des Volkes, und mehr als Ein herzzerreißendes Lied ist uns aufbewahrt, welches im rührendsten Schmerze die Bekenner des Kreuzes verklagt.

Und doch sollte der Aufstand von Albaicin nur ein schwaches Vorspiel zu dem Verzweiflungskampfe in den Alpujaren sein und Ximenes, nach dem milden Talavera eine Geißel, selbst wieder mild erscheinen im Vergleiche zu dem schauerlichen Torquemada, jenem Ungeheuer, welches mit Sulla, mit Iwan dem Grausamen und Robespierre in allen Zeiten zu den schrecklichsten Ausübern des Terrorismus zählt.

Der Aufstand von Albaicin scheint kraftvoll gewesen zu sein, denn der Graf v. Tendella hatte es für räthlich gehalten, ihn in Güte zu dämpfen. Er sicherte den Unzufriedenen Abstellung ihrer Beschwerden zu und bestätigte ihnen in einer neuen Capitulation die frühere von Granada, womit es ihm solcher Ernst war, daß er den Mauren seine Frau und seine zwei Kinder als Bürgen zurückließ. Aber die katholische Hofpartei verwarf diesen Vertrag. Dennoch stellten die betrogenen Mauren dem Grafen Frau und Kinder großmüthig wieder zurück. Das Empörende des Verhaltens der Christen — sagt Herr v. Schack — tritt um so greller ins Licht, wenn man bedenkt, daß sie selbst unter den Mohamedanern fast jederzeit Freiheit des Gottesdienstes genossen und mit wenigen Ausnahmen keine Verfolgungen zu leiden hatten. Diese Ausnahmen aber zogen sich die Christen theils durch ihre eigenen Herausforderungen zu, theils fallen sie den Berbern zur Last, je-

nem rohen afrikaniſchen Wüſtenvolke, von deſſen vorübergehender Herrſchaft die Mauren ſelbſt zu leiden hatten.

Die Partei der Zeloten ſtürzte auf der Bahn des Fanatismus mit ſchnaubendem Ungeſtüm vorwärts. Die Mauren wurden gewaltſam bekehrt, aber ihre Rückfälle in den Islam ſo beſtraft, als ob ſie im Chriſtenthum geboren und auf dem Rechtsboden der chriſtlichen Gerichtsbarkeit von jeher zuſtändig geweſen wären. Kaiſer Karl V., noch jung und unerfahren, ließ ſich zu dem unglücklichen Schritte verleiten, gegen ſeine mauriſchen Unterthanen — die Inquiſition aufzubieten. 1526 hielt das Gericht, das ſeine Blitze bisher nur aus der Ferne geſchleudert hatte, ſeinen Einzug in die Hauptſtadt Boabdil's. Es erſchien ein Decret, in welchem den Mauren der Gebrauch ihrer Mutterſprache, ihrer Familien-Namen und ihrer Nationaltracht verboten wurde. Dazu kam ſpäter noch das Verbot der Bäder, welche allen Orientalen Bedürfniß ſind, der arabiſchen Geſänge, der muſikaliſchen Inſtrumente, Feſte, Tänze u. ſ. w. Mit größter Strenge und unter Namensaufruf wurden ſie angehalten, dem chriſtlichen Gottesdienſte beizuwohnen, den ſie im Herzen verabſcheuten, und von der Inquiſition verfaßte Erbauungsbücher auswendig zu lernen, die ſie mit nichten erbauten. Alljährlich fand in den Kirchen die Verleſung eines ſogenannten Delations-Edictes ſtatt, in welchem die Inquiſition den Gläubigen bei ſchwerer Strafe gebot, jede Handlung, ja ſogar jede Geberde anzuzeigen, welche irgendwie den Verdacht des Mohamedanismus erregen könnte. Trotzdem und trotz der Heere von Spionen, die ſie umgaben, übten die Moriſken im Stillen ihre heiligen Gebräuche fort und fort, und wer im Leben die Maske des Katholicismus getragen, warf ſie wenigſtens auf dem Todtenbette ab, um zum großen Verdruſſe der Prieſter unter lauter Anrufung des Propheten zu ſterben. So füllten ſich denn die Kerker, die Folterbänke ächzten und es ſchien, als werde nicht Holz genug in Andaluſien

wachsen, um dem Könige von Spanien das glaubenstreue und fleißige Volk — in Asche zu verwandeln! Da war die Ernte der Torquemadas! Und das Alles geschah fast noch der nämlichen Generation, welcher von den Christen die Capitulation von Granada beschworen worden war! Längst wurde jede Berufung auf diese Capitulation mit Füßen getreten. Die unglücklichen Mauren griffen zu den sanften Mitteln der Schwachen; sie bezahlten mit Geld, was ihnen als Recht schon gebührte. Wiederholt brachten sie Millionen Francs auf, um sich von den Verfolgungs-Edicten loszukaufen. Man nahm die Millionen an und — setzte die Verfolgungen fort.

Endlich brach der zweite Aufstand aus. Das ganze Alpujaren-Gebirge starrte von den Waffen der Moriskeu und noch einmal verkündeten die Muezzin von den Minareten: Gott ist groß und Mohamed ist sein Prophet! Aber dieser letzte Verzweiflungskampf konnte nur kurz und sein Ende nicht zweifelhaft sein. Anstatt zu erzählen, wie er in Strömen von Blut und Thränen erstickt ward, lassen wir den Vorhang über das Trauerspiel fallen. Nachdem Don Juan von Oesterreich bei der Einnahme der Festung Galera alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes niedergemetzelt hatte, wurden die unterworfenen Moriskeu in die entlegensten Theile des Königreiches deportirt, wo sie ärger als Sklaven gehalten und jedes Symptom ihres alten Glaubens mit Galeere und Scheiterhaufen bestraft wurde. Den in die Gebirge geflohenen Rest hetzte man gleich wilden Thieren, und jeder Ergriffene fiel unter Henkershand. Aber noch auf dem Richtplatze priesen sie mit lauter Stimme Gott und seinen Propheten und starben mit Gebeten des Korans auf den Lippen. Rathlos rang die Regierung die Hände, sie überzeugte sich, daß sie nur mit dem Hauch des letztes Moriskeu vollenden könne, was sie begonnen. In der That fand sich auch ein geistlicher Gelehrter — Bleda, defensio

fidei — welcher den Beweis zu führen unternahm, daß es erlaubt und nützlich sei, alle Morisken zu tödten. Vor hundert Jahren hatte der Erzbischof Talavera das Gegentheil behauptet! Man war auf der untersten Stufe der abschüssigen Bahn angekommen!

Indeß schien es doch nicht thunlich, den Rath des Mordknechtes auszuführen; denn das reproduktionsreiche Volk, so fürchterlich es gelitten hatte, zählte noch immer — nach Hunderttausenden! Vielleicht scheiterte das menschenfreundliche Project an rein physischer Unmöglichkeit, denn man hätte die Hälfte der Spanier zu Henkersknechten ernennen müssen, um die andere Hälfte zu würgen. Es ging also ein Beschluß im Staatsrathe durch, die maurische Nation aufzulösen, wie man eine Versammlung auflöst. Sie sollte theils verbannt, theils zu Sklaven gemacht, theils in die amerikanischen Bergwerke geschickt, kurz, durch Elend aufgerieben werden. Am 11. September 1609 unterzeichnete Philipp III. diesen Beschluß und verwandelte dadurch mit Einem Federzug die schönste Provinz seines Reiches in eine Wüste, in welcher von nun an allerdings nur orthodoxe Christen faulenzten oder Schafheerden weideten, welche sich vollends um theologische Streitfragen nicht kümmern.

Warum wir diese traurige Rückschau gemacht haben? In Bezug auf die unmittelbarste Gegenwart! Die Revolution ist in Spanien chronisch geworden, von Zeit zu Zeit bricht sie acut aus. In dem Augenblicke, da wir dies schreiben, kann Prim's Fahne zum zweitenmale wehen und „der letzte Seufzer des Mauren" auf irgend einem Hügel sein Gegenstück finden — im letzten Seufzer der Bourbons. Der Thron sucht vergebens eine Partei im Lande, welche in den Gemüthern nicht vorhanden und durch die rothe Reaction des jüngsten Ministeriums nicht erzwungen worden ist. Der Thron kann untergehen.*)

*) Geschrieben den 30. October 1866. Ist zwei Jahre später wirklich untergegangen.

Halten wir uns nun einen Augenblick bei dem Gedanken auf, um wie viel beſſer die Chancen des ſpaniſchen Königthumes ſtänden, wenn es dem Volke der Mauren Treue und Glauben gehalten hätte, anſtatt es mit einer Grauſamkeit auszurotten, welche die Menſchheit und doppelt das Chriſtenthum ſchändet. Wir ſehen die Mauren widerſpenſtig bis zum letzten Mann, aber nur im heiligen Rechte der Nothwehr. Nachdem der Weg der Gewalt einmal betreten war, die Regierung mit dieſem Theil ihrer Unterthanen ſich auf Kriegsfuß geſetzt hatte, war ein friedlicher Ausgleich allerdings nicht mehr möglich und der Krieg mußte ausgefochten werden. Der Fanatismus des Chriſtenthums blies den Fanatismus des Islams an und maß ſich mit den intenſiven Lebensgluthen des Orients. Natürlich bis zur Vernichtung! Denken wir uns aber, die Bekehrung wäre im Sinne Talavera's und nicht der Inquiſition, wäre friedlich und nicht blutig durchgeführt worden. Dann iſt mit Sicherheit anzunehmen, die Verchriſtlichung der Moriſken hätte glänzend gelingen müſſen. Der katholiſche Cultus wendet ſich ja ſo vielfach an Phantaſie und Sinne, er hätte über kurz oder lang auf die phantaſievollen und ſinnlichen Kinder des Orients die Kraft der Anziehung ausgeübt, wäre nicht die entgegengeſetzte Kraft der Abſtoßung und des Widerſtandes von einer der chriſtlichen Sanftmuth und Langmuth ſo entgegengeſetzten Ungeduld faſt wahnſinnig entfeſſelt worden.

Ferner: Alle Völker des Orients ſind monarchiſch geſinnt. Iſt es doch ſprichwörtlicher Popanz bei uns Abendländern, wenn wir den ſtärkſten Gegenſatz unſeres Gemüthes zum Hochdruck der monarchiſchen Waltung ausſprechen wollen, daß wir von einem „orientaliſchen Despotismus" reden. Nun! Das ſpaniſche Gottesgnadenthum hätte das ſchönſte orientaliſche Material ſchon von Natur aus gehabt, und hat es mit ſelbſtmörderiſcher Wuth zu Grunde gerichtet! Jener abendländiſche Freiheitsgeiſt, wel-

cher Constitutionen, und wenn mißhandelt, Revolutionen erzeugt, ist allen Kindern des Orients fremd. Und wenn wir die spanischen Araber auch die witzigsten, lebhaftesten, geistreichsten Orientalen, fast die Franzosen des Orients nennen könnten: alles Morgenländische ist übersatt in seiner Wolle gefärbt und die Kraft seines Blutes von unserem blasseren Himmel nicht abzuschwächen. Immer wäre die maurische Race dem Geiste näher gestanden, welcher vor Sultanen kniet, als welcher um Freiheitsbäume tanzt.

So dürfen wir, wenn irgend ein Schluß von Prämissen auf Consequenzen je zulässig war, mit aller Gewißheit der Schlußfolgerung behaupten: das maurische Andalusien müßte geradezu die Vendée, die unerschöpfliche Vendée für Spaniens Kirche und Königthum geworden sein. Wie aus einem stets gefüllten Vorrathshause könnten Thron und Altar bei dem monarchisch-kirchlichen Conservatismus der Araber alle Hilfsmittel holen gegen den vordringenden Freiheitsgeist der gothisch-germanischen Race. Jetzt ist das Vorrathshaus leer. Die Mauren zu vertilgen, ihr Land zur Wüste zu machen, haben sich Kirche und Königthum eine hundertjährige Arbeit von Treubruch und Grausamkeit kosten lassen. Jetzt flattern Kirche und Königthum in den Lüften. Schon hat die Kirche ihre Güter verloren und das Königthum kann stündlich seinen Thron verlieren. Einst waren sie einander sich selbst genug und glaubten ein Volk, welches nach Millionen zählte, ihren specifischen Leidenschaften ungestraft opfern zu dürfen. Die Kirche hatte die Anmaßung, sich zur alleinigen Stütze des Thrones aufzuwerfen, und der Thron die Verblendung, ihr seinen weltlichen Arm zu leihen zur Vernichtung der wirklichen Stütze, der Volkskraft. Heute büßen sie beide. Wie die Schuld, so die Strafe. Dieses Spanien, dieser Urherd der europäischen Reaction, welcher unerschöpflich an Finanzen und Menschen war, um seine Armaden und Albas gegen den germanischen Freiheitsgeist auszusenden, welcher,

schon erschöpft und heruntergebrannt, noch seinen giftigen Geist durch die Ritzen entferntester Staatskanzleien qualmen ließ; dieses Spanien, welches Allen half, wenn's zu unterdrücken galt, kann heute sich selbst nicht mehr helfen, zerbröckelt hilflos in seinen Revolutionen. Einst die Hochwarte europäischer Rückschrittspolitik, ist es von allen Staatsbauten Europas jetzt die ruinirteste Staatsruine. In solchen Illustrationen pflegt die Geschichte ihre „Lehrmeinungen" kundzugeben!

Der Salzburger Alamontade.

Ein katholisches Zustandsbild aus dem vorigen Jahrhundert.

Jedermann kennt Zschokke's Novelle „Alamontade," worin er unter dem Bilde eines Galeerensclaven in Toulon die ideale Erhabenheit eines christlichen Religions-Philosophen, eines durch Leiden, Nachdenken, Einsamkeit, durch alle Läuterungen menschlichen Märtyrerthums fast gott-gewordenen Weisen darstellt, eines Weisen wie Sokrates, wie Spinoza, ja eines familienähnlichen Seitenstücks Christi, jenes Christus nämlich, wie sich der philanthropische Rationalismus ihn als den historisch-echten dachte, als einen mildherzigen Lehrer der Liebe und der Sittlichkeit. Alamontade sollte gleichsam praktisch und durch den Dichter werden, was die „Stunden der Andacht" theoretisch und durch den Prediger waren, nämlich die ernsthafte Verkörperung und Verwirklichung der Möglichkeit — Gott zu finden, ohne die Kirche.

Zschokke nahm es völlig ernsthaft mit dem Versuch, seinen Alamontade in die Nähe Christi zu bringen, ungefähr wie der jugendliche Schiller seinen Marquis Posa in die Nähe Rousseau's brachte und an die Spitze der frei-

heitlichen Zeit-Ideale ſtellte. So viel Ernſt für ſo würdige Ziele muß immer imponiren, und wie man auch den Dilettantismus ſolcher Intentionen belächle, Achtung erzwingen ſie ſich doch. Marquis Poſa iſt noch heute ein hochſinnig gedachtes Phantaſiebild, das wir nicht ſehr genau nach ſeiner Naturwahrheit fragen, und wenn die künſtleriſche Schwäche Zſchokke's in Alamontade es nicht einmal zum Phantaſiebild brachte, ſondern im bloßen Abſtractions-Geſchöpf ſtecken blieb, ſo hat auch dieſes Geſchöpf noch Jahrzehnte lang auf einen großen und nicht den ſchlechteſten Leſerkreis einen ſolchen Eindruck gemacht, daß wir uns gar nicht zu ſchämen brauchen, von der Geſtalt, welche Zſchokke erreichen wollte, wenigſtens den Begriff und das Schema gelten zu laſſen und daran anzuknüpfen. Unſer Salzburger Alamontade iſt ein freichriſtlicher Selbſtdenker und Selbſtempfinder, von deſſen Perſönlichkeit wir nur den idealen belletriſtiſch zubereiteten Schein abzuziehen brauchen, um ein Weſen übrig zu behalten, ein ſchlichtes einfaches Weſen in der Bauernjoppe und im Salzburger Dialekt, das aber im inneren Kern und leider auch in der äußeren romantiſchen Sclavenkette das Urbild Zſchokke's nur um ſo frappanter und naturgetreuer verwirklicht.

Wer je die wunderherrliche Reiſe von Salzburg nach Gaſtein gemacht hat, dem iſt gewiß jene vierſtundenlange ſchauerlich-romantiſche Schlucht unvergeßlich geblieben, welche man den Paß Lueg nennt. Bald über Golling hinaus paſſirt der Reiſende ein Brücklein, den wilden Lammerbach, an der Stelle wo derſelbe in die Salza einmündet. Hier beginnt die Schlucht. In ſchroffen Mauern ragt das nackte Gefels himmelan; die eingepreßte Salza ziſcht und zürnt, windet und krampft ſich wie in einem Gefängniß, und mit ſchwindelnden Aengſten ſucht das ſchmarotzende Sträßlein längs des Waſſers, welches ſelbſt keinen Platz hat, ſein problematiſches Fortkommen. Die ſonderbaren Einſchnitte, Geſtalten und Farben der Felſen, des bekannten, als Bau-

stein werthvollen Salzburger Marmors, ihre Trümmer und Schuttrunsen, die Spuren des ehemaligen Wasserstandes viele Klafter hoch über dem heutigen tiefer ausgenagten Erosionsbett, hie und da ein Waldschopf oder ein Gebäude an den wenigen Stellen, wo die Schlucht dazu Raum giebt, das Alles unterhält den Reisenden spannend genug; aber zuletzt athmet er doch wieder freier, wenn sich die unheimliche Pforte aufthut, und dort wo das Thal sich erweitert, als erster Gruß möglich gewordener Menschenansiedelungen Schloß Hohenwerfen ihm zuwinkt, welches mitten aus der engen Schlucht auf einem abgerissenen kegelförmigen Felsen aufragt und den hinter ihm liegenden Markt Werfen noch deckt.

Das ist unser — Toulon, ein Stück leider österreichischen Bodens! Das ist der Schauplatz unseres Alamontade!

Das Schloß Werfen wurde von dem Salzburger Erzbischof Gebhard zum Schutz gegen Kaiser Heinrich IV. erbaut (1076), aber mit so schlechtem Erfolg, daß es seine Vertreibung nicht hindern konnte. Die späteren Erzbischöfe wußten diesem Zwing-Uri eine bessere Bestimmung zu geben und befestigten es — gegen ihre Unterthanen! Die mit den scheußlichsten Grausamkeiten befleckten Thaten der Salzburger Inquisition (deputatio secreta) hatten hier ihren Sitz. Sie endeten bekanntlich mit der berüchtigten Vertreibung der Salzburger Protestanten, oder besser — sie endeten nicht damit. Denn eben die Geschichte unseres Salzburger Alamontade giebt Zeugniß davon, was noch möglich war, als diese finsteren Zustände, wie man wähnte, schon überwunden, als die Zeiten, wenigstens öffentlich und officiell, schon milde geworden waren, und man es nur noch Wort haben wollte, die letzten ketzerischen Funken durch „gütlichen Zuspruch" ausgelöscht zu haben.

Sehen wir uns diesen gütlichen Zuspruch in der Nähe an. Unser Bericht macht uns gleichsam zu Augen- und

Ohrenzeugen davon, und versetzt uns in die unmittelbare Gegenwart der Thatsache.

Der Bericht ist eine Handschrift, welche ich bei einer angesehenen Familie in Werfen vorgefunden habe. Ein Großvater der Familie war, — um das häßliche Wort „Kerkermeister" zu vermeiden, — der Schloßcommandant, oder, wie es mit bäuerlicher Bescheidenheit hieß, „der Pfleger" des Salzburger Staatsgefängnisses Werfen. In den Eingangszeilen des Berichtes wird seiner mit Ehren gedacht, und um dieser Zeilen willen ist das Blatt auf die Nachwelt gekommen und wird von der Familie als ein heiliges Erbstück bewahrt. Die Urschrift scheint eine simple Notiz gewesen zu sein, welche ein Reisender des vorigen Jahrhunderts in sein Tagebuch einzeichnete. Wenigstens nennt die Familie selbst ihr Document eine Abschrift. Und die mündliche Familientradition fügt hinzu, der Reisende sei „Einer aus dem Reich" gewesen. Natürlich! Nur Einer von den vorwitzigen und gebildeten „Deutschen" konnte den Fund unseres Salzburger Alamontade würdigen. Bei seinen unliterarischen Landsleuten wäre sein Andenken vergessen worden. Das Volk unter'm Krummstab litt — und schwieg!

Die Handschrift, welche die Familie gut empfohlenen Touristen vorzuzeigen pflegt, beginnt mit den Worten:

„Vor einigen Tagen besuchte ich hier den Landvogt, oder, wie man ihn nennt, den Pfleger von Werfen. Er ist ein sehr artiger und helldenkender Mann, wie es denn auch in den entlegensten Theilen dieses Gebirges viele weit über meine Erwartung aufgeklärte Leute giebt." Hierauf fährt sie fort:

„Unter seinen Gefangenen, die er mir vorstellte und welche zum Theile in Ketten arbeiten müssen, sah ich endlich den Mann, auf welchen man mich schon in Salzburg aufmerksam gemacht und von welchem mir mehr als ein Gastfreund in diesem Ländchen als einer Merkwürdigkeit ge-

ſprochen. Er iſt es auch wirklich. Ich kann dem Antriebe nicht widerſtehen, von meinem Beſuche bei ihm Einiges aufzuzeichnen, denn das Gedächtniß iſt untreu, und es wäre Schade, wenn ſolche Erinnerungen ſpurlos vergingen."

„Merkwürdig genug iſt ſchon das körperliche Ausſehen dieſes Gefangenen. Ein Alter von mehr als ſechszig Jahren hat das blühendſte Roth von ſeinen Wangen noch nicht weggewiſcht. Sein ſtarker langer Bart und ſein ſchwarzes ſchönes Haar ſind nur hie und da mit etwas Grau untermiſcht. Er trägt ſich ſo leicht und ſteht ſo gerade wie ein Jüngling in ſeiner vollen Kraft. Seine Stirne und die ganze Bildung ſeines Geſichtes iſt regelmäßig ſchön und ſein großes blaues Auge voll ſprechendem Ausdruck müßte auch den geringſten Menſchenkenner auf ihn aufmerkſam machen. Aus ſeinem Antlitz leuchtete ein unbeſchreibliche Seelenruhe und ein gewiſſer Stolz, der von einem ſtarken Charakter unzertrennlich iſt. Ich wollte ſeine Geſchichte von ihm ſelbſt hören und ſchreibe ſie aus ſeinem Munde nieder, ſo gut es gehen will, ohne jenen lebendigen Reiz, den keine Buchſtabenſchrift in ihrer Gewalt hat."

„Ich bin nun, ſagte er, ungefähr 34 Jahre hier als Gefangener. Ich erinnere mich noch der Auswanderung ſo vieler meiner Mitbürger und habe, ſo jung ich auch war, viel Theil daran genommen. Als ich heranwuchs, machte die Erinnerung dieſes Auftrittes immer mehr Eindruck auf mich. Die Freude, womit ſo viele meiner Nachbarn ihr Vaterland verließen, um dem Gewiſſenszwange zu entgehen und in ihrem Glauben frei und ungekränkt zu ſein, hatte etwas Großes und Reizendes in meinen Augen. Dies verſchaffte den Vorſtellungen einiger meiner Freunde und Bekannten, die im Punkte der Religion mit den Kapuzinern nicht Eins waren, leichten Eingang in mein Gemüth. Ich las die Schrift, verglich ihre Lehren mit der päpſtlichen und machte mir meine eigene Religion, deren Grundſätze ich nicht eben ſehr geheim hielt, weil ich Recht

zu haben glaubte. Damals hatten die Kapuziner, die im ganzen Lande als Miſſionäre herumzogen, überall ihre Spione, und es konnte nicht fehlen, daß ihnen nicht einige Aeußerungen, die mir in der Hitze verſchiedener Religionsdispute entfuhren, ſollten zu Ohren gekommen ſein. Von dem Augenblicke an verfolgten ſie mich, wo ich nur war. Sie kamen ſogar in mein Haus und forderten ein Glaubensbekenntniß von mir. Ich wollte überzeugt ſein und legte ihnen meine Gründe vor; ſie waren aber bald am Ende und ihre Geſpräche liefen immer darauf hinaus: es käme mir nicht zu, über Glaubensſachen Unterſuchungen anzuſtellen; der Glaube müſſe blind ſein und ich müſſe ein Glaubensbekenntniß ablegen. Ich ſagte ihnen, es wäre mir platterdings unmöglich, etwas gegen meine Ueberzeugung zu glauben; aber Alles half nichts."

„Als ich ſah, daß ſie mich nicht überzeugen konnten und ihnen an meiner inneren Ueberzeugung auch nichts gelegen war (!), ſagte ich ihnen, ſie ſollten mich nun in Ruhe laſſen, ich ſtünde ihnen mit Ehre und Leben dafür, daß ich meine Gedanken über die Religion für mich geheim halten und Niemand zu meinem Glauben bekehren würde. Umſonſt. Täglich brachen ſie ungeſtüm in mein Haus und drangen auf das Bekenntniß eines Glaubens, dem mein Gewiſſen widerſprach. Lieber Herr, ich that Alles, was möglich war, um Ruhe zu haben: aber es war unmöglich. Eines Tages kam ich müde vom Felde nach Hauſe und als ich mich bei meinem Brot erquicken wollte, ſtürmten wieder die Kapuziner herein. Ich hatte mir ſeit einiger Zeit vorgenommen, ihnen kein Wort mehr als: Guten Tag, oder, Guten Abend zu ſagen. Als ſie ihr altes Geſchrei wieder begannen, hörte ich lange ruhig und ſtille zu und ließ mir mein Brot deſto beſſer ſchmecken, je mehr ſie mich verfluchten. Wie es aber kein Ende nehmen wollte, kroch ich in den Winkel hinter dem Ofen und dachte: Schreiet ſo lang ihr wollt! Aber auch

da war ich nicht sicher. Ich warf mich endlich ungeduldig aufs Bette und wie der Eine auch jetzt noch an mich heranschritt und mir in die Ohren schrie, kehrte ich ihm den Rücken zu; aber flugs war der Andere wieder auf der anderen Seite und schrie noch ärger als sein Geselle. Endlich ward ich toll, sagte ihnen, ich wäre Herr in meinem Hause, und wie sie es immer gröber machten, sprang ich auf, nahm das erste Beste, was mir in die Hände kam (ich glaube, es war ein Besen) und jagte sie zur Thür hinaus. Nun aber ward ich nicht nur als ein verstockter Ketzer, sondern als ein Verfluchter behandelt, der an die geheiligten Priester des Herrn gewaltthätige Hände gelegt. Man nahm mich gefangen und brachte mich in Ketten hierher. Anfangs litt ich entsetzlich. Hundertmal sagte ich, man sollte mich nur überzeugen und ich wollte es dann mit Mund und Blut bekennen; aber Alles war vergeblich. Man wollte mich zwingen, in die Kirche zu gehen, zu beichten, meine Gedanken über die Religion zu eröffnen ꝛc. Ich sagte, ich könne von meiner Religion weiter nichts offenbaren, als daß ich nicht glaubte, was sie glaubten. Ueberzeugen wollte oder könnte man mich nicht und also würde ich geduldig zur Kirche gehen, wenn man mich's hieße; meinen Glauben aber würde ich nicht ändern und zu beichten hätte ich nichts. Das Unausstehlichste war mir das unabläßige Dringen der Kapuziner auf mein Glaubensbekenntniß. Alles Bitten, mich zu verschonen und alle Vorstellung, daß das Bekenntniß des Mundes ohne Bekenntniß des Herzens nach ihrer eigenen Lehre nichts fromme, war umsonst. Endlich nahm ich mir vor, mich als einen Stummen zu gebärden und kein Wort mehr zu reden, welches ich auch achtzehn ganze Jahre hindurch dem Buchstaben nach hielt. Vor einigen Jahren fing man an, mich gelinder zu behandeln und seitdem habe ich meine Sprache wieder."

„Der Herr Pfleger bestätigte es, daß dieser sonderbare

Mann achtzehn ganze Jahre hindurch keine Silbe gesprochen. Und doch sah man während dieser langen Zeit kein Wölkchen des Unmuths oder der bösen Laune auf seinem Gesichte. Sich immer gleich, that er gelassen und munter Alles, was man ihm, außer der Sphäre der Religion, gebot. Nur einen leichten Zug von Verachtung der Menschen um ihn her will man an ihm bemerkt haben. Wenn man bedenkt, daß sein ziemlich heller Kopf, sein offenes Wesen, sein guter Humor, ihm ein natürlicher und sehr starker Trieb zur Geselligkeit und zur Mittheilung sein mußte, so kann man über seine freiwillige Stummheit nicht genug erstaunen. Durch sein Wohlverhalten in seiner Gefangenschaft brachte er es dahin, daß ihm der jetzige Fürst-Erzbischof, ein sehr toleranter Herr, (!) die Ketten abnehmen ließ und auf Ansuchen des Pflegers eine ansehnliche Zulage zu seinem täglichen Unterhalte bewilligte. Er hatte sich so viel Zutrauen erworben, daß man ihn zu einer Art Aufseher über seine Mitgefangenen gemacht hat. Ungefesselt und ganz frei ward er mit denselben schon mehrere Male zur Arbeit an Orte hingeschickt, wo es ihm sehr leicht war, zu entwischen; aber sein Charakter ist mehr Bürge für seine Person, als die stärkste Kette. Er hat sich — ohne es selbst zu wissen — bei seinen Mitgefangenen so viel Ansehen verschafft, daß er sie mit Einem Worte besser in Zucht halten kann, als der Kerkermeister mit dem Stocke. Die Natur hat ihm eine Ueberlegenheit über den großen Haufen der Menschen zugesichert, ob sie ihn schon in einer Bauernhütte gebar. Jetzt beschäftigt er sich in seinen Nebenstunden freiwillig damit, daß er einen jungen Mordbrenner von ungefähr 16 Jahren, der einige Male aus Muthwille seines Vaters Haus angezündet und seit einigen Jahren an Ketten liegt, lesen und schreiben lehrt, ohne ihm etwas von seinen Religionsbegriffen mitzutheilen. Diese hält er jetzt so geheim, daß ich mit aller vertraulichen Zudringlichkeit, mit allem Bitten und Versprechen nichts aus ihm herausbringen konnte. Er

antwortet mir nichts als: Ich glaube nicht, was die Kapuziner glauben und wünsche mir zu einem vergnügten Leben nichts mehr, als die Bibel. Vor einigen Jahren ließ man einige Male seine Frau zu ihm, die er aber ohne den geringsten Wunsch, ihrer genießen zu wollen, und mit einigen guten und warmen Ermahnungen zu ihrem Besten entließ. Eine Bibel, wonach seine Seele so heftig dürstet, wird man ihm schwerlich gestatten, weil man seiner Schwärmerei (!) nicht noch mehr Nahrung geben will. Alle Salzburger Herren und Damen, in deren Gesprächen von diesem Manne die Rede war, äußerten eine gewisse Hochachtung gegen ihn, aber sie waren auch alle einig, daß es nicht eben sehr politisch gehandelt sei, wegen so einer Kleinigkeit, als man von dem Manne gefordert, ein Märtyrer zu werden." —

Diese Kleinigkeit aber war, der Bauer soll sein Glaubensbekenntniß ablegen, d. h. nichts Geringeres, als sein religiöses Fühlen dogmatisch formuliren! Wir haben aber nur zu deutlich gesehen, daß das die theologische Bildung der Kapuziner selbst nicht vermochte, denn so oft er „überzeugt" sein, also mit dogmatischer Schulung belehrt sein will, war das Latein der rohen Polterer zu Ende! Und die Salzburger Herren und Damen empfinden nichts dabei, als daß dieses „Märtyrerthum unpolitisch sei." Die haarsträubende Ungerechtigkeit, den scheußlichen Justizfrevel dieses verhängten Märtyrerthums empfinden sie nicht!

So sah es in katholischen Erzstiften aus — noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in den Zeiten Friedrichs und Josephs, in dem Decennium vor der französischen Revolution! Es ist nützlich, solche Dinge nicht zu vergessen.

Theokratiſche Menſchenopfer.

Juli 1868.

I.

Die Allocution iſt eines von den Dingen, „welche mit gemiſchten Gefühlen“ betrachtet werden, um dieſes gangbare Wort zu gebrauchen. Die Einen ſind empört, daß ein alter Junggeſelle in einer alter Ruine ſich anmaßen darf, mit öffentlicher Strafloſigkeit über Fürſten und Völker zu ſchimpfen; die Anderen ſind erfreut, daß das Pontificat in Rom wenigſtens doch ſchon aufs Schimpfen reducirt iſt und es nicht mehr in ſeiner Macht hat, drei Millionen Menſchen in den Ofen zu werfen, wie wir unſere Papierſchnitzel in den Ofen werfen. Dieſe Macht hatte es noch vor Kurzem, denn was für eine kurze Spanne Zeit ſind dreihundert Jahre in der Weltgeſchichte! Und juſt heuer vor dreihundert Jahren war es, da verdammte am 16. Februar 1568 ein Urtheilsſpruch des heiligen Officiums ſämmtliche Einwohner der Niederlande als Ketzer zum Tode! Nur wenige Perſonen wurden von dieſem größten Galgen, welchen die Welt je geſehen, ausgenommen. Dieſes Inquiſitionsdecret beſtätigte ſchon zehn Tage danach ein königliches „Ausführungsgeſetz“ zum unverweilten Vollzuge. Wie gut ſich damals „Thron und Altar“ noch verſtanden! Wie gehorſam damals die Könige noch ganze Völker als Braten in die römiſche Küche lieferten! Der Gottesknecht befiehlt, der Papſtknecht gehorcht und „ſo wurden drei Millionen Männer, Weiber und Kinder in drei Zeilen zum Schaffot verurtheilt“, ſagt Motley's Rise of the Dutch republic, vol. II. p. 155. (Der pedantiſche Apparat des Citirens ſteht dem Feuilleton ſonſt nicht gut zu Geſichte, aber wenn man von dem geſchändetſten Blatte der Menſchengeſchichte, von der römiſchen Mordwuth, berichtet, ſo klingt Alles ſo rieſenhaft unglaublich, daß man dem Leſer und — der Be-

hörde wenigstens den actenmäßigen Nachweis der geschichtlichen Wahrheit schuldig ist.)

Die Mordwuth scheint sich in der römischen Kirche schon früh entwickelt zu haben. Im ersten Jahrhundert pflegten die Heiden zu sagen: Seht, wie diese Christen sich unter einander lieben! Aber schon im vierten Jahrhundert sagten sie: Reißende Thiere sind nicht so grausam wie die Christen, welche im Glauben von einander abweichen.

Im Glauben von einander abweichen, heißt aber noch nicht, ungläubig sein. Das ist wohl zu merken. Auf ein ganz anderes Blatt als die Verfolgung der Hexen gehört demnach die Verfolgung der Ketzer. Die Hexen hatten Christus, die Kirche, die Sacramente, die ewige Seligkeit abgeschworen und sich dem Teufel ergeben. Nichts von dem Allen thaten die Ketzer. Sie glaubten an Gott, an Christus, an die Kirche, an die Sacramente, an die ewige Seligkeit. Sie glaubten und — mußten dennoch sterben! Jene waren in der Kirche wie Unterthanen, welche ihren rechtmäßigen König, mit Hilfe eines auswärtigen Feindes, vom Throne stoßen; diese wie Unterthanen, welche sagen: Mein König ist ein schöner Mann, nur seine Nase gefällt mir nicht. Und nun denke man sich eine Criminalistik welche die Letzteren so gut zum Tode verdammt, wie die Ersteren! Diese Criminalistik vertheidige, wer schamlos genug dazu ist.

Es fehlt heute bereits der größte Theil der Quellen, um der römischen Theokratie jene Massenmorde nachzurechnen, welche man Ketzerverfolgung nennt. So gründlich war die Vertilgung und Ausrottung, daß mit den Opfern auch die Kunde von ihnen verschollen ist. Selbst nach der Erfindung der Buchdruckerkunst konnten noch ganze Auflagen und bis auf das letzte Exemplar durch Henkershand verschwinden; daraus schließe man, wie leicht es vor der Erfindung dieser Kunst war, die Ueberlieferung himmelschreiender Zeugnisse stumm zu machen. Antonio Llorente, welcher zu den Archiven der spanischen Inquisition Zutritt

hatte, schätzt die Menschenopfer dieses Tribunals auf 31.000. Prescott möchte diese Ziffer herabmindern, aber alles spricht dafür, daß sie noch eher zu klein als zu groß ist. Selbst der Jesuite Mariana bezeugt, daß die spanische Inquisition schon in ihrem ersten Jahre und in der Provinz Andalusien allein 2000 Menschen verbrannt hat. Ein alter Geschichtsschreiber, Bernaldez, hat aufgezeichnet, daß zwischen 1482—1489 in Sevilla 700 Personen verbrannt worden, also in einer Stadt und in einem Jahre 100. Weiter berühmt sich eine über der Thüre der Inquisition von Sevilla angebrachte Inschrift, daß seit Vertreibung der Juden im Jahre 1492 beinahe 1000 Personen durch ihr Blutgericht ums Leben gekommen. Aus solchen Posten ist wirklich ein Schluß auf eine Summe erlaubt, welche Llorente's Angabe rechtfertigt.

Bekanntlich wird die Regierung Karl's V. für milde gehalten und doch haben die Niederlande unter ihm 50.000 Menschen durch den Feuertod der Inquisition verloren. Es ist das die Berechnung einer bedeutenden Autorität, Sarpi, in der Geschichte des Tridentiner Concils. Hugo Grotius, selbst ein Niederländer und eine noch größere Autorität, verdoppelt aber diese Zahl und nennt 100.000. Alba, Philipp's Henker, rühmte sich, für seine Person allein 20.000 Todesurtheile unterschrieben zu haben, ein Datum, welches durch Schiller's „Abfall der Niederlande" Jedermann weiß.

Und doch sind das alles nur Ziffern eines außerordentlich kurzen und gedrängten Zeitraumes. Die Zeitperiode, in welcher die römische Theokratie um der Religion willen morden zu dürfen geglaubt hat und gemordet hat, umfaßt mehr als ein Jahrtausend! Mit keinem Paroxismus irgend einer Schreckensherrschaft ist das zu vergleichen. Denn diese Paroxismen gehen vorüber, verlaufen rasch und acut. Tausend Jahre lang aber ist man nicht im Zustande der Nothwehr. Tausend Jahre lang ist man nicht im Zustande selbst der mißverstandensten Begeisterung für eine Idee. In tau-

send Jahren hat jedes Mißverständniß Zeit, sich aufzuklären. Nur in Rom allein klärte sich nichts auf. Rom war längst nicht mehr die streitende, sondern die gesicherte und triumphirende Kirche, als es seine Grausamkeiten noch ausübte — ohne einen sichtbaren Zweck. Auch tödtete es nicht, wie der Staat tödtet, der blos ein Leben zum Tode bringen will und im Strang oder Schwert die raſcheſte und ſchmerzloſeſte Todesart wählt. Rom wählte die langſamſte und martervollſte. Rom wählte den Feuertod. Rom tödtete nicht, als wäre der Tod das Ziel, ſondern das Leiden, das langſame, verlängerte Leiden in dem noch lebendigen Leibe!

Wie feſt der Europäer überzeugt iſt, daß er durch feindliche Invaſion und blutige Eroberung den mexicaniſchen Menſchenopfern, den indiſchen Witwenverbrennungen u. ſ. w. ein Ende machen durfte! Wie feſt er von der höheren Miſſion ſeiner Cultur überzeugt iſt! In einem Blutbade ohnegleichen hat er die Inka-Hauptſtadt Mexico erſtürmt, den Tempel und das Bild des ſchrecklichen Kriegsgotts Huitzilopochtli zerſtört, er malt den kupferfarbigen Indianern die Gräuel ihres Gottesdienſtes mit der erhabenſten Beredtſamkeit aus, er predigt ihnen mit Honiglippen das ſüße Herz Jeſu, die Fürbitte der allerſeligſten Jungfrau, das Lamm Gottes und den guten Hirten.

Mit welchem Auge mag es der Mann der rothen Haut nun angeſehen haben, als eines Tages von der neuerbauten Kirche die Todtenglocke tönte, ihre Pforte ſich öffnete, mit fliegenden Fahnen und dampfenden Rauchfäſſern im Pomp ihrer goldgeſtickten Ornate eine Prozeſſion der weißen Prieſter auszog, eine Prozeſſion, welche einen Menſchen mit ſich ſchleppte, ihn an einen Pfahl band, Feuer um ihn anlegte und das Schmerzensgeſchrei des Gemarterten mit ſchauerlichen Geſängen zum Lobe ihres Gottes übertäubte! Mit welchem Auge mag er dieſes Trauerſpiel angeſehen haben, als er es in kürzeſter Friſt zehn-, hundert-, tauſendmal ſah! Wahrlich, es kann einen Standpunkt geben,

auf welchem der Menschenfreund dem Tage fluchen muß, da Columbus aus dem Hafen von Palo abſegelte, denn ſeinen drei Caravellen folgte die giftigſte Peſt, welche unſer Erdball jemals entwickelt, es folgten ihm jene entſetzlichen Weſen, welche in der einem Hand das Kreuz, in der andern ein Feuerbecken trugen, womit ſie in Mexico, Lima, Chili, Peru ſengend und brennend in die Hütten der Unſchuldigen einbrachen und die ſogenannten Wilden die wildeſte Art der Menſchenopfer lehrten. Der indianiſche Kriegstanz, der über dem geſchlachteten und gebratenen Feind ſeine Orgie hält, iſt ein harmloſes Ballet gegen die römiſche Erfindung des Menſchenmords, welche den Feind verbrannte ohne ihn früher zu tödten und ohne — daß er ein Feind war. Denn noch einmal ſei es geſagt: der ſogenannte Ketzer war kein Feind Chriſti, ja nicht einmal der Kirche: er diente ihr, er ehrte ſie, er glaubte ihre Dogmen, nur beging er die Unvorſichtigkeit, bei der Auffaſſung und Auslegung derſelben — ſeine Vernunft zu gebrauchen. Der Ketzer ſtand faſt nie auf dem Standpunkte, wo die Vernunft des Glaubens nicht mehr bedarf, ſondern blos auf dem, wo mit und neben dem Glauben auch die Vernunft thätig iſt. Ein Denker, ein Forſcher, ein Freund der Wahrheit, war er das edelſte und werthvollſte Glied der menſchlichen Geſellſchaft, ja eine zeitlang unter den Verthierten eigentlich der Menſch allein. Er war nicht wie die Hexe ein vereinſamtes faſelndes Weib, ſondern ein Mann inmitten des werkthätigen Lebens und oft im erſten Aufflammen einer jugendlichen, die edelſten Früchte verheißenden Begeiſterung. Und nun die Familie des Ketzers! Wenn ihm ſelbſt ſchon der Gott in ſeiner Bruſt die Kraft gab, den qualvollſten und ungerechteſten Tod, welchen zelotiſche Pfaffen ihn ſterben ließen, mit Märtyrergeduld zu ertragen, ſo denke man ſich, daß derſelbe Pfaffe die Lehre verbreitete, dieſe Todesqual ſei nur ein ſchwaches Vorbild des hölliſchen Feuers, dem er auf ewig verfallen ſei, und was die Frau, die Schweſter, die Tochter

des Ketzers, was das liebende, zartorganisirte Weib durch diese entsetzliche Lehre gelitten haben muß! Sie sah den Körper dessen, der ihr theurer als das Leben war, verrenkt und sich winden in zuckenden Schmerzen, sie beobachtete, wie das langsame Feuer gräßlich von Glied zu Glied schlich, und wenn nun der letzte Angstschrei verhallt und der gemarterte Leib ruhig war, so sagte man ihr, daß dieses Alles dem Gotte, dem sie diene, wohlgefällig sei, und daß sie nun mit verdoppeltem Kircheneifer dem Himmel nachtrachten müsse — eben jenem Himmel, welchen zu glauben just darum die Wonne der Gläubigen ist, weil sie darin die lieben Ihrigen wieder zu finden hoffen, von welchem aber ein Angehöriger, der ein Ketzer war, durch die unversöhnliche Rachsucht des Priestergottes von Ewigkeit zu Ewigkeit ausgeschlossen sein sollte!

Ein Terorismus, d. h. ein System, welches mitten aus dem beweglichen Menschensinn heraus etwas Festes und Ewiges schaffen will, gleichsam wie die große Meisterin der Menschen, die Natur, selbst schafft, unwiderstehliche und unerbittliche Elementar-Gewalten: ein solches System hat zu allen Zeiten die Nothwendigkeit gefühlt, unbestechlich zu sein. Unbestechlich, wie es der Blitz ist, das Erdbeben, der schwarze Tod, der feuerspeiende Vulcan und der verheerende Lavastrom! Unbestechlich, wie es das Schicksal ist, wie es der Himmel ist, wie es der Arm Gottes ist! Darum war Robespierre, der größte Massenmörder unserer Tage, auch der Unbestechlichste, im richtigen Gefühl, daß ein schonungsloses Morden von Menschen wenigstens ein ausnahmsloses und unparteiisches sein muß, soll es der Opferdienst einer Idee und nicht die Bubenlaune eines tollen Tyrannen scheinen. Leider waren die theokratischen Robespierres nichts weniger als unbestechlich! Wir haben die Familie eines Ketzers geschildert, welche am Feuerpfahl eines guten Vaters, eines zärtlichen Bruders, eines liebevollen Gatten, eines Mannes, der vielleicht das Muster

aller Tugenden war, sich überreden sollte, er habe seine gräßliche Todesstrafe verdient und die ewige Verdammniß dazu! Wie aber, wenn nun dieselbe Familie, von dem herzzerreißenden Autodafé nach Hause kehrend, schon in der nächsten Straße einem Manne begegnete, welcher lustig zu Pferde dahertrabte und welcher nicht etwa diese oder jene Ceremonie anzweifelte, sondern vor Jedermanns Augen und Ohren die ganze Kirche selbst für eine Lüge erklärte?! Die Inquisition in Bologna ließ (1497) den „wohlprotegirten" Arzt Gabrielle de Saló mit einer bloßen Reue-Erklärung durchschlüpfen, obwohl derselbe folgende Reden zu führen pflegte: Christus sei nicht Gott gewesen, sondern der Sohn des Joseph und der Maria, aus einer natürlichen Zeugung entsprungen; er habe die Welt mit seiner Arglist ins Verderben gebracht; den Kreuzestod möge er wohl wegen begangener Verbrechen erlitten haben, auch werde seine Religion nächstens aufhören; in der geweihten Hostie sei sein wahrer Leib nicht; seine Wunder habe er nicht vollbracht aus göttlicher Kraft, sondern durch die Hilfe der Sterne ꝛc. ꝛc. Tausende brannten als Ketzer am Pfahl, welche über all dieser Reden sich selbst entsetzt und nichts von dem, was hier geleugnet wurde, zu bezweifeln gewagt hatten, aber — der „wohlprotegirte" Arzt Gabrielle de Saló lebte und die Tausende starben! Diesen noch heute empörenden Fall von Parteilichkeit erzählt Burckhardt in seiner Geschichte der Renaissance und seine Originalquelle ist wieder: Bursellis, ann. Bonon. bei Murat XXIII. Col. 915.

Von der französischen Schreckensherrschaft weiß man, daß sie zuletzt ihren Zweck, den Schrecken, gänzlich verfehlte, und zu einer frevelhaften Carricatur der Todesverachtung führte, wobei man rothe Seidenfäden um den Hals als Schnittwunden, goldene Guillotinchen als Schmuck trug und auf dem sogenannten „bal des victimes" nur den Witwen, Waisen und nächsten Blutsfreunden eines Hingemordeten — zu tanzen erlaubte! So wenig ertrugen die menschlichen

Nerven nur drei Jahre lang den Schrecken! Man denke nun, welche Verheerungen in der menschlichen Sittlichkeit ein Revolutions-Tribunal anrichtete, wie die römische Inquisition, welches jahrhunderte lang im Schrecken arbeitete und periodisch mit einer die französischen Blutmänner weit überbietenden Heftigkeit! Wahrlich, wenn Hartpole Lecky in seiner „Geschichte der Aufklärung" — neben Buckle's „Geschichte der Civilisation" eines der beachtenswerthesten neuern Bücher — eine Betrachtung über dieses Thema mit der Bemerkung schließt, „daß die Kirche Roms mehr unschuldiges Blut vergossen hat, als irgend eine andere Institution, die je unter Menschen bestanden hat": so findet die schauderhafte Progression statt, daß all' diese Ströme des unschuldig vergossenen Blutes noch immer nicht das Aergste zu sein scheinen neben dem unermeßlichen Schaden, welcher über dem Scheiterhaufen der Todten der Sittlichkeit der Lebendigen zugefügt wurde. Wer zählt die Zahllosen, auf welche der Schrecken leider allzugut wirkte, und welche nicht die Standhaftigkeit hatten, zu sterben, sondern der Kirche zwar innerlich trotzten, aber äußerlich sich ihr unterwarfen und welche mit verbittertem Gewissen und zerrütteter Selbstachtung ihr geschändetes Dasein zu Grabe schleppten! Und wer zählt jene zahllosen Anderen, an welchen der Schrecken alsbald sich abstumpfte, und welche sich angewöhnen konnten, wie Kinder Heuschrecken zerzupfen, lebendige Menschen im Feuer gefühl- und gedankenlos leiden zu sehen! Glaubt man noch eine Kunde von Menschen und nicht vielmehr von Teufeln der Hölle zu lesen, wenn man liest, daß die Könige von Spanien mit Menschenverbrennungen ihre Hochzeitsfeste würzten, und daß sich dabei ereignen konnte, was Limborch im 40. Capitel seiner Geschichte der Inquisition erzählt:

„Unter den Opfern von 1680 war auch ein jüdisches Mädchen von nicht 17 Jahren, deren wunderbare Schönheit Alle, die sie sahen, in Entzücken versetzte. Als sie zum Schei-

terhaufen ging, rief sie der Königin zu: Große Königin, ist Eure Gegenwart nicht im Stande, mir einige Linderung in meinem Jammer zu verschaffen? Erwäget meine Jugend, und daß ich verdammt werde wegen einer Religion, welche ich mit der Milch meiner Mutter eingesogen habe." Die Königin wendete ihre Augen weg und nach einer entsetzlichen Stunde war das schönste Mädchen Spaniens und das unschuldigste Kind — eine Kohle!

II.

So schwarz, wie die Verbrechen der Theokratie, läßt sich Alles malen, wenn man eben die Tendenz dazu hat. Wir wenden uns daher selbst ein, was dem gebildeten Leser im ganzen Laufe unseres ersten Artikels auf der Zunge schwebte, damit wir nichts schuldig zu bleiben scheinen, sondern den zweiten Mann hören wie den ersten. „Läßt sich doch leider nur allzuleicht auch dem Einwande wieder ein Einwand entgegenhalten.

Demnach also mag der gebildete Leser uns einwenden, daß, wie man bei vielem Lichte viel Schatten findet, man umgekehrt auch von dem Schatten auf das Licht schließen müsse; daß das Heil, welches die christliche Kirche der Menschheit gebracht habe, schon einen Preis und zwar einen hohen Preis werth ist, und daß just die unerbittliche Strenge, womit der Schatz des Glaubens bewacht wurde, einen Maßstab anzeigt für die Größe und Kostbarkeit des Schatzes.

Aber ein solcher Schatz ist jede Religion; die Religion überhaupt ist ein solcher Schatz. Wo immer das menschliche Herz eine Religion sich offenbart, dort drückt sie genau die Bedürfnisse dieses Herzens aus und gibt ihm jenes höchste Maß von Beseligung, das es zu fassen fähig

ist. Die Beseligung liegt schon im Begriff der Religion. Jede Religion beseligt, aber nicht jede verfolgt. Als die christliche Kirche zu herrschen anfing und nun sofort auf die Unterdrückung der Heidenthums mit Todesstrafen ausging, da standen in vielen Theilen des römischen Reiches die heidnischen Bauern auf und vertheidigten in Verzweiflungskämpfen den alten väterlichen Glauben, der eben auch ihre Seligkeit war. Sie vertheidigten ihre alten Götter, welchen sie nicht mehr opfern sollten, und ihre alten Tempel, welche vor ihren Augen zerstört wurden. Sie wollten nichts wissen von der neuen Seligkeit; sie hatten ihre Seligkeit schon. Und ein edler Mann, Libanius, Minister Kaiser Julians, trat als Vertreter der Bauern auf und führte ihre Sache mit Worten, die der Unsterblichkeit werth sind. Sein Brief an den Kaiser — eine Art heidnische Allocution oder Hirtenbrief — ist so gemüth- und seelenvoll, wie es die christlichen schon lange nicht mehr sind. Der Tempel, schrieb Libanius, sei den Bauern das wahre Auge der Natur, das Sinnbild und die Offenbarung einer gegenwärtigen Gottheit, der Trost aller ihrer Mühsal und die heiligste aller ihrer Freuden. Zerstöre man die Tempel, so würden ihre theuersten Beziehungen vernichtet. Das Band, welches sie mit den Todten verknüpft, würde zerrissen. Die Poesie des Lebens, der Trost der Arbeit, die Quelle des Glaubens würde zerstört sein u. s. w.

Welche Religion kann den Menschen Besseres leisten, als es hier das Heidenthum thut? Und doch brauchte die Religion des Zeus und Apollo keine Dominicaner und keine Scheiterhaufen, sie hat nie ein Drei-Millionen-Volk wie die Niederländer zum Tode verurtheilt, oder andere Völker, wie die Waldenser und Albigenser, wirklich zu Tode zertreten. Es ist nicht wahr, daß irgend eine Heilslehre das Recht hat, sich mit Maßregeln des Unheils durchzusetzen; es ist nicht wahr, daß der Werth einer Idee mit dem Verfolgungsgeiste derselben in einer Proportion stehen muß. Die Wuth der

Verfolgung kann eine Sache der menschlichen Leidenschaft sein, welche auf die Göttlichkeit der Idee nicht nur keinen Schluß zuläßt, sondern ihn ausdrücklich verbietet. Das Machwerk der französischen Republik müßte eines der edelsten Dinge gewesen sein, wenn es am Werthe des vergossenen Blutes gemessen werden könnte. In Wahrheit aber waren von den französischen Blutmännern nur die wenigsten ehrliche Schwärmer, welche an die Möglichkeit der Republik glaubten; weitaus die meisten waren sich vollkommen bewußt, daß sie gegen den Strom schwammen, daß sie die Masse des Volkes wider sich hatten, und daß sie den Schlund der Guillotine blos füllten, um ihren Personen die gezählten Tage der Herrschaft und der Sicherheit elendig zu fristen. Just für die Unmöglichkeit und Werthlosigkeit der Idee zeugt der Höhengrad der Verfolgung. Nur die Dümmsten der verfolgenden Masse konnten im guten Glauben handeln; die Wissenderen mußten wissen, daß mit Massenhinrichtungen die menschliche Vernunft zu unterdrücken, genau so viel heiße, als die Menschen solange umzubringen, bis sie sich abgewöhnten, irgend einen Nervenstrang oder einen Muskel zu haben, der ein- für allemal zu ihrer Anatomie gehört.

Tiefer ist folgender Einwand.

Es sind wohlfeile Lorbeern, gegen die Tyrannen der Menschheit zu declamiren und die Regierten als die unschuldig Leidenden, die Regierer als die Treiber und Dränger darzustellen. Wohlfeil sind diese Lorbeern, aber nicht rühmlich, denn nur der seichte Aufklärer gewinnt sie, der Philosoph verschmäht sie. Im philosophischen Sinne nämlich ist die ganze Menschheit ein einziges Individuum und Alles, was sie leidet, fügt sie sich selbst zu. Sie erzeugt sich die Dränger und Treiber und sie duldet die Dränger und Treiber. Die Menschheit leidet nie unschuldig, sondern ihr Leiden ist stets ihre Schuld, weil sie selbst die Quelle ihres Leidens ist. Es fällt ja keine Geißel von Außen her auf ihren Rücken, sondern ihre eigene Hand schwingt die Gei-

ßel. Die Geißel ist eine von den Erscheinungen ihres eigenen immanenten Begriffes.

Wer wüßte das nicht? Aber hätten wir nur einen einzigen Satz, welcher rein und ganz wahr wäre, so hätten wir auch die ganze Philosophie und den Schluß der Philosophie. Ginge jener Satz, oder besser gesagt, jene Anschauungsform mit der Wahrheit ohne Bruchtheil und Rest auf, so dürfte von Schuld, Verdienst, Zurechnung nicht weiter die Rede sein, so wäre die Geschichte der Menschheit, die wir für eine sittliche halten, weiter nichts als Naturgeschichte, wie die Geschichte eines Grashalms oder die Geschichte eines Korallenriffs.

Das Individuum als Gattungsbegriff und die Gattung als Individuum zu setzen, ist eine Escamotage, womit sich die blendendsten Mischungen des Wahren und Falschen erzielen lassen. Aber auf die Gefahr hin, aus den Höhen der Metaphysik in den platten und gemeinen Menschenverstand wieder zurückzusinken, sei die Bemerkung gewagt, daß, empirisch betrachtet, mein Individuum selbst schon kein individuum (d. h. ein Ungetheiltes) ist, sondern ein Doppelwesen und eine Doppelnatur. Wenn mein Magen einen Magenkrebs hat, so ist dieser Magenkrebs nicht zugleich ein Gehirnleiden, sondern in meinem Gehirne lebt etwas, das sich verantwortlich fühlt, für die Heilung des Magenkrebses zu sorgen. Habe ich dagegen ein Gehirnleiden und wird das Organ des Denkens selbst denkunfähig, so wird Niemand sagen, mein Magen, mein Herz, meine Leber hätte einstweilen das Denken übernehmen und auf die Heilung des denkkranken Gehirns bedacht sein sollen. So finde ich in mir selbst schon eine Zweiheit, wovon der eine Theil verantwortlich und schuldig, der andere Theil aber unverantwortlich und unschuldig ist.

Und so werde ich denn die Zweiheit wol auch im Menschengeschlechte finden, selbst wenn es ein Individuum ist. Das Menschengeschlecht erzeugt sich selbst seine Leiden: —

dieser Satz bringt mich noch nicht zur Ruhe; immer werde ich fragen dürfen: aber wie verhält es sich zu seinen Leiden? In dieser Frage wird mir die menschliche Naturgeschichte wieder zur Menschengeschichte; in dieser Frage gewinne ich wieder das Recht der Kritik, der Zurechnung, des sittlichen Urtheils, das Recht der Belobung und der Verdammung.

Es ist schon gut, sich den philosophischen Satz gegenwärtig zu halten, daß die Menschheit ein Individuum ist und Leidender und Leidensursache in einer Person. Die fürchterlichen, ja unerträglichen Einseitigkeiten des Liberalismus und Rationalismus verlieren dadurch ihr kurzathmiges Tempo und lernen athmen in den großen und breiten Schwingungen der wirklichen Geschichtsfühlung. Um aber nicht in gänzlichen Stumpfsinn historischer Gleichgiltigkeit und Fühllosigkeit auszuarten, ist es nicht minder gut, alle Geschichtsleiden an der Frage zu controliren: Wie verhielt sich die Menschheit zu diesen Leiden? Je nachdem die Antwort auf diese Frage fällt, wird bald die Sentimentalität der „volksthümlichen", bald die Unbarmherzigkeit der „objectiven" und „vornehmen" Geschichtsschreibung jene schönbelebte Mäßigung gewinnen, welche dann wohl dem wahren Werthe der Dinge gleich kommt.

So pflegen z. B. die Liberalen des Westens gegen den russischen Despotismus zu declamiren, welchen sie als ein Leiden und eine Geißel der Menschheit mit großem sittlichen Aufwande verdammen. Und doch wäre er das Alles, wenn er eben zu uns, zum liberalen Westen importirt würde, ist es aber mit nichten auf seinem eigenen russischen Stammboden. Im Gegentheile lehrt uns die ganze Geschichte Rußlands und zwar mit einer seltenen Evidenz, daß das russische Volk zum Despotismus seiner Regierung in allen Zeiten sich passiv, ja zustimmend verhielt, daß es ihn vertrug, ja bedurfte, daß es einen so ziemlich richtigen Ausdruck seiner Nationalität in demselben erkannte. In diesem Falle

ist es beinahe vollständig wahr, daß die Menschheit als leidender und leidenzufügender Theil Eins sei, und daß in eben dieser Identität das Leiden selbst sich aufhebe.

Ein ganz anderes Ergebniß dagegen erhalten wir, wenn wir die Leiden, welche die römische Theokratie der Christenheit zugefügt hat, auf die Frage examiniren: Wie verhielt sich die Christenheit gegen diese Leiden? Sofort sehen wir den Körper der Christenheit sehr thätig und lebhaft gegen dieses Leiden reagiren, es auszustoßen beflissen, wie der gesunde Körper einen Krankheitsstoff ausstößt; wir sehen Schmerzen, wir sehen zuckende Glieder, wir hören Schreie, und das Alles verbunden mit großen Energien, den eindringenden Feind zu bekämpfen, ihn zu überwinden, das Wohl und Heil wieder herzustellen. Hier sind Peiniger und Gepeinigter, Henker und Gehenkter nicht eben sehr philosophisch und schulgerecht Eins; sie treten vielmehr ungemein deutlich und sichtbar in zwei Theile auseinander: man muß den einen Theil bemitleiden, man darf und muß den anderen Theil hassen. Kurz der Boden eines entschiedenen sittlichen Urtheils ist hier sehr breit und geräumig gegeben.

Obrigkeiten und Völker haben gegen die Inquisition sich gewehrt.

Die Gerichtsbarkeit über Leben und Eigenthum war von jeher und ist ihrer Natur nach eine weltliche; in Strafsällen gegen die Ketzer wurde dieselbe, wie billig, unter Zuziehung eines Bischofs ausgeübt. Dieses Verhältniß umzukehren, den Bischof zum Inhaber der Gerichtsbarkeit, die weltliche Behörde aber zur bloßen Assistenz, ja zum stimm- und willenlosen Strohmann herabzudrücken, war nun das unaufhörlich und hartnäckig verfolgte Bestreben Roms. Da aber selbst die Bischöfe noch immer Anwandlungen von volksthümlicher und nationaler Denkungsart hatten, und ihren Mitbürgern gegenüber nicht immer so römisch-ausländisch dachten, wie Roms Anmaßung es wünschte, so wagte Rom einen Gedanken, welcher die nackte Usurpation

war, und keinem Staatsrechtslehrer einen Ausweg offen läßt, ihn anders zu nennen. Die römische Curie erfand sich nämlich einen eigenen Gerichtshof, die Inquisition, welchen sie aus Mitgliedern eines ihr blind ergebenen Ordens, der Dominicaner, besetzte, und in der Hand eines General-Inquisitors vollends centralisirte. Diese Inquisition drückte denn bald auch den Bischof des Gerichtssprengels, welchem sie sich aufgedrängt hatte, und welcher scheinbar ihr Vorsitzender war, zum bloßen Figuranten herab, wie dieser die weltliche Obrigkeit, den natürlichen und ursprünglichen Gerichtsherrn beiseite zu drängen und zu nullificiren die Pflicht gehabt hatte. Von der letzteren, der weltlichen Obrigkeit, war gar nicht mehr die Rede. Es blieb ihr nichts mehr als der Bütteldienst der Executive. Das Inquisitions-Tribunal übergab ihr den verurtheilten Ketzer, auf dessen Aburtheilung sie nicht den geringsten Einfluß gehabt, zu einer „milden" Bestrafung; aber wehe, wenn sie nicht die härteste wählte! Auf ein Mißverständniß dieser Heuchelei stand die Excommunication!

Bedenkt man nun aber, daß in den früheren Jahrhunderten das kirchliche Leben fast den ganzen Rahmen auch des politischen ausfüllte; bedenkt man ferner, wie weit der Begriff eines Ketzers war und wie weit er gemacht werden konnte, und daß dem Staate der Einfluß entzogen wurde auf die Definition dieses Begriffes und auf den einzelnen Fall seiner Anwendung, so will die Einsetzung dieses sogenannten Ketzergerichtes nichts Geringeres sagen, als daß sich mit dieser Handhabe der Bischof in Rom zum eigentlichen Souverän jedes christlichen Landes gemacht hatte, daß es practisch genommen neben dieser Inquisition eine weltliche Obrigkeit gar nicht mehr gab; denn jene war es und nicht der Landesherr und sein Landesgericht, welche in jedem Lande jedes Unterthans Leben und Gut in der Hand hatte. In der That die vollständigste Usurpation, welche die Welt je gesehen! Bei dieser Uebertragung der welt-

lichen Souveränetätsrechte auf das Haupt eines Geistlichen sanken die europäischen Staaten zu asiatischen und afrikanischen Khalifaten herab und sollte von dem culturreichen Namen Europas in der Welt noch die Rede sein, so wurde die Abschüttlung dieses römischen Joches der Inbegriff aller Pflichter für jeden Europäer.

Die Europäer thaten ihre Pflicht. Fast alle Regierungen widersetzten sich der Einführung der Inquisition. Und als der Widerstand der Regierungen entweder gebrochen oder umgangen worden war, brachen in allen Ländern der Christenheit die Flammen des Volksaufstandes aus. Als die Spanier es versuchten, die Inquisition ihrer Provinz Neapel aufzunöthigen, erhob sich eine so allgemeine Empörung dagegen, daß selbst die grausame spanische Gewaltigkeit das Unternehmen aufgeben mußte. Eben so wüthend sträubten sich der Norden und die Mitte Italiens. Die Aufstände in Mailand und Parma (1242 und 1279) drohten diese Communitäten fast aufzureiben und geringere Unruhen zeigten sich in vielen anderen Städten. Obwohl die Päpste Alles, was in ihrer Macht stand, aufgeboten hatten, um das Officium mit einer religiösen Anziehungskraft zu bekleiden; obwohl sie den Beamten denselben Ablaß gewährt hatten, wie früher den Kreuzfahrern, und einen Ablaß für drei Jahre allen Denen, welche, ohne Inquisitoren zu sein, zur Verurtheilung eines Ketzers beitragen wollten; obwohl auch der Bannfluch der Excommunication gegen Alle geschleudert wurde, welche die Inquisitoren an Erfüllung ihres Amtes hinderten: die Empörung der Italiener blieb doch Jahrhunderte lang unauslöschlich. So finden wir 1518 den District von Brescia in Folge der Verurtheilungen der Inquisition in so wilder Gährung, daß die Regierung nur durch Vernichtung dieser Urtheile, und selbst dann noch mit Schwierigkeit die Gemüther beschwichtigen konnte. Ein ähnlicher Ausbruch fand in Mantua 1568 statt, und selbst in Rom wurden beim Tode Pauls IV.

die Gefängnisse der Inquisition gewaltsam erbrochen und ihre Acten von einer wüthenden Volksmenge zu Asche verbrannt.

Das einzige katholische Land, welches nicht reagirte, sondern duldete, welches, wie Rußland den Czar, den theokratischen Terrorismus volksthümlich hegte und eine wirkliche philosophische Einheit des Henkers und des Gehenkten darstellte — Spanien, dieser Abtrünnige Europas, ist heute aus Europa fast hinausgefallen und zu einem vergessenen Grenzwinkel Afrikas geworden. Am glänzendsten dagegen bewährte sich Deutschland; nicht in leidenschaftlichen aber vereinzelten Volksaufständen hat es gegen das römische Khalifat sich empört, sondern seiner Natur gemäß in einer That des Gewissens und der Wissenschaft, in einer That, welche ruhig, gründlich aber furchtbar summarisch, für alle Zeiten und definitiv verhinderte, daß das Evangelium zum Koran, daß die Politik und die Civilisation zum Priester-Monopol, daß unsere Verfassung eine egyptisch-indische Theokratie wurde. Wenn Europa Europa blieb, so wird jeder Gebildete heute das Zeugniß ablegen — auch jeder gebildete Katholik — daß er das Verdienst davon neidlos der Reformation zuerkennt.

Die Jesuiten in Oesterreich.

Geschrieben 1867.

I.

Was würdest Du gesagt haben, freundlicher Leser, wenn die Krone Frankreich die Tendenz verfolgt und das Programm durchgeführt hätte, alle Franzosen — in Deutsche zu verwandeln, um sie in Uebereinstimmung mit den Deutschen zu bringen, welche Frankreich seit Ludwig XIV. an den deutschen Elsässern besaß? Und was würdest Du

sagen, wenn der Kaiser von Oesterreich uns geböte, Juden zu werden, weil eine Million Juden in Oesterreich leben? Was würdest Du sagen, wenn sich eines Tages die politische Staatsmaxime etablirte, die unermeßliche Mehrheit auf die Form der verschwindenden Minderheit umzustülpen? z. B. 29 Millionen Menschen uniform zu machen mit der dreißigsten einen Million? Du würdest zu träumen glauben. Und wenn Du nach einer Reihe von Jahren aus dem Traume erwachtest, und die Franzosen wirklich in Deutsche, die Oesterreicher wirklich in Juden verwandelt fändest; was anders wäre Dein erster Gedanke als: wie viel Jammer und Elend, wie viel Blut und Thränen muß dieses widersinnige Gewaltwerk gekostet haben! Wie muß die Axt des Zerstörers die Volkskraft ins tiefste Mark getroffen, sie auf Jahrhunderte, vielleicht auf ewig, gebrochen haben, bis am todten Leichname diese Umwandlungen möglich waren!

Nun wisse, freundlicher Leser! Diese unglaubliche und buchstäblich toll klingende Parabel hat vor 250 Jahren in der Geschichte Oesterreichs im bittersten Ernste gespielt. Die Karten zu diesem Spiele hat jener Orden gemischt, welcher sich sehr anmaßend das, was wir Alle sind, nennt, eine Gesellschaft Jesu, und die Spielmarken in diesem Spiele haben die Völker Oesterreichs von der Schlacht am weißen Berge bis zur Schlacht von Königgrätz in ununterbrochenen Verlusten an Leib, Leben, Wohlstand, Sicherheit, Macht, Ansehen, Bildung, kurz im Bankerotte bezahlt.

Die Völker der österreichischen Erblande waren heute vor 300 Jahren so überwiegend evangelisch, daß die Katholiken unter ihnen spurlos verschwanden. Als Ferdinand I. (1556) die Regierung antrat, waren neun Zehntel des Volkes protestantisch, wie ein venetianischer Gesandter berichtet, welcher zugleich hinzusetzt: „Doch lebten Alt- und Neugläubige in völliger Eintracht neben einander; erst die Jesuiten warfen die Brandfackel ins Land.“ Vierzig Jahre später

war das Verhältniß noch viel vorgeschrittener und die Protestanten standen zu den Katholiken nicht mehr wie 10 zu 1, sondern fast wie Alles zu Nichts. Als Ferdinand II. (1596) in seiner Hauptstadt Graz das Osterfest feierte, nahm er fast allein das Abendmahl nach katholischem Ritus und außer ihm gab es in ganz Graz nur noch — drei Katholiken! Im ganzen Lande, nämlich in Steiermark, zählte man von den alten Adelsgeschlechtern nicht mehr als ein katholisches — die ausgestorbenen Herberstorfe — in Oesterreich fünf, in Kärnten sieben. Kurz, wir waren evangelisch, wie es Preußen, Holland, Schweden noch heute sind.

Da kamen von jenseits der Berge (ultra montes) einige Fremdlinge ins Land, spanische Männer in schwarzen Röcken, welche einen anderen Glauben mitbrachten, als der unserige war. Ein Menschenalter — und die Millionen unserer Vorfahren glaubten, was die spanischen Fremdlinge glaubten!

Wie ging das zu? Ein Jesuit selbst gibt Antwort. Kaspar Scioppius sagt es in seiner „Lärmtrompel des heiligen Krieges" mit dürren Worten heraus: „Der einzige Weg, das zu erreichen, sei eine Straße von Blut."

Welch ein Gastverhältniß, man denke! Eine Handvoll Fremdlinge kommt ins Land und jagt die ganze Bevölkerung hinaus, wenn sie nicht glaubt, was die Fremdlinge glauben! In unseren milderen Zeiten hat man vorsorglich den Belagerungszustand verhängt, um vor „fremden Elementen" zu schützen; damals gings umgekehrt: ein Dutzend Fremder erklärte die Millionen der Einheimischen in Belagerungszustand!

Natürlich konnten die Jesuiten das nur im Besitze der landesherrlichen Vollgewalt. Wie dieser Besitz ihnen theils freiwillig anvertraut, theils zu erschleichen möglich wurde, bedarf einer Erklärung. Vorläufig nur so viel, daß der erste Gesichtspunkt, aus welchem die Jesuiten aufgenommen

wurden, nichts weniger als ein reaktionärer, vielmehr ein so fortschrittlicher, wie Luthers selbst, war.

Es scheint ein böses Omen, daß die zwei Kaiser, welche an der Wiege der Reformation standen, Maximilian I. und Karl V., beide Anwandlungen hatten — Päpste zu werden! Aber es scheint nur. Bedenkt man nämlich, daß die Kirchengeschichte damals in einer Krisis war, in welcher der Papst gar leicht selbst hätte evangelisch werden, Viele sagen, es hätte werden sollen: so will dieses Omen wieder nichts Schlimmes bedeuten.

Namentlich Kaiser Max hätte alle Anlage gehabt, ein gar guter evangelischer Papst zu werden. Der alte Herr war zwar ein starker Phantast, er hatte aber eine Portion Menschenverstand, welche zu unserem größten Vergnügen beweist, daß Poesie und Wirklichkeit einander nicht ausschließen. In den 22 Büchern, welche der kaiserliche Gemsjäger geschrieben hat und welche auf der Hofbibliothek zu Wien stehen, finden sich Gedanken, welche nach der gesundesten Alpenluft riechen. So fragt er z. B. im Jahre 1508 den Abt Trittheim, einen von den altliberalen Vorläufern der Reformation und des Humanismus, folgender Weise: Da die Christenheit nur einen kleinen Theil der Erde begreift, sollte nicht jeder, der an Gott glaubt, ohne weiteres selig werden können? — Warum ist die Offenbarung an vielen Stellen dunkel, sagt, was man nicht wissen will und verschweigt, was man so gerne wüßte? — Wie sollen Hexen über die bösen Geister Macht haben und ein ehrlicher Mann kann von keinem Engel etwas erhalten? Und als er mit seinen zwei letzten Lebensjahren noch die zwei ersten von Luther's Auftreten erlebte, sagte er einst zu dem sächsischen Rathe Pfeffinger: Was macht euer Mönch? Wahrlich, seine Positiones sind nicht zu verachten. Er wird ein Spiel mit den Pfaffen anfangen! — Man sieht, der Gemsjäger wäre just nicht der schlechteste Papst gewesen.

Ein ganz anderer Charakter war Karl V. Max nahm was wir sonst von ihm wissen, die Reformation zu leicht, Karl zu schwer. Jenem war sie ein Spiel, das die Pfaffen untereinander trieben, diesem eine gefährliche Rebellion gegen die ganze politische Reichsverfassung. Großvater und Enkel repräsentiren nach zwei entgegengesetzten Seiten hin, die reinsten Typen des ganzen österreichischen Stammcharakters. Kaiser Max unruhig, feurig, abenteuerlich, phantasievoll, gemüthlich, poetisch, voll sorgloser Sinnlichkeit, voll leichtsinniger Lebenslust, stellt den Charakter des Volkes dar; Kaiser Karl ängstlich, zaghaft, mißtrauisch, unentschlossen, ein ewiger Zweifler und Klügler, ein langsamer und schwerfälliger Warten-Könner und Nie-fertig-Werder, dabei voll aristokratischen Sondergeistes und von einer unüberwindlichen Scheu gegen Alles, was aus dem Volke und nicht aus dem Kabinete geschieht, ist leibhaftig und fleischgeworden der Regierungs-Charakter Oesterreichs. Jener Thatkraft ohne Politik, Dieser Politik ohne Thatkraft. Hätten sie ihre Tugenden temperirt, aber dann auch vereinigt besessen, wie 200 Jahre später der Hohenzollern'sche Friedrich, sie wären Gründer geworden wie dieser, anstatt daß ihr Dasein in Schatten und Nichts zerrann. Hätte Kaiser Max den Verfassungsentwurf Bertholds angenommen, (erbliches Kaiserthum, Fürsten- und Städte-Haus,) Kaiser Karl sich an die Spitze der Reformation gestellt (wie es Napoleon für seine Mission erklärte), Deutschland wäre das, was jetzt England ist und England eine obskure Insel. Aber Max verfolgte statt der Herrschaft Deutschlands, die Weltherrschaft; Karl wollte die Reformation mit der superfeinen Kabinetspolitik Machiavells machen und Beide ruinirten den Germanismus zu Gunsten des Romanismus, denn von ihren Fehlern gewann Frankreich, Rom, der Jesuitenorden. Wenn nach 300jähriger Nullität der Germanismus sich wieder emporringen soll, so geschieht es jetzt unter einer Führerschaft, welche unwiederbringlich an Andere verloren ist.

Das Eine aber sieht man doch: die beiden Kaiser haben die Reformation nicht eigentlich verneint. Max schien ihr zuzustimmen, und selbst Karl fand nur das eine Haar in ihr, daß sie Volkssache, nicht Kabinetssache und Amtsgeheimniß war. Im Prinzipe war er nicht gegen sie. Niemand war es. „Reform an Haupt und Gliedern" war ja längst das Programm der Kirche, ein Programm, welches in der ganzen Christenheit die Spatzen auf allen Dächern pfiffen. Endlich kam sie, die Reform, sie kam durch Luther, und nun hatte Jedermann, worauf er längst vorbereitet war, was das tiefgefühlte Bedürfniß Aller war. Daher die blitzschnelle und allgemeine Betheiligung an der Reformation. Allgemein war die Reformation, d. h. also, sie war katholisch. Kein Evangelischer fühlte sich unkatholisch. Jedermann stand in der Kirche, nur daß ihre längst erhoffte Verbesserung jetzt anhub. Luther, welchen sogar ein Görres den letzten Kirchenvater nennt, war in der Verbesserung vorangegangen, aber es verstand sich ganz von selbst, daß alle Christengläubigen nachfolgen würden. Die Einen früher, die Anderen später. Und sie folgten auch nach. Alles folgte nach, der Papst selbst schien nachfolgen zu können.

Man kann sich dieses Verhältniß nicht lebhaft genug vorstellen. Es konnte z. B. geschehen, daß ein Prediger zu Heyna in Sachsen zwei Kirchen versah, und in der einen die Messe las, in der andern das evangelische Abendmahl austheilte. Als der Erzbischof Gebhard von Köln geheirathet und die evangelische Kirchenreform angenommen hatte, dachte er keineswegs daran, sein Erzbisthum niederzulegen. Aber was braucht es mehr? Selbst Karl's Bruder, Ferdinand I., fand nichts Unkatholisches daran, vom Konzilium in Trient wenigstens die Priesterehe und das Abendmahl sub utraque, d. h. unter beiden Gestalten des Brotes und Weines nach Art der Hussiten zu verlangen.

Felsenfest steht die Thatsache; Reform wollte Jedermann. Nur glaubten einzelne Politiker Ursache zu haben, nicht eben Luther's Reform zu wollen, sondern eine kaiserliche, päpstliche, obrigkeitliche. Als nun der Jesuiten-Orden aufstand, und — was nicht genug zu loben ist — der lutherischen Reform keineswegs Opposition, sondern nur Konkurrenz zu machen, die Absicht verrieth, so nahmen ihn Viele mit Freuden auf, welche mit dem Thema Luther's einverstanden waren, aber die Variation anders wünschten. Mit kurzen Worten: man rief die Jesuiten nicht als Reaktionäre, sondern als Reformer ins Land.

Es läßt sich ganz gut denken, daß in jenen Tagen zwei deutsche Landesherren einträchtig beim Humpen saßen, und der Eine sagte: „Ich probire meine Kirchenreform mit den lutherischen Predigern;" der Andere: „Ich probire sie mit den spanischen Priestern" — worauf sie sich herzlich die Hand schüttelten und nicht entfernt daran dachten, in einen Gegensatz getreten zu sein. Fünfzig Jahre später haßten, schimpften und verfolgten sie sich, schlugen sich ihre Unterthanen todt, brannten sich ihre Städte und Dörfer nieder, standen im unversöhnlichsten Gegensatz, waren die erbittersten Feinde. Das thaten die Jesuiten.

II.

Betrachten wir einen Augenblick, worin die Jesuiten reformirt und worin sie die Reform getäuscht und verfälscht haben.

Der Klerus war im 16. Jahrhundert, wie die verwitterte Oberfläche eines Metallkörpers — beim Roste angekommen. Er war in Lüste und Unwissenheit in einem Grade versunken, daß die getreue Darstellung desselben den

obscönsten Roman gleichen würde. Er war weltlich geworden. Die Inhaber der geistlichen Pfründen liebten Jagd, Bankett, Welt- und Wohlleben in verwegenster Weise und überließen die Seelsorge unwissenden Bettelmönchen, welche nur selten Latein verstanden, oder die Urkunden ihrer eigenen Religion, Bibel und Evangelium, kannten. Diese Menschen konnten das Volk nicht lehren, was sie selbst nicht wußten, das Christenthum. Sie lehrten es also, ein Gemisch von Reliquien- und Bilderdienst, abergläubischen Zauberformeln und heiligen Romanen oder Novellen, welche man Legenden nannte. Dabei lebten sie eben so anstößig als ihre höheren Vorgesetzten. So die Disziplin der Kirche. Was die Verfassung betrifft, so war die christliche Kirche — durch ihre Natur zum Republikanismus berufen, wie keine zweite Menschengemeinschaft der Welt — nach und nach der Autonomie ihrer Gemeinden, ja ihrer Bischöfe und Oberhirten verlustig gegangen, und hatte ihre unvergleichliche Anlage zur Freiheit in dem Maße, als der päpstliche Absolutismus sich entwickelte, eingebüßt.

In beiden Richtungen reformirte Luther. Er gab der Christenheit wieder einen christlich unterrichteten Priesterstand und führte die christliche Freiheit von dem päpstlichen Absolutismus, der sie aufgesaugt hatte, auf ihre Urquelle, die Volksgemeinde, wieder zurück. Er machte den Kirchen-Absolutismus konstitutionell. Mit anderen Worten, er verbesserte Beides: Disziplin und Verfassung der Kirche.

Als nun die spanischen Priester, wie man die Jesuiten nannte, ins deutsche Land kamen, unterschieden sie sogleich zwischen dem Bedürfniß der Masse und der Gebildeten. Jenes war die Verbesserung der Seelsorge. In diesem Punkt ließ sich nicht spaßen. Von diesem Punkt war die unermeßliche Popularität Luther's ausgegangen. Hier also reformirten sie gleichfalls. Die Pfarren erhielten wieder theologisch gebildete Priester, Männer, welche man in Noth

und Tod auf ihren Posten — und nicht bei Wein und Bretspiel fand. Hier zeigten sie Ernst.

Ein todeswürdiger Greuel dagegen war den Jesuiten der Sturz des päpstlichen Absolutismus, oder mit anderen Worten, die lutherische Reaktivirung der uralten apostolischen Kirchenverfassung. Daß die Gemeinde bei Besetzung der Pfarrstellen und in der Verwaltung ihrer kirchlichen Angelegenheiten durch erwählte Aelteste sich selbst regieren sollte (Presbyterial-Verfassung), daß die Bischöfe in gesetzgebenden Versammlungen (Synodial-Verfassung) wieder die Oberleitung der Gemeinden selbstständig führen sollten, unabhängig vom römischen Stuhl, welchem das Gegentheil dieser konstitutionellen Kirchenfreiheit bisher eine so unermeßliche Macht- und Geldquelle gewesen — das schrie zum Himmel! Die evangelische Kirchenfreiheit, genannt Ketzerei, von der Erde verschwinden zu machen, den römischen Absolutismus, genannt die Ehre Gottes, zu erneuern und zu verewigen, das war das eigentliche Kriegsobjekt der Jesuiten. Hier schleuderten sie ihre Brandfackeln und zählten weder die Tausende noch die Millionen, welche verbrannten. Der dreißigjährige Krieg, welchen die Jesuiten entzündeten, fand in Deutschland und Böhmen sechzehn Millionen Menschen vor und hinterließ nur noch — fünf! Und doch protestirten Rom und die Jesuiten gegen den Friedensschluß und verfluchten ihn feierlich, weil es selbst einer dreißigjährigen Verwüstung nicht gelungen war, den Protestantismus ganz zu verwüsten! Besser, eine Wüste, als ein Land voll Ketzer, hatte der Jesuitenzögling Ferdinand II. gesagt, und er wollte lieber, „daß die Deutschen Bettler seien, als Rebellen" — sechzehn Millionen eingeborene Rebellen gegen ein Dutzend spanischer Fremdlinge! Wer anders ist der Rebell als Derjenige, welcher zuerst den bürgerlichen Frieden durch Anwendung von Gewalt durchbricht? Dazu hatte aber schon der spanische Priester Garcia de Loaysa, der Lehrer und Beichtvater Karl V., gerathen: „Ich sehe kein

anderes und besseres Mittel, als Diejenigen, welche auf dem wissenschaftlichen Standpunkte stehen oder im Reiche die Höchsten sind, durch Geschenke und Schmeichelworte zu unserem Glauben zurückzubringen; ist das geschehen, so habt Ihr für das übrige gemeine Volk zuerst nur kaiserliche Edikte und Ermahnungen zu erlassen; fruchtet das nichts, so ist der wahre Rhabarbar um sie zu heilen — die Gewalt."

Nach dieser Instruktion verfuhren buchstäblich die Jesuiten. Nachdem sie durch verbesserte Disziplin erst das schreiendste Bedürfniß des Volkes befriedigt und die deutsche Einfalt und Treuherzigkeit wohl auch in den höheren Ständen sicher gemacht, eröffneten sie den Angriff auf das eigentliche Fortschrittswerk der Reformations-Aera, das heißt auf die evangelisch und apostolisch gewordene Kirche, und zwar in der ersten Generation, welche noch allmächtig war, durch ihre Künste, in der zweiten und dritten durch Gewalt.

Zwar eine feine Jesuitenkunst war es eben nicht, wie Lainez, nach Loyala der zweite Ordensgeneral, mit der Thür ins Haus fiel. Er hielt auf der Kirchenversammlung zu Trient so ausschweifende Reden über die absolute Herrschaft des Papstes, stellte die Autorität der ganzen Versammlung so verletzend unter die des einzigen Mannes zu Rom, daß selbst die päpstlichen Legaten, um die allgemeine Aufregung zu beschwichtigen, für nöthig erachteten, dem Ordensgeneral die Verbreitung der anstößigsten seiner Vorträge zu verbieten. Aber was Lainez in der schroffen Theorie nicht gewinnen konnte, erreichte er leider in der Praxis.

Zu den verderblichsten Uebelständen der Kirche gehörten die häufigen, nicht selten immerwährenden Entfernungen der Bischöfe und Seelsorger vom Orte ihres Hirtenamtes. Dieser arge Krebsschaden der „Nichtresidenz" war im Zeitalter der Reformation auf seinem Gipfel gediehen und in der Leichtigkeit begründet, mit der von den Päpsten Dispensen

davon für Geld erlangt werden konnten. Dieser Dispensen wegen waren daher auch alle von früheren Kirchen-Versammlungen gegen die Nichtresidenz erlassenen Gebote fruchtlos geblieben, so daß sich jetzt zu Trient diejenigen Prälaten, welchen das Wohl der Kirche am Herzen lag, ernstlich darüber verständigten, die Seuche in ihrer Wurzel durch die Erklärung anzugreifen: Die Residenzpflicht der Bischöfe sei göttliches Gebot. Mit diesem Grundsatze aber wäre erstens der päpstlichen Kurie eine reiche Geldquelle abgesperrt, noch mehr aber ein weiterer Grundsatz anerkannt worden, nämlich daß das Amt der Bischöfe ein göttliches und nicht ein päpstliches sei, mit anderen Worten, die Oberhoheit, welche der Bischof zu Rom über seine Mitbischöfe von jeher beansprucht, auf das Maß einer bloß menschlichen Einrichtung reduzirt worden. Die Jesuiten stemmten sich deshalb mit aller Kraft gegen jenen Grundsatz und obwohl Papst Paul IV. die Richtigkeit desselben selbst anerkennen mußte, brachten sie es durch Lainez und ihren Schriftsteller Salmeron doch dahin, daß er fiel.

III.

Es kann nicht eindringlich genug wiederholt werden: Die Habsburger sind von den Jesuiten betrogen worden. Die Habsburger selbst wollten die Reformation: Karl V., Ferdinand I., Maximilian II., drei Fürsten aus dem Hause Habsburg arbeiteten ein Menschenalter daran, die Reformation Luther's, zu welcher sich alle ihre Unterthanen bekannten, aus dem Zustande einer eigenmächtigen Volksthat an der Hand der geistlichen und weltlichen Obrigkeit auf einen gesetzlichen Rechtsboden hinüber zu leiten. Um diese Absicht haben sie die Jesuiten betrogen! Wie

Lainez und Salmeron das Trientiner Konzil von seinem eigentlichen Zwecke ablenkten, davon haben wir ein Beispiel für Viele gegeben; der dritte war Pater Canisius. Jene bearbeiteten das Konzil, Dieser das Gemüth Ferdinands I. Er stellte dem Kaiser vor, wie er durch sein allzu lebhaftes Drängen nach Reformation die guten Absichten des heiligen Vaters nur erschwere, er sei ja zur Reform so geneigt, aber seine Würde erfordere es, sich dieselbe nicht abtrotzen zu lassen, der Kaiser möge Geduld haben, langsamer und schonender vorgehen, er könne durch seine Reformanträge nur Oel ins Feuer gießen, die Verlegenheiten der Kirche nur vermehren, die Feinde derselben ermuntern ꝛc. Kurz, die alten Künste, wenn eine vom Fürsten selbst gewollte Reform von der herrschenden Kaste verschleppt werden soll! Leider waren sie aber damals noch neuer, und so gewannen Einflüsterungen, welche von den würdigsten und gelehrtesten Prälaten der Kirche selbst als giftige bezeichnet wurden, im Gemüthe des Kaisers einen unheilvollen Einfluß.

Das Werk des jungen Jesuitenordens gelang; das Trientiner Konzilium, das mühselige Werk Karl's, die Hoffnung der Christenheit, die Konstituante, welche der Kirche eine Verfassung geben sollte, — endete verfassungslos. Sie schloß die unermeßliche Mehrheit der damals lebenden Menschen von der Kirche aus, sie gab statt einer Verfassung ein Privilegium für eine „kleine, aber mächtige Partei". Jener Tag des Jahres 1563, an welchem der Kardinal von Lothringen das Konzilium mit dem Ausrufe schloß: „Verflucht seien alle Ketzer!" — jener Tag war der Fluch seiner eigenen Rumpf-Kirche, es war der wehevollste Tag des christlichen Weltalters. Europa fing an nach Blut und Brand zu riechen.

Vielleicht schon in jenen Tagen haben die Jesuiten den kolossalen Gedanken gefaßt, von der Vertheidigung zum Angriff vorzugehen. Das Glück macht schwindelnd. War es ihnen geglückt, in der ganzen reformirten Welt den Punkt

Rom zu isoliren, warum sollten sie nicht von diesem Punkte aus die Welt aus den Angeln heben? Es war ein Erfolg, welcher sie wahrscheinlich selbst überraschte, daß die Reformation gehindert werden konnte, die Alpen zu überschreiten; vielleicht dachten sie umgehend daran — die Extreme berühren sich — über Wittenberg hinaus sie ins Eismeer zu werfen. Zwar ging dieser Rücklauf über hunderte von Fürstenhäuptern, tausende von Städten, Millionen von Menschen, über ein Gewirr von Sprachen und Ländern, Flüssen und Straßen, welche vom Verkehr des kulturreichen Friedens wimmelten; aber — wann hat Partei-Terrorismus je seine Opfer gezählt?

Und in der That gelang die umfassendste aller Reactionen in Deutschland — wenigstens zur Hälfte — in Oesterreich ganz.

Noch immer aber vergingen 30 Jahre, in welchen die Evangelischen theils in ihrem alten „Religionsfrieden" bestätigt, theils mit neuen Rechten, Freiheiten und „Majestäts-Briefen" von vier Habsburgern: Ferdinand I., Max II., Rudolf II. und Mathias ausgerüstet wurden. Die Jesuiten plänkelten dagegen in Flugschriften und Hof-Intriguen, führten einen thätigen, aber wie sie recht gut wußten, erfolglosen Guerillakrieg, denn wider den Strom können selbst Jesuiten nicht schwimmen. Sie suchten den Strom an der Quelle auf. Sie bemächtigten sich der Jugenderziehung. Die jetzige Generation war d'ran zu geben — laßt uns ein neues Geschlecht, ein Geschlecht aus dem Schooße des Ordens erziehen! Die Vereitelung des Trientiner Konzils hatte ihnen Luft gemacht, sie hatten Zeit gewonnen, so viel es bedarf, daß ein willenloses Kind zum eigensinnigen Mann aufwächst. Dieser Mann wird wahrlich nicht eigenen Sinn haben, sondern den des Ordens. Aber just deshalb wird er am eigensinnigsten sein. Es ist eine nie fehlende Erfahrung, daß Diejenigen am starrköpfigsten auf ihrem Willen bestehen, welche am blindesten einem fremden folgen.

Dabei müssen wir aber unaufhörlich in Erinnerung bringen, daß den Jesuiten ihre Ausbreitung, die Gründung ihrer Kollegien und Seminarien, ihre Eindrängung auf den Universitäten, ihre Propaganda als Jugendlehrer nicht etwa wegen ihrer absoluten Vortrefflichkeit so gut gelang, sondern hauptsächlich im Kontrast zur Verderbtheit des alten Klerus. Jede neue Kraft war willkommen, welche in der abgestorbenen Kirche belebenden Geist versprach. Man hatte nicht Zeit, nach dem Was oder Wie dieses Geistes zu fragen, welcher sich überdies schlau genug zu verstellen wußte, man nahm ihn an, weil es, profan zu sprechen, auf dem flauen Markt eine neue Zufuhr war. Kein Fürst hat die Jesuiten mit blutigen Absichten angenommen; wenn sie durch Blut wandelten, so waren es ihre eigenen Wege.

Endlich bestieg der Jesuitenorden einen Thron. Er hatte das Glück gehabt, einen Fürstensohn erziehen zu dürfen — leider den mächtigsten der Christenheit — und in der Person des Lehrlings gelangte der Meister zur Herrschaft. Im Jahre 1596 trat ein Jüngling von achtzehn Jahren die Regierung der innerösterreichischen Erblande an. Es war Ferdinand II., für uns das, was Philipp II. für Spanien gewesen. „Da stieß ich auf verbrannte menschliche Gebeine . . . . Zu einem Nero und Busiris wirft man Ihren Namen!"

Ferdinand II. fand ein evangelisches Volk vor, er fand Stände vor, welche im Besitze der Religionsfreiheit grau geworden und deren Macht, — der Abfall der Niederlande bewies es, — nur mit höchster Gefahr für Thron und Dynastie herauszufordern war. Aber die Gefahr wurde gewagt, die Herausforderung geschah. Die Jesuiten gaben ihrem Zögling die Brandfackel in die Hand und er durchschritt mit ihr seine Länder. Der Tag der Gewalt, der Rebellion von oben, war da.

IV.

Im September 1598 ging Ferdinand II. an die Gegenreformation. Er erließ in seinen Ländern Steier, Kärnten und Krain Dekrete, daß alle lutherischen Prediger das Land meiden sollten. Ein Jahr später verbot er den evangelischen Gottesdienst d. h. die Religion fast all' seiner Unterthanen, schon bei Leibes- und Lebensstrafe. Die Stände machten Vorstellungen dagegen, sie erinnerten an die Privilegien, die sein Vater gegeben und beschworen, sie verweigerten sogar die Türkenhilfe, ja der Unterlandmarschall Ehrenreich von Saurau sagte ihm warnend, es könne ihm gehen, wie dem König von Spanien mit den Niederlanden; — es half Alles nichts. Ferdinand schickte seine Inquisitions-Kommissionen mit bewaffnetem Gefolge über die Lande und ließ Gewalt brauchen. Zitternd rief das Landvolk „die Reform kommt!', als es zum ersten Male auf deutscher Erde diese ungewohnten Proben eines Terrorismus sah, dessen innerste Natur romanisch ist. Ueberall wurden die protestantischen Kirchen verbrannt, mit Pulverminen gesprengt und niedergerissen, auf die geschleiften Stätten derselben Rad und Galgen gesetzt, es wurden die Prediger verjagt und eingekerkert, Bibeln und Erbauungsbücher über 40.000 von Henkershand verbrannt, die Einwohner zur Auswanderung getrieben und ein Zehntel ihres Vermögens zurückbehalten, was, so ungerechtfertigt der Raub war, doch mit anderen und noch schwereren Worten heißt: es wurden neun Zehntel des Landesvermögens auf fremde Straßen hinausgeworfen. Sogar die Kirchhöfe ließ Ferdinand aufwühlen. Und das Alles geschah einem Volke, welches sich nicht mit den Waffen in der Hand empört hatte!

Man ermesse darnach, wie es jenem Volke ergehen mußte, welches die Waffen wirklich ergriffen hatte, den Böhmen.

Ferdinand beschwor das unschätzbare Palladium der böhmischen Religionsfreiheit, den „Majestätsbrief", aber mit dem verschwiegenen Vorbehalt, seinen Schwur nicht zu halten, was uns eine unzweideutige Geschichtsquelle berichtet, nämlich eine jesuitische selbst. Seine Regierung reizte hierauf durch geflissentliche Feindseligkeiten zum Aufstande, wobei aber wohl zu bemerken ist, daß es eins von den Privilegien des Majestätsbriefes war, die Vertheidigung der Glaubensfreiheit mit gewaffneter Hand zu erlauben. Den unaufhörlichen Bemühungen der Jesuiten gelang es auch die Enkel der Hussiten zu diesem erlaubten Aufstande dahinzureißen. Der Ausgang desselben ist bekannt.. Die Schlacht am weißen Berge (1620) legte das Königreich Böhmen besiegt zu den Füßen des Jesuitenordens.

Ferdinand zauderte nicht, das Volk der Böhmen, welches ein verbrieftes Recht zum Widerstande besessen hatte, als rechtlose Rebellen zu behandeln. Oder besser, er zaudert ja. Er macht es genau, wie Alba in Brüssel; er ließ nach der Schlacht am weißen Berge in völliger Unthätigkeit sieben Monate vergehen. Er machte dadurch die böhmischen Standesherren sicher und lockte sie wie Vögel ins Garn. Wohl hatte er in diesen sieben Monaten mitunter auch Skrupel, ob er mit seinen Standesherren, welche nur ihre Verfassung vertheidigt hatten, so ganz „spanisch" verfahren dürfe; aber der Jesuit Lamormain, sein allmächtiger Beichtvater, drängte ihn zu den Exekutionen, mit den Worten: „Er nehme Alles auf sein Gewissen".

So begann denn auf dem Altstädterring zu Prag jener schreckliche 21. Juni 1621. Schlag 4 Uhr Morgens ertönte vom Hradschin der Knall einer Karthaune, das Signal zu den Exekutionen. Die Gefangenen wurden in 6 bis 7 bedeckten Wagen, eskortirt von einer Schwadron Küraſſiere und 200 Musketieren, nach der Altstadt hinübergeführt. Der Richtplatz war unmittelbar vor dem Rathhause auf dem Ring, gegenüber der Theinkirche, wo noch der große

goldene Hussitenkelch mit dem Schwerte stand. Das Schaffot war mit rothem Tuche behangen, die Glaubens-Märtyrer traten auf dasselbe aus dem Fenster des ersten Stockes des Rathhauses. Auf einer Bühne unter einem Baldachin saß der Fürst von Liechtenstein mit elf anderen, vom Kaiser verordneten Kommissarien. Als die Exekutionen begannen, war es 5 Uhr geworden. Es fiel ein leichter Regenschauer. Zu nicht geringem Troste der Märtyrer spannte sich ein schöner Regenbogen über den Lorenzberg aus. Der Scharfrichter trat jetzt sein Amt an. Er köpfte in 4 Stunden, nämlich von 5 bis 9 Uhr, 42 Personen; 3 wurden gehenkt, 1 pardonirt. Der Kaiser that noch im letzten Augenblicke etwas für seine Opfer, — er betete, während sie hingerichtet wurden. Ein Jahr später nach diesem Bluttage auf dem Ring erließ der Kaiser einen Generalpardon.

Die böhmischen Aristokraten, noch nicht gewitzigt, stellten sich zahlreich ein; 728 Herren vom Adel gaben sich freiwillig an. Sofort wurden ihre Güter konfiszirt, theils ganz, theils zu einem oder zwei Drittel. Erst nach dieser letzten Warnung begann die Auswanderung im Großen. 785 Adelsfamilien, 12 bis 50 Köpfe stark, dazu viele Tausende von wohlhabenden Bürgern begaben sich in die Verbannung; der Rest des Volkes versank in Stumpfheit. Unermeßlich war die Beute an Geld und Gut für die Partei der katholischen Reaktion. 43 Millionen betrug jener Raub, alle Güter kamen in andere Hände, der ganze Besitzstand wechselte seinen Herrn.

Man gewöhnte sich zuletzt, das Rauben als Selbstzweck zu betrachten. Die Inquisitoren sprachen es geradezu aus: „Ist Einer unter Euch ohne eigene Sünden, so haftet an ihm doch die Erbsünde der Ketzerei und des allzugroßen Reichthums.“ Wie viel sich aus dieser allgemeinen Nationalplünderung der Jesuitenorden von seinem ergebenen Zögling schenken ließ, ist uns in den eigenen Worten eines Jesuiten aufbewahrt: „Der Segen Gottes, welcher uns

zufiel, möchte fast übermäßig scheinen, aber man bedenke auch unsere große Frömmigkeit."

Eine zweite Straße von Blut — um mit dem Jesuiten Scioppius zu reden — floß in Oberösterreich. Was die Reaktion in Ferdinand's innerösterreichischen Ländern weniger blutig als in Böhmen, ja worüber der Leser vielleicht sich verwunderte, fast zu einem unmännlichen Schauspiel wehrloser Passivität gemacht hatte, das war jene höfische ritterliche Treue, als deren Träger und Verkörperung der Feudaladel dasteht. Der Adel war es, welcher vor dem Landesherrn seinen Degen gesenkt, als dieser gegen die Loyalität der Stände die Tücke und Grausamkeit seiner wälischen Rathgeber losließ. In Oberösterreich nun war der Adel von jeher dünner gesäet und einflußloser als in Oesterreichs übrigen deutschen Landen, der Grundcharakter der Bevölkerung durchschlägig ein bäuerlicher. Die Bauern aber verstanden sich weniger auf die Kourtoisie des ritterlichen Degensenkens, als auf den Gebrauch ihrer Fäuste und Dreschflegel.

Als nun die spanische Reaktion auch dem markvollen Bauernvolke, den Oberösterreichern, an den Leib rückte, da kam es denn zu einem der bravsten Kämpfe zwischen Germanen und Romanen (1626). Es war etwas Cimbern- und Teutonenhaftes in dem Kampfe der Oberösterreicher gegen die Römlinge. Mit einer Wucht von 80,000 Mann zogen sie unter Stefan Fadinger auf die Wahlstadt. „Zeitlebens nicht hab' ich solch' wilde Furi gesehen" — schreibt selbst der blutgewohnte Pappenheim — „als wie die Bauern in meine Reiter gesetzt, solche von den Pferden gerissen, mit Kolben, Spießen und Morgensternen hart angegriffen, oder mit scharfem Feuer aus Gräben, Wald und Gebüsch beschossen, dazu Psalmen singend oder ihr feuriges Schlachtlied:

„Weil's gilt die Seel und auch das Blut,
So geb' uns Gott den rechten Muth,
Es muß sein, Brüder, es muß sein!"

Nur nach dem hartnäckigsten Widerstande gelang die Bezwingung der oberösterreichischen Bauern. Und als sie endlich gelungen, — wer zweifelt, ob man sie bedauern mußte, oder die Regierung, welche es für ihren Vortheil hielt, die Kraft des Volkes zu brechen?

So ward ganz Böhmen und Mähren, so ward ganz Oesterreich wieder gewaltsam katholisch. Von der gesammten österreichischen Monarchie, sagt Hormayr, erhielten sich höchstens 30 altadelige Familien vom ganzen ältesten böhmischen Adel blieben 18, vom österreichischen 13 Häuser übrig. Die allgemeine Auswanderung erregte zuletzt sogar den Schrecken der Regierung, welche durch das Versprechen der Gnade, wie man damals die Amnestie nannte, der Entvölkerung und Verarmung Einhalt zu thun meinte. Darauf aber antwortete Friedrich von Roggendorf aus der Landhofmeister-Familie Oesterreichs: „Was für eine Gnade? Eine böhmische? — Kopf ab! Eine mährische? — Ewiger Kerker! Eine österreichische? — Raub aller Güter!“ Und haarsträubend sind die Details über die Gräuel der gewaltsamen Bekehrung, welche Hormayr in seinem Taschenbuche für vaterländische Geschichte, Jahrgang 1836, erzählt. Selbst in Schlesien, welches politisch bessere Bedingungen wenigstens zugesagt erhielt, konnten und durften die Regierungsorgane die kaiserlichen Zusagen offen verhöhnen. Der Kammerpräsident, Graf Dohna, durchzog mit den berüchtigten Liechtenstein-Dragonern, und gefolgt von Jesuiten und Kapuzinern, das ganze Land, um es zu bekehren von Haus zu Haus. Halfen Drohungen, Plünderungen, Martern nichts, so raubte man den Eltern ihre Kinder, oder quälte sie vor ihren Augen. Zwei Offiziere ergriffen ein nacktes Kind bei den Beinen, spalteten es mit dem Degen und gaben es den Eltern mit den Hohnworten zurück: „Da habt ihr es sub utraque!“

V.

Wir machen den Beſchluß mit Ungarn, dieſem größten und härteſten Eckſtein in dem ſonderbaren Gebäude, welches Oeſterreich heißt. Die Jeſuiten-Reaktion bewegte ſich, wie man ſah, zwiſchen den Jahren 1600 bis 1630. Damals war Ungarn noch ein Wahlreich und die Königswahl nicht ſelten ſchismatiſch, ſo daß dem Könige aus dem Hauſe Oeſterreich gar oft ein nationaler Gegenkönig gegenüberſtand, mit welchem jener ſich zu vertragen hatte. Johann Zapolya, Stefan Bathory, Bethlen Gabor, Georg Ragoczy waren theils in Ungarn, theils in Siebenbürgen ſolche mehr oder minder unabhängige Theil-Fürſten. Was aber die Hauptſache war: die größere Hälfte von Ungarn beherrſchten damals die Türken.

Unter dieſen Umſtänden war der ſouveräne weltliche Arm, welchen die Jeſuiten in den Erblanden für ſich bewaffnet hatten, in Ungarn nicht eben ſehr mächtig, man konnte wohl ſagen, ohnmächtig. Der ungariſche Kalvinismus gewann noch weitere Friſten, ſich zu entwickeln, und als endlich auch hier die Verhältniſſe zu Gunſten der Reaktion ſich änderten, war es, der Hauptſache nach, doch ſchon zu ſpät. Die evangeliſche Kirche Ungarns konnte verkürzt, gequält, mißhandelt, aber nicht mehr zerſtört werden. Die Schuld des Ordens war es wahrhaftig nicht, daß er den harten Knochen nicht auch zermalmte, es muß ihm vielmehr bezeugt werden, wie eifrig und unabläſſig er ſeine ſcharfen Zähne daran gewetzt hat.

Schon daß die Türkennoth die Anweſenheit kaiſerlicher Regimenter im Lande rechtfertigte, war für Glaubensapoſtel, welche die Gewiſſen ſo gerne mit Kugeln und Säbelhieben überzeugten, eine verführeriſche Gelegenheit. Zwar ein direkter Zuſammenhang zwiſchen den Plänen der Jeſuiten und der gräuelvollen Ausſchweifungen der Regimenter Baſta

und Belgiojoso, welche in Oberungarn ärger als die Türken hausten, kann nicht eben bewiesen, dagegen mit allen Verdachtsgründen vermuthet werden, wenn man bedenkt daß die frommen Väter auch zu den böhmischen Unruhen und der Schlacht am weißen Berge systematisch aufgestachelt hatten und ihre gleichen Absichten in Bezug auf Ungarn mit Dokumenten darzuthun sind.

Wir meinen jenes Protokoll einer Staatsrathssitzung unter Ferdinand II. vom Jahre 1626, welches Hormayr in den Anemonen mittheilt, und welches durch die gleichzeitigen Frankfurter Relationen, die angezweifelte Glaubwürdigkeit der Anemonen unterstützend, den Charakter der Wahrheit annimmt. Nach diesem Protokoll insinuirte der spanische Botschafter „daß sein Herr und König mit größter Freude auf eigene Kosten 40,000 Mann auf 40 Jahre stellen wolle, dazu noch die Hälfte von Polen mit dessen Kasakenschwärmen. Hauptsache sei, die Türken um jeden Preis zu kaufen und sie von Bethlen und den Ungarn abzuwenden. Die Ungarn müsse man fort und fort reizen, die Türken auf sie argwöhnisch machen und wo möglich müsse man einen ewigen Frieden mit den Türken auszuwirken trachten. Das beste Vorbild sei, wie das spanische Königthum aus so vielfacher Beschränkung zu unbeschränkter, willkürlicher Herrschaft gelangt sei. Man solle den ungarischen Barbaren ausländische Gubernatoren setzen, welche ihnen ganz neue Gesetze bloßer Willkühr geben müßten, ohne alle Rechtshilfe, welche sie auf tausenderlei Art plagen und drücken müßten, so daß sie gar keine Hilfe dagegen finden könnten. Wendeten sich die Ungarn deshalb nach Wien, so müsse es heißen: Sr. Majestät sei davon nicht das Allergeringste bekannt und Allerhöchstdemselben derlei Vorfälle äußerst unangenehm. So würden diese Bestien die nicht weit über die Nase hinaus dächten, dem Kaiser gar nichts anschuldigen und allen ihren Haß nur auf die Statthalter wenden können.

Diese Statthalter sollten aber, trotz aller Beschwerden und Gefahren, auch nicht ein einziges Haar von dem großen Ziele abweichen. Sie sollten Alles aufbieten, um die Ungarn durch die allerlistigsten Künste wie wahnsinnig zu machen und gegen die Widerstrebenden unerhörte Züchtigung ersinnen. Dann würde die freiheitsstolze, eines solchen Joches ganz ungewohnte, ungarische Nation nothwendig zum Aufstande gegen die strengen Gubernatoren schreiten. Dieses würde dann denselben erst den gewünschten Anlaß geben, ohne alles Urtheil und Recht unmenschliche Strafen und Martern gegen dasselbe zu verhängen. Darauf würden die zur Verzweiflung gebrachten Ungarn die Hilfe der Glaubensgenossen und der Nachbarn anrufen und sodann sei der Weizen des Hochverraths in seiner schönsten Blüthe, sodann müßte man die Häupter der Größten und Besten zuerst fallen lassen, die der unumschränkten Herrschaft bisher im Wege gestanden. Fände dieser dem monarchischen Prinzip und dem Gotte des Friedens wohlgefällige Entwurf Hindernisse, so werde Spanien gerne noch 20,000 zu den versprochenen 40,000 beifügen.

Diese Erklärung, sagt Hormayr, unterschrieb alsdann der ganze Staatsrath und der Kaiser. Wallenstein und Caraffa der Aeltere, als die damals in Ungarn stehenden Generale, erhielten den Auftrag, mit größter Sorgsamkeit auf die geringste Volksbewegung daselbst zu lauern. In Kurzem falle der große Markt zu Sintau an der Waag. Dort solle, wie sich nur die geringste Bewegung zeige, über die ganze Menge metzelnd hergefallen und nichts verschont werden, was eine Elle hoch, über 12 Jahre alt und der ungarischen Sprache mächtig sei. Solche Blutbäder müßen fortdauern, bis die mächtigsten und kühnsten Männer, bis alle möglichen Häupter eines Aufstandes gebeugt, zertreten, vertrieben, oder dem Kaiser lebendig überliefert seien. Es liege nichts daran, daß der Bürgerkrieg auch längere Zeit hindurch jene Länder verwüste. Sie könnten mit zahmeren

Ausländern wieder bevölkert werden, wie denn dieses große Werk mit Hilfe Spaniens bereits in Böhmen und Mähren und Schlesien vollständig geglückt sei.

Wenn das die Intentionen Fedinands II. gewesen, so war, wie gesagt, die politische Lage Ungarns denselben noch ungünstig. Aber buchstäblich wie die Ausführung dieses Programms sieht es aus, was noch in demselben Jahrhundert unter einem nicht minder blinden Jesuitenwerkzeug, unter dem bigotten und indolenten Leopold I., welchen die Jesuiten-Historiker den Großen zu nennen wagten, in den Jahren 1670 und 1687 in Ungarn geschah. Wir meinen die Verschwörung Zriny's und die Schlachtbank von Eperies.

Die Verschwörung Zriny's ist vielfach dunkel oder von parteisüchtigen Historikern absichtlich verdunkelt, kurz ein wahres historisches Intriguenstück. Der leitende Faden ist dieser: Es war die Achse der spanisch-jesuitischen Wiener Politik: inniger Anschluß an die Türken, um freie Hand zur Unterdrückung Ungarns zu haben.

Just das aber war auch der Angelpunkt der ungarischen Independenten. Gutes Verhältniß mit den Türken, um dieselben bei den Ein- und Uebergriffen des Wiener Hofs theils als Schreckmittel, theils als Rückzugslinie zu benützen. Aber die Jesuiten nannten ihr Türken-System — Politik; den Calvinisten rechnete man es als — Verschwörung an:

Die vielfach verschlungenen Fäden und Phasen dieser „Verschwörung" erzählen wir nicht, eben so wenig ihren allgemein bekannten Ausgang. Die angebliche Verschwörung wurde entdeckt und die Häupter der Verschwornen fielen theils zu Wien, theils zu Wiener-Neustadt. Es waren die sieben Ersten und Mächtigsten des Landes: Wesselenyi, zwei Zriny, Ragoczy, Nadasdy, Frangipani und Tököly. Wesselenyi und Tököly waren entschieden reine und patriotische Charaktere, was selbst die Gegner nicht anfechten

können. Bei den mittleren ist ihr Verhältniß zum Hochverrath theils ein näheres, theils ein ferneres, die Wage zwischen gerechter Justiz und Justizmord schwankt. Klar aber und ganz und gar jedem Zweifel entrückt, ist Folgendes:

1. Die Verschwornen wurden außer Landes und von Gerichten einer fremden Nation gerichtet. 2. Die Untersuchungsakten wurden an deutsche Universitäten geschickt, welche den „Hochverrath" und die „Majestätsbeleidigung" nach dem römischen Rechte und nach der Carolina beurtheilten, keineswegs aber nach den Bestimmungen der ungarischen Verfassung, welche ihnen gänzlich unbekannt war und blieb, und welche dem ungarischen Hochadel das Recht der Insurrektion ausdrücklich sicherte. 3. Die Zeugen in diesem Prozeß wurden den Angeklagten nie gegenüber gestellt, ja ihnen nicht einmal genannt. 4. Die Prozeßakten wurden niemals veröffentlicht, vielmehr verschleppt, vertuscht, vergessen; man fand sie nach Hormayr erst 1823 bis 1824 zufällig unter einem Haufen Makulatur, welcher zum Einstampfen bestimmt war. In dieser Beziehung muß selbst Graf Mailath, der kaiserlich gesinnte Historiograph, welcher Hormayr's Anemonen so heftig anfeindet, folgendes Zeugniß geben: „An die Schuld der Grafen Nadasdy, Zrinyi und Frangipani glaubte Niemand, weil der Thatbestand der Untersuchung nicht veröffentlicht war." Endlich 5. spielt auch hier, wie bei der Ermordung des nicht überwiesenen Wallenstein, die häßliche Gemeinheit der fiskalischen Räuberei eine Hauptrolle. Das unermeßliche Vermögen der Verurtheilten wurde konfiszirt und den rechtmäßigen Erben theils gar nicht, theils in den kümmerlichsten Gnadenbrosamen zurückerstattet; von den Schätzen der Verurtheilten in Gold, Silber, Kleinodien, Kunstwerken, kamen viele Wagen voll nach Wien, wo sie in öffentlichen und Privat-Schatzkammern verschwanden, und wenn Mailath meint, daß unter Anderen auch Nadasdy unschuldig war, so können

wir ihm seine Schuld nennen. Dieser Mann war der Reichste des Kaiserstaates, er hieß der „Crösus von Ungarn", er befand sich also jedenfalls, um mit der Prager Raubkommission zu reden, „in der Sünde des allzu großen Reichthums!!"

Aber was hat mit diesem ganzen unsauberen Handel der Jesuitenorden zu schaffen? Folgendes: Wie für die Seele Wallensteins, welcher hauptsächlich ihr Opfer gewesen, haben die Jesuiten auch für die Seele Nadasdy's — also just des reichsten! — „in allen Klöstern Wiens viele Tausende von Messen lesen lassen", schreiben die gleichzeitigen Frankfurter Relationen. Bedenkt man aber, daß das katholische Messelesen für Geld geschieht, so sind diese „viele tausend Messen" nichts anderes, als die scheinbare Gegenleistung für einen unermeßlichen Geldgewinn. Ferner: Auf den ausgedehnten Gütern der Verurtheilten, welche größtentheils Protestanten waren, wurden die Kirchen niedergerissen, die Prediger vertrieben, oder als angebliche Komplicen zur Infamie und Enthauptung verurtheilt. Nicht weniger als 250 lutherische Geistliche beschuldigte man ohne allen Grund der Theilnahme an der Verschwörung. Man machte ihnen nicht einmal den unregelmäßigen Prozeß ihrer Herren, sondern führte sie hinweg und ließ sie in den Kerkern Böhmens verschwinden. Achtunddreißig von ihnen verkaufte man als Galeerensklaven nach Neapel, den Kopf zu fünfzig Kronen!! Der holländische Admiral Ruyter befreite sie später größtentheils wieder und der holländische Gesandte in Wien, Hamel Brugnier, beschrieb diese Scheußlichkeit in einem Buche, welches der „gutgesinnte" Mailath hoffentlich nicht hinwegleugnet wie Hormayr's Anemonen. — Das haben die Jesuiten mit der „Verschwörung Zrinyi's" zu thun.

Acht Jahre nach dieser Razzia gegen den ungarischen Hochadel erhob Emerich Tökölv, als Rächer derselben, die Fahne der Insurrektion. Ganz Oberungarn fiel ihm zu. Türken und Polen unterstützten ihn. Der Kaiser sah sich

gezwungen mit ihm, wie Macht zu Macht, zu verhandeln. Im Laufe dieser 5jährigen Unterhandlung war Tökölyn nahe daran, als Herzog von Oberungarn anerkannt zu werden. Die Geneigtheit des ohnmächtigen Kaisers dazu scheiterte blos an dem Widerstande der Jesuiten, welchen hauptsächlich die Herausgabe der protestantischen Kirchen und die Wiedererstattung der konfiszirten Güter unerträglich war. Die Sachen gipfelten sich bis zur höchsten Gefahr. Es war eine Situation, wie in Böhmen vor der Schlacht am weißen Berge. Wieder setzten die Jesuiten für die Interessen ihres Ordens die Existenz der Dynastie auf das Spiel. Anstatt Tökölyn zu befriedigen, d. h. die Verfassung und die protestantische Kirche Ungarns zu garantiren und darin eine Schutzmauer gegen die Türken zu gewinnen, trieben sie Tökölyn in die Arme der Türken und die Türken vor die Mauern von Wien. Wo war die Dynastie, wenn die Türken Wien erstürmten? Die Jesuiten ließen es darauf ankommen. Sie überlieferten das Haus Habsburg, welches so viel, welches Alles für sie gethan, welches ihnen zuliebe seine eigenen Länder und Völker ruinirt, sie überlieferten es dem treulosen Würfelspiel des Schlachtengottes, den Kriegszufällen weniger Tage und Stunden.

Zufällig ging die Türkenbelagerung von Wien, bei welcher das Schicksal der Dynastie an Einem Haare gehangen, glücklich aus. Der unaufhaltsame Siegeslauf, in welchem hierauf die Türken, mit deutscher und polnischer Hilfe von Wien bis an ihre Grenzen zurückgeworfen wurden und welcher mit der Eroberung von Ofen endete, entschied über das Schicksal Tökölyn's und seiner Insurrektion. Tökölyn flüchtete nach Konstantinopel, die Insurrektion löste sich auf. Auf der Stätte derselben etablirte die Wiener Reaktion die berüchtigte Schlachtbank von Eperies. Das Jesuitenprogramm von 1626: die ungarische Verfassung zu Gunsten des Absolutismus und der katholischen Gegenreform zu konfisziren, d. h. „den Ungarn böhmische Hosen anzuziehen",

wie das cynische Witzwort hieß, diese Politik stand jetzt am Ziel ihrer Wünsche. Die Szenen vom Prager Ring wiederholten sich in Eperies. Ein Blutgericht wurde niedergesetzt und das bekannte Scheusal Caraffa, eine spanische Jesuitenkreatur, unumschränkt bevollmächtigter Präsident desselben.

Dieser Caraffa nannte sich selbst den Attila und die Gottesgeißel von Ungarn und man hörte ihn sagen: „Wenn er in seinem ganzen Leibe einen einzigen Blutstropfen wüßte, welcher den Ungarn milde wäre, so wollte er sich lieber gleich zu Tode aderlassen.“ Als Helfershelfer wurden ihm mehrere Jesuiten, der schlaue Peritzhof und der grausame Bellio beigegeben. Das waren die Richter, welchen man den Hochadel Ungarns wie einen Haufen Zigeuner preisgab, Richter über den Anhang eines Mannes, welchen der Kaiser noch vor wenigen Jahren als ebenbürtigen Souverän anzuerkennen auf dem Punkte stand. Die Blutbuben durften diese Pairs jetzt mit Rad und Galgen justifiziren, wie die gemeinsten Verbrecher.

Am 5. März 1687 wurde das Blutgericht von Eperies eröffnet. Alle, welche es mit Tököly gehalten, oder sich dessen nur verdächtig gemacht hatten, oder welche sonst unbequem, ja auch nur reich waren, erlaubte die Instruktion mit den schärfsten Prozessen zu verfolgen. Eine Wolke der schändlichsten Angebereien wirbelte auf. Landstreicher durften gegen die edelsten Fürsten aussagen. Daß die Letzteren untereinander sich selbst angaben, wurde mit den grausamsten Folterqualen, aber vergebens zu erzwingen versucht. Außer dem gewöhnlichen Aufziehen mit schweren Gewichten, Verrenken der Glieder, Brennen mit Wachslichtern unter den Achselhöhlen, erfand man eine Art von Feuerregen von Pech und Harz, der die freischwebenden Gemarterten mit glühenden Tropfen überschüttete; man stieß ihnen glühende Nägel und Drähte unter die Hand- und Fußnägel oder an die heimlichen Orte. Caraffa erlustirte sich, während so gemartert ward, im Angesichte der Opfer mit Weibern,

spielte Würfel und erpreßte von den Gemarterten Lösegeld. Einige zwanzig der edelsten Ungarn wurden enthauptet, andere geviertheilt, andere in Betten gelegt, in welchen sie starben und verfaulten. Niemand dünkte sich mehr sicher in Ungarn. Die Gattinnen, die Geschwister und Freunde der Unglücklichen eilten nach Wien, um zu klagen, aber trotz der Gegenbefehle, die sie erwirkten, fuhr Caraffa mit seinen Prozeduren fort. Als ihm die Interzessionen zu oft vorkamen, zeigte er ein Handbillet vor, worin es hieß: „Man könne den Unglücklichen das Thor der kaiserlichen Huld nicht wohl völlig verschließen, er, Caraffa, möge aber auf alle Empfehlungen, Gegenbefehle und Gnadenbriefe gar keine Rücksicht nehmen, sondern rastlos und ohne Schonung auf das große Ziel hinarbeiten."

Das große Ziel war: die Verwandlung des Wahlreiches in ein Erbreich und die Aufhebung des Rechtes zum bewaffneten Widerstand, was denn auch Beides durch die Schlachtbank von Eperies, welche neun Monate dauerte, auf dem hierauf folgenden Reichstag in Preßburg den Ungarn glücklich abgepreßt worden ist.

Damit sei unsere historische Skizze „Die Jesuiten in Oesterreich" beschlossen. Wenn sie dem Laien tendenziös oder aufregend geschienen, so wird der Historiker dagegen wissen, wie äußerst mager, dürftig und knapp wir gewesen, wie unendlich mehr wir hätten sagen können, wie wir dem Stoffe fast Gewalt anthaten, um auf wenigen Blättern und nur im ärmlichsten Auszuge, die Thätigkeit des Jesuitenordens von zwei Jahrhunderten zusammen zu pressen. Ebenso wenig können wir verantwortlich sein, wenn sich als Endresultat dieser historischen Rückschau dem Leser das Facit ergibt: Die Jesuiten haben das Güterleben und die Geistesbildung in Oesterreich von der Höhe des protestantischen Zeitalters herabgestürzt und die Verarmung Oesterreichs an Kapital und Intelligenz verschuldet.

Die Bergwerke von Tirol, Salzburg und Kärnten, der

Handel von Steiermark, die Gewerbe von Böhmen sind mit den vertriebenen Protestanten, unter welchen sie blühten, verschwunden; die weltbewegende Literatur, welche in Deutschland zwischen Luther und Kant sich entwickelt, wird in Oesterreich — durch einen langen Gedankenstrich bezeichnet, durch eine Literatur von Gebetbüchern, Kochbüchern, Traumbücheln und Beichtzetteln! Mit Aufhebung der Jesuiten und dem Josefinischen Zeitalter fing Oesterreich gleichsam wieder von vorne an, und ob es die zwei Jahrhunderte, welche die Jesuiten ihm unterschlagen, entbehren konnte, ob es seit Josef an Kapital und Intelligenz so viel gewonnen, als es in zwei Jahrhunderten verloren, so viel, um mit den protestantischen Völkern Europa's die Konkurrenz auszuhalten; das ist eine Frage, welche unser Sein und Nichtsein in sich schließt, und welche die Schlacht von Königgrätz, scheint's, mit einem festen Nein beantwortet hat.

Wenn daher der „Volksfreund"*) bei Gelegenheit der Debatten über die Aufnahme der Jesuiten in Wien den Satz niederschreiben konnte: Wer den Jesuiten Einfluß auf die Geschicke Oesterreichs zuschreibt, der müsse wahnsinnig sein; — so klingt uns das ebenso, als ob der Henker der Maria Stuart sagte: Ich hatte auf die Geschicke dieser Königin nie den geringsten Einfluß — ausgenommen, daß ich ihr den Kopf abgeschlagen.

*) Organ des Erzbischofs von Wien.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Inhalt.

	Seite.
Vorrede	III
1. Das Lob des Krieges	21
2. Gute Menschen aber schlechte Musikanten	24
3. Eine neue Uhr	27
4. Ein hoher Geburtstag	30
5. Historische Poststationen	34
6. Die Geschichte vom Ponny und vom Steckenpferd	39
7. Die Fehler	47
8. Das Deutschthum in Südtirol	51
9. Das Glück ist rund	55
10 Ein schlafender Oesterreicher	58
11. Neun Monate	65
12. Das Festungs-Zehneck, oder Schulmeisterlein Wuz in Oesterreich	71
13. Oestreichische Pfingsten	77
14. Probe-Belastung einer östreichischen Brücke	83
15. Hercules und Alpheus	85
16. Der eiserne Kopf	88
17. Die gemeinsame Angelegenheit	93
18. Ausgleichs Pantomime	97
19. Zur Regelung der Phrasen-Prostitution	101
20. Eine Freikugel	106

		Seite.
21.	Der Tod	110
22.	Zum neuen Jahr 1870. I. Der Großkhan Hartung	113
23.	„ „ „ „ II. Ein Wort Goethes	119
24.	Neutralität im Himmel	124
25.	Ein Wiener Rathskeller	128
26.	Schaden und kein Spott	133
27.	Schicksalsworte	136
28.	Redensarten. I. Der Verzweiflungskampf	138
29.	„ II. Das europäische Gleichgewicht	140
30.	„ III. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit	144
31.	Champagner-Toast	152
32.	Ein Tollhäusler mehr	156
33.	Eine hundertjährige vollkommne Ohrfeige	163
34.	Monsieur mon Frère	174
35.	Stimmungs-Ebbe	177
36.	Zufälle	184
37.	Größen-Schauer	186
38.	Das Schwert	192
39.	Abstimmungs-Schwindel	197
40.	An der Schwelle des Hängemonats	200
41.	Der Föderalist im Auslande	203
42.	Meine Frau	206
43.	Vom 7. bis 27.	210
44.	Politischer Allerseelentag	214
45.	Asiatisch und Selbstlos	219
46.	Der Mongole	227
47.	Die Commune Oesterreich	233
48.	Hebbel und Bauernfeld	236
49.	Vom Oesterreichischen Passionsspiel	242
50.	Auf den Knien	249
51.	Der Badeplatz der Dummheit	255
52.	Was sich der Kahlschlag erzählt	259
53.	Die Woche	263
54.	Wie sich verschiedene Leute verschieden verwundern!	267
55.	Dieb-sein, währt am längsten	271

Seite.

56. Weises aus Oesterreich 277
57. Gute Gesinnung 280
58. Zeitungs-Confiscationen und § 300 286
59. Vom 30jährigen und vom Börsen-Krieg 291
60. Herbstfrüchte 303
61. Der Narr des 19. Jahrhunderts 312
62. Dogmen-machen und Concils-Faustrecht . . . 320
63. Socia Palmarum 329
64. Ein Capitel von den Hexen 333
65. Ein Capitel vom Teufel 342
66. Hexen, Petroleusen und Wallfahrterinnen . . 354
67. Kinder und Kindermärchen 357
68. Gedanken über geistliche Arbeitseinstellung . . 363
69. Der Knabe aus der Fremde 368
70. Rose und Wasser 376
71. Die Kirche und die Sittlichkeit 381
72. Ultramontane Fliegenschwämme 395
73. Freiheit die ich meine 399
74. Kirchenrechtliches Unrecht 404
75. Auch ein Fastenprediger 412
76. Wohlthätigkeits-Vereine, Gelehrten-Congresse und Bürgerwehren 417
77. Frohnleichnam und die Liberalen 422
78. Mündlich und schriftlich 426
79. Sieh, das Gute liegt so nah 431
80. Vogelschau der Pfingsttaube 436
81. Achtung der Acht 442
82. Trostbrief an die Jesuiten 447
83. Fürsten, Völker und Jesuiten 453
84. Eine Staatsruine 461
85. Der Salzburger Alamontade 471
86. Theokratische Menschenopfer 481
87. Die Jesuiten in Oesterreich 497

Druck von G. Reusche in Leipzig.

Der Hausmann.

Der Haustyrann.

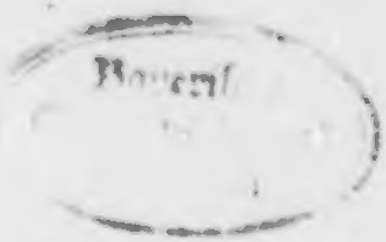
Roman

von

Ferdinand Kürnberger.

Wien 1876.

Verlag von L. Rosner



Vorrede.

Da jedes Kunstprodukt schon an sich eine Erklärung des Lebens ist, so war mir jenes Verfahren stets antipathisch, welches das Kunstprodukt selbst wieder erklärt, welches eine Erklärung der Erklärung gibt, welches „Tendenzen" — „Processe" — „Intentionen" und „Standpunkte" erörtert: jenes Vorrede-Verfahren, durch das sich der producirende Dichter in demselben Athemzug auch zu seinem eigenen Kritiker, Ausleger, Scholiasten und — Alexandriner macht! Die Vorrede, welche sich über das Innere ihres Kunstproduktes verbreitet, hat mir immer einen unkünstlerischen und greisenhaften Eindruck hervorgebracht, denn ihr Gegenstand kann höchstens das Aeußere desselben sein. Mit Einem Worte, nicht die Stand-

gewöhnliche Vorrede, sondern die Umstands-Vorrede, wie ich es vielleicht ausdrücken möchte,) hatte ich, — dringende Ausnahmen abgerechnet, — für die einzig berechtigte Vorrede.

Mein anderer als ein äußerer Umstand ist es denn auch, den ich mir hier zu besprechen erlaube, aber nicht bloß erlaube, sondern zu besprechen wohl schuldig bin.

Es ist das Verhältniß der vorliegenden Novität zu der Zeit ihrer Entstehung und ihrer Erscheinung.

„Der Hahnenkamm," obwohl er kein historischer Roman ist, sondern mit einer idealen Handlung in jeder beliebig idealen Zeit spielen könnte, markirt sich doch zwei oder dreimal auf eine concrete Zeit, nämlich den Ausgang der fünfziger Jahre. Und da diese Zeit just kein innerstes Erforderniß seines Kunstzweckes ist, so verräth sie sich gar leicht als ein kritisches Merkmal, woran zu erkennen, daß nun eben diese Zeit,

oder nicht weit davon, der Roman auch entstanden sein möchte, — mit anderen Worten, daß es die gegenwärtige Zeit seiner Abfassung gewesen.

Also direkt gesagt: der Leser kauft einen neuen Roman, von welchem er an einigen Stellen durchfühlt, daß es kein neuer sondern ein in älteren Tagen geschriebener ist. Vielleicht sollte ich im Interesse meines Verlegers diesen Umstand lieber todtgeschwiegen haben: andererseits aber kennen wir Beide doch wieder kein höheres Interesse als die Ehrlichkeit. Ich möchte mir's daher nicht nehmen lassen, selber der Erste zu sein, welcher diesen Umstand aufdeckt, ihm offen und ehrlich eingesteht und loyal um Entschuldigung bitte. Der Leser, mein Souverain, ist ja längst ein allzu verwöhnter Herr geworden und wahrlich viel mehr daran gewöhnt, von unserm raschlebenden Geschlechte mit nassester Tinte als mit vergilbtem Papier bedient zu werden! Mit Recht dürfte er seinen Schriftsteller fragen:

Warum dienst du mir so spät, wenn du mir schon dienst? Warum hast du das Neue nicht auch als neu gebracht? Warum hast du das Gegenwärtige erst zum Halbvergangenen werden lassen? Lebst du allein nicht im Zeitalter des Dampfes? Oder willst du mit literarischer Vornehmthuerei das horazische „nomum prematur in annum" noch verdoppeln?

Ich möchte mich hinter dem Rücken eines solchen Rügewortes nicht hinwegstehlen, denn es ist begründet, und zuletzt nimmt sich jede Anklage noch am leidlichsten aus — als Selbstanklage.

Nehme der Leser also mein demüthiges „pater peccavi" hin und mein Gelöbniß, mich zu bessern!

Jeder Karakter hat ja seine Karakterfehler, mit welchen man rechnen muß, und einer meiner Karakterfehler ist — die Buchfaulheit. Ich kann zu meiner Entschuldigung nichts Besseres und nichts Schlechteres sagen, als daß ich bitte, damit zu rechnen.

Einmal hat man ja doch publicirt; der hochgradig entwickelte Journalismus hat sich aller neuesten und frischesten Manuscripte mit seinem ungeheuren Vorsprung bemächtigt; aber ist nur der erste Durst der Oeffentlichkeit gestillt, so kann es gar leicht geschehen, wenn man kein starker Trinker, d. h. nicht Publicitäts-süchtig ist, daß man den edlen Buchhandel darüber ganz aus dem Auge verliert, im Geländel mit den Ephemeriden der Tagespresse seinen Roman von Feuilleton zu Feuilletonnummer vergeudet und sich allzuspät erinnert, wie schön der Abglanz der Unsterblichkeit ist, der auf einem wohlgebundenen Buche ruht!

In der Regel sind es dann gute Freunde, in kostbaren Ausnahmsfällen sogar ein liebenswürdiger Verleger, der Einen daran erinnert. Und thäte es sonst Niemand, so thut es zuletzt jener ernste aber treue Mahner, — das Alter.

Je näher der Punkt, wo „der Sterbliche" beim

Worte genommen wird, desto reizender die Unsterblichkeit! Ein Leben voll Sünden assekurirt sich dieselbe durch die letzte Oelung und ein Pult voll Manuscripten durch Druckerschwärze und Buchbinderkleister, denn alle Formen von Aberglauben werden dann ehrwürdig!

Ja, so stark ist der fromme Glaube an diese heilvollen Klebstoffe, daß noch dem todten, in seiner Buchfaulheit selig entschlafenen Schriftsteller ein „Herausgeber" seines „Nachlasses" zu erstehen pflegt. Ungemein wichtig zu vermerken! Denn siehe da, wenn mich mein Leser und dreimal verehrter Käufer nunmehr als den Herausgeber meines eigenen Nachlasses auffaßt, so muß ich ja völlig entsühnt und rein gebrannt dastehen, denn wird nicht auch ein „Nachlaß" gekauft und sind „nachgelassene Schriften" weniger als „Novitäten" verkäuflich? Sogar manchmal noch mehr!

Die Pietät gegen unsern künftigen Todten macht es mir also zur Ehrenpflicht, meine Schriften nach und

nach herauszugeben. Ich gedenke innerhalb fünf oder sechs Jahren damit fertig zu sein, wenn ich alljährlich Ein Buch erscheinen lasse. Das ist nicht viel, nach germanischer Buchsaamen Fruchtbarkeit sogar wenig und kann nur bei einem Schriftsteller, der oft in einem Decennium nichts von sich hören ließ, als ein ungemein rasches und beschleunigtes Tempo sich darthun. Da wäre es denn die höchste und pikanteste Ironie, wenn Recensenten und Kritikern das Unglück passirte, von einer „fieberhaften Thätigkeit" oder „bedenklichen Vielschreiberei" zu sprechen! Einen solchen, sich selbst verwundenden Fehlschuß wollte ich den Herren thunlichst erspart haben und gutentheils auch um ihretwillen schrieb ich diese Vorrede.

„Die Absicht ist edel", würde mir Tamino bezeugen. Aber ob sie erreicht wird??

Es war im vorigen Jahre um diese Zeit, als ich eine ausgewählte Sammlung politischer und kirchlicher

Feuilletons unter dem Titel „Siegelringe“ heraus
Das sei Alles recht schön und gut, schrieben ein
Kritiker, nur den Titel „Siegelringe“ wüßten sie
nicht zu erklären; — nachdem ich ihn auf anderth
Seiten der Vorrede erklärt hatte!!

So mannigfaltig ist die Natur in ihren Geschöpfe
Verleger und Autor legen oft Werth auf eine Vorre
aber Recensenten und Kritiker legen den höchsten We
darauf, sie nicht gelesen zu haben.

Wien, im Herbste 1875.

Ferdinand Kürnberge

Erſtes Capitel.

Wir führen unſeren Leſer in einen wenig bekannten Winkel des deutſchen Landes. In das Lechthal führen wir ihn.

In Baiern durchfließt der Lech ein unermeßliches Schotterfeld — den viel verrufenen Lechrain. Es iſt eine Wüſtenei. Die Landſchaft beſteht faſt nur aus Horizont, ihr beſtes Element iſt die Luft. Zwiſchen dem erſten und letzten Punkt, den das Auge berührt, liegt überall — nichts. Kein Dorf, keine Baumgruppe oft auf Stunden! Hie und da ſiedelt ein einſamer Hof auf dem fahlgrauen Kiesfelde. Niedrig aber verſchwenderiſch breit, liegt er da, zum Zeichen, daß er vor den rauhen Haideſtürmen ſich duckt, und daß der Baugrund werthlos. Heiſerer bellt der verwilderte Hofhund aus dem Steinhaufen hervor und ſtierer glotzt der Bauer uns an in einer hochveralteten Tracht. Das Feld, das um den Hof her umbrochen iſt, zeigt eine trockene, rothbraune Ackerkrume. Unter dem wetterzerfetzten Zaun gluckſt ſelten eine Hühnerbrut.

Es ist einer der ödesten Landstriche Deutschlands, der Lechrain. Und doch verlohnt es, ihn zu durchwandern, denn er führt in eines der schönsten deutschen Gebirgsthäler. Er führt ins Lechthal.

Wer von der bairischen Seite heraufkommt, dem fahrt nach mondenlanger, bleierner Langweile etwa in der Gegend von Peiting und Schongau der erste Freudenstrahl in die Glieder. In weiter, sehnsüchtiger Ferne dämmern blaue Umrisse herauf. Seine Seele träumt den Traum der Gebirge.

In der Gegend von Füssen wird der Traum Wahrheit. Zwar Füssen selbst liegt noch im Flachlande; aber die grossen Tiroler Berge stehen schon da, greifbar bis ins Einzelne. Halbwegs gesunde Sinne wittern schon Gras- und Waldgeruch in der Luft. Die Bau-Art des Städtchens selbst, so merkt man bald wie die schmucklosen Häuser mit Balconen und Vordächern, mit schon geschnitzten Giebeln und reichem Getäfel den nahen Holzreichthum der Waldregion freudig benutzt haben. Der Lechrain hört auf, das Lechthal fängt an.

Und nun geht's weiter und weiter in der Bergluft. Zwischen Füssen, dem letzten bairischen Städtchen, und Vils, dem ersten tirolischen, heimelt's schon alpenhaft. Der junge Lech ist schon reiner Gebirgsstrom. Rauschend schießt er daher, saphirblau und in voller Eile. Unweit Vils, zwischen zwei Felsschrossen, macht er seinen ersten Wasserfall. Das vogelnestartige, zwischen Tannen ver-

steckte Vils vorbei, kommen wir bald auch nach Reute, und hier können wir sagen, wir haben festen Fuß im Lechthale gefaßt. Fast noch am Anfang, sind wir schon mitten drin. Auf dem Marktplatz von Reute herab, zu allen Gassen, zu allen Fenstern herein schauen rings die beschneiten und bewaldeten Hochgebirgshäupter: der Säuling, der Tauern, der Tarneller, die Aschauer Höhen — wie die Pfeifen einer Orgel stehen sie da! Die ganze Alpensymphonie klingt schon in Reute.

Und nun hat uns jeder Schritt Neues und Schönes zu bieten.

Die Straße führt uns entweder dicht an den Lech, welcher bald leidenschaftlich zwischen Felsen schäumt, bald still, aber um so tiefer seine furrenden Wirbel zieht; oder sie schneidet an die Berge ab und durchschneidet ein Gehölz, wo uns kühles Walddunkel labt, geht über Anhöhen weg, wo uns herrliche Aussichten winken. Unser beständiger Begleiter aber ist ein urkräftiger Wiesen und Nadelholzduft und das träumerische Geläute der Herden, welche, um ihre Sennhütten zerstreut, an allen Abhängen weiden.

Vom Lechursprung bis Reute rechnet man gut seine zwanzig Wegstunden. Die größten Schönheiten dieses Weges fallen ungefähr auf die Mitte desselben. Hier breiten die Forser Almen, Elbigenalb und Holzgau sich aus, Forst voll Bauernschlösser — jener Bauernlords, welche ihr Gut nach Hunderttausenden zählen und welche

am Abend eines bewegten Lebens, ausruhend von gewinnreicher Handelschaft in aller Herren Länder, die heimatliche Hütte wieder aufsuchten, um sie gelegentlich oder fast regelmäßig in ein allerliebstes Paläschen zu verwandeln. Das Bauen scheint den alten Knaben, denen für so manche Freude Kraft und Feuer ausgegangen, noch die letzte erfreuende Freude zu sein. So haben sie nach und nach auf eine Zeile von fast vier Stunden Weges eine „Herrengasse" von Prachthäusern hingestellt, daß der Fremde, der in dieser ländlichen Alpeneinsamkeit nichts als „die Hütten der Armuth" erwartete, wie mit verzauberten Augen dreinschaut. Diese Häuserpracht ist eine Eigenthümlichkeit des Lechthals. —

Es war nach einem jener regnerischen Maimonate, welche in unserm Klima nicht selten sind, obwohl gewisse Weltweise regelmäßig behaupten, daß sie „eine Umkehrung in der Natur" bedeuten, da wanderte ein städtischer Touris über Reute und Elbigenalp lechaufwärts. Die strahlenreiche Junisonne hatte den üppigsten Frühling hervorgezaubert. Gras und Bäume, von der befruchtenden Feuchtigkeit hinlänglich satt, waren wie außer sich, als sie nun auch die Wärme spürten. Das That grünte und blühte in all seinen Fugen. Die Sinne fühlten sich arm, so viel Farbe und Duft zu verschwelgen; jeder Fleck Erde schien jetzt ein „tropischer". Es war ein wonniges Wandern!

Was Wunder, daß unser Pilger sich vielfach verweilt

hatte. Um Reute herum war es die prächtige Landschaft und um Elmen und Ettlingenalb die prächtigen Lechthaler Landhäuser, welche unzähligemal ihn zum Stehen und Schauen verführten. Und die lange Junisonne, denkt man in seinem Leichtsinn, kann gar nicht untergehen. Endlich aber ging sie doch unter, was zwischen den hohen Bergen wie im Handumdrehen geschehen war. Unser Wanderer gedachte nun den Weg zu seiner Nachtstation, Holzgau, abzuschneiden, schlug einem Fußsteig durch gekoppelte Felder ein, gerieth in's Holz, und wie beim Pfadsuchen eine verfehlte Masche sich in die andere hakelt, so kam er zuletzt in einen Waldtobel, eine tiefe, schauerlich finstere Wildgrube, in welche er ohne Wahl und Entschluß hinab mußte. Das war ein Gang wie in die Hölle! Der Boden fiel steil ab, war naß und schlüpfrig und die Luft roch nach Moder. Die Finsterniß, je tiefer hinab, wurde so dicht, daß der Wanderer öfter als einmal einen weißen breitschirmigen Schwamm für einen Kalkstein ansah, kräftig darauf aufsetzte und dann mit dem Fuß unliebsam ausglitt.

Welche Hexe hat unserem harmlosen Naturfreunde das angethan? Die allerliebste Gauklerin, die sinnreiche Hexe — des Effects!

Denn als der arme Verirrte aus dem schmählichen Waldloche herauskam, — ein rieselnder Quellfaden, der nur zum Lech abfließen konnte und ein Gangsteig daneben war in der Tiefe des Abgrunds sein glücklicher

Führer, — da freute er sich des unwirschen Abenteuers, belohnt durch den überraschendsten, den effectvollsten aller Contraste.

Vor ihm lag das Lechthal. Es war einer der lieblichsten Winkel des Thales. Die Berge standen nahe zusammen, — nicht zur finsteren Schlucht; das Thal bog sich räumlich aus, — nicht zur platten Mulde. Die Luft wehte ihm weblig lauwarm entgegen und noch einmal sah er die Sonne. Sie lag als milde Abendrothe im Thale. Sie hauchte den zartesten Rosenschein auf die gegenüber liegenden Berge, deren Fuß schon ein tiefes thauiges Schattenblau einhüllte. Auf einem Punkte des Berges loderte sie still und feierlich wie eine Fackel, aufgefangen von den Fenstern eines einsamen Landhauses. Das war ein seliger Anblick!

Der Fremde setzte sich auf einen Stein und schaute hinüber. Das Sonnenlicht, als reines Naturelement, erfreute ihn wunderbar. Aber wie eine Busennadel, welche dafür da ist, um die Schönheit der menschlichen Brust zu feiern, den Blick auf sich selbst zieht, durch die Pracht ihrer Steine, durch die Kunst ihrer geschmackvollen Fassung: so das beleuchtete Landhaus. So schön es im Abendlichte dalag, — der Fremde bewunderte bald, wie schön es selbst war.

Das Haus hatte nicht mehr als einen Stock. Es war nicht das größte, gewiß aber das gefälligste der Lechthaler Landhäuser. Es stand über dem Niveau

seines Bodens auf einem Sockel von ein paar Fuß Höhe; zu der schön geschnitzten Hausthüre führte eine Doppeltreppe mit zierlichem Geländer. Die Mittelpartie des Hauses sprang ein wenig vor, war überhöht und hatte einen Giebel mit gekuppelten Fenstern. Im ersten Stock ruhte ein Balcon auf reich verzierten Tragsteinen; in demselben Style waren die Sparrenköpfe des Daches profilirt und der reizende Fries geschnitzt, welcher um das Dach herumlief. Höhe und Breite, Mittelpartie und Seitenflügel, die Abstände der Fenster, der Neigungswinkel des Daches, die ganze Construction des Hauses hatte eben so wohlthuende Verhältnisse, als die ganze Ornamentik einen Eindruck von zartester Schicklichkeit, von reiner naiver Grazie machte. Nichts Bäuerliches, nichts Rohes und Buntes war an dem Hause. Die Motive der Lechthaler Bauart klangen durch, aber die Behandlung war frei und geistreich.

Mit diesem Landschaftsbildchen schloß der heutige Wandertag. Nicht schöner hätte er schließen können! Unser Wanderer dachte kaum noch daran, wo er sich befand, und an welchem Punkte des Thales. Seine ganze Empfindung war: hier laßt uns Hütten bauen! Freundliche Illusion, mit der man im Anschauen eines schönen Hauses zum Hausherrn sich dichtet!

Solchen Zauber, wir wollen nicht sagen übt die Baukunst allein, die Baustelle muß mitwirken, der Ort, die Umgebung.

Das Thal bildete an diesem Orte einen jener Kessel, welche scheinbar zur „Klause“ sich abschließen. Sie gleichen einer Welt für sich selbst. Woher der Straßenfaden kommt, wohin er geht, man sieht es an solchen Punkten nicht, verlangt es auch nicht zu sehen. Erst im schärferen Beobachten bemerkte der Wanderer, daß an einer Seitenfronte des Hauses ein Bergspalt sich aufthat, und dort gings in ein tiefes, gewundenes Nebenthal hinein, das in der Dämmerung freilich nur noch zu ahnen war. Aber Tags über hatte er viele solche Nebenthäler gesehen. Es sind meist die Wildbette von Gießbächen, welche mit eiskaltem Wasser und reißenden Schwalls aus den finsteren Bergtobeln hervorstürzen und bodenbildend und umbildend ihr Bett zu einer Thalgasse gestalten. Solche Querthäler verleihen der Schönheit des Hauptthales ihren Wechsel. Bald sind es düstere Mahlstätten einer zerstörenden Naturkraft, mit Schutt und Trümmern erfüllt oder von erstickendem Waldwuchs dumpf überwuchert; bald liegen sie da als Schmuckkästchen des süßesten Hochgebirgszaubers. Ihre Wände sind schöne Terassen, ihre Bewaldung, aus Laub und Nadel gemischt, parkähnlich durchlichtet, den Hintergrund verriegelt ein mächtiger Alpstock, sein Haupt mit Schnee versilbert, seine grasigen Triften von Gemsrudeln belebt; aber an seinem Fuße perlt still und heimlich ein Wildsee, der durch einen Wiesengrund vom saftigsten Smaragdgrün in einem munteren Bächlein zum Lech abfließt.

Man glaubt, ein magdliches Baden von Feen zu erblicken, keine Scholle für irdiſche Menſchentritte, wenn man an ſolchen Thälchen voll geiſterhafter Schönheit und Heimlichkeit vorübergeht.

Und das ſchöne Landhaus dort drüben, — warum ſollte es nicht zum Feengarten das Feenſchlößchen ſein? Die übrigen Lechthaler Granden, wenn ſie noch ſo prächtig bauten, ſie bauten ſelten mit Empfindung für landſchaftliche Perſpective. Ihr Haus ſtand eben an der Stelle der alten Vaterhütte, d. h. im Dorfe. Die moraſtige Straße, von Kühen und Schweinen zerwühlt, führte vorbei, und nur der Zufall fügte es, weil die Schönheit des Thales gleichſam allgegenwärtig war, wenn ein Grasgarten oder ein Waldſtud oder die reinliche Lechwelle eine Seite des Hauſes flankirte.

Solcher Menſchen Werk war jenes Thalſchlößchen nicht. Feenaugen haben den Punkt erſpäht, wo es zwiſchen dem Hauptthale und einem Seitenthale des Lechs mit zwei Fronten im Winkel ſtand. Feenhände haben es da hinauf geſtellt in eine ſchöne aber nicht menſchenfeindliche Einſamkeit, mitten auf den Berg, abwärts eine Grasmatte, aufwärts den Hochwaldsſaum, vor ſich die letzten warmen Purpurlichter des Abends. Und wenn es ſchon Menſchen ſind, ſterbliche Menſchen, welche dieſen Wohnort beſitzen, ſo thun ſie es doch nur durch die Güte des „ſtillen Volks“, ſo ſind es gewiß Menſchen mit dem Zeichen auf der Stirn, Sonntagskinder, welche

mit Geistern umgehen, deren Pathen die Waldfräulein waren, welche in ihrer Wiege Zauberringe und Zauberspiegel geschenkt bekamen, welche verschwägert sind mit Nixchen und Holderchen und zu ihren Hochzeiten und Kindertaufen eine Schwanenprinzessin einladen wie andere Menschenkinder die Frau Bürgermeisterin.

So phantasirten wir zu dem schönen Hause hinauf. Denn daß wir es nur gestehen, wir selbst sind jener Wanderer gewesen, welcher eines Abends auf einem Steine saß und nach einem Gange durchs Lechthal das schönste der Lechthaler Landhäuser in einem märchenhaften Traumzustand anbetete.

Wir hatten unsere Studien mit dem Perspectiv in der Hand gemacht. Auf einmal erscholl durch eines der offen stehenden Fenster der Ton eines Claviers herüber. Wir kannten unseren Chor nicht! Wer spielt im Lechthale Clavier? Und welch' ein Instrument! Es hatte einen weiten vollwogigen Ton und mußte ihn haben, wenn er auf solche Entfernung noch fortklingen konnte, selbst die Akustik zwischen den Bergen und die stille, zumal feuchte Abendluft mitgerechnet. Auch das Tonstück klang edel; es war keineswegs ein simpler Walzer oder Ländler, sondern ein breiter, getragener Adagio, ein choralartiges Maestoso.

Wir wurden immer neugieriger. Wir veränderten unseren Standpunkt und suchten, fleißig das Perspectiv benützend, dem merkwürdigen Hause beizukommen. Bei

dieſer Gelegenheit bemerkten wir einen Knaben, welcher vor das Haus heraustrat und über die Ballustrade einer Parapetmauer in der Richtung des Seitenthales eine lange Angelſchnur auswarf. Hier unten alſo floß ein Bach und die Bewohner des Hauſes, ſchiens, konnten ſich die Forellen zum Abendtiſch unmittelbar auf ihrer Schwelle holen.

Wir waren entzückt! Wahrlich, wir hätten uns in dem Feenſchlößchen zu Gaſte gebeten, wären wir ſo glücklich geweſen, keine andere Herberge zu finden. Aber bald darauf entdeckten wir dieſſeits des Lechs ein Dörfchen und jenſeits des Fluſſes noch eines, nach unſerer Karte Lend und Stockach. Im erſten ſprachen wir ein.

Nicht ſo heißhungerig fielen wir über das dringlich gewordene Abendbrot her, als mit unſeren Fragen und Erkundigungen über das reizende Landhaus. Ach, die Antworten klangen nicht feenhaft! Sie riſſen uns mit einem Zuge in die rauheſte Wirklichkeit hinein.

Der Leſer wird ſelbſt urtheilen. Denn während wir noch am Bodenſee ſaßen — es war am Ende der Fünfziger-Jahre — fing eine Geſchichte in dem Hauſe zu ſpielen an, welche von dem Unterſchied zwiſchen einem Tiroler Bauernhaus und einem Feenſchloß den realſten Beweis lieferte. Wir erlauben uns auf den folgenden Blättern dieſe Geſchichte zu erzählen.

Zweites Capitel.

Der Erbauer des Hauses hieß Franz Fend. Die Thalleute sagten, der Fender. Er war ein Emporkömmling, armer Leute Kind. Die Lechthaler haben ein angeborenes Talent für den Schnittwaarenhandel und wandern fleißig drauf aus, theils sich selbst überlassen, theils als Nachzügler vorausgegangener Gevattern und Vettern in Köln, in Amsterdam, in London, ja selbst in Philadelphia, Baltimore oder New York. Franz Fend war vom Viehhüten weg „ins Reich" gelaufen und zurückgekommen im eleganten Landauer, als ein schwerer Capitalist. Der Sprachgebrauch nennt das „sein Glück machen".

Aber es ist ein eigenes Glück. In der Brust dieser Menschenkinder laufen die socialen Linien von Bürger und Bauer zusammen, und wenn es einem ehrlichen Manne schon zu schaffen macht, in seinem einfachen Stande zurecht zu kommen, so ist es ein schweres, unter Umständen tragisches Los, das Doppelwesen zweier

Stände in sich auszugleichen. Wir haben Hirten gesehen, welche Priester, Dorfwirthe, welche Feldherren geworden sind; sie sind nicht glücklich dabei gewesen.

So ist auch mancher dieser Lechthaler Emporkömmlinge, welche „ihr Glück gemacht haben", nicht glücklich. Im jachen Anprall der Jugendkraft erwarben sie Reichthümer; — die Jugend verschwindet, der Reichthum bleibt. Aber mit der Jugend verschwindet auch ein gut Theil Genußfähigkeit und noch mehr Bildungsfähigkeit. Und doch will der Reichthum Beides. Er strebt nach Geist und Leben in der Hand seines Besitzers. Er strebt nach seinen Gemälden, guten Büchern und classischen Theaterabenden, er möchte den Louvre und das Luxembourg verstehen lernen, die Antike und die Renaissance, möchte Gelehrte und Künstler bewirthen, möchte die Zeitungen studiren und die Zeit dazu und das Jahrhundert obendrein und die Geschichte auch. Das fühlt das arme Bäuerlein nach und nach. Er fühlt es und erschrickt in seinem Herzen. Er wird traurig, schier zornig darob. Vielleicht probirt er's auch einmal mit der Cultur und trägt ihr die Hand zum Tanze an; aber da er ihr gleich bei der ersten Tour auf's Kleid tritt und mit ihr niederfällt, so wird er ausgelacht und probirt es nicht weiter. Kurz; der lebendige Reichthum genirt ihn. Er möchte ihn todt haben. Da schleppt er ihn heim, aus den großen Städten in's kühduftende Alpendorf heim. Er legt ihn in eiserne Kisten, sperrt

zu und setzt sich darauf. So ist er todt. Der arme Reichthum! Das arme Bäuerlein!

Die Poeten finden dieses Heimweh rührend, das patriarchalische Genügen an Schafkäse und Nachtwächtergespräch fast classisch. Aber versucht es einmal und schlagt den biedern einfältigen Bauernton mit ihm an, und er wird gar bald den anspruchsvollen Bürger herauskehren. Fordert bürgerliche Intelligenz und Bildung von ihm und er wird sich mit schlauer Gemüthlichkeit in den altväterlichsten Bauernpelz hüllen.

Kurz, der Riß ist leicht zu entdecken, der durch den inneren Kern dieses Mannes geht; ihr dürft nur schärfer zusehen. Aber seht lieber nicht zu! überlaßt ihn seiner Einsamkeit, die er wahrlich nicht aus poetischem Hochgeschmack gesucht hat, die er gesucht hat, der arme Bauernbürger, weil er weder mit Bauer noch mit Bürger sich recht versteht, weil er nichts versteht als sich selbst und ein halb Dutzend andere Bauernbürger, welche gleich ihm sich zurückgezogen haben, um in ruhiger Verschollenheit abzuwelken. Ueberlaßt ihn seiner Einsamkeit!

Und glücklich noch, wenn er einsam ist! Wenn nicht Frau und Kind um ihn her als eben so viele Wegweiser stehen, welche immer von Neuem in die Welt zurückzeigen, die er verlassen hat. Im aufblühenden Geschlecht seiner Kinder drängt dann der Reichthum, den er selbst todt gemacht hat, energisch wieder ins Leben zurück. Die Jugend fordert ihr Recht, sie fordert die

Bildung, welche das väterliche Geld geben kann und soll. Die Hausrevolution ist unaufhaltsam und nur das Eine fragt sich, wie sie verlaufen soll. Der Papa, ist er passiv genug, kauft mindestens keine Freude an den Seinigen ein, denn Alles, was er einkauft, ist ihm fremd, gleichgiltig und unverständlich; trotzt aber gar noch ein Rest alter Bauernsprödigkeit in ihm und wehrt er sich förmlich gegen das Neue, so kann's dem Familienleben leicht noch trauriger ausschlagen. Eine unversöhnliche Entfremdung, ein scharfes grimmiges Aufreiben der Räder, wie in einem falsch zusammengesetzten Uhrwerke, knattert und knirscht dann durch die innersten Fugen des Hauses.

In diesem letzteren Falle war das Lechthaler Landhaus.

In dem reizenden Hause saß ein grimmiger Hanstyrann.

Franz Fend, oder mit den Landleuten zu reden, der Fender, war ein Mann von bitterer Natur. Als Bursche wild und vom Glück begünstigt, hielt er sein Glück für Genie, seine Wildheit für Charakterkraft. Ein unbändiges Selbstgefühl setzte sich fest in ihm, eine Meinung vom eigenen Werth, welche frühzeitig anfing, ihn unverbesserlich zu machen. Der rechte Augenblick, seine Jugendgährung zu vollenden, war ihm verloren gegangen, er blieb stecken im burschikosen Ungebär, und als es seinem Alter nicht mehr zukam, verrannte er sich, aus falscher Scham, im Hans das Hänschen nachlernen zu sollen, erst recht stöckig in die struppige Bubenart. Die naive

Jugendpflegelei wurde forcirter Trotz und bewußte Anmaßung. Solche Verrauntheiten in ihr Geleise zu bringen, bedient sich die Natur oft eines erfolgreichen Mittels — der Frauen.

Aber Fend war schon ein stattlicher Vierziger, als er heirathete. Da war sein Rumorgeist nicht mehr zu bändigen. Er war keines anderen Glückes mehr fähig als ein Weib zu finden ein hausbackenes Weibchen, welches, beschränkt und demüthig, ihn blindlings vergötterte.

Ein solches Weib war sie nicht, Frau Ottilie.

Ottilie hatte ein stilles, bescheidenes Wesen. Als sie Fend kennen lernte, saß sie im Vorgärtchen des väterlichen Hauses und ließ ihr zappelndes Mädchen im Sande spielen. Sie war noch jung, die arme Ottilie, kaum volljährig und doch schon Mutter, doch schon Witwe. Ihr Gatte, der jüngste der angestellten Professoren, war seit einem Jahre gestorben, sie war heimgekehrt zu dem alten Vater, welcher gleichfalls Professor war und eine zahlreiche Familie kümmerlich ernährte. Wie rührend lag der Schatten dieses Geschickes auf dem jungen Wesen! So mädchenhaft weich, so mütterlich ernst sah sie ihrem kneipenden Kindlein spielen zu! Wie eine Madonna. Das ist ein Weibchen für dich, dachte der jähe Fend, wie tollmuthig er vorüberfuhr. Er war gewohnt, die Menschen sich nur „im Geschäft" anzusehen, sonst aber nach dem flüchtigsten Scheine zu urtheilen, dagegen um so ungestümer zu begehren, je oberflächlicher er urtheilte.

Wie stark er sich vergriffen, trat bald im erklärtesten Hauselend zu Tage. Ottilie war ein Charakter. Ihre Sanftmuth entsprang aus Bildung und guter Erziehung, nicht aus weiblicher Schwächlichkeit; ihr bescheidenes Wesen war die Stille einer tieferen Natur, nicht die Schüchternheit einer leeren und kleingeistigen. Kurz, das fromme Heiligenbildchen war ein selbstständiges Wesen.

Aber Fend behandelte sie nach der Schablone des praktischen Eherechtes, d. h. das Weib galt nun für unmündig und der Mann als ihr Haupt. Er behandelte sie als der von Gott eingesetzte Herr und Gebieter, ohne zu ahnen, daß alle Herrschaft mit der Herrschaft über sich selbst anfangen müsse. Er behandelte sie ein für allemal falsch.

Ottilie verwunderte sich erst, dann strebte sie, zuletzt resignirte sie und litt. Dieser Mann konnte sich nicht verstehen mit ihr, sie nicht mit ihm. Nichts war im Grunde so leicht, als sein Herz zu erobern; es gab ein starkes und unfehlbares, aber leider auch einziges Mittel dazu: nämlich seiner Eitelkeit zu schmeicheln. Wer das that, der hatte goldene Tage beim Fender, denn der Mann konnte lieben und zärtlich sein wie ein Kind; ja, nichts war liebenswürdiger als Fend, wenn er geschmeichelt war. Aber eben deswegen begriff er auch nicht, daß sein Herz, „sein gutes, windelweiches Herz", wie er meinte, von Ottilien allein nicht erkannt wurde. Er hielt das für äußerste Bosheit und verfolgte es mit äußerster

Grausamkeit. Der arme Mann raffinirte im ganzen Laufe seiner Ehe mit allen Mitteln der List und Gewalt fortwährend auf das Eine: sein Weib seiner Eitelkeit dienstbar zu machen. Das letzte Zeichen davon hatte ihn glücklich gemacht. Begehrlich, aber auch zufrieden wie ein Kind, war es elend zu sehen, wie dieser Großhans durch das winzigste Stückchen Zucker oder Weihrauch zu gängeln war, ja wie er kriechen konnte darnach, wenn nur die Aussicht da war, daß der Andere noch tiefer kroch. Ottilie war mit diesem Manne in der Lage jener republicanischen Märtyrer, welche in Cayenne und Lambessa, wie wir lesen, stundenlang Pfahlfoltern erdulden, bevor sie doch in jedem Augenblick ledig gehen konnten, sie durften nur des Cäsars Gnade anrufen. Aber das einzige Wort hübe ihren ganzen Charakter auf. [illegible] fühlte das nicht, und so erschöpfte er sich jahrelang in der sauren Arbeit, sein Weib zu seiner Sclavin zu zwingen. Es gelang ihm nicht, er rächte sich, und [illegible] wurde kein Ende.

Dieser Mann war Vater von drei Kindern. Eusebia, die älteste Tochter, war das Stiefkind, welches er mit Ottilien erheirathet hatte. Hermosa und Ivo waren die Kinder seiner eigenen Ehe. Die Stieftochter zählte vierundzwanzig Jahre, Hermosa neunzehn, der Knabe zwölf. Alle drei aber, um von des [illegible] Erziehungswerke zu reden, waren gleichsam eben so viele Kriegsschauplätze, auf welchen der Kampf seiner verfehlten

Häuslichkeit eines Weiteren sich austobte. Nur daß er noch leidenschaftlicher, noch unregelmäßiger, noch kopfloser hin- und her- wogte als sein Ehekampf; es war ein wahres Kampfgetümmel, in welchem man häufig weder Feind noch Freund unterschied und jede Evolution der anderen widersprach. In der That, die väterlichen Launen wechselten häufiger als Wind und Wetter auf seinen Lechthaler Hochlogeln; ja es wäre ganz unmöglich, ihre Ab- und Umsprünge zu verfolgen, wollte man es damit genau nehmen. Im Allgemeinen aber ließ sich immer eine Art von Princip erkennen, nach welcher er seine Erziehungsgewalt ausübte, oder vielmehr zwei Principien, welche einander freilich entgegengesetzt waren. Nämlich sein Bemühen, die Kinder zu seiner Partei herüberzuziehen, und wenn es ihm nicht gelang, sein Nachsinnen, sie und in ihnen die Mutter zu quälen. Sodann sein tiefer, inniger Herzensgrimm gegen Alles was Bildung hieß, dabei aber seine Eitelkeit, den Schein der Bildung gleichwohl nach außen hin zu verbreiten.

Das Letztere war nun von Wichtigkeit. Denn, so seltsam es klingt, der Fender galt in seiner Bauernverwandtschaft als ein socialer Revolutionär. Seine Heirath war es, die ihn dazu stempelte. Als er ein Weib nach Hause gebracht, die seine Lechthalerin war, die arm war, die eine Professors-Wittwe war, da hieß es von ihm: der Fender ist ein Schöngeist. Er hieß ein Kraftgenie, ein Neuerer. Fend war zu stolz, um den Mißgriff

seiner Wahl einzugestehen; er verbarg sorgfältig, wie unangenehm sie ihm war. So spielte er die Bildungskomödie durch. Zu Hause aber rächte er sich für den Zwang und ließ an der Bildung seine ganze Bauernstücke aus.

Schon die Weitheitheit des Aufenthaltes mußte ihm dienen, die Cultur seiner Kinder zu stören. Unterrichten ließ er eigentlich nur im Winter, wo Innsbruck bezogen wurde. Dann aber hetzte er den Kindern einen Schwarm von Lehrern an den Hals und erfüllte die Erziehungsstunde seiner „Frau Professorin" mit einer so derben Ironie, daß die Erfüllung zur ärgsten Secccatur wurde. Vor den Leuten aber sagte er: man muß die Zeit nutzen. Im Sommer dagegen verbot er das Lernen geradezu; da that er Alles, daß die Früchte des Winters wieder verloren gingen. Die Kinder müssen sich erholen, sagte er, sie haben im Winter so fleißig!

Diese lernten die Art, wie ihnen mitgespielt wurde, bald beurtheilen. Aber nicht die natürliche Entwickelung des Verstandes, sondern die Mama sei es, meinte Zeno, welche sie dazu anleite. Und er begegnete der Mama immer barter, um den Kindern vor Augen zu demonstriren, auf welcher Seite die Macht sei und woran sie sich halten mußten. Daneben suchte er, wie ein eifersüchtiger Tyrann unter Nachbarstaaten, unter den Kindern selbst in dem Maße, als sie mündiger wurden, Zwietracht zu säen: er bestellte eines zum Angeber des andern, nahm

bald dieſes, bald jenes apart, unterhandelte und capitulirte förmlich mit ihnen, hätſchelte das eine, um das andere zu kränken, kränkte alle und gewann keines.

Am fügſamſten noch zeigte ſich das älteſte der Kinder, die Stieftochter Euſebia. Dieſes Mädchen war aufgewachſen, aber nicht aufgeblüht. Keine der Grazien hatte ſich eingeſtellt, welche das reifende Weib ins Leben einführen. Euſebia war nicht ſchön. Eine Zeit lang ſchien es ſogar, die Krankheit ihres Vaters erbe ihr nach, welcher im Ueberdrang des Studirens an einer frühzeitigen Schwindſucht zu Grabe gegangen. Aber beſtand ſie auch ihrerſeits die kritiſche Gelegenheit zur Schwindſucht und war die Bleichheit, welche aus dieſer Kriſis ihr anhaften blieb, zuletzt nichts Schlimmeres als „das Symptom einer heilbaren Krankheit", wie Goethe ſich ausdrückt, — es war keine intereſſante Bläſſe; ihr Teint war nicht zart, ihr ganzer Ausdruck nicht ſeelenhaft. Ihr ſtarkes Kinn vergröberte ſogar ziemlich empfindlich dieſen Ausdruck und ihr flaches graues Auge blickte mit ſchwacher Nervenkraft. Sie ſchien wie geſchaffen zur Abhängigkeit. Sie wußte, daß ſie nicht ſchön war, und dieſes Gefühl benahm ihren ganzen Charakter. Sie fürchtete, ungeliebt zu bleiben. Sie nahm Alles an, was ihr wie Antheil und Freundlichkeit entgegenkam und neigte inſtinktmäßig um die Seite des Stärkeren. Das Beſtreben des Fenders, in ſeiner eigenen Familie ſich Partei zu machen, war daher bei ihr am wenigſten unglücklich. Zwar fühlte

auch sie, daß ein Gemüth, wie ihr Stiefvater, nicht lieben könne, und Vertrauen hatte sie nicht zu ihm. Aber ihr klemlautes Selbstgefühl begnügte sich mit Wenigem. Sie wollte nur nicht erfrieren und der Ofen war ihr so lieb wie die Sonne. Sie hatte überhaupt nicht den Muth, an Liebe zu glauben; das kann nur, wer sich schon fühlt. Sie hielt die Liebe für eine Art Schwäche, für eine Laune, eine Eitelkeit, kurz für ein Ding, das man mit kleinen Mitteln erlisten und durch unbedingte Fügsamkeit behaupten könne. Sie war aus dem Holze, aus welchen man Haushälterinnen schnitzt, jene Haushälterinnen, die zuletzt geheirathet werden, ohne eine Spur von Neigung, aber aus Bequemlichkeitsliebe und aus Bedürfniß der Herrschaft über Etwas, das sich beherrschen läßt. In der That stand sie zum Fender wie eine Magd, duldsam, gehorsam, aufmerksam, und selbst Angeheiten, wenn sie auch gut genug war, sie nicht aus Liebhaberei zu treiben, waren ihr abzulisten und abzulocken. So war der sonderbare Fall im Fender-Haus ein, daß just mit dem Stiefkinde der Stiefvater noch am leidlichsten stand; vor der Welt aber ließ sich Fend preisen als ein Mann, der keine Parteilichkeit kenne!

Ganz das Gegentheil von Eusebien war Hermosa. Dieses Kind schien mit dem Wasser ihrer frischesten Bergquellen getauft, Alpenrosen und Edelweiß, schien's, hatten die Feen der Lechthaler Hochkogeln auf ihr schlafendes Geschöpfchen in der Wiege herabgestreut: Alles blühte

und strahlte an dem Mädchen von triumphirender Urgesundheit. Das Blut sprang ihr aus den Wangen und die Blicke ihrer blauen Augensterne blitzten wie funkelnde Ringen umher. Mit ihren blonden Haarwellen hätte sie schon als Kind — im keuschen Legendenstyl — von Kopf bis zu Fuß sich einhüllen können, so lang und dicht entsproßten sie ihren kräftigen Wurzeln. Das Mark ihrer Glieder, das Feuer ihres Temperaments verrieth sich in all' ihren Bewegungen; sie warf ihren Körper wie einen Federball, fast nur im Sprung und im Schwung, von Ort zu Ort. Auf dieser Kraft fehlte es aber auch nicht an Zartheit; ihr Mund war fein geschnitten und konnte, wie die Mama sagte, durch ein Nadelöhr lächeln; ihre Hautfarbe war klar und durchsichtig, daß jedes Aederchen darauf spielte, und ihr strahlendes Augenblau hätte der Gelehrte gewiß einem besonders zarten und transparenten Gewebe der „Iris Membrane" zugeschrieben, welche das dunkle Pigment der hinter ihr liegenden „Traubenhaut" krystallrein durchscheinen ließ, denn nur so sei der eigenthümliche Ausdruck von Klarheit und seelischer Innigkeit zu erreichen. In der That gehorchte ihr Auge den wechselnden Spielen ihrer Empfindung mit einer fast wundergleichen Wirkung im Sinnlichen; sie war ganz Kind, wenn sie kindlich blickte, sie war ganz Schwester, wenn sie schwesterlich blickte, und wenn sie ihr Brüderchen Ivo bemutterte, so konnte sie mütterlich blicken, als fühle sie Alles, was ihr zu fühlen erst

übrig blieb. Immer stand ihre ganze Person in ihrem Auge. Und wenn sie es vollends niederschlug, dieses bezwingende Siegerauge, so machte das eine Wirkung von Bescheidenheit, von Noblesse, — wie ritterliches Degensenken. Es war ein Auge, werth des alten Spruches, daß sich die Götter an ihren Augen verrathen!

Fend war nicht wenig verliebt in dieses Kind. Wenn Ein Mensch auf Erden — seine „Mosi“ hätte ihn bessern müssen. Aber so wahr ist es, daß keine Natur über sich selbst hinaus kann. Dies gallichte Herz milderte auch die Vaterliebe nicht. Er liebte ohne Gegenliebe, dürften wir sagen, wenn es der Gebrauch hier erlaubte. Aber wie hätte sie ihn glücklich gemacht, diese Gegenliebe! Denn der verworrene Mann, welcher so schlecht den Ton der Weiblichkeit traf, welcher nur martern konnte, wo er wohlklingen wollte, hatte im Innersten seiner Natur trotzdem einen starken Zug nach der Weiblichkeit, wie schon sein Auge einen starken Sinn für die Schönheit. Sein schönes Kind hätte die Freude seines Alters sein können, wäre es ihm nur halbwegs möglich gewesen, selbst auch Wein zur Freude da zu sein. Wenn er sein süßes Blondinchen auf den Knieen wiegte — der stattliche Mann das rosige Mädchen — wie das schon im Aeußeren ein glückliches Bild gab! Wäre ein Maler, etwa ein Münchner Idealist, das Lechthal dahergepilgert, er hätte die Gruppe, zumal in einiger Aufregung genossenen „Vintschgauers“ oder sonst in gelinder Reisekrausspiration

gar leicht als ein Modell für „Zeus und Hebe“ zu Mappe gebracht. Denn das muß wahr sein, der Fender war trotz seiner Fünfundsechzig ein prächtiger Mann. Er war von hoher Statur, starken Knochen, aber auch kernigem Fleisch. Seine gerade Tirolernase stand ihm fast edel zu Gesichte und seine buschigen Augenbrauen und seine strenge Stirnfalte beherbergten, wie ihm Jedermann ansah, Blitz und Donner genug. Dazu trug er sein kahles Haupt mit einer sorgfältig gearbeiteten schwarzen Perrücke bedeckt; ja, der eitle Mann pflegte sogar seinen fuchsrothen Vollbart mit Höllenstein schwarz zu färben. Wer hätte das Zeusmodell verachtet?

Aber gar bald war diesem Zeus seine Hebe entwachsen. Als Hermosa zu denken anfing, als es mit Zucker und Obst, mit schönen Puppen und hätschelnden Worten nicht mehr gethan war, da hatte Fend ihr nichts Besseres zu bieten. Da zeigte es sich, daß dieses Herz nichts lieben könne, als sich selbst, daß es Liebe nicht erwerben, sondern nur ertrotzen oder erzwingen könne, kurz daß seine Liebe nur in der Form der Tyrannei sich ausließ. Und da war Fend mit seinem Lieblingskinde noch unliebkoster dran, als mit seinen übrigen Hausſclaven. Hermosa wußte weder so edel zu resigniren wie ihre Mutter, noch so schüchtern zu dulden wie ihre Schwester. Sie war eine rechte Kriegsgöttin. Aufgewachsen wie ein Soldatenkind zwischen Kampf und Sturm, zitterte sie vor keiner Attaque weder in der Vertheidigung noch im Angriffe.

Ja, auch in Anarine! Denn sie stand nicht nur für sich selber ein, sondern wie Fend sagte: „sie verbrannte sich auch das Maul“ für Mutter und Geschwister. Was sie nämlich zuweilen in den Harnisch jagte, — die Härten des Vaters hatte sie noch ertragen, — aber seine Winkelzüge, seine diplomatischen Falschheiten, womit er nach dem bekannten Despotengrundsatz: „Theile und herrsche“ den Familienraum zu spalten suchte: das litt ihr keine Nachsicht. Da riß sie hin, wie die Trompete ein Kriegspferd. Immer vom Neuen übereilte sie sich in solchen Fällen. Wie eine Pallas Athene stürzte sich dann unsere Blondine in den trojanischen Kampf; ihre feinen Nüstern schnoben vor Eifer, ihr blaues Auge sprühte wie Zunder und ihr Stumpfnäschen, das sie vom Papa hatte — zwar bei heiterem Himmel nicht sichtbar, — zuckte dann auf und gab ein Donnerwetter — nicht zu verachten! Auch ihre Stimme, wir müßten es lügen, sagten wir ihr die Flöte der Nachtigall nach; und ihre Bewegungen, rasch und stark wie sie war, geriethen unwillkürlich heftiger, als sie vielleicht selbst wollte: Fenster klirrten, Thüren Teller und Tassen zitterten für ihr Dasein. Da kommt der Wurgengel! pflegte dann Fend zu sagen, dem solche Wildheit eigentlich gar nicht mißfiel; erkannte er doch sein eigenes Blut darin! Nur schade, daß es sich gegen ihn selber wendete. Wie oft bot er Hermosen seine Allianz an! Wir Zwei könnten das Lechthal unterjochen! sagte er, wenn er bei guter Laune war. Aber

Hermoſa wollte kein Joch, ſie wollte nichts als das Recht. Und Fend wollte nur ſeinen Uebermuth. Das gab freilich keine Allianz!

Die beiden Töchter, wir ſagten es ſchon, waren größtentheils nach ihren Vätern geartet. Der Knabe Ivo dagegen ähnelte der Mutter im Aeußern wie im Gemüth. Er war von einem leicht erregbaren Nervenleben, das viele Nahrung und viele Ruhe brauchte. Er kletterte, turnte, tollte und jagte ſich ab, er trieb alle Leibesſpiele mit einer Leidenſchaft, wie nur die kräftigſten Knaben thun können; ebenſo vertiefte er ſich aber Tage lang in ſeine Zeichnungen, Bauplane oder andere Kunſtſpiele, war dann wie todt für die Außenwelt und keine Verſuchung zu Luſt oder Jubel übte einen Reiz auf ihn. Die Mutter beobachtete dieſes Weſen mit einer ahnungsvollen Theilnahme; wußte ſie doch aus vielen Künſtler-Biographien, daß bedeutende Naturen ſo angelegt waren; der Vater dagegen ſah nichts darin, als nervöſe Weibercapricen und ſtörte den Knaben beſtändig. Der Gelegenheit, Unrecht zu erfahren, ging Ivo gern aus dem Wege, aber nicht aus Furcht vor den Andern, ſondern aus Furcht vor ſich ſelbſt und der tiefen Erregbarkeit ſeiner eigenen Natur. Der Vater verſtand dieſen Zug nicht und nannte ihn feig. Geſchah ihm aber wirklich ein Unrecht, ſo konnte er es weder ſo ergeben verſchmerzen, wie Euſebia, noch ſo ſchlagfertig hinwegwirbeln wie Hermoſa, ſondern er ſtand ſtumm, wurde blaß und eine Thräne

trat ihm ins Auge. Nicht jacher Zorn überkam ihn, aber eine Verachtung gegen den Thäter, welche tief ging und nachwirkte, und wenn er oft nach Tagen darüber gefragt wurde, so sprach er sein Herz mit einer Furchtlosigkeit aus, welche freilich nicht Feigheit war, sondern unerbittliche, unverjährte Strafe des Unrechts. Diese pünktliche, nie stillstehende Gerechtigkeitsuhr war dem Feuder eigentlich das Fatalste in seinem Hause. Es war ganz das Bild der Mutter, nur daß sie gelernt hatte, die Uhr zu verhängen. Mit einer andern Eigenschaft Ivo's fuhr der Feuder schon besser. Der Knabe war so unfähig an Betrug zu glauben oder auch nur den Begriff davon zu fassen, daß er mit einer Leichtigkeit, welche wie Geisteseinfalt aussah, in jede Falle ging, welche man ihm und mit seiner Hülfe Anderen stellte. Deshalb nannte ihn Feud, wenn er ihn nicht „feig" nannte, zur Abwechslung „dumm", aber er profitirte davon. So fühlte sich Ivo frühzeitig vom Vater verkannt und von der Mutter verstanden. Mit dem Instinkte der Sonnenblume, welche gegen Süden sich wendet und nicht gegen Norden, wendete er vom Vater sich ab und der Mutter sich zu. Feud hatte bei der Geburt eines „Buben" auf die Verstärkung des männlichen Princips im Hause sich vergebens gefreut. Auch der Bube ging den Weg, welchen unter seinem Scepter, und hätte er ein Dutzend Kinder commandirt, unnachsichtlich Alles gegangen wäre.

Das war das Innere des Lechthaler Feenschlößchens.

Drittes Capitel.

Nun war es eines Tages im März. Die Familie wohnte in Innsbruck und die Jugend derselben plagte sich, wie es ihr Loos im Winter war, Lehrstunde an Lehrstunde. Die Musikstunde kam. Man hörte die Glocke ziehen, Schritte über den Corridor, ein Klopfen an der Thüre. Aber das Alles klang heute anders als sonst. Wirklich stand, als Jemand sein Herein! gerufen, eine fremde Person im Zimmer. Es war nicht die kleine eckige Figur des Meisters mit dem blauen Aeuglein, dem verwaisten Haarbüschel auf der Platte, den hängenden Backen und dem kurzen Halse zwischen den Vatermördern. Sondern ein junger Mann trat ein, mit muntern Schritt und leichten Geberden. Von Natur zwar gedrungen, aber doch mittelgroß, den Kopf mit Haaren bewaldet, welche er über die Stirn zugestrichen trug, das Auge blau, und in Auge und Mundwinkel einen Zug, einen klugen lächelnden Zug, einen Ausdruck von Heiterkeit, wie ein Mensch, welchem beständig gute Einfälle im Sinne

liegen. Es lag etwas Jugendliches, Studentisch cordiales in diesem Zug, obwohl die Jugendschmalheit seines Gesichtes einer Contour schon von reiferer Fülle zu weichen angefangen. Es war ein Gesicht mit einer Art humoristischem Naturgefühl. Es drückte die „gute Laune“ aus, welche Goethe als Tugend fordert. Wenn sie der Philister hat, so hat er sie mit dem Laster der Selbstgefälligkeit und ohne Anflug von Menschenliebe und Menschenfreude.

Der junge Mann erklärte sich mit wenigen Worten als den Sohn des Claviermeisters. Der Papa habe einen heftigen Märzenschnupfen bekommen und bitte um Entschuldigung. In solchen Fällen pflege er dem Papa als Erfatzmann auszuhelfen, so weit es seine Bureaustunden erlaubten.

Der Fremde schnitt ein Gesicht und brummte: Hoffe, der Herr Vater soll bald wieder gesund werden. Bin ein Gewohnheitsmensch! Dann erhob er die Stimme und rief mit einem Tone, welcher seinen Verdruß über die gestörte Gewohnheit deutlich verrieth, ein grämliches „Mosi!“ in die Zimmer hinein. „Mosi!“ wiederholte er barsch und ungeduldig, als das Mädchen nicht gleich geflogen kam. Der Fremde probirte einstweilen den Flügel.

Da brauste es auf einmal wie Sturmesnahe und eine Stimme drohnte: Da bin ich schon, brennt's wo? Herein trat sie mit gezücktem Stirnfältchen und einem

trotzigen Kriegerblick — der Würgengel. Der Fremde schaute verwundert. Er schüttelte den Kopf und auf der Stirn stand ihm geschrieben: das ist ja eine wahre Berserker-Familie!

Es hatte aber Hermosa bei der letzten Clavierlection den Meister gebeten, er möge doch eine Viertelstunde später kommen und sich an das Murren des Papas nicht kehren; sie könne ja gar nicht zu Athem kommen. Daher ihre Hestigkeit, als sie heute so pünktlich wie sonst gerufen wurde. Wie vorschnell sie aufgewallt, sah sie freilich, indem sie den Ersatzmann sah, aber wenig gewohnt mit Fremden umzugehen, kam sie nicht sobald wieder zu ihrer Unbefangenheit.

Sie setzte sich ans Clavier. Ich übe diese Sonate von Haydn, sagte sie kurz, und fing zu hantiren an. Sie spielte lahm und zerstreut. Der Tausend, rief der Ersatzmann, ein so rasches Blut und ein so schleppendes Tempo! Resoluter! Es ist ein Allegro! Er spielte ihr's vor. Aber Hermosa hörte kaum. Das „rasche Blut" ärgerte sie. Sie wurde roth und biß die Lippen. Sie schämte sich, wie wild sie hineingestürmt; meinte aber doch, einen Clavierlehrer gehe das nichts an, sie stehe nicht unter seiner Zucht. Kurz und schnippisch antwortete sie: der Papa hat's so gespielt. Der junge Mann sah sie lachend an und brummte: Münchhausen!

Im Scherzo kamen sie an ein Pizzicato, dessen Vortrag gleichfalls getadelt wurde. Das klingt ja wie die

Hühner picken, sagte der unbefangene Mentor. Da muß Nuance hinein. Licht und Schatten. Betonen Sie den Auftact und das Uebrige — diminuendo. So! Er spielte ihr's vor. Aber Hermosa, welche den „Münchhausen" wieder übel genommen, trotzte verstockt: der Papa sagt just das Gegentheil. Ganz gleicher Anschlag! Eine Note wie die andere! Mit einer Nonchalance ohnegleichen antwortete der Weißer: Meinethalben! Aber sehen Sie, Fräulein, wir sind eben junger als der Papa. Die Stelle ist schon an sich veraltet; so wie Sie sagen, würde sie gänzlich flop. Und mit einem satyrischen Lächeln setzte er hinzu: Ich höre, im höheren Clavierunterricht ist mein Papa schwer zu ersetzen.

Auf Einmal schoß Freud, welcher bis dahin ruhig seine Vogel gefüttert hatte, aus Clavier. O ich Tuselitis, rief er, ich Gottlieb! Was für ein Licht geht mir auf! Nun Gott, sind Sie gar nicht der Sohn vom Fallet? Heda, reden Sie, Sie feiner Mensch! Sie Neumodischer! Sie Andersmacher! Wer sind Sie denn eigentlich? Reden Sie! Weisen Sie sich aus!

Das ganze Zimmer war wie versteinert bei diesem Angriff. Der Fremde sprang auf, Hermosa warf das Clavier zu, und Frau Ottilie, welche gleichfalls anwesend war, wurde blaß bis unter die Schläfe. „Aber Franz," rief sie, „was fällt Dir doch ein! Wie übereilst Du Dich wieder! Das ist ja unerhört!"

„Was? Bist Du einverstanden? Habt ihr's zu

ſammengezwirnt miteinander? Mordelement, ich will wiſſen, wer in mein Haus kommt! Jeder Landſtörger, jeder Lotterſtudent könnte da kommen und zu den Maiden ſitzen. Wie leicht iſt's ausſpionirt, ob Einer den Schnupfen hat! Nun, werden Sie reden? Wer ſind Sie?"

„Wollen Sie ſo gut ſein und mit mir nach Hauſe fahren? Bitte nach einem Wagen zu ſchicken. Ich bin bereit."

Der Fender ſtand betroffen; man ſah, wie ſeine Gedanken im Gehirne ſtotterten, um etwas zu ſagen, was ſie ſelber nicht wußten. Zuletzt ſagten ſie gar nichts, er warf die Hände auf den Rücken, ſtieß mit dem Fuße die Thüre vor ſich auf, welche Hermoſa nur angelehnt hatte und verſchwand in die Wohnung.

Der junge Sallet ſtaunte ihm ſprachlos nach. Er griff wie im Traume nach ſeinem Hut; Frau Ottilie ſagte mit müder Stimme: „Nicht wahr, Sie entſchuldigen uns? Ich bitte Sie, ſprechen Sie von den Leiden dieſes Hauſes nicht weiter; die menſchliche Geſellſchaft ſtoßt uns noch gar aus. Adieu!" Der Andere murmelte ein paar Worte und war verſchwunden.

Als Feud wieder zurückkam, ſagte er verwundert: „Nun, iſt er fort? Das nenne ich empfindliche Leute!"

„Empfindlich? Hätteſt Du ihm ein Radſchuh an den Kopf werfen ſollen?" antwortete Ottilie kalt.

„Ein Radſchuh? Was heißt das? Ich werde den

Maidenjägern doch aufpaſſen dürfen? Ich werde doch ſehen dürfen, wer nach meinem Gelde ſtreicht?"

„Sei ganz ruhig. Wer uns ein paarmal beſucht hat, der meidet uns wie Gezeichnete. Die Mädchen werden ſitzen bleiben, trotz all' deinem Gelde."

Euſebia, welche bisher an dem Fenſter geſeſſen und emſig in einen Rahmen hineingeſtickt hatte, ſah plötzlich auf. Das vierundzwanzigjährige Mädchen hörte dieſe Worte mit offenem Munde. Ganz neue Gedanken, ſah man, gingen ihr auf. Als Fend ſie aufforderte, ihm Recht zu geben, that ſie es nicht, ſondern ſchwieg mit einem Ausdrucke, welcher bei ihr mehr als ſonſt anti-Fendiſch war.

Dieſer Zwiſchenfall, wie peinlich er war, wäre vielleicht nicht merkwürdiger geweſen, als hundert ähnliche dieſer Art, wenn er den Gemüthern nicht doch einigen Eindruck hinterlaſſen hatte. Euſebia, wie geſagt, wurde nachdenklich und ſelbſt Fend ſchien ſich zu beſinnen, ob ein Vater, welcher Junggeſellenvater werden ſollte, nicht doch Rückſichten habe. Es war vielleicht zum erſten Male, daß ihm dergleichen einfiel.

Wenigſtens war es zum erſten Male, als bald darauf das Lechthaler Landhaus bezogen wurde, daß ein Menſch in das Haus kam, welcher es darin aushielt. Dieſer Menſch nannte ſich Gordian Früll.

Es war ein Burſche in der Blüthe der Flegeljahre. Er hatte rothliche Haare und Sommerſproſſen, welche

ſo ſtark waren, daß ſie wie Flecke ausſahen. Sein Auge war ſtarr und ausdruckslos, wie zwei Glaskugeln, ſein Hals lang, ſeine Handwurzeln grob, ſeine Füße breit. Er ging und ſtand ungeſchickt, und wenn er ſaß, ſo bediente er ſich immer der Rücklehne. Er ſprach wenig, ſeine Stimme klang nach einer ſtarken Lunge, aber verengten Kehle. Zuweilen brach der Ton gänzlich ab, dem er dann glucksend nachſchnappte. Kurz, es war ein Jüngling „für's practiſche Leben", wie die Leute ſich ausdrückten; Ideeles war nämlich nichts an ihm.

Dieſer Adonis machte an einem der regneriſchen Maitage, von welchen wir Eingangs geſprochen, dem Fenderhauſe ſeinen Beſuch. Er kam von Holzgau, wo er zu Hauſe war, in einem Cab vorgefahren und machte Herrn Fend ſeine Aufwartung. Er war der Sprößling eines reichen Lechthaler Hauſes, hatte in einem Exportgeſchäft am Rhein zwei Jahre als Volontair practicirt und verſpüre nun Luſt, ſagte er, es auf eigene Hand zu verſuchen. Vielleicht ſchon im Herbſt „mache er hinüber." Für den Sommer ſei er ins Lechthal heimgekehrt, zum Abſchiede von ſeinen Großeltern, welche er beerbe. Daneben wäre es eine ſchöne Gelegenheit, mit dem „Herrn Nachbarn" über Amerika ſich ein Bischen zu inſtruiren. Ob er ihn alſo beſuchen dürfe?

Fend war ſehr geſchmeichelt. Es war ihm ſchon lange nicht begegnet, daß ihn Jemand nach ſeiner verſchimmelten transatlantiſchen Weisheit fragte, vielmehr

mußte er ſie mit einiger Zudringlichkeit an den Mann bringen. Daß neueren Datums durch die Literatur eine Maſſe Wiſſen ins Volk gedrungen, ärgerte ihn nicht wenig, wie denn ſeine eigenen Kinder aus Büchern, welche er „dummes Zeug“ nannte und mit Vorliebe Lügen ſtrafte, Vieles wußten, was er ſelbſt am Ladentiſch und in Hafenkneipen niemals erfahren. Dazu war Früll ein gewichtiger Name. Seine Großeltern waren reich, Gordian ihr einziger Erbe. Kurz, Fend empfing den „ſcharmanten Menſchen“ mit Auszeichnung. Er war voll Aufmerkſamkeit für ihn.

Die Regentage begünſtigten eine faſt winterliche Geſelligkeit. Früll kam gewöhnlich ſchon Nachmittags herangefahren und half dem Papa rauchen, zechen und Tomma ſpielen. Die Converſation über Amerika verſparte ſich Fend weislich bis zum Thee, um auch vor der Familie dann zu glänzen. Das glückte ihm zumeiſt mit Ivo, dem zwölfjährigen Knaben, welcher in der Robinſon Crusoe Periode ſtand und viel zuhörte und d'reinfragte. Die Frauen verhielten ſich ſchweigend. Sie umfaßten mit irgend einer Arbeit in der Hand den Tiſch und beſtellten dazwiſchen Teller und Gläſer. Früll aß die Teller leer, trank die Gläſer aus und ſchien gar nicht zu bemerken, woher das Alles komme. Er unterhielt ſich faſt ausſchließlich mit Fend; die Frauen waren ſo gut wie abweſend für ihn.

Ein einziges Mal in acht Tagen brachte er es dahin,

Hermosen anzureden. Es war von der Nationalhymne der Amerikaner, dem unwiderstehlichen Yankee-Doodle, die Rede. Früll wünschte ihn zu hören. Er öffnete den Mund und sprach zwischen den Trümmern eines halb zerkauten Schinkenbrotes heraus: Sie sind ja eine große Künstlerin am Clavier; möchten Sie ihn nicht spielen, Fräulein Hermosa? Es wirkte ungeheuer komisch auf Hermosen, daß sie im Namen einer großen Künstlerin aufgefordert wurde — einen Gassenhauer zu spielen! Denn ein solcher ist bekanntlich der Yankee-Doodle. Mit derbem Muthwillen antwortete das Mädchen: Spielen könne sie ihn nicht, sie habe so eben ein Rheuma im Handgelenk, aber pfeifen wolle sie ihm — den Yankee-Doodle. Und nun stand sie auf und pfiff das Lied frisch vom Schnabel weg und schlug mit den Händen den Tact dazu, so lang sie es vor Lachen aushielt. Früll aber zeigte sich ganz zufrieden mit dem Tausch und ahnte nichts Arges.

Als er fort war, ließ Fend Hermosen hart an. „Das bitte ich mir aus, daß Du mit dem Menschen manierlich umgehst. Er ist eine viertel Million schwer!" — „Er ist mir für eine ganze Million zuwider!" sagte Hermosa mit ihrem raschen Zünglein. Aber Fend wurde zornroth, ballte die Faust und schrie: „Laß mich das Wort nicht noch einmal hören, Du Pfott!" — Hermosa sagte nichts mehr.

Was hat doch der Papa mit dem Hansen? dachte

ſie im Stillen bei ſich. Er, der ohne Unterſchied von Rang und Namen alle Welt bruskirte, — wie kam er auf einmal zu dieſer empfindlichen Parteinahme für Krüll? Und was ging ihn die Viertelmillion an? Es fiel ihr auf.

Und nun erinnerte ſie ſich, daß ſie den blödäugigen Rothkopf ſchon einmal geſehen. An der Lechbrücke war's. Sie ging hinab ins Dorf, es hatte geregnet und eine Pfütze lag vor ihr. Krüll ſtand drüben bei ſeinem Cab, einen ſchottiſchen Plaid um die Schultern gewickelt. Der Schwengel könnte mir wohl ſeinen Plaid vor die Füße breiten, dachte ſie mit einer romantiſchen Erinnerung an Walter Scott, den ſie ſoeben zur Uebung im Engliſchen las. An die ritterliche Höflichkeit Sir Walter Raleighs dachte ſie nämlich, welcher der Königin Eliſabeth genau den nämlichen Dienſt geleiſtet und wodurch er ſein Glück gemacht. Aber der Lechhalder Bauernſohn hatte nicht im Entfernteſten eine Anwandlung von normänniſcher Galanterie; er ließ das Mädchen ſich ruhig mit der Pfütze herumſchlagen und glotzte nur zu — wie viel von ihren weißen Strümpfen bei dieſer Gelegenheit ſich enthüllen möchte. Tags darauf kam er am Fenderhaus angefahren — und bat ſich Unterricht über Amerika aus.

Der kommt um dich, combinirte ſich nunmehr die ſchöne Blondine. Und der Vorwand, den er dazu genommen — wer hätte es ihm angeſehen? war gar nicht ſo dumm. Der Papa inzwiſchen merkt ſeine Abſicht,

oder hat sich der Blöde selbst schon erklärt? Kurz, der Papa protegirt ihn. Daher seine zornige Empfindlichkeit. So hängt das Alles zusammen.

Von dem Augenblicke dieser Reflexion an empfand Hermosa jenes ironische Mitleid für Früll, welches ein plumper Liebhaber munteren Schönen einzuflößen pflegt. Sie widmete ihm eine Art satyrisch leidenschaftlicher Aufmerksamkeit. Sie legte ihm, wenn nicht die besten, doch die größten Brocken vor, sie goß ihm die stärkste Quantität Rum in den Thee, sie zündete ihm dienstfertig die Cigarre an und wenn von Funken und Asche des Fidibus etwas auf ihn fiel, was sie regelmäßig einzurichten wußte, so patschte sie ihn mit großem Eifer rein davon, aber so, daß die Patschhändchen ziemlich directe Prügel waren. Der Papa war aufs Angenehmste überrascht von diesem prompten Gehorsam seiner Tochter, Früll stierte mit einer Art wonnevoller Verlegenheit drein und Eusebia hatte Blicke der innigsten Eifersucht für ihre schönere Schwester. Das blasse Mädchen gewann den Muth, mit Hermosa zu wetteifern, Hermosa ihrerseits carrikirte noch ärger und der arme Früll hatte keinen Augenblick Ruhe mehr.

Frau Ottilie allein erkannte die leicht erkennbare Ironie Hermosens. „Hüte Dich", sagte sie, „aus Scherz wird Ernst, man nimmt uns gar leicht beim Worte!" — „Das möcht ihm rathen!" rief Hermosa drohend. „Und Du selbst", fuhr die Mutter fort. „Die Geduld solcher

Puppen rächt uns zuletzt; wir sind gar schwach und fangen uns selbst in den Schlingen unseres Uebermuths."

Aber Hermosa war noch zu unerfahren, um solche Winke zu würdigen. Man muß doch auch seinen Spaß haben in diesem traurigen Hause, dachte sie leichtblütig und die Gelegenheit dazu schien ihr so harmlos!

Und traurig war es wirklich dieses Haus, darin hatte sie Recht. Sonnenschein und Regen wechselten schnell im Fenderhause; jeder Tag brachte ein anderes Wetter.

Viertes Capitel.

Da geschah es, daß ein melancholischer Pfarrvicar oder Curat, wie er in diesen Gegenden hieß, während es einen Maitag um den andern trostlos zu regnen fortfuhr, sich ganz erbärmlich und unvernünftig langweilte. Der arme Pater Anselm saß zu oberst auf der Madelergabel in einem wilden Hochalpenthale zwischen einem Schock Köhlern und Holzschlägern, welchen er fünftausend Fuß über dem Meere das Evangelium predigte. Ein entsagungsvoller Dienst! Andere Curaten lieben zwar auch ihren Beruf, aber unbeschadet ihrem christlichen Glaubenseifer trachten sie gar sehr von solchen Posten hinweg und zu den runden Bäuerleins in die fetten Blachfelder hinab; denn, meinen sie, auch in der Apostelgeschichte wird das Christenthum auf den lachenden Ebenen Syriens gepredigt und keineswegs auf Alpenhöhen, wo Schneelawinen gehen und der Hafer im September noch grün steht. So apostolisch nun dachte Pater Anselm nicht. Er war einer jener stillen welt-

schenen Gemüthsmenschen, welchen es just recht ist, wenn man sie einsam und vergessen in irgend einem Winkel fortvegetiren läßt, in einem lebendigen Grabe, wohin sonst keine Christenseele mag. Er war schon zufrieden, wenn er für die acht Monate, wo er eingeschneit saß, Bücher und Zeitungen von nah und fern zusammen schleppen konnte und in den Sommermonaten einen „gebildeten Zuspruch" bekam.

Mit dem gebildeten Zuspruch aber meinte es der ehrliche Mann buchstäblich. Er hielt es keineswegs schon für Bildung, wenn man in der Herrenstube statt in der Gaststube Bier trank, wenn man einen Sechser statt einen Pfennig beim Tarok in die Poule setzte, wenn man die Linzer Fruchtbörse oder den Augsburger Courszettel studirte. Taber ihm die Honoratioren von Thersthof oder von Holzgau keineswegs genügten. Er hatte höhere Bedürfnisse, der gute Curat. Er liebte die Wissenschaften und war besonders in Theologie und Philosophie stark, welche er eifrig mit einander vermittelte. Er selbst hatte große Wahrheiten auf diesen Gebieten entdeckt, empfand das lauterste Vergnügen über sie und fühlte sich nicht gestört davon, weil er es einfach nicht wußte, daß die meisten seiner Lehrsätze schon seit hundert Jahren behauptet und seit neunundneunzig widerlegt waren. Belesen wie er war, glaubte er die Schlachtlinie der Wissenschaft ganz aufgerollt zu überblicken, wie denn auch wirklich der nachzugehende Marodeur, je weiter er

zurückbleibt, umsomehr an Ueberblick der Massen gewinnt. In diesem Sinne beherrschte er wirklich seinen Gegenstand. Ja, und hätte die Wissenschaft ihre Front verändert und die berüchtigte „Umkehr", welche damals gefordert wurde, im Ernste gehalten, wer sonst wäre an ihrer Spitze gestanden, als der gute Pater Anselm von der Madelergabel? Es lag also ebenso gut an der Stellung der Wissenschaft zu ihm, als an der seinigen zur Wissenschaft, wenn das, wo er stand, zufällig die Kehr- statt der Frontseite war.

Jedenfalls hatte er über sein „System" viele Manuscripte zusammengeschrieben, welche er zwar, um sich weder in Rom noch in Berlin Feinde zu machen, erst nach seinem Tode der Oeffentlichkeit bestimmte; bei Lebzeiten aber wünschte er wenigstens einigen Auserwählten diese Geistesschätze zu genießen zu geben. Solch' einen Auserwählten womöglich einen Sommer lang bei sich zu beherbergen, war daher seit Jahren sein Wunsch gewesen. In diesem Sinne hatte er unablässig an alte Studienfreunde geschrieben, ganz besonders fleißig aber in den verzweifelten Regentagen des diesjährigen Mai. Mit einem eigenthümlichen Instincte der Bescheidenheit sprach er dabei nicht von den Manuscripten, sondern blos von den Forellen, welche im Virgsbache und in den übrigen Quellen der Iller von Sehnsucht, verzehrt zu werden, verzehrt würden. Letztere Wendung war sein Eigenthum.

Des armen Einsamen erbarmte sich zuletzt wirklich eine gutherzige Seele. Er war ein Beamter in Innsbruck, welcher ihm versprach, ein paar Wochen seines Urlaubs bei ihm zu verbummern. Es war Felix Sallek, der Sohn des Innsbrucker Clavierm[illegible], welchen wir kennen.

Mit den nothigsten Sachen in einer Waidtasche, den Bergstock in der Faust und seinen alten Studentenmuth im Herzen, machte sich in den letzten Tagen des Mai der junge Mann auf den Weg. Er fuhr von Innsbruck nach Zirl, wo er übernachtete, um gleich mit den Frühesten des folgenden Tages über die Höhen ins Lechthal zu gehen. Jenseits im Lechthale am linken Ufer des Flusses, strichen die Abhänge der Madelergabel.

Der Tag fing aufs schönste an. Im Nu stand er mitten im Hochgebirge. Greifbar nahe lagen sie alle um ihn her, die mächtigen Riesstöcke, welche den Raum zwischen Inn- und Lechthal einnehmen: die Silberspitze, der Zwölferkopf, der große und kleine Berg, die Grieselspitze, die Wetterspitze, der große Hanliskopf, der Muttenberg. Auf dem letzteren konnte er mit seinem „Fernspiegel“ sogar die trigonometrische Säule erkennen, welche in einer Höhe von 8755 Fuß, ein weitgesehenes Wahrzeichen, stand. Und über den Zwölferkopf winkte die Madelergabel herüber und hinter dieser der Hochvogel, der Watzerkarl, und die ganze Reihe der baierischen Grenzalpen, in deren schneereiche Felsenrisse die helle Morgensonne hineinsichien. Er selbst stand auf der

Höhe der Hengſtſpitze. Hoffnungsvoll berechnete er, wie viele Stunden ſeines Voranſchlags er noch erſparen würde, und verzehrte in guter Raſt einen nahrhaften Imbiß dazu.

Aber mit dieſen erſten Stunden war auch das Glück der Wanderung zu Ende. Auf dem Uebergang von der Hengſtſpitze zum Zwölferkopf verirrte ſich Felix. Er fand die Einſattelung eingeſchneit, denn das langwierige Regenwetter der Niederungen war im Hochgebirge Schnee fall geweſen. Zwar juſt die höchſten Spitzen hatten Wind und Sonne wieder frei gemacht, aber Mittelſtriche wie dieſer Bergſattel, waren ihm öfter als einmal als Schneefelder vorgekommen. Ein ſolches lag ihm auch jetzt über dem Wege.

Er ſtutzte billig, da hinein zu waten, da aber Felsſchroffen und Zwergfichtenwald gar zu unwegſam die Ausbeugen verrammelten, ſo that er es doch. Er verzehrte einen großen Theil ſeiner Kraft daran. Von den Knöcheln zu den Knien, von den Knien an die Schenkel überkam ihn der Schnee immer höher. Eben ſo wenig war ein Ende davon abzuſehen. Zuletzt mußte er doch noch den Rückzug antreten und matt und müde ſich zu den gräßlichen Kletterverſuchen ſeitwärts über „die Schneide“ verſtehen. Darüber verlor er die Richtung, die Zeit, die Kraft. Er irrte ſtundenlang gänzlich erfolglos auf den Höhen und in den „Gräben“ herum. Keine Menſchenſeele begegnete ihm, nicht einmal in

der Ferne erlauschte er Stimmen, die er hätte anrufen können.

Einmal erfreute ihn schon der Anblick von menschlichen Wohnungen: er sah auf ein Dörfchen herab, welches seiner Karte nach Gramais sein mußte. Aber er sah es nur aus der Ferne. Hinter unzugänglichen Bergen lugte es hervor, schroffe Thalgräben schnitten ihn ab davon und der Wald stand überall, dicht wie zu Schanzkörben geflochten, wohin er die Richtung auch einschlagen wollte. Er gab es auf, dem Verstecke beizukommen.

Zuletzt fand er doch noch einen Wegweiser. Ein Kräutersammler aus Flirsch begleitete ihn an eine „Wildlale", welche, wie er sagte, einen Abfluß zum Nadauer Bach habe. Neben dem „Gerinn" sei ein Steig ausgetreten, der führe zum Lech hinab.

Damit war dem Verirrten fürs Erste geholfen.

Felix schlug den Pfad ein. Nach einer Strecke über durchweichten ebenen Grasboden neigte sich die Fläche und das trägsickernde Wässerlein sprudelte. Bach und Pfad drängten sich in eine leichte Einsenkung und diese, so weit vorwärts zu sehen war, baute sich bald zu einer mächtigen, stark abfallenden Thalgasse aus.

Die Sonne warf schon ihre längsten Schatten. Einem Berghorn um dem andern sagte der Wanderer Lebewohl, denn mit jeder Minute gings tiefer. Die Luft dunkelte, wurde feucht und kühl. Der Bach an seiner Seite, von

zahllosen Zuflüssen geschwellt, erwuchs zum Strom. Das Thal war wie verschüttet vom Wasser, es zitterte unter dem Anprall der Wogen, welche wie aus Kanonen geschossen kamen. Millionen Geröllblöcke verengten dem Schwall seinen Abfluß, und der Tannenwald, welcher überall ins Wildbett hineinstand, büßte den Ueberdrang seines Wuchses, denn zu Hunderten lagen seine frischesten Schäfte geknickt im Wasser, die Wurzeln in der Luft, die Wipfel im Stromwirbel. Mit begeistertem Grausen ging Felix diesen Scenen entlang. Er verwunderte sich, daß sein Pfad nicht überschwemmt war, und erwartete es von Schritt zu Schritt. Aber an allen kritischen Stellen bog dieser unversehens ab und wandte sich aufwärts ins Trockene. Daran merkte der Wanderer, wie von Pfadfindern dieser Wasserstand längst in Betracht gezogen war, und wie das seinem Auge Ungewöhnliche als Regel und Herkommen in dieser Schreckenswelt galt.

Inzwischen war die Nacht völlig hereingebrochen. Die Dämmerung hielt hier nicht lange an; ihre sanft gemischten Halbfarben, so ausdauernd im Flachlande, flohen rasch und gleichsam entsetzt hinweg vor der grellen Kraft dieser brandschwarzen Waldschluchtschatten. Die Riesenscheiben der Berge verdunkelten sich gegenseitig und die Heerhaufen der Tannen schüttelten eine fast greifbare Finsterniß aus ihren dicht gedrängten Wipfeln herab.

Es war ein schlimmes Wandern. Felix wünschte langsam zu gehen, aber der abfallende Boden stieß ihn gewaltsam vorwärts. Es war ein Gang voll Schweiß, voll Aufregung. Der junge Mann sehnte sich nach einem Augenblick Rast, und da das regennasse Gras zum Sitzen unbrauchbar war, spähte er scharf nach einem wohlgelegenen Felsblock umher.

Da kam eine Strecke, auf welcher der Boden ebener auslief. Die lahmenden Glieder fühlten sich wie neugeboren und wunderbar wohl that's dem Ohre, daß der Bach endlich stiller floß. In flachen, tief bohrenden Wirbelringen furrte er leise dahin; sein Brüllen und Schnauben hallte oben und unten ferner. Hier laßt uns ausruhen! sagte sich Felix, zugleich stieß er gegen einen Baum, welcher vom Bache entwurzelt, mit seinem oberen Ende schräg in den Weg geschoben war. Auf diesen setzte sich Felix.

Aber was war das? In diesem Augenblicke sprang eine Gestalt auf, deren dunkle Bekleidung so völlig mit der Nacht harmonirte, daß sie in dichtester Nähe der Wanderer vielleicht übersehen hätte, wenn sie nicht just sich durch ihre Bewegung verrathen. Er glaubte, sie schluchzen zu hören. In hastiger Eile raffte sie ihr Kleid zusammen, und wendete sich zur Flucht. Felix hielt sie. Er stammelte theilnehmende Worte — auf einmal aber unterbrach er sich selbst: „Was sehe ich! Seh' ich recht? Fräulein Feud!" — Das Mädchen stutzte.

„Ach, Herr Sallek!“ Sie fuhr ſich verwirrt über das Geſicht — ſie hatte wirklich geweint.

Sallek drang mit freundlichen Fragen in ſie. Ach, es bedurfte des Drängens nicht! Hermoſa — denn ſie war es — brach mit Heftigkeit los: „Was ſoll ich hinter'm Berg halten? Sie kennen ja den Papa. Sie haben es ſelbſt erlebt. Welch' ein Aergerniß war es! Wir glaubten in die Erde zu ſinken. Ach, wären wir d'rinn! Wären wir fort von der Welt! Daß nur die Menſchen ſo ſein können!“

Und unaufhaltſam fuhr ſie fort: „Geſtern trug ihm der Wind den Hut in den Lech, den alten ruppigen Filzdeckel. Was thut er? Er ſpringt ihm nach, ins eiskalte Waſſer nach, bis an die Bruſt hinein, und holt ihn heraus. Nun liegt er zu Bette, hat ſich erkältet, huſtet. Er verlangt einen Thee. Der Arzt meint zwar, es wäre überflüſſig, aber der Papa medicinirt gern, und ſo verſchreibt er ihm was. Fenchelwaſſer, Holzabſud — was weiß ich! Alle Stunden eine Taſſe voll. Ich hatte mir im Hin- und Herrennen eine Falbe vom Kleid geriſſen, ſetzte mich hin und nähte ſie auf. Da war die Stund'. Der Papa ruft nach dem Thee. Sebi, ſag ich, trage den Thee hinein, ich habe zu thun. Geſchieht ein Lärm, daß ich denk', ein Locomotiv iſt geplatzt! Sie ſoll herein, augenblicklich herein! Was, ſie hat zu thun, die faule Dirn, die liederliche? Wenn der Vater krank iſt, knüffelt ſie an Kleidern, die nichtswürdige Dirn'? Iſt

das eine Zeit zu Putz und Eitelkeit? Das Dich der Donner! Heißt das wirthschaften! Den Vater verschmachten lassen, aber an der Schneidermamsell einen Sechser ersparen! O, du Rabenbrut, du Mörderbande! An des Vaters Leben den Kickerlohn ersparen! Herein soll sie nur! Auf der Stelle!

Ich fahre heraus, — macht mich der Mann herunter wie eine Zuchthausstrafe! Ich wurde wild und sagte: Hast Du nicht selbst Deine Gesundheit an ein altes Stück Fell gesetzt? Heißt denn das wirthschaften, an einem Tarokabend dreißig Gulden verspielen und einem alten Kind nachschwimmen, der keinen Zwanziger werth ist? Flugs mir die Tasse am Ohre vorbei, daß ich kein Aug' oder keinen Zahn mehr hatt', wenn ich wäre getroffen worden. Da will der Erdboden dieses Haus verschlingen! rief ich und rannte fort. Ich stürmte in die Nacht hinaus, zuletzt wurde ich müde, da saß ich am Wasser und weinte, und wäre die Mama nicht, ich wäre am liebsten hineingesprungen!"

Hallet verschämte Worte der Beschwichtigung, aber sofort unterbrach ihn Hermosa. „Es ist nicht möglich! es ist nicht möglich! Ein Lamm müßte wüthend werden. Das war ja nichts, was ich da erzählte! Nicht der hundertste Theil! Was der Mann Reden ausstößt! Ich müßte mich schämen, es zu wiederholen. Und die arme Mama! die ihm er auch noch herein. Hör' an, was

Dein sauberer Nestling da sagt. Ihr Geld verspiel ich. Ihr Mütterliches. Was hast Du denn gehabt, Frau Professorin, im Cattunröckchen? Was war denn Dein Reichthum? Die arme Mama! Wär's nicht ihrethalben ich liefe auf und davon."

Sallek sagte: „Nehmen Sie sich das nicht so zu Herzen. Betrachten Sie sein Temperament als eine Art Krankheit, wofür er selbst nicht kann."

Aber Hermosa antwortete: „Nun, dann ist's auch meine Krankheit, daß ich so zornig werde. Dann ist Alles Krankheit. Dann kann Niemand für seine Unarten."

Dagegen ließ sich nichts einwenden. Sallek schwieg und gewährte dem Mädchen den einzigen Trost, den er ihr geben konnte, — daß er sie austoben ließ.

Das war das Richtige. Hermosa wurde nach und nach ruhiger, wie ungestört Sallek sie anhörte. So kamen sie an den Thalmund hinab. Links lag Stockach, rechts am Berge blinken Lichter im Finstern. „Das ist das Fenderhaus, — das liebe Heim!" sagte Hermosa. „Ach, wer so fortwandern könnte! Wenn die Mama und der Ivo mitgingen, — die Sebi hält's eher aus, — ich möchte lieber hausiren gehen, als da hinauf. Gute Nacht!" sagte sie mit einer Art wehmüthiger Beneidung; — ihr Ton war fast weich geworden.

Sallek aber aber ging nach Sockach hinein, und dachte unterwegs, wie viel es wohl bedürfte, daß das

Mädchen in einer solchen Aufregung mit dem Nächst besten davonliefe? Und wenn dann alle Zungen in Arbeit wären, von dem ungerathenen Kinde zu sprechen, wie Vielen es wohl einfallen möchte, daß es auch — ungerathene Eltern gibt?

So betrat er seine Herberge und trotz seiner großen Müdigkeit dauerte es noch lange, bis er einschlafen konnte.

Fünftes Capitel.

Hermosa hatte zu Hause ihr Begegniß mit Felix erzählt. Frau Ottilie sagte zu ihrem Manne: „Da wäre es denn doch die simpelste Höflichkeit, daß man ihn heraufbäte. Er hat ohnedies noch eine Genugthuung von uns zu fordern.“ Der Feuder verzog den Mund. „Meinethalben“, murmelte er dann, „derweil ich fort bin, mögt Ihr ihm Eure Anstands-caressen machen. Ich werde ausgehen.“

Und ausging der kranke Mann in der That. Er, der gestern noch „verschmachten“ wollte, der zu Bette lag und medicinirte, war heute um keinen Preis zu halten.

Es trug sich nämlich zu, daß ein Fürstbischof durch's Lechthal reiste. Nun machte sich zwar Feud aus geistlichen und weltlichen Autoritäten nicht eben viel, ja, er sprach in der Regel als ein „Erzradicaler“ über dieselben. Gleichwohl brannte er jetzt vor Begierde, daß die Eminenz bei ihm einkehren möchte. „Man muß einen Unterschied machen“, sagte er gesinnungsvoll. Frei-

Ich that's ihm der Zufall zu Liebe, daß der alte Herr wirklich ein Mann war, welcher seinem geistlichen Kleide Ehre machte.

Fend fuhr also schon am Morgen der Eminenz entgegen. Frau Ottilie schickte ihre Magd zu Sallet nach Stockach hinab und bat ihn mit ein paar anmuthigen Zeilen auf eine Tasse Chocolade. Der junge Mann hatte diese Aufmerksamkeit erwartet und war darauf vorbereitet, ihr zu folgen. Er ging hinauf.

Die Hausfrau empfing den Gast mit Würde und Herzlichkeit. Die erste Unterhaltung war freilich nicht angenehm. Frau Ottilie fühlte sich gedrungen, dem Fremden über die Affaire vom Winter her noch ihre Entschuldigung zu machen und Sallet handelte tactvoller, sie anzunehmen als abzulehnen, weil er wohl fühlte, daß hier von Ansichten die Rede war, welche die Politik des Vogel Strauß nicht vertrugen, sondern, offenkundig wie sie waren, am besten sich selbst eingestanden.

Dies abgemacht, unterhielt man sich bald mit freierem Herzen. Sallet probirte den Flügel und rief sofort mit Entzücken: „Alle Wetter, der ist ja noch schöner als der Innsbrucker! Eine wahre Orgel! Aufs Solide versteht sich Herr Fend, die Gerechtigkeit wenigstens ist man ihm schuldig!"

„Mama!" rief Hermosa mit Blick und Ton einer lachenden Verzweiflung, und Frau Ottilie schlug schmerzlich die Augen empor. „Guter Gott", seufzte sie, „wenn

Sie wüßten, welche Praktiken es gekostet hat, um dieses Instrument ins Haus zu schmuggeln. Weder solid noch unsolid, gar keinen Flügel wollte mein Mann in der Lechthaler Sommerwohnung. „Die Kinder panken genug in Innsbruck, hier sollen sie Ruhe haben.“ Mir aber lag die Sache am Herzen, und so kundschaftete ich eine alte Dame aus, eine pensionirte Opernsängerin, welche, in Unterhosen, ihrem Geburtsorte, lebt und welche zuweilen in Geldverlegenheiten ist, da sie von einem leichtsinnigen Enkel ausgebeutet wird. Diese Frau veranlaßte ich, ein Darleihen beim Fender zu nehmen und ihm dafür ihr Clavier zu verpfänden. Natürlich nahm ich nicht ihr altes Spinett, sondern ich kaufte aus Eigenem diesen Flügel in München und unterschob ihn. Der Flügel steht da und gehört uns, aber der Fender darf es nicht anders wissen, als daß es ein Leihpfand der Sängerin ist, welches sie immer wieder zurücknehmen könnte, wenn sie je dazu käme, die Schuld abzuzahlen. Solche Manoeuvres braucht es, um in unserem Hause etwas anzuschaffen, was zu den feineren Erziehungsmitteln gehört;“ — und Hermosa setzte hinzu: „wärs ein Maserkopf ja; für Beethoven aber ist ihm ein Hadbrett noch viel zu gut.“

„Nun“, sagte Tattel begütigend, „fehlts am Hausherrn, so hat doch der Himmel für die Hausfrau gesorgt. Madame, ich mache Ihnen meine Hommagen für dieses Instrument.“ Und er küßte ihr galant die Hand.

Hierauf setzte er sich an den Flügel und phantasirte. Im Laufe des Spiels gerieth man über Beethovens Sonaten. Hermosa zeigte ihm mehrere Stellen, welche ihr schwierig oder unverständlich waren, und welche Sallet erklärte. Dieser merkte bald, daß das Mädchen keine Kunstschule habe und nur aufs Mechanische abgerichtet sei. Der „Stellen", welche er erklären sollte, wurden immer mehr. Manches spielte er geradezu vom Anfang bis zum Ende vor, denn erst im Vortrag des Ganzen, sagte er, erklare ein Theil den andern und werde der Styl auch des Einzelnen verständlich. — „Von dem konnte ich in einer Lection mehr lernen, als von dreißig in Innsbruck", flüsterte Hermosa ihrer Mutter zu, aber ihre Kehle war nicht schwindsüchtig genug, als daß es nicht auch noch Sallet gehört hätte. Dieser spielte nun wie animirt. Alles war Ohr und Seele.

Auf einmal hörte man Stimmen; eine dünne, zahnlose Greisenstimme rief aus: „Das ist etwas ganz Außerordentliches! Nur Beethoven selbst hat die F-moll-Sonate so gespielt. Es war bei Rasumofsky in Wien, und ich war noch Caplan. Herr Jend, wer ist der junge Mann?"

„Mein Claviermeister, Eminenz, mein Claviermeister. Ich hab' ihn von Innsbruck mit aufs Land genommen; die Kinder sollen was tüchtiges lernen. Nicht wahr, ein Künstler, Eminenz?"

„Ei, ei, Herr Jend, was für ein Schalk sind Sie!

Und von der ganzen Ueberraſchung ſagten Sie mir kein Sterbenswörtlein. Das heißt beſcheiden ſein. Im ganzen Tirol ſind' ich dieſes Inſtrument und dieſen Spieler nicht mehr."

„Allzu gnädig, Eminenz, allzu gnädig. Es freut mich, daß Sie mein ſchlechtes Haus nicht verachten."

Dieſer Dialog wurde von der ſo plötzlich überfallenen Gruppe am Clavier mit ſprachloſem Erſtaunen angehört. Fend warf dem jungen Mann flehentliche Blicke zu, daß er ihn nicht Lügen ſtrafe und während Frau Ottilie ſich erhob, um in aller Verwirrung den Fürſtbiſchof zu begrüßen, flüſterte Fend zu Sallet: „Freilich, freilich, Sie bleiben bei uns. Was wollen Sie auf Ihrer rheumatiſchen Wadelergabel? Sagen Sie Ja! Patſchchen her! Bitt' Sie um Leib und Liebe. Eingeſchlagen! Abgemacht! Sie ſind der Unſere. Was?

„Wir ſprechen noch davon", ſagte Felix wie im Traume. Und der Fürſtbiſchof trat zu ihm mit den Worten: „Liebſter, Beſter, laſſen Sie ſich nicht ſtören. Ich bitte recht ſchön, ſpielen Sie das Adagio noch einmal. Ah, wie Sie ſpielen! Meine ganze Jugendzeit ſteht vor mir!"

Was war zu thun? Enthuſiaſten ſind wie verbrüdert und Muſikenthuſiaſten zumal. Sallet hatte ſeine Freude an der Clavierfreude des alten Herrn und ſtörte ihn nicht in den angemaßten Täuſchungen Fends. Er ſetzte ſich vielmehr hin und ſpielte das Verlangte da capo.

Als er geendet hatte, blickte der geistliche Herr mit einem Wonneglanz seiner freundlichen Augen umher und seufzte verklärt: „Ah, die Kunst, die Kunst! Es ist doch die edelste Gottesgabe, die dem Menschen geschenkt ist."

„Das sag ich auch", rief Fend und rieb sich die Hände.

Frau Ottilie schlug das Auge zum Himmel und Hermosa blickte wild.

Der Bischof ließ sich hierauf eine Tasse Bouillon gefallen und erzählte von Beethoven und dem Salon Raimofsky. Er behandelte dabei Herrn Fend wie einen von der „Gemeinde", wie ein Kunstkenner den andern. Fend wimmte und drückte und steckte sich hinter Sallet, den er vorschob. Dieser allein rettete die musikalische Ehre des Hauses. Fend war ganz entzückt, wie Sallet Farbe bekannte, und überfloß von Freundlichkeit gegen ihn.

Nach einer Stunde war Alles vorbei. Man begleitete den geistlichen Herrn wieder nach Lend hinab, wo er sein Gefolge zurückgelassen und Herr Fend hatte seine Gastlichkeit befriedigt. Sallet's glänzende Hilfe dabei stimmte ihn himmelhoch und es ging ihm wirklich vom Herzen, als er den jungen Mann auf's cordialste beschwor, seinen Urlaub im Hause zuzubringen. Sallet aber, der seinen Mann bereits kannte, bezeugte wenig Lust, mit Zimmerkanonen sich einzulassen; ja, es schwebte ihm sichtlich eine ablehnende Antwort auf den Lippen.—

als er sich zufällig mit den Blicken der Frauen begegnete. Frau Ottilie sah ihn rührend, fast hilfeflehend an, und Hermosen's Blick sagte zwar nichts Directes, aber die Schönheit sagt immer etwas. Und Felix bemerkte, er bemerkte es gleichsam wie plötzlich: das junge Mädchen war wirklich schön! Verwirrt antwortete er dem Fender, er werde zwar im Lechthale nicht wohnen, denn der Curat habe sein Wort und das müsse er halten, aber er wolle mit Vergnügen ein parmal in der Woche herüberkommen. Das Versprechen war schnell heraus. Und ehe er sich's versah, drückte er sich mit dem Hausherrn, der Hausfrau und den Kindern die Hand, und — war gebunden. Nachdenklich ging er von hinnen.

Zur Wanderung auf die Radelergabel schien der heutige Tag schon zerstückt. Ueberdies konnte er den Rest desselben nützlich verwenden, indem er Reparaturen besorgen ließ, welche der Gewaltmarsch von gestern nöthig gemacht. Er blieb daher für heute in Stockach.

Das Fender Hans benützte diese Gelegenheit und bat ihn auf den Abend zum Thee.

Zallek kam. Das Haus war glänzend besucht. Er fand die Honoratioren der Nachbarschaft mit Frauen und Töchtern versammelt und sah auf den ersten Blick, daß Fend sich ein Fest gegeben, und mit dem Besuche des Bischofes, dem großen Ereigniß des Tages, sich gehörig bewundern ließ. Die Rolle, welche unter den geldstolzen Bauern Capitalisten Zallek selbst spielte, war sehr ver-

schieden von jener am Morgen, denn mit dem Vortrag einer Beethoven'schen Sonate ließ sich diesen Herrschaften nicht wohl imponiren. Sogar Herr Gordian Krüll, welcher bei dieser Gelegenheit vorgestellt wurde, schien hier eine bedeutendere Persönlichkeit als er. Unter diesen Umständen war Zallek nicht blöde, sondern brachte zur Geltung, was in diesem Kreise allein Respect einflößte. Erstens suchte er die Kehler Bravour des alten „flotten Corpsburschen" hervor und bewies, daß er im Vertilgen kostbarer Weine jedem Millionär seinen Mann stelle; sodann verschmähte er es auch nicht, das Mitglied der Regierungskaste, nämlich den Beamten ins Licht zu setzen. Seine Aufschlüsse über die Viel- und Geheimschreiberei, seine politischen Gesichtspunkte und juridischen Detailkenntnisse verschafften ihm auch wirklich bei Männern, welche sich auf ihre praktischen Interessen ziemlich verstanden, jene aufmerksame Beachtung, die er als kunstsinniger Clavierspieler oder als hoher gebildeter Mann hier nicht zu erwarten hatte. Natürlich übertrieb er sich nicht, sondern als er den geldstolzen Dorfgranden bewiesen hatte, daß er den ihm gebührenden Rang einzunehmen wisse, begnügte er sich damit und überließ sie der Unterhaltung ihres eigenen Geschmackes.

Wie seinkörnig dieser Geschmack war, bewies z. B. Zend, welcher sich ausnehmend gefiel in Erzählung von Geniestreichen, wie dieser. „Als ich in New York war," erzählte er, „fuhr ich eines Tages über den Broad-

way. Da kommt ein Hund von wunderbarer Zeichnung aus einem Hause gesprungen. Von wunderbarer Zeichnung, sag' ich Ihnen! Die Alten, scheint's, waren weiß und braun gewesen, denn es war remarquable, wie der Hund in diesen zwei Farben gezeichnet war. Er hatte sie beide; aber wie, rathen Sie wohl? Gefleckt, getigert, gesprengelt, gestreift? Keine Idee! Das Vieh ging wie in einem zweifarbigen Domino; weiß war der ganze Leib und braun waren die vier Füße; braun in gleicher Höhe, ganz egal braun, wie am Lineal abgemessen. Oben weiß, unten braun. Es sah ganz aus, als wäre ein weißer Hund durch einen braunen Lack gegangen und steckte in Naturstiefeln von gefirnißten Juchten. Es war zum Todtlachen, sag' ich Ihnen. Hollah, dacht' ich, der Köter ist mein! Das Vieh muß ich haben und gingen hundert Dollars darauf! 's gibt einen Spaß für tausend. Ich wußte gleich, wie und was, in Amerika liegen die Einfälle in der Luft — kein Tag ohne Puff! Richtig, ich erhandle den Hund. Der Hund gehört dem Fender. Und nun geben Sie Acht! Wenn wir Nachts aus dem Weinhause gingen, ich hatte mir den Hund abgerichtet, ganz still unterm Sopha zu liegen und war der Erste am Platze. Also, wenn wir Nachts fortgingen, ging ich der Letzte hinaus. Ich pfiff dem Hunde, der Hund sprang mir nach. Den Halloh hätten Sie sehen sollen! Was springt denn da in der Luft? Was galloppirt denn da über dem Erdboden? Ge-

spenster machen sonst in America schlechte Geschäfte, aber das Vieh war ein reines Gespenst. Meine Freunde glaubten an den Teufel. Sie müssen sich das vorstellen. Von den vier braunen Füßen sah man in der stich dunklen Nacht keine Spur; der weiße Leib schwebte über der Erde und lief allein durch die Straßen. Es war schauderhaft. Ich habe mich buchlich gelacht. Meine Freunde waren rein wie behext, als ich das Stücklein zum ersten Male producirte; ich sage Ihnen, rein behext! Es war ein unbezahlbarer Schwindel. Und als sie es längst schon wußten — der Effect blieb immer derselbe. Man konnte nichts Tolleres sehen! So zogen wir Nachts durch die Straßen, die Leute blieben stehen und gaffen und wir lachten, daß der Boden zitterte. Es war ein capitaler Spaß! Ich denke, die Watchmen in New-York sprechen noch heute vom Sender. Die halbe Stadt habe ich zum Narren gehabt."

Während Send diese Geschichte mit einer Selbstzufriedenheit erzählte, als ob sie ihn wirklich unsterblich machte, blickte Hermosa auf Sallet und schien sehr deutlich zu sagen: „Da hören Sie ihn! für einen Straßenkehrer hat er hundert Dollars, aber einen alten, schäbigen Filzdeckel holt er mit Lebensgefahr aus dem Wasser!"

Dieser geistreichen Unterhaltung entzog Frau Ottilie ihren Gast so oft es anging. Sie räumte ihm das Fauteuil neben sich ein, und widmete sich in jedem freien Augenblicke der Unterhaltung mit ihm. Sallet kannte

die deutſchen Univerſitäten, das Terrain, auf welchem Frau Ottilie durch ihren Vater und erſten Mann zu Hauſe war. Wie gern ſuchte ſie das Geſpräch darüber! Wie wohl that es ihr! In tauſend bekannten Tönen klang ihre Jugendzeit an. Wenn er von luſtigen Studenten-Abenteuern ſprach, oder von den ergötzlichen Eigenheiten der Profeſſoren, ihren gelehrten Schrullen, Pedanterien, Zerſtreutheiten und genialen Originalſtreichen, ſo klang das immer intereſſanter als die Communiſpäſſe des Herrn Feud; — der Erzähler wußte zu wählen und erzählte Streiche des wirklichen Genies. Und welch' ein Reiz der Wehmuth wohnte dieſen entſchwundenen Bildern inne! Sie mochten ernſt oder heiter ſein, ſie waren vergangen! Frau Ottilie ſchien ſich faſt zu weiden daran, wie viel in ihrem Leben ſchon zum Vergangenen zählte. „Alſo der lebt auch noch? Und Jener iſt geſtorben? Und Dieſer hat ſeine alte Haushälterin geheirathet? Und was macht Der in Göttingen? Und Jener in Halle? Und der Freiheitsheld hat wirklich den Orden genommen? Und der Geheimrath iſt radical geworden? Was doch die Zeit Alles ändert!" Solche Fragen und Ausrufungen bewieſen ihren nahen Antheil an dieſen Dingen.

Ein Lechthaler Bürger ſagte: „Was mich am meiſten wundert, Herr von Zaidel, das iſt, wie ſo Sie vor zehn Jahren, alſo noch in den vormärzlichen Tagen, zum Beſuch einer ausländiſchen Univerſität überhaupt nur die Erlaubniß erlangen konnten. Ich wollte mei-

nen Stephan nach Heidelberg schicken, aber da kam ich schön an!"

„Ich auch", lachte Sallet. „Als ich beim Patrimonialgericht meines Geburtsortes um den Herrschaftsconsens „behufs der Erlangung eines Passes ins Ausland" nachsuchte, da erregte ich eine Sensation im Amte, als ob der Antichrist erschienen wäre. Seit man im Orte Kühe aus und eintrieb, war so etwas noch nicht vorgekommen. Ins Ausland! Und handelt weder mit Teppichen noch mit Handschuhen! Ist der Junge verrückt? Als ich sah, daß bei der Herrschaft nichts auszurichten war, schrieb ich einem Registrator vom Kreisamt, dem Vater eines Schulcameraden, und bat ihn um Rath. Der gute Herr nahm sich meiner an, aber der Brief gelangte, ich weiß nicht wie, in die Hände der Patrimonialbeamten zurück. Es war an einem Innsbrucker Theaterabend und das ganze Amt saß in seiner Loge. Mein Brief ging von Hand zu Hand. Ich stand im Parterre und sah zu. Der Eine wischte sich die Brille, der Andere schnupfte vor Aufregung seine ganze Dose aus, der Dritte zupfte seine Vatermörder fast zu Charpie, der Vierte warf sich als Kniestück über die Brüstung hinaus und beichtete sich den Frevel dicht unter'm Kronleuchter. Ein Unterthan, der an's Kreisamt schreibt! Das ist ja reiner Hochverrath! Ich versichere Sie, mein Vater wurde wirklich auf die Kanzlei gefordert, und ausgefragt, ob wir mit Demagogen und Lutheranern

Verkehr hätten. Das waren dieselben Herren, welche mir, als ich im Jahre achtundvierzig aus Deutschland zurückkehrte, einen artigen Brief schrieben, worin sie die Herrschaft förmlich unter meinen Schutz stellten, denn ich sei „im Reich“ gewesen und wüßte mit den „sogenannten Ideen“ Bescheid. Ich möge die Volksstimmung beeinflussen.“

„Und wenn Sie beim Kreisamt nicht durchgedrungen wären?“ fragte der Lechthaler Bürger.

„So wäre ich aus Gubernium gegangen.“

„Und wenn Sie auch da nichts erwirkt hätten?“

„An die oberste Hofstelle.“

„Und wenn Sie die oberste Hofstelle abgewiesen hätte?“

„Dann wäre ich erst recht ins Ausland gegangen.“

Der Bürger blickte fragend. Sallet aber fuhr mit starker Betonung fort: „Ich wäre sicher, bestimmt, unabänderlich und auf alle Fälle in's Ausland gegangen. In Staaten, welche von der Willkür regiert werden, ist Ungehorsam die erste Bürgerpflicht. Vergessen Sie das keinen Augenblick. Schlechte Regierungen werden nur möglich durch noch schlechtere Unterthanen. Wenn Sie die schlechte Regierung nicht dulden, und Ihr Nachbar auch nicht und der Nachbar des Nachbars ebenfalls nicht; und so von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land: woher wollen Sie schlechte Regierungen nehmen? Das sagen Sie mir.“

und Tirol an Baiern fiele: da warfen sich Sallet und Frau Ottilie bedeutungsvolle Blicke zu. Letztere ging an's Clavier, und fing an, ein paar gemüthliche Volkslieder zu spielen, worauf sie in lebhaftere Tanzweisen überging. Diese Aufforderung war nicht zu verkennen. Die Jugend verstand den Wink, welcher ihr freilich unter allen Umständen verständlich ist. Die Politik verschwand, der Ball war da. [illegible] Arndt forderte Hermosen, Felix Sallet verbarg seinen Verdruß darüber, und bat mit einer Artigkeit, welche nicht ohne Mitleid war, Cäcilien.

Hermosa tanzte wie ein Kobold. Sie überließ sich den muthwilligsten [illegible], ja, sie machte über die Achsel ihres Tänzers hinweg Gesichter voll witziger Ungezogenheit. Ihr ganzer Tanz war Parodie. Sallet athmete auf.

Cäcilia dagegen schien niedergeschlagen. Alle Aufmerksamkeiten ihres [illegible] blieben fruchtlos. Sie hing wie Blei in seinem Arme. Felix wußte sich die Erscheinung nicht zu erklären und wäre bald empfindlich darüber geworden. Der Gatte! Er hätte vielmehr empfinden sollen, wie sehr sie ihm schmeichelte.

Wenn ein Mädchen vierundzwanzig Jahre alt geworden ist, wie Cäcilia, so ist sie gewohnt, jeden Mann, der in ihrem Gesichtskreis erscheint, nach der Möglichkeit abzuschätzen: Ist er denkbar als ein möglicher Epouseur? Bei Sallets Auftreten hatte sie sofort mit Nein! geant-

wortet. Ihr Instinct sagte ihr sicher und untrüglich, daß sie nur stark sein könne durch die Schwäche der Männer. Sie hatte daher eine unwillkürliche Sympathie für Geistesinfalt und ein eben so starkes Mißtrauen gegen Genies. Felix Sailer war ihr im Lichte eines Genies erschienen. Seine Artigkeiten täuschten sie nicht, sie fühlte mit einer Sicherheit, die ihr beinahe Haß einflößte: Mit diesem Manne ist jede Minute verloren!

Bei der zweiten Tour wechselten die Paare. Felix nahm Hermosen, Fräul Eusebien.

Jetzt tanzte Hermosa mit dem ganzen Anstand einer maßvollen Schonheit und Eusebia mit der ganzen Freude einer Genugthuung. Jedes schien an seinem Platze.

Felix, welcher bald als der beste Tänzer erkannt war, konnte nicht umhin, auch die übrigen Lechthaler Fräulein der Reihe nach aufzufordern. Er that es nicht ungerne. Die Mädchen waren nicht blos die Töchter ihrer reichen Väter, sondern einer noch reicheren Mutter Natur; der ganze Schlag war reich an persönlichen Annehmlichkeiten. Ein paar Mal wollte er bemerken, daß Hermosa ihn beobachte, und wie er sich einbildete, mit einer Art von Eifersucht. Das machte ihm seine hübschen Tänzerinnen noch einmal so lieb.

Kurz, als die Gesellschaft tief in der Nacht aufbrach und Frau Ottilie unsern Freund noch einmal bat, von der Madelergabel ja recht oft herüber zu kommen, so sagte er viel eifriger zu, als noch am Morgen. Ja,

„Aber man kann sich doch nicht gegen die Gesetze auflehnen," meinte der Lechthaler.

„Gesetz?" rief Fallek. „Das eben ist's ja, daß der Absolutismus gesetzlos ist. Gesetz ist nur der sanctionirte Beschluß einer constitutionellen Volksvertretung. Womit der Absolutismus regiert, das können Sie kein Gesetzbuch nennen, sondern höchstens ein Befehlbuch."

„Bravo!" rief Feud, und das ganze Haus rief es mit ihm. Die Redefreiheit, welche in unserm naiveren Oesterreich niemals darniedergelegen, feierte einen ihrer schönsten Triumphe, daß ein angestellter Beamter so reden durfte. Jedermann stimmte ihm zu, und ganz besonders Herr Feud. Dieser Herr war ein großer Freund der politischen Invective. Jeder Unterthan, der ohne Mitregierung regiert wird, ist das; Franz Feud aber, nach seiner officiellen Natur, war es noch mehr als nöthig. Dieser Mann, welcher sein Haus so despotisch regierte, eiferte ex radical gegen despotische Regierungen. Er stand in schärfster Opposition zur österreichischen der Fünfziger Jahre. Vielleicht wäre es sein Glück gewesen, hätte er geradezu in einer parlamentarischen praktischen Opposition stehen können. Die Männer-Hochschule einer öffentlichen Landesversammlung wäre dem meisterlosen Manne vielleicht noch am ehesten Meister geworden. Ein großer Theil seiner Kräfte, welche jetzt müßig und ätzend sich aufrieben, hätte dann seinen natürlichen Tummelplatz gefunden, wo das Zuviel an der Größe der Verhältnisse

ſich brach, das Uebrige zu eigener und fremder Genugthuung wohlthätig wirken konnte. In der That möchten wir fragen, ob ein Mann, welcher in der Gemeinde und im Lande ſeine Geltung findet, noch ſo erpicht darauf wäre, ſich Geltung im erbitterten Hauszank zu ertrotzen; ob ein Mann, welcher für jedes barſche und heftige Wort von einem anderen Manne zur Ordnung gerufen wird, zuletzt nicht auch gegen Frau und Kind gewähltes und maßvolles Reden, gute Sitten, kurz Ordnung ſich angewöhnen würde. Es wäre wahrlich intereſſant, wenn man moraliſch ſtatiſtiſche Tabellen haben könnte, ob der Hausthyrann in freien oder in deſpotiſchen Ländern zahlreicher auftritt.

Die Converſation wendete ſich alſo zum politiſchen Radicalismus. Die reichen Bauern, welche fühlten, daß die Steuerkraft bei ihnen lag, ſprachen ſich ohne Menſchenfurcht aus; Herr Fend vielmehr ſchien zu fürchten, daß er nur immer zu wenig ſage. Er war in dieſem Augenblicke von allen Progreſſiſten Europa's wohl derjenige, welcher am weiteſten ging. Der Mann, welcher eine Geſellſchaft geladen, um ſich mit dem Beſuch eines Biſchofs zu brüſten, war auf einmal der erklärteſte Feind, Verächter und Ueberwinder aller Autoritäten. So ſatyriſch ſchäckert der Zufall! Aber als das Gefühl einer unerträglichen politiſchen Mißlage, in ſeinen Anfängen gerecht, zuletzt zu der Debatte ſich verſtieg, ob es nicht beſſer ſei, wenn Vorarlberg an die Schweiz

hätte der Hausherr selbst, welcher in diesem Augenblicke mit seinen Nachbargranden und ihren Familien zu thun hatte, seinen Sturm von heute Morgen zum zweiten Mal gewagt, „was wollen Sie auf Ihrer rheumatischen Madelergabel? bleiben Sie bei uns! sagen Sie ja" — wir wissen nicht, ob Sallet ebenso gewissenhaft wieder betont hätte, er müsse dem Curaten sein Wort halten.

Wie anders schlief er heute ein, als gestern! Das Mädchen, das er gestern weinend und wüthend am unheimlichen Badufer gefunden; heute lag sie im kerzenhellen Saal bei prickelnder Walzermusik in seinen Armen, und ihr Auge strahlte triumphirend umher: „bin ich nicht die Königin der Lechthaler Mädchen?"

So wechseln die Stunden des Lebens.

Sechstes Capitel.

Am andern Morgen griff Felix frisch aus. Er ging mit Lust auf die Madelergabel, da er durch die freundlichen Einladungen des Feuerhauses sich einen Rückhalt wußte. „So laßt uns sehen, was es auch dort Neues gibt," dachte er unternehmungsmuthig. Und schlug sich wacker herum mit nassen Wiesen, sumpfigen Waldungen, nadelbesäeten Abhängen und scharfkantigem Felsengeröll, welches mit dem Eisen seiner Bergschuhe knirschte wie ein Gebiß mit dem andern.

Im Steigen hatte er das Lechthal abwechselnd vor Augen und verlor es wieder. Und immer mächtiger lagerten sich ihm die Steinmassen entgegen und immer höher gings in die wilde Bergeinsamkeit des Alpstocks hinauf und hinein.

Er stand an einem Punkte, wo zwei Hochthäler im Winkel zusammenstießen. Das eine war rauh und kahl, eine Steingasse wie durch einen geborstenen Fels; das andere ein wenig breiter und waldig. Jenes stieg an,

dieses neigte sich. Felix besah sich den Ort, konnte sich aber, obwohl er ihm beschrieben war, nicht mehr besinnen, welches von beiden der rechte Weg sei. Vielleicht hatte er an seine Tänzerinnen von gestern gedacht. Indessen verschlug es ihm nichts. Müde und erhitzt wie er war, ließ er sich auf einen Stein nieder und geduldete sich, irgend einen Menschen abzuwarten, der ihn zurecht weisen könne. Eine alte Kiefer stand auf dem Kreuzweg, in deren Stamm eine roh gemalte Votivtafel eingefügt war, welche die Inschrift trug: „Gedenket an den ehrngeachten Joseph Prandt, Bauernsohn von Maltern, welcher mit Holzziehen in seinem einundzwanzigsten Jahr allhier seinen Geist aufgab.“ An den Fuß dieses Baumes setzte sich Felix.

Aber der Ort war sehr öde. Felix wartete lange und vergebens. Gern erfüllte er den Wunsch der Gedenktafel und phantasirte in der unbeschäftigten Stunde über den Tod des armen Jünglings, der hier sein blühendes Leben verloren. Er suchte sich vorzustellen, wie so man beim Holzziehen den Tod finden könne und zog die bildliche Darstellung zu Hilfe. Aber die Kunst des ehrlichen Dorfmalers stand auf einer Stufe, welche die Phantasie eher hinderte als unterstützte. Man sah einen Menschen zu Boden liegen, welcher unter einem Handwagen voll Holz jämmerlich Kopf und Arm hervorstreckte und mit offenem Munde um Hilfe schrie. Wie so er aber unter den Handwagen gerathen und dieser über ihn

hingegangen, war nicht erfindlich. Der theilnahmsvolle Beschauer mußte sich hinzudenken, das Unglück sei auf einem abschüssigen Boden geschehen; hier habe der Jüngling seinen Wagen nicht vorsichtig genug gelenkt, ja wohl gar im jugendlichen Uebermuth bergab einen „Schuß“ genommen und der Handwagen habe sich selbst und ihn überstürzt. Dem Maler war es mißglückt, die perspektivisch verjüngten Linien eines Berges richtig anzulegen: seiner Zeichnung nach ging die Scene auf einer streng horizontalen Fläche, oder noch besser, in einem leeren Raume vor. In diesen Raum hatte er eine Anzahl Tannenbäume übereinander gemalt und zwar so, daß genau die Wurzel des einen auf der Spitze des andern stand, was anzudeuten schien, daß die Höhe einer steilen Bodenerhebung dem Maler allerdings vorgeschwebt. In der entgegengesetzten Ecke des Bildes stand auf einer Wolke der Heiland, welcher ein Herz hatte, so groß wie die Brust selbst und es auswendig auf der Brust trug. Er deutete mit beiden Händen auf dieses Herz. Diese Geberde galt wahrscheinlich dem verunglückten Jüngling und hätte von einem entsprechenden liebevollen Blicke begleitet sein sollen. Aber so weit reichten die Kunstmittel des Malers nicht; die Augen des Heilands starrten richtungslos vor sich hin.

Indem Felix, ernst gestimmt durch den Gegenstand und noch mehr durch die bildliche Darstellung desselben, in Träumen verloren dasaß, klopfte es ihm auf die

Schulter. Er wandte sich und hörte die Stimme: „Potz Wunder, Sallek, das bist Du ja wirklich!“ — Sallek blickte verwundert. Wer war das kleine verwitterte Männchen, das ihn da aus seinen Betrachtungen aufgeweckt? Ists möglich! Es war sein Schulfreund, Pater Anselm, der Einsiedler.

Sallek hatte ihn kaum noch erkannt. Der kleine Mann schien ihm kleiner geworden, seine dünnen Gliedmaßen schlotterten, seine Haut war welk. Die Augen lagen ihm tief in den Höhlen, und die Stimme kam, er wußte selbst nicht, aus einem schwindsüchtigen Kehlkopf oder aus einem eingesunkenen Brustkasten: sie klang so abgestorben! Er trug einen langen Rock, der ihm bis an die Knöchel reichte und sein mageres Köpfchen guckte aus einem breitkrampigen Hut. Er sah aus wie ein Waisenknabe, dem ein Erwachsener seine Kleider geschenkt. Es war ein kümmerlicher Anblick. Sallek war recht bestürzt.

In solchem Grade verblüht, hatte er das zierliche Bürschchen, das als sein Mitschüler zumeist in süßem Kaffee kneipte und viel von seinen Nerven sprach, doch nicht zu finden geglaubt. Er meinte vielmehr, die gesunde Gebirgsluft müsse einen kleinen Vierschröter aus seinem Anselm gemacht haben. Am Ende hatte Herr Fend nicht Unrecht mit seiner „rheumatischen Madelergabel“, wenn das ihre Früchte waren!

Die zwei Freunde geriethen sofort ins Gespräch.

Der gute Curat fing sogleich an: „Du studierst hier, wie das Volk sich seine Unsterblichkeit vorstellt," sagte er mit Lächeln; „nun, meine Früchte sind es nicht; ich hoffe, das traust Du mir zu. Oeffentlich muß man ja doch das Dogma lehren."

Sallet blickte den Menschen erstaunt an.

„Ja, guck nur," sagte das Männchen, „wir haben unsere eigene Unsterblichkeits-Theorie."

„Doch keine andere als des apostolischen Symbolums?"

„Ich bin so frei," verbeugte sich der theologische Schäker.

„Ach ja, ich erinnere mich. Du warst schon in Innsbruck, eh' ich selber nach Deutschland ging, ein halber Brahmane. Schwärmst Du noch immer für die Nirwana?"

„Auch nicht. Mein System ist ganz neu. Zwischen der Nirwana und der Auferstehung des Fleisches mitten durch!" Und dabei blickte er triumphirend auf Sallet.

„Ei der Tausend!" rief Sallet." Also lass' hören." — Er sah wohl, er mußte ihm den Gefallen thun, nach seinen Narrheiten zu fragen.

Der kleine Curat schob sich seelenvergnügt in seinen weiten Kleidern zurecht und seine Aeuglein leuchteten. Mit dem „gebildeten Zuspruch" gings los! Er faßte seinen Freund unterm Arm und fing im Schritte zu gehen an. Unterwegs sprach er in geläufiger Rede, wie folgt:

„Ja, siehst Du, so finden wir uns wieder! Mit der indischen Nirwana hab' ich gebrochen. Oder besser gesagt, ich vermittle zwischen ihr und dem christlichen Himmel. Die Nirwana und der Himmel, beide sind Extreme. Extreme wie Pol und Gegenpol. Die Nirwana reiner Nihilismus, bloße Negation, eine Form ohne Inhalt. Nämlich die passive Glückseligkeit, welche ihr angeblicher Inhalt sein soll, jener Zustand von absoluter Unthätigkeit und Unempfindlichkeit ist ein Begriff, welcher sich selbst aufhebt, wie ich Dir nicht erst zu demonstriren brauche. Der christliche Himmel dagegen, nimm wir's nicht übel, läuft, unter uns gesagt, doch allzu stark auf Materialismus hinaus. Was heißt „Auferstehung des Fleisches?" Was heißt es anders, als Fortdauer der Individualität, d. h. einer irdisch begrenzten Erscheinung? Nun, da bitte ich doch! Kurz, die Nirwana ist allzu gleichgültig, das Christenthum allzu zärtlich gegen das liebe Ich. Jene hat mich bestochen, wegen ihrer scheinbar folgerichtigen Geistigkeit, bis ich entdeckte, daß sich dieselbe selbst überschlug; da ließ ich sie laufen. Dieses, das Christenthum, schmeichelt der Individualität in einer Weise, wobei die Geistigkeit eigentlich aufhört. Auferstehung des Fleisches! Ich frage, was hat das Fleisch in dem Himmel zu thun? Da hast Du meinen Spaß mit dem apostolischen Symbolum. Laß' mich nur ausreden; ich bin noch lange nicht fertig. Aber fürchte Dich nicht. Ganz laß' ich den ehrngeachten

Joseph Prandt deßungeachtet nicht fallen. Zwar hole ich seine reale Individualität, die sich soeben den Hals gebrochen hat, nicht direct in den Himmel ab; ich schicke den kräftigen Kerl aber auch nicht ins existenzlose Hungerland der Nirwana. Da sind wir bei meinem System. Ich vermittle. Wie? will ich Dir sogleich sagen. Ich unterscheide zwischen Individualität und Eigenthümlichkeit. Das ist mein ganzes Kunststück. Die Individualität hebe ich auf, aber die Eigenthümlichkeit lasse ich fortdauern. Also nicht die Wohlthätigen, die Treuen, die Keuschen; aber die Wohlthätigkeit, die Treue, die Keuschheit kommt in den Himmel. So werde ich das Individuum los, aber den Begriff des Individuums, das Selbstbewußtsein, um was es sich ja vor Allem handelt, das conservire ich. Denn die Wohlthätigkeit wird wissen, sie war Antonin, Rumford; die Keuschheit wird wissen, sie war Lucrezia, Aloysius &c. Bitte, unterbrich mich nicht. Ich weiß, was Du sagen wirst. Du wirst sagen, das ist der umgekehrte platonische Idealismus. Wie Plato Urbilder brauchte, um die Seelen auf Erden als ihre Abbilder zu erklären, so schmelze ich die irdisch erschienenen Seelen in transcendentale Urbilder zusammen. Nicht wahr, das meinst Du doch? Aber ich frage, ist es ein Unglück zu platonisiren? Ist es ein Unglück? Ich thu's. Frischweg! Und haben die christlichen Gnostiker den Platonismus etwa nicht benützt? Aber das ist ein anderes Capitel. Daß ich ein Gnostiker bin, war eigent-

lich mein Staatsgeheimniß. Damit wollte ich Dich in einer ganz besonders vertraulichen Stunde überraschen. Nun ist's heraus! Meinetwegen! Auch gut. Ja, ja, Freund Sallet. Ich habe eine Gnosis ausgearbeitet; eine ganze vollständige Gnosis, sage ich Dir. Ich werde sie Dir nach und nach vorlesen, und Du sollst richten, ob es eine häretische oder katholische Gnosis ist. Ich bin neugierig, was Du sagen wirst. Das Alles bleibt natürlich unter uns. Denn die Herren Kirchenväter bildeten sich ein, sie hätten der Gnosis überhaupt den Garaus gemacht und nun ist alle Gnosis häretisch und ein treues Schafchen wie ich, muß seine Manuscripte als Nachlaß zurückhalten."

An diesem Punkte konnte Sallet endlich zu Worte kommen. Aber er war wirklich in Verlegenheit, wie er antworten sollte. Der arme Einsiedler war ein recht ruhiger und sogar nicht talentloser Selbstdenker. Er hatte Gedanken. Aber eine fürchterlich mangelhafte Schule hatte ihm nur einen dürftigen Stoff überliefert und ein zusammengelesenes Chaos wissenschaftlicher Brocken, zu einer Zeit als sein ungeschulter Geist schon verwildert und Strauß geschossen, konnte ihn nicht mehr bereichern, sondern nur verwirren und gänzlich betäuben. Ein Mann, wie er, hätte die Segel einreffen müssen, statt daß er sie recht absichtlich allen Stürmen einer planlosen Lectüre preisgab, die sie in tausend Fetzen zerrissen und und ihn naturgemäß auf den Grund trieben.

Der Curat wartete mit pfiffiger Lüsternheit auf Sallek's Antwort.

Dieser seufzte und sagte, gleichsam auf's Geradewohl und mit der Ruhe eines Hoffnungslosen, Folgendes: „Die Auferstehung des Fleisches nimmst Du zu wörtlich. Sie habilitirte sich anfangs wegen der Erwartung des irdischen Weltreiches Christi und später blieb sie der Kirche werth wegen der Analogie mit Christi Himmelfahrt, die ja auch im Fleische geschah. Es ist eben eine bildliche Vorstellung. Daß der Ausdruck Fleisch zu deuten erlaubt ist, lehrt die ganze theologische Literatur, von den Alexandrinern bis heute. Du scheinst sie vielfach vergessen zu haben. Was aber die Gnosis betrifft, so halte ich streng an dem Grundsatze: „Das Christenthum ist eine Heilslehre, nicht eine Weisheitslehre." Man fragt das Christenthum nicht über die letzten Probleme der Philosophie, sondern über die Art, selig zu werden. Mit anderen Worten, das Christenthum ist nicht speculativ, sondern sittlich praktisch. Auch ist die Gnosis nicht einseitig den Kirchenvätern unterlegen, sondern sie selbst lenkte in ihrem dritten Stadium, wenn ich mich recht erinnere, unter Marcion und mit dem Buche Pistis-Sophia zum orthodoxen Glauben wieder zurück. Natürlich! Das wird sie regelmäßig und zu jeder Zeit. Willst Du aber durchaus eine moderne Gnosis, — nun ich dächte, Hegel's Religionsphilosophie wäre eine solche! Aber freilich, auf der Innsbruder Universität hat

uns unser [illegible] Philosophie-Professor Hegel'n kann im Vorbeigehen [illegible]!"

„Ja, ja, [illegible] Recht. Und am Ende muß man ihn doch gelesen haben. Kannst Du mir Hegel's Religionsphilosophie verschaffen? Ich will suchen, ob ich in meinem System einen Platz für sie habe".

[illegible] Ob er einen Platz für Hegel hat!

„Daß ich [illegible] nur gestehe" fuhr Anselm fort, „die Aeonen der [illegible] haben mir's angethan. Ich sage Dir, es ist ein [illegible] Gedanke, das mit den Aeonen. Freilich, ich [illegible] sie wesentlich anders als Valentinus, der die Aeonen als eine Stufenleiter hat, auf welcher der Geist in die Materie herab emanirt. Ach, diese alten Knaben! [illegible] Emanations-Reiterei! Heutzutag fragt mich kein [illegible] woher? aber Alle wollen wissen: wohin? Und in [illegible] Sinne verwend' ich die Aeonen. [illegible] nur eine Stufenleiter, auch vom Geist zur [illegible] von der Materie zum Geiste. Denn siehe, [illegible] Stufen bedürfen wir. Aus meinen Kohlen- und [illegible] — von den früh verstorbenen Kindern gar nicht zu reden — entwickelt sie sich nur ein Minimum [illegible] von Geist. Der Betrag ist zu klein, um die ewige Seligkeit des Himmels damit zu bestreiten. Er ist allzu klein. Mit so wenig Pneuma reicht man nicht [illegible] aus. Da griff ich in einer glücklichen Stunde zu den Aeonen. Ich glaube nicht eine Auferstehung, [illegible] Auferstehungen des Fleisches. Und von

einer Aeone zur andern, bis das Fleiſch gänzlich verzehrt iſt, und die Idee desſelben zu ihrer immer höheren Potenz getrieben. Dieſe vereinigt ſich dann mit dem Urbilde, alſo der Unſchuldige mit der Unſchuld, der Gerechte mit der Gerechtigkeit u. ſ. w. in der Weiſe, die Dir bereits bekannt iſt. So ſchließt ſich mein Syſtem. Es iſt meine neueſte und hoffentlich reifſte Arbeit. Ich habe es erſt im vorigen Winter ausgearbeitet auf Einem Sitz! Der Winter war freilich wunderbar ſchneefrei".

Sallet fragte verwundert, was das Syſtem mit dem Schnee zu thun habe? Der Kurat antwortete: „Oho, wenn wir ein paar Klafter hoch eingeſchneit ſind, da wird nicht ſtudirt, ſondern fleißig geſchaufelt. Da greift Alles zur Schaufel, auch der geiſtliche Herr. Wenigſtens ich thue es, Andere machen ſichs freilich bequemer".

Dieſe Antwort ſchlug durch bei Sallet. Braver Mann, dachte, und nahm ſich vor, die unſchuldigen Träumereien des armen Einſiedlers nun mit doppelter Nachſicht zu behandeln.

Mittlerweile hatte er nicht vergeſſen, ſich die Landſchaft anzuſehen. Von den zwei Thalgaſſen, an deren Mündung ſich die Freunde begegnet, hatte der Kurat nicht die ſteinige, ſondern die waldige eingeſchlagen. Die Freude dauerte aber nicht lange. Nach mancherlei Krümmungen verlief das Sträßlein auf eine Halde, welche baumlos und dürr war; eine magere Grasnarbe lag dünn auf einem röthlich trockenen Boden und da-

Wappen der ländlichen Armuth, die Ziege, ließ nicht lange auf sich warten. Etwa ein Dutzend dieser Thiere weidete dem Boden, der selbst nichts hatte, sein Bischen Fett ab, das sie, weit über die Halde zerstreut, wie die Augen auf einer Wassersuppe, zusammenklügeln mußten. Ein heftiger Wind schnitt mit einem scharfen gleichmäßigen Strich von der Halde herab, daß unsere Wanderer an Kleidern und Hüten sich anfaßten, den Athem schnappten und bald die Augen voll triefender Thränen hatten.

„Müssen wir denn hier gehen?“ fragte Sallek fast schreiend in den Wind hinein.

„Auf diesem Bühel sind wir ja zu Hause“, schrie das dünne Stimmchen des Vaters zurück.

„Gratias!“ kochte Sallek mit Galgenhumor.

In der That erblickt man im Steigen eine Capelle und eine Hand voll Hütten längs der Anhöhe ausgestreut.

„Welch ein Ideal, hier sich anzubauen!“ rief Sallek. „Unten am Wasserstraßlein, das wir zuvor passirt haben, wäre das nicht ein geschützterer Ort für eine Dorfanlage gewesen?“

„Du mußt wissen, auch dieser Bühel war einst bewaldet und zwar mit den schönsten Zirbelkiefern. Eine große Gemeinde hauste da, welche Holzwaaren schnitzte und diese hat sich den Wald nach und nach weggeschnitzelt. Sie zerstreute sich hierauf, wanderte aus und meine Gemeinde ist nur noch ihr letzter verarmter Rest. Was wir da sehen, sind gleichsam die letzten kahlen Knochen

einer Dorfschaft, das klappernde Skelett, wovon Fleisch und Blut längst verdunstet".

Sallek lachte: „Nun, dann wünsch ich den armen Leuten eine Auferstehung des Fleisches in möglichst kurzen Aeonen".

Anselm nahm diesen Scherz nicht übel, er schien sogar froh, daß es sein Freund von der leichten Seite nahm und die Vorwürfe eines Enttäuschten erwartet zu haben. Der kahle Berg war ja von allen Reizen entblößt, welche sich ein Thalbewohner von einem Alpenaufenthalt träumt.

Das Paar stieg vollends hinan.

Die Aussicht war freilich schön. Man sah weit und breit auf beschneite und bewaldete Berge, in Thäler hinein, über Gipfel hinweg, hier einen zweiten, dort einen dritten und vierten Gürtel von Bergen, Spitze hinter Spitze, Grün hinter Grün. Leider war eben jetzt die unvortheilhafte Mittagsbeleuchtung; aber Sonnenauf- und Untergänge, dazu Windstille in der Luft, könnten die Oede des Ortes, dachte Sallek, auf Stunden wohl vergessen machen.

Man betrat das Curathäuschen. Es lag, leidlich umgrünt, zwar nicht von Bäumen, aber doch von Busch und Strauch, welche ein Krautgärtchen, schien's, gegen Stürme und Schneewehen zu schützen hatten, mit seinem Kirchlein fast ganz isolirt. Es war ein rohes Blockhaus mit Kalkanwurf, die Fenster klein und die Fensterläden

fast bombenfeste Bohlen, benarbt mit tiefgeschlagenen Spuren von Hopf und Schlossen. Das Häuschen enthielt Alles in Allem zwei Zimmer und ein Kämmerchen, mit rohen dürftigen Möbeln ausgestattet und in ziemlicher Unordnung gehalten.

Sallek sah mit zweifelhaften Blicken um sich her.

Pater Anselm dagegen war um so vergnügter. Nun also, willkommen auf meinem Pathmos!" sagte er mit Hausherrnstolz und schüttelte dem Gaste die Hand, als bot' er ihm tausend Freuden.

In dem Augenblicke wurde in der Capelle nebenan Mittag geläutet.

„Allen Respect", sagte Sallek, „was für eine pünktliche Uhr habt Ihr hier oben!" Er verglich mit seiner Ankeruhr, welche genau auf zwölf stand.

Der Curat lachte unbändig. „Uns're Uhr?" sagte er; „uns're Uhr ist das Zuchthaus. Ja, ja, staune nur, mein Meister hat das so im Gedächtniß. Der arme Schelm war einmal Wirthsknecht im Allgäu und bekam wegen fahrlässiger Tödtung sechs Jahre Zuchthaus. Bei dieser geregelten Praxis hat er sich ein so pünktliches Zeitmaß eigen gemacht, daß er auf die Minute zu sagen wußte, wann Morgens, Mittags und Abends die verschiedenen Zeichen der Hausglocke ertönen würden. Sein Talent kommt uns hier trefflich zu Statten. Er ist die Uhr uns'rer armen Rottengemeinde, und zwar eine vortreffliche. Nicht wahr?"

Felix fühlte faſt einen Schauer. Mehr als Alles charakteriſirte ſich in dieſem Zug die rauhe Wildheit und Armuth ſeines jetzigen Aufenthaltes.

Nun galt es den Tiſch zu beſtellen. Der Curat ſagte: „Ich habe meine Bedienung nicht im Hauſe; es iſt die Schweſter der Nachbarsfrau drüben und eine alte brave Perſon. Es wird heute noch ſchmal hergehen, wir kommen ihr unverhofft. Aber ich will ihr gute Worte geben.“

Damit ſprang er fort und lief quer über die Halde einem Häuschen zu, welches hinter Schichten von Reiſig und Sammelholz kaum mit dem Schornſtein ſichtbar war. Sallet ſah in dem nächſten Augenblicke ſeinen kleinen Freund vor dem Häuschen ſtehen im unterhandelnden Geſpräch mit einer Bäuerin, einem wahren Mannweibe.

Das Weib machte Geberden wie über eine unerhörte Zumuthung, während der Kleine eine bittende und faſt unterwürfige Haltung beobachtete. Man wurde beiderſeits eifrig. Zuletzt verſchwanden die Parteien in dem Häuschen, vielleicht um eine dritte Perſon in die Berathung mit einzubeziehen.

Sallet wendete ſich gegen das Zimmer zurück.

Er betrachtete den ärmlichen Hausrath dieſer Hütte, die Rohheit der Arbeit, die ländliche Unbeholfenheit der veralteten Formen. Er muſterte die Bücher und Schriften-Repoſitorien, einfache Holzſtiegen aus ungehobelten Brettern, welche den Flächenraum der Wände

einnahmen. Er las einige Büchertitel, — es stand Alles wüst durcheinander. Neben Jakob Böhme — Max Stirner, neben Görres — Daumer, neben einem Band der historisch-politischen Blätter f. d. katholische Deutschland — ein Band der hallischen Jahrbücher, ein Band des deutschen Museums von Prutz und ein Band Ersch und Gruber mit Gr. einzelne Nummern von Journalen und Wochenschriften, — die neuesten vorjährigen Datums — lagen allenthalben umher. Nirgends Originalquellen, alles zweite und dritte Hand! Sallek wurde dieses planlosen Kramis bald müde.

Er trat wieder ans Fenster er stierte melancholisch hinaus. Was soll ich hier? fragte er sich mit schwerem Herzen. Ein rein neutrales Verhältniß gibt es nicht mit Menschen. Jeder verlangt Parteinahme, entweder für oder wider. Welche Rolle spielte er, wenn er mit verlegener Grimasse dem Nonsens seines Wirthes zulächelte? Und welche ebenso unmögliche, wenn er ihm Opposition machte? War der Andere denn überhaupt fähig, ihn zu verstehen? Und wenn nicht, war es menschlich, seine Kinderspiele ihn zu verleiden? Sie sind das einzige Glück seiner traurigen Einsamkeit! Schlimm genug, daß es so ist! In dieser Armuth, in dieser Wildniß wäre eigentlich ein schlichter waldensischer Hirtenglaube, wäre ein apostolisches Urchristenthum an seinem Platze. Wie widerlich, daß ein groteskes Zerrbild verkümmerter Schulweisheit in diese einfachen Naturverhältnisse heraufge-

schickt war! In solche Mißverhältnisse gerathen die Geister, wenn sie unbefriedigt vom geistlosen Schlendrian, aber betrogen um das Recht ihrer wissenschaftlichen Erziehung, auf eigene Hand im Finstern tappen. Mit Bitterkeit dachte Sallek an philosophische Facultäten, deren Beruf es ist — gegen die Philosophie Polizei zu spielen, und mannhaft nahm er sich vor, in der aufdämmernden Zukunft Oesterreichs die Schul-Bastille stürmen zu helfen.

„Frisches Fleisch giebts heute nicht, aber Eier bekommen wir und eine geräucherte Wurst und Kartoffeln — genug, ich hoffe, Du sollst satt werden. Es sind doch gutherzige Seelen, sie lassen mit sich reden.“ So rief der kleine Curat, indem er zum Häuschen hereinsprang mit dem Heldenschweiß auf der Stirne und keinem geringen Bewußtsein vollbrachter Großthaten. Sallek dankte ihm.

„Und nun, bis die Weiber fertig sind, will ich Dir eine kleine Vorkost aus meiner Gnosis auftischen!“ Mit diesen Worten griff der Curat nach dem Marterwerkzeug eines dicken Manuscripts und fing frischweg zu lesen an.

Nach einer halben Stunde kam ein junges zwölfjähriges Mädchen, welches mit klugen Augen und stillem bescheidenen Lächeln den Tisch zu bedienen anfing. Sallek hatte das Mannweib erwartet und konnte kaum glauben, daß man aus besonderer Aufmerksamkeit für ihn eine so holde Bedienung schicke. Am Ende hatte der Curat,

dachte er, doch einen ernstlichen Span mit den Weibern und sie schalten das Kind aus Trotz über seine Vermessenheit, daß er ihnen ungemeldete Gäste aufgebürdet. Das fehlte noch, daß der arme entsagende Mann etwa unter dem Pantoffel roher Bauernweiber stünde!

Die Mahlzeit erlöste ihn leider nicht von der Gnosis. Der Curat schlundte nur wenige Bissen und mit Hast, sagte, er könne vor Freude über den Besuch nicht essen, aber Sallet möge sich's schmecken lassen, er werde inzwischen weiter lesen. Das that er denn auch. Sallet hatte ein paar Seiten lang aufmerksam zugehört, es gelang ihm aber nicht auf die Länge. Der Gallimathias wurde immer ärger. Es schwindelte ihm. Nachsätze vergaßen ihren Vordersatz, Prämissen ihre Consequenzen, Citate waren sinnlos angewendet und Quellen von entgegengesetztem Lokalcolorit ganz unbefangen im Widerspruch unter sich schon benutzt. Längst bekannte Dinge gaben sich für neu und das Neue war indische Träumerei. So ging es von Blatt zu Blatt und jede Spur einer wissenschaftlichen Methode fehlte dergestalt, daß Sallet oft den Eindruck hatte, als seien Worte, wie: Manichäer, Pelagianer, Deterministen, Emanation, Pleuroma, Logos, Nirwana u. s. w. in einem Lostopf gelegen und man habe sie geschüttelt und mit verbundenen Augen gezogen.

Sein Freund dauerte ihn wirklich. Hier war nur noch practisch zu helfen. Er mußte von der Alpe herab, auf eine ausgedehnte Pfarre, in lebendige Verhältnisse.

Der Fürſtbiſchof fiel ihm ein, dem er ſich geſtern durch ſein Clavierſpiel empfohlen. Es fiel ihm ein, ob er dieſe Connexion nicht ſofort zu Anſelm's Gunſten verwenden könne.

Pater Anſelm ſah ſeinen Freund mit Wonne ſo nachdenklich. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte: „Nicht wahr, das Ding will verkuppert ſein? Nun, ich verlange heute noch nicht Dein Urtheil. Verdau' es gehörig und morgen wollen wir davon ſprechen."

Sallet ſtand auf. „Nun zeige mir auch Deine Forellenbäche!" ſagte er aufathmend.

Siebentes Capitel.

Der geſellig lebende Menſch vermag nicht immer die Mitte zu halten zwiſchen der Forderung, Anderen ſich hinzugeben, aber ſich ſelbſt nicht aufzuopfern. Er iſt entweder zu gutmüthig und legt der Geſellſchaft, oder zu ſpröde und legt der Einſamkeit den überwiegenden Antheil zu. Was Zalleck betrifft, ſo war er im erſteren Falle. Sobald es für ihn eine entſchiedene Sache war, wie ſehr er ſeinem Schutzfreunde entfremdet und entwachſen, fühlte er ſich geneigt, ſich dem Fenderhauſe zuzuwenden. Er that es mit vollem Bewußtſein. „Ein luſtiger Sommer!“ ſeufzte er lachend. „Der Eine ein Narr und der Andere ein Grobian!“ Aber der Narr war es auf eigene Hand und mit dem Grobian litten Menſchen, die ihm leid thaten. So opferte er ſich denn nach dieſer Seite.

Richtig fand er auch wieder verweinte Augen, als er

zum zweiten Male das Freudenhaus betrat. Diesmal war es Eusebia, welche weinte. Sie zog sich vor den Augen des Eintretenden zurück und Sallek wurde von Frau Ottilien und Hermosen empfangen.

„Darf ich fragen: warum weinte das Fräulein?“ sagte Sallek.

„Ach, der Papa!“ fing Hermosa sogleich an. „Stellen Sie sich vor! Da ist der Ivo — er freilich schon zwölf Jahre, aber er ist halt doch noch ein Bub. Warum soll er nicht eine Freude haben? Diesen Winter sah er einen Pagen im Theater; ich glaube in den „Hugenotten“ war's; — Mama, war's nicht in den „Hugenotten?“ aber gleichviel. Ach gefiel ihm der Page! Er schwärmte uns immer vor, wir sollen ihm auch so einen Anzug machen. Es wäre sein einziges Glück. Aber wo könnten wir in Innsbruck eine Nadel rühren? Den ganzen Tag steht die Thür nicht still von Lehrern und Lehrstunden! Hier im Lechthal fing der Bub' wieder an. Da erbarmte sich Eusebia — sie ist eine wahre Künstlerin mit der Nadel; ich mach' es nicht halb so gut; genug, sie schneiderte ihm ganz in der Stille einen herrlichen Pagen zurecht. Aus alten Stücken von Atlas, Sammt und Seidenzeug — ein vollständiges Phantasie-Costüm. Sogar Schuhe, Gürtel, Baret mit Plumeau, Alles. Als wir den Buben anzogen — ich versichere Sie, nicht weil es mein Bruder ist, aber — er sah zum Küssen aus!

Er war ganz roth im Gesicht, es durchschauerte ihn vor Freude. Man sah, wie er zitterte. Wir aber ließen ihn aus, wie einen schönen Vogel, da legte er sich eine Armbrust über die Achsel und strich in den Garten hinaus „auf ritterliche Abenteuer.“ Es war allerliebst, wie er so in der Sonne am Waldrain dahinstreifte. Ein Bild, wie ein Albumsblatt! Zufällig begegnete ihm der Papa auf der Terrasse, da macht er ihm seine Reverenz und begeistert wie er ist, spricht er in seinem Französisch, das er diesen Winter zu lernen anfing, im galanten Normannenstil: Je vous rend mes hommages, mon père et mon roi! Eine Ohrfeige, daß ihm das Barret über die Wehrmauer fliegt, war die Antwort darauf. Wer hat das gethan? Bin ich ein Casperl? Wollt ihr mir den Narren stechen? Wer hat das gethan? Das Jungvieh wird immer frecher! (Er nennt uns nur sein Jungvieh.) Der Donner soll drein schlagen! Ist mein Haus eine Comödianten-Boutique? Und schießt hinauf wie ein Fackelbrand und flucht und wettert, — die ganze Hölle war los. Unsere Zebi läßt sich gewiß was sagen, aber zuletzt fing sie auch zu weinen an. Zu einer anderen Zeit aber, das kann ich Sie feierlich versichern, hätt' ihm der Scherz selber gefallen. Es war nur, weil man ihn nicht fragte. Alles soll er. Kein Mensch darf was thun oder denken, außer ihm. Und dabei ist das Beste, daß er den Kleinen immer auszankt: Der Bub ist gar so todtschlächtig! Der Bub hat gar keine

Einfälle! Wie ich ein Kerl, wie der, war, da hatt' ich eine andere Schneid! Damit meint er seinen Geniestreich am Thannberg, als er noch Schafbub war. Das war freilich schneidiger. Einem Hausirer hatte er spanischen Pfeffer gemaust und seinem Bauer damit das Pfeifenmundstück eingerieben. Dem armen Manne schwoll das Gesicht auf, wie eine Trommel. Das war im Geschmacke des hoffnungsvollen Fränzchens! Hätt ihn der Bauer erwischt, er hätt' ihm Kreuz und Bein zerschlagen. Aber mein Fränzchen lief davon, lief ins Reich, ging aus einer Hand in die andere und hat zuletzt freilich sein Glück gemacht. Und jetzt berühmt er sich darüber und sagt: Schneid' muß man haben!"

Unter dem Dach eines solchen Mannes konnte sich Sallet nimmermehr wohl fühlen. Dafür lag es aber freilich auf der Hand, daß wenigstens die Familie sich wohler fühlte, von einer mitleidigen Seele besucht zu werden. Wie ihnen der Trost aus den Augen leuchtete, Jemanden zu haben, dem sie klagen konnten! Und Hermosa klagte so schön! Eine Kraft des sinnlichen Ausdruckes war in ihrem Vortrag, welche mit Worten nicht anschaulich zu machen. Wenn sie sagte: ich versichere Sie, er sah zum Küssen aus, so küßte sie wirklich; ihr Mund wölbte sich voller, ihre Lippen kräuselten sich zärtlich; es war eine Venus mit ihrem Amor. Und wenn sie sagte: die ganze Hölle war los, so blitzte ihr Stirnfältchen auf, ihre Brauen zuckten, ihre Nüstern

schnoben und das Auge funkelte wild! Sallek sah sie mehr als er sie hörte.

Genug, er empfand es kaum als ein Opfer, wie er so manche Sommerstunde nun im Fenderhause versaß und verlor. Und „versitzen“ galt im buchstäblichen Sinne. Nicht leicht war ein Sommeraufenthalt denkbar, welcher soviel im Zimmer spielte, als der in der Fenderfamilie. Die Tagesordnung war ungefähr folgende: Herr Fend pflegte spät am Morgen aufzustehen, gemächlich zu frühstücken, langsam sich anzuziehen, seine Vögel zu füttern u. s. w. Gewöhnlich machte er dann einen Gang in die Dörfer hinab, wo in den Herrenstuben der Gasthäuser gleichgestellte Männer sich einfanden. Da wurde polnisirt, ein Handel geschlossen, die Geschichten des Thales besprochen, Nöthiges und Unnöthiges mit gewichtiger Selbstschätzung „ausgekocht.“ Herr Fend trieb das so eifrig, daß kaum das schlechteste Wetter ihn abhielt; er pflegte zu sagen, er habe zu thun! Nachmittags aber liebte es Herr Fend zu Hause zu bleiben. Der Familie war damit selbstverständlich, etwa Promenaden im Garten oder auf den nächsten Waldwegen ausgenommen, ein Gleiches auferlegt. Allerdings hätten sich, seit die zwei jüngeren Männer das Haus besuchten, nämlich Gordian Früll und Felix Sallek, auch weitere Ausflüge arrangiren lassen, und Herr Fend wäre Frülls wegen, welchen er immer sichtlicher bevorzugte, zur Theilnahme zu bewegen gewesen. Aber es kam nie dazu.

Frau Ottilie, ihre zwei jüngeren Kinder und Sallet waren gleichsam stillschweigend darüber einverstanden, die Herren nicht zu bemühen. Man ließ sie in ihrem Rauchzimmer sitzen und zechen, rauchen und Domino spielen, was gewöhnlich tief in den Abend hinein währte, wobei sie sich offenbar wohl befanden. Nicht selten trat dann ein oder der andere Nachbarbesuch hinzu und dann saßen sie nur um so fester. Die Familie inzwischen freute sich, Ruhe zu haben und verlangte nicht mehr. War Sallet da, so gab er Clavierlectionen oder Conversations-Uebungen in Fremdsprachen, oder ließ sich bald von der Frau, bald von den Kindern ihre häuslichen Leiden erzählen, ein Stoff, welcher niemals ausging.

Er tröstete dabei so gut er konnte. Manchmal glaubte er es recht gut zu machen, indem er nach den geringsten Zügen haschte, um Herrn Fend etwas nachzurühmen. So sagte er eines Tages: „So oft ich heraufkomme, die Lage Ihres Hauses entzückt mich immer von Neuem. Lage und Architektur, beides zusammen. Wenn das Herrn Fend's Werk ist, so sage man was man will, der Mann hat Geschmack; wenigstens im Baufach mehr als in der Claviermusik." Frau Ottilie seufzte. „Sie antworten nichts?" fuhr Sallet fort. „Wem verdankt das Aenderhaus, so wie es ist, seine Gründung?" — „Uns Beiden," antwortete die Frau. „Mir war die Wahl des Bauplatzes überlassen, er führte Bau." — „Nun also! das ist ja ein prächtiges Zusammen-

spiel von ehelicher Eintracht gewesen." — „Von ehelicher Zwietracht, wenn Sie gesagt hätten! Denn leider, just an diesem Bau fing es an!" — „Aber ich bitte Sie! Wie ist denn das möglich? Wenn Fend mit Ihrem Platze zufrieden war, und Sie mit seinem Plan, und eines ist doch so schön wie das andere . . ." — „Ach ja, mein Plan! der ist freilich schon für das Auge, aber ein Berg sollte durchsichtig sein wie Glas. Als wir den Grund zu graben anfingen, sank der Grund ein. Ich sagte, nun gut; so rücken wir weiter rechts weg. Geben wir die Stelle auf, der Boden hat ja doch wenig Werth hier. Besser ein kleiner Schaden als ein großer. Gott bewahre! Um keinen Preis! Es war Dein Wunsch, Tilli, und Dein Wunsch muß geschehen. Er ließ eine Grundmauer ziehen. Als sie ein paar Klafter hoch aufgemauert war, sank sie ebenfalls ein. Die Maurer sagten, der ganze Berg ist nichts nutz. Es ist ein Sandstein, der noch nicht steinern ist. Nun denn, so schütten wir's zu. Fort von hier. Das Lechthal ist überall schön. Aber mein Mann war nicht zu beugen. Was? dieses Grübchen da? das füll' ich mit meinen Kindern noch aus. Du sollst nicht sagen, ich hab Dir Deinen Gefallen nicht gethan. — Aber ich bitte Dich, Mann . . . — Wie Du mir, so ich Dir. Man muß sich einander zu Gefallen sein. — So höre mich doch nur! Es ist ja längst nicht mehr mein Gefallen. — Man muß sich einander zu Gefallen sein. Lieb ist Lieb

werth. Oder fürchteſt Du, Du kannſt mirs nicht heim zahlen? oder Du willſt es nicht? Das Grübchen da füll' ich tauſend Mal aus. God dam, der Fender läßt ſich nicht ſpotten. Mein Weib iſt mein Weib. Dafür wird ſie mich ehren und ſchätzen. Solche Männer wachſen nicht auf den Zwetſchkenbäumen. Das macht den Fender noch nicht arm. Ja, guckt nur, ihr Maulaffen. So baut der Fender für ſein Weib. — Kurz, was ſoll ich Ihnen ſagen, Herr Sallet? Damals ſah ich zum erſten Male, wie wir mit einander ſtanden. Seinen Eigenſinn, ſeinen Geldſtolz, und wie er mir das Alles als Liebe aufdringen wollte! und auf die Liebe die Tyrannei gründen wollte! An dieſer Parapetmauer ſah ich mein Los. Wie manche Thräne habe ich da hinein geweint! Es waren meine erſten meine heißeſten Thränen!"

Ein anderes Mal ſagte er zu Hermoſen: „Geſtehen Sie, Fräulein, für ein Tirolermädel haben Sie doch den ſchönſten Namen im Lande. Wiſſen Sie, was Hermoſa heißt?" — Das Mädchen lächelte kokett und ſagte: „Man muß nicht Alles wiſſen." — „Ich ſehe, Sie wiſſen es beſſer als ich, daß Hermoſa die Schöne heißt. Aber nun laſſen Sie dem Papa auch Gerechtigkeit widerfahren. Der galante Name kann nur die Wahl des Herrn Fend ſein. Er kann ihn nur aus dem ſpaniſchen Amerika haben." — „Gott weiß, nach welcher Meſtizze er mich benamſet hat!" — „Wie unartig! an

hatt daß Sie anerkennen sollten, wie Ihnen Vaterliebe und Vaterstolz den zierendsten Namensschmuck ausstudirt hat" „Ach ja, es war eine ausstudirte Bosheit!" — „Bosheit? was sagen Sie da? der Name Hermosa eine Bosheit?" „Ja, ja, eine Ironie, eine beißende Ironie! Denn sehen Sie, daß meine Stiefschwester Eusebia heißt und nicht Grethel oder Ursel, das fing den Papa bald zu wurmen an. Schon wenige Wochen, nachdem er geheirathet, trug er die Mama damit auf. Eusebia! Das ist ja eine wahre Staatsheilige. Die muß man ja mit der Laterne im Kalender suchen. Das muß ein rares Pflänzchen werden. Da kann Unsereiner nicht mit. Kurz, als meine Wenigkeit auf die Welt kam, so zerbrach sich sich Väterchen den Kopf und stöberte in seinen alten Kalendern herum — er hatte französische, englische, hundsche, spanische, — um einen Namen aufzugattern, der die Eusebia noch weit überbieten konnte. Die Mama errathen, als er endlich Hermosia präsentirte. Aber Mann, den Namen kenn' ich ja gar nicht! — Thut nichts, Weiberl, ich kannte Deine Eusebia auch nicht. Man wird so alt wie eine Kuh und lernt doch immer noch dazu. Also kennt ihn nicht! So haben wir doch was herausgekitzelt, was die Frau Professorin nicht kennt. Siehe, siehe! — Ich bitte Dich, Mann, die Tiroler laden uns aus. Der Pfarrer nimmt ihn gar nicht an, diesen Namen. Woher hast Du ihn nur? — Woher ich ihn habe? Hundert Meilen hinter'm Eisebi-

land. — Und so ärgerte er die arme Frau in ihr Wochenbett hinein. Sie können sich den Taufschmaus vorstellen und wie die Gevatterinnen mit all' ihren Hecheln arbeiteten."

„Endlich, zuletzt haben Sie doch den Vortheil davon," sagte Sallet. „Sie heißen Hermosa, die Schöne, und das nimmt Ihnen der Papst nicht mehr."

„So, wirklich? Wer hat Euch dessen so gewiß gemacht? Du goldene Unschuld! Da kennen Sie meinen Papa noch schlecht. Wann heiße ich denn Hermosa? In meinem Leben nicht! Das ist ja der Witz: der Name soll nicht blos abenteuerlich klingen, er soll sich auch hübsch verhunzen lassen. Nun, was meinen der Herr Capellmeister zu dem musikalischen Namen Moserl? Nicht wahr, das klingt ein bischen besser als Mopserl? Nun, sehen Sie, das ist mein Name! Erst seit zwei Jahren, und es brauchte Mühe, nennt mich der Vater Mosi. Hermosa heiße ich niemals. Wenn mich der Papa einmal Hermosa ruft, so geschieht es in einem so schneidigen Tone, — ungefähr: komm' her, Du Süße, ich will Dir den Hals umdrehen!"

Ich solch' bitteren Pointen verlief fast jedes Gespräch über den Fender. Auch das heiterste Thema war nicht sicher davor. Ein Bezug auf den Papa — und aus jedem Honig wurde Galle. Sallet war bald darauf eingeübt: was werde ich heute wieder zu hören bekommen?

wenn er ins Fenderhaus ging. Und doch ging er hin — und gerne hin. Sein Curat auf der Madelergabel plagte ihn mit einem strohenen Reflexionswesen; hier sah er doch Fleisch und Blut, hier schlugen warme menschliche Pulse, hier gab's Thränen und einen Trost gegen Thränen; ja, hier konnte er Tröster sein, was er dem Grillenfänger auf der Madelergabel, der selbst nicht wußte, woran es ihm fehlte, keinen Augenblick sein konnte.

Wir sollten an diesem Punkte vielleicht sagen, ob Sallet nicht nach und nach anfing, auf Herrn Fend eine Art wohlthätigen Einfluß zu gewinnen. Ja! um den Preis, um welchen jedes Kind auf ihn Einfluß gewonnen hatte: wenn man ihn schmeichelte, wenn man servil gegen ihn war. Da nun Sallet das nicht that und nicht war, so wird der Leser vielmehr umgekehrt fragen, ob Sallet nicht nach und nach anfing, dem Fender lästig zu werden.

Wer einem Menschen einmal so unhöflich begegnet ist, wie der Fender dem jungen Sallet in Innsbruck, der wird sich diesem gegenüber nie mehr à son aise fühlen. Der Zwischenfall mit dem bischöflichen Besuch, der seinem Ehrgeiz so sehr geschmeichelt und seine Dankbarkeit flüchtig angeregt hatte, war bald vergessen und die Vorstellung, daß eine ähnliche Gelegenheit wieder kommen, daß ein Gast, wie Sallet, dem Hause, wo er einkehrt,

überhaupt zum Schmucke gereichen könne, wirkt doch allzu ſchwach auf einen Mann wie Fend. Dagegen wirkte ganz bedeutend die Wahrnehmung auf ihn, daß Sallek anfing, ſeinem Hauſe etwas zu ſein. Dieſer Umſtand allein hätte genügt, den eiferſüchtigen Tyrannen zu ärgern. Und ſo kam es denn auch. Sallek's Hausbeſuch war ihm ein Aergerniß.

Aber er beherrſchte ſich diesmal ein wenig beſſer, als er gewohnt war, denn eine Bloßſtellung wie in Innsbruck durfte er nicht zum zweiten Mal riskiren. Er verbarg ſeinen Aerger. In dem Maße als Fend merkte, daß der junge Mann gern geſehen war von den Seinigen, begriff er ſofort, er habe damit ein Werkzeug mehr in der Hand, ſein Haus zu tyranniſiren. Es koſtete ihm nur einen Wink, als überlege er ſichs noch, ob er Salleks Lehrſtunden fortſetzen laſſe, und er konnte die Familie ſchrecken und necken, oder ließ ihr zum mindeſten ſeine Gewalt fühlen, was ihm ſchon an ſich Genuß war. Das war Eins. Dann aber, wollte er ſich ſeines Gaſtes wirklich entledigen, ſo fühlte er wohl, es müſſe auf eine exemplariſche Weiſe geſchehen. Blos die nächſtbeſte Laune an ihm auszulaſſen, wie es ſonſt ſeine Art war, fürchtete er ſich in dieſem Falle. Er fürchtete ſich vor Sallek, er fürchtete ſich vor der Familie ſelbſt. Er wollte ihn beſſer faſſen. Er hoffte und lauerte darauf, der fremde Eindringling werde ſich eine Blöße geben, gegen welche er dann in der ganzen Pracht ſeiner Haus-

herrnjuſti; vorgehen konne. Wie er ſich nämlich nicht vorſtellen konnte, daß ein Menſch uneigennützig ſeine freien Stunden aufopferte, ſo unterlegte er Sallet's Beſuchen Zwecke, welche, wie er meinte, nur eines unbewachten Augenblicks bedurften, um ſich ſtrafbar zu verewigen. Er ſpionirte und ließ ſpioniren, wie Sallet mit den drei Frauen ſeines Hauſes umgehe. Er ſaß nicht ſo harmlos in ſeinem Rauchzimmer, als es den Anſchein hatte. Er hatte nun; in der Stille allerlei kleine Wandſpiegel placirt, welche theils die Flucht der Zimmer, deren Thüren im Sommer offen ſtanden, theils Partien des Gartens reflectirten, und die er, wie eine Spinne ihre Netzfäden, beherrſchte. Ebenſo liebte er es plötzlich aufzuſtehen und einen Gang durch die Zimmer zu machen, unter irgend einem Vorwande, welcher die wahre Abſicht ſolcher Ueberfälle verbarg. Mit Ivo ſuchte er ſich zu verſtehen; er erlaubte ihm ſeine Pagen-Maskerade, ja er erhitzte die Phantaſie des Knaben, indem er ihm dazu noch einen Pony ſammt prächtigem Reitzeug verſprach. Dagegen fragte er den Knaben fleißig aus, wie es heute geweſen, und was man getrieben, und — wie habt Ihr Euch unterhalten; und — erzähle mir, mein Kind; und inſtruirte ihn, ſo viel er die getäuſchte Faſſungskraft des Knaben zu beſchwatzen hoffen durfte. Zuletzt war ihm auch die alte Hausmagd nicht zu gering, um ſich gelegentlich von ihr rapportiren zu laſſen.

So umſtellte er ſeinen argloſen Gaſt mit Fuchsfallen.

Ins Antlitz aber behandelte er ihn aufs Freundlichste, kritisirte mit ihm die Zeitungen, ließ sich Beamten-Anekdoten erzählen, fragte ihn häufig um seine Meinungen oder juridischen Urtheile, die er dann im Gasthausgespräche verwerthete, war mit seinen Flaschen splendid und hatte ewig die Laune, zu tractiren. Du sollst mir zahm werden, Bursche, dich pack' ich einmal! dachte der liebenswürdige Mann.

Achtes Capitel.

Und Felix? Er ahnte nichts und kam und ging.

Aber eines Tages kam er wirklich verändert. Er kam in einer Stimmung, von der unsere Leser vielleicht schon längst zu hören gehofft haben. Wir wollen erzählen, wie das zuging.

Es ging sonderbar zu, so natürlich es auch scheint. Der Natur half eben ein Zufall zum Durchbruch.

Auf seiner Nadelergabel hatte der arme Felix manch' langweilige Stunde. Jene Langeweile, die auch ein fähiger Mensch haben kann, nämlich wenn er falsch gestellt ist und seine Fähigkeiten nach Luft schnappen. Ungeduld sollten wir vielleicht sagen.

Das geistige Verhältniß zu Pater Anselm war ein rein passives und seine häuslichen Verhältnisse waren noch weniger als das. Felix hatte richtig geahnt: der arme Curat stand unter dem Pantoffel zweier Xantippen, deren rohe Despotie er zu seinem Glücke nicht fühlte. Felix dagegen wich ihnen aus und hätte sich höchstens

das kleine artige Mädchen gefallen lassen, wenn sie nicht einen sogar ihm unverständlichen rauhen Gebirgsdialekt gesprochen hätte, der ihm die wenige Unterhaltung, die ihm das Kind gewähren konnte, vollends verdarb.

So blieb er größtentheils einsam.

Die Einsamkeit wies ihn an die Natur und die stumme Natur an die Abwechslung mit der Lectüre. Zwischen die Forellenbäche und das Bücher Repositorium vertheilte er seine müßigen Stunden.

Eines Tages saß er melancholisch allein. Pater Anselm war auf einen „Speisgang" ausgegangen, und die Unlust des Wetters fesselte ihn zurückbleibend an die Stube. Vom Himmel herab strich ein grauer geistloser Regen; es regnete, wie man sagt, Bindfäden. Ein eintöniges Schauspiel, welches weder Auge noch Seele unterhalten konnte!

Felix trat vor die Bücher. Sein Auge irrte von Titel zu Titel. Vergebens! Weder die Institutionen von Döderlin, noch die dogmatischen Vorlesungen von Reinhard, weder ein Eckermann noch ein Henke konnte ihn anziehen. Die meisten kannte er schon, viele wollte er nicht kennen und alle haßte er, denn die Verwirrung, die sie in dem Gehirne des armen Pfarrerleins nährten, nahm er ihnen persönlich übel.

Ueberhaupt war er nicht in gelehrter Stimmung, sondern in poetischer, oder besser, Poesie-bedürftiger. Am liebsten wäre ihm ein Dichter gewesen. Aber Dichter

hatte sein Freund nicht. Zuletzt ergriff er den Jahrgang des deutschen Museums von Prutz, welcher sich zufällig hierher verirrt hatte. Er fing zerstreut zu blättern an. Da fand er freilich Verse genug. Aber ach — nur Verse! Und wie weit sind Verse und — Dichter von einander entfernt! Anstatt die Quintessenz eines bedeutenden Lebens zu geben, geben sie die Zufälligkeiten eines unbedeutenden Lebens. Im Hin- und Herblättern fiel ihm ein Gedicht von Theodor Storm in die Augen „An meine Söhne" überschrieben. Das Bestimmte dieser Adresse reizte ihn, — vielleicht hat er etwas Individuelles, Lebendiges zu sagen. Er fing zu lesen an:

Stolle nimmer mit der Wahrheit,
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
Doch weil Wahrheit eine Perle,
Werft sie auch nicht vor die Säue.

„Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue." Kernig gesagt! Er las fort:

Manche edelsten Gemüthes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Gold'ne Rücksichtslosigkeiten.

Sallet blickte aufmerksam. Wahrlich, das hört man nicht alle Tage. Göttliche Grobheit, kann Jeder sagen; das ist der Gemeinplatz. Aber gold'ne Rücksichtslosigkeiten, die erfrischend wie Gewitter sind, das ist schon ein vornehmeres Empfinden. Und wie zart nennt dann

derſelbe Mann wieder die Rückſicht Blüthe des edelſten Gemüthes! Hört man endlich ein anderes Wort als das ewige Schimpfen auf Convenienz! Gibt's noch einen Gebildeten, der die Rückſicht nicht für conventionellen Zwang erklärt, ſondern für eine Blüthe des Gemüthes! Ich drücke Dir die Hand, wackerer Mann! Was andere lyriſche Gecken als Gemüth verkaufen möchten, das iſt der parfümirte Egoismus ihrer Sentimentalität. Er las weiter:

Wack'rer heimathlicher Grobheit
Setze Deine Stirn entgegen:
Artigen Leutſeligkeiten
Gehe ſchweigend aus den Wegen.

Der Mann gefiel ihm immer beſſer. Den Nationalgenius der Deutſchen, die Grobheit, nennt er wacker, und ſie iſt es, als Kraftausdruck des Charakters; aber derſelbe Charakter bietet ihr auch die Stirne, er verhimmelt ſie nicht, wie die Kriecher nach unten, die Höflinge des Pöbels, welche dem Volke ſeine Grobheit und Ungezogenheit förmlich als Tugend anrechnen! Und wie hübſch das geſagt iſt — artige Leutſeligkeiten! Wie fein bezeichnet dieſer Plural ſchon allein jene perfide Herablaſſung, welche beleidigt! Aber er geht ihr „ſchweigend“ aus den Wegen, nicht ſchimpfend, gleichſam mit einer ebenſo herablaſſenden — Verachtung! Er las die vierte Strophe:

Wär zum Weib Du nicht die Tochter
Wagst wärden zu begehren,
Hätt Dich zu gut, um gänzlich
Mit dem Hause zu verkehren.

Sallek stand wie vom Blitz gerührt. Das Fenderhaus fiel ihm ein. Hermosa fiel ihm ein.

Gäbe ihm Fend eine Tochter zum Weibe? Nicht im entferntesten! Aber möchte er eine Tochter Fend's zum Weibe? Alles Blut schoß ihm in die Wangen. Hermosa!

Es war ihm wie in Schwindeln. Wie packt ihn auf einmal das Bild! Wie geschieht ihm? Was geht in ihm vor? Hat er neue Pulse? neue Augen? ein neues Herz? Der Gedanke ergreift ihn wie vom Himmel herabgefallen. War sie denn bisher nicht in der Welt? oder war er es nicht? Wo waren seine Sinne? Er begreift sich nicht. Er starrt in sich hinein wie ein Geblendeter.

Hermosa!

Wie alle Menschen von starkem Gefühl, hatte er wenig daran gedacht, sein Gefühlsleben zu beobachten. Jetzt taumelte er, wie von einer Faust gestoßen, in die Reflexion hinein.

Wie fühlte er sich zu dem Mädchen?

In Innsbruck war der Eindruck kein günstiger. Er hatte sie für ein rohes Geschöpf gehalten. Auch jener erste Abend im Lechthal, wo sie sich am Bache begegnet, wo sie weinte und schalt, — er hatte sie bemitleidet,

aber die Heftigkeit ihres Weſens war ihm doch wieder — Verwahrloſung, Rohheit.

Er lernte das Haus nun näher kennen. Das ſcharfe Wetter darin, die Kriegsluft. Man muß ſich tüchtig wehren in dem Hauſe, um ſich zu behaupten. Das junge Mädchen ſchien ihm nicht mehr ſo roh, ſie war nur kräftig, geſund. Und ſie konnte auch zärtlich ſein — mit der Mutter, mit Ivo, ſie konnte auch munter ſein, ſcherzen, lachen, ſie lachte ſogar ſehr ſchön, ſehr weiblich, was eine große Seltenheit iſt! Wahrlich, das Bild wurde immer menſchlicher. Er freute ſich darüber, und nichts weiter. In dieſer Freude, dieſem Wohlgefallen hatte er ſo hingelebt.

Und plötzlich!

Hat dieſer Augenblick ſeine Leidenſchaft erſt erweckt, oder hat er ſie blos zum Bewußtſein erweckt?

Ach, das iſt jetzt gleichgiltig. Das fragt ſich jetzt müßig. Genug, er hat ſie, die Leidenſchaft. Er empfindet nichts anders als ſie.

Die Reize des Mädchens verbreiten ſich wie Feuer über ſein Inneres. Sein Blut glüht, ſeine Phantaſie hängt mit ſtaunenden, ſinnverwirrten Gedanken ihrer Schönheit nach. Es iſt ein unermeßliches Gefühl. Es trägt ihn, es hebt ihn wie eine Woge; er ſchnellt empor darauf, er erſtickt in ihr.

So ſaß er und ſann vor ſich hin.

Wo zum Werb Du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Hätte Dich zu gut, um gastlich
An dem Hause zu verkehren.

Sein Auge lag auf dem Vers wie auf einer Zauberformel. Sein ganzes Leben spricht hier zu ihm. Ein lebendiges Wort hat er gesucht — wahrlich, da hat er eines!

In derselben Nacht schloß Sallet kein Auge. Der Regen hatte aufgehört, der Mond schien durch die Ritzen des Daches.

Sallet sprang auf und rannte in's Freie hinaus.

Derselbe Mond mit seinem falschen, geheimnißvollen Dunkellichte stand geneigt gegen das Allgäu. Die Luft roch von Erde und Wasserdünsten des Regens. Ein schriller Thierlaut ertönte aus der Ferne — erschreckend, schauderhaft. Das war ein Mord! Ach, der Schooß der Nacht ist so friedlich nicht, wie salbungsvolle Optimisten sich einbilden. Unbarmherziges geht vor in ihrem Schooße. Das unbeschützte Thier zittert in schlechter Sicherheit vor seinem Feinde; die Angst des Lebens, der Sieg des Starkeren, das Alles spielt sich fort in der Nacht. Die Nacht trieft von Angstschweiß, sie dampft von Blut. Aber im Dörfchen umher brüllte das Vieh aus seinen Ställen in schlaftrunkener, wiederkauender Zufriedenheit. Die Philister der Thierwelt, die Hausthiere! Wahrlich, fast niederträchtig ist ihr Wohlstand,

während ihre wilden Brüder draußen kämpfen und bluten!

Sallet ging herum wie ein Trunkener.

Fast gegen Morgen war's, als er sich wieder zu Bette warf und bei seinem Erwachen stand die Sonne hoch auf den Bergjöchern.

Er war neugierig, das Gedicht, das gestern einen solchen Aufruhr in ihm hervorgebracht, im Lichte eines neuen Tages zu überlesen. Er nahm es noch einmal vor und las die Strophen im ununterbrochenen Fluß ihres Zusammenhanges.

Fehle immer mit der Wahrheit,
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue,
Doch weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Sauc.

Muthe edelsten Gemüthes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Gold'ne Rücksichtslosigkeiten.

Wack'rer heimatlicher Grobheit
Setze Deine Stirn entgegen,
Artigen Lentseligkeiten
Gehe schweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib Du nicht die Tochter
Wagen würdest zu beleidigen,
Halte Dich zu gut, um gänzlich
Mit dem Hause zu verkehren.

Was Du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen,
Aber hüte Deine Seele
Vor dem Carrière-Machen!

Wenn der Pöbel aller Sorten
Tanzet um die gold'nen Kälber,
Halte fest! Du hast am Ende
Doch vom Leben nur Dich selber.

Aber es waren nicht mehr die Augen, womit er dieses Gedicht zum ersten Male gelesen. Der melancholische Regentag, die schaurige Nacht und ihre seltsame Aufregung waren vorbei. Die lustigste Sonne schien über's Land und Hermosa war das sonnigste Mädchen im Lande. Mit einer jauchzenden Sinnlichkeit dachte Sallet aus Lechthal, und da just heute ein Tag seiner regelmäßigen Besuche war, so hielten ihn die vom Regen verdorbenen Wege nicht ab, und er flog fast dem Fenderhause zu.

„Halte dich zu gut, um gastlich mit dem Hause zu verkehren", meditirte er unterwegs. Das ist zwar eine poetische Wahrheit, aber keine reale. Was für ein Grünspecht war ich doch gestern, daß ich diesen Unterschied nicht gleich capirte! Das hübe ja alle Geselligkeit auf, wenn man nur Häuser betreten dürfte, in denen man Schwager werden kann. Und dann — was heißt das: wo zum Weib Du nicht die Tochter wagen würdest zu begehren? Der Ton liegt auf wagen! Es käme also

darauf an, wie viel eben ein rechtſchaffener Kerl wagen will! Wer verbietet das Wagen?

So dachte Sallet und ſeine jungen Beine ſprangen wie Stahlfedern über die Berge dahin. Früher als ſonſt war er heute im Fenderhaus.

Hermoſa hätte ihn faſt erſchreckt: ſie trat ihm in einem ſchwarzen Anzuge entgegen. Sie trug ein ſchwarzes Kleid von Poul de Soie mit einem weiten Halsausſchnitt, welchen ein Fichu von ſchwarzem Moll bedeckte. Sie ſagte, es ſei der Sterbetag von dem Manne der Mama aus erſter Ehe. Felix antwortete, das ſei eine ſehr zarte Aufmerkſamkeit für die Mama, aber ſie hätte ſie vielleicht ihrer Stiefſchweſter Euſebia, der Tochter des Verſtorbenen, überlaſſen ſollen. Ihre Artigkeit gegen die Mutter ſei das directe Gegentheil davon gegen Herrn Fend, ihren Vater. Und wie ſie den Muth, oder beſſer den Muthwillen haben könne, in einem ſo ſtürmiſchen Hauſe den Gott der Stürme förmlich herauszufordern. Hermoſa lachte. Ach der Papa! dem wird geſagt, ich trage den Traueranzug, den ich vor einem Jahre für eine Tante trug, um ihn wieder einmal auszulüften, und er glaubt es mir wohl. Was weiß denn er, daß das eine feine Dame nicht thun würde!

Felix drohte mit dem Finger, während er ſie mit bewundernden Blicken anſah. Er fand, daß ihr der Anzug einen ungewöhnlichen Reiz verlieh. Die ſchwarze

Farbe hob den lichten Teint der Blondine ausnehmend vortheilhaft.

Und just heute sah er sich fast allein mit ihr. Eusebia wartete den Herren Feud und Früll im Rauchzimmer auf und Ivo trieb am Bache sein Wesen, wo er sich eine Goldwäscherei angelegt hatte, weil er gestern in einem Buche gelesen, daß die Wässer Tirols einst Gold geführt. Die Mama aber stand auf dem Altan und beaufsichtigte ihn.

Man ging ins Clavierzimmer. Hermosa setzte sich an den Flügel, Felix neben sie. Hermosa fing zu spielen an. Ihre Haltung beim Spielen war noch nicht schulgerecht: nämlich bei gerader Haltung des Oberleibes blos mit den Armen zu spielen. Sie hatte die Angewöhnung, sich stark anzulegen, namentlich auf die linke Seite, auf welcher der Baß gespielt wird, was beim weiblichen Clavierspiel oft eine Kraftanstrengung ist. Felix hatte sie sonst verwarnt. Heute that er es nicht. Indem sie nämlich in die tiefen Contratöne hinabgriff und ihrer Gewohnheit nach dem Oberleib die stärkste Beugung nach links gab, verschob sich durch die gewaltsame Spannung des Rückens das Halstuch und heraustrat blendend weiß die entblößte rechte Achsel. Wären die Achseln nicht schön, warum wären Damentoiletten decolletirt? Die Achsel hat vor jenen reizvollsten Formen der Rundung und Schwellung, welche wir am weiblichen Körper bewundern, den in seiner Art einzigen Vorzug, daß ihre

bedeutsame Grundform ein Knochen ist, eine Vorstellung von Kraft und Tüchtigkeit, mit welcher die sanft gewölbte Bekleidung des Fleisches noch ein plastisch schöneres Gebilde giebt, als wenn das letztere allein vorherrscht. Salek war heute ganz in der Stimmung, diese ästhetische Reflexion, dem reizendsten Augenschein gegenüber, mit ungewöhnlichem Feuer anzustellen. Er fand diese prächtig modellirte, blendende Achsel interessanter, als die ganze mediceische Venus.

Just die geringe Ausdehnung, in welcher das Nackte hier erschien, erhöhte den Werth der Erscheinung, die Kostbarkeit des Anblicks. Dazu kam der Contrast der tiefschwarzen Farbe von Kleid und Halstuch, aus welchen der weiße Perlenglanz der Schulter in einer raffinirt effectvollen Fassung lockend und ladend herausleuchtete. Es war wie ein Elfenbein Medaillon in einem Ebenholzrahmen. Felix entbrannte vor Begierde das Medaillon zu küssen. Aber was hinderte ihn? Er ersah die nächste Gelegenheit und drückte seine Lippen auf die verführerische Achsel.

Hermosa erschrak. Mit gezückten Augenbrauen warf sie einen Blick ins Zimmer und zu der Mama hinaus auf den Balcon, — einen Blick des Entsetzens.

„Nicht so weit, Joo! rief die Mama, „nicht so weit! Mein Gott, das Kind vergißt sich wieder;“ — und sie eilte vom Balcon durchs Zimmer an den Bach hinab.

Hermosa und Sallek war allein. Das Mädchen

ſagte mit nachdrücklichſtem Ernſte: „Ich bitte Sie, thun Sie das nicht wieder. Das ganze Haus hat Augen und Ohren.“

„Ei, ſo heirathen Sie endlich fort aus dem Hauſe“, antwortete Felix leichtblütig. „Das iſt ja ein wahres Bagno!“

„Eine Deſperationsheirat?“ rief Hermoſa. „Ich danke für den Rath! Ich will mir's wohl überlegen, wenn ich einſt heirate.“

„Nur nicht allzu wohl,“ ſagte Felix. „Das wäre erſt recht der Fluch dieſes Hauſes, wenn Sie aus lauter Furcht vor Männern wie der Papa . . .“

Aber Hermoſa hielt ihm den Mund zu. „Nein, nein, ich heirate lieber gar nicht! Gott, wie man un glücklich ſein kann!“ rief ſie mit einer faſt tragiſchen Ueberzeugung.

Felix ſah fort, ſie zu warnen, daß ſie ſich von der Hausgenoſſin ihres Vaters nicht allzu abſchreckende Beiſpiele für das ehelige Los — aber Hermoſa unterbrach ihn zum zweiten Male: „Nicht vom Papa iſt die Rede. Sie wiſſen ja gar nicht, wovon die Rede iſt.“

Felix ſah ſie an, befremdet, faſt bang. Hermoſa ergriff ſeine Hand und neigte ſich flüſternd gegen ihn: „Ich will Ihnen einmal eine Geſchichte erzählen, wenn wir ungeſtört ſind. Sehen Sie, den Papa — den fürcht' ich gar nicht. Wäre ich an der Stelle der Mama, ich wäre gleich anfangs mit ihm fertig geworden. Aber

es gibt noch andere Modelle. Was ſagen Sie zu einem Manne ...“

In dieſem Augenblicke hörte man Fend's Schritte, welcher einen ſeiner gewöhnlichen Gänge durch die Zimmer antrat. Hermoſa griff raſch in die Saiten.

Felix ſtudirte ihren Geſichtsausdruck, welcher ihm ganz verwandelt vorkam. Sie ſah ſo ſorgenvoll, ſo frauenhaft aus — wie um zehn Jahre gereifter. Als ſie ſich zu ihm hingeneigt — ich will Ihnen eine Geſchichte erzählen, war es ein Ton — faſt wie von mütterlicher Belehrung.

Was mag ſie für Geheimniſſe haben? Geheimniſſe der weiblichen Erfahrung, welche dem leichtlebigen Mädchen etwas Gewichtiges, faſt Ueberlegenes mittheilen?

Felix war neugierig, unruhig, verwirrt.

Hermoſa inzwiſchen rauſchte ihre chromatiſche Scala, gemiſcht mit Doppeltrillern, herab, daß Bilder und Spiegel zitterten. „Ich thäte Haus brechen, ſtatt Clavier zu ſpielen,“ ſagte Herr Fend, als ob er ahnte, daß ſie ihn mit dieſem Lärm zu den Zimmern hinausſäuſeln wollte. Wirklich zog er ſich auch in ſein Eſtaminet wieder zurück.

Dafür hörte man Frau Ottilien mit Ivo auf der Treppe. Hermoſa ſprang auf wie ein Kind. „Da iſt er ja, unſer Digger! Ich bin neugierig, ob der Bub

etwas gefunden hat. Kommen Sie!“ Und fort ſtürmte ſie mit dem ganzen Eifer der älteren Geſchwiſter für die Spiele der jüngeren. Felix gelangte im ganzen Tage nicht mehr zu einem Geſpräche mit ihr und zu einer Erzählung ihrer Geſchichte.

Im grübelnden Nachdenken verließ er das Haus, ſo feurig und kühn er gekommen.

Neuntes Capitel.

Es war nach dieſem, am zweitfolgenden Tage. Die Fender-Familie ſaß morgens beim Frühſtück: da fing Ivo zu plaudern an: „Moſi, haſt Du den Mann gehört, welcher heut' Nacht unter Deinem Fenſter geſchlafen?"

„Ein Mann? Unter meinem Fenſter?"

„Nun freilich. Haſt Du ihn nicht auch geſehen?"

Hermoſa ließ den Bruder ſcharf an: „Bube, mir ſcheint, Du träumſt. Ich verbiete mir ſolch' dummes Geſchwätz."

Herr Fend erhob ſeine Stimme: „Du haſt ihm gar nichts zu verbieten. Ich verbiete mir's ſelbſt, daß Du dem Buben ſo über's Maul fährſt." Und zu dem Knaben ſagte er ſanft, aber entſchieden: „Komm, Iverl, erzähle mir Deinen Traum. Ein Mann hat geſchlafen unter dem Fenſter der Moſi?"

„Ja, Papa."

„Was für ein Mann war es denn, mein Kind?"

„Ich weiß es nicht, Papa. Er hatte einen engliſchen

Plaid umgewickelt und trug eine Schirmkappe tief ins Gesicht hinein. Sein Kopfkissen war eine Reisetasche und dann hatte er einen Stock mit einem Gamshörngriff. Den hielt er fest in der Hand."

Hermosa sagte: „Das kann ein Handwerksbursche gewesen sein, der sich Nachts in der Veranda einquartiert hat."

Der Fender frottete: „Ein Handwerksbursche in einem englischen Plaid?" Und Ivo schüttelte den Kopf. „Nein, es war kein Handwerksbursche. Er hat Dich ja angerufen."

„Ei der Tausend!" sagte Fend. „Was hat er denn gesagt, Ivo?"

„Er hat sich aufgerichtet und mit dem Gamshorn an das Fenster gepocht. Hermosa, schläfst Du? Hörst Du mich, Hermosa?"

Alles blickte das Mädchen an.

Hermosa schoß Blicke des Zornes und wurde über und über roth.

„Das Ding gefällt mir gut!" sagte Fend.

„Mir auch," rief das Mädchen. „Wie oft hab' ich es schon gesagt: Legt den Buben auf die Nordseite. Er kann den Mondschein nicht vertragen."

Der Fender grunzte: „Hoho, mein Fräulein, da mußt' ich ja auch fort! Willst Du uns ausquartieren aus Deinen Nebenkammern? Willst Du ohne Schlafnachbarn

ſchlafen?“ Und Euſebia ſetzte hinzu: „Das Bischen Spätmond!“

Hermoſa warf ein angebrochenes Bretzl mitten in den Tiſch hinein, ſprang auf und fing zu weinen an. „So ſoll der Abgrund dies Haus verſchlingen mit all' ſeinen Grundmauern! Jetzt fängt die Pein gar ſchon beim Frühſtück an!“

Der Fender fuhr los: „Himmelsblitzſchwerenoth, wer verflucht mir mein Haus in den Abgrund? Du Teufelswurze, Du Höllenbrand . . .“

Frau Ottilie trat dazwiſchen. „Mein Kind, Du brauchſt nicht ſo heftig zu ſein. Wenn Du Dich unſchuldig weißt, ſo brauchſt Du Dich nicht ſo zu zürnen.“

„Soll ſich ein Menſch nicht zürnen! Wenn Einen Alles anſieht, als ob man auf der Armenſünderbank ſäß'! Unſereins iſt ja wie ein Dieb. Immer ſteht man im Verdacht. Immer denkt man das Schlimmſte von einem Mädchen!“ Und leidenſchaftlich faßte ſie den Knaben an beiden Schultern und rief in ihn hinein: „Warum haſt Du nicht den Papa aufgeweckt? Wenn Deine Träumereien wahr ſind, warum haſt Du nicht den Papa aufgeweckt?“

Jetzt fing auch Ivo zu weinen an. „Ich habe mir's nicht getraut!“

„So hätteſt Du mich gerufen! Bin ich ein Murmelthier? Warum haſt Du mir nicht geklopft? Kurz und gut, wenn man den Buben nicht verlegt, ſo will ich

verlegt sein. Meinethalben in die Dachkammer! in den Schornstein hinauf! Mögen die Fledermäuse vor meinem Fenster schlafen!"

Und wild stürmte sie fort.

„Der ist Unrecht geschehen," sagte Frau Ottilie. „So sehen keine Schuldigen aus."

„Bist schnell bei der Hand mit Deinem gütigen Urtheil," murrte Fend. „Und so sehen auch keine leeren Einbildungen aus, wie der Bub' sich erklärt hat: Plaid, Reisetasche, Gamshorn! und das Klopfen und Anrufen! Was?"

Frau Ottilie schwieg, was für den Fender von jeher eine Aufforderung war, fortzupoltern. „Wo ist sie denn schon wieder?" wandte er sich gegen die unschuldige Thür, durch welche Hermosa verschwunden. „Die kennt gleich aus! Die brennt gleich durch! Eine rare Erziehung! Das muß ich sagen. Verdienst Dir einen Ehrenpreis, wie Du Deine Töchter erziehst! Die Störgerin! Nur gleich zum Tempel hinaus! Seht mir nach, wie ich von rückwärts gewachsen bin! Das thätest Du wohl auch, wenn Du wüßtest wohin? Was? Die Tochter hat's von der Mutter, sagt das Sprichwort. Na, warte, Du Mutterkind! Mit Dir red' ich ein Wort! Die will ich mir vorbinden heut' zu Mittag!"

Damit warf er den Hut über's Ohr und machte seinen gewohnlichen Morgengang in die Dörfer hinab.

Aber die unangenehme Scene war damit nichts weniger als zu Ende.

Als nämlich Mittags Herr Fend zurückkam, war Hermosa noch immer nicht da. Sie hatte sich den ganzen Morgen über nicht sehen lassen. Der Fender starrte die Frau an, als sie mit diesem Bekenntnisse herausrückte — wir können denken, wie schwer! „Hast Du sie gewarnt vor mir?“ war sein erstes Wort. Frau Ottilie wiederholte, daß sie sie nicht gesehen habe.

Ueber Tische ging Alles in gewohnter Ordnung. Auch Hermosen's Couvert war aufgelegt, wie sonst. Aber ein Gericht um das andere ging herum und wer nicht erschien, das war Hermosa. Kein Mensch wagte eine Bemerkung darüber. Die Familie wußte aus alter Erfahrung, der Hausvater wartete oft nur das erste Wort ab, um loszubrechen. Darum hütete sich Jedes vor einem Worte. Man freute sich jeder Minute, welche ruhig vorüberging, man hoffte schon mit dem Mahle so durchzuschlüpfen. Der Fender war still und speiste mit rüstiger Eßlust. Aber in seinem Innern gährte es und das allgemeine Schweigen reizte ihn, wie eine abgekartete Verschwörung.

Auf einmal schlug die Flamme zu Tage. „Frau, ich frage Dich zum letzten Male, wo hast Du das Mädel versteckt?“ schrie Fend glühzornesroth und schmetterte in den Tisch hinein, daß Gläser und Teller tanzten.

Frau Ottilie antwortete unverzagt: „Wo sollte ich

ſie verſtecken? War es denn ſonſt meine Gewohnheit? Ich wollte ſelbſt, ſie wäre da. Jede Minute macht das Uebel ärger."

„Dann weiß ich Alles", rief Fend, indem er aufſtand und die gewohnten drei Knöpfe aufknöpfte. „Die Dirne iſt mit Zallek davongelaufen."

Alles blickte erſchrocken.

„Ja, guckt nur," rief Fend. „Hättet Ihr früher geguckt! hättet Ihr aufgepaßt! Eine ſchöne Hausfreue hat man an Euch, das muß ich ſagen! Ein rares Hausgeſind! da ſtarren ſie mich jetzt an mit Augen wie ſechs Mühlräder. Werft Euch die Augen aus dem Kopfe, es iſt nicht anders. Durchgebrannt ſind ſie. Fort ſind die Zwei, wie Funken und Rauch!"

Frau Ottilie war erblaßt. Mit mühſamer Ruhe ſeufzte ſie: „Aber ich bitte Dich, Franz, das kann Dir doch unmöglich Ernſt ſein!"

Der Fender war jetzt im Zuge. „Bin ich ein Hanswurſt?" ſchrie er wie toll; „was gibt's da zu ſchätzern! Nicht Ernſt ſein! Himmelblitzſchwerenoth, ich möchte wiſſen, was ein Ernſt iſt, wenn das keiner iſt! Aber bei Dir war es nie ein Ernſt. Mit all' Deiner Affenbildung hatteſt Du nie mehr Verſtand als Dein Strumpfband. Ich wußte es ſchon in Innsbruck. Habe ich es dem Lottervogel nicht gleich an der Naſe geleſen? Aber ich mußte Unrecht haben. Mir hebt man immer das Dach vom Haus. Und doch hat's in Innsbruck ſchon

angefangen. Und das mit der Madelergabel, das war eine prächtige Lug. Und wie er sich nöthigen ließ und sich sperrte und zierte, — Bomben und Hagel! das ist ein pfiffiger Fink! Den Faden hat er sich schlau angedreht. Aber eine so gute Haut muß man sein, wie ich, und eine Hauswacht muß man haben, wie Du. Du siehst nie weiter als von elfe bis Mittag. Schweig. Behalt' Dein' Pfeif' im Sack. Heut' ist's an mir, zu reden. Was für ein erzeingemachter Eselskopf müßt' ich sein, wenn ich jetzt noch nicht wüßte, wie die Glocken in Marburg hängen! Durchgebrannt sind sie, da fehlt kein Stich davon. Ich weiß recht gut, wo wir sie zu suchen haben. Auf den freien Schweizerboden sind sie hinüber. Darum hat er sie immer so gelobt, seine freie Schweiz. Der radicale Reuntödter! Ich müßte mich schämen, wenn ich ein kaiserlicher Beamter wär' und den Ausländischen die Stange hielt'! Ich habe meine Nase weit genug in die Welt gesteckt, aber Heimatland über Alles! sagt ein rechtschaffener Kerl. Warte, Du -mort-mann! Da rennt er nach Chur oder Maienfeld hinüber und denkt, wenn er das Kalb am Strick hat, so hat er die Kuh. Zu des Vaters Geldkisten geht's durch der Tochter Bett. Aber Dich will ich! Meine Revolver sind noch nicht verrostet; Du sollst mich kosten, Hallunke!"

So perorirte Fender drauf los. Aber die Sache war diesmal zu ernsthaft, als daß man das Unwetter hingenommen hätte, wie die gewöhnlichen Elementaraus-

bruche ſeines Temperaments. Die Gemüther waren wie erdrückt von Beklommenheit. Jedes ſtand weinend an einem anderen Fenſter und ſah nach Hermoſen aus. Umſonſt! Viertelſtunde um Viertelſtunde verrann und Hermoſa kam nicht. Immer heftiger ſchritt Fend auf und ab, immer wüthender wurde ſeine Geberde und Sprache. Frau Cäcilie kam nicht zu Wort und die Thränen floſſen immer reichlicher.

Inzwiſchen ſah man Herrn Gordian Früll den Hügel heraufkommen. Bei dieſem Anblicke wallte des Fender's Zorn vollends über Rand.

„Dem iſt auch der Koffel vor die Thür geworfen," ſchrie er mit ebenſo viel Schmerz als Grimm. „Himmel blitzdhwerenoth, die Viertelmillion iſt genasführt! Da ſteh' ich nun vor ihm wie der dumme Junge von Mutzchen. Der iſt verdächt't worden, weil er ein ſtiller, beſcheidener Menſch iſt, der keine Careſſen ſchneid't und dem Vatern die Ohr' gibt. Aber ich will ihm ein Lied ſingen wie man Weiber bändigt. Ein Würgteufel ſoll er dem Würgengel ſein. Gott's Marter! Nicht gut genug war er ihr: Er iſt mir für eine ganze Million zuwider, ſagte der Kreuzſchnabel. Was ſich die Bettelbrut ein bild't! Aber ich will ihr eine Schul' halten, daß ihr die Ohren ſauſen! Ich kann auch vierhändig ſpielen, und wer's nicht hört dieſe Muſik, der wird's fühlen."

Damit ſchwang er ſein Rohr, denn er hatte bereits nach Hut und Stock gegriffen, um dem Ankömmling ent-

gegenzugehen. Aber Gordian Krüll trat ſchon ein. „Kommen Sie,“ rief der Fender ſogleich, „wir haben eine Anzeige beim Ortsvorſtande zu machen.“ Und mit einer Hand ergriff er den jungen Mann, mit der anderen ſtieß er die Frau zurück, welche den letzten Verſuch machte, ihn zurückzuhalten. Man hörte ihn noch auf dem Gange, durch den Garten und den ganzen Berg hinab declamiren.

In welcher Verfaſſung die arme Familie zurückblieb, bedarf keiner Beſchreibung.

Frau Ottilie ſagte zu Euſebien: „Was iſt jetzt zu thun? Ich denke, Du und die Toni (die Magd), Ihr geht auf eine Streife aus, ob ſie irgendwo in der Einſamkeit ſitzt und weint. Ihr wißt ja ihre Favoritplätzchen.“

„So denkſt Du wirklich, ſie iſt da?“ ſagte Euſebia.

„Und Du meinſt, ſie iſt fort?“ ſagte Frau Ottilie.

Mutter und Tochter blickten ſich ſonderbar an.

Zögernd und mit ſichtlichem Unglauben fuhr Euſebia fort: „Nun, ich will gehen und die Toni mitnehmen. Aber wenn der Papa zurückkommt, reißt er das Haus ein, daß wir hinter ſeinem Rücken unſere eigene Meinung haben.“

„Aber man kann die Hände doch nicht in den Schooß legen?“

„Das wird ſie ſelbſt auch nicht, wenn ſie in der Nähe iſt.“

Und das Gespräch verrann in einem unschlüssigen Hin- und Herreden.

Ein Stündchen verging so.

Auf einmal sagte Ivo, welcher zufällig an's Fenster getreten: „Mama mir däucht, das war Herr Sallet, welcher jetzt zum Hause hereinging."

„Es wäre Zeit, daß Dir endlich was Vernünftiges däucht," antwortete sie dem Knaben im Tone des Vorwurfes.

Alle Drei flogen der Thüre zu.

Der Knabe hatte recht gesehen. Sallet trat ein.

Felix Sallet blickte verwundert um sich. Er sah sechs verweinte Augen, er sah die ungewöhnliche Bewegung, welche sein Erscheinen verursachte.

„Sie finden uns in einer grenzenlosen Widerwärtigkeit," sagte zum Theile; „größer als Alles, was Sie je in diesem Hause Peinliches gesehen."

Sie erzählte ihm — den Traum Ivo's, das Verschwinden Hermosens.

Sallet stand wie zerschmettert. „Und Niemand ging aus, sie zu suchen?" stammelte er.

Frau Theile war verlegen. Sie konnte nicht — was Feud gethan — sie konnte nicht sagen, daß das Mädchen ihr entführet war, entführt von ihm selbst; daß Feud sie in der Schweiz glaubte, und daß es seinen größten Zorn erregt hätte, wenn man ausgegangen wäre, sie zu suchen, d. h. seinem gebieterischen Verdachte zu widersprechen.

Sie ſtotterte daher Ausflüchte. Sie ſagte, Fend würde glauben, ſich etwas zu vergeben, er ſetze Trotz gegen Trotz, kurz er verbiete, dem Mädchen nachzugehen.

„Nun, mir hat er nichts zu verbieten", ſagte Sallek. „Beſchreiben Sie mir Wege und Stege, und ich will ſelbſt ausgehen, ſie zu ſuchen. Mein Gott, wie viele Stunden ſind ſchon verſäumt!"

Frau Ottilie nahm dieſes Anerbieten mit Dank an. Sie beſchrieb ihm Alles, was ihr einfiel, wohin das Mädchen ſich gewendet haben könnte. Aber Sallek hörte zerſtreut zu. Auf ſeinem Antlitze ſtands wie ein Todesurtheil. Man ſah, es fehlte ihm Troſt, und er wage es nicht, die Anderen zu tröſten. Muthlos wankte er fort, um ſeinen Gang anzutreten.

In dieſem Augenblick that ſich die Thüre auf — Freude überflog jedes Antlitz — aber ſie verſchwand ebenſo ſchnell wieder. Es war nicht Hermoſa, die erſehnte Verlorene, welche eintrat, es waren blos die zwei zurückkehrenden Männer. Es war Franz Fend und Gordian Früll.

Zehntes Capitel.

Der Fender prallte beim Anblicke Sallet's zurück.

Dieser fing an: „Ich habe mit Bedauern gehört, Herr Fend, in welcher Unruhe Ihr Haus ist."

Der Fender zuckte, wie von einer Viper gestochen. Noch war er keines Wortes mächtig; sein Auge starrte, sein Mund stand ihm offen.

Sallet fuhr fort: „Das Fräulein wird seiner Gemüthsbewegung wohl Herr werden. Aber sie kann sich verirren und von der Nacht überrascht werden. Um Ihrer selbst willen wäre es gut, wenn wir ausgingen und sie suchten."

Jetzt brach Fend los: „Mordelement, diese Frechheit ist noch gar nicht da gewesen! Der Kerl ist ja falsch wie Galgenholz. Mir unter die Augen zu treten! Mich anzureden, wie der Finger den Daumen! Da steht er leibhaftig aufgepflanzt! Und wo ist sie? Such, Blasi, such. Was weiß ich? Hast Du mich n Hüter meines

Bruders Abel bestellt? Meiner Seel', das ist eine ganz neue Mode, Mädchen zu entführen. Sie wird verpascht und er geht herum, als ob er kein Wasser getrübt hätte. Er hilft noch suchen. Er tritt auf, unschuldig wie der heilige Feierabend und bietet noch seine guten Dienste an. Das ist ein Listenschmied! Der Kerl ist ja mit allen Hunden gehetzt, mit allen Salben geschmiert und mit allen Stricken gehangen. Aber warte Bursche, ich will Dir zeigen, wie die Roß' im Stalle steh'n. Mich sollst Du kennen lernen. Hast Du ein Schwert, so hab' ich ein' Degen. Der schlaueste Fuchs findet seinen Kürschner. — Herr Krüll, gehen Sie zum Bürgermeister hinab, er soll den nächsten Gendarmerie Posten requiriren. Zwei Mann schickt er mir herauf, daß sie den Hund da ins Loch stecken und die übrigen durchsuchen die Madelergabel. Das war sein Unterschlupf. Dort hat er sich das Brätlein versteckt, der Wolf im Schafspelze. Jetzt aber helfen Sie mir, den Halunken in Sicherheit bringen. Du bist mein Arrestant, Conjon", — drohte er mit geballter Faust gegen Sallet — „und wenn Du Dich muckst, so jag' ich Dir eine Kugel durchs Hirn. Ich heiße Fend!"

„Seien Sie ruhig", sagte Sallet, „weiß ich doch, daß man Verrückte nicht reizen darf. Dem jungen Mann dort aber rathe ich nicht, Hand an mich zu legen. Frau Fend, ich bin Ihr Gast!"

Damit ging Sallet nach dem Innern der Zimmer;

Arndt aber entfernte sich, um im Bürgermeisteramt den Auftrag Feuds auszurichten.

Feud, nun seiner Familie jetzt allein, marschirte in großen Schritten auf und ab. Er hatte endlich den Prachtact von Hausherrnjustiz, den er wollte. Er genoß ihn in vollen Zügen. Er fluchte und tobte wie ein brodelnder Kessel und fächelte sich dazwischen reichlich die Kühlung des Eigenlobes zu. Seine Frau bedrängte er mit gebieterischem Zwange, ihm beizustimmen. Frau Ottilie antwortete bloß: „ich wollte, das Mädchen wäre da." Dieser Seufzer verdroß den Feuder gewaltig, denn er erlauschte darin ein Zeichen, daß man noch immer nicht glaube, sie sei auf der Madeiergabel versteckt, oder nach der Schweiz vorausgeschickt. Er seinerseits glaubte unumstößlich daran, demonstrirte es in allen Wendungen, und forderte nun Beifall, daß Frau Ottilie ihm zustimme. Die Frau sagte: „Ich fürchte nur, daß Alles thust Du Deinem eigenen Leibe an. Du greifst Dich an über alle menschliche Kraft, bist noch von Deinem Hutfang im Lebewasser nicht ganz hergestellt, standest zu früh auf, um den Bischof zu empfangen und hast den Abend celebrirt, mehr als Du gut war. Seitdem warst Du alterirt, das Essen, der Wein schmeckte Dir nicht wie sonst und gestern — ich bemerkte es wohl — hast Du gefröstelt im Sonnenschein. Was Du heute thust, das ist der Punkt auf das i. Man kann buchstäblich sagen, Du wüthest gegen Dein eigen Fleisch." — Als Herr Feud

dieſe Mahnung hörte, beſchuldigte er die Frau, ſie hoffe Witwe zu werden, ſie rechne ihm ſeinen Tod vor, und zankte nun aus dieſer Tonart.

Mittlerweile kam Frühl zurück, begleitet von dem Bürgermeiſter, einem Feldwebel und einem Mann von der Gendarmerie.

Frau Ottilie war einer Ohnmacht nahe. „Zum letzten Male Fend, überlege Dir's, was Du thuſt. Es iſt ein kaiſerlicher Beamter; diesmal kommſt Du mit den Behörden in Conflict.“

Auch der Bürgermeiſter war ſtutzig. Er blickte die Frau an, verlegen und aufmerkſam. Zum Hausherrn ſagte er mit einem zweifelhaften, faſt langen Geſichte: „Was wahr iſt, iſt wahr. Eine Naſe werde ich bekommen, Herr Fend, wie der Zwölfer Kogel ſo groß. Nach dem, was Sie mir erzählt haben, — Ihr Wort in Ehren, Herr Fend, ich bin nur Bauer und kein Juriſt; aber was wahr iſt, iſt wahr. Wir haben halt nichts als die Ausſage eines Kindes und nicht einmal die lautet auf eine beſtimmte Perſon. Es iſt halt ſozuſagen blos ein Verdacht aus den Umſtänden. Und dieſer Verdacht, wie ich ſehe, hat nicht einmal Theilnehmer. Andere Leute ſind anderer Meinung. Ihre eigene Hausfrau, Herr Fend. . .“

Der Fender fuhr fort: „Bürgermeiſter, was machen Sie für Sachen? Sind Sie gekommen, mich unter den Pantoffel meiner Frau zu bringen? Lange Haar, kurzer

Verſtand. Weiber Reden, armes Reden. Der Mann hat den Kopf! Und was geſchieht denn am Ende? Er macht eine Spazierfahrt nach Reute; meinetwegen, ich gebe meinen eigenen Wagen dazu, — und wenn das Kreisgericht anderer Meinung iſt, ſo nimmt es die Unterſuchung gar nicht auf, ſondern läßt ihn laufen. Das iſt der ganze Schwindel. Ein Vater wird doch aus Angſt um ſein Kind einſchreiten dürfen?"

„Das iſt auch wieder wahr", ſagte der Bauer. „Was wahr iſt, iſt wahr. Alſo Herr Feldwebel, nehmen Sie den Arreſtanten in Empfang."

Frau Ottilie ging nach Sallek und kam mit ihm zurück.

„Sie iſt noch immer nicht da?" ſagte Sallek indem er verſtört um ſich blickte.

„Heuchler", knirſchte Zend und ballte die Fauſt.

Zum Baugemeiſter und zum Feldwebel gewendet, ſagte Sallek: „Meine Herren! ich gebe Ihnen einen Rath. Führen Sie mich nicht nach Reute, ſondern detenniren Sie mich einſtweilen im Ortsgefängniß. Ihre Verantwortung wird dadurch geringer. Der Unterſuchungsrichter aus Reute wird nach Beſichtigung des Thatbeſtandes in loco und nach Abhörung der Zeugen ohnedies meine Freilaſſung verfügen; was aber die Hauptſache iſt, das Aufſehen bleibt geringer, der Ruf des Mädchens wird weniger angegriffen und wir wollen ja hoffen, ſie findet

ſich noch, ehe wir überhaupt den Weg nach Reute zurückgelegt haben.“

„Das iſt auch wieder wahr“, ſagte der Bauer. „Was wahr iſt, iſt wahr.“ Feud aber flüſterte der Sicherheitsbehörde zu: „Er hofft aus dem Ortsgefängniß leichter durchzubrennen. Trauen Sie ihm nicht. Das iſt ein Feindräthiger! Aber meinetwegen. Nur ſcharfe Wacht! Nur ſcharfe Wacht!“

Sallek grüßte Frau Ottilien ſtumm und übergab ſich der Sicherheitsbehörde. Er trat dem Bürgermeiſter und dem Gendarmen vor, welche ihm kopfſchüttelnd folgten, — wie Bediente.

Inzwiſchen fing es an, Abend zu werden. Die Sonne dieſes verhängnißvollen Tages neigte ſich dem Untergange zu.

Der Leſer wird nicht zu hören verlangen, wie Herr Feud ſich ferner noch aufführte. Er ließ Wein kommen, zechte mit Früll tapfer darauf los und ſchalt noch tapferer ſeine arme Familie. Jeder Ruck des Uhrzeigers, jede Minute, mit welcher es dunkler wurde, ohne daß Hermoſa kam, ſchien ihm Recht zu geben. Er überließ ſich zügellos ſeiner tobmüthigen Leidenſchaft. Dazwiſchen wendete er ſich mit Lehren väterlicher Weisheit an Früll, und unterrichtete ihn, wie er mit Weibern und Kindern umgehen müſſe, wie er ſelbſt es leider verſehen und immer zu gut geweſen, um „mit ſcharfen Kämmen zu ſtriegeln ꝛc. ꝛc.“

Die Familie verhielt sich mehr als leidend dabei. Das Leiden dieses Tages war so groß, daß es zuletzt sich selbst abnummte. Frau Ottilie zuckte mit keinem Nerv mehr und selbst die Aussicht, mit einem Kinde weniger heute zu Bette zu gehen, eine Aussicht, welche mit vorrückender Nacht immer größer wurde, konnte ihren Jammer nicht mehr vergrößern.

Eusebia, es ist der Augenblick da, auch von ihr zu sprechen. Aus dem gemeinsamen Antheil des heutigen Familienereignisses müssen wir ihren persönlichen besonders hervorheben.

Eines solchen wurde sie mehr und mehr sich bewußt. Als der erste Schrecken über das Verschwinden ihrer Schwester und die daraus folgenden Aufregungen vorbei waren, konnte sie nicht umhin, — auch an sich selbst zu denken. Eine Schwester war verschwunden, aber auch — eine Nebenbuhlerin! Dieser Gedanke breitete mit einer dumpfen, lastenden Langsamkeit, aber voll wachsender Kraft, seine Herrschaft über sie aus.

Das Mädchen war in einer betäubenden Lage. Mitten im allgemeinen Aufruhr wagte sie nichts zu empfinden als diesen, und doch empfand sie — ihr eigenes weibliches Interesse.

Nichts wünschte sie sehnlicher, als daß Hermosa auf die Art, wie der Papa es sich einbildete, wirklich verschwunden sei, und nichts wünschte sie sehnlicher, als

daß ihre Wiedererlangung dem Papa — nicht gelingen möge.

Ihre besondere Aufmerksamkeit bei dieser Begebenheit fesselte Früll.

Der Gemüthszustand dieses Jünglings war ein wesenloses Erstaunt- und Verblüfftsein, ein Abwarten der Dinge, die da kommen sollen — nichts weiter. Sie vermißte einen gewissen Inhalt seiner Stimmung und empfand instinctmäßig den Beruf und die Gelegenheit, einen Inhalt ihm mitzutheilen.

So lange der Papa das große Wort des Abends führte, gelang es ihr schlecht damit. Früll verrieth wenig oder nicht, daß er ein Auge habe für die eigenthümliche Theilnahme, für die zarte Aufmerksamkeit, für die beziehungsvolle Rücksicht, womit Eusebia seiner Bedienung sich widmete. Er empfand wenig oder nicht den ahnungsvollen Hauch ihres ganzen Betragens, den weiblichen Muth möchten wir sagen, den das verkümmerte Mädchen heute ausstrahlte, um den geräumten Platz ihrer schöneren Schwester in Besitz zu nehmen.

Als aber Früll fortging und Eusebia ihn vor das Haus begleitete — Herr Fend hatte sich in einem Zustand von Zorn- und Weineshitze versetzt, der ihn halb ohnmächtig machte und Frau Ottiliens ganze Aufmerksamkeit beschäftigte — als Eusebia im Dunkel der Nacht unter dem Laubwerk des Gartens allein mit ihm stand und ihm die Hand reichte und mit einem wehmüthig

zauderndem Handdruck ihm gute Nacht sagte, als sie hinzusetzte: „Ich bedauere Sie von ganzem Herzen, Herr Krull, aber fassen Sie Muth, Sie verdienen glücklich zu sein und Sie werden es gewiß noch"; — da konnte Krull sie nicht mehr so blindlings ignoriren. Er antwortete gutmüthig: „Ich glaube es selbst, daß Hermosa sich finden wird."

Eusebia seufzte niedergeschlagen: „Setzen Sie Ihr Glück so einzig auf meine Schwester?" Und als Krull nichts darauf antwortete, fuhr sie fort: „Glauben Sie, Hermosa hätte Sie nicht glücklich gemacht. Glauben Sie mirs. Wir Frauenzimmer haben darüber ein Urtheil. Wir werden nicht von der Schönheit verblendet, die bei den Männern den Ausschlag gibt; wir sehen aufs Herz. Wie wir in der Regel das Herz eines Mannes besser kennen, als er selbst, so fühlen wir auch richtiger als er, was für ein Herz mit dem seinen sympathisirt. Hermosa hätte Sie nicht glücklich gemacht."

Dieser gemüthlich überlegene Ton muß Herrn Krull neu gewesen sein in seinem bisherigen Frauenumgang, denn er imponirte ihm sichtlich. Mit einer aufrichtigen Nachdenklichkeit fragte er schülerhaft: „Aber warum denn nicht?"

„Sehen Sie", antwortete Eusebia treuherzig, „ich will ihr keine Nachrede machen, aber Hermosa hat ihre Fehler. Sie ist herrisch, leidenschaftlich, wild, trotzig. Und da sie zugleich hübsch ist, so wird ihr Mann schwach

ſein, ſo ſchwach wie ſie ſtark. Da haben Sie alle Erforderniſſe zu einem Pantoffelregiment. Ihr Mann wird ein Pantoffelheld ſein. Er wird das Stichblatt ſeiner Freunde, ſeiner Collegen ſein. Iſt das ein glücklicher Mann? Nimmermehr! ein Mann braucht Anſehen. Das Bischen Schönheit iſt bald genoſſen, aber ſeine Autorität, ſeine Würde, die braucht ein Mann immer. Ich ſage noch mehr. Meine Schweſter hat ein lebhaftes Temperament. Wenn ſie einem Manne nicht mit Leib und Seele ergeben iſt, ſo wird ſie kein Gott abhalten Zerſtreuung und Abwechslung zu ſuchen. Ach, ſie wird nicht zu ſuchen brauchen. Die Verſuchungen werden ſie ſuchen. Denn was ſchön iſt, wiſſen Alle, aber die Koſten davon hat nur Einer. O beſter Herr Krüll! was für eine Ehe ſtünde Ihnen mit dieſer wilden Diſtel bevor! Ich bin ein Mädchen, ich darf es gar nicht ſagen, gar nicht denken, was Sie von der Treue einer ſolchen Frau zu erwarten hätten."

„Alſo Sie denken, Hermoſa wäre keine Partie für mich geweſen?" ſagte Krüll, der in Begriffsdingen gerne recht ſicher ging und mehr das Wiederkäuen als das Käuen liebte.

„Ganz gewiß denke ich das. Sie hätten ſich einen Fluch für Ihr ganzes Leben aufgeladen. Danken Sie Gott für das, was heute geſchehen iſt. Es öffnet Ihnen die Augen, da es noch Zeit iſt. Sie lernen mit dieſem Einen Tag das Mädchen beſſer kennen, als Sie es in

Jahren gethan hatten. Du lieber Gott! Sie sind so arglos, so offen, so ehrlich: Wo Sie selbst Ernst meinen, dort ahnen Sie gar nicht, daß man ein Spiel mit Ihnen treibt. Sie wären vielleicht nie zur Erkenntniß gekommen. Mir blutete das Herz, Ihren Irrthum zu sehen; aber ich durfte nichts sagen, ich hätte meine Schwester verleumdet. Heute reden die Thatsachen selbst und ich rede nur mit. Das darf ich. Das ist meine Pflicht. Es würde mich jammern, wenn Sie noch jetzt ungewitzigt blieben. Sie verdienen ein besseres Los."

Gordian Krull fühlte sich hier an seine schwächste Seite erinnert, denn Philosophie und Menschenstudium war seine Sache nicht. Es wurde ihm bange vor seiner Blindheit; er fühlte, daß die Kritik ihn unsicher gemacht und noch mehr, daß er auf eigene Hand sich nicht zur Sicherheit durchhelfen könne. Er verlangte, wie alle Beschränkten, „Urtheil" von der Kritik.

Er fragte daher seine Meisterin mit völliger Unterwürfigkeit: „Was für eine Art Mädchen, glauben Sie nun, müßte das sein, die für mich paßte?"

Eudoxien war dieser Gedanke ganz ungemein angenehm. Sie antwortete mit großer Bereitwilligkeit: „Heirathen Sie nach der Wahrheit nicht nach dem Schein. Glauben Sie, das Einzige, was einem Weibe Werth gibt, ist Achtung vor dem Manne. Alles übrige ist Spreu und Stroh. Du lieber Gott, was haben wir denn, worauf wir stolz sein könnten? Unsern Rang und

Namen in der Geſellſchaft verdanken wir unſerm Manne und ſelbſt das bischen Bildung und Erziehung, worin wir ihm manchmal vorangehen, verdanken wir unſern Lehrern und Vätern, das heißt wieder einem Manne. Wie oft hatt' ich darüber Zank mit meiner Schweſter! Sie fordert und fordert, ſie iſt voll Anſprüche. Ich gar nicht. Ich beſcheide mich ruhig und warte in Demuth. Ich werfe mich nicht weg, — ſonſt wäre ich nicht zweiundzwanzig Jahre alt geworden — aber ich überhebe mich auch nicht, wie Hermoſa, die ſich vor Uebermuth nicht zu halten weiß."

„Es iſt wahr, Ihre Beſcheidenheit hat mir immer gefallen," ſagte Frühl mit einer Eingebung von Höflichkeit, er wußte ſelbſt nicht, wie?

Euſebia drückte ihm dankbar die Hand und fuhr mit Innigkeit fort: „Ich habe es wohl bemerkt und war Ihnen immer dafür gut. Man braucht mir nicht den Hof zu machen, wie die Dandies in Innsbruck, welche mir Schönheiten ſagen und meines Vaters Geld dabei meinen. Sie dagegen haben ſelbſt Geld, was Sie ſagen, iſt uneigennützig und ich bin Ihnen dankbar und achte Sie dafür. Ach, ich weiß wohl, was einen Mann glücklich macht! Das bischen Geſicht iſt es nicht. Daran vergafft man ſich eine Weile, verſchwendet Herz und Geduld daran, aber ſieht man, wie ſchlecht es Einem gelohnt wird, ſo kann es Einem verhaßt werden — und wie! Dagegen gewinnt man ein anderes Tag für Tag

lieber, je mehr man die Ueberzeugung gewinnt: es liebt und schätzt dich, es setzt sein Glück, seine Zufriedenheit in dich, du bist sein Gott!"

„Sie haben sehr schöne Grundsätze," sagte Krüll und verschluckte sich dabei, was ein Naturfehler seiner verengten Kehle war und ihm öfter passirte. Eusebia aber dachte, er habe geschluchzt, die Rührung habe seine Stimme gebrochen. Ihre eigene Rührung erhöhte sich dadurch, ihr Muth belebte sich immer mehr.

Krüll wollte nichts davon wissen, als sie von ihrem Umkehren ins Haus sprach. „Nur noch ein paar Minuten," sagte er. „Es ist mir, als ob ich Sie heute zum ersten Male kennen lernte. Es geht doch nichts über ein Gespräch unter vier Augen."

Er fasste sie um den Leib und drängte sie vom Ausgange weg in die dunklere Gartentiefe zurück. Eusebia sträubte, stammelte furchtsame Worte, aber — sie folgte. Sie war nicht mehr Meisterin der Situation, die sie selbst heraufbeschworen. Rasch nahm die entfesselte Zartlichkeit Krull's überhand. Wie alle sinnlich niederen Naturen kannte er keine Pause zwischen seinem neuen Gefühl und dessen unmittelbarer Befriedigung. Eusebia behielt keinen Willen mehr. Ihr eigenes Blut war erwärmt, die Stimme ihrer Klugheit sagte ihr, daß ein Wesen wie Krüll am besten durch die Macht des Augenblicks zu binden — Alles wirkte zusammen, die Zögerin zu besiegen.

Mit Schaudern kehrte ſie aus der Finſterniß des Gartens in das beleuchtete Haus zurück. Wer ſoll das bleiche Mädchen erkennen in der Glut ihrer Wangen? Aber es glückt ihr. Der Papa iſt ſchon zu Bette und die Mama wacht noch bei ihm. Sie entwiſcht ungeſehen in ihre Schlafkammer. Da ſitzt ſie und wacht. Sie ſucht verwirrt und entzückt den Gedanken zu faſſen: ihr weibliches Los hat ſich erfüllt! Sie hat ſeinen Schwur! Meine Ehre iſt jetzt nur noch die deinige, hatte ſie weinend geſagt; weh' mir, wenn Du ſie ſelbſt nicht haſt! Darauf ſchwur er, daß er Ehre für Hunderte habe, und war ganz Ritter. Er war groß in ſeinen Augen — und Euſebia glücklich.

So endete dieſer Tag. Wie anders hatte er angefangen! Welche Schickſale drängen ſich in den Rahmen eines Tages!

Eilftes Capitel.

Der Morgen ist angebrochen. Hermosa hat sich die Nacht hindurch wirklich nicht eingestellt. Frau Ottilie steht vor dem unberührten Bette ihrer Tochter. Um nicht gänzlich zu verzweifeln, griff sie im Laufe der fürchterlich schlaflosen Nacht, wie ein Ertrinkender nach dem Strohhalm, zu dem letzten traurigen Mittel — zu dem Glauben des Mannes! Sie klammert sich an die äußeren Wahrscheinlichkeitsgründe, die für ein Verhältniß zwischen Hermosa und Sallet sprechen, um den schmerzlichen Preis, alle innere moralische Wahrscheinlichkeit, allen Glauben an die Menschen, allen Glauben an ihr Kind in Gottesnamen fahren zu lassen. Es schmerzt sie innig, daß ihr gutes, geliebtes Kind, daß ein Mann wie Sallet so handeln konnte und ihr ganzes Herz sträubt sich gegen den Glauben daran. Hielten sie einen Gewaltstreich für nöthig, warum nicht wenigstens der Mutter die Angst ersparen? Warum nicht wenigstens sie ins Vertrauen ziehen? Oder geschah es aus Ehrfurcht?

Geſchah es mit einer löblichen Scham, daß man der Matrone die Mitwiſſenſchaft des geſetzloſen Jugendſtreiches erſparte? Aber dann ſollten ſie doch nach geſchehener That und genommener Sicherheit ſich durch Briefe verantworten. Wie kann ein Kind, wie Hermoſa, dieſe Laſt der Ungewißheit auf ein Mutterherz wälzen? Wie kann ein Mann, wie Sallet, ſich dazu hergeben, nach geſchehenem Raube ſogar noch perſönlich zu erſcheinen und eine Heuchlerrolle zu ſpielen? Nein, und aber nein! Aber wenn ſie nun denken ſoll, wo ſonſt ihr Kind nun herumirrte, ſo flüchtet ſie, wie beim Hochwetter unter das ſchlechteſte Nothdach, doch lieber noch zu dem Verdachte ihres Mannes zurück, und rechnet es für nichts, wie entſetzlich ſie das Glänzende ſchwärzen muß, damit der Verdacht ein Troſt wird.

Man ſollte nun denken, Herr Fend war zufrieden, daß ſeine Frau zu ſeiner Meinung ſich endlich bekehrt zeigte. Aber juſt das Gegentheil war der Fall. Denn ſei es nun, daß er geſtern an ſich ſelbſt nicht recht geglaubt und den ganzen Lärm blos im Muthwillen ſeiner jachen Brutalität angefangen; oder daß ihn jetzt erſt ſein Verdacht zu erſchrecken anfing, da ihm eine ſo vernünftige und leidenſchaftsloſe Frau zu theilen geneigt ſchien: genug, er wüthete jetzt in einem faſt komiſchen Widerſpruch gegen die ſchüchterne Meinung ſeiner Frau, die doch nur das blaſſeſte Schattenbild ſeiner eigenen war. Hätte es noch eines Beweiſes bedurft, daß im Fender

hause knabenhaft blinder Willenstrotz die Autorität des Hausherrn ausübte, so hätte es Fend an diesem Morgen bewiesen.

Im Laufe des Tages erschien ein Actuar des Bezirksgerichtes in Reute, begleitet von zwei Zeugen, Gemeindebürgern von Reute, um den Thatbestand aufzunehmen. Es waren Personen, welche sich alle unter einander kannten, denn Reute ist ein Vorort des Lechthales und Fend war ja einer der vornehmsten Thalsassen.

Nach den ersten Begrüßungs- und Höflichkeitsformeln sagte der Actuar: „Das ist ja ein wunderliches Protocoll, das gestern Euer Bürgermeisteramt herausgeschickt hat!"

„Wie so wunderlich?" fragte Fend trotzig.

„Nun, werden Sie nur nicht gleich böse," antwortete der Actuar. „Ich will ja gerne glauben, daß die Leute hier das rechte Concept nicht haben. Aber wie der Bericht durcheinanderliegt, so sehe ich nichts als Kindergeschwätz, Mondscheinträume, und — mit Permission zu sagen, ein jaches Temperament.

„Kommen Sie mit einer Parteilichkeit?" fragte Fend scharf und seine Stirnfalte zuckte.

„In aller Welt nicht!" antwortete der Actuar phlegmatisch. „Fangen wir an."

Die drei Personen ließen sich am Schauplatz herumführen. Sie besahen sich die Lage der Schlafgemächer, die Veranda vor Hermosen's Fenster, sie durchstrichen

den Garten und guckten herum, ob Beete niedergetreten oder Stacketten durchbrochen seien. Das Alles war eine Sache von unverholenster Förmlichkeit.

„Nun müßten wir auch das Zimmer des Fräuleins und namentlich vorfindliche Papiere durchsuchen," sagte der Actuar. „Aber das ist Unsinn! Was sollen wir Schriftliches finden, wo so viel Gelegenheit zum Sprechen war? Man kann discret sein. Und dann — Sie haben wahrscheinlich schon selbst nachgesehen. Fanden Sie etwas, Herr Fend?

„Ich nicht," antwortete Fend ungern, und setzte sogleich hinzu: „ob die Mama was verpaßt hat, weiß ich nicht."

„Ach warum nicht gar," sagte der Actuar; „denken Sie doch besser von Ihrer kreuzbraven Frau."

„Brav hin, brav her, die Weiber sind gar zu dumm," brummte Fend. „Sie werden es selbst sehen, wenn Sie auch einmal verzwirnt sind."

„Gehorsamer Diener!" lachte der Actuar.

Die Deputation ging in's Haus zurück.

„Nun wären wir so weit," sagte der Actuar. „Ich muß Sie jetzt bitten Herr Fend, daß Sie mir Ihre Verdachtsgründe ruhig auseinandersetzen. Dabei wird es wünschenswerth sein, daß wir auch die Hausgenossen anhören, wenigstens die Hausfrau. Ihr Söhnchen Ivo versteht sich von selbst."

„Ivo!" ließ Fend seinen gebieterischen Ruf ertönen.

„Wo denken Sie hin!“ sagte der Actuar. „So förmlich dürfen wir den Knaben nicht vorfordern. Wir verdutzen ihn sonst und kommen um alle Erfolge. Nein, Herr Feud, sondern ich denke, wir discurriren erst unter uns, lassen das Bübchen dabei im Zimmer sein und seine Spiele treiben, und so fragen wir ihn ganz gelegentlich aus, ohne daß er merkt, daß er ausgefragt wird. Kommen Sie, wir setzen uns irgendwo gemüthlich zusammen.“

„Trinken Sie weißen oder rothen?“ fragte Feud, dem sich der Begriff „gemüthlich“ ganz mechanisch mit „kneipen“ verband.

„Zu einem Frühstück that's eigentlich der Braune am besten,“ sagte der Actuar. „Sie sind ja auf Ihren Ten Madeira so stolz!“

„Recht haben Sie,“ antwortete Feud. „Mir liegt's ohnedem im Magen. Mein Madeira ist eine wahre Medicin.“

Damit verfügten sich die vier Männer in's Estaminet und fingen zunächst kunstgemäß zu kneipen an. Nur daß die Kneipunterhaltung die Entführung einer Tochter war und daß die Hausfrau „mithalten“ mußte.

Was aber den Feuder betrifft, so war es sonderbar. Der Mann kam nicht mehr so recht ins Feuer. Wie ganz anders war es doch, vor drei vernünftigen Männern zu sprechen, als Frau und Kind zu tyrannisiren! Der Mann wurde ordentlich böse darüber, daß er nicht böser

ſein konnte; er juckte und rückte hin und her, und wenn ihm gar nichts mehr einfiel, ſo trank er ein Glas aus und ſagte zu ſeiner Frau: „Und die ſagt gar nichts!“

In der That, Frau Ottilie war in einer grauſamen Lage. Sie ſaß zwiſchen ihrem Manne und dem Gerichte. Ihrem Manne ſollte ſie möglichſt zu Gefallen reden; aber mit jedem ihrer Worte wurde ſie verantwortlich vor der Behörde und ihrem Gewiſſen. Da galt es denn die Worte zu wägen. Das war nicht leicht. Sprach ſie zurückhaltend und ausweichend, ſo warf ihr ihr Mann einen Dolchesblick oder wohl gar ein rohes Scheltwort zu. Wagte ſie ein bedeutſameres Wort, ſo wurde der Actuar ſofort aufmerkſam: Was ſagen Sie, Madame? Sie meinen alſo . . . und beſtürzt hielt ſie inne. Glücklicherweiſe begriff der Actuar ihre Situation und hatte bald den Ton gefunden, das Geſpräch mit ihr leicht und ſchonend zu führen.

Ueberhaupt ſah man ihn mehr und mehr den Kopf ſchütteln. Die vorhandenen Verdachtsgründe ſchienen ihm wenig einzuleuchten. Der Fender bemerkte es und ſeine Unruhe wurde groß. In der Angſt, ſein Spiel zu verlieren, fielen ihm immer neue Wendungen ein. So ſagte er unter Anderm dieſes: „Und Sie hätten Ihn nur ſehen ſollen, wie geduldig er in ſein Loch kroch! In meinem eigenen Hauſe habe ich ihn arretirt. Er ſtand da wie verdattert und muckſte nicht. Wups, war er in ſeiner Mausfalle. Tilli, hab' ich recht? Nicht gemuckst hat

er, sag' ich Ihnen. Er trollte sich in sein Loch als müßt' es so sein. Wie mein Sultan verkroch er sich, der Speckdieb, der Mäusefchnecker!"

„Sie bringen mich da auf einen Gedanken," sagte der Actuar. „Vernehmen müßt' ich ihn so wie so; erlauben Sie, daß ich es in Ihrer Gegenwart thue. Der Handel ist ohnedies so dunkel, es muß mir jeder Behelf in dieser Untersuchung willkommen sein."

Herr Fend machte ein saures Gesicht.

„Ich mache Ihnen natürlich nicht zu, mir in Ihr heiliges Burgermeisteramt zu folgen, — die obscure Spelunke; wenn das Beste ist, wir lassen ihn heraufrufen."

„Diese Pharisäerlarve soll ich noch einmal sehen!" brummte Fend, welchem nicht wohl war, so plötzlich beim Worte genommen zu sein.

„Ja, ja, so machen wir's," entschied sich der Actuar in seiner herrschsüchtigen Weise. „In einer Familien-Plenarsitzung wollen wir ihn empfangen. Rufen Sie gefälligst Ihre zweite Tochter, Fräulein Eusebia, herbei. Auch Ivo kann anwesend sein, wenigstens eine Zeit lang, so weit die Verhandlung der Unschuld seines Alters nicht anstößig wird. Wir wollen ihn mit der ganzen Familie confrontiren. Und während er allen Blicken ausgesetzt ist, verwend' ich den meinigen keine Secunde von ihm."

So sprach er und schrieb schon die Vollmacht, um den

Arreſtanten abholen zu laſſen. Toni, die Hausmagd, wurde damit in's Dorf hinabgeſchickt.

Da die Sache einmal dieſe Wendung genommen, ſo fügte ſich Fend und that Alles, um den Unterſuchungsrichter ſammt den zwei Beiſitzern möglichſt einzunehmen. Er „ſtieg ihnen vor," wie er es nannte, das heißt er trank ihnen tapfer zu, ließ ein leckeres Frühſtück ſerviren und verſchwärzte dazwiſchen Herrn Sallet aus allen Tonarten. Wer den Mann ſo ſah, der hätte nicht geglaubt, daß er ſeit vierundzwanzig Stunden ſein liebſtes Kind vermißte. Aber ſo ſtark waren die haſſenden vor den liebenden Kräften in dieſer Natur; — der Schmerz ſeines Verluſtes äußerte ſich nur in der Wuth, zu verfolgen.

Die zwei Geſchwiſter Ivo und Euſebia erſchienen — zum Frühſtück. Euſebia war blaß und ſchlug die Augen nieder; ſie machte den drei Fremden einen ſchüchternen Knix und ſetzte ſich zu unterſt an den Tiſch, indem ſie ihr Geſicht in eine Stickerei vertiefte. Ivo fragte die drei fremden Männer ob ſie ſeiner Schweſter nicht begegnet wären; er möchte gern ſelber ausgehen und ſie ſuchen.

„Vielleicht weiß Herr Sallet etwas von ihr," antwortete ihm der Actuar. „Siehe, da kommt er eben, wir wollen ihn gleich fragen."

Alles fuhr in die Höhe.

In der That waren die zwei Männer, welche man

jetzt dem Haus zuschreiten sah, der Bürgermeister und Felix Fallek. Man hörte den Hofhund anschlagen und freudig an seiner Kette springen, wie sonst; — Frau Emilie seufzte.

Im nächsten Augenblicke stand Fallek im Zimmer.

Der junge Mann mußte eine schlaflose und aufgeregte Nacht gehabt haben. Sein Aussehen war überwacht und verstört. Er blickte trüb und befangen um sich, seine Haltung beugte sich wie unter Lasten. Wer in Fallek einen Schuldigen sehen wollte, der konnte es nach dieser äußeren Erscheinung mit Recht.

Sein erster Gruß galt Frau Emilien. Er verneigte sich stumm gegen sie und mit einem Blicke — voll unaussprechlichen Inhalts. „Ist's gefällig?" murmelte Frau Emilie kaum hörbar und wies ihm und dem Bürgermeister Stühle. Herr Kend sah zum Fenster hinaus. „Guten Morgen, meine Herren," grüßten die zwei Gemeindebeamten. „Guten Morgen, Herr Kollege," der Aktuar aus Reute. Die zwei Juristen reichten sich die Hand. Von Herrn Kend nahm auch er keine Notiz. Dagegen streichelte er den Knaben Ivo über den Scheitel und sagte schmerzlich lächelnd: „Nun mein Kind hast Du wieder geträumt?" Der Kender blickte vom Fenster zurück.

Der Aktuar benutzte diese Gelegenheit und begann das Verhör. Er brachte den Knaben auf seinen Traum

zu ſprechen. Die zwei Beiſitzer nahmen wie auf Verabredung eine Priſe.

„Und auch ſeine Stimme haſt Du gehört?“ forſchte der Actuar im weiteren Verlaufe. „Sage mir, mein Kind, war es eine Stimme, die Dir bekannt ſchien?“

„Ach nein; er wiſperte nur ſo.“

„Kannſt Du mir nicht beſchreiben, wie das klang? Ich meine nur ungefähr? Hoch, tief, rauh, fein? es iſt ja ein Unterſchied, nicht wahr? Klang ſie etwa wie meine Stimme? Oder wie Herrn Sallet's Stimme?“

„Aber wenn er nur flüſterte! Wie kann ich das wiſſen?“

Der Actuar ſprang auf andere Fragen über.

„Es war vielleicht ein Dieb!“ rief er auf einmal. „Hat Niemand etwas vermißt? Sie auch nicht, Herr Sallet? Haben Sie Ihren Plaid noch? Ich dächte ſonſt, der Dieb hat Ihnen Ihren Plaid geſtohlen. Ivo, war es Herrn Sallet's Plaid, welchen der Dieb umgewickelt hatte?“

„Ich weiß es nicht,“ ſagte das Kind und Frau Ottilie lächelte ſchmerzlich. „Warum ſo fein?“ ſchien ſie zu ſagen. „Er hat es geſtern ganz anders gehört!“

Der Actuar that noch einige Fragen, ſtand aber bald ab. Er ſah wohl, wenn er nicht hinein inquiriren wollte, heraus zu inquiriren war nicht viel.

„Komm, mein Kind,“ ſagte jetzt Frau Ottilie. Sie ſah voraus, zwiſchen Sallet und dem Actuar würde nun offen geſprochen werden. Und wenigſtens vor den Fremden ſollte es ſcheinen, daß die Unſchuld des Kindes ge-

schont wurde, was von der ersten Person dieses Hauses freilich zu keiner Zeit geschehen war.

Nach einer Minute kam sie allein wieder zurück.

Der Actuar war mit Sallek noch nicht im Gespräche. Am ganzen Tische saß Alles still und stumm. Es war die peinlichste Situation, die sich denken ließ.

Frau Ottilie fing an. „Wenn ich mir erlauben darf drein zu reden! Ich dächte, Fend, es wäre eigentlich an Dir, den Untersuchungsrichter zu spielen! Denn sieh' einmal! Hat sich ein Liebhaber unserer Tochter wirklich ein so außerordentliches Thun zu Schulden kommen lassen, so geschah es vielleicht, weil er kein Herz zu Dir faßte. Er fürchtete Deine Schärfe. Nun, mein' ich, man könnte sich verständigen. Wenn nur einmal die ersten Worte gewechselt sind, daß man einander vertrauen lernt ..."

„Kappherr!" schrie Fend auffahrend und schleuderte sein volles Kelchglas über die Länge des Tisches nach seiner Frau. „Sieh' einer das unverschämte Weib an! Die reit't mir noch mit dem Besenstiel zum Dach hinaus! Bessere sind schon verbrunnen. Die wüste, gottverwetterte Hexe!"

Aber wir haben nicht den Muth, die neue Herzenserleichterung des Fender's nachzuschreiben. Denn leider ging es in diesem Tone noch weiter so fort.

Alles war außer sich. Der Actuar, der doch rüstige Nerven hatte, stand endlich auf und sagte: „Herr Sallek,

ich muß Sie heute nach Reute bemühen. Folgen Sie mir. Hier iſt kein Ort für Verrichtungen des Geſetzes."

„Was?! nach Reute?" ſchrie Fend toll wie ein gehetzter Stier. „Jetzt ſeh' ich, daß ich von lauter Spitzbuben umgeben bin. Das Schreibervolk, das gottverdammte, ſpielt Alles unter Einer Decke. Kein Schritt über dieſe Schwelle! Holt mir den Mäuſepfeiffer von Reute, ihr Hallunken! Da möchten ſie der Juſtiz das Geſicht zerkratzen, die Banditen. Da ließ' er den Galgenvogel los in Reute. Kein Schuhnagel kommt mir vor die Thür! Wer ſich rührt, dem leer' ich die Eingeweide aus. Ich heiße Fend!"

„Es iſt nur gut, daß ich Zeugen habe," ſagte der Actuar. „Sie reden ja mit dem Amte, als ob ein Jahr Zuchthaus reiner Caviar wäre!"

„Du Hund!" ſchrie Fend und fiel mit geballter Fauſt aus. „Ich zuchthäusle Dir die Zähne in den Hals hinein, Du Federfuchſer, Du Lohnſchmierer, Du Charfreitagsbeamter, Du Surrogat Creatur!"

Wirklich drang er thätlich auf den Actuar ein. Die zwei Frauen ſchrien auf, die Männer aus Reute deckten ihren Juſtizbeamten, der Bürgermeiſter vom Orte zerrte rückwärts an Fend.

Sallek rief mit erhobener Stimme: „Ich habe Hermoſa entführt! Haltet ein! Ich bekenne mich ſchuldig!"

Als wäre eine Bombe ins Haus geflogen, wirkte das Wort.

Die ganze Gruppe stand wie verglast.

„Ich habe sie entführt," wiederholte Sallet.

Es war, als ob Niemand seinem Ohre traute.

„Ich habe sie entführt," tonte es dumpf und tonlos.

Das Erste, was man nach diesem Worte vernahm, war ein schallendes Hohngelächter Fends. Er schlug in die Hände, daß es klatschte, und rief:

„Nun ist's heraus! Sage noch Einer, keine Schneid hält man haben! Eine Faust ist besser als zehn Köpf', hab' ich all mein Lebtag behauptet."

Herr Fend war sehr lustig. Er sah aus wie ein Mensch, der unter Umständen hübsche Mädchen wohl selbst entführt haben wollte, welchem die sittliche Seite dieser That kaum den leisesten Eindruck machte. Ebensowenig konnte man den Vater in ihm sehen, dem es an sein leibliches Kind gegangen war. Wer noch gezweifelt hatte, daß bei der ganzen Sache vielmehr die Verfolgung als die Rettung seine Herzensangelegenheit war, der hatte es in diesem Augenblicke empfunden. Man sah den lachenden Haß des Brutalen, der über den Gedemüthigten triumphirt, der es in seiner Gewalt hat, ihn zu vernichten und machte er das Glück seines Kindes daran setzen.

Frau Tillie wandte sich weg. Sie legte eine Hand über die Augen.

Die drei Landleute sahen auf Sallet mit einer verdutzten Neugierde, aber der muntere Aemar faßt mit

Neid und Bewunderung. Mit welch teuflisch schnöden Blicken Fend ihn betrachtete, brauchen wir nicht erst zu sagen.

„Also der hochstudierte Herr Sallek haben auf Menschendiebstahl studiert!“ begann Fend mit einem Henkerbehagen. „Auch ein Studium! Warum nicht? Die Taschendiebe und Hochstappler in New York haben eine famose Universität: Schüler, Professoren, Lehrcourse, Prüfungen und Zeugnisse. Als ich meine Firma in Wallstreet eröffnete, wurde just der Rector magnificus gehenkt; er wurde gehenkt, obwohl er zeitlebens nur todte Sachen gestohlen und nicht lebendige. Aber ein capitaler Bursche war's, man hätte zehn Sallets aus ihm machen können. Ein feindrähtiges Kerlchen! Ein hochstudirter Spitzbube! Die Diebsuniversität wußte sein Amt gar nicht wieder zu besetzen; ich hörte, ein Spitzbube aus Baltimore bekam den ehrenvollen Ruf.“

Das hieß nicht zwei, sondern drei Fliegen mit Einer Klappe schlagen. Diese bittere Parodie des Universitätswesens galt nicht nur dem studirten Sallek, sondern auch dem studirten Actuar und Ottilien, der Professorswitwe.

Fend hatte nach diesen Worten sich niedergesetzt und seine Frau geheißen, ein neues Kelchglas bringen. Alles am Tische sah sich verwundert an. Konnte er wirklich denken, er dürfe nur so fortfahren, als ob nichts geschehen wäre?

In der That fuhr er in seiner breitspurigen Haus-

herrnpolizei fort: „Nun wollen wir einmal hören, was für ein Hotel Fräulein Fend anjetzo bewohnt. Wo hat denn der saubere Mosje Diebsbräutigam seine Miß Kriegsministerin einlogirt?"

Sallet sagte: „Wir sind nicht gemeint, Herr Fend, Ihnen Gesellschaft zu leisten. Es kann Ihnen genügen, daß ich befohlen habe. Es muß Ihnen genügen. Hier ist kein Bezirksgericht. Meine Herren, ich folge Ihnen nach Meran," wandte er sich an den Actuar und die zwei Beisitzer.

Sofort wurden die Stühle gerückt.

„Brutal ist er auch noch!" rief Fend, und schon drang ihm das Blut wieder zu Kopf. „Ich frage nach meinem Kinde! Antwort will ich! Verkleckst ganze Papiermühlen in Akten, aber Rechenschaft forder' ich. Wo ist mein Kind?"

„Sie werden es hören. Zweifeln Sie nicht. Uebrigens schreibt das Gesetz vor, wo und wie Verhöre gehalten werden. Wollen Sie eine neue Strafproceßordnung einführen, so gehen Sie nach Innsbruck oder nach Wien."

Der Actuar horchte.

Die Wagen aus Meran standen in Bereitschaft.

Jetzt erhob Frau Ottilie ihre Stimme. Leise, kaum hörbar flüsterte sie: „Sagen Sie mir's, Herr Sallet."

Sallet schauerte zusammen. Er warf einen Blick auf die Frau voll tiefsten Seelenleidens. „Geduld!" seufzte er.

Er ſchritt der Thüre zu.

Die Männer ſchüttelten den Kopf. Es war erſichtlich, dieſen Theil von Sallets Verfahren begriffen ſie nicht.

Der Eine von den zwei Zeugen fing an: „Curios iſt's, Herr Sallet. Nichts für ungut, aber ich dächte ſelbſt . . .“

„Fort, fort!“ rief Sallet und griff an's Herz. „Fort aus dieſem Hauſe, fort!“ Er rief es mit Heftigkeit, ja mit Verzweiflung. Er rief es wie im letzten Moment einer verſagenden Kraft.

In dieſem Augenblicke flog die Thüre auf. Ivo ſtürzte herein, roth im Geſichte, athemlos. „Hermoſa kommt!“

Alles prallte zurück.

Sallet zuckte auf, — einige Töne wie ein convulſiviſch jubelndes Lachen entrangen ſich ſeiner Bruſt.

„Was geht hier vor?“ rief der Actuar. „Hermoſa kommt! Iſt's wahr? Und Sie, Herr Sallet . . . was ſoll das bedeuten.“

Sallet that einen tiefen Athemzug. Dann ſagte er ruhig: „Ich habe mich falſch angeklagt. Als ſich zuvor der jachmuthige Menſch dort ſo weit vergaß, ſeine Fäuſte gegen Sie, Herr College, aufzuheben, an einem Juſtizbeamten ſich thätlich zu vergreifen, — was für ein anderes Mittel gab es da, ihn von den Thüren des Zuchthauſes zurückzureißen, als ein Wort in den Alarm zu werfen, welches blitzgleich ſeine Richtung veränderte?“

Die ganze Gesellschaft sah sich fragend an. Die Einen blickten mit Verachtung auf Sallet, die Andern mit Vorwurf, mit befriedigter Rache auf Fend. Fend stand da, Verwirrung und Scham im Gesichte, keines Wortes mächtig.

Endlich stammelte er: „Warum haben Sie das nicht schon gestern gesagt? Warum haben Sie sich arretiren lassen?“ Er fragte es kleinlaut, als fühlte er selbst, was darauf zu antworten.

Auch blieb Sallet die Antwort nicht schuldig. „Mein Herr,“ sagte er mit einer vernichtenden Kraft in Blick und Stimme, „das that ich deshalb, weil Sie gestern so roh waren, wie Sie es heute sind. Sie hatten eine fixe Idee, in die Sie rasend vernarrt waren. Ich sah all' Ihr Blut in Ihrem Kopfe. Sie riskiren beständig das Zerreißen von Adern und Blutgefäßen. Meine Nachgiebigkeit rettete Sie gestern von einem Schlaganfalle, wie Sie meine Geistesgegenwart heute vom Zuchthause rettete. Ich kenne Sie noch nicht lange, Herr Fend, aber mich dünkt, ich weiß Menschen zu behandeln, welche das Unglück haben, nicht erzogen zu sein.“

„Das macht einem durch Studien gebildeten Mann alle Ehre“, sagte der Actuar aus Reute. Er betonte das Wort „Studien“ und warf einen vollen, satten Blick der Schadenfreude auf Fend. Er hatte noch Revanche zu nehmen für dessen Verhöhnung der Universitäten.

In allen vierundsechzig Jahren seines Lebens hatte

Fend noch nicht gedemüthigter vor Menschen gestanden, als in diesem Augenblicke. Menschen, welche ihn längst kannten, hätten buchstäblich sagen dürfen, sie sahen den Mann jetzt zum erstenmale. So neu war der Ausdruck von Scham, der tiefen, durchbohrenden Scham, bei einem Manne von der Natur und den Charaktergewohnheiten Fend's. Nicht als ob er sich schämen zu müssen nicht hundertmal Veranlassung gehabt hätte; aber die wirkliche Beschämung hatte ihn nie vollständiger, nie schonungsloser erreicht. Er stand da, wie abgedankt.

Es klingt unglaublich, aber der erste Augenblick gehörte so allgemein, so ausschließlich dem Gefühl, wie wunderbar die Partie zwischen Fend und Sallek gewechselt, daß selbst das Wichtigste darüber vergessen wurde, Ivo's Ruf: „Hermosa kommt."

„Ach, aber wo ist denn das Kind?" rief Frau Ottilie mit plötzlich ausgebreiteten Armen.

„Sie kommen schon durch den Garten," sagte Ivo.

„Wo? wer? Wer kommt? Mit wem kommt sie?"

„Da sind sie!" scholl es aus Aller Mund.

Die Thüre ging auf.

Zwölftes Capitel.

Indem wir aber zu erzählen haben, was im Rauchzimmer des Feuderhauses jetzt vorging, verschmähen wir nicht die gangbare Redensart: „Das Alles war das Werk eines Augenblicks.“ Vielmehr wollen wir dieselbe lieber gleich vorausschicken, ungefähr wie bei einem Musikstück die Bemerkung, wie rasch es zu spielen ist, auch nicht am Ende, sondern am Anfange des Stückes steht.

Die Thüre ging auf.

Hermosa stand da.

Sie war es wirklich.

Der Feuder blickte verbissen vor sich, der Bürgermeister, der Actuar und die zwei Zeugen blickten, wie man zu sagen pflegt, mit offenen Mäulern, Frau Ottilie und Sallek mit stockendem Athem, mit einem fliegenden Roth auf den Wangen.

Da stand sie also, die Verlorene.

Hermosa trat vor, sie stürzte vor. Sie war aufgeregt, erschrocken. „Es ist nicht möglich, Mama!“ rief

ſie. „Habt Ihr den Brief wirklich nicht bekommen? Die Toni ſagt, das ganze Haus ſteht auf dem Kopf. Alles iſt außer Rand und Band.“

Gleichzeitig blickte ſie im Zimmer um ſich. Auf Sallet, auf den Papa, auf die Fremden; und wie ſchnell auch ein Blick iſt, auf Jeden mit einem wechſelnden Ausdruck. Wir wünſchten, der Blick wäre zu fixiren, den ſie auf Sallet warf. Sie ſah erſchrocken die Verwüſtung der letzten vierundzwanzig Stunden in ſeinen Zügen, ſie durchſchaute ihn, und vergaß ihm mit ihrem Blicke. Es war ein Blick von jener Magie, welche das weibliche Auge nur ausſtrahlt, — wenn es das Verſchwiegenſte zu ſagen hat.

Das war der erſte Moment.

Aber eh' ihn der Leſer noch ergriffen und ausgemalt, müſſen wir ihn auffordern, ſchleunigſt davon abzuſpringen.

Denn ſofort drängte ein neuer Moment nach.

Man ſah in die offene Thüre.

In der offenen Thüre ſtanden zwei Mannsperſonen.

Der ältere der beiden Männer, — um vorzugreifen, — war ein Schulmeiſter aus der Gegend von Thannberg und ein Verwandter Jend's. Der zweite war ein Jüngling. Er trug eine Sommerblouſe, eine Reiſetaſche, an welcher gerollt und geſchnallt ein engliſcher Plaid befeſtigt war, einen Knotenſtock mit einem Gemshörnchen als Griff und eine Schirmkappe tief ins Geſicht hinein.

Man sieht aus diesen Einzelnheiten, der Jüngling war Ivo's Schläfer aus der Veranda. Sallek erblaßte bei seinem Anblicke.

Also dieser Verführer war gemeint, als Hermosa nach jenem Kuß auf den Nacken in dem kurzen geheimnißvollen Gespräch, das daraus entsprungen, mit so seltsamer Heftigkeit gegen eine Desperations-Heirat sich erklärt! Sie sah ihr Unglück, sie sah den Abgrund, der schon zwei Tage darauf sie verschlang, aber der junge Mann, scheint's, war einer von jenen fascinirenden Dämonen, welchen Frauenherzen zum Opfer fallen, mit dem vollen Bewußtsein, daß sie ihr Unglück umarmen. Sallek brauchte übernatürliche Kräfte, um in seinem Schmerze nicht laut aufzuschreien.

Frau Ottilie war keines Wortes mächtig. Auch sie verfärbte sich, als sie den Jüngling sah. Ihre Arme sanken zurück, die sie so eben ausgestreckt hatte, um Hermosen zu umarmen. „Also dennoch!“ sagte sie sich. „Der Knabe hat recht gesehen, recht gehört. Er hat nicht geträumt. Hermosa entführt und von einem Andern als Sallek! Er war kein Heuchler, aber, — das Mutterherz brach, — Hermosa selbst hat geheuchelt durch die Art, wie sie bei Ivo's Anzeige sich betragen!

Im Fenderhaus gab es nur Einen Menschen, den es freudig durchzuckte, das war Eusebia.

Der Fender inzwischen fing an, seine Sprache zu finden. Er warf den Kopf gegen die Thüre und fragte

in einem Tone, welcher schon wieder ziemlich barsch klang: „Wer ist der junge Mensch dort hinten?“

Das war der zweite Moment.

Der Jüngling nahm seine Kappe ab und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er trocknete sich den Schweiß, er strich sich die Haare aus der Stirn, welche schief gescheitelt und rund um den Kopf, eine Handbreit unter dem Ohr, beschnitten waren. Dann holte er mit aller Kraft einer tiefen Erschöpfung Athem. Er sah um sich her und sagte: „Ich muß mich sammeln. Ich war nicht gefaßt, unter so viele Menschen zu treten. Ich war auf die Eltern meiner Freundin allein vorbereitet.“ — Und noch einmal athmete er tief.

Hermosa bemühte sich zärtlich um ihn. Sie nahm ihm die Reisetasche ab, den Plaid, den Wanderstab. Sie legte eine Hand auf seine Achsel und mit der andern streichelte und fächelte sie sein Gesicht. Dann ergriff sie den nächsten Stuhl, ohne viel umzusehen, wem er gehören mochte, und setzte den Jüngling darauf. Das Alles geschah so unbefangen, so freimüthig edel, als ob sie den anerkanntesten Gatten vor sich hätte.

„Du armes Weibchen!“ sagte Hermosa. Du warst doch unterwegs schon so hübsch couragirt! Muth, liebe Franche! Es sind Alles nur Menschen.“

Schon als der Fremdling den ersten Ton seiner Stimme angeschlagen hatte, durchbebte es alle Anwesenden.

Aber Hermoia's Worte waren das Signal zu einer allgemeinen Heiterkeit.

„Eine Frau!“ scholl es aus Aller Mund!

„Was denn sonst?“ sagte Hermoia und sah erstaunt um sich.

Fallek's Gesicht glühte. Frau Ottilie bekämpfte ein Schluchzen. Cäcilia blickte erschrocken.

Und das war der dritte Moment.

Aber es mag eben so leicht sein, die Wellen im rollenden Meer, als diese Momente, begrenzt sich zu denken. So rasch verschwanden sie, so unaufhaltsam verschlangen sie sich — und Alles war nur ein Augenblick!

Eine tiefe Pause folgte hierauf. Kein Mensch sprach ein Wort. Alle erholte sich, wartete und — staunte.

Ivo, welcher hinter dem Stuhle der Mama stand, flüsterte über die Rückenlehne hervor: „Siehst Du, Mama, ich habe doch nicht geträumt.“

Die verklebte Dame — warum sollten wir sie nicht Frauche nennen, wie wir sie nennen gehört haben? — Frauche hatte das feine Geflüster des Kindes mit noch feineren Ohren. „Ah, das Brüderchen Ivo!“ sagte sie zu Hermoien. „Ein edles Kind! Komm' her, Bübchen.“ Sie zog den Knaben hervor und stellte ihn zwischen ihre Arme vor sich hin. Sie betrachtete ihn mit liebevollem Interesse. „Der wird wohl immer träumen,“ sagte sie nachdenklich. „Madame, das wird ein Künstler. Was für einer? weiß ich selber nicht. Es geht mir mit ihm

wie mit einem Telegraphen. Ich höre die Glöckchen, aber ich weiß nicht, was sie bedeuten. Ein psychisches Köpfchen! Die Seele scheint überall durch, es ist förmlich diaphan. Wenn es Lorenne sehen könnte! Der hätte gleich das Kennwort dafür."

Hermosa sagte: „Nun, ich denke, Du hast es auch. Psychisch — diaphan — Telegraphenglöckchen — Du sprichst ja wie inspirirt! Ich möchte wissen, wie Lorenne die Ahnung des Geistigen besser ausdrücken könnte."

„Meinst Du?" rief Franche lebhaft. „O, ich danke es ihm, wenn ich einen Atom seines Geistes habe!" Und sie reichte Hermosen die Hand und lachte sie an mit Entzücken.

Die Anwesenden wußten nicht, ob sie wachten oder träumten. Von allen Möglichkeiten, wie dieses merkwürdige Wiedersehen hätte anfangen können, war das so ziemlich das Entgegengesetzteste.

Aber dürfen wir's behaupten? Jedermann hatte das Gefühl, als müßte es so sein. Es war, als säße man im Theater, wo just das Außerordentlichste das ist, was Jedermann erwartet.

Wir wollen es nur selbst sagen: wir haben damit das Größte gesagt, was sich überall sagen läßt. Das heißt, die junge Frau verbreitete den Geist der Poesie um sich her. Ihre Erscheinung umgab ein Gefolge, welches sogar die Höchsten dieser Welt nur selten begleitet: der Zauber der Persönlichkeit. Sie trat auf wie ein Märchen.

Ihr Auge war unwiderstehlich. Es war ein Auge wie ein Waldsee im Mondglanz. Ein thauiger Duft umdämmerte es; ruhig, fast müde blickte sie damit, aber es war ein Blick, gefüllt mit Empfindung. Nichts contrastirte stärker, als ihr und Hermosen's Auge. Hermosa entzündete Herzen, Franche erweichte sie. Ihre Stimme hatte eine Klangfarbe wie vom Clarinet, eine leichte markige Schneide von der Art, welche man bei den Nachtigallen die Rolltöne nennt. Sie accentuirte mit einer Fülle von geistigen Pointen, wie im dichtesten Schneefall jeder Krystall ein anderer ist. Ihr Körper war leicht, zierlich, mittelklein und vom edelsten Ebenmaße. Es war ein solcher, wie ihn jeder Opernvorstand seinem Fidelio wünschen würde.

Wenn das Schiffstauwerk einer Hafenstadt in der Ferne wie Spinnegewebe aussieht, so müssen wir diesen groben und wenigen Strichen vertrauen, daß die Phantasie eine Brüsselerspitze daraus mache.

Und diese Brüsselerspitze, dieses Fein- und Ziergeweb eines Menschen, ist Franche.

„Seht ihr, Eltern, das war meine heimliche Liebe in Innsbruck", sagte Hermosa. „Die hat mich gestern entführt. Aber mein Gott, daß der Bursch meinen Brief nicht gebracht hat! Ich habe rechtschaffen zu beichten! Nun, ich bitte um Geduld. Ich will es ja thun, wenn wir — sonst Niemanden langweilen damit." Und sie blickte mit Beziehung um sich.

Frau Ottilie verstand den Wink. Aber sie sagte: „Mein Kind, diese Männer sind alle um Deinetwillen da. Wenn Du den Schein vermeiden willst, als hättest Du à huis clos zu beichten, so kannst Du getrost . . .“

Hermosa fiel ihr ins Wort. „Mama, von mir ist ja gar nicht die Rede hier. Die Heldin dieses Abenteuers ist meine goldene Franche.“

„Nun, dann will ich selbst sprechen“, sagte Franche. „Und Madame hat Recht. Wenn dieser Mann hier — sie wies auf den Schulmeister — darauf besteht, mich nach Innsbruck auszuliefern, so wird mein Proceß bald genug von sich reden machen. Die Verleumder von Rechtswegen werden mich dann gartig schwarzfärben, die Guten! Ich will also denken, ich waschе ihnen gleich die Wolle rein, ehe sie an ihre Färberei gehen. — Aber ich dürste, Hermosa, gib mir ein Glas Wasser.“

That es Herr Fend seinem Madeira zu Liebe, oder — was ging sonst in ihm vor? genug, er präsentirte mit einer Galanterie, die gar nicht zu verachten war, der schönen Fremden seinen Wein. „Sebi, bring von den Mousselin-Gläsern“, befahl er sogar.

„Danke, Herr Fend, bitte zu bleiben, liebes Fräulein,“ sagte Franche mit einer bezaubernden Grazie. „Mein Getränk ist der Nixenwein. Um Ihnen keinen Korb zu geben, darf ich vielleicht um ein Glas bitten für unsern gütigen Begleiter“, sagte sie mit milder Ironie auf den Schulmeister, welcher an ihr die Polizei gespielt hatte.

Aber Fend ließ ſich's nicht nehmen — er hätte nicht Fend ſein müſſen — wenn er nicht wenigſtens ſeinen Damen Champagner aufgenöthigt hätte. „Ein Weinchen wie Mandelmilch," ſchmeichelte er. „Es iſt wahr," ſagte Hermoſa, „eine Emulſion von Champagner mit Rheinlachs auf Butterbrot könnten wir uns gefallen laſſen; meinſt Du nicht, Herzchen?" Und als Tochter vom Hauſe eilte ſie fort, und fing gleich ſelbſt an, ſich und ihrem lieben Gaſte den Tiſch zu beſtellen.

Die beiden ausgehungerten Zugvögel entfalteten hierauf einen Appetit, — welcher die Kraft mit der Zierlichkeit verband. Die Geſellſchaft ſah ihnen zu, — als ob Eſſen ein Schauſpiel wäre. Alles ſaß da in Spannung und feierlicher Aufregung.

Als die Begierde des Trunks und der Speiſe geſtillt war, wie Vater Homer ſagen würde, begann die ſchöne Fremde ihre Beichte, wie folgt:

Dreizehntes Capitel.

„Ich habe zuvor den Namen Loreme ausgesprochen. Dieser Name gehört dem preiswürdigsten aller Männer und dieser Mann gehört mir. Ich sage es mit Stolz und doch wieder mit Demuth; denn wenn ich mich ansehe und dann zu ihm aufblicke, so weiß ich nicht, wie ich die Auszeichnung verdiene, diesen Gott mein zu nennen. Er ist viel zu erhaben für mich; einen Hund, der Loreme heißt, würd' ich noch lieben!"

„In dieser Verkleidung war ich auf dem Wege zu ihm. Aber der Landmann hier hat mich angehalten, und hält es für seine Pflicht, mich nach Innsbruck zurückzuführen. Denn Sie müssen wissen — wie nämlich kein Glück vollkommen ist — so hatt' ich das Unglück, schon acht Monate verheirathet zu sein, ehe ich meinen Mann kennen lernte. Und nun hält man einen Anderen für meinen Mann. Denn sehen Sie, so sind die Menschen: daß man in der Jugend nur durch den Irrthum zur Wahrheit gelangt, weiß die ganze Welt; wenn man aber

den Irrthum gerathet hat, so muß man beim Irrthum verharren! Warum? Ich weiß es nicht. Ich frug Lorenzo, der Alles weiß, und er antwortete mir dieses: Die erste Beiwohnung, mein Kind, ist freilich nur Zufallssache, aber sie verleiht überall unter Menschen jenen Titel der wichtigsten Rechte. Wenn Einer z. B. drei Nächte lang in den Urwäldern America's ein Feuer angemacht hatte, so gehörte das Grundstück ihm. Meinet halben! aber bin ich ein Urwald? Bei todten Grundstücken laß ich das gelten; wo es sich aber um Wohl und Weh eines lebendigen Menschen handelt, da hört der Spaß auf. Da sollen mir Juristen nicht drein reden. Da weiß ich selber was Rechtens ist."

Eusebia ließ ihre Stickerei in den Schooß sinken.

Fraude fuhr fort: „Leider, daß man solche Reflexionen erst an seinem eigenen Leibe machen muß! Denn die verständigsten Mädchen sind zunächst doch nur junge und unerfahrene Mädchen. Und ob ich verständig war, weiß ich nicht, aber daß ich jung und unerfahren gewesen, ist freilich gewiß.

„Dazu meine häusliche Lage! Ich bin in Mailand geboren, mein Vater ist ein österreichischer Officier und hatte eine Mailänderin von guter Familie geheirathet. Das ist ein Scandal' sagten die Italiener zur Mutter; das ist eine Petise' sagten die Oesterreicher zum Vater. Schaha! ich wäre also ein Kind von Scandal und Petise! Comme c'est drôle!

„Aber lachen wir nicht. Wenn ganze Nationen lächerlich werden, so ist das furchtbar. Ich habe es erlebt. Meine arme Mutter war wie ausgestoßen von ihren Landsleuten. Ihre eigene Familie fetirte sie am ärgsten. Mein Vater in seinem Officiercorps hatte auch keine gute Cameradschaft mehr. Hören Sie, das ist grausig! Wenn der Officier seine Mannschaft zum Kampfe führt und die Mannschaft folgt ihm nicht nach! Sie bleibt zurück und gibt ihn allein dem Feinde preis! Zwei solche Officiere waren meine Eltern. Sie waren beide über die Front ihrer Nation avancirt, aber die Linie ließ sie im Stiche. Sie rissen das Gros der nationalen Vorurtheile nicht mit sich fort."

„Und doch geht es noch, wenn die Zwei sich Alles allein sind. Ach, meine Eltern hatten den besten Willen dazu! sie liebten sich innig, zärtlich — aber just deshalb! Wer viel liebt, fordert viel. Wenn du mich liebst, so bringst du mir dieses Opfer, sagt das Eine; nein, wenn du mich liebst, so bringst du mir jenes Opfer, sagt das Andere."

„Eine Gelegenheit zu einem solchen Conflict trat ein, als mein Vater mit dem Regiment nach Galizien sollte. Die Mama schauderte vor Polen, — ach, es ist ein feines seidenes Frauchen! Wer sie sieht, begreift ihren Schauder. Ihre Familie war gänzlich dagegen. Die Männer befahlen, die Frauen baten und weinten. Daß ich kurz bin, mein Vater gab nach und quittirte."

„Aber wovon leben? Eigenes Vermögen hatte er wenig und von der Mailänder Verschwägerung zu zehren, die allerdings wohlhabend ist, war er zu stolz. Er suchte eine Civilanstellung. Sie wissen, unser Staat hat zwei Monopole, den Tabak und das Salz. Mein Vater erhielt einen Tabaks-Großverlag."

„Großverlag! Es ist tragikomisch, das Wort „Groß" zu brauchen, in einem Lande, wo Niemand Tabak rauchte. Er war ein Tabaksverleger in partibus infidelium. Natürlich waren unsere Einkünfte schmal. Der Vater profitirte von seinen Kenntnissen und gab in seinen freien Stunden Lectionen. Aber der Tedescho und der Antichien standen ihm überall im Wege. Er schwang sich zu keinem gesuchten, zu keinem gut bezahlten Lehrer auf."

„Der arme Mann erlag. Sein verfehltes Leben fraß wie ein Tücier an ihm. Wenn er im Amtsblatte der „Wiener Zeitung" die Avancements seiner Cameraden las, die Carriere der jüngsten Officiere, und dann seine eigene Nummer-Existenz ansah, so war es unmöglich, er konnte seinen Gram nicht verhehlen. Eine eben so offene Wunde war die Erziehung seiner Kinder. Der Vater vermißte die deutschen Schulen und die Mutter erstaunte, daß man in Mailand überhaupt noch an Deutsch denke."

„Kurz, es gab keine frohe Stunde in unserem Hause. Ach, liebste gnäd' Frau, ich muß immer lachen, wenn ich in Romanen oder im Theater sehe, wie alles Unglück

vom Böſewicht kommt! Alle dieſe Menſchen — der Vater, die Mutter, ſogar die Verwandten der Mutter — ſie waren gut, ſie hätten kaum beſſer ſein können! Und wie waren wir unglücklich!"

„Da geſchah es, daß ein hoher Regierungsbeamter in Innsbruck „ein gebildetes Fräulein" ſuchte, als Bonne für Franzöſiſch und Italieniſch. Durch befreundete Hand wurde mir ein Antrag gemacht. Was hätte mir lieber ſein können! Mit tauſend Freuden nahm ich an. Sehnte ich mich doch längſt ſchon hinweg aus dem traurigen Vaterhauſe, wo die Eltern ſich aufrieben und die Kinder, wie Vögel im verhängten Käfig, ſang- und klanglos auf ihren Stangen ſaßen."

„Wie war ich glücklich in meinem Poſtwagen! Luft! Licht! Hinaus, und das Leben verſucht! Es war mir, als ob ich vom Scheintode aus einem Grabe hervorginge."

„Aber ſo ſchmerzlich iſt nicht leicht Jemand enttäuſcht worden. Das Haus meiner Excellenz war ein gottloſes Haus. Die Leute gehörten zu jenen Feinden der Religion und der Kirche, welche durch Uebertreibung ihre Sache zu Grunde richten. Sie machten aus der Frömmigkeit das gemeinſte aller Handwerke."

„Sie ſehen, ich habe mein Bischen Leben nicht glücklich angefangen. Ich war wie gemacht, um über Glück und Glücklichſein mich zu täuſchen. Glück ſchien mir Alles, was nur ein Aufhören des laufenden Tages war.

Wenn ich betrachtete, es konnte nur eine Desperations-Heirath sein, ohne daß ich es selber wußte."

„Hallet machte eine Bewegung wie Einer, der plötzlich Licht sieht."

„Und das war denn auch meine Heirath," seufzte die junge anmuthige Frau. „Mein Bräutigam war Künstler. Er pflegte zuweilen in unser Haus zu kommen, wo man sich mit Förmlichkeit kennen lernte, d. h. nur von der besten Seite. Er sprach wenig und nur über seine Kunst. Er sprach mit einem gewissen Pathos. Ich hörte ihn nicht ungern; ich hielt ihn, wie er sich später selbst nannte, für eine „begeisterte Künstlerseele.""

„Sein Bild erregte mir freilich eine Empfindung, die mir anfangs nicht angenehm war. Dieses längliche blasse Profil, dieses schwarze Auge mit seinem etwas kokketten Blick, diese schmalen, blendendweißen Hände — ich glaubte sie schon gesehen zu haben. Und zwar unter Umständen, die mich nicht anmutheten. Ich zerbrach mir den Kopf und erriet doch die Quelle dieses Eindruckes nicht. Es mußte eine zufällige Aehnlichkeit mit irgend einer verdunkelten Traumeserinnerung sein."

„Bald hatte ich Gelegenheit, ihm näher zu treten. Meine Mutter wünschte, als ich ein Jahr in Innsbruck war, mein Portrait. Wer anders hätte es malen sollen, als Ladislaus Zonin? Das war nämlich sein Name. Der Name wird Sie wundern an einem Tiroler, aber er war keiner. Er war der Sohn eines Emigranten

von baltisch-polnischer Abstammung. Wie sein Vater nach Innsbruck verschlagen wurde, weiß ich nicht."

„Ich kam in sein Atelier. Er zeigte mir seine Arbeiten, es waren größtentheils heilige Gegenstände. Aber das wußte ich schon. Auch wäre er sonst nicht in unser Haus gekommen. Nun, die Heiligkeit sah hier doch freundlicher aus als bei der Excellenz. Es waren wenigstens Farben. Es war eine bunte, blühende Abwechslung."

„Unter Anderem hatte er Cartons angefangen, Illustrationen zu den „Perlen der Vorzeit" von Ladislaus Pyrker. Während der Sitzung erzählte er mir von dem Inhalte. Ich hörte Legenden der Heiligen, es war die Kirchenkost, mit der ich nun schon ein Jahr lang überfüttert worden; aber immerhin war sie genießbarer. Es wurde mir doch anschaulich, wie das Christenthum einst eine lebendige Sache gewesen. Ich sah Menschen, welche bluteten und starben für ihrer Seelen Seligkeit; ich sah einen Glauben, welcher Herz, Liebe, Leidenschaft war, und nicht blos Schlendrian, Heuchelei, Politik. Meine Excellenz ließ sich mit Orden decoriren, sie hätte sich schwerlich in Oel sieden und auf dem Roste braten lassen für ihre Katholicität."

„In der zweiten Sitzung war nicht mehr von den Heiligen die Rede, sondern von mir. Sonin lobte meine „Airs," meine „Allüren" u. s. w."

„In der dritten Sitzung machte er mir einen Heirathsantrag."

antrag. Er war sehr lebhaft, sehr animirt, ja, er drang darauf, ich sollte mich gleich entscheiden. Zufällig trat er an's Waschbecken, sich die Hände zu waschen, — er that dies, wie mir schon aufgefallen, bei der geringsten Befleckung durch seine Farbenstoffe, — und da fuhr mir, ich weiß nicht, warum, jene dunkle, unerklärliche Rückerinnerung, von der ich zuvor sagte, durch die Seele. Ich war bestürzt und gab eine ausweichende Antwort."

„Die Sitzungen wurden nun ausgesetzt. Die Untermalung sollte trocknen. Dafür kam Sonin öfters als sonst zu den Thee's Sr. Excellenz und beim Fortgehen drückte er mir Billets in die Hand. Er schrieb, was man nicht eben in der lauten Conversation sagen kann, und er schrieb gut, wie mir dünkte. Ich kannte freilich die deutsche Literatur nicht genug, um über seine romanesken Galanterien die Ahnenprobe zu halten. Heute aber bin ich überzeugt, es war gutes, ehrliches — Plagiat."

„Und bald bewarb er sich offen um mich. Ich verstand mein Herz nicht, denn wenn auch die Aussicht, frei zu werden, meine Gedanken in eine gewisse Bewegung versetzte, so nannte ich doch, daß diese Bewegung nicht süßer, nicht feuriger war. Was war das? War es blos die Ungeduld meiner Empfindungen in Lust und Freude? Oder machte ich mir vom Brautstande überhaupt romanhafte Vorstellungen? Inzwischen redeten mir die Excellenzen aufmunternd zu, junge Damen meiner Bekanntschaft be-

neideten mich, und was meine lakoniſche Herzensſprache betrifft, ſo belehrte mich die Oberin der barmherzigen Schweſtern: Eine chriſtliche Ehe dürfe gar nicht mit Luſt geſchloſſen werden, ſondern blos mit Ergebung. Sie ſei eine göttliche Ordnung, ein Sacrament.“

„Was ſollte ich thun? Ich ſagte eines jener Ja, welche blos kein Nein ſind. Ich heirathete.“

„Die erſten Wochen, die erſten Monate vergingen. Mein Herz blieb ſonderbar nüchtern. Was war die Urſache davon? Ich beobachtete mich, ich beobachtete meinen Mann.“

„Sonin war galant, zärtlich und auf Schritt und Tritt — idealiſch. Er fühlte die feinſten Gefühle. Er war wie eine auf Velin gedruckte „Künſtlerliebe.“ Sein Pathos blieb immer dasſelbe. Das Pathos der nazareniſchen Theeabende, das Pathos der werbenden Billet doux hatte ich mir gefallen laſſen; aber das Gardinenpathos machte mich ſtutzen. Warum ſpricht der Mann nicht wie andere Menſchen? Statt Rafael, ſagte er hartnäckig, der göttliche Sanzio, und Titian hieß der Farbenkönig von Cadore. Dem bekannten Namen Correggio ging er aus dem Wege: er ſagte mein ſüßer Allegri. Schiller und Goethe blieben ein für allemal das Weimarer Dioskurenpaar. Goethe allein hieß der Zeus der modernen Poeſie, oder auch der Weimarer Olympier. Ich will ſchwarz werden, wenn er je den Namen Beethoven ausſprach; er ſagte der Symphonien Titan. Wie

oft wäre ich gerne eingeschlafen, während er salbungsvolle Sermone hielt über „die humane Idee“ oder „die sittliche Weihe“ der Ehe!“

„Was in irgend einer Weise gut war, das war ihm unsterblich. Unsterblich selbst aber genügte ihm nicht, dafür sagte er „ewig“. Z. B. die Jo in Berlin — ewig! Jakob und Rahel in Dresden — ewig! Der Ausgegrabene in Wien — ewig! Oder ich fragte ihn, kann man heutzutag noch die Messiade lesen? Ewig! Oder Tiedge's Urania? Ewig!“

„Mein eigener Name — aber das brauche ich nicht erst zu sagen — gefiel ihm nur in der italienischen Aussprache, Franka, sagte er. Aber wie gothisch klingt das, wie deutsch! Franka, das ist eine steife Rococodame in Paniers und Zierrath. Dagegen Franche, wie hüpft und lacht das! Wie leicht und naiv ist es! Was sag ich, wie unsittlich! Unsinn, ich blieb die gravitätische Franka.“

„Ein grimmiges Gesicht schnitt er, wenn man ihn fragte: Wie gefällt Dir das? Man mußte sagen: Wie beurtheilst Du das, wie wirkt das auf Dich? Ein Freund, der ihn besuchte, kam einst bös an, weil er ihn fragte: Was arbeitest Du? Er zankte ihn lange und sehr unartig aus. Was thätest Du? hätte er sagen sollen.“

„Wie mir zu Muthe war, kann ich Ihnen nicht sagen. Ich dachte immer, es soll noch kommen. Er wird doch auch einmal ins Kommen. Vergebens! Kein Zug von

Natur war an ihm. Nicht was ein Sperling in ſeinem Schnäblein forttragen könnte! Phraſe, Phraſe ohne Aufhören! La phrase sans mort!"

„Glauben Sie mirs auf mein Wort, ein ſolcher Mann iſt unausſtehlich. Wenn ein Soldat von der Parade kommt, ſo fühlt er ſich erſt als Menſch, daß er jetzt abſchnallen und ausknöpfen kann. Aber man verzweifelt über eine Puppe, die Tag und Nacht auf der Parade ſteht."

„Da geſchah es eines Tags, er wuſch ſich wieder ein Farbentüpfchen von der Hand. Das iſt der Fluch bei unſerer göttlichen Kunſt, ſagte er, dieſe ewige Verunreinigung mit der rohen Materie. Er trocknete ſich die Hand ab, beſah ſie um und um, und ſetzte hinzu: Wenn es auf mich ankäme, ich möchte die Hand immer blanchirt haben, wie ein Hofpianiſt."

„Bei dieſen Worten ſtieß ich einen Schrei aus. Was haſt Du, Weib meines Herzens? Nichts! Ein Stich — es iſt vorbei. Ich machte mich los, ſetzte mich auf mein Zimmer und weinte."

„Ich will Ihnen ſagen, was es war."

„Als ich von Mailand nach Innsbruck fuhr, hatten wir ein paar Stunden lang einen ſonderbaren Mitpaſſagier. Es war ein eleganter Touriſt, blaß, ſchwarz, melancholiſch, oder wenigſtens ſchläfrig, welcher ſich viel mit ſeinen Händen unterhielt. Er hatte eine ſchmale längliche Hand, bleich wie Alabaſter und ſoignirt wie ein Modell. Jede

Minute sah er sie an. Bald die rechte, bald die linke. Bald schabte und polirte er mit einer Nagelfeile an den Nägeln herum, bald kneipte er mit einer Zwickscheere an den Nagelwurzeln. Wenn ihm nichts mehr einfiel, so frottirte er sie, und preßte und knetete sie in die Länge. Dann brachte er sie wieder vor's Auge und sah sie mit einem langen schwärmerischen Blicke an."

„Er fiel der Gesellschaft auf. Man lächelte und winkte sich zu."

„Mein Nachbar, — ein Münchner Advocat, wie ich hörte und ein witziger Schriftsteller, — flüsterte mir zu: Der Kerl ist entweder ein Claviervirtuos oder ein Aff."

„Der Elegant stieg bald darauf aus. Personen wechselten — die Zeit verging — und ich habe ein schlechtes Physiognomien-Gedächtniß."

„Ich Unglückliche!"

„In jenem Augenblicke, als Sonin seine Hand wusch und das Wort Hofpianist aussprach, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ein Stich ging mir durchs Herz. Ich erkannte den Passagier, der entweder ein Claviervirtuos oder ein Aff war."

„Und das war jetzt mein Mann!"

„Doch nein, er war es nicht," fuhr Franche in einem veränderten Tone fort. Denn der Mann, für den ich lebe und sterbe, der Mann, aus dessen Rippe ich ge-

ſchaffen bin, kurz mein Mann, er war ſchon unterwegs. Bald ſollte ich ihn kennen lernen.“

„Eines Abends ſagte mir Sonin: Theuerſte Seele, beſorge morgen ein opulentes Mahl. Ich erwarte einen akademiſchen Freund von mir, den Architecten Loreme. Er kommt aus dem Etſchlande zurück, wo er eine Villa gebaut hat. Ich hoffe, er wird an den Penaten unſeres Hauſes niederſitzen.“

„Mit dieſen Worten war mir das Oberhaupt meines Lebens angekündigt.“

„Indeß conſumirten wir unſer opulentes Mahl noch allein. Erſt zum Kaffee ſetzte ſich der erwartete Gaſt an den Penaten unſeres Hauſes nieder.“

„Loreme trat ein.“

„Es war ein ſtattlicher Mann.“

„Nichts konnte bedeutender ſein, als ſein Kopf. Sein Kopf war jenes ſchöne plaſtiſche Quadrat, welches dem Senſorium nach allen Seiten hin Raum bietet. Es war der Napoleons Kopf. Ein Ernſt bis in die Region der Größe und eine zarte, faſt ſpielende Milde lag darin. Es war das ausgebildetſte Organ der edelſten Kräfte.“

„Sein Auge ſchaute um ſich, — mit einer Herrſchaft, wie ſoll ich Ihnen das beſchreiben? Es war ein voller ruhiger Strom von Geiſt. Man ſah, Alles was die Welt in dieſes Auge hineinwirft, das gibt er ihr durchdacht und verſchönert wieder zurück. Seine Stirne war wie ein Spiegel von Majeſtät und Heiterkeit. Was für

ein prächtiges Gewölbe war diese Stirn! Man konnte sie nur mit Ehrfurcht anschauen. Sie hatte den Wald des Haares, wie es das reifere Mannesalter pflegt, ein wenig zurückgedrängt, aber es stand ihm nur umso wohler. Es sind ja immer die edleren Köpfe, die von der Stirne hinauf sich enthaaren, als vom Scheitel herab."

„Er mochte nahe an Vierzig sein."

„Seine Taille war nicht mehr jugendlich schlank, man durfte ihr eher eine bescheidene Prälatencontur zuschreiben. Doch störte es entfernt nicht das Ebenmaß seines Körpers; er hatte eine stattliche Mittelgröße."

„Seine Hände und Handwurzeln schienen mir etwas zu kurz. Er hätte schwerlich Hofpianist sein können, wie Sonin; er hätte sich schon begnügen müssen, blos der König des Hofes zu sein."

„Sie würden aber irren, wenn Sie dächten, so eminent wie er eintrat, war ich auch gleich verliebt in ihn. Das kann ich nicht sagen, und ich sage Ihnen Alles; ich halte es ja für meinem höchsten Ruhm, diesen Mann zu lieben."

„Wir brauchen kaum zu bemerken, daß die junge Frau ihre Rede an die Hausfrau richtete."

„Aber das ist wahr", fuhr sie fort, „als ich hörte, daß die zwei Männer sich Du und Du anredeten, kam mir Sonin um einen Kopf größer vor."

„Lorenne sah mich an — ich darf mir nicht schmeicheln schon mit dem Herzen. Es war ein prüfender Blick.

Wie man eben die Frau eines Jugendfreundes anſieht, den man verheirathet findet.“

„Madame ſind Italienerin? ſagte er. Ich liebe die Italiener; es ſind die geſchickteſten Hände beim Steinbau.“

„Das war ſein erſtes Wort. Nicht eben ein Compliment, — denn was geht mich der Steinbau an? — aber ich fühlte doch, daß er mir etwas Schönes ſagte; mir, in meinen Landsleuten. Ich ſah ihn gleich in ſeiner ganzen Natur. Er lobte das Nützliche, das Brauchbare, das Zweckmäßige; wenn Sie wollen, das ſcheinbar Nüchterne und Trockene, und das ganze Geheimniß war, daß er es verſchönerte durch das Gefühl, das er dafür hatte. Er gab den Dingen ihr Recht, hielt ihnen Treue, ſetzte jedes an ſeinen Platz. Das war Alles. Denk ich ſeiner Art nach, ſo war der Grund von dem, was bei ihm Schönheit war, immer die Ordnung. Bei Zonin war es immer die Phraſe, das heißt die Unordnung, das Durcheinanderwerfen und Fälſchen. Weil er keine Fähigkeit hatte für das Einfache und für einen kleinen ehrlichen Werth, ſo übertrieb und vergrößerte er Alles und idealiſirte immer durch Zerrbilder.“

„Lorenne erzählte hierauf vom Elſchlande. Er beſchrieb den Boden, daß ich ihn mit Augen ſah. Man ſah, wie der Fluß ſich ſein Thal bildete, und das Thal auf den Fluß zurückwirkte. Er zergliederte die Structur des Gebirges, als ob er es ſelbſt gebaut hätte. Man ſah die Natur arbeiten, wie in einer Werkſtätte. Zuletzt

Städte und Dörfer entstehen und schilderte [illegible] Landes. Von dem Zusammenleben [illegible] und Wilden und von der Unfähigkeit [illegible] in ihrem eigenen Geiste zu [illegible], erzählte er die merkwürdigsten Beispiele. Ich [illegible] in Wallis unter ähnlichen Verhältnissen aufgewachsen und kannte den Gegenstand aus [illegible]. Aber da sah ich erst, was für ein Unterschied zwischen kennen und können ist. Hier war ich so recht im Stande zu beurtheilen, was Schärfe der Beobachtung, Zusammenhalt der Gedanken und Kunst des Ausdrucks heißt. Er sprach mehr, als mir nicht wahr schien und nichts, — was ich selbst so hätte sagen können."

„Drei Viertelstunden sprach er so wie eine Minute. Dabei bewegte er sich keinen Augenblick der Stuhllehne, ja er veränderte nicht einmal die Haltung des Körpers. Wissen Sie, was für eine Muskelkraft dazu gehört? Wissen Sie, was zehn Minuten lang? Glauben Sie, ein Mensch, der kahl und ungewaschen, aber ohne zu lachen, fast eine Stunde auf seinem Platze sitzen kann, das ist ein Athlet! Sie lachen, als ob ich nun viel verlangt gewesen wäre, um auf solche Details zu achten. Aber wir Frauen haben nun einmal Das. Wir können Vieles zugleich beobachten, das Größte wie das Kleinste."

„Mir war nur aufgefallen, daß er keinen Trauring trug. Deshalb fragte ich Jemim: Ist Lorenne verheirathet?"

„Nein, war die Antwort; er hat nie zu Hymens Fahne geſchworen.“

„Wie kommt das? fragte ich.“

„Das iſt eine myſteriöſe Geſchichte, ſagte Souin. Lorenne ſelbſt ſpricht nicht davon. Eine unglückliche Jugendliebe iſt daran Schuld, nämlich eine vornehme, hocharistokratiſche. Man ſpricht von einer Herzogin; es war ein leidenſchaftliches, ſturm- und drangvolles Verhältniß, das aber doch zuletzt, wie begreiflich, mit einem Verzichte beider Parteien endigte. Das iſt Alles was man weiß. Lorenne warf ſich auf ſeine Kunſt, er machte Reiſen und eine Stahlnatur, wie er iſt, überwand er ſein Fatum. Aber mit der Weiblichkeit ging er nie mehr einen Bund ein. Es ſcheint ihm keine mehr genügt zu haben. Lorenne iſt ein vielfordernder anſpruchsvoller Charakter!“

„Das traute ich ihm zu! Aber ich begriff immer weniger, wie dieſer Mann mit dem meinigen auf Du und Du ſein konnte.“

Franche führte ihr Kelchglas an die Lippen und ſagte dabei: „Iſt das nicht ſchon das dritte Glas, das ich trinke? Um Gotteswillen, denken Sie ja nicht, ich trinke immer ſo viel. Ich trinke wirklich nur Waſſer; auf Ehre! Aber ich bin ein wenig erſchöpft; es iſt wahr!“

„Das Erzählen ſtrengt dich vielleicht an,“ ſagte Hermoſa, aber Franche rief ſofort: „Au contraire, das animirt mich. Mir wäre längſt ſchon übel, wenn ich

nicht von Lorenne zu erzählen hatte. „Er soll leben!“ tröstete sie mit dem glücklichen Wurf einer Naivität, welche unfehlbar in der Grazie ist.

„Er soll leben!“ rief Feud und die ganze Tischgesellschaft rief es mit. Der Feuder stieß mit Franche und den Bürgern aus Rente an; Sallet mit Franche, dem Actuar und Hermosen; — kurz, es war ein Zusammenklingen, in welchem das subtile Einanderausweichen gar nicht bemerkt wurde. Wer noch vor Kurzem dieses Haus vom allgemeinen Aufstand gegeneinander widerhallen gehört und jetzt dieses einträchtige Gläserklingen hörte, der hätte wirklich sagen können: da muß eine Fee eingekehrt sein, die diesen Zauber bewirkt hat.

Vierzehntes Capitel.

Franche mußte selbst die Wirkung empfinden, womit ihre Anmuth diesen Kreis belebte, denn mit angefrischter, lusterhöhter Stimmung fuhr sie in ihrer Erzählung fort: „Bei meinem Champagnertrinken fällt mir eine Bemerkung meiner Mutter ein. Sie schrieb mir einst wirklich, ob ich das Künstlerkneipen jetzt mitmache; sie finde eine „Verve“ in meinen Briefen, die ihr ein ganz neuer Ton darin scheine. Ach, sie wußte nicht, was mich begeisterte; wie gern hätte ich es ihr gesagt!“

„Lorenne kam nun öfter in unser Haus. Er half meinem Manne bei seinen Arbeiten; er legte ihm z. B. die Architecturen auf den Perlen der Vorzeit an. Ich war gewöhnlich die Dritte ihrer Gesellschaft; mein kleines Hauswesen zog mich ja nicht viel ab.“

„Lorenne sprach wenig bei der Arbeit, aber er sprach immer sachgemäß. Drei Worte von ihm trafen den Gegenstand besser, als hunderte von Sonin. Wie oft, wenn ich Sonin über die Schönheit und den Werth von

Kunstsachen befragt hatte, gestienlirte er mit den Händen durch die Haare und sagte nur immer: Ach, wenn es dir nicht Herz zum Herzen spricht . . . und überschüttete mich mit Exclamationen, welche Alle betheuerten, das Ding sei großartig, himmelanstrebend, ewig; ohne daß ich je wußte, warum? Aber just dieses Warum wußte Lorenne zu erklären. Erst wo auch seine Worte aufhörten, wußte man sich an der Grenze des Möglichen."

„So weit ein Ding zu nennen war, nannte es Lorenne und kein Mensch nannte es besser. Dagegen hatte er die heiligste Scheu vor dem Unaussprechlichen. An solchen Punkten brach er ab und sagte: Das müssen wir schweigend verehren. Er hatte dabei einen Ausdruck von Simplicität, der ihm fast mädchenhaft ließ."

„Aber recht im Unaussprechlichen oder vielmehr Allgemeinen gefiel sich Sonin. Er klirrte dann mit einem Schwall von hochtrabenden Redensarten wie mit einem Sack voll Kieselsteinen umher. Ein junger Mensch fragte ihn einst über die Kunstrichtung, die er ihm einzuschlagen rathe. Mir kam die Frage wunderlich vor, aber Sonin explicirte sich mit bereitwilligster Breite darüber. Er sprach zu seinem eigenen größten Vergnügen von Antik und Modern, Romantisch und Classisch, Hellenisten und Nazarenern, Realismus und Idealismus, von München, Berlin Düsseldorf und Brüssel — was weiß ich! Es wollte kein Ende nehmen. Lorenne, der eine Weile zugehört hatte, griff endlich nach Hut und Stock. Da

hatte Sonin doch so viel Tact, daß er dem Knaben sagte: Aber wollen Sie die Quintessenz eines guten Rathes, so empfehle ich Ihnen hier den Herrn Baudirector Loremme. Ich? sagte Loremme mit seiner unschuldigsten Miene. Nicht doch, ich rathe nie Jemanden, ob er eine Adlernase oder eine Stumpfnase tragen soll. Sonin blickte verlegen — er war noch ganz erhitzt von seinen geistreichen Redensarten."

„Das Geistreiche haßte Loremme. Ich hatte die Unvorsichtigkeit — es war freilich noch am Anfange — und fragte ihn einst: Wie gefällt Ihnen der Satz: Architektur ist gefrorene Musik? Ist das ein Satz? fragte er staunend. — Mein Buch hat ihn mir als geistreich aufgebunden. — O, die geistreichen Sätze! lächelte er. Und später definirte er so: Geistreiche Sätze sind die Verbindung des Erhabenen mit dem Dummen. Sie gehen gern ins Allgemeine und womöglich mit einer schwunghaften, bildlichen Wendung. Das sieht freilich erhaben aus; weil aber die Dinge nur Geist und Leben haben im Besonderen, so kommt es mir zugleich dumm vor."

„In einem anderen Sinne sprach er einst zu einem Ordenspriester über das Geistreiche ab. Es sollte irgend eine ruinöse Kirche, ich weiß nicht mehr welche, mit wenig Zweck und großen Kosten ausgebaut werden. Loremme fand ihn eines Tages im Atelier, wo der Priester mit vielem Seufzen über die Kargheit der Beiträge lamentirte. Er klagte über den schnöden Materialismus

der Zeiten, über die sinnliche Genußsucht der Massen und wie sie ihren Mammon dem Teufel des Fleisches opferten, den Geist aber darben ließen. Er pries das gottbegeisterte Mittelalter, welches die Dome gebaut, die heute verfallen, und vermaß sich hoch und theuer, es müsse wieder so werden, man müsse die üppige Weltlust des Volkes brechen und diese Hochzeiten, diese Kilt-gänge, dieses Jodeln und Zietherspielen mit Stiel und Stumpf unnachsichtlich ausrotten. Aber Hochwürdigster, wie wollen Sie dann Ihre Dome ausbauen? fragte Lorenne unbefangen. Sie wissen doch, daß Sinnlichkeit und Geistigkeit das Nämliche ist und daß mit dem Einen genau so empfindlich das Andere verletzt wird? Sie wissen doch, daß im „gottbegeisterten" Mittelalter ein Kaiser Max sich öffentlich als Protector der „lichten Frauen" [illegible] durfte und daß ein Bischof an [illegible] sich glückwünschen konnte, daß ihm seine zwei Arbeitsfrauen soeben den süßen Vaternamen verschafft? Sie wissen doch, daß im gottbegeisterten Mittelalter eine sinnliche Kraft und Freiheit herrschte, welche in gleicher Proportion stand [illegible] mit dem Straßburger Münster! Was wollen Sie auch? Ist denn ein Dom nicht selbst eine kolossal sinnliche Erscheinung? Solche Häuser bauen und bewohnen nicht Menschen, welche abgehaust sind an ihrer irdischen Weltfreude. Bei Gott nicht! Eine starke und [illegible] Sinnlichkeit ist die Mutter alles Guten. Verlassen Sie sich auf das, was Sie Geist nennen, nicht

allzu einseitig. Geistreich nannte das Mittelalter den Zustand der Schwärmer und der Besessenen; unser heutiges geistreich hieß damals sinnreich. Führen Sie sich das wohl zu Gemüthe, Herr Prior."

„Wenn Sonin je so gesprochen hätte! Lorenne durfte nur den Mund öffnen und man hörte ein Wort, an das man sich halten konnte. So gingen wir eines Abends aus dem Theater nach Hause. Sonin tadelte — nicht das Verhältniß von Egmont und Clärchen, das that er nur bei den Excellenzen; bei uns mußte er doch liberaler sein — er tadelte was Anderes. An diesem Egmont hat es mich immer verdrossen, daß er die Heldin so gar nicht über die Region der gemeinen Sorgen erhebt. Der vornehme Liebhaber läßt sie am schwindelnden Abgrund der Armuth, er thut nichts, ihr Los sicher zu stellen. Die Mutter bangt für die Zukunft, Brakenburg wäre ihr größtentheils der Versorgung wegen willkommen, ja wir hören sie sogar sagen, „es wird schmal genug hergehen," als sie das Abendessen bereitet. So grinst uns durchgängig hohläugige Gespenst des Mangels entgegen. Das ist kein hoher Zug im Egmont. Wie eine Wolke von Goldregen, wie eine segenspendende Gottheit müßte er das Weib seiner Liebe überschatten. Als er das gesagt hatte, hielt er effectvoll inne. Er schien Lorenne's Beifall zu erwarten. Lorenne sah mir unter die Augen und sagte mit seiner goldenen Ruhe: Wünschten Sie auch, daß Clärchen's Liebe mit Geld und Geldes-

werth zu thun hätte? Ich kann nicht sagen, wie mich das trat. Wenn diese zwei Männer an der Seite, fühlt' ich jetzt deutlich, daß mich der Eine nur zur Gemeinheit verführen konnte und daß meine Bildung in den Händen des Anderen lag. Fast hätte Sonin mich selbst bethört mit seinem „hohläugigen Gespenst" und seiner „segenspendenden Gottheit", hätte nicht Lorenne das Katzengold dieser Phrasen verworfen und sein echtes dafür gegeben. Jener dacht hochtönend, aber niedrig, dieser schlicht aber edel; das blieb für immer der Unterschied dieser Männer."

Solcher Züge erzählte Franche noch viele. Aber Erzählungen, die durch den Reiz der Persönlichkeit belebt werden, verlieren ihr bestes Blut im Vortrag durch die Buchstabenschrift. Eine Stahlfeder ist kein weicher blutender Mund und ihre Sprache nicht der seelenvolle Hauch einer jugendlichen Frauenstimme, aufperlend aus dem unmittelbaren Quell der menschlichen Rede, aus einer zarten wogenden Brust, und in tausend süßen Modulationen dem Ohre schmeichelnd und die Herzen bewegend.

Franche gewann den Muth, oder vielmehr die glückliche Selbstvergessenheit von dem Manne, den sie anbetete, Alles zu erzählen, was ihr einfiel, weil sie den Genuß ihrer Zuhörer mit Augen sah, weil sie sah, wie Alles gefesselt saß, und die Musik ihrer Stimme, den Duft ihrer Blicke, die naive Grazie ihrer Geberden wonnevoll einsog. In dieser angenehmen Situation sehen wir

unſere Leſer nicht vor uns. Wir bedauern es innig, aber wir würden eine mehr als ſchriftſtelleriſche Schwäche verrathen, entginge uns dieſer Unterſchied.

Sogar die anmuthige Erzählerin genügte ſich nicht, ſondern unterbrach ſich plötzlich mit einem Einwand von Selbſtkritik. „Ach, aber das iſt ja nichts! Was plaudere ich da? Das ſind kaum ſeine Rockknöpfe, nicht einmal der Rock, viel weniger der Menſch. Was machen Sie aus ſo abgeriſſenen Gedanken? Gibt es Ihnen wirklich eine Vorſtellung? Wir kommt es vor, als ob man Palmblätter abriſſe, um die Herrlichkeit der Palme daran zu beweiſen. Wo bleibt der Wuchs? Wo bleiben die Datteln? Ach, es gibt keinen Mann, wie ihn auf der Welt"!

„Es freute mich, daß er mich einſt fragte, wie ich mit Sonin bekannt geworden. Dieſelbe Frage hatte ich ſchon längſt gegen ihn auf dem Herzen. Nun bekam ich Gelegenheit dazu. Ich erzählte ihm meine Bekanntſchaft mit Sonin, — was wäre daran viel zu erzählen? Ich machte es kurz, ich hätte bald weinen mögen. Er ſah mich an — mit einem zärtlichen Mitleid. Sein Auge konnte er nicht beherrſchen; ſeine Zunge beherrſchte er gut. Nicht die leiſeſte Kritik hatte er bisher über Sonin ausgeſprochen. Als fühlte er, der bloße Contraſt ſei ſchon Kritik".

„Ich gab ihm hierauf ſeine Frage zurück. Er ſagte: Wir duzten uns — ich glaube, es war vor fünfzehn Jahren bei einem Smollis in der Künſtlerkneipe. Er

war damals ein grasgrünes Füchslein und ich ein Brausewind nur um weniges älter. Gott habe sie selig, diese Zeiten"!

„Er sagte das mit einem Tone, — es schnitt mir durchs Herz! Es war ein Ton der glücklichsten Unabhängigkeit. Wir sind d'rüber hinaus, nun siehe du zu! Mir war recht weh. Ich war beleidigt und zwar aufs bitterste, denn ich war es so absichtslos! so selbstverständlich! Hatte er für Sonin nur eine Sylbe von Anerkennung haben können"!

„Aber freilich, daran war nicht zu denken. Das Gegentheil! Ich bin ein Weib und verstehe nichts von der Kunst. Ich sah wohl, Lorenne war ihm als Künstler überlegen, wie als Mensch. Aber wie weit dieser Unterschied ging, wie tief Sonin unter ihm stand, davon hatte ich keine Ahnung. Eines Tags sollt' ich es zu meinem Schrecken erfahren".

„Ich flickte im Atelier den Gliedermann aus. Der Gliedermann stand hinter — manchmal manquirt mir noch immer ein deutsches Wort. Ich bitte, wie heißt paravent?"

„Eine spanische Wand", antwortete Hermosa und Frau Ottilie.

„Sehr wohl; danke. Also der Gliedermann stand hinter der spanischen Wand und ich kam dadurch auch hinter dieser zu sitzen. Auf einmal geht die Thüre auf, und Sonin und Lorenne brausen herein. Sie wechselten heftige Worte".

„Das ist Exaltation", sagte Louin, „du übertreibst furchtbar".

„Mensch! rief Lorenne mit einer Donnerstimme, habe erst einen Namen, und dann fühle, was es heißt, einen Namen mißbrauchen! Das ist das Schlechte an deinem Streich, er ist ein Bündel von Schlechtigkeiten. Du usurpirst meine Empfehlung, und das ist diebisch. Einen Namen stehlen, heißt Credit stehlen, und Credit ist nicht ein Gut, sondern ein Inbegriff von Gütern. Du usurpirst meine Empfehlung und das ist undankbar. Ich habe dich so oft und freiwillig empfohlen, daß dieser Betrug hinter meinem Rücken doppelt und zehnfach schändlich wird. Du usurpirst meine Empfehlung und das ist feige. Es verräth dein eigenes schlechtes Bewußtsein, das dir diesmal den Muth nahm, meine Empfehlung wie ein ehrlicher Mann nachzusuchen. Du wußtest wohl, was du thatest, du hast nicht einmal den Entschuldigungsgrund der Einfalt für dich. Und doch beweist es eine Einfalt, die nicht zu fassen ist, wenn du dir einbilden konntest, der Herzog, einer der feinsten Kunstkenner Italiens, würde sich deine Entwürfe aufschwatzen lassen, auf die handgreifliche Lüge meiner Empfehlung hin. Da, da, lies! Lies selbst, was mir der Herzog schreibt. Ein Mensch, welcher nicht zeichnen gelernt hat, dafür aber den Reiz der Farbe verschmäht, will so gütig sein, meine Loggien auszumalen. Er schickt mir eine Mappe voll Farbenskizzen, und gleich die erste ist — ein Ueberra-

schung. Ein Himmelfahrt Mariä: links der weibliche Himmel, rechts der männliche. Fleischlose Glieder, verdrehte Augen, kurz die Schablone der Neo-Katholiken. In der Mitte die Madonna, die freilich schön ist, so schön, daß ich das Original zu den Perlen — meiner eigenen Galerie zähle. Der unbekannte Freund hat den bekannten Kupferstich abgeschrieben, aber es ist doch stark, daß der Mann, welcher, wie man sieht, mit classischen Kunststudien seine Zeit nicht verdirbt, nicht einmal Bücher in die Hand nimmt, wie Forsters Italien, welche in Jedermanns Hand sind. Er hätte sonst gewußt, wo sich das Original seines Plagiats befindet, nämlich bei mir selbst. Und so gehts fort in dem Briefe!"

„Ja, so ging's fort", sagte Franche. „Ich war halb todt. Ich hätte sollen ein Geräusch machen, zum Zeichen, daß Zeugen da sind, — ich weiß es wohl. Aber das Unwetter war so schnell gekommen, ich verlor alle Besinnung darüber. Und dann war's zu spät. So mußt' ich sitzen und hören. Was habe ich hören müssen! Lorenz bebte vor Zorn. Wär' ein Clavier im Zimmer gestanden, die Saiten hätten geklungen. Es ist schauerlich, wenn eine so starke Natur in ihrem Innersten stürmt. Wie wenn ein Zeus die Welt erschüttert. Er hatte gar kein Organ für's Gemeine, es setzte ihn ganz außer Fassung. Um diese Machwerke zu protegiren, rief er, müßte ich ein Dummkopf oder ein Elender sein, der seine Protection verkauft. Der Herzog kennt mich besser und

durchschaut Deinen Betrug. Das ist ein Glück für mich aber kein mildernder Umstand für Dich. Dein Bubenstreich konnte mir eines der schönsten Lebensverhältnisse stören".

„Sonin machte noch allerlei Ausflüchte, aber wie vernichtend waren Lorenne's Repartien! Das Schlimmste ist, sagte Sonin, daß mir die Kunstbildung des Herzogs unbekannt war. Wer sollte in diesen Kreisen Kunstbildung erwarten! Er konnte ein Idiot sein, wie so viele seiner Standesgenossen, und diese Menschen werden wohl noch anders mistificirt. Aber Lorenne antwortete: Das klingt ja schön! Die Idioten seiner Standesgenossen! Dürften das Deine Excellenzen hören? So seid Ihr Nazarener: unehrlich an Einem Punkte, unehrlich überall! — Du glaubst nicht, was eine Haushaltung kostet, stotterte Sonin; früher wäre ich vielleicht auch wählerischer gewesen in meinen Hilfsmitteln. Nun, dann Gnade Gott dieser Unglücklichen, rief Lorenne. Wenn Du das kleine anspruchslose Fräuchen schon nicht erhalten kannst, wie willst Du eine Stube voll Schreihälse ernähren? Da mußt Du ja wenigstens den Galgen riskiren. O ihr Familienväter! Wenn ich die Summe von Schlechtigkeit addire, welche sich entschuldigen will, „weil der Mann Familie hat", so schaudert mir vor dieser Criminalstatistik und mit Ekel höre ich dann die Phrase, welche die Familie noch für „die sittliche Grundlage des Staates" ausschreit".

„Hei, wie das blitzte! Schlag auf Schlag!“

„Endlich gingen sie wieder. Ich war erlöst.“

„Wie soll ich Ihnen meinen Zustand beschreiben! Ich weinte nicht. Ich weinte nicht wie damals, als ich die Entdeckung machte, das mein Mann entweder ein Claviervirtuos oder ein Affe war. Heute war er ein Pinscher und ein Betrüger! Ich weinte nicht. Mein Blut war gefroren, meine Augen starr, und meine Lage fremdete mich dergestalt an, daß sie nicht mehr die meinige war. Ich hatte in diesem Augenblicke kein anderes Gefühl als: fort von diesem Manne! Du bist nicht die Ritze seines Leibes; Du hast keine Pflicht, die Schande dieser Ehe zu ertragen!“

Fünfzehntes Capitel.

Ein zustimmendes Nicken der Zuhörer begleitete diese Worte der jungen Frau.

Franche fuhr fort: „An demselben Abend ließ Sonin Punsch machen, und bat Freunde zu Gaste. Er forcirte sich, sein durchbohrendes Gefühl zu vergessen. Aber es gelang nicht. Er verfiel immer wieder in sein Brüten und Hinstarren. Einer fragte ihn darüber, da antwortete Sonin: Ach, der Weg zur Unsterblichkeit ist mit Dornen bepflanzt. Glaubt mir, ich werde sehr verkannt."

„Ei was, radotirte ein Zweiter, trink ihn aus den Trank der Labe und vergiß den großen Schmerz! — Ja, rief Sonin, schenke uns ein, theures Weib; schenke dem Künstler, Hebe, nur ein!"

„Es war grausig, sage ich Ihnen. Und in diesem Hause sollte ich eine liebenswürdige Hausfrau sein!

„Heiliger Lorenne! dachte ich, als sich die angetrunkenen Nullen endlich hinweg begeben hatten. Ich weiß nicht, wie es kam, ich mußte die ganze Nacht daran

denken, [illegible] für ein Weib wohl jene Herzogin gewesen sei, die seine Jugendgeliebte war."

„Wie viel mir der Mann galt, merkte ich jetzt erst, wo ich fürchten mußte ihn zu verlieren. Ich weinte, daß er nach dem heutigen Auftritte wohl selten, vielleicht gar nicht mehr kommen würde."

„Tags darauf kam er wirklich — aber Sonin war nicht zu Hause."

„Mir schlug das Herz. Ob er weiß, daß Sonin nicht zu Hause ist, ob er vielleicht gar darauf reflectirt hat?"

„Er ging im Atelier auf und ab. Wir sprachen von allerlei, — dazwischen blieb er hie und da stehen und betrachtete was. So rollte er auch ein Blatt auf, aber ich nahm es ihm schnell aus der Hand und sagte übereilt: Nein, das dürfen Sie nicht sehen, das ist zu schlecht! — Wirklich? rief er schalkhaft. O, dann bitte ich recht sehr darum. Kunstkritik aus Frauenmund hat mich immer interessirt. Ich bin jetzt nur um so neugieriger. — Ich entrollte das Blatt und sagte: Nun, was sagen Sie zu dieser Marie, die gen Himmel fährt? Sie hat in ihrer aufwärts fliegenden Stellung die Beine stark an sich gezogen, dabei aber doch die Proportionen einer stehenden Figur. Streckte sie nun die Beine aus, ich glaube, sie könnte vom Parterre in den ersten Stock ohne Treppe gehen. — Er sah mich an. Madame, von wem haben Sie so sehen gelernt? — Vielleicht von Ihnen selbst,

antwortete ich unbefangen. — Er schwieg dazu, dann fuhr er fort: Aber der Kopf ist doch schön, nicht wahr?"

„Als ob das eine Kunst wäre! fuhr ich heraus. Ein schöner Kopf kann ein Plagiat sein und zuletzt laufen Mädchen und Frauen auf allen Straßen mit hübschen Köpfen herum. Sein Krümchen aufzupicken ist jeder Sperling im Stande! — Lorenne drohte mit dem Finger. Madame, Sie sprechen von Ihrem Manne! — Sapperment, rief ich ungeduldig, und ich glaube, ich stampfte mit dem Fuße; ihr Herren der Schöpfung seid alle verschworen gegen uns. Ihr wißt recht gut, was Glasperlen sind, aber uns seht ihr an wie dumme Wilde, welche die Glasperlen für große Schätze halten sollen. Lorenne sah mich mit Staunen an, ich dürfte vielleicht sagen, mit Hochachtung. Kurz, es war ein ganz neuer Blick, womit er mich ansah. Erwidert hat er nichts mehr und das dankte ich ihm; ich fühlte, wie weit ich gegangen und war verwirrt und verlegen. Bald darauf empfahl er sich. Er küßte mir die Hand und in seinem Blicke war etwas Schmeichelhaftes dabei, als wollte er sagen: Die kleine Frau muß man beachten; die habe ich erst heute kennen gelernt."

„Wenn etwas reif werden soll, so ist's, als ob Alles dazu beitragen müßte und gar nichts mehr Zufall wäre, sondern nur noch Plan und Absicht des Schicksals. Ich kann meine rasche Zunge nicht zähmen. Entweder schweige ich leidend in mich hinein, oder ich sage Alles heraus,

was mir durch den Kopf fährt. Das ist meine Natur so. Aber bei der Scene zwischen Lorenne und Sonin war ich auch ganz besonders agitirt. Es war mir immer, wie zum Zerspringen."

„Lorenne und der Ordensprior waren wieder da, Sonin abwesend. Die Herren kamen über eine Zeitungsneuigkeit ins Gespräch: ein italienisches Nonnenkloster hatte soeben wieder ein Mädchen entführt. Das zündete natürlich den alten Streit über Klöster an, den Lorenne zuerst leicht und obenhin führte. Aber da ihm der Prior nicht einmal die mäßigsten Sätze zugab, so ging Lorenne ins Zeug und rückte sich vor allem Anderen dem Prior gegenüber ein Fauteuil zurecht, ungefähr wie ein Mensch, der sich mit vollem Appetit über ein schmackhaftes Gericht bemacht. Dann fing er an."

„Er sprach wie ein Gott. Ich habe nie so viel thatkräftigen Humor, so viel leichten spielenden Witz, so viel graziös aber solide und unbarmherzige Bosheit gesehen, als Lorenne jetzt zum Besten gab. Es war die niedliche Grausamkeit, wie die Katz mit der Maus spielt. Das Spiel freute ihn rein um des Spiels wegen, und vielleicht auch ein wenig um meinetwegen. Es kam mir vor, als führte er, wie ein Ritterspiel vor der Damentribüne, sein Witztournier zu meiner Unterhaltung auf und um den Preis meines Beifalls."

„Leider war ich in einer ganz conträren Stimmung. Ich konnte die Schande Sonin's keinen Augenblick aus

den Kopf bringen und mein Unglück, sein Weib zu sein. Ich wünschte, meinem Unglück zu entfliehen, und es ward mir schwarz vor den Augen, wenn ich nachdachte, wohin? In dieser Gemüthsverfassung hatte das Kloster eher einen Reiz als einen Schrecken für mich. Ich stand diesmal nicht auf Loreme's Seite. Er blickte ein paarmal nach mir, schien sich über mich zu verwundern, mich zum Mitgespräch einzuladen. Da ich sah, daß ich nicht schweigen konnte, so sagte ich frank und frei: Ich kann die Klöster nicht hassen, Herr Loreme. Mag es vor Gott und seinem Gewissen verantworten, wer sie mißbraucht, aber ein Kloster hat sein Gutes. Es ist die einzige Zuflucht für Seelen, denen die Welt zum Gram geworden und die das Sterben doch auch bitter finden. Das Kloster steht zwischen Welt und Tod in der Mitte und fängt barmherzig den Streich auf, den vielleicht manche Hand gegen sich selbst führte. Im Kloster können Sie der Welt den Rücken wenden und sehen doch noch die Sonne scheinen und einen Baum grünen. Was wollen Sie! Am Ende sprechen wir nur von Worten. Sagen Sie statt Kloster „maison de santé" und Sie werden sich aussöhnen, Sie werden sogar dankbar sein können für diese Anstalten. Gott, ja, das werden Sie! Sie sind ja nicht grausam! Jeder fühlende Mensch muß froh sein, daß es noch diesseits des Grabes ein letztes sicheres Asyl gibt für eine kranke Seele."

„Damit bin ich nur halb zufrieden, sagte der Prior,

der einer von denen war, die gar keine Raison annehmen. Die Kirche will fromme Seelen, nicht kranke Seelen, Madame."

„Was! schrie ich auf, das müßte ja eine Kirche von Henkern sein! Kommt her zu mir, die Ihr mühselig und beladen seid, hat er gesagt, nach dem Ihr Euch zu nennen wagt. — Gott verzeih' Euch die Sünde! Das paßt doch sicher mehr auf's Kranksein als auf's Frommsein. Krank! fromm! Welch' müßige Wortspiele! Wer fromm ist, der ist auch irgendwo krank, und wer krank ist, das glauben Sie mir, der wird bald mürb und fromm. Die Kirche will keine Kranken! Das soll ich hören müssen! Aber jene Kranken wird sie doch wollen, die sie selbst gemacht hat, ich meine, die unglücklich Verehelichten? Der Protestant heilt die Krankheit, er scheidet die Ehe. Bei uns ist die Krankheit unheilbar, wir haben keine Ehescheidung. Selbst die von Tisch und Bett hängt ihr an so raffinirte Tracasserien, daß man sich lieber hundertmal von der Innbrücke stürzte als bis man Euch Euer unauflösliches Sacrament, — Gott verzeih' mir's, als hätt' ich anders gesagt, — aus den verbissenen Zähnen reißt."

„Als ich das so herausgewirbelt hatte, — in der Anstrengung, das Weinen zu unterdrücken, überstürzt' ich mich selbst, — da merkt ich zu spät, wie weit mich das blinde Gefühl mit fortgerissen. Ich hätte in die Erde sinken mögen! Nicht um den Prior war mir's, — was kümmerte mich der Prior? — aber Lorenne saß da!

Er hatte während dieſer ganzen Rede ſein Auge auf mich geheftet, — ich kam mir vor wie nackt und bloß! Ich ſchämte mich zu Tod. Ich nahm einen Vorwand, lief in mein Zimmer und ließ mich nicht wieder ſehen. Wann die Herren fortgegangen ſind, weiß nicht. Es war zart von Lorenne, daß er mich für diesmal allein ließ."

„Ich lag ſchon zu Bette, als Sonin nach Hauſe kam. Er hatte auswärts gekneipt und ſchien überhaupt jetzt en train, ſeine Seelenſcham in Geſellſchaft von Zechern zu vergeſſen."

„Mir kam er ſentimental, leg mir Geſchichten vor, wie ihm die Neider nach Ruhm und Brot ſtrebten, und meinte, über ſolche Krijen helfe nur die verdoppelte Zärtlichkeit eines liebenden Weibes hinweg. Ich ſchauderte. Es war mir zum Aufſchreien. Wenn ich nicht ihm oder mir Gift miſchen ſollte, ſo gab es nur eine Rettung. Ich freute mich jetzt über die Zeitungsnachricht von dem proſelytenſüchtigen Nonnenkloſter in Italien, ich hielt ſie für einen Wink des Himmels. Ich verſtand italieniſch, ich berechnete mir den Weg dahin, berechnete mir, wie viel ich mir in Geld zuſammenmachen könne und war im Geiſte ſchon fort. Sonin unterdeſſen paſſirte von der „Miſſion des Weibes" und von der „ſittlichen Idee der Ehe", bis mich ſein Einſchlafen erlöſte."

„Des anderen Morgens war ich ſehr geſpannt, ob Lorenne wiederkommen würde, und überlegte mir, wie ich ihn empfangen ſollte. Aber ich bin kein Held im Nachdenken. Was ich thue, muß mir der Augenblick eingeben."

„Und so kam es auch. Zu seiner gewöhnlichen Stunde erschien Lorenne wirklich. Als er seine unbefangene Frage gethan hatte: Ist Sonin zu Hause? war ich auf einmal still und antwortete recht schneidig: Nein, Herr Landdirector. Er sah mich verwundert an. Warum fragen Sie? fuhr ich fort. Sie wissen recht gut, daß er nie mehr zu Hause sein wird, wenn Sie kommen; daß er Ihnen aus dem Wege geht, daß er sich schämt vor Ihnen! Lorenne machte einen Augenblick ein nachdenkliches Gesicht, dann sagte er: Hat er selbst mit Ihnen gesprochen? Er wird sich hüten, antwortete ich und erzählte ihm die Geschichte von der spanischen Ward."

„Ah, Madame, rief Lorenne, jetzt verstehe ich Ihre Verwandlung seit drei Tagen. Die Glasperlen, die Wilden, das Kloster, die maison de santé — Alles. Er legte Hut und Stock weg und hatte auf einmal rasche entschiedene Geberden. Hören Sie mich an, theuerste Frau, sagte er. Ich habe in meiner Jugend geliebt und die Leute sagen, unglücklich geliebt. Ich sage es nicht, denn die Liebe ist immer ein Glück. Aber ich habe unglücklich gemacht. Meine Geliebte war eine Herzogin und konnte nie mein sein. Ich hätte meine Liebe nicht sagen, ihre Liebe nicht annehmen sollen. Als die bittere Stunde der Entsagung geschlagen, fand ich die Kraft in mir, zu bestehen, mich wieder herzustellen. Meine Geliebte hat sie nicht gefunden. Sie siechte einige Jahre und als sie abwelkend starb, ging ein trauriges —

trauriges Gerücht! Seitdem hatte ich nie wieder ein Verhältniß zu Ihrem Geſchlechte. Die Leute ſagten, weil mich meine vornehme Liebe zu ſtolz, zu anſpruchsvoll gemacht hatte; — als ob man weibliche Herzogskronen juſt auf dem Kopfe tragen müßte! Nein, ich liebte nicht mehr, weil ich gelernt hatte zu ſchonen. Das naive Herz zu Herzen ſtürzen war dahin, denn ich wußte jetzt und ſchämte mich faſt darüber: der Mann hält's aus, aber die Frau kann zu Grunde gehen. Auch aus Ihrem Hauſe hätte ich mich zurückgezogen, ſobald ich die erſten Symptome wahrgenommen, daß mein Behagen darin — eine Ruhe koſtet. Das iſt jetzt anders gekommen. Das erſte Symptom iſt auch das letzte! Seit Sie den häßlichen Streich dieſes Menſchen kennen — ſind ſie Wittwe geworden! Eine tugendhafte Frau kann den geliebten Mann à distance lieben, aber ſie kann den verachteten Mann — nicht dulden ohne distance! Und ſelbſt wenn ſie es könnte, und leider können Frauen mehr als unſere Philoſophie ſich träumen läßt, die Sterne am Himmel und die Korallen im Meere müßten Blut weinen über ihr Können! Und ein Mann wie ich müßte erſt Leiche ſein und pulveriſirte Aſche, die man aus Federſpulen verblaſen kann, wenn er es auf dieſes Können ankommen ließe."

„Als er das geſagt hatte," fuhr Franche fort, „nahm er mich bei der Hand und redete mir auf's Liebreichſte zu: Ja, mein Kind, auf dieſem Parquetwürfel hier erkläre ich Dich zur Wittwe und erlaube mir, um Dich zu

werden. Nicht die Innbrücke soll Deine katholische Ehescheidung sein, wie Du gestern gesagt hast; laß uns über die Brücke hinüber gehen, auf die protestantische Seite hinüber. Ich bin schon protestantisch und Du kannst es werden. Wir gehen in die Schweiz. St. Gallen, meine Heimat, wünscht mich schon längst wieder an sich zu ziehen und der Bundesrath selbst hat mir den bleibenden Dienst des Vaterlandes glänzend und wiederholt anbieten lassen. Die Schweiz hat in Eisenbahn- und anderen Staatsbauten eine Reihe der wichtigsten Unternehmungen im Zuge. Wenn ich in meinem Berufe abwesend bin, so wird Dir meine alte gute Mutter eine liebe Gesellschafterin sein. Ich bin überzeugt, sie wird Dir gefallen und Du ihr. Sie weiß es Dir schon im Voraus Dank, daß Du ihrem geliebten Sohne das stille Glück eines häuslichen Herdes gründen hilfst. Also bitte, theuerstes Weibchen, halte Dich reisefertig. Was mich betrifft, so will ich meine laufenden Geschäfte schleunigst zum Abschlusse bringen und sie nöthigenfalls von den Mitarbeitern meiner Kanzlei aufarbeiten lassen. Ich bin rasch und greife durch, wo ich mich einmal entschlossen habe. Es wird Alles auf Dich ankommen. Versprichst Du mir, liebe Braut, daß Du bereit sein willst, wenn ich eines Morgens hereintrete und rufe: Komm, folge mir?"

„Aber ich hing schon an seinem Halse und weinte und zitterte an ihm, wie ein Regentropfen auf einem Grashalm!"

Sechszehntes Capitel.

„Vierzehn Tage vergingen jetzt. Lorenne kam nicht mehr in unser Haus, sondern ich in das seinige."

„Nach vierzehn Tagen sagte er: Ich bin noch früher fertig geworden, als ich gerechnet hatte. Ich kann heute meine Kanzlei schließen und morgen können wir reisen."

„Ich sah zu Boden."

„Er sah mich fragend an."

„Ich stotterte: Just heute Nacht ist Jonin unwohl geworden. Er hat stark gehustet, ein wenig gefiebert und der Kopf ist ihm heiß."

„Eine Erkältung, sagte er; in diesem nassen Nest ist halb Innsbruck malade."

„Ich hoffe auch, es bedeutet nichts. Aber bis er vorübergeht, wirst Du mir nicht erlauben —"

„Was?"

„Frag' nicht so streng. Wir Frauen sind nun einmal geborene Krankenwärterinnen. Und ich warf mich in seine Arme."

„Nun, so pfleg' Deinen lieben Kranken, sagte Lorenne."

„Er ist nicht mein lieber Kranker, antwortete ich, aber er ist ein Kranker. Es wäre unedel von Dir, wenn Du auf Sonin eifersüchtig wärest."

„Laß uns nicht streiten. Ich erlaube Dir dein barmherziges Schwesteramt. — Und wir gingen in Eintracht auseinander."

„Aber ein paar Tage thaten es nicht. Das Wetter wurde immer nasser und stürmischer. Und unsere Wohnung liegt zwar schön, aber des Nordlichts wegen auf der schlechtesten Seite."

„Sonin hörte auf zu husten, aber jetzt athmete er schwer. Bei jedem Athemzug gab es ihm einen Stich durch die linke Brust. Der Arzt blieb ruhig. Er auscultirte ein wenig, sagte aber sogleich: Seien Sie außer Sorge. Der linke Lungenflügel ist leicht entzündet, nichts weiter. Ich könnte Morphin geben, es muß aber von selbst aufhören. Zu seiner Erleichterung mag er etwa eine Flasche Mandelmilch mediciniren. Im Uebrigen eine gleichmäßige lauwarme Zimmertemperatur und so Gott will baldige Sonne, das ist der beste Arzt."

„Und so war es auch."

„Es bedeutete nichts, es sah nur sehr kläglich aus. Sonin stöhnte bei jedem Athemzug und um sich die Stiche zu ersparen, sparte er mit dem Athem. Es war ein Zustand, so recht zum Mitleid gemacht. Sein

schmales, blasses Profil ist wie geschaffen zum Kranksein, es war unendlich languissant. Das Weiße im Auge war trüber, der Kopf heiß und fieberhaft, der Appetit fehlte gänzlich, und seine Hände — welch ein Anblick! sie waren gelb und runzelig und die Nägel schwarz! Diese feinen, verhätschelten Hände, der Stolz seines ganzen Menschen! Ich machte ihn aufmerksam auf dieses Negligée, er aber kauerte zusammen und seufzte verdrossen: Ach was! Er hatte keine einzige Phrase mehr. Er war ganz Naturmensch in seiner Krankheit. Ich war bestürzt darüber — und sehen Sie, an solchen Fäden zappeln nun unsere Herzen!"

„Lorenne saß in seiner Kanzlei wie ein Löwe in seinem Käfig. Acht Tage hatte er's stille ertragen, da sagte er am neunten: Nimm mir's nicht übel, mein Kind, ich habe eine neue Bestellung angenommen. Ich kann nun einmal nicht müßig gehen. Im Oberinnthal ist ein großer Baucomplex, der restaurirt werden soll. Ich untersuche ihn und arbeite mein technisches Gutachten aus. Ich habe es um so lieber übernommen, da uns die Station eigentlich unterwegs liegt. Ich gehe morgen dahin ab und werde nun nicht mehr nach Innsbruck zurückkehren. Sondern wenn Sonin sich erholt hat, so erwarte ich, daß Du nachkommst. Du bist mit der Eilpost in einem Tage bei mir und in einem zweiten sind wir in Graubündten. Also lebewohl — auf baldiges Wiedersehen, hoffe ich."

„Lorenne ging. Aber während ihm die Baureparatur bestellt wurde, hatte Sonin von einem seiner Kirchenpatrone gleichzeitig die Bestellung einer lebensgroßen Cäcilie zu einem Altarblatt erhalten. Sei es nun, daß ihn diese Bestellung animirte, oder daß das prächtige Maienwetter, welches drei Tage nach Lorenne's Abreise tout à coup zum Durchbruch kam, die Innsbrucker Kranken gesund machte; genug, Sonin erholte sich so plötzlich, daß er an die Arbeit gehen konnte. Er bat mich, ihm zur Cäcilie Modell zu sitzen. Ich war erschrocken, hätte gern Nein gesagt, aber — ja, wenn wir Frauen standhaft sein könnten! Doch das ist weder Franche noch Franka."

„Als ich ärgerlich und mit mir selbst unzufrieden auf meinem Thronhimmel saß, und die heiligen Gesichter der Cäcilia schnitt, dachte ich freilich: Es verschlägt nichts. Lorenne könnte ohnedies noch nicht fertig sein, ich würde warten müssen und meine Anwesenheit wäre zu nichts nütz, als höchstens nur Aufsehen zu machen und Unheil zu stiften. So beschönigte ich meine Schwäche vor mir."

„Aber ein Tag um den andern verging, und die heilige Cäcilie rückte so langsam vor, wie ein Stundenzeiger. Ich hatte nicht den Muth, an Lorenne um Aufschub zu schreiben, denn so oft ich Abends zu Bette ging, bildete ich mir ein, ich würde morgen mich auf die Extrapost einschreiben lassen und fortfahren. Auf einmal — stand Lorenne selbst im Atelier. Unvermuthet,

unangemeldet stand er da. Ich war so erschrocken, ich wäre bald von meinem Himmelsthron gefallen. Lorenne aber benahm sich mit vollkommenster Selbstbeherrschung. Er stellte sich an, von Sonins Krankheit gehört zu haben, und sich nach seinem Leben und Sterben umzusehen. Er unterhielt sich mit einer Unbefangenheit, als ob nichts passirt wäre. Ueber seine Cäcilie und das Modell derselben streifte er im Vorbeigehen mit einem Blicke hin, daß mir das Herzblut gefror."

„Ich hielt die Sitzung kaum aus. Als ich fertig war, war es mein Erstes, daß ich in seine Wohnung flog, mich ihm zu Füßen warf und ihn beschwor, an meine Treue zu glauben."

„Sein Antlitz erheiterte sich. Er schien wirklich an eine Sinnesänderung von mir geglaubt zu haben. Wenn es an dem ist, sagte er, so laß uns also abreisen."

„Ehe die Cäcilia fertig ist? stotterte ich."

„Die Cäcilia? Was hat mein Weib mit Sonin's Modellen zu schaffen?" Lümmel!

„Ich bitte Dich, theuerster Mann! Nur dies Eine Mal noch! Es ist die beste Bestellung, die er je erschnappt hatt. Er soll nicht sagen: ich — Du — wir haben ihm an seinem Ruhme geschadet. Er soll sich selbst überzeugen, daß er nichts kann, daß er großen Aufgaben gar nicht gewachsen ist. Er soll die Cäcilia bis zu Ende pfuschen und keine Ausrede haben. Laß' ihn diesen Becher bis auf die Hefe leeren!"

„Lorenne lächelte unbeschreiblich. Kleine, Du weißt mich zu fassen. Du bist eigentlich weiblich-mitleidig mit ihm, aber Du drückst es männlich-grausam aus; Du machst es mir mundgerecht.“

„Du lächelte ich auch, denn er traf es so ziemlich.“

„Nun wohl, so will ich Geduld haben, sagte Lorenne mit einer fast väterlichen Güte. Aber gib Acht, mein Kind. Du weißt nicht, was Du thust. Du wirst diesen — Künstler jetzt erst kennen lernen.“

„Ach, das war buchstäblich wahr! Sonin malte wirklich zum Aus der-Haut-fahren. Nichts ist ennuyanter als den Menschen malen zu sehen. Hat er ein Tüpfchen aufgesetzt so groß wie ein Hirsekorn, so streicht er sich die Haare aus dem Gesichte, zieht die Augenbrauen in die Höhe, spannt die Nasenflügel und kokettirt mit dem Tüpfchen. Er thut drei Schritte rückwärts und beäugelt es aus der Ferne. Er schüttelt den Kopf und thut sechs Schritte rückwärts. Er schüttelt noch einmal den Kopf und thut zwei Schritte vorwärts. Er macht eine hohle Faust und guckt durch. Auf einmal nimmt er den Spatel, tritt hin und kratzt es herab. Nun setzt er ein neues Tüpfchen auf. Mit diesem treibt er dasselbe Spiel, wie mit dem vorigen. So tüpfelt er sich fort. Hat man das zwei Stunden mit angesehen, so brennt man vor Neugierde was für Wunderdinge nun entstanden seien. Man meint, es ist etwa der Strahl des Auges gemalt worden, ein Blitz, ein Funke, wo es sich um Leben und

Seligkeit handelt. So steigt das geräderte, stocksteife Modell von seinem Marterstuhl herab, und was sieht es? Nichts! Da strahlt, da blitzt, da funkelt so wenig etwas, wie in einem Sack voll Asche. Es ist eine trübe, aschgraue Farbe, dünn und matt wie eine Wassersuppe. Der Herr Nazarener aber sagt: es ist eine keusche Farbe."

„Das ist Verrätherei! rief Lorenne eines Tages. Entweder ist der Mensch noch ein ärgerer Pfuscher, als sogar ich wußte, oder er hat ein thierisches Vorgefühl unserer Absichten und hält Dich geflissentlich fest. Ich sage Dir's ernstlich, Franche, solche Zügel trag ich nicht lange. Im Nu werd' ich in St. Gallen sein, und Du findest meine Innsbrucker Wohnung leer."

„Er war diesmal wirklich böse. Ich hatte Mühe, ihn zu beschwichtigen. Ich konnte gar keinen Grund angeben, warum ich mich auf's Fertigmachen so capricirte. Es muß ein eigener Dämon im Menschen stecken, der ihn zwingt, das langweiligste Buch zu Ende zu lesen, oder das schlechteste Theaterstück auszuhalten, oder mitten im Regenwetter eine Landpartie fortzusetzen, kurz, sich zu entötiren, bei einer angefangenen Narrheit auszuharren."

„Und Lorenne hatte Recht. Die Cäcilie war Sonin's Penelope-Gewebe. Was er heute gemalt hatte, kratzte er morgen sicherlich wieder ab. Ja, er war ein ärgerer Pfuscher, als wir beide geahnt, denn er war es nicht naiv; in seine Finsterniß hatte sich grauenvoller Weise

ein Trieb nach dem Lichte verirrt! Er machte an diesem Stoffe — freilich unbewußt — die Entdeckung all' seiner Mängel. Er glaubte nach dem Höchsten zu ringen und ahnte gar nicht, daß er nur nach dem Einfachsten rang, nach der Schule, nach dem ABC, und daß ihm das Kartenhaus seiner „Kunst", weil er es hier um ein paar Etagen höher baute, nothwendig und bis auf den Grund zusammen fallen mußte."

„In seinem Charakter oder wenigstens in seinem Betragen schien er mir während der Zeit, von welcher ich spreche, auf eine grauenvolle Weise verändert. Den gespreizten und selbstgefälligen beau-parleur hatte er abgelegt; er spann sich jetzt mehr und mehr in ein, ich möchte fast sagen, tückisches Schweigen ein. Von Lorenne hatte er früher mit einer Ruhmredigkeit gesprochen, welche deutlich verrieth, daß er in seinem Freunde sich selbst nobilitiren wollte; jetzt affectirte er Kühle oder sprach die kargen Brosamen seiner Anerkennung selbst mit einer Art Gönnermine aus. Ganz unerträglich war das. Auch in seiner schöngeistigen Frömmelei hörte ich neue und verwegene Töne. So sagte er eines Tages: Zum ganzen Heiligen gehört die Sünde. Der Himmel muß eine Schuld zu vergeben, der Mensch eine abzubüßen haben. Buße ist ein Sacrament. Und dazu konnte er so heimlich und falsch vor sich hinlächeln, wie ein Verräther. Es war häßlich anzusehen. Es war, als ob ihm Schlangen um den Mund kröchen."

„Da sagte er vor drei Tagen: Was mag nur Lorenne machen? Wir dürfen den Armen doch nicht so ganz allein stehen lassen. Ein Junggeselle in seinen Jahren schließt sich gern an Familien an. Weißt Du was, Franka? Bitte ihn auf Nachmittag wieder einmal zum Kaffee.“

„Ich hatte Mühe, diese gnädige Unverschämtheit nicht abzufertigen; aber mein Befremden war noch größer als mein Unwille. Wie kömmt Sonin dazu, diese Kaffee-Einladung zu machen? Er wußte doch besser, wie er mit Lorenne stand. Oder konnte er sich einbilden, weil ihm Lorenne einen Krankenbesuch gegönnt, er werde nun Kameradschaft mit ihm halten, als ob nichts passirt wäre? Wenn ich die Einladung in meinem Namen machte, so nahm Lorenne endlich an, aber ich konnte mir denken, wie unangenehm es ihm sein müsse. Ich machte allerlei Einwände gegen Sonin. Aber Sonin bestand auf seiner Phantasie, so daß ich wohl sah, er habe seine Absichten dabei. Welche? Ich konnte es nicht errathen. Hatte er ein Anliegen an Lorenne? Dann mußte er zu ihm gehen, nicht ihn rufen lassen. Oder meinte er überhaupt, ihn wieder zu einer Aussöhnung zu bewegen? Vielleicht meinte er's, aber — wahrscheinlich kam es mir nicht vor. Es sah ganz anders aus!“

„Gern wäre ich zu Lorenne gegangen, um ihn auf diese seltsame Invite mündlich vorzubereiten. Aber in den einzigen Stunden, wo es geschehen konnte, wußte

mich Sonin mit seiner Cäcilia hinzuhalten. So schickten wir unsere Karte ab: Sonin sammt Frau bitten Sie ꝛc. und es blieb mir nichts übrig, als die verwunderte Miene Lorenne's in passiver Geduld zu abzuwarten."

„Mittlerweile machte ich mir allerlei Gedanken. In der Langweile des Modellsitzens hatte ich so recht Gelegenheit, an dieser Einladung herumzuphantasiren. Ebenso konnte ich Sonin's Wesen und Ausdruck studiren. Während er nach mir sah — um die heilige Cäcilia, sah ich nach ihm zurück — um die Spuren eines bösen Gewissens. So betrachteten wir uns Aug' in Auge."

„Draußen inzwischen war durch ganz Innsbruck ein Todtengeläute — ein mächtiges Schaf unsrer frommen Heerde war gestorben und ließ sich in allen Kirchen aus dem irdischen Jammerthal heimläuten. Das nervenverstimmende Bimbim machte den ganzen Tag melancholisch. Es war etwas Schweres, Düsteres in der Luft, man athmete Trauer und böse Ahnungen."

„So war die Stunde der Marende gekommen. Mein Tisch stand bedient und harrte nur seines Gastes. Sonin saß noch in seinem Atelier und malte Gewand, ich ging mit ungeduldigen Schritten auf und ab. Manchmal begab ich mich in das Hinterstübchen der Magd, welches nach der Gasse lag, woher Lorenne kommen mußte."

„Als ich von so einem Gang einmal wieder zurückkehrte, fand ich Sonin am Kaffeeservice. Er trat schnell vom Tische zurück, stellte sich unbefangen, war aber doch

verlegen und schob etwas in den Aermel seines weiten Paltrockes. Im Fluge ersah ich noch, — daß es ein braunes Fläschchen war."

„Ich stürzte wie ein Blitz auf ihn zu." „Was verbirgst Du da? — Was für ein Fläschchen ist das?" Er sah mich an und sagte — nichts. „Was hast Du im Aermel? Was ist in dem Fläschchen?" sagte ich heftiger. Er lächelte und sagte nach einigem Zögern: „Es ist ein chemisches Präparat!" „Es ist kein chemisches Präparat," schrie ich, „her mit dem Fläschchen!" Er wehrte mich ab und lächelte immer. „Was lachst Du so falsch? Das Fläschchen her, Ladislaus! Ich muß wissen, was in dem Fläschchen ist!" — „Es sind Gesundheitstropfen, wenn Du es wissen willst." — Ich sah ihn an; er mich. So standen wir eine Secunde lang und sein Auge brillirte wie ein Schlangenauge. „Es sind keine Gesundheitstropfen!" schrie ich außer mir. — „Ja doch, ja," grinste Sonin; „wenn sie der Eine nimmt, so — wird der Andere gesund."

„Als ich dies hörte, warf ich mich auf ihn und wollte ihm das Fläschchen mit Gewalt entreißen. Durch meinen heftigen Anprall verlor er das Gleichgewicht. Er ließ sich im Straucheln aufs Canapee nieder, und ich, in derselben Gefahr zu fallen, hielt mich nur dadurch, daß ich im Stürzen seine Kniee umklammerte."

„In diesem Augenblicke erscholl eine Stimme unter der Thüre: „Ah, eine zärtliche Scene; ich will nicht

„stören!“ Ich fuhr auf. Es war Lorenne. Aber ihn sehen, und ihn verschwinden sehen, war Eins. „Lorenne!“ rief ich und flog ihm nach. Umsonst. Er war fort.“

„Lorenne!“ grinste Sonin höhnisch; „mich dünkt, man sagt, Herr Baudirector.“

„Zu jeder anderen Zeit hätte mich diese Bemerkung verwirrt, jetzt aber war ich wie Sprengpulver. Aus den Augen, Giftmischer! rief ich; Du willst Titel, da hast Du den Deinen! Und so feig war dieser aus Nichts und Lüge gemachte Mensch, daß er lautlos in sein Atelier kroch und bald darauf hört' ich ihn fortgehn.“

„Ich überließ mich meiner Verzweiflung. Eine zärtliche Scene! hatte Lorenne ausgerufen. Er schien zu glauben, wir hatten uns lustig gebalgt, oder ich hatte ihm gar einen Fußfall gemacht; — haarsträubend! Konnte er wirklich das denken? Und doch! der Augenschein, — mir vergingen die Sinne.“

„Ich kleidete mich um, weinte dazwischen, wusch mich wieder rein, war fertig damit und hatte just die Thüre in der Hand, um zu Lorenne zu eilen, da thut sich die Thüre auf und in die Arme fliegt mir — eine Mailänder Busenfreundin! Sie hat Grüße und Briefe vom Hause, Neuigkeiten, Wichtigkeiten und ach, ein Herz voll Thränen! Ihr Anbeter, ein junger, hübscher Mensch, aber fürchterlich unmündig, war ihr einst untreu geworden, weil er mich anbetete; ich hatte ihm aber imposant imponirt durch die Art, wie ich ihn aufnahm und

nicht aufnahm, seinem Herzchen das Köpfchen zurecht, setzte und ihn wies, wohin er gehörte. Soeben erleidet er einen kleinen Rückfall, redet sich aber, um die Untreue zu beschönigen, auf einen Innsbrucker Onkel aus, den er beerben wird, und der den schließlichen Ernst des Verhältnisses mißbillige."

„Das arme Ding, resolut durch Verzweiflung, wirft sich in den Wagen, fliegt von Mailand nach Innsbruck, wirft sich in meine Arme, zu meinen Füßen; ich werde den Onkel herumkriegen, wie einst den Neffen, ich könne ja Alles, ich beherrsche die Männer; kurz, führe mich zu ihm, rede für mich und in einer Stunde habe ich den Heirathsconsens!"

„Ich hätte bald aufgelacht vor Verzweiflung. In diesem Augenblicke, wo mir selbst der Mann meines Herzens auf dem Spiele stand, sollte ich Heirathsstifterin werden! Was half's! Das gute Kind that mir selbst leid und je länger ich protestirte, desto mehr Zeit verging, ohne daß ihr oder mir geholfen war, und zuletzt kannte ich diesen Onkel vom Hause der Excellenzen her; da mußte ich allmächtig sein! Aufschub aber galt nicht, denn das arme Mädchen zappelte in Todesangst und ich selbst, wenn ich zu Loremne ging, — wußte ich, ob ich wieder zurückkam, ob mir in Innsbruck noch Eine Stunde schlug?"

„Der Onkel war liebenswürdig genug, versprach

alles Mögliche und meine Freundin war glücklich. Ich aber hatte kostbare Stunden verloren!“

„Mehr todt als lebendig kam ich zu Lorenne. Seine Wohnung war mit einem Vorhängschloß abgesperrt! Ein Blatt Papier war an die Thüre geklebt und enthielt das Avis, daß wegen plötzlich veranlaßter Abreise des Baudirectors die Wohnung geschlossen und Geschäftssachen in der Kanzlei mit Herrn Wertau zu besprechen seien.“

„Ich sank in die Kniee. Ich lag oder lehnte ein paar Minuten an der Thüre besinnungslos.“

„Betäubt schlich ich fort. Als ich auf der Gasse war, fragte ich mich: wohin? Nach Hause? Nach St. Gallen? Aber wie käme ich allein nach St. Gallen? Wer begleitet, wer beschützt mich?“

„Da fiel mir Hans Wertau in seiner Kanzlei ein. Ich überlegte. Geht es? Geht es nicht? Ach, ich bin keine Geschäftssache!“

„Aber es blieb mir nichts übrig. Nach Hause gehen, — an Lorenne schreiben, — riskiren, daß mir Briefe unterschlagen werden, — daß gestört wird, was so leicht zu stören ist, — ich schauderte! Nein, nein, Wertau mußte mir nach St. Gallen helfen, oder ich that mir vor seinen Augen ein Leid!“

„Ich kehrte wieder um nach der Kanzlei. Wertau, der gute unpraktische Wertau, mußte einmal praktisch sein.“

„Hans Wertau, genannt das Gothenhänschen, war Lorenne's erster Zeichner und ein Original. Als Knabe

von zehn Jahren zeichnete und schnitzte er in Holz, daß er für ein Wunderkind galt, aber als Jüngling von zwanzig Jahren konnte er Groschen und Sechser noch nicht unterscheiden. Er hatte nie gelebt und eben darum imponirte ihm Alles, was lebte und handelte und sich selbst bestimmte. Er wußte von unserem Verhältniß, aber da es weder Chor noch Giebel war, so hatte er kein Urtheil darüber. Er verließ sich ganz auf Lorenne, denn Lorenne war ihm das Heiligste auf Erden. Das Gothenhänschen nämlich, obwohl er mit dem Wunderkind angefangen hatte, war beim Kind auch stehen geblieben. Das Kind war da, aber die Wunder nicht mehr. Erst Lorenne half ihm zu seinen Wundern. Lorenne machte ihn zum Mann, zum Künstler. Lorenne schaffte seinen Naturanlagen große und würdige Gegenstände. Lorenne schaffte ihm einen glänzenden Erwerb, er schaffte ihm überall dort den zweiten Namen, wo er selbst den ersten hatte. Zwischen dem Gothenhänschen und Lorenne war ein Verhältniß wie zwischen der Hand und dem Kopf, wie zwischen dem genialen Instinkt und dem genialen Gedanken. Das wußte und fühlte das Gothenhänschen, daher seine unbegrenzte Hingebung für Lorenne."

„Auch ging Alles vortrefflich. Ich fand das kleine kindhafte Männchen ganz zu meinen Diensten, submissest und allergehorsamst. Er wurde ordentlich böse, wenn man ihn fragte, oder bat, denn nichts that ihm wohler, als daß man ihm befahl und dictirte. Je entschiedener,

deſto beſſer! Er ließ ſich auf die Poſt ſchicken, wollte die Billete löſen, wollte mit mir fahren, aber wohlverſtanden, nur bis Zierl! Als ich St. Gallen nannte, war der Allergehorſamſte hart wie Stein. Die Kanzlei ſei ihm anvertraut und Lorenne's Aufträge ſind der Inbegriff der Weltordnung. Vergebens ſuchte ich ihm klar zu machen, daß ihm ſein Chef dieſen Dienſt beſſer danken würde, als den getreueſten Kanzleidienſt. Alle Vernunftsgründe waren umſonſt. Ich begnügte mich endlich mit Zierl und war nur froh, daß ich wenigſtens aus Innsbruck unter der Begleitung eines Mannes hinauskäme."

„Auf einmal aber fand ich ein neues Bedenken. Die Poſt ging zwar acht Uhr Abends ab, aber dieſer Abend ſtand nur auf dem Papier. In Wahrheit war es zu Ende Juni noch heller lichter Tag um dieſe Zeit. Wenn ich auf der Poſt erkannt würde! Wir haben keine direkten Bekanntſchaften dort, aber in einer ſo kleinen und mediſanten Stadt kennt ſich Alles. Und wie mir zuvor meine Mailänder Jugendfreundin über den Weg gekommen, ſo könnte es das Unglück jetzt fügen, daß mir Jemand aufſtieße, der mir neue Verlegenheiten bereitete. Es wäre entſetzlich! Indem ich mit brennendem Kopf hin und her renne, fällt mir ein ſchmuckes Käppchen ins Auge, das ich gedankenlos aufſetzte. Es ſitzt charmant. Wem gehört es? Ein Brudersſohn vom Gothenhänschen iſt da, ein junger Bergakademiker; da kommt mir der Einfall, ob mir noch ſonſt Etwas paſſen würde von ihm.

Ich trete ins Nebenzimmer und probire ein anderes Kleidungsstück. Es paßt, so weit es passen kann. Ein Strahl erleuchtet mich. Ich verkleide mich als Mann!"

„Die Garderobe des jungen Menschen wird durchmustert, leider ohne Erfolg. Sie war stark vernützt und für Unsereinen nicht wohl präsentabel. Nun, aber mein liebstes, bestes, süßestes Gothenhänschen, ein Modell mitgenommen und in einem Kleidermagazin nach diesem Maße einen Anzug zusammengekauft! Ich befahl so vortrefflich, daß mein Gothenhänschen ganz in seinem Element des Gehorsams war. Aber schon war die Sonne hinter den hohen Giebeldächern verschwunden, und ich stand auf Nadeln, ob er noch rechtzeitig zurückkommen, und wie er seine Sache machen würde. Aber er machte sie gut. Es waren Männerkleider und es war „Costum"; darauf verstand er sich. Er brachte mir allerliebste Sachen zurück. Nicht wahr, ich bin gar nicht schlecht angezogen? Wir Frauen sind eitel auch noch in Männerkleidern."

„Inzwischen klopft' ich einen Italiener von der Straße herein, einen Scheerenschleifer, der mir die Haare kurz schneiden mußte. Das Volk ist anstellig und hat geschickte Hände, er frisirte mich trotz einem Zünftigen. Den Zopf nahm ich für Lorenne zum Andenken mit. Hier ist er."

„Das Gothenhänschen kam in der letzten Viertelstunde, aber er kam. Ich kleidete mich um und band mir schließlich noch eine schwarze Binde schief über's

Aug', die mich ganz unkenntlich machte. Und nun, liebſter, beſter Herr Wertau, bin ich Ihr Neffe, und habe eine Paukerei gehabt, von der ich den Circumflex über'm Auge davon getragen, hören Sie wohl? Aber es wird Sie ja Niemand fragen. Vorwärts!"

„Als wir auf die Poſt kamen, wartete der Conducteur ſchon mit Ungeduld, denn wir hatten uns verſpätet. Es war mir lieb. Um ſo weniger gab es Gegaff und Gerede. Man warf uns in den Wagen und fort gings. Gott ſei Dank! rief ich, und hätte gerne gejubelt, wie meine Mailänderin."

„Bis nach Zirl bot ich alle meine Verführungskünſte auf, um das Gothenhänschen zum Mitfahren nach St. Gallen zu bewegen aber ach, ich war nicht verführeriſch. Ich hatte nicht den mindeſten Erfolg und bekam einen Rieſenkorb. In Zirl verließ er mich ohne Gnad und Barmherzigkeit."

„Ich fuhr allein weiter. Ich fand mich endlich drein, mein Muth wuchs, und ich glaube, um Mitternacht ſchlief ich ſogar ein paar Stunden. Wenn es nicht eine faſt ſträfliche Gemüthsruhe war, ſo wird es wohl die große Unruhe geweſen ſein, in der ich mich dieſen ganzen Tag hindurch abgehetzt hatte. Vielleicht auch die Vorahnung, welche Mühſeligkeit meiner noch wartete. Genug, ich ſchlief. Und ſchlafend kam ich nach Imſt."

„Aber in Imſt . . .

Siebzehntes Capitel.

Im Leben und Befinden der Frauen treten die plötzlichsten Veränderungen oft ganz unvermittelt ein. Bisher hatte die schöne Fremde frisch und lebendig, fast muthwillig erzählt: auf einmal war der Faden dieser Laune abgelaufen. Ihre Haltung versank in sich selbst, ihre Gesichtszüge durchzuckte es nervenhaft; sie ließ ihre Worte vor sich hinfallen und seufzte wie aushauchend: „Aber ach, da sitzt man und schwätzt und die Zeit vergeht! Mein armer Lorenne!“ Sie warf die Hände vor's Gesicht und brach in ein convulsivisches Weinen aus.

Hermosa sprang auf. „Liebe Franche, Du bist übermüdet. Komm schlaf' ein wenig. Mama, hilf mir das Frauchen zur Ruhe bringen.“

„Ein practisches Mädel!“ brummte der Bürgermeister und die Männer nickten sich Beifall zu. Mutter und Tochter aber nahmen die junge Frau in die Mitte und führten sie aus dem Gesellschaftszimmer.

„Ich sag' Euch, Männer, das ist das charmanteste

Weibchen," rief Fend, „die ich mit Augen je gesehen habe. Die New-Yorkerinnen, wenn sie noch jung und aus gutem Hause sind, haben das Renommée, die feinsten Püppchen der Welt zu sein; reiner Marzipan, sage ich Ihnen. Aber stolz und hochnäsig sind sie. Die dagegen, die ist so natürlich, so umgänglich! Ein prächtiges Weibchen, meiner Seel', ein appetitliches Ding!"

Und als die Frauen zurückkamen, rief er Hermosen sogleich an:

„Ei, Du Kreuzköpfl, wo hast Du dieses Perlhuhn aufgestöbert? Wie seid Ihr bekannt geworden, Ihr zwei Sappermenter?"

„In der Hofkirche war's", sagte Hermosa. „Ich hatte einmal gelesen, daß Thorwaldsen die vierundzwanzig Statuen in der Hofkirche für vortrefflich erklärt hatte und da dachte ich mir: der tausend, so gute Sachen haben wir in Innsbruck? Ich muß sie doch einmal näher in Augenschein nehmen! Und wie ich in die Kirche kam, stand Franche vor mir, zog ihr Taschentuch und ließ ein Notizbüchel herausfallen. Es war in Sammt gebunden und so hörte sie's nicht fallen. Ich aber sah es, hob es auf und gab es ihr mit den Worten: Fräulein, Sie haben Ihre Notices verloren. — Ich danke Ihnen, Madame, sagte sie. — Ich bin keine Madame, lächelte ich. — Und ich bin kein Fräulein, lächelte sie zurück. — Ach, ich bitte um Entschuldigung, sagte ich. — Nicht Ursache, antwortete sie, die Entschuldigung ist ganz auf

wieder Irrthum macht schön!"

meiner Seite. — Wieso? fragte ich verwundert. — Sie sah mich an mit einem Blick so mütterlich, so lehrreich, als ob sie um zehn Jahre älter wäre und sagte: „Liebes Kind, man sollte sich oft entschuldigen, verheiratet zu sein, und oft ist es gar nicht zu entschuldigen. — O, wie wahr! rief ich. Sie sah mich an, ich sie.“

„Und so war die Bekanntschaft gemacht,“ setzte Frau Fend hinzu, um schnell etwas Anderes zu sagen. Sie war blutroth geworden bei Hermosen's Ausruf: o wie wahr! ein Wort, was sich direct auf die Fender-Ehe bezog. Glücklicherweise war Herr Fend ein Mann, welcher mehrerer Deutlichkeit bedurfte und die Beziehung entging ihm. Auch die übrigen Lechthaler schienen sie nicht verstanden zu haben.

In diesem Augenblicke kam Toni, die Hausmagd, herein und gab ein versiegeltes Blatt Papier ab. Ein Bub' hat's gebracht.

Hermosa fuhr auf. „Ist er da, der Strolch? Beim Schopf will ich ihn nehmen!“

„Schämst Du Dich nicht,“ sagte Frau Fend; „wann wirst Du Dich endlich sanfter gewöhnen?“

„Ach, Mama, Du bist aber auch ein Engel! Ich möcht' ihn mit Lust über die Bank legen. Wem anders denn, als Dir hat er den Kummer gemacht? Das Billet konnte gestern um diese Zeit in Deiner Hand sein. Es konnte und sollte. Herr meines Lebens, diese ganzen vierundzwanzig Stunden verzettelt der Galgenstrick! Aber

Franche warnte mich gleich. Als wir mitten im Irren trieben und nicht wußten, ob vor- oder rückwärts, bummelt der Trottel daher. Halt, rief ich, der wird arretirt. Durch den schick' ich ein Avis nach Hause, und nun verlaß ich Dich nicht mehr. — He, Camerad, wo hinaus? geht's nach Lend und Stockach? — Jauh! — Kennst Du das Fenderhaus? — Jauh! — Willst Du Dir ein paar Sechserln verdienen? — Jauh, grinst er von einem Ohr zum andern. — Franche stieß mich an. Du, das ist ja der reine Erdkloß; mir scheint, der ist noch gar nicht erschaffen! — Ach was, rief ich, können wir warten, bis uns Solon und Aristoteles begegnen? So dumm sind sie alle im Lechthal. Ach, bitte tausendmal um Verzeihung, meine Herren!"

Frau Ottilie warf einen strafenden Blick auf Hermosen und seufzte: „Es ist zum Desperatwerden mit Deiner Naivetät."

Hermosa aber war über und über roth geworden, sprang auf und rief: „Ich muß doch wieder nach unserer Gastin sehen."

Fend entfaltete das Billet. Es war englisch geschrieben, eine Sprache, die er zur Noth verstand. Zu deutsch lautete es: „Liebe Eltern! Der Wanderer, der heute Nacht vor unseren Fenstern geschlafen hat, ist eine verkleidete Frau. Wir sind innige Freundinnen und ich habe ihr in diesem Augenblicke einen wichtigen und verschwiegenen Dienst zu leisten. Ich muß ihr eine gestörte

Reiseroute wieder einrichten helfen, und darf sie nicht eher verlassen, als bis ich sie außer Sorgen weiß. Wann ich wieder zurückkommen werde, ist demnach ungewiß. Verbannen Sie alle Unruhe, ich werde Sie aufklären zu Ihrer gänzlichen Genugthuung."

„Nun, das hat doch Hand und Fuß!" rief Herr Fend und schlug auf den Tisch. „Aber hat sie nicht Recht, die Mosi? Recht hat sie! den Zoch soll man beim Schopf nehmen und beuteln — was sag' ich? scalpiren soll man ihn! rein scalpiren soll man den Indianer! Steht er noch draußen?"

„Er ist fort," sagte die Magd.

„Sein Glück!" antwortete Fend.

„Schade, daß sie uns ihre Geschichte nicht zu Ende erzählt hat, bemerkte der Bürgermeister. Ich war just recht neugierig. Aber in Imst, sagte sie, — und da war das Rädlein abgelaufen. Nun, was war's in Imst?"

„Ich kann mir's denken, sagte der Fender. In Imst war's Tag, und da wird sich der Postmeister den jungen Reisenden halt zweiäugig angeschaut haben. Was ist denn das für ein Hecht? Er hat sie ausgefragt, er hat sie vielleicht sitzen und warten lassen, um unterdessen eine Anzeige zu machen. Aber das merkte sie, — denn einen Merk hat sie, einen curiosen, die kleine Hexe! sie schlich sich weg, sagte, sie wolle spazieren gängeln, bis angeschirrt sei, und flugs war sie versteckt. Im verwachsenen Holz wird sie ihre Landkarte studirt haben, — denn so

ein Blatti hatte ſie ſicherlich mit, — und wie ſie die Poſtſtraße fürchtete, ſo tüpfelte ſie durch das Lechthal und den Bregenzer Wald einen Seitenweg an den Bodenſee zuſammen."

„Sakra, Ihr könntet ſchier Recht haben."

„Nun, mit der Stricknadel auf der Landkarte reist ſich's gar commod. Aber wenn man von Imſt herüber zwiſchen den Lechthaler Kogeln durchkommen will, da muß ſogar Unſereins den Weg unter die Füß nehmen. Und Wege hat es ja gar nicht, kaum Gangſteige."

„Wundert mich ſchier, wie ſie ſich durchfand."

„Ich ſag' es Euch ja, ein findiges Köpfchen iſt ſie. Und allerdings hat ſie den ganzen Tag damit verzeidelt, das arme Hühnchen, denn Nachts lag ſie ſchachmatt in der Veranda vor meiner Moſi ihrem Fenſter." — Er hielt inne.

„Freilich, jetzt happert's," fuhr er fort. „Daß ſie in ihrer Noth und Verwirrung an Hilfe dachte, begreife ich, aber wie ſie juſt das Fenſter ihrer Freundin errieth, das verſtehe ich nicht."

„Nun, etwa haben ſie einmal in Innsbruck davon discurirt," ſagte der Bürgermeiſter. „Die Eurige beſchrieb ihr das Fenderhaus und wie ſchön ſie wohnt und ſchläft nach der — wie nennt Ihr das Dingsda? nach der Vorlaube hinaus; das war leicht zu merken. Und eine halbe Baumeiſterin iſt ſie ja ohnedem!"

„Sacra," rief Fend, „jetzt geht mir ein Gaſometer

auf. Der Lorenne hat sogar mitgebaut an meinem Haus. Ja, ja, er selbst. Auf einmal fällt mir der Name wieder ein. Und das Bürschchen, dünn wie ein Beichtzettel, seh ich noch heute vor mir. Der Baumeister Pfleger hatt' ihn als Schüler oder Gehilfen bei sich. Kann der Milchbart auch schon was? fragte ich damals. Der alte Pfleger — nun ihr kanntet ihn ja! — starrt mich an, als ob er mich fressen wollt' und schnaubt: Kümmert Euch um was anders; den babylonischen Thurm hätt' er Euch fertig gebaut, wenn er dabei gewesen wär'."

„Nun seht Ihr, so kriegen wir's los."

„Richtig ist's!" applaudirte sich Fend. „So hängt Alles zusammen, wie die Glocke an der Kuh und der Schwengel in der Glocke. Am Morgen hernach schlüpfte sie an den Waldrain und lugte etwa mit einem Perspectiv, — denn das wird sie ja bei sich haben, — auf's Haus herab, wann ihre Freundin zum Vorschein käm! Nun, sie brauchte nicht lang zu warten, das arme Häschen. Das frutige Ding, — meine Mosi, mein' ich — hat die üble Angewöhnung, wie 's nur Verdruß im Hause gibt, ist sie gleich die erste die auskneift. Darüber muß ich noch ein Ei mit ihr schälen. Aber der Andern ging es nach Wunsch. Die zwei Kameradinnen fanden sich also, — die meinige begleitete die Andere, — noch ein Stückchen, und noch eins, und nun das letzte und dann das allerletzte, — und hatten sich scheffelweis zu erzählen und entfernten sich immer weiter vom Haus.

Zuletzt kommt ihnen der Bub da in die Quer, der Schafmichel, da schreibt uns die Rosi ihre Depesche und sagt: Weiß'st Du was? zu Hause sind sie jetzt ruhig; ich geh gleich ganz mit Dir. Ich begleite Dich bis auf den Thannberg. Da haust ein Vetter von uns, der fährt Dich dann morgen über die Mohnfluhe in den Bregenzerwald."

„Bigott," rief jetzt der Fender'sche Vetter, der Schulmeister vom Thannberg, der bis dahin eine stumme Person gewesen; „bigott, Franz, Du mußt mir drei Nummern sagen*), Du ratheſt ja sakrisch!"

„Es thät mir leid, wenn ich nicht so viel Grütz im Kopf hätt," sagte der Fender mit Selbstgenügen. „Und hernach hast Du sie beherbergt?"

„Ganz erschwacht kamen sie daher und fielen nur so in's Heu. Mein Weib bot ihnen vergebens die Betten an. Das frische heurige Heu und ein paar blühweiße Leinen darüber, das war ihnen gerade recht."

„Aber sage mir, Stoffel, warum hast Du sie wieder zurückgeführt?"

Der Landmann blickte verdutzt. „Ist das a Frag! War ja schier eine Polizeisach! Wenn so zwei Frauenzimmer durch's Land zeideln und die eine ist verkleidet

*) Um sie als Terne im kleinen Lotto zu besetzen, worauf sich der Ideenkreis der unteren Volksstände in Oesterreich bei den mannigfaltigsten Anlässen bezieht.

und die andere ist mein' Bas, was sollt' ich thun? Bringst sie hin, wo sie herkommen, dacht' ich, sell ischt das Best."

„Wundert mich schier, daß sie parirt (gehorcht) haben."

„Denkst, ich bin ein Narr? Ich sagt' ihnen kein Wort. Ich führt' sie herum, wie's Kälbchen am Strick. Und während die Eine nur immer spitzt auf „den Spiegel des Bodensees," schreit die Andere auf einmal: Herr Gott, dort steht ja das Fenderhaus! Gute Nacht, Stöffel, dacht' ich, jetzt kriegst Deine Schläg' und machte einen Buckel. In Gottes Namen, die schlechtesten Hände sind es nicht!"

Die Gesellschaft lachte.

„Die Fremde fing gleich an und weinte wie eine Dachtraufe, aber die Deinige hätt' mich am liebsten durchgewichst. Es that mir ordentlich leid um den schönen Zorn. Ich weiß was es heißt, seinen Zorn auslassen. Aber schlecht gemacht hat sie mich — es war eine Passion! Mir lachte das Herz im Leib bei ihrem Mundwerk."

„Rechte Judasse seid Ihr doch, da hinten in Eurer Rotten!" sagte der Fender. — Der Schulmeister lachte sich bäuerlich tückisch seinen Beifall zu.

Der Fender fuhr fort: „Aber schnöde ist's, daß Du das zarte Gethier zu Fuß laufen ließest. Einen Wagen hätten wir auch noch bezahlt!"

„Da hört man den großen Herrn!" sagte der Schul-

meiſter. „Einen Wagen! Was wägelt ſich denn am Thannberg? Holzkarren und Miſtfuhren!“

„Arme Hinterwäldler!“ rief Fend mit Bauernſtolz; aber der Bürgermeiſter ſagte: „Wie's hinten am Thannberg ausſchaut, weiß ich nicht; dagegen in Holzgau, da hättet Ihr Wagen nach der Noten gefunden.“

„Vergeßt Eins nicht, Ihr Männer,“ ſagte der Schulmeiſter. „Ich durft' ſie ja gar nicht auf der Fahrſtraßen führen. Sell wär' gefehlt geweſt. Nicht zehn Schritt hätt' ich ſie da weiter gebracht; ſie kannten ſie ja, die Fahrſtraßen.“

„Das iſt auch wieder wahr,“ meinte der Bürgermeiſter.

In dieſem Augenblicke kam Hermoſa zurück. „Sie ſchläft,“ ſagte ſie. „Wir haben die Gardinen herabgelaſſen und in meinen Armen ſchlief ſie ein. Das arme Opferlamm! Sie bittet mich nur, ich ſoll an Lorenne in St. Gallen ſchreiben, dann will ſie in Innsbruck Alles über ſich ergehen laſſen. Nur Lorenne ſoll wiſſen, daß ſie ihre Schuldigkeit gethan hat.“

Als ſie das geſagt hatte, näherte ſie ſich dem Papa, legte ihm ſanft ihren Arm um den Hals und ſetzte ſich auf ſeinen Schooß. „Aber nicht wahr, Papa,“ ſagte ſie, „Du ſpannſt Deine Schecken ein und fährſt ſie hinaus nach St. Gallen? Sie nach Innsbruck und ihrem angetrauten Giftmiſcher zurückzubringen, das iſt ja doch Unſinn. Was ſoll ſie in Innsbruck? Man kann ſie

plagen und foltern bis auf's Blut, aber sie wird Lorenne's treues Weib bleiben, so lange die Sterne am Himmel stehen. Es ist ein gräßlicher Wahnsinn, einem Weibe die Treue zu ihrem Manne abzujudificiren. Müßte nicht jeder Mann wünschen, so geliebt zu werden, wie Lorenne von seiner Franche? Dankt Gott, so lang es solche Weiber gibt! Sie ist ein Muster unseres Geschlechtes. Man soll sie in Gold fassen. Siehe, und Herr Lorenne hat Dir Dein Fenderhaus gebaut. Die Schönheit daran ist von ihm. Der Pfleger war ja doch schon ein alt kißgraues Männchen, der hätte Dir einen Guglhupf mit einer Schindelperrücke gebaut, statt dieser frischen, schweizerisch-italienischen Cottage. Das hat Lorenne construirt; „er hauchte seine blühende Jünglingsseele hinein," wie Sonin sagen würde. Und Deine Schecken, weißt Du, die werden Dir ja doch überständig; die sind heuer noch gar nicht in's Geschirr gekommen. „Heidi, die werden laufen! und wie! Der Handige wird sagen: ich zog am besten, und der Sattliche wird sagen: nein, ich zog am besten. Und wenn sie schon alt und blind sind und die Franche besucht uns einmal, da werden sie gleich ihre Köpfchen herumwerfen und scharren und wiehern, und das wird in ihrer Sprach' heißen: es war der schönste Tag unser's Lebens! So ein Pferd ist gar klug! Und ein gutes Herz haben sie auch. Mir sagte einmal ein Innsbrucker Fiaker, ob die Leut' gut oder schlecht sind, das spürt er an seinen Rossen. Leute, die

lachen und ein gutes Gewiſſen haben, ziehen die Pferde noch einmal ſo leicht als andere. Siehſt Du, das iſt ſchön von den Pferden. Mit Dir und der Franche werden ſie auch fliegen — ſie werden glauben, Du biſt ein liebes gutes Papachen, und Du biſt doch oftmals ſo garſtig. Aber wenn Du mir meine Franche nach St. Gallen führſt, dann biſt Du nicht mehr garſtig. Dann hab' ich Dich lieb — ſo groß!"

„Und wenn ich es thu', wer will mir's verbieten?" rief Fend. „Wer will mir's verbieten? Den möcht' ich kennen! Geht's wen was an? Ich fahre über Land, wann und mit wen ich will. Bin ich ein Gendarm? Iſt ſie ſteckbrieflich verfolgt? Wenn mir die Innsbrucker Excellenzen anwollen, ſo will ich ſie fragen, ob ſie meine Einkommenſteuer bezahlen? Mordelement, nicht zehn Gulden zu wenig hab' ich declarirt. Da werden wir gleich fertig ſein. Ich pack' auf und geh' nach Baiern oder in die Schweiz. Wir wollen ſehen, wer den Staat erhält, wenn man die Reichen vertreibt! Klexen können ſie jahraus, jahrein; aber wenn's heißt: eine Anleihe zeichnen, da klexen ſie nicht mehr; da kriegen ſie den Schreibekrampf."

Mit dieſem ſcheinbar ſo kecken und übermüthigen Ausfall holte der Fender, was uns keinen Augenblick entgehen wird, die beiden anweſenden Juriſten eigentlich doch nur ſehr vorſichtig und wohlüberlegt aus, ob er die Fahrt ohne geſetzliche Unannehmlichkeiten auch wagen

dürfe. Es wird noch lange dauern, bis der österreichische Bürgerstand seine Beamtenfurcht ablegt und sich die Rechte seiner persönlichen Freiheit im Ernste, nicht blos in trotzigen Kinderreden erlaubt.

Der Actuar aus Reute war denn auch wirklich nicht schwerhörig. Er gab sofort sein Votum ab. „Herr Fend", sagte er, „thun Sie, was Sie wollen, aber bringen Sie uns nicht in Ungelegenheit. Herr Sallek und ich, wir dürfen um nichts wissen. Wir sind zwei beeidete kaiserliche Justizbeamte und würden Verantwortung auf uns ziehen, wenn wir uns als Zeugen und Mitwisser dabei verhielten. Ich mache Sie aufmerksam . . . ."

Sallek stand auf. „Ich finde überhaupt, daß wir hier nichts mehr zu thun haben. Wenn wir uns verabschieden wollten, so wäre der Augenblick äußerst günstig gewählt."

„Es ist wahr," sagte der Actuar. „Wir wollen gehen. Wir überlassen Sie ihrer eigenen Einsicht, Herr Fend. Sie werden nichts thun, wovon Ihnen ihre Vernunft sagt, daß — obwohl es nicht straffällig ist — die bürgerliche Ordnung, die öffentliche Sicherheit, das Interesse des Einzelnen und des Ganzen dabei nicht bestehen könnte. Sie sind selbst Gatte, Sie werden die geheiligten Rechte der Ehe zu respectiren wissen. Ihr Menschengefühl in Ehren, aber es gibt Situationen, wo das Gefühl schweigen und nur die Pflicht reden muß. Ich will damit nicht gesagt haben, daß es straffällig wäre, dem

Gefühle zu folgen, aber — obwohl es nicht straffällig ist, und obwohl wir nicht hindern können zu thun was Ihnen beliebt, so sind wir um so mehr schuldig, Ihnen zu erklären, daß sie es ganz auf Ihre eigene Gefahr thun. Sie werden sich nicht auf unsere Zeugen- und Mitwissenschaft berufen können. Sie werden nicht sagen dürfen, daß zwei Männer, welche es besser verstehen mußten, Ihnen, wenn auch nur stillschweigend zugestimmt haben. Wir schweigen nicht und wir stimmen nicht zu. Vielmehr fordern wir Sie, diese beiden Herren, und die beiden Fräuleins auf, uns das Zeugniß zu geben, daß wir uns von Ihren Intentionen entschieden und ausdrücklich losgesagt haben."

„Entschieden und ausdrücklich losgesagt haben", wiederholte Sallek. „So ist es. Und obwohl die vorbemeldeten Intentionen just nicht straffällig zu erscheinen die Qualification haben dürften, so schließe ich mich doch in allen Punkten der Rede meines sehr geehrten Herrn Vorredners an."

Hermosa stand da und starrte die beiden Beamten an — mit Blicken voll Angst und Zorn. Man sah ordentlich, wie sich ihre Federn gegen die zwei Habichte sträubten, in Sorge um ihr geliebtes Küchlein.

Aber Sallek hatte kaum das Lachen verbeißen können und raunte ihr zu: „Er soll fahren, was heiliges Zeug hält! Wir müssen nur vor den Bauern so thun."

Hermosa machte ein froh überraschtes Gesicht. Das

unſchuldige Mädchen war auf einmal belehrt, wie in dieſer klugen politiſchen Welt „ein feierlicher Proteſt“ verſtanden ſein will.

Die beiden Beamten thaten übrigens, wie ſie geſagt hatten. Sie gingen. Die zwei Bürger aus Reute ſchloſſen ſich dem Actuar, der Ortsbürgermeiſter an Sallek an. Fend, im Gefühle ſeiner ſchweren Verſchuldigungen, hatte nicht den Muth ſie zum Bleiben zu nöthigen. Alles, was er ſich erlaubte, war, daß er murmelte: Ich hoffe, ich habe die Herren nicht zum letzten Male geſehen.

So endete die Unruhe von ſechsunddreißig Stunden. So endete eine Begebenheit, welche im Fenderhauſe den heftigſten ſeiner Stürme veranlaßt, welche den Fender auf die äußerſte Schneide ſeines Charakters hinausgetrieben hatte. Eine Entführung hatte er glücklich errathen; nur nicht eine mit Hermoſen und Sallek. Es waren zwei ganz fremde, ihm unbekannte Namen: Franche und Lorenne!

Der Schulmeiſter vom Thannberg und Franche übernachteten im Fenderhauſe. Durch eine eigenthümliche Fügung des Schickſals ſchlief alſo Franche, — wie ehegeſtern vor dem Fenſter Hermoſens, heute im Innern desſelben und an der Seite ihrer treuen Freundin.

Am Morgen darauf aber ſpannte der Fender, wie es ſein Töchterchen ihm ſo liebreizend abgeſchmeichelt hatte, wirklich ſeine Schecken vor den vierſitzigen Wagen und ſchwang ſich mit ſtolzem Behagen auf den Bock,

während Frau Ottilie, Hermoſa und Franche das Innere des Wagens einnahmen, und der Schulmeiſter vom Thannberg ſeinen Rückweg nach Hauſe wieder zu Fuß nahm.

Frau Fend, obwohl das Abenteuer nicht ſehr matronenhaft war, hatte ſich nach dem Schrecken der letzten Tage nicht entſchließen können, ohne ihre Tochter zu Hauſe zu bleiben, ebenſo wollte ſie auch Fends Geſundheit im Auge behalten. Wie es aber für alle drei Fends eine Erholung und eine Luſtfahrt war und das wirkſamſte Mittel, nach den ungeheuerſten Exceſſen das Andenken derſelben reſolut zu verwiſchen und alle Lebensgeiſter in ein friſches Bad von neuem Sehen und Fühlen zu tauchen, bedarf keiner weiteren Ausführung.

So fuhren ſie hin. Am Thannberg ſtieg die Geſellſchaft aus und Fend ſchickte ſeinen Wagen zurück. Denn obſchon der Poet das Recht hat, die Welt in einem verſchönernden Lichte zu erblicken, ſo wagen wir doch nicht, unſeren Leſern aufzuheften, daß das wilde Gebirge, welches die Waſſerſcheide zwiſchen dem Lech und der Bergenzer Ach bildet, mit dem Kunſtwerk eine Fahrſtraße prangte. Das Gebirge mußte zu Fuß überſchritten werden. Auf dieſem Gange erblickte Franche endlich wirklich „den Spiegel des Bodenſees“. Sie brach in ein Jubelgeſchrei aus. „Auf dieſes Waſſer ſieht auch Lorenne von St. Gallen herab!“ rief ſie im Triumph ihres Glückes. Herr Fend bat ſich einen Kuß von ihr aus.

Im Thale der Ach gab es wieder Wagen. Der Fender aber verschmähte die Post und miethete „das Zeug“ eines Wirthes, mit dem er bekannt war. Lustig kutschirte sich's mit der commoden Privatgelegenheit weiter.

Sie kamen nach St. Gallen. Lorenne war wirklich da. Die Fenderfamilie sah einen Mann, welchen Franche nicht verschönert hatte. Es war eine Gestalt, — in Person und Charakterausdruck wie das Vorbild eines Mannes. Als Franche und Lorenne sich einander in den Armen lagen, — das Wort „ein Schauspiel für Götter“ ist leider schon erfunden, — da fühlte Fend, daß er seine Fahrt nicht umsonst gemacht. Vor diesem Anblicke fühlte er ganz, wie viel sein Dienst werth war. Er, der ein liebenswürdiges Weib gefreit und zwei liebenswürdige Kinder besaß, mußte jetzt erst inne werden, was Liebesglück sei. Wäre er jünger gewesen, vielleicht hätte die Regung, welche jetzt in ihm vorging, sein Herz nachhaltig bilden können. So aber konnte er nichts davon haben, — als einen schönen Moment. Den hatte er. Daß ein Mann wie Lorenne in den stärksten Ausdrücken von Achtung und Anerkennung ihm danken konnte, das setzte seiner Länge nicht eine, sondern mehrere Ellen zu. Bis über die Grenzen der Monarchie war sein Ruf verbreitet — sein Ruf eines ausgezeichneten Mannes. Was wollte er mehr?

Kurz, Herr Fend war glücklich und Frau und Tochter mit ihm. Sie sahen den Mann wirklich auch einmal

liebenswürdig. In der Freude seines Herzens mochte Herr Fend diese schönen Tage so bald nicht abkürzen. Er führte seine Frauen noch an den Zürichersee „und weil wir halt schon im Lumpen sind," sagte er mit echt österreichisch-gemüthlicher Genußsucht, so muß jetzt gleich auch der Rigikulm dran.

Frau Ottilie hieß es gut und Hermosa jubelte. So wurde denn lustig weiter „gelumpt."

Achtzehntes Capitel.

Wie sah es inzwischen im Lechthale aus? Was macht Sallek?

Im Musterlande der Volkssouverainetät, in America, kommt es nicht selten vor, daß ein Brautpaar sich verlobt und den Eltern — eine Einladungskarte zum Verlobungsfeste schickt. Die Herren Eltern erfahren bei dieser Gelegenheit oft zum erstenmale, wie die freien Bürger Amerikas, ihre Kinder, über sich verfügt haben.

Im schärfsten Contraste dazu hatte Sallek jetzt zu empfinden, daß er ein Europäer sei. Es verursachte ihm einen grausamen Widerstreit von Gefühlen, daß er das Mädchen seiner Minne nicht von ihr selbst, sondern auch von Eltern, — von einem Vater zu begehren habe!

Nicht leicht ist ein Mensch in einer tolleren Herzensconfusion nach Hause gegangen, als Sallek, da er das Fenderhaus mit den Worten verlassen: Wenn wir uns jetzt verabschieden wollten, so wäre der Augenblick äußerst günstig gewählt.

Ach, am liebſten wäre er geblieben! Was er ſeit vierundzwanzig Stunden im Fenderhaus erlebt, das war nichts, nichts als lauter Poſten zu der großen Summe: wie liebe ich dieſes Mädchen!

Wäre er ſeit jenem Kuß am Clavier noch irgend im Zweifel geweſen, ob er mit einer flüchtigen Sinnlichkeit oder mit einem Ernſte, dem es auf Nichts und Alles ankommt, ſeine Abſichten auf Hermoſen gerichtet; was er in dem Augenblicke gefühlt, als er hörte: Hermoſa iſt verſchwunden, und als er im Stillen ſich hinzuſetzte: ſie iſt mit einen Entführer verſchwunden, — an dem Schmerz dieſes Unglücks, an dem Gefühl dieſes Verluſtes hätte er ganz ſich erkannt. Es war ein Schrecken, es war eine Wehmuth, welche Alles ergriff, was an einem Menſchen leiden kann. Er brachte die Nacht im Bürgermeiſteramt wie in einer Todeskrankheit zu.

Was er in dem Augenblicke gefühlt, als Hermoſa nun eingetreten, den Fremdling in Männerkleidern an ihrer Seite; der Zorn gegen das Mädchen, der Haß gegen den Nebenbuhler, die ſchmerzliche Reue, daß er dieſes köſtlichen und ihm ſo nahe gelegten Schatzes nicht längſt ſchon ſich ſelbſt bemeiſtert, das plötzliche, ungeheure Bedauern, daß nun ein unwiederbringlich Edles und Schönes aus ſeinem Leben dahin, daß nun ein Glück verſäumt, welches einzig geweſen, welches ſo herzbezaubernd, ſo vollſelig kein zweites Mal aufgehen könne und welches er in völliger Blindheit am Wege liegen gelaſſen; dieſes

Gefühl des Verzweifelten, des Verdammten, durch eigene Schuld Gerichteten, es war wie ein Abschied vom Leben. Eine Musik, ein Läuten und Klingen war jetzt zu Ende und an der schaudernden Leere konnte er erkennen, wie voll und süß der schnell verklungene Ton gewesen.

Und endlich war sie ihm wieder geschenkt! Der fremde Verführer entpuppte sich zu einer Freundin, und Hermosa stand da in der ganzen Pracht ihrer Mädchenunschuld. Wie er ihr dankte! Wie er im Geiste ihr zu Füßen fiel, sie anbetete, — wenn das verbrauchte Wort wieder frisch werden könnte, — sie auf sein höchstes Roß setzte und abholte in seine Burg mit Glockengeläute und fliegenden Fahnen, mit gestreuten Rosen und unter Triumpfpforten! Ach, ein Mensch braucht Einem nur Angst gemacht zu haben, von der man nachträglich frei wird, und hat man ihn geliebt, so liebt man ihn hundertfach! Sein Jubel über das Mädchen kannte keine Grenzen. Und mit jeder Minute wurde sie noch schöner vor seinen Augen.

Wie großherzig war ihr Verhältniß zu Franche! Mit welch' zarter und muthiger Liebe setzte sie ihr ganzes Herz dabei ein! Wie muß dieses Mädchen einen Mann lieben können, welche so eine Freundin liebt! Mit welch' wahrem, sicherem und doch so naivem Gefühle löste sie die große Parteifrage der Ehe, ohne eine Ahnung zu haben von den Emancipationsideen moderner Socialpolitiker! Sie, welche die theoretische Frage vielleicht gar nicht verstanden, vielleicht mit landläufigem Vorurtheile

darüber gedacht hätte, fand die kühnſte Weisheit ihres Jahrhunderts, indem ſie mit unbefangenem Naturgefühl vor dem beſonderen Falle ſtand. Wahrlich, dieſes Mädchen hatte das ſchönſte Herz und auf dem richtigſten Flecke! Und wie allerliebſt war es zuletzt, als ſie dem Papa die Fahrt nach St. Gallen abſchmeichelte! Wie anmuthig war da der Würgengel! Er hatte ſie faſt zu allen Stunden, da er das Fenderhaus betrat, nur wild und zornig gegen den Papa gefunden und nun hatte ſie doch kein verhärtetes Herz! Wie liebenswürdig konnte ſie ſelbſt mit dieſem Manne ſein! Es war ein ganz neues Schauſpiel für Sallek: Hermoſa mit holder Töchterlichkeit den Fender liebkoſend!

So ging er im Abendduft jenes Tages nach Hauſe, die Bruſt voll Liebesbegeiſterung. Seine Leidenſchaft für Hermoſen war jetzt auf einer Höhe, welche mit Hinderniſſen aller Art nur ſiegreich ſich meſſen kann. Völlig unbedenklich wäre ihm jetzt das Wort geweſen:

> Wo zum Weib' Du nicht die Tochter
> Wagen würdeſt zu begehren.

Sein Muth hatte den Schwung des kühnſten Wagens und das „Wagniß" ſelbſt war wie ein abgerutſchter Berg in Trümmer geſunken. Der jachmüthige Fender hatte ſich in ſeiner eigenen Schlinge gefangen. Wenn er es ausgemacht und unumſtößlich für wahr hielt, ja den Glauben daran mit Heftigkeit ertrotzte, daß Sallek und

Hermosa sich zu einem Paare zusammengefunden — was Wunder, daß man ihn beim Worte nahm? Ist Sallet nicht im Rechte, wenn er die Genugthuung, die er zu fordern hat, durch die Hand der Tochter fordert? Kann Fend sie dem Schwerbeleidigten verweigern? Und wenn er es thäte, hat er ihnen nicht selbst den Weg gezeigt, sich auf eigene Hand zu verbinden?

Das Alles übersah Sallet mit Einem Blicke. Das Fenderhaus war jetzt ein Haus, wo er die Tochter zu begehren mit gutem Fug wagen durfte.

Aber die Frage war jetzt, ob er sie begehren *wollte*? Von einem Manne wie Fend begehren wollte, den er als Student auf die Mensur gefordert hätte nur für den tausendsten Theil seiner Beleidigungen!

Nur kurz überlegte er sich, ob er die persönliche Werbung vielleicht umgehen könne? Ob er sie schriftlich, ob er sie durch Frau Ottilien anbringen könne? Augenblicklich sagte er sich: Nein. Ein Mann wie Fend verlangt „ein gutes Wort." Sallet mußte es persönlich und in aller Form bei dem Bauer anbringen. Aber sein ganzes Blut empörte sich bei dem Gedanken, dem Manne ein gutes Wort zu geben. Er war zu schmählich behandelt worden. Er erlag unter dem Andenken dieser Beleidigungen. Seine Wangen brannten und seine Faust ballte sich, wenn er sich jedes Wort, jeden Blick des Beleidigers zurückrief. Der Bauer hatte so recht die Schale seiner innersten Herzensmeinung über den Ge-

bildeten ausgegossen. Kein Mann von Ehre darf das verzeihen.

Sallet litt Tantalusqualen, indem er dieser Empfindung nachhing. Das Hochgefühl, zu lieben, die Hoffnung, fast die Gewißheit, das Geliebte erlangen zu können, und doch ein strenges, unerbittliches Etwas, das ihm's verleidet, die Hand darnach auszustrecken. In diesem Wiederstreit von Liebe und Ehre strich er am Abend jenes ereignißvollen Tages nach seiner rauhen Blockhütte die Berghänge der Madeler Gabel hinan.

Der Abend stimmte ihn weich. Die Wildheit des einsamen Gebirges erwärmte seine Phantasie für die Bilder einer wohnlichen Häuslichkeit. Und dachte er an Hermosen und jauchzte er auf: für dieses Mädchen würdest du in's Feuer gehen; dann war er ehrlich genug, das Feuer ein wenig wahr machen zu wollen. Wie wäre es, Freund Felix, sagte er sich dann, wenn Du in das Feuer jenes Augenblickes gingst, wo Du ihrem brutalen Vater die Hand reichst und ihn gütlich um seine Tochter bittest? Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude! Wie wäre das, mein alter Freund? Ueberleg Dir's einmal!

Die Ehre verbittet's. Was ist Ehre? Ist das ein so reines, nothwendiges Naturgefühl, wie z. B. die Liebe? Die Liebe zu einer Hermosa? Ist an dem Ehrgefühl nicht doch etwas Forcirtes, Gemachtes?

Er erinnerte sich in aller Eile der verschiedenen Philosophen, welche den Ehrbegriff analysiren. Der

ſcharfe gepfefferte Schopenhauer fällt ihm vor Allem ein. In ſeinem Aufſatz gegen das Duell haut er ein ſtattliches Theil vom germaniſchen Ehrbegriff in die Pfanne. Die Griechen wären doch auch Kerle geweſen, und noch dazu mit den Germanen verwandt, wie wir nicht ungern uns rühmten, aber unſern Tic auf Ehre hätten ſie nicht gehabt. Die homeriſchen Helden ſchimpften ſich links und rechts „Hunde," daß es nur klatſchte, ja ſie prügelten ſich gelegentlich mit ihren Sceptern rechtſchaffen durch. Aber niemals hätten helleniſche Junker ſich zum Duell gefordert.

Kann man das brauchen oder nicht? War die Ehre von Ewigkeit ſo, oder läßt ſie mit ſich handeln? Was iſt Ehre? Iſt ſie der koſtbarſte Juwel einer Männerbruſt, oder iſt ſie eine nicht unanſehnliche — Narrheit?

Die geſunde Antwort darauf konnte unſeren Helden nicht lange entgehen. Sie iſt beides zugleich, ſagte er ſich. Jenes iſt ſie als wahre, dieſes iſt ſie als falſche Ehre.

Aber freilich war damit nichts entſchieden. Denn nunmehr galt die Frage: Was iſt wahre, was iſt falſche Ehre? Und der Streit und Widerſtreit war von Neuem da.

„Ei, da biſt Du ja wieder, Du gottloſer Ausreißer!" rief die Stimme des Pater Anſelm von einem Felsſchroffen herab, auf welchem er mit baumelnden Beinen ſaß und den Weg obſervirte; „ich fürchtete ſchon, Du würdeſt mir auch die zweite Nacht ausbleiben, Du Bruder

Liederlich. Große Neuigkeiten, Sallek, große Neuigkeiten; Du wirſt Dich verwundern! Wir haben viel mit einander zu reden.“ Und damit haſpelte er ſich von ſeinem Luginsland herab und ſtand an der Seite ſeines Opfers.

Sallek that ihm den Gefallen, nach ſeinen großen Neuigkeiten zu fragen.

„Ich habe mich entſchloſſen, das Koheleth einer indiſchen Quelle zu vindiciren,“ ſagte der Curat. Er ſprang drei Schritte zurück und ſah ſeinen Freund erwartungsvoll an.

„Ich bin auf Deine Beweisführung neugierig,“ antwortete Sallek zerſtreut.

Der Curat machte funkelnde Augen, daß Jemand neugierig war. Er fing an ſeinen Nonſens mit einer kindiſchen Freude auszukramen.

Während er ſprach, befand ſich Sallek in unzeſtörteſter Einſamkeit mit ſeinem eigenen Gedanken. Er ließ den Curaten neben ſich hergehen, wie Baumrauſchen oder Bachſprudeln und kam etwa blos zu folgender Reflexion durch ihn: Vergiebſt Du Dir in dieſem Augenblicke nicht auch etwas? Heißt das nicht auch Schmeichler oder Höfling ſein, dieſen Kindereien ſchweigend ein Ohr leihen? Welche Rolle ſpielſt Du jetzt? Und wofür? Kannſt Du Dich unter die Dummheit ſchmiegen, warum nicht auch unter die Grobheit, zumal wenn die Grobheit ein ſchönheitsprangendes Töchterlein hat? Und während der Curat ſeine Beweisführung über das Koheleth abhaſpelte,

hatte Sallet den Entſchluß durchgearbeitet, — um Hermoſen beim Fender anzuhalten.

Dieſen Entſchluß gefaßt, gewann er die ganze Freudigkeit eines Bräutigams. Die Tage, welche er jetzt zubrachte, um Fend's Rückkehr von St. Gallen abzuwarten, ſchwammen im Dufte eines ahnungsvollen Glückes. Eine ungeduldige, aber ſüße Unruhe trieb ihn von jedem Buch, von jeder Thätigkeit weg, aber ſie entſchädigte ihn überreich an ſeinen eigenen fantaſirenden Traumſchöpfungen. Höchſtens füllte er dieſe Muße noch mit der Angelruthe aus, dem ſchönſten Organ des beſchäftigten Müßiggangs. Und wenn er dann ſtundenlang an den Forellenwäſſern des Birgsbaches ging, und der Curat mit ſeinem ſtruppigen Manuſcript unter'm Arm ihm zudringlich nachlief, ſo konnte er ſanft wie ein Kind ſeinem Quälgeiſte zuhören, und höchſtens rief er manchmal dazwiſchen: Bſt, bſt, nicht ſo laut; die Forellen haben ein gar ſcheues Gehör! Er fing auch in vielen Stunden oft keine einzige, aber — die Stunden waren wenigſtens hin.

So kam der Tag, an welchem, ſeiner Rechnung nach, die Reiſenden des Fenderhauſes zurück ſein konnten. Der germaniſche Ehrbegriff war inzwiſchen des Todes verblichen, und Hermoſen's Bild ziſchte wie glühendes Eiſen in ſeinem Blute. Er ſprang in's Lechthal hinab wie auf Stahlfedern.

Als er den Giebel des Fenderhauſes durch die Waldlucken erblickte, regte ſich doch wieder ſeine Galle. Aber er ſchlug ſich ein Schnippchen. Ei was! Er hoffte," er

habe die Herren nicht zum letzten Male gesehen.“ Das war für's Erste doch eine Art Abbitte. Die weitere reparation d'honneur findet sich. Vorwärts!

„Der Papa ist noch nicht da,“ sprang ihm Ivo entgegen, als Sallek den Bühel des Hauses hinanging. Der Knabe sagte es fast jubelnd — trug er doch auch seinen schönen romantischen Pagenanzug wieder!

Ganz unerwartet hörte Sallek das nicht. Er hatte sich die Zurückkunft freilich gut genug ausgerechnet. Aber — wie rechnen Verliebte!

Im Vestibul kam ihm Eusebia entgegen und sagte dasselbe, was Ivo gesagt. Sie benahm sich steif und gemessen gegen Sallek, recht auffallend wie eine Fremde. Sallek verwunderte sich und in seinem Verdruß darüber sagte er sogleich wieder Adieu. Eusebia nöthigte ihn nicht zu bleiben, sie schien sein Adieu vielmehr erwartet zu haben. Sallek verwunderte sich noch mehr.

Als er vor's Haus trat, hängte sich Ivo an ihn. „Nicht wahr, Sie mögen ihn auch nicht, den rothköpfigen Herrn Früll?“ sagte der Knabe.

„Ist denn Früll da?“ fragte Sallek.

„Freilich,“ antwortete der Knabe. „Er ist immer da.“

Sallek verwunderte sich nicht mehr.

Langsam kehrte er nach Hause zurück.

Von Neuem wartete er drei Tage.

Aber jetzt hörte er nicht mehr dem Pater Anselm zu, oder saß still und geduldig an einem Forellenbache.

Leidenschaftlicher, aufgeregter trieb ihn die Gährung seines Innern umher. Er blieb in diesen drei Tagen keine Stunde auf der Madeler Gabel, sondern machte vom Plansee bis in die Allgäuer Alpen eine Streife durch's Hochgebirge. Das beschwichtigte seine fiebernden Lebensgeister.

Am vierten Tage ging er wieder ins Fenderhaus. Eusebia machte ihm ebenso kühl und kurz die Mittheilung: es sei just heute ein Brief gekommen, datirt aus Zürich, welcher melde, daß die Reisenden an den Vierwaldstädtersee und vielleicht weiter gehen und vor acht Tagen schwerlich zurückkommen würden.

Bestürzt entfernte sich Sallek.

Seine Gedanken arbeiteten viel zu lebendig, als daß sie bei dieser Nachricht sich einfach begütigt hätten. Er sah in der Reiseverlängerung Fend's eine Absicht. Fend, meinte er, wolle ihm aus dem Wege gehen. Er weiß, daß er ihm Genugthuung zu geben habe, ja, er ahnt vielleicht, wie er sie ihm geben soll. Beides ist ihm fatal. So durchhaut er den Knoten und wird unsichtbar. Er reist von St. Gallen nach Zürich, von Zürich an den Vierwaldstädtersee; ja, wer garantirt, daß er nicht nach Genf, nach Chamounix, kurz, so lange herumreisen wird, bis er weiß, Sallek's Amtsurlaub ist abgelaufen und er muß wieder nach Innsbruck zurück. Dann ist die Genugthuung verschleppt und Sallek hat all' seine Vortheile verloren. Wirklich, recht schlau, recht kniffig! Das hat

ſich der coculirende Bauer mit echtem Bauernkniff ausgedacht!

Und immer tiefer wühlte ſich Sallek in ſeinen Verdacht ein. Darum hat er auch die Frau und Hermoſen mitgenommen. Denn nicht nur will er ihm ſelbſt keine Satisfaction geben, er will auch verhindern, daß ihm Frau und Tochter Hoffnungen machen. Sehr fein raffinirt! Ein diplomatiſcher Schachzug, welcher Matt ſetzt! Aber daß Frau und Tochter ihn nicht durchſchauten, daß Frau und Tochter ſich dazu hergaben, das that ihm bitterlich weh. Aus ſeinem Schmerz wurde Zorn, aus dem Zorn Stolz und der Stolz nannte ſich Ehre. Es kam eine Stimmung, wo der germaniſche Ehrbegriff, der ſcheintodte, wieder mit vollen Lungenflügeln ſchnaubte.

In dieſer Stimmung richtete er ſeinen Gedanken — denn wir müſſen Alles ſagen — von Hermoſen an Franche. Die intereſſante Fremde hatte auch ihm, wie allen Uebrigen, gefallen. Und doch, welchen Contraſt bildete ſie zu dem Fendermädchen! Wie war der Styl ihrer Schönheit ein ſo durchaus anderer, ja, entgegengeſetzter! Ihr ſchmales Köpfchen mit den ſenſitiven Zügen und dem bleichen Teint bei dunklen Haaren und Augen gab ein picantes, echt wälſches Charakterbild neben Hermoſen, dem Modell aus „Milch und Blut“, der „lichten Maid“ des altdeutſchen Minneliedes. Das Schönheitsideal iſt vielſeitig, nicht einſeitig, ſagte ſich Sallek. Es iſt mehr als Ein Typus, welcher geliebt werden kann.

Und er gefiel ſich, er zwang ſich faſt dazu, dieſem Gedanken nachzuhängen.

Dabei aber fühlte er recht gut, daß er einen Verrath in ſein Gemüthsleben trage und daß er falſch gegen ſich ſelbſt ſei, wenn er dieſe Spaltung ſich hingehen laſſe. Das machte ihn nun ganz unglücklich. Alle Hinderniſſe einer Liebe ſind nichts gegen jenes perfide innere Hinderniß, jene charakterloſe Liederlichkeit des Halbwollens, welche freilich für den intereſſanten Hautgout der modernen Sittlichkeit gilt, wovon unſer braver Tiroler aber kein Aederchen hatte.

Kurz, der arme Mann hatte das Reiſevergnügen der Fends mit den unglücklichſten Tagen ſeines Lebens zu bezahlen. Wie der minnende Erzvater um ſeine geliebte Rahel ſieben Jahre und noch einmal ſieben Jahre dienen mußte, ſo verdiente ſich Sallek ſeine ſchöne Braut in zweimal ſieben Tagen, welche die Ungeduld, das Leiden, das Verzagen und die Ermüdung von Jahren zuſammendrängten.

Endlich war auch dieſe bitterſte aller Wochen dahin, die Friſt, von welcher Euſebia geſagt hatte, „daß ſie vor acht Tagen ſchwerlich zurückkommen würden.“ Noch einmal ging Sallek in's Lechthal. Nicht daß er entſchloſſen war zu werben; er war nur unentſchloſſen zu entſagen. Seine Leidenſchaft kannte er kaum noch aus der Erinnerung. Er ſah noch den Widerſchein ſeines Feuers, es brannte ihn aber nicht mehr. Die glühendſten

Bilder von damals, wo er zuerſt ſeine Werbung ſich vorgenommen, ſahen ihn heute wie kalte Photographien an. Er mußte ſich Alles, was er ſagen wollte, was man ihm antworten möchte und was er der Antwort wieder antworten könnte, vorſagen wie eine Schullection. Er ſagte ſich zuletzt gar nichts mehr vor, ſondern begriff, es komme bei der veränderten und verſchleppten Situation Alles auf Zufall und Augenblick an. So ging er hin.

Neunzehntes Capitel.

Es war vielleicht an der nämlichen Stelle, wo wir selbst das Fenderhaus zum ersten Male erblickt; da hielt Sallek, als er vom Walde herabkam, an, mit dem Gefühle, er könne es leicht zum letzten Male sehen. Das Haus lag im vollen Sonnenglanz ihm gegenüber. Die wohlbekannten Fenster des Clavierzimmers standen offen und auf dem Clavier wurde äußerst lebhaft gespielt. Es war der stürmische Anschlag Hermosens. Sallek fühlte sein Herz klopfen. Also sie sind zurück! Sie ist wieder da. In den kecken, raschblütigen Scalaläufen wirbelt ihr Gruß herüber.

Seine Lebensgeister erwachten. Er fühlte wieder Muth und Vertrauen. Wie ein edles Roß, welches die Kriegstrompete gehört, durchzuckte ihn Feuer und Ungeduld. Er eilte hinab und flog den jenseitigen Hügel hinan. Als er dem Hause sich näherte, hörte die Musik wieder auf, aber Sallek freute sich darüber. Vielleicht hat man ihn gesehen und kommt ihm entgegen, dachte er sich.

Und nur um ſo lebhafter beſchleunigte er ſeine letzten Schritte.

Wirklich wandelten, als er durch die Gartenthür trat, Hermoſa und Frau Ottilie Arm in Arm auf ihn zu. Der erſte Blick auf das Mädchen war ihm wie Manna in der Wüſte. Sie ſchien ihm ſchöner als je.

„Mama, was habe ich geſagt?“ rief Hermoſa in ihrer raſchen Weiſe. „Wir ſind geſtern angekommen und die Mama wollte heute auf die Madeler Gabel ſchicken, es Ihnen ſagen laſſen. Aber ich ſagte: das kannſt Du thun, weil es höflich iſt, aber nicht weil es nothwendig iſt; ich wette, er kommt von ſelbſt!“

„Und das ſagt man ſo heraus?“ ſagte Frau Ottilie.

Hermoſa wurde roth und meinte treuherzig: „Nehmen Sie mir's denn übel, Herr Sallek?“

Ganz heil und geſund war Sallek durch dieſe kleine Scene. Er ergriff mit Entzücken die Hand des Mädchens, küßte ſie und ſagte: „Ich kann es Ihnen nicht ausſprechen, Fräulein, wie glücklich es mich macht, daß Sie ſo gut rathen. Doch ja, ich kann es ausſprechen, ich kann es und will es. Ihr Papa ließ mich vor vierzehn Tagen eine Rolle ſpielen, die eben ſo ungeſetzlich als beneidenswerth war. Sein Gedanke entzückte mich, und ſelbſt wenn ich die Art, wie er ihn ausſprach, davon abziehe, ſo bleibt des Entzückenden noch immer genug übrig. Während Sie vierzehn Tage in Floribus lebten und mich in meinem Elend mutterſeelenallein ſitzen ließen,

war es einzig dieſer Gedanke, der mein ſchwaches Lebensflämmchen ernährte. Und, die Wahrheit zu ſagen, die Nahrung gedieh mir recht üppig. Ich kam heute in Ihr Haus mit den allervermeſſenſten Vorſätzen. Ich wollte Ihrem Papa ſagen, daß ich kein Räuber bin, ſondern — ein Menſch, welcher bittet, aber freilich recht dringend, recht unabweislich bittet, ſo daß man es ihm anſieht, er kann und will nicht leben ohne das Gut, um welches er bittet."

Sallet hielt inne. Hermoſa hatte ſich verfärbt und Frau Ottilie ſprach kein Wort. Eine bange Pauſe verging ſo. Sallet fuhr fort: „Entſchuldigen Sie mich, theuerſtes Fräulein. Nicht ich bin es, welcher mit der Thür ins Haus fiel. Die Thür war ſchon eingefallen, ich gehe hinein und kann nichts dafür, daß ich ſie nicht anſtandsmäßig aufmachen muß. Das hat unſer alter Herr zu verantworten. Käme es auf mich an, Sie trauen mir zu, Hermoſa, daß ich es für ſchicklicher, ja für poetiſcher gehalten hätte, die Zeit reifen zu laſſen und erſt alle meine guten Worte bei der Tochter anzubringen, ehe ich das große Wort mit dem Vater ſprach. Ich weiß: was ich begehre, iſt zu edel, als daß man es nur ſo im Fluge vom Wege pflückt. Aber die Umſtände verſchulden dieſe Ueberſtürzung, nicht ich. Ich muß mich mit Herrn Fend wieder begegnen, er wird mir eine Ehrenerklärung machen, und nichts iſt natürlicher, als daß ich daran anknüpfe. Es iſt der paſſendſte Augen-

blick. Wenigſtens ihm gegenüber! Vor zarteren Seelen iſt er verfrüht, das empfinde ich lebhaft, und noch einmal bitte ich Sie, mir zu verzeihen."

Hermoſa ſchwieg noch immer. Frau Ottilie ſeufzte: „Es iſt furchtbar, wie in unſerm Hauſe Alles conträr geht! Vor einer Stunde vielleicht hätten Sie beim Fender noch reuſſirt. Aber ſeit einer Stunde iſt Herr Gordian Früll bei ihm und hat einen Onkel mitgebracht. Die beiden Herren erſchienen im Sonntagsſtaat und mit Sonntagsmienen. Wir fürchten, jede Minute gerufen zu werden. Sie errathen, wozu gerufen."

Sallek ſtand beſtürzt.

„Es iſt ein böſes Zuſammentreffen", fuhr Frau Ottilie fort. „Weichen wir aus. Treten wir vorſichtig bei Seite. Ein Tag verloren, iſt noch kein Leben verloren. Nur heute unternehmen Sie nichts; ich bitte Sie."

Hermoſa machte eine Bewegung. Sie wollte ſprechen, einen Gedanken ausſprechen, ſchien's, der ihr mit gewohnter Raſchheit durch den Kopf fuhr. Aber ſie beſann ſich und ſagte mit kleiner Stimme: „Ich darf nichts ſagen."

„Was wollteſt Du?" fragte Frau Ottilie.

Hermoſa ſah ſie mit zagenden Blicken an und ließ ihr Geſicht an die Bruſt ſinken.

„Ich weiß, was Hermoſa ſagen wollte", nahm Sallek das Wort. „Sie wollte ſagen: wenn Sie ſprechen, ſo thun Sie es gleich. Gehen Sie augenblicklich hinauf.

Keine Minute Verzug! Und Sie hat Recht. Ich gebe zu, es iſt vielleicht unklug, aber es iſt das, was mir allein ziemt. Wenn Früll wirklich in dieſem Augenblicke wirbt, — wie wollen Sie das mütterliche Jawort vermeiden, liebſte Mama? Mit Zeitgewinnen, mit Hinhalten und Ausflüchten. Aber wie wir den Papa kennen, ſo werden Sie unendlichen Verdruß davon haben. Sie und Hermoſa. Dagegen wenn ich dem Früll mich jetzt und gleich gegenüber ſtelle, ſo gibts vielleicht ein Donnerwetter, daß uns Hören und Sehen vergeht. Möglich! Aber wenigſtens kennt dann Herr Fend den Grund Ihres Widerſtandes. Und das Odium Ihres Widerſtandes fällt nicht auf Sie, ſondern auf mich. Ich decke Sie, nicht Sie decken mich. Sie haben dann im Hauskrieg einen erklärten Parteigenoſſen, der mit offenem Viſir an Ihrer Seite kämpft, und der die Sache, welche die ſeinige iſt, auch zur ſeinigen macht. Nicht wahr, das wollten Sie ſagen, Hermoſa?“

Das Mädchen reichte dem Bräutigam ihre Hand hin. Sallek ſchloß ſie in ſeine Arme und gab und empfing den erſten Kuß.

Beſeelt von dem Hauche des heißgeliebten Mädchens ging Sallek mit verdoppeltem Muthe an ſeine Aufgabe. Er nahm ſeinen Hut, eilte die Treppe hinan und ließ durch die Hausmagd Herrn Fend ſeine Anweſenheit melden. Gefaßt ſtand er da und harrte der Dinge, die da kommen ſollten.

Es dauerte nicht lange. Alsbald kam Herr Fend vom Eſtaminet herüber — und in der heiterſten Laune.

„Ah, da ſind Sie ja, Herr Sallet! Nichts für ungut für das, was geſchehen iſt! Sie werden auch einmal mannbare Töchter haben und dann ſelbſt wiſſen, wie Einem der Kopf brennt bei dieſer heiklichen Waare.“

Mit raſcher Geiſtesgegenwart ergriff Sallek das Wort. „Topp, Herr Fend, es iſt mir um dieſe Erfahrung wirklich zu thun! Aber ehe die Töchter da ſind, muß die Mutter da ſein und ehe ſie Mutter geworden iſt, muß man ſie gefreit haben. So will es die Buchſtabirmethode der bürgerlichen Ordnung. Und wenn ich nun wirklich auf Freiersfüßen ginge, ſo waren Sie ſelbſt der Erſte, der es natürlich gefunden hat, daß ich das prächtige Fendermädel freite. Topp, Herr Fend, ich finde es auch natürlich! Das Was haben Sie pünktlich errathen, nur beim Wie hat der brennende Kopf über die Schnur gehauen. Ich bin nicht der Mann, der die Töchter hinter dem Rücken des Vaters ſtiehlt, ſo lang ich noch glaube, daß ſich mit dem Vater ein Wort in Güte reden läßt.“

„Glauben Sie das?“ ſagte Fend, dem die ſparſamſte Schmeichelei Wohlgeruch vor dem Herrn war. Er ſah ſich den Werber mit einer Protectormiene an, in welcher Bauernſtolz mit Wohlwollen gemiſcht war. „Nun“, ſagte er, „Rath ſind Sie freilich noch nicht, aber was nicht iſt, kann werden, muß werden! Die Wiener Beicht-

zettel- und Rosenkranz-Politik pfeift auf dem letzten Loch, das greift sich mit Händen. Aber gehen diese Zöpfe zum Teufel, so ist ein Haarboden wie der Ihrige reines Gold. Ich handle Ihren Kopf mit hundert Procent Agio und mache noch ein Geschäft. Ich verkaufe ihn für einen Ministerkopf".

Die brutalste Antwort hätte unseren Helden nicht so perplex gemacht, wie diese. Sallek wußte nicht mehr, ob Deutsch noch Deutsch sei, als diese Worte sein Ohr trafen.

Ohne eine weitere Bemerkung trat Fend an den Glockenzug und schellte tüchtig. Aber Menschen wie er operiren lieber mit der Bruststimme, als mit Mechanismen und so schrie er gleichzeitig zum Garten hinab: „Die Frau soll heraufkommen!"

Frau Ottilie inzwischen, und Hermosa mit ihr, waren gleich nach Sallek die Treppe hinaufgeschlichen und harrten im Clavierzimmer mit bangem Herzklopfen der Entscheidung. Der Ruf des Fenders klang nicht aufgebracht — Mutter und Tochter wechselten einen hoffnungsvollen Blick — und die Frau eilte ins Zimmer hinüber. Beim ersten Schritt warf sie einen Dankesblick gegen Himmel, denn sie sah zwei heitere Mienen.

„Komm' her, Du weise Frau", spottete Fend, der noch in der Güte borstig blieb, „Du bist es ja immer, die so weise Orakel spricht. Wie sagtest Du nur diesen Winter, weißt Du noch? Die Mädchen werden sitzen

bleiben trotz all' Deinem Gelde. War's nicht so? Wie viele Mädchen hast Du denn, Tilli? Nur her damit, ich bring' sie Dir alle an den Mann. Ich schlage Dir gleich das ganze Lager los; ich bin ein alter Grossist. Schau sie Dir an, Deine Mädchen, Du wirst sie bald zum letzten Male sehen. Da drinnen sitzt Herr Früll junior, Erbe einer Viertelmillion, und begehrt unsere Eusebia; hier steht Herr Sallek, Justizminister in spe, Excellenz, und begehrt unsere Hermosa. Es gibt doch noch Leute, die mich zum Schwiegervater wollen; sie kommen gleich paarweise".

Früll begehrt Eusebien! Sallek und Frau Ottilie sahen sich sprachlos an. Also daher das schnelle Jawort des Fenders. Früll begehrt Eusebien!

„Nicht wahr, das wundert Euch", sagte Fend offenherzig. „Mich auch. Ich bildete mir immer ein, er streicht um die Andere. Ich machte ein dummes Gesicht, scheint mir, als sie mit ihrer Sebi daher gestappelt kamen. Nun, meinetwegen; umso besser! So haben wir gleich eine Doppelhochzeit".

Mit mütterlichem Kummer fragte Frau Ottilie: „Aber will Früll im Ernste nach Amerika?"

„Keine Idee! Denkt nicht dran. Sei ganz ruhig, Alte. Im Gegentheil, die Frülls haben jetzt das Project, eine große Baumwollenspinnerei auf einem ihrer Grundstücke am Lech anzulegen. Das Project ist famos, sag

ich Dir. Sie haben eine Wasserkraft von neunhundert fünfundzwanzig Kubikfuß per Sekunde mit einem Gefäll von dreißig Fuß auf eine Länge von siebentausend Fuß. Macht circa dreizehnhundert effective Pferde. Dazu Holz im Ueberfluß, wohlfeile Hände und, was die Hauptsache ist, eine Eisenbahn von Innsbruck an den Bodensee kann gar nicht ausbleiben. Wir sitzen just bis über die Ohren in den Berechnungen. Ich muß Euch sagen, ich freue mich wie ein geprügelter Aff".

„In diesem Falle darf ich Sie nicht länger stören", sagte Felix.

Der Fender lachte. „Nun ja, gehen Sie nur gleich zu Ihrem Würgengel. Gehen Sie nur. Hat sie mir doch die zwei Frülls gemessen von oben bis unten! Und während wir zusammensitzen und die Herren in aller Feierlichkeit ihre Werbung anfangen, macht sie mir ein Getrommel auf dem Clavier, daß im dritten Zimmer davon die Gläser zittern. Ich gehe hinüber und sage: Mosi, verlies wenigstens die Aufruhracte, eh' Du Clavier spielst! Das ist Eine!"

Aber der Fender sagte das mit eitel Freude und Wohlgefallen und lachte dazu und Sallek lachte vom Herzen mit. Er wußte jetzt, woher die rauschenden Scalaläufe, die ihn aus der Ferne begrüßt hatten.

„Soll ich Dir das Mädchen zur Bedankung für Dein Jawort herüberschicken?" sagte Ottilie mit gattlicher Er-

gebenheit; aber der Fender, welcher zwar Schmeicheleien liebte, dagegen mit eigentlichen Rührungen nichts anzufangen wußte, sagte sofort: „Keine Eile keine Eile; ich bin jetzt ganz Spinnerei“.

„So nehmen Sie meinen Dank, Herr Fend“, sagte Sallek, „einen Dank, welchen ich um so kürzer aussprechen kann, denn alle Sprachen der Welt haben nicht Worte genug, das Glück zu schildern, das ich von Ihrer Vaterhand empfange“.

„Gut gesagt“, antwortete Fend und strahlte. „So schön wissen die Früll's ihre Worte nicht zu setzen, aber — eine Viertelmillion ist auch nicht zu verachten“.

Damit war die feierliche Brautwerbung zu Ende. Sallek und die Mutter eilten ins Clavierzimmer hinüber, wo die schöne Braut ihrer harrte.

„Fräulein Hermosa, Du bist mein Weib!“ jubelte Felix mit ausgebreiteten Händen. „Ja, ja, staune nur, Mädchen. Du bist eine kleine Eitle. Die Herren von der Viertelmillion haben nicht um Dich gefreit, sondern um Eusebien. Die schöne Hermosa muß sich mit einem armen Federfuchser begnügen“.

„Sprecht Ihr im Ernste“? fragte Hermosa blaß und roth und mit wechselnden Blicken zwischen der Mutter und dem Bräutigam.

Felix sagte: „Wäre ich nicht bis über die Ohren mit mir selbst beschäftigt gewesen, ich hätte es gleich denken können als ihr mir sagtet: die Früll's sind

droben. Hinterher verwundert es mich gar nicht. Die ſchöne Hermoſa war vierzehn Tage abweſend und die — kluge Euſebia war vierzehn Tage anweſend! Die Gegenwart iſt eine mächtige Göttin, ſagt der Dichter des Taſſo".

Hermoſa ſann einen Augenblick vor ſich hin. „Mich verwundert es auch nicht mehr", ſagt ſie dann. Und moquant lächelte ſie: „Seht doch das Blitzmädel! fiſcht mir meine Liebhaber weg! Na, darum keene Feindſchaft nich, Madame Früll!" „An contrôleur, ich danke Ihnen, Frau Schweſter".

„Boshaft ſind ſie doch Alle in dieſem Punkte", lächelte Sallet zu Ottilien. „Und wie hübſch ihr das ſteht"! — Er umarmte ſein Mädchen mit Entzücken.

„Jetzt will ich aber zum Papa und mich bedanken", ſagte Hermoſa mit bräutlichem Ernſtgefühl.

Man bedeutete ihr, daß es verbeten werde, weil der Papa juſt ein Fend-Früll'ſches Spinnerei-Project ausrechne.

„Gott ſei Lob und Dank!" rief Hermoſa mit gefalteten Händen. „Das war ſchon längſt ein ſtiller Wunſch von mir. Wie oft dachte ich nur: Der ganze Mann wäre ſo übel nicht, wenn er zu thun hätte. Für das Stillleben, das er jetzt führt, hat ihn ſein bischen Alter noch lange nicht mürbe genug gemacht. Er müßte in Magazin und Comptoir mit Packern und Schreibern ſich ordentlich auswettern können, dann hätten Frau und Kind reinen Himmel. Und auch ſonſt gäb' es mehr

Autorität in der Familie, wenn man den Ernährer ſchaffen und arbeiten ſähe, ſtatt blos Coupons abſchneiden".

„Das heißt den Nagel auf den Kopf treffen!" rief Sallet. „Die ganze Krankheit des Haustyrannen iſt damit ausgeſprochen. Aber von etwas Anderem, theuerſte Braut. Ich habe mich zuvor, als mir mein Glück ſo unverhofft an den Kopf flog, des ſüßen Gedankens nicht erwehren können; die Damen haben auf ihrer Schweizerreiſe doch auch ein wenig vorgearbeitet für mich."

Hermoſa wurde roth und ſagte zu ihrer Mutter: „Was für einen geſcheidten Mann ich bekomme!" Und als Sallet mit ſeinen verfänglichen Frageblicken ſie in Verlegenheit ſetzte, wendete ſie ſich an dieſen: „Hören Sie, Herr Gemahl, wir Frauen haben es gerne, wenn die Männer nicht gar Alles wiſſen und errathen wollen. Merken Sie ſich das!"

„Unterthänigſt aufzuwarten! Werde ich mich bemühen, möglichſt einfältig zu ſein."

„Nun, Alles hat ſeine Grenzen. Sie wollen doch nicht mit dem Herrn Schwager concurriren?"

„Böſes Mädel! Das verzeiht ſie ihm nimmermehr."

In der That ließ Hermoſa ſo bald nicht ab von dieſem Thema. Sie gefiel ſich, über die vierzehn Tage der Schweizerreiſe auf Koſten Früll's und Euſebien's Conjuncturen anzuſtellen, die ſo malitiös waren, als es ſich nur immer von einem Mädchen ausſprechen ließ. Sie errieth ſo ziemlich Alles, was wir im zehnten

Kapitel dieſer Erzählung — mit dem Lichte einer dunklen Laube beleuchtet. Wir glauben nicht, daß das Licht zu ſpärlich war, und verantworten es daher, die loſen Witze des Mädchens unſerem Leſer vorzuenthalten. Genug, daß wir wiſſen, auch dem Schwachen ſind ſeine Kräfte verliehen, denn die Natur, ſelbſt wo ſie ſtiefmütterlich erſcheint, gleicht doch Alles wieder aus. Und ſo war Euſebia im Stande geweſen, in jenen vierzehn Tagen ihrer Alleinherrſchaft ſich zu befeſtigen und den guten Früll mit Leib und Seele zu unterjochen.

In Früll's eigenem Munde klang es freilich ein wenig anders. Denn ſpät noch, als er ſchon längſt ein corpulenter Familienvater war und im Beſitze ſeines häuslichen Glückes nicht wenig ſich ſpreizte, pflegte er den Leuten, welche ſein „Muſter von einer Hausfrau“ an den Himmel erhoben, mit Selbſtzufriedenheit zu antworten: „Und ſehen Sie, als Mädchen war ſie zu Hauſe verkannt. Kein Menſch wußte, was in ihr ſteckt. Aber ich ſag' es immer: aus jedem Weib iſt was zu machen, ſie muß nur dem rechten Mann in die Hände fallen.“

Zwanzigſtes Capitel.

Unſere Erzählung iſt bei ihrem Ende angelangt. Die Ahnherren des Romanes hätten allerdings noch eine größere Wegesſtrecke vor ſich, denn ſie würden in unabſehbarer Parade die geiſtlichen und weltlichen Ceremonien der Hochzeit, ſodann die erſte Kindstaufe mit ihren ſtaatlichen Schmäuſen und ſaftigen Lasciviitäten dem unvergeßlichen Andenken der Nachwelt in ausführlichen Berichten überliefert haben. Dieſe Mode aber iſt mit Recht zu den Vätern verſammelt im Zuſtande einer aufgeklärten Geſellſchaft, wo das Heirathen entweder zum Mythus geworden, oder zur Geldſpeculation, oder zur Rettungsanſtalt für abgelebte Viveurs, welchen der Arzt ein geregeltes Leben empfiehlt. Was aber die Kindstaufe betrifft, ſo wird ſie kein wahrhaft modernes Elternpaar mit der Freude eines altmodiſchen Gottvertrauens umjubeln, ſondern nur noch dem Geld vertrauen und dem Einkauf in die caisse paternelle, demnach in der

Taufe vor allem Andern ein Ding, womit gar nicht zu ſpaßen, nämlich eine ſchwerwiegende Vorſorgungsfrage erblicken.

Alſo kurz und modern: man heirathete. Gordian Früll und Euſebia mit allem Pomp einer üppigen Bäuerlichkeit, Felix Sallek und Hermoſa mit aller Modeſtie der heutigen Städter. Die zwei Schwäger erklärten bei dieſer Gelegenheit ihr künftiges Verhältniß, indem ſie ihren beiderſeitigen Hochzeiten — mit beſter Form aus dem Wege gingen. Sallek trat ſein Amtsjahr an und entſchuldigte ſich von Innsbruck aus, daß er zu einem Beſuche im Lechthale nicht wohl einen neuen Urlaub nehmen könne. Die Frülls gaben aus dem Lechthale einige Wochen ſpäter die Entſchuldigung zurück „wegen überhäufter Geſchäfte.“ In der That hatte Dieſes wie Jenes ſeinen guten Grund und konnte ſich äußerlich Niemand verletzt fühlen.

Der Grund war ſo gut, daß ſelbſt die Eltern davon nicht unberührt blieben. Zwar der Früll'ſchen Lechthaler Hochzeit wohnten ſie noch Beide gemeinſam bei. Als aber bald darauf Felix und Hermoſa in Innsbruck getraut wurden, kratzte ſich Fend ein um das andere Mal die Perrücke, was er mit Vorliebe that, um an die Echtheit des Haares glauben zu machen, und rief aus: „Unmöglich; rein unmöglich! Ich kann nicht loslaſſen. Alle Hände voll Arbeit. In Gottes Namen! Iſt doch die Frau drüben.“ Und er ließ wirklich nicht los.

Frau Ottilie war allerdings, nachdem ſie Euſebien eingerichtet hatte, um das Gleiche auch in Hermoſen's Haushalte zu thun, nach Innsbruck gegangen.

Aber Hermoſa war nicht ſo leicht einzurichten, als Euſebia oder ſtellte ſich wenigſtens ſo. Sie bettelte einen Tag um den andern: „Mütterchen, lieb' Mütterchen, ich kann Dich noch nicht entbehren. Siehſt Du, ich bin ein Wildfang, aber Madame Früll iſt ein Muſter. Mit mir muß man Geduld haben. Bitte, bitte!“

So ſchritt der Herbſt vor, wo es ſich der Frau ohnedies nicht mehr verlohnte, ins Lechthal zurückzukehren, vielmehr Fend's und Ivo's Zurückkunft nach Innsbruck erwartet wurde. Aber Fend konnte noch immer nicht loslaſſen. Er ſchickte endlich den Knaben allein und ſagte, er werde im Lechthal überwintern. Das große Project halte ihn feſt.

„Ganz mein Gedanke,“ lächelte Sallek befriedigt, als dieſer Brief ankam.

„Und meiner auch,“ ſagte Hermoſa zurücklächelnd.

„Was iſt Dein Gedanke?“ fragte Sallek.

„Und Deiner?“ fragte Hermoſa.

„Das will ich Dir bündig ſagen,“ antwortete Sallek. „Ich denke, die Eltern könnten bei dieſer Gelegenheit überhaupt in Frieden und Eintracht — ſich trennen. Der Papa bliebe bei den Frülls, die Mama bei uns.

Für einen eigenen Haushalt ist die Familie ja doch zu klein geworden, und was für ein Leben gäbe das jetzt für die arme Frau, mit ihrem Tyrannen allein zu leben! Denn täuschen wir uns nicht; die gute Stimmung von der Schweizerreise her kann bei einem Manne, wie Fend, nicht lange vorhalten. Ich müßte mich sehr irren, wenn er solche Stimmungen nicht schon öfter gehabt hätte und immer mit Rückfällen. Was ich nur selber denke! Es ist noch kein Jahr, daß ich den Mann kenne und welche Wechsel erlebt' ich? Sein Angriff gegen mich gleich am ersten Tage, — hierauf seine Liebenswürdigkeit am Bischofstage — und dann wieder seine Raserei in der Entführungsgeschichte. Nein, das ist kein Wetter, dem sich trauen läßt. In Ewigkeit nicht! Und die Mama soll endlich Ruhe haben. Aber geschieht es, so möge es jetzt geschehen, wo das Wetter schön ist. Mögen sie in Freundschaft sich trennen! Es ist der günstigste Augenblick."

Und so geschahs. Die Gatten blieben den Winter über, das Eine im Lechthal, das Andere in Innsbruck. Als dann der Sommer kam, machten die Sallek's wohl einen kurzen Besuch im Lechthal, aber bei ihrer Rückkehr nach Innsbruck verstand es sich bereits von selbst, daß Frau Ottilie wieder mit ihnen ging.

Zufällig ging im nächsten Jahre auch das Lechthaler Landhaus, welches für die beiden Abzweigungen der Fenderfamilie wenigstens noch ein äußeres Symbol von

Gemeinsamkeit bildete, in fremde Hände über. Ein deutscher regierender Fürst pachtete ein ausgedehntes Jagdgebiet im oberen Lechthal und fand das Fenderhaus ungemein passend und wohlgelegen für sein Jagdschlößchen und Absteigequartier. Er meldete sich als Käufer des Hauses und bot einen trefflichen Preis an. Der Familie war damit höchlich gedient, denn bei ihrer Getheiltheit konnte sie nicht wohl das Haus zu besitzen fortfahren und für den alten Herrn allein wäre der Besitz immerhin eine etwas verschwenderische Liebhaberei geblieben, ja eine unbequeme noch obendrein, da die Fend-Früll'sche Spinnerei vier bis fünf Stunden weiter abwärts im Thale zu liegen kam.

Sallek, der das Verkaufsgeschäft besorgte und mit dem Fürsten persönlich in Berührung kam, wäre uns bei dieser Gelegenheit bald entführt worden, denn der Fürst, welcher Gefallen an ihm fand, bemühte sich lebhaft, ihn in seine Dienste zu ziehen. Aber Sallek blieb gegen alle Verlockungen standhaft und sagte zuletzt: Je gnädiger Eure Hoheit mich zu überzeugen wünschen, daß ich Ihnen nützlich und brauchbar sein kann, desto mehr fühle ich die Pflicht, das Alles — für mein Vaterland zu sein, welches den nächsten Anspruch an meine Dienste hat.

Der Fürst zuckte die Achseln. „Diese alte spanische Monarchie hat schon viel junges Blut consumirt und ist darum nicht jünger und frischer geworden. Gedenken auch

Sie Ihren jungen Wein auf dieſen alten Schlauch zu füllen?“

Sallek lächelte und ſagte im Zeitungsſtyl: „Aber der Flügelſchlag der neuen Aera!“*) —

„Machen Sie keine ſchlechten Witze,“ lächelte der Fürſt zurück. „Nur mit der Kraft des Hercules oder dem Alter des Methuſalem könnten Sie hoffen dieſem erbgeſeſſenen Jeſuitenſtaat Stück für Stück ſeine Beute aus den Zähnen zu reißen.“

„Stück für Stück?“ antwortete Sallek. „Man hört, Hoheit, daß Sie als Fremder urtheilen, nämlich die Jeſuiten noch immer — zu gut beurtheilen. Stück für Stück! Das ginge zu ehrlich her! O nein; man wird uns Alles auf einmal geben: Parlament mit Steuer- und Recrutenbewilligung, Miniſterverantwortlichkeit, Preßfreiheit, Vereinsrecht, Geſchwornengerichte — Alles. Ein Platzregen von liberalen Geſetzen wird niedergehen. Wir werden über Nacht der freieſte Staat auf dem Continent ſein — nämlich auf dem continentalen Papier. Denn Sanctus Ignatius wird denken: Neunundneunzig Hundertſtel werden der neuen Grundrechte ſich doch nicht bedienen, weil ſie ja die Zöglinge des alten Polizeiſtaates ſind, aber das letzte Hundertſtel erkaufen und beſtechen wir. Wir führen eure neuen Geſetze mit unſeren alten Organen aus, d. h. wir führen ſie nicht aus. Wer ſie

*) Es dämmerte juſt das Miniſterium Schmerling herauf.

mit Füßen tritt, dem lächeln wir, wer sie ernst nimmt, dem zürnen wir; so wird unsere Beamtenhierarchie im kürzesten merken, mit welchem Wind sie zu segeln hat."

Der Fürst trat drei Schritte zurück. „Das sagen Sie und doch bleiben Sie!"

„Nur um so mehr," antwortete Sallet. „Hätte ich das Gesetz zu machen, ich gebe zu, ich könnte erlahmen, mich aufreiben und würde Ihrem gnädigen Rufe folgen. Aber man wird uns das Gesetz mühelos schenken, verschwenderisch an den Kopf werfen, weil man sich vornehmen wird, es zu stehlen. Das gibt eine ganz andere Position. Ich zerringe mich nicht mehr wund und blutig um das Gesetz, ich hab' es ja schon und laß es mir blos nicht stehlen. Ich könnte unterliegen gegen einen Mann, mit welchem ich kämpfen muß, aber ich bin von vornherein Sieger gegen einen Mann — welcher die Augen niederschlagen muß! Gegen die Diebe ist ein ehrlicher Mann eine Armee. Ja, die Tinte, womit das Wort „Gesetz" geschrieben wird, ist ein ganz besonderer Saft! Gebt mir nur dieses Wort! Ich reiße dem Jesuitenstaat nichts aus den Zähnen; an ihm ists jetzt, mir das Gesetz aus den Zähnen zu reißen! Aber meine Zähne sind jung. Was sie haben, halten sie fest. — Sehen Sie, Hoheit, deshalb bleib ich im Lande. Ich spüre den Flügelschlag der neuen Aera, nämlich die Diebe, da gehört der Gendarm auf seinen Posten!"

Der Fürst war betroffen, die Dinge unter dieser

Geſtalt zu erblicken, aber weltmänniſch faßte er ſich und ſagte lächelnd: „Nun gut, Herr Sallek, ſo jagen wir; ich mein Rothwild, Sie Ihr Schwarzwild.“ — Damit war ſein Werben zu Ende und Sallek hatte ſich auf ſeinem Sinne behauptet. Wir wünſchten unſerm Helden den Credit erworben zu haben, daß er der Mann ſei, welcher ſich immer und überall zu behaupten weiß.

Indem wir uns von den Helden dieſer Erzählung verabſchieden, wünſchen Leſerinnen, — mütterliche zumal, — vielleicht auch von Ivo zu hören. Der Knabe wurde weder ein Kaufmann, wie es ſein Vater gewünſcht, noch ein Künſtler, wie es zum Beiſpiel Franche oder wohl auch ſeine Mutter für wahrſcheinlich gehalten, ſondern ein Drittes. Als im zweitnächſten Sommer Franche und Lorenne, vom Norden herkommend, einen Beſuch bei den Sallek's in Innsbruck machten und vom Süden zurück über Mailand, dem Ziele eines zweiten Beſuches, nach Hauſe kehrten, begleiteten Felix und Hermoſa das befreundete Paar bis an den Gardaſee, und Ivo, als Preis vorzüglichen Schulfleißes, wurde mitgenommen. Bei dieſer Gelegenheit begeiſterte ſich der Knabe an der öſterreichiſchen Kriegsflotille auf dem Gardaſee, und die Begeiſterung verflog nicht, gleich anderen Knabenphantaſien, ſondern gab ihm eine dauernde Gedanken- und Willensrichtung. So ſchickten ihn denn die Seinigen erſt auf die nautiſche Schule in Fiume und jetzt iſt er Seecadet in der öſterreichiſchen Kriegsmarine.

Seinem Einſiedler auf der Madeler Gabel hätte Felix mittels einer Empfehlung an den bewußten Biſchof gerne zu einer beſſeren Pfarrſtelle verholfen. Leider ſtarb der gute Biſchof, ehe es geſchehen konnte. Er hatte zu jenen koſtbaren Reſten des Clerus gezählt, welche man in Oeſterreich die Joſephiniſche, in Deutſchland die Weſſenbergiſche Schule zu nennen pflegt. Sein Nachfolger war ein ganz anderer Mann.

Deſſenungeachtet beſuchte Felix, als ihn der Verkauf des Fenderhauſes ins Lechthal rief, den wunderlichen Curaten noch einmal. Er fand ihn zu Bette. Er hatte ſich erkältet, litt an Heiſerkeit, Kopfſchmerz und Fieber. Der ängſtliche Mann phantaſirte vom Tode. Sallek's Beſuch erfreute ihn wunderbar, denn ſofort hatte er ihm eine wichtige Angelegenheit zu vertrauen.

„Sallek", rief er, „Dich ſchicken die Engel! Bei Gott, wir ſtehen in einem magnetiſchen Rapport. Wiſſe, mein theurer Freund und Studiengenoſſe, ich habe geſtern mein Teſtament aufgeſetzt. Ich habe Dich zum Herausgeber meines literariſchen Nachlaſſes ernannt. Mein Hauptwerk, die Gnoſis, iſt freilich noch unvollendet; aber nur wenig fehlt noch und das wenige kannſt Du ergänzen. Ja, ja; ich darf es Dir anvertrauen. Du kennſt meine Ideen. Gott ſei Dank, daß Du erſchienen biſt. So kann ich im Frieden ſcheiden."

Und ſo können wir mit Ehren ſcheiden, ſagen wir zu unſerem Leſer. Wenigſtens wüßten wir nicht, was

ihm zu seiner vollen Befriedigung noch fehlen könnte, wenn er die Aussicht mit sich nimmt, daß für ihn, seine Kinder und Enkel ein Manuscriptenschatz erhalten bleibt, der noch weit mehr Seiten des Genusses bietet, als sein Autor selber ahnt, — die Theologumena des Pater Anselm. (Bah!)

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Novellen

von

Ferdinand Kürnberger.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1878.

Verfasser und Verleger behalten sich das Recht der Uebersetzung
in fremde Sprachen vor.

Ein heiterer Himmel umblaute das grüne Thal und eine wohlgestimmte Kirchenglocke durchhallte es tonreich. Im Tempo dieser melodischen Begleitung schritten zwei junge Männer fürbaß.

Sie hatten nach Künstlerart viel beobachtet und wenig gesprochen, indem sie die schöne Thalstraße hinwanderten. Und immer zahlreicher zogen Trupp an Trupp die festlich gekleideten Landleute an ihnen vorbei.

Ein schöner Menschenschlag hier! bemerkte der Aeltere.

Und Glückskinder sind wir, antwortete der Jüngere, daß es just Sonntag und Kirchgang ist. Das ganze Thalvolk defilirt uns wie auf Musterung vorüber.

Es ist wahr, wir könnten nicht bequemer Modellschau halten. Ich wette, hier finden wir unsere Modelle. Du Deine Madonna; ich meine schaumgeborene Venus.

Die finden wir wol in keinem irdischen Thale, antwortete der Jüngere.

Ah pah; alles Himmlische muß sich auf Erden finden, oder es ist überhaupt nicht zu finden, warf der Aeltere mit reifer Leichtigkeit hin.

Aber der Jüngere trotzte mit dem weichen Trotze der Jugend, der so hübsch wie Charakter aussieht. Darin werden wir ewig auseinander gehen! sagte er standhaft.

Das amüsirte den Aelteren. Er lächelte ihm unter den Pantomabut in die schwärmerischen Augen und sagte mit der Verbrämie einer wahrhaft väterlichen Ueberlegenheit: Swia, mein junger Herr von zwanzig Jahren? Wir werden noch viele Ewigkeiten erleben, lieb Brüderchen!

Aber das Brüderchen machte ein steifes Principien-Gesicht.

Der Aeltere schwieg wieder und sah unter die Leute. Sieh Adi, wer uns da entgegenkommt, stieß er den Jüngeren an. Eine wahre Penelope! Wie gefällt Dir diese Prachtfrau von einer Bäuerin? Da hast Du gleich ein Modell! Ein Modell, wie gemacht um noch gefreit zu werden und eben Matrone zu sein. Was?

Meinetwegen. Aber eine Göttin?

Ah, mein Freund, wo es solche Mütter gibt, dort sind die Väter Göttinnen.

Das klingt trivial. Aber sei so gut und laß mir die Bauern Bauern und den Homer Homer bleiben.

Das heißt: Du willst mir „Ideal und Wirklichkeit" nun immer fleißig auseinander liegen und nach dem Ideal dann schwärmerisch „ringen", derweil es lustig auf allen Bäumen blüht!

Wenn dem so ist, dann nennen wir uns lieber gleich Photographen statt Künstler! sagte der Jüngere fast heftig.

Ei, Brüderchen, Du wirst mir ja böse! tröste der Väterliche. Nun, nun, nur nicht so ernsthaft! Nimm die Kunst ernsthaft, aber jedes Kunstgespräch heiter. Denn wenn wir auch ewig auseinander gehen, so laß uns doch trachten, ewig zusammen zu kommen. Das Trachten wenigstens schmelle mir nicht hinweg.

Das herzliche Wort traf das Herz des weichen Jünglings. Einlenkend sagte er: Ich gebe Dir ja zu, daß wir Motive finden können, einzelne Züge, die wir vielleicht . . .

Halt, Freundchen, laß mich kutschiren. Einzelne Züge, die wir dann im Schweiße unseres Angesichtes zusammen schweißen, bis das „selbstgezeugte Ideal" herauskommt, dem der deutsche Selbstherr, dieser hochmüthige, aber ehrliche Abstractionsmensch, so unverbesserlich nachjagt! Wir halten Wunders auf unsern deutschen Idealismus und haben freilich Recht, uns mit Bettelstolz an diesen Bettelstab anzuklammern, denn wo die schöne Natur fehlt, ist es wenigstens besser als gar nichts, eine schöne Imagination zu haben. Aber komm nur erst nach Italien, dann wirst Du Deinen deutschen Idealismus anders beurtheilen. Bis dahin streiten wir um des Kaisers Bart; ich weiß es, mein Lieber, aber Du weißt es nicht.

Der kleine, versteckte Idealist hatte im Grunde ein offenes Ohr. Es war sein guter Wille, belehrt zu werden, indem er fast händeringend ausrief: Aber Du wirst doch nicht sagen wollen, daß das Portrait schon das Ideal ist?

Ja! geradezu, ja! antwortete der Aeltere fest. Das Portrait, von der Natur schön gegeben und von der Kunst

wiedergeben in einem schönen Momente. Und siehe, Schatz, just das ist es, was uns Italien lehrt. Noch war der Stern der Antike nicht aufgegangen, aber die byzantinische Heiligenmalerei, die Mumerei der Starre und des Todes, schon untergegangen; man wußte zwei Jahrhunderte nicht, woran sich halten. Es fehlte eine Lehre von allgemeinem Aussehen, ein Kanonikum, eine Schule. Was that da Italien? Es richtig die Augen auf. Einige Künstler merkten, daß ihre Frauen und Töchter, ihre Matrosen und Hirten — eigentlich schön waren! Da kam ihnen der Einfall — vielleicht wie ein Teufelsgedanke und mit klopfendem Herzen, die Menschen auf die Altäre der Kirchen einzuschmuggeln, wo sonst die Byzantiner ihre furchtbaren Maskengesichter aufschnitten. Und da sie Künstler waren, nicht Photographen, wie Du so trauriglich sagst, so begriffen sie, daß sie freilich noch mehr thun mußten, als die Schönheit blos portraitiren. Aber diese Mehr brauchte doch nur ein Weniges zu sein. Es gehört zu Schönheit eine schöne Bewegung, eine schöne Haltung, oft auch nur einen schönen Augenblick. Ach, eine heilige Familie wird fast von selbst heilig, wenn das Familienleben nur zart und freundlich ist! Schöne Kinder werden von selbst fromm, wenn sie einträchtig spielen, ja, auch nur anmuthig schlafen. Laß einen schönen Menschen auch noch gut sein, z. B. ein mildes Almosen spenden, und er scheint fast ein Gott! So malten die Italiener auf die Kirchenaltäre ihr Volksleben, und Du siehst es mit wärmster, innigster Andacht, obwol Du nur Menschen siehst. All Deine deutschen Stichworte lassen Dich im Stiche. In

das Kirchenſtil, Genreſtil, Hiſtorienſtil? Nichts von alledem; wir nennen es: Exiſtenzmalerei. Das Wort iſt gut, viel beſſer als unſer deutſches Stimmungsbild. Stimmung iſt Zufall und am allerſchlimmſten oft — Selbſtbeſpiegelung. Eine Mutter, die ihr Kind ſäugt, iſt kein Stimmungsbild, aber ein Exiſtenzbild. Eine „santa conversatione" iſt kein Heiligenbild, ſondern meiſtens eine Portraitgruppe von zeitgenöſſiſchen Cardinälen, Mönchen, Gelehrten und Dichtern; aber ſie unterreden ſich mit hohen Gedanken und werden von ſelbſt heilige Menſchen oder menſchliche Heilige. Die Italiener haben manch andere Kunſtausdrücke als wir, und ſie wiſſen wohl, warum. Sie bezeichnen eben ihre Kunſt und nicht die unſrige, die berühmte „Kluft zwiſchen Ideal und Wirklichkeit". Sie idealiſiren natürlicher und ihre Natur iſt idealer.

Gilt das auch von der Sixtiniſchen Madonna und von der Transfiguration, dem höchſten Flug des Ideals, das ganz Himmel iſt und die Erde aufgezehrt hat?

Ja, ja, ſo meint ihr's, ihr jungen langhaarigen Idealiſten; ich weiß es. Gleich das Höchſte verlangt und in erſter Jugend! Nur ſo konnteſt Du leugnen, daß wir hier unſere Göttinnen finden. Sixtiniſche freilich nicht, das iſt wahr. Wiſſe aber, mein Knäblein, die Madonnen fliegen nicht blos in Adlershöhe, ſondern auch in Schmetterlingshöhe. Eh die Madonna gen Himmel flog, hat ſie an Kinderwindeln ein Kind geſängt. Damit fang' an. Verlange weiter nichts als ein weibliches Modell, das Jugend und Schönheit hat, jene Schönheit, welche nicht mehr zu

sein braucht, als ein glückliches Gesicht, das mit Leichtigkeit sich seinem seelischen Ausdrucke fügt. Und der seelische Ausdruck braucht nicht mehr zu sein, als Sittsamkeit und Mütterlichkeit. Eine bescheidene Miene und im Auge ein Blick, der voll Wärme und Süßigkeit auf einen Säugling herabblicken kann. Male mir solche Existenzbilder und Du wunderst Dich selbst, wie nahe sie dem Idealbilde kommen. Wenigstens ist es der richtige Weg, von der menschlichen Liebenswürdigkeit zu der feierlichen Göttlichkeit aufzusteigen. Umgekehrt kannst Du nur heruntersinken; aber hast Du einmal Mißmuth über mißglückte Ideale eingeheimst, dann triffst Du auch das naiv Schöne nicht mehr und Du wirst „ein zerrissener Kunstgenie". Freilich hat auch das Existenzbild seine Klippe, nämlich das Kleinliche und Süßliche. Aber von der ist eben eher loszukommen. Was eine ordentliche Biene ist, die arbeitet zeitlebens im Süßen und verklebt sich doch nicht die Flügel, sondern bleibt immer flugfähig.

Die Alte hatte der Jüngere still und fromm hingenommen und seiner Miene war anzusehen, daß, wenn er widersprach, der Widerspruch manierlich ausfallen würde. Da zog ein Mädchen ihre Aufmerksamkeit auf sich. Unter den Vorübergehenden kam ihnen eine Bauerstochter entgegen, — groß gewachsen, ruhig vom Knochenbau, strotzend von Muskelkraft, schwarz von Zöpfen und Augenbrauen, das Gesicht aber angenehm und Gang und Haltung elastisch. Es war eine auffallende Erscheinung!

Die schreitet ja wie aus einem alten celtischen Jahrtausend heraus! rief der Aeltere, voll von Bewunderung.

In diesem Thale spukt's überhaupt von einem episch-klassischen Alterthum. Die Leute haben entweder römisches oder celtisches Blut in den Adern; es wird Einem ganz heroisch zu Muthe. Ich bitte Dich, bleib stehen; sieh ihr nach. Welch eine Menschenpracht! Das sind die Leiber für Künstler. Ist sie dick? Nein. Ist sie schlank? Ja, aber man schämt sich des schwächlichen Worts. Auch Tannen sind schlank und doch haben sie keine Taille. Siehe, so wünschen wir's. Das sind Typen. Ich werde sie einem Collegen denunciren, der irgend eine Barbaren-Königin sucht, eine Penthesilea, Brunhilde, Artemisia, etwas übermenschlich Großes, Halb-Wildes und doch weiblich Ausgeglichenes und Harmonisches.

Sie kommt mir just recht, sagte der Jüngere. Solche Modelle sind nicht pour à pour zu idealisiren. Zu der hinauf giebt's keine Bienenflügel, nur Adlerflügel.

Willst Du mich abtakeln? Es ist wahr, einem Existenzbilde ist sie entwachsen; aber was beweist das? Wird sie denn die Letzte sein, die uns begegnet? Just solche Proben lassen das Gegentheil hoffen. Es sind ja die seltensten Erscheinungen, welche in einer stilvoll ausgeprägten Naturfertigkeit der Kunst nichts übrig lassen und ihr den Stil, der gleich der Höchste sein muß, förmlich dictiren. Eh uns die Menschenform Ein Mal das Junomedell liefert, das nur mit Herkulesarmen anzufassen, gibt sie uns zehn Mal die zarteren Spielarten, die auch mit der Zuckerzange noch anzufassen. Aber was sag' ich? Bleiben wir nur bei ihr selbst. Diese Virago taxire ich heute auf sechs-

undzwanzig; aber einst war sie dreizehn, fünfzehn, siebzehn und da wird sie manchen Stil zugelassen haben, den sie jetzt ausschließt. Vielleicht wäre sie damals meine schaumgeborene Venus oder Deine Madonna gewesen.

Für meinen Theil zweifle ich. Ueberhaupt begreife ich schwer, wie leicht Du Dir das zusammen reimst. Die Leute hier sind ja durchgehends schwarz, aber Venus und Madonna gehen so weit auseinander . . .

Daß ich nicht wüßte. Meine Venus ist eine Jonierin, also ein schwarzlockiges Teufelskind, und Deine Madonna eine Jungfrau aus Judäa, das heißt wol auch eine Brünette und schwarzhaarig.

Aber hör' auf. Jonierin! Jüdin! Wer wird sich denn gar so realistisch der geographischen Wirklichkeit anschließen! Dazu wirst Du mich nie verführen.

Je nachdem, antwortete der Aeltere. Wir handeln ja nur Meinungen und nicht Principien ab. Und plaudern läßt sich von hielem. Denn wenn Mephisto meint, nichts ist so gut, daß es nicht werth wäre, zu Grunde zu gehen, so könnte man doch auch sagen: nichts ist so schlecht, daß es nicht werth wäre, ein Bißchen zum Plaudern zu dienen.

Das klang lässig und war es doch nicht. Der Aeltere liebte es, mit solchen Schlußwendungen zu schließen, aber es war bei ihm wohlüberlegt. Denn der Jüngere liebte nach Jugendart Principien und Doctrinen und war recht streitbar in seinem Idealismus. Der Reifere gab solchen Gelegenheiten zu akademischen Reden nach, schon um den Unreiferen zu leiten und zu führen; als sein Reifstes aber

gab er dann immer den Wink, daß das Entſcheidende doch nicht das Reden ſei, und Theoretiſiren höchſtens die Zeit vertreibe, aber nicht mehr leiſte, beſonders einem Künſtler nicht. Es lag für den Jüngling eine feine Warnung darin, vom Reden nur bildende Anregungen, nicht aber die Bildung ſelbſt zu erwarten.

So ſchwiegen ſie nun wieder eine Strecke lang. Und doch kam ihnen jeden entgegen, was juſt die Krone ihres Geſpräches geweſen wäre, wenn die Menſchen ſtets ehrlich mit einander umgingen.

Die Kirchenglocke hatte zu läuten aufgehört, die Kirchengänger kamen vereinzelter und faſt ſchon als Nachzügler. Da war nun ein Greis unterwegs, welcher buchſtäblich nachgehinkt kam, denn er war lahm. Für ſich allein wäre er überhaupt nicht mehr Fußgänger geweſen, auch mit ſeinem Krückenſtock nicht. Aber indem er ſich links darauf ſtützte, ſchleppte er ſich rechts am Arm eines jungen Mädchens, das ihn faſt trug. Das war das letzte Paar. Vielleicht Großvater und Enkelin.

Dieſes Mädchen aber war eine Schönheit, welche jedes Auge auf ſich gezogen hätte. Gab es doch ſchon ein Schauſpiel, das auffallen mußte, wie leicht ſie den anklammernden alten Mann trug, der ſeinen Gang faſt auf ſie umlegte und die Schönheitslinie des ihrigen doch nicht erſchütterte. Es war ein Schauſpiel von hoher Grazie und einer Kraft aus dem innerſten Kern heraus, mit welch ſpielender Freiheit die Jugend das Alter ſtützte. Und wie ihr Köpfchen, das die angenehmſte Form eines Lindenblattes hatte, den

gebeugten Graukopf überragte, nicht anders als ob auf einem dürren Ast eine junge Maienknospe sich wiegte, so war es das glücklichste Gesicht, um in gottbegnadeter Mütterlichkeit ein liebliches Kind anzulächeln, oder selbst Göttin zu sein und Wunderkind der Schönheit, das schaumgeboren in's lachende Dasein emporspringt.

Die Haarfarbe des Mädchens war wieder das Schwarz der ganzen hiesigen Thalschaft. Ihr sammtenes Mandelauge blickte aus Wimpern, dunkel wie Nachtschatten und unter Augenbrauen, wie von zartesten Tuschen schraffirt. Kurz, es war ein Bild, welches wie gerufen kam, um dem Aelteren unseres Künstlerpaares auf's Ueberraschendste Recht zu geben.

Und doch war es noch überraschender, wie die Brüder davon Notiz nahmen.

Das wäre gleich so ein Doppel-Modell, warf der Aeltere einsilbig hin.

Der alte Krückenstößer? fragte der Jüngere.

Narr, seine Führerin.

Die hab' ich ganz übersehen.

Das war stark! Der Bruder blickte erstaunt auf den Bruder. Er wußte doch selbst, wie sehr er geheuchelt, aber der Andere übertrumpfte ihn noch. Der Aeltere heuchelte Phlegma, der Jüngere gar — Blindheit.

Was ging vor? Es war ein Vorgang, wie unter ertappten Dieben.

Der Aeltere wiederholte seinen Blick auf den Bruder. Der war blaß geworden und blickte seitwärts.

Jetzt wichen sie sich auch mit den Augen aus. Noch weniger fiel mehr ein Wort zwischen ihnen. Am wenigsten — über das Terpet-Modell!

Wie verwandelt schritten sie weiter. Seite an Seite gingen sie — nicht wie ein Paar, sondern wie zwei Vereinzelte.

Nach einigen Schritten verlangsamte der Aeltere seinen Schritt. Sofort blieb der Jüngere ganz stehen. Sie errietheu sich.

Der Aeltere fing an. Was nun, Beda? Wandern wir das Querthal zu Ende und durchstudiren wir programmmäßig das Längenthal draußen, oder bleiben wir auch ein wenig in diesem Winkel hier, der eigentlich nicht auf unserm Quartierzettel steht?

Bleiben wir! bleiben wir! rief der Jüngere los und sein Gesicht erglühte.

Ich meine es auch, sagte der Aeltere mit unerschütterlicher Ruhe. Wenigstens eines Versuches scheint es mir werth, daß wir uns hier ein Bißchen umsehen, aber vom Hauptthale herein hätten wir nur das doppelte hin und her Gehen oder Fahren. Also bleiben wir einstweilen. Und nun will ich gleich in's Wirthshaus hinauf und Quartier machen, Du aber sei so gut und laufe zum Bahnhof hinaus, um unser Gepäck zurückzutelegraphiren, das wir, ein Bißchen übereilt, nach unserm vermeintlichen Hauptquartier schon vorausgeschickt.

Könnten wir es nicht umgekehrt machen? sagte der Jüngere, den wir Beda nennen gehört. Laß mich in's Wirthshaus gehen.

Mit vollendeter Verstellungskunst machte der Andere die Miene, als ob er sich das überlegte, da er doch sehr einig mit sich war, was er wollte. Aeußerst sanftmüthig antwortete er: Du weißt, Wirthe und Wirthssachen sind mein Departement. Auch ist heute Sonntag, vielleicht sind Gäste da und es kostet möglicherweise einen Kampf oder eine Kunst, ein Logis zu belegen. Dann gehörte um so mehr meine Hand dazu. Also thue, wie ich Dir vorschlage. Geh zum Bahnhof hinaus und droben im Wirthshaus neben der Kirche erwarte ich Dich.

Damit wandte der Aeltere sich wieder rückwärts; der Weg des Andern ging vorwärts. Die Brüder trennten sich. Aber kaum war es geschehen, so suchte sich Beda ein Buschversteck, um unbemerkt beobachten zu können. Mit brennendem Augendurst ließ er sich jetzt die Zügel schießen, um dem Mädchen noch nachzusehen, das ihn in's Herz getroffen. Mit einem Verdachte, den er aus sich selbst schöpfen konnte, wollte er sehen, ob der Bruder seine Schritte beschleunigte, um das Paar noch einzuholen. Aber er sah nichts. Derselbe Busch, der ihn selbst verdeckte, zog sich in langen Säumen zwischen dem Bach und der Straße hin und verdeckte auch Andere. Er gab seine heiße Schaubegierde auf. Da seufzte er tief und — „aus seinen Augen flossen Thränen“.

Im Bahnhofe herrſchte ein ſtarkes Gedränge an der Caſſe. Es war größtentheils das Publikum des Lokalverkehres; um ſo mehr aber fiel eine Dame darunter auf, deren Stand ein vornehmer ſein mochte und welche ſich hier ganz buchſtäblich „im Gedränge“ befand. Beda, ſein Telegraphen-Bureau im Auge, ſah es im Vorbeieilen und warf dem drängenden Haufen das Wort zu: Aber ſo machen Sie doch dieſer Dame hier Platz; Sie zertreten ſie ja förmlich! Trotzige Männerköpfe wendeten ſich nach ihm um. Es ſchien ein Trupp von Vereinsmitgliedern irgend einer ländlichen Geſelligkeit oder Körperſchaft, in Tracht und Abzeichen Alle gleich ganz beſonders aber gleich im handfeſten Ausdruck excluſivſter Männlichkeit. Man ſah es dieſen nachdrücklichen Geſtalten an, daß ſie gewohnt waren, das Recht des Stärkeren in ſorgloſer Selbſtüberzeugung zu genießen und das Recht des Schwächeren ſich nicht anfechten zu laſſen. Sie hörten dieſen Appell jetzt zum erſten Male, und angehaucht von dem ihnen fremden Zauber der Galanterie, waren ſie wenigſtens nicht grob, ſondern ſchwiegen blos. Nur ſah man, wie die Gefahr ſie durchzuckte, daß ihr herrlicher Männerbund geleckert werden ſollte, und als gute, unerſchütterte Geſellen rückten ſie Schulter an Schulter — ein Bißchen enger zuſammen.

Da machte Beda kurzen Prozeß. Er fuhr mitten unter ſie, holte die Dame aus dem Gedränge, bot ſich an, ihr Billet zu löſen und fragte: Wohin? Die zarte Frau, mit ihrem Geiſte nicht ſchnell bei der Sache, blickte ſuchend und rathlos umher und ſtotterte verwirrt: We nur mein Kammer-

mädchen bleibt! Sie kann doch nicht . . . Man hörte die Bahnglocke. Zweites Läuten! Einsteigen! erhob der Portier seinen Mahnruf. — Wohin? drängte der Jüngling. — Schloß Adelkam. Aber mein Gott, ich begreife gar nicht . . . Schloß Adelkam, erste Classe! rief Beda und eroberte sich mit Macht den Schalter und das Billet. Die Vereinsrecken wichen zurück, um so mehr, als in diesem Augenblicke der Obmann abgefertigt war, denn er empfing ein Bündel Billete für seinen ganzen Harst. Beda empfing das seinige. Die Dame von Adelkam dankte zerstreut, kramte nach Geld, ließ das Portemonnaie fallen, fragte und suchte nach ihrem Kammermädchen und das Alles mit jener auf Bahnhöfen eigenthümlichen Hast, welche beim zarten Geschlechte bis zur nervösen Aufregung gehen kann. — Einsteigen! einsteigen! drängte der Portier die Fremde, die bereits die Letzte war und mit nichts fertig wurde. Die Dame weinte fast. Sie gab das Geldzählen auf und fragte geflügelt: Wohin darf ich's schicken? Ich bitte um Ihre Adresse, mein Herr. — Wir haben keine. Wir sind fahrende Künstler. Aber Schloß Adelkam fliegt ja nicht durch die Luft. — Drittes Läuten . . . fertig! — Portier und Conducteur trugen die Dame fast auf ihren Armen fort. Diese stotterte noch von ihrem Dank . . . von ihrem Kammermädchen . . . das Coupé fiel in's Schloß, die Locomotiv-Pfeife erscholl . . . ein Augenblick — und der Zug brauste fort.

Beda suchte sein Telegraphen-Bureau.

Sein Geschäft daselbst war bald gethan.

Er kehrte zurück.

Auf dem Rückweg nahm er einen Fußpfad, welcher aus der Straße, die er ganz sichtlich abschnitt, in's Grüne ländlicher Grundstücke führte. Freilich führte er gleichzeitig hügelan, denn das bleibt nun einmal die Philosophie der Landleute, daß sie zwar die Umschweife auf ebenem Boden vermeiden, dagegen für nichts es achten, wenn der scheinbar kürzeste Weg der gebogenen Linie von Anhöhen folgt. Beda hatte sich bald verstiegen, gerieth in einen Wald, auf Holzwege, und merkte, daß selbst nach Bauernpraxis dieses Wegprofil unmöglich das kürzeste sein konnte. Er kehrte wieder um und fand seinen rechten Weg endlich über eine abschüssige Wiese, wo es eine kaum merkliche Fußspur war.

Er hatte Zeit verloren und war in wachsende Aufregung gerathen. Alle seine Gedanken hafteten ja — an jener Kirche und an jenem Kirchenweg! Sein ganzes Trachten war, jenen Punkt, wo er sie zum ersten Male gesehen, noch rechtzeitig zu besetzen, um ihren Rückweg abzuwarten.

Auf seiner Anhöhe konnte er das Alles überblicken. Die Kirche, das Kirchdorf, das Thal, den Busch, aus dem sie ihm plötzlich erschienen und wo sich dann bald darauf die Brüder getrennt. Wie jede Anhöhe verschönerte auch diese das Landschaftsbild, das schon auf ebener Straße so schön gewesen. Beda sah wie in eine neue und fremde Welt hinein. Er kannte kaum noch das Thal, wie hehr und hoch ihm jetzt Alles erschien. Es geschah ihm wie

im Traume. Die Schönheit des Daseins ergriff ihn mit ihrer schmerzlichsten Süßigkeit. All dieses Leuchten und Funkeln blendete ihm mehr als die Augen, es blendete ihm die Seele. Die weißen Sommerwolken am blauen Himmel, die weißen Häuser und Hütten in den grünen Schattierungen, das feurige Goldgrün an der Sonne, das kühle Seegrün in den Schlagschatten, das Weben der Lüfte, die ihre Atemzüge nach anderen als menschlichen Pulsschlägen machten: die letzte Ordnung des Daseins kam ihm wie eine freie Fügung vor. Er wußte nicht mehr, sah er eine Landschaft oder ein Leben, fühlte er Gegenwart oder Zukunft, hatte er ein Recht oder blos eine Gnade. Das aber fühlte er, daß dieser Welt noch eine andere zu Grunde liegt, welche mit Leichtigkeit hervorquillt, sobald sie geweckt wird. Den weckenden Ton hatten — Ariens Leier, Hüons Zauberhorn, Parzivals Steckenspiel. Dieser Ton ist kein Märchen; fast umgekehrt. Alles Wirkliche ist Scheinwesen und nichts wahrer als die Bezauberung. Er ist durchdrungen von dieser Wahrheit, aber sie ergreift ihn mit Schwindeln. Wie er ohne Verdienst in diese Welt der Schönheit gekommen, so leicht kann er aus ihr herausfallen. Träumer und Nachtwandler sind die, welche turnen, Knochen und Muskeln üben und denken, auf die Gesundheit kommt's an. Nein, wer das Leben von der ernsten Seite nimmt, der weiß: auf das Auge der Schönheit kommt es an! Je nachdem das blickt, ist es Leben — oder schwarzer, schwindelnder Todesabgrund. Der Mensch kann nichts — als schauern und bitten!

In dieſer Bewegung ſah der erhitzte und aufgeregte Jüngling den Schauplatz eines Ereigniſſes, das mit zwanzig Jahren ſo neu iſt! Er kam zurück — als ob ſtatt Minuten Jahre vergangen. In ſeiner Verwandlung blickte er auf den Ort, wo ſie vor ſich gegangen, faſt mit Mitleid herab. Dort war er ein Kind, ein Nichts geweſen — und was war er jetzt!

Er eilte den Grashügel hinab. Plötzlich ſtand ein großer, ſchwarzer Hund vor ihm, welcher ſich feſt und ſtill wie ein Monument ihm in den Weg ſtellte. Nach der majeſtätiſchen Art der großen Hunderaçen bellte er mit keinem Laut dazu, ſondern behielt den fremd gekleideten Mann nur aufmerkſam im Auge, indem er ſeine Ordre abzuwarten ſchien. Er brauchte nicht lange zu warten. Chalybs, herein! erſcholl ein Ruf, und das edle Thier, frei von bösartigen Leidenſchaften, machte mit einem weitgeſchweiften Rundſprung bereitwillig Kehrtum. Beda blickte auf. Eine Gruppe von fünf Landleuten kam den Hügel heran. Drei gingen voran, in der Mitte ein lahmer Mann, geſtützt auf zwei Andere, ein ältliches Paar von Bauer und Bäuerin. Als Beda den Lahmen erblickte, ſchoß ihm alles Blut nach dem Herzen. In der That folgte dem Lahmen auf dem Fuße — ſie, das ſchöne Mädchen. Ihr zur Seite ging ein jüngerer Mann in förſtmänniſcher Tracht. An dieſen ſchmiegte ſich jetzt der ſchwarze Hund an.

Beda war verwirrt. Es überraſchte ihn freudig, daß das zweite Begegniß noch früher, als er es ahnte, da war:

aber der Forstmann verwandelte ihm die Freude in Mißbehagen. Er sah ihn an, als ob er eine Erscheinung sähe, die weder wirklich noch möglich sein kann. So zog die Gruppe an ihm vorbei.

Beda stand und sah nach. Sie sahen sich um. Dieser Augenblick war nun nicht zu verlieren. Er erinnerte sich seines Vortheils als Fremder und ergriff die Gelegenheit, die ein solcher immer dazu hat: — er fragte nach Wegen. Leider konnte er nicht nach dem Dorfe fragen, denn das lag ja in offenem Thale an der Sonne funkelnd vor Aller Augen. So fragte er nach den Gangsteigen, auf denen er sich verirrt, und im Gefühle, wie bald dieser Faden reißen müßte, fand er endlich das Rechte, um seine innere Verwirrung nicht länger bloßzustellen. Er stellte sich als einen reisenden Künstler vor, der einen günstigen Ort für seine Studien suche. Er fragte jetzt den Häusern und Höfen nach, die im Gehügel droben eine schönere Lage hätten, als das Thaldorf, nur wären sie in diesem Augenblicke verschlossen und menschenleer und die Bewohner wahrscheinlich auf dem Kirchgange abwesend.

Beda war entzückt, wie gut er jetzt sein Fahrwasser gefunden. Er hatte den Vorwand, den er für den Augenblick brauchte, um zu bleiben und mitzugehen, und bereitete gleichzeitig seine Absichten für die Zukunft vor. Auch antworteten ihm die Landleute zutraulich arglos und in Rede und Gegenrede spann sich so die Gelegenheit, sie zu begleiten.

Ja, noch mehr. Im sachten Bergansteigen fingen sie nach und nach an, sich zu zerstreuen. Erst verabschiedeten

sich die zwei Bauersleute, dann der Forstmann mit seinem Hunde. Beda sah mit Vergnügen, daß zwischen ihm und dem Mädchen das Adieusagen ganz so phlegmatisch vor sich ging, wie es die Gewohnheit der kurzgriffigen und etwas mundfaulen Landleute ist. Nur mit dem Hunde ging's pathetischer her. Das schöne Thier umsprang und umbellte das schöne Mädchen mit einem Sturm von Zärtlichkeit und auch sie überhäufte seinen prachtvollen Kopf mit den beneidenswerthesten Liebkosungen.

Beda war jetzt allein im Genusse seines Glückes. Es überstieg alles Maß seiner Erwartungen, wie leicht und rasch diese Gelegenheit gekommen. Jetzt erst wurde er ganz ihrer froh. Es kam ja Schritt um Schritt nach Wunsch. Aber er hütete sich wohl, sich zu verrathen. Daß das Mädchen seine Madonna sei, konnte er schon nicht mehr anders denken; aber vom Denken zum Sein wollte er nichts überstürzen.

Er begnügte sich nun, mit dem lahmen Alten und seiner schönen Führerin gleichgültige Worte zu wechseln. Ach, welch süße Gleichgültigkeit! So scheint die Frühlingssonne auf nackte Zweige und läßt sich nicht merken, daß sie die fruchtschweren Zweige des Herbstes im Sinne hat. Seine gleichgültigen Reden lenkte Beda — auf Bilder und Bildermalen, auf schöne Landschaften, auf schöne Menschen, auf schöne Thiere, auf den Hund, auf den Forstmann, auf Alles, was ihm das Wichtigste war. Und das Wichtigste war ihm das Reden selbst! Es ist ja ein Wunder, daß man spricht — um zu verschweigen, daß man hört — um

zu sehen und anzusehen. Er sieht seine Zukunfts-Madonna an und macht sie sprechen, um sie ansehen zu dürfen. Dabei hilft er ihr den lahmen Großvater zu stützen, der es respectvoll ablehnt. Er bewundert ihn, daß er noch Berge steigt, aber der Lahme wundert sich, warum er es nicht sollte. Es geht ja ganz gut, sagt er mit jenem naiven Egoismus, welcher völlig verkennt, auf wessen Kosten es geht. Veda drückt mit einem Blick voll leidenschaftlicher Anerkennung dem jungen Mädchen sein besseres Wissen aus, aber sie beachtet es kaum oder versteht es wenigstens nicht. Auch sie scheint ihr eigenes Verdienst nicht zu kennen. Wie einfach empfinden die Landleute! Ganz Gewohnheit und Sitte, man muß langsam mit ihnen gehen, wenn man etwas Neues in ihr Bereich bringt. Diese Lehre zieht sich Veda daraus und beschönigt sie vor sich selbst — seine langsam gereifte Jugendblödigkeit.

Und doch ist ein Künstlerjüngling anders blöde als ein Philister. Es war ein Einfall, der seiner künstlerischen Geschicklichkeit alle Ehre machte, welchen Vorheil er noch den letzten Augenblicke abgewann. Denn als sie auf dem Nachhausewege jetzt eine muldige Einsenkung erreicht hatten, worin zwischen Wald und Wiese ein ländliches Gehöfte sichtbar wurde und der Alte mit den Worten: Hier sind wir zu Hause, den Jüngling nicht einzutreten aufforderte, sondern wie Einer, der sich verabschieden will, im Wege neben blieb, da hatte Veda die Geistesgegenwart, noch seinen letzten Trumpf auszuspielen. Auf schmalem Pfade hatte man den Fremden vortreten lassen; der Lahme mit

seiner Führerin folgte nach. Indem sich Veda nun umwendete und den Lahmen in ansteigender Stellung mit vergebeugter Haltung und ausholendem Knie dastehen sah, musterte er künstlerisch diese Stellung und sagte: Je länger ich den alten Herrn betrachte, desto mehr leuchtet es mir ein, daß das ein prächtiger Lazarus oder Vater Tobias wäre. Mit Erlaubniß! Und sofort zog er sein Skizzenbuch und fing zu zeichnen an. Aber nein! rief der Alte, das ist ja unerlaubt. Wie käme ich armer, gebrechlicher Mensch zu Personen, die in der Bibel und im Evangelium stehen und obendrein nach der heiligen Sonntagspredigt! — Seid ohne Sorge, antwortete Veda, das war immer so. Wie denkt Ihr denn, daß die Heiligenbilder in den Kirchen gemalt werden sind? Wenn sie recht gut sein sollen, so macht man sie nicht aus dem Kopf, sondern man nimmt lebendige Menschen dazu. Zum Beispiel Fräulein Eveline hier gäbe eine wunderschöne jugendliche Mutter Gottes und ich bin gar nicht sicher, daß ich sie mir zum Zeichnen und Malen nicht noch ausbitte. — Das hieß staatsklug sein! Mit wahrer Begierde führte der junge Meister diesen willkommenen Vorbereitungscours noch weiter aus, indeß seine Hand auf dem Papier schwebte, nicht anders als wie eine Schwalbe, welche bald hier, bald dort ein Insektchen pickt, jene wunderliche Zeichnerhand, welche im Gegensatz zur soliden, gleichmäßigen Schreiberhand in einem Taumel von Verrücktheit zu sein scheint, auf allen Seiten zugleich zugreift und von allen abspringt, so daß der Zuschauer schwindlig wird und die Bewegungen eines nervösen Fieber-

traume zu leben glaubt, daher er gewöhnlich über die Achsel guckt, um doch irgendwie sicher zu gehen.

Im Nu hatten sich die flüchtigen Striche zu einem Ganzen gefügt, das in Skizzenmanier ein Fertiges war. Der Künstler durfte es zeigen. Das ländliche Paar fand kein höhnisches Gefallen daran. Es waren Menschen, welche nur von ausgeführten Bildern Porträtähnlichkeit erwarten, dann aber auch sie höhnte; dagegen wie bezaubert dreinsehen, daß wenige Striche, deren Kühnheit selbst sie begreifen, einen doch so vollkommenen Spiegel des Lebens geben, ja, in ihrer Art auch noch Feinheit und Grazie haben. Sie sehen hinter die Coulissen und doch wirkt das Stück wie vor den Lampen.

Peter deutete ihnen die Skizze und fügte mit Bescheidenheit hinzu: Es sind rohe Umrißlinien, welche den Charakter nur allgemein andeuten; ich mußte ja eilig sein. Der alte Herr ist erklärlich müde und wird zu sitzen verlangen: darauf mußte ich Rücksicht nehmen und durfte mir nicht erlauben, ihn als mein stehendes Modell zu einer längeren Arbeit hier festzuhalten.

Das war gelungen. Es machte seiner Artigkeit Ehre, wie seiner Kunst. Es war ein „Abgang", der seines Eindrucks nicht verfehlen konnte und er ging fort wie Einer, der das gute Geschäft hat, daß er mit Ehren wiederkommen darf.

Und er kam wieder. Drei Tage ließ er vergehen, die er schwer genug aushielt, dann aber glaubte er dem langsamen Zeitmaß der Landleute, die Alles, was nicht ihre

eigene Art ist, beizuwohnen, mit kluger Vorsicht sich anbequemt zu haben, und hochschlagenden Herzens schlich er den Grashpfad in seine hügelversteckte Schatzkammer hinan. Unterwegs stellte er sich seine ganze Aufgabe noch einmal vor. Er wiederholte sich, was er zu sagen habe und erinnerte sich dabei, wie viel er schon gesagt habe. Viel war es und gut und deutlich, was er vom weltlichen Modellmalen der Heiligenbilder zum Besten gegeben. Auch glaubte er, daß diese Kunstbegriffe von den Naturmenschen aufgefaßt werden und daß es just nicht die ländlich härtesten Köpfe gewesen, die er vor sich gehabt. Zwar der Großvater war aus den bäuerlich geringsten Verhältnissen nur als Helfer in den Dienst jenes Gewerks eingetreten, wo ihm der unglückliche Sturz einer schweren Eisenstange den Schenkelknochen zerschmettert; aber unter einem Regimente von so vielen technischen Beamten hatte er doch Formen von Bildung gesehen und theilweise sich angeeignet. Dasselbe war der Fall mit seinem Schwiegersohne, dem Vater Evelinens, der es als fähiger Kopf zu einem der Unter-Werkmeister gebracht, obschon auch er nur dem Bauernstande angehörte, dem das Hüttenwerk sein Arbeitermaterial so vielfach entlehnte. So war Eveline aufgewachsen, in ihrem geistigen Gefüge ganz als ein Bauernkind und doch hatte Beda schon nach wenigen Worten mit ihr jenes Etwas entdeckt, das nur die Kulturnähe mittheilt. In seiner verschönernden Anschauung bezauberten ihn diese Spuren; das Wenige dünkte ihm viel und wäre es auch nicht mehr gewesen, als daß sie das Herrenkleid zu achten

ſchien und den Lebenszweck, zum Beiſpiel des Forſtmanns, tiefer anſetzte. So wanderte der junge Künſtler ſeine einſamen Pfade, begleitet von allen guten Genien der Hoffnung. Und ſie kam ihm an.

Vera war ein Glückskind. Es ging ihm auch heute nach Wunſch. Ja, diesmal noch mehr als vor drei Tagen. Denn als er das ſüße Gehöfte nun erreicht hatte, ſtand Cycline unter der Thür, nicht anders als ob ſie ihn erwartet hätte, als ob ihn die Göttin Gelegenheit auf's Kürzeſte an's Ziel führen wollte. Selbſt dem Modell, wie die Künſtler meiſtens es brauchen, war ſie durch Zufall ſchon angenähert, denn ſie ſtand da, wie die Städter ſich ausdrücken, „im tiefſten Negligé“. Jedermann aber weiß, daß juſt das auch das vorherrſchend maleriſche iſt, etwa Prunkbilder ausgenommen. Glücklicherweiſe iſt es vor dem natürlichen Fühlen der Landleute ſogar das genügende, denn für ſie exiſtirt der Begriff „Negligé“ überhaupt nicht. Der ländliche Anzug heißt nur, daß die Blöße bedeckt iſt; er verlangt nicht, wie der ſtädtiſche, daß die Bedeckungen zwei- und dreifach über einander liegen, ſondern nimmt auch die einfache für voll, zum Beiſpiel Hemd und Röckchen. In dieſer häuslichen Zimmerbekleidung verweilte die ländliche Idylle vor ihrer Hausthür.

Sie hatte ſich im Vorgärtchen mit einem zahmen Eichkätzchen gejagt. Das idylliſche Thier ſchien zwiſchen der Freiheit und der Gefangenſchaft faſt nur zu ſchwanken, um ſich ferner zu unterhalten, denn es entzog ſich der ſchönen Jägerin mit allen Vortheilen ſeiner ewig ſchönen Lebendig-

keit, sprang ihr aber dann freiwillig zu. Als Beda, welcher leiser aufgetreten, um das Spiel nicht zu stören, nunmehr auf Grußnähe herangekommen, war es in den Händen Evelinens. Sie ließ es auf dem linken Arm sitzen, den sie gebogen über der Brust hielt und redete mit liebkosenden Scherzworten auf das vierfüßige Püppchen herunter. So fand Beda die Scene.

Den jungen Maler aber ergriff es bei diesem Anblick wie eine plötzliche Inspiration. Um Gotteswillen, bleiben Sie so! rief er dem Mädchen an Grußes Statt zu. Das ist das schönste Modell einer Madonna. Diese Kopfneigung, dieses Lächeln, Alles ist einzig zum süßesten Mutterglück einer gottbegnadeten Auserwählten. Es fehlt nur der Säugling und die Mutterbrust.

Eveline meinte, er scherze und lachte, indem sie ihn ansah.

Aber der Künstler drängte in seinem Eifer: Halten Sie den Kopf wie zuvor. Es war unnachahmlich schön! Bitte, folgen sie mir; es ist mein Ernst. Und dann die Brust! Denken Sie sich das Eichkätzchen als einen Säugling und geben sie ihm die Brust. Ich bringe es schnell zu Papier.

Er zog seine Mappe und als Eveline noch immer Miene machte, die Modellscene nicht zu begreifen, glaubte er ihr helfen zu müssen. Mit jener selbstvergessenen Hand, womit ein Künstler in der Draperie noch Anordnung nennt, was Laien Unordnung nennen, trat er an die Jungfrau heran. Die aber prallte vor seiner Berührung zurück, zuckte

das Stirnfältchen und schoß pfeilschnell in die Hausthür, nicht ohne ihre Zorneswallung in einem verletzenden Worte zu äußern.

Es schlug wie ein Blitz in den armen Jungen. Beda stand da, seiner Besinnung nicht mächtig. Er konnte es nicht fassen, was jetzt geschehen war. Ein Faden war zerrissen, der in seinem Innern noch fortlief. Es war ihm, als hielt er eine Krystallvase in der Hand, die zugleich zertrümmert zu seinen Füßen liegt. Er sieht doppelt, er sieht wie in Schwindeln. Was ist außen, was innen? Er taumelt, er vergeht.

Dem Mädchen nachzustürmen, war der nächste Trieb seines Herzens. Aber ach, wenn es „blinde Triebe" nur gäbe! Thierische ja, menschliche nicht. Im Trieb ist schon Bewußtsein, und er braucht nur das, nur den ersten Funken davon, und er hält wieder inne. Was will er? Reden und durch Reden gut machen. Aber Reden ist eitel. Diese Lehre hat er ja soeben empfangen. Er hatte so hübsch über's Modellmachen geredet, als er den Vater Tobias gezeichnet, und war so hübsch, wie er meinte, verstanden worden. Aber das war nun Täuschung. Ein anderer Verlaß ist bei Städtern, ein anderer bei Landleuten auf's Reden. Der Städter wird durch einen guten Redner wirklich bestimmt; der Landmann hört ihm zu — vielleicht aus Respekt, aus Wohlgefallen an der „schönen Sprache", die ihm ein seltener und leckerer Schmaus; im Uebrigen beharrt er in seiner Starrheit, die durch Reden so leicht nicht aufgelöst wird. Zu spät erkennt Beda diese

Wahrheit. Und nun fehlt ihm der Muth, seiner Suada von Neuem zu vertrauen. Er empfindet ganz, was die gemeine, trostlose Phrase sagt: gar nicht zum Worte kommen!

Mit zerrissenem Herzen schleicht er den Berg hinab.

Aber nicht mit zerrissenem Denken. Ein Strom von Gedanken wehrt sich gegen die Demüthigung, die er erlitten. Je tiefer er fühlt, wie seine eigene Unschuld der geheime Verbündete des Mädchens, desto hinreißender wird seine innere schöne Beredtsamkeit, womit er ihr Alles sagt, was mit ihrer Ehre auch der seinigen gerecht wird.

Und nun fällt ihm ein: wenn sie das hören könnte, — einen Stein müßte es erweichen! Und nun thut er, was ein Zwanzigjähriger in seinem Zustande unfehlbar thun muß: er geht nach Hause und schreibt bis in die Dämmerung hinein — einen sechs Seiten langen Brief.

Ausruhend von dieser heißen und drangvollen Jugendthat, saß er im ersten Blinken des Abendsterns unter der Wirthshauslinde und erwartete den Glühwein, den er sich statt alles Abendessens bestellt; da setzten sich stumm grüßend zwei Fremde an den Lindentisch, wovon der Jüngere gegen den Aelteren das Zwiegespräch, in welchem sie begriffen waren, mit den Worten fortsetzte oder vollendete: Ich habe ihren Brief gar nicht mehr gelesen, viel weniger beantwortet. Ich zerriß ihn uneröffnet und zündete mir die Cigarre damit an.

Beda erbleichte. Es war ihm gar nicht eingefallen, daß auch das das Schicksal von Briefen sein könne. Nicht er-

ernst, nicht scherzen! Er stand vom Lindentisch auf und trieb sich hinter dem Wirthshaus am Walde herum. Er war unglücklich.

Die schöne Briefarbeit! Noch ist die Tinte feucht und schon kann Alles vergebens sein. Ein Kartenhaus seine geschriebenen Worte, wie seine gesprochenen!

Er versucht nun zu errathen, ob Eveline so grausam sein werde, wie der Cigarren-anbrennende Fremde. Aber kann er seine Sache auf's Rathen stellen? Und so trifft er freilich das Rechte. Er muß seinen Brief persönlich bestellen. Wer ihm nicht Zeit läßt, sechs Zeilen lang zu reden, der wird ihm doch Zeit lassen, zu bitten: lies diesen Brief! Ein bittendes Wort, ein flehender Blick wird ihm doch gegönnt sein! Ja, er muß den Brief persönlich bestellen. Und nun dankt er dem Schicksalswink, den er so sonderbar erhalten. Er kehrt unter die Linde zurück.

Am nächsten Morgen begab er sich auf seinen Briefbotengang. Da sah er vor dem einsamen Häuschen den kahlen Großvater sitzen, welcher Holzspäne schnitzte. Zu seinen Füßen lag Skalybs, der schöne Neufundländer. Der erhob sich und murmurrte den Fremdling. Der Alte wies ihn zur Ruhe, aber zögernd und gleichgültig.

Beda war bestürzt. Er stand wie auf Nadeln. Er versuchte eine Unterhaltung anzuknüpfen. Vergebens hoffte er, der alte Mann würde ihn zum Eintreten oder zum Verweilen und Sitzen einladen, oder Eveline rufen, oder von ihr sprechen. War es doch selbstverständlich, daß der junge Mann das junge Mädchen zu sehen wünsche; warum

verkannte das der Großvater? Mit gepreßtem Herzen und auf gesuchten Umwegen ergriff endlich Beda das Wort dieses Gegenstandes. Aber seine Fragen nach dem Mädchen glückten ihm schlecht. Das Gespräch darüber stets ungefähr so: Eveline? die hat eine Base besucht. — Wo ist das? — O weit von hier. — Darf man es wissen? — Ja wohl, fast zehn Stunden weit. — So ging's noch zwei- oder dreimal, aber jede Wendung verfehlte an der schlauen Einfalt des Landmannes ihren Zweck. Die letzte Frage, wann sie zurückkommen würde, blieb ganz zu Boden gefallen, denn in diesem Augenblicke trat der Forstmann aus der Hütte.

Um der Absteifungskraft dieses Anblicks nicht allzu auffallend zu folgen, zwang sich Beda noch eine Weile zu bleiben; als diesem Scheine aber genügt war, empfahl er sich und trug seinen Brief in der Tasche wieder den Berg hinab.

Mit gesunkenster Hoffnung wiederholte er Tags darauf seinen Versuch. Jetzt aber fand er das Häuschen überhaupt menschenleer und Thür und Fensterläden verschlossen. Ein Paradies war verloren, noch eh' es gewonnen war, eine Knospe vom Reif zerstört, noch eh' sie in's Blühen gekommen. Zurück! rief ihm die verlassene Hofstätte mitleidlos zu.

Und er kehrte zurück. Zurück — mit Stolz und Erbitterung im Herzen, diesen nahen Verwandten der zärtlichsten Weichheit.

Widerwillig näherte er sich dem Dorfe. Sich jetzt zur Schau zu stellen, dieser Gedanke wurde ihm vollends zur

Hölle. Er war in einem Zustande, welcher die Einsamkeit sucht, oder unter Menschen wenigstens die fremdesten, was der Einsamkeit gleicht. Aber welche Pein, ein künstlerisches Zusammenleben mit seinem Bruder! Kann er sein innerliches Weinen und Bluten verbergen? Und kann er es preisgeben? Kann und mag er sich mittheilen? Und just dem, der dieses Leid über ihn gebracht? Es war ja sein Bruder, der ihn verführte; von ihm stammt diese unselige Idee der sängenden Madonna. Mit geheimem Groll trägt er ihm's nach. Er weiß, der Groll ist unbillig, aber was fragen die Empfindungen nach Billigkeit? Was hilft es, wenn Ursachen unbedeutend sind; genug, sie haben verursacht! Er kann nicht anders, er ist verstimmt gegen den Urheber seiner Schmerzen.

Als die zwei Brüder an diesem Abend sich sahen, geschah es, wie zum Hohn aller menschlichen Voraussicht, unter dem heitersten Wetter. Ladenden Herzens trat der Aeltere ein: Du kleiner Tuckmäuser, Du machst ja die schönsten Grimassen und sagst mir kein Wort davon! Da haben wir einen Geldbrief aus Schleswig-Holstein persönlich bestellt durch einen Boten, welcher weiter nichts sucht, als zwei „fahrende Künstler" in diesem Thale. Natürlich habe ich den Brief entsiegelt und gelesen, aber mich geht er nicht an. Alles offenbar Dich.

Ganz recht, antwortete Beda und erzählte dem Bruder das kleine Bahnhof-Abenteuer.

Sehr mit den vernehmen Herrn, scherzte dieser, wie neudeutsch er Dich behandelt und tectschweigt! Aber lies

nun dieſen Brief. Während Du Deine Abenteuer verſchläfſt, haben andere Leute ihre Augen offen, wie Figura zeigt. Deine Dame ſchickt Dir Dein Geld und redet Dich dabei an, wie folgt:

Geehrter Herr!

Schloß Adelkam fliegt nicht durch die Luft, ſagten Sie. Aber vergebens warte ich nun auf meinen felſenfeſten Grundmauern, daß Sie dieſes Wort zur Wahrheit machen und mir nach Schloß Adelkam eine genauere Adreſſe ſchicken, als die Sie mir im Fluge genannt: Zwei fahrende Künſtler. Ich will nun verſuchen, ob es mir durch den Verſtand des Boten, den ich mir ausgewählt habe, gelingt, auch unter einer ſo mangelhaften Adreſſe meine Geldſchuld abzutragen. Meine Dankesſchuld für Ihre ritterliche Hülfe und Artigkeit habe ich gleichfalls nur dieſer ſchwieligen Botenhand anzuvertrauen, da mir die beſſere Gelegenheit, ſie mündlich abzutragen, leider fehlt.

Mit Ergebenheit

Hirlanda von Adelkam.

Dieſes Billet las der ältere Bruder dem jüngeren mit allem Ausdruck, den er darin gefunden. Aber nicht zufrieden damit, fügte er noch ſeinen eigenen Commentar hinzu und ſagte:

Haſt Du gehört, Brüderchen? Die ſchwielige Botenhand iſt die Hälfte eines Gegenſatzes und die andere Hälfte iſt — der weiche Mund. Natürlich ſagt ſie das nicht, ſondern ſagt blos, mündlich. Aber ſie nennt es die beſſere

Gelegenheit und so beleuchtet ein Wort das andere. Der ganze Brief besteht aus zwei Theilen: einer leichten Empfindlichkeit, daß Du so nachlässig gewesen und einem lieblich durchsichtigen Wunsch, Deine Nachlässigkeit Dir zu verzeihen. Aber da mußt Du nun selbst dazu thun. Daß Du bisher just nicht Eile gehabt, das begreift sich und ist ganz recht, weil der leidige Nebenumstand einer Geldforderung mitspielt. Nachdem Du aber diese Zeilen erhalten, ändert sich das. Du hast jetzt nichts anderes zu thun, als sogleich aufzubrechen und der Schloßfrau von Adelkam Deine Aufwartung zu machen.

Das will ich! das will ich! rief Vera erglühend. Im rechten Augenblicke zeigte sich ihm dieser Ausweg. Fort von hier! und aus den Augen der Männer, die nur Blicke der Ironie haben, in den Hort des Frauenherzens, das discret übersieht, oder theilnahmsvoll mitfühlt!

Er schnürte sein Bündel und wanderte aus dem Querthal ins Hauptthal hinüber, wo Schloß Adelkam eine schönbewaldete Hügelterrasse krönte.

Mein Mann liegt schwer krank zu Bette und ich habe mich ganz seiner Pflege zu widmen. Aber ich hoffe, Sie sollen das nicht empfinden. Der Schloßverwalter und seine Frau sind längst gewohnt, die Gäste gut zu versorgen. Es wird Ihnen an nichts fehlen. Sie müssen mich nur entschuldigen, daß mir die Gelegenheit fehlt, Sie oft in meine

Gesellschaft zu bitten. Ich bin Tag und Nacht Krankenwärterin.

Die Schloßfrau hatte den jungen Künstler gefragt, ob seine Muße frei sei, und da dies der Fall, so nahm sie es mit diesen Worten als selbstverständlich an, daß er nicht ihr Besuch, sondern ihr verweilender Gast sei. Mit einem dankbaren Handkuß nahm Beda diese Aufnahme an, die ihm in seiner Lage so wohl that.

Seine Augen, welche nach blöder Jünglingsart der Dame nicht in's Antlitz gesehen, sondern daneben, entdeckten ein Cabinetsstück im Boudoir, wovon sie sich mehr, als just artig war, fesseln ließen. Noch unbefangener verrieth er sein Interesse, indem er geradezu fragte: Wer ist dieses engelsüße Aquarell auf Ihrem Bureau?

Leise seufzend antwortete Dame Hirlanda: Ich bin es selbst, als sechszehnjähriges Mädchen. Haben mich seit zwölf Jahren die Spuren der Jugend so gänzlich verlassen, daß es sogar ein Künstler nicht mehr erkennt?

Beda wurde blutroth. Aber da Frauen mit der linkischen Jugend unerschöpflich nachsichtig zu sein wissen, so half ihm Hirlanda heraus. Trösten Sie sich, sagte sie, wie Ihnen ging es noch Allen. Zuerst verkennt man die Aehnlichkeit, aber früher oder später kommt doch der Augenblick, wo sie Jeder zu finden meint.

Der Augenblick ist jetzt schon da! schwur Beda mit Feuer. Ich muß ja blind gewesen sein; aber es fällt mir wie Schuppen vom Auge!

Hirlanda lächelte gütig, daß er die goldene Brücke, die sie ihm baute, wenigstens zu betreten gewußt. —

In diesem Augenblicke fiel ein Schuß.

Die Dame fuhr zusammen und über ihr Antlitz fuhr es mit einem Ausdrucke, der es wie in ein fremdes verwandelte. Es war ein wilder, fast aufschreiender Schmerzensruf, wie aus einer zerrissenen Seele, welcher die letzte Geduldsaite gesprungen.

Beda stand voll Bestürzung da.

Glücklicherweise trat jetzt der Schloßverwalter ein, welchem die Schloßfrau während ihrer Empfangsrede an Beda geklingelt. Der würdige Alte führte den Jüngling durch einen Corridor, während Hirlanda wie eine aufgescheuchte Taube in die entgegengesetzte Richtung fast fluchtähnlich fortstürzte.

Was war das für ein Schuß? fragte Beda seinen Führer.

Vielleicht ein Fensterbrett im Garten, antwortete dieser.

Nicht doch, es klang im Innern der Schloßgemächer.

Der Alte zuckte die Achseln. —

Das war Beda's erster Eintritt in Schloß Adelkam. Ein Empfang, befremdend genug, um zu reizen, und nicht beunruhigend genug, um zu verstören.

Der Schloßmeart führte den neuen Gast auf ein Zimmer, das fast ein Saal war und in seinem alterthümlichen Geschmacke und seiner landschaftlichen Aussicht entschieden wohnlich anheimelte. Ein Gastzimmer im gastlichsten Sinne!

Beda fing sogleich an, sich einzurichten, was bald gethan war. Er überblickte seine neue Lage — nicht mit Zufriedenheit, die seinem Herzen fehlte, aber stimmungsvoll. Er entwarf sich keine Tagesordnung, sondern überließ es dem Abenteuer, wie es sich formen wolle.

Die äußerliche Form war die einfachste. Er menagirte mit dem Schloßwart und die Tischzeiten ausgenommen — mit allen Geistern der Einsamkeit. Die Hausfrau hielt Wort, sie konnte sich, schien's, ihrem Gaste nicht widmen.

Der Pistolenschuß, das seltsame Geheimniß dieses Schlosses, erscholl mit dem dumpfen Ton der Entfernung, wohin man ihn bequartiert, wiederholt an sein Ohr.

Es schien, als ob er sich daran gewöhnen müsse. Aber hätte er nur die Erklärung davon gewußt! Am nächsten lag, daß sich irgend eine Person im Zimmer-Pistoletschießen übe; aber das hätte der Schloßwart gesagt. Daß er die Detonation, welche handgreiflich in den Mauerräumen erscholl, nach dem Garten verlegt, just das mußte auffallen. Der streng geschulte Mann schien grundsätzlich entschlossen, weder die Wahrheit zu sagen, noch direct eine Unwahrheit.

So hatte Beda das Gefühl, in diesem Schlosse wie vor einem Theatervorhang zu sitzen, was eine gewisse Spannung in die Monotonie seines Aufenthaltes brachte, die ihm übrigens mehr lieb als leid war.

Eines Tages hob sich der Vorhang.

Es war am fünften Tage seiner Gastanwesenheit. Als er Morgens nach seinem Aufwachen an's Fenster trat, sah

er auf dem Thürmchen des vorspringenden Schleifflügels eine schwarze Fahne aufgezogen. Voll Schrecken beeilte er seinen Anzug, aber kaum war er fertig damit, da klopfte es leise und artig an seine Thür. Auf sein Herein! trat der Schleifwart ein und machte ihm mit einer förmlichen Amtsmiene die Mittheilung: Heute Nachts hat der Herr Baron das Zeitliche mit der Ewigkeit vertauscht. Das Schloß hat Trauer.

Am Kaffeetische fand Veda die Schleifverwalterin heute allein. Das außerordentliche Ereigniß der Nacht mochte dem Manne zu thun geben und weg auch der Frau. Aber schickte Veda sich an, um ihr die Hand frei zu machen, ein Stückstück zu theilen. Aber es kam ganz anders. Schon die Miene des seelenguten und etwas herzenseinfältigen Weibes sah vergnügter als je drein und bald nach den ersten Worten der Conversation ließ sie auch ihrer Zunge, welche der Schleifwart jetzt mit einem einzigen Wink in unterthänigsten Zaume gehalten, den freien Lauf einer tiefen, dankbaren Herzenserleichterung.

Der Unmensch! der Tyrann! sprach sie von dem Verstorbenen, mag Gott mit ihm fertig werden; den Menschen war er zur Geißel auf der Welt. Sie müssen ja auch seine Pistolenkugeln gehört haben! Das war seine Zimmerdecke. Auf sein Nachtkasten mußte immer ein geladener Revolver liegen; den schoß er ab und damit rief er die arme Baronin, die er Tag und Nacht an sein Bett schmiedete, wenn sie vielleicht, während er eingeschlafen, auf einen Augenblick auch sich selbst leben wollte. Nicht einmal die

Augenblicke ſeiner eigenen Ruhe gönnte er der ihrigen. Nun, ſo ſollen ſie ihm ſeinen Revolver mit in's Grab legen, dem Wütherich. Aber das ſag' ich Ihnen: er mag drüben ſchießen wie er will, im ganzen Himmel kommt ihm kein Engel, wie er auf Erden einen gehabt hat. Statt zu klingeln, mit Piſtolen ſchießen! Haben Sie ſchon ſo etwas gehört? Das geht beſſer in die Nerven, hohnlachte er, wenn ihm die Leute zuſammenzitterten, als ob der Donnerkeil niederführe. Das iſt ja ein Einfall, wie ihn gar kein Chriſtenmenſch haben kann. Aber in dieſem Spiegel ſehen Sie den ganzen Mann. Ich brauche nichts weiter zu ſagen.

Und ſo ſagte ſie weiter und weiter, was ſie nicht weiter zu ſagen brauchte. Beda hörte jetzt lange Geſchichten von einem alten brutalen General, von einer jungen, himmliſchen Frau und was für bange Eheſtandsſcenen dieſes ſchöne Schloß Adelkam geſehen, das alle Fremden ein Paradies nennen. Beda wurde Feuer und Flamme unter der breiten Weichherzigkeit der Rednerin. Die Bilder, zwiſchen die ſie ihn ſtellte, hier „der tolle Zornteufel", dort „der Engel, die Dulderin, die Märtyrin", waren faſt künſtleriſche Contraſte: ſeine jugendliche Künſtlerphantaſie erglühte von ihnen und mit der Phantaſie ſein Herz.

Welch' eine hereiſche That dieſes Herzens war es daher, als ſich Beda bald nach dem Begräbniſſe hinſetzte und folgende Zeilen niederſchrieb:

Hochverehrte Frau Baronin!

In einem Hause, das einen Hausherrn hat, ist man der Gast desselben, auch wenn man ihn nie gesehen und fast schon sterbend vorgefunden hätte. Dieser Boden trägt mich nun nicht mehr. Ich bin der Gast — einer jungen Wittwe und bin nichts weniger als ein alter Mann. Mit blutendem Herzen folge ich dem Gebote der Sitte, die es mir jetzt zur Pflicht macht, Ihr Haus zu verlassen. Nie aber wird meine Theilnahme aus diesen, in kurzer Zeit mir so heilig gewordenen Räumen scheiden und Sie erlauben mir vielleicht, noch manchmal in meinem Leben einen Blick nach dem Ihrigen zu thun und mich zu erkundigen — sei's aus der Nähe, sei's aus der Ferne — wie sich ein Menschenschicksal gestaltet, dessen Glück auf ewig der Gegenstand meiner feurigsten Wünsche sein wird.

Dieses Billet wurde versiegelt und von dem argtosen Jüngling thatsächlich an seine Adresse geschickt.

Der originelle Briefsteller erhielt umgehend folgende Antwort:

Geehrter Herr!

Daß ein Mann eine Frau über die Sitte belehrt, ist zwar neu, aber wenigstens ein Beweis, daß er sie selbst hat oder zu haben glaubt, also immerhin erfreulich. Noch neuer ist es, daß er ihr in einem so weiblichen Punkte sogar noch zuvorkommt, aber ich erkläre mir das aus der imponirenden Gewohnheit der Männer, in einer Schöpfung, worin sie nun einmal die Herren

sind, allwegs die Initiative zu haben. Dankend für Ihre wohlthuende Theilnahme lade ich Sie nun ein, Ihren Aufenthalt fortzusetzen. Sie sind nicht der Gast einer jungen Wittwe, Sie sind der Gast des Schlosses. Ein großes Haus hat öffentliche Pflichten, an welchen Privat-Umstände nichts ändern. Unsere Gäste sind der Schloßverwaltung empfohlen und eigentlich Gäste von dieser. Sie kommen und gehen, ob die Herrschaft beim Hause ist oder nicht, ob Beide, ob Eines. Einige werden uns vorgestellt, Andere blos mit Namen genannt, Andere nicht einmal dieses. Aber es hieße den Erfahrungen Ihrer Jugend, die sich gewiß noch in größere Verhältnisse einleben wird, vorgreifen, wenn ich das weiter ausführte. Uebrigens meditirte ich soeben, ob ich bleiben oder für die erste Trauerzeit zu meinen Eltern gehen soll: Ihr werthgeschätztes Avis könnte mich zu Letzterem bestimmen. Die junge Wittwe wird dem gesitteten Jüngling aus dem Wege gehen, und so darf ich Sie bitten, in Ihrer häuslichen Bequemlichkeit sich nicht stören zu lassen.

Mit Ergebenheit

Hirlanda von Adelkam.

Das heißt mit anderen Worten: man ist ein dummer Junge gewesen, murmelte Beda, nicht ohne Künstlerhumor. Er durchlief diese Zeilen immer wieder und sah mit einer Art von Bezauberung das Gräßliche seiner Aufführung darin herummarschiren. Er sah es jetzt mit den völlig offenen Augen einer Intelligenz, welche in seinen Jahren

der bedauerlichsten Naivetät ganz harmlos zur Seite gehen kann.

Er ergriff die Feder, um das Alles wieder gut zu machen. Kaum aber hatte er zu schreiben begonnen, so wurde er schon wieder intelligenter. Solche Frauenbriefe sind eben brillant für Jünglinge: der männliche Charakter macht in Minuten Fortschritte. Er begriff, daß es männlich sei, verständig sich vorzustellen. Und je beschämter er sich fühlte, desto ritterlicher kam es ihm vor, diese Buße auf sich zu nehmen. Er that es, der wackere Knabe.

Aber als er nun vor Frau von Adelkam stand — mit seinem sündigen Gesichte, seinen niedergeschlagenen Augen und seinen gestammelten Worten: ich bin Ihnen eine Genugthuung schuldig, Frau Baronin; da überwallte ihr gutes Herz und sie unterbrach ihn auf's Holdseligste: Ich, ich muß Sie um Verzeihung bitten! Ich habe mein Billet augenblicklich bereut. Mit einer kindischen Empfindlichkeit strafte ich Stadeln ein, die Sie nicht verdient haben. Sie meinten es ja so gut, so gut! Ich habe wahrlich nicht Ursache, Worte wie die Ihrigen zu unterschätzen. Ich habe sie nicht oft in meinem Leben gehört und nie so uneigennützig. Verzeihen Sie mir. Ich bin Ihnen dankbar, recht dankbar für Ihre warmen, herzlichen Worte.

Es kam nun eine Stunde, wie sie nur Frauenhände spinnen können. Beda sah sich mit einer Güte behandelt, welche Liebenswürdigkeit war, und doch lag der zarte, bescheidene Duft eines Trauerhauses darauf, dämpfend wie jene Silbernebel, welche die Heiterkeit des Himmels zugleich

verſchleiern und durchſcheinen laſſen. Veda hatte durch ſeine ſinnliche Kunſt für Contraſte und Farbenmiſchungen auch der ſeeliſchen Welt ein Auge und ſo empfand er mit ſtillem Entzücken die Erſcheinung einer zartgebildeten Frau, welcher es unvergleichlich gut ſtand, zu trauern und — erlöſt zu ſein! Er ſah in ihr Mienenſpiel all' jene Schickſale, Leiden und Kämpfe hinein, wovon ihn die Schloßwärterin ſo reichlich unterrichtet und es imponirte ihm, daß ihre Seele nicht erniedrigt und ſklaviſch zerquetſcht war, daß ſie noch wagte, mit freimüthigem Naturadel durchblicken zu laſſen, — wie ihre Welt jetzt eine andere geworden. Aber welches Maß hielt ſie darin! es war das ächteſte Schönheitsmaß! Er ſah, wie der Tod, die ernſteſte Sache aller Lebendigen, ſie mit ſeinem Ernſte berührt, und dem Tode entblühend ſah er das junge, befreit aufathmende Leben. Dieſes Wittwenbild war ihm ein Schauſpiel des ſublimſten Frauenreizes, aber nur dieſer Frau, nur dieſer Wittwe möglich.

Jetzt, wo ihm ihr Portrait wie aus elementaren Untiefen aufging, verlangte es ihn, ihr Mädchenportrait wieder zu ſehen. Aber das Miniaturbild ſtand nicht mehr an ſeiner Stelle. Wo iſt mein ſechzehnjähriger Aquarellengel? fragte er erſchrocken und lebhafter als es beſonnen war. — Ein Schatten fuhr über das Antlitz der Frau von Adelkam. Ich habe es meinem Manne in's Grab mitgegeben, ſagte ſie, aber nicht mit dem Anſpruch von Glaubwürdigkeit, ſondern ablehnend und als ſollte nicht mehr davon die Rede ſein.

Nach vierundzwanzig Stunden war es in seinen Händen. Das trug sich so zu.

Apollonia, Wielands Stubenmädchen, war ein Bauernkind von einer fast abenteuerlichen Gutherzigkeit gegen Thiere und Menschen. Takt und Maß aber leiteten sie so wenig dabei, daß die fabelhaften Streiche ihrer Naivetät wie ein Sagenkreis um Eblen Adelkam umliefen. Einer dieser Streiche war ja auch die Ursache jener Bahnhofsscene gewesen, wodurch der junge Künstler und ihre Herrin mit einander Bekanntschaft gemacht. Apollonia hatte ein Mädchen in der Volkstracht ihres Thales am Bahnhof erblickt und, hingerissen von einem plötzlichen Heimweh, hatte ihr das genügt, um auszureißen, dem Mädchen nachzulaufen, sich mit ihr zu verplaudern und ihre Gebieterin, die sie völlig vergaß, einstweilen der Bedienung durch fremde Männer zu überlassen.

Als nun Beda das Boudoir der Baronin verließ, begegnete er diesem Mädchen auf dem Corridor. Er war unvorsichtig genug, das enfant terrible zu fragen: Ist es wahr, daß die gnädige Frau ihr Mädchenportrait dem alten Herrn in den Sarg gelegt hat? Es wäre Schade um das schöne Bild, ich gäbe Alles darum, es zu haben. Das Mädchen wiederte lachend und Tags darauf hatte er's. Sie machte kein Hehl, ja ein Verdienst daraus, daß sie sich's heimlich verschafft. Beda wurde roth und murmelte, er wolle es nur copiren — abmalen — sie solle es bald wieder haben.

Das geschah aber nicht, denn der junge Künstler künstelte nicht, er lebte!

In Schloß Adelkam ſtieg die Temperatur hoch und raſch. Nicht weil es Sommer war, ſondern weil der Sommer die Zeit der Freiheit iſt und „in's Freie" ruft.

In den Schloßmauern freilich herrſchte nach wie vor die Etiquette. Die junge Wittwe ſpeiſte auf ihrem Flügel allein, manchmal mit Gäſten von Gendotenzviſiten, manchmal mit dem Schloßverwalter und ſeiner Frau. Erſt in letzterem Falle zog ſie den fremden Künſtler an ihren Tiſch. Das war der Schloßbann.

Anders der Garten! Da gab's Freiheit, Zwangloſigkeit. Da begegnete man ſich ungeſucht, denn wer konnte ſagen, daß das Begegniß — geſucht wurde? Man fand ſich! Und die Schloßfrau nickte huldvoll und der fremde Herr grüßte reſpectvoll. Ein höflidbes Begleiten — wie ein magnetiſches Anſchießen. In Blick und Miene, in jedem Athemzug die erfüllte Sehnſucht: das iſt die Stunde, die dem ganzen Tag ſeinen Werth giebt! Und dann in der ſchwülen, ſchlafloſen Sommernacht ein leiſes Zucken im wachen Gewiſſen — wie viel davon Wahrheit und wie viel Phantaſie?

Es war die Geſchichte weniger Tage. Ein überhandnehmendes Schwellen und Wachſen, denn der Frühling verliert keinen Augenblick und die Jugend auch nicht. Ihr ganzes Sein hat Ziel und Bezug auf die letzten Zwecke des Daſeins.

Jedes Wort, das in den Fichtenſchatten des Gartens halbgeflüſtert und halberſtickt zwiſchen dem Paare hin und her ging, hätte Jedermann hören können, denn es war

das gleichgültigste Wort. Aber jedes Wort hatte Beziehung. War es denn nicht jedem beziehungsvoll, daß Hirlanda mit nichten zu ihrem Ostern ging, noch auch sie einlud, zu ihr zu kommen? Auf was bezog sich diese Unterlassung, als auf den Wunsch, mit Vera allein zu sein? Und auf was bezog sich dieser Wunsch?

Das beziehungsvollste Wort war folgende Verabredung.

Eines Tages sagte Vera mit einem Ernst, dessen Ernst ihn fast erschreckte: Wie ich das Sprichwort widerlege: drei tägiger Gast wird eine Last! Heute sind just drei Wochen voll und Sie sollen mich immer weniger fühlen, daß ich lästig wäre. Wenn ich mir den Tag denke, an dem ich doch fort muß, so denke ich wie in's Leere, ja wie in's Unmöglichе. Es ist mir, als griffe ich blind in einen Possentopf und könnte nur, wie das erste Mal, einen Mißgriff machen. Was ist der nächste, was ist der unnächste Tag? Ich weiß es nicht. Wissen Sie es? Wenn Sie es wissen, so geben Sie mir ein Zeichen davon. Ja, Frau Baronin, geben Sie mir selbst ein Zeichen, wann ich fortgehen soll. Hirlanda sah ihn erstaunt an, halb verwundert, halb verwirrt. Vera, mit erleichtertem Herzen, verbesserte sich augenblicklich: Oder nein, machen wir's umgekehrt. Geben Sie mir ein Zeichen, wenn Sie wünschen, daß ich dableiben soll. — Da sah sie ihn wieder an, aber mit einem zärtlichen Lächeln. Vera küßte ihre Hand und sie drückte die seine.

Dieser Tag war ein Wendepunkt.

Am Abende dieſes Tages durchſchritt Hirlanda ihre Gemächer, trat wiederholt vor den Spiegel und ſetzte ihr Auf- und Abſchreiten im Selbſtgeſpräch fort. Disraëli hatte eine Frau, — die war um achtzehn Jahre älter als er und die Ehe war glücklich. Varnhagen hatte eine Frau, — die war um zwölf Jahre älter als er und die Ehe war glücklich. Ich bin nur um ſechs Jahre älter. Warum ſpüre ich ſie wie ein warnendes Gewiſſen? Warum? Weil es die Welt eine ungleiche Ehe nennt. Die Welt! Was weiß die Welt, was gleich oder ungleich? Laßt das Die wiſſen, die es am nächſten angeht!

Am Abende dieſes Tages ſchrieb Veda an ſeinen Bruder: Firmin, komm zu mir. Ich habe Dir viel zu ſagen, aber das Beſte mußt Du ſagen. Sei mein Brautwerber! Was wir uns ſagen können, ohne Alles zu wagen, das iſt geſagt. Unſere Worte krabbeln wie ſubtile Inſektenfüßchen mit Blumen- und Blütenſtaub an einander herum und ſendiren. Nun, ich denke, ich darf vertrauen. Es ſcheint mir an dem, daß jetzt ein Dritter das letzte Wort ſprechen kann. Mach ſchnell. —

Hirlanda hatte in dieſer Nacht ihre ſechs Jahre „verſchlafen", das heißt, in einer ſchlafloſen Nacht einen Entſchluß gefaßt. Sie hatte den Aberglauben dieſer ſechs Jahre abgeſchüttelt und jugendlich raſch pulſirte ihre Morgenſtimmung. Sie war entſchloſſen, das Zeichen noch heute zu geben.

Was ſie zum Zeichen wählte, war ihr nicht zweifelhaft. Ihr Mädchenportrait! Das wird er ja nicht geglaubt haben,

daß sie es jenem Todten geopfert, der schon die Blüthen des Ubilde bis zur Unkenntlichkeit zertreten. Sein Herz wird es ihm ja gesagt haben, daß sie es nur verbergen, um ihn zu necken und ein wenig zu strafen, aber daß sie ihm und sich selbst die Freude verbehalten, am rechten Tag und zur rechten Stunde ihn damit zu überraschen.

Der rechte Tag und die rechte Stunde waren jetzt da. Das Bild, an dem sein Herz hing, und ach nur allzu stark, das war das Leiden, das er verstehen mußte.

Mit diesen lieblichen Gedanken kramte die junge und reizend verführte Frau unter ihren Schmuck- und Nippessachen nach dem kleinen Gemälde. Sie war verwundert, überall, wo sie es suchte, es nicht zu finden. Zufällig hatte sie just an diesem Tage mehr als Einen Besuch zu empfangen und diesen Zerstreuungen schrieb sie es endlich zu, daß ihr Suchen erfolglos.

Am zweiten Tag ging sie planmäßig an die Arbeit. Sie suchte sich zu erinnern, was seit dem Todesfall im Salon verändert und umgestellt worden, denn sie war bereits vollkommen sicher, es sie statt einer neuen Ordnung nicht Unordnung gestiftet. Umsonst, das Bild war verschwunden.

In seltsamen Linien folgte sie lange ihrem eigenen Kopf und war nicht gewohnt, sich auf das Kammermädchen zu verlassen, welches weit weniger als die Herrin selbst das Genie der häuslichen Nettigkeit hatte. Da sie aber am dritten Tage, was ihr längst durch die Hand gegangen, immer von Neuem und nur mit dem alten Mißerfolg

durchmusterte, da wurde sie mürbe, fast thränenweich und völlig rathlos verschmähte sie es nicht, jetzt auch ihr Kammermädchen zu fragen.

Apollonia lachte über ihr ganzes Gesicht. Der junge Herr hat's. Sie erzählte treuherzig Alles.

Es ist gut, sagte die Schloßfrau von Adelkam. Da hätten wir freilich lange suchen können!

Aber ihre Frauengedanken wogten und gährten. Sie lebte an diesem Tage still vor sich hin. In den Garten kam sie heute nicht; die vier Wände ihres vertrauten Gemachs hielten die Gedanken besser zusammen. Endlich fand sie den Gedanken, der ihrer würdig war. Da setzte sie sich hin, seufzte — und schrieb einen Brief.

Die drei Tage, welche Hirlanda in der Unruhe über ihr Bildniß zugebracht, vergingen ihrem — Bräutigam eben so unruhig über die Ankunft seines Brautwerbers. Er durchwandelte die Hallen von Adelkam wie auf glühenden Kohlen. Seine ganze Beschäftigung war, die Ankunft seines Bruders auszurechnen. Er konnte in zwölf Stunden da sein, wenn er umgehend kam, und wie sollte er in einer so wichtigen Sache anders als umgehend kommen? Warum verging diese Frist zwei und drei Mal? Warum?

Als er am dritten Tage auch den Schloßgarten vergebens durchstrich und seine Hirlanda an keinem der gewohnten Plätzchen fand, da verließ ihn vollends die Fassung. Hatte er einen Liebesfehler begangen? Mit der Schüchternheit und Unsicherheit, womit der unerfahrenen

Jugend dieser Gedanke ewig nahe liegt, erforschte er sein Liebesgewissen, aber er fand es schuldlos. Die Verabredung des Zeichens, meinte er, war zwar kühn, aber gelungen. Er erinnerte sich deutlich ihres beifälligen Lächelns. Des wahren Zeichens erinnerte er sich nicht. Er ahnte nichts. Seine Gedanken waren ganz bei dem Heute. Wo blieb Hirlanda? Was ist geschehen? O daß Firmin käme!

Endlich kam er.

Warum so spät? war der grämliche Gruß des von Sehnsucht und Ungeduld Gefolterten, der ganz von sich selbst erfüllt ist.

Sehe, sieh Firmin, glaubst Du, die ganze Welt hat nichts anderes zu thun, als Schloß Adelkam zu erobern?' Bübchen, Deine Liebes- und Glücksheirath ist ein Prachtstück, das ich Dir nicht zugetraut hätte; aber schließlich sind wir doch Künstler und haben noch andere Prachtstücke zu liefern. Das Deinige reicht höchstens bis zur goldenen Hochzeit und dann kräht kein Hahn danach; unsere Hähne aber krähen erst recht nach Halbjahrhunderten, denn goldene Künstler-Hochzeiten dauern länger. Schau her, was ich gemacht habe. Komm, laß uns auspacken. Zwar bringe ich nur die Farbenskizze mit und das grand tableau original steht in unserem Bauernwirthshaus drüben; aber bist Du nicht selbst Künstler? Du siehst auch in der Skizze den Gedanken.

Und nun mußte statt von Werbung und Hochzeit und ähnlichen, auch den Philistern gemeinsamen Angelegenheiten unter Künstlern zuerst von der Kunst die Rede sein. Mit

einer Schaffensfreude, frisch vom Borne her, entrollte Firmin seine Farbenskizze und hielt sie triumphirend vor Beda's Augen.

Mit einem Aufschrei prallte Beda zurück.

Das heißt einmal eine schreiende Aehnlichkeit! lachte Firmin. Du kennst sie noch, das reizende Enkelkind des lahmen Mannes. Eveline heißt sie. Aber da siehst Du nun selbst, wie wenig man zu idealisiren braucht, wenn schon die Natur schön und richtig linirt hat. Ich gebe zu, wir sehen nur ein brünettes jenisches Mädchen, das da dem Meere entsteigt; aber was können die Jonier thun, als sie anbeten? Eine Venus Anadyomene ist ja keine Venus Urania. Keine Göttin von oben hernieder, aber vom Niedern hinauf. Was? Ist's wahr? Hab' ich's getroffen? Rein sinnlich malte ich ja doch nicht, sondern für Sinne, welche auch beten können.

Firmin! schrie Beda und ergriff seinen Bruder an beiden Händen, sag': dieses Mädchen ist Dir zu dieser Venus Modell gestanden?!

Firmin stutzte. Er sah den Bruder in einer Aufregung, welche aus den Wegen eines Kunstgespräches hinausging. Was bedeutete seine Frage?

Beda konnte und wollte nicht an sich halten. Sein Herz war aufgesprengt, er sagte dem Maler der Venus — was dem Maler der Madonna begegnet!

Er schloß seine Mittheilung tonlos und hoffnungslos mit der Frage: Und nun noch das Letzte, Bruder. Wie erreichtest Du dieses Modell? Schone mich nicht; nach

diesem Anblicke bin ich auf Alles gefaßt. Sag': welchen Preis zahltest Du für dieses Opfer — der Dirac?!

Einen schwarzen Hund. Bald hätte sie einen Revierförster geheirathet, den sie eigentlich nicht mag, der aber einen wunderschönen Newfoundländer hat, in den sie verliebt ist. Das war die Basis meiner diplomatischen Situationen. Natürlich kaufte ich dem Kinde die Puppe und nun war mir das Kind dankbar. Aber nach solchen Kindereien und Spielereien muß man eben herumschnüffeln, wenn man mit Weibern zu thun hat. Bleiben sie doch alle Kinder u. Puppenspielerinnen ihr Lebelang. Und das muß so sein; wie könnten sie Kinder sonst auferziehen? Probire das mal ein Mannsbild und ziehe ein kleines Kind nur eine Woche lang auf! Dazu gehört selbst Kinderinn. Viel Spiel und wenig Ernst, so geht's. Aber eure ernsthaften tragischen Gesichter, ihr blöden Schäfer und verpelzt blöden Idealisten, . . . o, ich seh' Dich teilhaftig vor mir, wie Du um Deine Madonna gewerben hast! Du bist ein Kerl!

Von dieser nützlichen Rede wird Beda wenig oder nichts gehört haben, denn er war ganz mit sich selbst beschäftigt.

Aber dieses Mädchen ist nicht unnahbar! murmelte er in sich hinein.

Er sah von der schaumgeborenen Venus mit einem ernsthaften Blick auf die Mauern und Brüstungen von Arelsam hinaus, davon er so bald der Schloßherr sein sollte.

In diesem Augenblicke klopfte der Schleifverwalter und gab ihm einen Brief an seine Adresse ab. Es war Hirlanda's Hand. Hastig zerriß er den Umschlag und las wie folgt:

Mein theurer Freund.

Ich dachte Ihnen ein, wie ich meinte, willkommenes Zeichen zu schicken, nämlich mein Mädchenportrait. Aber durch Güte meines Kammermädchens besitzen Sie es schon selbst. Um so besser. Ich wünsche uns Beiden Glück dazu. Ihnen, denn der Anblick von Jugend und Schönheit scheint Sie glücklich zu machen; mir, denn mich macht eine rechtzeitige Erkenntniß glücklich, d. h. verhütet ein Unglück. Theilen wir also redlich. Ich hülle mich in meine achtundzwanzig Jahre, worin es gut sein wird, Ihnen ewig unsichtbar zu bleiben; Sie weiden Ihr Künstlerauge an meinen schöneren sechszehn. So ist das Unglück verhütet. Es ist ja immer ein Unglück, eine jüngere und schönere Nebenbuhlerin zu haben, Ursache zur Eifersucht zu haben. Aber diese Ursache geben Sie mir. Ich bin eifersüchtig auf mich selbst. —

Beda ist fort. Ueberstürzt reiste er noch in der Nacht ab. Firmin fand am Morgen sein Zimmer leer und nichts als das offene Billet der Frau von Adelkam, ihr Miniatur-

Portrait und von Veda's Hand folgende Zeilen auf einem Papierschnitzel:

Ich muß fort. „Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten, Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten." Du bist der Aeltere, der Klügere, Du warst mein Lehrer, mein Führer. Sprich mit ihr. Sage ihr Alles. Lebt wohl.

Firmin verlor seine Fassung nicht bei dieser raschen und überraschten Jugendthat. Er war von dem jungen brausenden Künstler dergleichen gewöhnt. Sein Bruder war nur durch Schüchternheit zahm, durch Temperament nicht. Er wirbelte und flackerte. Was ihn ergriff, riß ihn dahin.

Sage ihr Alles. Aber was war dieses „Alles"? Das vergaß der leidenschaftliche Jüngling. Als ob das Herz, das in ihm schlug, eine Sturmglocke wäre, die laut hin durch's Land schlägt!

Wer ahnte Firmin, aber das reichte nicht aus. So that er denn, was jeder Diplomat gethan hätte: er blieb auf dem Boden der Thatsachen stehen. Als ein Brautwerber wär er berufen worden und dafür hielt er sich noch. Es war hier höchstens von Unbefangenheiten und Empfindlichkeiten die Rede, welche noch gut gemacht werden können.

„Sage ihr Alles" verstand der kluge Mann zunächst so, daß er von ihr sich Alles sagen ließ. Zwar Billet und Bild sprachen so ziemlich selbstredend; da aber in herzensfachen Alles auf die Nuance ankommt, so mußte

ihm Dame Hirlanda das Genaueste schildern. Firmin fand den Fall so verzweifelt nicht. Vor Allem beeilte er sich, seinem Bruder Unrecht und der Dame Recht zu geben. Er könne es nur verehren, daß sein Drang nach ihrem Jugendbilde ihr nicht schmeichle, wie es wol andere Frauen aufgefaßt hätten. Sie habe die Zweiheit ihrer Personen zwar viel zu scharf unterschieden, denn er selber finde den Unterschied milder; deßungeachtet billige er ihre Uebertreibung, sei's auch nur als Erziehungsmethode: der junge Mann habe eine Lehre verdient und die gab sie ihm eindringlich. Nach diesen Wendungen aber lenkte er um. Es möge des grausamen Spieles genug sein. Sie möge nicht den vollen Ernst daraus machen. Sie möge ihn in ihrer Schule erziehen, aber nicht aus der Schule jagen. Bald genug werde er ja Meister sein und die später reifende Bildung seines Geschlechtes auch ihr volleres Maß haben. Sie finde just noch die letzten Unebenheiten auf dem Uebergang vom Jüngling zum Manne; ihre Geduld werde nicht lange mehr geprüft werden.

Das klang menschlich! Und Frau von Adelkam war durch den Mann, der ihr am nächsten gestanden, gewohnt, von dem starken Geschlechte Rauhheit bis zur Unmenschlichkeit zu erfahren. Sie fürchtete die Ansprüche der Männer und die Gewaltsamkeit, womit sie in die kleinste Gunst sich eindrängen und Rechte daraus machen. Sie fürchtete schon ein böses Spiel zu haben. Daß sie mit Ziererei, mit Sentimentalität gehandelt habe, zitterte sie, wenn nicht dem Worte, doch dem Sinne nach hören zu müssen. Ihre

Handlung war auf einen Jüngling berechnet, dem sie sich allenfalls gewachsen fühlte; von einem Manne erwartete sie schärfere Krallen. Sie traute der männlichen Bildung nur noch in der Conversation, im Kampf um den Vortheil nicht. Da rechnete sie auf Egoismus. Daß sie in einem Interessenstreit, wo sie wehrlos gegen zwei Männer stand, von einem Manne Recht bekam, war ihr neu. Es war ihr neu und that ihr wohl. Der Ton dieser Fürsprache gefiel ihr. Sie wurde aufmerksam auf den Mann, der den Ton so gut traf. Firmin erreichte eine Wirkung, auf die er nicht ausgegangen war.

Er sah aber gutes Wetter. Er spürte und athmete eine Luft, welche Vertrauen heißt. Er spürte, daß ihm Hirlanda Gehör schenke. Indem er den Grund davon verkannte, meinte er nun selbst, daß die junge Frau ihren Absagebrief für widerruflich halte und mit sich sprechen lasse. Da hörte er vollends auf, im Tone der Ueberredung und der Bearbeitung zu sprechen; er sprach mit jener leichten, gefälligen Sicherheit, aus welcher es fast schon dankbar herausklingt — dankbar für einen erreichten Erfolg.

Plötzlich fragte ihn Dame Hirlanda: Sagen Sie mir, sprechen Sie in seinem Auftrag?

Firmin fühlte, daß eine Frau, um deren Herz es sich handle, so fragen müsse; aber daß er nicht geradezu Ja sagen konnte, dämmerte ihm wie eine aufsteigende Welle heran. Dessungeachtet antwortete er noch mit ziemlicher Fassung: Sein Auftrag ist es doch wol. Du bist der Aeltere — der Klügere — sprich mit ihr — sage ihr

Alles; — das kann ich nur so lesen: Sage ihr Alles, was mich entschuldigt.

Lesen! Hat er geschrieben?

Und da Firmin es bejahte, bat sie sich die Schrift aus. Er ging und holte sie.

Hirlanda schüttelte leise den Kopf zu dem, was sie las.. Und welchen Sinn hat das Wort: Was mir verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten?

Vielleicht soll es das Citat aus dem Faust-Prolog nur complet machen. Legt denn ein Jüngling in seiner Liebes-Verworrenheit jedes Wort auf die Goldwage, um davon Rechenschaft zu geben?

Aber während er noch sprach, fühlte Firmin, daß er jetzt auf dem Wege der Ausflüchte war. Eine dunkle Ahnung, die ihn nur durchhuscht und der er gar nicht nachgehangen, fühlte er vor dem Blicke dieser Frau hell und heller werden. Die aufsteigende Wolke zeigte ihre Umrisse schärfer. Er besann sich, daß ihm sein Bruder nicht heiliger sei, als Herz und Ehre dieser Frau, als Wahrheit und Unparteilichkeit. Da erzählte er ihr loyal genug die Geschichte von dem Venus-Modell und schloß mit den Worten: Ich vermuthe, er läuft diesem Mädchen nach. Wenn eine Frau, wie Sie, sich versagt, so sieht es einem Zwanzigjährigen ganz ähnlich, daß er sich aus Verzweiflung in eine par dépit-Liebschaft stürzt und die Oede des Herzens ausfüllt, — es sei womit immer.

Aber sehen Sie denn nicht, daß ich, ich seine par dépit-Liebe war?! Sehen Sie denn nicht, daß er dieses

Mädchen vor mir geliebt und glühend geliebt hat?! Hirlanda rief's mit dem Vollgefühl innerster Ueberzeugtheit.

Firmin machte ein dummes Gesicht.

Aber ein dummes Gesicht in einem Falle, wie dieser, ist der schönste Adelsbrief eines Mannes. Wer ihn so ansah, dem konnte nicht einmal der Gedanke kommen, daß er es besser gewußt und daß er seinen Bruder nur vertrat — einer gemeinen Glücksheirath wegen. Es ging Alles grundehrlich zu.

Mit ehrlichem Nachdenken sagte Firmin nach einigen Augenblicken: Ich überlege mir, was Sie da sagen, und finde es zugleich wahrscheinlich und unwahrscheinlich. Wahrscheinlich vielleicht unter anderen Umständen, unwahrscheinlich unter den obwaltenden. Ich kenne doch meinen Bruder und kenne ihn länger als Sie. Mein Beda ist ein unverderbener Junge. Bedenken Sie, Baronin, was für ein Maß von Frivolität dazu gehörte, ein Herz wie das Ihrige just für gut genug zu halten — um dieses Modell-Dingchen sich zu ergötzen! Nein, nein, es ist nicht möglich! Wann und wo hätte mein Beda gelernt, Ihr Geschlecht und die Besten Ihres Geschlechtes so gering zu schätzen?

Frau von Arelkam sah ihm wie einem Traumredenden in die Augen und verbarg mühsam ein Lächeln. Ihr Herren seid wunderlich, sagte sie. Zeitlebens sprecht ihr von Liebe und versteht doch so wenig davon. Es stellt mich ja besser, nicht schlechter, was Sie mir da erzählten. Beda liebte und das fühlte ich. Das ehrte mich vor mir selbst, wenn ich es bedenklich und fast beschämend fand,

über den Altersunterschied hinweg zu sehen. Er stellte sich mir dar — in einem erhöhten, gesteigerten Zustand; er glich die Jahre aus durch ein Etwas, das idealischer ist, als Jahreszahlen. Es war so liebenswürdig, wie in seine jugendliche Schüchternheit eine Verve, ein Elan hineinblitzte, jenes Herrschende, das das active Geschlecht vor dem passiven hat! Der Damoiseau war Ritter — durch den großen Ritterschlag der Liebe! Soll ich mich schämen, wenn ich glaubte: der Liebe zu mir? Seien Sie versichert: er glaubte es selbst. Die dürstende Phantasie, welche mit offenen Organen saugt und lebt, ist noch ganz anderer Selbsttäuschungen fähig! Frivolität, wie Sie meinen, gehört nicht dazu. Sicherlich nicht! Auch Ihre Rangunterschiede beleidigen mich nicht; so lang wir noch unverbildet empfinden, empfinden wir das anders. Jeder Mann sucht jedes Weib als eine Offenbarung des Naturlebens; ob das ein Modell-Dirndchen oder eine Baronin ist, bleibt sich gleich. Wir Alle haben den gleichen Werth: den Werth einer Lebensluft, eines Elementes.

Firmin ergriff die Hand der Sprecherin und neigte sich zum Handkuß. Gnädige Frau, sagte er, ich bin ein Schüler! Sie haben Recht.

Damit war die Sache „Beda" erledigt. Aber in dem Gespräche darüber war durch Klarheit und Willensreinheit der Himmel so wohlthuend heiter geworden, daß die Theilnehmenden es stillschweigend angenehm fanden, unter diesem Himmel noch zu verweilen. Sie fuhren fort wie zwei Menschen zu sprechen, die sich zwar im Interesse eines

Dritten kennen gelernt, die aber ein Intereſſe daran finden, auch ſich ſelbſt ein wenig kennen zu lernen.

Ein Geſpräch über Todte wird immer das unſchuldigſte Mittel ſein, daß Lebende unter einander Theilnahme austauſchen, oder wenigſtens in Anſichten und Meinungen die Seiten ihres Charakters entwickeln. In einem Hauſe mit der wehenden Trauerflagge auf dem Dachgiebel war es ſchon eine Pflicht der Höflichkeit, daß Firmin dieſes Thema berührte. Die junge Wittwe nahm es mit Zwangloſigkeit an. Sie ſprach ſich über ihre Ehe mit dem Verſtorbenen aus.

Sie that das mit einer einzigen Bemerkung, die aber in ihrer Einfachheit recht vielſagend und weittragend war. Sie ſagte: Anders lieben Bürgerliche und anders Cavaliere. Ich mußte dieſe Erfahrung mit meiner Perſon bezahlen, womit ja Frauen faſt immer bezahlen. Ein Bürgerlicher macht den Hof und wartet ſeinen Erfolg ab. Ein Cavalier, der den Hof macht, hält den Erfolg für ſein Recht. Er dient der Dame nicht anders wie dem König: er muß dafür belohnt werden. Ein bürgerlich Liebender kann anſpruchsles ſein, ein Cavalier iſt immer anſpruchsvoll. Bei ihm iſt die Anmaßung kein Charakterfehler, ſie ſcheint faſt ſeine Standespflicht zu ſein. Wenn es ein Bürgerlicher auf Gnade und Ungnade, auf Schmachten und Sehnen ankommen läßt, ſo liebt ein Cavalier nicht um zu ſchmachten; man wird ihm verpflichtet. Er hält ſeine Perſon für ſo hoch, daß ihr Geltung nicht verſagt werden darf, wo er dieſe koſtbare Perſon einzuſetzen ſo gnädig iſt. Wehe dem

bürgerlichen Mädchen, das diese Standesansprüche nicht kennt! Mit ihrer Mädchenfreiheit ist es dahin, sobald sie unter bürgerlichen Bewerbern einen adeligen zuläßt. Jeder Tanz, den sie gewährt, jedes Veilchen, das sie angenommen hat, giebt diesem ein Recht und ein Vorrecht vor Andern. Wer es bestreiten will, der mag es vor der Degenspitze und der Pistolenmündung thun! Mit Schrecken sah ich eines Tages dieses Netz über mein bürgerliches Köpfchen geworfen. Ich mußte, um Blutvergießen zu verhindern, den Baron Adelkam heirathen, einen betagten Reitergeneral, der, wie so Viele, das Haus meines Vaters, eines berühmten Gelehrten, besucht, der mir Aufmerksamkeiten erwiesen, die in meinen Augen die leichtesten waren, die in den seinigen aber nur mit mir selbst bezahlt werden konnten. Er wäre der Letzte meiner Wahl gewesen, aber ich und mein Haus ahnten gar nicht, daß die Wahl uns entschlüpft. Es brauchte hierauf wahrlich des besten Willens von meiner Seite, um in einer zehnjährigen Ehe mit der eisernen Säbelfaust die ärgsten Ungleichheiten nothdürftig auszugleichen.

Firmin schauderte über die „eiserne Säbelfaust". Und der beste Wille war nur auf einer Seite! Welch einen blutigen Sinn verschleierten diese schlichten, schüchternen Worte! Er murmelte etwas von dem opfervollen Heldenmuth des Frauenberufes, denn sein Herz überfloß von Bewunderung und Mitgefühl; aber Hirlanda verließ dieses Thema, dem sie möglichst knapp genügt haben wollte und knüpfte nur noch folgende Betrachtung daran:

Wie schlimm sind aber erst solche Verhältnisse vor den Augen der Welt! Man ist dann ein Mädchen gewesen, das sich aus Eitelkeit einem alten Aristokraten „verkauft" hat! Welche Grecutionen muß man ungehört über sich ergehen lassen. Und wie ich Ihrem Bruder gesinnt war, je wußte ich oft selbst nicht, war ich es, oder war es die Stimme der Welt in mir, daß ich dabei mein Alter wie einen Vorwurf fühlte. Und doch mußte ich mich an meine sechs Jahre fast gewaltsam erinnern, denn ich war unter meinem Manne wenig oder nicht gewachsen, er, der mein Wachsthum niederhielt, der mich mit schwerwiegender Obergewalt in einem ewigen Gefühle von Unmündigkeit erhielt, was aber die Welt, die Alles richtet und so wenig weiß, freilich nicht wissen konnte! Nein, das ahnte sie nicht, daß diese Wittwe an der Seite dieses Jünglings fast auch noch ein Halbkind war, wie er, und diesem gar nicht so unähnlich. Erst als er selbst mich fühlen ließ, daß ich für jugendliche Phantasien nur noch gemalt auf der Welt sei, konnte ich zum, reifere Weisheit sich aufraffen, damit ein unglücklich falscher Schritt nicht zum zweiten Male geschähe. Erst in dieser Stunde bin ich ihm wirklich entwachsen. Aber von solchen Vergängen ahnt die Welt nichts. Sie hätte die ältere Wittwe, die sich den zarten Jüngling erlor, tapfer geschmäht, wie sie das junge Mädchen schmähte, das sich dem alten Baron verkauft. Aber diesmal hat es sich besser gefügt. Es war noch rechtzeitig, daß ich mich selbst gefunden.

Wenn nur nicht Beda sich selbst jetzt verliert! erwie-

derte Firmin. Ihre Vermuthung geht mir im Kopfe herum. Ich werde sogleich zurückkehren müssen, um meines vormundschaftlichen Amtes zu warten, daß er mit diesem Landmädchen nicht etwa Ernst macht.

Frau von Adelkar schüttelte den Kopf. Sie berufen sich auf meine Vermuthung; aber wie ich mich ausgedrückt habe, so ist es schon Ernst. Der junge Mann weiß, was er will. Von Evelinen zu mir, von mir zu jener Ersten zurück, — glauben Sie mir, er hat in diesen Tagen eine jener Krisen durchlebt, wo Tage für Jahre zählen. Der Vormund rechnet dann nach alter Zeitrechnung, aber dem Mündel ist eine neue angebrochen. Er ist mündig geworden. Inzwischen, — wenn Sie es für eine Pflicht der Familiensorge halten, — so reisen sie mit Gott.

Firmin hörte die Sprecherin nicht blos, er sah sie. Und was er sah, drückte er in der Antwort aus: Ich glaube zu fühlen, gnädige Frau, daß Sie nicht Alles gesagt haben. Ich sehe Sie ein Wort noch zurückhalten; aber ich bitte um ihr ganzes Vertrauen.

Nun denn, sagte Hirlanda mit einem leichten Erröthen und Lächeln, das Wort, das ihr Künstlerauge sieht, ist ein egoistisches. Es bezieht sich auf mich. Ich fürchte, Sie bringen Ihrem Bruder die Einbildung bei, indem Sie ihn von Evelinen zurückhalten, daß er noch immer auf Adelkam zu hoffen hat und auch hoffen soll. Seit das Sprichwort erfunden ist: qui s'excuse s'accuse, würde auch ein ausdrückliches Dementi nichts helfen. Die Jugend ist eitel, weil sie phantasiereich ist. Und nun begreifen Sie, daß

mir das unaussprechlich empfindlich wäre, daß ich nur mit Pein daran denken könnte. Abgesehen auch von ihm: Sie brächten ihn vielleicht doch wieder in's Schwanken, stürzten ihn in neue Verwirrungen und hätten ihm mehr geschadet als genützt. Ich meine daher, Sie müßten sich jetzt, wenn Sie bei ihm wären, lieber entfernen, um ihn seinen Weg allein finden zu lassen; da Sie aber ohnedies schon fort sind, so sollten Sie sicherlich auch fort bleiben.

Das gilt! rief Firmin mit allem Nachdruck der Ueberzeugung und des Entschlusses. Vor diesen Gründen beuge ich mich. Sie sprechen mich an, einer mehr als der andere. Es ist die Stimme einer wirklich besseren Einsicht.

Auf die Vernunft dieser Vorstellungen hin blieb also Firmin. Aber wenn die Vernunft so oft gegen das Herz spricht, so hatte sie diesmal auch „aus dem Herzen" gesprochen! Die Herzen waren zufrieden mit diesem guten Grunde, — sich nicht so schnell trennen zu dürfen. Ob das unbewußt oder halbbewußt verging, lag jetzt noch in Dämmer und Tiefe.

Aber wie ein Siegel des Himmels selbst war es, daß sich in der Nacht das schöne beständige Sommerwetter brach und mit Hagelschlag und Wolkenbruch ein Landregen begann, der Tage lang anhielt. Schon nach achtundvierzig Stunden hörte man von schwellenden Wassern, von ausgetretenen Bächen, von paßlosen Straßen und Brücken, kurz, von den Wetterschäden einer Gebirgslandschaft. Und just die Strecke zum Bahnhof wurde am gründlichsten unfahrbar.

In diesen Tagen sagte Firmin zu Hirlanda: Theure Frau, ich habe eine Bitte an Sie. Man kann mit Künstlern nicht lange verkehren, ohne daß von „Sitzungen" die Rede wäre. Nicht wahr, das lassen Sie gelten? Aber eine Frau, die soeben ihre ganze Kraft verzehrt hat, Tag und Nacht an einem Krankenlager zu sitzen, braucht Bewegung, nicht Sitzung. Ich hätte diese Rücksicht genommen und meinen Wunsch für mich behalten, wenn nicht Bewegung im Freien jetzt unmöglich und Zimmerclausur ohnedies an der Tagesordnung wäre. Durch diesen Umstand aber verliert meine Bitte an Unbilligkeit. Ich bitte Sie also, — mir zu einer Madonna zu sitzen.

Zu einer Madonna? Soll das eine Schmeichelei sein? Von Ihnen würde mich eine Schmeichelei dieses Genres — überraschen! Hirlanda sagte es recht merklich betreten.

Aber Firmin lächelte. Schnell fertig ist die Jugend mit dem Worte! Können Sie denn wissen, was mein Madonnen-Ideal ist?

Ich habe immer gemeint, es ist ein feststehendes.

Ganz recht. Und eben darum nicht das meinige. Ein feststehendes Ideal ist schon ein Bisaben Gemeinplatz und Redensart. Man muß von Zeit zu Zeit wieder neu aus der Quelle schöpfen, was dann freilich Diejenigen, die das verkennen, gleich realistisch nennen. Aber in diesem aparten, ich möchte sagen, in diesem Geheimsinne bin ich Realist. Sehen Sie unser Madonnen-Ideal, das Sie leider so richtig ein feststehendes nennen, steht der Hauptsache nach beim

Raphael fest. Raphael hat es vom Studium der Antike, er hat es von der südlichen Menschenschönheit, er hat es nicht aus der schlichten Realität, er hat es nicht aus den Worten des Evangeliums: Damals lebte eine fromme Jungfrau im Lande Judäa. Können Sie sich eine einzige Raphaelische Madonna als eine fromme Jungfrau in Judäa denken? Es sind Köpfe, vom Erdengrund losgelöst und gegen den Himmel geworfen, wie eine beleuchtete Wolke. Seine Lichtwolke hängt mit dem Menschenweibe kaum mehr zusammen, als wie man auch in Wolken Gestalten, Gesichter, Wesen sieht: es ist ein Spiel der Phantasie, aber die Wolke braucht das nicht; sie bleibt schön und erhaben auch als beleuchtete Wolke. Mir nun, der ich ein Realist bin, geht die fromme Jungfrau im Kopfe herum. Ich habe viel darüber nachgedacht. Aber das Wort „fromm" klingt uns heutzutag fast fatal. Was ist eine fromme Jungfrau? Im heutigen Sinne vielleicht eine Betschwester, eine Kirchenläuferin. Wenn ich's schon ernsthaft nehme und ohne moderne Frivolität, so ist eine fromme Jungfrau eine gottesfürchtige Jungfrau. Aber auch diesen Begriff kann ich nicht brauchen. Was hat eine Jungfrau Gott zu fürchten? Ja, ich sage geradezu: was geht Gott ein Weib an? Er geht den Mann an. Gott ist ein Geist, und Geistleben hat der Mann. Das Weib hat Naturleben und ihr Gott ist ihr in der Natur geoffenbart. Ist sie fromm, so ist sie berufsfromm. Sich willig und hingebend der Natur zur Verfügung zu stellen, die blinden Naturforderungen zu vollstrecken mit der Tugend und dem

Verdienste eines menschlichen Pflichtbewußtseins, das heißt mir fromm im weiblichen Sinne. Fromm als Gattin und Mutter. Nun sagt unser Legenden-Wunder freilich: als Mutter allein. Eine Jungfrau ist Mutter! Aber jetzt bin ich bei meiner Aufgabe. Die Madonna also wird mir zum Bild — nicht des Gattensinns, sondern des Mutterſinns. Und das geht wahrlich nicht wunderhaft zu, sondern bleibt immer noch menschlich. Zu allen Zeiten gibt es ja in und außer den Klöstern Tausende von unvermählten Mädchen; vielleicht aber gibt es nicht Eines, dem der Mutterſinn fehlte und das kein Kind aufziehen wollte. Das fromme Mädchen, das in Judäa auserwählt war, wird also das mütterlichste gewesen sein. Ihr Herz war nicht bei einem Gatten, hatte aber einen solchen Schatz von Muttertugend, daß ihr Gott selbst seinen Sohn anvertrauen mochte. Diesen psychologischen Umstand konnte Gott schon in einem fünfzehn- und sechszehnjährigen Herzen gelesen haben, denn sein Auge ist allwissend; uns Andere aber läßt er ihn lesen in der Schrift der Erfahrung. Das verkennen so viele Idealisten, welche die Madonna lächelnd und süßlich jung malen: sie haben sich hinter Gott gesteckt und auf Treu und Glauben gemalt. Das darf nicht gelten. Ein Realist, wie ich, malt aus dem Gewissen und beweist, was er sagt. Damit aber bin ich beim letzten meiner Programmworte. Aus meiner Madonna soll ein weibliches Menschenschicksal sprechen! Ich male einen Madonnakopf, in den man mit gefesselter Aufmerksamkeit lange hineinsinnt und dann herausliest: Du hast

es wol durch die Erfahrung erlebt, daß die Mütterlichkeit des Weibes besserer Theil! Dir glaube ich Deine innerliche Unberührtheit!

Und das soll ich sein? dachte Hirlanda mit feuchtem Auge. Oft schalt ich mich vor meinem Spiegel, wenn ich mir halb bitter, halb weinerlich verkam; aber wie idealisirt das Ihr Auge! Und das heißt ein Realist! Solche Ahnungen hat freilich kein Jüngling; das wird eine andere als eine Veda Madonna!

Firmin war glücklich. In diesem Worte fühlte er zum ersten Male einen Vorzug vor seinem Bruder.

Die Sitzungen fingen nun an. Draußen regnete es, aber im Innern war der Himmel nie schöner. Was für ein Himmel wölbt sich, seit gemalt wird, über Maler-Sitzungen! Wenn Goethes Werther von der verfänglichen Vertraulichkeit des Tanzes gesagt hat: so viel weiß ich, meine Geliebte möchte ich keinem andern Tänzer überlassen; — so hätte die Delicatesse dieses Feinfühligen auch sagen können: so viel weiß ich, meine Geliebte möchte ich keinem Porträtmaler zu Sitzungen überlassen. Welch' eine Augenfrage, welch' ein Austausch der Blicke, welch' ein intimes Ansehen und Angesehenwerden! Und das Gespräch! Dieses abgerissene Hin- und Herreden! Der dringendste Herzensraum ist nicht so vielsagend: es sieht ja aus, als sei Sturm und Drang noch das Fremdere, dagegen Einigkeit, Ruhe und Nähe just dieses kurze, sprungbafte Plaudern, das unterhält und nicht stört, dieses Nippen in Zwischenreden, dieses Naschen in Einstreuungen, dieser Puls- und

Pendelschlag auf und ab schwingender Wechselworte, dieses schlaftrunkene Zufallsspiel halbgeflüsterter, wie im Traume gesprochener Unwillkürlichkeiten! Das Gespräch scheint immerdar einzunicken, weil das Werk die Hauptsache ist, aber es rieselt immerdar fort und recht gut geht's dem einzelnen Tropfen, der länger schwebt und schwerer wiegt, als im hastigen Redefluß! —

Diesen von unsichtbaren Heldseligkeiten begleiteten Kunstfleiß unterbrach, wie ein Ruf zum Fenster herein, ein schmetterndes Briefposthorn. Firmin erhielt einen Brief von Beda. Der Bruder meldete ihm — seine Verlobung mit Evelinen!

Hirlanda erschrack. Sie brach sogleich in den Selbstvorwurf aus: Meine Schuld ist's, wenn Sie diese Heirath für eine Mißheirath halten! Sie wollten sie verhindern, aber ich hinderte Sie selbst. Wie verantworte ich nun das?! — Wie jede gute That, sagte Firmin. Ihr Rath war der bessere und mit besserer Einsicht befolgte ich ihn. — Wer überzeugt mich davon? Ich hätte Ihnen nie widersprechen sollen. Ich nahm's leichter, als es noch ungewiß war; jetzt, wo es da ist, denke ich fast selbst wie Sie. — Aber wie denke denn ich? sagte Firmin; laßt einmal sehen. Jetzt, da es da ist, finde ich mich drein. Es ist wahr, wir gebildeten Stände haben ein Vorurtheil gegen die ungebildeten. Es träumte mir nicht, daß mein Beda ein Bauernkind heirathen soll, am wenigsten ein Mädchen, — das sich für einen schwarzen Hund exponirt hat! Das ist kein Familienruhm. Inzwischen heirathen

Künstler nicht selten ihre Modelle; freilich die älteren Herren. Aber just einem Jüngeren könnte es besser bekommen. Mein Beda wird diesem Rohstoff ein Prometheus sein. Wo er Sinnengluth hat, ist er Enthusiast und vergötzert. Das gibt Herrschaft über unentwickelte aber bildungsbedürftige Gemüther. Höherstehende könnten aus dem weichen Stoff seines Feuers allerdings etwas wie Strohfeuer herausfühlen und indem sie es richtiger taxiren als er selbst, müßten sie ihn verbittert und unglücklich machen, denn er hätte sein Bestes gegeben, ohne es zurück zu empfangen. Auch seine nicht geringe Dosis von Trotz, Härte und Eigensinn, diese Schildkrötendecke schwärmerischer Gemüther und Idealisten, wird bei einem Mädchen, wie Eveline, nur die Wirkung männlicher Festigkeit machen, denn sie übersieht ihn nicht. Was will man mehr? Nein, nein, es ist schon gut so. Die Ehe ist gut. Dort wird er selber bilden und nicht gebildet werden und das braucht er. Er muß sich fühlen, kann nicht der Zweite sein, denn ein Cäsar ist er ja doch, mein kleiner lieber Beda, — also ein Dorf-Cäsar, wenn kein Rom-Cäsar.

Hirlanda war blaß und roth geworden. Welche Bilder malte dieser Maler! Mit wenigen Strichen nicht nur ein einfaches, sondern ein doppeltes Ehebild: das ihrige mit! Es war meisterhaft wahr, das fühlte sie, und doch blieb ihr eine Beschämung erspart, denn es war immer noch ein Bild, welches jeder Frau ein Wähnen und Schwärmen, eine holde Täuschung erlaubte — von der kürzesten bis zur lebenslänglichen.

Aber jetzt fiel ihr ein, ob zur lebenslänglichen eine Frau just dort stehen müsse, wo das Landmädchen stand und nicht höher. In diesem Gedankenkreis kehrte sie, nach Frauenart, zu ihrem ersten Gedanken zurück und sagte mit einem skeptisch verlegenen Lächeln: Ich glaube es schon, daß Sie mir Ihre wahre Meinung sagen, aber ob Ihre ganze? Die wird nur das Blatt Papier sehen, das Sie an Beda zurückschreiben! Ich wüßte erst wirklich, daß ich mir keinen Vorwurf machen darf — wenn Sie auch ihm keinen machen.

Ei, da nennen Sie ja ein praktisches und einfaches Mittel. Lesen Sie also diesen Brief!

Es wird ein Brief sein — von Bruder zu Bruder. Ueberlegen Sie's wohl. Mich schonen Sie vielleicht, aber mit ihm sprechen Sie wohl intimer!

Sie sollen es sehen, theuerste Frau. Da es Ihre Ruhe gilt, so haben Sie ein Recht darauf. Ich bitte Sie nun ausdrücklich, meinen Brief an Beda Ihnen vorlegen zu dürfen.

Bei dieser Wendung blieb es zur Stunde. Gemalt wurde heute nicht mehr; das wichtige Tagesereigniß machte sich geltend.

Am folgenden Morgen war wieder reiner Himmel. Die Schloßfrau regierte. Statt der Malersitzung war Rathssitzung. Sie empfing ihren Schloßverwalter und Wirthschaftsrath, gab und berieth Aufträge mit ihm, wann und wie die Arbeiten, die der Regen gestört, nun anzuordnen wären. Sie war viel beschäftigt.

Firmins Stunde kam heute ſpäter.

Auch griff er nicht nach Materſteck und Palette, er griff in die Taſche. Der Sitzungsſaal, in den er eingetreten war, ſtrahlte von Sonnenlicht.

Das iſt das Licht, ſagte er, das wir Maler nicht brauchen können. Aber — nach Regen Sonnenſchein. Ich ſtehe in dieſer Glorie — wie mitten in der Gottheit! Es iſt ein Himmelsleihen!

Unter dieſen Worten hatte er aus der Taſche den Brief geholt. Ich bitte Sie, dieſes Blatt zu leſen, ſagte er, indem er es in Hirlandas Hand übergab. Er that es mit einer hochgeſtimmten Heiterkeit, gemildert von einer gewiſſen Feierlichkeit. Hirlanda ſah den familienhaften Beda-Zug darin, den innerlich ſtürmenden, nach Harmonien dürſtenden Enthuſiasmus, — nur bei dem älteren Bruder kräftiger, ſchattirter.

Was bedeutet das? Sie fing zu leſen an:

Lieber Bruder.

Ich wünſche Dir Glück und gebe Dir meinen Segen. Jung gefreit hat Niemand gereut. Es iſt freilich gegen alle Kleiderordnung, daß Du mit zweiundzwanzig Jahren nach der Patriarchenwürde des Hausvaters und Familienhauptes greifſt, derweil ich mit meinen zweiunddreißig die Welt noch als Junggeſelle vernasche. Aber — was lange währt, wird gut. (Merkſt Du meine Sancho Panſa-Weisheit in Sprüchen?) Nun, wenigſtens ſiehſt Du, daß ich gut aufgelegt bin. Ich leſe dem Gemahl Evelinens nicht den Text; wir wollen gute Freunde

bleiben, auch wenn es die künftigen Schwägerinnen reservirter damit halten müßten. Du bist Mann und weißt, was Du thust und wirst diesen Fall vorgesehen haben. Es könnte ja leicht sein, daß ich eben so hoch greife, als Du tief; ja es ist sogar so. Ich bin entschlossen, die Frau von Adelkam noch heute um ihre Hand zu bitten, und da Gottes Barmherzigkeit immer größer ist als die Unwürdigkeit der Sünder, so hoffe ich von dem Engel Gewährung.

Dein getreuer Bruder und Freund

Firmin.

Firmin hatte die Lesende beobachtet. Sie hatte erst gelächelt, dann sich verfärbt und jetzt ruhte ihr Blick auf dem Blatte, das sie längst nicht mehr las.

Es war an Firmin. Er trat an Hirlanda heran, suchte ihre Hand und sagte weich: Wenn Sie mir verzeihen, daß ich diesen Brief zu einer kleinen Falle gemacht, so verspreche ich: es soll das Erste und Letzte sein, was Sie mir zu verzeihen haben. Hirlanda! darf ich diesen Brief abschicken?

Sie wendete sich zur Seite, überließ ihm die Hand, die er ergriffen, und sagte: Ja! —

Bergschrecken.

Ich hatte meinen Freund Liebfeld nach Bremerhaven begleitet. Er war der letzte von unserem Dilettanten-Quartett, welches so lange die Freude der Liebhaber und, mehr als man sagen kann, unsere eigene gewesen. Seine Zaubergeige zog ihn in's Zauberland Californien. Er will wieder kommen, die treue deutsche Seele, er will sich nur die schöne, blauäugige Minna verdienen, welche ihm rechnende Eltern versagen, und welche ihm auf der Schnecken-Carrière vom Praktikanten zum Hofrath freilich ergrauen könnte. Das liebe Kind ließ mich schwören, ihn durch alle Stürme von Hessen und Hannover sicher an's Meer zu begleiten, und ich war wirklich mitgegangen, nicht als Lootse durch besagte Stürme, sondern aus eigener Anhänglichkeit an meine vielgeliebte Primgeige, und dann — in der geheimen Hoffnung, es könne der Kreuzweg kommen und die Wolke, welche schneit, und mein gutes deutsches Hänschen wäre vielleicht noch im letzten Augenblicke zur Umkehr zu bewegen. Denn Eines schickt sich nicht für Alle, und seine deutsche Veilchenseele schickt sich so gar nicht zu Indianern und Goldmördern! Aber tapfer ging's.

Deutschland sang und sonnte sich ihm vergebens an's Herz, als wir von der Donau zur Weser an den Burgen und Domen, an den Blauaugen und Blondzöpfen vorbeidampften. Es war ein Sirenenklang, so lockend und herzauflösend, wie ihn nur das gefühlsame Deutschland in seiner Macht hat, als uns zuletzt noch in Bremerhaven, in Claussen's preiswürdigem Auswanderer-Hotel aus einem Fenster des Erdgeschosses, ein Lied entgegenklang:

Die große Welt, die weite Welt,
Wie ist sie doch so klein,
Wenn dir die Kraft zu lieben fehlt,
Kein Herz sich nennet dein.

Wir standen und lauschten. Es war ein Ton aus dem tiefsten Nachtigallenbusch des deutschen Gemüthes. Die Melodie hätte einen Stein erweichen können. Aber Freund Liebfeld sagte mit einem ertrotzten Cynismus: Ein hübsches Thema! Auf der Ueberfahrt schreibe ich Variationen darüber, die mir allein zehntausend Dollars eintragen müssen.

Nun, so geh' hin! Am Ende geschieht ein Wunder und du greifst wirklich durch. Ist doch der Deutsche selbst schon ein Wunder. Wie einen umgekehrten Harnisch trägt er sein weichstes Gemüthsfutter nach Außen, aber Erz und Eisen im Innern. Vielleicht haben wir dich Alle verkannt, und zu Hause ein träumerischer, bist du in der Fremde ein practischer und haltbarer Deutscher. Gehe hin auf Wiedersehen!

Ueberhaupt bekommt man in Bremerhaven beſſere Gedanken vom Deutſchen. So großartig ſtellten wir uns den deutſchen Mitbeſitz an der Erde nicht vor. Hier iſt noch ein anderes Deutſchland als die zerbrochenen Burgen, um welche Uhland's Romantik windharfenirt, als die äſthetiſchen Theekeſſel, in welchen ſich Heine's ironiſcher Weltſchmerz beſpiegelt. Dieſes Deutſchland der Landratten, dieſes literariſche und papierene Deutſchland wäre in lauter Unſterblichkeit längſt ſchon geſtorben und verdorben, läge hinter dem Weltſchmerz nicht der Welthandel, nicht das Deutſchland des Seewaſſers und der Matroſen. Was ſind die Theerjacken für Dichter! Ich bewunderte ſie mit Auge und Ohr, ich ſtaunte ſie an wie ein Kind. Trotziger wohl blickt der Spanier, lebhafter der Däne, ſelbſtbewußter und wegwerfender der Engländer; der deutſche Weſer-Matroſe iſt eine gutmüthige und harmloſe Figur unter ſeinen ausheimiſchen Kameraden. Aber jeder Kapitän preiſt ſich glücklich, ihn zu beſitzen, denn er iſt der mäßigſte und tüchtigſte Arbeiter, ſein Deck das blankſte und reinlichſte, und ſeine Marine hat er, ſo lange die Welt ſteht, noch nie mit Aufruhr und Meuterei befleckt. Welch ein Ruhm! Wie wohl thut es, dieſe hausmütterlichen Tugenden, welche uns Richter in Holz ſchneidet und Hebel in Kalendern erzählt, und welche wir für den einzigen Erſatz eines thatloſen Nationallebens hielten, dort unten am Waſſer wieder zu finden, ſtatt der Runkel den Compaß in der Hand, ſtatt in der Spinnſtube auf allen Polhöhen der Erde. Heil, freier Frieſe!

Das Gewühl der Seestadt war mir ein Fest. Ich schlürfte die Poesie dieser angeblichen Prosa in vollen Zügen. Ich kletterte am Quai des Hafens über Berge von Tabak- und Wollballen, über Riesenschlangen von Schiffstauen und Ankerketten, über Barrikaden von rothen und gelben Blöcken ercotischer Farbehölzer, durch ein Babel von Sprachen, durch einen Maskenball von Trachten, durch Labyrinthe von Tonnen, Fässern, Kisten und Ballen in märchenhafter Aufregung herum. Mit Begeisterung sah ich es, wie in dem Mastenwalde des Hafens nächst dem Sternenbanner von Nordamerika keine Flagge so zahlreich war, als die roth und weiß gestreifte der freien deutschen Reichsstadt Bremen. Einen Nationalstolz, welchen mir keine Wachtparade des Binnenlandes je eingeflößt hat, empfand ich zum ersten Male in meinem Leben, als ich von Vegesack bis Bremerhaven eine meilenlange Reihe von Schiffswerften in Thätigkeit sah, als ich die großartigen Baustätten eines Dickmers, eines Tecklenborg, eines Lange besuchte, von welchen das deutsche Handelsschiff in einer, auf der ganzen Erde anerkannten Vollkommenheit ausgeht.

Zuletzt aber verlangte die deutsche Natur doch ihre Rechte, und auf dem Geräusch eines Welthafens sehnte ich mich wieder nach Einkehr und Einsamkeit. Eines Tages machte ich mich auf und wanderte auf gut Glück zur Stadt hinaus. Bald war mir Stadt und Hafen entschwunden, daß das Dickicht der Schiffsmasten und der hohe, gothische Kirchthurm darunter in der silbergrauen Nebelluft dieses nördlichen Himmels duftig blaß und verkleinert an

meinem Horizonte ſtand, wie ein zierliches, von Feenhänden geflochtenes Drahtkörbchen.

Wie man im Binnenlande um die Baſteien einer Stadt herumgeht, ſo kommt man, wenn man dem Laufe unſerer Flüſſe folgt, zuletzt bei einer Baſtei von ganz Deutſchland an. Ich meine die Deiche und Dämme, welche das deutſche Land gegen die Fluthen des Meeres ſchützen. Sie laufen wie eine Mauer um die ganze deutſche Küſte herum, folgen allen Winkeln der Land- und Waſſergrenze und bilden ein Syſtem von unerbittlicher Geſchloſſenheit.

Auf dieſer Deichbaſtei wanderte ich hin. Ziellos und abenteuerlich war mein Gang, mein Compaß Zufall und Stimmung. Die Neuheit des Schauplatzes reizte mich, ſelbſt in der eintönigſten aller Gegenden. Auf der einen Seite lag mir das Meer, aber noch weit entfernt durch den Zwiſchenraum der Watten, jener ſandigen Nullgrenze, welche bei der Fluth Waſſer und bei der Ebbe Land iſt. Auf der anderen Seite ſah ich in die berühmten Flächen der Marſchen hinein. Ueber mir kreiſchten die Möven; auf den Watten ſpielten die Seehunde; und im Marſchlande bot hier ein Kirchthurm, dort eine Windmühle dem Auge einen vereinſamten Ruhepunkt.

Das war die Oede und Stille, in welcher die Bilder zu Stimmungen gerinnen. Ich dachte an Alles und Nichts. Ich dachte an Einſt und Jetzt, an Kommen und Gehen, an das Schickſal, das die Menſchen ſich ſuchen, und an das ungeſuchte, das erſt ihr wirkliches iſt. Kurz, ich dachte an unſer Quartett. Der feurige Mendes war jung und

hoffnungsvoll gestorben, der weiche, schwärmerische Liebsold schwamm soeben nach Californien, und Wilfing, — was ist aus Wilfing geworden? Lebt er, oder ist er todt? Wer giebt Kunde von ihm? Es sind wohl fünf Jahre, seit er plötzlich und räthselhaft verschwunden, und kein Mensch hat mehr etwas gehört von ihm.

In diesem Augenblicke fiel er mir schon durch die Kraft des Contrastes ein. Was würde Wilfing zu diesen Landschaften sagen? Er, dessen ganzes Herz an den Bergen hing, der einen flachen Horizont haßte und fast persönlich verachtete. Ich will das Gezeichnete, nicht das Zeichenbrett, murrte er unwillig, wenn man ihm Gewalt anthat, die Schönheit der Niederländer, die Reize des Flachlandes anzuerkennen. Eine ebene Fläche war ihm schlechtweg ein Zeichenbrett. Was würde Wilfing zu einem Horizonte sagen, wie er mich jetzt umgab, zu der Fläche der deutschen Marschländer, diesem ungeheuren Zeichenbrette? Hielte er meinen Spaziergang nur eine Stunde lang aus? Ja, wäre er nur bis Bremen oder gar Bremerhaven gekommen und nicht schon nach den letzten Hügeln des Teutoburger Waldes, wo ihn der Anfang der Weser-Niederung angähnte, entsetzt wieder zurück geflohen?

Prächtiges Violoncell, wo ertönst du jetzt? Oder hast du ausgetönt? Die Möven der Nordsee geben mir so wenig Antwort darauf, als es die Steinadler der Alpen gethan!

Eines Tages war Wilfing in seine Berge gegangen und — war nicht mehr zurückgekommen. Als uns sein

Ausbleiben zu beunruhigen anfing, sahen wir in seiner Wohnung nach und fanden allerdings eine Spur, daß er noch lebe. Ein fremder Mann war erschienen mit einer Vollmacht von Wilfing, seine Wohnung auszuräumen und sein laufendes Conto zu begleichen. Die kluge Miethsfrau schickte nach einem Notar, aber die Vollmacht wurde in Ordnung befunden und der Mann expedirt. Wohin? hatte er keinen Auftrag, zu sagen.

Unsere Phantasie warf sich in Romanen herum. Von allen Möglichkeiten schien es die wahrscheinlichste, seine geliebten Berge hätten ihn endlich auch mit weiblicher Liebe gefesselt, er habe sich irgendwo bleibend verbunden, schäme sich aber seiner Wahl und fürchte die Kritik seiner städtischen Freunde. Wenn sich Gedanken hervorwagen wollten, welche zweideutiger waren, so ging ihnen bald die Lebensluft aus, denn Wilfing's Verhältnisse waren nach allen Seiten hin offenbar, und für den Verdacht einer ehrenrührigen Flucht sprach in fünf Jahren auch nicht das leiseste Anzeichen. Dagegen ist freilich auch dieses wahr: in fünf Jahren betraten wir öfter als Ein Mal die Berge und Thäler, Forsthäuser und Almhütten, welche Wilfing's Lieblingsorte gewesen, aber unser ganzes Gebirge entlang fanden wir nie eine Spur seines Aufenthaltes, ja nur eine Sage von ihm. Was über ihn gelogen wurde, erwies sich auch bald als Lüge.

Für das Gelte, das Wilfing so reich gespielt hatte, fand sich im nächsten Jahre zwar ein Ersatzmann, aber — es war kein Wilfing! Hierauf starb im zweitnächsten

Jahn Mendes, der Held der Altgeige, und ein Künstler der ersten Violine, für den es gar keinen Ersatz mehr gab, war Liebfeld, dessen Schicksal in diesem Augenblicke auf den Wellen trieb. Meine bescheidene Secundegeige stand nunmehr da, wie ein kahler, entblätterter Zweig, wie der Wipfel dieser Eiche, welche hinter dem schützenden Damme, über das Niveau desselben aufstrebend, vom Sturme gepackt, windschief zur Seite gelegt und bis auf's Mark ausgedörrt war.

Was für ein Land! In Bremerhaven gab es noch Bäume, wenngleich verkrüppelte; hier nicht mehr. Wenn da oder dort einer das Leben wagte, so verkroch er sich schüchtern hinter die mächtige Brustwehr der Deiche, und es gelang ihm vielleicht, in's Leben sich einzuschmuggeln. Aber wehe dem Kühnen, welcher, sicher gemacht, über den Rand seiner Wiege hinausguckte! Mit einem wahren Wuthgeheul ergriff ihn sein Henker, der grimmige Seesturm, und warf ihm unbarmherzig den Kopf vor die Füße. Der Wipfel verkannte, sein Held knickte, und genau nach dem Lineal der Deichbrüder war Alles hinweggeblasen, was hier Baumwuchs sein wollte.

Und doch fand ich das Pflanzenreich in diesen Gegenden nichts weniger als verarmt; es war sogar üppig und kraftstrotzend. Nur durfte sich nur nicht den Luftraum anmaßen; dort war es Sibirien, dort war sein Sibirien. Mit Verschwendung dagegen ernährte es der Schooß des Wassers. Und wo fehlte hier Wasser? Das ganze Land war voll davon, es stand über und unter dem Boden;

auch dem Trockenen sah man es an, daß es im Nassen fußte, daß es wie ein stiller Zecher sich beständig die Kehle befeuchtete.

Für den verarmten Baum war es z. B. kein schlechter Ersatz, wenn hier das Rohr in einer Höhe von zwei Mannslängen wuchs und fast in Beständen von forstähnlicher Mächtigkeit. Was mir zumeist die Aussicht auf's Meer verwehrte, obwohl es so dicht mir zur Seite lag, daß ich fast den Silbersaum seiner Schleppe trat, das waren eben jene Wälder von Rohr, welche zwischen dem Deiche und dem Meere den Saum dieser Schleppe (den Außendeich oder das Vorland) bekleideten. Es neckte mich Anfangs bis zum Unerträglichen, da draußen das große, wallende Meer zu wissen, die besonnten Segel der Schiffe wie zarte Taubenflügel sich schwenken zu sehen, aber den Meeresspiegel, diesen ersehnten Anblick, fast überall zu entbehren. Immer legte sich zwischen mich und das Meer der stattliche Federbuschwald des Rohrs, Halm an Halm, mit seinem Wanken und Schwanken, mit seinem Neigen und Beugen, mit dem zarten Graugrün seiner feingespitzten Blätter, mit dem purpurbraunen Seidenglanze seiner reich geschwungenen Blüthenrispen. Die breite, schwankende Masse des Rohrs umhüllte den Meeresspiegel wie ein bauschiger Vorhang von Flor; wie ein Rahmen von Mattgold umrahmten ihn die bleichen Sandblößen des Watts, aber ihn selbst, den Spiegel, suchte das Auge vergebens. Wer sich in die Lüfte aufschwingen und aus der Vogelschau Meer und Land überblicken könnte! Wie oft beneidete ich die

braune Rohrweihe, wenn sie, erschreckt vom Schalle meiner Schritte, aus dem mystischen Dunkel ihres Standortes aufflatterte und über dem mächtigen Rohrwalde, der meinen Horizont einengte, wie über einer kurzen Wiese im sanften Fluge dahinschwebte. Freilich war es auch noch Meer, das stille, glitzernde Sumpfwasser, welches zwischen den Wurzelstöcken des Rohrs in leisen, langsamen Zügen gegen die Außenseite des Deiches heranathmete; aber ich wußte es nur, ich sah und empfand es nicht. Es schläferte den Geist eher ein, als daß es ihn zu Anschauungen der Weltgröße erhob, und nur, wenn ich mir vorstellte, die andere Ringhälfte dieses flachen Wellenringes bespült die Küste von Labrador, schauerte die Nachbarschaft des mächtigen Elements, wenn nicht die Sinne, doch die Einbildungskraft an.

So schlenderte ich hin. Meine Feldflasche voll Madeira, meine Waidtasche voll guter und nahrhafter Sachen, blieb ich gänzlich unbekümmert um meine Mittags-Station, welche sich in Ermangelung von Stuhl und Tisch vortrefflich am Rasenrande des Deiches halten ließ. Es kam ja nicht so bald wieder die Rolle an mich, ungefähr der letzte Deutsche zu sein und einen Spaziergang zu machen, wo die Welt ganz eigentlich mit Brettern verschlagen ist, nämlich mit den Brettern, Bohlen, Palissaden und Piloten, welche als Unterfutter meiner wehrhaften Deichbefestigung die Robben des Weltmeeres abhielten, in die lateinischen Schulen eines Culturvolkes zu kommen.

Erst als Mittag vorüber war, dachte ich an die Rückkehr. Ich konnte in irgend eines der Marschendörfer ein-

lenken, wo ich nicht zweifeln durfte, einen Wagen nach Bremerhaven oder Geestemünde, nöthigenfalls auch eine reinliche Herberge zu finden. Es schreckte mich nicht, die Spuren dieser Dörfer, fuchtelnde Windmühlen oder breite Kirchendächer, fast überall in unermeßlicher und kaum erreichbarer Ferne zu sehen. Ich wußte bereits aus den wenigen Tagen meines hiesigen Aufenthaltes, daß die schwere, graulichte Luft dieser Himmelsstriche die Gegenstände auf den Zwischenraum einer Wegstunde so schattenhaft abdämpft, als es die Alpenluft auf den Zwischenraum einer Tagereise nicht thut.

Und zufällig war ich an eine Stelle gekommen, wo der Deich, welcher an's Meer theils bogenförmig sich auslegte, theils in staffelförmigem Zickzack gegen dasselbe lavirte, mit einer langen, schnurgeraden Schräge mitten in's Land hineinschnitt. Es schien der kürzeste Weg, um unter Menschen zu kommen.

Die Bilder um mich her veränderten sich jetzt, so viel es die einfachen Motive einer so einförmigen Landschaft zuließen. Draußen auf der Meerseite Sumpf und Rohr, Sand und Schlamm, ewiges Seufzen im Schilf, unwirthliches Kreischen der wilden Thiere; hier landeinwärts Weiden und Wiesen, Korn und Klee, brüllende Rinder, ein Finkenschlag, ein Lerchentriller.

Das Zeichenbrett, nämlich die Fläche dieser Gegend, das sah ich immer deutlicher, war nicht mit einem Auge zu beschauen, sondern nur mit vielen Blicken des Auges. In geringer Entfernung dämpfte sich Alles zu einem ge-

stattlosen Einerlei ab; aber wer nur Geduld hatte, auf die schrittweise Annäherung der Gegenstände Acht zu geben, der fand im Einerlei — Mancherlei.

Wie hoch wurde zum Beispiel das Gras, wenn man näher kam! Daß die weidende Herde darin, welche wiederkäuend am Boden sich streckte, auf wenige Schritte verschwand, das verstand sich von selbst. Aber wenn ein kolossaler Stier-Patriarch sich auf die Füße stellte und man nun sah, wie sein elephantenähnlicher Buckel kaum mit einer Linie aus der Grastrift herausragte, so gab das ein Maß vom üppigen Marschboden, wovon das bloße Augenmaß nichts ahnte, wenn es über eine grasgrüne Quadratmeile gelangweilt dahinschweifte. Ein niedriger Fleck am Horizonte, wie von einem ausgewischten Tuschpinsel, erhob sich bei der Annäherung zu einem mächtigen Busche, der ein ganzes Dorf übergrünte und dem Sturme, welcher kein Stammholz duldete, mit Millionen Ruthen und Reisern in's Gesicht kitzelte. Auch die kleinen Scenerien am Wasser luden das Auge zur Betrachtung des Einzelnen ein. Auch von dem Ungeübten mußte nach und nach der Unterschied zwischen den Bildern des Salz- und Süßwassers bemerkt werden, wie sie an beiden Seiten des Deiches den landschaftlichen Charakter variiren halfen. Draußen spülte das Meerwasser, gesättigt vom Sande der Watten, trüb und schlammig durch das verworrene und dick verfilzte Röhricht heran; auf der Landseite standen die Wasserbecken, — Kolke oder Bracken genannt, — voll spiegelreiner, krystallklarer Fluth. Zarter und weicher wuchs in diesen Tümpeln das

Schilf, daß es zu dem Röhricht des Außendeiches abſtach, wie ſeidenes Frauenhaar zu ſtruppigem Bauernbart. Zwiſchen den braunen Rohrkolben und den purpurnen Butomus-Dolden ſchwammen Nymphäen und blühende Waſſer-Aloen auf dem Spiegel des Brackwaſſers, während der durchſichtige Grund das zarte Geſpinnſt der Conferven, das ſchwellende Geteppich des Waſſerſterns und der Waſſerlinſe und all die üppige Ausfütterung und Möblirung dieſer Undinen-Paläſte heraufzeigte. Hier trieben die Satelliten und Höflinge der Undine ihr ſchönes, geheimnißvolles Weſen. Die einſame Fiſchotter hauſte da in tiefer Verborgenheit und ſchoß pfeilſchnell, wenn Schritte nahten, vom Ufer in die Fluth; im Schilfdickicht ſaß das brütende Waſſerhuhn, das ſchwarze, ſanfte Thier mit ſeinen ſchönen und klugen Augen; der Fiſchreiher ſtand lauernd am Waſſerrande, unbeweglich, monumental und harrte mit Ausdauer, daß die Karauſche oder die Schleie nach einem Inſekte herausſchnappe, um ſofort nach ihnen ſelbſt zu ſchnappen; aber tief am Grunde barg ſich der Waſſer-Salamander in die Schlupfwinkel der Blutegel ein, und nur auf der Oberfläche zeigte ein leichter Wirbelring oder eine gurgelnde Blaſe die von der Tiefe bedeckte Bewegung.

Aber viel Zeit ging drauf, vor jedem ſolcher Bildchen ſtehen zu bleiben und bald hier bald dort ſich etwas heraus zu betrachten. Mein Deich wollte kein Ende nehmen. Die ſchräge Linie, womit er ins Marſchland hineinſchnitt, lief, wie es von Weitem ſchien, faſt unmittelbar in eine Dorfgaſſe aus, und in einer Stunde glaubte ich das Dorf zu

erreichen. Aber länger als eine Meile war ich gewandert, ehe ich die Spitze dieser Linie erreichte, und als sie endlich wirklich erreicht war, blieb mir das Dorf weitab im Wiesengrunde liegen, während der Deich sich im schärfsten Winkel aus den Marschen zurückzog und mit dem anderen Schenkel des Winkels wieder hoch gegen den Meeresstrand hinanlangte.

An diesem Punkte hielt ich inne. Es galt mir, vom Deiche herab und ins Dorf hinüberzukommen. Ich sah mich nach etwas Straßenähnlichem um. Vergebens! Alles, was ich sehen konnte, war ein langsames Wasser, welches von der Richtung des Dorfes her gegen den Deich sich anstaute und durch einen sogenannten Siel seinen Abfluß zum Meere hatte. Dieses Rinnsal schien die einzige Straße, und ein Kahn, allenfalls mit einer Ladung von Torf oder Schilf, der einzige Verkehr, welchen die Leute dort zwischen ihrer Ortschaft und dem Deichlande nöthig hatten. Wahrlich, ein Bild von Weltverlassenheit, wie es kaum öder zu denken ist! Das ist kein Land für Spaziergänger! Möglich, daß sich irgendwo seitwärts vom Wasser doch auch ein Fußpfad verlockte, aber dann mußte er selten genug betreten sein, denn es gelang mir nicht, im hohen Wiesengrase oder am humpfigen Schilfufer die geringste Spur von Menschentritten auszukundschaften.

Ich sah mit meinem Perspektiv nach allen Weltgegenden aus. Das Dorf lag so todt, als ob seit dem dreißigjährigen Kriege kein Huhn mehr ein Ei darinnen gelegt hätte. Im Angesichte aber, am fernsten Rande eines

kahlen Watts, entdeckte ich unter dem Beistande eines Sonnenstrahls, welcher eine breite, trübschattende Dunstwolke durchbohrte, etwas Menschenähnliches im Sande herumkrabbeln. Das war zur Noth genug. Da draußen nämlich, das wußte ich längst, ist nur ein Aufenthalt während der Ebbe möglich, und die nahende Fluth scheucht Mensch und Thier hinter die schützenden Deiche heim. Zu einer bestimmten Frist, und sie stand nahe bevor, mußte das Wesen dort eben in sein Dorf zurück und konnte mir zum Wegweiser dienen, oder hatte, was noch wahrscheinlicher war, einen Kahn bei sich, ohne welchen ein Mensch fast so wenig wie ohne Schuhe in diesem Wasserlande sein Haus verläßt, und dann hielt ich auf dem schleichenden Sumpfbache, wie auf dem Canale grande, in das Venedig jener Rohrhütten und rothbraunen Ziegeldächer mit meinem Gondoliere meinen Einzug.

Ich legte mich also auf meinem Deiche vor Anker, um die Ankunft jenes brauchbaren Mitmenschen abzuwarten. Inzwischen wurde die Dunstwolke, welche sich über dem Meere gebildet hatte, immer höher und breiter, der ganze Horizont immer dunkler, und bald sah ich auch mit dem Perspectiv, wenn ich meinen Mann im Auge behalten wollte, nur in ein unterschiedloses, aschgraues Nichts. Gleichzeitig veränderte sich die Luft; ein sonderbares, salziges Weben begann vom Meere her, welches mich noch durstiger machte, als man es in diesem Lande schon für gewöhnlich ist, und meine Madeiraflasche ging rasch zur Neige.

Hätte ich mir getraut, den Weg in's Dorf zu finden, ich hätte ihn wahrlich gesucht. Aber nach der Natur dieses Landes war nichts so gewiß, als daß der Sumpfbach, den ich vor mir hatte, das Dorf zu einer fast unzugänglichen Festung machte. Bekam er nun hier natürliche Zuflüsse, oder war er dort in künstliche Bewässerungsgräben abgeleitet, immer hätte ich den geringen Zwischenraum bis zum Dorfe so labyrinthisch durchschnitten gefunden, daß ein Fremder, welcher die Ueberbrückungspunkte nicht sehr genau kannte, in Sumpf und Rohr, auf trügerischem Moorboden, zwischen Wassergräben und mannshohem Wiesengras stundenlang herumirren konnte, und zwar immer im Angesichte des greifbar nahen Dorfkirchthurmes. Ja, wäre es Ackerland gewesen! Aber diese Wiesen- und Weideländer mit ihren engverwandten Moorbrüchen schwimmen fast im Wasser. Und wie tief sind diese Wasser! Jeder Graben ist schiffbar. Ich hatte es öfter als Ein Mal gesehen, wie mitten in der Grastrift und dicht an der Schnauze eines wiederkäuenden Rindes zum Erstaunen meiner Augen plötzlich ein Segel daher gestrichen kam; oder ein possirlich hüpfendes Wesen schwebte mit Känguruh-Sprüngen über dem Boden und war doch kein Känguruh, sondern ein derbschwerer Marschbauer, welcher mit seinem Klubenstock über Gräben, Fleth- und Wasserzuchten setzte, wo eine naive Landratte nichts gesehen hätte, als den schönsten englischen Parkrasen, einen unschuldigen Wiesenteppich, in welchen sie nur so hinein spaziert wäre. Ich gab also die Expedition wohlweislich auf; denn wenn auch mein hen-

tiger Ausflug auf Abenteuer ausging, so ging ich doch nicht darauf aus, vor Sterben und Fischbeinern irgendwo in einem Sumpfgraben klanglos zum Orkus zu fahren. Auf meinem Damme war es zwar langweilig, aber sicher. Und da mich der Zufall just zu einem Siele geführt hatte, so war ich gewiß, daß entweder vom Meere herein, oder vom Dorfe herab, sich etwas Lebendiges zeigen müsse, denn stundenlang pflegt ein Siel doch nicht vereinsamt zu bleiben; dazu sind diese Verkehrsthore zu wichtig.

Dabei hatte ich nun Gelegenheit, ein solches Kunstwerk mit aller Muße durchzustudiren. Wie oft wurde ich in Bremerhaven oder Vegesack aufgefordert, einen Siel zu bewundern, denn die Bewohner der Marschen sind gar stolz auf diese kostspieligen und kunstreichen Wasserbauten. Aber in den Städten und Seehäfen gab es des Neuen so viel für mich, daß ich nicht sonderlich achten mochte auf das reizlose Wunder einer prosaischen Wasserschleuse. Nun konnte ich meine schuldig gebliebene Bewunderung nachholen, denn schon die Noth des Zeitvertreibs zwang mich, den Sielbau in nächster Nähe als einen Gegenstand meiner Aufmerksamkeit zu behandeln.

Ein Siel ist ein Schacht oder ein Stollen, welcher durch den Deich getrieben und gewöhnlich als Tonnengewölbe ausgemauert wird zu dem Zwecke, die Süßwasser des Landes aus der eingedeichten Marsch in's Meer abzuleiten. Wäre das Niveau des Meeres und der Landwasser gleich, so wäre eine solche Ableitung ein sehr einfaches und kunstloses Ding, und es verlohnte sich nicht, davon zu sprechen.

Aber die wechselnden Verhältnisse der Landhöhe zum Meeresspiegel, ferner das Steigen und Fallen des Meeres selbst, durch den Wechsel der Ebbe und Fluth, machen die Aufgabe des Siels zu einer verwickelten, und diese präcis zu lösen, ist die Sorge des Hydrotechnikers.

Zuvörderst also wird das Verhältniß berechnet, welches ein Siel zu der Wassermenge haben soll, deren Ableitung er bezweckt. Man verschwendet, wenn man den Canal größer als nothwendig macht; aber noch gefährlicher ist's, wenn man ihn kleiner zuschneidet; denn das Wasser, welches seinen Abfluß nicht fände, würde das Land versumpfen, oder es sprengte den Canal und den Deich, wenn es, von Platzregen und Thauwettern plötzlich geschwellt, im Ungestüm seines raschesten Abflusses auf ein zwängendes Hinderniß stieße. Doch das gilt auch für die einfachste Landschleuse; bei einem Siel ist die Hauptsache immer das Meer mit seiner Ebbe und Fluth. Zweimal des Tages kommt die Fluth und überschwemmt alles Land, welches außerhalb des Deiches liegt; ja sie würde die Mündungen der Bäche und Flüsse hinauf tief und verheerend in's Binnenland selbst eindringen, wenn nicht der kunstvolle Siel wäre. An der äußeren Mündung des Siels nämlich ist ein Thorflügelpaar angebracht, aus starken Bohlen gezimmert und mit Eisen beschlagen, welches beweglich in seinen Angeln hängt und so eingerichtet ist, daß es durch einen Druck von außen sich schließt und durch einen Stoß von innen sich öffnet. Rollt nun die Fluth des Meeres heran, so packt sie dieses Thorflügelpaar, schlägt es donnernd

und krachend zu und — hat sich selbst den Eingang versperrt. Auch nicht ein Tropfen Salzwasser dringt durch die hermetisch zusammengepreßten Thüren. Das abgesperrte Landwasser staut sich inzwischen, wird höher und voller und macht, auf der Innenseite des Deiches, wie in einer Antichambre, bis der große Herr da draußen ausgetobt hat, die Manieren des Herrn in einer kleinen Privatfluth nach. Nach einiger Zeit rollt die Meerfluth zurück, die Landfluth empfindet es und drängt augenblicklich nach. Die Sielthore fangen zu zittern, zu wanken an, Süß- und Salzwasser spielen mit ihnen in Druck und Gegendruck, das dauert ein paar Minuten; aber schon hat die ohnmächtige Ebbe ihren Prozeß verloren, das kraftgeschwellte Binnenwasser stößt die Sielthore auf, preßt sie hart an die Seitenwände und schießt nun wie ein Wasserfall im vollen, majestätischen Schwall zur gewohnten Mündung hinaus. Diese Fluth-Thüren, — denn das ist ihr Name, — sind demnach äußerst wichtig für Schutz und Sicherheit des Marschlandes. Man war daher an den meisten Sielen bedacht, sie zu verdoppeln und in einem gewissen Abstande von ihnen noch ein zweites Paar anzubringen für den Nothfall, daß das erste einmal dienstunfähig wäre. Bis dahin aber sind die zweiten befestigt und hängen in Hacken.

Das sind die Vorkehrungen gegen die Fluth, d. h. gegen den Ueberfluß des Wassers. Es könnte aber in langer Sommerdürre wohl auch ein Mangel an Wasser eintreten, dann sähe der Marschbewohner sein Binnenflüßchen mit Bedauern in's Meer rinnen und müßte wünschen, es möge

sicht zurückzuhalten. Er wiederholt daher das Kunststückchen, daß die Meerfluth sich selbst den Eingang versperren muß, auf der inneren Seite des Siels noch einmal, aber in umgekehrter Richtung, indem er durch ein weiteres Thorflügelpaar nun auch das Landwasser zwingt, sich selbst den Ausgang zu versperren. Diese inneren Thore heißen die Ebbe- oder Stau-Thüren; sie sind nur halb so hoch als die Fluth-Thüren, denn dort handelt es sich um ein unbedingtes Ausschließen, hier nur um ein bedingtes Einschließen des Wassers. Man will mehr Wasser zurückhalten, als kommt, aber doch nicht alles, da man ja den Deich nicht ersaufen will.

So sinnreich nun diese Einrichtungen sind, so einfach und unscheinbar ist doch ihr äußerer Anblick. Ein Fremder sieht an einem Sielbau zuletzt immer nichts Anderes, als ein gemauertes Loch durch den Damm, außen ein bewegliches Thorflügelpaar, noch mehr nach außen ein eingehaktes Thorflügelpaar, innen aber zwei eingehakte Halbthüren. Das ist Alles. Ein wenn er die Bedeutung dieser Fluth-Thüren, Sluth-Thüren, Ebbe- oder Stau-Thüren kennt, erst wenn er es weiß, wie sich Höhe, Breite und Stärke des Siels mit einer Art unbewußter Musik zu der gegebenen Naturkraft des Innen- und Außenwasser in harmonischen Einklang gesetzt, erst dann wird er einen Siel interessant, ja ehrwürdig finden, und er begreift die hohe Meinung, welche das Volk nach glücklicher Vollendung eines solchen Kunstbaues in manch stattlicher und schmuckreicher Zuthat auszudrücken bestissen war. So ist die äußere Mündung des

Siels durch den sogenannten Sielhammer gekrönt, ein Balkengerüste, welches theils als Zierrat, theils als schützendes Geländer dient; auf der inneren Seite der Mündung aber erhebt sich ein steinernes Denkmal in Wappenschild- oder sonstiger Zierform, welches die Jahreszahl und die Kosten des Baues, den Namen des Baukünstlers, auch die Namen der Deichgrafen und Deichgeschworenen, unter welchen der Siel erbaut worden, mit einer oft auch historisch wichtigen und schätzenswerthen Treue der Nachwelt überliefert. Nach gutem altdeutschen Brauche fehlt zuletzt auch der Denkspruch nicht, welcher dem Ganzen die höhere Weihe giebt, und welcher gewöhnlich mit dem Reim anfängt: „Gott bewahre Damm und Deichen, Siel und Bollwerk ohne Gleichen," — ein bedeutungsvolles Wort, welches die öffentlichen Inschriften der Marschen oft wiederholen, und welches für diese Länder auch wirklich den Mittelpunkt der National-Interessen ausdrückt.

Mit eigenthümlichen Gefühlen sieht man so in den Haushalt eines Volkes hinein, welcher mit dem Aufgebot der tüchtigsten Menschenkräfte geführt wird, dessen Durchbildung nach Jahrhunderten zählt, während man nicht weit davon leben und sterben kann, ohne seine Existenz zu ahnen oder von ihm berührt zu werden. Man weiß nicht, soll man sich freuen, daß das menschliche Dasein so reiche Mannigfaltigkeit zuläßt, oder ist es beschämend, daß das Einzelleben so beschränkt ablaufen kann, um das lehrreiche und reizende Spiel dieser Mannigfaltigkeit gemüthsruhig zu ignoriren. Schwül aber wird dem Deutschen zu Muthe,

wenn er bedenkt, daß all diese fremdartigen Schauspiele nicht der Fremde, sondern dem eigenen Volke, dem eigenen Lande angehören. Wer war es, der seine Interessen davon isolirt hat? Ist es gleichgültig oder tödtlich, daß ein Organismus jedes einzelne seiner Glieder aus dem Gesichte verlieren darf? Daß die Alpenwirthschaft des Tirolers und die Meerwirthschaft des Friesen in Jahrhunderten mit einander nicht abrechnen, auch nicht einen einzigen Pfennig zu einem gemeinsamen Capitale schlagen? Und auf dem Festlande sieht das noch kläglicher aus. Die reich profilirte Bodenfläche mit ihren Höhen und Tiefen, mit ihren Bergen, Thälern und Einschnitten zerstreut wenigstens sinnlich den Gedanken der Einheit; — wer das Land aus der Vogelschau überblickte, der würde es, wenn nicht wünschenswerth, doch begreiflich finden, daß in diesem Längenthale Ein Gebietiger und in jenem Querthale ein Anderer herrscht, daß diese Grenze dem Rande des Randgebirges und jene dem Horizont einer Ebene folgt. Anders aber am Meere. Das sinnlichste Einheitsbild und von der Natur selbst hinreißend und überwältigend in die Gemüther getragen, ist das Meer. Wenn auf der Ausdehnung des ganzen Horizontes der Riesenleib einer Schaumwelle sich heranwälzt, — wer kann, wer mag den Gedanken ertragen: ihr Kamm gehört nach Hannover und ihr Schwanz nach Oldenburg? Wer war's, der das deutsche Meer zerrissen hat, wie das deutsche Land zerrissen war? Wer hat zuerst den muttermörderischen Muth gehabt, das einheitlichste aller Elemente, das Wasser, in Stücke zu zerschneiden und das deutsche Meer in Fetzen

auszutheilen an Schleswig und Holstein, an Hamburg und Hannover, an Bremen und Oldenburg? Die deutsche Geschichte! Aber wehe denen, welche an dieser Geschichte als blinde Werkzeuge mitgearbeitet, und dreimal wehe den Anderen, welche noch heute die schmerzlich verspätete und theuer erkaufte Einheit des deutschen Reiches nicht wie Kinder, sondern wie Feinde des Landes mit verstecktester Herzensbosheit verunglimpfen!

In solchen Betrachtungen hielt ich meine Strandwacht dort oben auf der Höhe des Siels, als der große Naturvorgang um mich her meine ganze Aufmerksamkeit nach außen lenkte. Ich meine die Fluth. Im Wehen des Windes, im Salzgeschmacke der Luft, in der Verdunkelung und Bewölkung des Himmels hatte ich schon seit einer Stunde ihre spannende und aufregende Verempfindung; jetzt aber drängte sie heran, daß mir Hören und Sehen verging. Aber was sag' ich? Ich glaubte, das Alles müsse ein Tauber noch hören und ein Blinder noch sehen können. Es war wirklich, als ob es in's Tiefste der menschlichen Sinne hineinschlüge. Wir haben auf dem Lande nichts Aehnliches. Greller prasselt vielleicht ein Gewitter ab; aber die bewegliche Luft kann dem Menschen das Gefühl der festen, dauernden Erde nicht wankend machen. Das thut die Fluth. Dieses Aufathmen aus dem Tiefsten, dieses Ausholen aus dem Fernsten, dieser Druck und diese Erschütterung einer Wassermenge, in welcher die ganze Erde nur eine Insel ist, erweckt augenblicklich das Gefühl, daß sie der Erde ein Ende machen könne.

Aus der Ferne erscholl ein hohles, undeutliches Brausen, welches nicht blos vom Ohre, sondern gleichsam vom ganzen Menschenkörper und mit allen Poren gehört wurde. Es war kein so lauter, accentuirter Ton wie der Donner; aber er hatte, wie kein anderer Naturlaut, etwas Beängstigendes, ich möchte sagen, Unglücklichmachendes. Die verschiedenen Strandvögel, welche zu Tausenden die Watte bedeckten, stoben in dichten Schwärmen auf und flogen vom Meere landeinwärts, indem sie die Luft mit einem betäubenden Wirrwarr von mißtönigem Gekreische erfüllten. Es fuhr mir in alle Glieder, als müßte ich mitfliegen. Und doch stand ich da, wie von einem Zauber gebannt und starrte der reizenden Gräßlichkeit der Fluthbewegung entgegen. Das Meer, das ich so lange nicht gesehen, bäumte sich jetzt am Horizonte auf, gleichsam um mich zu sehen, — oder vielmehr den Deich und das Land hinter'm Deiche, wo es einst Herr gewesen, und in das es mit seinen weißen Schaumzähnen hineinstechte, als wollte es das Rohr, das Gras, alles Grün der Erde abweiden und die Erde selbst knirschend zermalmen. Denn während ich die Fluth noch immer erwartete und das große Schauspiel draußen im Weiten und Fernen anstaunte, war die Fluth schon da, zu meinen Füßen da, rollte am Außendeiche unter den Wurzelstöcken des Kölbrichts gleichsam unterirdisch heran, spritzte zu meinen Füßen herauf und fing die Flanken des Deiches mit steigender Liebkosung zu streicheln an, daß mir angst und bange wurde vor diesem Spielen des Ungeheuers.

Der menſchenähnliche Punkt, den ich zuvor mit meinem Perſpective auf den Watten entdeckt, war meinem Auge oder meiner Aufmerkſamkeit inzwiſchen entſchwunden, denn die Elemente waren mir längſt zu groß für Blicke auf's Einzelne geworden. Da mit einem Male ſchoß ein Nachen daher, — zwiſchen dem Rohr, über dem Rohr, — ich weiß es ſelbſt nicht, — denn wie ein Pfeil, wie ein Blitz huſchte die Bewegung vorüber. Er flog in den Sielſtollen hinein — unter meinen Füßen hinweg und war im Nu auf der entgegengeſetzten Seite des Deiches, auf der Landſeite. Hinter ihm aber donnerten die Fluth-Thore zuſammen, — ein Augenblick länger, — und es war zu ſpät. Dieſe Scene erfreute mich, denn ſie machte mich zum Augenzeugen, zu welcher Präciſion die Natur hier die Menſchen erzieht.

Freilich war mir das Fahrzeug auch um ſeiner ſelbſt willen angenehm, denn längſt wünſchte ich mit Menſchenhülfe kürzer als im Zickzack meines Deich-Spazierganges in eine Richtung meines Rückweges zu kommen. Dieſer Kahn war nun die Gelegenheit dazu. Da ſchaukelte er ſich jetzt hinter dem ſicheren Sielthore auf dem Waſſerſpiegel des Marſchbaches, welcher im Handumdrehen ſeine ſchlanke Bach[illegible] verlor, aus ſeinen niedrigen Ufern trat und geſtaut von dem abgeſperrten Siel zu einem ſchwellenden See ſich anwirbelte.

He, guter Freund, nehmt mich mit! rief ich dem Kahnführer zu, der aber erſt noch ein paar geſchickte Handgriffe machte, um im wirbelnden Bachwaſſer ſich richtig

zu ſtellen und dann mit vorgehaltener Hand nach mir auf meiner Sielbêde zurückblickte.

Die Entfernung war kaum fünfzig Schritte. Wir ſahen uns Auge in's Auge. Ich traute meinen Sinnen nicht, ich glaubte irre zu ſein, ein Geſpenſt, ein zweites Geſicht zu ſehen, denn kurz, dieſer Marſchbauer in ſeinem Boote — war Wilfing!

Auch er erkannte mich, wie ich aus ſeinen Mienen merkte, und leider, ſie verfinſterten ſich.

Wer hat mich verrathen? rief er mir zu, mit einem zauderden Ruderſchlage die beiderſeitige Entfernung nur um die Halbſcheid vermindernd.

Verrathen? rief ich hinab. Meine Seele! Kein ſterbliches Menſchenkind! Ich begleitete unſeren Liebfeld, der auf Kunſtreiten nach Californien geht, bis an's Meer in Bremerhaven, ſpaziere neugierig in dieſer fremden deutſchen Holländerei hier herum, und nichts könnte mir zwiſchen Himmel und Erde unerwarteter erſcheinen, ich ſchwöre es Dir, als Dich in dieſen Landſchaften zu finden!

Alſo ein Zufall! Und Liebfeld iſt ausgewandert! — Komm heral!

Aber mit jeder Secunde ſtieg der Kahn zu mir herauf, denn der Bach ſchwellt mächtig das Sielther hinan. Als Wilfing beilegte, um mich aufzunehmen, kannten wir uns bereits die Hände reichen, und mit einem Sprunge war ich im Boote.

Kaum fand ich noch Platz darin. Es war ganz angefüllt mit einer Ladung von Muſchelſchalen.

Wir brennen Kalk daraus; ich muß bauen, ſagte Wilfing und machte mir einen Sitz darauf zurecht, den er mit ſeiner Jacke bedeckte

Dann zog er ſein Segel auf, und wir fuhren raſch dem Dorfe zu, ſcheinbar gegen die Strömung, in Wahrheit aber mit ihr, weil der Bach vom verſperrter Siel in ricochetartigen Wellenſtößen zurückdrängte und ſtatt zum Meere hinaus, gegen ſein eigenes Gefäll, zum Dorfe hinauf floß. Im Nu entwickelte ſich das ganze Dorf ſeiner Länge und Breite nach, oder vielmehr zu einer formloſen, aber gar nicht unmaleriſchen Zerſtreutheit, womit die einzelnen Höfe auf dem großen Trockenmeere, dem Marſchboden, in ihrer Erlen- oder Weidenumbüſchung gleich einem Inſel-Sunde umher lagen.

So ſaß ich alſo im niedrigſten Niederdeutſchland unſerem verlorenen Alpenfreunde Wilfing gegenüber! Hinter mir brüllte die Fluth, ſtürmte der Wind, d. h. die vom Waſſerdruck zerriſſene Luft; ein ſprühendes Salzbad, welches der Wind vom Meere abfegte, drang mir durch die Kleider auf den Leib, aber das Alles empfand ich kaum. In dieſem Augenblicke empfand ich nur Eins: Wilfing ein Marſchbewohner! Die Elemente haben keine Wunder mehr, wenn im Menſchengemüthe ſolche Wunder vorgehen können. Wilfing, die menſchgewordene Alpe, ein Anſiedler des Tieflandes!

Wie das zuging? Ach, ich werde Geduld haben müſſen! Wilfing blickte zwar nicht mehr finſter, aber verſchloſſen, einſilbig. Er hatte ein Manneswort, daß ſein Aufenthalt

nicht verrathen war, aber, daß er entdeckt war, behagte ihm offenbar auch nicht. Indem ich ihn ansah, preßte sich Alles zurück, was sonst so herzlich herausplatzt: Also Du lebst? bist gesund? Welche Freude des Wiedersehens! Armer, alter Cumpan, erzähle; Du mußt Wunder zu erzählen haben; — ich fand keines dieser Worte.

Wir trieben jetzt mitten in's Dorf hinein. Wenigstens schien es so. Am Ufer sah man eingehegte Fahrwege sich nach allen Richtungen zerschlängeln, und näher und ferner gruppirten sich die Hofstellen zum Bilde eines Gemeinwesens, welches wie eine lose Conföderation aus lauter einzelnen Nachbarschaften zusammenhing.

Wir landeten. Wilfing legte an der Seite eines Grashügels bei, auf welchem sein Haus stand. Es war eine sogenannte Wurte. Diese Anlage ist auch eine von den Eigenthümlichkeiten des Marschlandes. In jenem Stadium der Marschwirthschaft, wo das Land schon anfing, bewohnt und bebaut zu werden, aber die großen Kosten der Eindeichung, einer Leistung von angesammelten Capitalien, noch nicht getragen hat, warfen die Ansiedler Erdhügel auf und schützten sich auf diese rohe und nothdürftige Weise gegen die Ueberfluthung des damals noch offenen Meeres, indem sie auf jenen kunstlosen, das Wasser-Niveau überragenden Anhöhen ihre Wohnstätten errichteten. Die englischen Ortsnamen, welche auf worth ausgehen, verrathen noch heute ihren Ursprung aus der Wurte. Im eingedeichten Lande wurden die späteren culturreicheren Ansiedelungen natürlich nicht mehr zum Wurtenbau und konnten

hinter der allgemeinen Höhe des Dammes die Einzel-Höhe dieſer Maulwurfsburg entbehren. Und doch hat der primitive Erdhaufen, die gute, altväterliche Wurte, auch dann noch bei Deichbrüchen und Sturmfluthen oft unſchätzbare Dienſte geleiſtet, und bleibt ihr dieſe Gelegenheit leider oder zum Glücke auch noch zukünftig offen. Daher iſt ein Wurtenhof zwar nicht modern, aber immer werthvoll, ein alter Nothſchatz im Lande, und mit Pietät auch von den jüngeren Geſchlechtern inſtinctmäßig in Ehren gehalten.

Indem wir die Böſchung hinanſchritten, fand ich die Wurte derb und dicht begrünt von einem altverfilzten, wurzelſtändigen Raſen, der wie ein Harniſch den Erdaufwurf mit ſichtbarer Feſtigkeit zuſammenhielt. Auf der Seeſeite war ſie überdies mit einem kurzen, aber dichten Weidenbuſch beſtockt, und auf der Landſeite hatte ſich unter der ſchützenden Deckung des Hauſes ein Gemüſegärtchen, worin ſogar ein paar Obſtbäume ſtanden, den Abhang des kleinen Hügels zu Nutze gemacht. Das Ganze gab ein Bild, nicht ohne einſiedleriſche Anmuth.

Ei, da wohnſt Du ja wie auf einer Alpe, ſcherzte ich im Vorausgehen und wendete mich gegen Wilfing, der mir folgte, zurück.

Er aber zuckte wie von einer Tarantel geſtochen und machte ſeine finſterſten Augenbrauen.

Ich bereute mein harmloſes Wort. Welch ein Räthſel iſt das, wenn ſchon der Name des Hochgebirges ihn verſtimmt?

Wir betraten das alterthümliche Haus. Es war aus Fachwerk gebaut und mit Rohr gedeckt. Durch eine große

Doppelthür in der Front passirten wir den Flur oder die Dreschtenne, links und rechts an den Ställen der Pferde und Kühe vorbei, welche ihre Köpfe vorstreckten und meine Fremdheit verwundert anschauten. Mein Freund rief manches der Thiere mit Namen an, worauf es nicht ermangelte, in dem Laute, der ihm gegeben war, gemüthlich zurückzugrüßen. Ueber den Ställen lastete im breitsparrigen Dachgebälke eine herrliche Depositenbank von Heu- und Getreide-Garben, ein wahres Capital! Erst im Hintergebäude und im letzten Drittel des Hauses erreichten wir die Wohnräume. Nur die Herdstelle mit dem offenen Feuer und dem freiziehenden Rauche im Sparrenwerk, die Anlage, die wir aus Justus Möser auch im Binnenlande kennen, erwartete ich, bei der sonstigen Reinheit dieses niedersächsischen Baustils, vergebens. Das Haus hatte doch schon seine moderne Küche mit Schornstein, auch das große Wohnzimmer, das wir jetzt betraten, seinen regelrechten Ofen, ein Riese wie ein Kastell, aus bunt glasirten Fliesen in massiver Pracht den Augen zur Freude emporgethürmt.

Jürke! Hemke! rief Wilfing Knecht und Magd an, indem er das Haus durchschritt und noch vor dem Eintritt in's Herrenzimmer. Dem Knecht trug er auf, seine Ladung Muscheln zu bergen, der Magd, das Gastbett zu bereiten und für ein Abendessen Vorsorge zu treffen. Der Knecht antwortete unsichtbar von dem Kornboden herab; Hemke, die Magd aber, eine Holländer-Schönheit wie Milch und Blut, mit goldblonden Zöpfen und einem flammenden Diamante, ein echter Rubens, kam stattlichen Wuchses

aus der Küche gesprungen, angeleuchtet vom Herdfeuer und war ein köstlicher Anblick. Ein blasses Weiblein trippelte ihr nach und guckte neugierig nach mir; — ihre Großmutter, sagte Wilfing. Sie ist von der Geest und hat kürzlich das Marschfieber überstanden.

Aber was kümmerten mich die Marschfieber der Geestfrauen oder die Muscheln zum Kalkbrennen? Und doch waren das die zwei einzigen Worte, die mir Wilfing bisher gegönnt. Ich hielt nicht länger an mich.

Du machst Deine Gast-Anstalten ohne den Gast, sagte ich, aber ich danke Dir, Wilfing. Willst Du so gut sein, so laß einspannen und fahre mich auf die Straße nach Bremerhaven. Ich bin Dir ja doch entsetzlich unbequem über den Hals gekommen.

Wilfing sah mich betrübt an.

Ich fuhr fort: Ich habe durch einen Zufall Lenin Incognito gefunden und stelle es Dir als redlicher Finder wieder zurück. Da hast Du meinen Handschlag, daß ich bei uns zu Hause schweige, wenn Du es wünschest. Du willst uns verschwunden sein, — wir sollen nicht wissen, warum? — ich achte Deinen Willen. Ich muß aber auch die Regung achten, die mir verbietet, unter Deinem Dache zu herbergen und das vertraulichste Beisammensein anzunehmen — ohne Dein Vertrauen.

Du bist empfindlich? sagte Wilfing.

Ich antwortete: Du fühlst, wovon schon längst die Rede sein müßte, wenn ich es nicht sein sollte.

Ich schäme mich! flüsterte Wilfing und blickte scheu

zur Seite. Es war ein Ausdruck von zartester Seelenhaftigkeit.

Ich war umgestimmt. Ich legte Hut und Stock ab und verwischte das Ganze mit einem Scherze: Es giebt zwischen Himmel und Erde Marschbauern, wovon sich unsere Geest-Weisheit nichts träumen läßt.

Wilfing lächelte.

Inzwischen brachte das Mädchen eine kleine, rasch improvisirte Collation, welche, ungeheißen wie sie war und dem Abendtische vorauseilend, offenbar einen guten, heimischen Hausbrauch bedeutete, den Bissen Brod, der unter so vielen Gestalten das Symbol des Gastrechtes ist.

Indem sie den Tisch bediente, sah sie mit einer Art leidenschaftlicher Pietät auf Wilfing und schien jeden Griff und jede Bewegung ihm zum Liebesopfer zu thun. Ich verwandte kein Auge von ihr.

Wilfing, der uns Beide beobachtete, sagte, als sie fort war: Sie wird nächstens meine Frau sein. Das arme Kind ist vater- und mutterlos, ist die Magd hier im Hause und doch die Erbtochter davon. Sähest Du's diesem Lichtbilde an, daß ihr ganzes Leben aus Schatten und Grauen gewebt? Du bist hier an einem verrufenen Orte. Mördergrube hieß dieses Wurtenhaus. Als ich hieher kam, fand ich Alles in Auflösung. Der Bauer war in einem langwierigen Gefängnisse gestorben, eines fürchterlichen Mordes verdächtig und angeklagt. Seine Unschuld kam freilich an den Tag, aber — er war todt. Und dann, was ist Tag für Menschen, welche vorsätzlich Nacht wollen? Die

alten Weiber beiderlei Geschlechts munkelten fort: es wird doch etwas dran gewesen sein, und thaten das Haus in Bann. Ein Geist spukte darin, der Geist des Ermordeten. Kein Gesinde blieb auf dem Hofe, die vormundschaftliche Verwaltung war Chaos und Wüstthum. Der Vormund, ein beschränkter Bauer, hielt den Verkauf für den besten Rath, und das Waisengericht, welches passive Bilancen und Verarmung fürchtete, gab den Consens ohne Weiteres. Ich erschrak, zu welchem Schleuderpreise mir das Gut zugeschlagen wurde; aber freilich war ich der einzige Käufer. Kurz, man schenkte mir's halb, und ließ ich die Hälfte noch als Hypothek stehen, so reichten zwei so entlegene Enden wie mein kleines Capital und das große Gut zu meiner eigenen Verwunderung zusammen. Inzwischen wurde mir doch nicht wohl im Gewissen, und als ich erst Herr und Eigenthümer war, lag es mir ernstlicher an, auf wessen Sitz ich eigentlich saß. Zwei Waisen gehörten auf's Haus. Ein Sohn war Matrose und einstweilen auf weiten Meeren abwesend, aber Hemke, das Töchterchen, lebte in Vegesack. Eine brave Offiziers-Wittwe hielt, so gut sie's verstand, eine Privatschule für Mädchen in diesem Orte und erfreute sich großer Zufriedenheit bei den mittleren Familien der Marschen. Dorthin hatte der Vater das zwölfjährige Töchterchen geborgen, als das Wurtenhaus die Beute seines Verhängnisses wurde. Aber seltsam begegneten wir uns jetzt. Während ich an einen Ausgleich mit den Kindern dachte, ließ sie sich freiwillig als Magd ihres Vaterhauses anbieten, weil der Ruf zu ihr gedrungen, daß der fremde

Herr Ordnung schaffe und wieder zum Rechten sehe. So kam sie mit ihren siebzehn Jahren, mit ihrer Jugend und Schönheit. Und wie sie in ihren ererbten Wänden nun schaltete, voll weiblicher Munterkeit und Gutmüthigkeit, an Gemüth und Charakter durchaus wacker, so fand ich freilich den nächstliegenden Rath, sie in die alten Rechte ihres Hauses wieder einzusetzen, nämlich als meine Frau. Als ich diesen Entschluß gefaßt hatte, hielt ich es für anständig, aus der weiblichen Verwandtschaft irgend eine ältere Person ihr als Hausehre an die Seite zu geben. Die Mutter hatte sie schon im zweiten Jahre verloren, aber auf der Gesellschaft lebte die Großmutter, die sie bis zum Sturze des Hauses erzogen. Jetzt zog sie wieder herab und unterlag nach diesen fünf Jahren noch einmal einem Anfall des Wechselfiebers, dann so wie Du sie jetzt siehst, ist es nicht ihre wahre Gestalt. Sie reconvalescirt aber bereits wieder, und nach vier Wochen würdest Du sie um zwanzig Jahre jünger finden. Es ist ein gutes Blut in der Familie. Nicht wahr, meine Henke hat Dir gefallen?

Ich reichte dem Freunde die Hand und sagte: Ich beglückwünsche Dich von ganzem Herzen. Dein Glück ist Dein Verdienst. Du bist ja förmlich ein Wiederhersteller dieses ganzen kleinen Staates geworden!

Gott sei Dank, sagte Wilfing. Es war ein tüchtiges Tagewerk. Aber es kam mir zu Statten, daß ich selbst Bauernkind bin, wenngleich auf dem Stadtpflaster aufgewachsen. Wie ich Menschen und Dinge hier angriff, so wird's wohl das Rechte gewesen sein. Und dann — die

ganze Verfahrenheit dieſer Verhältniſſe lag zuletzt doch mehr in verrannten Köpfen, als in bosheften Herzen; denn was die Gemüther dieſer Frieſen und Niederſachſen betrifft, ſo können ſie kalt und nüchtern ſein, aber ſie ſind gerecht und menſchlich. Zum Krieg gegen Tücke und Bubenwerk findet man hier ſeine Leute, wenn man das Werben verſteht. Aber das muß wahr ſein: kein Hieſiger wäre durchgedrungen. Wie ich den Ort bald genug kennen lernte, ſo hätte jeder Einheimiſche im Trotz und Gegentrotz des Parteigeiſtes den Filz nur noch ärger verfilzt. Es war juſt recht, daß ein Fremder kam, der über Allen ſtand, und mit ſeiner Bauernader in Allen. An dem Tage, wo ich mit Henke'n den Ring wechsle, werde ich wiſſen, warum mich mein Bergſchrecken in's Tiefland vertrieben.

Während dieſes Geſpräches hatte ich in Wort und Geberdung mehr und mehr meinen alten, treuen Buſing wieder gefunden, und die ſchönen Zeiten unſeres Quartetts kehrten mir ſo lebendig zurück, als müßten wir nur gleich unſere Geigen ſtimmen. Und wie das letzte ſeiner Worte bereits ein Streiflicht auf ſeine Flucht warf, ſo zweifelte ich nicht, daß er noch Alles ſagen würde, wenn ich ihn nur ſich ſelbſt überließ und ſeine Eigenart ſchonte. So ſtanden wir von unſerem Veſperbrode, das mir nach meinem verunglückten Mittage trefflich zu Statten gekommen, beiderſeits mit dem Gefühle auf, in unſerer Freundſchaft und Einigkeit die Alten zu ſein, was keiner Worte bedürfe. Er konnte es durchempfinden, wie ich ſeine Tüchtigkeit hochachtete, und auch mir ſchien er es zuzurechnen, daß ich

unserem scheidenden Liebsold eine so große Reise geopfert und das Scheiden erleichtert. Waren wir doch nicht Musikanten zum Zeitvertreibe, sondern innerlich haltbare Herzen!

Und wie mich Wilfing jetzt bis zum Nachtessen auf seinen Grundstücken herumtrieb und mir die Wirthschafts-Geschichten seiner Wiesen und Aecker mit treuherziger Wichtigkeit erzählte, als wären es die Biographien weltgeschichtlicher Berühmtheiten, so hütete ich mich wohl, in meinem Herzen das Wort „verbauern" aufkommen zu lassen. Ein häßliches Wort! Als ob „die nahrungssprossende Erde" edler wäre, wenn sie für Pflastertreter gepflastert, anstatt offenen Schoßes ist! Als ob der Bauer ein Unglück und „verbauern" ein Herabsinken wäre! Viel Rohheit und Mißverstand steckt in dem Ausdrucke.

Im blaßrothen Duft ging die elegische Sonne dieses Himmels unter. Wo sie mit dem Horizont sich berührte, machte sie jedes Landwässerchen aufleuchten, während gegenüber im Osten ein klares Nebelgrau aus Wiesen und Mooren kroch. Dort jenseits betete irgend ein fernes Städtchen seinen Abendgruß und sandte von seinem Kirchthurme ein geisterhaftes Choralblasen durch die stille, thauschwere Luft, das wie Windharfenspiel mein lauschendes Ohr umträumte.

Wir kehrten zurück. Das Wurtenhaus war heller als wohl sonst erleuchtet, der Tisch voll festlicher, fast feierlicher Zubereitung, kurz, der Pomp einer bäuerlich-splendiden Bewirthung im Zuge, wie nur die Gastfreundschaft der Marschen solch stolze Fülle liebt. Auch fanden wir noch

ein paar Ortsbürger und Nachbarn, welche sich als Abendbesuch inzwischen eingefunden, im Gewohnheitsrecht behaglicher Armstühle unserer Karren. Es waren Riesen, als sie sich erhoben, indem wir uns vorgestellt wurden. Sie wechselten Worte reinster Schriftsprache mit mir, nur allzu rein, woraus ich unschwer errieth, daß es ihnen ungewohnt. Halb scherzhaft erwiderte ich mit einigen plattdeutschen Brocken, wie man sie allenfalls durch ein wissenschaftliches Sprachstudium auch in Hochdeutschland zu Wege bringt, um ihnen ein Signal zu geben, ihre Mundart, in welcher ich sie nicht stören wolle, beizubehalten. Wir setzten uns zu Tische.

Es gefiel mir, daß Henke dabei nicht als Dienerin erschien, sondern mit ihrer Großmutter selbst am Herrentische saß, in den Ehren der Braut und der Hausfrau. Wohl hatten die Frauen zwischen Tisch und Küche noch genug hin und her zu schaffen, aber sie dirigirten; endlich kamen sie doch zur Ruhe, und bedient wurden wir von einer anderen Magd. Die Tischunterhaltung war anfangs zerstreut. Die Männer eben, die Frauen unter, bildete ich selbst in der Mitte gleichsam einen Markstein und schien es in der Hand zu haben, der Geselligkeit zu präsidiren. Da ich aber bald merken konnte, daß die Nachbarn gekommen waren, um mit Wilfing von Geschäftssachen zu sprechen, so überließ ich sie ihren plattdeutschen inneren Angelegenheiten und fing an, im halblauten Aparte meine Frauenseite zu unterhalten, — natürlich von Wilfing und unserer Vergangenheit. Ich fand an Henke'n eine aus-

gezeichnete Zuhörerin. Ich konnte mich mit jeder Minute mehr überzeugen, daß mein Freund hier einen Schatz gewonnen, daß das ganze Denken und Fühlen dieses Mädchens in unbegrenzter Ergebenheit für den Mann ihrer Zukunft aufging. Als Wilfing dahinter kam, daß hier unten Wilfingiana besprochen wurden, streute er selbst manche Anekdote aus seinem Leben dazwischen, und nun flossen die zwei Tischhälften in ein Ganzes zusammen, und die Unterhaltung wurde gemeinschaftlich und voll bunter Lebendigkeit. Aber daß Wilfing, im Zuge dieser Stimmung, etwa die Anekdote seiner Anekdoten, seinen Bergschrecken, wie er es nannte, zum Besten gegeben hätte, diese Erwartung hegte ich doch vergebens.

Dafür vernahm ich plötzlich das Unerwartete. Das Souper war zu Ende, der Wein floß in jener tropfbaren Behaglichkeit, wo der solide Zecher, — und wer ist es mehr, als der Marschbewohner? — die Waffe schon gestreckt zu haben scheint, dabei aber die Korkköpfe seiner Feinde, Flasche um Flasche, ganz geräuschlos zu decimiren fortfährt. — Kurz, Wilfing's Amt als Wirth war gethan, ein Moment seiner Abwesenheit kaum bemerkt worden; da auf Einmal ertönte sein Cello durch die offene Thür des dunkel gebliebenen Nebenzimmers. Wie mich der Ton durchzuckte! Die Anwesenden aber schienen solche Abend-Concerte schon gewöhnt, denn sie machten nur vergnügte, aber nicht überraschte Gesichter.

In seiner dunklen Nebenkammer, für die Akustik auf eine Distanz, die nicht richtiger sein konnte, spielte Wilfing

sein schönes, tonreiches Instrument nun über eine Stunde lang. Eine wahrhaft unvergeßliche Stunde! Es kam mir vor, er spiele schöner und vollkommener, als sie, der Dilettant sei ein Künstler geworden. Nicht weil er künstlicher spielte, sich Schwierigkeiten machte, um ihr Ueberwinden zu zeigen, nein, seine Seele war klarer und ruhiger geworden, sein Charakter von einer gewissen Superiorität, und demgemäß hatte sein Vortrag etwas Reifes und Sattes, einen großen männlichen Stil, der in der Schönheit an allen Nebendingen vorbei, einfach und wahrheitsliebend auf die Hauptsache losging. Und was ich mit inniger Freude sah, das war hier sein Publicum. Man hält die Friesen und Niedersachsen für ein unmusikalisches Volk, und wahr ist freilich, daß sie nicht eben lied- und tanzreich sind, wie die Oberdeutschen. Aber die gesellige Musik ist auch noch nicht die ganze. Ihr orgelbegleitendes Choralsingen in der Kirche scheint ihnen just jene Musik, welche der Natur des Violoncells so geistesverwandt ist, die getragene, ausschreitende, tiefathmende, näher zu legen und feiner zu erschließen, als wüste Musik-Prasser glauben. Die Menschen in diesem Wurtenhause horchten so kennerisch, so verständig, so zartnervig mitgestimmt zu, daß ich fast in ihren Mienen die schöne, fließende Bewegung ihrer Seelen sich spiegeln sah. Es war ein ganz eigener Ausdruck ihres Beifalls, — nichts von jener wässerigen Entzückungs-Phrase concertmüder Selbstbetrüger; sie sahen aus wie Menschen, welche eine baare Bezahlung erhalten, andächtig nachzählen und dankbar quittiren. Man errieth, daß ihnen der seltene

Genuß auch ein ganzer und unverbrauchter war; jeder Regenstrich schien diesen reellen Zuhörern wie eine That und das Ganze ein gültiges Männerwerk. Es war Alles so vollwichtig in diesem Danken und Anerkennen! Ach, mit einem Schlage machte sich Wilfing um ein gutes Stück seine schwere Arbeit erleichtert haben, als er diese unheimliche, von allen Geistern der Blutrache umflatterte Mordstätte wieder civilisirte und bewohnbar machte!

Mir aber schlug wie im Traume. Wer mir am Morgen gesagt hätte, daß mir der Tag mit einem Concerte von Wilfing zu Ende gehen würde! Da saß ich in einem Wurfenhause an der Nordsee und hörte das wohlbekannte Solo unter wildfremder Umgebung, Lieblingsstücke, mit jedem Tact in mein Leben verwebt, unter Gesichtern, die ich zum ersten und vielleicht zum letzten Male sah. Wunderlich ging mir Altes und Neues vor den Sinnen herum!

Die letzten Töne waren verklungen; mir war das Herz voll, ich drückte dem Freunde die Hand und — schwieg. Nun ich in Uebung schließen? fragte er schlicht, ohne Spur von Geziertheit.

Du bist gewachsen! erwiderte ich kurz und knapp, aus Furcht vor einem profanen Complimentirstil.

Die Nachbarn erhoben sich jetzt, wir mit ihnen. Wilfing löste den Kahn und setzte sie über. Ich hätte den Bach kaum wieder erkannt, so klein war er in der Ebbe geworden, die inzwischen eingetreten.

Nach einer Strecke zerstreuten sich die Nachbarn auf ihre verschiedenen Höfe in's Dunkel der Nacht. Aus der

weiten schattigen Fläche schlug bald hier, bald dort Hundegebell auf, die Lage der Menschenwohnungen dem Ohre markirend, wo das Auge in die Finsterniß starrte. Wir kehrten zurück.

Das Wurtenhaus hatte unterdessen aus dem Abend die Nacht gemacht. Alles war still, die Lichter ausgelöscht; das Haus lag in den Armen des Schlafes.

Auch wir suchten die Ruhe. Wilfing glaubte sich entschuldigen zu müssen und sagte: In den Städten fragt man sich jetzt, wo bringen wir den Abend zu? auf dem Dorfe antwortet man: im Bette. Unser Abend war heute schon länger, als sonst ein Marschabend, — die Spinnstuben ausgenommen. Ich kann Dir jetzt nichts mehr bieten, als: gute Nacht, und jene spanische Wand, das Reich Deines heutigen Morpheus.

Die Lampe, welche Wilfing inzwischen angezündet, beleuchtete mir in unserem gemeinschaftlichen Schlafzimmer diese spanische Wand, welche über und über beklebt war mit Bilderausschnitten aus einer englischen illustrirten Zeitung. Die Holzschnitte stellten die englischen Heldenthaten aus dem Krimkrieg und Sepoykrieg dar.

Ich dachte bei mir im Stillen: Künftig wird man deutsche Heldenthaten auf deutschen Bettschirmen sehen, und vielleicht eher, als alle Welt ahnt. In meinen Gedanken überblickte ich die Lage der Welt, Napoleons Sinken seit Queretaro, Preußens Aufschwung seit Sadowa und ergab mich den Träumereien der hohen und höchsten Politik, nicht ohne die friedfertige Absicht, die „Träumereien" beim Worte

zu nehmen und dabei in's Reich der Träume sachte hinüberzuschlummern.

Ob ich wirklich eingeschlafen, oder auf wie lange, wüßte ich kaum zu sagen; ich weiß nur, daß ich Durst hatte, von dem ich entweder wach erhalten oder aufgeweckt werden, und daß ich fleißig meiner Wasserflasche zusprach.

Wilfina, meine Unruhe merkend, fragte mit leiser Stimme herüber: Schläfst Du mir brav?

Nicht die Spur! antwortete ich hell und laut. Das wird eine jener Nächte, wo man erst am Tage einschläft.

Wie leid thut mir das! Kannst Du unter fremden Dächern nicht schlafen?

Doch! Aber mir scheint, ich habe zu viel von Deinem Wein getrunken.

Warum nicht gar! Du trankst ja wie eine Jungfer.

Immer noch mehr, als ich gewohnt bin. Ich schämte mich vor Deinen Riesen.

Wie ein Echo lachte Wilfina: Ei, das freut mich ja, daß Du Dich auch Einer schämst. Und mir wolltest Du's aber nehmen! Aber warte, mein Junge. Vielleicht schläferst Du mich ein wie eine Amme ihr Kind — durch Geschichtenerzählen! Wenn es Dir recht ist, so erzähle ich Dir jetzt von meiner Bergpartie, die meine letzte gewesen. Mir scheint übrigens, es ist mehr Deine Neugierde, als mein Wein, was Dich nicht einschlafen läßt.

Wie war ich überrascht! Wilfina, Du bist ein herziger Schatz, rief ich hinüber. Also her mit Deiner Geschichte. Du findest den dankbarsten Zuhörer.

Ei, ſo wetten wir nicht, den ſchläfrigſten will ich finden. Aber Scherz bei Seite. Erwarte nicht zu viel; es iſt eigentlich gar nichts dran an dieſem „ultimo giorno". Du wirſt Dich gleich ſelbſt überzeugen.

Und Wilfing fing zu erzählen an.

Eines Tages ging ich in einen wilden Thalgraben hinein, der mich an ſeinem Mündungspunkte im Hauptthale ſchon lange gereizt hatte. Aus ſchwarzblauen und purpurnen Hintergründen kam ein waſſerreicher Bach ſchäumend und toſend dahergeſchoſſen, wie ein ſpritzender Giſcht aus dunklem Kryſtallheber. Steil war ſeine Mündungs-Fallbahn und bildete in einer langen Kette von Cascaden und Cascadellen eine Stromſchnelle, die man nicht ohne Begeiſterung anſehen konnte. Und tiefer hinein, wie geſagt, blaute eine dunkle Tannennacht, und vom röthlichen Tuff oder eiſenſchüſſigen Kalk gab's unter einem gewiſſen Winkel des Sonnenſtandes roſige, faſt blutige Farben, durchſichtig und duftig-zart wie Lampen-Transparente. Du wirſt ſagen, juſt dieſe Effecte ſoll man nicht in der Nähe begucken; aber dann hätteſt Du vergeſſen, wie unwiderſtehlich und faſt krankhaft leidenſchaftlich ſolche Perſpectiv-Zaubereien den Wanderer im Hochgebirge anlocken. Ueberdies konnte dieſer Thalgraben, wenn ich ihn gangbar fand, zwei wichtige Thal-Syſteme und zwei unſerer ſchönſten Gebirgstouren mit der kürzeſten Durchſchnittslinie unter einander verbinden, was zu ſtudiren ſchon der Mühe werth war; denn ein ſchwieriger Knoten war dann gelöſt, um künftige Gebirgsmärſche durch ein ganz neues Défilé zu einer einheitlichen

Operation zu kombiniren. Es ist ja der beste Sport des passionirten Touristen, in längstbekannten Revieren immer noch kleine Entdeckungen zu machen und nicht zu ruhen, bis die Glieder der Kette geschlossen und alle Verbindungen so klar sind, wie dem Anatom der Zusammenhang seiner Blutadern und Nervenstränge. Kurz, Gelübde müssen erfüllt werden, und so oft ich jenen Thalzwickel passirt, im Sprühregen angespritzt von dem stäubenden Alpenbach, war es mein alter Schwur: Warte, du Wildfang, dir will ich einmal spanisch kommen! Eine scharfe Haussuchung nehm ich vor, soll mich gaudiren, wie es in den Schlupfwinkeln aussieht, wo man solch kecke Burschen aufwachsen läßt. Und der Tag meines Wunsches fing an, wie mein schönster, ging aber aus als mein letzter.

Wie es in solchen Wildbetten aussieht, ist freilich kein Geheimniß. Ihre Formen gleichen einander; man weiß, was man zu suchen hat. Der Thalgraben ist kein Thal, d. h. kein Längenschnitt zwischen zwei Bergreihen, sondern ein Querschnitt in einem einzigen Bergstock, welcher zerrungen, zerfetzt, zerspalten, gebrochen, kurz eingekerbt ist. Hat ihn ein Beil nur leicht und oberflächlich gritzt, so heißen wir's einen Schrund; schneidet sie aber von oben bis unten tiefer zur Mitte ein, und giebt der Schnitt auf eine längere Erstreckung hin das Profil einer Ebene, — natürlich schiefen Ebene, — so sagen wir noch immer nicht Thal, aber wenigstens Thalgraben. Die Rinne haben sich dann gesammelte Quellwasser zu Nutze gemacht und als Erosionsbett noch weiter vervollständigt. Ob der Quellstrom mager

oder wasserreich, die Bergseiten in diesem oder in jenem Neigungswinkel schroff, der Engpaß um ein paar Schuh mehr oder weniger eng, giebt kleine Variationen, aber die Hauptform ist stehend. Von Natur zugängliche Passagen sind solche Thalgräben selten, sondern die armen Leute, welche seitwärts auf den Höhen von der Milch einer Kuh oder einiger Ziegen ihr Leben fristen, und zuweilen ein Säckchen Korn kaufen, oder in's Steueramt gehen, oder im Taglohn arbeiten, haben sich am Gerölllabhang des Baches ihre Tritte zusammengesucht; Andere sind diesen Tritten nachgetreten, und so streift ein bei Tageslicht erkennbarer Katzensteig längs des Wildbaches hin. Es ist ein Klettern wie auf der Kante eines steilen Giebeldaches, schwebend über der Dachrinne. Dabei geht es fortwährend aufwärts und abwärts, bald tief zum Wasser hinab, bald auf Stockwerkshöhe bergan, je nachdem Hindernisse zu umgehen sind, was aus der Luftlinie mindestens den dreifachen Weg und unter allen Umständen einen beschwerlichen macht. Aber das ist selbstverständlich. Wer Beschwerden nur nennt oder wohl gar sie fürchtet, der liebt ja das Hochgebirge nicht. — Schläfst Du schon?

Es fällt mir nicht ein. — In der That war es mir rührend, zu bemerken, mit welch eingehendem, man hätte sagen mögen, liebevollem Detail mein Freund von Dingen sprach, die seine Liebe verloren, und nur um so gespannter hörte ich zu, wie das gekommen.

Wilfing fuhr fort: Zuerst ging der Weg wahrhaft einladend und in genügender Breite zwischen Wald und Bach

glatt und eben auf Humus, den ein Wiesenteppich von Waldklee, mit Kamillen gestickt, sammetartig bedeckte. Erst nach zwanzig Minuten begann der Anschurf von nacktem Gefels, die felsenige Enge und abschüssige Steilheit, die ich Dir beschrieben, kurz, das wahre Gesicht solcher Wildbäche. Aber wie schön sind diese Gesichter! Der Bach, Dein lebhafter, Du möchtest sagen, geistreicher Begleiter, unterhält Dich auf Schritt und Tritt, giebt Dir beständig zu hören und zu schauen. Hier donnert er in einem krachenden Anprall, dort braust er in einer rauschigen Weite, dann surrt er mit einem feinen, schleifenden Ton; das weiße glucksende und plätscherade Wasserflaschen-Geräusch hat er am liebsten, das überläßt der edle Alpensohn dem ärmeren Bache des prosaischen Mittelgebirges. Einmal sichst Du in eine Schaum und Schnee hinein, und sein ganzes Gefäll ist so silberweiß, wie ein riesenhaftes, sich aufsträubendes Schwanengefieder; ein anderes Mal macht er Säulen wie aus dem schönsten, stahlblauen Schmelz, wenn er senkrecht zwischen staunenden Steinklammern seine Fallbahn sich aushöhlt; dort endlich ist der ganze Bach geisterhaft still und aus Aug' und Ohr wie verschwunden, denn er bildet einen kleinen, stehenden See, eine jener tiefen Wuhren und Wasserstuben, wo es für den Schwimmer, aber nur für diesen, so köstlich zu baden ist. Hier stehen die großen, schweren Huchen auf ihrem durchsichtigen Grunde, oder eine Forelle überschnellt die Oberfläche und schnappt ein Mücklein aus der sonnigen Luft, oder eine andere schießt pfeilschnell am Ueberhang des Ufers nach einem

Mäuschen, das sein junges Leben verliert, noch ehe es Zeit gehabt, die Gefahren seiner romantischen Heimath schulgerecht zu studiren. Kurz, die grimmigste Rauhheit Deines Weges läßt Dich nicht müde werden, denn im Betrachten und Bewundern verweilst Du bald da, bald dort und prägst Dir den Anblick eines Bildchens ein, das ein Schmuck dieser Wildniß ist und ein ewiger Schmuck Deiner Erinnerung sein wird. Du hättest geschworen, dort eben steht ein Kapuziner auf der Kanzel und predigt den Bachforellen, aber im Herankommen ist's eine alte, moosbärtige Fichte, welche auf einem Felstrumm mitten im Bache Wurzel geschlagen, und gleich weiter aufwärts wiederholt sich dasselbe Motiv, aber aus dem Vareck-Humoristischen in Eleganz und Grazie variirt, denn Du erblickst das zierlichste Fräulein, das sich schwindelfrei auf hohem Balcone wiegt, nämlich ein feines, silbernes Birkenstämmchen auf einer Felsennadel, die sich rings von den heftigsten Wasserschäumen fergless umstürmen läßt. Dann aber zieht ein neuer und fremder Ton Deine Sinne von diesen Details doch wieder ab; es ist aus dem Fernen und Hohen her ein langsames, majestätisches Brausen, gedämpft, würdevoll, ein Ton, wie aus einer anderen Welt. Ein Wasserstrahl, mehr breit als dick und voll, rauscht seitwärts im Bergspalt von einer lothrechten Felswand herab, und mit staunendem Grausen vertieft sich Dein Blick in seine erhabene, unzugängliche Heimlichkeit. So bleibst Du auch mit den größeren Formen und Bildern in steter Verbindung und kannst über den Scenen des Baches nicht ver-

lassen, die kolossale Architektur der Gebirgshalle, in die Du da eindringst, mit wachsamer und andachtsvoller Aufmerksamkeit zu begleiten. — Hörst Du mich noch?

Ich bejahte es. Aber freilich hörte ich noch etwas Anderes heraus, und das war mir wirklich schmerzlich. Wie schwer schien es meinem Freunde zu fallen, von seiner Katastrophe zu sprechen! Daß er so weitschweifig das Schöne seines Spazierganges erzählte, was bedeutete es anders, als daß er der Hauptsache, vielleicht unbewußt und unwillkürlich, aber so lange als möglich aus dem Wege gehen wollte, weil es ihn in der Erinnerung noch anzugreifen schien?! Dieser Zug traf mich eigenthümlich stark und eindrucksvoll. Gern hätte ich ihm seine Geschichte erspart oder bei guter Gelegenheit auch brieflich annehmen wollen, aber es war zu spät dazu.

Wilfing fuhr fort: Schade, daß es mir nicht gelungen ist, mit meinem Rufe Dich einzulullen, denn mein Donnerwetter hat Dich nun sicher nicht schlafen. Fern hinter den Bergen her murmelte Etwas in meine versponnen Träumereien, das ich wohl hörte, aber kaum beachtete, denn es klang ungefähr wie unter gewissen Verhältnissen der Akustik die Art des Herzschlägers oder der Büchsenknall eines Jägers, wenn ein langrollendes Echo den Ton aufnimmt und fortpflanzt. Der Wanderer läßt sich gar nicht ungern von solchen fernen, Geräuschen, wie von einem discret abgedämpften Paukenwirbel begleiten, zumal der Cellist, der ein geborener Freund des grollenden und doch gemüthlichen Brummbasses ist. Plötzlich sprengten mir Wasser-

trepfen in's Geſicht, aber auch jetzt ſah ich zuerſt nach den Bach an, ob es ſein Staubregen ſei, und dem ſchönen, unſchuldigen Himmel, der im filtrirteſten Indigoblau ſtrahlend herablachte, galt erſt mein zweiter Blick. Allerdings lugte nun da ein graues Wolkenflöckchen herüber, ein Ding, wie ein Kübelwedel, das ich verächtlich maß, ob es Waſſer gehalt habe und in ſo ſchiefem Winkel mit meiner Bahn ſich überhaupt ſchneiden könne. Aber das Alles wurde mir ſchneller klar, als die Worte dazu ausgeſprochen werden. Denn auf einmal hallte der Donnerton nah und voll über meinem Haupte, und ein Regengrau, hart und ſchwer wie aus Schmiedeeiſen, ſchob einen Riegel über den ganzen Himmel, der in meinem Engpaſſe freilich keinen breiten Horizont gab. Und ſofort ſtand ich in einem Schlagregen von ſo ſtromreicher und raſender Heftigkeit, als wollte er mit allen Steinklopfern um die Wette das ganze Felſengebirge in Atome zerhämmern.

Solche Wolkenbrüche pflegen allerdings raſch abzuprotzen, aber verdächtig war es mir immer, daß dieſem Ausbruch nicht das leiſeſte Windweben vorausgegangen, denn es ſind in der Regel die böſeren Wetter, welche ſo lautlos und bei ruhiger Luft ihren Ueberfall machen.

Hagel fiel nicht; die Wolke wird ſich eben früher dieſes Reichthums entladen haben. Aber der ſtrömende oder vielmehr ſchlagende Regen erſetzte durch ſeine Stärke und Heftigkeit die vollſte Ladung eines Hagelſchlags, und ganz wehrlos war ich ihm preisgegeben. Ich ſah mich vergebens nach Schutz um. Zur Linken der Wildbach, zur Rechten

der Bergabsturz, der just hier von ungünstiger Gestaltung war; unten Gries und Geröll und selbst aufwärts nur dünnstehender Jungmais, nirgends ein Ueberhang, ein Waldschopf, — nicht die geringste Deckung. Mir zum Hohne aber war alles Wünschenswerthe just jenseits des tiefen und reißenden Wassers: Kalkfelsenblöcke wie Kasematten, voll schützender Winkel und Spalten, dazu bis in's Wasser hinein ein dicker, undurchdringlicher Stammholzwuchs, ein Urwald, vielleicht ein Bannforst. Dort hätten ganze Völker sich bergen können! Mir blieb nicht ein einziger Regentropfen erspart, Eimer auf Eimer ging's über mich hin, als gälte es, ein brennendes Haus zu löschen.

Du wirst zu ahnen glauben, es sei auch buchstäblich so, und damals wäre meine heiße Alpenlust abgekühlt und ausgelöscht worden. Noch nicht! Wir befinden uns erst am Anfange des Anfangs. Schlechtes Wetter habe ich ja genug in den Bergen erlebt; — es war das freilich das häßlichste und am hülflosesten Orte.

Vollgesogen von Regen war ich im Nu doppelt so schwer, aber nun erst mein Weg! Nur beim trockensten Wetter sind solche Katzensteige ja überhaupt zu passiren; das Wenige, was mögliche Gangbarkeit ist, verdirbt schon die erste Viertelstunde eines Regenwetters. Das Feste wird schlüpfrig, das Lose und Lockere unterwaschen und überspült. Kein Tritt ist mehr sicher oder kann mit Raschheit dem anderen folgen. In einer Viertelstunde hast Du kaum die Länge dieses Zimmers zurückgelegt. Dazu belästigten mich nicht wenig die von der Bergseite herabstürzenden

Wasserschüsse, welche meine ganze Flanke mit zehnfachen Regenmengen tränkten und oft mächtig genug waren, Haltung und Gleichgewicht des Körpers selbst zu erschüttern.

Einer endlich war mir zu mächtig. Es war auch keine gewöhnliche Regengosse, sondern wohl schon im trockenen Wetter ein perennirender Wasserquell, denn er bildete den ganzen Berg herab ein reguläres, rinnenartiges Rinnsal. Nur wäre man zu anderen Zeiten an dieser Stelle durch ein rieselndes Wässerlein, etwa mit nassen Stiefelabsätzen, durchgeschritten und hätte seinen Weg, über welchen ja viele solche „Wildschüsse" gehen, fortgesetzt. Jetzt aber schnitt er mir den Weg ab. Ich konnte vor diesem Nebenbächlein nicht mehr weiter. Das Bächlein war ein ausgewachsenes, reißendes Ungeheuer und hätte Roß und Reiter, Wagen und Gespann wie eine Garnhaspel um und um überkollert. Nur weil man die Waffe auch gegen den überlegensten Feind nicht unversucht wegwirft, setzte ich den Fuß hinein; aber ich wußte, was werden würde, denn ich kannte ja meine Hochgebirge. Sofort versank ich bis an den Schenkel, während der Schwall mich augenblicklich packte und umreißen wollte, und ein mehrpfündiger Stein, — denn von Steinen rasselte und polterte es das ganze Wildwasser entlang, — mit schmerzlicher Klugkraft gegen das glücklicherweise dicke Schenkelfleisch anschlug. Eine Spanne tiefer an der Kniekehle, und ich mußte einknicken und wäre fortgespült worden.

Also zu Ende! Bis hierher und nicht weiter! Mein Unternehmen war aufzugeben, ich mußte umkehren. Wenn

ich aber im Geiſte dieſen ganzen, bereits zwei Stunden langen Weg wieder zurücklegte und an all ſeine ſchwierigen Ab- und Krach-Stellen dachte, an jede Sproſſe der Galgenleiter, die Einem heiß gemacht hat, und die man überwunden zu haben ſo froh war, und Schritt für Schritt ſoll das Alles wieder kommen und die ganze Siſyphus-Arbeit noch einmal anfangen, — ſo darf ich wohl eingeſtehen, daß ich einen Moment lang verzagte. Um wie viel es ſeit einer Platzregen-Stunde gefährlicher geworden, ſtellte ich mir zwar vor, aber dieſe Vorſtellung erſchreckte mich weniger. Nicht die Gefahr iſt gefährlich, ſondern die Geduldproben ſind's. Der phyſiſche Muth iſt ja immer da, aber der moraliſche kann ausgehen. Mir iſt immer dann am ſchwülſten geworden, nicht wenn es Muth, ſondern wenn es Geduld, armſelige, ſimple Spinner-Geduld galt, und mein Geſpinnſt wollte ſchon ablaufen!

Ich faßte mich denn, ſo gut es gehen wollte, und wandte mich auf den Rückweg zum Thalgraben wieder hinaus. Aber dieſer Ausgang ſollte mir nicht beſchieden ſein. Auf einmal dröhnte und ſchütterte das Gebirge wie vom heftigſten Erdbeben; ein Donnern und Krachen, als ob es die Welt zerreißen wollte, ein unerhört wahnſinniger Lärm und Aufruhr erſcholl, und dicke Randwolken wirbelten auf. Es warf mich um, — die Sinne vergingen mir. Als ich wieder zu mir kam und bedachte, was da geſchehen, gab es nur Eine Antwort. Eine Schetterlawine war niedergegangen, vielleicht eine ganze Bergſeite abgerutſcht. Weg auf meiner Thalſeite ſelbſt, oder droben im Gipfel

der Höhen? Diese zweite Antwort ging mich sehr nahe an. Das Phänomen hatte sich dicht vor meinen Augen ereignet, aber wie täuscht der Sinnenschein, und was sind zwei oder zehn englische Meilen in solch großen Verhältnissen!

Nicht lange blieb ich im Zweifel. Der Bach an meiner Seite gäb mir Bescheid in der Sprache der Thatsachen. Zu meiner Verwunderung sah ich ihn auf einmal umgekehrt fließen. Wie mit gesträubten Mähnen prallte er hochwogig gegen sein eigenes Gefäll stromaufwärts wieder zurück, und es entstand ein Tumult im Bache, wie wenn fliehende Truppen ihre eigenen Linien überrennen. Mein Auge schwindelte, indem ich hinein sah; ich wußte nicht mehr, was Oben und Unten sei; so sah ich ihn strudelnd und wirbelnd wie einen kochenden Kessel aufwallen, und gewiß war in all dem Sud und Gischt nur das Eine, daß die ganze Wassermasse anschwellend und anwachsend höher und höher stieg, und daß mein Weg nach wenigen Minuten mannstief in einem See liegen mußte. Kurz, der Bach war gestaut, das Thal verschüttet, mein Thalgang aufwärts und abwärts gesperrt. Wie in einer Mausfalle war ich gefangen.

Das sind ja Höllengeschichten! warf ich dazwischen; ich begreife jetzt Deinen Bergschrecken.

Jetzt schon? antwortete Wilfing zurück; warte bis später, man muß den Tag nicht vor dem Abend schelten. Er sagte das mit einer imponirenden Gelassenheit. In demselben Stile fuhr er fort: Bei diesem Ereignisse aber

hatte ich mehr als Geduld, ich hatte Trotz. Mein ganzes Gefühl war das einer Wette. Wenn du mir so kommst, wir wollen doch sehen, wer Herr bleibt! Und just ergebe ich mich nicht! All meine Energien bäumten sich auf; ja ich fühlte noch einen Ueberschuß, eine Art Heiterkeit. Man nenne es Galgenhumor, sei's; es ist ein ganz guter Humor!

Es galt kein Besinnen, und ich besann mich auch nicht. So wie ich stand, packte ich meine Bergeisen und haspelte mich aus dem Graben, wo ich wie in einem Mauseloch ertränkt werden mußte, mit Händen und Füßen die steile Höhe hinan. Von einem Fußfassen war keine Rede; es ging nicht anders, als auf allen Vieren. Auf allen Fünfen, sollte ich sagen, denn oft genug schlug ich mich auch mit den Zähnen in irgend eine haltbare Wurzel ein. Ich mußte ja frei sein, wenn mir die Berglehne auf so kurzen Zwischenräumen, als ein Mensch ausgreifen kann, von Meter zu Meter, überhaupt einen Halt bot. Passirte es doch öfter als einmal, daß ich nach langem Suchen, Tasten und Prüfen mit genauer Noth eine Tragkraft gefunden, der ich ein Menschengewicht anvertrauen mochte, und es kollerte mir dann von oben herab ein Stein entgegen, daß mir kaum Zeit und Geistesgegenwart übrig blieb, Alles fahren zu lassen und mich nur schleunigst seitwärts zu drücken, wobei ich nicht selten ein Paar Klafter tief wieder abrutschte. Unterdessen regnete es leider ohne Aufhören fort, und das Gewitter machte nicht die Miene eines rasch vorüberziehenden, sondern solcher, welche nach schwächeren Pausen immer von Neuem ausholen, bis sie zuletzt als

ein Landregen ſich einlagern. Aber einen ſteilen Berg unter ſtrömendem Regen hinanzuklettern, das iſt nun keine von den dankbarſten Aufgaben der verſchiedenen Menſchengeſchäfte. Schwall auf Schwall ſchlugen die Klatſchregen an meine Bergwand, die juſt die Wetterſeite zu ſein ſchien. So oft ſich ein ſolcher Guß wiederholte, ziſchte der Berg wie von einem tauſendfältigen Aderſchlag auf, und die Fluthwellen ſprangen mir um die Ohren, als ob ich mitten in die Hochſtrahlen eines Springbrunnens und eines ſcharf geſpannten hydroſtatiſchen Druckwerkes gerathen wäre. Dieſe Kreuz- und Querſchüſſe der Wildwaſſer, die mir betäubend und verwirrend von allen Seiten entgegenſtürzten, ſetzten mir noch gefährlicher zu, als hin und wieder ein abrollender Stein, und hätten mich auch ſicher niedergekriegt, wenn ich nicht all meine Sinnenkraft zuſammen genommen und verzehnfacht hätte, um mich aus dieſen Regen-Labyrinthen heraus zu kämpfen. Schließlich aber blieb ich nicht einmal im freieſten Gebrauche meiner Körperbewegung, denn mein gepreßtes Schenkelfleiſch, dem der Naturumſchlag meiner naſſen Kleider ziemlich wohl gethan hatte, fing ich nun doch zu empfinden an, und manche Schwenkung und Schwingung, manch ſchöne Bewegung, die mir von äußerſtem Nutzen geweſen wäre, mußte ich mit einem ſchlechteren Tempo vertauſchen, weil mich der Schenkelmuskel zu ſehr geſchmerzt, und jede zuckende Unſicherheit eine Gefahr bis zum gänzlichen Halsbrechen erzeugt hätte. Da überlief es mich doch zuweilen ſchwül, denn allzu ernſthaft war meine Lage, um darin durchzukommen — als Maroder.

Lange noch hörte ich die Tiefe unter mir wie eine Braupfanne brauſen, und mein Thalgraben, wenn ich hinab ſah, füllte ſich hoch und höher mit Waſſer. Daß ich von dieſem fürchterlichen Nachbar zwar langſam, aber doch mehr und mehr mich entfernte, war mein Sporn und mein Troſt. Freilich, — wohin es mit mir hinauswollte, ob ich mich nicht doch noch verſtieg und in unentwirrbare Schroffen hineinarbeitete, ob jeder Ruck nach aufwärts, der mir tapfer oder grauſam gelungen war, auch wirklich ein Gewinn, oder nicht Alles vergeblich und eitel und das Ende vom Liede ein ehrne Hochgebirgs-Veto: bis hierher und nicht weiter! — dieſe Sorgen krochen mir verdächtig im Kopfe herum, denn ſie lagen nur allzu nahe. Mein ganzes Geſichtsfeld war ja fortwährend beſchränkt, und ſelbſt auf dieſem mußte ich mich, ſtatt nach einem größeren Plane, mehr nach der Noth des Augenblickes ſteuern. Einmal verſperrte mir wirklich eine widerlagernde Felſenmauer meine beſſere Richtung, und dieſen Steinwall zu umgehen, oder vielmehr zu umkriechen, koſtete manches Blut von meinen Händen und Knieſcheiben. Ein anderes Mal wieder gerieth ich auf eine ſo ſchlappe, waſſerreiche und faſt im Fließen begriffene Erdart, daß ich mich ſehr beeilen mußte, von dieſer Rutſchbahn, die in jedem Augenblicke als Schlammlawine niedergehen konnte, mich auf feſteren Grund, gleich viel auf welchen, zurückzuklappeln. — Nicht wahr, jetzt ſchläfſt Du nicht mehr?

Nein; die Sache wird ja dramatiſch!

Und dauerte auch wirklich wie ein Theaterabend, nämlich

drei Stunden lang, drei volle, geschlagene Stunden. In der geraden Luftlinie aber hatte ich höchstens dreißig Minuten gemacht. Nun, ich war auch damit schon zufrieden. Unsere Zeitmessung paßt ja überhaupt nicht für solche Maßstäbe. Wie ich an meiner Leimruthe klebte, und wie Guido Reni's Hexen jenseits der Regenwolke tanzten, das waren doch wirklich verschiedene Dinge. Uhren, Stunden, Zifferblätter, — das lernt man hier fühlen, — sind kleine Niedlichkeiten für's Stadtleben, aber nicht, um zu messen, wie man mit den Riesenformen einer solchen Natur sich herumschlägt. Das verschlingt Stunden und ganze Tage wie Brodkrümelchen!

Genug, nach drei Stunden, oder wenn Du willst, nach einer halben, war ich eben, das heißt, ich konnte mich wenigstens auf die Füße stellen und wieder menschliche Schritte machen. Und nun fragte ich nicht: wie lang hat's gedauert? sondern nur: was habe ich erreicht? wo bin ich jetzt? und wohin werde ich weiter kommen?

Die geringste Almhütte wäre mir alle Paläste der Welt werth gewesen. Ein Herdfeuer und ein Bissen Brod zu einem Schluck Milch hätten mir himmlisch wohl gethan. Ich empfand eine innige Sehnsucht nach diesen Dingen, und mein Wunsch war Hoffnung und meine Hoffnung fast schon Gewißheit geworden. Einen großen Theil meines Muthes schöpfte ich aus der tröstlichen Vorstellung, daß mich mein Marterweg in einen Hafen der Ruhe führen könne, und wie mit Zauberkraft schwebte mir das Bild vor den Augen: ein Dach, ein Mensch und sein Haus-

hier. Man braucht ja nur schwach zu werden, um kräftig glauben zu können!

Es kam leider ganz anders. Der erste Blick, womit ich eben wieder freier ausschauen konnte, zeigte mir eines der ödesten Hochgebirgsbilder. Ich stand auf einer Hochfläche, welche rings wieder von weiteren Höhen wildgezackter Felsenriffe, Kämme und Kuppen, wie von einem dürftig gesträuchten Nadelwalde, wie von einem verrotteten Zaun abgestutzter oder zerschossener Palissaden rauh und formlos umstarrt war. Alle Ränder der Hochfläche waren von diesen umgebenden Felsringen her mit Sandlahnen, Schutt und Gerölllhalden in den verschiedensten Einschnittsbahnen überfahren, das ganze übrige Feld aber von der stärkeren Wurfkraft abgestürzter Felstrümmer wahrhaft besäet mit Steinen aller Größen und Gestalten, mit Löchern und Gruben, welche sie geschlagen, mit Wurzelstöcken, welche sie aus- und mitgerissen, und welche wie Todtengerippe bleibende, phantastische Glieder bald aus ihren Gruben heraus-, bald hinter ihren Schutzsteinen hervorzustrecken schienen.

Ein menschliches Dach zwischen diesen Blöcken und Trümmern auszuspähen, hätte sich höchstens ein kecker Fuchs einfallen lassen, nicht aber ein bemoostes, altes Gebirgs-Haupt. Was sollte in einer Steinwüste ohne Wald und Weide Mensch oder Vieh? Die ganze Natur dieses Ortes war mir ja klar. Die bewohnten Almen lagen ohne Zweifel auf der äußeren Umfangslinie des Berges herum, wo seine luftigen Brüstungen von mehreren Radien der Licht und Sonne empfingen. Ich aber befand mich

offenbar auf einer einwärts gekehrten Seite des Berges, am wahrscheinlichsten wohl auf seiner Nord- und Schattenseite, und die Form, die sich mir darstellte, gehörte gar nicht zu den natürlichen Entwickelungen der Bergformen, sondern war sichtlich genug irgend ein gewaltsamer Einsturz und Abschlupf, eine alte Steinmuhre, vielleicht gar ein Gletscher- und Muränenbeet. Hat sich der Berg einmal solche Herde seiner Zerstörung gebildet, so bleiben sie wohl für ewig die offenen Wunden an ihm, vielleicht, weil die Schichten seines Baugefüges unheilbar erschüttert, verschoben und untergraben sind und ein fauler Knochen um den anderen ausgestoßen wird. Lebendiges ist da nicht weiter zu finden; kein Hausthier, nicht einmal das Wild verirrt sich in diese starren Wüsteneien, wo der Berg gleichsam das ganze Gerümpel seiner todtesten Abfälle ablagert. Es ist, als hätte man den Gerstenstein und den Lumpensammler des Hauses vor sich, während ganz wo anders die Vorrathskammern zu liegen kommen. Und just auf eine solche Mahlstätte perennirender Bergzerstörung hatte mein langer und beschwerlicher Anstieg ausmünden müssen!

Da saß ich nun auf dem nächstbesten Steine und verschnaufte. Ich war hungrig zum Sterben, meine Muskelkräfte aufgebraucht, ich kam mir reif für's Spital vor. Am liebsten wäre ich eingeschlafen, denn wo Speise und Trank entbehrt werden müssen, restaurirt auch der Schlaf. Aber auch dazu kam es nicht. Es regte sich jetzt ein Windhauch, welcher vielleicht den Regenhimmel klärte, zuerst auch, erhitzt wie ich war, mich wohlthätig anblies; aber

indem er fortfuhr, durch meine naſſen Kleider zu ſtreichen, hörte die Wohlthat auf; meine Temperatur ſank raſch, er brachte meinen Dunſtkreis faſt an's Gefrieren. Ein Schauern und Kräfteln ſchüttelte mich, daß mir recht übel wurde. Da ſtand ich wieder auf, um mich durch Bewegung in circulirender Lebenswärme zu erhalten.

Ich ſtieg auf meinen Sitz, um in dieſer Steinwüſte nach einer Wegesrichtung auszuſchauen. Da leuchtete fern im grauen, triefenden Trümmerfeld ein Stück Türkiſchroth. Ich traute meinen Augen nicht! Der Punkt bewegte ſich, und, den Bewegungen folgend, löſte ſich der feurige Stern, wenn ich ſcharf und ſchärfer aufmerkte, ſogar in einen Doppeltern auf: Roth unten und oben. Kurz, rother Rock und rothes Kopftuch; es war nicht zu zweifeln.

Wie ein Raſender fing ich zu rennen an, aber ſchon die erſten Schritte verſagten. Da ſchrie ich mit der ganzen Kraft meiner Lunge und wiederholte den Schrei oft und oft. Alle Berge geriethen in Aufruhr und antworteten mit hallendem Echo. Nur das Türkiſchroth brachte ich nicht zum Stehen. Das arme Weiblein mochte wohl taub ſein. Dieſen Verſuch gab ich denn auf und bemühte mich nur, den Fetzen wenigſtens im Auge zu behalten. So humpelte ich drauf los, und wenn ich mich mäßigte, ging es noch immer ganz leidlich. Dieſe Bemerkung freute mich. Ja, vielleicht hatten ſie meine Männerſchritte doch noch ein, ſei es auch langſamer und nicht im erſten Anlaufe. Genug, ich war eine Zeit lang wieder voll Muth, und meine Hoffnung flackerte mit neuer Lebensnahrung

auf. War ich doch auf den Spuren eines lebendigen Menſchen! Was wollte ich mehr? Und hätte ich an dieſem Tage eine Almhütte erreicht, ſo konnte ich noch Alles vergeben und vergeſſen, und ich würde Dir jetzt nicht meinen Bergſchrecken erzählen.

Es dauerte eine geraume Weile, bis wir um jeden Block herum, auf zerkrümeltem Steinſchotter und zwiſchen Löchern und Gruben über das Karfeld hinweggekrochen. Ich ſage wir, obwohl ich auch ich ſagen könnte, aber ich weiß ſelbſt nicht, wie ich dieſes ſonderbare Gehen in halbſchlächtiger Geſellſchaft nennen ſoll, wo ich allein war und doch zu Zweien, wo wir zu Zweien waren, aber immer einſchichtig und auf Entfernung. So oft der Zwiſchenraum kleiner wurde, rief ich das Weib immer von Neuem an, aber ſie blieb immer wieder taub. Ein Steinchen, das ich ſchon aufgehoben, um ihr durch Werfen ein Zeichen zu geben, ließ ich wieder fallen, denn ſie konnte es auch mißverſtehen, für einen feindlichen Angriff halten und ſich durch Flucht oder Bergung meinen Blicken noch mehr entziehen. So begnügte ich mich mit dem leuchtenden Kleiderroth, auch wenn es mir fern blieb, und hoffte dabei, daß ſich das Weib ja doch einmal umſchauen und mich ſehen würde. Das ereignete ſich jedoch nicht. Beſſer als Orpheus verſtand ſie es leider, gerade vor ſich hinzugehen und keinen Blick nach rückwärts zu verlieren.

Am Himmel inzwiſchen fing das dicke, einfarbige Landregengrau wenigſtens an, fleckig zu werden, und einzelne Wolken wälzten ſich in ſchweren Ballen auf die kahlen

Grate herab. Unendlich traurig war das Höhen-Relief in diesen nassen Mänteln und Nebelkappen anzusehen; die allgemeine Oede meiner Gebirgswüste wurde jetzt am ödesten. Und doch nahm ich diese atmosphärischen Vorgänge zum Zeichen, daß sich die Massen in Bewegung setzten, zertheilten und trennten; ja, zu meiner Ueberraschung sah ich auch wirklich aus der treibenden Regentrübe wieder einmal die Lichtscheibe des Himmels hervorstechen. Freilich überraschte es mich bald noch viel mehr, daß ich nicht die Sonne, sondern den Mond sah, — den zunehmenden Mond, nahe bei Vollmond. In diesem Viertel steigt er noch am Tageshimmel empor, aber immerhin gegen die Neige des Tages. Meine Uhr mußte bald, nachdem ich sie zum letzten Male gesehen, abgelaufen sein, und daß ich sie aufzuziehen vergessen, bemerkte ich jetzt erst.

Also der Mond war da! Zwischen den unwirthlichen Hochgebirgsschroffen der nächtliche Mond! Es war ein beklommener Augenblick. Mehr als Alles ist die Tag- und Nachtwende die große Katastrophe des Wanderers, denn was nicht in einer Stunde zur guten Krisis sich wendet, das ist dann — zu spät!

Als das Schneefeld zu Ende ging, winkte es grün über die Bergkante. Eine Alpenweide! Die gute Krisis ist da! Schon wollte ich aufjubeln. Leider war's eine Täuschung. Als der Fleck erreicht wurde, war's ein sumpfiger Moorboden voll saurer Binsengräser, eine Weide wie sie zwar von den Libellen geliebt wird, aber weder von den Bienen, noch von dem Maul eines Wiederkäuers. Kurz, ein neues Wüsten-Detail, nichts Besseres.

Vielmehr das Schlechteſte, ſollte ich ſagen. Indem ich in dieſen Leim hinein waten mußte, beſtand ich vielleicht den mühſeligſten Theil meines Tagmarſches. Ja ich ſehnte mich ſelbſt nach der gräulichen Kletterpartie auf allen Vieren zurück; da konnte ich doch die Arme, alſo auch die Bruſtmuskeln und die ganze Stärke des breiten Oberleibes mit einſetzen. Jetzt aber fiel alle Arbeit den Füßen zu, die ſich in dem zähen Sumpfleime bewegten, wie ein ſchwer Gefeſſelter an ſeinen Ketten. Eine unſägliche Kraft wurde verbraucht und verſchwendet, um das tief verſinkende Bein ohne Zurücklaſſung des Stiefels aus jedem ſeiner Fußſtapfen, der ſich ſofort wie ein kleiner See mit Waſſer füllte, an die Oberfläche wieder herauszuhaspeln. Und mit derſelben Hebelkraft, womit ſich rückwärts der Fuß losſtöſte, ſank der vordere nur um ſo tiefer ein, und ſo ging's einen Schritt um den andern. Eine grauenvolle Tretmühle! Und doch gewann juſt auf dieſer Strecke, — mit Scham und Unruhe ſah ich's, — das rothe Weiblein ihren weiteſten Vorſprung vor mir. Sei es, weil der weibliche Körper leichter und ihre Kräfte noch unverbraucht, oder weil ſie ſchließlich wohl barfüßig ging und wenigſtens den anſtrengenden Kampf um Schuhe und Stiefel nicht durchzumachen hatte; genug, das Roth wurde immer mehr und mehr ein entfernter Punkt.

Sah ich über meine Leimruthe aber hinaus, ſo bemerkte ich Dinge, welche mich aufmerkſam machten. Rechts zwiſchen den Felſenriffen that ſich einmal ein Spalt auf, und im Hintergrunde dieſer Seitengaſſe ſtand ein prächtiger Hoch-

wald. Leicht konnte dort auf einer Waldblöße oder Lichtung eine Almwirthschaft, zum allermindesten eine Kohlenstätte oder eine Holzschläger-Hütte zu finden sein. Bald darauf wieder bemerkte ich eine Ausbeuge nach links, ein schmales Bergjoch, welches ganz handgreiflich ein Brückenband bildete und auf andere Würfel und Bergstöcke des Höhen-Continents übersetzte. Auf dieser Seite glaubte ich sogar ein entferntes Abendleuten zu hören. Kurz, ich hatte das Gefühl, daß ich hier über eine Wegscheide von natürlichen, ja verheißungsvollen Uebergängen hinwegschritt, und daß ich, wenn ich allein gewesen wäre, an diesen Stellen auf eigene Hand experimentirt haben würde. Meinem wegweisenden Nothlichte folgte ich jetzt seufzend und fast widerstrebend.

Nach einer Weile verschwand es unter dem Horizonte, was mich nicht wunderte, denn Rothkäppchen schlug eine Richtung ein, wo sich der Boden entschieden zur Tiefe neigte. Von allen Möglichkeiten aber verdroß mich diese am Meisten. Nicht losreißen mochte ich mich von der fixen Idee, daß unseres Verbleibens auf dem Berge sei, nämlich in irgend einer Almhütte. Wohin sollte es zu Thale gehen? Einer Sägemühle oder einem Hammerwerke zu? Es war nicht anders denkbar. Aber mein überschwemmter Thalgraben stand mir noch als Schreckbild vor den Augen, und nur mit Widerwillen dachte ich an Alles, was Thal und Tiefe hieß.

Auf einmal schoß mir ein Gedanke durch den Kopf, der mir das Blut erstarren machte. Das Weib war taub.

Taubheit kann viele Urſachen haben, eine davon aber kann hochgradige Scrophuloſis ſein. Nichts anderes, als der höchſte Grad von Scrophuloſis iſt nun auch der — Cretinismus! Wie, wenn ich einer Irrſinnigen auf Irrwegen gefolgt war?

Ich brauche Dir nicht zu ſagen, was dieſer Augenblick bedeutete. Es ſchwindelte mir. Noch einmal raffte ich meine Kräfte zuſammen, die ich längſt nicht mehr hatte, und wie ich dem Weibe jetzt nachhaſtete, ſo war es nur noch — Krampf, Convulſion, hitziges Fieber!

Als ich des rothen Zeuges wieder anſichtig wurde, glaubte ich hinfallen und ſterben zu müſſen. Es war ſcharf, ja reißend bergab gegangen; es zerbrach mir alle Knochen im Leibe. Dabei war es auch aus dem Licht in die Finſterniß gegangen, von der Bergtafel herab in die dunkle Enge des Thalſchlundes. Ich ſah mir meine rothe Laterne jetzt an, mit dem ſicheren Gefühle, ſie zum letzten Male zu ſehen. Ich mußte meinen Fund jetzt erreichen, feſthalten und ihm in's Auge ſehen. Aber ſchon war ſie wieder verſchwunden. Als ob ſie der Erdboden verſchlungen hätte, verſchwand ſie vor meinen Augen. Da es kein Zauberwerk ſein konnte, ſo ſah ich nach, wie ſo es natürlich zuging. Es wurde mir mit Schaudern klar. Hatte der Bergabhang bisher die Buckelform gebildet, ſo bildete der Reſt deſſelben die Wandform. Ich ſtand auf der Höhe eines faſt ſenkrechten Abſturzes. Zwiſchen mir und der Thalgrube, die ſchon erreicht ſchien, ſtarrte noch manche Tanne, Wipfel über Wipfel, aus einer ſchwarzen, unſicht-

baren Tiefe herauf, und da hinab war das Weiblein verschwunden, und deutlich hörte ich aus den rieselnden Steinen, daß jetzt ein Mensch da hinabging.

Ich stutzte. Was war zu thun? Nachts an einer Bergwand herunter zu klettern und Arm und Bein oder den Hals zu brechen? Das Haar sträubte sich mir. Also umzukehren und auf den Berghöhen droben die Versuche zu machen, von denen ich zuvor gesprochen? Aber schon war es zu weit, zu spät, auch in der Höhe bereits zu dunkel dazu und dann — der gräßliche Sumpfweg! Oder die Stürze und Schrecken, die mir so gut wie hier im finsteren, zielleren Herumtappen auflauern konnten! Und wenn ich mich noch lange besann, so hörte ich auch die rieselnden Steine nicht mehr, die mir auf der gefährlichen Bergsteige die ungefähre Wegspur markirten. Kurz, es war einer jener Augenblicke, wo man noch denkt eine Wahl zu haben; aber man hat sie nicht mehr, man zappelt nur mit scheinbarer Freiheit, aber unfrei am Faden seines Schicksals, und der will zu Ende laufen. Im nächsten Augenblicke rieselten auch meine Steine; ich tastete mich mit Händen und Füßen und am allerbesten mit meinem Stock, wie mit einem Fühlhorn in den fürchterlichen Abgrund hinunter. Immer näher donnerte das zornvolle Wasser herauf, immer schwärzer sträubte die Nacht ihr Rabengefieder; es war wirklich wie ein Abstieg zur Hölle, wie ein Grenzübergang von der Welt zur Unterwelt.

Daß mir ein Mühlrad oder ein Hämmerlein aus diesem Teufelsgrunde herausgetönt hätte, hoffte ich mit gespann-

teſtem Ohre völlig vergebens; der Teufel nahm juſt in der Nähe ſein wildeſtes Geſicht an und wurde mit jedem Ruck ſchreckhafter und unabwarer. Einmal hing ich ſo ſteil über dem Wildbache, daß ich ſogar einen Ueberhang hatte, und mit Grauen dachte ich an die Möglichkeit, daß meine Felswand ihren Fuß überhaupt nicht auf dem Trockenen, ſondern mitten im Waſſer haben könnte. Ein Streiflicht warf mir zuweilen der Mond zu, welcher in den zerriſſenen Regenwolken nicht mehr bleich, ſondern mit vollſtem Goldglanze ſchwamm; aber es war keine Wohlthat, eher Hohn und Gefahr, denn lieber hätte ich nichts geſehen, als die ſchwindelnden Einzelnheiten, die er mir unbarmherzig vor die Augen hielt.

Aber ich liege hier und ſpreche mit Dir; ſo mußt Du mir glauben, daß ich trotz alledem den Hals nicht gebrochen, was ſonſt unglaublich wäre. Zu meiner eigenen Verwunderung ſtand ich in dem hölliſchen Loche endlich mit heiler Haut auf den Füßen. Ja, was mich noch mehr verwunderte, — ich hatte das Weiblein im Türkiſchreth nunmehr erreicht. Im Sumpfwaten war ſie meine Meiſterin, aber auf Gemsſteigen war es doch wohl der Mann, auch der halbtodte Mann, oder mindeſtens der Steck. Genug, der Mond zeigte ſie mir jetzt faſt auf fünfzehn oder zwanzig Schritt Nähe. Sie ſchien mitten auf dem Bache in der Luft zu ſchweben, umtoſt von weißen, wühlenden Giſchten, denn juſt hier hatte er eine ſeiner wildeſten Stellen. Der Steg, auf welchem ſie ſchwebte, war nichts als ein dünner Prügel, wie ſich wohl Jäger oder Holzſchläger den nächſt-

besten Baum umschlagen, um auf ihren Wildwegen über Bachfurchen zu setzen, die sie bei Hochwasser nicht durchwaten können. Solche Prügelstege finden sich in den einsamsten Wildnissen und können den Neuling oft täuschen, als ob sie zu Menschenwohnungen führen müßten, da sie doch nichts, als von einem Holzschlag zum anderen, von einem Wildstand zum anderen zu führen brauchen. Und doch ist der Zauber der Menschenhand groß, denn selbst mich konnte in meiner gänzlich verlassenen Lage der erste Anblick davon erfreuen.

Aber schneller als die Freude kam das Entsetzen. Was jetzt geschah, ging rascher vor sich, als es in Worten sich nachsprechen läßt. Das Weiblein stand auf dem Stege, welcher bedenklich unter ihren Füßen schwankte. Sie aber schien sich des Schwankens zu freuen, denn mit ihren Tritten schaukelte sie absichtlich noch heftiger. Dabei wandte sie mir ihr Gesicht zu, — zum ersten Male seit Stunden, — ein Thiergesicht voll grinsendem Blödsinn! Und grinsend und schaukelnd jubelte sie: Heiza, mein Peter, mein Peter, mein Peter! Krach, da brach der Steg, und sie muß direct mit der Herzgrube auf einen spitzigen Stein gefallen sein, denn sofort sah ich im Mondlichte einen langen, dicken Blutstrahl den weißen Wasserzipfel röthen.

Dann aber sah ich nichts mehr! —

Wie viele Nacht vergangen . . .

Halt ein! rief ich zum Bette meines Freundes hinüber. Laß mich erst zu Sinnen kommen. Dein Bergschrecken erschreckt auch mich.

Beide ſchwiegen wir jetzt. Es folgte eine Pauſe voll bedeutungsvoller Stille.

Hierauf nahm ich wieder das Wort: Eigentlich biſt Du zu Ende, Wilfing. Mir und meiner Empfindung wenigſtens haſt Du Dich vollkommen erklärt. Ich verſtehe Dich jetzt.

Nun, ſiehſt Du wohl! Von Liebhabereien konnte da nicht weiter die Rede ſein. Ich trug von jener Schreckensnacht das Leben davon; das war Alles. Als ich meiner wieder bewußt wurde, hing ich in den Armen eines Rieſen, welcher mich tüchtig ſchüttelte. Ohe, rief er, da ſteckt alſo doch noch Leben drin! Und mein Stegbäuml, was iſt's damit?

Indem ich die Augen aufſchlug und zu ſprechen oder zu lallen anfing, fühlte ich eine ſchmerzhafte Geſchwulſt des Geſichtes. Es war Tag; mein Finder und Vater war ein Jäger, ein Mann wie ein Hüne. Ich erzählte ihm ſtammelnd die Geſchichte der Mondnacht. Er hörte ſie ohne Ueberraſchung und wie etwas, das ſich von ſelbſt verſteht.

So hat ſich die narriſche Ewert doch noch verfallen, war ſeine ganze Antwort. Dann aber beſann er ſich und ſagte mit einem anderen Ausdruck: Nun, eine Seele war ſie doch! Er lüftete ſeinen Hut, und ich ſah ſeine Lippen in murmelnder Bewegung. Er ſprach ein Gebet.

Das abgemacht, ſchlug er den nächſten Baum und ließ ihn ſo geſchickt ſtürzen, daß er ſich von ſelbſt als ein neuer Steg über den Bach legen mußte. Dann packte er mich

auf seinen breiten Rücken und trug mich über das Wildwasser wie eine Puppe, die ich doch nicht bin!

In seiner Hütte überstand ich das Aergste. Der Morgen war strahlend schön. Just in der Fensterluke vor meinem Bette leuchtete vom Hochgebirgsschroffen einer jener blutigen Alpenglühsteine herein, die mich seit je zauberhaft angezogen. Jetzt schauderte ich, wie vor dem Blute der armen Idiotin. Ich hieß das Bett umwenden.

Mein Körper erholte sich rasch, meine Seele nie. Als ich am dritten Tage aus den Bergen herauswanderte, geschah es für immer und ewig. Ich hatte ein Gefühl, — wie soll ich's nur nennen? Denke Dir, du liebst ein Mädchen, sie ist Dir ein Ideal von Jungfräulichkeit, und plötzlich erfährst Du eine Aufführung von ihr, — die sich nicht aussprechen läßt! Ich hatte meine Berge geliebt wie ein schönes, menschliches Wesen, und welch einen Tag ließen sie mich erleben! Ich sah sie mit Ekel und Abscheu.

Ich begreife es.

Das ist mir lieb, sagte Wilfing. Du begreifst aber auch, wie schwer mein Bergschrecken sich erzählen läßt. Worauf läuft es denn schließlich hinaus, würden die Leute sagen; er hatte schlechtes Wetter und sah eine Trottel verunglücken. Was weiter? Darum schäme ich mich und schweige, so lange es sein kann.

Ich danke Dir, sagte ich, daß Du für mich eine Ausnahme gemacht; ich danke Dir, Wilfing, für Deine Geschichte. Es thut nicht wohl, solche Dinge sich zu erneuern; es kostet Gewalt, man bringt ein Opfer. Wie wir uns

jetzt wiedergefunden haben, so war es Dir nicht zu ersparen, und damit mußt Du mich entschuldigen. Sei aber versichert, daß ich dieses ganze Ereigniß wenigstens verstanden habe: die Thatsache, ihren Eindruck, Deine Neigung zu schweigen, Deine Unlust zu sprechen. Nur schade wäre es gewesen, wenn Du die letztere nicht doch überwunden hättest. Erst heute lerne ich Dich kennen, nämlich ganz kennen. Ein Alpenfex und Gebirgsbummler ordinären Schlages hätte sich in seiner Liebhaberei kaum stören lassen, wie ich denn just unter den „Liebhabern" die liebloseſten Naturen kennen gelernt. Die zartfühlende und feingesponnene Seele dagegen hätte leicht auch zu schwächlich sein können, um nach einem solchen Bruche des Gemüthslebens noch einen Inhalt zu finden und etwas Anderes an die Stelle zu setzen. Darin lieferst Du mir ein einziges Schauspiel, daß Du mit Deinen Bergen gebrochen und in diesen Marschen Dich wieder hergestellt hast. Das ist Zartheit und Stärke zugleich. „Vom Fels zum Meer" könntest Du, wie jenes tüchtige Fürstengeschlecht, in einem verwandten Sinne auf Dein Wappenschild schreiben.

Ich schlafe schon, scherzte Wilfing.

Dann schmeichelt es mir, antwortete ich, daß ich mehr kann als Du; auch Du wolltest mich einschläfern, was Dir aber schmählich mißlungen ist. So schlafe, mein Bester. Es ist mir just recht, daß ich in einem Monologe meine Betrachtung hatte. Und wahrlich, Wilfing, ich kann nicht umhin, und auch Du sollst mich nicht daran hindern, was ich gehört habe, auf meine Weise zu betrachten. Es muthet

mich in Deiner Geschichte ganz eigenthümlich an, wie hier das Menschengemüth mit den Landschaftsformen der Erde vermält erscheint, und zwar mit den entgegengesetztesten. Der positive Pol stößt ab, der negative zieht an; eine Gemüthsinnigkeit, die bis zur **Gebundenheit** ging, springt plötzlich in den Vollbesitz der freiesten moralischen **Wahl** über. Das ist interessant. Man sieht die Tanne nicht im Marschboden und die Weide nicht auf Alpenhöhen, aber der König der Bäume, die Eiche, besetzt als Steineiche das Hochland, als Meer- und Sumpfeiche das Tiefland und bleibt immer Eiche! Ich habe eine traurige Geschichte gehört, aber was ich gesehen habe, das ist ein Charakter!

Und so muß man sich leben lassen, seufzte Wilfing; es ist zum Verzweifeln!

Ich tröstete ihn. Sei ruhig, mein Junge, ich fühle Deine Schmerzen ja mit. Auch ich liebe es nicht, die Leute in's Gesicht zu loben, und am wenigsten ist es mein Geschmack, wenn sich Männer einander loben. Man schämt sich dessen und thut es im Dunkel der Nacht, wo man auch — schmutzige Geschichten erzählt, von denen man gesagt hat: ich schäme mich. Morgen früh aber und wenn das Tageslicht kommt, sag' ich Dir gar nichts Ehrenvolles mehr nach, ich schwöre es Dir, mein Trautester.

Wilfing lachte, und so endeten wir. Wie auf Verabredung stellten wir uns schlafend, aber der aufrichtige Freund, der sich nicht leicht verstellen konnte, schlief sehr bald wirklich. Mich hielten meine Gedanken und Eindrücke noch lange wach. Längst erfüllte das Morgenlicht

die Stube, und der preiswürdige Duft der frischgebrannten Kaffebohne durchwürzte alle Fugen des Hauses, als ich von spätem, aber sehr verlängertem Schlafe erquickt und froh wieder die Augen aufschlug.

Es war ein köstlicher Tag. Meinen Wagen nach Bremerhaven hatten schon vor dem Frühstück und vor meinem Erwachen Herr und Knecht in Bereitschaft gesetzt, aber das war freilich das Wenigste. Es liegt in der strenggebundenen Natur der bäuerlichen Verhältnisse, bei keiner Gelegenheit das Nützliche außer Acht zu lassen, und ein angeschirrter Wagen, die Arbeitskraft von zwei Pferden, eine Tagfahrt außer Hause, — das Alles sind einem Landwirthe so werthvolle Dinge, daß er mit Recht darauf sinnt, ihre Nutzungen zu mehr als Einem Zwecke zu verbinden. Dazu kam in Wilfing's Hauschronik noch die nahe Hochzeit mit ihren mancherlei Bedürfnissen, welche das Dorf dringlicher als sonst an die Stadt anweisen. So wurde meine Fahrt nach Bremerhaven zu einem Ereignisse. Man dachte nicht nur darüber nach, was man allenfalls mitnehmen könne, sondern noch mehr, was aus der Stadt nothwendig oder nützlich zu holen sei, und wieder dachte man in beiden Richtungen mit löblicher Nachbartreue auch an dieses oder jenes befreundete Haus, dem man mit so guter Gelegenheit zu Diensten sein könne. Wenn über all diesem Fracht- und Botenwesen die Hauptperson zuletzt eine Nebenfigur spielt, so wird wohl kein Braver im Lande seines gesunden und freundlichen Menschensinnes so bar sein, um das übel zu nehmen. Ich hatte

meine Lust an dem fleißigen Bienen- und Ameisenwesen, an dem gewichtigen Debattiren und Programmmachen, an der Adjutantur des hin- und hergehenden Rapportirens, kurz an der ganzen, fast epischen Aufregung, in die ich das bäuerliche Gemeinwesen versetzt und worein ich schließlich doch der Mittelpunkt war.

Da es vorauszusehen gewesen, daß all diese Veranstaltungen einen Zeitraum bis zur Nähe der Mittagsstunde einnehmen würden, so hätte der epische Stil es mit nichten geduldet, den Mittag selbst, statt im eigenen Hause, in einem Wirthshause an der Heerstraße zu halten. Die patriarchalischen Leidenschaften waren daher gleich anfangs getheilt zwischen der Ausrüstung unserer Argo und den Zurüstungen am Herdfeuer, wo dem gefeisteten Hammel bis zum englischen Plumpudding eine kühne Fermenerweiterung der homerischen Conceptationen Platz zu greifen schien, indeß ein dritter Spitzer eine verdienstvolle Stunde seines Lebens daran setzte, die Geister der Unterwelt zu citiren und aus der Kellertiefe im fleißigen Tactschritt treppauf, treppab Flaschen um Flaschen emper zu fördern, die er theils dem Eis, theils der Wärme überlieferte. Der Mann gefiel mir.

So galt es denn, meine letzte Stunde in diesem gastlichen Hause dem leider bereiteten Mahle zu widmen. Der Mittagstisch war reichlich und gut, aber noch mehr, als alles Andere, behaglich. Die kleine, gestrige Abendgesellschaft fand ich um Manches vergrößert; man konnte den heutigen Gastkreis fast ansehnlich nennen. Und doch schienen

es immer „gewählte Gäste", keineswegs eine „gemischte Gesellschaft". Wilfing besaß offenbar das Geheimniß, seine Freunde sich gut zu wählen, oder — sie gut zu machen. Was ich von der Vorgeschichte dieses Wurtenhauses gehört, so mußte rings in der Dorfmark Spreu genug da sein, aber hier fand ich den Weizen. Es war eine herzliche, vernünftige Eintracht, eine harmonische Gleichgestimmtheit; es war ein Kranz von Männern, denen man's ansah, daß sie fest zu einander standen. Ich hatte meine Lust an diesen Menschen und wie ich meinen Freund jetzt mitten in seinen vier Wänden zugleich auch in seiner Gemeinde sah.

Kurz, ich konnte begreifen, was den Alten ein Opfermahl war und welch eine reinigende Kraft sie ihm zuschrieben. Mein Gemüth wurde jetzt frei von den letzten, nachdunkelnden Eindrücken der lang durchwachten Nacht, und ich konnte vergessen, daß diese heitere Gegenwart nur auf einem Hintergrunde möglich war, welchen mein Freund seinen — Bergschrecken nannte.

Als wir in Bremerhaven uns trennten, that ich von ganzem Herzen die Frage: Du telegraphirst mir doch, wenn es die erste Taufe gilt? Du nimmst mich doch an zu einem der Taufpathen? Und Wilfing that einen Freudensprung und schlug mir mit seinem Handschlag fast die Hand entzwei, denn der Antrag war ihm ganz aus der Seele gesprochen, nur hatte er sich's nicht selbst zu verlangen getraut.

Und so hoffe ich, das traute Marschland, das mir in Kurzem so lieb geworden, bald wieder zu sehen. Das

erste Mal galt's einen Abschied, das zweite Mal gilt's eine Ankunft. Liebfeld, der scheidende Freund, zog mich an's Meer, Wilfing und sein kleiner Ankömmling wird mich die gern gethane Freundespflicht wiederholen lassen. Kommen und Gehen erhält die Menschenwelt frisch und den Strom des Lebens in Fluß.

Der Erbe.

I.

Es lag ein alter Schieferbruch außer dem Dorf auf der Haide. Die Haide war eine sanfte Hochfläche und trug ihren Namen vielleicht aus irgend einem wüsten Jahrhundert der Vergangenheit. Jetzt war die Haide eine Feldflur, welche in der fruchtbarsten Fülle des süddeutschen Anbaues prangte: Obst und Wein, Korn und Gemüse, Wiesen und Wäldchen gingen in freundlicher Abwechslung über sie hin und machten ihre Fläche zu einem fast ununterbrochenen Garten. Ein einziger Bruch war in diesem Garten, der alte Schieferbruch nämlich. Der lag da wie ein Riß im Kleide, wie eine offene Wunde im Fleische. Mitten im Grünen und Fruchtreichen einige Morgen rohe und bildungslose Erde, ein unerfreuliches Durcheinander von Trümmer- und Schutthaufen, Löchern und Gruben. Nackt wie durch's Sieb geworfen, starrte die stahlgraue Sandstätte, nicht die dünnste Grasnarbe, kaum der Samander wurzelte hie und da, dagegen hatten Erdspinne überall ihre Weben ausgespannt, welche im Herbstmorgen voll Staub oder nach thaureichen Nächten voll Tropfen standen und

in den Einsenkungen faulte das Grundwasser oder die Hefe eines halbvertrockneten Regens, unter dessen grüner Schlammdecke melancholisch der Unkenruf seufzte. Es war ein widriger Ort. Zu keiner Stunde liebte irgend ein Mensch den alten Schieferbruch, und vollends an Sommermittagen rannte der Wanderer vorbei wie an einem kleinen Fegfeuer. Eine Temperatur brütete über der schwarzgrauen Erdblöße, die um vieles höher war als rings in der nächsten Umgebung, wo das kühlige Grün die Sonnenglut dämpfte, oder der Anblick von Gurken, Trauben, Melonen und reifenden Baumfrüchten mit den Wirkungen der Sommerhitze wenigstens die Phantasie aussöhnte und Bilder des Genusses vor die lüsternen Sinne brachte.

Und doch stand eines Tages ein Mann vor dem Schieferbruch und betrachtete die Schutthalden mit Blicken, welche nicht nur kein Mißfallen ausdrückten, sondern Interesse und Theilnahme. Es war ein brauner, rüstiger Mann, in der Tracht nicht eben bäuerisch, aber ländlich-bräunem, fast nachlässig. Sein Gesicht war voll starker, bedeutender Züge, aber keiner derselben war angenehm. Es war ein Gepräge von Kraft und Leidenschaft, von Eigenwillen und trotzigem Selbstbewußtsein. Keine Spur von Zufriedenheit lag darin, wohl aber Schmerz, Bitterkeit, Haß, ja fast Wildheit, wenngleich nicht gemeine, thierische Wildheit. Er war in einer Art von träumerischen Grollen aus dem Dorfe heraufgekommen, ungefähr wie Einer, der in's Freie geht, „um sich zu zerstreuen“, was aber nie etwas anderes heißt, als erst recht sich zu sammeln. In

der That hatte die ganze Landschaft ihm keinen Blick abgewonnen, als er plötzlich vor dem Schieferbruch stehen blieb. Der Anblick des wüsten Grundstückes fesselte ihn wie ein verwandtes Wesen. Gibt es doch Augenblicke, wo uns die bekanntesten Gegenstände plötzlich wie neu erscheinen! Vielleicht darum, weil wir einen neuen Gedanken über sie haben! Gedankenvoll genug stand der fremde Mann da. Endlich hob er den Fuß wieder auf, schüttelte den Kopf und ging in brütendem Sinnen weiter.

Der Schieferbruch muß ihm manches gesagt haben, — oder er ihm!

Der braune gedrungene Mann wird im Laufe der nächsten Tage wiederholt sichtbar auf der Haide. Da kreuzt er herum, unstät, ungeduldig. Die alte Schuttwüste, scheint's, hat einen Anbeter an ihm gefunden. Immer hält er still an dem Orte, besieht sich das Chaos von Gruben und Schutthaufen, und wie seine Augen darauf ruhen, möchte man fast sagen, sie weiden sich. Gespannt schaut er drein, als ob er Ausmessungen und Berechnungen anstellte, und mit einem Zug von Liebhaberei. Es steht ihm an der Stirne geschrieben: Hier geht ein Menschengedanke einen Bund mit der Erde ein!

Der Gedanke wurde That. Wenige Tage, und der Mann kehrte wieder zurück, aber diesmal nicht allein. Zwei handfeste Gesellen waren mit ihm. Alle Drei waren mit Werkzeugen zu Erdarbeiten versehen. Ihr Weg ging auf die Haide, zu dem Schieferbruch. Dort warfen sie die Jacken ab, streiften die Hemdärmel auf, und nun fielen

sie mit unzähligen Hieben ihrer Hauen und Hacken den Schieferbruch an. Schutthaufen wurden abgetragen, Vertiefungen ausgefüllt, und ob zwar die Grundform von Kegeln und Gruben nicht zu verwischen war, so wurde doch Alles in ein System von schiefen Ebenen gebracht, Terrassen neben und übereinander angelegt, an ihren Böschungen mit Bruchsteinen ausgemauert und unter einander mit jenen winzigen Treppchen und Gangsteigen verbunden, welche den künstlichen Kulturgründen bekanntlich ein Ansehen geben, als ob die zierlichsten Elfenfüßchen darauf herumtrippelten und nicht die vielberufene Plumpheit breiter Bauernfüße. Mit einem Worte: Auf dem Grundstücke des alten Schieferbruches wurde ein Weinberg angelegt.

Das Unternehmen glückte. Schon im dritten Jahre strotzten die Reben von Trauben. Sogar die Güte des Gewächses übertraf weit und breit alle Nachbarn. Es war, als ob die verwitterte, zerbröckelte, um und um gewühlte Schiefererde nur darauf gewartet hätte, daß irgend ein Fruchtreis in ihren Schoß gesenkt würde, um sofort einen wahren Strom von mütterlicher Zärtlichkeit daran auszulassen.

Die Ballenbeter machten lange Gesichter. Sie hatten ihren Schieferbruch um einen Spottpreis verkauft, und was das Schlimmste war, der denkende Kopf der ihn gekauft, Hergarten hieß der Mann, war noch dazu ein Fremder. Als er zum Kauf sich gemeldet, da stierten Bürgermeister und Gemeinderath ihn an, wie ein höchst verschrobenes Wesen. Welch' ein Einfall! was sollte der alte

Schutthaufen? Wenn er zu was nutz wäre, so hätten Andere und Klügere sich darüber gemacht. Und was für eine Arbeit sei dreinzustecken! Eine Arbeit wie's Zuchthaus! Die Ballenderfer aber saßen viel lieber in ihren zahlreichen Wirthshäusern und gingen in's Zuchthaus nur im äußersten Nothfalle, etwa wenn ihre Schlägereien allzu lebensgefährlich ausgeartet, oder die Früchte ihrer Zärtlichkeiten allzu geräuschlos verschwunden.

Kurz, keinem Menschen in Ballenderf war es eingefallen, daß ein Grundstück, welches Schiefer gegeben, auch noch was Anderes geben könne. Als der Schieferbruch ausgebeutet war, hatten die Ballenderfer ihn liegen gelassen wie eine ausgepreßte Citrone. Da war ein Mann gekommen, ein Fremder, ein Mensch, welchen Niemand kannte, ein gewisser oder vielmehr ungewisser Hergarten, nahm die ausgepreßte Citrone noch einmal vor, und siehe da! unter dem Drucke seiner Zauberhand gab sie erst recht ihre Säfte. Hergartens Weinberg troff von Milch und Honig. Das war ärgerlich für die Ballenderfer.

Es ist eine Schande, sagte der Müller, eine Schande ist's für die ganze Gemeinde. Was! so ein Hungerleider! Auf zehn Meilen kommen wir in's Gerede. Einen Spitznamen trägt uns das ein, so wahr ich Kerbinian Rothwedel heiße! Kein Ballenderfer Hund hätte den Knochen mehr abgenagt. Ein Bettler vom Ausland mußte kommen, der uns die Schande anthat. Der Müller nämlich, welcher dreimal Bankerott gemacht hatte, ehe ihm eine reiche Erbschaft und die nicht unzubringende Ballenderfer Mühle zu-

ñel, war ein großartiger Mann. Sein drittes Wort war „der große Styl", und nichts haßte er mehr als Sparſamkeit und gute Wirthſchaft. Als Gemeinderath ließ er Kirche, Schule und Rathhaus durch ſeinen parlamentariſchen Einfluß verfallen, und wenn die Wallenderfer dieſer Ruinen wegen in einem wirklichen Gerede ſtanden, ſo verdankten ſie's ihrem großartigen Müller, welcher nur Abbruch und Wiederaufbau im großen Style wollte, und die Partei Derer, welche für Renovation ſtimmte, als Pfuſcher und Hungerleider verfolgte.

Der Pfarrer hatte es gleich anfangs übel vermerkt, daß Hergarten nicht gottſeliger aufgetreten und in ſeinen Weinberg nicht einen Gedenkſtein vermauert, etwa mit dem frommen Sprüchlein: An Gottes Segen iſt alles gelegen, oder ähnlichen. Es wird ein übles Ende nehmen, flüſterte der heilige Herr, denn er flüſterte nur und war überhaupt von ſanften, liebenswürdigen Sitten und beſonders der Abgott der Frauen. Ich habe ſchon manchen Atheiſten verenden ſehen, ſuhr er fort, denn ſterben darf ich nur von Chriſten ſagen, und die Martern der Reue ſtellten ſich ein, als es zu ſpät war. Der Tod des Gottloſen iſt fürchterlich!

Der Bürgermeiſter, welcher ſelbſt mehrere Weingärten beſaß, auf welchen er einen Dreimännerwein baute, ſo ſchlecht, daß ihn die Wallenderfer — mit Vorliebe tranken, denn er war der wohlfeilſte und niemals exportfähig; der Bürgermeiſter ſtach manchen Scheppen mit dem Juſtiziär aus, welchem er immer und immer wieder ſein Lieblings-

thema auftischte, nämlich die Erörterung, ob der verwünschte Hergarten nicht überhaupt außer Besitz zu setzen und das Landesgesetz über die Fähigkeit der Fremden, unbewegliches Eigenthum zu erwerben, keine Handhabe zu Chikanen böte. Leider war das Gesetz bündig genug und von Hergarten, als er sich ankaufte, bestens observirt worden. Dem armen Justiziär blieb daher, um den Bürgermeister bei Laune und seine Schoppen in Fluß zu erhalten, nichts übrig, als dreist zu lügen, daß die Regierung so eben eine neue Gesetzvorlage über diesen Punkt ausarbeite, während der Bürgermeister bei seiner Frage über die rückwirkende Kraft gewöhnlich schon so dicht benebelt war, daß ihm der Justiziär alles weiß machen konnte.

So waren die Großen von Wallendorf gesinnt. Und mit den Großen stimmten in diesem Falle die Kleinen nicht nur überein, sondern sie überboten sie noch. Peter Schätzel, der Schneider, führte den Chor der Dorftläffer. Das skrophulöse blutleere Bübchen, welches ein Mann wurde, weil es aufgehört hatte, ein unschuldiges Kind zu sein, warf sich just aus Verzweiflung über seine Armseligkeit zu einem Charakter auf und fand Leute, welche ihn dafür gelten ließen. Als er mit achtzehn Jahren seine vierzigjährige Meisterin geheiratet, welche ein paar Stunden nach der Hochzeit zu dem „Ihrigen" sagte: Mann, laß dem Bosnickel nichts durch, indem sie dem Lehrling eine Ohrfeige gab, da gab er ihm schnell auf die andere Backe eine und war außer sich vor Bewunderung, daß er nun selbst prügeln konnte und nicht mehr der Geprügelte war,

und prügelte von dem Augenblicke an mit einer wahrhaft teuflischen Grausamkeit. Vor den Leuten aber führte er dreist das Wort im Munde: Was ein ganzer Mann ist, den erkennt man am Hausregiment. Dieses Wort warf er besonders gern dem Schmied an den Kopf, der gegen Mensch und Thier nie seine Riesenhand aufhob, weil ihm die ganze Welt ein gebrechliches Ding und fast alles aus Glas zu sein schien. Aber der Riesenmann verkannte sich selbst, und glaubte, er sei wirklich zu schwach, und der Schneider habe Recht. So wurde der Schneider eine männliche Autorität!

Balthasar, der Schmied, war der einzige Parteigänger Hergartens. Der Riese war nicht nur der stärkste, sondern der beste Trinker des Ortes. Und auf den ersten Zug hatte er es weg, daß der neue „Grubenwein" — so nannte man ihn — der „süffigste Tropfen" in ganz Wallendorf sei. Alle Leidenschaften der aufgeregten Gemeinde zerplatzten an diesem Getränk. Gelassen, aber unwiderstehlich schwamm der Riese wider den Strom. Der Kreuzwirth, der Lammwirth, der Adlerwirth, der Hirschenwirth, der Sonnenwirth, der goldene Kegelwirth, der blaue Traubenwirth, sie Alle mußten Grubenwein einlegen, denn von einem zum andern trank sich der Schmid die Woche lang durch, und der Mann trank was Rechtschaffenes! Der nobelste Zahler war er ohnedies, sogar der Müller war es nicht mehr.

Im Uebrigen half diese Freundschaft blutwenig. Der Schmied war von jener behaglichen Indolenz des Denkens und Handelns, welche fast alle Riesen kennzeichnet; er

rührte sich kaum für sich selbst, geschweige für Andere. Wenn er so da saß in seinen verschiedenen Kneipen, den Schoppen zwischen den aufgestemmten Ellenbogen, die Augen schwimmend, den Bart naß, so hatte er große Aehnlichkeit mit einem Büffel in den pontinischen Sümpfen, welcher bis an die Schultern im geliebten Bade sich suhlend, nur mit dem Schädel in die Welt ragt und aus Augen voll Trotz aber Trägheit gedankenlos in's Weite starrt.

So blieb das Feld den Feinden. Sie lästerten, schimpften, neideten, grollten, und der Schlimmste von allen, der Schneider Schätzel, that noch mehr. Er argwohnte! Denn als das Gerede über Hergarten zum ersten Male aufkam, strich er sich nachdenklich unterm Kinn, da wo andern Männern der Bart sitzt, bei ihm aber nur eine Reihe von Skrophelnarben saß, und sagte kopfschüttelnd: Apropos, erinnert sich Niemand, ob der Förster Leubold noch ergriffen wurde, der vor drei Jahren seinen Forstdirecter erschossen hat, und dessen Steckbrief damals umging? Drei Jahre waren es aber, daß Hergarten nach Wallendorf gekommen.

Der Skorpionstich traf gut.

Das Wort des Schneiders durchlief die ganze Gemeinde. Es wurde ganz selbstverständlich auf den altverhaßten Fremdling bezogen. Als der Bürgermeister bemerkte: Aber seine Papiere sind doch in Ordnung, antwortete der Justiziär: Papier ist geduldig. Auch dieses Wort machte die Runde.

So nahm die öffentliche Meinung eine bestimmte Richtung. Ein eingeschlichener Mörder mit gefälschten Papieren! Das klang schon anders, als ein intelligenter und thätiger

Fremder unter einem faulen und boshaften Vollbürger-Gezücht. Die Leute wußten jetzt, wie sie ihren Haß zu nennen hatten.

Aber paßte denn auch der Verdacht auf Hergartens sonstige Verhältnisse? Leider! Diesen Verhältnissen ließ sich jede beliebige Form geben, denn sie waren wenigstens dunkel.

Hergarten war nach Vallendorf gekommen, ein verschwiegenes Geheimniß. Das Erste, nachdem er sich eingemiethet hatte, war, daß er sich von aller Welt abschloß und für sich selber lebte. Anfangs schrieb er viel — kein Mensch wußte, was? Briefe und Gelder, die er erhielt, gelangten, was bald entdeckt wurde, durch eine gebrochene Adresse, aus der zwei Stunden entfernten Hauptstadt an ihn. Eben daher kam auch der einzige Besuch, den man zuweilen in seinem Hause sah, — denn Vallendorfer sah man nicht bei ihm. Der Mann hatte Frau und Kinder, welche in unbedingtester Einigkeit mit ihm lebten und sein ganzes Wesen zurückspiegelten. Die kleine blasse Frau zeigte sich noch weniger öffentlich als der Mann, und wenn sie sich zeigte, so konnte sie noch weniger verbergen als er, daß ihr nicht leicht und frei um's Herz war. Sie schien fein, ja zierlich gewöhnt, verrichtete nicht die gröberen Arbeiten, was von einer deutschen Bauernschaft, wo die Frau fast ein Lastthier ist, am auffälligsten bemerkt wurde, und doch hatte sie nur eine Aushelferin auf den Tag, keine Magd „auf's Ziel", welche im Hause wohnte und schlief. Ihre Hauptarbeit schien zu sein, ihre zwei Kinder zu hüten,

daß sie sich nicht mit Dorfgespielen vermischten, — ob aus Hochmuth oder aus tieferen Gründen, blieb zu errathen. Auch gewöhnten sich die Kinder, zum Mißvergnügen des Dorfes, vortrefflich an diese Reserve.

Kurz, die Familie war ein Räthsel. Und da dem Räthsel fast in drei Jahren nicht beizukommen gewesen, so ermüdete zuletzt Neugier und Kannegießerei, und man begnügte sich mit den mageren Vermuthungen, welche gleich anfangs Cours gehabt. Man nahm an, Hergarten sei ein bankerotter Oekonom, oder ein verabschiedeter Offizier, oder ein gestrandeter Capitän, oder etwas derart. In seinen Papieren war er einfach „Privatmann". Daß er nebenbei ein Rentchen noch immer [illegible]s Sichere gebracht, vielleicht Vermögen der Frau oder der Kinder, galt für ausgemacht. Das war das Einzige, worin man gewiß zu sein [illegible]laubte. Im Uebrigen wollte er nicht leicht unter irgend einen Hut passen. Er konnte nicht wohl für einen Bauern passiren, aber ebenso wenig für einen bürgerlichen Gewerbsmann, noch für einen Junker, noch für einen Gelehrten. Immer hatte er Züge von dem, welche jenem widersprachen. Nur das Eine schien offenbar: er war ein Mann, dem es nicht recht geglückt, der wild und verdrossen darüber war und mit einem Geist voll Drang und Ungestüm diese Lebensart ebensowenig freiwillig gewählt hatte, als ein kraftvolles Waldthier den Aufenthalt in einem Käfig.

Als er den Schieferbruch urbar machte und damit unternahm, von seiner Hände Arbeit zu leben, war sein Geheimniß schon von einer Seite gelichtet. Wenigstens seine

Armuth war jetzt kein Geheimniß mehr. Man glaubte das Recht zu haben, ihn gering zu schätzen und die Geringschätzung wurde die erste Stufe zu feindseligeren Gesinnungen. Diese stellten sich ein, als ihm sein Unternehmen so wunderbar glückte, ein Glück, das er auf Kosten der Gemeinde usurpirt, wie man sich einbildete. Was brauchte es also mehr, um zuletzt auch dem Schneider zuzustimmen, der die Erinnerung an einen flüchtigen Mörder in den Köpfen der Ballenderfer wachrief? Der Verhaßte soll schuldig sein und ein Schein war ja doch gegen ihn.

Freilich hütete man sich, die Sache allzu arg zu machen. Ueberlaßt das mir, Leute, überlaßt das mir, sagte der Bürgermeister. Redet nicht laut von der Sache, sonst warnen wir ihn nur, und fort ist er wie Rauch! Nein, nein, wir müssen das Brett an einem andern Fleck anbohren. Seine Papiere sind einmal in der Ordnung, da hilft alles nichts. Nicht hier in Ballenderf und nicht bei diesem sogenannten Herzarten, sondern in den früheren Heimathsverhältnissen des Schäfers Leubold, da fangen wir, und zwar in aller Stille, unsere Untersuchungen an. Von dort aus muß sich's finden. Seid nun still und laßt uns machen, uns, die Obrigkeit!

Das war jedenfalls eine gut berechnete Perfidie. Der Bürgermeister bestätigte mit der ganzen Autorität des Amtes, und doch außeramtlich, das böswillige Geklatsch des Janhagels. Er wußte recht gut, daß die Indicien zu einer Criminal-Untersuchung nicht verlägen, er versprach eine solche auch nicht, aber wohlgemerkt, für Ballenderf nicht! er gab

zu verſtehen, daß ſie an einem anderen Orte verſucht werden könne. Gleichzeitig gebot er ein verſchtiges Schweigen darüber, d. h. er deckte ſich amtlich den Rücken. Klagte Hergarten über die Gerüchte, unter denen er litt, ſo konnte er harmlos antworten: Altweibergeſchwätz! was geht's uns an? Ihr ſeht ja, daß euch das Amt in Ruhe läßt; das iſt die beſte Widerlegung. Der Zankhagel aber tröſtete ſich mit der vorgeblichen Unterſuchung in der Ferne und konnte lange daran hingehalten werden. Ja, wenn er längſt ſchon merkte, daß dabei nichts herauskomme, ſo konnte er ſich abſichtlich ſtellen, als glaube er wirklich an eine ſolche Unterſuchung und an Reſultate derſelben, und konnte das Spiel ſeiner böſen Zungen vielleicht jahrelang daran friſten. So blieb die Luft des Opfers vergiftet, aber das Gift war Luft! Die Verleumdung bot dem, der ſich dagegen wehren wollte, keine faßliche Handhabe.

Hergarten fühlte all' dieſe Manöver. Aber er ballte die Fauſt und lachte dazu. Das Dorf ließ er links liegen, bearbeitete ſeinen Weinberg, und hütete ihn mit unnachſichtlicher Strenge vor Dieben. Wehe dem Feldfrevler, der ihm in ſeine Reben kam! Er begnügte ſich nicht, ihn zu pfänden; Gott behüte! er blieb in der Ferne — und ſchoß ihm eine Ladung Vogelſchrot in den Leib. Wurde er gerichtlich in Anſpruch genommen, ſo war ihm das juſt recht. Auf dieſem Boden gab er den Ballenderfern ihre Bosheiten zurück. Fahrläſſige Körperverletzung? Wie ſo? Wie kommt ein Körper in ſeinen Weinberg? Er hat auf Spatzen und Staare geſchoſſen; er kann's beſchwören! War

auch ein Mensch in dem Weinberg? Ei, ei, wie schade! Aber was macht ein fremder Mensch in seinem Weinberg? Wie unvorsichtig! Wie gefährlich! Nun, er thut's auf seine eigene Gefahr. Er weiß ja, daß nach den Vögeln geschossen wird. Und schießen andere in die Luft hinauf, nun, so schießt Herzgarten zwischen seine Reben hinein. Das ist Geschmackssache. Wer kann ihm's wehren? — Die Ballendorfer knirschten, denn sie verstanden ihn nur allzuwohl. Sie sahen, sie hatten es mit einem Manne zu thun, der ihnen die Spitze bot. Es war ein Mann, in Kampf und Zorn wohl zu Hause. Ein Mann, der es verstand, Feind mit den Feinden zu sein.

Dieser stille Krieg der Gemüther hatte eine Zeit lang gedauert, als plötzlich einer jener Zwischenfälle eintrat, welche in kleinen wie in großen Kriegen oft entscheidende Rollen spielen.

Zwei Stunden von Ballendorf lag die Landeshauptstadt. In dieser Stadt gab es Leute, welche sich einbildeten, das Dorfhandwerker, weil sie wohlfeiler lebten, auch wohlfeiler arbeiteten als Städter. Es ist das eine schwärmerische Secte von Nationalökonomen, welche den Grundsatz, daß Zeit Geld ist, noch nicht entdeckt hat. Sie wenden also mit Vorliebe ihre Kundschaft den Dorfhandwerkern zu, und diese halten nun zwischen Dorf und Stadt beständige Uebungsmärsche, wodurch sie im Jahre Hunderte von Stunden, das heißt, in Geldwerth ausgedrückt, vielleicht das Dreifache dessen verlieren, um was sie auf dem Dorfe wohlfeiler leben. Es sind daher auch die Rechnungen dieser

Arkadier keineswegs billiger als die städtischen, was ihre Stadtkunden aber noch niemals irre gemacht hat, da gegen Vorurtheile sogar Zahlen nichts beweisen und der Glaube überhaupt Berge versetzt. Vor allen Industrievölkern der Neuzeit kommt diese wunderliche Sekte von Gläubigen noch im romantischen Deutschland vor, und ganz besonders wieder im gemüthlichen Süddeutschland.

So hatten denn auch die Vallenderfer Handwerker in der zwei Stunden entfernten Landeshauptstadt eine Kundschaft. Natürlich suchten sich diese Industriepilger ihren Weg so kurz als möglich zu machen. Sie umgingen die weitgeschweifte Chaussee und schlugen sich quer über die Haide durch, wo sie aus Pfaden und Pfädchen, Feldrainen, Zaunwegen und Katzensteigen ein künstlich verwickeltes aber Jedem geläufiges System der kürzesten Durchschnittslinie sich findig herausconstruirt hatten.

Unter anderem führte eines dieser Wegstücke auch am vormaligen Schieferbruche vorbei. Da war es nun manchmal passirt, daß ein Vallenderfer Meister, wenn er von einer Arbeitslieferung aus der Stadt zurückkehrte, und etwa eine Retourfracht von gebrannten oder gegohrenen Flüssigkeiten geladen hatte, in besagten Schieferbruch hinuntergetaumelt. Der Verlauf eines solchen Abenteuers war in der Regel ein gemüthlicher gewesen, da ein Abrutschen über eine lockere Sandhalde just nichts bedeuten wollte.

Anders war das seit der Anlage des Weinbergs geworden. Die Neigung gegen den Weg war theilweise zu einer senkrechten Wandung abgegraben, und vom Wegrande

ging's nicht mehr schräg, sondern lothrecht hinab. Deßungeachtet war der neue Weinbergsbesitzer, da der Weg nur ein Licenzweg war, nicht verpflichtet gewesen, den Rand desselben mit einer Schutzwehre einzufassen.

Dieses neue Verhältniß forderte ein Opfer. Der Zufall wollte es, daß dieses Opfer Peter Schätzel, der Schneider, war. Als er eines Sonnabends in der nächtlichen Dämmerung von der Stadt nach Ballenderf heimkehrte, fiel er hinab. Er fiel unglücklicherweise auf einen Rebenpfahl und obwohl der Pfahl unter seinem Sturze krach, so war er ihm doch mehrere Zoll zwischen den Rippen in den Leib gedrungen. Kurz, man fand den Schneider, als sein Hilferuf Leute herbeigelockt hatte, im eigentlichsten Sinne gespießt und gespießt.

Der Schneider wurde nach Hause gebracht, aber die verrückende Nacht und die feste Stellung der Ballenderfer in ihren verschiedenen Stammkneipen war Ursache, daß der Ruf dieses Ereignisses nicht sofort seinen bekannten Gang eines „Lauffeuers" nahm. Er beschrieb vorerst, um im verwandten Bilde zu bleiben, die stilleren Kreise, welche die Glut in einem Kohlenmeiler macht. Wir überlassen also den Schneider seiner schmerzlichen Nacht, um das folgenschwere Ereigniß am andern Tag auf einem neuen Schauplatze wieder aufzunehmen.

II.

Dieser Schauplatz ist das herrschaftliche Schloß von Ballenderf. Wundern wir uns nicht, daß es bewohnt ist und daß Frau von Dalmar, welche den Ruf einer hochgebildeten Dame genießt, inmitten einer Umgebung leben mag, als welche wir die gemüthlichen Ballenderfer bereits kennen gelernt. Was fragt die Natur nach Menschen? Und so hat die Natur in ihrer himmlisch schönen Gleichgiltigkeit gegen Gerechte und Ungerechte über die Gegend von Ballenderf eine Luft ausgegossen, in welcher Alles, was durch Athem und Blutumlauf lebte, wie in einem Meere von Balsam schwamm. Frau von Dalmar brachte, nachdem sie aufgehört hatte, entferntere Bäder zu besuchen, den Winter in der Stadt, den Sommer aber in der gesunden Luft ihres Gutes zu.

Die betagte Dame lebte sehr einsam. Die Stürme des Schicksals hatten ihr Haus entlaubt, sie stand allein in der Welt. Ja sogar von den fünf Organen, welche die ersten wie die letzten Bande zwischen uns und der Welt sind, hatte ihr das Unglück eines abgefordert: Frau von Dalmar war blind. Im vollsten Sinne: sie sah und hörte nichts von Ballenderf. Denn was sie zu hören oder nicht zu hören wünschte, wußte ihre nächste Umgebung längst. Diese aber bestand blos aus zwei Personen: dem alten Kammerdiener, der zugleich die Geschäfte eines Secretärs versah, und einem Gesellschaftsfräulein. Wir sollten die letztere eine Vorleserin nennen, denn das war ihr Haupt-

bern. Gesellschaft suchte Frau von Dalmar bei den Unsterblichen, vor Allen bei ihrem Lieblingsautor Goethe. Daß unter diesen Umständen kein Raum für den Ballendorfer Klatsch in ihrem Hause übrig blieb, begreift sich ohne weiters.

In diesem Augenblicke lag das Haus in tiefer Mittagsruhe. Die Gutefrau, vom Ungemach ihres Alters um den nächtlichen Schlaf verkürzt, genoß in den hohen Paustunden des Sommers oft einer glücklichen Schlummergabe. Wenn die schattenlose Welt im allgemeinen Sonnenlichte schwamm, die erhitzte Luft mit ihren verflüchtigten Dämpfen nach aufwärts wallte, und ringsum die Körper der Gegenstände wie leise Träume unter'm Mittagsmeridian schwebten, gleichsam als hätte die Erdschwere aufgehört, und die Welt, erblindet am Uebermaß ihres Lichtes, zerstöbe in einen flirrenden Dunst: dann kam der Schlaf, der im ungewissen Sternendämmer ihr Lager verfehlte, aus dem strahlendsten Aetherblau wie eine Peri auf sie herab und brachte der ausgeruhten Frau die Ruhe.

Das Gemach, in welches die Schloßfrau zu ihrer Mittagssiesta sich zurückzog, war der sogenannte Marmorpavillon. Er lag nach dem Garten zu und bildete ein Hexagon. Der Fußboden war ein mosaikartiges Steingetäfel und mit feinen Strohmatten belegt, die Wände carton pierre in Weiß. Man sah nur wenige Ziermöbel in dem Pavillon, und diese größtentheils aus werthvollen Steinarten als: Porphyr, Alabaster, russischem Malachit. Von Werken des Ebenisten war blos ein Divan verhanden, welchen ei-

nige Rohrstühle umgaben. Auf dem Divan erblicken wir die schlummernde Gestalt der Schloßfrau. Sie liegt ausgestreckt wie ein Schaubild auf einem Paradebett; es ist etwas Statuarisches in ihrer Lage, das wir eine große und feste Zeichnung nennen möchten. Sie ist mit einem weißen Peignoir bekleidet, und der grüne Lichtschirm, der das Gebrechen ihres Auges vor der Welt bedeckt, kam selbst in der Siestastunde nicht von ihrer Stirn. In ihrer Nähe und auf einem der Rohrstühle erblicken wir ein zweites weibliches Wesen. Ihr abblühendes und doch fast kindlich unreifes Gesicht läßt uns die alternde Jungfrau, und eine ausgesprochene Schüchternheit in Ausdruck und Haltung den Stempel der Abhängigkeit erblicken. Es ist das Gesellschaftsfräulein.

Das gekuppelte Fenster des Pavillons stand offen, aber der ganze Raum desselben war ausgefüllt von den schweren Faltenmassen der herabgelassenen orangegelben Damastgardine. Die Farbe dieses Vorhangs verbreitete einen eigenthümlichen Lichtton in dem weißen Marmorgemach; wir möchten es ein schattiges Feuer, ein dämmerndes Gold nennen. Das Gemach mit seinen zwei schweigenden Frauenbildern darin, sieht in dieser feierlich gedämpften, halb düsteren Broncebeleuchtung aus, wie ein kleiner Ausschnitt aus dem plutonischen Reich.

Die Glutwellen der Sommerluft draußen brechen sich an der Gardine, welche ernst und schwer wie ein Damm niederhängt. Kein frivoler Zephyr tändelt mit dem harten Damast; dieser königliche Stoff hat eine Selbstbeherrschung

und eine Würde, welche dem koketten Mousselin fremd ist. Oder schlafen auch die Zephyre jetzt und ruhen sich aus von den Frivolitäten der Sommernacht im schlaftrunkenen Sommermittag? Wahrlich, sie thun es. Nicht nur die schwere Damastgardine, auch das leiseste Birkenblatt draußen im Garten hängt unbeweglich wie Blei an den Aesten.

Sogar die Töne schlafen. Kein Laut unterbricht die geisterhafte Sonntagsruhe. Vom Dorfe herauf kein Laut! Der Hund träumt in seiner Hütte, Hahn und Henne auf ihren Stangen; Pan schläft im Dorf wie im Salon. Im Garten pfeift kein Vogel, auf der fernen Chaussee knarrt kein Wagenrad. Ein Schweigen wie vor der Stunde des Weltendes hat alles Hörbare ausgelöscht. Die Welt ist nicht eintönig, man möchte sie nulltönig nennen.

Das Gesellschaftsfräulein sitzt wie ein Bild. Sie betrachtet den Schlaf ihrer Gebieterin, und der Anblick des Schlafes schläfert sie selbst ein. Sie hält ein Buch auf ihrem Schoße, aus welchem sie, scheint es, gelesen hat. Sie liest jetzt für sich, aber immer auf der nämlichen Seite. Das arme Mädchen wagt es wahrhaftig nicht, umzublättern. Sie fürchtet ein ungeheures Geräusch davon. In dieser atemlosen Stille gibt es kein Maß mehr für's Tönende; jeder Ton scheint ein Lärm. Hört sie doch, wie die Schwinge einer Wespe an die alabasterne Hängelampe streift, hört sie doch den Puls des Blutes in ihrem eigenen Ohre!

Da fängt's irgendwo im Dorfe zu hämmern an. Die Schläge klingen nicht schwer und aus einer großen Ent-

fernung. Nach einer langen Pauſe ein menſchliches Lebenszeichen! Aber das Geſellſchaftsfräulein blickt ängſtlich auf ihre Herrin. Sie horcht auf den fernen klopfenden Hammer und verwendet kein Auge von der ſchlummernden Frau. Sie ſcheint abzumeſſen, ob der hämmernde Ton noch wecken könne oder nicht. Wäre nur das Fenſter geſchloſſen! Das Mädchen ſteht auf und trippelt auf den Fußſpitzen gegen das Fenſter.

Aber ſchon iſt Frau von Dalmar erwacht. Die Matrone richtet ſich auf und fragt neugierig: Was hämmert denn ſo melancholiſch? Klingt es doch wie ein Sargzunageln! Iſt wer geſtorben in Ballendorf?

Wir hörten nichts, Excellenz! antwortete die Geſellſchafterin.

Die alte Frau horchte. Es dauert freilich länger als vier Nägel einſchlagen! Es mag Einer ſein, der ſich den Sonntag zu nutze macht und ſein Schindeldach ausflickt. Hm! es klingt recht nervenverſtimmend. Ich glaubte wirklich, ein Sarg würde vernagelt.

Excellenz haben unruhig geträumt?

Im Gegentheile. Aber gleich die erſten Schläge, welche mich aufweckten, — Gott weiß, wie es zuging, es fiel mir nichts Anderes ein, als Sargzunageln.

Soll ich im Goethe fortfahren? fragte das Fräulein.

Frau von Dalmar beſann ſich eine Weile, ehe ſie antwortete. Halb vor ſich hin ſagte ſie traumhaft: Hammerſchläge ſind Hammerſchläge. Aber am Sonntag klingt das ſo eigen!

Es erfolgte eine Pause.

Die Vorleserin blickte mit einer gewissen Gemüthsbewegung auf ihre Herrschaft. Endlich wagte sie es, die Frage zu wiederholen.

Frau von Talmar sagte: Wahrhaftig, Sie lasen im Goethe und ich schlief ein. Siehe, siehe. Ich glaube das passirt mir zum ersten Male.

Es ist so schwül! bemerkte das Fräulein.

Nein, nein, meine Liebe; ich werde alt. Sagen wir die Wahrheit.

Mich selbst hätte bald der Schlaf überkommen, fuhr das Mädchen fort.

Wir werden Alle entschlafen, antwortete die Matrone. Aber ich bin eine leichtsinnige Frau. Da besinn' ich mich just, ich habe noch gar nicht über die Capitalien verfügt, die mir aus den letzten englischen Bankerotten noch gerettet werden. Es ist ein Vermögen!

Die Gesellschafterin schwieg.

Adelheid! rief Frau von Talmar.

Sie befehlen?

Ich glaube, Sie machten sich ja ein Verzeichniß von Personen und Körperschaften, von welchen mir bei verschiedenen Gelegenheiten einfiel, sie mit Legaten in mein Testament zu setzen. Haben Sie das Verzeichniß zur Hand?

Zu dienen, Excellenz, antwortete das Mädchen und holte ein Notizbüchlein aus der Tasche.

Dann lassen Sie hören, sagte die Schloßfrau.

Das Mädchen heftete forſchende Blicke auf die blinde Matrone. Sie überlegte, ob ſie gehorchen oder nicht vielmehr verſuchen ſollte, die Todesgedanken der Gebieterin zu zerſtreuen. Man ſah ihr's an, ihr Herz wünſchte das Letztere. Aber zu ſchüchtern um etwas Ungeheißenes von ſelbſt zu thun, folgte ſie auch jetzt, wie immer, der Gewohnheit zu gehorchen und einen eigenen Willen ſich zu verſagen. Nach einer kurzen Pauſe fing ſie daher emſig zu blättern an. Sie las die verlangten Notizen von verſchiedenen Blättern des verblaßten, mit feiner Perlenſchrift angefüllten Notizbüchleins zuſammen, und las langſam, in Abſätzen, wie es Frau von Dalmar zur Bequemlichkeit ihres Nachdenkens liebte, wie folgt:

Lazarew's armeniſches Inſtitut in Moskau. — Das Kurakin'ſche Krankenhaus ebendaſelbſt.

Das Stadthoſpital zum Herzen Jeſu in Warſchau.

Das Kloſter der barmherzigen Brüder in Gneſen.

Doctor Ismael Capoll, Profeſſor der Botanik in Wilna, oder ſeine Deſcendenten.

Die barmherzigen Schweſtern in Smolensk.

Das Conſervatorio di Pietà in Venedig.

Die Wittwe des Malers Obermann in Sillenburg.

Der Guſtav Adolf-Verein.

Die Dames de sacre coeur in Paris.

Das Mutterhaus der grauen Schweſtern zu Nancy.

Das Blindeninſtitut in Bilbao.

Die Wittwe des Oberſten Ollea de Gentades in Bilbao.

Die Wittwe des Regimentsauditors Doctor Ahlden in Rodewald.

Die Cretinenheilanstalt des Doctor Guggenbühl auf dem Abenberg.

Die Thierschutzvereine in den verschiedenen Städten Deutschlands.

Ein Preis zur Verhütung des Singvogelfangs in der Balangaska.

Ein Denkstein für den Tonkünstler Klebeck.

Die Wittwe des Gymnasialdirectors Rugidäus in Waldsee.

Die Wittwe —

Halten Sie ein, unterbrach Frau von Dalmar die Leserin. Ich finde da manche titres, die mir ein wenig aus der Erinnerung sind. Ich sehe wohl, es ist viel — Stimmung darin, viel Momentanes, was mit der Zeit abgeblaßt ist. In den meisten Fällen sind auch Erkundigungen nöthig über das, was Zeit und Umstände inzwischen geändert haben. Ich will meinem Sachwalter Aufträge geben; erinnern Sie mich Adelheid, wir wollen ihn morgen rufen lassen.

Sehr wohl, Excellenz.

Und nun fahren wir im Goethe fort. Seltsam, daß ich eingeschlafen bin! Wo waren wir doch?

Der deutsche Gil Blas hieß der Aufsatz. Goethe berichtet darin von einem Manuscripte, welches ihm wahrscheinlich —

Ganz recht. Und dabei macht er die Anmerkung, auch die höheren Stände könnten sich für das Büchlein inter-

essiren, besonders wenn sie bedächten, wie sie wohl selbst figuriren möchten, wenn ihre Bedienten dergleichen Bekenntnisse schrieben. War es nicht so?

Fast wörtlich, gnädige Frau.

Ach ja, der Wink ist so beherzigenswerth! Aber hier reißt der Faden. Bald darauf, scheint's, fing ich an, einzudämmern.

Auch im Aufsatz ist hier ein Abschnitt. Der Autor verläßt sein Thema und geht zu einer allgemeinen Reflexion über.

Lassen Sie hören.

Adelheid las, wie folgt:

„Indem wir Verstehendes niederschreiben, werden wir zu allgemeinen frommen Betrachtungen aufgefordert, welche hier, obgleich nicht ganz am Orte, ein Räumchen finden mögen; sie wenden sich gegen das, was man so gern als Fügung einer höheren Intelligenz bei sich gelten läßt.

Nicht Jedermann reist mit Extrapost, von guten Empfehlungen und giltigen Wechseln begleitet, durch die Welt; gar Mancher muß auf seinen eigenen Füßen fortschlendern und sich selbst zu empfehlen suchen, welches am besten geschehen kann, wenn er sich brauchbar oder angenehm zu zeigen weiß. Hier bedient sich nun die Vorsehung gleichgiltiger Personen, die sich in einem behaglichen Zustande befinden, als Werkzeuge, welche, unbewußt, höheren Zwecken zu Diensten stehen.

Das alte wundersame Beispiel ist mir immer im Leben gegenwärtig gewesen, wie ein guter, ehrlicher Landmann

und Hausvater seinen Schnittern das ersehnte Mus zur Erquickung bringen will, von dem Engel aber beim Schopf ergriffen, den Propheten in der Löwengrube speisen muß. Bei einem langen Leben könnte man ähnliche Erfahrungen gar öfters machen."

Sehr wahr! schaltete Frau von Dalmar ein.

Adelheit fuhr fort:

„Eigentlichen Bettlern, gebrechlichen alten Leuten, habe ich niemals gerne gegeben; sie schienen mir einen Zustand beleidigt, und sich darein geschickt zu haben, und mir däuchte Anmaßung, die grenzenlose Noth mildern und mäßigen zu wollen. Einem Thätigen, im Augenblicke Bedürftigen dagegen fortzuhelfen, habe ich es nie an Beisteuer mangeln lassen. Besonders waren mir die Handwerksbursche empfehlen, mit denen ich früher als Fußreisender oft in Verbindung gewandert, und in späterer Zeit immer demjenigen am liebsten gab, welcher am besten gekleidet war."

Adelheit hielt inne.

Was stutzen Sie? fragte Frau von Dalmar.

Adelheit, welche wohl wußte, daß die alte Frau es liebte, wenn sie nicht als todte Maschine, sondern als denkendes Wesen las und mit gelegentlichen Bemerkungen ihre Lectüre freimüthig unterbrach, nahm auch jetzt keinen Anstand, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen. Sie antwortete: Klingt es nicht wie eine Härte, was Goethe von Bettlern und alten gebrechlichen Leuten sagt? Wenn das seine wahre Gesinnung sein soll, so verstehe ich es nicht.

Wer verſteht denn Goethe'n? ſagte Frau von Dalmar gelaſſen, faſt ſtoiſch. Ich kenne nur zwei Menſchen, welche Goethe'n verſteh'n: Frau von Bredenbern und ich. Wenn wir Zwei ſterben, ſo hat Goethe in einer todten Sprache geſchrieben.

Die Vorleſerin nahm kein Arg an dieſem Paradoxen; ſie ſchien von der in ſo manchem Sinne originellen Frau dergleichen gewöhnt.

Frau von Dalmar fuhr fort: Leſen Sie inzwiſchen getroſt weiter. Wahrſcheinlich paraphraſirt er dieſe Geſinnung noch, und am Ende finden wohl auch Sie Ihre Genugthuung. Goethe iſt klar für jeden Klaren.

In dieſem Augenblicke ſchraken die Frauenzimmer zuſammen. Vom Dorfe her erſcholl ein Tumult.

Was iſt das? rief Frau von Dalmar, während Adelheid erſchrocken vom Stuhle fuhr. Gehen Sie auf den Balkon hinüber und ſehen Sie was es gibt. Wo iſt Eberhard?

Aber der Kammerdiener — dies war der Genannte — ſtürzte faſt gleichzeitig mit dieſer Frage in den Pavillon. Was iſt zu thun, Excellenz? Hergarten und ſeine Frau werden ermordet!

Die blinde Matrone ſagte verweiſend: Reden Sie vernünftig. Ermordet! Beunruhigt, wollen Sie ſagen.

Hergartens Frau, die den verwundeten Schneider beſuchte, wird in ſeinem Hauſe faſt belagert, und der Mann, der ihr zu Hilfe kommt, iſt in dieſem Augenblicke vielleicht ſchon in Stücke zerriſſen, ſtotterte der Kammerdiener, von den Worten zur Sache übergehend.

Der verwundete Schneider? Wie und seit wann ist der Schneider verwundet? Ich weiß ja von nichts! Aber gleichviel. Eilen Sie auf den Schauplatz der Unordnung, und führen Sie Hergarten und seine Frau nach dem Schloß. Hier sollen sie wohl geschützt sein. Das Weitere findet sich. Ich bin im Stande und sperre den herrschaftlichen Forst für die Gemeindenutzungen, wenn man meine Anwesenheit nicht besser achtet. Ich will Ruhe haben auf meiner Hufe. Allons, machen Sie fort, Eberhard.

Der Alte stürzte fort, so athemlos wie er gekommen war. Hinter ihm aber scholl der Lärm einer gewaltthätigen und wüthenden Volksmenge immer lauter in die stillen Schloßräume herauf.

Die Schloßfrau rang die Hände. Wahrlich, das klingt wie Mord! Seit ich den Marschall Brune in Avignon massacriren sah, hörte ich solche Töne nicht wieder. Heiliger Gott, wann werden die Civilisirten aufhören, Kannibalen zu sein! Wenn nur Eberhard rechtzeitig eintrifft! Und ihr Gesellschaftsfräulein hieß sie wiederholt auf den Balkon gehen, und nachsehen, was sie bemerke.

Es dauerte nicht lange, so kam Adelheid mit Eberhard wieder zurück, welcher auf halbem Wege umgekehrt war. Letzterer erzählte: Der Justiziär des Gutsgerichtes sei zufällig in der Nähe des Excesses gewesen, und habe schon alles geschlichtet. Er werde die Schützlinge — vor den Augen des Volkes die Gefangenen — nämlich Hergarten und seine Frau, wie es Ihre Excellenz befohlen, sofort in's Schloß abliefern. Und weiter erzählte der aufgeregte Mann

den Hergang, wie folgt: Hergarten hat gestern Abends dem Schneider aufgelauert, und aus einer Kugelbüchse nach ihm geschossen. Er hat ihn gefehlt und in der Bosheit den nächsten Weinpfahl ausgerissen, welchen er mit der Wuth eines Rasenden dem Schneider in den Leib gerannt. Der arme Mann ist in der Gegend des Herzens gefährlich verwundet. Noch mehr. Heut' Morgens habe die Aufwärterin in Hergartens Haus eine Rede zwischen den beiden Gatten belauscht, woraus sie mit Grausen vernehmen, daß das nicht das erste Blut sei, welches Hergarten vergossen. Es ist damit außer Zweifel gesetzt, was man schon längst geahnt, nämlich, daß Hergarten ein Eindringling unter falschen Namen, und nichts anders als ein gewisser Förster Leubold, welcher vor drei Jahren seinen Forstdirector erschossen und dessen Steckbrief-Signalement in allem Wesentlichen auf die Person Hergartens passe. Und nun das Entsetzlichste! Der Bösewicht hat seine Frau überredet, daß sie unter dem Vorwande christlicher Hilfeleistung in das Haus des Schneiders drang und gleichsam, als wisse sie nichts von der Bosheit ihres Mannes, oder verabscheue sie, ihre Samariterdienste anbot. Statt eines Balsams aber habe sie Gift in die Wunde geträufelt und das ruchlose Werk ihres Mannes vollenden geholfen. Eine zufällige Entdeckung durch —

Ich danke Ihnen, Eberhard, sagte Frau von Dalmar gelassen. Wenn Hergarten ankommt, schicken Sie ihn zu mir herauf. Und während der gute Alte noch zweifelhaft dastand, fuhr sie zu der Gesellschafterin fort: Inzwischen,

Adelheid, nehmen Sie sich der Frau an. Das arme Wesen wird furchtbar erschüttert sein. Und lassen Sie ihr nichts merken, ich binde es Ihnen auf die Seele, daß ihr der Pöbel Giftmischerei nachsagt. Die edle Frau schien in der Wallung des Augenblicks zu vergessen, daß dieser Pöbel sein Feldgeschrei vom Gift wahrscheinlich so laut und öffentlich erhob, daß es auch zu den Ohren Derer, die sie davor schützen wollte, gekommen sein mußte.

Eberhard entfernte sich voll Bedenken über die Anordnung seiner Gebieterin, und noch mehr erschrak Adelheid, daß ein so gefährlicher Mann wie Hergarten, eine Zusammenkunft mit der blinden Schloßfrau haben sollte. Beide aber wagten keine Einwendungen.

Im nächsten Augenblick hörte man die Annäherung der Erwarteten. Ein Volkshaufe schien sie bis dicht an die Pforten des Schlosses begleitet zu haben, denn Lärm, Tumult, Verwünschungen, Droh- und Scheltworte drangen jetzt deutlich zum Marmorpavillon herauf und dieser lag doch auf der Rückseite des Schlosses, nach dem Garten hinaus.

Adelheid ging, wie ihr geheißen war, die Frau zu empfangen, stand aber zweifelnd und zaudernd unter der Thür und hätte gar zu gern Frau von Dalmar gewarnt, den Mann zu empfangen. Ehe sie den Muth dazu noch gewonnen, trat der Justiziär ein. Adelheid ging.

Die Schloßfrau, welche die Ihrigen längst an den Schritten erkannte, redete den Gerichtshalter an: Feiert man je den Sonntag in Wallendorf? Was ist geschehen,

Herr Hampel? Berichten Sie mir; man hat mir nichtswürdige Märchen erzählt.

Darf ich so frei sein, zu fragen, welche? antwortete der Gerichtsmann, dem es zur zweiten Natur geworden, unter allen Umständen zu inquiriren, und Andern das Aussagen, sich selbst aber das Hören zuzutheilen.

Sträflichen Unsinn! sagte die Schloßfrau. Hergarten soll auf den Schneider geschossen haben und dann hätte er ihn mit einem Rebenpfahl attakirt. Hören Sie einmal! Nach einem Fehlschusse kehrt man die Flinte nicht um und bedient sich zum Zuschlagen des Kolbens; nein, man reißt lieber einen Rebenpfahl aus der Erde! Hierauf hätte seine Frau dem Schneider einen heuchlerischen Krankenbesuch gemacht und die Wunde desselben vergiften wollen. Ich weiß nicht, wer dieses Gift chemisch analysirt hat; mich ekelt es, den Unsinn nachzusprechen. Und endlich soll dieser Hergarten überhaupt nicht Hergarten heißen, sondern ein gewisser Förster Leubold sein, welcher seinen Vorgesetzten erschossen hat. Auch sei heute Morgen zwischen ihm und seiner Frau von vergessenem Blute die Rede gewesen, was die Hausdienerin an der Wand erhorcht haben will. Was sagen Sie zu all den Böswilligkeiten?

Herr Hampel, welcher auf der Seite von Hergartens Widersachern stand, antwortete, im schärfsten Gegensatze zu dem wegwerfenden Tone der Schloßfrau, ernst und gewichtig: Es ist in diesen Angaben, wie in Allem, was durch den Mund der Leute geht, Wahres, Wahrscheinliches und Falsches gemischt. Falsch ist, daß Hergarten mit einer

Schußwaffe und einem Rebenpfahl ein Attentat auf den Schneider Schätzel gemacht hat. Der Schneider ist durch einen Fall in Hergartens Weinberg verunglückt, was er selbst bezeugt und was die Leute, die ihn gestern Abends nach Hause gebracht haben, aussagen. Ein Böswilliger mag jene Version in Cours gesetzt haben, und sie fand Glauben, denn leider hat es dieser Hergarten seit je verstanden, sich Feinde zu machen. Falsch ist natürlich auch die Fabel von dem Gifte, was kaum eines Wortes bedarf; sie verräth sich von selbst als eine Ausgeburt der erhitzten Einbildungskraft des Volkes. Dagegen kann durchaus nicht in Abrede sein, daß, eben diese Einbildungskraft zu erhitzen, Motive genug vorliegen, unheimliche Motive, welche auf Jedermann wirken müßten, nicht blos auf die Phantasie eines Dorfpöbels. Die Herkunft dieses Hergarten ist wirklich dunkel. In seinem Privatleben verrathen mehrere nicht unbekannt gebliebene Züge, daß er wünscht, sich mit Geheimniß zu umgeben. Seine Personalia anlangend, so hat er eine Bildung, welche über Dorf und Dorfleben entschieden hinausgeht; sein Charakter ist kühn und gewaltsam, sein Kopf hell und hart, sein Gemüth tief und düster. Wenn der Förster Leubold von Bärenthal im überfliegenden Ehrgeiz seinen Forstdirector erschossen, weil er seine Beförderung zum Oberförster gleichgiltig oder ungünstig behandelt, so kann es den Leuten nicht gewehrt werden, welche diesen Hergarten auf etwas Aehnliches ansehen. In der That „sieht es ihm gleich“ wie man sich ausdrückt. Seine Papiere könnten gefälscht sein. Sogar das entschei-

dendſte alienum zwiſchen Beiden: nämlich daß der Förſter ledig war und daß Hergarten Weib und Kind hat, könnte auf eine Fälſchung hinauslaufen.

Wie ſo? fragte die Schloßfrau verwundert.

Höchſt einfach, Excellenz. Wenn es dem ledigen Förſter Leubold beliebte, als Privatier Hergarten ſich ein Incognito zu machen, wäre es nicht ein trefflich erſonnenes falsum, wenn Hergarten irgend eine Wittwe mit zwei Kindern zu ſich nähme, blos um Leubolden, welcher nicht Familienvater iſt, recht unähnlich zu werden?

Das ſind ja raffinirte Unterſtellungen.

Sind ſie unmöglich, Excellenz?

O Welt, Welt! ſeufzte die Schloßfrau, aber die Blinde konnte nicht ſehen, wie triumphirend ſelbſtzufrieden der Juſtiziär ſie anſah.

Dieſer fuhr fort: Die Auslauferin Bärbel endlich beſteht auf ihrer Ausſage und will ſie vor Gericht beſchwören, daß die Frau Hergarten heute Früh zu ihrem Manne geſagt hat: Nein, nein, Eugen, wir werden nimmermehr ein Aſyl finden. So hat auch dieſer Boden ſchon Blut getrunken! Das Wort Aſyl iſt bedeutungsvoll im Munde einer ungebildeten Perſon. Das kann ſich die Bärbel nicht erfunden haben, ſie verſteht es nicht einmal. Die Frau ſagte dieſe Worte, als zuerſt die Nachricht in ihr Haus drang, daß der Schneider Schätzel im Weinberge ihres Mannes einen tödtlichen Fall gethan. Sie war nicht zu halten, dem Verunglückten beizuſpringen, und bei dieſer Gelegenheit entſtand das Geſpräch, in welchem jene Worte

gefallen. Die Dummheit, daß die Frau ſich mit Gift an das Krankenbett des Schneiders gedrängt, widerlegt ſich durch eben dieſes Zeugniß; — aber der Mann! Gegen den macht uns Bärbels Ausſage eine Criminal-Unterſuchung faſt zur Pflicht.

So ſprach der Juſtiziär. Seine Worte machten Eindruck auf Frau von Talmar. Schon bereute ſie, daß ſie in plötzlicher Reminiscenz an das romantiſche Grauſen von Avignon den Verfolgten von Ballenderf ihr Schloß geöffnet. Sie überlegte bereits, wie ſie auf eine anſtändige Art ihren Schutz d. h. ihre Einmiſchung widerrufen und der angedeuteten Criminal-Unterſuchung ihren freien Lauf laſſen könne. Es war ein kritiſcher Augenblick in Hergartens Schickſal. Sein Glück oder Unglück ſchwebte an einem Haar.

Da kam Adelheid zurück. Sie berichtete, die Gefangenen wären geborgen, und auch das Volk finge an, bis auf einzelne Haufen ſich zu verlaufen. Aber ihren Auftrag, Hergartens Frau zu beruhigen, könne ſie ſchlechterdings nicht erfüllen. Die Frau bitte auf's Inſtändigſte, Frau von Talmar möge ihrem Manne ein Geſpräch unter vier Augen bewilligen. Dann könne Alles noch gut werden. Ihr Mann ſei unſchuldig und doch könne er ſich neuen Verfolgungen ausſetzen und in's Unglück geſtürzt werden, wenn er vor die Oeffentlichkeit gedrängt werde. Er bleibe gewiß keine Verantwortung ſchuldig, aber das einzige Mittel ſei, Frau von Talmar möge ihn unter vier Augen verhören. Und wörtlich habe ſie Folgendes geäußert: An einem Orte,

wo die Männer alte Weiber ſind, wird wohl eine alte Soldatenfrau Mann zu ſein wiſſen.

Das war ein glückliches Wort. Es ſchlug im Herzen Schloßfrau die richtige Saite an. Sofort bewilligte ſie die Audienz. Adelheid ging. Aber in dieſem letzten Augenblick endlich nahm ſie ſich den Muth, ihre Gebieterin zu warnen. Das Frauchen dauert mich wirklich; ſie ſcheint die Liebe und Güte ſelbſt zu ſein. Aber Hergarten iſt ein verzweifelter Mann. Er ſchlug um ſich wie ein Löwe und drohte, ganz Ballenderf in Brand zu ſtecken, wenn man ſeinem Weibe ein Haar krümme. Es iſt wirklich viel verlangt, ein Geſpräch unter vier Augen! Vielleicht behalten Excellenz doch Jemand bei ſich.

Freilich, freilich, brach der Juſtiziär los, dem dieſe ganze Botſchaft unangenehm war. Ich bleibe da, ich, ſorgen Sie nicht, Fräulein Adelheid. Ein Geſpräch unter vier Augen will er ja ſelbſt. Da muß wohl wer Anderer noch da bleiben. Wie kämen ſonſt die vier Augen heraus?

Gehen Sie, Hampel! rief die blinde Gutsfrau, und rief es in einem Tone, daß der rohe Mann erſchrak, wie ungeſchickt ſein plumper Witz es verdorben. Beſtürzt entfernte er ſich, und Adelheid, welche ihre furchtſame Warnung nicht zu wiederholen wagte, ſchlich hinter ihm her.

Im nächſten Augenblicke ſtand Hergarten allein vor der blinden Frau.

III.

Frau von Dalmar machte der „Soldatenfrau“ Ehre. Nicht streng, aber resolut redete sie den Eintretenden an: Sie haben Geheimnisse, Herr. Sie sind vom Parterre in meine Loge gestiegen, um hier das Gesicht zu zeigen, welches Sie dem Pöbel nicht zeigen gewollt. Wohlan, reden Sie! Sind Sie der Förster Leubold?

Nein.

Hat die Person recht gehört, welche heut Morgen Ihre Gattin belauscht haben will, als hätten Sie früher schon Blut vergossen?

Ja.

Ja? Unglücklicher! Und Sie wagen es —

Unglücklich, das bin ich. Ich bin es immer — im Duell.

Ah, ein Duell! Also wer sind Sie? Winzer duelliren sich nicht. Heißen Sie Hergarten? Sind Ihre Papiere in Ordnung?

Sie sind gefälscht, vom Anfang bis zum Ende.

Zu welchem Zwecke?

Zu welchem Zwecke läßt sich der Jude taufen? Weil er aufhören will, verfolgt zu sein. Und wenn ein Hirsch, welcher par force zu Tode gehetzt wird, im letzten Augenblicke röchelnd sich umwendete, und den Hunden zuriefe: ich heiße nicht Hirsch, sondern Kalb; wenn er das könnte, und mit dem einzigen Worte der langen grausamen Mordjagd ein Ende machte, würde er's nicht thun?

Wer verfolgt Sie?

Wer verfolgt mich! Iſt es ein Menſch, der ſo fragt? Auf welchem Planeten lebten Sie, daß Sie fragen, wer mich verfolgt? Mich verfolgt der Neid, der Eigennutz, die Dummheit, die Gemeinheit, die Bosheit; mich verfolgt jene allgemeine Verſchwörung der Habenden gegen den Wünſchenden, derjenigen, welche den Beſitz, die Aemter, den Ruhm mit Liſt oder Gewalt an ſich gebracht, und die nichts davon abgeben, ſo lange ſie noch kratzen und beißen, morden und lügen, zu Tode ſchweigen und zu Tode verleumden können. Als ich in die Welt trat, fand ich ſie Alle gegen den neuen Ankömmling gerüſtet, wie gegen einen gemeinſamen Feind. Wie eine aufgerollte Schlachtlinie ſtanden ſie da und hielten mir in undurchdringlichen Gliedern ihre Speere entgegen. Ich fand allgemein angenommen, daß nie mehr ein Menſch auftauchen könne, welcher nicht überflüſſiger ſei, als alle verbergegangenen; daß es etwas Verbrauchtes und Werthloſes ſei, in die Fußtapfen der Alten zu treten, und etwas Gefährliches und Abgeſchmacktes, auf neuen Fährten zu wandeln. Sie riefen mir zu —

Mein Gott, rief Frau von Dalmar, dieſe Worte muß ich ſchon gehört haben. Ich las ein Buch, im Sinne und faſt auch im Ausdrucke ähnlich. Sie ſprechen ja ganz die Sprache des Jupiter Tonans.

Ich ſchrieb den Jupiter Tonans, antwortete Hergarten.

Sie ſchrieben ihn? Ah, das kürzt Ihnen die Hälfte Ihres Weges ab. Dann kenne ich Sie durch und durch.

Und wie gefiel Ihnen das Buch, Madame? Ich kann nicht Gleichgiltigkeit affectiren.

Bloß den Titel finde ich unpassend. Das Buch ist kein Jupiter Tonans, sondern ein Thersites.

Madame!

Es ist der abscheulichste Preßfrevel, den ich kenne. Es ist ein Pfuhl von Verleumdungen; ein wahrer Waschzuber voll Schmutz und Lauge. Ich möchte lieber einem ganzen Zeltlazareth waschen — und unter Umständen ist mir's nicht fremd geblieben — als eine einzige Seite von diesem Buche geschrieben haben. Mann, wie konnten Sie sich erniedrigen, dieses häßliche Gezänk anzustimmen?

Männerarbeit will nicht beim Filetstricken beurtheilt sein, antwortete Hergarten stolz. Ich frage nur, ist meine Satire wahr oder falsch?

Ja doch, sie ist wahr; meinethalben! Die Großen blähen sich und die Kleinen schmeicheln und kriechen. Das Glück der Großen gilt für Tugend und der Sclavensinn der Kleinen für Bescheidenheit. Zugestanden! Aber sagen Sie mir das Eine: Wäre Ihr Platz selbst unter den Großen, fänden Sie diesen Weltlauf wirklich so unerträglich und haßenswerth?

Hergarten schwieg.

Ich sehe, Sie stutzen, wenn ich auch blind bin, fuhr die Schleyfrau fort. Da haben Sie die sogenannte Wahrheit Ihrer Satire! Nun ja, sie ist wahr, aber was soll's? Man sagt sich fortwährend: Solche Wahrheiten würde ein Mann nicht denken und empfinden, — der gut gefrühstückt hat.

Madame, das geht zu weit!

Im Style des Jupiter Tonans. Sie dürfen was zu weit gehend finden! Ja, mein Herr, soll ich Ihnen sagen, was bei der ganzen Lectüre mein Gedanke war? Mir summte fortwährend das Wort Rousseau's im Ohre: Il est très difficile de penser noblement quand on ne pense que pour vivre.

Hergarten sagte mit einem cynischen Trotze: Genug davon! Aus Allem was Sie sagen, sehe ich das Eine: ich bin befriedigt. Das Buch sollte wie der horazische Tod erblassen machen in den Hütten der Kleinen und in den Schlössern der Großen. Es hat's gethan. Es hat so wehe gethan wie ich wollte.

Mein Schloß bitte ich anzunehmen, antwortete Frau von Dalmar mit einer hohen Gelassenheit. An Ihrer ganzen Satyre that mir nichts weh als höchstens der Satyriker. Nicht Ihre zahllosen Gehässigkeiten haben mich getroffen, sondern die spartanischen, aber rührenden Züge Ihrer Noblesse. Denn daß ich mich verbessere, ich habe den Rousseau nicht ganz richtig auf Sie angewendet. Es wurde Ihnen nicht schwer edel, sondern unedel zu denken. Es gelang Ihnen leider, denn Sie haben Genie, und Ihr Buch wurde ein Thersites. Aber zwischen den Zeilen liest man doch einen Jupiter. Er ist unwillkürlich da, und gleichsam als stumme Person, während Thersites sich laut macht. Aber er ist da! Und seine schöne unsichtbare Gegenwart hat mich immer von Neuem angezogen, so oft ich das häßliche Buch in den Kamin werfen wollte. Ich ver-

abſchente den Autor, aber er war mir intereſſant. Alſo ſind Sie es? Setzen Sie ſich, mein Herr. Und noch einmal: Wie konnten Sie dieſe garſtige Brandſchrift ſchreiben? Erzählen Sie mir was davon.

Hergarten ſetzte ſich und ſprach: Ich danke es dieſer garſtigen Brandſchrift gar ſehr, daß ſie mir, wie Sie richtig bemerkt haben, den Weg abkürzt. Das thut ſie wirklich. Sie kennen bereits meine ganze innere Landſchaft. Wir erwarten die einzelnen mühſeligen Schritte, wir ſtehen im Jupiter Tonans wie auf einer Anſicht und überblicken das Ganze. Sie kennen meine Perſönlichkeit, d. h. die größere Hälfte meines Schickſals. Das Uebrige thut eine kurze Skizze; es ſind die trockenen Thatſachen. Alſo hören Sie.

Meine Knabenjahre verſummelte ich im Weinberge meines Vaters. Ich half gerne bei der Arbeit, und ich arbeitete ſcharf, denn ich war ſtark über meine Jahre. Kam die Zeit der Traubenreife, ſo ſchoß ich mit Leidenſchaft nach den Sperlingen, womit ich auf der Piſtole ein fehlloſer Meiſter wurde. Mein Piſtolet war zuletzt kein Werkzeug mehr, ſondern ich ſelbſt: mein Auge, meine Hand, ein unmittelbarer Sinn. Verhängnisvolle Fertigkeit! Ich ſchwänzte manch ſchöne Schulſtunde um ihretwillen und verfiel in gradweis geſteigerte Strafen. Ich errang ſie mit dem Heroismus eines Spartaners — ein Ideal, welchem ich früh nachſtrebte. Endlich rächte ich mich für ein beſonders kränkendes Strafdictat durch eine beißende Karrikatur auf den Rector. Das Blatt wurde eine kleine Unſterblichkeit

in den Schulannalen, und der Vater eines Mitschülers, welcher selbst Maler war, that den Ausspruch: der Junge könnte Deutschlands Hogarth werden!

Bis dahin hatte ich noch keine Berufswahl getroffen. Ich wußte nur, daß ich vor Ehrgeiz brannte und daß ich den Anspruch machte, der Erste zu sein, gleichviel worin. Also im Zeichnen!

Die Akademie gefiel mir sehr wohl. Flotte Jünglinge und Professoren, welche mithielten. Ein paar Lehrjahre verflogen im üppigsten Jugendbraus. Wir warfen Schatten wie Riesen, angeleuchtet von unserer Zukunftssonne.

Der Ekel fing an, als der Genius auf den Markt hinaus mußte. Das Publikum war sentimental oder frech, der Gönner albern und anspruchsvoll, höher hinauf dichtester Rücksichten-Blödsinn! Die Jünglinge wurden Rechenmeister und malten wie die Polizei oder die Börse es liebten. Keine neidlose Kollegialität, keine unparteiische Kritik, kein verständiger und großmüthiger Käufer, kurz, kein Lohn, keine Ehre, keine Freude, außer auf Schleichwegen. Ich aber rannte grad wie ein Feuerrad aus und verhöhnte die Krummschleicher in Karrikaturen. Da hatte ich Feinde wie Sand am Meere.

Der Ekel wurde ekelhafter. Da war ein Tapezierlehrling, welcher sich bei einem der Professoren um's Aquarellmalen umgethan, ferner eine Prinzessin Alwina, welche in der Muße einer hoffnungslosen Jungfräulichkeit allerlei Künste tentirte. Sie flocht Stroh, bosselte in Wachs, nähte Tanzschuhe und wollte zuletzt in Wasserfarben malen.

Professoren, welchen sie ihre Lectionen antrug, lehnten die Eintagsspielerei unter allerlei Ausflüchten ab, und Einer von ihnen, ein Eulenspiegel, hatte den Humor, ihr den Tapeziergehrling zu empfehlen. Es war starker Tabak, diese Satire. Aber noch stärker war unser Erstaunen, daß die Empfehlung für Ernst genommen und der Tapeziergehrling Professor der Prinzessin Alwina wurde. Wir lachten und machten Witze, daß der Himmel wackelte. Inzwischen — es war ein hübscher Junge, und die Prinzessin hielt es beim Watermalen länger aus, als bei ihren anderen Liebhabereien. Ja noch mehr. Während der Ferien starb der Galerie-Director, und weil die ganze Akademie auf Ausflügen war, hieß es, der Tapezierer die Geschäfte interimistisch übertragen. Nun haben wir einen Souverain, dessen ganzes Leben ein Interim ist. Von seiner Unsatisfaction erzählt man sich, wenn ihm Morgens beim Ankleiden der Kammerdiener eine Reihe Westen zur Auswahl vorlege, so sei er Mittags noch unentschieden, weil er noch nicht den Entschluß einer Auswahl gefaßt habe. Die Galerie-Direction blieb daher fortwährend unbesetzt und der Tapezierer immer in seinem Interimsamt. Endlich erschnappte er eines Tages seine definitive Bestätigung. Die Akademie war außer sich. Ich beantragte einen fulminanten Protest, nöthigenfalls einen auszutretenden Akt in corpore. Da geschah, was noch unglaublicher war. Die Herren begnügten sich mit ihrer schriftlichen Entrüstung, weilten aber den Protest nicht unterschreiben. Kümmert von Rang und Ruf nahmen den Tapeziergehrling als ihren Galerie-Director willig hin. Ja,

einige machten sogar hinter dem Rücken der Andern ihren Frieden mit ihm und bald hatte der Tapezierer eine Partei. Da ekelte mich das Ränketreiben, ich ging hin und warf meine Palette in den Schloßgraben, wo er am schmutzigsten war.

Ich warf mich in's praktische Leben. Den dringendsten Grund dazu fand ich in unserem eigenen Hause. Ein alter Familienprozeß, welcher an unserm Glücke wie der Schwamm im Bauholze fraß, hatte schon längst meine Ungeduld aufgeregt. Die Gestalt des Advokaten stand unter uns wie eine sichtbare Verfehmung. Aber ich empörte mich gegen den Gott mit der rothen Nase und der blauen Brille und fragte mich oft: Warum kann nicht Jeder das was der kann? Warum liegt unser Wohl und Wehe in dieser fremden, liebelosen Hand? Welche Zauberkünste treibt der Mann? Wo hat er sie gelernt, und könnte man sie nicht auch lernen? Alte Knabengedanken waren das, und doch lag eine Begier der Selbsthilfe, ein Trieb der Unmittelbarkeit darin, die ich mit den Kinderschuhen keineswegs vertreten hatte. Um kurz zu sein, ich studirte jetzt noch die Rechte. Als ich mein Malen aufgab und zufällig eine verdrießliche Wendung unseres Processes mit dieser Krisis zusammentraf, war ich schnell entschlossen und warf mich auf's Jus.

Lassen Sie mich, gnädige Frau, über Freud und Leid der nächsten Jahre mit Stillschweigen hingehen. Die Freude war: ich gewann den Proceß. Ein Mensch, welcher vor die Assisen gestellt war, und dessen Zeugenaussage auf eine abenteuerliche Weise in unsern Proceß eingriff, wurde von

mir im rechten Augenblicke auf's Korn genommen. Trübe Händel spielten. Ein Dickicht von Intriguen schützte den Angeklagten. Ich war ein Neuling und hatte nichts als mich selbst. Aber ich arbeitete. Das ist ein großes Wort! Die wenigsten Menschen wissen was das heißt. Es heißt sich gänzlich in That umsetzen. Es heißt durch eine unablässige Willenserhebung auf ein unveränderliches Ziel sich selbst zu einem Capital mit Zins und Zinseszins machen. Wie ein Lavastrom ging ich mit einer intensiven verzehrenden Leidenschaft meinen Weg und schickte in der Richtung dieser Leidenschaft überall die ruhigste Kälte des Kopfes voraus. Wer so arbeitet, dessen Resultate sind Wunder. Jene Kraft hat gewirkt, welche man sonst Fanatismus nannte, und Gott verhüte, daß sie je ausstirbt! Ich recherchirte. Ich machte mich zum Meister des labyrinthischen Handels, besetzte alle Ein- und Ausgänge mit meinen Posten. Ich war schon Herr der Situation, als meine Gegner mich noch immer auszulachen und über den Dilettanten die Achseln zu zucken. So ging ich in die Schlußverhandlung. Hier entfaltete ich meine ganze Grausamkeit. Den Defensor der Gegenpartei zermalmte ich mit Keulenschlägen der Logik, über die Geschworenen goß ich ein Nordlicht von Klarheit und Einsicht aus, über den Angeklagten aber fielen meine Kreuzfragen her wie eine Armee von Krebsen, und Seespinnen und zwickten ihm unbarmherzig das letzte Körnlein seiner Geheimnisse aus der Seele.

Der Erfolg war ein vollständiger. In einem Rausche von Glück flog ich nach Hause, um meinem alten Vater

die Lorbeeren, die ich vor der Barre errungen, zu Füßen zu legen.

Ein Bube von der Gegenpartei war mir zuvorgekommen. Er hatte dem armen Manne aus Bosheit die falsche Botschaft gebracht, der Proceß sei verloren, mein Debüt gänzlich mißlungen — und als ich nach Hause kam, fand ich den Unglücklichen vom Schlage gerührt, er lallte nur noch, kannte mich nicht mehr, und war bald darauf eine Leiche.

Wie ein brüllender Löwe ging ich meiner Aufgabe nach, den gemordeten Mann zu rächen, den Buben, der das gethan, niederzuschießen. Summen auf Summen gab ich aus, um seine Spur zu entdecken. Endlich hatte ich sie. Wir fuhren über die Grenze, schossen uns, und der Feind blieb todt auf dem Platze.

Ein ungeheurer Schmerz war die Frucht dieser That. Es enthüllte sich bald, daß ich nicht den rechten getroffen hatte. Blos der Schein war wider ihn gewesen, ein starker Schein, und geblendet von diesem, hatte ich mit brüsken Worten ihn angefallen. Der Andere, zu stolz, um dem Kampf, den ich provocirt, aus dem Wege zu gehen, nahm ihn an, indem er sich vorbehielt, erst nach dem Kampfe sich zu rechtfertigen. Er hielt es für seine Ehre, sich erst zu schlagen und dann zu sprechen. Aber zum Sprechen kam es nicht mehr. Meine Kugel kannte kein Fehlen. Ich vergoß sein unschuldiges Blut, und mein Vater blieb ohne Rache.

Ich betäubte meinen Schmerz in einem rasenden Arbeitseifer. Mein Proceß hatte Aufsehen gemacht. Ich stand

im Lichte des Tages. Die Geschäfte strömten mir zu wie eine Fluth über Nacht und Alles übernahm ich. Ich machte die höchsten Ansprüche an mich. Ich hatte meine Kraft kennen gelernt und steckte meinem Ehrgeize die höchsten Zielpunkte.

Demungeachtet kam ich nicht vorwärts. Es war keine Carrière, daß mich die verzweifeltsten Spitzbuben des Landes mit ihren Processen hetzten; die reiche und vornehme Clientel blieb aus. Das macht, ich war arm. An unserm Familienvermögen war nichts gewonnen als das Recht und die bürgerliche Ehre, im Uebrigen hatte sein Aufwand seinen Gewinn verschlungen. So stand ich mit dem gepriesensten Talente eigentlich als ein Proletarier in der Gesellschaft und wurde als solcher behandelt. Die Administrationen, Agenturen und Premia's, welche Reichthümer abwarfen und Stellungen gaben, fielen denjenigen zu, welche beides schon hatten und eben dadurch eine Bürgschaft gewährten, welche mir fehlte.

Aber man sage nicht, daß die Welt das Talent fallen läßt. Das thut sie in den seltensten Fällen. Es gibt gewöhnlich ein Stadium, wo sie eifrig sein Glück zu machen sucht. Natürlich ein Glück wie sie es versteht. Z. B. dem Wallfisch weist sie eine gesunde Grasweide an, für den Löwen hat sie die fettesten Kälber und der Adler könnte auf dem Schlosteiche im Schwanenhäuschen wohnen. Diese guten und wohlmeinenden Absichten sind der dankbarsten Anerkennung werth. Wer sie nicht anerkennt, — nun das ist freilich ein Ungeheuer! Das ist ein schlechter und ver-

derbener Charakter. Den stoßt aus, der verdient sein Unglück! Hetzt ihn! hetzt ihn! Drauf! Dran!

Ich brauche kaum zu bemerken, daß von einer „brillanten Partie“ die Rede war. Aber die linken und rechten Schächer, so gute Juwelenkenner sie sind, haben mitunter merkwürdige Begriffe von Brillanten. Es ist wahr, die Partie hatte viel Geld und ihre Familie war einflußreich. Wer sie nahm, war ein gemachter Mann. Das Wort ist bezeichnend: gemachter Mann; wer nämlich ein geborener Mann ist, der braucht sich nicht erst zu einem gemachten machen lassen. Gleichviel. Und wäre der Brillant auch jetzt nicht ein Rheinkiesel gewesen, — ich liebte längst. Ich liebte ein Mädchen, das mir in einer Minute lieber war, als jene brillante Partie in all' ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sie hatte Armuth und Dunkelheit mit mir getheilt, kein Vorzug konnte mir den Genuß erkaufen, sie mit eigener Kraft zu Glanz und Ansehen zu erheben.

Aber man verachte ein Weib! Oder noch hundert Männer. Ihre Niedertracht hat oft einen Zug von gemüthlichem Cynismus. Ich bin ein Lump und Du bist ein Narr — nun gut; kennen wir uns und rechnen wir mit einander! Dagegen ein Weib! Ein beleidigtes Weib, zu einer durch Talent und Charakter jeden beleidigten Männerwelt hinzuaddirt, — das gibt die richtige Gährung!

Der Krieg war erklärt. Ein Mann, der eine Glücksheirat ausschlägt ist ein Feind des menschlichen Geschlechtes! Er negirt ja den ganzen sittlichen Boden der Gesellschaft! Wer lebt nicht auf diesem Boden, und wer möchte nicht

d'rauf stehen? Sein Talent hätten wir ertragen, denn wir bilden uns ein, selber Genie's zu sein; seinen Stolz pariren wir mit unserm Geldstolz, unserm Ahnenstolz, unserm Aemter- und Titelstolz; sein Freiheitsgeist will essen und trinken wie andere arme Sünder, denn das Bedürfniß bändigt auch ihn; sein maßloses Aufstreben findet wohl die Punkte, wo die Welt mit Brettern vernagelt ist — nöthigenfalls nageln wir ein paar neue hinzu. Jetzt aber werft ihn über Bord! Er kränkt nicht mehr Einzelne, er kränkt die Gesammtheit, er hebt das Schiff an, in welchem wir Alle segeln, er beschimpft uns in unsern Weibern, unsern Kindern; er durchbricht die übereingekommenste aller Fabeln, das Heiligthum unserer Ehen; er verschmäht eine Glücksheirat!

Frau von Tilmar seufzte: Da sprechen Sie wieder im Style des Jupiter Tonans! Nun ja doch, ja; aber ich bin ein schwaches Weib und will meinen Frieden. Bitten, wenn ich bitten darf!

Verzeihen Sie! Sie haben Recht. Auch waren es diese Verse nicht, welche mich unglücklich machten. Kennt' ich sie doch kaum mehr! Aber die sentimentale Bestie, die mir traurig in den Nacken fiel, die traf mich besser.

Diese Bestie schlich sich an meine Geliebte und ihre Familie. Sie hat gut gewinselt, die Schlange, denn siehe da! eines Tags war das ganze Haus auf und davon. Meine Geliebte schrieb mir, sie verzichte auf mich. Sie sehe ein, sie sei mein Unglück. Ich sei gemacht, in die höheren Regionen emporzusteigen, und sie sei der Mühlstein

an meinem Halse. Sie habe lange und schmerzlich mit ihrem Egoismus gerungen, denn kein Glück gibt es für sie außer mir. Aber es sei! Ich werde noch stehen und dauern und meine weiten Wirkungsräume ausfüllen, wenn sie schon längst den engen Raum des Grabes bewohnen wird. Sie opfere mir — u. s. w. Wie so ein kleines Ding eben spricht, wenn es denn auch seine Greuelthaten thun will! Und um jeden Rückfall sich abzuschneiden, habe sie stehenden Fußes geheiratet, einen Mann, der bisher ein verschmähter Zuschauer gewesen und neben mir gar nicht in Betracht gekommen. Aber ihre Eltern riethen dazu, und es sei ihr jetzt gleich, welche Hand sie zur Schlachtbank führe.

Wenn die Menagerie eines Löwenbändigers durchbräche und Hyänen und Tiger auf Marktplätzen und Promenaden durch die Schaaren der Fußgänger rasten, so gäbe es mitten in einem ruhigen Stadtbann noch nicht den Aufruhr, wie sich jetzt mein Zorn an der Menschenwelt auslieh. Denk' ich an den Schmerz jener Tage, so thun mir die heftigsten Stellen im Jupiter Tonans noch kein Genüge. Nur Eins labt mich: ich habe Existenzen vernichtet! Noch spinnen einige Schurken im Zuchthause, die es mir gelang, aus der Menge herauszugreifen. Ich habe bestochen, ich habe Spione bezahlt, ich habe Kammerdiener und Zofen erkauft, um der Residenz Beweise vorzulegen „wie man Präsident wird!"

Doch auch Gutes habe ich gethan. Viel Gutes. Meine Thätigkeit nahm eine bestimmtere Richtung, und

mein Ehrgeiz wirkte nicht mehr auf sie. War doch der beide Sporn dieses Ehrgeizes verschwunden! Nicht mehr Alles übernahm ich, sondern nur das Gewählteste. Ich wählte die Proteste der Armen, der Unterdrückten, der wehrlos Leidenden gegen das stolze und mächtige Unrecht. Die Zahl meiner Feinde wuchs endlos dabei, aber ich zählte sie längst nicht mehr. Immer mehr sah ich ein, mein eigentliches Element sei der Kampf, und Feinde waren mir so nothwendig wie die Luft.

Vier Jahre vergingen so. Ich war gehaßt und haßte wieder, ich war verletzt und verfolgte noch viel mehr, ich war gefürchtet und freute mich dessen. Glücklich war ich keinen Augenblick, aber ich nützte. Dieses Gefühl sättigte mich, während meine zarteren Bedürfnisse hungerten. Ich schlief ein — nicht im Arme der Liebe, aber ich legte mich oft nieder mit dem Segen eines armen alten Mütterchens, das nicht lesen und schreiben konnte, und dem ich ein Recht verschafft gegen Equipagen und Ordenssterne.

Da erfuhr ich Folgendes:

Eines Tages, als ich durch die Edelleutegasse ging, sah ich ein kleines Mädchen von seltener Schönheit. Ich liebe schöne Kinder. Ich gesellte mich zu dem Engelchen, knüpfte eine Unterhaltung an, und so gelangten wir zur Gartenbank, wo ihre Mutter saß, welche ihr spielendes Kind frei um sich her tummeln ließ. Ich setzte die Unterhaltung mit der Mutter fort. Es fiel mir auf, daß die distinguirte Schönheit des Kindes eigentlich die der Mutter war, aber schmerzlich war es zu sehen, wie eigenthümlich verblaßt

und gebrochen ſie auf dem noch jugendlichen Antlitz der letzteren anſah. Mein Geſpräch mit ihr fing an theilnehmend zu werden.

Auf einmal verfärbte ſie ſich. Ihr Auge blickte unruhig, ſie zitterte, und ihre Mundwinkel zuckten, als ob ſie Zorn oder Thränen verbiſſe. Ich folgte der Richtung ihres Auges, konnte aber nichts bemerken, als einen Bourgeois, welcher durch die Schloßallee gleichgiltig an uns vorübergegangen. Die Mutter ſtand auf, nahm ihr Kind an die Hand, drückte mit der andern ihr Taſchentuch vor's Geſicht, und wollte mit einer ſtummen Neigung gegen mich ſich haſtig entfernen.

Ich ſtutzte. Ich war in meinem Berufe gewohnt, mich nothleidender Herzen zu bemächtigen, hatte mir für Zuſtände aller Art auch einen raſchen Blick eigen gemacht. So hatte ich bemerkt, als ſie, um dem Mädchen ein Schuhband zu binden, einen Augenblick die Handſchuhe abgezogen, daß ihr an einem gewiſſen Finger ein gewiſſer Ring fehle. Dieſen Umſtand brachte ich in Verbindung mit dem Manne, deſſen Vorübergehen ſie agitirt, und glaubte zu errathen, daß es der illegitime Vater ihres Kindes ſein könne, welcher ſie verlaſſen und welchem ſie zufällig hier begegnet.

Es war genau ſo. Denn als ich, ohne ihren Scheidegruß anzunehmen, eine Strecke mit ihr gegangen und mit jener praktiſchen Theilnahme, die mir zur Routine geworden, ihr Vertrauen gefangen genommen, ließ ſie ihr Kind von der Hand, hieß es ſich austaufen, und erzählte mir —

was ich geahnt hatte. Sie lebte aus Oekonomie auf dem Lande, hatte sich aber soeben entschlossen, nach der Stadt überzusiedeln, um ihrem Kinde, welches schulfähig zu werden anfing, einen besseren Unterricht zu verschaffen. Den treulosen Vater des Kindes hatte sie in der Stadt nicht vermuthet, sie wußte, daß er seit ein paar Jahren im Auslande bei uns Theilhaber einer großen Gewehrfabrik. Er mochte die Stadt etwa mit den Meßfremden besucht haben.

Ich witterte Beute. Wie ein Geier war ich mit der Frage bei der Hand, ob sie noch Briefe oder wohl gar ein schriftliches Eheversprechen von ihm besitze? — Mehr als eines. — Wie es zugehe, daß er solch wichtige Papiere in ihren Händen gelassen? — Er wußte wohl, daß ich ihm nicht schaden würde. — Oho, nicht jeder Mensch ist ein Täubchen! Verzweifelt wird man ihm schaden! Und im Geiste schwang ich bereits meine Peitsche über den Schuften.

Sie haben vielleicht bemerkt, Madame, daß ich ein wenig zum Zorn inclinire. Aber mein zornigster Zorn wird aufgeregt und jeder Blutstropfen in mir schreit Rache, wenn ein Mann die Liebe betrügt. Es ist mir das Liebste, was Byron geschrieben hat, als er an seine Mutter schrieb, je ausschweifend er lebe, er habe nie eine Unschuld verführt. Als ich diese Briefstelle zum ersten Male las, liefen mir Thränen in's Auge, ein Mitschüler von der Akademie lachte mich aus, und damals bekam ich mein erstes Duell aus diesem Anlaß.

Ich war daher weit entfernt diesen Proceß mir entgehen zu lassen. Meine Clientin dachte anders. Zur Heirat sei es zu spät, denn sie wisse, daß ihr Verführer eine Andere geheiratet, und Geldentschädigung verschmähe sie. Noch weniger möchte sie mit ihrem Namen in die Gerichte. Aber es half ihr Alles nichts. Sie hätte ebensogut versuchen können, die Beute aus den Zähnen eines Wolfes zu reißen. Ich processirte.

Der Zufall wollte es, daß ich mit dem Menschen bald darauf in einem stark besuchten Café zusammentraf. Er machte sich an mich, so sehr ich das Unpassende des Locales ihm vorzustellen bemüht war. Er ließ sich nicht irre machen. Er sprach von seiner Geliebten in Ausdrücken der empörendsten Verleumdung. Das grob Niedrige, derb Aufgetragene seines Tones hätte dem schlechtesten Menschenkenner verrathen, daß er schmutzig und unverschämt log. Ich wies ihn nachdrücklich ab, aber er wurde nur noch frecher. Ich begriff diesen Menschen gar nicht. Hatte es Anfangs geschienen, als wolle er mich auf seine Seite bringen, so kam es mir bald darauf vor, daß er die Absicht habe, mich zu beleidigen und beleidigt zu werden, kurz eine Forderung zu provociren, mich in's Bockshorn zu jagen, um kürzester Hand meiner los zu werden. Als Gewehrfabrikant mochte er sich einbilden, daß mich seine Führung der Waffe zurückschrecke.

Da war er just an den Rechten gelangt. Kaum hatte diese Vermuthung bei mir Raum gewonnen, als ich auf seinen Ton einging. Wir redeten heftiger, lauter, scharfe

Worte kreuzten sich, zuletzt entfiel ihm eine Beleidigung, welche mit Worten nicht mehr zu erwidern war. Ich gab ihm vor dem ganzen Hause eine Ohrfeige, und — gab ihm sofort meine Karte dazu.

Des anderen Morgens wechselten unsere Secundanten ihre Besuche und nach Tisch fuhren wir zum Duell. Unterwegs fiel uns eine Obstverkäuferin auf. Ich bekam Lust zu ihren Pflaumen, kaufte deren und speiste sie im Reste der Fahrt mit gutem Appetit. An der Barrière nahm ich die letzte der Pflaumen, warf sie in die Luft und zerschoß sie in tausend Splitter.

Ehrlich gesagt, ich dachte nichts dabei, als meine Pistole zu probiren. Mein Gegner aber erblaßte, nahm zähneklappernd und kniebiegend seine Distanz, und als er losdrückte, flog die Kugel klafterweit neben mir weg. Einen Augenblick dauerte mich der arme Sünder und bald hätte ich ihn laufen lassen. Aber da sah ich das schöne Kind und seine unglückliche Mutter im Schloßgarten, hörte die Secundanten des Gegners über sein Opfer, — und zielte. Meine Kugel ging ihm mitten durch's Herz. Er blieb sofort todt.

Von diesem Schusse datirt der wichtigste Wendepunkt meines Lebens. Wie ward mir, als nach dem Tode dieses Mannes durch die Gerichtsverhandlungen darüber seine Wittwe anfing in den Vordergrund zu treten und diese Wittwe Niemand anderer war — als meine Constanze?

Ich hatte in diesen vier Jahren mich keinen Augenblick um sie erkundigt. Nicht daß ich ihr zürnte; ihr an-

gemeinter, obwohl mißleiteter Heroismus verdiente ſogar meine Bewunderung. Aber mein Herz war voll Bitterkeit. Das Opfer, das ſie mir dargebracht, verwundete meinen Stolz. Sie konnte leben — ohne mich! Was ſollt' ich ihr nachfragen? Zum Tollwerden, wenn es ihr ſchlecht ging, und eine bittere Pille für meine Selbſtliebe, wenn man ſie glücklich nannte, — glücklich ohne den Mann, der ſich allein für ihr Glück hielt. Alſo nichts von ihr!

Ihr Mann dagegen kannte mich wohl. Er wußte, wen er vor ſich hatte, als ich ihm den Prozeß anhängig machte. Wie mußte er den Mann fürchten, welchem er ſeine Geliebte geraubt! Wie mußte er zittern, daß ich die dargebotene Gelegenheit zur Rache bis zum letzten Tropfen auspreſſen würde! Daher ſein Beſtreben, ein Duell mit mir vom Zaun zu brechen, und ſein Vorſatz, mich aus der Welt zu ſchaffen. Er hatte die Grube für ſich ſelbſt gegraben!

Es war der ſchönſte Augenblick meines Lebens als ich das Alles inne ward. Wie ſüß iſt Genugthuung!

Im Uebrigen geſchah, was ſich von ſelbſt verſtand. Conſtanze wurde mein Weib, das Vermögen des Unwürdigen aber, welcher ihr Mann geheißen, überließen wir der Unglücklichen und ihrem Kinde, welche das frühere Recht daran beſaßen. Conſtanze ſelbſt hatte kein Kind aus dieſer traurigen Ehe, — ein Glückszufall, den ich meinem Schickſale gar nicht hoch genug anrechnen kann.

Dank unſerer Vielſtaaterei hatte ich mich vor den Aelgen des Duellgeſetzes unmittelbar nach der Affaire auf

das Gebiet eines Nachbarländchens salvirt, von wo aus ich alle neuen Verhältnisse, welche durch das Duell herbeigeführt worden, nach und nach in Ordnung brachte. Ich genoß aber nicht lange der Ruhe. Das Ländchen, welches es liebte in einem liberalen Geruche zu stehen, konnte mich zwar politisch nicht aber social schützen, das heißt, es konnte meine polizeiliche Verfolgung, meine Auslieferung, verweigern, bot mir aber nicht den mindesten Schutz gegen meine Verfolgung durch den Leumund. Dieser pflanzte sich bald über die Nachbargrenze fort. Meine alten Feinde drüben rasten vor Wuth. Nicht zufrieden mich los zu sein, ruhten und rasteten sie nicht, um den Festungsarrest, dem ich entgangen, mit den kleinen und tausendfachen Giftstachelstichen des Verrufes in eine langsame und qualvolle Todesstrafe zu verwandeln. Sie hatten es noch leichter als zuvor. Ueber die Grenze nämlich ließ sich viel dreister lügen, als in meinen alten Verhältnissen, wo wenigstens die handgreiflichsten Verleumdungen unmöglich oder nicht lange möglich gewesen. Das war jetzt anders. Wie von den Vögeln der Luft wurden Gerüchte über mich colportirt, daß mein neuer Aufenthalt in Kürze anfing, vor Befindelung fast unbewohnbar zu werden. Da mußte ich selbst einverstanden gewesen sein, daß Constanze den Gewehrfabrikanten heirate, um ihn später zu erschießen, und sie mit Vermögen wieder zurückzuheiraten. Aber meine unzähmbare Sittenlosigkeit ließ mich nicht ruhen und das Mädchen, das er mit dem Kinde verlassen, sei gar nicht seine, sondern meine Maitresse gewesen, mit der ich mir bis

zur Ausführung meines prämeditirten Mordes lasterhaft meine Zeit vertrieben. Daher auch die Großmuth, womit ihr das Vermögen der armen Verstorbenen überlassen, und schließlich sei diese Person überhaupt nur eine scheinbare — doch was sage ich jetzt? Diese Wände müßten anlaufen, und Gift und Pest vom bloßen Erzählen das ganze Haus verunreinigen! Die Welt war aus ihren Angeln. Ich kannte doch die Bosheit so gut, ich glaubte es wenigstens, aber diesmal schoß sie in einem Format um mich auf, daß mir Hören und Sehen verging. Jede Lüge wurde gleich palmenhoch, jede Verleumdung bedrohengroß. Die ich zu Hause als Ochsen kannte, fand ich als Tiger hier wieder; die dort wie Hunde fletschten, blickten mich hier mit Krokodilsrachen an; die dort wie Scorpione stachen, peinigten mich hier mit den Stämmen wuthender Büffel. Wie oft stand ich auf dem Punkte hinüberzufahren und eine der Bestien niederzuschießen, — aber ich war jetzt verheiratet! Der Löwe lag an der Kette. Wie oft wollte ich einem Rasenden gleich in die Gerichte rennen, um das halbe Nachbarland auf Ehrenbeleidigung anzuklagen, aber — zu solch' internationalen Processen hatte ich kein Geld! Und wenn mich der Mangel an dieser unentbehrlichsten aller socialen Waffen schier zur Verzweiflung trieb, so konnte sich noch Genugthuung vergessen und seufzen: Ich hätte doch wohl „die brillante Partie" heiraten sollen! Drüben aber zischten die Schlangen: Ah, jetzt wissen wir, warum er in dieses ansehnliche Haus nicht geheiratet! So frech der Mensch ist, das hat er doch nicht gewagt bei seinen rud-

losen Umtrieben mit andern Weibern! So zerrte ich wehrlos an meinen Ketten und biß mir die Zähne stumpf an meinem Käfiggitter.

Armer Mann! seufzte Frau von Talmar. Ich begreife schon längst Ihren Jupiter Tonans.

Hergarten fuhr fort: So verging das erste Jahr meiner Ehe und ein Kind war mir geboren. Ich durfte nicht daran denken, was mir das Alles nach vier fünf Jahren gewesen wäre! In dieser schlechtesten Welt erreicht man zwar seine Wünsche, aber so, daß die Erreichung ganz anders aussieht als der Wunsch!

Was meine Erwerbsverhältnisse betrifft, so hatte ich dieses Jahr vom Ersparten gelebt. Eine Advokatur war mir in dem kleinen Ländchen, wo ich als Refugié lebte, nicht wohl zu begründen möglich. Dagegen winkte mir ein anderes Stückchen Brod. Der Hof war gesonnen für wenig Geld eine große Eitelkeit zu befriedigen und eine Kunstschule zu gründen, welche hochtönend Akademie und ein großes vaterländisches Unternehmen gewesen hätte. Natürlich fand sich kein Künstler von Rang, welcher in dem Neste verdauen und eine Anstalt einrichten wollte, die an ihrer Kleinlichkeit bald wieder verkrüppeln mußte. Nach vielen fehlgeschlagenen Offerten kam man endlich an meine Wenigkeit. Ich hatte nicht Ursache, mich lange zu besinnen. Ich entschloß mich unter dem schwülstigen Titel Director, Schulmeister zu werden von einer Handvoll Gewerbsleuten, welche auf den schwülstigen Namen Akademiker umgetauft wurden.

Aber im Parteilager der „brillanten Partie“ entstand Zeter und Mordio, daß ich mir all' ihren Wühlereien zum Trotz diese neue Existenz gründen sollte. Sie mußte ein Uebriges thun. Mit Verleumdungen, sah sie, war nichts gethan; sie brauchte Beweise. Was geschah? Sie schnüffelte in meiner Vergangenheit bis in meine halbreifen Jünglingsjahre zurück, sie verschaffte sich Kenntniß davon, daß ich vor zehn Jahren gegen den Tapezierlehrling der Prinzessin Alwina protestirt, ja sie verschaffte sich das Concept dieses Protestes selbst. Das war Revolution, Demagogie, Ehrenbeleidigung gegen allerhöchste Personen, Hochverrath, Umsturz! Es war nicht eine seit zehn Jahren veraltete Jugendsprache, nein, es war staatsgefährliche Tendenz für alle Ewigkeit! Und siehe da, mein liberales Höfchen faßte es wirklich so auf. Die Schulmeisterstelle, will sagen das Decret des Directors, entging mir jetzt, ja man gab mir zu verstehen, daß ich wohl daran thäte, das liberale Ländchen überhaupt zu verlassen.

Bei diesem Schlage verlor meine Frau gänzlich den Muth. Sie sagte, so würde es uns von Land zu Land gehen, die Tyrannen reichen sich die Hände. Ich gestehe, ich gab ihr nicht Unrecht. Wo es ihre Schwächen und Eitelkeiten gilt, pflegen sich Höfe und Höfchen, unbeschadet ihrer sonstigen Eifersüchteleien, einander zu unterrichten und mit Gemeinsinn zu handeln. Auch war ich nicht in der Lage, von Land zu Land auf gut Glück mich niederzulassen. Constanze hatte ihr zweites Kind geboren, war schwach und kränklich und auch das Kleine

befand sich nicht wohl. Wir brauchten Ruhe um jeden Preis.

In der That, ich kaufte sie um den theuersten. Ich legte meinen Namen ab und vergrub mich auf ein Dorf unter Bauern. Es war das Letzte, was mir zu opfern übrig blieb, aber die Nothwendigkeit heischte auch das. Ich brachte das Opfer. Ich wählte einen Ort, wo billig zu leben war, der eine gesunde Lage hatte, und wo möglich eine Gutsherrschaft, auf die sich vertrauen ließ.

Ein Freund — der letzte, den ich aus meinem Schiffbruch gerettet, half mir dabei. Er nannte mir Wallendorf. Das Klima sei ausgezeichnet, und die Gutsfrau ein ausgezeichneter Charakter. Er nannte sie einen classischen Charakter. Ohne ein Mannweib zu sein — im Gegentheile, sie sei sanft und lenkbar — habe sie ihren Gatten, — ein tapferer General, der später als Kriegsminister gestorben, in die Schlachten von Smolensk und Borodino begleitet. Mitten in den Flammen von Moskau habe sie ihm ein gesundes und schönes Kind geboren. Auf den Berezinabrücken war sie fast getödtet worden, — ihr Kind ist leider verunglückt. Junge Wittwe, habe sie nicht mehr geheirathet, sondern sich ganz der Erziehung ihres zweiten, verwaisten Sohnes gewidmet. Sie sei ihm später, da er als Freiwilliger in den spanischen Krieg ging, mit derselben Aufopferung wie ihrem Gatten gefolgt. Der tapfere Jüngling sei bei der Belagerung von Pittac geblieben und der Mutter ein ganz schönes als gräfliches Kriegsmuseum passirt. Eine Kanonenkugel hatte sie dicht an ihrem Ge-

sichte vorbei, daß sie durch den Luftdruck das Augenlicht verlor. Seitdem lebt sie in strengster Clausur, empfängt fast Niemanden, aber labt sich am geistigen Lichte der Welt und läßt sich ihre Classiker vorlesen mit einem inneren Sinn wie vielleicht wenige Menschen.

Ich danke für die gütige Nachrede, sagte Frau von Dalmar. Ich bilde mir nichts darauf ein. Mein größter Ruhm ist, daß ich meinen Goethe verstehe. Meine Heldenthaten überlass' ich dem Nächstbesten. Ich war ein junges, achtzehnjähriges Frauchen, als ich meinem Manne nach Rußland nachlief, — ich wäre ihm an's Weltende nachgelaufen! Und wie Viele thaten das Nämliche! Es waren nur allzuviele Frauen im russischen Feldzuge. Die armen Männer! Wir hemmten sie nur und standen überall im Wege. Ich behaupte es noch heute, der ganze Train wäre bewegungsfähiger geblieben und ein großer Theil des Beresina-Unglücks vielleicht verhütet worden, wäre nicht so viel weiblicher Troß mit gewesen. Und vollends, daß ich zu schwach war, meinen Sohn von dem spanischen Mörderkriege abzuhalten! Wie haben wir's Beide gebüßt! Guter Gott, wenn ich noch einmal auf die Welt käme! Zu Hause sitzen und mit Fassung die Feldposten abwarten, das ist das Heldenthum für Unsereinen. Aber die lieben Nerven wollen auch ihre Emotion. Enfin, die Welt lobt, was man an sich fühlt, und worin man sich wirklich auszeichnet, das kennt und versteht Niemand. Eine alte Erfahrung! Aber erzählen Sie mir den Rest Ihrer Geschichte.

Hergarten fuhr fort: In der Luft von Vallendorf fingen Frau und Kind zu gedeihen an. So weit sich das sagen läßt, lebten sie wirklich von der Luft. Um es aber nicht im eigentlichsten Wortsinne darauf ankommen zu lassen, hatte ich keine Zeit zu verlieren, auf einen Erwerb zu sinnen. Ach, mein Sinnen war lahm! Stundenlang irrte ich in Bergen und Feldern umher und es gelang mir nicht, meine Gedanken zu concentriren. Meine Affecte herrschten, nicht meine Gedanken. Meine ganze Natur war in Aufregung. Ich ging wie trunken umher. Wo ich ging und stand, hielt ich meine große Rechnung mit der Welt. Was ich suchte, nüchterne Pläne auf einen praktischen Erwerb, das lief weit, weit weg von meinem Gehirn; dagegen strömte mir zu, was ich nicht suchte, heftige, leidenschaftliche Zorn-Monologe, Philippika, welche jedem Demosthenes Ehre gemacht hätten. Auf einmal fiel mir's wie Schuppen von den Augen. Was deklamirst du den Aufruhr deines empörten Herzens in die Winde hinaus? Schreib ihn nieder! Von den Briefen des Junius spricht man noch heute, — es ist ein ähnliches Buch, das in dir arbeitet. Heraus damit! Du erleichterst dein Herz und am Ende ist obendrein auch ein Erwerb.

So entstand der Jupiter Tonans. Er ist die Hauptsumme meines Lebens, er ist mein Schicksal und meine Persönlichkeit. Und doch ist er zugleich — ein Gedanke an's Brett. Nicht ganz haben Ihre aristokratischen Instincte Sie betrogen, wenn Sie den Grund dieses Buches — auf ein fehlendes Frühstück zurückführten.

Können Sie nicht verzeihen? sagte die blinde Frau, indem sie roth ward und vom Sopha herüber die Hand reichte.

Hergarten ergriff die Hand und küßte sie.

Frau von Talmar fuhr fort: Eh bien, das Buch machte sein Glück. Ich hoffe, es hat wenigstens einen guten-Gewinn abgeworfen.

Dem Verleger allerdings. Was mich betrifft, so trug mir die erste Auflage fast nichts ein, und an die zweite, welche mir besser gelohnt werden sollte, knüpfte der Verleger den Wunsch, ich möchte sie durch gewisse Noten erweitern, in welchen auf dunkel gehaltene Verhältnisse und Persönlichkeiten der ersten Auflage so viel Licht zu werfen wäre, daß das Preßgesetz eben noch geschont, dagegen die öffentliche Neugierde besser befriedigt würde. Kürzer gesagt, ich sollte den Jupiter Tonans aus der Region der tragischen Satyre in die des Scandals und der Denunciation verlegen. Und dabei hatte der Mann noch die Stirne, diesen Wunsch geradezu als eine Bedingung auszusprechen, und mir nicht undeutlich fühlen zu lassen, daß er mich in der Hand habe, und daß ich in einer Lage sei, wo ich eigentlich vom guten Willen der Menschen abhinge. Ich schrieb ihm zurück, ich wolle das Buch höchstens erweitern — mit einem Capitel über Verleger-Gemeinheiten. Darauf warf ich meine Feder in den Aschenpfuhl und wurde Bauer.

Frau von Talmar sagte: Es ist alles von dem ganzen Verein gegen Sie nichts wahr, als der Verdacht, daß Sie noch Pfeile haben möchten. Nun! für mich sind sie

echt. Und so lange ich die Augen offen habe, — will sagen, so lange ich in Ballendorf noch Gutsfrau bin, soll Ihnen kein Haar mehr gekrümmt werden. Aber sagen Sie mir, warum haben Sie sich mir nicht gleich anfangs eröffnet? Doch was frag' ich auch? Ein Trotzkopf wie Sie! Aber Ihrer Frau zu lieb hätten Sie doch einen Rückhalt suchen sollen. Hat Ihre Frau einen Schaden genommen in dieser Emeute?

Gott sei Dank, nein! Das gute Weibchen war ernstlich belagert im Schneiderhause, und ehe ich's erfuhr und zum Entsatze kam, hätt' es ihr übel ergehen können. Aber ich muß lachen; wider alles Erwarten hatte sie im Schneiderhause selbst eine Art Partei, nämlich an der Schneidersfrau in eigener Person. Dieses Weib, welches die Mutter ihres Mannbuben sein könnte, ist wüthend eifersüchtig auf ihn. Seine Stadtkundschaft war ihr von jeher ein Dorn im Auge. Daß er auf einem Gange nach der Stadt in meinem Weinberg verunglückte, mochte ihr daher nicht so ungelegen kommen; wahrscheinlich hat sie ihm in vielen Gardinenpredigten eine solche Katastrophe längst prophezeit. Komischer Weise war also just sie, die den nächsten Schaden davon hat, auf meinen Weinberg weniger wüthend, als die ganze Rotte, welche das Haus belagerte. Sie half meinem Weibe durch, so lange bis Hilfe kam. Freilich, das ganze Unglück ahnt sie noch nicht. Der Schneider hat sich gespießt und gepfählt, er verblutet sich innerlich, und die Natter wird kaum bis Morgen zu leben haben.

Das freut Sie wohl? Entsetzlicher Mann! Zwei Menschen haben Sie eigenhändig erschossen und auch der Dritte stirbt Ihnen zu Dank, wie es scheint.

Madame, rechnete man bei Smolensk und Borodino auch so genau? Ich bin freilich kein Napoleon, das heißt, ich commandire nicht seine Artillerie. Großer Unterschied!

Mit Ihnen ist nicht zu streiten. Aber gehen Sie jetzt, bester Herr. Ich will Sie nicht länger aufhalten. Ihre Frau wird in ängstlicher Spannung über den Ausgang unserer Audienz sein, — ach die armen Frauen! Die sind am übelsten daran, wenn die Männer sich raufen. Nun, wir lieben sie doch, diese Männer. Gehen Sie jetzt hinunter zu ihr, und sagen Sie ihr, daß die alte Soldatenfrau sich zu Schutz und Trutz mit dem Hause Herzarten verbündet. Sie hat's erste. Ich hoffe Ihnen noch weiter zu nützen. Und wenn die junge Frau sich so weit gesund findet, daß sie mir ihren Besuch machen könnte, so bat ich sie darum bitten. Adieu so lange.

Herzarten küßte der Dame die Hand und ging. In der Thür begegnete er sich mit Adelheid, dem Gesellschaftsfräulein.

Sie sind unruhig, sagte die Blinde sofort, welche alle Gemüthszustände der Menschen schon an ihrem Auftreten erriet. Fehlt der Frau Herzarten etwas?

Ach nein, Excellenz, aber —

Nun was aber?

Erlauben Sie mir, im Pavillon hier zu ruhen. Ich habe auf einmal mein Notizbuch nicht mehr in meiner

Tasche; ich muß es in der Verwirrung verlegt oder verstreut haben.

Ei, trösten Sie sich, wenn das Alles ist. Der Verlust ist wohl nicht so groß.

Aber gnädige Frau, es steht das Verzeichniß Ihrer Legate darin, und ich weiß nicht, ob wir's aus dem Gedächtnisse . . .

Keine Sorge. Diese Legate waren ein frauenzimmerliches Pfuschen im Kleinen. Goethe würde es größer angreifen. Nein, ich suche meine Erben-Splitter nicht mehr in aller Welt. Ich habe meinen Erben soeben gefunden. Hergarten ist's. Der Mann braucht Waffen!

Die Last des Schweigens.

Eine Seelenstudie

Die Leute sagen, ich sterbe morgen auf dem Schaffot. Es ist wahr, meine Krankheit brachte mich auf ein Todtenbett, welches man Schaffot nennt. Meine Krankheit hieß — Leidenschaft. Ist es meine Schuld, daß sie tödtlich verlief? Die Leute sagen, ich hätte mein Selbstarzt sein sollen. Womit? Mit eben den Kräften, welche von meiner Leidenschaft ergriffen waren? Kann ein brennendes Haus sich selbst löschen? Kann eine Wasserüberschwemmung sich selbst eindämmen? Aber die Leute sagen, der Mensch hat eine doppelte Natur. Und die gute Natur soll die böse Natur überwältigen. Ich verstehe das nicht. Ist die gute Natur stärker, so unterliegt ihr die böse von selbst; ist die böse stärker, so fordern die Leute, das Stärkere soll überwältigt werden von dem Schwächeren. Ist das möglich? Aber die Leute sagen, das Böse wird. Und ich hätte die Pflicht gehabt, sein Werden zu verhindern. Man gemahnte mich wie Wahrheit. Ja, ja, ich fühlte werden in mir. Das Böse wurde. Als ich liebte, war meine Leidenschaft gut; als ich glücklich zu sein wünschte, war sie auch [illegible] gut; aber ich beneidete, ich haßte —

und meine Leidenſchaft wurde böſe. Immerhin! war es doch nur eine gedachte Bosheit! Ob' ich den Nebenbuhler tödtete, weideten ſich an der Vorſtellung ſeines Todes meine Gedanken. Und glaubt man böſe zu ſein, wenn man das Böſe nur denkt? Ich habe den Punkt überſehen, wo die Gedanken zur That nöthigen. Ich ſpielte mit meinen Gedanken — meine Gedanken ſpielten mit mir! Die Leute ſagen, ich bin ein Mörder. Ich möchte ſagen: ich habe den Mörder in mir erlebt!

Ueberblicke ich den zurückgelegten Weg, ſo ſehe ich nicht wo ein Nebenweg ausbeugte, wo mein Geiſt mir geſagt hätte: halt ein! oder: kehr um! Es floß eins aus dem andern. Ich war gut und menſchlich, und ich war böſe und auch menſchlich. Ich ſehe die Stelle des Ueberganges nicht, ja, ich glaube, ſie iſt gar nicht da. Ich ging immer in der Menſchheit. Ich ging immer mir ſelbſt nach. Brächte ein Geiſt mich an den Ausgangspunkt zurück, ich ginge den nämlichen Weg. Ja, ich glaube ſogar, ich fände die nämlichen Zuſtanden wieder. Iſt Leidenſchaft eine Krankheit, ſo iſt ſie die einzig folgerichtige. Kein Kranker will ſeine Krankheit, aber der Leidenſchaftliche will ſeine Leidenſchaft. Die Krankheit kommt aus dem Leiblichen, ſie thut dem Seeliſchen in uns ein endloſes oder albernes Unrecht. Ein Knochen, ein Darm leidet, — und Kopf und Herz müſſen hinab in die Grube! Die Leidenſchaft kommt aus dem Seeliſchen ſelbſt; ſie thut uns unſer gerechteſtes Maß. Ich werde es morgen auf der Platiform des Schaffots ſagen: Ich ſterbe die natürlichſte aller Todesarten!

Zuvor aber will ich in meiner Zelle noch aufschreiben, warum ich mich selbst verrathen. Die Leute möchten sonst sagen, mein Gewissen thats. Mein Gewissen thats nicht, ich bin ein gerechter Mann. Es liegt tiefer. Die menschliche Seele ist räthselhafter als Menschen ahnen. Und wer eine Sylbe des vielsylbigen Räthsels gefunden, der ist seiner Gattung schuldig, es mitzutheilen. Vielleicht daß so einst die ganze Auflösung gelingt. Dann wird kein Recht und kein Unrecht mehr sein, dann wird kein Schaffot sein. Die Todesstrafe, wenn sie das Leben kennen gelernt, wird sich selbst zum Tode verurtheilen.

Höret mich an.

Ich spreche nicht von meiner Liebe. Ihr Andern würdet doch glauben, es sei eure Liebe. Meine Liebe entstand und vergeht mit mir. Sie ist zum ersten- und letztenmale in der Welt. Wehe dem Liebenden, der seine Liebe nicht für unaussprechlich hält! Irma, du Inbegriff meines Begriffes! Allen wirst du gefallen, Viele werden dich lieben, aber geschaffen wardst du nur für mich. Jedes Weib ist nur für Einen Mann geschaffen. Selten lernt sie ihn kennen, noch seltener lieben und am seltensten kommt es zur Ehe. Und doch wollen sie heilig sein, die Paarungen, welche sich Ehen nennen. Henker, bereite dich, mein Kopf ist dieser Welt müde!

Als es entschieden war, daß Irma, die sich selbst nicht kannte, dem raschen glänzenden Tänzer, der sie auch nicht kannte, die Treue durch's Leben zugesagt; als ich in jener [illegible] letzten Cassinothalle trunken von

meinem Unglück auf mein Landgut zurückjagte; als ich meiner Dogge, die mich freudewinselnd ansprang, das Messer ins Herz stieß, um die gräßliche Kunst zu lernen, welche zu lernen mir jetzt vergönnt, die Kunst, Liebe zu entbehren und gegen Liebe zu wüthen; als das schöne, seelenvolle Thier mit brechendem Auge mich verwurfsvoll anfah und seine Glieder streckte und zuckend verendete; da war's wo mir zuerst der Gedanke kam! damals dacht' ich zuerst: Wenn Dolch so vor dir zuckte!

Spielend mit diesem Gedanken schlief ich ein. Die Nacht wurde so mausetodt nicht als ich gefürchtet. Holder, freundlicher Mordgedanke! dich hätt ich verbannen sollen? Und warst mein einziger Freund, mein einziger Tröster in jener Nacht! Saßest an meinem Lager, kühltest meine Schmerzen, unterhieltest mich mit genußvollen Möglichkeiten, die dem Alltagsleben schon aufgehört und die mir nicht aufhörten, wenn ich kein Alltagskopf war. Gibt es denn Etwas, sagst Du, das Irma nicht werth wäre? Ist Irma nicht eines Mordes werth? Dein Leben gäbst du für sie, warum nicht dein Gewissen? Kann Liebe Liebe sein und sich etwas behalten wollen, das sie nicht opfern könnte? Dein Leben gäbst du für sie, warum nicht auch das eines Andern? Steht dir der Andere näher als du? Ernstirt die Welt auf diesem Punkte? Sieh sie dir an, diese Welt! ihre Gesetze und Sittenbegriffe! Heilig das Ich! predigt die Natur. Im kleinen winselnden Kinde liebt die Mutter das Ich und im großen ewigen Gotte idealisirt der Mensch wieder das Ich. Der Gott soll ihm helfen,

dienen, seine Wünsche befriedigen, und wenn ers auf Erden versäumt hat, eine ganze Ewigkeit lang es nachholen. Der Gott ist das telefisch geheimnißvolle Ich. Und wenn es dem Ich abmeichelte, zu töten, so wehrte es Gott? Du sollst nicht tödten, hat er gesagt. Wohl, aber das sagte er als Parteimann dessen, der getödtet werden soll, nicht dessen, der tödten will. Denn sagt er anders — frag Emma's Augen!

Du sollst nicht tödten. Was heißt das anders als: ich setze voraus, du wünschest zu tödten? Alle der Wunsch, nicht das Verbot ist die Originalstimme im Menschen. Lange vor Sinai war Kain.

Natürlich! der Naturmensch tödtet. Der gesellig-lebende, wie er in Stamm und Volk auf Sinai steht, soll nicht tödten, denn er ist umgeben von Nachbarn umgeben; allzu viele Augen sehen auf ihn. Er fordert die Blutrache heraus, er könnte selbst wieder getödtet werden. Da ist es wieder das Ich! Die Rücksicht auf das Ich, nichts Höheres verbietet zu tödten. Aber was das Ich verbietet, kann das Ich wieder erlauben. In einer großen Leidenschaft tritt du in den Naturzustand zurück, nimm dir die Rechte des Naturmenschen heraus. Tödte!

So mütterlich umarmtest du mich, süßer barmherziger Weltgraus! Und wenn du fromm bist, sagtest du, und willst also die Natur und im Guten und Bösen Gott, wie ein gehorsames Kind, so will ich dich recht glücklich machen. Und ich verbot dir zu — und

Als ich erwachte, war die ganze Höllenlogik der Nacht vergessen. Aber auf meiner Schwelle lag Molly, die todte Molly, die sich sterbend dahin geschleppt hatte. Dieser Anblick beunruhigte mich. Wieder dachte ich: Wäre es Jedem!

Der Tod eines Nebenbuhlers hat mehr Schönheit als alles Leben. Und je fremder mir die That noch war, desto unverständlicher mein Gedankenspiel. Wozu es aufhalten? sagte ich bei mir. Das Gewissen spricht immer für sich; hör auch einmal, was dagegen spricht. Laß die Parteien sich streiten. Behältst du doch freie Hand! Kann der Mordgedanke seine Sache durchfechten, so war es Feigheit und Aberglaube, ihn ungehört zu verdammen; behält das Gewissen Recht — nun so hat dich der schwarze Geselle doch unterhalten, wie es deiner Stimmung gemäß war. Laß ihn gewähren!

Und Tag und Nacht kein anderer Gedanke mehr! Stand ich auf dem Anstand und hört' ich das Knallen der Jagd um mich her und Signale und Hundegebell, so hört' ich noch deutlicher meine eigene innere Stimme. Du nimmst ihm das Leben, würde der Sprachgebrauch sagen. Aber das ist ja falsch! Denn einmal nimmst du ihm jenes Leben nicht, das er jetzt gelebt hat und das ihm kein Gott nehmen kann. Sodann aber — die Jahre, die er noch zu leben hat, wo existiren sie anders als in deiner eigenen Vorstellung? Sie sind ein Begriff, eine Idee. Du nimmst ihm nicht zwanzig oder vierzig Jahre, du nimmst ihm in Wahrheit nur einen Augenblick. Ueber diesen

Augenblick hinaus, sind jene zwanzig oder vierzig Jahre nicht mehr seine Vorstellung sondern deine. Ueber diesen Augenblick hinaus, weiß er nicht mehr was er verloren hat, und so hat er wirklich nur einen Augenblick verloren. Er hat nicht mehr verloren als jener Hase, welcher vor dem Schuß des Jägers zugleich ist und nicht mehr ist. Aber, der du bist! Welch ein Widerspruch über deine eigenen zwanzig oder vierzig Jahre die Empfindung eines unvergeßlichen Unglücks zu verhängen, bloß weil du über einen Andern nicht jenen Augenblick verhängen willst, welchem seine Empfindung mehr folgt.

Beim Nachbar Lindau wird mir zum Kaffee eine Untertasse präsentirt, welche Napoleons Uebergang über den Bernhard darstellt. Bis jetzt hatte ich die Vignette angesehen, ohne was zu denken; jetzt dachte ich: das ist der Attila, welcher sich rühmte, er habe monatlich dreißigtausend Mann ausgehen. Mit welchem Rechte gab er sie aus? Seine politische Lage erforderte es. Aber warum war sein Barbier und sein Koch nicht in dieser politischen Lage? Warum war sie weder vor ihm noch nach ihm da, diese politische Lage? Weil sie ein Ausfluß seiner Persönlichkeit war. Seine Person brauchte monatlich dreißigtausend Mann. Und weil er sie brauchte, so nahm er sie und verbrauchte er sie. Er verbrauchte die Altersklassen der wehrfähigen Frankreichs und Rheinbunds, wie sein Koch seine Hemden verbrauchte. Eine Generation um die andere zog er an und vernutzte sie. Seine Leidenschaft hatte eine Welt zur Verfügung und hieß Weltgeschichte.

Meine Leidenschaft nimmt ein Privatleben in Anspruch und heißt Criminalgeschichte. Das ist der Unterschied. Ein Unterschied der Größenverhältnisse. Thor, der das nicht weiß! Recht und Unrecht sind mathematische Proportionen, nicht sittliche Begriffe. Jeder Mensch folgt seinem Naturgesetze und dieses Gesetz ist weder ein Recht noch ein Unrecht. Unrecht wirds, wenn es die Menschen überwältigen können: Recht bleibts, das sie anerkennen und ihrer übrigen Rechtsordnung einfügen, wenn es größer ist als der Widerstand. „Macht ist Recht;“ — besser gesagt: aus Macht wird Recht; — und am besten gesagt: Leidenschaft ist Recht, und Leidenschaft mit Macht behält Recht!

Eingetaucht in diese Philosophie stählte ich mich und wurde hart, wie weiche Gegenstände in Kieselsinter verhärten. Daß ich durfte, fühlte ich mehr und mehr, aber noch einmal durchprüfte ichs, ob ich mußte. Ich prüfte strenge, gewissenhaft. Irma, Oedön und ich — ich maß alle Proportionen dieses Verhältnisses aus. Ach, sie waren bereit gemessen. Oedön war nicht Irma's erste Liebe, er war ihre letzte Puppe. Ihre Sinne waren ihrem Herzen vorausgeeilt. Sie verwechselte jene mit diesem und der Ausdruck dieses Irrthums hieß Oedön. War es möglich, diesen Irrthum ihr zu entreißen? In Güte nicht. Einem Volke ist seine Freiheit nicht anders zu schenken, als indem man seinen Tyrannen tödtet, denn so lange er lebt, schöpft er seine Macht aus eben dem Volke. Eben so einer Seele. Oedön war der Tyrann ihrer spielenden und tändelnden Seele und sie wußte nicht, daß es eine

denkende und fühlende gab und hatte kein Bedürfniß darnach, so lange Oedön — seine Gracevienne mit ihr tanzte! Das ist ja das Unglück: der Tyrann tödtet nicht die Freiheit, sondern die Fähigkeit und das Bedürfniß der Freiheit. Der deutsche Klassiker Schiller schreibt mit zermalmender Wahrheit: Mittelmäßiger Umgang schadet mehr, als die schönste Gegend und die geschmackvollste Bildergallerie wieder gut machen können. Auch mittelmäßige Menschen wirken. Hört es, ihr Pedanten der geistigen Selbstüberschätzung. Jeder Geist wird an Punkte kommen, wo es der physischen Mittel bedarf, um zu gelten. Gegen Oedön half mir ein Büchsenschuß besser, als alle Vortheile meines Geistes. War er todt, dann wurde Irma geboren. Sie mußte erstaunen, wie sein Tod so gar keine Lücke riß. Sie mußte zu trauern glauben und sich selbst überraschen, daß sie eigentlich nicht trauerte. Oedön tödten hieß Irma lebendig machen. Sein Leben für ihres — es war ein gewinnreicher Tausch. Sterben soll er, er dem sie sterben wird, wenn es zu spät ist. Auch mittelmäßige Menschen wirken. Weh ihnen!

Ich fing jetzt die Ausführung des Werkes zu überlegen an. Es mußte ein Plan sein, welcher weder sich selbst noch weniger mich verrieth. Keine That, sondern ein Ereigniß. Etwa ein unversuchter Schuß auf der Jagd oder auf einem Spazierritte. Ein Schuß aus seiner Umgebung — von gedungener Hand. Ich dachte hin und her über den Mann meiner Wahl. Oft ging ich in diesem Gedanken am Ufer des Platensees, welcher mein Landgut

begrenzt, spazieren. Sah ich dann auf dem See die schmalen winzigen Kähne ziehen — Seelentränker nennen wir sie — wie verlockend war mir der Anblick! Wenn so ein Holzstreifen sich überschlägt, so sinkt ein Menschenleben in die Tiefe! Still und verdachtlos verschwindet es; der Fährmann schwimmt, der Andere verunglückt. Wäre Oedön auf selch einen Kahn zu locken! Wäre ein Fährmann für meine Absichten zu gewinnen! Vorsichtig streckte ich meine Fühlhörner aus. Mein Zigeuner bekam manchen Auftrag auszurichten — welchen er nicht verstand!

Und hier will ich eine Bemerkung niederschreiben, welche der Menschheit nicht verloren sein soll. So lange ich über die Natur des Mordes nur philosophirte, war ich im Zustande einer vollkommenen Gemüthsruhe geblieben; jetzt wo die That in mir keimte, wo ich die Scene dramatisch mir vorstellte, wo ich in die verschiedenen Lagen eines Mörders mich handelnd versetzte, — jetzt verursachte mir der Gedanke ein physisches Angstgefühl, welches meinen Athem beklemmte und mich zu ersticken drohte. So oft ich das Bild meiner That mir sinnlich vergegenwärtigte, schoß ein Strom von Blut nach meinem Herzen, wie im Augenblicke eines heftigen Erschreckens, und da keine Druckkraft von gleicher Gewalt seinen Rückfluß forcirte, so staute es sich in Lungen und Herzen und benahm mir den Athem. Ich athmete schwer und schwerer. Die tiefsten Züge füllten meine Lungen nicht mehr mit Luft. Mein Athem wurde zu einer anstrengenden und vergeblichen Arbeit. Wie ein Centnergewicht lag's auf meiner Brust. Das Gewicht er-

drückte mich und ich vermochte nicht mehr, es abzuwerfen. Es war ein martervoller Zustand. Ich wurde körperlich unglücklich wie ich es geistig war. Eine Muthlosigkeit ergriff mich, die mich am Leben verzweifeln machte. In diesen Tagen kauft' ich mir Gift, denn oft dacht' ich daran, meinem eigenen Leben noch eher als dem eines Andern ein Ende zu machen.

Siehe da, der Druck des bösen Gewissens, werden die Leute sagen. Siehe da, wie ein Sophist seine Bosheit sich läugnet und thatsächlich erstickt in der Bosheit.

Ich gestehe, daß ich einen Augenblick selbst so dachte. Ich hatte den Druck des bösen Gewissens schon längst erwartet: ich war verwundert, daß er so spät sich einstellte. Aber eben dieser Umstand machte mich stutzen. Wenn das, was ich empfand, böses Gewissen war, warum empfand ich's nicht schon, als ich den Mord mir geistig zurechtlegte? Warum empfand ich's erst, als mir der Gedanke zum sinnlichen Bilde wurde? Mein Gewissen war ruhig geblieben, warum blieb meine Phantasie nicht ruhig? Ich dachte darüber nach und die Erklärung meiner Sinnesempfindung durch das böse Gewissen blieb nicht stichhaltig.

Eine liebende Frau hat ihren Gatten im Felde stehen. Mit Herzklopfen empfängt sie die Feldposten, mit Herzklopfen erlebt sie die Schrecken des Krieges in ihrer Einbildungskraft. Ihre Einbildung wandelt beständig zwischen Blut und Leichen, Kugeln und Säbelhieben einher. Jedes dieser Bilder begleitet ein Herzklopfen, das ihr den Athem benimmt. Ihr Zustand wird zuletzt ganz der meinige.

Und doch ist sie unschuldig und ich schuldig. Werden ihre Angstgefühle auch vom bösen Gewissen verursacht?

Der Mensch hat einen außerordentlich dürftigen Stoff, woraus seine Begriffswelt sich aufbaut. Dieser Stoff sind seine Sinneseindrücke, wozu sein Verstand die Ursachen sucht. Aber der nämliche Sinneseindruck kann verschiedene Ursachen haben und die nämliche Ursache verschiedene Sinneseindrücke bewirken. Daher kommt es, daß unsere Begriffe so wenig Gewißheit haben und daß das Denken eine Wissenschaft ist. Die Menge der Menschen ahnt das nicht. Mit einer erschreckenden Flüchtigkeit schließt sie über Ursache und Wirkung und fast die Regel ists, daß sie so schließt: post hoc ergo propter hoc. Eine Erscheinung kommt nach der andern, folglich kommt eine Erscheinung aus der andern. Aus verkehrten Schlüssen baut sie eine verkehrte Welt auf und diese Welt ist ihr die Welt der sittlichen Ordnung. Diese Welt läßt sie sich garantiren durch Religionen, Gesetze, Zeitalter, — es ist ihre offizielle, ihre amtliche Welt.

Ich lebte unter Bildern des Mordes, welche meine Nerven erschütterten. Aber wenn diese Nervenerschütterung ein Wahrheitsbeweis für irgend welchen Vorgang im Gewissen wäre, so müßten auch die Theaterthränen eine Wahrheit beweinen, da sie doch eine bewußte Täuschung beweinen. Ich bin am Morde Wallensteins oder Königs Duncans gewiß unschuldig; aber die Vorbereitungen dieser Mordthaten beklemmen mir das Herz, wie es mein eigener Mordversuch that. Die Erfahrung erlaubt euch also zu

sagen: Die sinnliche Vorstellung eines Mordes erschüttert die Nerven. Was aber gibt euch ein Recht, die Unterstellung zu machen: Es muß die sinnliche Vorstellung eines Mordes sein, welchen ich selbst begehen will? es muß Gewissensangst heißen, was ich als Nervenerschütterung empfinde? Das ist ein falsches Glied in eurer Schlußfolgerung. Für diese Behauptung habt ihr keinen Grund. Es ist behauptet, aber nicht bewiesen.

Inzwischen — ich tötete. Mit oder ohne Gewissensursachen tötete ich. Und das ist's, was die Moral gegen das gefährliche Spiel meiner Gedanken einzuwenden hat: meine Mordgedanken griffen mich selbst an! sie waren unsinnig. So fand ich die Wahrheit wieder, die ich bei der Betrachtung der menschlichen Dinge schon so manchmal gedacht: sittlich heißt, was das Leben bejaht; unsittlich, was es verneint. Man spreche nicht von den tugendhaften Aufopferungen des Einzellebens; sie bejahen das Gattungsleben. Du sollst nicht tödten — du sollst für's Vaterland sterben — es ist das Nämliche. Das Dasein, als höchster Gegenstand seiner Selbstanbetung. Das Gewissen ist der Instinkt des Lebens. Man könnte eine Armbrust erfinden, welche jedes Tremmelfell zerrisse; die Erfindung wäre nicht strafbar, aber schädlich. Darum beschränkt der Gründungsgeist sich selbst und unterläßt die Gründung. Aus diesem Grunde — aber keinem höheren! — soll ich auch meine Leidenschaften bekämpfen. Nur bildet mir nicht ein, daß die Gedankensünden strafbar! Nur bildet mir nicht ein, daß Selbsterhaltung mehr als

ein Trick, — daß sie eine Pflicht, ein Gottesgebot und Sittengesetz! Macht aus der Lebenslust keine Religion!

Ich erzähle keinen Roman, ich erzähle eine Seelengeschichte. Ich führe daher nicht aus, wie Familienverhältnisse manches Mal die Trauung der Verlobten bis tief in den Frühling hinausrückten. Allzu günstig für meine langwierige Praemeditation! Ich erhielt Frist auf Frist. Ja, es kamen Augenblicke, wo mir die Hoffnung schmeichelte, ein Wechsel der Gesinnungen oder Umstände könne den ganzen Brautstand wieder in Frage stellen. Inzwischen war der Tag der Hochzeit anberaumt und rückte unerbittlich näher. Doden hatte sich auf der Schnepfenjagd eine kleine Erkältung zugezogen, und wenn ich nicht so thöricht sein wollte, einen Schnupfen für ein Ehehinderniß zu halten, so war ich mit meinem Wähnen und Warten zu Ende. Was wollte es sagen, wenn etwa der Aufschub einer Woche dabei herauskam?

Immer rafft ich mich auf. Ich fühlte, daß eine That im Anzuge sei, aber ich fühlte mich kaum noch als ihren Autor, höchstens als ihr Werkzeug. Ich folgte müde, fast verdrossen.

Doden lag seit der Schnepfenjagd, die ich selbst mitgemacht hatte, mit seinem Schnupfen auf einer Tanya, wenige Meilen von meinem eigenen Landgut. Es war mir nicht gelungen auf dieser Jagd meinen zweideutigen Schuß anzubringen, wie überhaupt alle Gelegenheitsfälle, die ich mir ausdachte, in der Wirklichkeit ganz anders lagen, als in der Phantasie. Das Leben eines Menschen ist doch

von Sicherheiten umgeben, welche so leicht nicht zu durchbrechen sind!

Jetzt ritt ich auf die Tanya hinaus. Mein Zigeuner hatte mir nicht sagen können, ob Dedēn zu seinem Katarrh einen Arzt zugezogen und welchen. Ich wollte selbst nachsehen. War der Fall ärztlich, so wollte ich versuchen — ob er nicht tödtlich werden könne. „Medicina est ars impune necandi". Ich füllte meine Brieftasche mit Banknoten und ritt meines Wegs.

Auf diesem Ritte begegnete mir folgendes Abenteuer.

Am Heckenrand eines einsamen Weinbergs fand ich einen Menschen schlafen. Ich kannte den Mann. Es war der alte Abraham, der ehrliche Hausjude Dedēns. Er hatte seine Reisetasche umhängen, und ein aufgeschlagenes Büchlein, worin er vielleicht gelesen hatte, war seiner Hand im Einschlafen entglitten. Aus dem Büchlein war ein weißes Blatt Papier gefallen, welches unfern daneben lag. Es regte und rührte sich und doch war die Luft stille. Ein großer Käfer krabbelte darunter, welcher sich endlich hervorwühlte. Er wendete das Blatt um, — es war auf der anderen Seite beschrieben.

Eine Person aus Dedēns Umgebung! Nachdenklich ritt ich weiter. Ich empfand, ich weiß nicht welchen Reiz von dem Begegniß. Der Jude konnte mir vielleicht manches sagen, woraus ich etwas zu machen wußte. Er plauderte gern und arglos. Ich lenkte um.

Ich rief den Schlafenden an. Er antwortete nicht. Er schlief fest und schwere Tropfen standen ihm auf der

Stirne. Das Blättchen, schien mir, lag jetzt etwas ent-
fernter.

Vielleicht war es wichtig. Ich stieg ab und nahm
es auf. Es war ein Recept. Mein Latein ließ es mich
entziffern. Eine Art Mandelsyrup mit ein paar Tropfen
Opiat war die Verordnung. Also eine Arznei, wie si
etwa für Einen, welcher wegen Katarrh eine schlaflose Nach
fürchtet, lindernd und schlafmachend verschrieben wird. Ein
Arznei für Oedön. Auch trug sie das Datum des Tages

Inzwischen fiel es mir auf, daß der alte Mann, welche
so eifrig und pünktlich war, einen Gang in die Apothek
verschlafen sollte. Auch das fiel mir auf, daß er scho
so früh auf dem Wege müde geworden wäre, denn er wa
von der Tanya Oedöns, welche seitwärts in den Vorland
des Kaphegy lag, höchstens ein Stündchen entfernt. I
dachte nach und bald glaubte ich den Zusammenhang
errathen. Er war aus der Stadt wohl schon zurück.
hatte die Müdigkeit des Doppelwegs in seinen alten Knoch
Und jetzt fiel mir ein, es sei Freitagabends. Zwar
Sonne stand noch am Himmel, aber sie stand in ein
schwarzen gewitterischen Schichtwolke und sein altes blö
Auge mochte die Schichtwolke für den Horizont gehal
haben. Er mochte wähnen, sein Sabbath sei schon
gegangen, da hat er sich hingesetzt und aus dem Büch
seine Gebete gesagt. Ich hob das Büchlein auf, es
wirklich ein jüdisches Sidur. Erhitzt und müde wie er
wurde ihm das Sitzen gefährlich, die Natur forderte
Recht und er schlief ein. So erklärte ich mir das was ich

Er war also schon zurück aus der Stadt! Er hatte die Arznei schon bei sich! Bei diesem Gedanken ergriff mich ein Taumel. Ich blickte rings in die Landschaft — sie war menschenleer. Da machte ich mich über die Tasche des Juden her, durchsuchte sie, und fand, nebst andern Gegenständen, die er in der Stadt eingekauft, das Arzneifläschchen. Im Nu war es zur Hälfte entleert, und das Gift, das ich seit den Tagen meiner Brustbeklemmungen für mich selbst bei mir trug, an die Stelle derselben eingefüllt. Ich bestieg mein Pferd und trabte auf dem weichen Sandboden ungestört weiter. Von der nächsten Hügelwelle sah ich zurück. Der fromme Jude schlief den Schlaf des Gerechten. Seine Lage war noch unverändert. Ich verschwand unter dem Hügel. Fernher von Weiprem tönte das Läuten der Abendglocken und in der schwarzen Gewitterwolke fing es zu blitzen an, wie ein Licht, das hinter einem dunklen Vorhang hin und her irrt. Ich jagte nach Hause.

Das also war ein Mord. Wie seltsam! Mit meinen Mordgedanken saß ich monatelang gebeugt unter den Menschen, aber für diese Minute mußte ich ihnen mit meinem Kopfe Rede stehen! Und doch kam mir das Umleeren zweier Fläschchen gleichgiltig, fast unschuldig vor gegen die monatlange revolutionäre Arbeit meiner Gedanken. Es kam mir vor, daß dem Menschen seine Handlungen weit ferner stehen, als seine Gedanken. Und doch werden wir für unsere Handlungen gerichtet und die Gedanken sind zollfrei. Ich verwunderte mich, wie leicht es war, einen Mord auszuführen, den es so schwer und aufregend zu denken war.

Es war mir, als hätte ich etwas Neues gelernt und Etwas, das mich beruhigte. Es war mir, als wäre meine Handlung fast gut gewesen, weil sie mich zum ersten Male nach so langer Zeit von meinen bösen Gedanken befreite.

Oedön starb wirklich noch in derselben Nacht. Leichenbeschau, Begräbniß und was sonst damit zusammenhängt, ging mit jener liebenswürdigen Sorglosigkeit vor sich, womit sich guter ungarischer Brauch von deutscher Pedanterie so glücklich unterscheidet. Meine That lag harmlos unter der Erde, bei so vielen andern Doctor- und Apothekerthaten. Ich blieb unentdeckt.

O Weltposse voll komischer Ernsthaftigkeit! Habt ihr schon Schulbuben gesehen, die einem gravitätischen Mann einen Haarbeutel anhängen? Ihr lacht selber mit, ihr mögt wollen oder nicht. Je gravitätischer der Mann sich gebärdet, desto lächerlicher wird er. Er schreitet stolz und bedächtig, ihr lacht. Er blickt freundlich und leutselig, ihr lacht. Einem Bettler bietet er Almosen und der Bettler lacht. Einem Kinde will er Zuckerwerk schenken und das Kind lacht ihn aus. Alles was an seiner Frontseite vorgeht, wird lächerlich durch den Appendix seiner Reversseite.

Dieser Hanswurst war mir jetzt die Welt und der Haarbeutel, den ich ihr angehängt, ein unentdeckter Mord.

Da saß sie, die gravitätische Bestie mit ihren religiösen, polizeilichen, moralischen und juristischen Mückenseigern und hörte Schulkindern die Beichte und confiscirte gewässerte Milch und legte Verbalinjurien auf die Goldwage und machte alles Krumme grad und wusch die Gesetzwäsche bis

in's feinste Jabotfältchen hinein und wußte nichts von dem himmelschreienden Mord, der ihr als Haarbeutel im Nacken saß! Wie sie mir schmeichelte, die Bestie! Ich hatte ein edles Herz, einen gebildeten Geist, wirkte gemeinnützig, wohlthätig, hatte bürgerliche Tugenden und Verdienste. Und wenn sie mit mir moralisirte, die Bestie, so moralisirte ich tapfer mit und hatte ein zarteres Gewissen und ein subtileres Rechtsgefühl als sie Alle. Drollige Bestie das! Ich habe zwei Fläschchen gegen einander umgegossen, aber wenn sie das wüßte, so wäre es aus mit mir! Die Bestie bildete dann auf einmal sich ein, ihre Weltordnung sei verletzt, und sie könne gar nicht mehr existiren, ohne mein Blut zu haben. Er hat einen unsrer Race gefällt, und jetzt hat er weder Herz noch Geist, noch Tugenden und Verdienste auf der ganzen Peripherie seines übrigen Daseins. Fort mit ihm! So heulen, wenn ein geprügelter Hund heult, sämmtliche Hunde der Straße mit über ihre verletzte moralische Weltordnung!

Aber — ich bin unentdeckt! Es war ein Gefühl aller Gefühle! Die Stellung der Menschen zu mir und meine zu ihnen amüsirte mich unaussprechlich. Irma's leidenschaftliches und oft wiederholtes Bekenntniß, wie sehr ich der Mann ihres Herzens sei und daß sie einzig nur mich lieben könne, war der tollsten Walpurgisnacht würdig. So oft mir Gott Hymen um den Hals fiel, wackelte sein Haarbeutel im Nacken mit einem schauerlich schönen Ridicül. Der Effect war einzig. Ich mußte nur an mich halten, ihn nicht zu stören. Kein Menschenehr durfte es

hören, was ich mit der dämonischen Wollust des sichern Geheimnisses mir selbst zuflüsterte: Ich bin unentdeckt!

Nie hat ein Mensch die Wirkung der Komödie in einem größeren Stil genossen. Es war der kühnste Situationswitz. Noch jetzt, indem ich das schreibe, kitzelt mich die Ironie dieser Lage wie ein feines Nießpulver in der Nase.

Das ging so eine lange Linie von Tagen. Endlich aber kam der Punkt, wo die Linie nicht länger gradlinig sein wollte, sondern sich unvermittelt nach einem Schnörkel sehnte. Und hier war's, wo ich mich selbst verrieth. Nicht mein Gewissen that's, ich protestire dagegen. Das ist ein Elender, welcher merket und doch ein Gewissen hat: dieses Gespenst der Einbildung hat meiner Kritik nicht Stand gehalten. Nein, sondern eine Kraft that's, viel solider, als das leicht erschreckende Gewissen, welches keine Urkraft ist, sondern der Bruchtheil einer Kraft. Die Kraft, von welcher ich spreche, ist darum so stark, weil sie überhaupt nicht gewusst wird. Es gibt keinen Widerstand gegen sie. Ihr könnt sie nicht verneinen, denn sie ist selbst schon eine Verneinung. Ihr könnt euch nicht abfinden mit ihr, denn sie überrascht euch. Sie thut Alles, was ihr nicht voraussieht, und ihr seht nichts voraus von dem, was sie thut. Sie regulirt oder verwirrt jeden Ruck eurer Lebensuhr. Sie stößt eure Salzfässer wie eure Thräne um.

Ihr glaubt mir nicht? Wohlan, hier sind ein paar Muster davon.

Jüngling und Mädchen lieben sich. Wenn sie beisammen sind — so fließt Glück zu Glück und Freude zu Freude.

Welch Bauen und Umbauen von tauſend Himmeln, welch ruheloſes Ruhen in allen Seligkeiten! Welch ein geſchäftiges, vom ſüßeſten Nichts vereidbertes Ineinanderleben! Wie ewig neu machen ſie es, ſich zu haben, ſich zu halten, ſich anzublicken und anzulächeln! Wenn ſie getrennt ſind — ſo ſind ſie doch nicht getrennt. Seht die Finger des Mädchens! Da baumelt zu allen Stunden des Tags und des Lampenlichts irgend ein ſeidenes, goldenes, beperletes, allerliebſt-erſonnenes Gebändel, daran wird geſtickt, gewirkt, gehäkelt, geknötelt — für ihn! Seht das Treiben des Jünglings. Da wird ſtudirt, ſollicitirt, petitionirt, da wird der Stolz, die Ehre, vielleicht ſelbſt das Gewiſſen gebeugt (denn dieſe Maſchine wackelt immer, wenn's recht lebendig im Menſchen wird), kurz, da wird Alles gethan, was Ausſicht auf Brot gibt — für ſie! Und nun, nach Jahr und Tag! Sie begegnen ſich, gehen ſich einander aus dem Wege, werden blaß, und Jedes blickt nach einer anderen Seite. Was iſt geſchehen? Nichts. Nein gar nichts. Sie liebten ſich und haben ſich, was Wunder, auch ein Bischen geneckt. Das war ein pikanter Tropfen im ewigen Honigſeim. Einen zweiten Tropfen! Sie haben ſich auch ein Bischen gereizt. Wahrlich, das ſchmeckt adſtringenter als das einfach Süße. Einen dritten Tropfen! Sie haben ſich auch ein Bischen gekränkt, ſich wehe gethan, ſich Unrecht gethan. Das war zu viel. Das war ſchon Wermuth. Nehmen wir ihn zurück! Wer thut es zuerſt? An ihm iſt's. An ihr iſt's. Macht Keines den Anfang? Nein! Ach und ſo machten ſie Beide das Ende. Erſt ſpielten ſie mit dem Unrecht, dann

verſteckten ſie ſich im Unrecht. Sie zerfielen. Und das Alles geſchah nicht mit Laune und Willkür, ſondern mit Nothwendigkeit. Es geſchah durch die Kraft, von welcher ich ſpreche. Es geſchah — nach dem Geſetze des Widerſpruchs.

Mein Schafhirt lebt einfacher als ein Spartaner und wilder als ein Neuſeeländer. Sein Pelz iſt ſein Haus, ſein Hund ſeine Familie. Roggenbrod iſt ſeine Nahrung und Speck, welcher faſt niemals friſch iſt. Zuweilen röſtet er ſich eine Kürbisſchnitte oder einen jungen Maiskolben. Wenn er durſtig iſt, ſo gräbt er ſich ein Loch in den Sand und trinkt Schlammwaſſer. Auf einmal macht er ſich auf, geht nach Stuhlweißenburg oder Peſt und begibt ſich in den Laden des erſten Zuckerbäckers. Hier läßt er ſich Schaumtorten und Vanille-Eis vorſetzen. Er trinkt den älteſten Tokaier und raucht die feinſten Cigarren dazu. Er hat ein Halbdutzend Kameraden mitgebracht, welche er ebenſo bewirthet. Abends läßt er ſich eine Zigeunerkapelle kommen, eine Karelle, welche vielleicht der Königin Victoria aufgeſpielt hat und welche jetzt auch meinem Schafhirten aufſpielen muß. Nachts ſchläft er wie ein Sultan im Harem. Am Morgen zahlt er einen „Hunderter", die Summe deſſen, was er in drei Jahren geſpart und geſtohlen hat. Er kehrt auf ſeine Puſzta zurück und iſt Roggenbrod und trinkt Schlammwaſſer. War der Mann wahnſinnig? Nichts weniger. Wahnſinnig wäre er geworden, wenn er nicht ſo — vernünftig gehandelt hätte. Er mußte eine dreijährige Lebenslinie unterbrechen und einen

Circumflex dazu machen. Das große Weltgesetz ergriff ihn und hätte ihn zerrissen, wenn er es nicht befolgt hätte, — das Gesetz des Widerspruchs.

Und dieses Gesetz war es, welches den Mörder, den nichts verrieth, sich selbst zu verrathen zwang. Es war ein Naturgesetz, ein dämonisches, fatalistisches Naturgesetz, nicht euer schales Moralgesetz, nicht das Gewissen, welches ich längst zerbrochen wie Schilfrohr!

Ich bin unentdeckt! Der Gedanke hatte mir's angethan. Er war die Melodie, die mich peinlich verfolgte, indem sie mich bezauberte. Sie summte mir im Kopfe, sie summte mir auf den Lippen. Ja, auch auf den Lippen! Wo ich ging und stand, murmelten meine Lippen das Wort. Es war entsetzlich. Ich konnte mir's nicht mehr abgewöhnen. Ich konnte mir höchstens angewöhnen, in der Gesellschaft mit Menschen behutsam zu sein.

Dieses Wächteramt wurde mir lästig. Es spannte und schraubte mich unerträglich. Eines Tages machte es mich besonders ungeduldig, und da fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: Warum muß ich denn auch? Wie schön wäre die Menschheit, wenn ich nicht müßte! wenn sie so starkgeistig wäre, wie ich selbst! Statt meiner Devise: ich bin unentdeckt, — dürft' ich dann freimüthig sagen: Ich habe gemordet!

In jener Minute war mein Verräther geboren. Es sichte was in der Luft, — es war der erste Schliff an meinem Henkerbeil. Das große Naturgesetz ergriff mich — das Gesetz des Widerspruchs.

Ich habe gemordet! Ein wahnsinniger Rausch lag in dem Worte. Es legte sich unwillkürlich an die Stelle des vorigen. Es riß sich wie ein Vampyr in mein Blut und sog, was das innerste Herz verschließen sollte, an die Oberfläche heraus.

Ich habe gemordet! O daß ich das, was vor Vielen mich auszeichnet, Allen verschweigen muß! Erst in diesem Worte schien ich mir Mensch. Es war das Letzte der Menschheit aus. Es schien mir, als sollte jeder Mensch erleben, was ich erlebt hatte, um mitsprechen zu dürfen. Nur Kinder vor ihrer Geschlechtsreife sind unschuldige Wesen. Die Schuld ist mannbar. Warum sollte die höchste Schuld nicht höchst mannbar sein?

Ich habe gemordet! O dürft' ich's nur Einem sagen, der Eine sollte mir die ganze Menschheit bedeuten! Wie oft nahm ich Jemand's Kopf in meine Hand, diese Schrift voll Sinn und Charakter, und dachte mit Gram: Weib, warum darfst du nicht wissen, um welchen Preis du mein bist? Es war ja keine Wirkung! Warum darfst du keine eigenen Wirkungen nicht kennen? Ich fing an, sie zu hassen.

Ich ging meine Freunde durch. Es waren Männer. Ach, sie waren es nicht! Sie waren es überall, nur hier nicht. Ich fand keinen Einzigen, dem ich mich anvertrauen mochte. Sie alle standen vor der Schranke, die ich überspringen, bekannt. Und theilweise waren es Männer, welche radical dachten, revolutionär handelten. Wie arm schien! Ich fing an, sie zu verachten.

Mein Behagen verſchwand. Mein Muthwillen, meine ironiſche Laune waren dahin. Ich wurde ernſt, traurig. Ich fühlte mich iſolirt und meine Iſolirtheit machte mir Schmerz. Unbarmherzige Beſchränktheit der Menſchen, die mir das auferlegte! Sie wußten nicht, was ſie mir thaten, aber ich konnte es ihnen nicht verzeihen. Sie thaten mir wehe. Sie zwangen mir ein Geheimniß auf, und welcher Menſch kann leben und glücklich ſein, mit einem Geheimniß auf der Seele?

An dieſem Punkte will ich euch eine große Entdeckung mittheilen. Es iſt eine Entdeckung — ſo groß in der Ethik, wie in der Phyſik das Geſetz der Schwere. Ich habe ſie praktiſch an mir entdeckt und ihr tödtet den Entdecker; aber vereidern ſoll ſie wenigſtens eure theoretiſche Erkenntniß. Höret mich an, Menſchen, die ihr vor dem Katheder meines Schaffots als meine Schüler ſteht.

Ich las als Knabe eine Geſchichte des byzantiniſchen Kaiſerthums. Zoë vergiftet den Jene und Jene vergiftet die Zoë. Eudoxia vergiftet den Alexis und Alexis vergiftet die Eudoxia. Es vergiften ſich die Prätendenten und Nebenbuhlerinnen, es vergiften ſich die Hofſeldaten, Hofmönche, Hofeunuchen und Hoffräulein. Ich las in Merimé's Colomba von der corſiſchen Blutrache. Ich las in Widemann's und Hauff's Sammlung von Länderbeſchreibungen über die Blutrache der dalmatiniſchen Slaven. Blut über Blut! Kein Menſch, der nicht einen Menſchen getödtet! Sie überfallen ſich in Haufen, ſie meuchlen ſich einzeln, der Eine rächt ſich und der Andere rächt ſich am Rächer —

und was mich am meisten erstaunte: alle diese Menschen essen, trinken, schlafen, verdauen, singen, tanzen, lieben und werden geliebt, pflanzen sich fort und Jeder ist, so viel man sehen kann, ganz à son aise. Und doch sind es Menschen, Europäer, ja sogar Christen. Wie kommt das? Ich war Knabe und noch fand ich die Antwort nicht.

Jetzt hatte ich sie. Setzt mich in eine Gesellschaft wo ich sagen darf: ich habe gemordet, wo ichs zu Menschen sage, welche selbst wieder morden und gemordet haben; — und es gibt kein Gewissen! Das Herz schlägt ruhig, die Stirn bleibt frei und offen. Nicht das Gewissen, das Geheimniß macht den Mörder zum Mörder. Zu wissen, ich weiß etwas, das Andere nicht wissen dürfen; genöthigt zu sein, in Blick, Miene, Wort und Gebärde sich zu bewachen, sich zu verstellen: das ist's, was dem Kulturmörder sein Kainszeichen aufdrückt. Das ist's, was unheimlich zwischen ihm und den Andern steht, das ist der Hauch, der ihn umwittert, das Grauen seiner Nähe. Es ist auch kein eigenes Alpdrücken. Wohl drückt ihn etwas, aber die drückende Kraft erklärt ihr euch falsch. Nicht das Gewissen, das Geheimniß drückt ihn. Nehmt das Geheimniß von ihm und der Mann ist heil wie ihr Alle. Das Geheimniß, das Geheimniß, das ist das vermeinte Gewissen des Mörders! Merkt euch das.

Armes geächtetes Geheimniß! Was solltest du unter Menschen? Ich floh die Menschen, ich floh in die Ein-

ſamkeit. Ich trieb mich tagelang in Wäldern und Wüſten herum, in öden Berggründen, auf verwachſenen Wildwegen. Es that mir wohl, ſo allein zu ſein. Ich ſah eine Welt voll ungeheurer Maſſen vor mir, feſt und ewig gebaut — und nicht auf Sittenbegriffe! Sie beſtand. Sie war ſchön. Namenloſer Zerſtörung bedürftig, athmete ſie Leben, Ordnung, Duldung. Es war eine Welt, welche ein Mord nicht aus den Angeln hob. Der Iltiß mordete die Vogelbrut und die Wildkatze den Iltiß. Blutbefleckt zu jeder Stunde des Tags und der Nacht, zeigte ſie ihr Antlitz heiter und unſchuldig der lichten Sonne und dem ſtill wandelnden Monde. Es war eine Welt, in welcher der große Weltgeiſt nicht als kleiner Menſchengeiſt herrſchaftete. Es war meine Welt.

Ich habe gemordet! rief ich einſt in der wildeſten Einſamkeit des Kaphegy aus voller Bruſt heraus. Es war ein Jubelton, wie der Champagnergeiſt die Feſſel des Korks in die Lüfte ſprengt. Die Lüfte brauſten, die laubſchweren Eichen rauſchten darein, die Elemente verſchlangen und übertäubten das Wort, wie eine Welle [illegible] Brechen einer kleinen Muſchel. Und doch that es mir wohl.

Kindiſcher Genuß! Ich ſchämte mich meines knabenhaften Muthwillens. Ach, ich ſchämte mich vergebens. Es that mir wohl. Und Nachts, noch als ich im Bette lag, freute es mich an dieſen Augenblick zu denken und kaum meine ſchöne Bettgenoſſin freute mich ſo. Ich habe mein Geheimniß laut in die Lüfte gerufen! Kindiſcher Ge-

muß, aber — Genuß. Er muß wiederholt werden. Ich lechzte darnach.

Schon am folgenden Morgen ritt ich mit meiner Absicht wieder ins Freie. Aber jetzt erst fiel es mir ein, daß eine Berglandschaft nichts weniger als frei im Sinne meiner Absicht. Wie leicht verbirgt sie einen Menschen vor dem Auge des Andern! In wechselnder Hebung und Senkung überragt jede Bodenspanne die andere; Fels, Busch, Baum, ja selbst krebswüchsiges Kraut bilden zahlreiche Verstecke. Ich erschrak, daß ich daran nicht schon gestern gedacht. Heute dachte ich daran und hielt klüglich an mich.

Traurig ritt ich nach Hause. Die klangvolle Nachtigallenstimme meiner Zuma, das zirpende Gezwitscher meines Gesindes erfüllten mich mit Neid. Die Glücklichen! sie dürfen es aussprechen, was sie auf ihren einfältigen Herzen haben. Es ist freilich nicht viel, aber so wenig es ist, sie haben Mitgetheilt diese übrigen Schnäblein. Es ist das Privilegium ihrer Unschuld. Heil der Kindheit! Die Sprache hat kein Recht, sich von Thierlauten zu unterscheiden, wenn sie nicht dort anfängt, wo die Unschuld aufhört.

Ich hielt mein Haus. Ich durchstöberte das Land, mit keinem anderen Gedanken als — mein Wort auszusprechen. Ich suchte nah und fern den Boden, wo ich's mit Sicherheit kennte.

Da fiel mir das Afeld ein. Es war eine Reise dahin, aber — ich wäre bis ans Ende der Welt gereist,

um meinen Adlerschrei auszustoßen. Ich nahm Abschied von Weib und Kind — es war ein Abschied fürs Leben.

Kennt ihr das Alföld? Das Alföld ist ein flacher schwarzbrauner Boden — flach und schwarzbraun wie eine Schiefertafel. Diese Schiefertafel bedeckt Hunderte von Quadratmeilen. Wie ein Matrose in seinem Mastkorb das Meer überschaut, so überschaut ein Reiter von seinem Sattel herab dieses Land. Nein besser! Denn das Meer kann immerhin Wellen werfen, aber das Alföld erhebt sich zu keiner Welle. Es ist eine absolute Ebene. Sein Horizont ist nach allen Seiten hin umgrenzt. Es ist eine Horizontale wie mit der Wasserwage prästirt. Hier giebt es keine Grenze, um die Grenze der Sehkraft. Hier giebt es keinen Versteck, keinen Hinterhalt, keine Verborgenheit, was da ist, ist sichtbar.

Trunken von der Freiheit dieses Raums, sprengt' ich mein Roß und tummelte mich wie ein Wallfisch im Ocean. Mit einem einzigen Blick überflog ich die Oberfläche — sie war menschenleer — und jubelnd schrie ich mein Wort in die Lüfte: Ich habe gemordet!

Wir haben's gehört! antworteten zwei Männer, welche auf einmal aus der Erde heraufstiegen. Sie hatten einen Feldbrunnen ausgebösicht und waren nicht auf der Erde, sondern in der Erde.

Mein Roß scheute — und noch mehr der Reiter. Wir stürzten. —

Der Rest ist Criminalgeschichte. Verhöre, Zeugenaussagen, Apothekerbücher, Leichenausgrabung — das Alles

gehört nicht hieher. Leſet es in der Zeitung nach. Natürlich träufelte aus all dieſen Quellen doch nur ein Wahrſcheinlichkeitsbeweis zuſammen, dem noch Alles zur Gewißheit fehlte. Dringend ſchärfte mir deshalb mein Anwalt die erſte aller Vertheidigungsmaximen ein: Quid feceris nega. Ich aber antwortete: Ein Gentleman lügt nicht.

Auch ein Philoſoph thut es nicht. Was hatte ich mehr zu verlieren, als was Oedön verloren, — nicht ein Leben, ſondern einen Augenblick? Die Philoſophie, die ich gegen ihn ſpielen ließ, mußte wahr ſein auch gegen mich ſelbſt. Ich konnte ſie zum Blutzeugen ihrer Wahrheit machen an meinem eigenen Leben. Gab ich ſie preis? Proſtituirte ich ſie? ſtieß ich ſie als Lügnerin hinaus in die Welt? Nein, du ſollſt keinem falſchen Spieler gedient haben! Du warſt mehr als die Kupplerin meiner Leidenſchaften. Ich bekenne mich zu dir im Leben und Tod, ich bin ein ehrlicher Mann.

Und auch ehrgeizig bin ich. Ich bin ſtolz, ja hochmüthig. Ich verachte die Menſchen und achte mich ſelbſt. Es ſchmeichelte mir, mich zu einem Mord zu bekennen. Das war eine That, die vor Vielen mich auszeichnete. Ja, vor Mördern adelt. Es war kein gemeiner Todſchlag. Es war ein pompöſer, feierlicher, wohlausgetragener, hochphiloſophiſcher Mord. Es war ein Gang über den moraliſchen Rubicon, nicht wie ein Dieb ſchleicht, oder wie ein Trunkener taumelt; nein, wie ein Cäſar marſchirt, mit Sang und Klang, in Reih und Glied. Ich darf ſie zeigen dieſe That, und ich will es.

Aber zuletzt bin ich auch wohlthätig. Ich will ihm was Gutes zukommen laſſen, meinem ſchöngeleckten Unterſuchungsrichter, der noch ein junger aber ſehr ſtrebſamer Mann iſt. Der hübſche Kerl hatte ſeinen Glückstag, als ich mich eines Morgens vor ihn führen ließ und ihn alſo anredete: Machen wir ein Ende, Freund. Ich bin gekommen, um Ihnen ein volles Bekenntniß abzulegen. Nicht wahr, das freut Sie? Geben Sie mir die Hand. Sie ſind ein Mann nach meinem Geſchmack. Ihr Renommé iſt Ihnen Ihr Zweck und daß ich an den Galgen komme, ein Mittel zum Zwecke. Brave, ſo lieb ich die Canaille! Es freut mich, einen Egoismus zu ſehen, der mich eben ſo gern umbringt, wie ich den Cedèn umgebracht habe. Gute Geſellſchaft, Freund, gute Geſellſchaft! Ich habe Sie lange zappeln laſſen, nicht wahr? Ah ja, an einem Manne wie ich ſind Sporen zu verdienen. Aber ſehen Sie, Liebſter, das wollte ich auch. Ich wollte Ihr Glück machen. Ich wollte eine harte Nuß ſein, damit Sie ſie mit fracas aufknacken und der Welt Ihr ſtarkes Gebiß zeigen können. So müſſen Sie verrücken. Aber ich weiß, das Verrücken brauchen Sie, um Ihre Geliebte zu heirathen und eine Familie zu gründen. Alſo gründen Sie Ihre lieben Kleinen. Die armen Narren warten ſchon mit Schmerzen darauf, geboren zu werden. Wohlan, ſie ſollen's aus meinem Cadaver. Da habt ihr ihn, freßt euch ſatt, junge Raubthiere.

Mein Verhörsprotokoll iſt unterſchrieben. Ich habe Alles geſagt, was ein Todesurtheil braucht. Alſo ſterben

wir! Werfen wir's hin dieses Leben, wie ein ausgetrunkenes Glas. Dir bring' ich's, Irma! Ich habe mein Leben genossen, mein Weib besessen, — was will ich mehr?

Und lebt nicht mein Söhnchen? Hahaha! O über die Justiz mit der wächsernen Nase! Da geh' ich herum in meinem Kinde, aber ich bin ein unschuldiges Kind. Ja, so nennen sie's. Der Mörder im verjüngten Maßstabe ist ein unschuldiges Kind. Daß es mein Ich ist, mein Selbst, meine Fortsetzung, das geben sie ohne Weiteres zu; aber, — es ist unschuldig! es bleibt straflos. Und das nennen sie die Gerechtigkeit wiederherstellen! O ihr Chinesen Europa's, habt ihr nicht so viel Courage wie die asiatischen, welche den Uebelthäter mit sammt seinem Geschlechte ausrotten? Seht ihr sie nicht, die metaphysische Identität? Nein, sie sind blind. Sie sind zopf- und kopflos, die Chinesen Europa's. Das Kind lassen sie laufen. Das fortgepflanzte Leben des Mörders ist ihnen wieder heilig. Da überfällt sie wieder der Heiligkeits-Rappel ihrer Lebens-Verliebtheit! Glück auf denn, mein Sohn, so lebe, lebe, und verachte die kurzsichtigen Häckerlingschneider, welche nicht wissen, daß Du ich bist und Ich Du bin.

Ich bin zu Ende. Ich habe den letzten Tropfen vom Tageslicht ausgetunkt. Kaum seh ich noch meine Buchstaben. Der Mond taucht hervor; — wie ein verweintes Gesicht steht er dunstig in nassen Herbstwolken. Ich seh ihn zum letztenmale. Morgen seh ich ihn nicht mehr.

Und doch — wird er geſehen werden. Andere werden ihn ſehen. Andere? Warum Andere? Gibt es denn Andere? Iſt nicht ein Menſch die ganze Menſchheit, ſind die Andern nicht ich ſelbſt? Wenn du von Anfang bis zum Ende der Mondnacht über die Länge des Platenſees hinwandelſt, ſagt man denn: jetzt ſpiegelt ſich der Mond in anderen Tropfen? Was iſt ein Anderes? See dort und hier — Alles!

Auch das Ich iſt ein Aberglaube! Es iſt der zäheſte, der hartnäckigſte, es iſt der Aberglaube auch noch derjenigen, welche nichts glauben. Aber unüberwindlich iſt ſogar er nicht. Man kann ihn aufgeben. Das erſte Auge auf Erden war meines und das letzte iſts auch.

Das letzte! Aber dann? Dann iſts doch aus? Wenn die Gattung aufgehört hat, dann iſt doch auch das Individuum hin? gewiß und wahrhaftig hin? unwiederbringlich und für immer hin? Das wäre traurig. Herz, mein Herz, laß uns nachdenken!

Als das Maſtodon ausſtarb, das Dinotherium, das Megatherium, — da konnten ſie denken: nun iſts aus. Après nous le deluge. Und ſiehe da, ſie kam wirklich, die Sündfluth, aber nach der Sündfluth kam wieder das Leben. Es war nicht aus. Auch die Gattungen ſind nur Individuen. Das Geſchlecht der Saurier oder das Geſchlecht der Menſchen ſind nur wie verſchiedene Schriftarten in einer Druckerei: der Setzer ſetzt bald aus dieſer, bald aus jener; — bald legt er Garmond ab und ſetzt Cicero, bald legt er Cicero ab und ſetzt Petitgeois, aber

immer ſetzt er. Und immer ſetzt er den nämlichen Text. Der Text heißt: lebe, empfinde, ſei da.

Getroſt, lieber Mond, wir ſehen uns noch manche Jahre. Sie richten mich ſo wenig hin als dich ſelbſt. —

Liebesschuld.

Ein Märchen.

Ein junger Wandersmann saß auf der Steinbank vor dem Kloster. Das Kloster war ein grauer melancholischer Steinhaufen und lag am Ende des unermeßlichen Schuttfeldes vor den ersten Abhängen des großen Gebirges. Recht lag es da, als ob es die Ebene an's Ufer gespült oder der Berg vor sich her geschoben hätte. Es war ein trauriges Land. Im ganzen Umkreis keine Menschenwohnung, kein Heerdeblöken, kein Hahnschrei. Dürr hörte die Ebene auf und dürr fingen die ersten Schutthalden des Gebirges an. Das Kloster hatte sich angesiedelt, wo die einzige Quelle unter dem Berge hervorkam, aber, lebensmüde schon in der Geburt, zu einem sandigen und sumpfigen Moorwasser auseinander floß. In diesem Sumpfgerinn war eine Aue von Weiden emporgeschossen, und tief in dem Weidicht lag das Kloster. Es schien, als habe der Bau nicht das Grün gesucht, sondern blos den Schleier, den Vorhang, der ihm die Aussicht in's Weite und den Anblick der verachteten Welt verbarg. So düster lag es da in dem grämlichen Weidenschatten, welcher vom Walde nichts hatte, was ihn lustig macht,

sondern blos das tagähnliche Dunkel, das herzerkältende Schweigen.

Der Bruder Guardian hatte dem Pilgrim ein Brod und einen Wasserkrug vorgesetzt und mit einem knappen Segenswerte sich wieder entfernt.

Ihr solltet doch meinen Dank abwarten, sagte der Wanderer, der ein Gespräch suchte.

Wozu? murrte der Guardian; jedes Wort, das gesprochen wird, ist werth, daß es ungesprochen bleibt.

Da habt Ihr Recht, antwortete der Fremde; Worte sind's, welche das Ohr der Weiber bethören und aus ihren Herzen die Treue hinwegstiften.

Der Bruder schoß einen Feuerblick aus seinen aschgrauen Augenhöhlen. Nichts von Weibern an diesem Orte! grollte er finster.

Tief auf seufzte der junge Wanderer. An diesem Orte? Sagt, an keinem Orte! Gott, Gott, warum hast du sie erschaffen? rief er mit einem Weheblick gegen Himmel.

Der Klosterbruder stand aufmerksam. Er selbst war noch ein junger Mann, aber sein Haar ergraut, seine Züge erstarrt.

Seuer ruhig fort: Alle nichts von Weibern! Laßt uns von Euern Bergen reden. Acht Tage, sagen die Leute, pilgert man auch, eh man an's Ende kommt.

So ist es. Wollt Ihr hinüber?

Wenn Gottes Segen dabei ist, ja!

Den wünsch' ich Euch, rief der Bruder bedeutungsvoll.

Und kann ich mich nicht verirren? fragte der Wanderer.

Nein; wenn Ihr den Alpenpaß haltet, welchen schon die alten Heiden gebahnt haben und keine neuen Heidenwege sucht.

Neue Heidenwege? wie versteht Ihr das? fragte Jener.

Der Bruder sah ihn scharf an.

Der junge Fremde blickte zu Boden. Nach einer Weile fuhr er fort: Es könnte ja sein, daß links und rechts manch ein feiner Ort läge, welcher der Ausbeuge werth wäre. Die Leute nannten mir solche Orte. Der stille Grund — König Necho's Brunnen — die Elfenwiese — das Gaden der Bertha — zuletzt der Trojanerberg.

Ihr wollt auf den Trojanerberg? rief der junge Mönch.

Warum nicht? sagte der Pilger, nennt mir den Weg dahin.

Ihr wollt auf den Trojanerberg?! wiederholte der Klosterbruder.

Da war's mit der Verstellung des Fremden zu Ende. Sein Herz wallte über, er schlug die Hände vor's Gesicht und schluchzte laut: Ja, ich will auf den Trojanerberg!

Der Guardian setzte sich neben ihn auf die Steinbank. Wer hat Euch den Berg verrathen? fragte er mit Theilnehmung des Herzens.

Der Jüngling, noch immer im Schluchzen, antwortete: Heiliger Mann, ich schäme mich vor Euch. Hätte ich gewußt, daß Ihr das Geheimniß kennt, nie wäre der Name über meine Lippen gekommen.

Wer hat Euch den Berg verrathen? wiederholte dringender der Mönch.

Es ist gewiß keine Sünde, betheuerte der Jüngling, indem er seine blauen Augen trocknete. Es ist nichts wider Gott und den Glauben. Fern von diesem Lande, wo ich zu Hause bin, da lebt ein alter hundertjähriger Schäfer; ein frommer Mann, ein Dienstmann des Klosters, welchen der Bischof selbst um Rath fragt. In der Furcht des Herrn bewahrt er alte vergessene Kunde, hütet sie vor Spott und Unglauben und spendet nur Jenen davon, welche kindlichen Herzens sind. Und als ich nun heimgekehrt war von meinem Wandern und das Weib, das ich über Alles geliebt, in Schuld fand, die nicht mehr zu tilgen; als ich zu Gott schrie um ein Wunder und mit meinen Knien die Kirchenstufen zerrieb und meinen Kopf an die harten, steinernen Altäre schlug und ein Tag um den andern verging, und keiner, keiner das Geschehene ungeschehen machte; da verzweifelte der Bischof selbst an meinem Erretten und sagte in der neunten Beichte: Mein Sohn, du bist noch nicht reif für das Manna des Himmels. Wie ein Kindlein, welches vor der Zeit entwöhnt wird, nach der Mutterbrust schreit und keine Kost schmecken will, denn diese, und sieber verhungert und abstirbt; so brauchst du noch einen Erdenglücks, ehe du eingehen kannst in das mystische Glück der Entsagung. Die Natur überspringt keine Stufe, und die Natur ist Gottes sichtbare Offenbarung. Gehe hin, mein Sohn, und bitte Gott, daß er dich finden läßt, wessen dein Herz begehrt, eine neue und bessere Liebe. Als ich dieses gehört, da ging ich nicht mehr zum Bischof, denn ich dachte bei mir: der Mann hat nicht Einmal

geliebt, der eine zweite Liebe mir anrathen kann. Er versteht seine heiligen Dinge, aber den süßen schmerzlichen Eigensinn des Herzens versteht er nicht.

Das sagte der Bischof; und was sagte der alte hundertjährige Schäfer?

Geht, Ihr wißt es ja selbst, antwortete der Jüngling verschämt. — Er blickte scheu um sich, denn überall zwischen den Weiden sah man braune Kutten sich regen und erdgelbe Gesichter in grauen Bärten: es waren die Mönche, welche im Weidengrund ihre abgesonderten Wurzgärtlein gruben. Flüsternder fuhr er fort: Viel frommer Sprüche sagte der Schäfer. Willst du erlöst sein, so mußt du selbst wieder erlösen. Siehe, mein Söhnlein, daran merke, daß es kein sündliches Werk ist, was ich dir rathe. Der Teufel thut Gutes mit falscher List, da er mit der Sprache niemals herausrückt, was du ihm wieder thun sollst. Aber die arme Peralba auf dem Trojanerberg wird dir mit offenbaren Worten sagen, was du thun sollst und was gewinnen. Die Peralba ist ein Geist, welcher viel hundert Jahre auf dem Trojanerberg bannt, verbannt, im Fluch einer Liebesschuld. Erlösen soll sie Einer, der ohne Liebesschuld kommt, aber durch Liebesschuld ruhtlos und unglücklich wie sie. Kann er sie erlösen, so hat er selber sein Heil gewonnen und ein Glück kommt über ihn — wenn alle Blätter der Bäume Zungen wären, so würden es die Zungen nicht aussprechen. Das sagte er und noch viel hohe und geheime Sachen, die ich nicht verstand, aber ich fühlte in meinem Herzen, daß ich glaubte und hoffte. Und ob ich

liebe? fühl' ich denn was anders als das? So hab' ich mich aufgemacht und bin gewandert, gewandert, — und wie ein Vogel fliegt mit der Luft in seinen Federn, so spüre ich schon die Geisterluft in meinem Gebein und sterbe vor Sehnsucht, von dem Geiste Peralta zu hören, was mein und sein Erlösungswerk ist. Guter Bruder, bei der Barmherzigkeit, die unser ewiges Erbteil: ich stehe jetzt vor dem wilden und fremden Gebirg', — nennt mir den Weg hinein.

Der Mönch schüttelte den Kopf. Soll ich Euch das Beste und Teuerste rathen, so kehrt Ihr um und wandert heim ohne Aufenthalt. Im guten Wahne geht Ihr hinauf, wahnlos mögt Ihr zurückkommen! Denket Euch, was Ihr thut, noch so gütlich, es ist ein Frevel! der Mensch darf nie seinen letzten Schritt thun. Was Ihr auch verloren habt, Ihr könnt noch das Letzte verlieren, Euern Wahn! Euern Wahn! Wisset Ihr, was Euch übrig geblieben an diesem Gute? Ihr wißt es nicht. Aber wenn Ihr es wüßtet, so ist es auch schon zu spät. So ist es dahin und kommt nicht wieder, das letzte Stück des Unglücklichen, — Euer Wahn! Euer Wahn!

Und jetzt war es schlimm. Der Mönch und der Fremde schienen fast abscheulich; aber der Mönch stand da, wie ein Vater vor seinem Kinde, wie die weise und graue Ewigkeit vor einem sündenden Augenblick. Wäre der Laie nicht in sein eigenes Herz vertieft gewesen, es hätte ihm schaudern müssen vor dem Klosterjüngling im grauen Haar — wie vor seinem eigenen zweiten Gesichte. So aber lächelte er nur und sprach: Heiliger Bruder, Ihr kennt die Liebe nicht

wenn Ihr ſo ſprecht. Wer liebt, hat nichts für ſich ſelbſt. Alles wagt er, auch ſeinen Wahn. Wehe dem, der nach Liebe geht und nicht ſeine ganze Habe dran ſetzt!

Als der Mönch dieſes hörte, hob er die Hand auf und ſagte: Ja, Ihr dürft auf den Trojanerberg gehen. Geht hin, Ihr dürft es.

Mit Fleiß bitte ich Euch abermals; nennt mir den Weg hinauf.

Das iſt kein Weg wie ein anderer. Ihr werdet Zeichen ſehen und in Eurem Inneren wiſſen, daß Ihr auf dem Wege ſeid.

Mit freudevollem Ahnen ſchüttelte ſich der Jüngling, ergriff ſeinen Stab und ſtand auf.

Sinnend betrachtete ihn der Kloſterbruder. Sollte es wahr ſein, murmelte er, es lebte Einer, der auserwählt iſt? Und als der Andere ſchon fortging, ergriff er ihn beim Arme und ſagte: Verweilet noch einen Augenblick. Ihr ſagtet, neunmal habt Ihr Eurem Biſchof gebeichtet. Thut es zum zehnten Mal, eh' Ihr dieſen Weg antretet. Beichtet auch mir.

Was, ehrwürdiger Bruder?

Was habt Ihr Eurem Biſchof gebeichtet?

Verſuchungen. Aber ſie ſind vorüber, Mann Gottes. Als ich's mit Augen ſah, wie das Weib meiner Liebe das Weib eines Anderen war, da war es mir ſchwarz vor den Augen. Ein Rachegtrom um den anderen ſiedete über mein Herz, ich wollte bald ihn, bald ſie tödten, meine Gedanken ſchwindelten, mein Fuß wankte auf der Leiter,

die zwischen Himmel und Hölle hängt. Da hielt ich mich fest an's Kreuz, denn der Abgrund lag überall unter mir.

Und eine Schuld hattet Ihr nicht zu beichten?

Eben der alte hundertjährige Schäfer fragte mich so. Aber glaubt, ehrwürdiger Bruder, ich habe mein Gewissen erforscht, wie ein Bergmann, der in den tiefsten Schacht fährt. Aber je tiefer ich forschte, desto leuchtender wurde es darin. Zwar ich ihr doch nichts als Liebes und Gutes! Hätte ich doch alle Freuden der Welt zu einem Thurm aufbauen mögen und sie mitten hineinsetzen! Wie hätte ich mein Unglück verschulden sollen? Zu den Sonnenstrahlen sagte ich: wärmet sie! und zu den Westlüften: kühlet sie! Wie die Bienen ihre Zellen mit Honig anfüllen, so war ich in allen Räumen meines Herzens angefüllt mit Liebe für sie. Meine Liebe schien mir kein Menschenwerk; oft dachte ich, ein Engel wehne in mir, den Menschen zum Beweise, wie süß ihre Liebe sein soll. Ach, mein Gewissen erwachen! Ich konnte nur stolz werden, wenn ich es that, aber böse vor Zorn über ihren Undank und Untreue!

Der Mönch sah seinen Gast mit einem langen Blicke an. Er wollte was sagen, da ertönte das Glöcklein im Kloster. Der Mönch erhob seinen Arm, deutete und sagte: Ze geh' mit Gott Jüngling! Da hinaus geht Dein Weg, da hinein der meinige. Wer von uns geht besser?

Er wandte sich und verschwand in die Klosterpforte. Unter den Weiden hervor kamen die Mönche, jeder sein Strahlbrett geschultert, und zogen schrittweise in ihr Heiligthum.

Der Wanderer ging. Gleich hinter dem Kloſter erhob ſich der Weg in die Berberge. Im Kloſter verſtummte das Glöcklein und ein Chorgeſang tönte dem Wanderer nach:

Caro mendax debet cruci
Amor sit aeternae luci.

Der Wanderer murmelte für ſich: „Lug des Fleiſches ſei zu nichte, euer Herz gebühret dem Lichte". Nachdenklich ſchritt er weiter. Da ſah er das erſte Grün über den dürren Halden und ein Luftſtrom voll Waldgeruch kam ihm entgegen. Mit voller Lunge athmete er in die Luft hinein und wie von einer Begeiſterung ergriffen, rief er aus: Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn! Die Welt iſt voll von ihnen, nicht blos die Klöſter. Ihr Schwarzen dort unten, ihr habt das Licht nicht allein. Umfanget mich, freie Lüfte der Berge, auch hier weht der Odem Gottes! Ahneſt du ſchon die Nähe deines Erlöſers, arme Peralba? Ich komme, ich komme! Ich ſpüre den Hauch deiner Sehnſucht in dieſen fremderen Lüften und dringe mit Wonneſchauern dem mir Unbekannten zu, das mich in deinen Geiſterarmen erwartet!

Er ſchritt muthiger aus, und dumpf hinter ihm verhallte der Hymnus:

Caro mendax debet cruci . . .

Die Hügel verengerten ſich und ſteilten ſich auf an den Seiten. Gras übergrünte ſie, und auf dem Raſen ſtand Eibengebüſch und einzelne Birken. Bald traten die Bäume zu einem dichteren Wald zuſammen und überzogen alle Höhen und Tiefen. Der Weg ging da mitten durch.

Er ging in die Furchen eines lang gewundenen Thals, aber das Thal strebte aus sich selber hinaus und ein Schritt war höher als der andere.

Der Wanderer pilgerte so vor sich hin. Eine wunderbare Stille erfüllte das Gebirg. Er hörte keinen Menschen, keinen Vogel und zuletzt hörte er auch seine Gedanken nicht mehr. Aber wenn ihm so die Bestimmung seiner selbst ausgegangen und der schneidende Faden, der das „Ich“ mit der Welt verbindet, wie abgerissen war, so war er am glücklichsten. Erwachte er dann wieder zum Schmerze seines Lebens, so war die giftige Kraft desselben verdünnt und er spürte sie kaum. Es däuchte ihm dann, als ob alles was er erlitten, nur Traum und Einbildung und leer an Wahrheit sei. Er verwunderte sich, was er hier suche, und glaubte, er könne umkehren. Erst wenn er das wollte, besann er sich wieder seines vollen Zustandes, und wie Messerstiche fielen die Erinnerungen über ihn her. Er durchlebte dann Alles wieder, vom ersten Augenblick seiner Liebe bis dahin, wo ihm die Menschenwelt in Schuld und Jammer zusammenbrach und sein Weg auf den Geisterberg ging. Dann kam er sich verloren vor, wie keine der erschaffenen Seelen. Ach, sie können Alle leben und weben mit der Sünde; aber das ist ja sein Unglück, daß er die Sünde als Sünde empfindet und keine Brücke zu ihr hat. Er ist unglücklicher, weil er reiner ist. Er reizt sein Gewissen, ob es denn zart sein muß, ob es nicht auch sich versöhnen könne und leicht leben und den Apfel, der so süß war, genießen bis auf den Kern mit dem Wurme.

Ach, das kann er nicht! Aber er iſt ſtolz, daß er's nicht kann. Sein Schmerz wird zur Würde und die Würde ſchmeichelt ihm und wird zum Genuß. Es iſt die Wolluſt des Schmerzes. In dieſem Umkreis bewegt ſich ſein Wehgefühl. Vom Erſchrecken über das ewig Verlorene, vom Verzweifeln über das Unwiederbringliche, bis zum ſanften Weinen des Selbſtmitleids. Ueber dieſem Weinen ſchläft er dann ein, wie ein Kind das ſich ausgeweint hat. Er verliert das Bewußtſein; der harte ſchneidende Faden, der das „Ich" mit der Welt verbindet, reißt ab, und er pilgert dahin — eine lange Zeit wieder ſchmerzlos, ſelbſtlos.

Auf ſeinem Wege folgte er den Dingen nach, die ihm den Trieb dazu eingaben. Wo war die Thalſtraße? Wo die gemauerte Bahn, welche die alten Heiden über die Jöcher geführt? Er wußte es nicht. Er wanderte bald durch Farrenkraut, bald über Moose, bald durch Büſche bis an die Bruſt. Er wanderte pfadlos. Und doch ängſtigte es ihn nicht, es fiel ihm keinen Augenblick ein, daß er im wildfremden Gebirge dem Zufall nachging. Bald war es ein Eichhörnchen, das ihn in's Dickicht lockte, oder ein Schmetterling, dem er durch's hohe ewig ungemähte Gras folgte, oder ein ſchöner farbiger Vogel, dem er neugierig zuſah, als wäre er an ſein Fliegen wie mit einem unſichtbaren Faden gebunden. Einmal ſah er ein Mädchen im Walde, welches Schwarzbeeren pflückte. Gib mir, lieb Kind, von deinen Beeren, rief er ſie an, — ſie winkte ihm, er folgte, ſie ſammelte immer vor ihm her und doch erreichte er ſie niemals. Zuletzt war ſie verſchwunden.

Da pflückte er sich selber die Beeren und ging ihnen nach so lang er sie fand.

Einmal überkam ihn ein Durst, da hörte er ein Wasser unter sich rauschen, aber in einer tiefen und jähen Felsrinne, der er nicht bei konnte. Geduldig ging er dem Tone nach, um zu dem schäumenden Schwall eine wegsame Stelle zu finden. Durch Klippen und verwachsenes Gestrüpp fand er endlich den Abstieg; da kam er in ein kleines dicht umwaldetes Kesselthal, und drin lag der Ursprung des Quellbaches: ein heimlicher stillgrüner Alpensee. Er vergaß seinen Durst über den schönen Anblick, und erst später trank er. Wenn das König Rechs Brunnen ist, rief er, so habe Dank, guter Geist, und ewiger Friede sei mit deiner glücklichen Wohnung! Möge dir immer der Anblick meines friedlosen Geschlechtes erspart bleiben. Laß mich das erste und letzte Menschenantlitz sein, das in diesen Fluten sich spiegelt.

Indem er fürbaß schreiten wollte, umschloß ihn die Seebucht wie mit gemauerten Wänden. Er spähte nach einem Ausweg umher; da sah er in der Ferne ein Reh, welches dem Scheine nach mitten in eine Felswand am Ufer hineinwechselte. Das reizte ihn. Er kroch mühsam um den Bogen des Sees herum, und das Ufer war oft so abschüssig, daß er mit beiden Händen sich an den Tannschöpfen festhalten mußte. Aber er erreichte die Felswand. Und als er vor ihr stand, da fand er einen Spalt, durch welchen das Reh hineinspaziert war. Auch er ging hinein. Der Spalt erweiterte sich und siehe, seine Augen sahen jetzt ein

herrliches Schauspiel. In einem süß gedämpften bläulichen Dämmerlichte umgab ihn eine Grotte von Christallen, welche in goldnen, vieletten und purpurnen Farben spielten und dabei so überaus zierliche Figuren bildeten, daß tausend seelige Kinder Putz und Spiel daran gehabt hätten. Das könnte das Gaben der Bertha sein, dachte er im staunenden Schauen. Aber im Hintergrunde der Höhle lag es aufgehäuft wie Silber und Gold, welches funkelnd vom Schmelzofen kommt, daß es ihm die Augen ausleuchtete, und sein Fuß sich kaum vorwärts wagte aus Furcht vor dem Geist oder Drachen, der diesen Schatz hüten möchte. Als er aber hinkam, da war es nichts als der Sonnenschein, der hereinfiel, denn die Grotte war hier zu Ende und er stand auf der anderen Seite des Berges wieder im Tageslicht.

Auf dieser Seite war die Welt wie verwandelt. Ein Chaos von Gebirgen lag vor ihm, wild und wüst und brandschwarz, als hätte die Hölle sie ausgeworfen wie einen Schlackenhaufen ihrer ewigen Urweltsfeuer. Unter den übrigen Bergen ragte einer heraus, wie ein gothischer Dom aus Kramhütten, oder ein Kriegsschiff unter Fischernachen. Groß und schwarz war sein Riesenleib, und seine Zinken starrten in den Himmel hinein, wie die gesträubten Stacheln eines borstigen Ungeheuers.

Das ist der Trojanerberg! sagte dem Jüngling eine innere Stimme; das ist der Thron eines Geistes! Sein Herz schlug ihm, sein Auge maß zaghaft die nie gesehenen Schrecknisse. Er verlor den Muth seines Abenteuers. Da taumelte mit kurzem wimmelnden Flug ein Schmetterling

um ihn her, und er schämte sich, eine Welt nicht auszuhalten, welche das winzige Thierchen aushielt. Sein Geist ermannte sich, er hub an und stürmte mit großen Schritten in seinen Weg hinein.

Drei Tage und drei Nächte wanderte er noch. Das Gebirge streckte sich unermeßlich. Sein Weg ging durch lange Wälder, an Bächen und Wasserfällen vorbei, in finstere Bergtobel, über blumige Wiesen, auf felsigen Kletterſteigen — hinauf, hinab, durch Schatten und Sonne. Der ſtrenge Waldgeruch der Harzbäume und das ſü- Gedüft der Waldblumen ward seinen Sinnen zur lieben Gewohnheit, ie wie das Rauschen und Brausen der Wildbäche, welche von hohen Felswänden herabstäubten oder in schluchtigen Abgründen wühlten. Es war ihm, als ging er wie ein Kind an der Hand der Ewigkeit, die ihm einen Schlaftrunk gegeben und ihm schlafwandelnd zusummte: Nur die Zeit ist lang, aber die Ewigkeit ein Augenblick! Wenn er auf den Bergspitzen ein glimmendes Purpurlicht zu seiner Rechten sah, ie hies es das Abendroth und wenn er's zu seiner Linken sah, ie hieß es das Morgenroth. Aber wozu das? Wozu die wechselnden Namen? Bald fragte er so wenig darnach, wie die Bergspitzen selbst, welche das Purpurlicht auffingen von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Den Trojanerberg sah er nicht mehr, er sah ihn je weniger, um ie mehr er ihm näher kam.

Am vierten Tage hatte er sich in eine steinige Voralpe verstiegen. In der Ferne sah er einen Wald, aus welchem Rauch aufwirbelte. Dort mag ein Köhler sein, dachte er;

wenn ich den Weg zu ihm finde, ſo wird er mich wohl weiter weiſen. Er ſchlug die Richtung des Rauchzeichens ein, aber er gerieth nur tiefer in die ſcharfen Steine und in die ſpitzigen Dörner des Krummholzes. Bald mußte er's aufgeben, dem Rauche nachzugehen und bald ſah er ihn gar nicht mehr. Da ſtand er und ſeufzte in ſeinem Herzen: An welchem Zeichen ſoll ich wohl jetzt meinen Weg merken?

In dieſem Augenblicke hörte er eine ſingende Mädchenſtimme. Auf ſeiner Wanderung der erſte Menſchenlaut! Was iſt das? rief er voll Staunen und Freude. Mit geſchwinden Blicken überflog er die Bergſeite. Da ſah er zwiſchen den Steinen ein rothes Röckchen ſich regen und bücken. Hurtig wie eine Gemſe flog er drauf zu, voll Furcht, es könne ihm wieder verſchwinden. Aber es verſchwand nicht. Das Mädchen blieb ſtehen, und wie ſeine Schritte heranraſſelten, ſo hob ſie das Köpfchen auf, faſt als erwartete ſie ihn. Er ſah in ein Geſicht, welches ſo ſchön und in ſeiner Schönheit ſo neu war, als habe die Nacht einen ihrer Träume am Lichte des Tages vergeſſen. Es war ein Geſicht voll jenniger Offenheit, offen wie der Himmel und das Meer, und doch wieder ſo unergründlich, ſo geheimnißvoll — wie der Fiſch im Meere die Adlerſchwinge am Himmel, wie der Adler am Himmel die glitzernde Fiſchfloſſe im Meere anſehen mag. Er ſah und ſtaunte und begriff nicht, daß ſolch ein Anblick da ſein könne!

Was machſt Du da? fragte er in ſeiner Verwunderung.

Ich ſammle Brombeeren, antwortete die Jungfrau.

Brombeeren? rief der Jüngling; das begreife wer kann. Dort draußen pflückte ein Mädchen Schwarzbeeren, und hier willst Du Brombeeren lesen? So lang' ich denke, reifen doch diese Beeren nicht mit einander!

Wie lange denkt denn der Herr? spottete das Mädchen mit spitzem Mündlein.

Aber der Jüngling betrachtete sie aufmerksam. Er schüttelte den Kopf und murmelte: Möchte ich doch schwören, jenes Kind war Dein Schwesterchen, so ähnlich seht Ihr einander.

War sie schön? fragte die Jungfrau rasch.

Wie ein Engel!

Ah, Du kannst artig sein, werthiger Knabe. Da! — Sie schob ihm eine Brombeere in den Mund und lächelte ihn mit Freundlichkeit an.

Hab' ich doch nie solch wonnigen Wohlgeschmack gekostet!

Und wenn's nur ein Vorgeschmack wäre? sagte das Mädchen lieblich-bedeutungsvoll.

Dann müßtest Du ja den Himmel in Deiner Macht haben! Wer bist Du, liebes Kind? Wie kommst Du hieher?

Das Mädchen antwortete: Ich bin die Tochter des Köhlers dort unten im Walde und weide meine Ziegen hier oben.

Ziegen? Wo sind sie?

Sie schlafen zwischen den Steinklippen.

Ich glaube, Du scherzest, sagte der Jüngling. Das Alles däucht mir eine Fabel.

Warum?

Du biſt kein Köhlerkind. Nimmermehr ſind Köhlerkinder ſo ſchön.

Das Mädchen lächelte und knixte ſehr anmuthig. Wer ſollte ich ſonſt ſein?

Der Jüngling ſah ihr tief in die Augen und antwortete ernſthaft: Wenn Du nicht ſo frohmüthig wäreſt, ich wüßte wohl, was ich dächte.

Ach was, ſagte ſie leichthin, ich bin immer vergnügt, wenn ein Fremder, wie Du, in's Gebirge kommt.

Bei dieſen Worten lief ein Schauder über das Herz des jungen Pilgers. Sollte das Mädchen die Peralba ſein? Er hätte ſich einen Geiſt, einen verbannten, friedloſen Geiſt viel unheimlicher vorgeſtellt. Oder war ihre Erſcheinung nur eine Maske? Können es Frauen ſelbſt als Geiſter nicht laſſen, ſich zu verſtellen, ihre wahre Geſtalt zu verbergen und mit Trug und Mummenſchanz Männer zu necken, welche ihr Weſen ergründen wollen? Er wußte nicht, was er denken ſollte.

Wo hinaus mit der Wanderſchaft? fragte das Mädchen in ſein Grübeln hinein.

Auf den Trojanerberg! antwortete er herzhaft und ſah ſie ſcharf an.

Aber als ob es nichts wäre, ſagte ſie harmlos: dacht' ich es doch! Nun, dann komm, unſer Weg iſt der gleiche.

Sie ſchritt voraus, er folgte.

Nach und nach erholte er ſich von den Geiſterſchauern. Wie ſie ſo leicht vor ihm herſchritt und in den Hüften

ſich wiegte und das Spiel ihres Leibes die ſchöne Geübtheit indiſchen Wandelns veranſchaulichte, ſo ſchien es ein Bergmädchen, bei Rehen und Ziegen aufgewachſen. Er ſah auf ihr Füßchen, er ſah den nackten zierlichen Knöchel unter dem kurzen Röcklein, — und ſah es mit Weltluſt. Es wäre ein ſeltſamer Geiſt, dachte er, und fing an ſich zu belächeln.

Da gewann er den Muth, das Geſpräch mit ihr ſelbſt anzubinden. Du dachteſt Dir's, daß ich auf den Trojanerberg gehe, ſagteſt Du. Woher dachteſt Du das!

Das Mädchen ſah ſich um nach dem Jüngling. Er erſchrak und erblaßte vor ihrem Blicke. Es war, als wenn ein fremdes Weſen aus ihr herausgeſchaut hätte. Es war ein Geiſterblick. Es war ein Blick, wie wenn der Schleier der Welt zerriſſen wäre, und Jeder wüßte, warum er da iſt, woher er kommt und wohin er geht.

Und ſiehe, in demſelben Augenblicke bemerkte er auch, daß der Körper des Mädchens keinen Schatten warf in der Sonne.

Jetzt hatte er Gewißheit. Er fing heftig zu zittern an, es wurde ihm ſchwarz vor den Augen, und der Boden unter ihm warf Wellen. Er ſank in die Knie.

Als wüßte ſie, was hinter ihr vorging, wandte das Mädchen ſich um. Sie kniete neben den Jüngling, trocknete ihm den kalten Schweiß von der Stirne, und nahm ihn koſend und ſchmeichelnd in ihre Arme. Da wurde er ruhig. Sie blickte ſo menſchlich, ſo mütterlich! Sie war ganz Weib. In dieſem Blicke geiſterte nichts mehr als

Liebe, er ſah hinein und Troſt und Vertrauen kam in ſein Herz. Er ſah lange hinein, er ſaugte ſich feſt in dieſen Ausdruck von Güte und Zärtlichkeit.

Schelm, was ſiehſt Du mich ſo an? lächelte ſie in ſeine Augen zurück.

Du biſt ſo ſchön! ſagte er.

Sie gab ihm einen leichten Schlag auf den Mund. Schalk, das iſt es nicht. Ich ſehe noch einen andern Sinn in Deinen Blicken. Was denkſt Du? Gleich ſagſt Du es mir!

Nun wohl, antwortete er. Ich weiß jetzt, daß Du die Peralba biſt. Aber die Peralba, ſagen ſie, ſoll ein ſchuldiger Geiſt ſein. Ich ſtellte ſie mir ganz anders vor. Du biſt ſo kindhaft, ſo unſchuldig! Du ſcheinſt es wenigſtens. Und iſt man nicht, was man ſcheint? Woher käme der Schein, wenn nicht vom Weſen? Ja, Du biſt unſchuldig. Ich forſche und forſche in dieſe Augen hinein, und ſiehe, ich finde die Schuld nicht.

Das ſagſt Du, weil ich nicht ſchuldig bin gegen Dich! Sieh mich genauer an, forſche tiefer, Du Seelenkenner!

Der Jüngling ſah ſie an, lange und lange. Kopfſchüttelnd ſagte er: Ich ſehe nur, daß Du unſäglich liebenswerth biſt. Es ſchwimmt in Deinen Augen und ſchwimmt und wallt wie ein Meer von Liebe.

Aber ſie nennen das Meer ein wankelmüthiges, ja ein treuloſes Element!

Es iſt wahr, dieſe Welt von Tropfen hat keine Beſtändigkeit. Das zuckt und blitzt in tauſend beweglichen

Lichtlein, an der Sonne und im Monde iſt's Gold und ſelbſt im Sturme noch prächtiger Silberſchaum. Das gaukelt und ſchwankt, irrt hin und her, iſt in einem ewigen Suchen. Und wenn mir an dieſem Ufer eine Schmeichelwelle zu Füßen rollt und ich denke, ſie kommt zu mir, ſo rollt an einem andern Ufer auch einem Andern die Schmeichelwelle zu Füßen. Aber wie ſchön iſt das Alles! Wer hat ſich am Wallen des Waſſers je ſatt geſehen? Und weißt Du, mein Kind, — wenn Frauenliebe ein Meer iſt, ſo ſollte Mannesliebe das Land ſein, das ganze Land, nicht blos eine kurze, ſandige Uferſtrecke. Der Mann ſollte ſie umarmt und umufert halten, überall und von allen Seiten. Wo wollte ſie hin, wo ſeine Liebe nicht wäre?

Bei dieſen Worten that die Peralba einen Freudenſchrei. Ja, Du biſt's! rief ſie, Du biſt's! So wie Du hat noch Keiner geſprochen. So wie Du hat noch Keiner die Liebe gekannt. Der Tag meiner Erlöſung iſt da! Höret es fern und nah, ihr Berge und Thäler, jubelt mir, alte Gefährten meiner traurigen Einſamkeit! Er iſt da, mein Erlöſer iſt da! Gott der Herr hat mir ſeinen Auserwählten endlich geſchickt!

Sie glühte vor Freude, wie eine Roſe im Morgenlicht. Sie war anzuſehen, wie eine Stahlklinge im Sonnenglanz. Es war ein jaches, fackellederndes Leben, an Muth und Vertrauen wie an einem Blitze entzündet.

Auf, mein Geliebter, rief ſie; ich brenne vor Begierde, daß Deine Probe abgelegt wird. Endlich wird ſie be-

ſtanden werden! Komm, komm, ich kann den Augenblick meines Glücks nicht erwarten!

Sie ſprang auf, der Jüngling mit ihr. Sie nahm ihn an der Hand und ſchwebte mehr als ſie ging. Er fühlte ſich getragen, gehoben, — er wußte nicht, war das noch Gang oder Flug. Es war Alles Schwung an dem Mädchen, ein Schwung, der ihn unbegreiflich mit ſich riß.

Auf einmal bogen ſie um einen Felsſchroffen — und da war's fürchterlich! Sie ſtanden auf einem ſchmalen, handbreiten Rand vor einem Felſenſpalt, welcher in eine unermeßliche Tiefe des Berges hinabreichte. Schwindelnd hoch ſtanden ſie auf dem Rande, und jäh ab ſtürzte der Abgrund, tief, tief in's Bodenloſe. Wenn man an den ſteilen Wänden hinabſah, ſo hörte die Grenze des Augenlichts auf und verlor ſich in eine ſchwarze Leere. Kein Sonnenſtrahl, kein Widerſchein eines Scheins tagte hinein. Von den Wänden troff eine ſickernde Feuchtigkeit und drunten donnerten Waſſerſtürze. Wer es aushielt, länger hinabzuſehen, der ſah etwas Weißes, Schäumendes auf dem Grunde, welches ſtoßweiſe emporſpritzte.

Wohin führſt Du mich? rief der Jüngling erſchrocken, indem er zurückprallte und die Hand des Mädchens losließ.

An die Pforten des Paradieſes! antwortete Peralba. Leben und Tod liegt zu unſern Füßen, aber nicht wie draußen in der Welt Eurer Täuſchungen, wo ſie einander ihre Masken abborgen, ſondern aufrichtig geſchieden, wie Ja und Nein.

Ich meine, es ist der Tod allein, stammelte der Jüngling.

Kleinmüthiger! sind wir nicht in der Hand Gottes? Und stößt nicht der Reiher hinab nach der Forelle und kommt mit einem Freudenschrei wieder herauf an die Sonne, die ihm die nasse Spitze seiner Fittige trocknet? Und weißt Du, in welcher Schutzmächte Geleit Du den Weg auf den Trojanerberg gefunden und gewandelt? Zehnmal wäre ein Anderer verunglückt, denn nur der Alpenpaß der alten Romanerstraße führt sonder Fähr durch's Gebirge. Aber Dein Auge war verhüllt, daß Du durch Schrecknisse hingingst, wie ein Geist über Schlachtfelder. Dein Wille nach mir hat Dich mir gleich gemacht. Hier sind Deine Augen zum ersten Mal offen, denn hier mußt Du Deine Probe bestehen.

Was muß ich thun? fragte der Jüngling.

Du mußt da hinabspringen.

Er sah sie erschrocken an. Sie lächelte ihn an — wie eine Mutter über ein Kind lächeln würde, das sich vor einer Heuschrecke fürchtet! Sei ruhig, sagte sie, seit hundert Jahren bist Du der Erste, der diesen Sprung nicht zu fürchten hat. Du, dessen Liebe das Ufer des Meeres ist! Wer wäre der Auserwählte, wenn nicht Du?

Sie nahm ihn bei der Hand und fuhr fort: Höre mich an, Mann der Verheißung; das ist die Probe: Du mußt da hinabspringen, wenn Du Dich und mich erlösen willst. Aber hast Du den Sprung gemacht und kommst Du auf dem Grunde an, so liegst Du in meinen Armen

und ich in den Deinigen. Und der Boden des Abgrunds verwandelt sich in einen Blumenteppich und der Trojanerberg ist verschwunden und rings herum ist die Erde ein Lustgarten. In diesem Garten steht unser Haus, mit Reben umkränzt und beschattet von Mandel- und Feigenbäumen. Ein silberner Bach durchschlängelt den Blumengrund und winkt uns zum Bade und ist uns ein Spiegel unserer ewigen Jugendschöne. Unsere Heerden weiden und unsere Bienen schwärmen auf dem geblümten Rasen, Milch und Honig umfließt unser Haus. So leben und lieben wir viele Menschenalter hindurch und erst unsere Kinder werden wieder sterblich sein. Und der Schein unserer Augen verändert sich und das Gedächtniß unserer Leiden verschwindet, und Du siehst in mir das Weib, das Du geliebt ehe sie schuldig geworden und ich sehe in Dir den männlichen Gothenfürsten, der mich ermordet und der mich verflucht hat. Ach, er hat mich im Romanerland, wo die Lüfte lieben und die Wellen buhlen, nicht geliebt, wie er sollte! Er sprach nur von meiner Pflicht, und als der glutäugige Romanerjüngling süßer gesprochen, da erschlug er ihn mit dem Schwerte und mir stieß er den Dolch in die Brust und verfluchte meine Seele mit der ganzen Kraft seines neuen Christenglaubens. Sie war noch scharf, diese Kraft, denn der Christengott eiferte für seine Bekenner, die er erst werben mußte. Seitdem ist er sanfter geworden, höre ich, und die Frauen sündigen fluchlos. Und hätte ich im letzten Augenblicke, da mein Blut schon zu Ende ging, nicht schnell noch die heilige Jungfrau Maria und die hold an-

lächelnde Kyrie angerufen, — ich war so verwirrt, daß ich selbst nicht mehr wußte, welche die rechte — so wäre ich verflucht geblieben in Ewigkeit. Aber die alten und neuen Götter erbarmten sich meiner und bewilligten mir eine Erlösung. Kannt' ich Dir's auch genau, das Geheimniß dieser Erlösung? Mir däucht, ich sagte Dir, Du wirst mein männlicher Gethenfürst und ich das Weib Deiner Liebe sein, ver ihrer Schuld. Das ist nicht ganz so. Es ist besser. Wir werden nicht sein wie ein einzelnes Liebespaar, nicht wie Hero und Leander, Hedin und Helgi, sondern wie vom Anfang der Welt alle Liebespaare zusammen. Wir werden die Liebe selbst sein. Die Liebe des Mannes zum Weib, des Weibes zum Mann. Liebten wir wie ein einzelnes Paar, so blieben wir von Menschenleiden kaum frei, denn der Einzelne geht in sich selbst wie ein Gefangener herum und es schmerzt ihn die Scheidewand zwischen ihm und dem Urbild. Wir aber werden die Liebe haben, welche das Urbild der Liebe ist. Die kann nie an sich selbst zweifeln, noch ermüden am eigenen Sein. Aber folgst Du auch dem Sinn meiner Worte? Höre sie mit dem Herzen und nicht mit dem Ohre. Ich sage nur, so viel Du als Sterblicher fassen kannst. Es ist ein gar hehres Geheimniß!

Armer Geist, sagte der Jüngling lächelnd und stolz, Du hast schon vergessen, wie viel ein Menschenherz fassen kann. O, wie verstehe ich Dich!

Er sah in den Abgrund hinein, er sah auf das Mädchen zurück. Er sagte feierlich: Schwöre mir beim Namen

des allmächtigen Gottes, daß Du kein Diener des hölliſchen Feindes biſt!

Das Mädchen kreuzte die Hände über die Bruſt, hob den Blick zum Himmel und ſagte: Ich ſchwöre beim Namen des allmächtigen Gottes.

Gott mit uns, rief der Jüngling, ich ſpringe hinab!

Halt ein! begehrte das Mädchen; noch darfſt Du es nicht. Noch haſt Du die Worte der Verkündigung nicht zu Ende gehört. Das Werk, das Du vor haſt, iſt nicht wie der verwegene Wurf eines Spielers, dem ein großer Gewinn für eine Entſchloſſenheit zufällt, welche ein Frevel iſt. Es iſt an der Schwelle, wo Du ſtehſt, kein giltiges Verdienſt, den Schauder der Natur, den Schwindel des Auges zu überwinden. Ach, wie ſchon längſt wär' ich erlöſt, wenn die Pilger nach dem Trojanerberg weltlichen Wagemuth ſich als Tugend zurechnen dürften! Nein, Jüngling, nur ein ſchuldloſer Mann erlöſt das ſchuldige Weib. Das iſt Gottes Verordnung: Wer Seele und Leib dieſem Sprunge vertrauen will, muß an der Liebesſchuld, die ihn unglücklich gemacht, ſelbſt unſchuldig ſein. Er muß glauben und überzeugt ſein, daß er Alles gethan, die Treue bei ihr ſelbſt zu erhalten und Alles unterlaſſen, was Raum den böſen Verſuchungen gab. Er muß glauben und überzeugt ſein, daß er der Liebe ein Gärtner geweſen, nicht blos ein Gaſt und Genießer des Gartens. Denn der Mann iſt ſtark, das Weib aber ſchwach. Deshalb iſt der Mann dem Weibe nicht blos Liebe um Liebe ſchuldig, ſondern er iſt ihrer Liebe Schutz, Hilfe, Pflege, Wachen

und Segen ſchuldig. Und hätte er bis an den Rand dieſes Abgrunds die ſüße Täuſchung ſeiner Gerechtigkeit mitgebracht, hier muß er ſie ablegen und die Gerechtigkeit muß eine Wahrheit ſein. Denn wehe, wenn er den Sprung macht, von der Schuld eine Mitſchuld im Herzen! Wehe, wenn er den Tod wagt, nicht zum Sühnopfer für fremde Schuld, ſondern in Blindheit für eigene! Wehe und aber wehe! Er wird zerſchellen und zerbrechen an allen Gliedern des Leibes und ſein Geiſt wird heulend um die blutigen Trümmer ſeiner Leiche flattern. Er hat nicht blos ſein Leben verſpielt, das ihm vielleicht werthlos und läſtig iſt, er hat ſich ſchuldig gemacht der ewigen Verdammniß. Denn verrucht und verſteckt hätte er mit ſeinem Blute beſiegelt, was Gott der Herr vom Anbeginn der Welt verflucht hat, die Selbſtſucht. Er wäre ein Blutzeuge des Teufels geworden. Und wenn der barmherzige Gott am jüngſten Tag Legionen gefallener Engel erlöſte, ihn wird er nicht erlöſen!

Aber verzeihe mir dieſe ſchrecklichen Worte. Ich muß verkünden, was mir aufgetragen iſt; ich muß Jedem, der hier ſteht, die ernſte Warnung verkünden. Der ewige Vater der Liebe weiß, wie ſie Dein Herz beleidigen muß. Wer ſo liebt, wie Du, der kann keinen Theil an Liebesſchuld haben. Und nun mit Gott! Auf, ſpringe in Deinen Himmel hinein!

Das Mädchen nahm ihn bei der Hand und ſah ihm freudig in's Antlitz. Er aber wandte ſich ab von ihr, erblaßte und ſtammelte tonlos: Ich wage es nicht!

In diesem Augenblicke geschah ein Schrei und die Peralba zerriß von oben bis unten. Der Himmel verfinsterte sich, ein Nebel sank herab, — die Sonne, der Berg, der Abgrund, die ganze Welt verschwand mit dem Verschwinden des Geistes.

Der Jüngling brach zusammen, wie die todte Hülse seiner selbst. Das Leben zog aus ihm aus, wie aus einem erkaltenden Leichnam. Er fühlte sein Leben nur noch an einem jammervollen Bewußtsein von Scham und Selbstverlorenheit. Er erschrak bei dem Gedanken, das Leben eines Menschen zu Ende zu leben mit dem Martergefühl dieser Zerknirschung. Es fiel ihm ein, sich in den Abgrund zu stürzen, den ihm der Nebel zwar verhüllte, aber dessen Rand so eben noch zu seinen Füßen gelegen. Da erkannte er, daß für sein Elend auch der Tod kein Ende sei, daß die Seele eines Menschen nicht sterben könne, und warum. Er erkannte, daß er das Leben vonnöthen habe, — um es abzubüßen.

Er kniete nieder und betete. Betend wollte er abwarten, bis die traurige Nebelnacht sich zertheilt hätte, und sein Weg wieder sichtbar wäre. Aber das geschah nicht. Der Nebel blieb, er hing wie ein schwebendes Blei, das im Guß gestockt ist, zwischen Himmel und Erde. Zuletzt stand er auf und ging auch in den Nebel hinein.

Er tastete mit den Fußspitzen, er kroch auf den Händen, und noch weniger als schrittweise war es, wie er von dem gefährlichen Berge sich herunter half. War es möglich, in diesem Nebel den ganzen Weg wieder zurück zu

finden? Er ſchwindelte bei dem Gedanken, aber er erſchrak nicht. Er hatte für ſein Heil keine Sorge und keine Empfindung mehr. Einen Augenblick freute er ſich ſogar, daß er in dieſer undurchdringlichen Dunkelheit ſich zu Tode ſtürzen könne, und dann hätte er's doch nicht ſelbſt gethan. Aber gleich bereute er den Gedanken. Eine innere Stimme ſagte ihm, daß der Nebel ein Wunder, ein Verhängniß Gottes ſei, und daß ſeine Buße damit den Anfang nehme.

Mit leidender Geduld unterwarf er ſich ſeinem Schickſale. Aber traurig über alle Maßen war es, daß im Schooße des Nebels Stimmen herumirrten, welche ihn zu Angſt und Entſetzen aufſcheuchten, ſo oft er in die Ruhe der Hilfloſigkeit verſinken wollte. Lange Zeit begleitete ihn ein wimmernder Ton, ſo kläglich, ſo wehevoll — als ob alle Mütter der Erde ihre Kinder verloren hätten! Er ging dem Tone nach, er ſuchte im Nebel umher, aber umſonſt. Das Wimmern und Weinen war immer da, und doch ließ ſich nichts Lebendes ſpüren, von dem es ausging. Die Lüfte weinten, die Welt ſelbſt weinte. Das dauerte lange und ſein Herz zerfloß tropfenweiſe in Jammer.

Einmal ging ſein Weg in die Tiefe hinab, ſeine Schritte hallten von eingeengten Wänden zurück, und der bleierne Nebel war hier ſchwarz wie ein Rauchſchlott. Voll heimlicher Grauens ſputete er ſich, denn obwohl er nichts ſah, ſo ahnte ihm, daß er durch einen Ort des Entſetzens wanderte. Auf einmal wurde die Luft von einem gräßlichen Angſtgeſchrei zerriſſen, welches ſach nach einander in kreiſchen-

den Stößen erſcholl, wie wenn ein Menſch unter Mörderhänden Stich auf Stich empfängt und ſich noch immer mit der Kraft der Verzweiflung gegen das aufgehobene Meſſer wehrt. Ich bin da! ſchrie er laut, und rannte blindlings den Schreckenstönen nach, aber er ſtieß überall gegen Felſen, welche ihn wie Mauern umdrängten. Da geſchah ein Schrei, ſtärker als die andern — dann war's ſtill. Sein Haar ſträubte ſich, er duckte ſich an die Felswand, ſank in die Knie und faltete ſprachlos die Hände.

Als er aus dem gräulichen Hohlweg heraus war, ſtrich's über ſeinem Haupte mit einem lieblichen Vogelpfiff, wie von einem Goldammer hin. Außer ſich vor Freude, rief er in den Nebel hinein: Gottswillkumm, frommes Vögelein, habe Dank für den ſüßen Gruß deiner Stimme! Da ſcholl es aus dem Nebel zurück: Bruno, Du hätteſt mir doch verzeihen können. Selbſt damals war es noch Zeit, als ich mein Schweſterlein zu Dir ſchickte. Da haſt Du nicht geſagt: Gottswillkumm! — Er ſchlug die Hände vor's Geſicht und weinte bitterlich.

So wanderte er fort und fort. Wenn ihn die Kräfte verließen, ſo legte er ſich zu ſchlafen hin, unkundig, ob es Tag oder Nacht ſei, denn von der Sonnenſcheibe drang nicht der blaſſeſte Waſſerſchein durch den Nebel. Einmal lag er am Bühel und ſeine Hand taſtete im Krummholz einer verkrüppelten Legföhre, da däuchte es ihm, daß die Legföhre ein Arm wurde und ihre Zweige Finger, und Arm- und Finger waren warm und weich und ſtrickten ſich feſt in die ſeinen und an ſein Ohr kam der warme Hauch einer

Stimme, die ſeufzte ſo traurig: Armer Bruno, was machſt Du hier auf dem Trajanerberg? Ich war ſchwach, Du aber hart; Du haſt Dir hart gebettet, armer Bruno! Er ſprang auf und lief was er konnte von der traurigen Schlafſtelle weg; aber das Weib in den Legföhren hatte Flügel, und wie der Wind in Lüften, ging ihre Stimme hinter ihm her: Du warſt hart, armer Bruno!

Nach langem Wandern ſchien es ihm endlich, als ſpüre er einen gebahnten Weg unter den Füßen. Sollte das die alte Romanerſtraße ſein? dachte er. Er freute ſich über den glücklichen Fund, denn nun hoffte er in die Geſellſchaft von Menſchen zu kommen. Nicht lange, ſo hörte er auch wirklich ein Klatſchen und Knallen in der Luft, wie vom Schwung einer Peitſche, dazu Räderknarren und Pferdeſchnauben. He, Fuhrmann, ſind wir auf dem Heidenweg? rief er in den Nebel hinein. Aber aus dem Nebel ſcholl es zurück: Geh mit Gott, Bruno, das Wandern war dir doch lieber als ich! — Vom Fuhrwerk war kein Laut mehr zu hören und der Weg ſo menſchenleer wie zuvor.

Der Nebel fing zuletzt zu gerinnen an und rieſelte als ein feiner Sprühregen nieder. Die Luft wurde ein wenig durchſichtiger und Gegenſtände ließen ſich hin und wieder als ſchwärzliche Flecke erkennen. Dem Pilger ſchien es, als ob ihn nicht mehr das Steile und Finſtere umgäbe, ſondern Flächen und Rundungen. Aber noch war Alles ſchwankend und räthſelhaft. Er wanderte in den Regen wie in den Nebel hinein, — ergeben, ergeben bis zum Tode!

Der Regen rieſelte ununterbrochen fort. Die kalte Näſſe drang ihm bis in's Mark. Seine Glieder bebten vor Froſtſchauern und ſeine Seele erfror in allen ihren Empfindungen. Dachte er jetzt an König Rechs's Brunnen zurück und an das Gaben der Bertha, ſo war es ihm wie Strahlen von Gottes Thron. Er war nicht glücklich, kaum hoffnungsvoll, als er jene Orte betrat, — und doch! Sie durchleuchteten ihn wie Bilder der Seligkeit. Wie viel hat er ſeit jenen Stunden verloren! Er hat das letzte Glück des Unglücklichen verloren, — ſeinen Wahn! ſeinen Wahn!

Bei dieſen Betrachtungen entſank ihm der Reſt ſeines ſchwachen Muthes. Als ihn die Stunde des Schlafens anwandelte, gab er ſich willig darein und legte ſich naſſen Leibes auf die naſſe Erde hin. Er hoffte krank zu werden und zu ſterben.

Ein gräßliches Abenteuer ſchreckte ihn auf. Schneidende Windſtöße fingen den Nebel zu treiben an: er gerieth in's Wanken, in's Weichen. Durch die Nebelriſſe blickten Stücke der traurig verweinten Erde. Er ſah einen ſumpfigen Weidengrund vor ſich, der ihm bekannt vorkam. Indem er ſinnend drauf hinſah, um das Bild ſich zurückzurufen, ſtieg aus dem Sumpfe unter den Weiden ein Weib herauf, mit einem Kinde im Arme. Sie ging auf ihn zu und hinter ihr her ſchleifte ein langer Guß von gräulichem Schlammwaſſer nach. Ihr Geſicht war fleiſchlos bis auf den Knochen, und doch kannte er das Lächeln dieſer Züge und kannte den Ton ihrer Stimme, als ſie zu

ſprechen anfing. Sie reichte ihm das Kind dar und ſagte: Küſſe das Kind, lieber Bruno, ach, es ſollte das deinige ſein. Laß dir nicht ekeln, wie übel es ausſieht. Siehe, wir haben lang' im Waſſer gelegen. Die Fiſche mit ihren runden Mäulern ſchmatzten an uns, und die Krebſe mit ihren ſcharfen Scheeren zupften uns die letzte Fleiſchfaſer von den Knochen. Bei dieſen Worten lächelte ſie mütterlich und hielt ihm ein Todtenköpfchen auf einem Kinderſkelett vor den Mund. Angſtheulend ſchrie er auf, rannte blind vor Schauder hinweg und ſtieß mit dem Kopfe an einem Baumſtarren, vor dem er blutend und bewußtlos zur Erde fiel. —

Als ihm die Lebensgeiſter wieder zurückkehrten, lag er in einer Kloſterzelle. Eine Lampe brannte vor ihm, und ein Mönch, ſtill wie ein Steinbild, ſaß an ſeinem Bette. Haſtig ergriff er die Hand des Mönches und lallte im Fieber: Es iſt nicht wahr! es iſt nicht wahr! Im Waſſer hat ſie ſich nicht geſtürzt. Alles iſt wahr, das Eine nicht. Sie lebt, ich weiß es gewiß.

Der Mönch nickte ihm zu und lächelte wehmüthig: Sei ruhig, Bruder, ich weiß ja, daß es Dir nur geträumt hat. Er fuhr ihm ſanft über die Stirn und ſtrich ihm das Haar aus den Augen. Der Jüngling zuckte zuſammen, denn der Schein ſeines Haares fiel ihm in's Auge — und es war grau!

In dieſem Augenblicke erbrauſte das Kloſter von Orgeltönen und ein Geſang ſcholl dazu, daß der Kranke das

melodiſche Beben der Wände fühlte. Er horchte auf, da vernahm er die Worte des Chorgeſangs:

Caro mendax debet crucі . . .

Wo bin ich? rief er plötzlich, indem durch das irre Licht ſeines Fiebers ein Strahl der Beſinnung aus ſeinem Auge blickte. Bruder, ich erkenne Dich wieder! Ja, Du biſt's, der Gute, der mich gewarnt hat. O, welch ein fürchterlicher Ort iſt der Trojanerberg! Möge er verſinken in den Abgrund der Erde; er iſt ein Ort der Verſuchung! Wir ſind nirgends gerecht, als wo wir beten und betend unſer Unrecht bekennen.

Der Kloſterbruder nickte mit tiefem Ernſte.

Höre, ehrwürdiger Bruder, fuhr der Kranke fort, laßt mich immer bei Euch ſein. Ich will dieſen Geſang künftig auch mitſingen; ich will nicht mehr zurückkehren in die Welt.

Der Bruder antwortete: Die Zelle darin Du liegſt, iſt Dir bereitet von Anbeginn. Sie hat keine andere, als dieſe Beſtimmung.

Dank, Dank! liſpelte der Kranke und ein bleiches Freudenlicht ging über ſein Antlitz. Im nächſten Augenblick aber erröthete er, winkte den Mönch an ſein Ohr und flüſterte ſchamhaft: Noch eine Bitte, theurer Bruder. Laß es die Heiligen dieſes Kloſters, meine künftigen Mitbrüder, nicht wiſſen, daß ich auf dem Trojanerberg war. Ich ſchäme mich.

Der Mönch aber lächelte ſchmerzlich und antwortete: An ſeiner Schwelle liegt dieſes Kloſter, vor Alters ge-

gründet und für die Zukunft gestiftet, als ein Friedenswerk derer, die dieses Weges zurückkommen.' Beruhige Dich, Bruder, denn Du wohnst unter Brüdern. Wir waren Alle auf dem Trojanerberg!

Alimek und der Derwisch.

Ein Märchen.

Ein arabiſcher Hirte, Namens Alimek, bewachte eines Tages ſeine Heerde und ſchweifte, dem Zug der Thiere folgend, gedankenlos auf den verſchiedenen Triften umher. Da kam er in einen felſigen Grund, und indem ſeine Ziegen die ſparſamen, aber würzigen Kräuter zwiſchen den Steinen abrupften, zeigten ſie ihrem Hirten den Eingang zu einer Höhle, welche hinter dürrem Geſtrüpp mit einem ſchmalen klaffenden Spalt ſich öffnete. Neugier bewog ihn, hineinzukriechen. Der Eingang war ſchaurig und finſter, aber den Hintergrund erleuchtete ein Lichtſtrahl, welcher von oben zu kommen ſchien. Beim Schein dieſes Lichtes ſah er in einem Winkel der Höhle einen ledernen Beutel liegen. Mit Haſt ergriff Alimek dieſen Fund, da er den Beutel aber leer fand, warf er ihn ärgerlich enttäuſcht wieder weg und ſtieß einen Fluch dazu aus. Der Beutel fiel laut klirrend zu Boden, als ſei er voll des geprägten Metalls. Wirklich war es auch ſo. Denn als Alimek voll freudiger Aufregung herzulief, fand er den Boden weit und breit mit Goldſtücken beſäet und auch der Beutel enthielt noch Goldes genug.

Das ist ein Zauber! rief Alimek und murmelte schnell ein Gebet, um seinen Fluch wieder gut zu machen. Gierig raffte er die Goldstücke zusammen und fand bei diesem Geschäfte zuletzt auch noch einen alten wunderlichen Ring in einer staubigen Bodenritze, den er gleichfalls aufhob, um ihn draußen am Tageslichte genauer in Augenschein zu nehmen. Einstweilen steckte er ihn an den Finger. Als er sich nun überzeugt hatte, daß er kein einziges Goldstück mehr zurückgelassen, machte er sich eilfertig aus der Höhle, denn erst unter der Sonne des Himmels wollte er ganz an sein Glück glauben.

Wie arm lig schien ihm jetzt seine struppige Heerde und der öde Wüstenraum rings um ihn her! Hoch seinen Geldbeutel schwingend, rief er aus: Mit diesem Schatz in der Hand bin ich einer von den Reichen und Mächtigen dieser Erde und gehöre in die beste Gesellschaft. Wär' ich doch gleich in Mekka!

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so blitzte die Kuppel der Kaaba in sein Auge, nie gesehene Häuser umgaben ihn, ein Bazar voll schätzebeladener Buden, waffenprunkende Emire, schwarze beladene Sklaven, Kameele, Pferde, Esel — ein Gewühl zu Tausenden umrauschte den einsamen Wüstenhirten. Alimek war in Mekka.

Der Beutel in Deiner Hand wird nie leer werden und der Ring an Deinem Finger Dich an jeden Ort der Welt versetzen, flüsterte eine Stimme in Alimek's Ohr. Gebrauche sie weise! Er sah sich um, aber — er sah keinen Menschen. Es war die Stimme eines Genius.

Alimek pries Gott und zweifelte nicht, daß ihm mit dem Glücke die Weisheit schon von selber gegeben sei.

Die Versetzung nach Mekka gefiel ihm ungemein. Wohlgemerkt, die Versetzung, nicht Mekka selbst. Kaum fand er es der Mühe werth, die heilige Stadt seines Glaubens anzusehen, das heißeste Lebensziel so vieler armer, frommer Pilger, welche hunderte von Meilen durch wasserlose Wüsten und in versengenden Glutstürmen dahergewallt kamen. Seine Ungeduld trieb ihn schon wieder fort. Er ließ sich von Augenblick zu Augenblick in andere Weltgegenden versetzen. Von Ceylon nach Moskau, von Granada nach Samarkand flog er im Taumel seiner wechselnden Laune herum, unersättlich nach Veränderung und Neuigkeiten. Die ganze Welt war ihm ein Blumenbeet und er der Schmetterling darauf. Aber während er noch wähnte, die edelste Wißbegierde sei es, welche ihn hungern und dürsten ließ nach den Bildern der verschiedenen Länder und Himmelsstriche, ihrer Naturerzeugnisse und Kunstwerke, ihrer Städte, Menschen, Sitten und Gebräuche, war es schon mehr und mehr der Ekel und Ueberdruß an dem Allen.

Endlich merkte er selbst, daß ihm das Reisen keinen Reiz mehr biete, und da beschloß er, sich ansässig zu machen. Er wählte zu diesem Zwecke die Stadt Constantinopel, woselbst er am besten die Vergnügungen zu genießen hoffte, welche sein Zauberbeutel so leicht ihm verschaffen konnte, und wo der Zusammenfluß so vieler Völker sehr vortheilhaft war, ihm das Gedächtniß an Das zu erneuern, was er auf seinen Reisen an den verschiedensten Orten im

Morgen- und Abendland angetroffen. Hier alſo fing er an, die Genüſſe des Lebens in ruhiger Muße zu betreiben.

Aber nicht lange. Wie hätte er Maß halten ſollen, da ihm ein Reichthum ohne Maß zu Gebote ſtand? Er verwechſelte ſeine Mittel, welche übernatürlich waren, mit ſeiner Fähigkeit zu genießen, worin er ein natürlicher Menſch wie jeder andere geblieben. An ſeiner eigenen Unluſt lernte er das Uebermaß ſeiner Lüſte kennen. Es dauerte nicht lange, ſo blieb er, matt und erſchöpft wie ein abgetriebenes Thier, auf der Rennbahn ſeiner ungezügelten Einbildungskraft zurück. Die ausgeſuchteſten Genüſſe waren ihm ſchmacklos geworden, und je mehr er ſich bemühte, ſie mannichfaltig zu machen, deſto mehr begegnete er allenthalben der Sättigung. Sein unbeſchäftigter Geiſt ward erdrückt von einer unerträglichen Langeweile, und dieſe ließ nicht mehr ab, ihn auf Schritt und Tritt zu begleiten. Endlich fiel er in eine Krankheit, in der ihm der Arzt das meiſte von Dem verbot, was jeder Laſtträger genießen konnte, in der er Bettler beneiden lernte, welche ein kaltes Glas Waſſer tranken oder eine Melonenſchale abnagten; und jetzt überzeugte er ſich, daß alle Lüſte des Lebens kein Flaumfederchen beitrugen zum Glück des Lebens.

Trommel- und Cymbelklang ſcholl in Alimeks Krankenzimmer herein, Beifalljauchzen der Menge, Lärm von Waffen, Pferden, Soldaten. Ein Feldoberſter hatte einen gefürchteten Räuber bezwungen und brachte ihn mit den Reſten ſeiner Bande im Triumphzug zur Stadt herein. Das iſt's! rief

Alimek; groß ſein, auf der Höhe ſtehen, geehrt, geliebt, angebetet werden, und das Alles verdienen durch rühmliche Thaten, welche dem allgemeinen Beſten nützen! Ich Thor, der ich meine Befriedigung darin ſuchte, Länder und Städte anzugaffen, oder Becher zu leeren und Weiber zu küſſen! War ich doch nur ein Sklave unter Sklaven, ein dunkler, unbekannter Menſch! Ein gemeiner, niedriger Hirte mag ſo das Leben genießen! Die edelſte Leidenſchaft iſt der Ehrgeiz, und die einzige Wolluſt, die keine Sättigung zuläßt, der Ruhm!

Als Alimek wieder geſund wurde, bahnte er ſich den Weg zu Ehrenſtellen. Nichts wurde ihm leichter. Seine ſchwelgeriſchen Feſte hatten ihn mit vielen Menſchen, darunter angeſehenen und mächtigen, in Verbindung gebracht, das Uebrige that der unerſchöpfliche Goldbrunnen ſeines Zauberbeutels. Bald ſah er ſich an den Poſten geſtellt, den er wünſchte. Und ſchon hatte er als Befehlshaber kleinerer und größerer Truppenabtheilungen ſich einen Namen gemacht, als ein Krieg mit Perſien ausbrach, welcher ihn an das Ziel ſeiner Wünſche brachte. Er wurde Feldherr der ganzen Armee. Trunken von Glück und mit jenem Siegesbewußtſein, welches der Sieg ſelbſt iſt, flog er dem Feind entgegen. Auch hatte er alles Recht, ſich zu fühlen. Aufgewachſen bei der Hut ſeiner Heerde, im Kampfe mit Schakals und Hyänen, beſaß der rohe Wüſtenhirt mehr Muth, Kühnheit und Unerſchrockenheit als alle Helden des Serails, der Bäder und Polſter. Seine ganze Kriegskunſt war die Tapferkeit, aber ſie genügte vollkommen. Die

Soldaten fühlten seinen Geist, sie liebten ihn als einen der Ihrigen, er war an ihrer Spitze allmächtig; kurz, Alimek stürzte sich auf den Schah von Persien wie der Hirt auf den Wolf und schlug ihn gänzlich auf's Haupt. Er erfocht einen entscheidenden Sieg. Und nun glaubte der Tapfere auch klug zu sein. Er hatte schon so viel von unbenützten Siegen gehört und um den seinigen nicht auch zu verlieren, stürmte er unvorsichtig wie ein Kind mitten durchs Feindesland auf die Hauptstadt los. Natürlich gerieth er in einen Hinterhalt, wurde geschlagen und fast aufgerieben. Nur mit blindester Tollkühnheit gelang es ihm, sich mit den Resten des Heeres herauszuhauen und den Weg heimwärts zur Flucht zu bahnen.

Aber schon auf halbem Wege kam ihm ein Abgesandter aus Constantinopel entgegen, welcher ihm eine seidene Schnur überreichte und ihm ankündigte, daß der Großsultan in seiner grenzenlosen Milde und Barmherzigkeit ihm erlaube, sich damit zu erdrosseln.

Ich küsse den Staub zu seinen Füßen, antwortete Alimek, legte sich die Schnur um den Hals und fügte hinzu: Schön ist die Hagia Sophia zu Constantinopel, aber was mich betrifft, so wünsche ich in Hinterindien zu sein.

In demselben Augenblicke war er verschwunden.

Allah ist groß! rief der verdutzte Abgesandte und packte die Schnur mit der leeren Schlinge wieder zusammen.

Das war der Ausgang von Alimek's Kriegsruhm.

Man muß kein Unterthan sein! sagte Alimek an den Ufern des Ganges. Hätte ich meine Armee als Selbst-

herrſcher befehligt, ich hätte ſie geſammelt, erneuert und den unverſchämten Perſer zum zweiten Mal überwunden. Aber wer kann Kriegsruhm erwerben im Dienſte eines Höhern? Den Ruhm behält er für ſich, und die Niederlage beſtraft er mit der ſeidenen Schnur. Man muß kein Unterthan ſein!

Während Alimek dieſe Betrachtungen anſtellte, erregte ein merkwürdiges Schauſpiel ſeine Aufmerkſamkeit. Mit Trompetenſtößen und fliegenden Fahnen kam auf Elephanten, unter Palankinen, ein prächtiger Treß daher gerauſcht.

Ein Herold an der Spitze deſſelben verkündigte Folgendes: Aus den Gebirgen von Tibet iſt ein fremdes, allen Zeiten und Menſchen unbekanntes Ungeheuer hervorgebrochen, welches Tod und Verderben in Nepal verbreitet. Viele Helden ſind im Kampfe mit ihm geblieben, zuletzt der König des Landes ſelbſt. Die Königin von Nepal bietet Dem Krone und Hand, welcher dem allgemeinen Unglück ein Ende macht.

Alimek erglühte vor Freude. Der Mann ſucht Könige auf der Straße und bietet einen Thron auf dem Markte feil — zugegriffen Alimek! In Deiner grenzenloſen Milde und Barmherzigkeit wirſt Du künftig ſelbſt ſeidene Schnüre austheilen und Unterthanen haben, nicht Unterthan ſein. Aber laßt uns die Königin in Augenſchein nehmen!

Alimek wünſchte ſich an den Ort, wo ſie war. Die Königin war ein junges, faſt noch mädchenhaftes Weib, ſchön wie der Frühling, von Gliedern ſchlank und doch üppig, mit heißen freundlichen Augen, über welchen die

ſchwarzen Brauen in feinen Bogen zuſammengewachſen waren. Sie erging ſich in einem Garten voll Blumen, Früchten, Schatten und künſtlichen Waſſerwerken, und erſchrak gar anmuthig, als der fremde Mann aus einer Laube kniebeugend ihr entgegentrat. Alimek ſagte, er ſei ein Prinz aus Turkeſtan und bereit, im Kampf mit dem Drachen ſein Leben und Blut für ſie hinzugeben. Sein Anzug prangte noch in der ganzen Pracht eines türkiſchen Feldherrn und mus ihn herrlich gekleidet haben, denn die Königin betrachtete ihn mit gar gnädigen Blicken. Sie unterbielt ſich, wie mit alter Vertraulichkeit, über ſein Heldenunternehmen, ſchien voll zärtlicher Angſt, daß er eine ſo große Gefahr wage, aber es doch wieder zu wünſchen, weil es der einzige Weg zu ihrer Vereinigung ſei. Kurz, Alimek ſah mit Entzücken, daß die junge Königin eben ſo verliebt ſei in ihn, wie er in ſie, und ſeine Begeiſterung flammte auf, daß er alle Drachen der Welt zu beſiegen Kraft fühlte. Er nahm Abſchied und verſetzte ſich nach dem Lager des Ungeheuers.

Der Drache hatte einen Leib wie eine türkiſche Galeere, einen Kopf wie die größte Tonne, und ein paar Flügel wie Segeltücher. Soeben zerkaute er einen Elephanten, und hatte ihn kaum verſchluckt, als er mit Heißhunger auch einem Büffel nachjagte. Alimek's Haare ſträubten ſich. Er kam ſich mit ſeinen Pfeilen, ſeinem Lanzenſchafte und ſeiner Damascenerklinge wie ein kleines Kind mit einem Spielzeuge vor. Hier war nur Eine Kampfart möglich. Er mußte nach den Augen des Thieres zielen

und es erſt blind machen, bevor er es tödten konnte. Mit der Geſchicklichkeit des Wüſtenhirten ſchoß er Pfeil auf Pfeil, wie nach der Scheibe, in die Augen des Drachen ab, und jeder Schuß traf ſein Ziel. Aber das wüthende Thier hätte ihn längſt zerriſſen, wäre es ihm nicht möglich geweſen, in jedem Augenblicke der Gefahr zu verſchwinden. Das Ungeheuer verzichtete endlich auf ſeinen Zorn, ſpannte ſeine Rieſenflügel auf und entfloh. Da aber Alimek durch die Kraft ſeines Ringes ihm folgen konnte, ſo ließ er nicht ab, bis er es gänzlich blind geſchoſſen hatte. Jetzt nahte er ſich gefahrlos und ſpähte die Stelle aus, wo das unbändige Herz des Thieres ſchlug. Er ſtemmte ſich auf ſeinen Lanzenſchaft und bohrte ihn von oben bis unten hinein. Das Scheuſal erhob ein Geheul, daß es das halbe Königreich erfüllte, und Tauſende von Menſchen herbeiſtrömten, welche drei Tage lang zuſahen, wie ſein Blut auslief. Endlich war es todt.

Alimek war König. Sein Triumphzug, ſeine Hochzeit, ſeine Krönung, die Glückwünſche des Volks, die Huldigung des Landes, das Alles war eine ununterbrochene Reihe von Jubelfeſten. Alimek ſchwamm in einem Meere von Glück.

Und doch fing jetzt die unglücklichſte Zeit ſeines Lebens an. Die Großen des Reichs fanden es unerträglich, daß ein unbekannter Fremder ihr Herr ſein und ihre ſchöne Königin beſitzen ſollte. Sie zettelten eine Verſchwörung um die andere an. Endloſe Aufſtände brachen aus, aber noch gefährlicher waren die geheimen Nachſtellungen. Alimek fand Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Zwar ver

dem Aeußersten, vor den Streichen der Mörder, konnte er sich schützen, indem er durch die Kraft seines Ringes jeden bedrohten Ort mit einem sichern vertauschte; aber just dann bedurfte es einer ununterbrochenen Wachsamkeit. Wie, wenn ihn die Mörder im Schlaf überfielen? Und schlafen muß auch ein König, auch ein Besitzer von Zaubergaben! Der gemeinste seiner Unterthanen lebte sicherer als er. Nur in den Armen seiner Königin wagte er einzuschlafen, an Sicherheit glaubte er nur auf der Spanne Raum, wo sein Ehebett stand. Endlich verließ ihn auch diese Zuflucht.

Aus der Mitte der Unzufriedenen war ein Verführer aufgestanden, welcher die Königin selbst zu gewinnen wußte. Er stellte ihr vor, daß das Land nie mehr ruhig, der Adel nie mehr gehorsam werden würde, ohne die Aufopferung dieses Eindringlings. Er wußte Alles, was an Alimek wohlgefiel, nachzuahmen und zu überbieten, und jede Spur aus seiner rohern Hirtenzeit lächerlich oder verhaßt zu machen. Er bethörte vollständig das schwache Weib, er wurde ihr Herr, sie sein Werkzeug. Er bewaffnete ihre Hand mit dem Mörderdolch.

In einer Nacht geschah ein Dolchstoß nach Alimeks Herzen, daß er jach und schrecklich erwachte. Noch hatte er Zeit, durch die rettende Kraft seines Ringes sich hinwegzuversetzen, denn die Mörderhand war ungeübt und hatte gefehlt. Aber — es war die Hand seines Weibes! Sein Reich, sein Glück war dahin.

Und doch ist es süß, König zu sein, und süß ist die Rache! Noch wollte Alimek nicht Alles verloren geben.

Nachdem er mit der Streifwunde jener entſetzlichen Nacht und mit der tiefern ſeines Herzens eine Zeitlang herumgeirrt, war ſein Entſchluß gefaßt. Einen Gau ſeines Landes kannte er, welcher ihm ſtets Partei gehalten. Dorthin kehrte er zurück, von dort aus wollte er das Ganze wieder erobern.

Aber ſeine Feinde verführten ſein Volk, wie ſie ſein Weib verführt. Sie ſetzten einen Preis auf ſeinen Kopf und ein Verräther fand ſich, welcher den Preis verdiente. Alimek wurde ſeinen Feinden ausgeliefert und als ein Landfriedensbrecher zum Galgen geführt.

Auf der Galgenleiter endlich gab er ſein Reich und ſeine Rache auf. Es galt nur noch ſein Leben.

O wär' ich im glücklichen Arabien! rief er aus — und er war dort.

Abend war's. Er befand ſich am Fuße einer hohen Felswand in einer einſamen Gegend. Unter der Felswand rieſelte ein Quellfaden hervor, langſam, tropfenweiſe. Weiter abwärts, wo der Quell einige Bröſelchen Erdreich gefunden, ließ er ſchon Gras und Kräuter aufſprießen und der dankbare Raſen ſchützte wieder ihn ſelbſt vor Vertrocknung. Bald darauf wurzelten auch einige Bäume an ſeinem Rande, und endlich tiefer, wo ſein abſchüſſiger Lauf eine Ebene erreichte, hatten ihn fleißige Landleute in Rinnen zertheilt und das klug benutzte Waſſer ſpeiſte den ganzen Thalgrund. Dort unten lag eine Dorfſchaft verbreitet, ihr Minaret funkelte im Glanz des Abendhimmels und Fruchtpflanzungen hüllten ſie ein, welche den Ort ſehr anmuthig machten.

Alimek athmete auf. Sein Galgen in Indien, von Gesindel umheult, und diese stille Oase im glücklichen Arabien, war ein Contrait, welcher seinem Herzen wohlthat.

Inzwischen kam das Bächlein herauf im langsamen, beschaulichen Wandel ein Derwisch gepilgert. Die beiden Männer boten sich ihr „Friede sei mit Dir!“ woran sich weitere Worte knüpften.

Wohin des Wegs? fragte Alimek.

Ich mache meine dritte Reise nach Mekka. Ich habe mich am heißen Tag im Schatten jenes Orts aufgehalten, wo ich die Jugend in der Auslegung des heiligen Korans unterwies. In der Kühle des Abends setze ich meine Straße fort.

Mir wird sich's wohl umgekehrt fügen und ich nehme Nachtherberge bei den Bewohnern dieses Thals. Wohnt eine gute Art von Menschen da drunten?

Sie wohnen fern von der Welt und haben keine Bedürfnisse, als die ihr mäßiger Fleiß ihnen deckt. Bedürfnißlose Menschen sind immer gute.

Das ist ein Wort, bei welchem sich viel denken läßt, sagte Alimek ernst. Bedürfnißlose Menschen sind immer gute!

Alimek war sehr in der Stimmung, philosophische Betrachtungen anzustellen und der Derwisch war ein wandelndes Schatzkästlein von Weisheit. Es schien, als ob Krug und Brunnen zusammengekommen wären.

Bald saßen die Männer im Gespräch bis über die Ohren, denn Alimeks Herz war voll zum überfließen. Er

hätte ſeine Geſchichte den Steinen der Wüſte und den Geſtirnen des Himmels erzählt; was Wunder, daß er ſie dem feinen, lauſchenden Ohre ſeines weiſen Zuhörers ausplanderte?

Als er geendet hatte, ſagte der Derwiſch: Du ſcheinſt der Meinung zu ſein, lieber Sohn, neu und außerordentlich ſei, was Dir begegnet, denn Du ſprachſt mit Eifer und Aufregung. Aber tröſte Dich, es iſt das Gewöhnlichſte. Wer den Lauf der Welt und die Natur der Dinge wie ein alter wandernder Derwiſch kennt (der Scheich von Yemen pflegte zu ſagen: wer den Würfel von ſieben Seiten ſieht, — und er hat nur ſechſe, — aber unter der ſiebenten Seite verſtand er das Inwendige des Würfels), der hat in Deiner ganzen Geſchichte nichts gehört, als daß das Waſſer abwärts fließt und der Rauch aufwärts ſteigt und auch nicht ein Tüpfelchen war ihm neu. Was willſt Du? Sogar Deine Zauberdinge glaube ich zu kennen. Am Rothen Meere lebte ein alter hundertjähriger Derwiſch, welcher mir erzählte, daß ſein Großvater in einer Höhle des ſteinigen Arabiens dieſe Dinge weggelegt hat, als ein ſchlechtes, unnützes Geräth.

Alimek blickte groß auf.

Du verwunderſt Dich, ſagte der Derwiſch, und haſt es doch ſelbſt erlebt. So tief wurzelt im menſchlichen Herzen der Irrthum! Dein Ring und Dein Geldbeutel ſind ein Handwerkszeug; nicht mehr und nicht weniger werth, als Wurfſpieß und Bogen, womit ein Jäger auf die Jagd geht. Du haſt nichts erjagt, aber — Du biſt doch müde geworden! Und dem Müden ſchmeckt die Ruhe. Das iſt

die wirkliche Glückbeute des Lebens. Nicht Glück heißt das, was uns glücklich macht, sondern Ruhe.

Aber die Ruhe haben wir auch im Grabe.

Nur wissen wir nicht, daß wir sie haben. Aber die Ruhe zu wissen, zu empfinden, das ist Genuß. Der Einschlafende weiß und empfindet diese Ruhe und darum ist der Schlaf der köstlichste Abschluß jedes Tages, gleichviel, ob ihn ein König oder ein Bettler durchlebt hat, ob man einschläft vor einer Krönung oder vor einer Hinrichtung. Und weil der Schlaf das köstlichste Gut des Lebens ist, so macht sich der Weise den Schlaf auch am Tage. Ich meine, den Schlaf der Leidenschaften, den Schlaf der Begierden, den Schlaf der Wünsche.

Kann man das?

Man kann es, wenn man es lernt. Laß uns der Sache auf den Grund gehen, mein Sohn. Es gab einen Vogel, welcher dachte: ich habe zu wenig Federn, aber dort sitzt Einer, welcher mehr hat. In demselben Augenblick hatte der zweite Vogel das Nämliche gedacht, und nun geschah es, daß die beiden Vögel mit Schnäbeln und Krallen sich anfielen und sich einander die Federn ausrupften, bis sie nackt waren. In diesem Falle sind die Menschen, welche auf Glück ausgehen. Wenn ein Mensch nicht mit dem Glücke zufrieden ist, das er sich selbst geben kann, wer soll es ihm geben? Andere Menschen! Aber in der Gemeinschaft der Menschen erfährt er, daß es sich gar nicht ums Geben, sondern ums Nehmen handelt. Ehe die Andern zu seinem eigenen Glücke beitragen, beweisen

sie ihm auf tausendfältige Weise, daß er zu dem Ihrigen beitragen soll, beweisen es ihm so lieblos, so rücksichtslos, so räuberisch-unverschämt, daß jedes bessere Gefühl Schmerz und Ekel davonträgt und statt glücklich unglücklich wird. Er kehrt also zu sich selbst wieder zurück und hat entdeckt, was über die Natur des Glückes zu wissen übrig bleibt. Glück heißt Befriedigung von Wünschen und zwar volle Befriedigung von ziemlich hochgespannten Wünschen. Da aber Niemand uns dient, ohne daß wir auch ihm dienen, da kein Mensch uns als Zweck gelten läßt, sondern uns als Mittel zu seinem eigenen Zweck braucht, so erjagen wir das Glück selbst nie, denn wir haben so viel dafür zu bezahlen, was uns in unserer Natur, Gewohnheit, Bequemlichkeit stört, daß das Glück ununterbrochen zum Nicht-Glück wird. Wir kreuzen uns in der Befriedigung unserer Wünsche mit tausend unsichtbaren Linien von anderen Wünschen, bleiben daran hängen wie Rebhühner in den Schlingen und zappeln uns zu Tode. Wir sind wie ein Thor, welcher sich den ganzen Tag auf dem Markte herumtreibt und niemals den Marktpreis kennen lernt. Er hat Vormittag gekauft, was Nachmittag nur den dritten Theil werth ist, er hat heute gekauft, was morgen gar nichts werth ist.

O, wie wahr sprichst Du! antwortete Atimek. Ich wollte mir Kriegsruhm erwerben und benutzte dazu das türkische Heer; aber der Großsultan benutzte mich, um den Schah von Persien zu schlagen, und als ich einen Fehler machte, erwürgte er mich. Das Königreich Nepal

benutzte mich, um den Drachen zu tödten, aber als ich das Königreich Nepal benutzen wollte, um meinen Durst nach Grütze zu stillen, schleppten sie mich an den Galgen. Fahre fort, ehrwürdiger Mann, Du weißt Alles, was Menschen zu hören nöthig und heilsam ist.

Der Derwisch fuhr fort: Du siehst also, daß das Glück kein Geschenk ist, sondern ein Tauschgeschäft, und bei dem Tausch werden wir meistens betrogen. Wir müssen sogar betrogen werden und wir verdienen es auch, betrogen zu werden, weil wir ja selbst auf Betrug ausgehen, was sich jeder Ernstliche eingestehen wird. Um aber die Welt nicht schwärzer zu malen als sie ist, so dürfen wir bei dieser Betrachtung nicht stehen bleiben, sondern werden mit einer Art von Milde, ja Heiterkeit anerkennen, daß dieser Kampf Aller gegen Alle weit weniger die Bosheit und Wildheit unserer Herzen zum Grund hat, als vielmehr die Eitelkeit. Indem wir einander die Genußmittel streitig machen, uns einander dienstbar machen, sie herbeizuschaffen, und wenn wir sie haben, sie gegen Andere zu behaupten und zu vertheidigen, geschieht das Alles zwar aus wirklicher Liebe zum Genuß, aber gewiß spielt dabei auch die Eitelkeit mit, unsere Talente zu zeigen, den Anderen zu beweisen, daß wir an Verstand oder Macht es ihnen zuvorthun können, kurz, daß wir gescheidter, fähiger, kräftiger, mit einem Worte, mehr sind als sie. Daher denn auch jener feine Zug von Lächerlichkeit, welcher den Glücksjägern anhaftet und welchen wir uns nicht zu erklären wüßten, wenn es nicht eben die Lächerlichkeit wäre, welche der Eitelkeit

anhaftet. Eine Probe, daß dieſe Meinung das Richtige iſt, glaube ich darin zu erkennen, daß ein Menſch herzliches Bedauern findet, wenn er die natürlichen und wirklichen Glücksgüter verliert, z. B. ſeine Geſundheit, ſein Kind; verliert er aber die eingebildeten und von ihm ſelbſt erjagten Glücksgüter, ſo iſt die gewöhnliche Empfindung nur Schadenfreude, und Jeder lacht ſich in's Fäuſtchen, wie man zu ſagen pflegt.

Sehr wahr, ſehr wahr! rief Alimet; Du biſt ein Karfunkel von Licht und Klarheit.

Das allein, fuhr der Derwiſch fort, müßte den Tugendhaften abhalten, das Glück der Welt zu begehren. Er muß in ſeinem Gewiſſen ſtets unruhig ſein, ob er es nicht begehrt aus Eitelkeit und Selbſtüberhebung, ob es nicht ein Theil ſeines Glückes iſt, Andere zu demüthigen und zu kränken. Aber ſelbſt wenn er ſich frei wüßte von dieſen Regungen, ſo muß er in ſeinem Gewiſſen ſtets unruhig ſein, ob er nicht Neid und Eiferſucht bei Anderen erweckt und durch das Beiſpiel ſeines Glücks ſie verdirbt, auch wenn er ſelbſt reinen und unſchuldigen Herzens iſt. Und könnte ein Glück ihn erfreuen, von dem er nie ſicher iſt, ob es ſeinen Nächſten nicht unglücklich, vielleicht ſogar böſe und gottlos macht? So weiß der Fromme ſchon durch ſein Herz, was der Denkende durch ſein Nachdenken weiß: dieſer, daß Glück nicht möglich, jener, daß Glück nicht wünſchenswerth iſt. Beide treffen zuſammen, hier wie überall, denn der Weiſe iſt immer ein Heiliger und der Heilige immer ein Weiſer.

Du nennſt Dich ſelbſt, ſagte Alimek, indem er den Derwiſch mit Begeiſterung umarmte. Du biſt der Weiſe, Du der Heilige!

Dein Beifall beſchämt mich, erwiederte der Derwiſch, denn noch habe ich nicht mein letztes, vielleicht darf ich ſagen, mein beſtes Wort geſprochen.

O, ſpricht, ſpricht! Deine Worte ſind Honig und Balſam. Ich könnte Dir mein Leben lang zuhören!

Ich habe das Glück nicht geleugnet, fuhr der Derwiſch fort, ſondern geſagt, daß wir es bei uns ſelbſt, in unſerer Gemüthsruhe ſuchen ſollen, nicht in der Gemeinſchaft mit Menſchen, den Menſchen zum Trotz oder zum Leid. Laß mich nun ſagen, mein Sohn, ſo traurig hat Gott die Welt doch nicht beſtellt, daß er Jeden auf ſein armes, vereinzeltes Ich anweiſen wollte, ſondern es giebt auch in der Gemeinſchaft mit Menſchen ein Glück — nämlich das Glück der Liebe. Aber dazu bedarf es am wenigſten eines Zaubers. Iſt ſie doch ſelbſt der größte Zauber, worin Gott ſeine Allmacht verkündet, ein Zauber, wie die reine Luft, die wir athmen, das ſüße Licht, das uns die Welt beleuchtet, das friſche Quellwaſſer, das den Durſtigen labt, oder wie der Saft der Frucht, der uns ſättigt und außer der Sättigung, die ein gemeinſames Bedürfniß iſt, zugleich einen Wohlgeſchmack giebt, ein unbegreifliches, erfreuliches Wunder. Aber ſollte ein Menſch verlangen, daß er mehr Luft athmen könne, als ein Anderer? oder daß ihm der Trunk noch friſcher, das Licht noch lichter, die Frucht noch ſüßer ſei, als allen übrigen Menſchen? Vor dem Beſten

und Schönſten, das Gott der Welt giebt, ſind wir Alle gleich, und auf Gleichheit zumal iſt die Liebe gegründet, dieſes einzig wirkliche Menſchenglück. Aus dieſer Gleichheit nun haben Deine unſeligen Zaubergaben Dich herausgeriſſen, ſie haben Dich ungleich gemacht mit allen übrigen Erdenkindern. Wundere Dich nicht, daß Du, anſtatt glücklicher, unglücklicher warſt als ſie. Der Sklavenmarkt von Conſtantinopel hat Dir die ſchönſten Weiber der Erde geliefert, aber Du ſuchteſt nicht ihre Liebe. Dein Zauberbeutel kaufte Dir Täuſchung und Langeweile. Die Königin von Nepal liebteſt Du wirklich und ſie Dich, aber Dein Verdienſt um ſie war auf Zauberei gegründet, und das ganze Land ruhte und raſtete nicht, als bis es Dich ausgeſtoßen und ſein Gleichgewicht wieder hergeſtellt hatte. Es giebt kein Glück, das von der Natur ſich entfernt. Wer es beſſer will, findet es ſchlechter. Das iſt heute wie morgen wahr und wird zu aller Zeit wahr ſein. Dieſe Lehre enthält Deine Geſchichte, welche nur kurz iſt, aber in demſelben Kreiſe von Täuſchungen könnte ſie ſich noch lange bewegen. Merkwürdig und mit nichts zu vergleichen, was Menſchen erleben können, hat mir in dieſem Sinne ſtets die Geſchichte geſchienen, welche mir mein Freund, der alte, hundertjährige Derwiſch am Rothen Meere von ſeinem Großvater erzählt hat. In dieſer Geſchichte ſpielen Zaubermittel, welche entweder die Deinigen ſelbſt oder den Deinigen ähnlich ſind. Den heiligen Koran ausgenommen, giebt es vielleicht keine Kunde unter den Menſchen, welche ſo viel von den Geheimniſſen der göttlichen Verſehung

offenbarte. Ich halte es für mein Amt, die Kunde dieser Geſchichte unter den Gläubigen auszubreiten. Auch Dir will ich ſie mittheilen, weil Gott Dich geſegnet hat, daß Dein Ohr den Lehren der Weisheit offen iſt. Willſt Du ſie hören?

Mit den Schatten der Nacht hatte ſich auf Alimeks Augen der Schlaf geſenkt, denn ſeine Lebensgeiſter waren müde. Aber tief klangen ihm die wohlredenden Worte des weiſen Mannes, und er bat ihn begierig, ſeine Geſchichte zu erzählen. Er glaubte, ſich an ihr wach zu erhalten, und merkte nicht, daß ſie ſeinen Schlaf noch eher beförderte. Eine Zeitlang hörte er aufmerkſam zu, dann aber ſiegte die ſtärkere Natur und er ſchlief ein wie ein Kind, das von einem Ammenmärchen eingelullt wird.

Er ſchlief die ganze Nacht. Als er erwachte ſtand ſchon die Sonne am Himmel. Jach ſprang er auf. Er ſah ſich nach dem Derwiſch um, aber der Derwiſch war fort. Und ſiehe — auch der Zauberring an ſeinem Finger war fort, auch der Zauberbeutel war fort, den er am Herzen trug, und die Schnur, woran er ihn trug, war mit einem ſcharfen Meſſer entzwei geſchnitten.

Alimek ſtand erſtarrt. Er wußte nicht, wachte er ſchon oder träumte es ihm — daß ihn der Derwiſch beraubt hatte!

Eine Minute lang vergingen ihm alle Sinne. Dann ſchlug er ein Lachen auf, daß es grell an der Felswand zurückhallte, und im ſchauerlichen Lachen rief er in die Wüſte hinaus: Ich danke Dir, edler Derwiſch! Lehrreich waren

Deine Worte, aber noch lehrreicher iſt Deine That. Ja, Du haſt Recht! Alles iſt eitel — ſogar die Weisheit, welche gegen die Eitelkeit predigt!

Und Alimek ging in das Daſenderf hinab, verdingte ſich einem Landmann als Knecht, gewann die Liebe ſeiner Tochter, wurde ihr Gatte und wurde ein zufriedener Bauer des Feldes

Wilhelm Hermann's Buchdruckerei in Berlin.